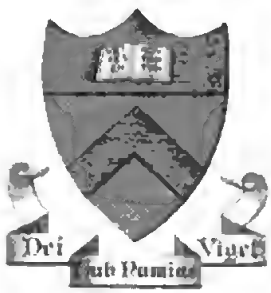
32101 064054776

Digitized by Google

1902
B
ANNEX LIB.
b.
Library of



Princeton University.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

25 III
1/25

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

September.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

CHEMNITZ REAL GYMNASIUM

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den streng-wissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur bewerken, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Gedichte eines Autodidakten. 215.
Die Krone von Helgoland. 218.
Auferstehung des Gedichts. 225.
Glückliches Finden. 227.
Mohamudgara, aus dem Sanskrit, von Hirzel. 230.
Lieder von Karl Mayer. 231.
Der Herbst und die Naturforscher. 232.
Homonyme: Römer. 214.
Räthsel: Das Ohr. 220. — Naturforscher. 226. — Das Kinn mit und ohne Bart. 232.

Erzählungen.

Ein Bild aus der Wüste. 211—214.
Mutterliebe. 228—231.

Länder- und Völkerkunde.

Blicke auf Südtyrol. 209. 210. 211.

Reisen.

Briefe aus Schlesien. 224—229.

Naturgeschichtliches.

Noch ein Blick in Warwick's neues Schattenspiel. 212.
Ueber die geognostische Verbreitung der Gewächse. 214—218.
Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere. 231—234.
Ueber den Erdmagnetismus. 233. 234.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Zeitbilder aus Paris. 209.
Mistreß Trollope über Deutschland. 210. 216.
Historische Aufklärungen über die Entwendung und Wiederherbeischaffung der französischen Krondiamanten. 213.
Philosophie, Despotismus und Rhetorik, von K. Gutzkow. 217—223.
Der Pariser in Wien. 219. 220. 221.
Wanderungen in Altgermanien. 222.
Montfaucon bei Paris. 225—227.

Korrespondenz.

Stuttgart. 209. — Genf. 210. 211. 212. 224. 222. 223. 224. — Paris. 210. 211. 215. 216. 217. 218. — Dresden. 213. 214. 215. 216. 217. — Marseille. 219. 220. 221. — Clermont. 225. 226. 233. 234. — London. 227. 228. 229. 230. — Heidelberg. 228. 229. 230. 231. 232. 233. 234.

Kunst-Blatt.

Nro. 70.

Düsseldorfer Kunstbericht. — Literatur. Kurzgefaßte Kunstgeographie von Europa für Künstler und Kunstfreunde, den Reisenden ein Leitfaden zur Kenntniß berühmter Werke

(RECAP) 834637

der bildenden Künste nach ihrer Oertlichkeit, entworfen von Th. Kruse. — Aphorismen. — Alterthümer.

Nro. 71.

Düsseldorfer Kunstbericht. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Correggio's heil. Franziskus, gestochen von P. Luy. — Malerei.

Nro. 72.

Düsseldorfer Kunstbericht. (Forts.) — Neue Kupferstiche. Il Suonatore di Violino, dal celebre Quadro di Raffaelio d'Urbino, esistente nella Galeria Sciarra a Roma, inciso da Giacomo Felsing a Darmstadt. — Aphorismen. Bauwerke. — Denkmäler.

Nro. 73.

Neue Kupferstiche. 1) St. Vincent de Paula, prêchant devant la cour de Louis XIII. pour les enfans abandonnés. Peint par P. Delaroche, gravé par Z. Prévost. — 2) Les Moissonneurs dans les marais pontins etc. — 3) Erinnerungsblatt für Freunde Muggendorfs und dessen Umgebungen, nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Wißner. — Düsseldorfer Kunstbericht. (Schluß.) — Aphorismen. — Denkmäler.

Nro. 74.

Kunstschau in Leipzig während der Ostermesse 1834. — Handzeichnungen. Lithographirte Kopien und Originals Handzeichnungen berühmter alter Meister, herausgegeben von L. Förster. — Aphorismen. — Denkmäler. — Zeichnende Künste. — Gemälde.

Nro. 75.

Kunstschau in Leipzig. (Forts.) — Verständigung. — Literatur. Ueber niederländische Kunst, oder biographische technische Nachrichten von den vorzüglichsten Meistern in der Zeichnungskunst und Malerei in den vereinigten Niederlanden. Aus den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von Lit. A. C. Nilson. — Plastik. — Akademien und Vereine. Medaillenkunde. — Alterthümer.

Nro. 76.

Kunstschau in Leipzig. (Forts.) — Verständigung. (Forts.) — Alterthümer.

Nro. 77.

Verständigung. (Forts.) — Kunstschau in Leipzig. (Schluß.) — Aphorismen. — Alterthümer.

Nro. 78.

Verständigung. (Schluß.) — Altdeutsche Kunst. Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale, von Dr. Müller. — Aphorismen. — Alterthümer.

Literatur-Blatt.

Nro. 89.

Griechische Geschichte. 1) De l'État actuel de la Grèce at des moyens d'arriver à la restauration, p. Thiersch.

Nro. 90.

Griechische Geschichte. 2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von Zinkeisen. — 3) Histoire de la Grèce moderne, p. J. Riso Nerulos.

Nro. 91.

Griechische Geschichte. 2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage, von Zinkeisen. — 3) Histoire de la Grèce moderne, p. J. Riso Nerulos. (Schluß.) — Vermischte Schriften. Beiträge zur Urgeschichte einiger Erfindungen, von Kohl.

Nro. 92.

Römische Geschichte. 1) Römische Grundverfassung von Hüllmann. — 2) Versuch über die römischen Plebejer der ältesten Zeit. Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats, bearbeitet von Dr. Sträffer.

Nro. 93.

Werke über Südamerika. 1) Drei Berichte des General-Capitäns von Neu-Spanien, Don Fernando Cortez an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersezt, mit Vorwort und Anmerkungen von Dr. Koppe. — 2) Geschichte der Revolution des spanischen Amerikas von 1808—1823, vom Obersten von Schepeter. — 3) Darstellung der Geschichte des Freiheitskampfs im spanischen und portugiesischen Amerika, von P. v. Kobbe. — Römische Geschichte. 3) Des Prokopius von Cäsara Geschichte unserer Zeit. Uebersezt und mit Erläuterungen versehen von Prof. Dr. Kanngießer. — 4) Die Weltanschauung des Tacitus, von Dr. Hoffmeister.

Nro. 94.

Werke über Südamerika. 4) Bolivars Denkwürdigkeiten, herausgeg. von seinem General-Adjutanten Ducoudrays Holstein. Deutsch bearbeitet von Dr. Röding.

Nro. 95.

Lyrische Dichtkunst. 1) Finnische Runen. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. v. Schröter, herausgegeben von G. H. v. Schröter. — Bitte.

Nro. 96.

Lyrische Dichtkunst. 1) Finnische Runen. (Schluß.) — 2) Romanzen von A. Kahlert.

Nro. 97.

Lyrische Dichtkunst. 3) Geschichtliche Gesänge der Polen, von J. U. Niemcewicz, metrisch bearbeitet von Franz Frhrn. Gaudy. — 4) Esquisses poétiques par X. Marmier. 5) Nouvelles Esquisses poétiques, von Demselben. — 6) Feuilles volantes, souvenir d'Allemagne, von Demselben.

Nro. 98.

Lyrische Dichtkunst. 7) Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835, herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. — 8) Lieder und Elegien von L. Pape. — Vermischte Schriften. Kaspar Hauser, in physiologischen, psychologischen und pathogenisch-pathologischen Untersuchungen beurtheilt von Dr. Zimmermann.

Nro. 99.

Lyrische Dichtkunst. 9) Gedichte von E. Ferrand. — 10) Gedichte von Otto Weber. — 11) Schildsagen, von Franz Frhrn. Gaudy.

Digitized by Google

№ 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. September 1834.

Als Gott den Pariser schuf, sprach er: sey neugierig und laß dich betrügen von Jedermann; du sollst Alles bewundern und nichts unglaublich finden.

Lesage.

Zeitbilder aus Paris.

Von G. B. Depping.

Die Badauds und die Aeronauten.

Schon seit langer Zeit haben die Pariser den Zunamen Badauds, Gaffer, und verdienen ihn in vollem Maße; denn Alles, was ihnen neu ist, schauen sie mit Verwunderung an, und wer ihre Aufmerksamkeit fesseln will, braucht nur etwas Sonderbares zu erfinden. Zwar ist die Volksmenge, worunter ich indessen die Höchsten so gut wie die Niedrigsten begreife, überall so, und der Mensch ist nun einmal mit einer reichlichen Dosis von Neugierde zur Welt gekommen. Da der Pariser aber viel lebhafter ist, als der Bewohner mancher andern großen Stadt, und seine Phantasie ungemein reizbar, so äußert sich seine Neugierde auch auf auffallende Weise. Die ganze Kunst derjenigen, welche in dieser Hauptstadt schnell ihr Glück machen wollen, besteht daher auch darin, daß sie die Neugierde durch eine außerordentliche Ankündigung in Anspruch nehmen, und gelingt es ihnen, zum Tagesgespräche zu werden und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so sind sie geborgen; sie bringen ihre Waare an den Mann und ihre Marktschreierei wird erst hinterdrein entdeckt, wenn sie ihren Lohn dafür schon eingestrichen haben. Man sollte glauben, endlich müssen den Parisern doch die Augen aufgehen und die Plane der Marktschreier an ihrer Vorsicht scheitern; aber nein, es werden ihnen zu viele Schlingen gelegt, und wenn sie auch einem Dutzend entgehen, so fallen sie doch in die dreizehnte oder vierzehnte. Auch ist ein Unfall hier bald vergessen, und wenn man heute über den spanischen Staatsbankerott wüthet, leiht man morgen den geldbedürftigen Staaten wieder seine Kapitalien und sezt sich derselben Gefahr aus.

An einer Straßenecke sah ich in diesen Tagen einen wandelnden Krämer, der an seine tragbare Bude einen großen Zettel mit den Worten: Plus de rasoirs, plus de savon! (keine Scheermesser, keine Seife mehr!) angeheftet hatte, und viereckige weiße Pasten verkaufte, welche Scheermesser und Seife ersetzen sollten. Da mag denn mancher Pariser denken: „das Bartscheeren ist eine lästige Sache; ich kaufe mir eine solche Paste und mache damit das Geschäft in einer Minute ab; die Wissenschaften und Künste haben ja in der lezten Zeit so große Fortschritte gemacht, somit ist es ja ganz natürlich, daß man auch ein Mittel aufgefunden hat, das langsame Bartscheeren zu ersetzen. Ich kaufe eine Paste und lobe mir den Erfindungsgeist unserer Zeit.“ Wahrscheinlich wird es ihm mit dieser Paste gehen, wie jenem Engländer, welcher vor einem oder zwei Jahren in den

Digitized by Google

Zeitungen ankündigte, Kalk sey ein vortreffliches Mittel, um den Bart los zu werden, aber einige Tage darauf ein Postscriptum in die Zeitungen setzte, des Inhalts, den Bart vertilge der Kalk allerdings, aber die Haut richte er auch zu Grunde. Der Pariser läßt also nach dem ersten Versuche seine weiße Paste liegen und nimmt sein altes Scheermesser wieder zur Hand.

Da es diesen Sommer entsetzlich heiß ist, so sieht er mit Vergnügen aus den Zeitungen und Anschlagzetteln, daß man ein außerordentlich kühlendes Getränk gefunden habe, welches Theodrome heiße. Solch ein gelehrter Name, denkt er, kann nur einem vortrefflichen Getränke beigelegt werden, und kauft ziemlich theuer eine Flasche Theodrome, findet aber beim ersten Versuch, daß er viel wohlfeiler ein eben so kühlendes Getränk hätte selbst verfertigen können, und daß der gelehrte Name einer unbedeutenden Flüssigkeit zum Aushängeschilde dient. Er verspricht sich, künftighin sich durch gelehrte Namen nicht mehr so leicht täuschen zu lassen. Aber nun sieht er große Aushängebogen, des Inhalts: navire aérien, l'aigle, pour des voyages de long cours. Potz tausend! ruft er entzückt, schon längst habe ich gedacht, man werde endlich so weit kommen, mit Luftschiffen große Reisen zu unternehmen. Nun ist es endlich gefunden, das lang gesuchte Geheimniß. Das Aufsteigen des Luftschiffes der Adler darf ich durchaus nicht versäumen, es kostet ja nur einen Franken. Gewiß wird man mich Sonntag den 17ten August um zwei Uhr Nachmittags auf dem Marsfelde erblicken. — Wenn nun zehntausend solcher Badauds also sprechen oder denken, so kann man denken, ob es voll wird auf dem Schauplatze. Natürlich unterlassen die Unternehmer außerordentlicher Dinge nie, die Backen voll zu nehmen und ihr Lob in den Zeitungen ausposaunen zu lassen. So verhielt es sich denn auch mit dem Vorhaben einer großen Luftreise nach England, wovon schon seit einem Monate und länger stark gesprochen wurde. Man fand es ganz natürlich, daß man vermittelst eines großen Luftballons in Gestalt eines Fisches durch die Lüfte segeln könne; man brauche ja nur, hieß es, die günstigen Strömungen in der Luft aufzusuchen, um sich nach Belieben weit forttragen zu lassen; und um diese Strömungen aufzufinden, sey nur ein Zubehör erforderlich, vermittelst dessen man die Luft des Ballons ein- oder auslassen könne, um durch diese Vorkehrung aufzusteigen oder niederzusinken, Alles ad libitum. Einige Halbgelehrte hatten sich in die Unternehmung gemischt und wußten der Sache ein vornehmes Ansehen zu geben. Sie wollten zwar nicht nach England segeln, sagten sie, wofern nicht ein günstiger Wind sie dahintriebe, sondern sie wollten physikalische Versuche in der Luft anstellen; es waren ihrer siebzehn, die alle in einem Luftschiffe aufsahen und Gott weiß wo in der Welt landen wollten. Man konnte die Leute täglich für einen Franken arbeiten sehen; sie schwitzten, daß es ein Jammer anzusehen war; allein was thut man nicht der Fortschritte in der Luftschifferei halber? Wie lustig wäre es, wenn man trotz aller Mauthen, Censuren und Gensdarmen plötzlich in ein fremdes Land hinabsinken und es mit fremden Waaren, Schriften, Journalen beschenken könnte! Es war so viel darüber in den Zeitungen geschrieben worden, daß am Sonntag den 17ten August halb Paris oder doch ein Viertel der Volksmenge überzeugt war, es werde gehen. Vier-und-zwanzig Grad Hitze und Staubwolken waren nicht im Stande, die Pariser abzuhalten, nach dem Marsfelde zu wandern, um die siebzehn Abenteurer aufsahren zu sehen. Ein Herr Ajasson de Grand-Sagne, der mitfahren sollte, hatte sogar die Güte, das Publikum zu benachrichtigen, daß man, im Falle ihnen ein Unglück begegnete, man doch die Barometer mit der Bezeichnung des in der Höhe beobachteten Luftstandes wieder finden werde. Es scheint, er hielt die Menschen für gebrechlicher als Barometer. Je näher der Augenblick kam, desto bescheidener wurden die Herrn Luftschiffer; in Kurzem sollte das Schauspiel beginnen, als der Ballon zerplatzte und dem Dinge ein Ende machte. Erst jetzt sah man die Unvorsichtigkeit der Leute ein, welche zu siebzehn Leib und Seele nebst einem großen Boote einem elenden Ballon von überfirnißtem Taffet hatten übergeben wollen. Wäre das Zerplatzen eine Stunde später geschehen, keiner der siebzehn wäre wieder lebendig auf die Erde gekommen, und den Barometern wäre es nicht besser gegangen. Weg waren nun alle gelehrten Raisonnements in den Zeitungen; ein einziger Umstand hatte den Pariser die Augen geöffnet; sie wußten nun, daß das Ganze ein sinnloses Unternehmen gewesen sey. Zwar behaupteten die Unternehmer, ein bloßer Zufall sey Schuld am Verunglücken des Plans, ein Seil habe nämlich den Ballon zerrissen. Die Pariser muthmaßten aber, die Unternehmer haben selbst den Zufall veranlaßt, weil sie zuletzt doch die Thorheit ihres Plans eingesehen. Nun gibt es in Paris gewisse Traditionen, denen das Pariser Volk getreu bleibt. So z. B. wenn auf dem Marsfelde ein Luftballon verunglückt, was von Zeit zu Zeit geschieht, pflegt sich das Volk an dem Ballon zu rächen und ihn in Stücke zu reißen; das geschah denn auch diesmal nach tödtlichem Herkommen. Auch die Polizei beobachtet pünktlich einen alten Gebrauch: bei einem so verunglückten Versuche nämlich legt sie sogleich Beschlag auf die Kasse, um das Geld den Armen zuzuwenden. Ich stelle mir vor, der Polizeikommissär des Stadtviertels, in welchem das Marsfeld liegt, ruft am Morgen einer solchen Ascension zwei Polizeisergeanten herbei und spricht also zu ihnen:

Digitized by Google

„Da sind wieder Narren, welche in den Lüften fliegen wollen, und die gewiß wieder dumme Streiche machen wie ihre Vorgänger. Stellt Euch also an die Kasse, und sobald Ihr seht, daß das Volk sich über den Ballon her macht, so macht Euch über die Einnahme her und schleppt sie weg, aus Barmherzigkeit für die Armen. Gott wird es Euch vergelten und die Polizei gibt Euch doppelten Taglohn!“

Blicke auf Südtyrol.

II.

Wenn man von Tyrols Einwohnern sprechen hört, so wird darunter fast immer ausschließlich der Bauer verstanden, als ob in den Städten nicht auch Tyroler wohnten. Wahr ist es, daß auch ein großer Theil der Bürger Landwirthschaft treibt, und daß Bauer hier zu Lande ein Ehrenname ist, der allemal der Erste bedeutet. Zwischen den eigentlichen Bauern und den Stadtbewohnern herrscht jedoch eine immerwährende Spannung. Jener begreift unter der Benennung „die Herren“ Alles, was einen Rock trägt, mithin nicht auf bäuerische Weise gekleidet ist. Im innersten Herzen nährt er einen Groll gegen diese, der sich bei kleinlichen Anlässen so oft komisch, als bei wichtigern ernster kundgibt. Will ein sogenannter Herr in der Kirche oder an einem andern Orte sich durch einen Haufen von Landleuten drängen, so kann er darauf gefaßt seyn, daß diese sich mit aller Kraft dagegen stemmen werden, und daß es ihm nur gelingen wird, wenn er zu gleich groben Hülfsmitteln seine Zuflucht nimmt, und mit den Ellenbogen in diese lebendige Mauer eine Bresche zu drücken sucht. Diese Feindschaft ist alt und wurzelt tief. Die Sitten der Herren sind dem Bauer besonders verhaßt. Obgleich er selbst nichts weniger als keusch ist, so hat er doch seine eigenen Begriffe von Zucht. Die Freiheiten, die sich die Herren öffentlich gegen die Frauen erlauben, erscheinen ihm mit Recht verabscheuungswürdig. In ernsten Zeiten nahm diese Spaltung einen andern Charakter an. Während des lezten Aufstandes wuchs das Mißtrauen und die Gehässigkeit zu einer außerordentlichen Höhe. Die Bauern, oder der Landsturm, waren für die Herren furchtbarere Gäste, als Franzosen und Bayern. Mit scheuer Angst blickte man nach den Stadtthoren und andern öffentlichen Gebäuden, wo die blaue Decke und der Doppeladler stets wechselten, um zu erfahren, welchem Oberherrn man heute angehöre. Man schwebte in steter Furcht, sich verdächtig zu machen, und wie wenig gehörte dazu, bei den Bauern diesen Argwohn zu erregen! Oft erschien ein Haufe und verlangte, daß der Herr Haus und Hof verlasse, um ihn anzuführen; zugleich sollte er aber auch die Löhnung zahlen und für Alles einstehen. Wurde dies nicht unbedingt angenommen, so konnte man sich als Gefangenen behandelt sehen und als Landesverräther vom Standrecht sprechen hören. Bürger und Beamte wurden von ihren Familien gerissen und lebten in steter Furcht in engen, dumpfigen Zimmern, von einem rasenden Bauernhaufen bewacht, der sich bei Wein und Schmaus gütlich that. Während die Gefangenen hungern und dürsten mußten, hörten sie, wie die draußen von ihrem Gute schwelgten und ihnen höhnend zuriefen: „Sie sollen sich nur bereit halten, nach dem Essen werde man sie zum Ziele wählen und die Büchsen einmal probiren.“ Allerdings entstand diese ungemeine Aufregung nur aus Liebe zum Vaterlande, zum alten Regentenhause und zur Geistlichkeit, was hier mit Religiosität wohl gleichbedeutend ist. Der Einfluß, den die Geistlichen üben, ist unbegrenzt. Eine Haupttriebfeder der lezten Insurrektion war die Aufhebung der Klöster und die Beschränkungen, welche die Kirche zu befahren hatte. Dem Geistlichen wird, wo er sich blicken läßt, die höchste Achtung gezollt; der Bauer läßt es bei dem gewöhnlichen Gruße nicht bewenden, sondern er küßt ihm die Hand, wo er ihm begegnet. Gelangt Jemand aus einer Bauernfamilie zu den Priesterweihen, so ist es für alle Mitglieder derselben das höchste Glück; sie betrachten aber den heiligen Mann, der aus ihrer Mitte hervorging, nicht mehr als Ihresgleichen. Die Geschwister nennen ihn fortan nur „Sie“ und „hochwürdigster Herr Bruder,“ und Freude leuchtet aus ihren Blicken, wenn sie seiner ansichtig werden. Ein junger Geistlicher, der nach seiner ersten Messe die Schwelle seiner Eltern und Verwandten betritt, wird von diesen knieend empfangen, indem er ihnen den Segen spendet. Es widerstreben jedoch die jungen Leute, trotz aller dieser Ehrenbezeugungen, häufig dem Wunsche ihrer Angehörigen, und man hat Beispiele, daß in dem Augenblicke, wo sie die Weihen empfangen sollten, sie sich eines Andern besannen, zum großen Aerger ihrer Verwandten. Wie oft Männer aus den niedrigsten Ständen sich zu den höchsten geistlichen Würden erhoben, ist bekannt, und auch hier waren die fürstlichen Bischofsitze von Brixen und Trient, ohne Rücksicht auf früher angeerbten Rang, den Würdigsten verliehen worden. Wir nennen hier vor Allen den wahrhaft hochwürdigen Fürstbischof von Trient, Luschin, eines Landmanns Sohn aus Kärnthen, ernannten Erzbischof von Lemberg, und Tschiderer, aus einer ehrenwerthen Familie in Botzen, Weihbischof von Feldkirch, der ihm zum Nachfolger bestimmt ist. — Daß es bei einem solchen Volke nicht an Feiertagen und

Digitized by Google

Prozessionen fehlt, darf nicht erst versichert werden. Manchmal füllen die sogenannten Halbfeiertage fast die ganze Woche, wo man die Bauern immer im Sonntagsstaate in der Stadt antreffen kann, wie z. B. vom 20sten bis 26sten Juli, wo Margaretha, Maria Magdalena, Jakobus und Anna sich unmittelbar ablösen. Auch bemerkt man schöne, das Gebirgsvolk besonders charakterisirende Feierlichkeiten. Auf unwegsamen, steilen Pfaden steigen sie zu einsamen Bergkuppen empor, und feiern dort in verlassenen Kirchen ihrem Schutzheiligen ein Fest. Oft tragen sie ihn selbst, die Paramente und alles zum Gottesdienst Erforderliche in den üdlichen Gebirgskraren hinauf, und ein solcher „Heiliger in der Kraren" ist in ihren Augen nicht minderer Andacht werth, als ein mit Pracht und Glanz umgebener. Nach einem hohen Joche gen Saruthal hin findet eine solche Prozession statt, wo in einer uralten Kirche, die früher — der Sage nach — ein heidnischer Tempel gewesen seyn soll, dem in der Kraren hinaufgetragenen heiligen Oswald ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird. Als im vorigen Jahr ein nervenschwaches Mädchen im Dorfe Kaltern einen geringen Grad von Somnambulismus zeigte, bemächtigten sich ihrer einige Geistliche, die an ihrem Lager beteten, und gleich wurde eine Heilige von Kaltern, la Santa di Caldera, daraus, zu welcher Tausende wallfahrteten. Die Heilige war kein Wunderdoktor etwa, zu denen man auch wohl im aufgeklärten Sachsen zieht, keine Seherin von Prevorst oder dergleichen, die Heilige kurirte nicht, noch konversirte sie mit Gespenstern, sie lag ruhig im Bette, und ihre einzige übernatürliche Wissenschaft bestand darin, daß sie genau wußte, wann die Wandlung während der Messe in der dortigen Kirche eintrat, dann warf sie sich empor, kniete, faltete die Hände, und that dies so lange bis die Messe geendigt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, August.

Im Berliner Geselischafter, Tagestafel, Nr. 88, 1834, ist zu lesen:

„Herr Seydelmann, Hofschauspieler in Stuttgart, hat in Berlin gastiren wollen, that es aber nicht, sondern gastirte in Frankfurt a. M. Er gefiel dort, und einige Referenten erheben ihn sogar über seine todten Kollegen. Ueber die jezt lebenden erhebt er sich allerdings selbst, wenn wir von seinem Zeitungsruhm auch nur das Mäßige glauben; aber — warum kam er nicht nach Berlin? Hier, wo Iffland und Devrient standen, wäre der Ort, wo er sich zu zeigen hat, wenn wir glauben sollen, daß er höher steht, als sogar die seligen Mimen, die vor ihm glänzten im gleichen Rollenfach, und ihm kommt dabei immer noch zu gut, daß — nach des großen Dichters Ausspruch — der Lebende Recht hat."

Daß ich schon zweimal zu Gastrollen auf der königlichen Bühne in Berlin erwartet worden und nicht gekommen bin, ist wahr. Das erstemal blieb ich aus, weil Herr Graf von Redern selbst mir abrieth, zu kommen, indem Fräulein Sontag, damals von Paris zurückgekehrt, die Berliner Kunstfreunde so vollkommen beschäftige, daß in gleicher Zeit ein Interesse für irgend einen Schauspieler nicht wohl zu erwarten sey. (Ich fühle mich dem Herrn Grafen für diesen Beweis von zarter Aufmerksamkeit fortwährend zum innigsten Danke verpflichtet.) — Das zweitemal erwartete die königliche Intendanz mich im März dieses Jahres. Gerüstet zur Abreise von Frankfurt nach Berlin, erhielt ich nachstehendes Schreiben:

Die königlich würtembergische Hoftheater-Intendanz sieht sich veranlaßt, den Regisseur Herrn Seydelmann hiedurch aufzufordern, seine Rückkehr nach Stuttgart so zu beschleunigen, daß er Anfangs der Charwoche bestimmt hier eintreffen kann. Stuttgart, am 16ten März 1834.

(gez.) Graf Leutrum-Ertingen.

Somit ist die Erklärung meines bisherigen Ausbleibens denen, die sich freundlichst darum bekümmert, genügend gegeben.

Freilich hat man mein Nichtkommen hin und wieder anders auslegen mögen. Besonders, meine man, sey es die Furcht vor den Berliner Theaterrecensenten, die mich von Berlin zurückhalte. *) — Und wenn dem so wäre? ein wenig Furcht wäre ja wohl verzeihlich? Ich genieße die so seltene als unglückliche Auszeichnung, ein guter Schauspieler genannt zu seyn, bevor ich noch die Stimme der Berliner Kunstrichter zu diesem Prädicate erhalten habe. Gewiß, ein bedenkliches Glück! Man lese nur die oben angeführte Stelle im Geselschafter. Mit welchen Kräften müßte ich mich ausgerüstet fühlen, wie überwältigend der Drang des Genius seyn, wenn ich jezt so mir nichts dir nichts vor ihren strengen Richterstuhl hintreten wollte?

Als Devrient noch lebte, schien es mir immer höchst überflüssig, den Berliner Kunstfreunden zu zeigen, wie man seine Rollen bei weitem weniger gut spielen könne, als er; auch halten sie das wirklich schon zur Genüge durch Andere erfahren. — Unmittelbar nach seinem Tode aufzutreten, fehlte mir der Muth nun ganz und gar. Ich scheute mich, mit der Erinnerung in Kampf zu treten, die den Verewigten gerade damals wieder in seiner üppigsten Kraft erscheinen ließ. Frisch und keck die Werkstatt aufzuschlagen, wo der Geist eines großen Abgeschiedenen noch weilt, dazu gehört ein Sinn, ein Selbstgefühl, von dem ich nichts in mir verspüre.

Jezt aber? — Nun, ich werde endlich doch kommen müssen; wenn auch nur, um zu beweisen, wie blind das Urtheil und die Liebe aller Jener für mich gewesen ist, die, ohne schuldige Rücksicht auf das Vorrecht der Berliner Theaterrecensenten, meinem Namen eine ehrenvolle Stellung in der Reihe deutscher Schauspieler so voreilig anweisen mochten.

Carl Seydelmann.
Regisseur des königlichen Schauspiels in Stuttgart.

*) S. Morgenblatt, Korrespondenz Berlin, Nr. 131.

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 210.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. September 1834.

In Deutschland ist nichts so auffallend, als der Gegensatz zwischen den Empfindungen und den Gewohnheiten. — Mit dem Enthusiasmus für Dichtkunst und schöne Künste verbinden sich vielfältig gemeine gesellschaftliche Sitten.

Frau von Staël.

Mistreß Trollope über Deutschland.

Godesberg bei Bonn.

Außer unserer gewöhnlichen Tischgesellschaft sahen wir zu Godesberg fast nur Zugvögel. Indessen muß ich doch zweier jungen Damen gedenken, welche die ganze Zeit, die wir verweilten, hier waren; die eine war krank und gebrauchte das Wasser. Das ganze Benehmen dieser jungen Mädchen erschien so zart, zeugte von solch feiner Bildung, wie mir nie etwas der Art vorgekommen. Sie blieben ganz für sich, und ihre Zurückhaltung, einfach, nobel, ohne alle Affektation, war höchst liebenswürdig. Sie suchten sich sichtbar der Aufmerksamkeit zu entziehen, und deßhalb zum Theil war wohl ihre Kleidung so einfach, daß man darnach unmöglich ihren Stand abnehmen konnte. Ich gestehe, hätte nicht ein hübscher Wagen häufig ihrer Befehle geharrt, möchte ich in meiner insularischen Unwissenheit ihre Ansprüche auf den Rang, der ihnen wirklich zukam, leicht verkannt haben. So viel ist gewiß, denke ich, daß die Deutschen ihren eigenen Werth oder den ihrer Nachbarn und Freunde nicht in dem Grade, wie die meisten andern Völker, nach dem Schnitt und der Kostbarkeit ihrer Kleider abmessen. Sie sind oft sehr gut gekleidet, aber im Allgemeinen ist ihre Toilette auffallend einfach, und in Kirchen, Theatern, auf Spaziergängen, überhaupt an öffentlichen Orten erkennt man die Dame von Stand nur an dem graziösen Gruße, an der zarten Hand oder dem sanften Tonfall der Stimme, keineswegs an Schleier und Spitzen. Durch meine Nachfragen in Betreff der zwei jungen Frauenzimmer kam ich auf einen andern sehr charakteristischen Nationalzug. Die eine war die Tochter eines wohlhabenden Mannes in der Nachbarschaft, die andere ihre Freundin; beide hatten keine Mutter mehr, und da man das hiesige Wasser der Gesundheit der einen einmal für zuträglich hielt, so fand man so wenig eine Schwierigkeit dabei, sah so wenig eine Unschicklichkeit darin, daß sie nach Godesberg zogen und den Brunnen tranken, als wenn sie junge Männer und nicht Mädchen gewesen wären. Vom Zustande der Sittlichkeit in Deutschland kann ich zwar nicht urtheilen, ich hatte indessen häufig Gelegenheit zu bemerken, daß die Delikatesse dem weiblichen Geschlecht gegenüber aufs Strengste beobachtet wird.

Selten habe ich ein festlicheres Treiben gesehen, als zu Godesberg an dem Sonntag, den wir hier zubrachten. Den zwei Hotels gegenüber jenseits der Straße sind die dazu gehörigen Gärten, mit schattigen Gängen und Stühlen und Bänken in Menge. Ganze Rudel von Eseln, lustig aufgeputzt mit rothen Schabraken, stehen

Digitized by Google

der Reiter gewärtig vor den Thoren, und eine Menge Fußgänger finden sich hier zum Spaziergange ein. Aber am Sonntag geht es zehnmal lanter zu. Wagen aus Bonn und den benachbarten Dörfern kommen schaarenweise herbei, alle voll glücklicher Geschöpfe, welche sich einmal einen fröhlichen Sommertag machen wollen; dahinter und dazwischen rasseln Einspänner und Kutschen aller möglichen Sorten mit Studenten von Poppelsdorf und Bonn, im hellen Jubel jugendlicher Ausgelassenheit. Die Table d'hôte ist dann zwei, dreimal stärker als sonst, und statt der Unterhaltung ergözt sich der Badgast an der ausnehmenden Lustigkeit einer großen Gesellschaft. Am angenehmsten aber ist es Abends, wenn Tische zu Kaffee, Wein, Früchten, womit man die Freuden des Tages beschließt, in's Freie gesezt werden. Die Damen nehmen dann ihre Hüte ab, und lassen ihre hübschen Gesichter allein unter dem Schuze der schönen, reichen Haare. Die Herrn, worunter viele Militärs, setzen sich dazu, wenn sich ein Stuhl findet, wo nicht, so bleiben sie als galante Cavaliere hinter ihnen stehen, es wäre denn, daß sie (o greulichster aller Greuel!) sich von der heitern Gruppe bei Seite machen und rauchen. Wäre nicht diese höchst abscheuliche Gewohnheit, so hätte Alles, was ich von Deutschlands geselligen Sitten beobachten konnte, einen sehr angenehmen Eindruck auf mich gemacht; doch dies ist ein garstiger Fleck auf dem freundlichen Bild. Die häßliche Unsitte fällt nirgends bedauerlicher auf, als auf den Universitäten. Es ist wahrhaftig traurig, diese hübschen jungen Leute mit den gescheiten Gesichtern beständig die narkotische Pfeife in der Hand und den Tabaksbeutel im Knopfloch führen zu sehen. Könnte man doch ihrer Eitelkeit, hinsichtlich der Wirkungen, welche die widrige Gewohnheit auf ihr Aeußeres hat, die Augen öffnen! In ihrem Alter müßte es doch so leicht seyn, es sich abzugewöhnen! Wahrhaftig, oft ist mir aus Mitleid fast der Wunsch gekommen, auch die Weiber möchten rauchen. Der Kontrast, ja, ich darf es wohl sagen, das Unrecht ist zu schreiend. Diese zarten, sanftblickenden Wesen dem ernstlichen Ungemach eines durch Tabak verpesteten Athems preiszugeben, ist reine Grausamkeit.

Wie sonderbar sind die Widersprüche des menschlichen Geistes! In demselben Lande, wo die Schwärmerei des Gefühls am weitesten getrieben und mit der höchsten Liebe gepflegt wird, machen sich die jungen Männer kein Bedenken daraus, den Weibern, die sie lieben, mit Seufzern nahe zu kommen, vor denen sie sich abwenden müssen, nicht um die Schamröthe der Liebesseligkeit, sondern um unwillkührlichen Ekel zu verbergen.

Doch ich vergesse den Sonntagabend in Godesberg; zurück zu ihm von dem einzigen Punkt, der mir während meines Aufenthalts in Deutschland einen unangenehmen Eindruck hinterlassen hat. Nie will ich den Genuß vergessen, den uns vier junge Studenten machten, als das Gerassel der abfahrenden Kutschen vorüber war und ein kühler, stiller Abend einen heißen, geräuschvollen Tag abgelöst hatte. Sie sezten sich an einen kleinen Tisch beim Eingang, legten ihre Pfeifen bei Seite und fangen ein Quartett, daß mir noch die Nerven beben vor Entzücken, wenn ich nur daran denke. Welche Stimmen! welche Kunst! und doch paßt lezterer Ausdruck in dem Sinn, wie wir ihn im Allgemeinen bei der Musik brauchen, schwerlich auf sie; denn wir sprechen von Kunst nur bei Leuten, welche die Harmonie lang und gründlich studirt haben, und dies ist wohl schwerlich der Fall bei diesen jungen Leuten und so manchen Andern, die wir mehrstimmig singen hörten, und das so herrlich zart in Takt und Ton, wie wir es selten bei unsern Musikern vom Fach finden, selbst bei denen, die es am weitesten gebracht haben. Dem Deutschen ist es angeboren, und unter den vielen angenehmen Erinnerungen, die einem der Aufenthalt in diesem Lande zurücklässt, ist dies gewiß nicht die geringste.

Blicke auf Südtyrol.

(Fortsetzung.)

Daß die Italiener hierin gegen die Deutschen nicht zurückbleiben, darf wohl nicht erst versichert werden; jedoch stehen jenen die Geistlichen in jeder Hinsicht näher, das Band ist sichtbarer, das sie an die Kirche knüpft, der Geistliche ist Rathgeber, Hausfreund, Gesellschafter. Man sieht sie in den Familien, mit der Jugend, auf Reisen, kurz überall, selbst auf dem Markte mit der Köchin, die ihren Einkauf nach Hause trägt. Jede Familie hat ihren eigenen Seelenarzt. Wenn dies der Vertraulichkeit auf der einen Seite förderlich ist, so schwächt es hingegen auf der andern die ungemessene Ehrfurcht vor dem Stande der Geistlichen im Allgemeinen. Um diese Behauptung wahr zu finden, beobachte man, wie die Bettelmönche in Deutschland, wie in Italien behandelt werden. Dort begegnet man ihnen mit Achtung und trägt selbst die reichlichen Spenden in das Kloster; hier wirft man dem sammelnden Mönch barsch ein Stück Brod hin und jagt ihn fast wie einen Bettler von der Thüre.

Kunstfleiß und Betriebsamkeit regt sich in vielen Thälern Tyrols, aber besonders interessant sind die oft sehr genialen Leistungen, welche die Bewohner dieser oder jener Hütte, dort in der Schlucht, hier auf der Höhe, still und bescheiden zu Tage fördern, ohne andere

Digitized by Google

Aufmunterung, als den innern Trieb, eine Art von edlem, bewunderuswerthem Instinkte. So verfertigte Peter Anich, ein armer Bauer, den großen Tyroler Atlas, der seiner Genauigkeit wegen spätern Arbeiten zum Grunde gelegt wurde. Rührend war es, als man nach seinem Tode die von ihm in seiner kleinen Hütte angefangenen Globen nach Wien bringen wollte und man die Thür ausbrechen mußte, weil sie nicht hindurch gingen. Mußte doch der wackere Mann sein ganzes langes Leben gebückt aus- und eingehen, und Niemand dachte daran, sie ihm zu erweitern. Auf seinem Grabe liest man: Rusticus idem ac Tornator, Cosmographus, Astronomus, Geographus, Geometra, Chalcographus, Mechanicus, per omnia excellens.

Noch jezt lebt im Dorfe Obermais Anton Immerhofer, der nach eigener Anleitung Biasinstrumente macht, welche in seiner Gegend sehr gesucht werden. Bei dem Mangel an aller äußern Hülfe war er sogar genöthigt, seine Werkzeuge selbst zu erfinden und zu verfertigen. Dabei dient er seinem Vater als Knecht, und führt eben so geschickt Hane, Sense und Dreschflegel, als er mit den feinsten Instrumenten in Ebenholz, Silber und Elfenbein arbeitet. Viele Bauern beschäftigen sich in ihren Feierstunden mit Reparirung von Uhren und fabriciren sie auch wohl neu. Man erstaunt, wenn man diese geschickten Mechaniker zwischen Bäumen und Felsen, wie diese selbst, wunderbar aus dem Tyroler Boden hervorwachsen sieht.

Hell, ein Landmann aus Tyrol, machte jene kunstvollen Basreliefs in Holz, die in dem Innsbrucker Museum gezeigt werden, und Tschngmall, der mit Automaten umherreist und wirklich nicht gewöhnliche Kenntnisse in der Mechanik besizt, war früher nur der Tischler seines Dorfes. Ein ganz besonderes Talent hat der Tyroler für die Malerkunst, und die Natur, die ihn umgibt, ihre bald großen, bald lieblichen Formen, ihre stets wechselnde, wunderbare Beleuchtung, ist wohl im Stande, seinen Anlagen weiter fort zu helfen. Oft bleiben diese Maler Naturalisten, leben und sterben in ihrem Dorfe, schmücken ihre Kirche und einige Privatwohnungen, und streben nach keinem höhern Ziele; manchmal jedoch tragen und heben sie äußere Umstände, oder sie kämpfen mit Macht, sich aus einer ungünstigen Lage zu reißen, und nehmen dann ihren ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte ein. So wurden Johann Holzer, Martin Knoller, Joseph Schöpf; das kleine Thal Fleims lieferte allein eine große Zahl, von denen Georg Giovanelli aus Caeano und Christoph Unterberg aus Cavales die bedeutendsten sind. Und wer kennt nicht den berühmten Koch in Rom, den Nestor aller deutschen Künstler daselbst? — Aber auch in den Wissenschaften haben sich die Söhne Tyroler Landleute oft schon hervorgethan, und man trifft nicht selten in unbekannten Thälern, in kleinen Dörfern Namen, die man im Auslande zu den berühmten zählt, z. B. Ennemoser in Bonn, Flarer in Pavia u. s. w. — Zur Ausbildung dieser Fähigkeiten trägt nicht wenig die ernste Einförmigkeit bei, welche hier das ganze Leben umgibt. Eine angestrengte Thätigkeit nimmt fast die ganze Zeit in Anspruch, der Erholung wird nur wenig Raum gestattet, das Vergnügen ist ohne Gepräng und ohne Lustigkeit. Der Mangel an Fruchtland, der durch die gewaltigen Gebirgsstöcke und die unzähligen davon herabstürzenden Wilddäche entsteht, erfordert rastlose Arbeit. Selbst da, wo sich ein ergiebiger Boden dem Bebauer darbietet, welche Anstrengung kostet es nicht, ihn zu sichern, um seinen Ertrag nicht den Zerstörungen der Elemente preiszugeben! Oft reißt ein Platzregen einen Acker in's Thal, wozu mit unsäglicher Mühe die Erde Monatelang in Körben auf den Felsen getragen werden mußte. Der Bewohner des Flachlandes hat von diesen Gefahren keinen Begriff. Die Gewinnung des Futters auf den Bergen ist mit besondern Beschwerden verknüpft. Ganze Familien schweben in Fußeisen an den schroffsten Felswänden, oder an Steicken über schauerlichen Abgründen, um das kärglich wachsende Futter abzumähen. Aber alles dies wird von Fleiß und Ausdauer besiegt. Der Reisende, der dies Land im Fluge sieht, wird durch den zauberischen Anblick entzückt, den eine allgemein verbreitete Bodenkultur gewährt, aber nur bei längerm Aufenthalte überzeugt man sich, wie schwer sie erzielt ward. Zwischen den Weinreihen wird Roggen und etwas Weizen und Gerste, und nachdem dies geerntet, Blende (Haidekorn) und Rüben gesäet. Am meisten aber baut man den Mais; Bohnen und Erbsen sieht man weniger; Kürbisse zieht man zum Schweinefutter, Flaschenkürbisse zu Trinkgeschirren. Kartoffeln sind seit einigen Jahren häufiger geworden; doch werden sie hier nicht so schmackhaft, als in den nördlichen Gegenden. Hanf wird bloß für den Hausbedarf erzeugt; Flachs geräth in der Ebene nicht, auf den Höhen nur schlecht. Dafür wachsen dort oben die Krautköpfe, hier „Kabes“ genannt, die gesäuert in Tyrol, so wie im ganzen übrigen Vaterlande, das beliebteste Nationalgericht liefern.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf. August.

Erziehungswesen.

Ich habe in diesen Blättern schon manchmal von unserm Erziehungswesen in höherer und niederer Region gesprochen; ich bin manchmal so frei gewesen, die alten Vorurtheile und den Schlendrian zu tadeln, die sich da eingeschlichen

haben. Es freut mich, jetzt sagen zu müssen, nicht etwa, daß es damit schon anders geworden wäre, nein! nur daß mehr Hoffnung zur Abstellung jener Mängel vorhanden ist, weil sich unter den Censern immer mehr ernste, tadelnde Stimmen dagegen erheben. Der muthigste Vorkämpfer im Streit war Professor Humbert, der wackere Mann, welcher bereits vor zehn Jahren in diesem Sinne sprach, wiewohl er hauptsächlich die Mängel und Lücken unserer Akademie und unsers Collegs zum Gegenstand seines herben, haarscharfen Tadels machte. Ihm folgte, allgemeiner in den Geist ächter Erziehung eingehend, Naville, und neuerdings der treffliche Rasmus, einer unserer würdigsten Geistlichen, den man überall mit seiner ächt evangelischen Wärme findet, wo der Menschheit Sache verhandelt wird. So sagte er neulich in einer öffentlichen Rede:

„Den Geist entwickeln und das Herz bilden, ist der wahre Zweck alles Jugendunterrichts. Durch die Erziehung soll die Vernunft, das Gewissen, das Gefühl und jene milde, zarte, liebende und tiefe Frömmigkeit ausgebildet werden, die das Kind an seine Eltern knüpfen muß. Die erste Aufgabe des Jugendlehrers muß also seyn, seine Schüler vernünftig, fromm, dankbar und gut zu machen. Alles übrige, für das Leben nützliche und ersprießliche Lernen darf erst nach jener ersten und Hauptaufgabe kommen. Hiernach muß der Unterricht in Religion und Moral allem Andern vorgehen, alles Andere muß in zweiten Rang, gleichsam in den Dienst jener Lehren gestellt werden. Möchten doch alle Regierungen, ihre Räthe, alle Lehrer und Geistliche, möchten doch alle Eltern und Alle, denen Gott Kindererziehung anvertraut hat, die wahre Natur, den Hauptzweck und die eigentliche Aufgabe ihres Geschäfts erkennen! Jeder Irrthum hierin ist höchst nachtheilig, jede Vernachlässigung ein großes Unrecht. Prägt es euch tief ein! Eure Aufgabe ist nicht, die Kinder blos Lesen, Schreiben, Rechnen und ein Exerzitium ohne orthographische Fehler machen zu lehren, es handelt sich von etwas weit Wichtigerm. Es hat leider viel zusammengewirkt, um diese irrige Meinung bei uns einwurzeln zu lassen; zuerst der Schlendrian, der Handwerks- und Routinegeist, der die wünschenswerthesten und leichtesten Verbesserungen als schönen Wahn verschreit; ferner die Eigenliebe und Eitelkeit, die sich gleich beleidigt wähnt, wenn man ihr vorschlägt, etwas anders und besser zu machen, und endlich die Faulheit, aller neuen Ideen, Vorschläge und Bemühungen abgesagte Feindin. Wenn diese Hindernisse alles Bessern, aller Vervollkommnung der getreulichen Erfüllung der Erziehungspflicht große Schwierigkeiten entgegensetzen, wenn sie ihr ihr Wichtigstes und Erhabenstes nehmen wollen, so hört nicht auf solche Stimmen; prägt euch in's Herz, daß vor Allem in den jungen Gemüthern die Züge des göttlichen Bildes, nach dem sie gemacht sind, entwickelt werden müssen, daß sie die Wahrheit vom Irrthum unterscheiden lernen und zur Uebung aller Tugend herangebildet werden. In unsern Elementarschulen erhalten wenigstens $^{11}/_{12}$ unserer Population die Erziehung, die Grundsätze und den Unterricht, die nothwendig zum ehrlichen Mann, zum Christen und zum guten Bürger gehören; von unsern Primärschulen hängt also die ganze Zukunft, das ganze Glück oder Unglück unserer Familien und unsers Landes ab."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

Alex. Dumas Prozeß mit dem Théâtre français.

Das Handelsgericht hat sich in dem Prozesse des Theaterdichters Alex. Dumas doch vernünftiger, oder, wenn man will, geistreicher gezeigt, als ich vermuthet hatte. In einem meiner letzten Berichte äußerte ich die Vermuthung, es werde den Dichter mit seiner Klage abweisen, welche er gegen den Direktor des Théâtre français erhoben, weil dieser, seiner Uebereinkunft mit ihm zuwider, das Theaterstück Anthony nicht aufgeführt hatte. Man wird sich noch erinnern, daß der Direktor erwiderte, er wolle es wohl aufführen, allein er könne ja nicht, indem der Minister des Innern die Darstellung nicht erlaube, mit der Behauptung, solch ein gräuliches Spektakelstück schicke sich nicht für ein von dem Staate unterstütztes Nationaltheater. Ich zweifelte gar nicht, das Handelsgericht werde dem Direktor Recht geben und sagen: „Allerdings kannst du nicht, wenn der Minister das Stück nicht zulassen will. Es thut uns leid um den Dichter; warum schreibt er aber solche Stücke, wie Anthony? warum will er solche auf dem Théâtre français neben Racine's und Voltaire's Trauerspielen aufgeführt haben? warum läßt er sie nicht auf der Bühne des Porte St. Martin theaters, wo sie das Volk so oft beklatscht hat?" Allein wider alle Erwartung, von meiner Seite wenigstens, hat das Handelsgericht diesmal anders geurtheilt. Es hat nämlich so gefolgert: Der Direktor hat mit dem Dichter einen Vertrag eingegangen, wodurch er sich anheischig gemacht, Alex. Dumas Anthony auf der Bühne des Théâtre français aufzuführen. Bevor er diesen Kontrakt unterzeichnete, mußte er doch wissen, ob er das Stück aufführen könne oder nicht. Er hat ja Verbindungen genug mit dem Minister, um im Voraus erfahren zu können, ob die Aufführung geduldet werden würde oder nicht. Ist er so leichtsinnig gewesen und hat sich eine Verbindlichkeit aufgebürdet, ohne sich darum zu bekümmern, ob er sie werde erfüllen können, so darf der Dichter deßhalb nicht für die Folgen büßen; denn er hat sich mit vollem Zutrauen dem Direktor hingegeben. Es wurde also ein Urthel abgefaßt, kraft welches der Direktor verpflichtet ist, den Dichter durch die Summe von 10.000 Franken schadlos zu halten. Jedoch bleibt dem Direktor das Recht vorbehalten, höhern Orts um Entschädigung anzuhalten, das heißt, er kann sich mit einer Klage an ein Civilgericht wenden und dem Minister das Recht streitig machen, die Aufführung eines Stückes zu verbieten. Dies wird der Direktor aber wohl bleiben lassen; denn da ihm seine Stelle lieber ist, als 10.000 Franken, wird er sich wohl hüten, gegen den Minister zu prozessiren; wer weiß, ob ihm nicht die 10.000 Franken aus einer ministeriellen Chatoulle, das heißt aus dem Staatsschatz, zufließen! Auf jeden Fall kann man versichert seyn, daß der Direktor des Théâtre français den Herrn Thiers mit keinem Prozesse demüthigen wird. Uebrigens wird das Recht der Regierung, ein Theaterstück eigenmächtig zu verbieten, ohne daß es von der Justiz verurtheilt worden, noch immer stark bestritten. Ich habe neulich von einer königlichen Ordonnanz gesprochen, welche ein kaiserliches Dekret wieder in Anregung bringt und die vorläufige Einsicht der neuen Theaterstücke als ein Recht der Regierung in Anspruch nimmt. Die unabhängigen Theater und Journale thaten Einsprache gegen diese Ordonnanz und behaupteten, sie sey der neuen Verfassung zuwider, wodurch jede Art von Censur aufgehoben worden, und folglich ungesetzlich, da die vorläufige Einsicht eines Theatermanuscripts nichts weiter als eine Censur sey.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. September 1834.

— In diese Wüste dringen,
Daß diese sich in offnem Boot der See
In ihrem Grimm vertrau'n!

W. Scott.

Ein Bild aus der Wüste.

Vom Freiherrn v. Strnberg.

Fragment.

Der Strahl der Sonne brannte senkrecht auf die unabsehbare Wüste, die sich aufwärts von Mecca gegen Syrien hin erstreckt und gegen Osten von der Hochebene der Gebirge von Nadsched eingeschlossen wird; es war dieses eine Stelle, die nicht weit entfernt lag von der Pilgerstraße nach Mecca, dem Wege, den gewöhnlich die großen, jährlich dreimal stattfindenden Karavanenzüge nehmen. Obgleich nun dieser Theil der Wüste noch nicht den schreckbaren Charakter zeigt, den sie wenige Tagereisen weiter nach Süden annimmt, so ist das Schicksal, in diesen Gegenden irre zu gehen, doch schon verzweiflungsvoll genug, und in diesem Gefährniß schien sich ein Trupp Reisender zu befinden, der sich langsam und öfters inne haltend über das glühende Sandmeer daherbewegte. Der Anführer oder der Häuptling im Zuge zeigte sich als ein Mann von mittlern Jahren, von dunkler Gesichtsfarbe und von ernstem, unbeweglichem Gesichtszügen. Die Unruhe und Furcht seiner Gefährten schien auf ihn nicht die mindeste Wirkung zu äußern; stumm und in starrer Haltung thronte er auf dem Rücken seines Kamels, dieses völlig seinem eigenen Willen überlassend. Bei dieser Unthätigkeit des Führers und bei dem blinden Gehorsam, den ihm sein Gefolge gezwungen zollte, hatte sich der Zug schon einige Stunden weiter südwärts bewegt, als eine in der Entfernung aufsteigende trübe Wolke das Herannahen von andern Reisenden bemerken ließ. In der That zeigte sich auch bald ein kleiner Zug, ähnlich dem erstern, der sich jedoch mit mehr Sicherheit und in einem minder elenden Zustande heranbewegte. Ein Mann in einem etwas fremdartigen Anzug führte den Zug an; ein ziemlich stattliches Roß mit arabischem Behänge reitend, zeigte er an seiner eigenen Kleidung, wie an der seiner Gefährten, Spuren von Luxus, der sich von der Einfachheit der Beduinen nicht wenig unterschied und an die Pracht der Bewohner der reichen Küstenstädte erinnerte. Ueber seinem arabischen Anzug trug er ein Mäntelchen von dunklem Sammet, mit Pelzwerk gefüttert, nach Weise der morgenländisch-griechischen Ritterschaft, und statt des Bundes beschattete sein braunes, sonnenverbranntes Antlitz ein ebenfalls nach europäischer Sitte geformter spitziger Hut mit einer Feder.

Als die einsamen Reisenden sich gegenseitig ansichtig wurden, gab der Mann im Mäntelchen in lebhafter Weise die ersten Zeichen von Freude und Verwunderung, die jedoch der, an den sie gerichtet waren, nur mit einem leisen Neigen des Hauptes beantwortete. „Der

Prophet segne Dich, mein Freund!“ tönte die wohllautende Stimme; „ich müßte mich sehr täuschen, oder Du bist auf unrechtem Wege; welches ist das nächste Ziel Deiner Reise?“ — „Ich kenne es nicht,“ war die trockene Antwort. — „Und wen suchst Du?“ — „Die Spur des Morgenwindes, die Stätte der flüchtigen Sonnenstrahlen, die Fußstapfen des Straußes, der vor fünf Jahren über diesen Sand lief.“

Der Fremde spornte bei dieser seltsamen Antwort sein Pferd näher heran, und indem er einen prüfenden Blick auf seinen Gegner richtete, erwiderte er mit Lächeln: „Freund, Du suchst flüchtige Dinge; ich sorge, Du und Dein Gefolge könnten dabei selbst verloren gehen. Moslemin,“ setzte er, sich zum Gefolge wendend, hinzu, „wenn Ihr in die nächsten Beduinenzelte zu gelangen trachtet, so seyd Ihr auf unrechtem Wege und im Begriff, tief in die mittägliche Wüste zu gerathen.“ — „Allah sey uns gnädig!“ rief einer aus dem Zuge; „Fremdling, Dich sendet uns der Prophet, um unser Gebein vor dem gefräßigen Zahn der Hyäne zu schützen. Weise uns den Weg zu den nächsten Zelten!“ Er hatte diese Worte kaum gesprochen, als ein zorniger Blick seines Herrn ihm augenblickliches Schweigen auferlegte. „Wer spricht hier,“ tönte die gebietende Stimme, „wenn Ibrahim Jussuf die Rede verweigert? Elender, hat man Dich gefragt, ob Du Dein Geschick von dem Deiner Gefährten trennen willst oder nicht? Es kann ja seyn,“ setzte er bitter hinzu, „daß der Prophet den Untergang des Stammes Dschosi beschlossen hat, und willst Du dann allein Dich retten? Wenn das ganze kostbare Haus mit allem Geräthe ein Raub des Feuers wird, soll man sich dann wohl die Mühe nehmen, einen armseligen Fliegenwedel aus den Flammen zu tragen?“ Der Gescholtene wich auf seinen Platz zurück, und der ganze Zug schickte sich an, obgleich mit lebhaftem Murren, dem eigensinnigen Anführer tief in die gefährliche Wüste hinein zu folgen; doch sey es, daß Ibrahim, zufrieden mit diesem Beweis des äußersten Gehorsams, für dieses Mal keinen weiter verlangte, oder mochte es ihm selbst gefährlich dünken, den sich so bereitwillig darbietenden Schutz einer bloßen Grille wegen aufzugeben, kurz, er entschloß sich langsam, sein träges Kameel umzulenken und auf's Neue ein Gespräch mit dem Fremdling anzuknüpfen, der noch immer seinen alten Platz behauptete und, wie es schien, diese baldige Zurückkunft erwartet hatte. „Fremdling!“ hob er nach einer Pause seine Rede wieder an, „Du getraust Dir also, in dieser furchtbaren Wüste, in diesem Meere von Schrecknissen, uns den Weg zu weisen?“ — „Es haben sich schon andere Leute, als Du bist, mir anvertraut,“ erwiderte Jener mit spöttischem Lächeln, „Leute, die wohl mehr zu verlieren hatten, als die Ladung von zwei armseligen Kameelen und der Werth des Streitrosses, das Du dort mit Dir führst, ausmachen können.“ — „Du redest wahr,“ entgegnete Ibrahim; „Neugierde wie Mißtrauen sind nicht Flecken meines Charakters. Wohlan, der Sohn des Mißgeschicks will gleichen Weg ziehen mit dem kühnen Liebling der Gefahren und Abenteuer. So führe mich denn in die nächsten Zelte dieser guten, ehrlichen Wüstenbewohner. In der That,“ setzte er leiser hinzu, indem er an den Griff seines Dolches rührte, „ich bin auf ihre Ehrlichkeit und Freundschaft vollkommen vorbereitet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Blicke auf Südtyrol.

(Beschluß.)

Während der italienische Tyroler seine gelbe oder schwarze Blende (Polenta) täglich verzehrt und der ärmere Bergbewohner sich mit seinem Roggenmuße und der Geismilch begnügen muß, führet der deutsche Landmann in der Ebene (im Thal) ein üppigeres Leben. Wie erstaunt man, hier mitten in den Alpen die Lebensweise der Seeleute anzutreffen. Alles Fleisch, das gegessen wird, ist nämlich geräuchert, und das Brod, für den Bedarf mehrerer Wochen gebacken, ist nach Form und Beschaffenheit dem Schiffszwieback zu vergleichen. Gewöhnlich werden fünf Mahlzeiten gehalten: das Vor- oder Frühmahl, der Halbmittag, der Mittag, die Marend und das Nachtmahl. Beim Mittag- und Nachtmahl wird geräuchertes Fleisch gegessen und Wein reichlich genossen. Selbst die Knechte erhalten bis zwei Maaß täglich und in der Mäh- und Erntezeit auch wohl mehr. Kastanien, Nüsse und das trefflichste Obst, womit auch ein ziemlich belebter Handel getrieben wird, machen einen Hauptbestandtheil der übrigen Mahlzeiten aus. Gemüse wird nur wenig gegessen, die seinen kennt man nicht einmal dem Namen nach; ihre Stelle nimmt der Salat ein. Knoblauch als Würze ist sehr beliebt, und oft fielen uns die spanischen Hirten ein, wenn uns auf einer Gebirgstour die guten Leute eine Ziege schlachteten und sie uns süßduftend von Knoblauch auftrugen.

Die Vergnügungen ziehen sich wie ein schmales Band durch dieses Leben hin. Besonders übel befinden sich die Beamten, die aus der Geselligkeit großer Städte oft in einsame Thäler versetzt werden, von der übrigen Welt abgeschnitten, und nicht einmal durch bequeme Wege mit ihr in Verbindung gesetzt. Die Regierung pflegt jedoch die Zeit, die der Beamte in solchen Verhältnissen verlebt, demselben höher anzurechnen, und er kann einer schleunigern Beförderung entgegensehen. Die Bürger in den Städten leben eingezogen, sind wenig gastfrei, geben

Digitized by Google

nicht miteinander um, und haben außer dem nationellen Gebrauche der Sommerfrische nichts besonders Hervorstechendes in ihrer Lebensweise. Die Sommerfrische besteht darin, daß man während der größten Hitze ein Haus auf einer Anhöhe oder einem Berge bezieht. Wer keines hat, zieht in ein Dorf zu einem Freunde, in ein Wirthshaus, und wenn es auch nur um ein unbedeutendes höher als die gewöhnliche Wohnung läge, und wenn es auch nur für acht oder vierzehn Tage geschieht, gleichviel! Die Sommerfrische muß Jeder halten. Für diese Genüsse hat der Wälsche seine Kaffeehäuser und seinen Corso. Er kennt nichts Anderes, und der Kleinstädter ahmt hierin, so gut er kann, den Großstädter nach. Eine Hauptbelustigung des Tyrolers muß noch vor Allem erwähnt werden: das Schießen. Von Jugend auf ist es seine Lust; die Knaben sieht man mit geladenen Gewehren umherlaufen, und zu verwundern ist es, daß man nichts von Unglücksfällen hört. Sonntags sieht man junge Bursche, statt in die Weinstube zu gehen, mit dem Rohr auf dem Rücken auf die Berge steigen, um Eichhörnchen und Vögel zu schießen. Diese Lust, seit langen Jahren geübt, hat das größere Wild fast ausgerottet, jedoch ist in den höhern, den Gletscherthälern, an Bären und Wölfen kein Mangel. Große Festschießen finden oft statt, doch denke man sich hiebei keine sächsische Vogelwiese; außer dem Schießen, als Hauptsache, wird keine Lust dabei angetroffen. Ein solches Fest trägt mehr den Charakter einer ernsten Uebung als einer Volksbelustigung. Dem Spielen und dem Wetten dabei ist der Tyroler nicht abgeneigt, und Kegel-, auch Kartenspiele sind häufig. Hiebei vermischt sich gewöhnlich der Stadt- und Landbewohner. Im wälschen Theile ist das Ball- und Ballonwerfen das nationelle Spiel; getanzt wird hier nur im Karneval, und dann ausschließlich der Monferino. Jedes Thal dieses Landes hat übrigens seine eigenthümlichen, zum Theil sonderbaren Gebräuche, die sich dort seit undenklichen Zeiten erhalten haben und mit der frömmsten Rücksicht bewahrt und heilig gehalten werden.

So stellt sich uns das südliche Tyrol dar, von hohen Gebirgsrücken nach allen Richtungen durchzogen, von Gletscherketten eingefaßt, mit Schlössern, bewohnt und in Trümmern, mit Städten und Dörfern, Klöstern und Wallfahrtskirchen bebaut, verbunden durch Wege und Steige, Straßen und Saumpfade, die bald der üppigste Anbau, bald die Schauer der wildesten Natur umgeben; und diese Straßen und Pfade alle säumt eine ununterbrochene Reihe von „Bilderstöckeln“ (Votivtafeln), Kruzifixen und Heiligen, zum Theil bekleidet, mit Haarlouren, und durch Wunden gräßlich entstellt, und je schrecklicher anzusehen, desto heiliger verehrt, mit Blumen, Mais und Aehren behängt. Und zwischen diesen leblosen, wenn gleich sprechenden Erscheinungen wandeln diese alten italienischen Flüchtlinge, die einst unter Rhätus sich hier ansiedelten, getheilt zwischen Arbeit und Gebet, voll glühender Liebe für ihr Land, stolz auf ihre Berge und den Namen Tyrol.

Nachdem in den lezten Jahren die Zugänge zu diesem Lande nach allen Seiten hin mit großen Kosten vermehrt worden, wo Felsen und Abgründe jeden Versuch dazu für immer abzuweisen schienen, ist man jezt bemüht, es mit einem mächtigen Gürtel verschanzter Thürme zu umgeben, trotzender wie Felsen, vernichtender als Lawinen. Schon ist bei Briren ein Berg abgetragen, und ein künstlicher Bau erhebt sich, regelmäßig und glatt, der den schroffen, unregelmäßigen, ihm an Größe so weit überlegenen natürlichen Festen rings umher die Stirne bietet. Tausende von Arbeitern graben, schanzen, sprengen Felsen, behauen Steine, schleppen und karren, um das Werk zu fördern. Aber ein kriegerisches Werk verläugnet seine Natur selbst mitten im Frieden nicht. Die Arbeiter, die es schaffen, erkranken und sterben zu Hunderten. Regen, Hitze, Wein, Wasser, Obst, Alles ist ihnen verderblich; was die Ruhr verschont, rafft das Fieber hin, und wer diesem trozt, wird von dem Felsblock erreicht, den die Mine in die Luft sprengt. Jede werdende Festung umgibt schon ein weiter Kreis von Leichen, welchen spätere Belagerungen, wie sie jezt geführt werden, nur wenig verwehren. Man sagte mir, Briren habe durch den Festungsbau an Leben gewonnen; ich fand den Tod darin, der sich in den vielen Spitälern recht widerlich breit machte. Auch in den engen Felsenschluchten der Finstermünz sind schon Visirstäbe, Astroladien und Meßtische errichtet, und man sieht Ingenieure an den Steinwänden herumklettern. Wenn alle diese Werke fertig seyn werden, dann ist Tyrol wohl verschlossen und verwahrt, und besser mag es allerdings für das schöne Land seyn, daß fremde Eindringlinge gleich an diesen ehernen Pforten sich die Köpfe zerschellen, als wenn sie die Thäler überfluten, und alte Lust und alter Muth den Landsturm aufregen, um alle Greuel eines Vernichtungskrieges auf's Neue darin entstehen zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Der dramatische Ausschuß und die Censur.

Die Regierung fühlte, daß sie ihren Vorsatz nicht wohl durchsetzen könne, und griff daher zu einem Juste-milieu. Es besteht nämlich schon seit mehreren Jahren ein Verein zwischen den meisten dramatischen Dichtern. Dieser Verein hat zum Zweck, über ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten und Interessen zu wachen. Um sich nicht zu oft versammeln zu müssen, hat dieser Verein einen Ausschuß aus seiner Mitte

Digitized by Google

ernannt, der bei den Theatern sowohl, als bei der Regierung die Angelegenheiten des gesammten Vereins besorgt. An diesen Ausschuß nun machte sich das Ministerium und überredete ihn, er solle selbst die Aufsicht über die neu aufzunehmenden Stücke übernehmen und gleichsam eine Familiencensur ausüben. Der Ausschuß that oder versprach es wenigstens, wahrscheinlich, um eine polizeiliche Censur zu verhüten, da eine solche hier allgemein verhaßt ist. Nun traten aber mehrere Mitglieder des Vereins zusammen und erklärten, der Ausschuß habe seine Vollmacht überschritten und sich etwas aufgebürdet, wozu ihn Niemand bevollmächtigt habe. Sie, die Unterzeichner der Erklärung, erkennen keineswegs das ministerielle Recht, irgend eine Art von Censur über Theaterstücke auszuüben, folglich könne das Ministerium auch nicht einer andern Körperschaft ein Recht übertragen, das es nicht selbst besitze. Der Ausschuß befand sich in einer zweideutigen Lage, und nahm seinen Abschied. Es wurde ein neuer Ausschuß gewählt, in den jedoch die meisten Mitglieder des vorigen wieder aufgenommen wurden; einige nahmen aber diese Auszeichnung nicht an. So stehen seitdem die Sachen. Es bleibt noch immer unentschieden, ob wirklich seit der Julirevolution die Regierung das Recht habe, bei Theaterdichtungen eine vorläufige Einsicht zu verordnen. Die Verfassung hat die Censur förmlich und auf ewig abgeschafft. O ja, sagen die Minister, die Büchercensur ist abgeschafft, allein von dem Theater ist keine Rede in der Verfassung. Eben deßhalb bezieht sich das Wort Censur auf alle Zweige der Literatur, erwidern die Liberalen; mithin gilt die verfassungsmäßige Abschaffung der Censur auch für Darstellungen auf der Bühne. Vermuthlich wird die Regierung die Sache lieber in der Ungewißheit lassen wollen, als daß sie es bei den Kammern zu einer Entscheidung bringen möchte, die ihrer Anmaßung zuwider seyn könnte. Unterdessen bleiben die Sachen beim Alten und kein unabhängiger Theaterdirektor schickt seine Theatermanuscripte zur Polizei. Bei den sogenannten königlichen Theatern bedarf es dieser Vorsicht nicht; denn was diese aufführen, kümmert die Regierung wenig, es müßte denn etwa, wie neulich, ein Alex. Dumas einen Spektakel am Théâtre français erregen wollen. Auf den kleinern Bühnen sind die Dichter gewaltig kühn, und zwar in ästhetischer Hinsicht noch mehr als in politischer, und bringen die sonderbarsten Verhältnisse des wirklichen Lebens auf die Bühne. Wohl zu keiner Zeit hat das Theater dazu gedient, die Sitten, und besonders die verdorbenen, so getreu zu dramatisiren, als jetzt. Der Roman ist auf die Bühne verpflanzt worden, und was man sonst kaum in Büchern fand, kann man jetzt jeden Abend hier lebendig darstellen sehen, ohne daß sich Jemand sehr darüber verwunderte, außer etwa die und da ein junger Theatertritiker; sonderbar genug sind jetzt die Verfasser der Theaterartikel in den Feuilletons der Tagesblätter — meistens junge Leute, die sich das Leben sehr angenehm und bequem machen — die Hauptmoralisten der Nation. Sie bringen sehr erbauliche Sachen über Sitten und Moral vor; sogar Jules Janin predigt zuweilen in diesem Tone, der sich dann in seinem Munde wie Ironie ausnimmt. Dg.

Genf. August.

(Fortsetzung.)

Erziehungswesen.

„Wir hoffen," fährt Ramus fort, „daß man den Kindern künftig andere und bessere Lehrbücher in die Hände geben wird, durch die nicht allein das Gedächtniß, sondern das ganze Geistesvermögen, der gesunde Menschenverstand, die Urtheilskraft und die Ueberlegung beschäftigt werden. Wir hoffen auf die Einführung regelmäßiger Stunden zur Uebung der Kinder im richtigen Denken und Sprechen, zur Berichtigung ihrer irrigen Ideen, Vorurtheile und Sprachfehler, die sie im Umgang mit andern Kindern oder von ihren Eltern hören. Wir hoffen auf die Einführung der Kopfrechnung, der Linearzeichnung, der Geographie und Geschichte der Schweiz, was Alles für die Entwickelung der Geistes- und Herzensfähigkeiten bei den Kindern von großem Nutzen seyn würde. Vor Allem aber hoffen wir, daß das bisher angenommene, so unsinnige als bedauernswerthe System aufgegeben werde, nach dem Sittenlehre und Religion nebenher und als etwas Unnöthiges besonders gelehrt werden; wir hoffen, man wird endlich einsehen, daß Religion und Sittenlehre keine Nebensache, sondern der unerläßliche Grund aller Elementarerziehung seyn muß, daß Ideen der Sitte und Religion in alle Lehren und in alle Vorträge gemischt werden müssen, wo dies nur auf passende und natürliche Weise geschehen kann, daß sie gleichsam das Element sind, in dem sich Alles bewegen muß, was dem Kinde gelehrt wird, ja daß sittliches und religiöses Gefühl der Kinderschule ihr eigentliches Leben und Bewegung geben muß. Von allen Seiten, in England, Frankreich und der Schweiz, erheben sich Stimmen, um der Elementarerziehung endlich ihre wahre Bestimmung, ihren wahren Charakter wiederzugeben, um vor Allem sittliche und religiöse Schüler zu bilden. Niemanden kann entgehen, daß es Kenntnisse gibt, die erleuchten und erwärmen, wie Kenntnisse, die entzünden und aus denen Unheil hervorgeht. Die rechte Volkserziehung ist nichts als ein Mittel, mit dem man, nach der Richtung, die ihm gegeben wird, viel Gutes, aber auch viel Böses stiften kann. Um an dem Gedeihen, der Ruhe und dem Glück eines Landes zu arbeiten, um ihnen sichere Grundlagen zu geben, um den Grund zu wahrer Civilisation des Volkes zu legen, genügt es keineswegs, die Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, sie müssen vielmehr sorgfältig so gebildet werden, daß ihre ganze Intelligenz sogleich zum Dienst des Herzens bereit ist. Wem entgeht die leidenschaftliche Bewegung, der Tumult der Wölker, in denen sich wie in einem schrecklichen Vorspiel Unglück und Revolutionen anzukündigen scheinen? Wem ist unbekannt, daß in Frankreich (bei den Lyoner Aprilereignissen) Kinder beiderlei Geschlechts, Kinder von acht Jahren Waffen in ihren Händen trugen und damit das Zeichen zum Bürgerkrieg gaben? Ja, in unserm kleinen Land selbst hat sich unlängst ein Kinderverein zur Erregung von Lärm, Störung und Unordnung aller Art gebildet, der im vergangenen Februar denen zum folgsamen Werkzeug diente, welche die öffentliche Ruhe und Ordnung umwerfen wollten. Die Polizei hat entdeckt, daß in unserm Kanton eine Bande Knaben von zehn bis sechzehn Jahren ohne eigentliche Heimath und Wohnung herumschwärmt und sich nur von Lug, Trug und Stehlen nährt. Die schamlosen Scenen am Ballag des musikalischen Festes gingen großentheils von Buben zwischen zwölf und sechzehn Jahren aus. Wo nun ein Mittel gegen dieses Uebel, wo einen Zügel gegen diese Ausartung finden, die weder das Ansehen der Obrigkeit anerkennt, noch väterliche Befehle scheut, ja die Gesellschaft in ihren theuersten Interessen bedroht? Dieses Mittel, dieser Zaum liegt lediglich in einer Erziehung, die sich nicht an den bloßen Schein hält, sondern zum Wesen dringt, einer Erziehung, die vor Allem sittlich und religiös ist."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 212.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. September 1834.

— Ich kann nicht satt mich wundern!
Gestalten solcher Art, Verkörperung,
Die, fehlt gleich der Gebrauch der Zunge, trefflich
Ein stumm Gespräch aufführen.

Shakespeare.
Der Sturm.

Noch ein Blick in Warwicks neues Schattenspiel.

Von G. B. Depping.

(s. Nr. 92.)

Ich konnte die sonderbaren Thiergestalten, die Warwick uns in seinem vergrößernden Schattenspiele gezeigt hatte, nicht vergessen; die monströsen Figuren und ihre bizarren Bewegungen verfolgten mich überall; ich mußte wieder hin, wenigstens um zu sehen, ob es noch immer die nämlichen seyen. Dieser Warwick ist ein phlegmatischer Engländer, der sein Schattenspiel betreibt, wie ein Schuster oder Schneider sein Handwerk. Zuerst nimmt er an der Kasse das Geld ein, und dann macht er den Demonstrator, und sagt an einem Abend nicht mehr und nicht weniger als am andern. Er lebt von seinen unsichtbaren Thieren, wie ein anderer von einem Dromedar oder von einem Bären; natürlich hat dies Leben nicht viel auf sich, dafür hat er aber auch Niemand zu füttern, als etwa seinen Bedienten, der das Schattenspiel in Bewegung setzt, indeß er an der Wand steht und die herumwimmelnden Thierchen erklärt.

Ich dachte, solch ein Mann, der täglich mit der unsichtbaren Wasserwelt umgeht, muß tiefe Blicke in die verborgene Natur gethan haben; allein es läßt sich fast nichts aus ihm herausbringen. Was er weiß, gibt er dem Publikum in wenig Worten zum Besten; alles weitere Fragen ist umsonst.

Etwas Auffallendes dabei ist das regelmäßige Erscheinen derselben Auftritte in seiner Wasserwelt. Wenn er z. B. das Wasser aus dem Behälter im Pflanzengarten nimmt, so erscheinen beständig zwei Schlangen darin, nicht mehr und nicht weniger; es ist, als habe er sie abgerichtet und setze sie jeden Abend in sein Glas. Diese beiden Schlangen haben blutrothe Köpf und Häls, und gebehrden sich äußerst lebhaft; überhaupt ist es merkwürdig, mit welcher Muskelkraft alle diese Wasserthierchen sich fortschnellen. Ein Floh, sagt man, habe einige hundert Muskeln, so muß eine solche mikroskopische Wasserschlange deren tausende besitzen, um sich auf so vielfache Weise krümmen, winden und fortschnellen zu können. Warwick versichert, diese Schlangen seyen die Väter und Mütter der Mücken; wenn dem so wäre, so sähen die Söhne ihren Eltern gar nicht ähnlich; da man jedoch nicht ganz aus der Art schlägt, so bleibt den Mücken noch etwas von dem kreuzenden Herumirren ihrer Herrn Väter und Frauen Mütter. Als ich den Auftritt mit den Schlangen das erste Mal sah, waren sie die einzigen Schauspieler an der Wand, oder wenn andre Thierchen auftraten, so störten diese doch keineswegs ihre Lust,

Digitized by Google

denn sie waren zu klein und unbedeutend, um ihnen gefährlich zu seyn. Wahrscheinlich war es ein liebendes Paar, denn sie schlängelten sich recht traulich durcheinander, und einmal küßten sie sich sogar, worüber einige Damen unter den Zuschauern roth wurden. Sonst aber gebehrdeten sie sich anständig, obschon sie unmöglich wissen konnten, daß man ihren Liebkosungen so neugierig zuschaue. Eines derselben belustigte sich lange damit, daß es einen Halm, der im Wasser zu wachsen schien, und den man kaum sehen konnte, mit seinem blutrothen Maule faßte und hin und her zog; vielleicht saß ein Thierchen darauf, das ihm zur Speise diente. Da Warwick kurz vorher ein Haar hatte sehen lassen, welches in seinem Mikroskop die Dicke eines Knittels hatte, so mußte dieser Wasserhalm ungefähr tausendmal feiner seyn, als ein Menschenhaar.

Das zweitemal war der Auftritt mit den Schlangen nicht so idyllisch als das erstemal, und nahm ein tragisches Ende. Es war nämlich außer den beiden Schlangen noch ein Thier da, welches keineswegs ihr Freund zu seyn schien. Dieser Zeuge ihrer Liebesfreuden war ein hämischer Bursche, der einem Krokodill ähnlich sah, weßhalb Warwick ihn auch so nennt; nur hat er längere und dünnere Füße und eine Art von Hörnern. Man brauchte ihn nur einen Augenblick zu beobachten, um sich zu überzeugen, daß er gegen das liebende Paar etwas im Schilde führe; denn er schlich so verrätherisch umher, suchte ihnen unvermerkt beikommen, und war doch zu feige, als daß er ihnen auf geradem Wege begegnet wäre. Man sah sogleich, daß dies der Verräther in der schuldlosen Wasserwelt, der Lucifer des Wasserschlangengeschlechts sey. Auch wichen die beiden Schlangen zur Seite und vermieden die Annäherung des hämischen Thieres; daher überließen sie sich diesmal auch keinen solchen Liebkosungen wie das vorigemal, als die Wasserwelt ihnen allein gehörte. Sie waren im Gegentheile ängstlich und wichen nicht von einander. Allein das treulose kleine Krokodill ließ sie keinen Augenblick aus dem Gesichte, richtete seine Hörner scharf in die Höhe, und als sich einmal eine der beiden Schlangen unvorsichtig in seiner Nähe umherschlängelte, fuhr der Spitzbube auf sie los und faßte sie plötzlich bei der Gurgel, vermittelst der vermeintlichen Hörner, die sich aber nun als eine wahre Zange zu erkennen gaben. Da die feigen Thiere immer schwach sind, so hatte auch dieses Krokodil nicht Kraft genug, die Schlange mit sich fortzuziehen, sondern blieb an ihr hängen, als ob nicht sie, sondern er der Gefangene sey. Ich vermuthete, die Schlange werde nun alle ihre Muskelkraft, wovon sie beim Spiele so viel entwickelt hatte, anwenden, um sich von diesem schwachen und feigen Verfolger wieder loszumachen; allein wider Erwarten blieb sie von dem Augenblick an fast unbeweglich ausgestreckt. Wahrscheinlich erstickte sie allmählich, und der Sieger wartete nur noch auf ihr gänzliches Hinscheiden, um sie gemächlich und ohne Gefahr aufspeisen zu können. Ob das Schlachtopfer das Männchen oder das Weibchen sey, konnte Warwick uns nicht sagen. Um die Sache rührender zu machen, denke ich mir, es ist das Weibchen; denn schon von Evas Zeiten her argwohnt das weibliche Geschlecht die Gefahr weniger und fällt daher leichter in die Schlingen. Ich war neugierig, zu sehen, was in diesem kritischen Augenblick das Männchen thun werde. Ach! im ersten Schrecken war es davongeflohen. Jeder denkt zuerst an sich selbst, und in der kleinen Wasserwelt wie auf der großen Erdenwelt ist der Trieb der Selbsterhaltung der lebhafteste aller Triebe. Hernach aber, als es das Weibchen, welches seinen Gefährten vor Kurzem noch durch sein anmuthiges Krümmen und Schlängeln ergötzt hatte, so jämmerlich baumeln sah, ergriff die Verzweiflung den verlassenen Wittwer, er kam herangestürzt und machte fürchterliche Sprünge, die aber in der Lage der Sache nichts änderten; denn seiner Verzweiflung ungeachtet, hatte das Männchen doch die Vorsicht, dem Krokodille nicht zu nahe zu kommen. Es machte seine Sprünge nur neben dem Weibchen, dem sie nichts frommen konnten. Ich hätte nun auch gern noch das Ende dieser Tragödie gesehen, allein Warwick ist ein regelrechter Mann: er zog seine Gläser zurück, weil die Zeit ablief und sein Gaslicht zu Ende ging. Jeder mußte sich also das Abschlachten des armen Weibchens vermittelst der Einbildungskraft vorstellen; vielleicht hat der abscheuliche Ariman der Wasserwelt in der folgenden Nacht das Männchen auch geholt und sich zum Frühstück aufgespart. Am folgenden Abend soll Warwick nichtsdestoweniger wieder zwei Schlangen zum Vorschein gebracht haben. Ich begreife nicht, wie gesagt, wie es zugeht, daß in seinem Wasser aus dem Pflanzengarten immer ein einziges Schlangenpaar sich vorfindet. Fast jeden Abend findet sich auch der Ariman ein; nur ausnahmsweise bleibt er aus und läßt sie ihr anmuthiges Liebesspiel treiben. An solchen Abenden verdauet er vielleicht eine Schlangenmahlzeit des vorigen Abends.

Wenn Warwick nun die Thiere verschiedener Wasserarten einzeln hat erscheinen lassen, so mischt er die Gewässer zusammen, und nun ist, um mit dem Volk zu reden, der Teufel los; denn nun fliegen und schießen die einander fremden Thiergestalten aufgeschreckt durcheinander, stoßen, drängen und verwunden sich und können gar nicht wieder zu sich kommen. Ich dachte dabei, wie komisch es wäre, wenn es auf dem Sirius einen Warwick gäbe, und er seinen Mitbürgern zum Spaß erstlich die Bewohner einzelner Länder unsers Planeten vor ihnen im Schattenspiele erscheinen ließe, und dann Russen und Kaffern, Deutsche und Neger, Franzosen und Karaiben durcheinander mengte und damit den Zuschauern im Sirius ein ähnliches Schauspiel gäbe, wie Warwick uns.

Digitized by Google

Ein Bild aus der Wüste.

(Fortsetzung.)

Beide Züge vereinigten sich und der entgegengesetzte Weg wurde eingeschlagen, welcher Umstand jedoch die neuen Ankömmlinge nicht im Mindesten beunruhigte, so groß war ihre freudige Zuversicht auf die Geschicklichkeit und den guten Willen ihrer neuen Freunde. Ein munteres Gespräch kam bald in den Gang, das desto lebhafter geführt wurde, je weiter entfernt die Sprechenden sich von der Ehrfurcht gebietenden Nähe der beiden Anführer befanden. Diese selbst beharrten lange in tiefem Schweigen; der Eine, weil er von den vielen Worten, die man ihm abgezwungen, sich jetzt erholen zu müssen glaubte, der Andere, weil er noch etwas auf den Eigensinn seines Gefährten grollte; allein sein angebornes, lebhaftes Wesen hielt das Beschwerliche der Rolle, die er durchzuführen gedachte, nicht lange aus. Sein Wunsch trieb ihn, über die Herkunft seines Gesellschafters, so wie über den Zweck von dessen seltsamer Reise etwas Näheres auszukundschaften; er hoffte den unbezwinglichen Starrsinn zu besiegen, indem er den Schweigsamen nach und nach in Gespräche zu verwickeln sich bemühte. „Du wunderst Dich, Freund," begann er nach der langen Pause, „daß ich so einheimisch hier in der Wüste bin; doch ich könnte Dich noch mehr in Verwunderung setzen, wenn ich Dir von den merkwürdigen Orten, durch die unsere Reise geht, und von den Begebenheiten, welche sich daselbst zugetragen, berichtete." — „Thu es nicht," war die Antwort, „die Bewunderung ist ein unbequemes Gefühl. Bringe mich nicht aus dem Gleichgewicht meiner Empfindungen, indem Du mich zwingst, einer vor der andern den entschiedenen Vorrang zu gestatten." — „Und welcher Beweggrund führt Dich alsdann wohl hierher, wenn es nicht die Wißbegierde ist, Dich mit den Wundern der Wüste bekannt zu machen? besondere Zwecke verfolgst Du nicht, dieses beweiset Deine Gleichgültigkeit, als ich Dich auf Dein Irregehen aufmerksam machte." — „Fremdling," erwiderte Ibrahim verdrüßlich, „ich bitte Dich, suche mich nicht zu erforschen; lasse mir meine Geheimnisse, wie ich Dir die Deinigen lasse." — „Bei meinem Barte!" rief jener, der sich vorgesetzt hatte, sich nicht irre machen zu lassen; „dieser Ernst, diese Würde, diese tiefe Verschwiegenheit! Allah müßte meinen Geist mit Blindheit geschlagen haben, wenn diese Eigenschaften mich nicht belehrten, daß ich einen Egypter vor mir habe." — „Ich bin aus der heiligen Stadt Kairo," entgegnete Ibrahim nicht ohne Zeichen eines geschmeichelten Stolzes. „Hab ich's nicht errathen!" triumphirte der Mann mit dem spitzigen Hute. „Und da Du als Fremder von der Anhänglichkeit an die Familie Dschófi sprachst, so stehst Du wahrscheinlich bei einem dieser Stammgenossen in Dienst? Nicht wahr, auch diesen Umstand hat mein gutes Glück mich errathen lassen?"

„Bei Gott!" rief der Egyptier im Zorn, „ich war ein Thor, vor dem Blicke eines so scharfsichtigen Falken, wie Du einer bist, irgend etwas verbergen zu wollen. Nur thut es mir leid," setzte er etwas leiser hinzu, „daß dieser Falke zugleich die Eigenschaft des Papageis hat, als schwatzhaftesten und zudringlichsten aller Vögel." — „Bei alle dem," fragte sein Gefährte weiter, „weiß ich doch noch nicht, Freund, was Dich hieher in die Wüste führt, und zu welchem Zwecke Du das stolze, schöne Roß mit Dir führst, welches ich gleich am Anfang in Deinem Zuge bemerkt habe." Der Egyptier sah hier seinen Nebenmann mit einem Blicke an, in den sich Ueberraschung und Verachtung theilten. „Wenn Du denn Alles wissen willst, so erfahre, daß das edle Roß zu keinem andern Zwecke bereit ist, als mir zu der eiligsten Flucht zu verhelfen, wenn unnütze und zudringliche Schwätzer mich verfolgen. Und somit lebe wohl, Fremdling!" — Wie," rief Jener, „Du willst Dich von Neuem den Schrecknissen, denen Du kaum entronnen bist, aussetzen?" — „Ja, Freund, die Wellen der Wüste werden mir vielleicht den Tod bringen; doch will ich lieber diesen stummen Würgern in die Hände fallen, als das Schicksal erleben, an Deinen vielen Fragen zu ersticken."

Er gab bei diesen Worten seiner Truppe einen gebietenden Wink, indem er selbst sein ermüdetes Kameel einer andern Richtung zuzusteuern sich bemühte; doch dieses kluge Thier kannte zu sehr das wahre Heil seines Herrn, um nicht im Bunde mit seinem gutmüthigen Treiber sich allen Versuchen des Erzürnten hartnäckig zu widersetzen. Hassan selbst, so nannte sich der Fremdling, sah sein Unrecht ein und suchte es gut zu machen, indem er versprach, während dem Verfolg der ganzen Reise sich nicht im Mindesten in die Angelegenheiten seines geheimnißvollen Freundes zu mischen. „Ich kenne die Egyptier," bemerkte er leise zu seinem nächsten Reiter; „sie kommen aus einem Lande, wo die langweilige, trockene Geheimnißkrämerei zu Hause ist; bei alle dem sind es aber doch gutmüthige Narren, und wer weiß, wozu dieser uns nützlich seyn kann." Das Friedensbündniß war nach diesem kleinen kriegerischen Intermezzo völlig hergestellt; Ibrahim thronte wieder auf seinem Kameele ernst und schweigend, indeß Hassan, um gänzlich den Gegenstand der frühern Gespräche zu wechseln, manche der abenteuerlichen Sagen berichtete, die im Munde des phantasiereichen Morgenländers leben, und die in ihrer schauerlichen, tiefen Bedeutsamkeit gewissermaßen die Seele der Wüste ausmachen. Wie oft hatten diese bezaubernden Klänge schon das Ohr der Wanderer mit süßem Grausen gefüllt, wenn die Glöckchen der

Digitized by Google

Kameele über die Fläche ertönen und der lange Zug der Karavane durch das Meer der Wüste schifft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Mißbräuche im Unterrichtswesen. Historische Vorträge.

Wer in Deutschland möchte nicht in diese wahren, tiefgreifenden Worte einstimmen? denn dort ist von der Schule her noch ein Rest von Sittlichkeit und Religion bei den Kindern. Hier aber wird der Elementarunterricht wohl schwerlich in seinem Grund geändert werden, weil zu Viele — ja unsere einflußreichsten Professoren und Gelehrte — zu sehr an dem halten, was in der französischen Kaiserzeit gäng und gäbe war, an den Traditionen des Imperialismus und seiner Universität, wo an die Ausbildung des Gemüthsmenschen gar nicht gedacht, dafür aber die Erlernung positiven Wissens, des Kalkulir-, Meß- und Wägbaren über Alles gestellt, ja als Hauptsache und Zweck des Menschthums angesehen ward. So lange unsere Akademie noch in diese Ideen verwickelt bleibt, und so lange ihre Hauptleute auch Hauptstimmen bei der neuen Organisation unserer Elementar- und höhern Erziehung haben, läßt sich in dieser Beziehung wenig Gutes hoffen. Daher mag es auch wohl kommen, daß die seit fünf Jahren zusammensitzende Kommission bisher für die bessere Organisation unsers Erziehungswesens nichts hervorgebracht hat, als den höchst wichtigen Vorschlag: es sollen künftig nicht mehr, wie bisher, sieben Behörden mit unbestimmten Attributionen Corps directeurs des Erziehungswesens seyn, sondern nur sechs, nämlich die Commission d'instruction publique, die Akademie, das Comité des Collèges, das Comité des écoles primaires, die Société des arts und die Société des Catéchumènes. Letztere hat allein die Lancasterschulen der Stadt unter ihrer Leitung. In diesen aber, in ihrer fehlerhaften und einseitigen Einrichtung, in ihrem von aller sittlichen und religiösen Lehre entblößten Unterricht liegt der eigentliche Krebsschaden. Warum ernennt doch die Regierung nicht ein einziges Conseil d'instruction publique mit fünfundsiebenzig bis fünfzig Mitgliedern, deren Majorität außerhalb der Akademie und der vénérable compagnie des pasteurs ernannt wäre, und zwar aus den unterrichtetsten, aufgeklärtesten und rechtlichsten Einwohnern der Stadt: Aerzten, Kaufleuten, Künstlern, Privatgelehrten u. s. w., denen einige Obrigkeitspersonen, Geistliche, akademische Professoren und Schullehrer beigegeben wären? Dieses Kollegium, das von Zeit zu Zeit erneut würde, hätte unter dem Staatsrath die Oberleitung über das ganze Erziehungs- und Unterrichtswesen, präsentirte die Professoren zur Ernennung und bildete aus den fähigsten und zuverlässigsten fünf Mitgliedern eine Kommission zur häufigen Inspection der Elementar- und Industrieschulen, desgleichen des Kollegs und der Akademie; alle bisherigen Corps directeurs hörten auf. Man sage nicht mit der Akademie: die Akademie kann unmöglich unter fremder Leitung stehen, sie kann sich unmöglich der Inspektion und dem Tadel Anderer unterwerfen, denn bisher war sie großentheils jenes Conseil d'instruction publique selbst, also Richter in eigener Sache; keiner ihrer Professoren wird diese schöne und bequeme Stellung aufgeben wollen. Wer wagte es, sich über die Akademie zu stellen? Ich meine die Regierung und die Nation. Die Familienväter, die mit ihren Abgaben die Akademie unterhalten, scheinen mir eine gewichtige Stimme in dieser Sache zu haben; ihre Stimmen sollten wenigstens gehört werden, und sie sollten in jenem leitenden Rath die Majorität bilden, damit sich da nicht auch der Coterien- und Kastengeist einschleiche. Wer mag aber jetzt der Akademie mißfallen? sie hat durch ihre Familien- und andere Verbindungen den größten Einfluß; bei ihr werden alle größern und kleinern Rücksichten, Ansprüche, Wünsche und Ansichten bedacht. Auf derartigen ängstlichen Wegen wird man nie zu einer wesentlichen Verbesserung, zu einem dauerhaften Ergebniß kommen. Nach obigem Gesetzprojekt ist die Oberleitung der Commission de l'instruction publique nur scheinbar und dem Namen nach, denn die Akademie bleibt nach wie vor allmächtig und ohne alle Kontrole. Man sehe doch abermals nach Deutschland; wo ist dort eine Regierung, die sich von ihrer Universität oder deren Professoren in ihren Maßregeln beschränken oder in Abhängigkeit halten läßt?

Was ich Ihnen schon früher voraussagte, ist geschehen: Rossi, müde seiner akademischen Stellung, hat uns verlassen und ist nach Paris gegangen, wo er freilich für seine seltenen Talente einen größern Wirkungskreis hat. Mit Rossi verlor unsere Akademie ihre zweite Illustration, und es bleibt ihr nur noch Decandolle, der Vater. Rossi's historische Vorlesungen, sein Schwung, seine Farben, sein ergreifendes Leben in der Darstellung fehlten uns vergangenen Winter sehr, wenigstens zur angenehmen Unterhaltung. Einigen Ersatz gaben des Franzosen Thourel Vorträge über die Geschichte der Reformation. Da Thourel Advokat und ein gewandter Sprecher ist, da er seine Vorträge ganz frei hielt, so hatten sie in dieser Beziehung mehr Leben, als manche andere. Er behandelte darin die Ursachen der Reformation, ihre Geschichte und ihre Wirkungen. Ein allgemeines Bild, das er im Anfang von der Entstehung und dem Fortgang des Christenthums gab, war nicht ohne Verdienst, aber auch nicht ohne Einseitigkeit. Er ergriff das Mittelalter und sein Pabstthum ganz im Sinn der französischen Klassiker und Liberalen. Alles Große, Zeitgemäße und Wohlthätige in jenen Erscheinungen verschwand aus seiner Darstellung, und es blieb nichts übrig als ein häßliches Gerippe. Seine Päbste waren alle nur erbärmliche Pfaffen, und die Kaiser, mit denen sie um die Herrschaft der Welt rangen, selbst die Ottonen und Hohenstaufen erschienen bei ihm als wahre Imbécilles. Das nennt man denn hier zu Land Geschichte! Thourel hat auch den zweiten und dritten Band seiner Geschichte Genfs erscheinen lassen, desgleichen eine biographische Zusammenstellung der ausgezeichnetsten Genfer. Er ist darin in Sprache und Darstellung manches Verdienstliche, überall aber herrscht der französische Liberalismus mit seiner Einseitigkeit in Darstellung und Beurtheilung der Vorzeit. Dadurch tritt auch der Zweck hervor, für den Thourel seine Genfer Geschichte schrieb. Unsere Liberalen und Radikalen brauchten eine solche Grundlage, um feindlich über alles Verdienst der alten Genfer Familien herfallen und sie unter dem Namen Aristokraten dem öffentlichen Unwillen preis geben zu können. Ueber die Reformationsgeschichte wurden auch von zwei Geistlichen Vorträge gehalten. Diodati behandelte den Gegenstand mit ruhiger, gründlicher Tiefe, Merle-d'Aubigny auch sehr lobenswerth, aber mit vorherrschender methodistischer Farbe. Es ist erfreulich, in der Stadt, wo einst Calvin mit Rath und That, freilich auch mit Leidenschaft und Flammen für die Reformation handelte, nach drei Jahrhunderten noch so regen Eifer für den Gegenstand zu sehen, dem freilich Genf auch politisch mehr Nutzen verdankt, als irgend ein Land, weil seine politische Emanzipation mit seiner religiösen zusammenfiel.

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 213.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. September 1834.

Et le vent du désert, et le brillant mirage
Qui montre à l'horizon un fantastique ombrage:
Dérobez ces tableaux à notre souvenir!

Méry et Barthélemy.

Ein Bild aus der Wüste.

(Fortsetzung.)

„Freund!“ rief unser Erzähler, indem er sich anschickte, eine seiner merkwürdigsten Geschichten vorzutragen; „welchen Glauben schenkst Du den Offenbarungen der Geisterwelt und was hältst Du überhaupt von den großen, uns noch zum Theil verschlossenen Naturgeheimnissen?“ Der trockene Egyptier, dem das Wort Geheimniß süß an's Ohr klang, zog die finstern, buschigten Brauen hoch in die Stirne, öffnete weit die leblosen, starren Augen und neigte das Haupt, um nach dieser die Erwartung spannenden Bewegung wiederum in sein früheres Schweigen zu verfallen. „Man sagt,“ fuhr Hassan fort, „daß diese unabsehbare Wüste, die mit allen ihren Schrecknissen uns vor Augen liegt, vor vielen Jahrtausenden zurück dem Beschauer einen ganz andern Anblick gewährt habe. Diese trockene, versengende Luft war der Athem des Paradieses, der, gefüllt mit balsamischen Düften, die Sinne durch sein kühles Lächeln immer wieder stärkt und erfrischt; hohe schattende und blühende Gewächse entsprossten diesem undankbaren Boden und unvergängliche Schönheiten des fernen Gebirges spiegelten sich in klaren Brunnen, die das Auge nie entzückender erblickte. Doch wo sind sie hin, diese Gärten, diese ewigen Paradiese? Der Grimm des Herrn hat sie vernichtet, um ein üppiges, sündhaftes Geschlecht zu strafen, das sich dieses göttlichen Aufenthalts unwürdig machte.“ — „Allah ist gerecht!“ rief der Egyptier. „Das ist er,“ entgegnete Hassan; „doch höre weiter. Nicht allein ewig blühende Gärten, mit allem ausgestattet, was nur Schönes und Erhabenes die Sinne entzückt, breiteten sich über diese Flächen aus; auch der Glanz von Städten schimmerte hier, die in ihrem ungeheuren Bau ganze Tagreisen erforderten, um von einem Ende zum andern zu gelangen. Das Auge sah hier Paläste, würdig, den Hofstaat Suleimans mit allen seinen Dschinnen, Vögeln, Propheten und Königen zu fassen; gegen die Höhe ihrer Marmorsäle erschien die höchste Zeder Libanons nur als zwerghaftes Bäumchen, und durch die Säulengänge sah man einen Zug von Elephanten nicht größer als eine Heerde Mäuse ziehen. Ganze Völkerschaften füllten die Marktplätze und auf dem Dache eines Hauses führte man oft Kriege. Wo sind diese Städte geblieben? Allah hat sie vernichtet, in seine mächtige Hand hat er sie gefaßt und siehe, sie fielen zerbröckelt als Staub der Wüste nieder! Der arme, zerlumpte Beduine treibt seine kleine Heerde über die Trümmer dieser Welten; er ahnet es nicht, daß der Staub, den er von seiner Ferse schüttelt, die Asche von Königen ist, deren jeder sich Beherrscher

der Welt nannte. Ich bin nicht eigennützig, doch eine Gattung von Reichthümern möchte ich vor dem Untergange bewahrt haben: dies sind die Hunderttausende von Haremen, deren jeder eine volle Zahl der schönsten Frauen und Jungfrauen aus allen Ländern der Erde faßte." — „Allah ist weise!" rief der Egyptier, indem er sich phlegmatisch den Bart strich; „es ist uns noch eine gehörige Menge von diesen kostbaren Reichthümern übrig geblieben."

„Ein frommer Derwisch," fuhr Hassan fort, „der der merkwürdigsten Erfahrungen gewürdigt worden ist und im genauesten Verkehr mit dem Geisterreiche steht, pflegte nur mit ehrfurchtsvollem Grausen von der Wüste zu sprechen. Er nannte sie den durch Sünden nackt gewordenen Schädel der alten Erde, den großen Gottesacker für die Wunder der Vorwelt, in der alle Dinge größer, herrlicher und gewaltiger gewesen. Ja, die merkwürdigste seiner Erzählungen war die, wenn er von den Geheimnissen des Wunderbaues von Irem sprach, die er mit wachenden Augen geschaut, als er in seiner Jugend die Heerden in der Wüste hütete. Gefällt es Dir, Freund, so will ich Dir Einiges von dem Gehörten wiedererzählen; der Platz, wo unsere Kameele getränkt werden, liegt vor uns; laß uns in dem Schatten der Cisterne niedersitzen." Der Egyptier, dem die Rolle eines stummen Zuhörers nicht beschwerlich fiel, stimmte dem Vorschlag bei und ließ sich an der Quelle nieder, nachdem er zuvor sorgfältig Bart und Antlitz in dem erquickenden Naß gebadet hatte. Hassan kehrte nach einer kurzen Unterredung mit seinem Gefolge zu seinem Gefährten zurück.

„Bemerkt Dein Auge, Freund Egyptier," hob er an, „jene Erhöhung von seltsamen Formen am Gesichtskreis? fast leuchten sie wie Mauern und Thürme einer unabsehbaren Stadt." — „So ist es," entgegnete Ibrahim, „und diese prächtige Stadt kann höchstens eine Tagreise von uns entfernt seyn." Hassan lächelte: „Reise immer zu, und Du wirst sehen, ob Du sie jemals erreichen kannst; eher möchtest Du den Weg durch die Lüfte zum Monde finden, ehe es Dir gelingt, den Fuß in den Bezirk jener wunderbaren Mauern zu setzen. Wisse, daß sie noch jedem Reisenden so erschienen, doch wehe dem, der sich verlocken läßt, dem Blendwerk zu folgen; stets in gleicher Entfernung schweben die gespenstischen Gebilde ihm vor, und er findet seinen gewissen Tod in den Wellen der Wüste. Ganze Karavanen sind auf diese Weise verunglückt. Der Wunderbau von Irem ist darum ein Schreckenswort für jeden Wanderer, der zum erstenmal die Schwelle von Nadsched überschreitet. Nur alle tausend Jahre einmal ist es einem Sterblichen vergönnt, die fürchterliche Todtenstadt zu betreten, und wer ihre Geheimnisse geschaut, dem bleiben die entsetzlichsten wie die entzückendsten Bilder immerdar im Gedächtniß."

(Der Beschluß folgt.)

Historische Aufklärungen über die Entwendung und Wiederherbeischaffung der französischen Krondiamanten im August 1792.

Man erinnert sich, daß wenige Tage nach dem 10ten August 1792, an dem bekanntlich die Tuilerien gestürmt und geplündert wurden, die damals in die Verwahrung der assemblée législative gekommenen Krondiamanten auf unbegreifliche Weise verschwanden und hernach wieder aufgefunden wurden, ohne daß über das Detail dieses Vorganges bis heut etwas Näheres bekannt geworden wäre. Gleichwohl ist die Sache interessant genug, da sich unter diesen Juwelen namentlich der Regent, einer der größten bis jetzt gefundenen Diamanten befand, dessen Werth allein auf mehr als eine Million preuß. Thaler angeschlagen wird. *) Jetzt tritt ein Franzose, Namens Sergent-Marceau, Municipaloffizier und Polizeiadministrator zu Paris in den Jahren 1791 und 1792, jetziges Mitglied am Athenäum zu Brescia, mit einer Erklärung darüber hervor, die, wie fast romantisch sie klingt, doch alle Spuren der Authenticität an sich trägt. Wir entnehmen dieselbe auszüglich dem eben erschienenen neuesten Hefte der Revue rétrospective, einer Zeitschrift, welche in Deutschland kaum bekannt wird, und hoffen damit alle diejenigen Leser zu Proselyten zu machen, welche nicht zugeben wollen, daß die Geschichte oft romantischer ist, als der Roman selbst.

Der Raub der Krondiamanten, so drückt sich unser Polizeiadministrator aus, welcher bald nach dem verhängnißvollen 10ten August Statt hatte, gehört der Geschichte jener Epoche an, weil er damals in Verbindung mit den Ereignissen zu stehen schien, und weil ihn die öffentliche Meinung, verleitet vielleicht durch den Parteigeist, Personen (namentlich dem Nationalarchivisten Camus) beimaß, deren Stellung sie über einen solchen Verdacht hätte erheben sollen. Indeß kann außer mir Niemand Auskunft über den eigentlichen Zusammenhang dieses merkwürdigen Vorfalls geben. Die Art der

*) Dieser Diamant wiegt 136 Karat, zierte später Napoleons Degenknopf und fiel mit dem Wagen des Kaisers am Abend nach der Schlacht von Belle-Alliance in die Hände der Preußen.

Digitized by Google

Wiederauffindung jener Diamanten grenzt an das Romanhafte, und sie würde ohne die Mordscenen des 2ten Septembers nicht Statt gehabt haben. Zunächst aber muß sie einem Akt der Dankbarkeit gegen mich selbst beigemessen weeden.

Ich wurde nämlich Ausgangs Augusts 1792 bei einer meiner wöchentlichen Gefängnißinspectionen durch den Kerkermeister Richard der Conciergerie in ein Gemach geführt, in welchem sich die zum Tode verurtheilten Verbrecher befanden. Einer derselben hatte dringend mich zu sprechen verlangt, weil er eine Gunst von mir zu erbitten habe. Ich fand ihn bei meinem Eintreten zitternd vor Fieberfrost; was er von mir zu erbitten hatte, war, ihm den Bart abnehmen zu lassen; eine Begünstigung, welche das Gefängnißreglement aus leicht begreiflichen Gründen verbot. „Sehen Sie, Herr Administrator," sagte dieser Unglückliche, dessen Worte sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt haben, „sehen Sie, welch ein schreckliches Aussehen mir dieser lange Bart gibt. Das Volk, wenn es mich zum Schaffot führen sieht, wird rufen: dieser Mensch sieht recht wie ein Verbrecher aus. Und gleichwohl bin ich kein Verbrecher, ich habe ein gutes Herz und niemals einem Menschen etwas zu Leide gethan. Mein ganzes Vergehen besteht darin, daß ich Bankscheine nachgemacht habe. Gleichwohl wird man mir auf meinem lezten Wege jedes Mitleiden versagen, bloß weil mich mein Bart so entstellt; ich gleiche dem verruchtesten Mörder. Haben Sie die Barmherzigkeit, mich rasiren zu lassen. Mein Haupthaar will ich mir selbst zurechtmachen, denn ich war Damenfriseur; Sie sehen, ich bin kein schlechter Mensch." Diese Bitte, wie sonderbar sie war, rührte mich; die Blicke des Unglücklichen, sein Fieberfrost, seine Todesangst kamen dazu. Genug, ich ließ ihn, unter Beobachtung der allergrößten Vorsicht, rasiren. Wäre ich Polizeiadministrator geblieben, so würde ich eine damals von mir gefaßte Idee eines Stuhls, auf welchem eine solche Operation ganz gefahrlos vorzunehmen ist, ausgeführt haben. Ich war am andern Tage neugierig, meinen Gefangenen wieder zu sehen. Noch gequält vom Fieber, blaß wie der Tod, aber reinlich aussehend, seit der lange Bart verschwunden war, kroch er von seinem Strohlager vor meine Füße, die er mit Inbrunst küßte. Sein Mund floß über von Worten des Dankes. Noch einige Tage konnten bis zu seiner Hinrichtung verstreichen, da er Kassation eingelegt hatte.

Unterdeß fielen die Septemberscenen vor. Acht oder zehn Tage nachher stürzte eines Morgens eine Mulattin, welche Dienste in den Jakobinerkluds versah, in mein Kabinet auf dem Polizeiamte, und rief mir entgegen: „Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen zu den Krondiamanten verhelfe? Ich kann es; da ist ein Mensch, welcher die Entdeckung machen will. Ich wollte ihn erst auf das Comité des récherches weisen, aber er will sich nur Ihnen offenbaren; er behauptet, Ihnen eine große Verbindlichkeit zu haben, weßhalb er wünsche, daß das Vaterland Ihnen die Wiederherbeischaffung dieser Schätze verdanke." — „Bringen Sie ihn sogleich her," erwiderte ich, wiewohl ich eben kein großes Vertrauen in die Worte der Mulattin sezte. Ich durfte indessen dieselben nicht unbedingt auf die leichte Achsel nehmen, da sie im Geruche eines eifrigen Patriotismus stand, und auch nachher in einen weiblichen Jakobinerklub getreten ist, wo Fräulein von Kéralio präsidirte.

Eine Stunde nachher erschien die Mulattin mit einem als Nationalgarde sehr sauber gekleideten Menschen. „Hier ist unser Mann!" sagte sie und ließ mich mit ihm allein. „Herr Polizeiadministrator," hob dieser mit sachter Stimme an, „ich kann Ihnen sämmtliche Krondiamanten wieder schaffen; aber Sie müssen mir erst versprechen, mich nicht unglücklich zu machen." — „Wie?" versezte ich, „was können Sie fürchten, wenn Sie dem Vaterlande einen so wichtigen Dienst leisten? Sie verdienen vielmehr eine Belohnung." — „Mein Name darf bei dieser Sache nicht genannt werden; es geht um mein Leben." — „Reden Sie, ich versichere Sie durchaus meiner Discretion." — „Erkennen Sie mich nicht?" — „Nein, ich meine, ich sehe Sie heute zum ersten Male." — „Geben Sie mir Ihr Wort als Beamter, daß Sie mich nicht ausliefern wollen." — „Wie geheimnißvoll! Haben Sie Theil am Diebstahle, so reden Sie; ich kann Sie retten." — „Nein, mein Herr, ich habe keinen Theil daran. Ich bin Lamiévette, der Damenfriseur, den Sie in der Conciergerie rasiren ließen. Bei den Mordscenen im Gefängnisse haben mich die Volksrichter (die Septembriseurs) entkommen lassen; aber der Gerichtshof kann mich jeden Augenblick reklamiren, da ich nicht begnadigt bin. In der Nacht vor meiner Befreiung brachte man zwei neue Gefangene, die ich nicht weiter gesehen habe, in das Cachot; sie sprachen unter einander im Argot (der Diebessprache), welche ich verstehe, und so habe ich gehört, daß sämmtliche Diamanten in zwei Zapfenlöchern des Hauptbalkens auf dem Boden von Nr. ... in der Straße ... versteckt sind. Senden Sie augenblicklich hin; noch wird sich Alles finden. Aber — er küßte mir die Hand — nennen Sie meinen Namen nicht." Der Mensch zitterte vor Angst. — Ich sandte wirklich sogleich nach dem bezeichneten Hause; man fand die sämmtlichen Diamanten, aber von den Dieben ward nichts entdeckt. Die Bewohner des Hauses schienen nicht einmal geahnt zu haben, welche Reichthümer unter ihrem Dache verborgen gewesen seyen. Indeß fürchtete Lamiévette in Paris zu bleiben; wir waren übereingekommen, daß ich ihn Niemand als dem

Digitized by Google

Maire Petion nennen solle. So sandten wir ihn denn zur Armee, wo er durch den Kriegsminister, auf unsere Empfehlung, mit einem Grade in einem Linienregiment angestellt wurde. Er muß geblieben seyn, denn ich habe nie wieder etwas von ihm gehört. Indeß bestand ein Gesetz, welches Prämien für Wiederauffindung von Nationaleigenthum aussezte, das in der Revolutionszeit abhanden gekommen seyn mochte: die Prämie sollte sich nach dem Werthe des Fundes richten und würde darnach für die Diamanten wenigstens 200,000 Franks betragen haben. Als daher die Mulattin später Lamiévettes Tod erfahren hatte, ersuchte sie mich um ein Certifikat über ihren Antheil an Wiederauffindung der Krondiamanten, und reichte dasselbe beim ersten Konsul ein. Allein Bonaparte fand sich nicht bewogen, die Verpflichtung der Behörde vom 10ten August 1792, welche er nicht liebte, zu erfüllen, und die Mulattin erhielt nichts.“ Mit diesen Worten schließt der Bericht von Sergent-Marcean, in welchem wir, vorläufig wenigstens, eine interessante Bereicherung der Zeitgeschichte erblicken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Mörderurtheil. Elbbad. Kunstausstellung.

Am Vormittage des achten dieses Monats bildete sich auf hiesigem alten Markte vor dem Rathhause ein Volksgewühl, immer dichter und undurchdringlicher, aber nicht etwa, um einen Sturm auf dasselbe zu wagen. Der Zusammenlauf galt der Mörderrotte, deren an zwei alten Frauen verübter scheußlicher Todtschlag im vorigen Winter so allgemeines Grauen erregte. Sie war nach dem Stadtgericht gebracht worden, um dort das Urtheil zu vernehmen. Die Menge bezeigte um so größere Wißbegier, da jeder der sieben Missethäter, obschon die große Mehrheit derselben das Uebrige alles eingestanden, den Akt des Mordes selbst bis zum lezten Augenblicke standhaft geläugnet hatte. Gesellte sich auch allerdings zum anfänglichen Abscheu gegen die Fühllosen in der Folge immer mehr das Mitleid, und sprach auch die Betrachtung, welchen Theil vielleicht schlechte Erziehung, Gesellschaft und andere widrige Umstände daran hatten, daß von der Menschennatur diesen Entarteten fast nur noch der äußere Anschein übrig geblieben war, in gar manchem Herzen für die Verbrecher, so schien es doch, weil nun einmal die Todesstrafe noch existirt, eine schreiende Ungerechtigkeit gegen manchen andern zu dieser Strafe Verurtheilten, wenn gerade so viele Schlechtigkeit, wie hier sich kundgethan, durch ein freches Läugnen vor ihr Schutz finden sollte. Bald sah man aber, daß dies keineswegs der Fall gewesen. Das Urtheil brachte denjenigen fünf des Mords vorhabens auf den Fall, daß der Diebstahl außerdem nicht auszuführen sey, Eingeständigen, dem Hutmacher Backes, dessen Gesellen Rietschel, dem Gemüsehändler Krause, dem Kanonier Gebler und dem Schuhmacher Kühne, den Tod durch das Rad. Nur zweien, dem Schuhmacher Richter und dem Agenten Berger, welche nicht nur diese Absicht, sondern auch ihr Wissen um dieselbe fortdauernd geläugnet hatten, wurde die Zuchthausstrafe bis zum Beweise des Nichtgewußthabens der Absicht zuerkannt. — Allerdings war der gewaltsame Tod der beiden umgekommenen Frauen evident, Niemand als jene fünf konnte Gewalt an ihnen verübt haben, und so wurden bei dem allgemeinen Läugnen dieses Umstandes alle fünf zu gleicher Strafe verurtheilt, obschon zwei von ihnen, der allgemeinen Aussage nach, nicht einmal die Wohnung der Gemordeten betreten zu haben scheinen. Uebrigens findet gesetzmäßig eine nochmalige Vertheidigung und ein zweites Urtheil der Missethäter statt, wobei jedenfalls die Strafe des Rades in Enthauptung verwandelt werden wird.

Noch niemals hat sich das Bedürfniß, den Elbstrom zum Baden zu benutzen, so mächtig geäußert, als im jetzigen Sommer. Die ungemeine Hitze, bei welcher das Elbwasser 20 bis 22 Grad Reaum. Wärme haben sollte, wies allerdings darauf hin. Die gewöhnlichen öffentlichen Badeplätze sind daher, obschon die Gluth etwas abgenommen, noch immer mit Menschen überhäuft. Weil aber doch diese Art von Publicität nicht Jedermanns Sache ist, und namentlich die Frauen daran durchaus keinen Theil nehmen können, so erscheinen die wenigen abgesonderten Elbbäder ganz unzureichend.

Wie seither gewöhnlich alle Jahre, so hat auch diesmal wieder am 1ten dieses Monats die Maler- und Bildhauerkunst ihre Hallen im vormaligen Dublettensaale auf der Brühlschen Terrasse aufgethan. Das gedruckte Verzeichniß der ausgestellten Leistungen nennt deren 759, eine Zahl, die man sehr bedeutend nennen könnte, wären nicht darin auch die einzelnen Produktionen ganzer Schulen begriffen, deren Beiträge doch großentheils kaum erst an der Grenze der Kunst stehen. Wie immer, hat die Landschaftmalerei das Uebergewicht über die andern Kunstzweige: ungemein viele, zum Theil wahrhaft vortreffliche, mehr oder minder ideale Landschaften und Ansichten, meist treu nach der Natur dargestellt. So zaubern uns drei köstliche Oelgemälde von Kummer die Pracht des Himmels und der Erde in Italien mit ungemeiner Wärme und Wahrheit vor das Auge. Vorzüglich ist das der Fall bei dem dampfenden Aetna dieses Künstlers mit den Ruinen des Amphitheaters von Taormina. Um mit dieser ächt italienischen recht genau die deutsche Natur vergleichen zu können, möchte man wünschen, die Landschaft: der Gewitterssturm, von Crola, unmittelbar daneben aufgestellt zu sehen. Welche Wahrheit und Schönheit auch in diesem Bilde, besonders an dem köstlichen Wolkenhimmel! Es würde zum glücklichen Uebergange auf die trefflichen norwegischen Gebilde von Dahl dienen können, welche das Charakteristische des Nordens in seiner ganzen Bedeutung aussprechen. Die Genremalerei tritt auch diesmal in sehr mannichfachen, bald flacher, bald tiefer aufgegriffenen Sujets recht ergötzlich hervor. Ein Elfterzienser von Knauth, der einer in Gram versenkten Wittwe Trost ertheilt, welche ihr kleinstes Kind auf dem Arme, das größere an der Hand hält, spricht den Sinn des Ganzen so deutlich, als rührend aus. Während dem Lächeln der Kleinen auf dem Arme die Thränen in der Mutter Auge nichts anhaben können, ist das erwachsenere Mädchen, ohne den Zustand der seufzenden Mutter zu durchschauen, doch von der Handlung offenbar zu ernstem Nachdenken aufgeregt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. September 1834.

Wer wollte sich ein paar Schritte auf dem Gebiet des reichsten, schönsten unter den drei Naturreichen verdrießen lassen?

J. J. Rousseau.

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

Nach Decandolle. *)

In der liebenswürdigsten der Wissenschaften, der Botanik, ist wohl schwerlich ein Kapitel anziehender für den Layen, als dasjenige, welches die Verbreitung der Gewächse über die Erdoberfläche behandelt, oder die botanische Geographie. Wenn aber auch der Gegenstand keine andern Reize hätte, als seine nahe Beziehung zum künstlichen Gartenbau, müßte eine faßliche Darstellung des gegenwärtigen Standes unseeer Kenntnisse über die Frage, auf welche Weise wohl die Vegetabilien sich über die Erde verbeeitet haben, aufmerksame Leser finden.

Daß die Gärtnerei in ihrer Entwicklung mit diesem Zweig der Botanik genau zusammenhängt, springt in die Augen; denn die künstliche Zucht besteht geoßentheils in nichts Anderem, als daß man jede Pflanzenart künstlich in die physischen Veehältnisse ihees heimischen Bodens verseзt. Bei großen Anstalten der Art ist die Hauptaufgabe, Wäeme, Licht und Feuchtigkeit auf die Gewächse in der angemessenen Quantität und in den naturgemäßen Perioden wirken zu lassen. So gehört füe die Pflanzen aus den dichten Wäldern der Tropen ein dämmerndes Licht, eine fette Dammerde aus vermoderten Blättern, eine gleichförmig heiße, feuchte Luft; die Gewächse aus dem Sandboden Afeikas deäuchen viel Sonne, einen leichten, oft auf 30—35 Geade erhizten Boden, eine trockene, am Tage warme, bei Nacht kühie Luft. Gewächse aus Cdili oder von den hohen Gebiegen Indiens sehen wir ungestraft in freiem Lande der langen Trockniß und dem starken Tempeeaturwechsel unsees Klimas aus, wäheend wir diejenigen aus Neuholland, vom Cap oder von den Gestaden des Mittelmeers sorgfältig unter Dach bringen.

Es ist allgemein bekannt, daß mit der Erhebung übee die Meeresfläche die Floea eines Landes einen andern Charaktee annimmt, daß die Gewächse, je näher an der Schneelinie, denen der Polarländer immer analoger werden. Besteigt man von Genf aus die Döie oder den Mont Vergy, so wird einem hoch oben auf dem Rasen, den dee Schnee eben verlassen hat, sonderbar zu Muthe: die Pflanzen zu unseen Füßen sind größtentheils dieselben, welche der Lappe und der Geönländer in seiner Heimath sieht, dieselben, deren Anblick die kühnen Entdecker Franklin, Roß, Parry erfreute, als die bis jezt unbetretenen Polarländer sich auf wenige Wochen ihrer Schneedecke entkleideten. Die Gipfel unserer Alpen sind

*) Aus einer am 18ten Juni 1834 von Decandolle, dem jüngern, vor einem gemischten Publikum gehaltenen Rede.

Digitized by Google

auch den größten Theil des Jahrs hindurch mit Schnee bedeckt, und in einer so dünnen Luft wirkt das kräftige Licht auf die Vegetation, gerade wie in den Polarländern die langen Sommertage.

Man könnte darnach glauben, die Formen der Gewächse seyen einzig nach den physischen Verhältnissen jeder Lokalität vertheilt, der Zusammenfluß derselben Umstände in Absicht auf Licht, Wärme, Feuchtigkeit u. s. w. rufe überall gleiche Formen hervor. Dem ist aber nicht so. Sehen wir uns z. B. in der ungeheuern Kette der Himalayagebirge nach einem Punkte um, der unsern Alpenhöhen so ähnlich als möglich ist, einen gleich langen Winter hat, gerade so liegt, gleich weit vom ewigen Schnee entfernt ist, so finden wir, daß dort zwar häufig dieselben Geschlechter der Pflanzen, aber fast lauter andere Arten vorkommen.

Nach welchen Gesetzen sind nun aber die Arten der Gewächse vertheilt? Sind sie an den Orten selbst entstanden, wo sie, wie wir historisch wissen, seit einer langen Reihe von Jahrhunderten wachsen? Sind sie von Einem, oder von wenigen gemeinsamen Mittelpunkten aus durch die Wasser, durch den Wind, durch Wandervögel über die Erde zerstreut worden, oder durch das Geschöpf, das weite Einöden in fruchtbares Ackerland umschafft, das Urwälder mit Art und Feuer ausrottet, und mit immer geschäftigerer Hand die Oberfläche seines Wohnplatzes immer mehr umwandelt? Es springt in die Augen, wie wichtig und interessant diese Fragen sind, zu deren Lösung uns die Geschichte nur sehr dürftige Materialien bietet.

Die ersten Grundlagen der botanischen Geographie verdanken wir Linné; aber erst seit Anfang dieses Jahrhunderts haben sich große Naturforscher diesem Zweig der Wissenschaft mit Eifer zugewandt. Ja, Alles, was wir über die Gesetze der Verbreitung der Gewächse wissen, ist wohl in den Werken von vier Männern enthalten: Humboldt, Decandolle, Brown und Schouw. Seit ihren Forschungen ist schon ziemliche Zeit verstrichen, aber die neuesten Entdeckungen haben die von ihnen aufgestellten Gesetze im Ganzen durchaus bestätigt. Und doch hat sich zu keiner Zeit die Wissenschaft so rasch erweitert, wie in den lezten Jahren. Seit man leicht und sicher reist, sind Expeditionen in ferne Länder ausnehmend häufig geworden, und in Folge der Vergrößerung der Kolonien konnten die Botaniker sich in Ländern, welche ihre Vorgänger durcheilen mußten, lange aufhalten, was für die botanische Geographie von größter Wichtigkeit ist, weil, will man die Vegetation zweier Länder vergleichen, die Floren möglichst vollständig seyn müssen. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß seit etwa fünfzehn Jahren die Reisenden jährlich über tausend neue Arten in die Herbarien und Gärten Europas gebracht haben. Bei Linnés Tod kannte man nicht viel über 8000 Arten, jezt kennt man deren über 60,000. Vier Reisende, St. Hilaire, Pohl, Martius und Sello kamen zu verschiedenen Zeiten aus Brasilien zurück, jeder mit einer Sammlung von 5—6000 Arten, wovon zwei Drittheile ganz neu und in jeder Sammlung wieder anders scheinen. Die Engländer haben vielseitig den Norden Amerikas durchforscht und geben reiche Floren jener Länder heraus. Die weiten Besitzungen der ostindischen Compagnie sind nach allen Richtungen durchstreift, besonders vom unermüdlichen Wallich, der im Namen der ostindischen Compagnie ein Herbarium von zehntausend Exemplaren unter die vornehmsten Botaniker Europas hat vertheilen lassen. Die indischen Hochgebirge wurden von den Engländern Royle und Wight bereist; die russischen Botaniker drangen im Gefolge von Gesandtschaften oder siegreichen Heeren im Innern Asiens vor, besuchten den Norden Chinas, die Gebirgskette des Altai, den Kaukasus, ja den Ararat. So wurde denn das im Mittelpunkt des ungeheuern Kontinents gelegene Plateau durch die Naturforscher beider Nationen von allen Seiten gleich einer Veste berannt; aber die Veste hat 150 deutsche Meilen im Durchmesser und in ihr Inneres ist noch Keiner gedrungen. Auch ein großer Theil von Neuholland, wie das Grad der Reisenden, das innere Afrika, sind noch unbekannt. Aber auch hier, wie anderswo, dringt man immer weiter vor. Das Innere der Insel Madagascar ist von zwei Deutschen, Vojer und Hilsenberg, durchforscht, und der Senegal von den Franzosen Le Prieur und Perrottet.

Wenn wir im Folgenden betrachten, in wie weit die neuesten Entdeckungen die bisher angenommenen Gesetze der botanischen Geographie modifiziren, sehen wir ganz ab von der Vertheilung der Gewächse nach Standorten, d. h. in verschiedenen Lokalitäten eines und desselben Landes, wie Wälder, Berge, süße oder salzige Wasser, Moräste u. s. w. Es ist augenfällig, daß in einem und demselben Lande die Saamen durch den Wind und auf andern Wegen hin und her getragen werden, und daß an jedem bestimmten Platze nur solche Arten fortkommen, deren Organisation sich mit den physischen Verhältnissen des Standorts verträgt. Diese Ursache der Verbreitung der Gewächse nach Standorten unterliegt keinem Zweifel; wir sprechen daher nicht von dieser topographischen, sondern von der geographischen Verbreitung nach Ländern und Breitegraden. Interessante Gesetze, kühne Hypothesen sind in dieser Beziehung aufgestellt worden, und wir wollen nun sehen, wie sie vor der Masse der neuern Entdeckungen bestehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Bild aus der Wüste.

(Beſchluß.)

„Der fromme Derwiſch,“ fuhr Haſſan fort, „von dem ich Dir geſprochen, war einer von denen, die der Wille des Propheten auserleſen, Zeuge zu ſeyn, wie der Grimm des Herrn die Feinde des Glaubens beſtraft. Höre und erſtaune! Die Heerde ſeines Vaters weidend, geſchah es einmal, daß mein Freund, der Derwiſch, ſich verirrte und in eine unbekannte Gegend gelangte, von der er nie hatte ſprechen hören. Eine Stadt mit glänzenden Mauern, mit Thoren, deren geringſtes von Maemor war, mit koſtbaren Steinen ausgelegt, erhob ſich vor ſeinen Blicken; der Schimmer zahlloſer goldner Dächer, von Thürmen, deren Spitze ein einziger, prachtvoll geſchliffener Edelſtein bildete, fiel blendend in ſeine Augen, zugleich wehte ein Aroma, wie von tauſend Blüthengärten, kühlend an ſeine erhitzte Wange. Zitternd wagte er es endlich, durch eines der offenen Thore einzugehen, ſtets bereit, auf den Wink der Wächter wieder zu entfliehen; doch es rührte ſich Niemand, kein Laut ertönte, eine Grabesſtille füllte den weiten Bogen des Thorweges. Jezt öffnete ſich ihm die Straße, und hier war es nun, wo er das Herrlichſte geſchaut, was er nie früher ſelbſt im Traume für möglich gehalten: Paläſte, ſo hoch, daß ihre kryſtallhellen Mauern ſich mit dem leichten, fliegenden Gewölk des Himmels zu ſchmücken ſchienen, Tempel, deren Säulen von oben bis unten ein Diamant bildete, das Straßenpflaſter von hellem Silber, mit Rubinen beſäet, die beim Strahl der Sonne wie Blutropfen ſchimmerten; weite Thore, auf deren Goldſtangen ſich ſchimmernde Papagayen wiegten, bildeten den Eingang zu Gärten, deren Pracht herrliche Springbrunnen vergrößerten. Doch alle dieſe Herrlichkeiten ſind todt, verſteinert, auf ewig verdammt. Stille des Grabes herrſcht in den Straßen, einſam tönen die Schritte von den Wänden der gewaltigen Paläſte wieder, deren prangende Hallen der Ruf keines lebendigen Weſens durchſchallt. Die Bäume in den Gärten rauſchen nicht, die Quellen murmeln nicht, das Heer der Vögel ſieht Dich mit todten Augen an, und ihr geöffneter Schnabel ſcheint eben die lezten Laute der melodiſchen Kehle ausgeſtoßen zu haben. Aber das Fürchterlichſte, Freund, ſind die ſtummen, lebloſen Gruppen der Menſchen in den Häuſern und auf den Gaſſen. Hier ſcheint Dir ein Gemüſeverkäufer in den Weg treten zu wollen, in der Rechten hält er Dir die ausgewählte Frucht entgegen, doch ſein beredter Mund ſcheint plözlich des Wortes beraubt, unbeweglich ſtarrt Dich ſein geſpenſtiſches Auge an, indeß das ſonſt ſo leicht bewegte grüne Blatt in ſeiner Hand verſteinert ſtillſteht. Dort bringt man einen Vornehmen getragen, doch mit aufgehobenen Füßen ſind die Träger erſtarrt. Ein Limonienhändler ſteht in ſeinem Laden, ein altes Mütterchen hat eben die reife Limonie zerſchnitten; im Begriff, ſie in den Mund zu ſtecken, iſt ihr der Mund offen geblieben; man glaubt, die alten runzelvollen Lippen begierig den friſchen Saft ſchürfen zu ſehen; doch ſchon Jahrtauſende ſind darüber hingegangen, ohne daß ſich die Frucht nur um ein Haardreit den Lippen genähert hätte, ohne daß die linke Hand das Geld, das ſie zwiſchen den Fingern geklemmt hält, dem Händler abgegeben, der auch ſeinerſeits keine Ungeduld zeigt, den Gewinn einzuſtreichen. Einen hübſchen blonden Knaben ſiehſt Du dort den rothbackigen Apfel in die Luft werfen; doch der Apfel kommt nicht wieder zurück in die gehobenen Händchen des Knaben; er hängt in der Luft, feſtgebannt, ſchon viele Menſchenalter hindurch, und immer mit gleicher Sehnſucht ſieht des Kleinen Blick zu ihm hinauf. Von ängſtlicher Rührung ergriffen, wanderſt Du ein paar Schritte weiter; da glaubſt Du Dich von einem groben Waſſerträger angeſchrien, ſchon wähnſt Du, das Waſſer ſeines ungeſchickt aufgeladenen Schlauches habe Dich überſchüttet; doch unnüze Furcht, unbeweglich ſchimmert der Strahl des Waſſers über Deinem Haupte. Du entfliehſt in die Häuſer; doch hier packt Dich das Entſetzen des Todes mitten unter den Gruppen der Freude. Ein Vater, im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel, zeigt ſich Dir; noch lauſchen die blühenden Kindergeſichter auf das Wort aus dem Munde des Greiſes; ihre Aufmerkſamkeit ermüdet nicht, trotz deſſen, daß der Alte eine Jahrtauſende lange Pauſe macht; vielleicht erzählte er ihnen ein Mährchen, und an der ſchreckenvollſten Stelle angelangt, ergriff die Armen das Geſchick und machte den Traum zur Wahrheit; ſeitwärts ſizt eine junge Mutter, dem Säugling den Buſen von Stein hinreichend. In den ſchimmernden Sälen der Paläſte liegt die Ruhe eines Leichenfeldes über den üppigſten Gruppen des Lebens. Zwiſchen herrlichen Säulenhallen lagern reizende Frauen, mit dem berauſchenden Lächeln der Freude und Zärtlichkeit auf den verſteinerten Lippen; ihre Marmorarme halten ſich eng umſchloſſen, holdſelige, entzückende Bilder ſitzen ſie da. Schöne Jünglinge, mit dem vollen Pokal an den Lippen, ſchauen mit begeiſterten Mienen auf die gehobene Fußſpitze der Tänzerin, die in der Mitte des Saales ſich eben auf den heranſchenden Wellen des Wohllauts in den ſüßeſten, ſchmeichelndſten Stellungen zu wiegen ſcheint. Du trittſt ihr nahe und ſiehſt in ein todtes Auge, Du glaubſt ihren Athem zu fühlen, und es iſt Dein eigener, der einzige warme Hauch, der im Umkreis ſo vieler Leichen weht; das geringſte Scharren Deines Fußes hallt durch die Säle wie ein dumpfer Donner wider, kein Laut regt ſich, und dennoch umgeben Dich Tauſende von wilden,

Digitized by Google

schwärmenden Gruppen, Du stehst inmitten eines ausgelassenen Bacchanals. Doch nicht genug, der traurigste Anblick erwartet Dich im Innern des Pallastes, im Gemache des Königs. Der Zorn des Propheten, nicht damit zufrieden, den Herrscher, zusammt seinem widerspenstigen Volke, zum Schrecken kommender Zeit, auf so entsetzliche Weise aus dem Buche des Lebens zu streichen, wählte zur Vollziehung seines Urtheils gerade den Moment, wo ein herrliches Weib eben bereit war, das Entzücken der Liebe dem glücklichen Monarchen zu gewähren, der sich Jahrelang umsonst um ihre Gunst beworben. Du siehst den schönen, aber übermüthigen Prinzen vor einem Ruhebette niedergeworfen, auf dem ein Weib liegt, dessen entzückende Schönheit keine Houri des Paradieses erreicht. Das Licht, das sich mit zärtlicher, schmeichelnder Lust den vollendeten Formen anschließt, fällt durch einen einzigen funkelnden Rubin in's Gemach und spiegelt sich in dessen Wänden, die davon wie in dunkeln Rosenflammen glühen. Der Tod stahl den ersten Kuß von ihren Lippen, und auf Busen und Armen, es ist fürchterlich zu sagen, liegt der Staub der Wüste. Schrecklich ist der Fluch eines Propheten, dieses bewirkt der Wunderbau von Irem.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Unter der Benennung: Keine Lust zu arbeiten, findet man im Katalog ein kleines Oelgemälde von Raiskt aufgeführt. Es fehlt dem Bilde an jeder gefälligen Farbe, um so treuer stellt es daher auch die Landschaft dar, welcher die Sonnenscheibe schon lange hinabsank. Gleichwohl sieht man noch recht genau die unläugbaren Galgenphysiognomien an den beiden, dem Aeußern und Innern nach ohne Zweifel aus einem neidenswerthen Wohlstande tief Heruntergekommenen unter einem Baume. Unweit davon fliegen ein paar Raubvögel, die Spiegelbilder ihres Treibens. Je niederschlagender die mit Genialität flüchtig hingeworfene Idee in diesem Bilde sich erweist, desto ansprechender ist der Gegenstand eines Genrebildes von Hanzsch: der erste Zahn gerannt. Der Schauplatz ist eine hübsch geordnete Bauernstube. Die Brille auf der Nase, untersucht eben die Großmutter einem Kinde, dessen Wiege sich dahinter befindet, den Mund, und macht die schmunzelnd um sie her stehenden Eltern auf das erste weiße Kleinod in diesem aufmerksam. Freundlicher, als in der Regel bei solchen Erörterungen, öffnet das kleine Ding dem Finger der Großmutter seine Lippen, und die allgemeine Freude findet einen angenehmen Widerschein auf dem kleinen Gesichte. Wie die Anlage recht sinnvoll geordnet, so nett und passend ist auch die Ausarbeitung, von dem eigenthümlichen Behagen in den Mienen der dargestellten Personen an, bis zu dem klaren Blicke des Wohlgefallens, den die Sonne nach dem Fenster und den darauf stehenden Blumenstöcken richtet. — Most, ein ganz vorzüglicher Meister in der Genremalerei und besonders auch, neben der netten, sorgfältigen Behandlung seiner allerliebsten Darstellungen, durch den schönen innern Zusammenhang der Komposition, wie durch eine auf diesem Naturstudium beruhende schaefe Individualisirung der Gesichter und Gestalten ausgezeichnet, hat in dem einen seiner zwei Beiträge das schon mehrmals mit ungemeiner Geschicklichkeit dargestellte Dorfwirthshausleben diesmal aus der Stube in's Freie verlegt. Ein Reichthum angenehmer, mit der fröhlichsten Laune aufgefaßter Gruppen von Alt und Jung, Groß und Klein, männlicher und weiblicher Natur spricht uns aus dem kleinen Tableau an, das besonders auch dem Auge den Eingang zu einem Kegelschube eröffnet, wo der lebhafteste Antheil der verschiedenartigen Theilnehmer an dem Spiele auf die sinnigste Weise wiedergegeben ist. — Das Porträt findet sich diesmal bei weitem weniger bedacht, als sonst auf den hiesigen Ausstellungen. Besondere Aufmerksamkeit verdiene die über das gewöhnliche Porträt hinausragende Darstellung eines Schulmeisters, der eine Geige in den Händen hat, von Junige. Wenn auch letztere etwas mehr Ausführung wünschen ließen, so hat der wackere junge Künstler doch das Wesentlichere an dem Bilde mit seltenem Fleiß und ungemeiner Liebe behandelt. Der reinste Ausdruck des Wohlwollens in dem sehr günstig geformten, von langem Silberhaar umflossenen Antlitz eines Mannes im höchsten Greisenalter lockt schon aus der Ferne Jedermann näher. Die Klarheit der Farben, das Vermeiden zu starker Schatten ertheilt dem Bilde den vollen, so anmuthigen Schein des Lebendigen und Beweglichen. Der hiesige Kunstverein, dessen Aufmerksamkeit zunächst in dergleichen Gemälden den sinnreichen Zusammenstellungen mehrerer Gestalten mit Recht sich zukehrt, hat durch den Ankauf dieser einzelnen Figur einmal eine Ausnahme von der natürlichen Regel gemacht, welche ihm und dem Künstler selbst zu besonderer Ehre gereicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonyme.

Alt mahnt's an junge Kraft,
Neu mehr an's Alterthum;
Neu dankt es Weibern mehr,
Alt Männern seinen Ruhm.

Als Rathhaus steht es noch,
Die Rathsherrn waren Fürsten;
Auch freut sein Glanz und Klang
Feinschmecker, welche dürsten.

Doch muß ein ächt Produkt
Vom alten Vater Rhein,
Das da hinein gehört,
Auch drin zu finden seyn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 215.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. September 1834.

M. — O seltenes Talent!
H. — Es ist eine Gabe, die ich besitze, einfach, ganz einfach, ein närrischer ausschweifender Geist voll Formen, Figuren, Gestalten, Objekten, Ideen, Anwendungen.

Shakespeare.
Loves labours lost.

Gedichte eines Autodidakten.

(s. Nr. 170.)

Das Echo.

Als ich irrend unter Buchen
Ging so traurig in dem Hayn,
In der Einsamkeit zu suchen,
Wo die Liebste möge seyn:

Rief ich unter Waldesbäumen
Sehnsuchtsvoll: wer liebet mich?
Und da tönte aus den Räumen
Süß die Antwort: Ich, Ich, Ich!

Und es heilten diese Töne
Meinen tiefen Liebesschmerz,
Und die unbekannte Schöne
Hatte nun mein ganzes Herz.

In den Thälern, in den Auen,
Auf den Bergen, überall
Hofft' ich nun ihr Bild zu schauen,
Horchte seiner Stimme Schall.

Aber nirgends konnt' ich finden
Seine heißersehnte Spur,
Und es zog mich aller Winden
In die Ferne tiefer nur.

Aber wo sein Ton mich lenkte,
Ward mir immer leicht die Brust,
Was mir nicht sein Antlitz schenkte,
Gab mir doch der Ahnung Lust.

Denn in jedem neuen Haine
Rief mir Antwort solcher Ton,
Jedes Thälchen hatte eine
Liebste mir bereitet schon.

Und weil ich der Liebe Klagen
Nun so süß gestillet fand,
Fing es endlich an zu tagen
In des Herzens Dämmerland.

Und ich fühlte heißes Brennen
Stets gestillt auf grüner Flur,
Und so lernt' ich endlich kennen
Die Geliebte, die Natur.

Und von nun an will ich singen
Von der Schönen, die mich liebt,
Und wird mir ein Lied gelingen,
Ist's nur sie, die mir es giebt.

Digitized by Google

Der Abendschmetterling.

Wann sich Licht und Dunkel losen
Dämmernd in dem Hain der Rosen,
Nicht von Sonn' und Mond belauscht;
Wann die Blumen wonnetrunken
Süßem Schlaf anheim gesunkrn,
Liebe leis den Hain durchrauscht,
Und die Welt den Schleier tauscht:

Ist dein süßes Loos, geschwinde
Wettzurisern mit dem Winde,
Um der Rose Liebesgruß;
Er mit allem seinem Schmricheln,
Darf ihr nur die Wangrn streicheln,
Aber dir wird tiefer Kuß,
Voller Liebelustgenuß.

Und am Morgen früh erwachend
Blickt die Sonne, freundlich lachend,
Nach drr Rose ungrsäumt;
Und desinnend sich drdächtlich,
Ist's der Ros', als hätte nächtlich
Sie von süßem Spiel geträumt,
Und der Lieb' ihr Herz geräumt.

Und sie läßt in diesem Wähnen
Träufeln ihre Perlruthränen,
Neigt gar bald ihr schönes Haupt.
Als drr Schmettrrling, der lose,
Wiederkommen will zur Rose,
Und sie noch zu finden glaubt,
Hat sie schon der Tod geraubt.

Abschied.

Warum so traurig,
Und scheiden mit Verdruß,
Du nasses Aug? sey heiter!
'S ist einmal der Vrschluß.

Sieh, wie so luftig,
Die Schifflein auf dem Fluß
Die Wimpel flattern lassrn
Und hallt der Freudenschuß.

Doch du blickst düster,
Mit einem Thränenguß,
Noch stadtwärts von drr Brücke,
Drauf zögrrnd wankt der Fuß.

O laß mich weinen,
Es ist mir jrzt Genuß;
Ein Lebewohl noch seufzrn,
Als bittern Abschiedsgruß.

Denn ich muß trauern,
Weil ohne einrn Kuß
Ich aus den kalten Mauern
Voll Liede wandern muß.

Ruhe im Grünen.

In dem stillen Wiesenthale,
Leis umsummt von Bien' und Käfer,
Liegt im Gras ein junger Schläfer,
Tief versteckt dem Sonnenstrahle;
Seiner Hand ist schlafestrunkrn
Buch und Wanderstab entsunken,
Und damit er nicht erwacht,
Flüstern Gras und Laub nur sacht.

Und da träumt er von den Blüthen,
Und versteht das süße Summen,
Und die Bäume auch, die stummen,
Sah er, wie sie lieberglühtrn;
Der Natur grheimr Thore
Waren seinem Aug' und Ohre
Aufgeschlossen, und die Au
War nun lauter Ton und Schau.

Und es hatte tiefe Wonne
Seinen Geist ergriffen mächtig.
Doch als Alles war so prächtig,
Weckt ihn schnell ein Strahl der Sonne;
Da war auch der Traum verschwunden,
Doch drs Schläfers Lieder kunden,
Manchmal dunkel, manchmal klar,
Was im Schlaf ihm sichtbar war.

N. Müller.

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Fortsetzung.)

Man nimmt allgemein an, daß die Zahl der auf einem Landstrich von einer gewissen Ausdehnung vorkommenden Arten desto beträchtlicher ist, je nährr das Land dem Aequator liegt. Dieses Gesetz brstätigt sich täglich mehr, wenn man es ganz allgemein versteht und z. B. die ganze hrißr Zone mit der gemäßigten, und diese mit der kalten vrrglrlcht; adrr innerhalb jrdrr Zone finden Ausnahmrn statt. So hadrn die Inseln desto weniger Pflanzen auf der Quadratmeile, je kleiner sie sind, und je weiter sie nicht nur vom Aequator, sondern auch von anderm Lande adliegen. Ein schlagendes Beispiel ist folgendes: die bridrn Inseln, aus drnen Neuseeland drsteht, sind an Flächeninhalt Italien und

Digitized by Google

Sicilien zusammen gleich und liegen auf der andern Halbkugel gleich weit vom Aequator ab. Nun haben Italien und Sicilien über 7000 Pflanzenarten, während man auf Neuseeland schwerlich über 7—800 zählt; denn die 400 bis jetzt zusammengebrachten Arten scheinen wenigstens die Hälfte der ganzen Flora auszumachen. Dieser Unterschied von 10 zu 1, bei gleicher Oberfläche, rührt daher, daß Neuseeland von den kleinen Inseln der Südsee über 70, und von Neuholland über 300 geogr. Meilen entfernt liegt. Ferner hat Brown die Bemerkung gemacht, daß dieses Gesetz der Zunahme gegen den Aequator in Neuholland und in Afrika Ausnahmen erleidet. Es setzt in diesen Ländern den größten Pflanzenreichthum zwischen den 30sten und 35sten Grad südlicher Breite. Zu den Ländern, welche ungleich reicher sind, als man nach ihrer Breite vermuthen sollte, gehören ferner die Küsten des mittelländischen Meers, der indische Archipelagus und das ganze tropische Amerika. Andernseits sind Arabien, Persien, die Tartarei und das ostindische Festland ärmer als im Durchschnitt andere, unter gleichen Breiten liegende Länder. Die Trockenheit der leztern, die Feuchtigkeit der erstern Länderstriche erklären dieses Verhältniß hinreichend.

Bei gleicher Oberfläche und unter denselben Breiten hat Amerika im Allgemeinen mehr Arten aufzuweisen, als Asien, und dieses wiederum mehr als Afrika. Es erklärt sich dies aus der Amerika eigenthümlichen großen Mannichfaltigkeit der physischen Verhältnisse, andern Welttheilen, namentlich Afrika, gegenüber. Lezterer Continent hat wenig hohe Gebirge, dagegen viele Wüsten und dürre Steppen. Asien hat allerdings so viele und große Gebirge als Amerika; aber dort laufen die Hauptketten von Ost nach West, während sie auf dem amerikanischen Continent sämmtlich von Nord nach Süd streichen; die Folge davon ist, daß in Amerika eine ungleich größere Menge verschiedener Standorte vorkommt, indem sich unter jeder Breite alle möglichen Höhen über dem Meere finden. — Also nach dem Verhältniß der Wärme, der Feuchtigkeit und der Mannichfaltigkeit der Standorte nimmt die absolute Menge der Pflanzenarten ab oder zu, abgesehen von entlegenen Inseln, wo ein viertes Element, die Isolirung, stärkern Einfluß äußert, als alle andern.

Leichter als die absolute Menge der Gewächse ist in jedem Lande das Verhältniß anzugeben, in welchem die großen Abtheilungen des Pflanzenreichs zu einander stehen.

Bekanntlich zerfallen sämmtliche Gewächse in zwei große natürliche Gruppen: die Cryptogamen, und die Phanerogamen; jene umfaßt die einfachern, tiefer stehenden Gewächse mit undeutlicher Fructifikation, die Schwämme, Algen, Flechten, Moose, Farrenkräuter, diese die entwickeltern Vegetabilien mit deutlicher Blüthe und Frucht. Hier gilt nun das allgemeine Gesetz, daß die Menge der niedrigern Gewächse, der Cryptogamen, vom Aequator zu den Polen zunimmt. Hiefür nur Ein Beispiel: der unglückliche Christian Smith, der ein Opfer des mörderischen Klima's von Congo wurde, fand in diesem Tropenlande nur fünf Cryptogamen auf hundert Arten, zehnmal weniger als in seinem Heimathlande Norwegen. Unter den Cryptogamen selbst nehmen wiederum die am tiefsten stehenden, die Schwämme, Flechten u. dgl., gegen Norden zu, während im Gegentheil die vollkommenern, namentlich die Farren, gegen Süden zahlreicher auftreten. In gleicher Weise wächst unter den Phanerogamen das Verhältniß der entwickeltsten Gewächse, der Dicotyledonen, vom Pol zum Aequator, das der einfachern, der Monocotyledonen, vom Aequator zum Pol.

Das Gesetz steht also fest: je näher zum Aequator, desto mehr findet man Gewächse mit zahlreichen, zusammengesezten Organen, desto mannichfaltiger in ihrer Lebensthätigkeit, desto vollkommener in den Augen des Naturforschers wird die Hauptmasse der Vegetation.

Im genauesten Zusammenhange mit den bisher erwähnten Gesetzen steht noch ein weiteres. Die Ausdehnung des Landstrichs, über den sich eine und dieselbe Art verbreitet, ist sehr verschieden. Decandolle, der Vater, nennt Arten, welche nur in Einem Lande vorkommen, endemische, sporadische dagegen solche, welche weiter verbreitet sind. Vergleicht man nun familienweise das Verhältniß dieser beiden Abtheilungen in verschiedenen Ländern, so ergibt sich, daß die Wohnplätze der Arten desto beschränkter erscheinen, je höher die Pflanzen stehen; so sind die Dicotyledonen endemischer, lokaler als die Monocotyledonen, die Farren lokaler als die übrigen, noch tiefer stehenden Cryptogamen, die Phanerogamen überhaupt lokaler als die Cryptogamen. Ferner sind die Wohnplätze der Arten desto beschränkter, je reicher das Land, von dem es sich handelt, an Gewächsen überhaupt ist. Es versteht sich darnach von selbst, daß das Gebiet der einzelnen Arten vom Aequator zum Pol zunimmt, und umgekehrt, und man sieht überhaupt, wie alle angeführten numerischen Gesetze sich gegenseitig bestätigen.

In einem weiten tropischen Continentalland, mit gehöriger Feuchtigkeit und mannichfaltig abgestuften Standorten, findet man demnach manche, auf sehr kleine Distrikte beschränkte Gewächse, die Menge der Dicotyledonen und der Farren sehr vorschlagend, und eine große Zahl von Arten überhaupt. Gelangt man von da in kältere oder zu feuchte Länder, so wird Alles anders: die Distrikte, in welchen dieselben Gewächse vorkommen, werden größer, das Verhältniß der Phanerogamen und die Zahl der Arten im Allgemeinen nehmen ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Kunstverein.

An eigentlich historischen Darstellungen leidet die Kunstausstellung Mangel. Die Gegenstände aus der heiligen Geschichte, als am ersten vielleicht für Kirchen und Privatkapellen gesucht, sind noch am meisten bedacht. Aber im Allgemeinen ist die Theilnahme an ihnen außerordentlich geschwächt. Das rastlose Treiben des Tages stört das Gemüth zu sehr in der stillen religiösen Betrachtung, welche der nächste Grund alles Wohlgefallens an solchen Darstellungen ist. Und wahrlich, die zuweilen bis zur völligen Unscheinbarkeit verblichenen Farben, wodurch manche Künstler nur schon allzu lange die Gemälde alter, unsterblicher Meister, und somit auch das Sterbliche und wirklich Gestorbene an ihnen, in ihre neuen Kunstschöpfungen aufzunehmen suchen, verbunden mit einem Faltenwurfe der Gewande, dessen Aengstlichkeit jene Heroen der Kunstwelt gewiß abgelegt hätten, wären sie so glücklich gewesen, ihr Auge an dem Vollkommneren weiden zu können, diese Seltsamkeiten sind schwerlich geeignet, den neuen, sonst zum Theil recht rühmlichen Leistungen die Anerkennung der Unbefangenen zu sichern. Eine köstliche Gabe ist Hartmanns nunmehr in Oelfarben ausgearbeitete Darstellung des Orest. Poesie und Malerei vereinten sich in diesem Meisterwerke. Durch das Entsetzen eines Traumes von der nächtlichen Ruhestätte aufgeschreckt, fährt der liegende Orest empor und sieht das Gräßlichste: er sieht, daß sein Traum kein Traum gewesen ist, daß vielmehr wirklich die Rachegöttinnen in Gestalt zornentbrannter Frauen mit brennenden Fackeln heranschweben. Sie führen ihm die durch ihn gemordete Mutter, bleichen, vorwurfsvollen Gesichts, im weißen Todtengewande vor das Auge. Fruchtlos streckt er dieses vor dem heillosen Schreckbilde mit der Decke zu schützen. Durch Ergreifen der letztern versagt ihm eine der Furien auch diese schwache Linderung der innern Qual, mit ihrer Fackel die furchtbare Gruppe beleuchtend. Als Gegenstück zu diesem lebendigen Beispiele des rächenden Gewissens sitzt Pylades, Orests Freund, schlafend daneben, die Beine in tiefster Ruhe an einander geschlossen. Ein großer Theil der gebildeten Besucher Dresdens kennt die Zeichnung des Künstlers zu diesem Gemälde aus eigener Anschauung. Viele kannten den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Künstler, was von jeher sein Plan gewesen scheint, durch die Kunst der Farbe den Eindruck des trefflich gedachten Sujets noch erhöhen möchte, und siehe da, es ist geschehen. — Unter den Leistungen der hiesigen Kunstakademie im Fache der Skulptur dringt die Ausstellung ebenfalls manches Schätzenswerthe. Des Professors Rietschel eigene Beiträge, und von diesen besonders die zur Umgebung des Denkmals des Königs Friedrich August bestimmte allegorische Figur, die Frömmigkeit darstellend, beurkunden hinreichend, wie sehr ein so ausgezeichneter Künstler zur Leitung der plastischen Arbeiten der Akademie berufen ist.

Dieses Briefes Abgang nicht zu verspäten, verspare ich manches hier noch zu Bemerkende um so mehr bis zu meiner nächsten Nachricht, da noch viele Beiträge im Rückstande scheinen.

Der hiesige Kunstverein hat abermals eine ziemliche Anzahl ausgewählter Bilder zur Verloosung unter seine Mitglieder erkauft. Dieses Institut befördert sich, auch diejenigen Theilnehmer, denen das Glück keines der acquirirten Gemälde zuführt, für den jährlichen Beitrag immer reichlicher zu entschädigen. So werden den veranstalteten Umrissen der verloosten Gemälde, wodurch dies bewirkt wird, auch mitunter sogar ausgeführte Kupferstiche beigefügt. Zwei Probedrucke von Landschaften nach Crola und Oehme, durch den rühmlichst bekannten, der Gesundheit völlig zurückgegebenen Künstler Weith ausgeführt, sind mit ausgestellt und sollen zu diesem Zwecke bestimmt seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

Die Akademie der Inschriften.

Mehrere Akademien und Gelehrtenvereine hielten in diesem Sommer ihre öffentlichen Sitzungen. Das schwüle Wetter desselben ist zwar den langen Sitzungen nicht günstig; allein sie sind auf eine bestimmte Zeit festgesetzt, folglich müssen sie gehalten werden. Die Akademie der Inschriften und Belles lettres hielt die ihrige am Ende Juli's. Wenn es mit den Akademien ginge, wie mit den Frauen, von welchen, heißt es, diejenige die beste ist, die am wenigsten zum Gerede Anlaß gibt, so wäre diese Akademie gewiß die beste und erste; nicht als ob einzelne Mitglieder, wenigstens zwölf bis fünfzehn, nicht sehr fleißig wären, aber mit den gemeinschaftlichen Arbeiten geht es langsam, und an dem regen Leben in der Literatur nimmt sie fast gar keinen Antheil. Vielleicht thut eine Akademie wohl daran; sie kann als Blei dienen, um den zu raschen Aufschwung der jungen Gelehrten zu hemmen, damit sie sich nicht in die Wolken verlieren. Zwar hat diese Akademie in den letzten Jahren mehrere junge Gelehrte aufgenommen; allein diese scheinen sehr bald ihren Schritt nach dem langsamen Gang der alten Akademiker geregelt zu haben und lassen nicht viel von sich hören. Indessen hat die sogenannte Akademie der Inschriften, obschon Inschriften jetzt das Geringste sind, womit sie sich abgibt, doch wichtige Arbeiten unter den Händen, als namentlich die Fortsetzungen der Histoire littéraire de France, der Historiens de France und der Ordonnances des Rois; dazu kommt dann noch die Fortsetzungen ihrer Abhandlungen und der Notices et extraits des manuscrits. In Hinsicht des letztern Werkes wird sie aber jetzt von jungen Gelehrten überflügelt, welche, anstatt Auszüge aus alten Handschriften zu liefern, lieber ganze Werke aus der Literatur des Mittelalters herausgeben. Die Ecole des chartes liefert in dieser Hinsicht manche fleißige Jünglinge, die zu ihrem Eintritte in die literarische Laufbahn die Herausgabe eines noch handschriftlichen Geistesproduktes jener Zeit wählen. Guizot hat diesen Forschungen dadurch einen neuen Schwung gegeben, daß er im letzten Budget über 100.000 Franken dafür aussetzte. Außer den obenerwähnten Sammlungen hat die Akademie der Inschriften noch eine neue unternommen, nämlich die Sammlung der Quellen der auf die Kreuzzüge bezüglichen Geschichte, morgenländischer sowohl, als abendländischer. In dieser Arbeit will sie vorzüglich die jüngern Mitglieder brauchen, da die Jugend zu dergleichen thätiger und unverdrossener ist, als das Alter. Man wird sehen, was die jugendliche Gelehrsamkeit leistet. In der obenerwähnten Sitzung las Baron Silv. de Sacy, welcher sich, seiner vielen Aemter und seines hohen Alters ungeachtet, dennoch den lästigen Verrichtungen eines Secrétaire perpétuel unterzogen hat, zwei biographische Notizen über verstorbene Mitglieder, nämlich Dacier und Remusat. Der erste war 92 Jahre alt geworden und schon lange vor der Revolution Akademiker gewesen; er hatte die Akademie zweimal sich erneuern sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 216.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. September 1834.

— Du magst nur immer bleiben,
Wird dich's doch selbst aus unsrer Mitte treiben;
In deinem Lande thust dir was zu Gute,
Doch irr' ich nicht, hier wird dir schlecht zu Muthe.

Goethe.

Mistreß Trollope über Deutschland.

Landestrachten. Der Ball zu Mannheim.

Abgesehen von den herrlichen Naturscenen in der Bergstraße, war der Weg, den wir heute machten, interessanter als gewöhnlich durch die malerische Tracht des zahlreichen, über die Felder zerstreuten Landvolks. Es war die lezte Woche des Juli und die Ernte aller Erzeugnisse, Wein ausgenommen, vor der Thüre. Das gesammte Landvolk schien auf den Beinen, und höchst ergötzlich und fast unendlich war die Mannichfaltigkeit der Gestalten, welche die Landschaft belebten. Es wimmelte auf den Feldern von Weibern und Männern, Jünglingen und Jungfrauen, lustigen Buben und kichernden Mädchen, alle in der seltsamen phantastischen Landestracht. Sehr hübsch ist die Kleidung der Weiber: weiße, weite, hoch hinaufgestülpte Hemdärmel, farbige Mieder, weite kurze Röcke, das Haar entweder aufgesteckt, oder in lange Zöpfe geflochten, wie es die Mädchen in der Schweiz tragen. Wenige darunter trugen ungeheure Strohhüte; ungleich mehr als hier trafen wir dergleichen später gegen Baden zu. Auch die Männer mit ihren breitrandigen Hüten und schmucken Brusttüchern sehen alle aus wie Bilder aus einer Sammlung von Phantasiekostümen, und das Ganze macht ganz den Effekt wie das corps de ballet bei einem ländlichen Tanz in der französischen Oper . . . .

In Mannheim angekommen, erkundigten wir uns sogleich, welche öffentliche Lustbarkeiten etwa an den beiden Abenden, welche wir hier zubringen wollten, stattfinden möchten. „Heute Nacht," hieß es, „ist Ball und morgen Schauspiel," und wir wünschten uns Glück, denn dergleichen hat man hier nicht alle Tage. Ich wunderte mich indessen, als ich auf meine Erkundigung nach einem Fuhrwerk, das uns auf den Ball bringen könnte, die Auskunft erhielt, wir haben dies gar nicht nöthig, Jedermann gehe zu Fuß nach Mühlau, und es sey eine promenade enchanteresse. Das Wetter war allerdings so, daß ein Abendspaziergang nichts weniger als unangenehm erschien; die Hitze war den Tag über drückend gewesen, jezt aber wehte ein kühler Wind und der Mond schien herrlich, und so brachen wir denn wohlgemuth nach Mühlau auf. — Der Tanzplatz ist höchst einfach, aber in Größe und Form ganz auf den Walzer berechnet. Es war schon sehr voll, aber mit der Artigkeit, oder vielmehr Gefälligkeit, welche ein so hervorstechender Charakterzug dieses Volks ist, wurden wir zu oberst in das Zimmer geführt und bekamen Plätze, wo wir dem Tanze bequem zusehen konnten. Es waren zwar viele hübsche Gesichter da, und am Anzug wie an der Haltung war durchaus nichts auszusetzen; trotz dem

Digitized by Google

sprang es aber sogleich in die Augen, daß dies eine andere Gesellschaft war, als wir erwartet hatten, und auf nachherige Erkundigung ergab es sich auch, daß während der Saison zwei Bälle wöchentlich stattfinden, einer für die Noblesse, der andere für die Bürgerlichen; wir befanden uns auf letzterem. Allerdings hätten wir lieber vornehme Frauenzimmer ihren eigentlichen Nationaltanz aufführen sehen, der sich sachte, aber unfehlbar auch in unsere Sitten einschleicht; indessen fanden wir Manches, was uns dafür schadlos hielt, denn nie in meinem Leben sah ich zweihundert Menschen beisammen, welche so von Herzen lustig waren.

Ich meines Theils fand überdies zu meiner Unterhaltung ein Studium, das mich länger gefesselt hätte, als wir dablieben, ohne daß ich es überdrüßig geworden wäre. Ganz in unserer Nähe befand sich eine Gruppe von Frauenzimmern, ohne Zweifel zwei Familien, denn zwei Frauen, schon im Matronenalter, saßen beisammen, und vier junge Mädchen standen, wenn sie nicht tanzten, ihnen beständig zur Seite. Drei davon waren sicher Schwestern; die vierte mochte eine Base oder Freundin seyn, so viel sah man jeden Falls, sie hielten für den Abend zusammen. Die drei Schwestern konnten als Modelle dienen, wenn auch nicht zu den Geazien, doch zu einer Hebe oder irgend einer Göttin oder Nymphe, welche ein Symbol von Zierlichkeit, Gesundheit, Munterkeit seyn soll, frische, liebliche, blondlockigte Geschöpfe mit herrlichen Augen, die aussahen, als hätten sie nichts zu thun, als durch das Leben zu tanzen, und jedem, der ihnen begegnete, einen Blumenstrauß oder einen freundlichen Blick zuzuwerfen. Das einzelne Mädchen war ein kleines, gelbes Ding mit einer offenbaren Mopsnase, und wenn ihre Zähne weiß waren, so brauchte sie sich bei ihrem ausnehmend großen Munde eben nicht viele Mühe zu geben, um sie zu weisen. Aber diese gelbe kleine Kreatur hatte Augen — was für Augen! Ich könnte sie wohl besser beschreiben, wäre ich im Stande gewesen, sie auch nur zwei Sekunden zu fixiren; aber sie funkelten so, sie schoßen solche Blitze, daß kein Mensch hineinblicken konnte, ohne zu blinzeln. Ich kann daher von diesen wundervollen Augen nur so viel gewiß sagen, daß sie schwarz waren. Auch ihr Haar war schwarz, auf der Stirne gescheitelt, und völlig kunstlos und nachläßig hinter die Ohren gestrichen; der übrige Schopf war hinten in einen Knoten aufgebunden. Auch in der Kleidung unterschied sie sich bedeutend von ihren Freundinnen; diese waren hübsch in weiße Mousseline gekleidet, während es dem seltsamen kleinen Geschöpf beliebt hatte, seiner schwarzgelben Haut durch einen dunkelfarbigen Rock von sehr gemeinem Stoffe und ohne den mindesten Schmuck irgend einer Art, noch mehr Relief zu geben.

Dies war also unsere Nachbarschaft, und die am galantesten aussehenden jungen Männer im Zimmer umgaben beständig die Damen; einer, zwei, drei — ihrer sieben zählte ich, welche einer nach dem andern herbeikamen, bevor der Tanz begann. Die blauangigten Schönen kannten wohl Alle, denn sie lächelten und nickten ihnen entgegen; auch das braune Mädchen kannte sie; aber statt zu lächeln, zuckte sie bei Manchem mit der braunen Achsel und unterhielt sich angelegentlich mit ihrer Mutter; trotz dem forderte jeder der Herren sie zum Tanze auf. An den ersten versagte sie sich, und so oft nun ein weiterer kam, schüttelte sie nur den Kopf, ohne ein Wort zu sagen, und schien von allen insgesammt gar wenig Notiz zu nehmen.

Endlich begann der Walzer. Auch die drei Schönheiten bekamen Tänzer, und alle stürzten sich in den fröhlichen Wirbel. Als sie wieder zu ihren Plätzen kamen, ging es wie zuvor, nur noch ärger, denn sogar die Tänzer der hübschen Mädchen wollten sich nur mit der Braunen unterhalten. Nachläßig warf sie Jedem nur ein Wort, nur eine Sylbe zu; aber die Zigeunerin übte einen Zauber, der unwiderstehlich seyn mußte; und sie wußte es, denn die Weise, wie sie ihre Stückchen spielte, wie sie ihre Blicke umherwarf, verrieth so überlegte Bosheit, daß über diesem monopolistischen Wesen die Freundinnen ganz ärgerlich und deren Mutter bitterböse aussahen.

Wie lange mir noch die Beobachtung dieses losen Spiels Spaß gemacht hätte, weiß ich nicht zu sagen; denn wir wurden jezt durch eine Operation von dannen gejagt, die, wenn sie vorüber ist, zur Bequemlichkeit der Tänzer beitragen mag, es müßte nur die Prozedur selbst ihnen alle Lust zum Tanzen benehmen. Eine tüchtige Menge Staub war durch das stundenlange Rutschen vom Boden aufgerieben worden, und schlug sich jezt, während die zweihundert Walzenden ein Weilchen ausruhten, wiederum nieder. In dieser Pause erschienen auf einmal zwei derbe Weibsbilder mit einem ungeheuren, schwerrn, von Wasser triefenden Tuch oder Teppich, den sie, oben im Zimmer angelangt, auf den Boden waefen, wobei jede einen Zipfel in der Hand behielt, und sie nun das Tuch seiner ganzen Breite nach ausspannten. So liefen sie den ganzen Ballsaal hinab und zogen den nassen Lumpen über den Boden; drauf tauchten sie ihn in einen Kübel mit Wasser und schickten sich an, das Verfahren zu wiederholen. Der Aktus und die handelnden Personen waren uns denn doch zu plump; überdies machten der Stand und das Wasser zusammen eine so garstige Luft, daß wir rasch aufbrachen.

Digitized by Google

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Fortsezung.)

Wenn man diese Verschiedenheiten zwischen den Ländern nur oberflächlich betrachtet, fühlt man sich versucht, sie aus denselben Gründen zu erklären, mit denen man sich, wie schon oben erwähnt, von der Verschiedenheit der Vegetation an verschiedenen Standorten eines und desselben Landstrichs vollkommen genügende Rechenschaft gibt. Man stellt sich vor, die Saamen seyen eben in die Weite geführt worden, und denkt, da jedes Gewächs nur bei gewissen Graden der Wärme, Feuchtigkeit u. s. w. fortkomme, so werde und könne ein dem Orte seines Wachsthums weit entführter Saame nur da aufgehen und sein Geschlecht fortpflanzen, wo die äußern Umstände es gestatten. Aber der Ocean sezt der Verbreitung der Saamen natürliche Schranken. Ueberdies gibt es unter denselben Breitegraden Länder, welche ganz dasselbe Klima und doch fast durchgehends verschiedene Gewächse haben. Das Klima von Buenos Ayres stimmt so ganz mit dem des mittäglichen Europas überein, daß manche unserer Gewächse, die hinüber gebracht worden, dort wild wachsen und sich sehr verbreitet haben; diese dem Boden von Buenos Ayres so ganz angemessenen Pflanzen fanden sich aber ursprünglich daselbst nicht vor. Man schließt daraus, daß die erste, uranfängliche Vertheilung der Gewächsearten mit dem jetzigen Zustande der Länder nichts zu schaffen hat, und daß die gegenwärtige Gruppirung der Pflanzen verschiedener Erdgegenden noch von jener ersten Anordnung herrührt. Und damit kommt man auf die Frage von der ursprünglichen Vertheilung der Pflanzenformen, eine Frage, über welche unendlich viel geschrieben worden ist, bevor man auch nur einigermaßen die Elemente zu ihrer Beantwortung beisammen hatte.

Wenn wir der Hypothese Linné's erwähnen, so geschieht es nur, weil die, wenn auch irrigen Ansichten eines großen Mannes historische Bedeutung haben. Linné stellte sich vor, sämmtliche Gewächse seyen mit den Thieren im Paradiese vereinigt, und die übrige Erde sey wüste und leer gewesen. In die theologische Frage lassen wir uns nicht ein; man braucht sich indessen nur zu erinnern, daß nach Moses Gras und Kraut am dritten Tag geschaffen, der Garten aber erst nach den sieben Tagen gepflanzt wird. Linné denkt sich den Garten Eden als einen ungeheuern Berg unter dem Aequator, so hoch, daß sein Gipfel ewigen Schnee trägt, und er also in seinen verschiedenen Zonen alle Klimate repräsentirt. Er nimmt ferner an, von jeder Species sey nur Ein Individuum, oder bei den Pflanzen mit getrennten Geschlechtern, ein einziges Paar vorhanden gewesen. Dergleichen Hypothesen waren haltbar zu einer Zeit, wo man nicht den fünfzehnten Theil der Arten kannte und man hoffen konnte, die bekannten auch in den fernsten Ländern wiederzufinden. Jezt zweifelt kein Mensch daran, daß es wohl mehr als hunderttausend Arten gibt. Aber das günstigst gelegene Gebirge der Welt trägt ihrer höchstens vier- bis fünftausend, die reichsten Länder, unendlich größer als ein einzelnes Gebirge, kaum zehn- bis zwölftausend. Wir wissen, daß die große Masse der Arten von Region zu Region immer eine ganz andere ist. Wie hätten sich überdies die Gewächse gegen die Pole zu, über ungeheure Landstriche, wo sie der Hitze wegen nicht fortkommen, verbreiten sollen? Denkt man sich anfänglich nur eines oder zwei Individuen, so muß man auch die grasfressenden Thiere nicht weiden lassen, oder annehmen, sie haben Tag für Tag Tausende von Arten auf ewig vom Erdboden vertilgt.

Buffon ging von der Idee aus, die Temperatur der Erde sey früher weit höher gewesen, als gegenwärtig. Er schloß daraus, die Vegetation habe an den Polen ihren Anfang nehmen müssen, an welchen zuerst eine gemäßigtere Temperatur eintrat; sie sey sodann, im Verhältniß, als sich die Erde mehr und mehr abkühlte, gegen den Aequator vorgedrungen, manche Arten seyen ausgestorben und von andern abgelöst worden, im Maße, als sich das Klima änderte. Dieses System ist vielmehr ein geologisches, als ein botanisches; es gründet sich zunächst auf die Existenz von Fossilien im Schooße der Erdrinde, deren Natur allerdings auf ein Erkalten der Erde hinweist. Linné hielt sich bei seiner Hypothese nur an die gegenwärtigen, mit dem Menschengeschlecht gleichzeitigen Gewächse, Buffon umfaßt in der seinigen die ganze Reihe der den jezt lebenden organischen Wesen vorhergegangenen Vegetationen. Daß die Temperatur des Innern der Erde sehr hoch ist, unterliegt jezt keinem Zweifel mehr; thermometrische Beobachtungen in tiefen Schachten und Bohrlöchern bestätigen es immer mehr. Auch das ist richtig, daß sich in Folge der Ausstrahlung der Wärme in den Raum der Erdball immer mehr abkühlen muß; nur geschieht dies weit langsamer, als Buffon annahm, so langsam, daß man für die paar tausend Jahre, welche seit der lezten Schöpfung organischer Wesen verflossen sind, ganz davon absehen, und annehmen kann, die irdischen Klimate haben seit jener Zeit keine Veränderung erlitten.

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Industrieausstellung.

Nach einer Pause von zwei Jahren findet diesmal auch wieder, ebenfalls in einem Theile des normaligen Doubletensaales, eine Ausstellung industrieller Gegenstände statt. Die zweijährige Suspension (welche gewiß auch der Kunstausstellung zu statten käme, wenn ihr eine solche vergönnt würde) hat ungemein vortheilhaft auf die Industrieausstellung eingewirkt. Seither beschränkte sie sich hauptsächlich auf die Beiträge aus einigen Städten und Gegenden Sachsens, während viele andere entweder gar keine, oder doch keine hinlängliche Theilnahme an ihr bewiesen. Der Grund schien vorzüglich in der ziemlich allgemeinen Vorstellung zu liegen, daß nur ganz neue und besondere Erzeugnisse auf einen Platz in derselben Anspruch machen könnten, da doch alles in seiner Art Tüchtige und Preiswürdige dahin berufen ist, und der Hauptzweck einer zweckmäßigen Industrieausstellung dahin geht, den Complex der gewerblichen Produktionen des Landes in möglichster Vollständigkeit darzubieten. Höchst erfreulich tritt aus der jetzigen Exposition dieses Bestreben klar hervor, welches die künftigen unstreitig immer besser erreichen werden. Während die Handlungen der ersten Fabrikstädte Sachsens, Chemnitz und Plauen, sich durch ihre Baumwollenartikel hervorgethan haben, sind auch aus den kleinsten Fabrikorten recht werthvolle Beiträge zusammengeflossen. Die Kupfer-, Eisen- und Drahtwerke beweisen ihre Thätigkeit, wie die so mannichfachen Gewebefabriken. Die Linnen- und Tuchmanufaktur hat besonders viel Schätzbares beigetragen, der sächsische Damast seinen langjährigen Ruf bewährt und die Zwillichfabrikation gezeigt, welcher bedeutenden Vervollkommnung sie durch die Anwendung neuer geeigneter Maschinen fähig ist. Von feinen sächsischen Merino's, einer Waare, der es gelungen, sich nicht nur durch ganz Europa, sondern auch weit über die See Bahn zu machen und selbst in Frankreich Absatz zu finden, dessen Merino's doch lange Zeit als nicht erreichte Muster berühmt waren, sind mehrere Stücke von der ersten Fabrikhandlung des Landes in diesem Artikel ausgestellt. Eine besonders merkwürdige Erscheinung sind die vom hiesigen Kammerherrn von Carlowitz gelieferten Proben inländischer Seide, vom rohesten Zustande an bis zu ihrer Verarbeitung in Tücher. Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts hat man dem Seidenbau in Sachsen eine neue Heimath zu gewinnen gestrebt; allein welche Umstände nun damals sich dagegen aufgelehnt haben, die Sache wollte keinen rechten Fortgang bekommen. Eifriger, als je, glaubte man jedoch ganz neuerlich wieder Versuche darin wagen zu müssen. Sie wurden von Seiten der Regierung, hauptsächlich durch unentgeldliche Austheilung von Maulbeerpflanzen und Aussetzung von Prämien angeregt, und fanden in sehr vielen Gegenden Sachsens bereitwillige Hände. Die zunehmende Vorliebe verbürgt beinahe das Gelingen des Unternehmens, welchem schon dadurch eine weit vortheilhaftere Stellung zu Theil geworden, weil man inzwischen mit dem zweckmäßigen Verfahren dabei genau bekannt geworden ist. Namentlich ist von dem Kammerherrn von Carlowitz eine Seidenkulturanstalt in Dresden errichtet worden, und seine Beiträge zur Gewerbausstellung gewähren den ersten öffentlichen Beweis eines glücklichen Erfolges. Doch ich übergehe heute die mancherlei einzelnen Waaren, wie Stickereien, Blonden, Spitzen u. s. w., um nächstens auf die Gewerbausstellung zurückzukommen; denn so reich sie auch bereits erscheint, so ist doch, wie ich eben vernehme, noch Vieles rückständig, weßhalb denn auch erst später sich wird beurtheilen lassen, bis zu welchem Grade sie ihrem vorhin angedeuteten Hauptzwecke entsprechen möchte. Nur das für jetzt noch, daß unter den in ihr aufgestellten Maschinen sich auch das Modell eines von dem jetzt auf einer Reise nach England begriffenen hiesigen Mathematiker, Professor Schubert, hergestellten Dampfwagens befindet.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Dacier und Abel Remusat.

Dacier trug den Namen eines berühmten Philologen, und dies kam seinem Ruf zu gute; denn manche Leute wußten nicht, daß Dacier, der Philolog aus der Regierungszeit Ludwigs XIV., den Jemand einen mit dem gesammten Gepäcke des Alterthums beladenen Maulesel nannte, und dessen Frau das Griechische nicht weniger verstandte als er, schon seit einem Jahrhundert todt ist. Die beiden hellenischen Eheleute sollen sich einmal beinahe vergiftet haben, weil sie ein griechisches Gericht nach einer im Athenäus befindlichen Vorschrift zubereitet hatten. Vielleicht war ein von einem nachlässigen Abschreiber begangener Fehler Schuld an der Vergiftung, und eine Variante hätte das richtige Rezept wieder hergestellt. Mit diesem Stubengelehrten wurde der Akademiker Dacier oft verwechselt, obschon er von einem Stubengelehrten wenig an sich hatte; denn er war ein sehr gewandter Hofmann, ein Mann voll Lebenserfahrung und praktischer Klugheit, ein schlauer Kopf, der alle kleinen Ränke und Schliche, die man sich in den hiesigen Akademien erlaubt, auf den Fingern herzuzählen wußte, und von seinen alten Mitbrüdern manche lustige Anekdoten kannte. Im Gespräch war er daher auch äußerst unterhaltend, wenn auch nicht sehr liebreich und nachsichtig; dabei schrieb er einen angenehmen und blühenden Styl, und besorgte die Notizen über seine verstorbenen Mitbrüder zur allgemeinen Zufriedenheit, weßhalb er zu einem Secrétaire perpétuel wie geschaffen war. Er hatte lange einen bedeutenden Einfluß auf die Akademie ausgeübt; allein in den acht oder neun letzten Jahren, da er bettlägerig war, entging ihm dieser Einfluß, und er mußte zu seinem Leidwesen sehen, daß Andere sich desselben bemächtigt hatten. Uebrigens behielt er seine Aemter und sein reichliches Einkommen, ward Baron und blieb munter und malitiös, wie er es von jeher gewesen war. Von seinen gelehrten Arbeiten ist eben nicht viel zu rühmen; denn sie bestehen aus wenigen Leistungen, obgleich wenige Gelehrte eine so lange Laufbahn gehabt haben, als er. Der Mann, der ihn einst als Secrétaire perpétuel zu ersetzen hoffte und fast zu gleicher Zeit starb, obgleich er kaum die Hälfte des Alters Daciers erreichte, war Abel Remusat, der sein Emporkommen einzig seinem Verdienste zu verdanken hatte, und wahrscheinlich, da er eben so schlau, wo nicht noch schlauer war, als Dacier, noch weit höher gestiegen wäre, wenn ihn nicht der Tod so unverhofft überrascht hätte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 217.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. September 1834.

— Denkt, ihr seht,
Des Stücks Personen, das vor euch entsteht,
Als ob sie lebten.

Shakespeare.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

Von Karl Gutzkow.

Der Verfasser legt hier dem Publikum eine Probe aus einem Buche vor, das unter dem Titel: Julius Vinder, in noch ungemessener Zeit, aber jedenfalls vor Beendigung des sächsischen Landtags, erscheinen dürfte. Es schildert, wie man in Rom sechzig Jahre nach dem Aufgange des Sterns im Morgenlande die Musik, die Philosophie, die Freiheit, die Weiber liebte, vor der Tyrannei zitterte, schwieg und starb. Im Vorgrunde stehen Nero, welcher ein Ungeheuer war, das aber vortrefflich sang und noch besser die Cither spielte, und Julius Vinder, der es wagte, die gallischen Legionen gegen den Kaiser zu führen, seine erste verlorne Schlacht aber mit dem Selbstmorde bestrafte. Die nachstehende Scene zeigt, wie die Philosophie es immer verstanden hat, sich durch das Elend aller Zeiten hindurchzuwinden. Man wird es vielleicht auffallend finden, daß in den Repräsentanten jener alten Bestrebungen um den Endzweck aller Dinge die neuern und neuesten Modelle, welche dem Verfasser dabei gesessen haben, so leicht erkennbar sind; aber ist es nicht ein Satz der Aesthetik, für welchen Shakespeare garantirt, daß man die komische Vergangenheit am glücklichsten mit den Farben der Gegenwart malt? und ist es nicht ebenso bekannt, daß sich Hegel einen Schüler des Parmenides, oder Schleiermacher des Sokrates geeauften Freund nannte? Irrthümer und Wahrheiten haben zu allen Zeiten dieselbe Physiognomie getragen, womit sich der Verfasser entschuldigen zu können glaubt.

* * *

Akademie.

(Die Säulengänge sind mit jungen Leuten bevölkert, welche theils lustwandeln, theils sich zu einzelnen Gruppen vereinigt haben, um die Vorträge der Lehrer anzuhören. Zwei Thürsteher unterhalten sich im Vorgrunde.)

Erster Thürsteher.

Die Philosophie hat sich diesmal einer herrlichen Jahreszeit zu erfreuen. Was das für ein Himmel und für eine milde Luft ist! Aber sage mir nur, was du dort in der Hand trägst?

Zweiter.

Das ist ein Segeltuch, welches mir Empedokles anvertraut hat. Sollte es regnen, was ich nicht glaube, so muß ich es zwischen die beiden Säulen da heften, damit die Einwürfe des Regens und des Windes seinen

Behauptungen über das höchste Gut nicht schaden. Denn, sagte er, die Ideen können Alles ertragen, nur nichts Feuchtes: ehe man die Hand umdreht, haben sie den Schnupfen weg, verkälten sich. Doch da ich gerade Zeit habe, wie gefällt dir denn diese neue Lebensart?

Erster.

Ei nun, du wirst dich erinnern, daß ich mich seüher damit abgab, Schuhe zu verfertigen. Als die stoische Philosophie neulich von den Epikuräern in die Flucht geschlagen wurde, lief sich jene so sehr die Hacken ab, daß sie sich am liebsten an einen Mann wandte, der sich gleichsam darauf verstand, sie ihr wieder anzusetzen. Nebenbei putze ich dem Stoicismus die Stiefeln, klopfe seine Kleider aus und besorg' ihm allerhand kleine Aufträge, welche gewissenhaft ausgeführet seyn wollen.

Zweiter.

Du kannst von Glück sagen, denn du bist besser daran, als ich. Was läßt sich beim Cynismus, bei einer Philosophie der Hunde, verdienen? Meine Frau hülfe mir z. B. gern in meinem Verdienste; aber leider verschmäht es dieses System, sich seine Hemden waschen zu lassen. Ich war Bader, ich kann vortrefflich rasieen, Nägel beschneiden, bei Bädern zur Hand seyn, ich besitze chirurgische Kenntnisse; aber was soll ich davon in Anwendung bringen? Glücklicherweise geht die cynische Philosophie baarfuß, also komm' ich doch wenigstens einige Male im Jahre dazu, ihr die Hühneraugen auszunehmen. Es sind schlechte Zeiten.

Erster.

Sieh, sieh! da kommt der Aufwärter der Epikuräer. Ein liederlicher Mensch; immer betrunken! Wie ihm die Augen vor Uebermuth aus dem Kopfe quellen!

Dritter.

Guten Morgen! Seyd ihr beide noch immer in der Welt? Ihr werdet täglich schmaler; ich schwöre euch, in Kurzem hat euch mein System, das System, dem ich diene, das epikuräische System, in den Sack gesteckt! Wo will das auch mit euch hinaus? Ihr putzt Stiefeln? aber nach welchem System? Von welchen Voraussetzungen geht ihr aus, wenn ihr einen Rock büestet? Ihr könnt nach Peinzipien nicht ein Glas Wasser holen. Ein paar entlehnte Sätze, einige Kategorien, die sich von selbst verstehen, einige aneinander gereihte willkührliche Behauptungen, eine Bürste, die Federn läßt, Glanzwichse, welche die Stiefeln verdirbt, träge Handgriffe, nichts Studirtes, da habt ihr's, das ist euer System. Aber sagt mir nur, wie hoch es an der Zeit ist.

Erster.

Um die neunte Stunde.

Zweiter.

Dein System wirft wohl viel ab?

Dritter.

Freilich wirft es ab: alte Kleider, Blumenkränze, die man noch immer an eine Braut verkaufen kann, Salben, die von Badhaltern eifrig gesucht werden, Leckerbissen, die meine Nahrung sind, und schöne Weiber, die man aus Epikurs Gärten des Morgens nach Hause führen muß. Was sagt ihr dazu?

Erster.

Nun, du bist nicht verheirathet; aber Jemand, der Frau und Kinder hat und schon über die Jahre hinaus ist, der befindet sich bei dem Stoicismus recht wohl, das kannst du glauben, recht wohl.

Dritter.

Jezt fällt mir ein, daß ich euch eine Neuigkeit mittheilen wollte, wenn ihr nur inzwischen nicht vergeßt, daß ich eigentlich eine Pastete holen soll, und mich daran hernach erinnern wollt. Die Herren wollen heüte den Kegelschnitt daran studiren. Nun ja, da soll sich ja jezt eine ganz neue, verfluchte Sekte aufgethan haben, die den Menschen für — für — kurz, das Ding ist zum Henker holen. Diese Sekte nämlich, diese Neuerung, diese Ketzerei behauptet, der Mensch müsse sich Alles selbst machen; denn man werde nicht eher glücklich, ehe man die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse nicht selbst übernimmt. Diese Menschen sagen, man müsse nicht bloß nach dem höchsten Gute streben, sondern auch daeauf sehen, daß es Einem so wohlfeil als möglich zu stehen kommt. Sie sagen, die Menschen fingen erst dann an, ihre eigenen Herren zu werden, wenn sie ihre eigenen Diener würden. Jedermann müsse dessen Dienstbote seyn, dessen Heer er ist; so wie sie denn zulezt die Behauptung aufstellen: Jeder Kunde sey sein eigener Schuster! und diese dann umdrehen und schließen: von nun an müsse auch jeder Schuster sein eigener Kunde werden!

Erster.

Aber, mein Gott, dann würde es ja gar keinen Absaz mehr geben.

Zweiter.

Ich habe immer gehofft, der Cynismus werde noch seinen Haß gegen die Seife einmal ablegen; aber diese neue Sekte wäre ja im Stande, sich selbst auf die Waschbank zu stellen.

Digitized by Google

Dritter.

Wie ich euch sage, es ist hier von einer gefährlichen Sekte die Rede, die euch aus dem Brode, mich aber aus dem Kuchen bringen kann. Allein ich versichre euch, von heut Abend geh' ich nicht anders als mit einem Stocke aus. Wenn die Disputationen nichts ausrichten, so such' ich es zu veranstalten, daß es zum Handgemeng kommt. Aber jezt habe ich in der Desperation vergessen, was ich gleich holen sollte?

Erster.

Ich glaube Kegel, um eine Pastete auszuschieben.

Dritter.

Du bist ein Strohkopf; eine Pastete soll ich holen, damit die jungen Herren die Theorie der Kegelschnitten dran verbauen. Jezt lebt wohl. (Ab.)

Zweiter.

Die neue Sekte geht mir im Kopf herum; aber ich glaube, der Schuft hat uns etwas weiß gemacht. Sieh nur, Empedokles, der mich da ruft, scheint noch der besten Dinge zu seyn. (Ab.)

Erster.

Der Stoicismus hält sich, denn er hat gar zu vornehme Verwandte. Aber ich glaube, Zeno winkte mir. Ein Glas Wasser? Sogleich bedient werden! (Ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Fortsetzung.)

Noch einmal, mit Buffons Hypothese ist den Botanikern wenig gedient, weil der Zusammenhang zwischen den verschiedenen, der unsrigen vorhergegangenen Vegetationen lediglich nicht erwiesen ist. Im Gegentheil weist die Geologie bekanntlich in der Erdbildung Zwischenperioden nach, wo sich keine Spur organischer Wesen findet. Es ist somit wahrscheinlich, daß die Vertheilung der im Schooße der Erde begrabenen fossilen Gewächse auf die Vertheilung der gegenwärtigen keinen Einfluß gehabt hat.

Willdenow hält die Gipfel der Gebirge für die Punkte, von denen die gegenwärtige Flora ausgegangen, weil sie zuerst ertrocknet, überhaupt zuerst gebildet seyen. Aber die Ebenen unter den Tropen tragen unzählige Gewächse, welche nie auf Bergen gelebt haben können, wo es immer zu kalt ist.

Gegenwärtig nehmen sämmtliche Schriftsteller über diesen Gegenstand mehrere ursprüngliche Ausgangspunkte der Vegetation an, und diesen Satz hat vornehmlich der Däne Schouw in seiner berühmten Abhandlung, über die ursprünglichen Wohnsitze der Gewächse, dargethan. Bedenkt man die große Menge rein lokaler Arten, welche einen sehr beschränkten Landstrich niemals überschreiten, bedenkt man namentlich, welch ungeheure Zahl verschiedener Gewächse man in reichern Ländern, als die unsrigen, bei jedem Schritte findet, so drängt sich einem nothwendig die der Linnéschen gerade entgegengesezte Ansicht auf, nämlich, daß der Entstehungspunkte mindestens so viele gewesen als Arten, und dieselben über die ganze Erde zerstreut. Wir sagen mindestens so viele als Arten; denn daß im Pflanzenreich jede Art von Einem Individuum oder Einem Paare abstamme, läßt sich durch nichts erweisen. Eine Species heißt eine Anzahl organischer Wesen, die sich so sehr gleichen, daß man sie als von Einem Individuum oder Paar abstammend betrachten kann. Man behauptet, wenn man von Art, Species spricht, keineswegs, daß alle dazu gehörigen Individuen einen gemeinschaftlichen Stammvater haben, sondern nur, sie seyen einander so ähnlich, daß es dem so seyn könnte. Ob dem nun aber so ist oder nicht, darüber sind die Gelehrten verschiedener Meinung. Schouw behauptet nicht nur, jeder Punkt der Erdoberfläche habe für sich Gewächse hervorgebracht, was jezt wohl die allgemeine Ansicht ist, sondern auch, die Arten der Vegetabilien haben von Anbeginn, wie jezt, aus einer Mehrheit von Individuen bestanden; seine Gründe verdienen eine nähere Betrachtung.

Die süßen Wasser nähren Pflanzen und Thiere, welche in der Luft oder im Salzwasser nicht leben können. Nun findet man aber häufig weit auseinander, in Seen, welche hohe Gebirge oder das Meer scheiden, dieselben Arten. So kommen in Italien und in Frankreich, in der Schweiz und in Schottland nicht selten dieselben Süßwasserfische vor. Die Salvinia natans wächst in den Gewässern Europa's und Amerika's, der Isoetes lacustris in Europa und Ostindien. Ihre Saamen reifen auf dem Grunde des Wassers. Wie hätten nun, einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt angenommen, dergleichen Pflanzen über Berge und Meere wandern können? Muß man nicht annehmen, von Uranfang her seyen Individuen dieser Arten an den verschiedenen Lokalitäten zu finden gewesen?

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Abel Remusat. Akademische Preise.

Abel Remusat war Conservator der orientalischen Handschriften an der königlichen Bibliothek, wie Dacier Conservator der französischen, und dabei Professor des Chinesischen am Collège de France; dieser Lehrstuhl war für ihn errichtet worden, und man kann ihn als den Ersten betrachten, welcher das Studium der chinesischen Sprache in Frankreich eingeführt hat. Sein Nachfolger am Collège de France, Stanislas Julien, hat es leichter, denn Remusat, sein Lehrer, hat ihm die Bahn geebnet; dieser aber hat beinahe Alles selbst schaffen müssen, Sprachlehre, Wörterbuch und Unterrichtsmethode; nur was die Missionarien an Vorarbeiten handschriftlich oder gedruckt nachgelassen hatten, war Remusat zu statten gekommen. Remusat ist viel zu früh für die Wissenschaften gestorben; wahrscheinlich würde er noch viel geleistet haben. Er war gewiß einer der Wenigen, welche der orientalischen Schule in Frankreich Ehre machten. Solcher tüchtigen philosophischen Köpfe haben die Akademien nicht viele aufzuweisen. Außer diesen beiden Notizen wurde noch eine Abhandlung über die Lage des berühmten Ophir im Morgenlande vorgelesen; diese Abhandlung war von Etienne Quatremère, einem ganz in der orientalischen Literatur lebenden Gelehrten, der zwei Lehrstühle inne hat, nämlich einen der hebräischen Sprache am Collège de France und einen an der Schule für orientalische Sprachen an der königlichen Bibliothek. Manche Professoren der einen Anstalt sind auch Lehrer an der andern, und man könnte allenfalls die beiden Anstalten zusammenschmelzen und dadurch manchen Gehalt ersparen. Allein man hat in Frankreich vor den Gelehrten große Achtung, und fürchtet immer, ihnen zu nahe zu treten, weßhalb auch alle Ersparnisse, die sich auf Beschränkung der wissenschaftlichen Anstalten und der Gehalte der Gelehrten beziehen, von den Kammern verworfen zu werden pflegen. Dies hat sein Gutes, wiewohl auch manche unnütze Ausgabe mit unterläuft. — Auch die Académie française hielt neulich ihre öffentliche Sitzung und hatte, wie immer, mehrere Preise auszutheilen, nämlich die sogenannten Tugendpreise an Nothdürftige, denen solche Geldsummen immer wie ein Mannaregen aus den Wolken zufallen. Schon vor mehreren Jahren hatte die Akademie das Lob des menschenfreundlichen Stifters Montyon zu einer Preisaufgabe gemacht; allein es hatte sich kein würdiger Lobredner gefunden; erst diesmal hat ihr eine der eingesandten Lobreden des Preises würdig geschienen. Da indessen der Gekrönte einen in der Literatur unbekannten Namen führt, so steht zu befürchten, daß auch sein Versuch noch nicht dem Zwecke angemessen ist, und die Akademie ihn mehr aus Müdigkeit und Ueberdruß, als aus Ueberzeugung seines Verdienstes belohnt hat. Darüber wird man urtheilen können, wenn die Lobrede im Druck erschienen ist. Uebrigens verdunkelt jetzt ein neuer Stifter von Preisen den Glanz des ältern: der junge Baron Gobert, der Sohn eines vormaligen Generals der Napoleonischen Armee, hat, bevor er auf einer Reise in Egypten starb, einen großen Theil seines beträchtlichen Vermögens der Académie française und der Académie des inscriptions vermacht, damit sie mit dem jährlichen Ertrage dieses Vermögens einerseits den berühmtesten Schriftsteller in Betreff der Geschichte des Vaterlandes, andererseits den gründlichsten Forscher über dieselbe belohnen mögen.

(Der Beschluß folgt.)

Dresden, August.

(Beschluß.)

Lokalposse.

Die hiesigen Bühnengottheiten sind wieder beisammen. Die Nachtigallen Schröder-Devrient und Schneider bezaubern auf's Neue von der mystischen Welt der Bretter aus die wirkliche. Zu den jetzigen Kassenstücken, einem Artikel, der neuerlich den Theatern ziemlich ausgegangen ist, gehört hier: „Aline, Königin von Golconda," oder: „Dresden in einem andern Welttheile." Nach einer Wiener Posse von Bäuerle für das hiesige Theater eingerichtet, bildet das Stück eine Art von Conversationslexikon für alle gangbaren Dresdener Volkswitze und Unwitze. Vielen Gebildeten muß allerdings darin Manches völlig unverständlich erscheinen. Das Ganze ist ein starker Kampf des Unsinns mit dem Sinn, ein Kampf auf Tod und Leben; schade, daß zuletzt vor lauter Pulverdampf nicht einmal zu erkennen ist, welche von den zwei Parteien den Sieg davon getragen. Uebrigens ist sogar dies ein gleichgültiger Umstand: das Stück amüsirt. Wenn bei solcher Hitze, in der es wiederholt in dem hölzernen Schauspielhause am Linkschen Bade gegeben wurde, Alles mit Menschen überfüllt ist, so muß das nothwendig der Fall seyn, und will man behaupten, daß von der Theatereintendanz in der Regel für Geschmack und Kunst und für was weiß ich Alles gesorgt zu werden pflegt, so verlangt eben darum die Billigkeit, daß zuweilen auch für den minder gebildeten Theil des Publikums etwas geschehe, der doch auch nicht immer nach Geschmack, Kunst und so weiter bei der Nase geführt seyn will. Das Stück, in welchem nicht der Königin Aline, sondern offenbar dem Barbier Bims die Hauptrolle geworden, hat besonders das Gute, daß es immer toller und tollee darin hergeht. Darum ist denn auch, was wirklich sonst selten der Fall zu seyn pflegt, der letzte Akt der beste. Auch die, ihrer Meinung nach, feiner Gebornen und Erzogenen werden von der recht drolligen Tollheit so angenehm überrascht, daß sie lachen müssen, sogar wenn sie nicht wollen. Und das, dünkt mich, ist ein wahrer Triumph für die Posse, und zugleich die beste Rache, die sie an ihren Verächtern nehmen könnte. Recht ergötzlich ist der Einfall, daß die aus Dresden nach Golconda Verschlagenen sich dort plötzlich in Dresdener Gegenden und Wirthshäusern wiederfinden, die vom hiesigen Theatermaler recht artig dargestellt sind. Aber auch viele im Stücke sonst vorkommende Einfälle und Lokalscherze haben ihr Gutes. So wird im dritten Akte dem Barbier Bims ein Wasser zu Theil, welches jedes damit in Berührung kommende Glied übernatürlich stärkt. Mit Hülfe dieses Wassers hört denn auch Bims in Golconda das Gehen seiner Uhr, welche doch in Dresden auf dem Leihhause liegt.

Noch darf ich nicht vergessen, eines Oelgemäldes Erwähnung zu thun, zu dem während der letzten Nachmittage des verflossenen Monats in der Privatausstellung der Kaufhallen Jedermann der Zutritt offenstand. Das Sujet ist eine Versammlung griechischer Häuptlinge, denen die Proklamation des Königs Otto vorgelesen wird, von Peytel. Ein höchst ausgezeichnetes Tableau voller Seele und Leben. Die ganze Natur und Nationalität spricht aus den dargestellten Personen. Merkwürdig ist das gespannte Aufmerken Aller. Das Werk ist mit der musterhaftesten Vollendung ausgeführt, große Mannichfaltigkeit in den Köpfen, ohne Zweifel großentheils Porträts. Sehr vornehm und prachtvoll ist das Zimmer ausgestattet, welches eine reizende Aussicht auf Stadt und Gegend gewährt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 218.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. September 1834.

Merkt auf, wie ich mich nun vernichten will:
Die schwere Last geb' ich von meinem Haupt,
Den Stolz der Herrschaft aus dem Herzen weg.

Shakespeare.

Die Krone von Helgoland.

Auf Helgoland stehet ein König und schaut hinab in's Meer,
Es drückt die goldene Krone den greisen König schwer;
Doch mag er sie nicht lassen der frechen Räuberhand,
Drum blicket er sorgend hinunter vom röthlichen Felsenstrand.

Denn unten auf stürmischen Wogen, da wehren drei Söhne gut
Dem Kronenräuber und fechten mit nordischem Heldenmuth.
Es krachen die Schiff' an einander, zu dichtem eisernem Knäul
Wirrt sich die Schaar der Kämpfer, es dröhnen Schwert und Beil.

Dazwischen donnern die Wogen den furchtbaren Schlachtgesang,
Und blutiger fallen die Streiche, und heißer wird der Drang,
Da stürzt der ält'ste der Söhne, getroffen zum Tode schwer,
Und aus des Königs Auge fällt eine Thräne in's Meer.

Noch ist die Schlacht nicht verloren, noch kämpfen der Söhne zwei,
Es stehen die nordischen Fluten den heimischen Helden bei.
Schon sinkt mit riesigem Stöhnen tiefathmend in den Grund
Das nächste der feindlichen Schiffe; — doch nicht zur glücklichen Stund'.

Denn mit ihm sank auch hinunter, vergessend die Gefahr,
Kühn mit dem Feinde ringend, der tapfere Hidiandar. —
Da steht der alte König, blickt nieder unverwandt,
Und nimmt vom weißen Scheitel die Krone von Helgoland.

Noch kämpft der lezte der Söhne, zu rächen der Brüder Tod,
Dem Vater zu schützen die Krone; — schon glüht das Meer so roth
Vom Abschiedskuß der Sonne und von der Helden Blut;
Doch heißer, immer heißer entbrennt des Kampfes Glut.

Jezt, alter König, sende den Todesgruß hinab,
Dein Tandrecht liegt verwundet, es bricht dein lezter Stab!
Da faßt in wildem Schmerze der König die goldne Kron',
Und schleudert sie hinunter vom einsamen Felsenthron.

„Was soll mir noch die Krone? — hab' keinen Sohn ja mehr,
Der sie nach mir kann tragen, mein Haus steht öd und leer." —
Und in der Kämpfer Mitten die goldene Krone fällt,
Und Alle stehen betroffen; nur Tandrecht nicht, der Held.

Wie auch die Wunden brennen, sein Herzblut reicht noch aus,
Die Krone zu erkämpfen, zu enden diesen Strauß.
Schon ruft ihn die Walküre; — er hört ihr Rufen nicht,
Bis er die Kron' errungen, der Feind erschlagen liegt.

Digitized by Google

Und wie hinabgesunken die Sonne in's grüne Meer,
Da zogen die Helgoländer — wie Geister — still einher,
Und trugen Tandrechts Leiche, die Kron' im blut'gen Haar
Hinauf zum alten König, der grüßt die Heldenschaar:

„Nicht mein ist mehr die Krone, die mir der Todte bringt;
Doch wer von Euch, ihr Helden, sich ihrer würdig dünkt,
Der tret' hervor und nehme sie meinem Tandrecht ab!"
Doch keiner von den Rittern dem König Antwort gab.

Und hoch aus Himmelshöhen herniederrauscht ein Aar,
Und nimmt die blut'ge Krone aus Tandrechts goldnem Haar,
Schwingt hoch empor sich wieder zur steilen Felsenwand,
Und birgt in seinem Horste die Krone von Helgoland.

Da ruft der bleiche König hin durch die dunkle Nacht:
„Wer von des Adlers Horste die Krone zu holen wagt,
Der soll sie nach mir tragen, werth ist sie solchen Preis!
Dies ist mein letzter Wille!" — hinsank der Königsgreis.

Doch Keiner mocht' erringen den königlichen Lohn,
Leer ist fortan geblieben der alte Königsthron.
Und ob wohl tausend Jahre auch gingen in das Land,
Noch immer liegt sie droben, die Krone von Helgoland.

Hermann Matthäy.

Ueber die geographische Verbreitung der Gewächse.

(Beschluß.)

Aber große Ueberschwemmungen, von denen die Erde so starke Spuren aufzuweisen hat, können ja, indem sie auf einige Zeit das Gebiet jener Gewächse ungeheuer vergrößerten, ihre Saamen verschleppt haben. Man wird die Einwendung machen, solch mächtige Ueberschwemmungen müssen immer vom Ocean, also von Salzwasser ausgegangen seyn; darauf läßt sich aber erwidern, einen geringen Grad von Salzgehalt des Wassers ertragen die meisten Thiere und Pflanzen, und überdies sey durch nichts erwiesen, daß das Meer ehedem so stark gesalzen gewesen, wie jezt. Im Gegentheil waschen die Flüsse und der Regen seit ein paar tausend Jahren die Erdoberfläche beständig aus und führen salzigte Stoffe in den Ocean. Auch ist es wahrscheinlich, daß sich auf dem Grunde des Meeres stellenweise, wie auf dem Festlande, Bäake von Steinsalz finden, welche nach und nach schmelzen. Die Vertheilung der Thiere und Gewächse des süßen Wassers ließe sich also, streng genommen, immerhin durch Verschleppung in alter Zeit erklären; anders ist es aber bei manchen Landgewächsen. Schouw zählt deren gegen dreihundert auf, deren Individuen in so entlegene Länder vertheilt sind, daß eine Wanderung von einem zum andern ganz undenkbar wird. Aus den tropischen Ländern führt er 107 Arten auf, welche Amerika und Asien, 86, welche Afrika und Amerika gemeinsam sind, diejenigen nicht gerechnet, welche der Mensch absichtlich oder unwissend verschleppt hat. Wie aber die Saamen von einem dieser drei Welttheile zum andern, welche just unter dem Aequator durch ungeheure Meeresstrecken getrennt sind, gelangt seyn sollen, läßt sich wirklich nicht absehen. Die Zugvögel streichen niemals nach der Richtung derselben Breitegrade; die Stürme, die Strömungen, so hoch man auch ihre Gewalt anschlagen mag, können doch nicht ein Saamenkorn unversehrt tausend und zweitausend deutsche Meilen weit über das Weltmeer führen. Der Franzose Gaudichard erwähnt sechs Species, die er für eigenthümliche Produkte der Insel Bourbon hielt, die er aber später zu seiner Verwunderung, fünfzehnhundert geographische Meilen davon, auf der andern Seite des Aequators, im Archipelagus der Sandwichsinseln wiederfand. Forster hatte behauptet, auf der Küste von Patagonien und auf den Maluinen wachsen mehrere europäische Pflanzen wild. Dies schien so unwahrscheinlich, daß man es lange nicht glauben wollte; aber die vom Weltumsegler d'Urville mitgebrachte Flora der Maluinen läßt keinen Zweifel mehr, daß mehrere der dortigen Pflanzen völlig identisch mit den unsrigen sind. Besonders sind es Gräser und sogenannte Cyperngräser des nördlichen Europas, die sich in jenen entlegenen Australländern wiederfinden. Ja die Primel der Maluinen soll von der Primula farinosa unserer Alpen rein nicht zu unterscheiden seyn. Da diese Pflanzen zu gar nichts dienen und dabei selten sind, können wir sicher seyn, daß sie nicht von Seefahrern absichtlich oder zufällig hingebracht wurden. Die Maluinen sind von Europa durch die ganze heiße Zone geschieden, in deren Temperatur die Gewächse, von denen hier die Rede ist, nimmer fortkämen; sie können sich also auch nicht allmählich über Inseln oder zwischenliegende Continente von einer Hemisphäre in die andere verbreitet haben, und es muß somit Gewächse geben, welche in verschiedenen Ländern Autochthonen sind, und sie müssen zum wenigsten eben so viele Ausgangspunkte als weitentlegene Standorte gehabt haben.

Nach diesem kann man sich nun nicht mehr wundern, daß man auf den Gipfeln unserer Alpen oder des Kaukasus so sehr viele Arten findet, welche den Polarländern angehören, während bei der Annahme des gemeinsamen Ursprungs jeder Species ihre Verbreitung über die deutschen und russischen Ebenen schwer zu begreifen ist. Nimmt man aber einmal an, von Anbeginn habe

Digitized by Google

es sehr weit auseinander einige Pflanzen gegeben, welche einander so ähnlich sind, daß wir sie zu Einer Species vereinigen müssen, so wird man es zum wenigsten wahrscheinlich finden, daß auf demselben Landstrich, unter noch weit analogeren äußern Verhältnissen, die Individuen aller Arten von Ueanfang mehrfach vorhanden waren. Mit andern Worten, es ist wohl kein Zweifel, daß es, seit es auf Erden Gras und Kraut gibt, Arten gab, welche ungleich verbreiteter waren als andere, endemische und sporadische Arten, kurz, daß von jeher ein grüner Teppich das Land deckte, und nicht, wie bei der Annahme Einer Stammpflanze für jede Species, auf einem weiten Striche nur ein einziges Gewächs stand.*) Durch die Verschleppung der Saamen und durch örtliche Modifikationen des Erdreichs wäre das ursprüngliche Verhältniß nur allgemach geändert worden. Die entwickeltsten Gewächse hätten von jeher, wie noch jezt, weniger Individuen gezählt und beschränktere Wohnsitze gehabt, als die unvollkommenern.

Dehnt man diesen Schluß auf sämmtliche organische Wesen aus, so sehen wir die unvollkommenern Arten beider Naturreiche von ihrer Schöpfung an in zahlreichen Haufen über einen beträchtlichen Theil der Erdoberfläche verbreitet; andere Arten werden immer weniger gemein und verbreitet, je höher sie auf der Stufenleiter der Organisation stehen, und am Ende der Reihe erblicken wir den Menschen, dessen Geschlecht wohl am Anfang aus den wenigsten Individuen bestand und den beschränktesten Wohnsitz hatte, und finden somit wiederum alle Zeugnisse der Geschichte und Religion bestätigt.

*) Die Gesammtoberfläche des Landes beträgt etwa 8.250.000 geogr. Quadratmeilen; man rechne wegen der Anschwemmungen in den 6000 Jahren nur 6 Millionen und nehme an, es gebe 120.000 Species, so kommt Eine Species auf 50 Quadratmeilen, und dies ist eher zu wenig als zu viel gerechnet.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsetzung.)

Erster Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Meine Herren, ich läugne nicht, daß ich von einem sehr materiellen Grundsatze ausgehe; aber in der Folge werden Sie sehen, wie erhabene Resultate sich aus ihm ergeben. Woher kommt es, daß gegenwärtig so viel falsche und ungereimte Gedanken sich in die Herrschaft der Welt theilen? Das kommt von unsern schlechten Zähnen. Mit dem ersten hohlen Zahn wurde der erste hohle Gedanke geboren. Denn unsere vernachlässigten, unregelmäßig gereinigten, mit Weinstein besetzten, hohlen Kauwerkzeuge verhinderten die Generation, die Speisen bis zu jener dünnen, flüssigen Masse zu zermalmen, welche, mit hinreichendem Speichel versetzt, dem Magen willkommen ist. Vielmehr bleibt dem Magen in unserm Jahrhundert ein zu großer Antheil an dem Verdauungsgeschäft überlassen. Der Körper, der angewiesen ist, seine Frische aus dem Magen zu holen, siecht, und der Geist, der sich in einem kranken Gehäuse nicht wohl befindet, scheumpft zusammen. Das ist eine ganz natürliche Stufenleiter von den Zähnen bis zu den Gedanken.

Ein Schüler.

Sie meinen also, daß eine Zahnbürste die beste Einleitung und Propädeutik für das Studium der Philosophie ist?

Lehrer.

Allerdings. Hatte die alte Philosophie nur Haare auf den Zähnen, so ist es unsere Aufgabe, Borsten daraus zu machen. Befolgen Sie meinen Rath, und Ihre Gedanken werden an Neuheit, Ihre Combinationen an Ueberraschung gewinnen. Dies ist also mein Fundamentalsatz, den ich nun weiter ausführe.

(Geht vorüber.)

Zweiter Lehrer mit seinen Schülern.

Ehe ich heute meinen Vortrag beginne, meine Herren, habe ich nur die eine Bitte an Sie, sich nicht umzusehen nach dem elenden Menschen, der hinter uns hergeht und die Welt aus Nichts construirt. Halten Sie den Kreis, der meinen Rücken beschützt, dicht geschlossen; denn jenes Menschen Bosheit kennen Sie nicht. Ja, ich habe zuweilen ein Loch im Stiefel; ja, ich begleite meine Lehrsätze immer mit einer dummen Bewegung der linken Schulter, gegen die ich vergebens Bäder gebrauche; allein seitdem er diese kleinen Gebrechen in Erfahrung gebracht hat, glaubt er mich widerlegen zu können. Das ganze scharfsinnige Gebäude meines Systems, die Logik in meinen Schlußfolgen, die Bündigkeit meiner Assertionen wiegt für seine Schüler nichts mehr, seitdem er ihnen gesagt hat, daß ich zuweilen ein Loch im Stiefel habe. So sind die Menschen. Wenn sie von Jemanden wissen, daß er eine Perrücke trägt, so ist es ihnen ausgemacht, daß ein Buch, welches er geschrieben hat, lächerlich seyn muß, so wie sie das, was sie Ihnen nicht zu sagen wagen, so lange Sie einen guten Rock anhaben, dann gewiß nicht verschweigen werden, wenn Ihnen eine Rath daran aufgegangen ist. O, ich danke Ihnen, meine Herren, Sie nehmen mich ja recht in Ihre Mitte. Nun können wir anfangen. Wo standen wir?

Digitized by Google

Erster Schüler.

Beim Ding an sich.

Lehrer.

Da haben wir's: der elende Mensch sizt wie eine Klette an mir; ich kann den Mund nicht aufthun, ohne ihn hineinzubekommen; er ist wie Pech, das nicht losläßt. Nun ja, das Ding an sich: was behauptete er darüber?

Zweiter Schüler.

Daß sich die Philosophie nicht mit Dingen, sondern mit Begriffen beschäftigt.

Lehrer.

Es ist zum Todtlachen. O, da muß ich Ihnen doch gleich wieder etwas mittheilen, was er jüngst gegen mich gespien haben soll. Aber ich muß Sie bitten, doch enger zusammenzurecken; denn ich weiß, daß er in diesem Augenblick von mir spricht, und mich freilich in die Flucht schlägt, wenn er dabei auf die Hacken meiner Strümpfe zeigen kann. Kommen Sie, ich kann seinen Geruch nicht ertragen.

(Geht vorüber.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Die Gobertschen Preise. Gelehrte Vereine.

Der Ertrag des Gobertschen Vermächtnisses wird beinahe auf 50.000 Franken geschäzt; von diesen wird also jede der beiden Akademien die Hälfte den Preisbewerbern anzubieten haben. Der Stifter hat die sonderbare Bedingung hinzugefügt, daß die beiden Gekrönten so lange im Besize ihres jährlichen Einkommens bleiben sollen, bis andere Konkurrenten etwas Vorzüglicheres geleistet haben; auf diese soll alsdann die den erstern ertheilte Summe übertragen werden. Ich nenne diese Bedingung sonderbar, nicht weil sie an sich befremdend ist, sondern weil sie eine in den akademischen Jahrbüchern ganz neue Verfügung enthält und in der Ausführung sehr große Schwierigkeiten darbieten wird. Die Preise sind so ungeheuer groß, wenigstens in Vergleich mit den von der Regierung gebotenen, daß sie zu furchtbaren Ränken und Schlichen Anlaß geben werden. Dann wird es eine bedenkliche Sache seyn, Jemanden, der z. B. zehn oder fünfzehn Jahre im Besize eines reichlichen Einkommens gewesen ist, dasselbe abzunehmen und es einem Andern zu ertheilen, unter dem Vorgeben, lezterer verdiene es mehr. Zu welchem Zwiespalte und Haber hatte nicht unter Napoleon der bloße Bericht über die Dezennalpreise Anlaß gegeben! Eitelkeit und Eifersucht waren rege geworden und äußerten sich in den Zeitungen auf die unverschämteste Weise. Dies machte Napoleon die Sache so zuwider, daß er lieber gar keine Preise austheilte. Was wird man nun nicht Alles thun, um sich durch einen feierlichen Ausspruch einer Akademie ein jährliches Einkommen von 15.000 Franken zulegen zu lassen? So lange eine Akademie über Handschriften zu urtheilen hat, die nur ihr bekannt sind, wird ihr Urtheil geachtet; soll sie aber über gedruckte, vom Publikum selbst beurtheilte Werke entscheiden, so läuft sie Gefahr, mit der Stimme des Publikums in Collision zu gerathen; in Frankreich besonders, wo die öffentliche Meinung sich frei ausspricht, hat eine Akademie viel Widerspruch zu leiden, wenn sie anders urtheilt, als jene. Solche Stiftungen, wie die Gobertsche, sind daher auch gar nicht nach dem Geschmacke der hiesigen Akademien; denn sie machen ihnen viele Unruhe und stiften nicht immer Gutes. Diejenigen, welche nun aber an der Geschichte Frankreichs arbeiten wollen, wissen, daß es für sie eine Belohnung gibt, wie nirgends eine vorhanden ist. Wenn diese ihren Werkeifer nicht anspornt, so ist wahrlich nichts vermögend, ihn zu wecken. Das geschichtliche Studium ist übrigens jezt beinahe eine Modesache, und es sind kürzlich zwei neue Gelehrtenvereine entstanden, welche zum Zwecke haben, dasselbe zu befördern. Der eine wird von der Regierung begünstigt und will sich ausschließlich mit der Geschichte Frankreichs beschäftigen. Die Mitglieder zahlen starke Beiträge zur Bestreitung der Kosten der Bekanntmachung historischer Dokumente. Der andere Verein nimmt die Geschichte im Allgemeinen in Anspruch, und begreift sogar die Geschichte der Künste, Wissenschaften und Literatur mit in seinen Plan, wodurch also beinahe eine encyclopädische Gesellschaft entsteht. Beide Vereine wollen eine Zeitschrift herausgeben; lezterer hat auch noch den Plan, einen jährlichen Kongreß zu halten. Es scheint aber, als ob lezterer, der sich Institut historique betitelt, mehr Lärm machen, als Forschungen anstellen wolle, und sein Vorhaben nicht reiflich überdacht habe. Er hat überall Mitglieder anzuwerben gesucht und begnügt sich mit geringen Beiträgen. Ersterer Verein scheint auf leztern etwas vornehm herabzuschauen. Ueberhaupt vermehren sich seit einigen Jahren die speziellen Gelehrtenvereine in Paris, so wie in andern Städten Frankreichs sehr; so hat man jezt eine geologische, eine botanische, eine zoologische, eine geographische, eine statistische, zwei historische Gesellschaften u. s. w. Sie sind in der Wissenschaft, was die Theilung der Arbeit in den Fabriken ist; wo jeder ein beschränktes Feld bebaut und sich nur mit diesem abgibt, da kann etwas herauskommen, und wenn alle diese speziellen Gelehrtenvereine auch nur dazu dienten, diejenigen, welche dasselbe Fach bearbeiten, genau mit einander bekannt zu machen, so wären sie schon nicht unnüz. Der Minister Guizot scheint die gelehrten Vereine in den Provinzen besonders aufmuntern zu wollen, indem er sie neulich durch ein Cirkularschreiben eingeladen, ihm ihre Wünsche und Bedürfnisse vorzutragen, und sich dabei erboten hat, ihre Abhandlungen bekannt zu machen. Besser wäre es vielleicht gewesen, ihnen dies Bekanntmachen selbst zu überlassen und ihnen nur die Mittel dazu zu verschaffen; denn ein Minister hat Wichtigeres zu thun, als sich mit dem Herausgeben gelehrter Abhandlungen zu beschäftigen; er müßte es denn etwa einem Büreau oder einer Kommission überlassen, die ganz andere Ansichten haben kann, als der Gelehrtenverein, und deren Aufsicht sich wohl wenige Vereine in Frankreich möchten unterwerfen wollen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 219.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. September 1834.

Jener leichte, unterhaltende Ton, mit welchem man über das abspricht, was man nicht weiß, kann seine Eleganz haben, so lange man spricht, verliert sie aber, sobald man schreibt.

Frau v. Staël.

Der Pariser in Wien.

Wir haben in der lezten Zeit angefangen, eine kleine Sammlung von Hohlspiegeln anzulegen, in welchen der Deutsche lachend seine verzerrten Züge betrachtet. Die Leser haben in die von einem englischen Ehrenmann und von einer romantischen Engländerin verfertigten geblickt; früher sind eines, unter den Seinigen sehr hoch stehenden Mannes, St. Marc-Girardins, Schattenspiele deutscher künstlerischer Zustände an uns vorübergezogen, heute soll uns auf ganz anderer Stufe ein Franzose unterhalten, der so wenig, gleich jenem, Deutschland wissenschaftlich bereist hat, daß er vielmehr Attaché bei einer französischen Gesandtschaft zu Wien war. Er gibt seine Erinneerungen an Wien im neuesten, vierzehnten Bande des Livre des cent-et-un. Wenn wir dieselben bloß im Auszuge mittheilen, verliert der Leser nichts dabei; was wegfällt, sind entweder politische Betrachtungen der ordinärsten Sorte, die den Verfasser als Diplomaten nicht sehr hoch stellen, oder ganz unbestreitbare Wahrheiten, wie z. B. die Pracht der Husaeenuniform, welche Fürst Esterhazy an Frohnleichnam anlegt.

* * *

Unvergeßlich bleibt mir das herrliche Wien, diese Residenz der Lust und der Behaglichkeit, der Einfalt und des Luxus, diese alterthümliche Stadt mit ihrem schlanken St. Steydan, ihren Tabaksrauchern in mächtigen Hüten und ihren Weibern mit Goldhauben; diese so neue, zierliche, lustige Stadt mit den muntern Schaaren im Prater oder im Volksgarten sich ergehender Frauen, seinen halb deutschen, halb italienischen Balletten und ausgelassenen Redouten, mit den Jagden der Großen, wogegen unsere königlichen Jagden wahre Wildererszüge sind. Sey willkommen, freundliches Angedenken an Wien!

Auf das, was einen in der Hauptstadt Oesterreichs erwartet, wird man auf dem Weg von Straßburg dahin gehörig vorbereitet; gleich in Carlsruhe, mit seinen sieben, vom großherzoglichen Pallaste fächerförmig auslaufenden Straßen. Kaum hat man die Kehler Brücke passirt, ist man tausend Stunden von Frankeich. Auf der ersten Post wundert man sich über das seltsame Wesen des Postillons, der sich, das Posthorn auf dem Rücken, auf den Bock sezt, als gehörte er zum Hause; und seinem Titel nach scheint er auch wirklich dazu berechtigt, denn in ganz Deutschland heißt der Postknecht der Schwager. Sie fahren ziemlich schnell, aber wehe dem, der Eile hat! nicht für einen Dukaten beachte man einen badischen oder würtembergischen Postillon dahin, anders zu fahren, als in dem Trotte, der sein Maximum ist. Zum Glück ist dieses Maximum ganz passabel, und da in Folge der Weggelder die Straßen durchgängig

Digitized by Google

gut sind, so kommt man nicht in den Fall, den liebenswürdigen Schwägern im blau und weißen großherzoglich badischen Kittel allzu derb auf den Rücken zu fluchen. Und man muß auch gestehen, man sieht gar nicht nach der Uhr, wenn man zu beiden Seiten des Wegs ein Land hat, das wie ein Garten angebaut ist, Alles bis an die Gräben in vollem Ertrage: ein Stück Tourraine, nicht anders. Auf dieser schönen Straße kommen einem auch mancherlei Gedanken, wenn man das Schloß von Rastadt erblickt, wo unsere Gesandten von einem Regiment Husaren gemordet wurden, das für diese Verletzung des Völkerrechts schwer büßen mußte: es wurde bis auf den lezten Mann zusammengehauen. Von diesem gesegneten Lande tritt man mit einemmal in die schwarzen Tannenwälder Schwabens; doch auch hier gibt es Stoff zu neuen, interessanten Beobachtungen. Gar angenehm wird man überrascht, wenn man, wie ich, Sonntags an einem Sonntag durch so ein schwäbisches Dorf fährt. Diese frischen, blonden Würtembergerinnen mit ihren schwarzen, silbergestickten Miedern, mit ihren Hauben aus Golddrokat nach phrygischem Schnitt, diese Männer, Hüte von sechs Schuhen im Umfang auf dem Kopf, in Hemdermeln, die am Handgelenk anschließen, in Stallmeisterstiefeln mit Manchetten: sieht man dieses Volk Hand in Hand aus einer Kirche mit einem Giebeldache treten, so könnte man meinen, ein Gemälde aus der alten deutschen Schule sey lebendig geworden, oder die Leute seyen Schauspieler, welche in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts ein Schäferspiel von Voß aufführen wollen. Müßte aber Jemand in Ulm anhalten, wie ich wegen einer zerbrochenen Wagenfeder, und dächte er seine Zeit mit etwas anderem zu, als die Menge kleiner Kunstwerke aus Elfenbein zu bewundern, welche einem sehr artige junge Mädchen anbieten — es wäre ihm nimmermehr zu verzeihen. *) Nichts geht über diese Spinnrädchen und Rocken aus zierlich geschniztem Elfenbein. Ich saß nicht weniger als sechs Stunden vor diesen Wunderdingen, und einige dieser Sächelchen, die ich mit nach Paris brachte, wurden allgemein bewundert. Doch das ist nichts gegen den seltsamen Effekt, den die alte Stadt Augsburg macht. Während die Wache am Thore meinen und meines Begleiters Namen aufschrieb, guckte ich hinaus und sah an allen Häusern Freskogemälde, die leicht so akt seyn mögen als die Confession. Aber die Schildereien am ersten Haus rechts mußte ich mir zweimal betrachten, um mich zu überzeugen, daß ich recht sah; wahrhaftig, man konnte sich schon darüber wundern. Dieses ungeheure Gemälde stellt den h. Joseph vor, wie er als Zimmermann an der Arbeit ist, neben ihm die heilige Jungfrau und das Christkind. Soweit ist Alles in Ordnung; aber etwas wunderlicher ist das Kostüm, in dem St. Joseph auftritt: es gleicht vielmehr der Tracht eines guten Bayern aus der Zeit der Religionskriege, als derjenigen, die er getragen haben mag, und nicht minder sonderbar ist, was er schafft. Er steht an einer Hobelbank und hobelt ein Brett mit einem ungeheuern Schlichthobel; die Jungfrau neben ihm flickt mit spitzen Fingern Linnenzeug, und das Jesuskind fegt mit einem mächtigen Besen die Späne hinaus. Ganz Bayern ist mit dergleichen Meisterstücken depinselt. Ich hatte zu lachen genug bis an die österreichische Grenze, doch hier stieß mir ein anderer Spaß auf.

Der Unbequemlichkeit der Untersuchung auf den Zollämtern zu entgehen, hatten wir, wie man es immer thut, wenn man im Namen der Regierung reist, unsere Koffer auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten versiegeln lassen. In Braunau, der ersten österreichischen Stadt, angelangt, bemerkte mein Begleiter, daß ein kleines Kistchen, das ihm Frau von S. mitgegeben, und das für mehr als 30,000 Franken Spitzen enthielt, nicht versiegelt war. Er theilte mir seine Besorgnisse mit, und wir zogen uns folgendermaßen aus dem Handel. Ganz ernsthaft zog er ein Gesandtschaftssiegel aus der Tasche, verlangte Licht, nahm Siegellack aus dem Necessaire und versiegelte die Kiste dem Kaiserlig vor der Nase, der ganz verblüfft zusah und keine Miene machte, einzuschreiten. Als es geschehen war, packte er Alles wieder ein und sagte zu dem Mann, der diese Kratzfüße vor uns machte: „Sie können sich leicht denken, in Contrebande, 30,000 Franken werth, konnte ich Sie nicht die Nase stecken lassen.“ In meinem Leben habe ich keinen Menschen ein längeres Gesicht machen sehen, als diesen achtungswürdigen Zolldedienten.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Der Franzose scheint hier wahrhaftig die kleine, durch ihre Drechslerarbeiten bekannte, ehemals zum Ulmischen Gebiet gehörige Stadt Geißlingen mit Ulm selbst zu verwechseln.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsezung.)

Dritter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nichts, wie gesagt, Nichts, meine Herren, also Nichts ist Alles. Jeder, meine Herren, ist also Keiner. Denn gesezt also, zum Exempel, es klopfte, gesezt also, es klopfte Jemand, Jemand also an meine Thür, an meine Thür also: wie? nun wie? was würd' ich sagen? also sagen? Wie gesagt, ich würde fragen: wer da? Also

wer da? Nun aber, wie gesagt, würde draußen geantwortet, also geantwortet: Ich! Ja, Ich! Was bin Ich? dumm! Ich ist Jeder, also Jeder: Jeder also, also Jeder ist so viel wie Keiner. Nun aber, also, nun ist doch ohne Zweifel, also ohne Zweifel ist doch Jemand da. Sie sehen also, meine Herren, wie gesagt, das Seyn ist so gut als Nichts. Denn ich, ich, der ich frage, bin denkend freilich; aber die Person draußen, also draußen ist Nichts; denn wie gesagt, sie sagt: Ich! Ich kann aber also Jeder seyn. Nun sehen Sie, wer also pocht, ja pocht auf seine bloße Existenz, seine natürliche Existenz also, ist nichts; denn wie gesagt, das abstrakte, das abstrakte Seyn ist Nichts.

Erster Schüler.

Auch das Meinen ist nichts, also wie gesagt, das Meinen —

Lehrer.

Ja, wer denkt, meine Herren, der ist also: aber Meinen, also Meinen kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt also von Mein; aber das Partikuläre, wie gesagt, das Personelle entscheidet nicht, also Mein, Mein also ist Nichts.

Zweiter Schüler.

Das Organ des Denkens nun, wie gesagt, ist der Geist, das heißt also, nichts, was ich besitze, so daß es also, also etwas Partikuläres sey, sondern der Geist, also der Geist kommt, wird hergeleitet, hergeleitet, derivirt also von Seyn. Geist ist das Ge-Ist. Also —

Lehrer.

Also das wahre Seyn; so daß also zuletzt, also zuletzt das Seyn doch wieder etwas ist? Ist? Etwas? Wieder? Doch? O, meine Herren, die Sprache also, ist also das größte Hinderniß der Philosophie; denn man stößt an, wie gesagt, bei jedem Worte an. Die Wissenschaft braucht aber jedes Wort also, also jedes Wort in einem andern Sinne, also als dem gewöhnlichen also. Drum, meine Herren, drum ist die wahre Philosophie also eine stumme, obschon, wie gesagt, dies Schweigen, dies Schweigen also leicht in Mystieismus übergeht. Die wahre philosophische Sprache also ist die Sprache, wie gesagt, die Sprache Gottes. (Geht vorüber.)

Vierter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Mögen Andre zu wissen glauben; wir, meine Freunde, wollen unsern Stolz darin finden, daß wir zu glauben wissen. Das Glauben wird in einigen Fällen eine Wissenschaft, in den meisten aber eine Kunst seyn. Die Quelle der Wissenschaft ist die Vernunft, die der Kunst aber das Bedürfniß. Das Bedürfniß wird entweder befriedigt und gibt uns Trost, oder es bleibt unbefriedigt und erhebt unsere Ahnung; mit einem Worte, Sie sehen, daß sich auch der Glaube in ein System bringen läßt.

Erster Schüler.

Und was sollen wir glauben?

Lehrer.

Zuerst die heilige Tradition, und sodann das, was ich darüber sage. An den wundervollen Erzählungen, mit welchen die Götter unsere Dogmatik bereichern wollten, an Jupiter, Leda, Danae denken Sie nicht! Die Götter wußten es, daß die Menschen einmal das Bedürfniß empfinden würden, an solche Capricien zu glauben, wie sie dessentwegen von ihnen gemacht worden sind. Es gibt eine Philosophie (da geht sie mit ihrem Anhange vor mir), welche das Wissen früher sezt, als das Gewußte, und somit die Gottheit nur anerkennt, insofern sie von den Menschen gewußt wird. Wir sagen vom Glauben dasselbe. Die Erfindung der Religion war von Seiten der Götter eine getroffene Berechnung der Zukunft. Es kann sich ereignen, daß ihr Umfang oft zu gering ist; denn ein glaubensdurstiges Gemüth findet nie genug, woran es glauben könnte. Es wendet sich in Ermangelung hinreichender Glaubensobjekte an die Mythologien fremder Völker, und ich bin gewiß, daß man selbst den indischen, persischen und chaldäischen Göttern sich mit Andacht hingeben kann. Kurz, beten Sie Alles an, was Ihnen unter die Hände kommt. Es verlohnt sich.

Zweiter Schüler.

O recht, Theurer, wir sollen dem Vogel gleichen, der sich an die Decke seines Käfigs anklammert und den Kopf herunterhängen läßt, so daß wir den Himmel für die Erde ansehen.

Lehrer.

Und wenn wir dabei auch einmal, statt an einen Stern, an einen Balken stoßen, der die Straße versperrt, so wollen wir dabei denken, daß der Chirurgus ja auch des Himmels Erbe ist. (Geht vorüber.)

Fünfter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Nehmen Sie an, meine Herren, diese Rose! Was bewegt uns, sie schön zu nennen?

Erster Schüler.

Weil sie wie der junge Tag blüht, weil sie sich schämt, ihre Reize zu enthüllen, weil sie duftet, süßer als zerschnittene Mandelkerne.

Digitized by Google

Lehrer.

So würde der Dichter sprechen; allein die Schönheit muß sich definiren lassen. Warum ist diese Rose schön? Sie präsentirt sich uns in der ersten Form des Vorstellungsvermögens, im Raume. Sie ist demnach etwas Endliches, und Ideelles muß ihrer räumlichen Erscheinung zum Grunde liegen. Welche Mittelglieder lassen sich nun auffinden zwischen dem Belvederischen Apoll und dieser Rose? Galt dort die Harmonie plastischer Formen, so trifft diese hier nicht mehr zu; galt dort die verkörperte Idee der Jugend, der Schönheit — aha! das wollt' ich nur. Hier liegt's: es gibt am Belvederischen Apoll eine zwiefache Schönheit zu bewundern; denn einmal ist er schön als Apoll, als Thema, sodann als Belvederischer in der Copie. Wie nun die Rose? Gibt es auch hier einen zwiefachen Typus? Allerdings: wir müssen zuerst auf die Pflanzenbildung zurückgehen, und zweitens den Coincidenzpunkt suchen, wo das Endliche und Unendliche zusammenschlägt. Die Urpflanze, meine Herren, welche in Sizilien —

Zweiter Schüler.

Aber seht doch nur, die Rose ist über euren Definitionen schon ganz welk geworden! (Gehen vorüber.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille. Ende Augusts.

Witterung. Fruchtmarkt. Weinlese.

Ich habe eine lange Pause gemacht, aber die Hitze war auch groß und die Dinte verdrückte bei 36 Réaugraden. Man schließt sich bei uns seit bald acht Wochen in die Häuser ein. Limonade trinkend und sich Luft zuwehend mit dem Damenfächer; erst wenn die Nacht hereinbricht und mit ihr die Meereslüfte, wagt man sich hinaus in die Alleen und an den Hafen, und trinkt die kühle Luft, und haucht die Düfte der Melonen, und freut sich an dem Glanze der Nachtsonne, die wir im Süden weit lieber haben, als die andere, weil sie auch leuchtet, aber nicht brennt. Jetzt muß man unsern Früchtemarkt sehen! Jetzt ist die beste Zeit für die Obstesser gekommen. Die frischen Kartoffeln hatten wir schon zu Ende Aprils, die Mandeln im Mai, die Feigen und Oliven im Juni, seit dem Juli endlich die Pfirsiche, die Melonen und die herrlich Weintraube. Das ist ein verführerischer Anblick für einen Nordländer: eine köstliche Melone, groß wie ein Ochsenkopf, kostet nur zwei Sous, und für einen Sous bekommt er mehr Trauben, als er zu essen im Stande ist. Mancher arme Handwerksbursche, der vielleicht kam aus dem rheinischen Kerker- und Geschenlande, glaubte, hier sey ein Elysium; dort mußte er arbeiten, im Schweiße gebadet, um einen Krug Bier und sein trocken Brod, hier findet er den purpurnen Wein, die edlen Früchte, und auch Arbeit. Er trinkt und ißt die köstlichen Gaben; aber sie sind verrätherischer als der Teufelsapfel; der Geschmack ist so lieblich, die Luft erzeugt Unmäßigkeit, und der arme Nordländer, der hier ein Paradies sich träumte, sieht nun, daß es nur der dunkle Weg ist, der ihn zum andern Paradiese hinüberführt. Aber manche drollige Scene bietet unser Fruchtmarkt; dort steht ein armer Schuhputzerjunge, wahrscheinlich ein kleiner Savoyarde. Zu Hause auf den Bergen hat er nie was gegessen, als Milch und Kartoffeln; wer wird es dem armen Jungen übel nehmen, wenn er lüstern nach den Melonen schielt, deren aromatischer Duft ihm in die Nase steigt? Er hat so eben einem Herrn die Stiefel gewichst und hält zwei Sous in der Hand, überlegend, ob er sie für die schöne Frucht aufwenden soll. Er nähert sich dem großen Melonenhaufen, die ohne Unterdecke auf dem Straßenpflaster und im Korbe aufgethürmt stehen; nach langem Preisen und Handeln hat er eine gefunden, die ihm gefällt, und man sieht ihn mit dem vergnügtesten Gesichte auf einer Steinbank sich niederlassen; sein Wichskästchen dient ihm zum Schemel und mit seinem Messerchen zerschneidet er emsig die schöne Frucht, die er mit Appetit verzehrt. Ist der arme Junge nicht glücklich? Die höchste Zufriedenheit spricht aus seinem sonnverbrannten Gesichte, und in diesem Augenblicke tauschte er nicht mit dem Könige. Aber die edle Frucht in seiner schmutzigen Hand erscheint fast wie bittere Spott; denn seht die Lumpen, die seinen Körper bei weitem nicht bedecken, und an der gebräunten Haut, welche durch die Löcher blickt, merkt man wohl, daß der arme Junge noch nicht viel auf weichem Lager geruht und kein Obdach gegen die Sonnengluth hat. In diesem Lande ist Alles seltsam gepaart. Dem ärmsten Bettler ist es leicht, bei einer Flasche Wein eine Stunde lang sein Elend zu vergessen; aber dann findet er kein Lager, als die harte Steinbank, und der blaue Himmel ist sein Dach; er kann Feigen und Trauben bis zum Ekel genießen, während sein Geld nicht hinreicht für eine Suppe und einen Laib Brod. — Die Fruchternte ist dieses Jahr im Ganzen eine sehr ergiebige zu nennen. Der Olivenbaum steht mit unzähligen Früchten beschwert und der Weinstock ist trefflich gediehen; die diesjährige Lese ist bei uns sowohl in Hinsicht der Güte, als der Menge der Trauben eine der besten, deren man sich erinnern kann. Der provençalische Wein ist indessen nicht von vorzüglicher Qualität; er ist roth, stark, etwas säuerlich, doch nicht unangenehm schmeckend. Die eigentliche Weinlese findet erst in diesem Augenblicke statt. Bei dieser Gelegenheit vergißt auch unser Landvolk nicht, sich wacker lustig zu machen. Der Tanz ist indessen hier weniger Leidenschaft, als in Deutschland oder Spanien; es sind ausschließlich nur junge Leute, die sich ihm hingeben, aber beide Geschlechter entfalten dabei viele Anmuth und Zierlichkeit. Die Musik ist die einfachste; sie besteht gewöhnlich aus zwei langen maurischen Trommeln und einer Sackpfeife. In der Stadt selbst sind öffentliche Tanzunterhaltungen noch weit seltener, als auf dem Lande; sie kommen höchstens bei Hochzeiten und andern Familienfesten vor. Wenn der Tanz nicht zu den besondern Liebhabereien des Provençalen gehört, so ist er dagegen ein leidenschaftlicher Freund der Musik, und er steht hierin weder dem romantischen Spanier mit der Guitarre, noch dem liederreichen Italiener mit seiner melodischen Stimme nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 220.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. September 1834.

O leichter ist's, Rhabarber
Im Leibe zu behalten,
Als Urtheil und Gedicht:
„Das hab' Ich ausersonnen,
Mein Meister dies gedichtet!"

Herder.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsetzung.)

Sechster Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

So ungewiß, meine Herren, einige Lehren der Moral sind, so vereinigen sich doch alle Gründe, mögen es nun theoretische oder praktische seyn, dahin, die Lüge unter jeder Bedingung abscheulich zu nennen. Rede die Wahrheit unter allen Umständen! Das ist das höchste Sittengesetz. O geben Sie doch gleich ein Beispiel an, um zu beweisen, wie untauglich die Vorwände sind, welche die sogenannte Nothlüge beschönigen sollen!

Schüler.

Mörder suchen den Herrn eines Sklaven. Der Sklave, um die schreckliche Gefahr von ihm abzuwenden, wirft sich ihnen entgegen, nennt sich den, den sie suchen, stirbt, von den Dolchen der Mörder durchbohrt, und rettet seinen Herrn.

Lehrer.

Ja nun, da haben Sie ja, was ich sage! Dieser Mensch stirbt, noch mit vollem Munde eine elende Lüge kauend. Seyn Sie versichert, meine Herren, das Sittengesetz steht höher als alle Collisionen, in die es vielleicht gerathen kann. Wäre jener Sklave ein Liebhaber des kategorischen Imperativs gewesen, ja, ohne Zweifel, er lebte noch. Daraus sehen Sie zugleich, daß man auch mit der Wahrheit zuletzt immer am besten wegkommt.

(Geht vorüber.)

Siebenter Lehrer mit seinen Schülern.

Lehrer.

Somit wär' ich denn endlich auf den Punkt gekommen, ihnen das Ideal eines philosophischen Staates, ein rationelles Gemeinwesen, zu entwerfen. Der Staat, welchen ich in Vorschlag bringe, besteht aus fünf Bürgerklassen, welche auch zugleich das Fundament für die Regierungsgewalten sind. Diese fünf Klassen bestimmen sich nach den fünf Sinnen, so daß wir haben: die riechende, die hörende, die sehende, die schmeckende und die fühlende Klasse. Die angesehenste Klasse ist die schmeckende, die niedrigste die fühlende, welche sich damit begnügt, die Hauptsache, gleichsam den Braten, nur durch den Nervenäther zu spüren, ohne selbst davon etwas zu sehen oder gar zu schmecken. Die schmeckende Gewalt sind der König, die königlichen Prinzen, die hohe Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit. Die riechende Gewalt

Digitized by Google

sind die natürlichen Kinder des fürstlichen Hauses, die Justiz und die Polizei. Von der sehenden Klasse an beginnen die Unterthanen; doch hat sie noch den Vorzug, weniger Steuern zu zahlen, als die folgenden. Die hörende zahlt nämlich bereitwilliger, da sie nicht sieht, wie ihr Geld zur Anwendung kommt. Das Hauptfundament des Staates bleiben zuletzt die Fühlenden; diejenigen, welche von allen Dingen nur die Ahnung haben, die gewohnt sind, sich in süßen Täuschungen zu wiegen, die den Staat gern für eine Familie halten und den Neuerungen abhold sind, also die Weiber, die Geleheten, die niedere Geistlichkeit auf dem platten Lande und die Unterhaltungsschriftsteller sowohl des einen als des andern Geschlechts.

Schüler.

Und ließe sich denn dieser große Gedanke durchaus nicht in die Wirklichkeit einführen?

Lehrer.

Ja leider, das ist das Schicksal, welches ich mit Plato gemein habe. Meine Ideen kommen Jahehunderte zu früh! Und, meine Herren, daß ich es gestehe, der Zwiespalt des Lebens und der Theorie, der Erfahrung und der reinen Vernunft wird wohl niemals ausgeglichen werden. (Geht vorüber.)

Julius Binder tritt auf.

Julius Binder.

Hier bin ich wieder bei dem kleinen Menschenschlage,
Der in dem Abend unsrer großen Tage,
Gleich Mücken, die ein geiler Hauch geboren, schwärmt.
Wie jeder Chor hier summt und drängt und lärmt,
Und gern die eigne Melodie
Zum allgemeinen Grundton machte!
Der sucht die theure Formel der Magie,
Die Gold bringt aus dem Eisenschachte;
Der lehrt, wie sich aus einer Flüssigkeit
Ein Würfel schneiden läßt, gleich lang und breit,
Und wie aus längst verweikten Trauben
Noch Prometheisch Feuer sey zu rauben.
Dies sind die Fragen, die gleich Schmetterlingen
Beflügelt, schillerndbunt, den jungen Knaben
Abseiten ziehn, statt daß an ernsten Dingen
Sich soll die hoffnungsreiche Seele laben.
Nicht in der Zeit allein, selbst im Gedächtniß
Verweht schon unser Ahnen stolz Vermächtniß.
Hier steckt des Cato Dolch noch in der Scheide,
Es stach kein Brutus, kein August
Durchstach der Freiheitsgöttin Brust
Mit seines Zungenstachels giftiger Doppelschneide.
An jede Säule hat sich hingestellt
Ein kecker Mann und macht da seine eigne Welt.
Hochbeinig, stelzenfüßig aufgezimmert,
Prangt über ihm ein kleiner Knopf,
Auf dem, wie auf dem Spinnenkopf,
Ein dünnes Büschel Haare schimmert.
Er schickt sich an zum Werk und spinnt,
So wenig sichtbar wie der Wind,
Ein Fädchen aus dem dünnen Leibchen,
Und sammelt alle Sonnenstäubchen,
Damit den Faden zu verlängern.
Schon will der Umkreis sich verengern,
Man steht nicht mehr am alten Ort,
Das Sonnenstäubchen spinnt sich fort:
Die langen Spinnenfüße haschen
Den Faden hie und da zu Maschen,
Bis sich zuletzt das Todesnetz
Adzlekeit mathematisch richtig,
Und sich dem grausen Schüler Archimeds
Die arme Mücke findet todespflichtig.
Doch was trägt jenes Deängen dort im Schooß?
Der Schüler reißt sich von dem Lehrer los,
Und läuft dem Wunderding entgegen, das
Unsichtbar sich in eine Wolke steckt.
Tret' ich doch selbst hinzu, zu wissen, was
Ein Vogel für ein Ei dort ausgeheckt!

(Geht auf eine zahlreiche, immer mehr anwachsende Gruppe zu.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Pariser in Wien.

(Fortsetzung.)

Nach Wien muß man bei Tag kommen. Die Stadt nimmt sich prächtig aus mit ihrem majestätischen Thore in Form eines Triumphbogens. Ich staunte nicht wenig, als ich beim Hereinfahren die ungeheure Menge sehr anständiger Wagen auf dem Platze stehen sah, noch weit mehr aber, als ich erfuhr, es seyen Fiaker. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, die Wiener Fiaker stehen, was äußere Ausstattung, Schnelligkeit und Sanftheit der Fahrt betrifft, weit über den meisten unserer Remisewagen. In Wien fährt Jedermann im Fiaker; Abends nach dem Essen sieht man im Prater junge Leute aus den ersten Häusern Deutschlands in offenem Fiaker ihre ungarische Pfeife rauchen . . .

Jeden Donnerstag um acht Uhr Morgens gibt der Kaiser, wenn er nicht bettlägerig ist, öffentliche Audienz, und da läuft man hin, wie auf den Stephansplatz. Er hört eines Jeden Anbringen an, läßt es notiren, und nie hat sich ein Unglücklicher vergeblich an ihn

Digitized by Google

gewandt, wenn anders das Recht auf seiner Seite war. Die folgende Geschichte ist einem meiner Bekannten begegnet; sie beweist, wie genau er selbst auf Dinge von geringem Belang achtet. Ich befand mich eines Tags bei einem Attaché der spanischen Gesandtschaft, da meldete der Bediente, ein Schlosser, der einen Glockenzug gesetzt, aber nichts dazu geliefert hatte, verlange fünf Gulden gutes Geld. Die Forderung schien so übertrieben, daß der Herr selbst mit dem Mann sprechen wollte. Ich ging mit. Er stand auf seiner Leiter, erklärte, er nehme den Gulden nicht, den man ihm bot und womit er ganz gut bezahlt war, und drohte, wenn man ihm nicht gebe, was er verlangt, werde er, was er gemacht, wieder wegmachen. Das war nun eine Impertinenz; Herr v. S. hieß ihn herabsteigen und seiner Wege gehen, bleibe er da, so werfe er ihn die Treppe hinunter, und damit packte er die Leiter und machte Miene, sie umzuwerfen. Jetzt stieg der Mann herab und sagte kalt: „Geben Sie mir den Gulden.“ Als er ihn hatte, sah er die Treppe hinunter, schlug die Arme übereinander, sprach: der Kaiser wird es wissen, und ging. Am folgenden Freitag erhielt Herr v. S. von seinem Gesandten eine Note aus der Staatskanzlei, des Inhalts, dem Schlosser N. sey von Seiten des Kaisers bedeutet worden, er solle in Zukunft höflicher seyn; der Kaiser wolle aber Herrn v. S. gerathen haben, daß er den Leuten, mögen sie gesagt haben was sie wollen, nicht drohe, sie aus dem zweiten Stockwerk die Treppe hinabzuwerfen. Man sieht aus diesem Beispiel, daß der Kaiser gewissermaßen den Friedensrichter macht, und wie sorgsam er darauf achtet, daß ihm nichts entgeht.

Die patriarchalische Sitteneinfalt der kaiserlichen Familie hat ihres Gleichen nicht. Der Kaiser speist mit der Familie um zwölf Uhr! Wenn er in Wien ist, ergeht er sich gerne in zwei kleinen Blumengärten, besonders mit Rosenflor, die wie zwei Körbe am Eingang des Praters liegen. Winters gehen die Kaiserin und die Erzherzoginnen auf die Redoute, ohne Gefolge, ganz wie muntere Bürgersfrauen, im weißen Kleide, Perlen um den Hals, ein paar weiße Blumen im Haar, im Karneval im Domino, und da intriguiren sie den nächsten Besten, unterhalten sich gut, lachen herzlich, wie Leute, die sich gut unterhalten, und der Tag bricht ihnen zu früh an.

Weil ich von der Redoute spreche: man muß wissen, daß eine Wiener Redoute etwas Einziges ist. Wer nicht die Deutschen, wer nicht Wiener, besonders aber Wienerinnen hat tanzen sehen, hat schon gar keinen Begriff, wie man so recht mit Herzenslust tanzt. Die Contretänze in unserm schönen Frankreich kamen mir von jeher so ziemlich abgeschmackt vor; seit ich aber die hiesige Welt gesehen, ihre Redouten, all diese ausgelassen lustigen Bälle, könnte ich stehend einschlafen, wenn ich an Pariser Bälle denke. Es ist etwas Köstliches, ein Anblick, der einen närrisch machen könnte vor Entzücken: hundert Weiber und mehr wirbeln herum, so reißend schnell, daß einem schwindlicht wird, hundert Paare fliegen dahin, so toll, daß man meint, es müsse Alles drunter und drüber gehen, und keines stößt je an das andere, keines kommt auch nur einmal aus dem Schritt; und dann in diesem Tumult, in diesem tollen Treiben voll Maß und Ordnung sich selbst vom Wirbel ergriffen zu fühlen, sich mit einem Weibe zu drehen, das man liebt, das man geliebt hat, oder das man lieben wird — denn in der Welt läuft doch Alles darauf hinaus — ihr die Hand auf das Herz legen dürfen, in ihrem Auge lesen, ihr den Hauch vom Munde stehlen, ihr, wenn man will, zuflüstern können, was man denkt und fühlt, so nahe ist man ihr, und so rasch geht es, so rasch, daß sie zwischen zwei Pas gar nicht Zeit findet, es sich zu verbitten! Ja, wo man so, und nur so tanzt, da sucht und findet man beim Tanze nur Freude, Lust und Genuß. Längst wären unsere Pariser Bälle schwindsüchtig zu Grabe gegangen, hätte ihnen nicht Deutschland durch Inoculation des Galopps neues Leben gegeben. Aber der tollste, athemloseste Galopp in der Chaussée d'Antin gälte auf der Wiener Redoute für einen Leichenzug oder eine gravitätische spanische Pavana. Und dann sind ihre Orchester so herrlich, daß es eine wahre Lust ist, zu solchen Harmonien zu tanzen. Die Klappentrompete, welche erst seit einem, zwei Jahren auch bei uns Aufnahme gefunden hat, kommt vom Rhein herüber, und ich habe sie schon vor fünf Jahren bei allen deutschen Orchestern gehört. Auch die so schöne Idee von Konzerten unter freiem Himmel haben wir von Deutschland entlehnt; dort ist keine Stadt, die nicht in einem öffentlichen Garten eine Harmonie hätte, wie sie es heißen. In Wien spielt jeden Abend ein ausgewähltes Orchester im Volksgarten Harmoniestücke, Walzer und Ouvertüren, ganz so wie bei unsern Konzerten in den Champs-elysées; nur unterscheiden sich die unsrigen von denen an der Donau darin, daß das gute Wiener Volk der Ansicht ist, Harmonie sey, gleich der Luft, der Sonne, dem Licht, für Jedermann, und so spendet denn das Orchester im Volksgarten seine Harmonien Allen, die Ohren haben zu hören.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Ende Augusts.

(Fortsetzung.)

Serenaden. Matrosenschenken. Die Julius-feier.

Es besteht hier auch die liebliche Sitte des Südens, die Serenade, und sie ist, wenn auch nicht so häufig, wie

bei den Spaniern, doch gewiß nicht weniger schön. Die provençalischen Mädchen lieben auch gar sehr diese südlichen Ueberraschungen, wobei sie selten vergessen, dem zärtlichen Troubadour irgend ein Zeichen ihrer dankbaren Gunst zu geben. Die Abende sind hier so milde, die Luft so würzig, der sternflimmernde Himmel so schön; man öffnet das Schlafzimmerfenster, ohne sich der Gefahr auszusetzen, den Schnupfen zu bekommen, und ein verstelltes Husten kündigt dem Troubadour und seinen Begleitern die Gegenwart der Schönen an. — Eine andere Art von Volksmusik findet sich in den kleinen Matrosenkaffeehäusern nächst dem Theater. Dort geht es alle Abend lustig her, und da dergleichen nur in Seestädten getroffen wird, so lohnt es sich schon der Mühe, einen Blick in diese etwas gemeinen Orte zu werfen. Da sitzen an zwei langen Tischreihen vor tüchtigen Gläsern Rum oder Schnaps die braunen Kinder der See mit der sonnverbrannten Haut und der eisernen Faust; fast alle haben ihre Koller ausgezogen und sitzen da mit nackten Herkulesarmen, die Blicke nach dem erhöhten Orchester gerichtet. Dort rumoren gewaltige Baßgeigen und Violinen, aber alle mit Fertigkeit und Ausdruck gespielt; in der vordern Bühne sitzen vier oder fünf weiß und roth, sehr aufrührerisch gekleidete Mädchen mit Blumenkränzen in den Haaren, welche die Harfe und die Guitarre spielen und dazu singen. Es sind unter ihnen auch fremde Sängerinnen; man hört die spanische Romanze und die komischen italienischen Lieder. Dann tritt Monsieur Mayeux, der bekannte moderne Hanswurst der Franzosen, auf die Bühne, mit seiner lustigen Deklamation, seinen verliebten Grimassen und seinem Eulengesang. Daß bei diesen Gesängen und dramatischen Stücken nicht immer ganz sittsame Gegenstände abgehandelt werden, versteht sich bei solchem Auditorium von selbst; auch gehören die meisten dieser schönaeputzten Mädchen einem Stande an, den man nirgends zahlreicher findet, als in Marseille. Bei recht obscönen Versen erschallt brüllendes Gelächter der Matrosen, und voll Jubel schlagen sie mit den Fäusten auf den Tisch, daß alle Flaschen hüpfen. Es ist höchst interessant, die Reihen dieser wilden, aber ausnehmend kräftigen Gestalten zu mustern. Dort sitzt ein Dutzend kolossaler Engländer, stolz auf ihren Namen der Gebieter der Meere; neben ihnen die Amerikaner, ihre Nebenbuhler, die ebenfalls englisch sprechen, sich aber bedeutend von ihnen durch anständigere Manieren unterscheiden. An sie reiht sich der breitschulterige Däne mit dem hausbackigen, gutmüthigen Gesichte, der rothe Russe, der schläfrige Holländer, der gewaltige Dampfwolken von sich bläst; dann die südlichen Völker: die italienischen Matrosen mit den dicken, kohlschwarzen Bärten; die Hydrioten, wahre Riesengestalten mit weiter, schlotterichter, aber malerischer Tracht; eine rothe Mütze birgt ihre langen, schwarzen Haupthaare, und eine bunte Schärpe umschlingt ihren kräftigen Leib; ihr Antlitz ist meist klassisch schön. Die Spezioten sind kleiner, weniger stark, und haben einen verschmitzten Zug in ihren tückischen Physiognomien; sie sind alle ehemalige Piraten. Dies sind die vornehmsten täglichen Gäste dieser Kaffeehäuser. Bisweilen entspinnt sich in der Branntweinbegeisterung unter den Seemännern ein Wortwechsel über Flaggen, Winde und Fahrwasser, der dann immer englisch geführt wird, was alle Matrosen verstehen. Bei Worten bleibt es selten lange, bald kommt es zur letzten Instanz, und da muß sich denn der neugierige Fremde sogleich aus dem Staube machen, ehe das Donnerwetter losbricht und die Branntweinflaschen ihm um die Ohren sausen; wo diese Eisenfäuste hinfallen, da bleibt kein gesunder Fleck am Leibe. In nüchternen Stunden sind die Matrosen ein lustiger und sehr amüsanter Menschenschlag; sie tanzen und springen und singen ihre Seelieder. Als ich neulich des Morgens über den Kay ging, traf ich eine Anzahl spanischer Matrosen; zwei davon hatten die Guitarre in der Hand und die andern tanzten den Fandango mit vieler Zierlichkeit. Es liegt ein spanisches Schiff „el Arrogante“ im Hafen, zu welchem wahrscheinlich jene Matrosen gehörten; aus diesem ertönen immer gegen Mitternacht Guitarren und spanischer Gesang in wundersüßlichen Tönen. Es ist eine junge, liebliche Stimme, und aus dem Vortrage voll tiefen Gefühls spricht ein schönes, romantisches Gemüth.

In Marseille, wo auf hundert revolutionäre Köpfe Ein Philippist kommt, konnte die Feier der Julustage nicht glänzend ausfallen; aber gerade durch seine Farblosigkeit bekommt das Fest wiederum Bedeutung, so daß ich es nicht ganz übergehen kann. Von einem Ausbruch der Freude ist längst keine Rede mehr, die Begeisterung ist todt, der Mund, der sich vor vier Jahren zum Jubel öffnete, als die Heldentage des Julius bekannt geworden, ist heute stumm, man heißt die Tapfern, die damals für die Freiheit bluteten, nun Verräther und Narren, weil sie das Joch der Orleans über Frankreich gebracht; man will nichts mehr wissen von den Julusfesten, man sehnt sich nach der Feier einer dritten Revolution. Sollten die schrecklichen Zeiten von 1789 heute wiederkehren, so würde es hier an einer neuen Rotte jener fürchterlichen Partisans nicht fehlen, die damals nach Paris zogen und so viel zu dem Siege der Pikenmänner aus den Vorstädten beigetragen haben. Der Pöbel von Marseille ist noch heutiges Tages einer der schrecklichsten der Welt.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 214:

Der Römer.

Räthsel.

Den Nürnberger Trichter, so künstlich gewunden,
Mit Rohr und mit Klappe, den hab' ich gefunden!
So hatt' ich im Scherz den Impf-Trichter genannt;
Der, welchen ich meine, gibt wirklich Verstand.

Es fließt in sein Rohr die unsichtbare Welle,
Dringt ein in die Geister und machet sie helle;
Noch grenzet an Wunder, was drinnen sie schafft;
Nur wenn er zu lang ist, verliert sie die Kraft.

Das Rohr ist mit künstlicher Klappe versehen,
Die läßt, ob geschlossen, die Welle durchgehen;
Die Welle verschwindet an heimlichem Ort,
Doch pflanzt sie Gedanken, Gefühle noch fort.

Es haben die ältesten, weisesten Meister
In ähnliche Trichter ergossen die Geister;
Eh' Adam und Eva die Unschuld verlor,
Schlich schon sich die Liebe durch's künstliche Rohr.

Und wäre der Trichter zur Welt nicht geboren,
Die Macht des Gesanges auch wäre verloren,
Nichts übrig vom Klang als die Saudfigur,
Und stumm die Stimmen der Mutter Natur.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. September 1834.

Hat je ein Franzose ein Vergnügen gehabt, in welches sich nicht die Eigenliebe auf diese oder jene Art eingedrängt hätte?

Frau v. Staël.

Der Pariser in Wien.

(Beschluß.)

Von den Theatern kann ich nicht gleich viel Gutes sagen wie von den Konzerten. Das Burg- und das Kärnthnerthortheater stehen für ihre Bestimmung, eine Stadt wie Wien zu unterhalten, nicht ganz hoch genug. Der Saal des erstern ist schlecht gebaut und erleuchtet, so daß man vom einen Ende zum andern nicht seinen besten Freund erkennt. Der Truppe mangelt es indessen durchaus nicht an Verdienst, und wenn der Saal den Talenten der Künstler entspräche, so möchte das Burgtheater immerhin unter den europäischen Bühnen dieser Gattung einen ausgezeichneten Rang behaupten; so aber sind der Mängel so viele, daß gewaltig viel guter Wille dazu gehört, es zu loben. — Als ich nach Wien kam, war Barbaja mit seiner Mustertruppe da, mit Tamburini, Lablache, Rubini, Madame Méric-Lalande, auch die Pasta befand sich in Wien; und somit ging die Oper am Kärnthnerthor wie geschmiert. Aber wahrlich! ein gewaltig saures Gesicht machte ich, als mich nach Abgang der werthen Virtuosi die Anzeige des Kreuzritters von Meyerbeer in das Theater gelockt hatte, und ich nun, statt der Pasta Mademoiselle Hähnel, statt Lablache Fischer, und statt Rubini den fatalen Wild verdauen mußte! Wild war der erste Tenor Deutschlands; aber seine Stimme ist hin, und es ist ja bekannt (ich bin weit entfernt, damit den Deutschen zu nahe treten zu wollen, vor denen ich in der Musik großen Respekt habe), daß die Methode keineswegs die brillante Seite ihrer Sänger ist; man stelle sich demnach einen deutschen Sänger vor, der keine Stimme mehr hat; wenn man meint, dies müsse eben kein Wunderding seyn, so sagt man noch sehr wenig, dies kann ich versichern . . .

Es ist des Guten und Schönen viel, weßhalb man Wien liebgewinnt; aber noch viel lieber wäre mir der Ort, wenn man so vernünftig wäre und nicht um vier Uhr Abends speiste; ich weiß wohl, man muß Winters in's Theater, Sommers in den Prater; ich weiß wohl, man speist zu Nacht und trinkt Thee, und es ist etwas gar Schönes um zu Nacht speisen und Thee trinken; aber bei alle dem klingt es einem gar fatal in die Ohren: Wir speisen um vier Uhr!

Was Wien vornehmlich auszeichnet, das ist die Menge seiner schmucken, so höchst charakteristischen Kirchen mit ihrem hundertjährigen Fayence-Ueberzug, ihren Thürmen, spitz wie eine Picke, ihren Steinbildern, ihren zierlich geschnitzten hölzernen Stühlen, ihren herrlichen bemalten Fenstern, welche in der Sonne wie

Digitized by Google

lauter Rubinen, Sapphire und Topase schilleen. Prächtig ist der St. Stephan, das höchste Gebäude in Europa nach St. Peter zu Rom. Nein, es fließt nicht aus der Quelle leeren Vorurtheils, das Gefühl, das einen ergreift, wenn man das Schiff betritt, wo Matthias Corvinus, Scanderbeg und Sobieski auf den Knieen lagen, wo der erste Kreuzzug gepredigt wurde, wo noch die steinerne Kanzel steht, von der Peter der Einsiedler den Völkern zurief: „In's Morgenland! in's Morgenland! Gott will's!“ Nein, es ist nicht Aberglaube, wenn man sich achtungsvoll vor diesen alten Steinen neigt, unter deren Wölbung so viele große Männer wandelten, und die noch stehen, während die großen Männer Staub sind . . .

So ist Wien, so habe ich es wenigstens angesehen, und so hat es mir gefallen. Ja, Wien ist eine gute Stadt, in der es keine Coterie gibt, weil die ganze gute Gesellschaft mit sich verkehrt; dadurch vergrößert sich der Kreis der Gesellschaft und zugleich wird Alles verbannt, was einer Coterie gleich sieht. Es ist eine gute Stadt, wo man die Künste liebt und die Franzosen, wo man nichts als Französisch oder Wienerisch spricht, wo die Straßen gerade und gut gepflastert sind, wo das Volk gut und brav ist, und die Weiber hübsch und aufgeweckt, und die Männer offen und ohne Falsch. Es ist eine gute Stadt, und es wäre die beste aller Städte, wenn man um sieben Uhr speiste, wenn die Theater anständiger beleuchtet und die Sänger besser wären, und wenn es nicht noch eine andere Stadt in der Welt gäbe — Paris genannt.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsetzung.)

Nero und Seneka treten verkleidet auf.

Nero.

Sieh dich nicht um! Von allen Orten
Umschwirrt man uns mit Flüsterworten.
Was wispert der? der winkt mir zu.
Komm, komm, das läßt mir keine Ruh;
Hier scheint mir Jedermann ein Mann,
Vor dem sich nichts verstecken kann.

Seneka.

Wenn Ihr so laut sprecht, gibt es nur zwei Fälle. Entweder sagt, daß ihr ein Taschenspieler seyd, und Ihr werdet, ehe Ihr zu jenem Manne kommt, welcher dort mit Begriffen wie ein Escamoteur spielt, vor Enthusiasmus zerrissen werden. Oder, wozu ich rathe, Ihr gebt Euch für einen jungen Docenten aus, der die Philosophie wieder auf die Erfahrung zurückführen will; dann nämlich könnt Ihr gewiß seyn, daß man Euch stehen läßt.

Nero (kindisch).

Sey vernünftig, Seneka, und bange nicht so vor! Es ist ganz abscheulich, sich von den Leuten so betrachten zu lassen, als könnte man ihnen jeden Augenblick hinten das Schnupftuch aus der Tasche stehlen. Das alles hier wären also Philosophen? Ich hasse die Philosophen.

(Pathetisch.)

Die Wahrheit, nur gewohnt, sich dreist zu spreizen,
Dem nicht vertraut, was Allzustarkes dämpft,
Weiß nicht, wie Schaam mit unverhüllten Reizen
Und Ueberraschung schön mit Offenbarem kämpft.
Sie drängt sich dir mit frechen Blicken auf,
Gibt immer mehr, als man verlangte, in den Kauf.
Sie gehet mit dem Ungeschick im Bunde,
Denn stets kommt sie zur ungewünschten Stunde:
Und liehst du willig einmal ihr dein Ohr,
Drängt sie sich überall hervor,
Stellt Vollmacht aus in deinem eignen Namen,
Macht sich zum Bild, und dich zum schlechten Rahmen.
Wo ist ein Tempel auch im schönen Griechenland,
Der einer Wahrheitsgöttin je zu Ehren stand?
Ist Wahrheit nackt, so ist sie's nicht,
Um dich zu blenden mit der Schönheit Licht.
Wenn sich der Bach um eine Nymphe schmiegt,
So weiß man, daß ihr Kleid am Ufer liegt.
Doch Wahrheit will sich mit der Blöß' umgattern,
Sie läßt den nackten Mantel wie am Winde flattern.
Den höchst durchsicht'gen Gürtel: Nacktheit, bindet
Sie um die Tunika, die sich doch nirgends findet.
Hier ist, was nackt, nicht schön: und wie kann Nero lieben,
Was aus dem Reich der Schönheit ausgetrieben?

Uebrigens, Seneka, kauften wir die Mandeln nicht, daß sie alle von dir verzehrt würden. Gieb der davon! Wie wir nur an diesen Ort kommen! Ich weiß nicht, was die Mutter dazu sagen würde, wenn sie noch lebte. Ich fange an, mich an den Lärm zu gewöhnen.

Denn was der Schönheit schon verwandter ist,
Das bleibt die Nichtvollendung, dieser Schöpfungszwist,
Wie jeder hier auf gleiche Unterlagen
Doch einen andern Bau weiß aufzutragen.
Hier war noch nichts; wie bei den ersten Dingen
Sieht man noch wild die Elemente ringen.
Ein Jeder sucht den Zauberruf,
Der einst aus Leerem Welten schuf.
Beim Einen schlummert Nacht: der Blumen Augen
Sieht man noch nicht aus Sonnen Farben saugen.
Das Chaos gähnt bei ihm noch ohne Seele,
Dumpf widerhallend, eine finstre Höhle.

Digitized by Google

Beim Andern fiel der erste Blitzstrahl schon
In seine Welt mit einem Donnerton,
Man sieht die Nächte schon mit Tagen tauschen
Und hört od seinen Häupten Sonnen rauschen.
Der dritte darf mit hellem Frühlingsgrün
Schon Thal und Hügel überziehn,
Die Blume athmet ihren Duft,
Ein Vogel schwingt sich in die Luft.
Beim Vierten schlägt der Puls der Schöpfung schneller,
Der Stern des Himmels macht die Nacht selbst heller.
Da steht zwar Einer erst noch bei den Affen,
Doch dieser hat den Menschen schon geschaffen.
Indessen hier noch Paradiesesstunden,
Sind nebenan die Staaten schon erfunden.
Nun steigt's empor, es muß den Giftpokal
Jezt Sokrates, der fromme Grieche, trinken,
Es wächst der Tugenden und Laster Zahl,
Und Cäsar seh' ich an Pompejus Säule sinken.

Ich möchte weinen, wenn ich wüßte, daß es sich schickte. Aber was geschieht nur dort, wo Alles zusammenläuft?

Seneka.

Es scheint, als sollte da ein neuer Gedanke geboren werden. Seht Acht, sind wir da, so heißt es, wegen eingetretener Hindernisse könne der angekündigte Gedanke erst morgen erscheinen. Wir wollen sehen.

(Sie mischen sich unter die Menge.)

Ein Rhetor, in stutzerhaftem Aufzuge, auf dem Rücken mehrerer Sklaven sitzend, wird von Jünglingen, Männern, Greisen umringt, die begierig seine Worte aufhaschen.

Rhetor.

Meine Herren, die Luft ist blau, ein sanfter Hauch weht aus Westen, ich wiege mich auf dem elastischen Rücken meiner Sklaoen und beginne meinen Vortrag. Wenn es Künste gibt, deren Theorie vollendeter ist, als ihre praktische Ausführung, so will ich heute von einer Kunst reden, die im Leben zu mannichfacher Ausübung bereits gelangt ist, doch bis jezt noch in kein vollständiges System gebracht wurde. Dies ist die Kunst der Schmeicheiei. Die Schmeicheiei, meine Herren, ist mehr als ein Kunstgriff, der uns zu einer reichen Erbschaft oder zu einer angesehenen Stelle im Staate verhilft; ich sage, sie ist mehr als eine Armseligkeit. Sie läßt sich in die Reihe der edelsten Geistesthätigkeiten stellen und auf Grundsätze zurückführen, welche vielleicht der zarteste, duftigste Theil, die Blume der Rhetorik sind. Sie haben Eile, meine Herren! Ich sehe unter Ihnen Männer, denen es unter den Füßen brennt, daß sie in den Senat, in den Rath des Kaisers, in ihr Priesterkollegium zurückkommen; drum gebe ich Ihnen meinen Versuch, die Umrisse eines Systems der Schmeichelei zu zeichnen, in möglichster Eile.

Nero.

Wär' dieser Mann Poet, so faßt' er sein
Zusammen, wie in allen Sachen
Der schöne Schein den Werth bestimmt; allein
So, fürcht' ich, wird er viele Worte machen.

Rhetor.

Von der untersten Stufe der Niederträchtigkeit an erhebt sich in allmähliger Progression die Unterwürfigkeit bis zu der höchsten Stufe, wo sie die feine, geistreiche, glückliche Schmeichelei geworden ist, die ich mir zu schildern vorbehalte. Gewissermaßen schmeicheln mir diese elenden Menschen, auf deren Rücken ich sitze (o sprecht mir da unten nicht!), in ihrer Art auch; denn sie geben sich den Schein eines Divans, und nöthigen mich, auf ihnen Platz zu nehmen, wie auf den Bänken eines Badehauses. Allein hier ist noch Alles plump, roh; hier ist die Sklaverei noch kein Entschluß der Freiheit. Erst dann bekommt die Unterwürfigkeit etwas Schmeichelhaftes, wenn sie von Menschen ausgeht, welche unter den Gesetzen ihres Willens zu leben vorgeben. Hier ist es, wo wir beginnen. Sie verlangen eine Definition der Schmeichelei? Heißt sie, die Unwahrheit sagen? Nein, dann wäre sie Lüge. Nun ist es aber doch eingestanden, daß sie auch nicht die Wahrheit sagt. Was folgt daraus? Daß ihre Definition nur eine modale seyn kann.

Seneka.

Der weidete auf mir bekannten Triften,
Es ist ein Sklave, der von meinen Schriften
Copien fertigte. Ich hoffe doch,
Er hat vor mir soviel Verehrung noch,
Daß er mit seinem Lob mich nicht beschmiert,
Und mich nicht öffentlich für sich citirt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Ende Augusts.

(Beschluß.)

Die Julisfeier. Fremde Thierwelt. Volco.

Doch zurück zu der Julisfeier. Weil denn das Volk schwieg, so mußten desto lauter die Kanonen reden; die Schiffe waren alle prächtig mit Flaggen und bunten Wimpeln geziert, namentlich die französischen; die dreifarbigen Fahnen wehten herrlich im Sonnenglanze; man hatte die Farben wieder aufgefrischt, und nur die große Fahne auf dem Hôtel de ville war, ich weiß nicht warum, ohne Restauration geblieben. Diese Fahne ist ein Bild der Julisrevolution selbst. Als sie vor vier Jahren auf dem Stadthause als ein Triumphzeichen der erkämpften Freiheit aufgesteckt wurde, da waren ihre Farben neu und glänzend. Wie

Digitized by Google

ein großer, kräftig beschwingter Aar flatterte sie stolz in den Winden, und wer sollte damals keine Freude gehabt haben an dem lieben blau, weiß und roth, das so schöne Erinnerungen an des Vaterlandes glänzendste Zeiten zurückrief? Aber in diesen vier Jahren haben Sonne, Regen und Ungewitter die schönen Farben gebleicht; schlaff, altersschwach, in ausgewaschener Schmutzfarbe hängt die Fahne wie ein mürber Lappen von ihrer Stange herab, und in dieser kläglichen Gestalt will sie keinem Menschen mehr gefallen. Das Fest schloß mit einer Beleuchtung des Stadthauses und einem großen Volksklettern, welches auf einem der belebtesten Plätze in der Nähe des Hafens statt fand. Bei diesem zeigte sich das Gouvernemene sehr freigebig, denn oben an der Kletterstange waren nicht etwa wie bei einer deutschen Kirmse eine Tabakspfeife und ein Schnupftuch aufgesteckt, nein, dort oben schimmerten Uhren und goldene Ketten, silberne Tischbestecke, Trinkpokale u. dgl. m. Viele Bursche, in den schmutzigsten Lumpen und ganz mit Sand eingepudert, sammelten sich um den Balken und starrten mit den gierigsten Blicken nach den verführerischen Dingen hinauf. Das Klettern begann in aller Ordnung, aber es vergingen mehrere Stunden, bis endlich einer hinaufkam; der Balken war ganz glatt, und Sand und Asche verschafften den Kletterern keinen festen Anhaltspunct. Als es so gar lange dauerte, wollte einer einen Affen seine Geschicklichkeit versuchen lassen; dies wurde aber nicht gestattet. Die Affen werden nämlich in Marseille gar oft zu ähnlichen Botschaften gebraucht. Viele Bettelbuben halten sich hier kleine Affen aus Spekulation, und lassen diese an den Häusern oft bis in die obersten Stockwerke hinaufklettern, um eine kleine Gabe für sie herunterzuholen. Welch ein drolliger Anblick, wenn am offenen Fenster plötzlich eine solche kleine Bestie erscheint, in rothem Frack, den Hut von Pappendeckel höflich in der Hand haltend und mit dem Gesicht, halb Mensch, halb Thier, freundlich um ein Almosen grinzend! Wirft man ihm etwas in den Hut, so steigt er flink damit zu seinem Herrn hinab. Die Zahmheit dieser Thiere ist bewundernswürdig; viele reiten auf Pudeln, und wenn sie von ihrem Herrn abkommen, so stößt der Affe sein Pferdchen in die Seite und kommt wie ihm Flugs hinter ihm her galoppirt. Die fremde Thierwelt gehört überhaupt zu den originellsten Erscheinungen Marseille's. Da wird man in allen Straßen von geschwätzigen Papageien angerufen, deren jeder wenigstens ein paar französische Worte plaudert; sie sind nicht in Käfigen eingesperrt, sondern hüpfen ganz frei auf der Stange herum. Eine Menge anderer exotischer Vögel aus Brasilien und Mexiko, im prächtigsten Federschmucke, findet man vor den Laden der Naturalienhändler; aber diese wunderschönen Thiere ergötzen bloß durch den Farbenschimmer, ihr Laut ist ein widriges Zwitschern, die herrlichen Töne der nordischen Waldsänger sind ihnen fremd. — Eine große Merkwürdigkeit war vor einigen Wochen aus Egypten angekommen: eine lebende Giraffe, die dritte, welche nach Europa kommt. Es war ein schönes Weibchen, und übertraf an Höhe fast noch die Giraffe im Pflanzengarten zu Paris; ein reicher Engländer ließ sie nebst einigen andern Thieren aus Afrika nach England hinüberschaffen; sie verweilte hier mehrere Tage. — Die Erscheinung eines andern Wunders, des berühmten Schwarzkünstlers Bosco, den man auch in Deutschland schon gesehen und bewundert hat, setzte unsere Stadt nicht minder in Allarm. Bosco kam hier krank und ermattet von der unerträglichen Hitze an; ein ungeheurer Ruf war ihm schon längst hervorgegangen; von Nimes aus berichtete man die wunderbarsten Anekdoten von dem fremden Hexenmeister. Trotz seines bedeutenden Rufes gelang es aber Bosco bis jetzt noch nicht, den Direktor unsers Stadttheaters zu einer Uebereinkunft mit ihm zu vermögen, und da der einzige große Saal, den Marseille zu solchen Vorstellungen besaß, vor kurzer Zeit abbrannte, so befindet sich der Künstler in Verlegenheit, und wird wohl unsere Stadt wieder verlassen müssen, ohne die Bewunderung der Marseiller geerntet zu haben.

Genf, August.

Peschiers Vorlesungen über deutsche Literatur.

Erfreulich für die eben nicht zahlreichen Freunde der deutschen Literatur in Genf waren A. Peschiers Vorlesungen darüber, denen es weder an geistreicher Auffassung und Darstellung, noch an oratorischer Anmuth fehlte. Als gebornen Genfer war es ihm leichter vergönnt, sich auf's Günstigste über Deutsche, deutschen Charakter, deutsches Leben und Seyn und deutsche Literatur zu äußern, und dies hatte um so mehr Gewicht, da Peschier sich längere Zeit in Deutschland, besonders in Berlin und Frankfurt a. M., aufgehalten und dort mit ausgezeichneten Literatoren Umgang gepflogen hatte. Durch seinen frühern Aufenthalt in Paris, durch seine hierauf folgenden anziehenden Vorlesungen über französische Literatur in Genf hatte er sich eine Stimme in Sachen der Literatur erworben. Es dürfte nicht ohne Interesse in Deutschland seyn, Einiges von Peschiers Darstellungen zu hören.

„Die Literatur ist der Ausdruck und Abdruck der Gesellschaft. Bevor man also eine Literatur in ihren Haupterzeugnissen und nach ihrem generischen Charakter studirt, muß man das Volk kennen lernen, dem sie angehört und das ihr seine Eigenthümlichkeit, seine Familienzüge aufgedrückt hat. Zwar verwischt sich die Individualität der gebildeten europäischen Völker immer mehr, der Cosmopolitismus der modernen Civilisation dehnt sich täglich mehr aus, und die europäischen Nationen werden sich dadurch immer ähnlicher. Allerdings leben wir nur in einer Uebergangszeit, aber jene Annäherung und Ausgleichung der Völker ist nur erst im Beginnen, ist nur ein Streben, nichts vollendet Geschehenes. Ueberdies hat kein Volk eine so scharf und stark ausgesprochene und im Allgemeinen so rein erhaltene Volksthümlichkeit, als das alte Deutschland; wenige Völker verdienen so viel Lob für ihre sittlichen Eigenschaften, für ihre Gründlichkeit in Allem und ihre Bescheidenheit; wenige haben überdies eine so alte, reine, mannichfache und durch sich selbst reiche Literatur. Es ist dasselbe Volk, von dem Voltaire sagte: J'avais demandé des hommes, et on m'envoia des Allemands. — In der heroischen Zeit zeigt sich in Deutschland jene glänzende runische und skandinavische Theogonie; im Mittelalter Schulen und Universitäten, wo Frankreich noch keine besaß (?); später Schriftsteller ersten Ranges in allen Zweigen, Namen wie Schiller und Goethe. Welche Kraft des Geistes, welche Macht des Verstandes, welche Kühnheit des Genies gehörten nicht bei diesem Volk dazu, sich Rom zu widersetzen, gegen den päpstlichen Koloß mit den Waffen der Vernunft zu kämpfen und seine thönernen Beine zu brechen: Luther stand auf und die Reformation begann. — Bei einem Vergleich der Deutschen mit den Franzosen muß besonders hervorgehoben werden die Tiefe der Erstern in ihren Ansichten, ihr Suchen nach dem Absoluten, ihre tiefen Studien über den Menschen, ihre scharfe Scheidung des Sinnlichen vom Geistigen, ihre träumende, tiefsinnige Dichtkunst.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 222.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. September 1834.

Teutonen und Ambronen werden diejenigen genannt, welche gegen das Lager des Marius zogen, wie die Römer glaubten, um durch das Land der Ligurier Italien zu erreichen.

Luden.

Wanderungen in Altgermanien.

(s. Nr. 51 u. 52.)

Die Ambronen.

Wir versuchen heute die Deutung eines zwar nicht rein germanischen, aber nahe verwandten und in die Geschichte Altdeutschlands verflochtenen Namens, und stellen wiederum einfach ein Beispiel auf, aus welchem hervorzugehen scheint, daß die Etymologie als Nachhülfe für die Geschichte immerhin einige Aufmerksamkeit verdient. Ich glaube dies auch an den Ambronen darthun zu können.

Bei Aquä Sextiä in der Provincia (der Provence) holte Marius im Jahr 101 vor Christus das nach Italien dringende Heer der Teutonen und Ambronen ein, und wählte ihm gegenüber auf einer Anhöhe sein Lager. Es gebrach an Wasser. „Um Blut ist's dort zu haben!“ rief der Feldherr seinen vom Durst gequälten und daher ungeduldigen Römern zu, auf einen Fluß zeigend, der das feindliche Lager berührte. Aber ehe sie hinabgingen, sollte erst noch die Befestigung des Lagers vollendet werden. Indeß wagten die Knechte vom Troß, zum Theil soldatisch, zum Theil mit Aexten bewaffnet, auf eigene Faust den Versuch, sich und den Zugthieren von dorther Wasser zu verschaffen. Die dort gelagerte feindliche Schaar hatte eben gebadet und hielt ihr Mahl, ein Theil badete noch, nur wenige stellten sich daher entgegen. Dennoch war der Kampf um das Flußwasser so laut und geräuschvoll, daß die Soldaten im römischen Lager, dadurch aufgeregt, nicht mehr zurückgehalten werden konnten, und so auch jenseits die Ambronen zu den Waffen eilten. Ihrer waren 30,000. In festgeschlossenen Reihen und mit taktmäßigem Schritt und Waffenklang rückten sie an, und als Feldgeschrei (die Alten sagten dafür krey) diente ihnen ihr eigener Name: Ambrones. Bei den entgegenziehenden Römern standen die Ligyer (oder Ligurer) vorauf, und den Schlachtruf des Feindes vernehmend, riefen sie aus: auch wir sind Ambronen! Sofort tönte der Ruf: Ambrones, herüber und hinüber. Jene aber brachte ihr Vordringen durch den Fluß in Nachtheil; sie wichen, Viele waren im Angriff gefallen, Viele kamen nun auch noch auf der Flucht um. Bis zum feindlichen Lager gelangten die verfolgenden Römer. Heldenmüthige Frauen empfingen hier die Fliehenden, auf sie scheltend und schlagend; sie warfen sich auch den Siegern entgegen und stürzten sich in die Schwerter derselben. Nun aber war die Nacht im Anbrechen, und die Römer zogen wieder ihrem Lager zu. Dies war, wie Plutarch, dem wir dies nacherzählen, in seinem Marius sie nennt, „die Schlacht am Fluß,“ das traurige Vorspiel des

Digitized by Google

folgenden Tags, der über das teutonische Gesammtheer so großes Unglück brachte.

Woher stammten nun jene Ambronen? Wer nennt ein Ambronenland? Kein Geograph der alten Zeit gibt uns einen Wink über ihre Wohnsitze. Kein Geschichtschreiber gedenkt ihrer nach jener Begebenheit noch einmal. Und wie kommen wieder die Ligyer dazu, sich für Ambronen auszugeben? Eine Kriegslist möchte hier undenkbar seyn. Führten sie also etwa wirklich diesen Namen? Ligyer, wie die Griechen sagen, Ligurer, wie die Lateiner sie nennen, hießen gewöhnlich die Bewohner des Italischen Landes vom Varus, dem alten Grenzflusse zwischen Italien und Gallien, bis zur Macra. Aber ihr Name ward auch auf anliegendes gallisches Land bezogen, so wie auf Gegenden nördlich vom Padus (Po). Sehr früh hören wir Ligurer nennen, aber als Ambronen werden sie nirgends aufgeführt. Plutaech nimmt zu der Vermuthung seine Zuflucht, daß sie Stammgenossen der Ambronen gewesen seyn dürften. Keltischen Ursprungs waren, wie es scheint, die Ligurer in Italien, und unzweifelhaft die außerhalb Italien, so auch die Ambronen. Aber dann war der gemeinsame Name „Kelten.“ Wir sind berechtigt, anderwärts Aufschluß zu suchen, und wenden uns zur Etymologie.

Am rechten Ufer der Arar (Saone) finden wir die Ambarri. Wir wollen sie nicht etwa zu Ambronen machen, aber wir können sie wohl gebrauchen. Cäsar nennt sie theils Stammgenossen der Aeduer, theils Aedui Ambarri, theils begeift er sie (Gallischer Krieg I. 74) schlechthin unter dem Namen Aeduer. Als die Sequaner über den Arar in das Aeduerland eindrangen, traf der Stoß zuerst auf jene Ambarri. Aus dem offenen Lande vertrieben, vermochten sie sich kaum in den festen Plätzen zu behaupten. Wer kann noch zweifeln, daß sie eben die Aeduer waren, die um den Arar wohnten, den die Sequaner überschritten hatten? Ja, waren sie auch keine Aeduer, so waren sie doch gewiß Nachbaen der Arar. Hieß nun, wie nach Wachter bei den Kambern oder ghalisch am, so nach Schilter bei den Kelten amb und amba soviel als das althochdeutsche umpi, umbe, und das angelsächsische ymbe und unser um und an, entsprechend dem griechischen ἀμφί, dem lateinischen amb, so ist nichts deutlicher, als dies: Ambarri bedeutete die um den Arar, im Munde des Volks Arr, amb Arr. Jener wohnte nach Strabo ein Theil der Noriker, die auch zu den Kelten gerechnet wurden, nicht weit von Aquileja und dem Adriameere. Als südliche Noriker nennt uns aber Ptolemäus die Ambisontiol. Dort kommen wir an den obern Lisonzo, einst Sontius genannt. Wer werden also die Ambisontii seyn, als die Noriker ambi Sonti? und die Noriker, die Ptolemäus Ambidranoi nennt, wer anders wohl, als die ambi Darin, an der Drau? Er hat für das gewöhnliche Dravus oder Drabos die Namen Darin und Daros.

Wir schreiten nun zu den Ambrones voe. Wir brauchen offenbar nur Ambrón und können die lateinische oder griechische Endung in es übersehen. Unstreitig waren sie die amb Rhón oder Rhodan. Wenn Arar in der Volkssprache zu Arr wurde, warum sollte man nicht auch schon damals gemeinhin Rhon für Rhodan gesezt haben, zumal in gleicher Zusammensetzung, amb-Rhon? Auch eignet sich keine Gegend besser zum Wohnsitz der Ambronen, als das Land an der obern Rhone. Wohnten sie da, so waren sie nicht fern von jenen andern gallischen Stämmen, die sich den Deutschen in jener Zeit anschlossen und die, wie die Ambronen, nirgends im innern Gallien handelnd auftraten. In den westlich vom Stromgebiet der Rhone wie vom Rhein gelegenen, von den Deutschen feindlich behandelten und dazu offenen Ländern würde es, aus Rücksicht auf die Zukunft, nicht so leicht ein gallisches Volk gewagt haben, mit diesen gemeinschaftliche Sache zu machen. Ferner wenn „die amb Rhon“ den Namen des heimathlichen Stromes ausriefen, indem sie dem Feind entgegenzogen, so war dies nach den religiösen Begriffen ihrer Zeit zugleich Anrufung einer höheren Macht und ganz am rechten Ort. Ohne Zweifel führten sie aber noch einen andern Volksnamen außer dem „amb Rhon.“ — Man wird vielleicht diese Namendeutung noch immer nicht überzeugend genug finden; hören wir also weiter. Erst wenn das „amb Rhon“ gilt, wird es erklärlich, warum von römischer Seite derselbe Ruf herüber tönte. Ligyer nennt Plutaech diejenigen, die das Ambrones entgegenriefen. Wie uns aber Strabo belehrt, bezeichneten die älteren griechischen Schriftsteller, aus denen auch Plutarch schöpfte, mit dem Namen Ligyer zugleich die bis zur niedern Rhone hin wohnenden Salyer und die angrenzenden Massilier mit ihrem Gebiet, von dem ein Theil selbst noch jenseits der Rhone lag. Selbst in der Stadt Massilia, dem heutigen Marseille, sprach man neben dem Griechischen, das die Phokäer dahin gebracht hatten, das Keltische. Wie viel mehr wird es sich in der Umgegend behauptet haben. Darf es uns nun wundern, wenn die Nachbarn des Rhonestroms, das „amb Rhon“ aus dem Munde des Feindes vernehmend, es zurückgeben und auch sich für Anwohner und Schützlinge des bei ihnen so gewaltigen Stromes erklären? Waren nun aber wirklich diese Nachbarn der Rhone in den Reihen der Ligyer? Ja, eben sie! Ausdrücklich bemerkt Strabo, daß Marius den Massiliern die neue Rhonemündung, die er hatte graben lassen, die Fossa Mariana, in Besitz gegeben habe, zur Belohnung für ihre Dienste im Kampf gegen die Ambronen. So ist Alles klar: dort die aufwärts amb Rhon, hier die in der niedern Gegend.

Digitized by Google

Wir brauchen die Ambrones, die eigentlich so benannten, nun weder zwischen der Isar und Amber zu suchen, noch an der schweizerischen Emme, noch an der westphälischen Emmer; noch auch brauchen wir zu den Ptolemäischen Ombrones in dem fernen Sarmatien unsere Zuflucht zu nehmen. Sie haben es uns selbst deutlich gesagt, wo sie wohnten; nicht minder deutlich sagen es uns ihre Gegner, und wir wissen, warum auch diese das amb Rhon. entgegenriefen.

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Fortsetzung.)

Rhetor.

Mein Satz ist dieser: Schmeicheiei heißt, sich mit bewaffneter Hand von einem Waffenlosen für überwunden erklären. Ein Sieger, der dem Glücke überläßt, was er doch selbst durchsezte, schmeichelt dem Besiegten. Dies sind noch sehr einfache Stufen: sie werden aber zusammengesezter. Je mehr der Schmeichler den Schein der Freiheit annimmt, je furchtloser er ist in seinen spitzfindigen Combinationen, mit denen oft ein Kopf auf der alten Stelle erhalten werden kann, desto bessern Erfolg muß er haben. Es gibt drei Dinge, die der Schmeichler vermeiden muß: Niederträchtigkeit, Alberuheit und bösen Willen. Ihre Aufmerksamkeit, meine Herren, entzückt mich. Es gibt aber auch in der That nichts Herrlicheres, als die Lebenswürze, von der wir sprechen. Sie zieht über alle Dinge einen Schein, der, wenn er auch nicht wahrhaft ist, doch dem Auge wunderbar wohlthut. Sie gibt selbst der Kraft, der Ueberschwenglichkeit eine so sanfte Mäßigung, daß ihr Ungestüm das Gleichgewicht der Kräfte, welche der Hebel der Gesellschaft sind, nicht stört. Die Schmeichelei stellt Alles an das rechte Licht, wo es nicht zur Last, sondern gut in die Augen fällt. Sie nimmt dem Laster seine Häßlichkeit, der Tugend ihr vorlautes Wesen. Sie macht aus dem Leben ein Kunstwerk und stellt Alles unter das glücklichste Niveau, unter das Niveau der Schönheit.

Nero.

Jezt läßt er ab von seinem Ungeschicke,
Er hat zuweilen lichte Augenblicke:
So fahre fort, du bist auf guter Fährte,
Er drückt das besser aus, was Seneka mich lehrte.

Rhetor.

Die niederträchtige Schmeichelei stört; denn sie sezt den Empfänger in Verlegenheit. Was soll die Schöne sagen, der ein Anbeter die Huldigung brächte, daß er aus ihrem Schuh tränke? was der Kaiser, wenn ein Senatsbeschluß festsezte, daß das römische Volk von einem Reitknecht des Julischen Hauses herstamme? Solche Reden sind plump, gemein, nicht anzuhören. Eben so kann die Schmeichelei so fein gespizt seyn, daß sie in's Alberne fällt und belacht werden muß. Doladella machte sich lächerlich, als er im Senat darauf antrug, dem göttlichen Tiberius müsse ein Triumphzug dekretirt werden, weil er einmal in Campanien einen kleinen Spazlergang gemacht hatte. Die gefährlichste Klippe bleibt freilich der böse Wille. Es gehört die größte Gewandtheit dazu, diesen durch die Maske der Schmeichelei zu verdecken. Wer seinen Haß hinter Liebe, seinen Neid hinter Theilnahme, seine Furcht hinter Vertrauen versteckt, muß seiner Gesichtszüge und seiner Worte gleich großer Meister seyn. Schmeichelt er, so kann er selten die Marimen befolgen, welche den Harmlosen immer zum Ziele führen; er muß weit verschlungenere Pfade einschlagen. Eine Huldigung sogar, die einzeln stände, würde ihn verrathen: sein ganzes Benehmen muß von der Schmeichelei durchdrungen seyn.

Julius Vinder.

Ich horche staunend, und schon glaub' ich fest,
Der Mann gibt eine Waare, die sich kaufen läßt.
Spann doch der alte Brutus auch sich ein
In Blödsinn, seines Brütens falschen Schein.
Ich geb' auf diese Reden sorglich Acht:
Denn leicht gewußt ist, was man will, weit schwerer,
wie man's macht.

Rhetor.

Die Ausführung meines Unterrichts in der feinen Schmeichelei überlasse ich meinen spätern Vorträgen; hier nur einige allgemeine Sätze, die Sie mit dem Geist derselben vertraut machen sollen. Es heißt geistreich und gewandt huldigen, wenn man Jemanden schmeichelt und sich stellt, als wolle man nur der Wahrheit zu Ehren sprechen, und sich sogar nicht scheuen, wenn man ihn durch seine Rede erzürne. Gesezt, das Staatsoberhaupt wünschte irgend ein Gesetz zu unterdrücken, und es träte Jemand auf, der wie aus freiem Antriebe, wie nach langer, reiflicher Ueberlegung auf die Abschaffung antrüge, so würde er seine Schmeichelei noch gerundeter machen, wenn er hinzufügte, daß er diesen Antrag stelle, selbst mit der Gefahr, den Zorn des Staatsoberhauptes auf sich zu laden.

Senatoren und Tribunen (murmelnd).

Zeigt der hier nicht vor aller Welt,
Was uns bis jezt noch aufrecht hält?

Digitized by Google

Wie weise, was er spricht, auch sey,
Er ist ein Thor, er spricht zu frei.

Rhetor.

Hat ein Regent Eigenheiten, große Eigenheiten, die man Laster nennen könnte, so wird es ihm immer darauf ankommen, sie für Tugenden angesehen zu wissen. Die feine Schmeichelei geht in diesem Falle nie auf geradem Wege. Sie ergreift eine ganz bei Seite liegende Gelegenheit und entwickelt eine allgemeine Ansicht, Grundsätze, die ihr wie von ungefähr kommen, die aber wie Saatkörner auf das nebenan lauschende, argwöhnische Herz des Fürsten fallen und hundertfältige Früchte tragen.

Senatoren und Tribunen.

Er dreht sich um und räuspert sich,
Und spricht noch mehr ganz sicherlich.
Das Bild, das er von uns gemacht,
Ist deutlich; denn die Menge lacht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Vorlesungen über deutsche Literatur.

Folgen wir den Deutschen in das Innere ihres Familienlebens, zu ihren religiösen und Volksfesten, sehen wir sie bei den gemüthlichen Weihnachten und hören wir auf die vielen innigen und herzlichen Ausdrücke, womit sie alle Lagen und Verhältnisse eines befreundeten Lebens zu bezeichnen wissen. Die Deutschen unterscheidet besonders ein lebendiger, reiner, tiefer Glaube an das Höhere, eine immer thätige, aber oft träumende Einbildungskraft, ein Geleit eines einfachen, glanzlosen Lebens; ein oft mystischer Ideenidealismus, strenge Religion und ein wahrer Herzenskultus; außerdem unermüdliches und gewissenhaftes Arbeiten und Mühen, weit mehr gründliche, als glänzende, mehr wirkliche, als scheinende Eigenschaften; in der Politik nach außen Ruhe, und intellectuelle Bewegung nach innen. — Fast immer zeigen sich die charakteristischen Züge eines Volkes in der Art, wie es die Kunst betrachtet und betreibt. So ist es mit der Musik. In Deutschland wird sie den Kindern angeboren, in Frankreich aber wird sie nur erlernt. Der Gesang ist wesentlich in dem deutschen Leben; er erleichtert dem Landmann und Arbeiter seine Mühen, der Student erholt sich singend von seinen Anstrengungen und Nachtwachen; Gesang mischt sich in die Spiele der Kinder und erfreut auch noch das Alter. In Preußen nimmt der Soldat, der rauchend in der Schenke sitzt, ungern seinen Pfeifenstummel aus dem Mund, um mit rauher Stimme ein rohes und grobes Lied zu singen, wozu seine Kompagnie unter häufigem Trinken Chorus macht. An der Elbe und an der Donau, in der Gegend von Danzig, in den Tyroler Gebirgen und selbst im Elsaß ertönen dieselben Lieder nach derselben einfachen, wahren und harmonischen Weise. Die Deutschen singen nicht wie der Rabe in der Fabel, um eine schöne Stimme zu zeigen; sie singen nie aus Eigenliebe, oder um Effekt hervorzubringen, oder Beifall einzuernten. In Deutschland ist die Musik eine geheimnißvolle Sprache, in der die Seele nur ihre Eindrücke und Empfindungen ausspricht, sie ist nur der Accent der Trauer, der Hoffnung, des Bedauerns und des Leids, das Wort gefühlvoller Gemüther. Im Gesang ändert die Frömmigkeit ihre Stimme, wie die Liebe, die tiefe, glühende Leidenschaft. Die Deutschen singen, während die Franzosen schreien, denn letztere haben selten den musikalischen Instinkt zu richtiger Intonation, noch das Gefühl der Harmonie, das gleichsam eine Seele in der Seele des Musikers ist, und das ihm bald leichte und lebhafte Melodien, bald schwermüthige und ernste Motive, dann wieder angenehme, süße und zärtliche Akkorde eingibt. So haben die Franzosen auch keinen Taktsinn, der viel häufiger eine glückliche Naturgabe, als eine Frucht des Studiums und der Geduld, also meistens keine Eroberung der Kunst ist. Die Deutschen haben Volkslieder, die den Franzosen fehlen; denn als Volkslieder können doch gewiß weder le bon Roi Dagobert, noch Malbrouck s'en va-t-en guerre, noch Fanfan la tulipe, oder gar Guernadier que tu m'affliges angeführt werden, wiewohl diese höchst trivialen und abgeschmackten Lieder mit ihren ohrzerreißenden Melodien in Frankreich sehr im Schwung sind und eine Art Popularität erhalten haben. Vielleicht möchte man die Marseillaise ein französisches Nationallied nennen. Dies scheint sie mir aber nicht zu seyn, denn sie hat eine rein politische Richtung, die nach den Umständen steigt oder fällt, und in der ganzen Kaiserzeit mit dem Lied selbst verschwunden war, welches auch jetzt wieder nur ein Parteizeichen ist, das viele Franzosen ungern und nicht ohne Besorgniß hören. Aehnliche Bewandtniß hat es mit Berangers Liedern, mit diesen welschen Meisterstücken in Form und Ausdruck, die aber, Paris und Lyon ausgenommen, vom Volk wenig gekannt, also so wenig national sind, als Voltaire und Rousseau. In der Instrumentalmusik ist ein wahrer Abgrund zwischen Franzosen und Deutschen befestigt; denn letztere zeigen darin wieder Tiefe, reiches Gefühl, Schwermuth, Kenntniß des menschlichen Herzens, große und erhabene Gedanken, großartige, reiche Entwickelung, pittoreske und malerische Formen; die Franzosen aber, Mehul und Grétry (Boieldieu?) ausgenommen, zeichnen sich nur durch Glänzendes, aber Oberflächliches, durch die Anmuth und Frische der Gesänge, die Neuheit der Motive, das Colorit und die Lebhaftigkeit des musikalischen Dialogs und durch eine geschickte Combination schmeichelnder Töne aus, die dem Ohr wohl thun, aber das Gemüth nicht ergreifen und rühren. Um die unbestreitbare Ueberlegenheit der deutschen Tondichter über die Komponisten zu zeigen, auf die Frankreich so stolz ist, braucht man nur Namen anzuführen wie Händel, diesen Künstler voll Feuer und Majestät, dem die religiöse Begeisterung jene herrlichen Oratorien eingab, die als Meisterwerke der Kirchenmusik angesehen werden müssen; oder Sebastian Bach, diesen ernsten, tiefdenkenden und originellen Tonsetzer; oder Haydn, bei dem man nicht weiß, was ausgezeichneter ist, die Mannichfaltigkeit und Anmuth, oder die Schönheit der Verhältnisse, die Fruchtbarkeit und der harmonische Reichthum; oder Mozart, den begeisterten, blureißenden, wollüstigen Künstler, der es im dramatischen und leidenschaftlichen Ausdruck weiter gebracht hat, als alle seine Vorgänger.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. September 1834.

— Es hängt der Kopf,
Und schlottert Hüft' und Haut den armen Mähren,
Und ihre Henker fliegen über ihnen,
Die frechen Kräh'n, die Stunde kaum erwartend.

Shakespeare.

Montfaucon bei Paris.

Seit den Tagen des Direktoriums, wo Frankreich seinen Rausch ausschlief, ist es in Paris nicht mehr so ruhig gewesen als diesen Sommer. Dieselbe Sonne, welche im Julius 1830 die patriotische Glut der Pariser anfachte, steht dieses Jahr mit der schläfrigen Richtung des Augenblicks im Bunde. Vergeblich sehe ich mich nach einem Bilde um, das ich in den Rahmen Ihres Blattes setzen könnte. Bataillenstücke sind längst aus der Mode; Genregemälde? der Humor schläft bei 30 Graden Hitze; Porträts? lauter langweilige Gesichter! Gehen wir einmal hinaus aus der todten Stadt der Lebendigen zu der belebten Stätte des Todes; nicht etwa auf den sentimentalen Gottesacker Père la Chaise, auch nicht in die schauerlichen Catakomben, sondern zu ihrem Gegenstück über der Erde und am andern Ende der Stadt, zu der ungeheuern Schädelstätte der thierischen Welt. Lernen wir einmal Paris auch vom Standpunkte des Schindangers aus kennen. Schon die Aussicht auf eine nicht ganz unbedeutende naturgeschichtliche Ausbeute wird den Leser vermögen, uns dahin zu folgen.

Auf einer Anhöhe zwischen den Vorstädten St. Martin und du Temple, keine tausend Schritte von der jetzigen Barrière, erhob sich einst ein hohes Gemäuer, gekrönt von dreizehn steinernen Pfeilern; über ihnen lag ein starkes Gebälke, und an diesem hingen eiserne Ketten, in welchen die hier oder in der Stadt hingerichteten Verbrecher aufgehängt wurden. Fünfzig, sechzig Skelette schaukelten sich beständig im Winde; aber ringsum lagen hübsche Landhäuser reicher Leute, und zahlreiche Schenken. Dies war das berühmte Hochgericht von Montfaucon; unter den hier Aufgehängten zählt man im Laufe von Frankreichs Geschichte nicht weniger als neun Finanzminister; aber jezt gibt es keinen Galgen von Montfaucon mehr, weder für einen Finanzminister, noch sonst für Jemand. Der Platz ist jezt der Schindanger für die Pferde und die Niederlage für den ganzen Unrath von Paris; einst ein Ort des Grausens, jezt nur des Ekels, sonst hing man hier Menschen, jezt deckt man Pferde ab.

Wir werfen einen Blick auf dieses Feld des Todes, und behalten dabei vorzüglich das interessanteste unserer Hausthiere, das Pferd, im Auge; denn hier ist die wahre Hochschule für die Geschichte des edlen Geschöpfs nach seinem Tode.

Nach Montfaucon kommen die Pferde entweder todt oder lebendig. Die Unternehmer bezahlen demjenigen, der ihnen ein todtes Pferd in der Stadt anzeigt, eine Prämie; unverzüglich begeben sie sich hin, und geben 12 bis 15 Franks für die Erlaubniß, es fortführen zu dürfen. Gewöhnlich haben sie an gefallenen Pferden mehr

Digitized by Google

Profit, als an solchen, welche sie selbst abdecken. Es ist wirklich ein ergreifender Anblick, das schöne Thier, unsern treuen Gefährten bei Lust und Arbeit, auf der Reise und im Kampfe, krank oder altersschwach vom Menschen niederschlagen zu sehen, der in seinem kalten Undank sogar noch die Reste des guten Geschöpfs zum Gegenstand seiner Gewinnsucht macht. In Haufen von Dutzenden und mehr sieht man die Pferde, mit alten Stricken zusammengekoppelt, nach Montfaucon bringen. Zuerst schneidet man ihnen Mähne und Schweif ab und steckt sie dann in einen engen Stall, wo sie so dicht gedrängt stehen, daß sie sich gar nicht rühren können; viele krepiren hier, weil sie oft schon sehr lange nichts gefressen haben. Die Menge der hieher kommenden Pferde ist zwar das ganze Jahr hindurch sehr groß, am größten aber zu Anfang des Winters, wo sie die Bauern, nachdem sie dieselben den Sommer über stark gebraucht, auf den Märkten verkaufen. Die Unternehmer lassen sie zu Essonne und Fontainebleau zu 4 — 5 Franks das Stück aufkaufen. Der Transport kostet natürlich nichts: mühselig schleppt sich das Pferd zum Stall, wo es endlich von seinen Leiden erlöst werden soll. Ist das Pferd getödtet, so wird man Zeuge eines Auftritts, der einen noch mehr empört, als der Einzug der Schlachtopfer. Um die Gerippe vom Platz, wo das Pferd geschlachtet und abgestreift worden, an den besondern Ort zu transportiren, wo sie aufgeschichtet werden, nimmt der Arbeiter unter den Pferden, an welche zunächst die Reihe kommen soll, dasjenige, das noch die meisten Kräfte hat, und bindet ihm das Gerippe an den schon ganz kahlen Schweif; einen Moment darauf wird sein eigenes Gerippe auf dieselbe Weise fortgeschleppt.

Die erste Statistik über den Abgang an Pferden in Paris verdankt man dem Minister Necker. Damals schätzte man die Zahl der täglich zu Paris und der nächsten Umgebung gefallenen Pferde auf 25, oder 9,125 jährlich. Im Jahr 1827 wurden Tag für Tag 35 Pferde todt oder lebendig nach Montfaucon gebracht; der ersten Categorie gehörte nur ein Viertheil an; es gäbe dies 12,775 jährlich. Nun schätzt man aber, daß in Paris nicht mehr als 20,500 Pferde auf dem Pflaster sind; es kämen demnach jährlich gegen fünf Achttheile davon auf den Schindanger? Dies ist durchaus unmöglich; und doch sind alle Zahlen richtig: denn die lebendig nach Montfaucon gebrachten Pferde kommen bei weitem nicht alle aus Paris, sondern werden, wie schon gesagt, oft auf weit entfernten Märkten aufgekauft.

Die Ueberreste des Pferdes werden auf sehr mannichfaltige Weise genützt. Am Roßhaar läßt sich an dem Orte, von dem wir sprechen, nicht viel profitiren; den Thieren, die hieher kommen, ist es aus Alter oder Krankheit größtentheils ausgefallen, und was sie etwa noch haben, schneidet ihnen der Eigenthümer ab, bevor er sie verkauft. Desto wichtiger ist die Haut; sorgfältig aufgerollt, wandert sie schon nach zwei, drei Tagen zu den Gerbern, die im Innern von Paris längs des kleinen Bièvreflusses ihr Wesen treiben. Warum man das Blut nicht sammelt, ist nicht abzusehen, da doch das Ochsenblut so gesucht wird, daß im Laufe wenige Jahre der Preis desselben um's Dreifache gestiegen ist; die Pariser Fleischer haben im Jahr 1826 alles Blut aus den Schlachthäusern auf zehn Jahre, und zwar zu sehr hohen Summen verkauft. Warum nimmt man nicht das Ochsenblut nur zu der Zuckerraffination und fabrizirt aus Pferdeblut Berlinerblau?

Was fangt man aber mit dem Fleisch an? mit einem Fleisch, das sehr schmackhaft ist und sich im Geschmack vom gewöhnlichen Rindfleisch fast gar nicht unterscheidet? Besonders über dies und über verwandte Gegenstände möchten wir hier etwas sagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Philosophie, Despotismus und Rhetorik.

(Beschluß.)

Rhetor.

Am glücklichsten fährt der, welcher sich der Worte der Opposition bedient und doch nur das sagen will, was der Macht willkommen ist. Ein solcher Schmeichler beicht in laute Klagen aus über die Ungebühr der Zeiten, tadelt aber gerade nur das, was den Gegenstand seiner Huldigung beeinträchtigen will. Er spricht von der alten Sitte, von den Vorfahren, von menschlichen und göttlichen Rechten, hebt aber alle Dinge nur in der Verbindung hervor, daß das Licht, das er vermissen will, doch auf den, dem seine Worte gelten, fallen muß. Hier gibt es viel Nüancen. Gesetzt, ein Fürst wählt sich einen Minister, der auffallend jung, aber für die Tyrannei wie geschaffen ist. Der Schmeichler benimmt sich hier so: er adoptirt die Sprache der Neuerung, nimmt den jungen Minister in Schutz, als ein Zugeständniß für die Opposition. Denn will die Opposition nicht, daß das Talent, nicht das Alter die Befähigung zu der Stelle geben soll? Er sucht dann die Partei zu verspotten und als besiegt darzustellen, welche doch eigentlich die Siegerin ist und deren Kreatur der junge Minister bleibt. Das ist eine der tauglichsten Maximen; denn durch sein Doppelspiel gewinnt man ebenso die bestehende Gewalt, als die Opposition, von der man nur die Wendungen leiht.

Digitized by Google

Cerialis Anicius (bei Seite).

Er ist es selbst, der Kaiser, der mir dicht
Zur Seite steht, er glaubt, ich kenn' ihn nicht.
Er weicht mir aus und gibt mir meinen Blick
Mit ängstlicher Gebärde fast zurück.
Es ist im ganzen Staate meine Ehre,
Daß ich des Schmeichelns größter Meister wäre.
Was an dem Rufe ist, prüf' ich zur Stund.
(Tritt auf den Rhetor zu; laut.)
Verschlucke deine Zunge, frecher Mund,
Da sie umsonst den gift'gen Stachel wezt
An Seelen, die dein Athem schon verletzt!
Willst du der Ränke Uebermaaß noch mehren,
Die unsres Staates unbescholtne Ehren
Schon schwärzen überall? Fluch dir; denn diese Künste
Sind wohl der Klugheit übelmüthige Gewinnste,
Doch Nieten für die Tugend, die du schmähst.
Noch ist in Rom die Wahrheit nicht verwest;
Sie trägt des Kaisers Kleid, ist seines Volkes Paß,
Ein guter Fürst sieht nie durch buntes Glas.
Pack deinen Kram zusammen, und zu andern Thoren
Such' dir den Eingang, wo der Menschen Ohren
Schon giftgefüllt, nicht taub sind deinem Dunst,
Du Maskenhändler falscher Redekunst!
(Er schlägt ihn.)

Rhetor.

O helft mir, edle Herrn; der mich hier schlägt
Beweist, wie Doppellüge sich verträgt!
Er preist den Kaiser mit erlogner Ehre,
Und lügt, als ob der weit von hinnen wäre;
Doch hört dort Nero meiner Rede zu,
Das Windspiel, das ihn roch mit seiner Nase,
Kriecht wedelnd, da erlegt der Hase,
Dahin zu ihm, und leckt den Koth von seinem Schuh.
(Er entflieht.)

Senatoren und Tribunen.

Was sprach er da? da läuft der Wicht.
Der Kaiser hier? Ich seh' ihn nicht.
Erkennt er mich, welch Strafgericht!
Mein Nebenmann, der ist es nicht.

Cerialis Anicius
(auf Nero zutretend).

Erhalte, Jupiter, die Spuren jener Schritte,
Die Nero setzt in seines Volkes Mitte!
Du staunst, erhabner Kaiser, daß die Frage
Nach diesem hohen Wunder kaum sich wage
Von einem Mund zum andern fortzuschleichen?
Ein Jeder späht noch, daß ihn nichts betrüge;
Denn deiner hohen Nähe erstes Zeichen
Kam uns vom frechen Lästersitz der Lüge.
Sinkt, Bürger, Senatoren, in den Staub,
Und tragt wetteifernd euern theuern Raub,
Das schönste Kleinod eurer Schätze,
Durch Roma's überraschte Plätze.
(Setzt Nero's Fuß auf seinen Nacken.)

Senatoren und Tribunen.

Wer vor mir steht, der trete fort,
Ich hasche wohl ein günstig Wort.
Er sprach noch nicht, noch ist nicht Rath,
Wie viel die Uhr geschlagen hat.

Nero.

Verflucht sey der, der einen Genuß mir beut!
Mit eurer pedantischen Ehrlichkeit
Fallt ihr höchst räuberhaft mich an:
Wer sagt mir, wie vor eurer Liebe,
Vor eurer Tugend man sich retten kann!
Und wenn ich euer Aller Henker bliebe,
Ein grauser Fensterpocher bei der Nacht,
Ein böser Traum, der, selbst wenn ihr erwacht,
Am Tag noch eure Augen blendet:
So wär' dies Alles wie verschwendet,
Und jedes so, daß es euch doch gefiele.
Mein Wüthen, Morden, meine Traueespiele,
Nichts rüttelt euern Schlaf und eilst euch los
Aus der Alltäglichkeit gemeinem Schooß.
Ihr lächelt stets, und wo ich Tiger wähne,
Zeigt ihr mir eure Lippen, statt der Zähne.
Was schlugt ihr jenen Meister? Seiner Worte Glätte
War für die Grazien recht ein Ruhebette,
Man sah darauf die Amoretten schaukeln,
Gefiederte Gedanken ab und wieder gaukeln.
Der hat des Lebens Räthsel tief erkannt,
Doch ihr seyd stumpfes Volk; das Unterpfand,
Wie Ewigkeit wird aus dem Augenblick,
Das kennt ihr nicht, die heilige Musik.
Euch schuf Natur nur außenhin ein Ohr,
Nur für Diskaemonie ein offnes Thor;
Ihr höret mit dem Aug', am Flötenspiel ergötzt
Euch einzig, wie die Kunst dabei die Finger setzt.
Drum merk' ich, der auf eurem Rücken sitzt,
Mit Schrecken, wie ihr unten schwitzt,
Schon Luft hineinzupumpen in die Kehlen,
Um euch bei mir durch Lieder zu empfehlen.
Tragt mich denn fort! doch störe die Cambne,
Beim Himmel! wenigstens die falschen Töne.
(Nero wird auf den Schultern der Menge davongetragen.)

Julius Vindex (allein).

Nach so viel tausend Opfern schlägt der Kaiser
Selbst unsre Sprache, schnürt sie heiser,

Digitized by Google

Macht aus der Red' ein Würfelspiel,
Wo's gleich, ob hie, ob da ein Wort hinfiel.
Der Sprache stolzes Roß besteigt er,
Macht sich bald schwer, macht bald sich leichter,
Wirft sich im Sattel, stachelt mit den Sporen,
Bläst bald dem Thiere kindisch in die Ohren:
So elend sah man einen Reiter nie sich halten,
Des Römers Rede nie so wirrsam sich gestalten.
Er ist auch hierin ein Komödiant,
Den, wenn er kaum der Rede Anfang fand,
Ein Stichwort so bethört, daß er die stolz'sten Pheasen
Läßt auf des Umgangs Sprachgemeinplatz grasen.
Man wird aus ihm nicht klug: denn wenn er lacht,
Ist der verloren, der's ihm nachgemacht.
Er lacht, wenn er mit vielverfluchter Hand
Verbannung, Tod, zahllose Thränen sät,
Derweilen man ihn immer trüb erfand,
Wenn sich sein Glück mit vollem Segel bläht.
Wer mag sich schicken in den leeren Thoren!
Doch wahrlich! bei den Göttern ist's geschworen,
Bald hab' ich selbst die Sprache aufgespürt,
Die zu versteh'n, ihn Alles kosten wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Peschiers Vorlesungen über deutsche Literatur.

Endlich führen wir Beethoven an, diesen Riesen der deutschen Tonkunst, dessen wolkige und etwas mystische Dichtung manchmal den strahligen Glanz seines Genies mildert, der überreich ist an Einbildungskraft und Gefühl, Tiefe und Schwermuth, der überall das Gemüth ergreife, bewegt und erschüttert, der alle Geheimnisse des Herzens, alle seine Leiden, seine Freuden, seine Leidenschaften, seine Trauer und sein Sehnen ausbeut, dessen Töne bis in's Mark dringen und die feinsten Fibern unsers Wesens in Bewegung setzen; der uns bald in seinen bewundernswürdigen Symphonien in eine chimärische Welt erhebt, bald wie Klopstock in erhabene Träume lullt, bald in Quartetten spricht und da seinen ganzen Ideenreichthum ausdrückt, nun einfacher, klarer, nackter, aber in mysteriöser Sprache, bald im Trauermarsch für einen gefallenen Helden, ein Marsch, der bei seinem eigenen Begräbniß ausgeführt wurde, und der wie die Rede bei dem Tode seines eigenen Genius klingt; Alles voll tiefergreifender, christlicher Anklänge, voll Würde und Ernst, wie denn zu allen Zeiten die größten Künstler eine unwiderstehliche Neigung zur Behandlung ernster und religiöser Gegenstände gezeigt haben, denn das wahre Genie erklingt nur in der übernatürlichen Rührung, die den Menschen immer an seinen himmlischen Ursprung erinnert. — Man fragt vielleicht nach dem Charakteristischen, das die französische Dichtkunst von der deutschen unterscheidet. Die Antwort ist ganz leicht, denn dieser Unterschied ist nur Folge der Verschiedenheit im Nationalcharakter beider Nationen. Die Deutschen sind zu einer Art von politischem Fatalismus (!) verdammt, und gerade dadurch hat sich ihr ganzes Leben im Innern, im Geist, vor dem äußern politischen, öffentlichen und gesellschaftlichen vorzüglich entwickelt. Ihnen geht der Gedanke über Alles, auch ist ihre ganze Poesie innerlich, betrachtend, psychologisch und subjektiv, sie ist die Dichtkunst der Seele und des Gefühls. Manche mögen die Natur mit ihren unzähligen Wandern, die glänzende Klarheit eines heitern, wolkenlosen Tags, oder Gewitterwolken, auf Sturmesflügeln getragen, oder das majestätische, bloß vom Donner unterbrochene Schweigen des Waldes, oder das Zucken der Blitze am Himmel beschreiben; oder auch das Landleben in allen seinen Theilen und Zeiten, mit allen seinen Reizen. Dergleichen Gegenstände haben allerdings ihren Reiz und ihr Verdienst, besonders gegen den Abend des Lebens hin, wenn es von Stürmen und Schlägen müde geworden ist und sich zu vergessen sucht; in froher Stimmung findet solch äußere und beschreibende Poesie Anklang und Mitgefühl. Aber beim Eintritt in das Leben, in der vollen Jugendkraft, wenn helle Hoffnungsstrahlen noch Alles verschönern, hört man mit Entzücken den deutschen Dichtern zu, die den Schleier vom innersten Heiligthum lüften und die Seele in ihrem ganzen Seyn zeigen, die in das Geheimniß des Gedankens einweihen und dem Menschen gleichsam den Blick in den geheimnißvollen Himmel eröffnen. Dieser Dichtung voll Gedanken, Trauer und Gefühl steht die Poesie der Franzosen scharf entgegen, denn bei ihr herrscht das theatralische und deklamatorische Element vor, und überall sieht man die Bemühung, Effekt zu machen. Der französische Poet weiß und wiederholt es sich alle Augenblicke, daß er Leser oder Zuhörer im Parterre vor sich hat, die er um jeden Preis gewinnen muß; darum spricht er nur aus, was er wie in malerisch-akademischer Stellung in seinem Innern erblickt; seine Gedanken und Gefühle sind immer ganz laut, und er läßt kein einziges hingehen, ohne es wie einen schönen Seidenstoff vor den Augen der Menge zu entfalten, hin- und herzudrehen und in seinem rechten Licht zu zeigen. Seine Gefühle sind für den Augenblick wahr, sie haben aber nur die relative Wahrheit des genau kalkulirten Moments. In Frankreich sind die Leidenschaften nicht still und in sich gekehrt, sondern gesprächig, und wie alle Franzosen hören sie sich gern reden; in ihnen sieht man keine wahre, unbefangene Natur, die sich nur ungern überraschen läßt, sondern es ist eine drapirte Natur, die sich vor Allem gern zeigen will. Zum Beleg für diese Ansichten von der französischen Dichtkunst führe ich fast alle Tragödien Corneille's, Racine's und besonders Voltaire's an, die voll berechneter, ambitiöser und prätentiöser Tiraden, Wendungen und Verse sind; zu gleichem Beispiel dienen die emphatischen Oden Lebrun's, die sämmtlichen Gedichte aus der Kaiserzeit, Delavigne's Messéniennes, ja selbst die großen Spektakel-Dramen von Victor Hugo. Nur ein einziger Dichter, der Verfasser der Méditations poétiques, gehört in die Familie der subjektiven, tief in ihr Inneres eingehenden Dichter (rêveur), darum hat auch mit ihm eine neue Epoche für die französische Poesie begonnen; Lamartine hat ihr zuerst den Weg zu hohen Oden eröffnet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 224.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. September 1834.

Je ausgeprägter der Charakter derjenigen Völker, welche mehrere Stämme und Sprachen in sich vereinigen, überall da ist, wo man sie beobachtet, desto mehr wundert man sich, wenn man am Ende findet, daß sie im Grunde gar keinen Nationalcharakter haben.

Forster.

Briefe aus Schlesien.

Von J. G. Seiner.

Ratibor, 1834.

In der Regel hat der Fremde über die Provinz Schlesien keine richtigen Begriffe; entweder er überschätzt dies Land, oder er läßt ihm nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Lage desselben, sein Hinziehen von Südost nach Nordwest in einer Länge von mehr denn vierzig deutschen Meilen, bei einer verhältnißmäßig sehr geringen Breite, gibt ihm schon eine gewisse Eigenthümlichkeit. Der obere Theil wird von Polen, Ungarn und Mähren begrenzt (ich schließe nämlich den österreichischen Antheil mit ein) und hat von diesen Ländern zum großen Theil Sprache und Sitte; während der niedere Theil, von Sachsen und der Mark Brandenburg berührt, wiederum von diesen Ländern sehr Vieles in seine Volksthümlichkeit aufgenommen hat. Man sehe nur einmal einen Niederschlesier aus der Gegend von Grünberg neben einem Oberschlesier aus dem Bezirk von Pleß oder Teschen, und man wird einen fast eben so großen Unterschied zwischen beiden finden, wie zwischen einem Schwaben und einem Mecklenburger. Zu dieser großen Verschiedenheit im Charakter und in den Sitten hat schon von uralten Zeiten her die Verfassung des Landes und der oftmalige Wechsel seiner Herren beigetragen. Man denke an die Menge von Herzogen, die das Land regierten, und von welchen jeder sich in seinem Fürstenthume isolirte und nur allzuoft in blutiger Fehde mit seinen Nachbarn lebte; man denke an die Oberherrschaft Polens, die später mit der von Böhmen, alsdann mit der des deutschen Kaisers, oder vielmehr des Hauses Oesterreich, und zuletzt mit der von Preußen wechselte. Unter solchen Verhältnissen mußte sowohl eine Entfremdung des Volks im Innern des Landes, als ein gewisser Indifferentismus in den politischen Verhältnissen nach außen entstehen. Dazu kommt noch, daß das schlesische Volk durch eine Hauptmauer, welche die Völker scheidet, nämlich die Sprache, in zwei Theile gespalten wird. Denn fast die eine Hälfte spricht polnisch, während die andere von deutscher Mundart ist. Die Grenze dieser beiden Sprachen wird größtentheils durch die Oder gezogen, und man hört auf dem rechten Ufer dieses Stromes mehr als die halbe Länge der Provinz herab fast nur polnisch sprechen, während auf dem linken Ufer das Deutsche herrscht. Indeß haben sich zwischendurch einzelne Distrikte gleich Strahlen gezogen, in welchen die andere Mundart vorherrscht und sich erhält. So ist z. B. von Oels und Trebnitz abwärts fast Alles deutsch, während von Leobschütz bis nach Troppau hinauf Alles polnisch, und hier hie und da schon mährisch oder böhmisch spricht,

Digitized by Google

Aus alle dem folgt schon von fribst, daß in Schlesien kein scharf grzeichnetrr gemeinsamer Nationalcharakter des ganzen Volkes zu findrn seyn kann, und doch hat sich im größeren Theil desselben und insdrsondere in dem von deutschee Zunge eine gewisse Originalität gebildet, die den Schlesiee auch über den Grenzen seines Landes schnell erkennen läßt.

Ratibor ist erst seit der Zeit, daß es der Sitz eines Obeelandesgerichts geworden ist, zu einigee Erlebrität gelangt; sonst wae es, wie die übrigen Städte Oberschlesiens, ein undedeutender und schlecht gebauter Ort. Da die Stadt klein ist, so gewinnt sie durch das bei gedachtem Gericht angestellte Personale einige Lebendigkeit. Wer aber an Vergnügungen großer Städte gewöhnt ist, und wee zu diesen drsondees schöne Umgebungen eechnet, dee findet in Ratibor wenig seine Rechnung. — Ich machte während meines hiesigen Aufenthalts mit mrinen Freundrn einen Abstechrr in das vier Meilen entfernte Troppau. Fast an dee ganzen Linie heeab, auf welchee preußisch Schlesien mit den österreichischen Staaten grenzt, d. h. von Pleß bis nach Hirschberg, gehört es zu den Volksvergnügungrn, zuweilen eine Fahrt übee die Grenze zu machen und sich da namentlich im Weine gütlich zu thun, weil er dort, wo krin Impost davon zu zahlen, viel wohlfeilee ist. Die Gastwirthe der österreichischen Grenzörtee haben diese Neigung der preußischrn Schlesiee dadurch zu unterhalten und zu benutzen verstanden, daß sie neben guter Tafel auch für andere Vergnügungen, wie Musik und Tanz, sorgen. — Troppan ist ein großartiger und dabei ungemein freundlich ansprechender Ort. Sonderbar findet man hier die ganz nach Wienre Schnitt gebildete äußere Sitte. Es herrscht in diesee Hinsicht zwischen hier und Ratibor ein himmelweiter Unterschied, und beide Städte bieten, obgleich in ein und demselben Lande und in so geringer Entfernung von einander gelegen, die schlagendsten Kontraste. In Ratibor hat sich duech die Mengr von Beamten, welche meistentheils aus den andern preußischen Provinzrn hierhee versetzt worden sind, das preußische Leben und Wesen in ziemlicher Reinheit begründet und ausgrbildet, und in Troppau findet man die Wiener überall recht getreu ropirt. Dies gibt dem Fremden drn reichhaltigsten Stoff zu Vergleichungrn. — Damit mie dee Kontrast recht auffallend würde, mußten meine mich nach Troppau begleitrnden Freunde gerade Brrliner seyn. Wie wiv nun im Billardzimmee zu den sieben Kuefürsten mit einer Mrnge Troppaner zusammen waren, untee welchen sich, besonders unter den Offizierrn, einige Originalwiener befanden, so war ich in dee That zweifelhaft, welches von den beiden Theaterstückrn vor mir aufgeführt wurde, „die Wiener in Berlin," oder die „Brrliner in Wien."

(Die Fortsetzung folgt.)

Montfaucon bei Paris.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1739 verbot die Regierung zum erstenmal den Vrrkauf von Pferdefleisch in Paris, und versuhe mit großer Strenge grgen diejenigen, welche solches zu Montfaucon holten und damit handelten. Dieses Verbot, heißt es in dee Ordonnanz, bestehe schon lange; man habe abee immer Mittel grfunden, auf Schleichwegen die Wachsamkrit der Polizei zu täuschen. — In drr Hungersnoth während drr Revolution nahm man dazu seine Zuflucht; ein volles halbrs Jahe lang war das Fleisch, das in Paris veezehrt wurdr, großentheils Pferdefleisch, und es zrigtrn sich duechaus keine schädlichen Folgen davon, selbst nicht bei Personen, welche rs täglich genossen. Mit drr Wiederkehe des Ueberflusses kam es, als allgemeinrs Nahrungsmittel, wieder außer Gebeauch, bis znm Jahe 1803; die Noth zwang von Nenem dazu, der Gebeauch wurde aber bald unterdrückt, weil sich zu viele Klagen gegen die Leute erhoben, welche das Fleisch den Armen verkauften. Im Jahr 1811 griff man wieder daenach, denn die Lebensmittel wueden theuer und die Aebrit seltrn. Man nahm den Garköchen, welche die niedrigsten Volksklassen beköstigen, im Quaetier der Hallen, in dee Straße Mortellerie, St. Victor u. s. w., ganze Centnee Pferdrfleisch weg. Der damalige Polizeipeäfekt Pasquiee (jezt Präsident der Pairskammer) besorgte Seuchen in Folge des Genusses von Pferdrfrisch und bat den sogenannten Conseil de salubrité um ein Gutachten daeüber. Dieser war einstimmig dee Ansicht, das Fleisch dre in Folge rines Knochenbruchs oder Alters halbee grtödteten Pfrde sey durchaus unschädlich; aber hinsichtlich des Fleisches von verreckten Pferden waren die Meinungen grtheilt. Dee Conseil rieth, den Verkauf von Pfrrdrfrisch, mit den angemessrnen Vorsichtsmaßregeln, zu erlauben; teotz dem verbot die Rrgierung die Einfuhr desselben in Paris: sie fürchtete, wenn zufällig eine Seuche ausbräche, möchte man dies dem Genusse dirses Fleisches zuschreiben. Indessen ließ die Polizei bald von ihrer Steenge nach und erlaubte die Einfuhe gegrn ein Sittlichkeitszeugniß. Diese Eelaubniß wurde von der Restauration zurückgrnommen, mußte abee schon im Jahe 1816 wiedee ertheilt werden, und besteht noch jezt.

Mit dem auf diese Weise in die Stadt grbrachten Pferdefleisch werden allerdings zum Thril Thiree gefüttert, oder es dient als Düngrr. Zu Montfaucon kann man es, sehe appetitlich zugerichtrt, an den Wänden hängen sehen; es würde der ordrntlichstrn Flrischbank keine Schande machen, und fragt man, so hrißt es, es kommr in die Mrnagerie im Pflanzengarten. Aber Allem nach muß die ärmste Paeiser Volksklasse den größten

Theil dieses ausgewählten Fleisches verzehren, und der gewinnsüchtige Verkäufer hat dabei nicht einmal mit einem Vorurtheil zu kämpfen, weil er das Fleisch den Consumenten unter falschem Namen verkauft. Wie mag man diese Betrügerei dulden? Die Arbeiter in Montfaucon genießen täglich davon, und sind ganz gesund, es wird wenig Soldaten geben, die im Lauf eines Feldzuges nicht froh daran waren, und überdies haben ja sogar schon Regierungen den Verkauf des Pferdefleisches, als menschliche Nahrung, freigegeben. Dänemark war das erste Land, wo es erlaubt wurde, auf den Schlachtbänken neben dem Fleisch anderer Thiere auch Pferdefleisch zu verkaufen. Doch durften nur die vier Viertel ausgeiegt werden, und damit das Publikum nicht betrogen würde und sich selbst überzeugen könnte, daß das Thier gesund gewesen, ließ man an jedem Stück den Huf, dem die Polizei noch bei Lebzeiten des Pferds ein Zeichen aufgebrannt hatte. Pferdefleisch war einst die vornehmste Nahrung der nordischen Völker. Erst mit der Bekehrung zum Christenthum entsagten sie dem Gebrauch. Die Celten opferten ihren Göttern Pferde und verzehrten sie dann bei festlichen Mahlen; um diesen Götzendienst zu stürzen, erklärte die Klerisei das Pferdefleisch für unrein, so wie diejenigen, welche es genießen würden. Wir besitzen hierüber einen sehr hübschen Brief des Pabstes Gregor III. an den Apostel der Deutschen, den h. Bonifazius. Das von unsern Vätern so hochgeachtete Fleisch ist nun aber heutzutage noch ganz, wie es ehedem war, und unser Magen verträgt sich noch immer sehr gut damit. Der Baron Trott, französischer Gesandter, aß an der Tafel des Chans der Tartaren, Krim-Guerai, vortreffliche geräucherte Pferderippen, und er kann in seinen Memoiren ihre Schmackhaftigkeit nicht genug rühmen. Der berühmte Chirurg Larrey versichert, das Hinterstück gebe eine treffliche Suppe; auch könne man sehr guten Rostbraten und Boeuf à la Mode daraus machen, und lezteres will allerdings viel heißen. „Die Leber," erzählt er weiter, „ist noch weit schmackhafter, als beim Hornvieh; im russischen Feldzug war dieses Stück ganz besonders gesucht, und wer davon genossen, rühmt die Speise ungemein. In Egypten bewahrte dieses Fleisch die Truppen, welche Alexandrien vertheidigten, vor dem Hungertode, und der Scorbut, der große Verheerungen in der Armee anrichtete, verschwand auf den Genuß desselben. Tag für Tag wurde regelmäßig Pferdefleisch ausgetheilt, und um dem Soldaten den Widerwillen zu benehmen, war ich der Erste, der seine Pferde schlachten ließ und davon aß."

In der ersten Revolution tödtete man einmal zu St. Germain dreihundert rozige Pferde; sie wurden sammt und sonders von den armen Leuten in der Stadt weggenommen und ohne allen Schaden verzehrt. Dergleichen Fälle kamen und kommen häufig vor. Vor zwanzig und mehr Jahren starb in der Menagerie ein Löwe an einem allgemeinen Hautausschlag. Ein Wärter, der wegen seiner Gefräßigkeit berüchtigt war, verzehrte ihn ganz; er wurde nicht krank, lebte in bestem Wohlseyn noch lange und starb endlich an einem achtpfündigen Laib Brod, den er heiß verschlungen hatte. Daß das Fleisch von krankem Vieh, selbst von solchem, das von wüthenden Hunden gebissen und wirklich wasserscheu geworden war, ungestraft genossen wird, ist bekannt genug, und vor noch nicht langer Zeit haben die Pariser Aerzte durch sehr interessante, eben in Montfaucon an Menschen und Thieren angestellte Versuche dargethan, daß Fleisch in allen Graden der Zersetzung gekocht lediglich keinen Schaden bringt. Aus alle dem folgt nicht, daß man in Paris oder irgendwo das Fleisch kranker Pferde genießen soll. Da wir aber einmal gesehen haben, daß Pferdefleisch an sich ein gesundes und schmackhaftes Nahrungsmittel ist, so können die angeführten Thatsachen dazu dienen, die Bewohner derjenigen größern Städte, wo sich unter die Hekatomben von Ochsen leicht etwas einschleichen könnte, was nicht auf zwei Klauen gegangen, über die Gefahr für die Gesundheit zu beruhigen, weil freilich bei Pferdefleisch der Gedanke, daß es von einem kranken oder gänzlich entkräfteten Thier herrühre, sehr nahe liegt.

Die Regierung könnte, sollte man meinen, in Paris viel vernünftiger zu Werke gehen, und durch zweckmäßige Maßregeln in dieser Beziehung viel Gutes stiften. Ja es wäre nicht das größte gastronomische Paradoxon, das man hier erlebt, wenn Pferdefleisch noch in die Mode käme, und dann wäre man sicher, daß in Kurzem auch jenseits des Rheins Pferdekoteletes gespeist oder doch — bezahlt würden. Die dürftige Klasse in Paris ist wegen des hohen Preises des Fleisches fast ganz auf vegetabilische Nahrung beschränkt, die für den Handarbeiter nicht ausreicht. Das Fleisch, das der Arme wohlfeil kauft, kommt entweder von der Schlachtbank, und dann ist es von der schlechtesten Sorte, oder es ist Pferdefleisch, und dann bezahlt der Arme viel zu viel dafür. Warum läßt man ihn in dieser traurigen Alternative, daß er sich entweder schlecht nährt, oder etwas weit über seinem Werthe bezahlt? Warum richtet man nicht ein förmliches Schlachthaus für Pferde ein? Die Behörde müßte die lebendigen Pferde untersuchen lassen, und mit den gesunden und nicht zu magern verführe man sofort wie mit den Ochsen. Es wäre dies eine bedeutende Erleichterung für die ganz Armen; wenn man sich überzeugte, daß die Polizei ihre Schuldigkeit dabei thut, würde auch alles Vorurtheil bald schwinden, und Pferdefleisch könnte ein neues Pfand für Frankreichs Ruhe und für die Stabilität von Louis Philipps Thron

Digitized by Google

werden. Wie die Sachen jezt stehen, kann jedes in der Stadt ansäßige Individuum, gegen einen einfachen Erlaubnißschein der Polizei, so viel Pferdefleisch hereinschleppen, als ihm beliebt; er bekommt in Montfaucon für drei Sous eine ganze Butte voll. Was wird aus all dem Fleisch? Die zum sogenannten Stiergefecht dienenden Thiere und die in der Menagerie verzehren gar viel, heißt es; und allerdings holt man für lezterе Anstalt jede Woche das Fleisch von wenigstens zwanzig Pferden; aber ein, zwei Pferde wären übrig genug. Was wird aus den andern? Viele Pariser, welche große Hunde halten, haben sie darauf dressirt, daß sie ihr Futter selbst zu Montfaucon holen; die Arbeiter kennen einen jeden, und hängen ihnen ein Stück Muskelfleisch, mit einem Loch in der Mitte, um den Hals. Häufig sieht man solche Hunde mit 20 — 30 Pfunden Fleisch in die Stadt zurückkommen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Beschluß.)

Peschiers Vorlesungen über deutsche Literatur.

Die Franzosen haben an Racine einen Poeten, den sie mit Stolz den größten Dichtern neuer Zeit zur Seite halten; aber gerade Er ist ein schlagendes Beispiel von der Unterwürfigkeit der französischen Poeten unter den Geschmack des Publikums, vor dessen Tribunal sie erscheinen müssen, von ihrem gefälligen Fügen in alle seine Ansichten, Meinungen, Geschmäcke und Vorurtheile, von ihrer Furcht, ihm zu mißfallen, von den Opfern, zu denen sie sich verstehen, um nur bei ihm und bei den Zeitgenossen augenblickliche Erfolge zu erhalten. Wir lachen mit Recht, daß noch vor Talma der Schauspieler Larive den Achilles in seidenen Strümpfen und den Galanteriedegen an der Seite spielte; daß selbst der ausgezeichnete Letain den Mantius nicht anders darstellte, als mit gepudertem und in Ailes de pigeon gekräuseltem Haar; daß Orest mit einer ungeheuern Zopfperrücke, rothen Strümpfen und Schuhen mit feuerrothen Bändern, Andromache aber mit Schminkpflästerchen und Mexope mit Wülsten auf dem Theater erschien. Wir lachen darüber als über etwas Unsinniges und Unbegreifliches; ist es aber weniger lächerlich, die Sitten des alten Griechenlands aus Respekt für die eben herrschenden Wohlanständigkeiten verändert und zugestuzt zu sehen? Was läßt sich über Achilles, Hippolyth und den Bruder der Electra sagen, die Komplimente und Redensarten fader und süßlicher Galanterie aussprechen, und ihren Ton gerade so einrichten, wie die Herren an Ludwigs XIV. Hof; oder über Agamemnons Lager, eingerichtet und disziplinirt, als wenn es der Levalliere Liebhaber selbst gethan hätte. Voltaire hatte allerdings Recht, sich über alle diese antiken Heiden zu wundern, die sich in französischen Manieren zierten und alles Eigenthümliche und Rohe ihrer Zeit ablegten, aber selbst konnte er sich von diesem Fehler nicht frei machen. Halten wir einen Augenblick gegen diese französische Behandlung der antiken Sitten das vollendete Drama Goethe's, seine Iphigenie; scheint es doch ein griechisches Manuscript, das unter den Säulen des Parthenons gefunden wurde; wie herrscht darin Einfalt ohne Rohheit, Größe ohne Schwulst, Natur ohne Affektation! Meisterlich hat der Dichter den Geist der griechischen Bühne durchdrungen, ergriffen und wiedergegeben, denn Ideen, Sitten und die ganze Haltung des alten, von der Erde verschwundenen Griechenlands sind vor uns ausgebreitet in herrlicher Poesie, in wahrer Würde, in reizender Hingebung, im vollen Duft des Alterthums. — Will man aber ein imposantes Bild des imposanten Mittelalters, von der Freiheit der Gemeinden in ihrer Entstehung (?), von dem versinkenden Feudalismus, von dem Ritterthum, das bei ihm Wache hielt, aber nicht von dem lächerlich gemachten und aller dichterischen Farbe entkleideten Ritterthum des Cervantischen Don Quixote, sondern von dem Ritterthum in seiner vollen Wahrheit und Kraft, in seiner Rohheit und Grobheit und in dem Nebelgewand des damaligen Aberglaubens, der so tief in den deutschen Sitten liegt, so lese man Götz von Berlichingen. Hier ist Goethe ganz Mittelalter; mit unendlichem Leben ruft er dessen so dramatische Kämpfe hervor, ja, jene ganz versunkenen Jahrhunderte steigen wieder aus dem Grab; auf der einen Seite Türken, auf der andern empörte Bauern unter Anführung wüthender Anabaptisten, den Vorläufern der Reformation, die Deutschland im Süden, wie im Norden so mächtig erschütterte; anderwärts hausen Zigeuner in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, daneben Mönche, die auf des Volks Anhänglichkeit stolz sind, oder die hohe Geistlichkeit, voll Macht und Einfluß auf die Massen. Im Vordergrund des lebenvollen Gemäldes steht die imposante Gestalt Götzens aus dem erlauchten Haus der Berlichingen (!), der lezte jener Zwingherrn des Lehnsystems, Götz, den sein Volk liebt, den der Adel über Alles hoch hält, den die Fürsten fürchten, der in sich allein alle großen Züge des Mittelalters und des öffentlichen Lebens in Deutschland am Ende des 15ten Jahrhunderts aufnimmt. — Wer Italien im 16ten Jahrhundert, wer den Hof des stolzen und harten Herzogs Alphons von Este kennen lernen will, der den edlen Tasso heute beschüzte und morgen einkerkerte, jenen herrlichen Dichter, den später Senatoren und Gondelführer, Kardinäle und Hirten, Fürsten und Ränder, schöne vornehme Frauen und arme Fischer am Strand mit gleichem Entzücken lasen und auswendig lernten, wer Italiens Wärme und Sonnenschein fühlen will, der lese Goethe's Tasso. — Das ganze fünfzehnte Jahrhundert endlich, mit seinem Volk, seinen Weibern, Studenten, Soldaten, Hexen u. s. w. stellt uns Goethe in seinem Faust mit unendlicher Wahrheit, Lebendigkeit und Farbentreue dar; hier wechselt das glänzendste Kolorit mit zarter Farbenmischung und dann wieder mit den kühnsten Pinselstrichen, das Komische mit dem Ernsthaften, das Rührende und Ergreifende mit dem Grellen, das Zarte, Duftige mit dem Düstern: Schauder und Angst, Wahnsinn, Mitleid, Frömmigkeit, Liebe und Schmerz, teuflische Kälte und glühende Mannsleidenschaft stehen hier neben einander und reißen bald zur Bewunderung, bald zu Thränen und zum innigsten Mitgefühl hin. — So ist Goethe, der bewundernswürdige Dichter, der Länder, Himmelsstriche und Zeiten mit derselben Wahrheit erfaßt und mit mächtiger Einbildungskraft wiederzugeben versteht. — So weit A. Peschier. Man kann im Einzelnen nicht immer seiner Meinung seyn; man kann auf manchen Stellen das Lob zu stark aufgetragen, Licht und Schatten nicht recht vertheilt finden, man wird über manches völlig unrichtig und schief Aufgefaßte lächeln, immer aber zeigt sich in diesen Vorlesungen ein edles, religiöses, dichterisches Gemüth.

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 225.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. September 1834.

Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit,
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Schiller.

Auferstehung des Gedichts.

Von M. Meyr.

Ein tief Gefühl ergoß im Wogentanze
Durch meine Brust sich, wunderbar erglühend,
So duftigsüß, so frisch, so farbigblühend,
Im zartesten, im reinsten Himmelsglanze.

Da drängte mich's, es treu zu offenbaren
In klarer Worte gliedervollem Leibe:
Damit es mir auf ew'ge Zeit verbleibe,
Wollt' ich's in dauerndfester Form bewahren.

So sezt' ich mich am Schreibepulte nieder
Und suchte fleißig treffendächte Worte;
Doch ach, wie langsam kam ich da vom Orte,
Wie widerspenstig zeigten sich die Glieder!

Ich fühlte bang ein spannend Mißbehagen;
War es schon schwer, das rechte Wort zu finden,
So sollte sich's noch schwererm Reim verbinden —
Und immer so durch neue Noth sich schlagen.

Doch, ob mit Schmerzen, endlich ward's geboren
Und lag vollendet da dem Wiederlesen. —
Allein, o Himmel! welch gespenstisch Wesen
Sah ich erschreckt auf das Papier beschworen!

Statt des Gefühls, so licht und ganz, so theuer,
Erblickt' ich hier, von Klecksen überspület,
Mit wüsten Strichen ringsumher zerwühlet,
Ein ganz abscheulich Letternungeheuer.

„O hätt' ich dich, da du mich still entzücket,
In deinem reinen Stande zart gelassen,
Allein ich ließ dich mit dem Stoff befassen,
So liegst du nun vom plumpen Leib erdrücket."

Ich gab das holde Leben ganz verloren;
Doch schrieb die Worte zierlich ich in's Reine,
Und las sie wieder — — wie, in welchem Scheine
Erhebt sich's nun, wie gänzlich neugeboren?

Aus reinen, heiter abgemess'nen Zeilen
Strahlt das Gefühl mir wiederum entgegen,
Ich seh' sein Leben lieblich sich bewegen,
In seinem Leibe treu das Ganze weilen.

„So hat mich doch die Hoffnung nicht betrogen!
Nun du aus makelvollen Erdenlanden
Zu einem reinern Leben auferstanden,
Erscheinst du nur in würd'ge Form gezogen.

Welch eine Wonne fühl' ich mich erheben!
Empfindungsduft, mit festem Leib vermählet,
Und derber Stoff, von Blüthenlicht beseelet,
Wird seinen Schöpfer ewig jung umgeben."

Digitized by Google

Montfaucon bei Paris.

(Fortsetzung.)

Soviel vom Fleisch der Pferde. Nur wenige Worte darüber, wie sich die Industrie die andern Theile zu Nutze macht. Die dünnen Gedärme werden zu starken Saiten verarbeitet; mit dem Rest düngen die Bauern aus der Umgegend ihre Felder. Bei alle dem bleiben aber ungeheure Massen in etliche und zwanzig Fuß langen und fünf Fuß hohen Haufen liegen. Die Sehnen werden auf Stangen gesteckt, wo sie schnell trocknen, und wandern in die Leimsiedereien, welche hier sehr bedeutende Geschäfte machen. Bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit, mit der die Arbeiter das Pferdefett sammeln. Ohne alle anatomische Kenntnisse, wissen sie ganz genau, wo oft sehr tief ein Stück Fett, so groß wie eine Nuß, zu finden ist. Um mit einem fetten Rosse, einem verunglückten Paradegaul, fertig zu werden, braucht der fertigste Arbeiter sechs bis acht Stunden, mit einem magern, und deren sind ungleich mehr, ist er in einer halben Stunde fertig. Manche Pferde geben 40 Litres geklärtes Fett, dies ist aber sehr selten; das Minimum sind vier Litres. Dieses Fett wird von den Emailleurs sehr gesucht, gibt eine Flamme wie Oel, entwickelt noch mehr Hitze und verdickt sich nicht; es wird von Gerbern und Lederarbeitern sehr gesucht. Von den Hufen nimmt man die Eisen ab, und selbst die Nägel werden sorgfältig gesammelt und unter dem Namen Caboche verkauft; sie gehen vornehmlich in die Auvergne und dienen zum Beschlage der Hufe der Bauern, das heißt der Holzschuhe. Erst seit Kurzem werden die Hufe für die Hornarbeiter in Platten gepreßt; sie dienen zu sehr zierlichen Arbeiten, welche Schildkröte vorstellen, und geben einen ganz beträchtlichen Handelszweig ab.

Lange Zeit wußte man mit den Pferdeknochen nicht nur nichts anzufangen, sondern sie machten sogar aller Orten große Ueberlast. In Paris und der Umgebung brauchte man die großen Knochen als Baumaterial zu Gartenmauern; namentlich in den Vorstädten St. Marceau und du Temple sah man deren eine Menge; jezt sind sie größtentheils weggeschafft, doch stoßen einem immer noch welche auf. Außerdem waren alle Zugänge der Stadt auf fünf, sechs Stunden in die Runde mit Knochentrümmern wie besäet, und alle Jahre wurden zu Montfaucon ungeheure Haufen verbrannt. Aber seit etwa zwanzig Jahren wissen sich die chemischen Gewerbe diese an thierischer Materie so reichen Ueberreste trefflich zu Nutze zu machen; sie liefern das eigentliche Substrat für mehrere Fabrikzweige, und jezt sieht man fast nirgends mehr einen Knochen, ja, es ist großer Mangel daran. Zuerst kaufte man für theures Geld die Knochen aus den Schlachthäusern, Abdeckereien, Küchen, und diejenigen, welche die Lumpensammler auflasen, dann sammelte man weit umher die Knochen vom Felde und riß sogar die Knochenmauern ein; jezt muß man sie aus Spanien, Italien, sogar aus Amerika kommen lassen. Die Pariser Spitäler verkaufen die Knochen aus ihren Küchen jährlich für 8 — 9000 Franks. — Ein frisches Pferdeskelett wiegt hundert Pfund, ein trockenes fünfzig.

Die Knochen dienen einmal zur Fabrikation von Gallerte, welche durch Wasserdampf oder Säuren ausgezogen wird. Die alten Knochen aus den Gartenmauern geben beinahe soviel Gallerte als frische; dasselbe gilt von solchen, welche man aus dem Meer fischt, von denen aus den Katakomben, die fünf bis sechshundert Jahre alt sind, sogar von den fossilen Knochen. Im Jahr 1814 sezte der Präfekt des Niederrheins seinen Gästen eine Suppe vor, welche aus fossilen Knochen bereitet war, und Jedermann fand sie vortrefflich. Ein großer Theil der Knochen wird gemahlen und als Dünger verwandt; bei weitem am meisten aber konsumiren die Salmiak- und Beinschwarzfabrikanten. Ueber ein Kleines werden sie sämmtliche Knochen an sich ziehen, welche in Frankreich aufzutreiben sind.

Soviel von den Pferden; aber auch der armen Hunde und Katzen müssen wir erwähnen, welche der spitzbübische Lumpensammler mir nichts dir nichts in seinen Kord steckt. In einem großen Gemach bei Monsieur Dussaussois, dem vornehmsten Herrn zu Montfaucon, werden die artigsten Schooßhunde, die zierlichsten Spinnerinnen, ob denen die schönsten Augen in Paris bittere Thränen vergießen, unbarmherzig vom Leben zum Tode gebracht. Ein Mann und eine Frau arbeiten hier das ganze Jahr, Sonn- und Feiertage, und es wird einem ganz wehmüthig um's Herz, wenn man die vielen Pfötchen sieht, welche einst so artig getrippelt haben und jezt keinem Menschen mehr Freude machen als dem Leimsieder, der sie gut bezahlt. So oft man hieher kommt, sieht man verschiedene Exemplare der genannten Thiergeschlechter abgezogen, sauber aufgezweckt, kurz, so zugerichtet daliegen, daß man sie nur an den Spieß stecken dürfte. Läßt man sich diesen Braten nur in Montfaucon belieben, oder ist dies auch ein Handelsartikel? Wer nach Paris kommt und in diesem Punkt kizlich ist, thut gut, sich mit der vergleichenden Anatomie so weit zu befreunden, daß er die Wirbelsäule eines Hasen oder eines Kaninchen von der eines Hundes oder einer Katze unterscheiden kann, wozu eben nicht das Genie eines Cuvier gehört. Die Hunde- und Katzenspekulanten halten eigene Leute, welche verlaufene Hunde auffangen, die ihnen ungleich mehr eintragen als die todten. Andere gehen beständig mit Hunden an der Seine auf und ab, welche darauf dreßirt sind, daß sie alle Thiere, welche auf dem Fluß schwimmen, selbst Hunde, herausholen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Breslau, Anfangs Juli.

Von Glatz hierher nahm ich meinen Weg über Adersbach. Es ist von dem dortigen merkwürdigen, nackt gewaschenen Gebirgszuge so viel und mancherlei geschrieben worden, daß ich diesen Haufen nicht noch vermehren mag. Nur soviel spreche ich aus, daß diese Naturscene überraschend ist, daß sie den, der nie etwas Aehnliches sah, wunderbar ergreift, und daß sie uns in's Reich der Geistererscheinungen führt, wenn wir sie, wie wir es wurde, bei klarem Vollmonde sehen. Da stehen sie da, diese gigantischen Massen, wie ein Heer auferstandener Riesen in ihren Leichentüchern. Wie starren sie an und wähnen, sie bewegen sich unter einander. Braust nun noch der Wind dazwischen, so glauben wir, ihr Gewimmer und ihr Drohen zu hören. Jezt fliegt eine Wolke vor der klaren Mondscheibe vorüber, ihr Schatten zieht über die Auferstandenen hin; sie scheinen die Leichentücher abzuwerfen. — Es liegt in dieser Schilderung durchaus keine Uebertreibung, und es bedarf keiner überreizten oder kranken Phantasie, um von solchen Bildern umgaukelt zu werden. Eine ungeheure Strecke hinein ziehen sich diese, ihrer Ausfüllung beraubten Berggerippe. Der Fremde dringt gewöhnlich kaum bis auf den sechsten Theil ihrer Ausdehnung in sie, sieht aber auch auf diesem Gange des Wunderbaren genug.

Von Adersbach nahm ich meinen Weg nach Waldenburg. Dieses gewerbthätige Städtchen gleicht einem Menschen von niederer Geburt, der sich durch angewandtes Talent empoerschwang und einen Namen errang. Wäre es mir darum zu thun, jede Merkwürdigkeit zu beschreiben, so würde ich die hiesige Dampf-Spinnmaschine anführen, welche die erste der Art auf dem Kontinente war, die eine ungeheure Masse Leinengarn und zwar von vorzüglicher Güte liefert, und nicht allein den Eigenthümern großen Gewinn bringt, sondern auch für die Provinz von Wichtigkeit ist, besonders da man deren jezt, nach diesem Muster, mehrere in Schlesien errichtet hat. Bei Waldenburg ist das Bad Altwasser. Dies gleicht einer alten Kokette, die in der angenehmen Reminiscenz ihrer frühern Reize und empfangenen Huldigungen gern noch jung und schön seyn möchte. Aber es thut's einmal nicht mehr. Eine solche Dame behält seelich immer einige eigennützige Kourmacher, aber! aber! Da steht denn neben ihr eine Schöne, angethan mit den Reizen der Jugend und Neuheit. Alles huldigt ihr, Alles bewundert sie, und wer dies auch nicht aus Ueberzeugung thut, der macht doch die Mode mit. Ich meine Salzbrunn. Mir kommt dieser Ort, erinnere ich mich seiner frühern Zeit, vor, wie ein von der Natur reich begabtes Bauermädchen, deren Schönheit lange im Dunkeln bleibt, bis irgend ein Kenner sie entdeckt, an's Tageslicht zieht, sie mit prächtigen Kleidern pzt und in der Welt einführt. Anfangs benimmt sie sich etwas blöde und linkisch; aber es finden sich schon Leute, die gerade dies reizend finden, in die Lärmtrompete stoßen und die ganze Welt aufmerksam machen, daß sie den Schönsten gleich sey. Nicht lange, so ist Jeder ein Böotier, der nicht dasselbe findet und fühlt. Nun ist ihr Glück gemacht, und die ganze Welt liegt zu ihren Füßen. So fühlt sich jezt Jeder glücklich, der in Salzbrunn unterkommt; denn es waren in diesem Sommer der Besuchenden so viele, daß nicht allein Salzbrunn, sondern auch die beiden benachbarten Dörfer Haelau und Weißstein mit Gästen angefüllt waren. So ist denn dieser ehemals fast gänzlich unbeachtete Gesundbrunnen in Zeit von zwanzig Jahren in den ersten Rang der deutschen Bäder und Gesundbrunnen getreten, und hat das ehemalige einfache und bescheidene Dorf in einen Ort des Luxus umgewandelt.

Ehe ich ein Urtheil über die schlesischen Bäder im Allgemeinen fälle, muß ich noch das erste derselben, nämlich Warmbrunn, anführen. Seine Heilkraft ist bewährt und sein Ruf alt und weitverbreitet; auch hat es die Natur an einen Ort verlegt, über den sich die ganze Fülle ihrer Schönheit ergießt.

In den beiden Hauptbädern Schlesiens, nämlich in Warmbrunn und Salzbrunn, theilt sich in der Regel die Gesellschaft in zwei Parteien, nämlich die Deutschen und die Polen. Zwischen diesen beiden Nationen liegt überall noch eine so weite Kluft, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sie sich auch in Bädern, wo doch sonst manche Scheidewand fällt, streng geschieden halten. Wo auch eine scheinbare Vereinigung stattfindet, da ist sie weder innig, noch hält sie Bestand. Das stört denn natürlicherweise die Geselligkeit im Allgemeinen. Da jedoch die Zahl der Gäste von beiden Nationen bedeutend ist, so sind auch die aus ihnen sich bildenden Gesellschaften zahlreich genug, um sich selbst zu unterhalten, und wo nicht gerade der Zufall oder Convenienz beide zusammenbringt und Reibungen entstehen, da kann man an keinem dieser Orte über Mangel an Freuden der Geselligkeit klagen. — Ehemals war Altwasser der Haupttummelplatz der Polen, jezt aber haben sie sich fast alle nach Salzbrunn gezogen.

Ich reiste über Schweidnitz herab nach Breslau. Hier betrat ich fast überall klassischen Boden; denn hier kämpften Friedrichs des Großen kleine Häuflein im siebenjährigen Kriege gegen eine Uebermacht, die an Zahl oftmals drei- und mehrmal so stark war wie sie, und siegten dennoch und sicherten Preußen das gesegnete

Digitized by Google

Schlesien, das Land, dessen Bewohner, der Mehrzahl nach, dem preußischen Scepter so innig zugethan waren. — Ich war in der Nähe von Striegau und Hohenfriedberg, wo im ersten und zweiten schlesischen Kriege von den Preußen glänzende Siege erfochten wurden, ich sah die Gegend von Bunzelwitz, wo der große König eine Zeitlang ein Lager hielt und von da aus den Plan zur Wiedereroberung von Schweidnitz entwarf; auch kam ich in der Nähe von Breslau nicht allzuweit von Leuthen und Lyssa vorbei, wo der Einzige einen Sieg erfocht, wie die Geschichte wenige aufweist. Und nun kam ich vor den Thoren der alten Breslau über den Tauenzienplatz: hier steht das Denkmal eines der größten Helden aus Friedrichs Schule.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, August.

Die Stadt.

— Eine neue, aber schmale Straße, le Cordon genannt, mit tiefen Abgründen zur Seite, führte uns allmählich aus dem öden, rauhen Gebirg; noch zeigten sich einige hohe Felsenhäupter, mit kühnem, scharf geschnittenem Profil, vor uns; doch auch bei diesen waren wir bald vorüber, und jezt breiteten sich zahlreiche Häusermassen zu unsern Füßen aus; wir rollten bergab durch die Straßen der lebhaften und äußerst materisch am Abhang des Gebirgs gelegenen Fabrikstadt Thiers. Die Ebene lag vor uns, über ihr schwere und dicke Gewitterluft, und hoch aus den Wolken erhob sich in grauer Ferne eine Reihe von Berggipfeln in eigenthümlich runder Gestalt, finster beschattet von den rasch dahinziehenden schwarzen Wolkenschaaren, der Fuß des Gebirges verhüllt durch die tiefern Schichten des Gewölks. Es war die Kette des Puy de Dôme. Von Thiers durchschneidet die breite, mit prächtigen Nußbäumen besezte Straße ein reiches Hügelland, fruchtbar und üppig, vom Allier durchschlängelt. Mit jeder Stunde zeigt sich der Puy de Dôme immer höher und bedeutender, endlich an dem Fuß desselben Clermont mit seinem schwarzen Dom, die Hauptstadt der vormaligen Provinz Auvergne.

Clermont ist bedeutend durch sein Alter und seine Geschichte, seine Bauwerke und vorzüglich durch seine Umgebungen, unter welchen der Puy de Dôme den ersten Rang einnimmt. Zur Zeit der Römerherrschaft in Gallien war die übrige Stadt von der mit Thürmen und Mauern umgebenen Cité, dem höchsten Theil der Stadt mit der Kathedrale, getrennt, und nur die Cité führte den Namen Clarus mons, welcher erst seit dem neunten Jahrhundert auf die ganze Stadt übertragen wurde. Prachtvolle Gebäude zierten den Ort, ein dem Merkur geweihter Tempel war weit und breit berühmt, und die kolossale Statue des Merkurs in demselben, an welcher der griechische Bildhauer Zenodor zehn Jahre lang arbeitete, wurde für ein Wunder der Welt gehalten. Ihre Größe wird uns von Dulaure, in seinem Werk über die Auvergne, bis in's Fabelhafte zu 566 Fuß Höhe angegeben. Gewiß war sie aber der größte von allen Kolossen des Alterthums. Zerstörend traten aber nun die Einfälle der Germanen ein. Im Jahr 408 eroberten Vandalen und Alemannen unter Crocus die Stadt und verbrannten Tempel und Häuser; Plünderungen der Westgothen und Franken vollendeten das Werk der Vernichtung. Umsonst vertheidigten sich die Bewohner unter ihrem Bischof Sidonius Apollinaris im Jahr 457 lange und tapfer gegen eine Belagerung des Westgothenkönigs Eurich; denn bald nachher mußte sich doch die ganze Auvergne den Westgothen unterwerfen. Ihrer Herrschaft folgte die der Franken; wiederholt verwüsteten auch diese Clermont, und nicht minder später in den Jahren 855 und 916 die Normannen. Als in der Folge Clermont Hauptstadt der Provinz Auvergne geworden war, erduldete es den äußersten Druck des Feudalismus, der zu einer solch unleidlichen Tyrannei erwuchs, daß die Bewohner sich gegen ihre Unterdrücker erhoben, jedoch besiegt und in Menge durch das Schwert der Sieger und durch grausame Exekutionen hingeopfert wurden. Neben dem Joch ihrer eigenen Herren mußten sie noch verheerende Streifzüge der Engländer aus dem benachbarten Guyenne und Plünderungen der Freikompagnien und Lanzknechte erleiden. Mehrere Kirchenversammlungen wurden zu Clermont in den Jahren 535, 587, 1095, 1130 und 1262 gehalten. In eigener Person eröffnete Urban II. am 18ten November 1095 jenes berühmte Concil, auf dem er den Kreuzzug nach Jerusalem predigte, und auf öffentlichem Markte mit solchem Feuer sprach, daß unter dem allgemeinen Geschrei: Diex al volt, das ist Dieu le veut, eine zahllose Menge Krieger das rothe Kreuz anhefteten. Auf dem nämlichen Concil wurde auch der Gottesfrieden, la trêve de Dieu (treuga Dei) eingesezt und bestätigt, nämlich für die Laien während der Advents- und Osterzeit und an den vier lezten Tagen jeder Woche, für die Geistlichen aber zu allen Zeiten. 1633 wurde durch ein Edikt Ludwigs XIII. die Stadt Montferrand mit Clermont vereinigt, so daß beide von nun an nur Eine Stadt bildeten. Diese wird daher seitdem auch wohl Clermont-Ferrand genannt.

Regenwetter hinderte uns, in den ersten Tagen weitere Exkursionen zu machen, und gab uns Muße, unter der Leitung mehrerer französischen Freunde die Stadt selbst und ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen.

Clermont, etwa 50 Stunden von Lyon, eben so weit von Limoges, 90 Stunden von Paris, liegt am östlichen Fuß der Gebirgskette des Puy de Dôme auf einem Hügel, in einer fruchtbaren und mit der üppigsten Vegetation bedeckten Gegend, und diese Lage läßt nichts zu wünschen übrig, als die unmittelbare Nähe eines schiffbaren Stroms, denn der Allier ist zwei Stunden entfernt. Es hat ungefähr 30,000 Einwohner, meistens finstere, enge und krumme Straßen, und erst in den lezten Jahren vor der Revolution fingen die Intendanten an, für die Verschönerung der Stadt Sorge zu tragen. Oeffentliche Gebäude wurden errichtet, neue Stadttheile und Promenaden angelegt, und so gibt es jezt einige mäßig breite Straßen. Die mit Bäumen bepflanzten Boulevards trennen die Stadt von den Vorstädten, und gewähren einen um so angenehmern Spaziergang, als man dort die herrlichste Aussicht auf den Kranz der Gebirge genießt. Mit den Boulevards ist der zur Kaiserzeit von spanischen Gefangenen angelegte Place d'Espagne verbunden, und etwas höher liegt der Place de la poterne. Beide haben doch Bäume Schatten und Zierde. Die Dächer sind größtentheils fast platt und mit Hohlziegeln gedeckt, die meisten Gebäude selbst aber von Lava erbaut, grau und düster von Farbe, die je älter, je schwärzer wird. Dies Material ist sehr stark und fest, daher man auch vieles nach Paris zu den dortigen neuen Trottoirs geschafft hat. Wegen seiner Poroſität ist es jedoch keiner Politur fähig.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 226.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. September 1834.

— Darin sind Mäuse, man führte
Sie auf keinem Wagen hinweg.

Reinete Fuchs.

Montfaucon bei Paris.

(Fortsetzung.)

Die Fäulniß so ungeheurer Massen thierischer Materie, wie sie zu Montfaucon aufgehäuft liegen, müßte diesen Ort, Sommers wenigstens, für den Menschen durchaus unbewohnbar machen, wenn nicht die Natur selbst durch einfache Mittel den Prozeß beschleunigte und abkürzte; aber selbst noch aus der äußersten Zersetzung, an der Grenze, wo der thierische Stoff den Elementen wiedergegeben wird, weiß sich der Mensch einen Erwerbszweig zu schaffen. Unendlich mehr, als in die Werkstätten der Pariser und in ihre Magen wandert, schaffen hier die Insektenlarven weg, welche vornehmlich von drei Mücken kommen, von der Musca Caesar, M. carniaria und M. vivipara. Sie geben zu einer wunderlichen Spekulation Anlaß, und die Gewinnsucht des Menschen arbeitet dabei der auflösenden Natur in die Hände. Man macht aus den Thierresten sorgfältig einen halben Schuh hohe Beete und bedeckt sie leicht mit Stroh, um die Sonne abzuhalten. Alsbald lassen sich die Mücken nieder und legen ihre Eier ab. Nach wenigen Tagen sind die thierischen Materien fast völlig verschwunden, und an ihrer Stelle sieht man Millionen wimmelnder Larven und etwas Modererde. Die Larven werden scheffelweise verkauft. Die Leute, welche diesen Erwerbszweig treiben, bekommen nicht nur keinen Lohn, sondern bezahlen dreißig Franks wöchentlich den Eigenthümern der Anstalten. Der Verbrauch dieser Larven muß sehr stark seyn, denn die ganze warme Jahreszeit hindurch wird dieses Geschäft ohne Unterbrechung fortgetrieben. Sie dienen einmal als Köder beim Fischen mit der Leine; bei weitem die meisten aber werden zum Mästen des Federviehs, namentlich der Fasanen, verwandt. So sorgfältig man auch die Larven auflieft, machen doch viele Tausende alle Metamorphosen durch, und daher schweben über diesen Orten ganze Wolken von Mücken und verfinstern die Luft. Die Natur hat hier wiederum eine limitirende Polizeimaßregel zur Hand: alle Schwalben aus der Umgegend ziehen sich hieher, und im Herbst ist es wirklich ergötzlich, diese Schaaren über dem Bezirke ihre Kreise ziehen zu sehen. Die Pariser Jagdliebhaber kommen hieher, um sich im Schießen im Flug zu üben; es ist dies ein so wichtiges Interesse, daß sie nicht umhin können, der Schwalbe die Unverletzlichkeit aufzukündigen, deren sie sonst überall genießt, und häufig sieht man sie in einer Stunde Hunderte erlegen.

Doch die Insekten sind es nicht allein, deren sich die Natur hier bedient, um der Insektion Schranken zu setzen; noch hat sich eine ganz andere Kolonie hier

niedergelassen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Die Ratten haben sich in Montfaucon, da sie hier so reichliche Nahrung finden, auf wirklich entsetzliche Weise vermehrt; ihre Menge ist buchstäblich unzählig. Läßt man irgendwo ein Pferdegerippe liegen, so ist den folgenden Tag alles Fleisch daran rein verschwunden. Gegen diese, wegen ihrer Unzahl furchtbaren Gäste muß der Mensch zu den härtesten Maßregeln greifen. Wie fangt man es aber an, sich nur einigermaßen Luft zu schaffen? Ich bin im Stande, darüber Auskunft zu geben, da ich die Ehre gehabt habe, einer solchen Rattenjagd beizuwohnen. In einem ummauerten Raum, in den von außen Schlupflöcher führen, wirft man zwei, drei Pferde. Mitten in der Nacht nun kommt der Herr mit seinen Knechten leise angerückt; man verstopft außen die Schlupflöcher, steigt, in der einen Hand eine Fackel, in der andern einen Prügel, hinein, und nun beginnt eine gräßliche Bartholomäusnacht. Entsetzen ergreift das ganze Volk der Ratten, nirgends ein Ausweg, allenthalben droht der mörderische Prügel, die Muthigsten versuchen an den Wänden hinaufzuklimmen, aber die Fackel bringt sie sogleich wieder zu Boden, und so erliegt denn der ganze Stamm seinem tragischen Geschick. Indem man diese Operation alle paar Tage wiederholt, hat man schon in einem Monat über 16,000 Ratten getödtet, einmal 2650 an Einem Tage und 9100 auf vier Jagden, und doch ist der Strich des Etablissements, wo dieses Blutbad angerichtet wird, nicht der zwanzigste Theil des Areals, auf welchem die thierischen Reste ausgebreitet liegen, und man läßt hier, wie gesagt, nur zwei, drei Pferdegerippe liegen, und die Menge der Ratten nimmt eher zu als ab. Nach dem allen ist es gewiß keine Uebertreibung, wenn man die Rattenbevölkerung von Montfaucon auf mehr als hunderttausend Köpfe schätzt.

Die industriösen Ratten graben sich Erdlöcher, wie die Feldmäuse und die Kaninchen; in Folge davon stürzen alle Mauern, die man hier errichtet, früher oder später zusammen, und der furchtbare Rattenmörder Bussaussois, dem sie Rache geschworen haben mögen, sah sich genöthigt, sich förmlich gegen sie zu verschanzen: er ließ sein ganzes Haus mit Bouteillenscherben bespicken. Das ganze Erdreich ist durchwühlt, so daß der Boden unter den Füßen schwankt; an den Abhängen rutscht oft die Erde hinunter und da sieht man denn die Mündungen ihrer unzähligen Galerien. Merkwürdig ist ihre Vorliebe für gewisse Theile des Pferdes: zuallererst machen sie sich immer an das Auge, und dann an das Fett in der Augenhöhle. Diese Vorliebe für das Auge ist auch allen Raubvögeln der Welt gemein. Die Feueranbeter in Persien und Armenien begraben bekanntlich ihre Todten nicht, sondern lassen sie den wilden Thieren zur Beute: die Geier beginnen nun ihre Arbeit beständig mit den Augen, und wenn dem Todten das rechte Auge zuerst ausgehackt wird, so gilt dies für ein gutes Zeichen. Bei starkem Frost kann man an den erschlagenen Pferden nicht arbeiten; dies ist eine herrliche Zeit für die Ratten. Sie arbeiten sich durch die Brustwunde — die Pferde werden hier meistens erstochen — in den Körper des Thiers, fressen es aus, und wenn Thauwetter eintritt, findet der Arbeiter unter der Haut nichts mehr als ein Skelett, so pünktlich gesäubert, als es der fleißigste Aufwärter an einem Naturalienkabinet nur immer thun könnte. Außerordentlich groß ist die Fruchtbarkeit dieser Thiere; sie werfen jährlich fünf- bis sechsmal und jedesmal 11 bis 18 Junge; nicht minder erstaunlich ist ihre Gefräßigkeit: der berühmte Magendie holte sich selbst zwölf Ratten und sperrte sie in eine Schachtel, zum Zweck von Versuchen; zu Hause angelangt, fand er ihrer nur noch drei, sie hatten sich unter einander aufgefressen, und nur die Schwänze und wenige andere Reste übrig gelassen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Daß Breslau sonst eine Festung war und daß dies seinen Bewohnern eben kein sonderliches Vergnügen machte, daß nunmehr die Festungswerke in schöne Anlagen und Spaziergänge umgeschaffen sind, daß in Breslau viel Handel getrieben wird, guter Liqueur und Rosoglio bereitet, auch viel Bier getrunken wird, das alles sind Sachen, von denen die Handwerksbursche zu erzählen wissen; daher kann ich füglich davon schweigen. Aber anführen mag ich wohl, daß in der Breslauer Bürgerschaft sich etwas Reichsbürgerliches erhalten hat, obgleich diese Stadt nie eine freie Reichsstadt war. Auch erwähnt die schlesische Geschichte mancher berühmten Thaten dieser Bürger aus der Vorzeit.

Hier nur einige Züge zur Charakteristik der hiesigen Bevölkerung. Eine gewaltige Liebhaberei vieler Breslauer Bürger ist die Jagd. Alle benachbarten Reviere werden daher von ihnen für hohe Summen in Pacht genommen, und auf diesen Jagden hat sich denn eine feste Korporation gebildet, die zu Schutz und Trutz vereint ist. Verwandt mit diesem Vergnügen ist das Scheibenschießen. Auch dieses hat einen zahlreichen und engen Verein veranlaßt. — Wo man aber den Breslauer Bürger am besten in seinen Liebhabereien und besonders in seinen politischen Ansichten kennen lernen kann, das ist in den Bierhäusern. Man nennt sämmtliche Bierbrauer

hier Kretschmer, was sich vom Polnischen ableitet und eigentlich einen Gastwirth bedeutet. Diese Bierbrauer haben ohngefähr dieselben Rechte, und betreiben ihr Gewerbe auf dieselbe Art, wie in München und in andern großen Städten Bayerns. Nur ist das Breslauer Bier von dem bayerischen sehr verschieden; denn hier hat man weder Felsenkeller, wie dort, noch gibt man dem Biere so vielen Hopfen, noch läßt man es so lange auf dem Lager liegen. Auch braut man dessen vieles aus Weizen, wodurch es schwer wird und dem Ungewohnten nicht gut bekommt. Bier, welches älter als vierzehn Tage ist, gilt im Sommer schon für eine Seltenheit; denn kaum hat es abgegohren, so wird es auch schon zum Trinken gegeben. Den Uebelstand, welcher daraus für die Biertrinker entsteht, wird man im Sommer recht empfindlich auf dem Lande gewahr; denn das Getränk, welches man zu dieser Zeit dort unter dem Namen Bier bekommt, ist eine Flüssigkeit, deren bloßer Anblick einen schwachen Magen ernstlich angreift. Der Geschmack ist wahrhaft abschreckend, und es würde nicht zu den leichten Strafen gehören, wenn man ein paar Gläser davon trinken müßte. Eine kleine Abhülfe gegen diesen Uebelstand gibt das Füllen dieses Bieres auf Flaschen. Da man es aber auf dieselben zieht, noch ehe es völlig abgegohren ist, so zersprengt es deren viele, weßhalb man es denn auch theurer bezahlen muß, und es schäumt, wenn es ausgegossen wird, gleich dem Champagnerwein. Die Gase, welche sich aus demselben entwickeln, und welche der, welcher es trinkt, in sich schluckt, verursachen Jedem, der nicht daran gewöhnt ist, Unbequemlichkeit. Ein Rausch von solchem Bier macht förmlich krank.

Bei den Brauern (Kretschmern) findet man stets zahlreiche Stammgäste, die ihr besonderes Glas, ihren bestimmten Platz und noch andere Vorrechte haben. Sie finden sich im Winter gewöhnlich um 7 Uhr, und im Sommer um 8 Uhr des Abends ein, und bleiben bis gegen halb 11 Uhr. In die Gesellschaft eines solchen Bierkollegiums nun muß man sich einen Abend setzen, um den Breslauer Bürger in seiner Originalität kennen zu lernen. Zuerst werden die Neuigkeiten des Tages verhandelt, wobei ein Jeder sein Scherflein beiträgt; dann geht es an's Politisiren. Hier muß man nun keinen Anstoß daran nehmen, wenn man zuweilen auf eine kleine Unwissenheit stößt, und z. B. Neuyork nach England versetzen hört; auch muß man die kleine Schwäche dieser echten Kinder ihres Vaterlandes ertragen, die Schlesien zum Mittelpunkte der civilisirten Welt machen und es ihrem Könige, den sie übrigens von ganzem Herzen verehren, zuweilen ein wenig vorrücken, welchen Schatz er an Schlesien habe. Indeß gründet sich doch diese Liebe zum Vaterlande auf etwas, und sie hat im Jahre 1813 die herrlichsten Früchte getragen. Der politische Gegenstand, der den Abend verhandelt wurde, als ich einem solchen Kollegium beiwohnte, war der gegenwärtige Zustand von Frankreich, wozu insbesondere die Unruhen in Lyon Veranlassung gaben. Ein Hauptredner in der Gesellschaft suchte zu beweisen, daß die Franzosen wohl Recht hätten, mit ihrer Regierung seit länger denn einem Jahrhundert unzufrieden zu seyn, und ergoß sich dabei in die größten Lobeserhebungen über alle Republiken. Ich hörte aber, es sey ein Nürnberger, der dort schon gelebt, als seine Vaterstadt noch eine Republik war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

Gute Nacht.

Gute Nacht, o Mond und Fluß!
Scheidend, weil ich enblich muß,
Bitt' ich Wiese, Hain und Garten,
Eurer Schönheit abzuwarten;
Nächtlich schau'n an meiner Statt
Sich an euch die Rosen satt.

Der Nachtschmetterling.

Nachtschmetterling, du thust Verzicht
Auf farbenhelles Blumenlicht,
Bist einzig froh am Würzehauch
Der Nacht, und er verdient es auch!

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, August.

(Fortsetzung.)

Eine Landschaft in der Auvergne.

Am dritten Tag unserer Anwesenheit in Clermont zeigten sich einmal wieder einige Sonnenblicke, einzelne Theile des blauen Himmels schimmerten durch den Nebel- und Wolkenschleier, und es wurde, um diese kostbaren Momente zu benutzen, sogleich eine Partie nach dem etwa drei Viertelstunden entfernten, durch ganz Frankreich berühmten, lieblichen Dörfchen Royat verabredet und ausgeführt. Der Weg führt dem Gebirge zu, und einige Minuten diesseits des Dorfes erblickt man auf einer kleinen Höhe eine der reizendsten Landschaften. Ein grünes Thal öffnet sich, aus seiner Mitte erhebt sich ein Hügel, dessen Rücken die Häuser von Royat, vermischt mit reichen Landmassen, bedecken. Auf der Höhe des Hügels thront ein hohes Gebäude aus der vorgothischen Zeit, früher ein Kastell, jetzt eine Kirche. Von beiden Seiten wird das Thal von Höhen eingeschlossen, an denen oben kahles Gestein und Lava zu Tage liegt, während der schönste Rasen und Gruppen der kräftigsten Kastanien- und Nußbäume ihre Abhänge bedecken. Diese Baumgruppen

verbreiten sich in's Thal hinab und wieder hinauf an dem mittlern Hügel, bis an die Häuser von Royat. Einzelne Stellen des Rasens leuchten im hellsten Sonnengrün, andere, von dunkeln Laubmassen beschattet, laden zur genußvollen Ruhe ein. Weit im Hintergrund erhebt sich über einem Bergsattel die kolossale Pyramide des Puy de Dôme, dessen Haupt uns Wolken leider noch verhüllten. Die hervorstechendsten Punkte des Bildes sind die alte dunkle Schloß- und Kirchenruine, auf allen Seiten von der Bäume Pracht umgeben, und in der Ferne der Puy. Wir wanderten nun in's Dorf vollends hinein und begaben uns zu den berühmten Quellen. Gleich unter der alten Kirche senkt sich eine steile, aus lauter Basaltprismen bestehende Felsenwand herab. Diese Basaltsäulen ruhen auf einer Unterlage von Lava, welche, zurücktretend, eine weite Grotte bildet. An der hintern Wand dieser Grotte sprudeln eine große Anzahl klarer Quellen aus den Oeffnungen und Poren der Lava kräftig hervor, einige armsdick, mehrere in dünnern Strahlen. Schon in der Grotte sammeln sich die Quellen in kleine Bäche, an denen stets eine Menge Wäscherinnen beschäftigt ist. Aus der Ferne von dem gegenüber liegenden Abhang gesehen, gewährt diese dunkle, tiefe Grotte, darüber die überhängende Felswand mit ihrer reichen, grünen Decke von Epheu und anderm herabhängenden Landwerk, höher noch die alte Kirche mit ihren schönen Baumgruppen ein reizendes Bild, auf dem die beleuchteten Figuren der Wäscherinnen am Eingang der Grotte eine pikante Staffage bilden.

Die Regenwolken, die am Himmel zogen, öffneten ihren Schooß noch nicht, und wir wagten es daher, den nördlich von Royat liegenden Berg Chatet oder Chatá zu besteigen. Seinen Fuß bedecken Rebenpflanzungen, sein Haupt zieren Felsenzacken, einer Burgruine ähnlich. Die Aussicht von diesen Felsenzinnen ist weit und reich; doch nichts überraschte uns so sehr, als der plötzliche Anblick des jezt ganz von Wolken entblößten, dagegen von höher ziehenden Wolkenmassen finster beschatteten Puy de Dôme, der unheimlich und drohend, ein schwarzer Koloß, die andern Höhen weit überragte, und um so schwärzer schien, als die vordern Berge im hellen Sonnenschein leuchteten. Der Puy mit den ihn umgebenden Bergen nimmt die Westseite des Panoramas ein. Mehr südlich schaut finster die auf einem hohen, kahlen, vulkanischen Kegel liegende Burg Montrognon über anderes Gebirg in das Land hinein, und weiterhin zieht sich ein langer Bergrücken, der Mont Gergoia, hin. Nach Osten erblickt man zunächst unten im Thal Clermont und Montferrand mit ihren dunkeln Kirchen, mit ihren freundlichen Gärten, Weinbergen und Landhäusern; dahinter dehnt sich die reiche Ebene aus, vom Allier durchschlängelt, an dessen Ufern die Stadt Pont-sur-Allier oder Chateau-les Pont liegt, und in weiter Ferne, durch eine Kette blauer Berge angedeutet, die Monts Forez oder Montagnes des Forêts, an deren Abhang wir die weißen Gebäude von Thiers und die Schlucht von Thiers, durch die man von Lyon herkommt, und den kühn gezackten Felsen, bei welchem wir vorbeigefahren waren, deutlich wahrnehmen konnten. Doch immer kehrten unsere Blicke zu dem gewaltigen Riesen, dem Puy de Dôme, zurück. Merkwürdig sind am Abhang des Chatet die sogenannten Greniers de César; man findet dort nämlich eine große Menge schwarzer, verbrannter und verkohlter Getreidekörner in der Erde, und unterscheidet noch Roggen- und Weizenkörner. Diese sollen nach der allgemeinen Sage aus Cäsars Zeiten herrühren, der, während er Gergoia, eine berühmte Festung der Gallier, auf dem jetzigen Berg gleiches Namens gelegen, belagerte, hier auf dem Mont Chatet seine Getreidemagazine hatte. Nach einem durch Vercingetorix tapfer abgeschlagenen Sturm mußte Cäsar indeß, wie er selbst in seinem Commentar de bello gallico erzählt, die Belagerung aufheben, und ließ nun die Getreidevorräthe auf dem Mont Chatet vernichten, wovon jene verkohlten Körner die Ueberbleibsel seyn sollen. Wir besahen auf dem Rückweg in einem unweit des Weges gelegenen Weinberg einen vielleicht 80 bis 100 Fuß dicken Lavastrom, in welchen der Besitzer einen Brunnen gebohrt und treffliches Wasser gefunden hat. Die eigentliche Lava unterscheidet sich sehr von den überall dazwischen befindlichen vulkanischen Schlacken, scories. Leztere sind ungleich poröser, als die Lava, und oft so leicht, daß sie auf dem Wasser schwimmen. Sie sind meist von rother, rothgelber und rothbrauner Farbe, die Lava aber stets grau. In der Nähe findet man auch ganze Lager von Erdharz, dem, wenn man es auseinander bricht, ein starker schwefelartiger Geruch entquillt. Aehnliches sieht man auch auf dem nicht weit von der Straße nach Lyon, etwa eine halbe Stunde von Clermont entfernten Puy de la Crouelle, wo die Risse und Spalten im Felsen jenes Erdharz enthalten, und bei dem kleinen Puy de la Poix, nahe bei jenem, ist sogar eine Quelle, welche von dem aus dem Gestein hervordringenden, noch in einem weichen, breiartigen Zustand befindlichen Erdharz ganz bedeckt ist. In einer dabei gelegenen Fabrik wird dasselbe in große zolldicke Platten geschmolzen, welche vorzugsweise zum Decken der platten Dächer benuzt werden.

Das nächstemal von der Besteigung des Puy de Dôme.

Auflösung des Räthsels in Nr. 220:

Das Ohr.

Räthsel oder Charade.

Die Mutter, die den Kindern
Das Osterei versteckt,
Zu größerm Glück den Findern,
Wenn sie es nun entdeckt.

Sie laufen in dem Garten
So emsiglich umher,
Als könnten sie nicht warten,
Bis keins mehr übrig wär'.

Sie haben sich verbunden,
Zu bringen all zu Hauf,
Was Eins für sich gefunden;
Doch neu beginnt ihr Lauf:

Denn immer neue Schätze
Hat ihnen sie versteckt
An immer neue Plätze,
Die Moos und Stein verdeckt.

Doch ist die gute Mutter
Nicht von dem Fehler frei:
Sie nimmt für einen Liebling
Nur allzugern Partei.

Ihm deutet mit dem Finger
Sie heimlich auf den Platz,
Wo sie für ihn versteckte
Den allerbesten Schatz.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. September 1834.

— Der Liebesgott, trotz seiner Binden,
Weiß Pfade stets zu seinem Ziel zu finden.

Shakespeare.

Glückliches Finden.

Mein Mädchen wollt' ich finden,
Die mich zu sich entbot;
Doch mußt' ich erst empfinden
Viel Ungemach und Noth.

Nacht war herabgesunken,
Der Himmel schien voll Gram;
Der Fuhrmann war halbtrunken
Und seine Rosse lahm.

In schweren Finsternissen
Uns bald der Weg verschwand;
Dem Zeiger war entrissen
Die recht' und linke Hand.

Bald waren wir verschlungen
Vom allerdichsten Wald,
Und machten nothgedrungen
Vor einer Hütte halt.

Ich ging in's düstre Stübchen,
Um dort zu wärmen mich;
Und sieh! da war mein Liebchen!
Sie war verirret wie ich.

Mit holdester Verwirrung
Begrüßte mich ihr Mund,
Die doppelte Verirrung —
Sie führte doch zum Fund.

Und war der Weg abscheulich
Und eng der Hütte Raum:
So war die Nacht erfreulich,
Die Nacht ein Götterraum.

Auf jener sonderen Reise,
In jener trauten Nacht,
Hab' ich erkannt und preise,
O Eros! deine Macht,

Der du das Pfand der Gnade
Dem treuen Priester schenkst
Und die verlornen Pfade
Zum schönsten Ziele lenkst.

Der Nacht in's Herz geschossen
Hast du den Freudenstrahl,
Und fährst mit blinden Rossen
Ein in des Himmels Saal.

G. Pfizer.

Digitized by Google

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Wollen wir es wagen, uns in einen Ballsaal der untern Volksklassen zu begeben? — Warum nicht? Wir machen uns auf den Weg und sind bald im Apollo. — Wer sind die gepuzten Damen, deren Staat nach den alten und neuen Modejournalen, und zwischen durch nach gar keinem geordnet zu seyn scheint? — Es sind Köchinnen und Schleußerinnen (Beschließerinnen, was anderwärts Kellnerinnen sind). Eine jede hat ihren Galan, von denen ein großer Theil aus dem Militär ist. — Aber wie können Soldaten von ihrem geringen Traetement ein Liedchen auf den Ball führen und dabei große Ausgaben machen? — Auf die leichteste Weise von der Welt. Sie konjugiren das Wort „bezahlen“ im Passivum, und die Sache dringt ihnen etwas ein, anstatt daß sie ihnen Ausgaben machen sollte. Es verhält sich damit folgendermaßen. Von den guten, ebengenannten Damen hat nicht jede ihren Liebhaber, der sie zum Tanze führen könnte; da hat man es denn, um der Noth abzuhelfen, eingeführt, daß man sich von einem Soldaten dahin führen läßt. Umsonst ist der Tod; man bezahlt einem solchen Führer, je nachdem er ein Schütze oder sonst ein anständiger Mensch ist, bis zu 10 — 12 Sgr. für eine solche Begleitung. Da nun viele diesen Erwerbszweig für jeden Sonntag haben, so sieht man, daß dies für das in Breslau stehende Militär gar nicht so übel ist. Freilich ist dazu erforderlich, daß der Soldat ein hübscher Bursche und ein guter Tänzer sey, und dann muß er sich auch zu benehmen wissen; denn wird eine seiner bezahlenden Liebschaften gewahr, daß er am andern Sonntage (wo sie nämlich nicht ihren Ausgehetag hat) eine andere zum Tanze führt, dann ist es aus, und er hat eine Feuertaufe zu bestehen. Um diese Gefahr nicht zu laufen, wird jederzeit zu einem andern Thore hinausgegangen, und nur schwarzer Verrath kann ihm dann schaden.

Die Breslauer Universität ist ganz gut besezt, obgleich sie weniger Geräusch macht, wie manche andere. Und darin spiegelt sie die Schlesier getreulich ab, denen mehr daran liegt, zu *seyn*, als zu *scheinen*. Die Nähe von Polen, insbesondere aber auch das Großherzogthum *Posen* machen, daß viele Polen die hiesige Universität besuchen. So lange sie besteht, hat sich hier eine besondere Corporation von dieser Nation gebildet. Ohnedies sondert sich dieselbe überall von den Deutschen ab und es bleibt, auch wo Eintracht zwischen beiden zu herrschen scheint, stets eine gewisse Entfremdung. Ueberdies kommt hier noch eine besondere Abneigung gegen Preußen hinzu, weil die Polen von diesem Staat einmal die Meinung haben, er mache mit Rußland gemeinschaftliche Sache. Daß sie lezteres für ihren Unterjocher halten, davon bringt sie nichts ab, obgleich so unendlich viel geschieht, was sie augenscheinlich vom Gegentheile überzeugen muß. Solche Vorurtheile, auf Nationalhaß gegründet, verlöschen erst nach langer Zeit. Hat nicht ein solches noch bis auf die jüngsten Zeiten zwischen Oesterreich und Preußen im Volke geherrscht? und ist es denn auch jezt *gänzlich* erstorben?

Obgleich in dieser Stadt mehr katholische Kirchen sind, als protestantische, so ist es mit den Einwohnern doch der umgekehrte Fall. Daher kommt es denn, daß man die ersteren nie so gefüllt finden kann, wie die leztern. Unter den protestantischen Predigern hat Breslau seine Lieblinge, und die Kirchen sind buchstäblich zum Erdrücken voll, wenn diese predigen. Zu denselben gehörte sonst der ehrwürdige Wunster, auf dem aber jezt das Alter bereits so lastet, daß mit der physischen Kraft auch die geistige abnimmt. Der gefeiertste Prediger ist unstreitig *Schilling*, und neben ihm blüht ein junger Theologe, *Hilledrandt*, kräftig auf. Daß man sich zu ihren Vorträgen so drängt, macht den Breslauern Ehre; denn Gottesfurcht ziert ein Volk, und wahre religiöse Aufklärung ist das schönste, was man von ihm sagen kann.

Breslau ist eine reiche Stadt. Zählt es auch keine oder nur sehr wenige Millionärs in seinen Mauern, so gibt es doch eine Menge Kauf- und Privatleute, die ein sehr ansehnliches Vermögen besitzen. Besonders ist die Bürgerschaft im Allgemeinen ziemlich demittelt. Es herrscht hier das Gute, daß das Vermögen vertheilt ist, und nicht gerade bei Einzelnen in ungeheuren Massen beisammen liegt, während ringsum Alles in Dürftigkeit schmachtet. — Diese Vermöglichkeit, verbunden mit einem regen Sinn für Wohlthätigkeit, hat auch das Gute, daß für edle Zwecke unendlich viel geschieht, und daß man sich insbesondere der Armen auf eine äußerst kräftige Weise annimmt. Wie sehr sich dieser lobenswerthe Sinn der Einwohner von Breslau überall zeigt, das beweisen die überaus reichlichen Spenden, welche den in der Provinz durch Brand Verunglückten jederzeit zu Theil werden. Und diese Wohlthätigkeit scheint nicht zu ermüden, denn so oft auch wieder Brände entstehen, und sie kommen jezt fast wöchentlich vor, so oft sind auch jedesmal sogleich die öffentlichen Blätter gefüllt mit den Mittheilungen über die verabreichten milden Gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Montfaucon bei Paris.

(Beſchluß.)

Dieſe Ratteneepublik mögen die Leſer ſpaßhaft finden, aber für Paeis hat die Sache eine ſehr ernſthafte Seite. Es iſt im Week, das Etabliſſement von Montfaucon von Paeis wegzuverlegen, weil denn doch die Ausdünſtungen deſſelben, wenigſtens zu gewiſſen Zeiten, für meheere Vorſtädte ein wirkliches Ungemach ſind, und da wird man denn jene Freibeuterheere gar ſehr berückſichtigen müſſen. Was ſoll aus den hundeettauſend Ratten werden, wenn man ihnen mit einem Male ihre gewohnte Naheung entzieht? Wohin wird ſich die ungeheuee Heeresſäule wenden? werden ſie nicht die Döefer umher übeeſchwemmen und am Ende ihren Einzug in Paris halten? Das einzige Mittel, über dieſe unveemeidliche Kriſis wegzukommen, iſt wohl die von Duſſauſſois, dem Ratten-Attila, bereits eingeführte Methode: man daef die Anſtalt nicht auf einmal aufheben, man muß noch lange einige Lockſpeiſe hier laſſen, und ſo wied es nicht ſchwer fallen, die Hungrigen nach und nach aufzueeiben. Auch auf die Wiekungen des Büegerkriegs, wovon uns Magendies Schachtel ein Beiſpiel gegeben hat, wird man mit Fug eechnen können, und endlich wird auch hiee die Induſteie in's Mittel treten; denn die Pelzhändler zahlen für das Hundert hübſchee Rattenbälge 3 Franks und 75 Centimes.

In welch ſchrecklichem Geade die Luft an dieſem Orte des Geauſens verpeſtet iſt, übeelaſſe ich der Einbildungskraft des Leſees. Und dieſes gräßliche Kloak befindet ſich dicht vor den Thoeen von Paris, am alleeangenehmſten und maleriſchſten Fleck in der ganzen Umgegend, weuige Schritte von den Spazieegängen, auf denen ſich Sonntags die arbeiteuden Volksklaſſen tummeln. Einige Döefer, namentlich Belleville, leiden ausnehmend dadurch, Paris leibſt aber weit wenigee, als man glauben ſollte. Zuweilen ſpürt man den Geruch allerdings nicht nur auf dem Boulevaed du Temple und im Marais, ſondern ſogar im Tuileeiengarten; dies kommt aber nur Sommers bei ſtiller Luft, oder bei ſtürmiſchem Wetter Abends nach Sonnenuntergang vor. Der Wind, der über die Hochebenen jenſeits des Montmaetee und der Anhöhe von Chaumont der bläst, ſtreicht in der Regel in gleicher Höhe über Paris weg, miſcht die Dünſte, womit er geſchwängeet iſt, nicht mit der unmittelbaren Atmoſphäee der Stadt und führt ſie den ſüdlich von Paeis gelegeuen Höhen zu. Es kommt dies daher, daß Montfaucon ſo hoch liegt, höhee als die meiſten Gebäude der Stadt. Der Geruch von Montfaucon verſchwindet plötzlich, ſobald es auch nur ſchwach regnet, oder Thau fällt, ſelbſt der Nebel hat dieſe Wirkung, indem nämlich die in der Luft ſchwimmenden Dünſte raſch niedergeſchlagen werden.

Die wichtigſte Feage, welche ſich bei dieſem Gegenſtand aufdrängt, iſt nun aber dieſe: welchen Einfluß äußert dieſe mephitiſche Luft und der tägliche Genuß des Fleiches von Pferden und andern Thieren, deren im Cuiſinier royal keine Erwähnung geſchieht, auf die Geſundheit dee Aebeiter, die häufig nach Montfaucon kommeu, oder gar da wohnen? Und hier werden nun die oben angeſüheten Veeſuche dee Paeiſer Fakultät über den Einfluß fauler Thiernahruug auf den Oeganismus, duech die Eefaheung auf's Auffallendſte eegänzt. Feagt man jene Menſchen, einen um den andern, ſo erhält man zur Antwort, ſie ſeyen niemals krank, und juſt dieſer Geeuch, dieſe Naheung erhalte ſie bei guter Geſundheit; ſie ſehen auch meiſt ſo vortrefflich aus, wie die Fleiſchee. Ihre Weiber ſind ſehr fruchtbar, und dieſe auffallend kräftigen und blühenden Menſchen liegen beiſammen in Löcheen, wohin die Sanitätskommiſſion gar nicht wagt die Naſe zu ſtecken. Man kann dieſe Weibee, wäheend der Arbeit im Feelen, ihre Säuglinge in Pfeedegerippe betten ſehen. Leute von ſiebzig Jahren ſind zu Montfaucon keine Seltenheit, und auch ihre Elteen ſind in hohem, glücklichem Alter geſtoeben. Bei vielfachen Epidemien in den benachbaeten Orten Pautin und la Villete, und jüngſt noch, als die Choleea in Paris wüthete, verlor die kleine Gemeinde zu Monfaueon nicht Einen Kopf. Alle Jahee werden auf dem Kiechhof Pée la Chalſe — unvernünftig genug — gegen zweihundert Leichen wieder ausgegeaben, welche nur proviſoriſch beerdigt waren uud nun in den allermittelſt von den Angehöeigen eekauften Geund und Boden verſezt weeden. Es wird dies zu jeder Jaheeszeit, und oft erſt vier Monate nach dem Tode voegenommen, die Leute beobachten dabei nicht die mindeſte Vorſicht, und doch weiß man kein Beiſpiel von ſchlimmen Folgen.

Da nun die Erfaheung lehet, daß dieſe böſen Dünſte für die werthe Geſundheit nicht nur nicht ſchädlich, ſonderu logae kräftigeud ſind, ſo hoffe ich zu eeleben, daß unſere Pariſer Damen, deren Nervenſyſtem durch die Bemühnugen unſerer Poeten fuechtbar abgeſtumpft iſt, die ſogar im Theater der Porte St. Martin und bei Aſſiſen ſich vergeblich nach Reizmitteln umſehen, an Meiſter Duſſauſſois Thüre voefaheen, um Emotionen zu ſuchen; ſie könnten veeſicheet ſeyn, dergleichen zu finden, und zugleich müßte die Luft ſo ſtäekend auf ihe Neeveuſyſtem wirkeu, daß ſeine Saiten wiederum wenigſtens von einem Melodram in Schwingung verſezt würden.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Eintritt des Fremden in England.

Ich war, von Rotterdam kommend, bei Greenwich an's Land gegangen. Das scheint gleichgültiger, als es ist, denn es ist in der That so wichtig, daß Jeder, der es kann, gut thun wird, meinem Beispiele zu folgen. Die Dampfschiffe legen, nach London bestimmt, unweit dem Zollhause an. Da geht es aber in der Regel etwas bunt zu, und Unglücksfälle gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Jeder trachtet, möglichst schnell das Ufer zu erreichen. Boote schwärmen in zahlloser Menge umher, williger, die Ankommenden aufzunehmen, als abzuweisen. Die Lohnkutscher Londons stehen nicht eben im Rufe außerordentlicher Redlichkeit; aber die Wassermänner laufen ihnen den Rang ab. Sie spielen ihren eigenen Landsleuten oft übel genug mit; um wie Vieles schlimmer Ausländern, zumal wenn die englische Zunge ihnen ganz fehlt oder wenigstens nicht vollkommen geläufig ist. Vor Kurzem vertraute sich ihnen ein Deutscher an, dem sein englischer Sprachlehrer, ebenfalls ein Deutscher, für die bezahlten vollwichtigen Dukaten wegen des erlernten Englischen vollwichtiges Lob gespendet hatte, der sich also einbildete, meisterhaft zu sprechen, und der bald zu seinem innigsten Schrecken erfuhr, daß die Engländer der entgegengesetzten Meinung seyen. Man hatte ihm gesagt, daß er die Bootsfahrt mit sechs Pence — vier gute Groschen — für seine Person, und mit eben so viel für jedes Stück Gepäck zu bezahlen habe. Er und sein Nachtsack betrugen demnach einen Schilling, und diesen hatte er zu solchem Zwecke bereits in der Westentasche. Noch zehn Schritte vom Ufer forderte der Wassermann die Bezahlung; der Schilling fiel in seine Hand; er aber kehrte ihn zweimal um, lachte dann dem Deutschen in's Gesicht, meinte, das wolle nicht reichen, und begehrte vier Schillinge. Die Weigerung wirkte auf den Ruderer; mit jedem Worte des Widerspruchs entfernte ein leiser Schlag das Boot weiter vom Ufer, und als es mitten auf der Themse schwomm, erfolgte die kategorische Anfrage: ob Renitent sechs Schillinge zahlen oder ein kaltes Bad nehmen wolle? Der bedrängte Deutsche fürchtete, durch die Annahme des letzteren noch etwas mehr als seinen Nachtsack zu verlieren, zahlte und wurde gelandet. Wer also nach London geht, suche, wenn er kann, die Ansahrt beim Zollhause zu vermeiden und lande bei Greenwich. Ich sage, wenn er kann; denn wie frei auch Eingeborner und Fremder in England sey, wenn er auch ohne Paßsperre die vereinigten Königreiche durchreisen darf, und wie wenig die Regierung durch ein Heer von Angestellten den Menschen das Leben zu verbittern suche: England ist unter allen gebildeten, mit dem edeln Paßinstitute gesegneten Ländern wohl das einzige, welches der Eingeborne zwar, aber nicht der Fremde ohne Paß betreten darf. Und womit weist der Engländer sich als Eingeborner aus? Etwa mit seinem Taufzeugnisse? Nein; wenn er reden kann, durch seine Sprache. Der Kapitän findet oder nimmt Gelegenheit, mit jedem Passagier einige Worte zu wechseln oder einige von ihm zu hören. Mehr bedarf es für ihn nicht, den Landsmann zu erkennen, und während er nach der Einfahrt in die Themse die Ausländer um ihre Pässe bittet, geht er an den Einheimischen vorüber. Kann man es dem Engländer verargen, wenn er schon hierin einen Beweis seiner Freiheit, schon hierin einen Grund zum Stolze findet? Er kehrt aus Italien, aus Deutschland, aus Frankreich zurück; aber der Italiener, der mit ihm nach Italien, der Deutsche, der mit ihm nach Deutschland, der Franzose, der mit ihm nach Frankreich reiste, sie Alle mußten, wenn sie das Land ihrer Geburt betraten, der Italiener, ehe er sein zerstückeltes, der Deutsche, ehe er sein confoderirtes, der Franzose, ehe er sein bewegtes Vaterland wieder sehen durfte, mittelst richtiger Pässe ihre Unverdächtigkeit bescheinigen. Er naht sich den Küsten, in denen jeder Pulsschlag seines Herzens seine Heimath begrüßt; ein Wort von seiner Lippe bezeugt in ihm den Bürger eines Landes, das zu einem Ganzen sich vereinigt hat, um wirklich ein Ganzes zu seyn, das ohne Gefahr für die bestehende Ordnung sich bewegt, weil es ohne Hemmniß sich bewegen darf, und das unabhängig ist, weil es stark, und stark, weil es frei ist; das Wort, das er spricht, ist das unverfälschte Dokument seiner Nationalität, und in ihr ruht das ungetrübte Recht ungehinderten Eintritts. Ein richtiger Paß ist also das erste Erforderniß für denjenigen Ausländer, dessen englische Sprachwerkzeuge mit denen eines Briten nicht al pari stehen und der bei Greenwich an's Land treten will. Ohne solchen Erlaubnißschein darf der Kapitän bei eigener Verantwortung das Verlassen des Schiffs nicht gestatten. Ein Anderes, als die Person des Passagiers, ist sein Gepäck. Die Freiheit der Person begründet nicht die Freiheit des Gepäcks; denn nach englischem Seerechte deckt die Flagge nicht die Ladung. In dieser Hinsicht stehen daher Fremde und Einheimische sich gleich; ebensowenig wie jene dürfen diese ohne Bewilligung des Zoll-Offizianten ihr Gepäck entfernen, und wer demnach vor der Ankunft in London auch nur seinen Nachtsack mit sich nehmen will, bedarf als zweites und letztes Erforderniß vorangedachte Bewilligung. Die Menge der stündlich Ankommenden und der durch das Ausladen bedingte Verzug machen es zur natürlichen Folge, daß die Untersuchung und Rückgabe des Gepäcks erst mehrere Stunden, vielleicht erst am folgenden Tage nach der Ankunft stattfinden kann. Die Forderung unmittelbarer Untersuchung wäre allerdings nicht unbillig. Sie würde aber eine andere Einrichtung erheischen, und die sodann für den Eigenthümer sich ergebende Verbindlichkeit, sich mit seinen Effekten zu entfernen, dürfte wegen der Nuisance of touting unvortheilhafter für ihn seyn, als die gemächliche Empfangnahme. Es gehört freilich Vertrauen dazu, nun ohne Gewähr und doch mit Ruhe sein Eigenthum fremden Händen preiszugeben, und vielleicht für eine lange Nacht auf ungewisses Wiedersehen von seiner Habe zu scheiden. Es hat aber Jeder Unrecht, sich deßhalb das Herz schwer zu machen. In dem Lande unumschränkter Preßfreiheit, der einzigen, wahrhaft sichern Bürgschaft staatsbürgerlichen Wohlbefindens, trägt jede zweckwidrige oder auch nur fehlerhafte Institution den Keim der Verbesserung oder den Keim des Todes von ihrer Entstehung an in sich. Das freie Wort bricht sich Bahn durch Vorurtheil und Gesetz, das Recht macht seine Stimme geltend. Vor einiger Zeit erhoben die öffentlichen Blätter Beschwerde gegen die Admiralität, weil die nach den Kolonien bestimmten Paketboote, statt an dem zu ihrer Absahrt bekannt gemachten Tage, oft erst mehrere Tage später absegelten, und die nächste Folge war die Anzeige der Admiralität, daß der Ungebühr abgeholfen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 228.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. September 1834.

Quel père! justes dieux! lui? ce monstre imposteur!

Voltaire.

Mutterliebe. *)

Das Parthenon mit allem seinem Ruhm mag in Vergessenheit sinken; aber so lange die Höhen von Thermopylä stehen, so lange eine Welle im Busen von Salamis an's Ufer schlägt, ruft eine Stimme laut durch die Welt: „Ehre und Preis denen, welche frei in den Tod gehen! Fluch und ewige Schmach denen, die den Geist, den ewig fesselosen, in Bande schlagen wollen!“ Das Coliseum mit all seinen blutigen Trophäen zerfällt; so lange aber die Wasser des Hellesponts zwischen Sestos und Abydos fließen, wird das Gedächtniß an jene Liebe, welche hier den Tod fand, nimmer untergehen. Der Wanderer, der sich mühselig durch die grenzenlose afrikanische Wüste schleppt, findet ein gigantisches Steinhaupt, zerbrochen und halb begraben im Sande, und daneben die Trümmer eines Fußgestells, auf dem man mit Mühe die Worte entziffert: „Ich bin Ozymandias, der König der Könige; schaut auf meine Werke, ihr Mächtigen, und verzweifelt!“ Wer war Ozymandias? wo sind jezt seine Werke? welcher Gedanke, welches Gefühl ist das vermittelnde Glied zwischen seiner Zeit und der unsrigen? Sorglos schreitet der Araber mit seinem Lastvieh über diese verwischten Spuren menschlicher Kunst und menschlicher Größe. In der dichten Wildniß des neuen Continents, tief in den grenzenlosen Forsten, steht ein mächtiger Fels, an den sich eine Sage knüpft, so wenig alt, daß noch kein graues Haar des Mannes Scheitel deckt, der geboren ward, als sich die Geschichte begab; und dieser Fels wird künftigen Geschlechtern laut ein gewichtiges Wort zurufen, mag auch die Natur rund umher, mag auch das Geschick des Volkes sich noch so sehr ändern. Keiner wird sofort mit gleichgültigem Auge den Stein betrachten, denn Jeder wird zu sich sprechen: „Was ist gewaltiger denn Mutterliebe? was ist furchtbarer als Macht in der Hand der Rohheit? was ist schrecklicher, als Mißbrauch eines geheiligten Namens zu Zwecken der Selbstsucht und Grausamkeit?“

Jene weiten Landstriche im Herzen von Südamerika, bedeckt mit riesigen Urwäldern, bewässert von mächtigen Strömen, jene großartigen Wildnisse, wo der Mensch als ein unwesentliches Glied in der Reihe der Geschaffenen erscheint, und die Spuren seiner Gewalt selten und weit zerstreut sind, haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der europäischen Welt sehr in Anspruch genommen, theils wegen der außerordentlichen Ereignisse und Revolutionen, deren Schauplatz die Länder um jene Distrikte waren, theils wegen der Forschungen kühner

*) Diese kleine Erzählung gründet sich auf einen Vorfall, den Alexander v. Humboldt in seinen Reisen anführt.

Digitized by Google

Reisenden, welche tief in sie eingedrungen. Aber bis vor etwa zwanzig Jahren wußte man von diesen Wildnissen nichts, als was man etwa durch die spanischen und portugiesischen Priester erfuhr, welche sich als Missionäre längs der Ufer des Orinoco und des Paraguay niedergelassen hatten. Die Männer, welche sich so, fern von allem Verkehr mit der Welt, in die Wüste verbannten, waren meistens in den Kolonien geborne Franziskaner und Kapuziner. Sie wählten diesen frommen Beruf theils freiwillig, theils wurden sie von ihren Obern dazu beordert; in beiden Fällen erscheint auf den ersten Blick ihr Leben erbärmlich und ihre Seelaufopferung erhaben; bedenkt man aber, daß diese armen Mönche meist die langweilige Einsamkeit des Klosters mit dem Aufenthalt in den prachtvollen Wäldern und weiten Savannen vertauschen, so erscheint wohl das Opfer nicht so schrecklich, selbst wenn es dabei nicht an Leiden, Entbehrung und sogar Gefahr fehlen sollte. Verbinden diese Männer mit ihrem frommen Eifer in gewissem Grade Kenntnisse, Geistesbildung und Menschenliebe, so steht es in ihrer Macht, das Gebiet des Wissens und der Kultur zu erweitern, indem sie einerseits diese unbekannten Länder durchforschen, andernseits die Stämme der Eingebornen, in deren Charakter sich die unbändigsten, abschreckendsten Züge der wilden Menschennatur mit manchen der liebenswürdigsten Triebe unseres gemeinsamen Geschlechts seltsam zu mischen scheinen, in Dörfer sammeln und sie zu Menschen erziehen. Sind aber diese Religiosen Männer von beschränktem Geiste und tyrannischer Gemüthsart, so haben sie nicht selten die ihnen übertragene Gewalt auf's Furchtbarste mißbraucht, und da sie viele hundert Meilen den europäischen Niederlassungen und damit der Ahndung der Gesetze entrückt sind, so üben sie ihre Gewaltthaten ungestraft, und dem Unheil, das sie anrichten, ist rein nicht zu steuern.

Zum Unheil derer, die seiner Obhut anvertraut waren, gehörte Pater Gomez zu den Männern der letztern Art. Er war Franziskaner Ordens und wohnte im Dorfe San Fernando, unweit der Quelle des Orinoco; mehrere Missionen in der Nachbarschaft standen unter ihm und San Fernando war der Hauptort der Präsidentschaft. Der Mann war von grausamer despotischer Gemüthsart, durchaus ungebildet, und hatte keinen Begriff vom wahren Geist christlicher Liebe; in dieser Beziehung waren die Wilden, welche er lehren und bilden sollte, in Wahrheit weniger roh und unwissend als er. Unter den schlimmen Leidenschaften, welche Pater Gomez aus seiner Zelle im Kloster zu Angostora in diesen seinen neuen Wirkungskreis zum Fluche desselben mitgebracht hatte, standen Hochmuth und Habsucht obenan, und beide fanden ihre Befriedigung dabei, je größer die Zahl seiner Täuflinge oder vielmehr seiner Sklaven war. Den weisen, menschenfreundlichen Gesetzen König Karls III. zum Trotz, nach denen es streng verboten war, die eingebornen Indier gewaltsam zu bekehren, erreichte Gomez, gleich manchen seiner Mitbrüder auf entlegenen Missionen, seinen Zweck nicht selten durch rohe Gewalt. Er zog mit einem Theil seiner Mannschaft aus und legte sich da, wo die Horden freier Indianer lagerten, in Hinterhalt, und wann dann die Männer ausgezogen waren, ergriff er gewaltsam Weiber und Kinder und brachte sie gebunden im Triumph in sein Dorf. Hier taufte man sie, lehrte sie das Zeichen des Kreuzes machen, und nun hießen sie Christen, waren aber nichts anders als Sklaven. Die auf diese Weise gefangen gehaltenen Weiber grämten sich in der Regel zu Tode, aber die Kinder gewöhnten sich an die neue Lebensweise, vergaßen ihre Wälder, waren ihrem christlichen Herrn und Meister mit blindem Gehorsam zugethan, und wurden mit der Zeit die Unterdrücker ihres eigenen Volkes. Pater Gomez nannte seine Streifzüge la conquista espiritual.

Eines Tags zog er, begleitet von zwölf bewaffneten Indiern, wieder zu einer solchen Unternehmung aus. Nachdem sie ein paar Meilen den Guaviare, der hier in den Orinoco fällt, hinaufgerudert, gewahrten sie durch eine Oeffnung im Gebüsch, unfern des Ufers, eine indische Hütte. Diese Völker leben gerne familienweise allein, und ihre Liebe zur Einsamkeit ist so mächtig, daß, wenn sie auch in Dorfschaften vereinigt sind, sie sich häufig in einiger Entfernung von ihren gewöhnlichen Häusern eine kleine Hütte bauen und in derselben ganze Tage zubringen. Die Hütte, von der wir sprechen, war eine solche einsame Villa, wenn man so sagen darf. Sie war ungewöhnlich nett gebaut, mit Palmblättern bedeckt und von Cacao- und Lorbeerbäumen beschattet, sie stand ganz einsam in der Wildniß, umgeben von der prachtvollsten Vegetation, ein wahrer Wohnsitz stillen, friedlichen Glücks. In dieser Hütte war ein junges indisches Weib (wir nennen sie Guahiba nach dem Namen ihres Stammes) beschäftigt, Kuchen aus Cassavawurzel zu bereiten; sie rüstete das Essen in Erwartung der Rückkehr ihres Mannes, der weiter aufwärts am Flusse auf dem Fischfang war; ihr ältestes Kind, fünf, sechs Jahre alt, ging ihr zu Hand, und von Zeit zu Zeit sah sich die Mutter unter der Arbeit mit freudestrahlenden Augen nach zwei Kindern um, welche gerade erst kriechen konnten und sich schäkernd und lachend auf dem Boden wälzten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Briefe aus Schlesien.

(Fortsetzung.)

Grünberg, Mitte Juli.

Ich datire diesen Brief aus dem untersten Winkel von Schlesien, und werde in demselben mittheilen, was ich von Breslau bis hierher Merkwürdiges fand.

Es ist fast weltkundig, daß die Landwirthschaft in Schlesien auf einer sehr hohen Stufe steht und daß dieselbe dieser Provinz viel einträgt, indem sie, trotz der starken Bevölkerung, doch noch eine Menge Produkte über den Bedarf erzeugt. Wie in neuerer Zeit alle Wissenschaften, Künste und Gewerbe große Fortschritte gemacht haben, so ist auch die Landwirthschaft nicht zurück geblieben. Sie ringt immer mehr darnach, den ihr gebührenden ehrenvollen Platz einzunehmen und zu behaupten. Schon besitzt sie eine ziemlich reichhaltige Literatur, und wenn man diese in kritischen Blättern nicht ganz so beachtet, wie sie es verdient, so fällt der Schatten hievon wohl ohne Zweifel mehr auf diese selbst, als auf jene.

Wenn man von Breslau über Liegnitz und von da weiter gen Hainau und Bunzlau reist, so kommt man durch das eigentliche klassische Land der schlesischen Landwirthschaft. Hier wird auf einer Menge der größern Landgüter dem neuen Systeme der Fruchtwechselwirthschaft gehuldigt. Dem Laien diene mit wenig Worten zur Erklärung, daß nach demselben, wie es schon im Wortlaute liegt, niemals zwei gleichartige Früchte auf einund demselben Acker unmittelbar nach einander angebaut werden. Man fand durch Beobachtung und Erfahrung, und die Agrikulturchemie bestätigte es, daß zwei verschiedenartige Früchte, wenn sie auf einem Acker nach einander folgen, besser gedeihen, und zwar darum, weil eine der andern diesen gleichsam vorbereitet und Nahrungsstoffe zurückläßt, die gerade dieser besser zusagen wie jener. Diese Theorie hat sich in der Praxis bereits trefflich bewährt. — Schon sehr frühe, wie die Geschichte nachweist, schon zu den Zeiten Karls des Großen, (also im neunten Jahrhundert) hat man das Dreifelderspstem in Deutschland beim Ackerbaue befolgt. Nach diesem folgen immer zwei Getreidearten (also gleichartige Früchte) auf einander, z. B. erstlich Weizen oder Roggen und dann Gerste oder Hafer. Nach diesen beiden, zwei Jahre hinter einander folgenden Halmfrüchten ließ man das Feld brach liegen, d. h. man weidete das Vieh darauf und brach es in der Mitte des Sommers um, damit man im Herbste wieder Wintergetreide (Weizen oder Roggen) darauf bauen konnte. Bei diesem Systeme sog man den Acker viel mehr aus, als beim Fruchtwechsel, und daß letzterer in neuerer Zeit, vorzüglich durch die unsterblichen Verdienste des verewigten Thaer, in Deutschland so viel Raum gewonnen hat, diesem Umstande verdanken wir besonders die reichliche Produktion des Landbaues, die der so sehr vermehrten Bevölkerung ihre Subsistenzmittel so reichlich gewährt, daß wir noch auf weit hinaus keinen Mangel zu fürchten haben. Vorzugsweise hat auch die veredelte Schafzucht in Schlesien sich ausgebreitet, und sie bringt dem Lande alljährlich viele Millionen Thaler ein. — Wenn man einen klaren Blick in das Wesen der schlesischen Landwirthschaft thun will, muß einen, wie mir, das Glück genauerer Bekanntschaft mit einigen der fleißigsten und verständigsten Landwirthe dieser Provinz zu Theil werden. Der Eifer und die Sorgfalt, mit welcher diese auf Alles achten, die Liebe und Kenntniß, mit der sie jede Kleinigkeit in ihrer Oekonomie behandeln, kurz, das zweckmäßige Zusammenwirken aller einzelnen Theile zu einem vollkommenen Ganzen müssen auch den Laien ansprechen.

Fährt man auf einer Landstraße in der Nähe einer Stadt, in welcher gerade Getreidemarkt ist, so begegnet man einer Unzahl von Wagen. Man hat nämlich in Schlesien die Gewohnheit, nur wenig aufzuladen, dann aber sehr rasch, häufig im Trabe, zu fahren. Diese Art und Weise ist mit der Sitte von Polen und Ungarn verwandt. Von den größern Gütern werden in der Regel lauter vierspännige Wagen abgeschickt, und es ist selten, daß man auf einen solchen mehr als 32 preußische Scheffel (kaum 30 Centner) aufladet. Diese Verschwendung von Zeit und Kraft steht im Widerspruch mit der sonstigen weisen Haushaltung der schlesischen Landwirthe, und sie läßt sich nur aus einer lange hergebrachten Gewohnheit erklären, die man gewöhnlich nur spät und schwer abschafft.

Ich bestieg den Grätzberg, erfreute mich an den schönen und geschmackvollen Anlagen um und auf demselben und überschaute von oben herab das reich gesegnete Land. Die Ruinen der ehemaligen festen Burg sind durch die Fürsorge des jetzigen Besitzers vor dem weitern Verfalle geschützt worden. Die Burg wird von den Anwohnern der umliegenden Gegend, besonders an Sonn- und Feiertagen, bei schönem Wetter fleißig besucht, und man findet an solchen im Sommer jederzeit das bunteste Gewimmel.

Goldberg blühte einst durch seine Tuchmanufaktur, und dies am meisten zu der Zeit, wo theils eine große Menge Tuch nach Polen ausgeführt wurde, theils Transito durch Rußland nach China ging. Dieser Erwerbszweig schien fast ganz vertrocknen zu wollen, und nur in neuerer Zeit grünt er wieder, seitdem man angefangen hat, sich an den Gang der Ereignisse anzuschließen und Maschinen einzuführen, vermittelst deren man besser, schneller und wohlfeiler arbeitet. Wenn man nun herüber kommt nach dem freundlichen Liegnitz, so wird man von dessen Umgebung eben so, wie von seinem

Innern auf's Angenehmste angesprochen. Es dürfte wenig Städte dieses kleinen Umfangs geben, die alle Reize und Vergnügungen des Landes und der kleinen und großen Städte so in sich vereinigen, wie dieser schöne Ort.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

Kaspar Hauser.

Für die richtige Beurtheilung des Hauserschen Falles, und insbesondere für die Beantwortung der Vorfrage, ob Kaspar Hauser ein Betrüger war, ist vorzüglich die Frage wichtig, ob Hauser durch fremde mörderische Hand sein Leben verloren hat oder ob er an den Folgen einer sich selbst beigebrachten Wunde gestorben ist. Nimmt man das Erste an, so verliert der Vorwurf, daß Hauser ein Betrüger sey, bedeutend an Gewicht, und die Wahrscheinlichkeit wächst, daß jene fremde Hand, die auf verbrecherische Weise in das frühere Jugendleben Hausers eingriff, feindlich während seines Auftretens in Nürnberg und Anspach ihn umschwebte, und zuletzt durch den Mord die Gefahren der Entdeckung früherer Verbrechen beseitigen wollte. Sprechen aber überwiegende Gründe dafür, daß Hauser selbst Hand an sein Leben gelegt habe, so bekommt der Verdacht, daß Hauser Betrüger ist, eine doppelte Stärke, weil man eben diesen Versuch, sich durch die Verwundung interessant zu machen, als das stärkste Mittel betrachten muß, wodurch der Betrüger seinen Betrug mit der Maske der Wahrheit umhüllen wollte. Will man die Frage gründlich beantworten, so muß man zuerst prüfen, ob medizinische Gründe vorhanden sind, welche entweder die Wahrscheinlichkeit liefern, daß sich Hauser die Wunde selbst beigebracht habe, oder ob Gründe der Unwahrscheinlichkeit oder selbst der Unmöglichkeit dieser Annahme vorhanden sind. Liefert die medizinische Begutachtung das Resultat, daß die Beibringung der Wunde durch Hauser nicht unmöglich ist, so wird das Gutachten wieder die Frage beantworten müssen, unter welchen Voraussetzungen eine Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, und dann erst wird es Pflicht des Juristen, herzustellen, ob in den Verhältnissen Hausers und in allen bekannten Umständen Gründe liegen, welche die Annahme rechtfertigen, daß jene Voraussetzungen im einzelnen Falle wirkten, und hierauf endlich wird die psychologische und juristische Prüfung nothwendig, ob in dem Benehmen Hausers, seinem Charakter und seinen Motiven Materialien aufzufinden sind, welche die Wahrscheinlichkeit einer Absicht des Selbstmords begründen.

Hält man sich zuerst an die Resultate der Leichenöffnung, die in Heidenreichs Schrift: „Kaspar Hausers Verwundung, Krankheit, Leichenöffnung. Berlin, 1834.“ mitgetheilt sind, so ergibt sich: daß die Wunde nur bei vorwärts gebeugter Stellung Hausers zugefügt seyn konnte; denn der Arzt erklärt, daß er erst dann dem Wundkanal folgen konnte, als er Hauser in eine sitzende und dann halb stehende Stellung mit nach vorne gebeugtem Körper gebracht hatte. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß die Wunde durch fremde Hand und nicht durch Hauser selbst beigebracht wurde; denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß Selbstmörder, welche Brustwunden sich zufügen, in aufrechtstehender Stellung und, indem der Arm ausholt, um Kraft zum Stoße zu gewinnen, mit rückwärts gebeugtem obern Theile des Körpers so den Stoß sich beibringen, daß die Brust, welche den Stoß empfangen soll, auswärts gedrückt wird. Die äußere Wundöffnung müßte dann tiefer als der innere Wundkanal, oder doch wenigstens gleich mit ihm zu stehen gekommen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, September.

(Fortsetzung.)

Sorge um das Gepäck. Bücherzoll.

Würde es sich auch nur ein einziges Mal ereignen, daß ein Reisender sein auf dem Dampfschiffe zurückgelassenes Gepäck auf dem Zollhause nicht vorfände, es würde nicht an Federn fehlen, den Vorfall mitzutheilen; die öffentliche Stimme würde ein strenger Richter seyn, alle Pressen würden die Sicherheit des Eigenthums verfechten, und die Behörde würde es nur in der Ordnung finden, den gerügten Uebelstand zu beseitigen. Auf solche Weise leistet die Preßfreiheit eine Art von Gewähr für die Güte der Institutionen. Sie gewinnen das Vertrauen des Volks, und wo dieses gewonnen ist, ist viel, ist Alles gewonnen. Lasse also keiner sich von der Sorge um seine Habe beschleichen. Sie steht unter dem Schutze eines ganzen Volks. Welche unnütze Selbstpein inzwischen auch eine Besorgniß der angegebenen Art wäre, so steht es doch anders und minder gut um die Sorge, welche die Untersuchung des Gepäcks betrifft. Jeder Ausländer hat bei seiner Ankunft im Zollhause — und er wird gut thun, den Besuch daselbst nicht über vierundzwanzig Stunden zu verzögern — sich zuvörderst im Departement der Alien office (des Fremden-Büreaus) zu melden, wo auf den Grund seines bereits angelangten Passes ihm eine Deklaration eingehändigt wird, mit welcher er sich binnen einer Woche auf dem eigentlichen Alien office einzufinden, jetzt aber im Lagerhause als Eigenthümer der in Anspruch zu nehmenden Effekten anzuweisen hat. Nachdem er diese als sein Eigenthum bezeichnet und, insoweit sie verschlossen, selbst geöffnet hat, erfolgt die Durchsuchung, bei welcher es allerdings von Laune und Zufall abhängen mag, ob sie streng oder nachsichtig ist. Am besten, man bereitet sich auf Strenge; meiner Individualität gefällt es aber, daß man vorher mit der unnützen und verfänglichen Frage verschont wird, die mich auf deutschen Zollstätten oft geärgert hat, mit der Frage: ob man etwas Zollpflichtiges bei sich führe?

Da man in England behauptet, daß das Zollwesen das einzige Institut sey, aus dessen complicirter Einrichtung man nicht ganz klug werden könne, so dürfte es für Reisende, die nicht Buchhändler, folglich nicht verbunden sind, die dieses Gewerbe betreffenden Gesetze zu kennen, von Interesse seyn, zu hören, daß man mit seiner Reisebibliothek sich wohl in Acht zu nehmen hat. In England gedruckte Bücher sind zollfrei. Bei englischen, im Auslande gedruckten Büchern fragt es sich, ob das Verlagsrecht erloschen ist oder nicht. Im ersten Fall, wie bei Shakespeare, Gibbon und Andern, wird der Zoll nach dem Gewichte berechnet. Letztern Falls unterliegt jedes Blatt einer Abgabe von 20 Pfund Sterling, beiläufig 140 preußischen Thalern. Bei Büchern in fremden Sprachen wird wieder unterschieden, ob sie seit oder vor 1801 gedruckt sind. Vor 1801 gedruckte Bücher werden mit ungefähr einem Groschen sechs Pfennigen für das Pfund verzollt, seit 1801 gedruckte mit ungefähr acht Groschen sächsisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 229.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. September 1834.

Da mag Sanct Veit, der Ritter, Wein sich holen!
Wir holen ihn da nicht.

Claudius.

Briefe aus Schlesien.

(Beschluß.)

Auf dem ganzen Zuge von Jauer an bis hinab nach Sagan und östlich bis gegen die Oder findet man einen gewissen Anstrich von sächsischer Urbanität, der sich auch in dee Masse des Volkes spiegelt. Es hat sich dieser aus der Nachbarschaft herübergetragen, gleichwie dies mit dem Gegentheil von Polen herüber auf dem rechten Ufer der Oder der Fall ist. Mich sprach dieser Anstrich mehr an, als das eigentliche Wesen in Sachsen, obgleich sonst bei ähnlichen Fällen das Gegentheil gewöhnlicher ist. Denn in Schlesien hat sich hier die eigenthümliche Gradheit und Aufrichtigkeit mit jener Urbanität verschmolzen, was denn dem Charakter viel Anziehendes gibt, wogegen in Sachsen diese mitunter in eine gewisse Ziererei übergeht, die nicht gerade Jedem gefällt. In Glogau findet man das Juste-Milieu des schlesischen, sächsischen und polnischen Nationalwesens. Zudem tritt der preußische Militärgeist hier merklich vor, da der Ort eine Festung und im Verhältniß zu seiner Größe mit einer sehr starken Besatzung versehen ist. Uebrigens findet man hier viel Geselligkeit und eine große Zuvorkommenheit gegen Fremde. Früher dagegen, besonders vor der für den preußischen Staat so traueigen Katastrophe von 1806, soll mit dem Militär schwer auszukommen gewesen seyn.

So wie man unterhalb Glogau kommt, kündigt sich schon der leidige Sand an, mit welchem die Mark Brandenbueg so gesegnet ist. Der Reisende wird zwar direkt von demselben jezt wenig mehr belästigt, da die schöne Kunststraße von Breslau nach Berlin es möglich macht, schnell durch diese Gegend zu kommen; aber dennoch stimmt es das Gemüth nicht froh, wenn man oftmals halde Tagereisen nur Kieferheiden und zwischendurch Feldmarken sieht, die bei dürren Jahren, wie dies heuee der Fall war, wie erstorben daliegen, und auf welchen die glühende Sonne doppelt brennt. Aus solchen Markungen kam ich nach Grünberg. Wer hierher im zeitigen Frühjahr kommt, wenn der Weinstock noch nicht ausgeschlagen hat, und ringsum die weißen kahlen Sandhügel sieht, der hält den Namen der Stadt für eine Satire. Aber im Sommer verdient sie ihn mit Recht, und gerade heuer würde ihn ein Fremder, der aus den dürren Sandfeldern schnell hieher gekommen wäre, vielleicht dem Ort von selbst gegeben haben. — Ohne Zweifel ist Grünberg der nördlichste Fleck auf unseer Halbkugel, wo Weindau im Großen getrieben wird. Es gibt allerdings noch einige Ortschaften, die wieder nördlich von Grünberg liegen und auch Wein bauen, ich fasse sie aber mit in diesen Rayon.

Digitized by Google

Es gewährt, wie schon bemerkt, bei heißen und dürren Jahren, wo die umliegenden Sandländereien zur halben Wüste werden, einen überraschenden und höchst erfreulichen Anblick, wenn man aus der Kieferheide kommt, die man so eben, man mag von Breslau oder Berlin kommen, langweilig durchgemacht hat, und vor sich einen langen Zug gründelaubter und weinbekränzter Hügel erblickt. Mitten aus diesen ragt das vielarmige, weit und breit sich dehnende Grünberg mit einer Menge schöner Gebäude, die aber in der schlechten Häusermasse gerade so zerstreut liegen, wie die hiesige Oase in der Sandwüste. Man kann diesen Ort zu den belebtesten Städten von Schlesien zählen. Die Tuchmannfaktur hat hier von jeher geblüht, und die Unterbrechung ihres Absatzes nach Polen, Rußland und China hat nur eine kurze Störung in ihrem Gange veranlaßt. Denn man arbeitet jezt mehr als je im Großen und es sind eine Menge Maschinen hier im Gange, so daß sich der Ort in dieser Beziehung an die Seite einer betriebsamen belgischen Stadt setzen läßt. Daß diese Manufaktur auch Wohlhabenheit herbeibringe und Reichthum begründe, das beweisen mehrere hiesige sehr ansehnliche Häuser. — Noch ist diese Manufaktur im Zunehmen und sie verspricht dem Orte einen noch immer sich mehrenden gewinnreichen Erwerb. Wer in dieser freundlichen Stadt in Familien Zutritt gewinnt, dem kann auf längere Zeit hier sehr wohl seyn. Denn es herrscht bei ungemeiner Gastfreiheit und herzlicher Zuvorkommenheit ein feiner und gebildeter Ton.

Noch ein paar Worte muß ich von dem hiesigen Weine sagen. Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, in welch schlechtem Rufe derselbe steht, und wie man allerlei Bonmots auf ihn hat. Friedrich der Große selbst, dem es doch so sehr am Herzen lag, die Produktion seiner Staaten auf keine Art zu entmuthigen, soll, als man ihm einmal bei der Durchreise vom besten hiesigen Weine vorsezte, geäußert haben: „Wohl Jedem, der ihn nicht trinken darf!“ — Jezt aber ist es damit anders. Man hat freilich den Weinbergen weder einen andern Boden noch ein milderes Klima geben können; aber dennoch hat man es durch Aufmerksamkeit und Sorgfalt beim Weinbau dahin gebracht, daß, in nur einigermaßen günstigen Jahren, ein Getränk gewonnen wird, an dem man fast gar nichts auszusetzen hat, als daß es Grünberger Wein heißt. Diesen Fehler zu verbessern, bedienen sich viele Weinhändler der unschuldigen List, ihn unter andern Namen zu versenden, so daß nun eine Menge dieses Erzeugnisses die Oder herauf kommt, in Schlesien unter dem Namen von Franzwein getrunken und zur Zugabe viel theurer bezahlt wird, als wenn man denselben unter seinem wahren Namen bezöge. Es geht indessen jezt im Ganzen eine Menge Grünberger Wein unter seinem eigenen wahren Namen, und er findet, da er wohlfeil und im Verhältniß zu seinem Preise gut zu nennen ist, starken Absatz. Auch Champagner fabrizirt man dort, und obgleich er oft genug als Grünberger angekündigt und verkauft wird, so möchte ich wohl nicht bezweifeln, daß sich manche Flasche unter den französischen verliert.

Mutterliebe.

(Fortsezung.)

Das Essen war beinahe fertig, da sah das indische Weib nach dem Flusse, ob ihr Mann noch nicht komme; aber ihre hübschen schwarzen Augen, in denen sich Ungeduld und zärtliche Sorge malte, wurden auf einmal starr vor Entsetzen, als sie, statt dessen, den sie so sehnlich erwartete, die Schergen des Pater Gomez längs des Dickigts auf ihre Hütte zuschleichen sah. Sie merkte augenblicklich, was ihr drohte, denn diese Streifzüge waren der Schrecken der ganzen Gegend, stieß einen durchdringenden Schrei aus, faßte die kleinen Kinder in die Arme, rief dem dritten zu, ihr zu folgen, und rannte aus der Hütte dem Wald zu. Da sie einen bedeutenden Vorsprung vor ihren Verfolgern hatte, so wäre sie ihnen wohl entronnen und hätte sich in dem Dunkel des Waldes geborgen, hätte nicht ihre kostbare Bürde sie in ihrer Flucht gehemmt; so aber wurde sie ohne Mühe eingeholt. Das älteste Kind, flüchtig und verschlagen wie der junge Jaguar, entkam, um dem unglücklichen Vater die Jammerkunde zu bringen, und weder Vater noch Kind sah man je wieder an ihrem frühern Wohnplaz.

Allermittelst griffen die Indier Guahiba, banden sie und schleppten sie mit ihren Kindern hinab zum Fluß, wo Pater Gomez, des Erfolgs der Expedition harrend, in seinem Canot saß. Beim Anblick der Gefangenen funkelten seine Augen von grausamer Freude; er dankte seinem Schutzpatron, daß seine Gemeinde drei Seelen weiter zähle, und unbekümmert um die Thränen der Mutter und das Geschrei der Kinder, befahl er, eiligst nach San Fernando hinabzurudern. Daselbst angelangt, wurde Guahiba mit ihren Kindern in eine Hütte gebracht und der Obhut zweier Indier anvertraut; man sezte ihr etwas zu essen vor; erst wies sie es von sich, nahm es dann aber, als hätte sie sich plözlich auf etwas besonnen. Man schickte ein junges indisches Mädchen zu ihr, eine Bekehrte ihres Stammes, die ihre Muttersprache noch nicht ganz vergessen hatte. Sie suchte Guahiba begreiflich zu machen, daß sie und ihre Kinder ihr Lebenlang hier im Dorf bleiben müssen, damit sie,

Digitized by Google

wenn sie sterben, in den Himmel kämen. Guahiba horchte, verstand aber nicht, was das heißen sollte; es blieb ihr unfaßlich, weßhalb sie ihrem Mann und ihrem Hauswesen entrissen worden, und warum sie hinfort wider ihren Willen unter einem fremden Volke leben solle. Die erste Nacht verhielt sie sich ruhig und wachte über ihre Kinder, die ihr zur Seite schlummerten; kaum aber begann es zu tagen, so raffte sie die Kleinen in die Arme und rannte dem Walde zu. Sie wurde augenblicklich wieder zurückgebracht, aber nicht so bald sah sie die Augen ihrer Wächter abgewandt, so ergriff sie auch die Kinder und lief wieder davon, und noch einmal, und immer wieder. Jedesmal wurde sie gezüchtigt, und das immer härter, es wurde ihr alle Nahrung entzogen und endlich bekam sie zu wiederholten Malen harte Schläge. Alles umsonst! man sah wohl, sie hatte gar keinen Begriff davon, warum sie solche Behandlung dulden mußte, und nur Ein Gefühl schien in ihr zu leben und ihre Bewegungen zu leiten, der instinktmäßige Trieb zur Flucht. Wenn ihre Peiniger nur einen Schritt von von ihr wegtraten, nur einen Augenblick die Augen wegwandten, so nahm sie immer und immer wieder ihre Kinder und lief dem Walde zu. Pater Gomez wurde am Ende ihres Eigensinns, wie er es nannte, müde; er trennte Mutter und Kinder, das einzige Mittel, sich aller drei zu versichern, und beschloß, Guahiba in eine entlegene Mission zu bringen, von wo sie nimmermehr weder zu ihren Kindern, noch in ihre Heimath den Rückweg fände. Und so wurde denn die arme Guahiba, die Hände auf den Rücken gebunden, in ein Canoe gelegt; Pater Gomez setzte sich auf's Hintertheil, und man ruderte von dannen.

Die wenigen Reisenden, welche diese Landstriche besucht haben, beschreiben alle ein Phänomen, dessen Ursache noch ein geologisches Räthsel ist, das aber diesem einsamen, fast unbetretenen und unentweihten Waldesdunkel einen ganz eigenen, mit Worten nicht zu schildernden Charakter von Trauer gibt. Die Granitfelsen, welche den Strom einfassen und sich weit in die endlosen Wälder hinein erstrecken, zeigen seltsame, phantastische Formen, und sind mit einer Art dunkelfarbiger Kruste überzogen, welche grell vom schneeweißen Schaum der Wellen absticht, die sich am Fuße brechen, und die mattgefärbten Flechten, welche in den Ritzen wurzeln und über die Fläche des Gesteins hinkriechen, geben diesen Gestaden vollends eine wahre Trauerfarbe. Zwischen diesen melancholischen Klippen, so hoch und steil, daß sich oft auf Meilen weit kein Landungsplatz findet, gleitete Pater Gomez Boot langsam dahin, obgleich es von acht derben Indianern gegen den Strom gerudert wurde.

Die unglückliche Guahiba saß Anfangs völlig regungslos da, wie betäubt von ihrem Geschick; sie begriff nicht, was die Leute mit ihr wollten; aber nicht lange, so blickte sie hinauf zur Sonne, blickte nieder in den Strom, und da sie aus der Stellung der einen und der Richtung des andern ersah, daß jeder Ruderstreich sie mehr und mehr von ihren geliebten, hülflosen Kindern, ihrem Mann, ihrer Heimath entfernte, so ward ihre Haltung eine andere, und sie zeigte sich ängstlich und unruhig. Da ihre Wächter unter Umständen, wie die beschriebenen, es sich gar nicht als möglich gedacht hatten, daß sie entspringen könnte, war sie nur leicht und nachlässig gebunden worden. Sie lauerte die Gelegenheit ab, zerriß die Weidenbande an ihren Armen, schwang sich rasch über Bord und tauchte unter; den Augenblick darauf kam sie eine ziemliche Strecke weit weg wieder zum Vorschein und schwamm dem Ufer zu. Die Strömung war sehr stark, und so wurde sie weit hinab an den Fuß eines schwarzen Granitfelsen getragen, der in den Strom vorsprang; kühn und gewandt erkletterte sie ihn, blieb auf der Spitze einen Augenblick stehen, blickte nieder auf ihre Verfolger, machte sich sodann in den Wald und ward nicht mehr gesehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung.)

Orientirung in der Stadt.

Wer nicht reich oder nicht bequem genug ist, um während seines Aufenthalts in London stets aus der Hausthüre in den Wagen zu treten, oder wer überhaupt das Bedürfniß fühlt, von seinen Füßen den Gebrauch zu machen, zu welchem der Schöpfer sie ihm gab, der wird bald bei seinen Wanderungen erkennen, daß man im Gewirre der hiesigen Straßen ohne Führer sich leicht verirrt. Also einen Lohnbedienten, einen Domestique de place, wie Paris und jede große Stadt Deutschlands sie in Masse besitzt? Nein, Gottlob! diese langweiligen, zudringlichen Redemaschinen kennt London nicht. Es würden sich wohl auf Verlangen Menschen finden, bereit und geschickt, die herkömmlichen Dienste solcher Uhrwerke zu leisten. Sie müßten aber erst geschaffen werden, und dürften daher, ehe sie gehen lernten, schlecht beschaffen seyn. Auch ist es in der That nicht so schwer, unter der Leitung eines guten Plans sich überall zurecht zu finden. Mit wenigen Ausnahmen trägt jede Straßenecke in großen Buchstaben ihren Namen, und wo der fehlt oder irgend ein Bedenken entsteht, wird eine artige Frage nur selten unfreundlich beantwortet. Die Franzosen sind dafür bekannt, daß sie, in ihrer Sprache angeredet, dem Fremden mit größer Bereitwilligkeit Auskunft ertheilen. Das Schroffe in dem Wesen der Engländer berechtigt zu der Vermuthung des Gegentheils. Die Wahrheit derselben zu erforschen, habe ich vielfache Versuche angestellt:

Digitized by Google

ich habe, wo ich den Weg wohl wußte, Menschen von der verschiedenartigsten Kleidung nach dem Wege gefragt, bin zu diesem Zwecke in die Fischbude und in das eleganteste Magazin getreten, und es wäre ein ganz sonderbarer Zufall, wenn ich überall ausnahmsweise gefällige Menschen getroffen hätte, denn überall und von Allen sind meine Anfragen, allerdings mit mehr oder weniger Manier, aber doch stets richtig und genügend beantwortet worden. Sollte daher das deutsche Sprüchwort, daß ein freundliches Wort eine freundliche Stätte findet, nicht auch in England gelten? Und wer der Unannehmlichkeit eines verweigerten Liebesdienstes, wie die Ertheilung einer Auskunft wohl genannt werden darf, sich auf jeden Fall entziehen will, wende sich in seiner Bedrängniß an einen der Männer, die, einen Filzhut mit ledernem Deckel auf dem Kopfe und in blauem Fracke, dessen Kragen mit einer Nummer und Buchstaben auf beiden Seiten bezeichnet ist, stets die Straßen durchwandeln, und er wird sich überzeugen, daß selbst englische Polizeidiener nicht bloß artig seyn können, sondern auch durchaus artig sind. Und das ist mehr, als von der Polizei manches andern Landes sich rühmen läßt.

Der große Vortheil, den ein Plan von London dem Fremden gewährt, sichert diesem Handelsartikel beständig guten Absatz, und der gute Absatz hat eine Masse von Plänen erzeugt. Es möchte unmöglich seyn, mit Gewißheit zu sagen, welcher der beste ist. Sie sind wahrscheinlich alle gut, insofern sie neu sind. Die alten Pläne sind gewiß auch gut — gewesen; jetzt können sie es nicht mehr seyn, da jedes Jahr Straßen niederreißt und neue mit neuen Namen entstehen läßt, oder ganze neue Stadttheile zu Tage fördert. Kein alter Plan weiß von der neuen London-Brücke; wo jetzt die Palläste des Regentsparks stehen, stand vor zwanzig Jahren kaum eine Hütte, und die ungeheuern Neubauten drohen den jetzt brauchbaren Plänen baldigen Verfall. Bis dahin aber dürfte Frasers Panorama-Plan of London, für fünf Schillinge, besonders zu empfehlen seyn. Auch findet der Ausländer im Departement des Alien-office auf dem Zollhause, wohin er doch zuerst gehen wird, einen Vorrath von Karten zu beliebiger Auswahl, und wenn der Herr, der gegenwärtig die Deklarationen ausfertigt und während dieser Arbeit den Fremden mit den vorgelegten Plänen die Zeit verkürzt, seine Stelle und seine Artigkeit noch lange beibehält, so ist es wirklich zu wünschen, daß alle Fremde bei ihm kaufen.

(Der Beschluß folgt.)

Heidelberg, September.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Der Wundkanal verlief in dreifach schiefer Richtung von oben nach unten, von links nach rechts, von vorne nach hinten. Zu bedauern ist, daß bei der Leichenöffnung nicht genauer der Winkel angegeben wurde, welchen die Wunde mit der Vertikal- und Horizontallinie des Körpers bildete; allein schon das im Gutachten Angegebene genügt, um die Folgerung zu begründen, daß die Wunde, welche Hauser an sich trug, nicht wohl die Folge eines von ihm beigebrachten Stoßes gewesen seyn kann; denn fragt man auch hier wieder die Erfahrung in Bezug auf Selbstmörder, so bemerkt man, daß dann die äußere Wunde jedesmal horizontal und eher noch so ausfällt, daß der vordere Winkel höher zu stehen kommt, als der hintere. Es ist die höchste Unwahrscheinlichkeit, daß bei einem Selbststoß die Richtung der Wunde von oben nach unten geht, während der Wundkanal völlig der Richtung des Stoßes korrespondirt, welcher von fremder Hand geführt wird; das Instrument, welches der Selbstmörder führt, wird nach allen physischen Gesetzen von der Kraftanwendung nur horizontal oder nach oben wirken können, wogegen die Resultate von Leichenöffnungen gleichförmig darin übereinstimmen, daß das Werkzeug des Mörders die Richtung von oben nach unten nimmt. Am wichtigsten ist aber hier noch, daß der Stoß ein gleichförmiger, mit fester Hand, mit wohlberechneter, den Tod des Gestoßenen beabsichtigender Kraft geführter war. Nur einer Person, welche einen festen, entschiedenen und während des ganzen Stoßes gleichförmig fortdauernden Willen, durch den Stoß den Tod herbeizuführen, hatte, und zugleich den Stoß mit großer Kraftanstrengung führte, war die Beibringung einer Wunde möglich, wie sie Hauser an sich trug.

Die Wunde hatte nämlich (siehe Heidenreichs Schrift S. 23) zwischen der sechsten und siebten Rippe die äußern Bedeckungen getroffen, war am Rande des großen Brustmuskels durch die Dentationen des Säge- und schiefen Bauchmuskels und durch die Zwischenrippenmuskeln gedrungen, hatte ihren Weg durch den Herzbeutel genommen und das Herz selbst an der Spitze verletzt, endlich den fleischigen Theil des Zwerchfells durchbohrt, den Rand des linken Lebertappens durchstochen und eine penetrirende Wunde in den Wandungen des Magens veranlaßt. Solche Wunden zu bewirken, war nur möglich, wenn eine große, in Folge eines einzigen kräftigen Stoßes angebrachte Gewalt angewendet war; wie viel Kraft gehörte dazu, um durch den wattirten Rock, Kittel, Weste und Hemd noch 4 — 5 Zoll tief in Brust und Unterleib das Werkzeug zu treiben! Man hat eine Hypothese aufgestellt, nach welcher der Wundkanal aus einem bloßen Fortgleiten des Instruments, nachdem es einmal die äußern Bedeckungen durchbohrt hatte, entstanden seyn soll; allein dies ist durchaus irrig; nachdem die äußern Bedeckungen durchbohrt waren, bedurfte es noch eines anhaltend heftig fortwirkenden Stoßes, um die Hindernisse zu überwinden; durch ein bloßes Fortgleiten des Instruments war die Durchbohrung des Herzbeutels, noch mehr aber die des Zwerchfells unmöglich, wenn man erwägt, daß das letzte ein häutiger, durchaus nicht straff angespannter, sondern nachgiebiger Körper ist, der nur durch eine entschiedene, von dem Willen zu durchbohren geleitete, fortdauernde Kraft durchbohrt werden konnte; auch würde der Magen als ein schlüpferiger Körper jedem minder heftigen Stoße ausgewichen seyn. Derjenige also, welcher den Stoß führte, muß die Absicht gehabt haben, durch einen einzigen, kräftig geführten Stoß diese tiefe Wunde zu bewirken, und dies deutet auf fremde Kraftanwendung, weil die Erfahrung lehrt, daß bei Wunden, welche der Selbstmörder sich beibringt, der Wundkanal sehr selten gleichförmig und rein ist, indem die Hand des Selbstmörders, der durch den physischen Schmerz, den jedes auf das Neue durchbohrte Organ verursacht, zurückgehalten, dadurch die Kraft des Stoßes gebrochen wird, so daß die das Instrument führende Hand zittert und nothwendig eine unreine, nicht gleichförmig laufende Wunde entstehen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. September 1834.

— Des Menschen Auge,
Die enge Höhle, füllt nur zweierlei:
Genügsamkeit, und wo nicht die, das Grab.

Herder.
Nach Sadi.

Mohamudagara

oder

der Schlägel der Thorheit.

(Aus dem Sanskrit.)

⏑ ⏑ –, ⏑ ⏑ –, ⏑ ⏑ –, ⏑ – *)

1.

Hör auf, Thor, nach Reichthum zu jagen,
Lern an Leib, Herz, Geist dir versagen:
Was du erlangt durch eigenes Streben,
Solches Besitzthum erfreu dein Leben.

2.

Wer dein Sohn? die als Gattin da waltet?
Wie ist seltsam die Welt doch gestaltet!
Wessen denn bist du, woher wohl gekommen? —
Bruder, bedenk dies, dir zum Frommen!

3.

Gut, Stand, Jugend betäuben dich nimmer:
Schnell raubt Alles die Zeit auf immer.
All dies trüg'rische Leben verlasse,
Eilig auf Gott nur Fuß du fasse!

4.

Gleichwie das Tröpfchen am Lotos hin flittert,
Ganz so nichtig das Leben erzittert:
Wohl ein Weilchen, von Guten begleitet,
Hier dein Schiffchen im Weltmeer gleitet.

5.

Wie viel leben, und wie viel schwinden,
So viel Ruh im Mutterschooß finden!
Sieh auf der Welt nur Vergehn auf Vergehen:
Wie kann, Mensch, da Freude bestehen?

6.

Tag, Nacht, Abend und Morgen enteilen,
Winter und Lenz, und keine verweilen.
Schau, wie die Zeit spielt, Jahre vergehen —
Stets doch säuselt der Hoffnung Wehen!

*) Der letzte Fuß ist im Sanskrit entweder ⏑ ⏑ – oder – –, im Deutschen haben wir für das Letztere uns einen Trochäus erlauben müssen, wodurch allerdings das Anapästische des Metrum etwas geschwächt und dieses mehr daktylisch wird.

Digitized by Google

7.

Auf löst sich der Leib, und das Haupt wird kahl,
Und dem Munde entfallen die Zähne zumal;
Während der schmückende Stab dir entsinket —
Stets doch der Hoffnung Becher erblinket!

8.

Heiliger Tempel, ein Baum, sey die Stätte,
Haut dein Kleid, und die Erd' dein Bette!
Jegliche Bande, Genüsse verachte;
Wer, den Entsagung beglückt nicht machte?

9.

Nicht Feind, nicht Freund, Söhne, Verwandtschaft,
Strebe du an, noch Trennung, Bekanntschaft:
Gleichmuth sollst du überall zeigen,
Willst du baldig die Gottheit erreichen.

10.

Fest steht himmlische Grenze und Stütze,
Wer Tod, Seyn, Licht schaffet und Blitze,
Nicht du, nicht ich, selbst nicht da die Welt —
Darum warum sich das Leben vergällt?

11.

Ein Gott waltet in dir, mir, Allen;
Zürnst mir umsonst, von Ehrsucht befallen:
Jegliches Geist'ge im Geist nur erkenne,
Nimmer und nimmer das Wesen du trenne.

12.

Stets findet das Kind am Spielzeug Lust,
Und der Jungfrau weihet der Jüngling die Brust;
Dort hat sinnend der Greis sich verloren —
Doch den Allmächtigen keiner erkoren!

* * *

Zwölfe der Strophen, an Jünger erlassen,
Sind's, so die ganze Belehrung umfassen:
Wem nicht diese zur Besserung frommen,
Dem mag welche zu Stande noch kommen?

Bernhard Hirzel.

Mutterliebe.

(Fortsetzung.)

Pater Gomez saß eine Zeitlang, wie vom Donner gerührt, da, unfähig, seinem Erstaunen und Grimm Worte zu geben. Als er wieder zu sich kam, hieß er seine Indier rasch an's Ufer rudern, der Flüchtigen nachsetzen und sie ihm bringen, lebendig oder todt. Guahiba setzte indessen ihre Flucht fort, so lange ihr Kraft blieb, sich durch das verschlungene Gehölz Bahn zu brechen; aber bald versagten ihr die Kräfte, sie ermattete mehr und mehr, und am Ende sank sie unter einem hohen Cacaobaum nieder, hinter dem sie sich, so gut es ging, im hohen Gras versteckte. Bald hörte sie hier die Stimmen ihrer Verfolger, welche, im Dickigt vertheilt, einander zuriefen. Sie wäre indessen wahrscheinlich unentdeckt geblieben ohne einen großen Hund, den die Indier bei sich hatten und der sie in ihrem Versteck aufspürte. Sobald sie das furchtbare Thier schnoppern und durch das Gras herbeikommen hörte, wußte sie, daß sie verloren war. Die Indianer kamen herbei; sie versuchte keinen vergeblichen Widerstand, sondern ließ sich völlig willenlos greifen und wieder zum Ufer schleppen.

Als der unbarmherzige Priester sie wieder in seiner Gewalt sah, beschloß er, ihr eine Züchtigung angedeihen zu lassen, welche ihr die Kinder aus dem Kopf brächte und ihr die Lust zum Entspringen ein für allemal benähme. Er ließ sie also auf den Granitfels legen, an dem sie an's Land gestiegen und von dessen Gipfel sie wie höhnend niedergeblickt — der Mutter Fels heißt er seitdem — und sie peitschen, bis sie sich nicht mehr rühren und nicht mehr sprechen konnte. Sodann wurde sie, sorgfältiger gebunden, wieder in das Canoe gebracht, und so ging es nach Javita, dem Sitz einer Mission weit stromaufwärts. Die Sonne war am Untergehen, als man im Dorf anlangte, und die Einwohner wollten sich eben zur Ruhe begeben. Guahiba ward auf die Nacht in einer Art Scheune untergebracht, welche zum Gottesdienst und Waarenlager diente. Pater Gomez stellte zwei, drei Indianer an, welche sie bewachen und sich während der Nacht ablösen sollten, und dann legte er sich selbst nieder, von den Strapazen der Reise auszuruhen. Da die Gefangene sich nicht widersetzte, nicht einmal klagte, so schmeichelte sich der Ehrwürdige, jetzt ihren Starrsinn gebrochen zu haben. Wie schlecht verstand er das Herz dieser zärtlichen Mutter! Er hielt für Stumpfsinn oder Resignation, was nur die Ruhe eines festen Entschlusses war. In Banden, unter Qualen schlug ihr Herz nur für Ein Gefühl, nur Ein Gedanke füllte ihre ganze Seele: ihre Kinder! nichts als ihre Kinder!

Unter den ihr zu Wächtern bestellten Indiern befand sich ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren; als dieser sah, daß ihre Arme von den Peitschenhieben, die sie bekommen, gräßlich zerfleischt und die Stricke grausam fest angezogen waren, entfuhr ihm ein Laut der Theilnahme in der Sprache ihres Stammes. Rasch benützte sie die augenblickliche Regung des Gefühls und sprach ihn als

Digitized by Google

als einen Landsmann an. „Guahibo,“ wisperte sie, „Du sprichst meine Sprache und bist mein Bruder. Kannst Du mich sterben sehen ohne Erbarmen, Sohn meines Stammes? Löse diese Bande, welche mir in's Fleisch schneiden! Ich vergehe vor Schmerz! ich sterbe!“ Der Jüngling horchte, trat wie erschrocken ein paar Schritte zurück und schwieg. Als aber der zweite Wächter sich entfernte, trat er näher und sprach: „Guahiba, Deine Väter sind auch meine Väter, und ich kann Dich nicht sterben sehen; zerschneide ich aber diese Bande, so schlägt mich der weiße Mann; willst Du zufrieden seyn, wenn ich sie lockerer mache, damit Dir doch leichter sey?“ Und während er so sprach, bückte er sich nieder und lockerte die Riemen an ihren Armen. Sie lächelte mit mattem Blick und schien zufrieden.

Die Nacht war jezt angebrochen; Guahiba senkte das Haupt auf den Busen und schloß die Augen, wie erschöpft vom Weh. Der junge Indier meinte, sie schlummere, und legte sich nach einigem Zaudern auf seine Matte nieder. Die andern Wächter schliefen bereits an der Thüre des Gebäudes und Alles wurde still. Jezt erhob Guahiba ihr Haupt. Es war Nacht, finstere Nacht, weder Mond, noch Stern am Himmel, kein Laut vernehmbar, als die tiefen Athemzüge der Schläfer und das Gesumse der Muskitos. Sie lauschte eine Weile in der äußersten Spannung — Alles ruhig! Dann löste sie mit den Zähnen vollends die lockern Knoten der Riemen, die Hände einmal frei, machte sie mit leichter Mühe auch ihre Füße los, und als der Morgen kam, war sie verschwunden. Es wurde in allen Richtungen nach ihr gestreift, aber vergeblich, und Pater Gomez drach erbost wieder nach seinem Dorf auf.

Von Javita nach San Fernando, wo Guahiba ihre Kinder gelassen hatte, sind es in gerader Linie fünf-und-zwanzig spanische Meilen. Zwischen beiden Missionen liegt eine fruchtbare Wildniß von gigantischen Bäumen und verschlungenem Unterholz, eine schauerliche Einöde, welche seit der Schöpfung schwerlich eines Menschen Fuß betreten hat. Aller Verkehr findet allein mittelst des Flusses statt, und kein Mensch, weder Europäer, noch Indier, hätte es wagen mögen, den Weg längs des Ufers zu suchen. Es war zu Anfang der Regenzeit. Selten drach bei Tage ein Sonnenblick durch das dicke Gewölk, bei Nacht schien kein Mond, schimmerte kein Stern. Die Flüsse waren aus ihren Ufern getreten und hatten das Flachland überschwemmt; weit und breit kein Gegenstand, nach dem der Wanderer seine Schritte lenken konnte, kein Obdach, keine Hülfe, kein Führer. War es die Hand der Vorsehung, war es der mächtige Trieb der Mutterliebe, was dieses muthige Weib durch die pfadlosen Wälder leitete, wo Walddäche, durch die Regengüsse zu reißenden Strömen angeschwollen, alle Augenblicke ihre Schritte hemmten, wo die stachligten, von Baum zu Baum kriechenden Lianen ein fast undurchdringliches Dickigt bildeten, wo die Muskitos in Schwärmen über dem Pfade hiengen, wo der Jagnar und der Alligator lauerten, sie zu verschlingen, wo die Klapperschlange aufgerollt, sprungfertig im feuchten Grase lag, und keine Nahrung, keine Stärkung für die erschöpften Glieder, als eine Handvoll Beeren und die großen schwarzen Ameisen, welche ihre Nester auf den Bäumen haben? Woher ihr die Leitung, woher ihr die Kraft kam — Niemand weiß es, das arme Weib wußte es selbst nicht. Nur so viel ist gewiß: das vierte Morgenlicht sah sie zu San Fernando, ein Bild des Jammers, des Entsetzens: die Füße geschwollen und blutend, die Hände zerrissen, der Körper mit Wunden bedeckt, abgezehrt von Hunger und übermenschlicher Anstrengung — aber sie war wieder bei ihren Kindern!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Hausers Verwundung läßt sich nur erklären, wenn man sie als die Folge eines Stoßes annimmt, den eine ihm gegenüberstehende Person mit großer Kraftanstrengung und mit dem fortdauernden Willen, eine tiefe, lebensgefährliche Wunde beizubringen, in der Art führte, daß das Instrument von oben nach unten eingebracht wurde. Während wir daher es für höchst wahrscheinlich erklären würden, daß Hausers Verwundung durch fremde Gewalt bewirkt wurde, dürfen wir nicht in Abrede stellen, daß es nicht unmöglich ist, daß Hauser durch einen Selbststoß sich die Wunde beibringen konnte; allein nur unter den Voraussetzungen, daß 1) Hauser entschlossen war, eine solche tiefe lebensgefährliche Wunde sich beizubringen, daß 2) er die nöthige Kraft besaß, um dem Instrumente eine solche von oben nach unten laufende Richtung beizubringen, daß 3) er auch während des Stoßes und bis zur Beendigung desselben fortdauernd den Willen, die tiefe Wunde sich beizubringen, hatte. In der zweiten Beziehung ist es nun zwar richtig, daß Hauser in der linken Hand mehr Fertigkeit und Kraft besessen hat als in der rechten, und darnach könnte man wohl annehmen, daß Hauser mit der linken Hand das Instrument gehalten und damit den Stoß vollführt habe; allein auch bei dieser Annahme wird man zu großen Bedenklichkeiten kommen; denn man müßte dann annehmen, daß Hausee das Instrument mit der linken Hand an die Stelle der Wunde gebracht und mit der rechten Hand, vielleicht auch mit einem in der rechten Hand gehaltenen Instrumente die Kraft des Stoßes vermehrt, und den fortdauernden Druck bewirkt habe, oder man müßte behaupten, daß Hauser durch einen einzigen kräftigen, mit der linken Hand vollführten Stoß sich die Wunde zugefügt habe. Gegen die erste Annahme spricht, daß der Wundkanal und die Gleichförmigkeit

der Wunde, die nur durch einen ſtarken Stoß entſtanden ſeyn kann, durch das bloße Fortgleiten des Inſtruments nicht zu erklären iſt, und die höchſte Unwahrſcheinlichkeit vorliegt, daß Hauſer durch ein anderes in der rechten Hand gehaltenes Werkzeug die Kraft des Drucks vermehren wollte; gegen die zweite Annahme ſpricht aber, daß, wenn Hauſer mit der linken Hand den Stoß führte, er doch nicht die nöthige Kraft haben konnte, eine ſo gleichförmige und tiefe Wunde ſich beizubringen, weil ſchon nach dem Verhältniß der linken Hand zu der Stelle, an welcher das Inſtrument eingebracht wurde, es an der die Stärke des Stoßes bedingenden Kraft der Hand, welche hiezu weit ausholen mußte, gefehlt haben würde. In Bezug auf die erſte und dritte der oben genannten Vorausſetzungen hängt nun Alles davon ab, welche Abſicht Hauſer hatte, wenn man annimmt, daß er ſich eine Wunde beibringen wollte; nur dann würden nämlich die obigen Vorausſetzungen eintreten, wenn man annehmen darf, daß Hauſer die Abſicht, ſich ſelbſt zu morden, hatte; nur dann gab ihm die Verzweiflung, in welcher er ſich befunden haben müßte, die Feſtigkeit des Entſchluſſes, der kein Hinderniß ſcheute, und die zur Vollführung eines ſo tiefen Stoßes nöthige Kraft; nur dann darf man glauben, daß auch, nachdem die äußeren Bedeckungen durchſtoßen waren, weder der Schmerz, als das Herz verletzt wurde, noch das Hinderniß, auf das er bei der Anwendung des Inſtruments am Zwerchfell ſtieß, ihn von ſeinem feſten Entſchluſſe abbringen konnten; nur dann wäre es begreiflich, wie ein ſo kräftiger und gleichförmig angebrachter Stoß Wunden, wie wir ſie bei Hauſer fanden, zufügen konnte.

Prüft man nun die Abſicht, welche Hauſer, wenn man annimmt, daß er ſich den Stoß verſetzte, geleitet haben kann, ſo kann dieſe eine zweifache geweſen ſeyn. Entweder kann man annehmen, daß Hauſer entſchloſſen war, ſein Leben durch Selbſtmord zu endigen, oder man kann glauben, daß er nur eine leichte Wunde ſich beibringen wollte, um Aufſehen zu erwecken, um die in der letzten Zeit wankende günſtige Meinung wieder zu gewinnen und das allgemeine Intereſſe wieder anzuregen, das insbeſondere durch Merkers Schriften ſich zu vermindern drohte.

Dieſe zweite Annahme iſt es, welche am meiſten bei denjenigen, welche den Hauſer für einen Betrüger zu halten geneigt ſind, Eingang gefunden hat; aber eben dieſe Meinung läßt ſich mit den vorliegenden Umſtänden nicht vereinigen. Nach dieſer Annahme würde Hauſer, als er den Stoß ſich beibrachte, nicht die Abſicht gehabt haben, eine tiefe lebensgefährliche Wunde ſich beizubringen; nur die Zufügung einer leichten Wunde würde dem angeblichen Wunſche, wieder Aufſehen zu erwecken, entſprechend geweſen ſeyn. Um eine leichte Wunde zuzufügen, war aber die Stelle, wo das Inſtrument die äußere Bedeckung durchſtach, nicht geeignet, da dieſe Stelle gerade diejenige iſt, an welcher Jeder die Pulſation des Herzens am deutlichſten fühlt, und wo daher Jemand, der nur eine leichte Wunde ſich beibringen will, das Inſtrument nicht anſetzt, weil Jeder Wunden, die dem Herzen zugefügt werden, als die lebensgefährlichſten kennt, und wo daher auch Hauſer ein ſo gefährliches, ſein Leben ſelbſt bedrohendes Experiment ſchwerlich gemacht haben würde.

(Die Fortſetzung folgt.)

London, September.

(Beſchluß.)

Circulation in der Stadt.

In einem Umkreiſe von 45 Meilen um London leiſtet Mogg's map of the country, 45 miles round London, die weſentlichſten Dienſte. Sie iſt nur erſt erſchienen, und unſtreitig die ſchönſte und vollſtändigſte Karte, die je für dieſen Umkreis geſtochen worden iſt. Außer allen neuen Straßen und jeder im Werden begriffenen neuen Anlage zeigt ſie auch die Linie, in welcher der koloſſale Bau der Eiſenbahn von London nach Birmingham, in einer Länge von ungefähr fünfzig Meilen, vorgenommen werden ſoll. Sie koſtet zwei Pfund und ſechs Pence. Gleiches Lob verdient, denn gleichen Nutzen gewährt bei einer Reiſe durch England die Karte deſſelben Verfaſſers, die ebenfalls unlängſt erſchienen iſt: Mogg's new map of England, published by E. Mogg, office of roads, Great Russel Street, Coven-Garden. Price £ 2, in a case.

Die namentlich unter den jungen Leuten einer gewiſſen Klaſſe in England ſowohl wie in Frankreich und Deutſchland graſſirende Seuche der Bequemlichkeitsſucht weiß der Fußwanderung in großen Städten zwei Einwände entgegen zu ſetzen, die beſonders in London ganz die Natur guter Gründe zu haben ſcheinen. Welche Zeitverſchwendung, rufen ſie aus, drei Stunden zu gehen, was in einer halben ſich fahren läßt! Geſchäftsleute, die ſo ſprechen, haben unbedingt Recht; aber Geſchäftsleute ſprechen in der Regel nicht ſo, denn ſie bedürfen keiner Rechtfertigung. Auch bin ich weit entfernt, es irgend einem Andern zu verargen, der lieber fährt, als geht. Jeder Menſch iſt ſein eigener Seckelmeiſter, und wer in der Jugend ſeine Füße ſchont, um ſie im Alter gebrauchen zu können, thut vielleicht eben ſo klug wie ein Anderer, der in der Jugend geht, um im Alter fahren zu können. Fragt mich aber ein Ausländer, der nach London kommt, nicht, um in der City Geſchäfte zu machen, ſondern um London zu ſehen, ob er ſeine Füße in Bewegung oder ſich in einen Wagen ſetzen ſoll, ſo ſtimme ich entſchieden für Erſteres. Sie vergeſſen die Gefahren, wirft ein junger kommoder Menſch ein, die ein Fußgänger hier läuft. Das iſt der zweite Einwand der Bequemlichkeit. Nun ja, es wird in London Mancher umgefahren. Wie viele aber werden umgeworfen? Da die Tagesblätter jeden Unfall pünktlich erzählen, ſo hat ſich Jemand das eigenthümliche Vergnügen gemacht, während eines ganzen Jahres die Zahl derer aufzuzeichnen, welche in London umgekommen, weil ſie im Wagen geſeſſen, und die Zahl derer, welche umgekommen, weil ſie nicht im Wagen geſeſſen, und der Abſchluß iſt ſehr zum Vortheile der Letzteren. Die Tollheit des hieſigen Fahrens überſteigt bisweilen jeden Begriff, und mögen die Behörden auch noch ſo ſtreng ſtrafen, keine Strafe ruft ein entflohenes Leben zurück. Ich ging am 26. vorigen Monats gegen Abend durch Oxford-Street, als ein furchtbares Wagengeraſſel mir entgegen donnerte. Drei Omnibus kamen in geſtrecktem Laufe an. Zwei derſelben waren Eigenthum des Herrn Shilliber, der dritte gehörte Herrn Bardell. Es war augenſcheinlich, daß die drei Wagenführer ein Wettrennen hielten und daß die zwei erſten den Letztern auszuſtechen ſuchten. Die Paſſagiere kamen dabei natürlich nicht in Betracht. Von zwei Seiten gedrängt, ſuchte Bardell's Kutſcher mit aller Kraft ſeiner Pferde den Sieg zu gewinnen, als er gegen einen der beiden Omnibus anfuhr, und ſo mächtig war das Zuſammentreffen, daß er von ſeinem Sitze hoch in die Luft geſchleudert wurde und in ziemlicher Entfernung niederfiel. Die frei gewordenen Roſſe gewannen nun den Sieg auf ihre eigene Rechnung; wie weit ſie aber gekommen ſind und wie den Paſſagieren dabei zu Muthe geweſen ſeyn mag, kann ich nicht angeben.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 231.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. September 1834.

The joy, the solace, and the aid of man,
The rich man's guardian and the poor man's friend,
The only being faithful to the end.

Cowley.

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

Es ist in diesen Blättern schon lange nichts mehr über Sitten, Haushalt und Lebensweise der Thiere mitgetheilt worden, wie sonst wohl zuweilen zu geschehen pflegte. Die nächste Veranlassung, auf dieses Thema zurückzukommen, das häufig nicht nur wissenswürdiger, sondern auch unterhaltender ist, als manche Berichte von menschlichem Thun und Treiben, gibt uns ein neues englisches Buch: Gleanings in Natural-history by E. Jesse, zweite Reihe. Die Engländer sind besondere Liebhaber der anekdotischen Naturgeschichte, und das vorliegende Buch ist eines der liebenswürdigsten und gehaltreichsten in diesem Fache. Der Verfasser ist ein rein praktischer Naturforscher, der bei seiner Stellung als Aufseher der königlichen Parks die reichste Gelegenheit zu den mannichfachsten Beobachtungen hat, welche er ganz anspruchslos wiedergibt; er setzt voraus, seine Leser werden dieselben ebenso aufnehmen, und wir folgen ihm in Beidem.

* * *

Der Hund.

Anekdoten von Hundeklugheit und Hundetreue, wenn sie aus guter Quelle kommen, machen mir immer großes Vergnügen. Ihre Anhänglichkeit an den Menschen ist so auffallend, dieses Thier ist so hoher, so uneigennütziger Hingebung fähig, sein wunderbarer Instinkt streift so nahe an Vernunft, daß die meisten Menschen gerne davon erzählen hören, und ich hoffe somit den Lesern mit folgenden kleinen, durchaus beglaubigten Geschichten Vergnügen zu machen.

Kapitän Danee, Kommandore auf einer Flotte von Ostindienfahrern, brachte aus China einen dort gebornen Hund nach England. Als sein Schiff in der Themse vor Anker lag, bestellte er eine Kutsche, nahm den Hund herein und fuhr in sein Heimathort in Surrey. Die Nacht darauf, als der Ostindienfahrer die Anker lichtete, um in die Docks einzulaufen, hörte einer von der Mannschaft ein lautes Bellen im Gebüsch am Ufer, und rief gleich, dies sey Bonner; so hieß der Hund. Die andern erklärten dies für unmöglich, da ihn ja der Kapitän Tags zuvor mitgenommen; der Mann blieb aber dabei, er irre sich nicht, man setzte am Ende ein Boot aus, und der Hund in den Büschen war wirklich kein anderer als Bonner. Hier fand also ein Hund, der aus einem fernen, fremden Lande hergebracht und vom Schiffe weg etliche und zwanzig Meilen landeinwärts geführt worden war, den Weg zurück durch ein Land, wo Alles anders war als in seiner Heimath, Boden, Klima, Volk, Gebäude.

Digitized by Google

Ein südamerikanischer, höchst achtbarer Kaufmann erzählte mir Folgendes. Er reiste mit einem Führer duech die Anden; sie verirrten sich und entdeckten nach langem Umherstreifen in der Ferne eine Hütte. Als sie auf dieselbe zugingen, sperrten ihnen zwei Hunde heftig bellend den Weg; sie mußten sie mit Steinen fortjagen. In der Nähe der Hütte angelangt, hörten sie eine Stimme, die auf spanisch deingend bat, den Hunden nichts zu Leibe zu thun. Sie fanden drinnen einen völlig entkräfteten alten Mann, und dieser versicherte die Reisenden, er wäre längst Hungers gestoeben, wenn nicht seine Hunde auf die Jagd gingen und ihm eegelmäßig einen Theil ihres Fangs heimdrächten. Es war ein entspeungener Sklave, der sich in diesem einsamen Winkel versteckt hatte.

Ein alter Junggeselle, der mit seiner Schwester lebte, hatte einen Lieblingshund, der ihm nicht von der Seite kam. Er war gewohnt, bevor er das Speisezimmer verließ, seinen Wein zu verschließen und sodann den Schlüsselbund auf den Boden zu werfen; der Hund trug ihm dann immee die Schlüssel in das Wohnzimmer nach. So wuede es fortwährend gehalten bis zum Tod des alten Heern. Der Hund zeigte sich äußerst niedergeschlagen, und um ihm seine alte Gewohnheit zu lassen, ward der Wein wie sonst verschiossen und die Schlüssel auf den Boden geworfen; aber niemals brachte man den Hund dazu, sie wieder aufzunehmen. Das arme Thier konnte wohl keinen stärkern und zugleich zaetern Beweis von seiner Anhänglichkeit an den Todten geben.

Ein Mann hatte einen ausnehmend hübschen Neufundländer, der von Natur so wohlgeartet, so gesittet war, daß er, wenn man ihn nicht zu Hause bleiben hieß, beständig, und zwar unaufgefordert, auf der Straße vor der Frau und Tochter herging, aber nur, wenn sie nicht in Begleitung eines Heren ausgingen. Wer ihm begegnete, dem bedeutete er durch einen sprechenden Blick oder ein Knurren, Platz zu machen, wae aber ein Herr bei den Frauenzimmern, so ging er immer hinterher. Mit dem Hunde waren sie bei Tag und Nacht sicher, denn sein Muth gab seiner Klugheit nichts nach. — Ein Freund von mir nahm einen Neufundländer und einen kleinen Wachtelhund mit sich inein Boot, und in der Mitte der Themse angelangt, warf er sie in's Wasser. Die Hunde schwammen nach verschiedenen Seiten, aber der Wachtelhund kam in die Strömung, kämpfte eine Weile mit dem Wasser nnd war bald dem Ertrinken nahe. Kaum sah der Neufundländer die Gefahr seines Kameraden, so kehrte er nm, schwamm herbei, packte ihn mit dem Maul und brachte ihn wohlbehalten an's Ufer.

Ein Pächter aus Harling in Kent war Abends spät noch auf dem Maekt zu Maidstone. Auf dem Heimweg kehrte er noch in Aylesford ein, und wie es in derlei Fällen nur zu oft vorkommt, er übernahm sich im Trinken und drach endlich tüchtig benebelt auf. Der Weg, den er zu machen hatte, ist in der besten Jaheeszeit für einen betrunkenen Mann schwer zu passiren, jezt aber lag tiefer Schnee und es war grimmig kalt. Zum Ueberfluß kam er noch vom Weg ab, endlich fiel er in den Schnee und blieb hier, in einer der kältesten Nächte, die man erlebt, bewußtlos auf dem Rücken liegen. Aber nun schaerte sein treuer Hund, der ihm nicht von der Seite gewichen war, den Schnee zusammen, so daß er eine Aet von schützendem Wall um seinen hülflosen Herrn bildete, und dann legte er sich selbst ihm über die Beust, für welche sein zottiges Fell eine treffliche Schutzwehr gegen den furchtbaren Frost abgab. Am folgenden Morgen kam ein Jäger des Wegs, bemeekte die auffallenden Gestalten und ging dem Platze zu; jezt erhob sich der Hund vom Körper, schüttelte den Schnee ab und forderte den Jäger durch die speechendsten Geberden auf, zu seinem Herrn zu kommen. Dieser wischte die Eiskruste vom Gesicht des Erstarrten und erkannte sogleich den Mann; alsbald ward Hülfe aus dem nächsten Dorf herbeigeschafft und der Verunglückte wirklich wieder zum Leben gebeacht. Aus Dankbaeleit für seine wunderbare Rettung ließ der Pächter seinem Retter zum foetwähreuden Andenken ein sildernes Halsband machen. Als ihm zehn Guineen für den Hund geboten wurden, äußeete er: so lange er einen Knochen und eine Brodrinde habe, wölle er sie mit dem treuen Freunde theilen, der ihm das Leben erhalten; denn er war vollkommen übeezeugt, daß die Wärme des just über dem vornehmsten Sitze der Lebenskeaft gelageeten Hundes das Blut vor gänzlicher Stockung bewahrt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mutterliebe.

(Beschluß.)

Mehrere Stunden schlich Guahiba um die Hütte her, wo sie ihre Kinder gelassen; schweren Herzens, sehnsüchtigen Blicks schaute sie aus der Ferne derüber, wagte aber lange nicht, näher zu kommen; endlich sah sie, wie sämmtliche Einwohner die Hütten verließen, um zur Vesper zu gehen; jezt wagte sie sich aus dem Dickigt vor und ging verzagten Schritts dem Oete zu, wo die Geliebten ihres Herzens weilten. Sie trat ein: ihre Kinder waren allein in dee Hütte und spielten auf einer Matte. Sie schrieen ängstlich auf bei ihrem Anblick, so sehr hatten ihee Leiden sie entstellt, als sie sie aber bei Namen rief, eekannten sie die liebe Stimme und streckten ihr die kleinen Aeme entgegen. Da vergaß die

Digitized by Google

Mutter aller ihrer Qualen, aller ihrer Furcht und Besorgniß, Alles auf der Welt über den Lieblingen ihrer Seele. Sie sezte sich zwischen die Kinder, zog sie auf ihren Schooß, drückte sie mit krampfhafter Zärtlichkeit an ihre Brust, bedeckte sie mit Küssen, und ein Strom heißer Thränen fiel auf der Kleinen Häupter nieder. Aber plötzlich fiel ihr ein, wo sie war, warum sie hier war, und von Neuem kam die Angst über sie: sie sprang rasch auf und wankte, die Kinder in den Armen, aus der Hütte, matt, stolpernd, fast blind vor Blutverlust und Erschöpfung. Sie suchte den Wald zu erreichen, aber sie war zu schwach für die Bürde, die sie doch nicht lassen wollte, ihre Beine zitterten und brachen unter ihr zusammen. Da gewahrte sie ein Indier, der am Backofen Wache stand; er zog die Allarmglocke, die Menge kam herbeigerannt und sammelte sich erstaunt und erschrocken um Guahiba. Sie starrten sie an wie ein Gespenst, aber ihr Stöhnen, ihre bittenden Blicke, ihre zitternden, blutenden Glieder zeigten bald, daß sie noch lebte, aber dem Tode nahe war. Schweigend sahen die Leute das Weib und dann einander an; Rührung ob solch schrecklichem Zustand füllte die wilden Herzen, Bewunderung, ja Ehrfurcht vor solch beispiellosem Heldenmuth mütterlicher Liebe.

Während die Menge so unschlüssig dastand und Keiner Lust bezeugte, sie zu greifen oder ihr die Kinder zu nehmen, kam Pater Gomez, der, von Javita zurückkehrend, eben an's Land gestiegen war, eilends herbei und befahl, sie zu trennen. Guahiba drückte ihre Kinder fester an die Brust und die Indier wichen zurück. „Was!“ donnerte der Mönch, „wollt Ihr leiden, daß dieses Weib dem Himmel zwei kostbare Seelen stiehlt? zwei Glieder Eurer Gemeinde? Seht Ihr nicht? so lange man sie beisammen läßt, ist kein Heil, weder für Mutter, noch Kinder. Reißt sie aus einander! augenblicklich!“ Die Indier, an blinden Gehorsam gewöhnt und eingeschüchtert durch die zornige Rede, rissen die Kinder der Mutter aus den kraftlosen Armen; sie sprach kein Wort, gab keinen Laut von sich und sank ohnmächtig zu Boden.

Pater Gomez, grausam, selbst wo er Gutes that, hieß ihrer Wunden sorgsam pflegen; Arme und Beine wurden ihr mit baumwollenen Binden umwickelt, sie wurde in ein Canoe gebracht und in eine Mission weit, weit hinauf am Flusse Esmeralda, jenseits der Quellen des Orinoco, geführt. Sie blieb während der Fahrt in Erschöpfung und Bewußtlosigkeit liegen, aber nach der Ankunft am Orte ihrer Bestimmung wurde sie durch stärkende Mittel bald wieder soweit gebracht, daß sie allgemach ihren Zustand fühlte. Als sie nun mit dem rückkehrenden Bewußtseyn inne wurde, daß sie sich an einem fremden Orte befand, ohne zu wissen, wie sie hergekommen, unter einem Volke, das eine Sprache redete, die sie niemals gehört, unter Menschen also, bei denen sie nach indischen Begriffen weder auf Theilnahme, noch Hülfe rechnen durfte, als sie merkte, daß sie weit, weit von ihren geliebten Kindern weg war, als sie weit und breit kein Mittel sah, den Weg zu ihnen zurückzufinden — dann, erst dann gab sich das Mutterherz der äußersten Verzweiflung hin; von Stunde an sprach sie kein Wort, rührte sich nicht, wies hartnäckig alle Nahrung von sich — und starb.

Der Bootsmann auf dem Flusse Atabapo läßt sein Ruder sinken und seufzt, wenn er am Felsen der Mutter vorüberfährt. Er weist ihn dem Reisenden, und sein Auge wird feucht, wenn er ihm die Leiden und das Ende der Armen erzählt. Einst, wenn in dieser Einöde Kultur, Macht, Intelligenz ihre Throne aufgeschlagen haben, wenn die pfadlose Wildniß, durch welche sich die arme Guahiba in ihrem Jammer Bahn brach, mit volkreichen Städten, lachenden Gärten, fetten Weiden und wogenden Saaten bedeckt ist, dann steht noch jener schwarze Felsen drohend über dem Strome; seinen Namen, und was sich daran knüpft, wird die Sage fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, und wenn die Pyramiden, diese gewaltigen und eitlen Denkmale des menschlichen Hochmuths, von der Erde verschwunden sind, bleibt er noch aufrecht, und bewahrt bis an's Ende der Tage das Andenken der indischen Mutter.

Lieder von Karl Mayer.

Mein Glück.

Mein Glück taucht aus dem Traum
Der Hoffnung, finster, todt,
Wie dieser schwarze Baum
Aus spätem Abendroth.

Der Verlassene.

Schon ist das Taglicht auf der Flucht
Aus dieser wilden Wälderschlucht;
Ich, der Verlass'ne, will hier dauern
Und Freundschaft bieten Nacht und Schauern.

Beruhigung.

Der Liebe rings vermehrter Kuß,
Der Kirchen hehrer Glockengruß
Versagen mir nicht alten Trost,
Wenn sich mein Geist darob entrüst,
Daß die Natur in Uebestalten,
Urlauten aufgehört zu walten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

(Fortsetzung.)

Kaspar Hauser.

Hätte auch Hauser diese Stelle gewählt, und dabei den Vorsatz gehabt, nur eine leichte Wunde sich beizubringen, so würde doch nicht ein solcher Wundkanal und eine so tiefe, so viele Theile verletzende Wunde haben entstehen können; es ist auch hier wieder zuweilen behauptet worden, daß, als Hauser die äußeren Bedeckungen durchstochen hatte, das Messer gleichsam gegen seinen Willen fortglitt, und in der Brusthöhle, wo es auf keine Hindernisse stieß, tiefer drang, als Hauser wollte; allein wir haben schon oben den Irrthum dieser Meinung nachgewiesen; denn nur durch einen kräftigen, von einem entschiedenen, auf die Bewirkung einer so tiefen Wunde gerichteten Willen geleiteten Stoß konnte eine solche gleichförmige und so tief eindringende Wunde bewirkt werden. Hatte Hauser nur die Absicht, sich eine leichte Brustwunde beizubringen, so mußte schon bei dem Eindringen des Instruments in die Brusthöhle, bei dem Durchstoßen der vielen Muskeln, noch mehr bei dem Durchbohren der Spitze des Herzens, das heftige Schmerzgefühl seinen Willen aufhalten, seine Kraft lähmen und seiner Hand, die dann zucken mußte, eine unsichere Richtung geben. Nur durch einen fortdauernden Willen wurde es möglich, daß das Instrument noch weiter drang und das Zwerchfell verletzte; war Hauser nicht zu sterben entschlossen, sollte vielmehr nur eine leichte Wunde beigebracht werden, so würde er jezt schnell das Werkzeug zurückgezogen haben, und dennoch finden wir noch eine tiefer gehende Wunde, und zwar selbst eine Verletzung des Magens, was nur denkbar ist, wenn derjenige, welcher das verletzende Werkzeug führte, mit gleicher Entschlossenheit von dem ersten Eindringen des Werkzeugs an bis zur lezten Verletzung den Willen hatte, die Verletzung zu bewirken. Am wichtigsten wird es hier aber, auf die psychologischen Momente aufmerksam zu machen. Nimmt man nämlich an, daß Hauser nicht sich selbst tödten, sondern nur zum Zwecke, Aufsehen zu erwecken, eine leichte Wunde sich beibringen wollte, so mußte sein Seelenzustand, als er erfuhr, daß die Verletzung gegen seine Absicht lebensgefährlich sey, und insbesondere, als er sah, daß er rettungslos verloren sey, ein ganz anderer seyn, als wir ihn bei Hauser während seiner Krankheit bemerken. Ein tiefer Schmerz über den unerwarteten Ausgang seiner Handlung mußte sich nun der Seele Hausers bemächtigen. Das, wenn man Hauser als Betrüger sich denkt, angeblich mühsam aufgebaute Gebäude der Täuschungen, durch welche er das Interesse der Menschen zu gewinnen suchte, drohte nun auf einmal zusammenzustürzen; Hauser sollte eine Welt verlassen, die ihm so lieb war — er, der furchtsame, insbesondere von seltener Todesfurcht erfüllte Jüngling sollte in der Blüthe der Jahre sterben; und die nie schweigende Stimme des Gewissens warf ihm vor, daß er selbst diesen Tod verursacht habe, und daß er, beladen mit der Sünde des Selbstmords, beladen mit den Verbrechen eines lang fortgesetzten Betrugs, plötzlich den Schauplatz seines Wirkens verlassen müsse. Gefühle dieser Art wären geeignet gewesen, eine Verzweiflung seiner Seele herbeizuführen und ihn entweder zu Ausbrüchen dieses Seelenzustandes oder selbst zu einem Geständnisse seiner Verbrechen zu bewegen, weil in dem Momente des nahenden Todes, wo die Lüge schwindet, und der Verstand keine Hoffnung sieht, durch sein Lügensystem etwas zu gewinnen, die Wahrheit mit voller Stärke ihre Rechte geltend macht.

Vergebens würde man in dem Benehmen Hausers auf seinem Kranken- und Sterbebette Aeußerungen suchen, welche den Glauben begründeten, daß Hausers Gemüth durch die eben geschilderten Vorstellungen gefoltert wurde. Es ist zwar richtig, daß er am ersten Tage noch mit der Hoffnung sich tröstete, wiederhergestellt zu werden; allein am Tage, wo sein Tod erfolgte, war ihm das Herannahen seines Endes zur traurigen Gewißheit geworden. Vergleicht man das durch den Geistlichen, der bei seinem Tode gegenwärtig war, Fuhrmann (in seiner Schrift: Kaspar Hauser, beobachtet in der lezten Zeit seines Lebens, Ansbach 1834, S. 64), bezeugte Benehmen Hausers, so war es das eines Menschen, der ohne Gewissensbisse die Welt verläßt. Nirgends ist eine Spur von Verzweiflung. Es ist eine weiche Seelenstimmung, in welcher Hauser bis zum Tode war, und Heidenreich bezeugt in seiner Schrift, S. 29, daß zu den lezten Worten Hausers auch die gehörten: Warum sollte ich Zorn oder Groll hegen, da mir Niemand etwas gethan hat? Diese Worte bezeugen das versöhnliche, weich gestimmte, von keiner heftigen Bewegung bestürmte Gemüth Hausers, und wenn man zuweilen diese Worte eben als einen Beweis des Selbstmords und gleichsam als ein stillschweigendes Geständniß anführen hört, daß Niemand Hand an Hausers Leben gelegt habe, so entfernt man sich offenbar von allen Regeln einer unbefangenen, natürlichen Auslegung, und vergißt, daß in dem Augenblicke, als Hauser jene Worte sprach, die Fülle von Wohlthaten, welche so viele Menschen ihm im Leben erwiesen, vor seiner Seele stand und sein Dankgefühl erweckte, während er nicht ausdrücken konnte, daß er gegen eine bestimmte Person, nämlich gegen seinen Mörder, Haß fühlte, weil er ja die Person nicht kannte. Uebrigens ist es auch bekannt, daß gerade bei Personen, welche schwer von andern verwundet wurden, in den lezten Stunden, wo eine edlere Stimmung sich des Gemüths bemächtigt, Aeußerungen der Verzeihung für den Mörder vorkommen. — Es bliebe nun nichts übrig, als anzunehmen, daß Hauser sich selbst habe tödten wollen; allein da jede Handlung aus einem Motive hervorgehen muß, so müßten auch hier Motive des Selbstmords nachzuweisen seyn. Entweder müßte der Grund des Selbstmords in einer Seelenstörung Hausers oder in der Verzweiflung, welche auf dieser Welt nichts zu gewinnen und nur durch den Tod unerträglichen Leiden entgehen zu können hoffen konnte, oder in dem Wunsche gelegen seyn, durch den Selbstmord ein Mittel zur Erreichung eigennütziger oder ehrsüchtiger Plane zu gewinnen. Die unparteiische Würdigung der vorliegenden Umstände berechtigt nicht, irgend eines dieser Motive anzunehmen. Es findet sich nicht die entfernteste Spur einer Seelenstörung, welche Hauser zu dem Gedanken an den Selbstmord treiben konnte; Hauser war ein lebensfroher Jüngling, in dessen Seele kein melancholischer Gedanke aufstieg, vorzüglich beweiset noch ein, wenige Wochen vor seinem Tode geschriebener Brief, wie sehr er sich vor dem Tode fürchtete, indem er selbst Wasserfahrten nicht zu lieben erkläre, weil Gefahr dabei sey, zu ertrinken. In dem nämlichen Briefe erklärte noch Hauser, wie wenig er Soldat werden möchte, weil man als Soldat im Kriege erschossen zu werden fürchten müsse.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortliche Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 232.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. September 1834.

— Laßt uns eilen, zu feiern das Herbstfest.
Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz. —
Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge genug seyn,
Aber die größere Lust sparen dem Enkel wir auf.

Hölderlin.

Der Herbst und die Naturforscher.

Ihr fragt, warum die Sonn' erschien
Auf einem goldner'n Wagen,
Und sich den Wolkenhermelin
Der Herbst nicht umgeschlagen?

Nicht hat vergessen die Natur,
Daß ihre Freunde kommen;
Sie hat ihr Festkleid von Azur
Längst freudig umgenommen.

Durch unsre Gärten wogt ein Licht
Mit überird'schen Flügeln,
Und ein gehelmes Feuer bricht
Aus unsern Rebenhügeln.

Die Traube dieses Jahres quoll
Zum Ruhm der Wissenschaften,
Und unsrer Gäste Name soll
An diesem Weine haften.

Wenn er als Jüngling gährend braust,
Geschieht's zu ihrem Preise,
Und wenn als Mann im Keller haust,
Und wenn als Greis labt Greise.

Ja, bricht des Lebens Nacht herein,
Wird unsre Hütte morscher:
So schenkt uns noch ein Enkel ein
Vom starken Wein der Forscher.

Doch in den Gästen wird er erst
Gelangen ganz zu Ehren,
Und sich in ihrem Dienst zumehrst
Zum Zauberwein verklären.

Dort wirkt er mit Erweckungen
Lang als Gedankenzunder,
Dort schafft er in Entdeckungen
Gar manches neue Wunder.

Doch jetzo seht ihn schlummerstill
Noch hinter Blättern träumen,
Und wer den Knaben küssen will,
Der thu' es ohne Säumen.

Jetzt reicht er nur noch zarte Kost
Für unsrer Gäste Frauen;
Inzwischen soll vom alten Most
Das Herz der Männer thauen!

G. Schwab.

Digitized by Google

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsetzung.)

Ein Bekannter von mir hatte einen Dachshund, den er manchmal anband. Häufig vermißte er das Halsband und sah endlich, wie das Thier dasselbe im Maul davontrug, um es zu verstecken. Doch dies ist bei weitem nicht so auffallend, als was ich an einem Büffel auf der Zoological Farm in Kingston-Hill beobachtet habe und hier gelegentlich anführen will. Dieses Thier ist ungewöhnlich wild; es war ihm daher, um es im Nothfall bändigen zu können, ein starker eiserner Ring, an dem eine etwa zwei Fuß lange Kette hängt, durch den Nasenknorpel gezogen worden; am andern Ende der Kette befindet sich ein zweiter Ring, von drei bis vier Zoll im Durchmesser. Beim Grasen mußte der Büffel auf den Ring getreten und, als er mit dem Kopf herausfuhr, ihm die Zerrung sehr wehe gethan haben. Um dies zu vermeiden, war er so klug, das Horn durch den untern Ring zu stecken. Ich sah ihn diese Operation ganz bedachtsam vornehmen: er legte den Kopf auf eine Seite, schob das Horn durch den Ring und schüttelte dann den Kopf, bis der Ring unten am Horn festsaß.

Höchst auffallend sind die Instinkte, welche manche Hunde von ihren Eltern erben. Einer der schönen Hetzhunde im Richmond-Park packt das Wild, wenn es sich stellt, statt, wie gewöhnlich diese Hunde thun, bei den Ohren oder am Genick, immer an der Stirnhaut zwischen dem Geweih, ein Ort, wo es nicht nur schwer zu fassen, sondern der auch für den Hund selbst gefährlich ist. Als man einen Abkömmling dieses besondern Hundes, der erst neun bis zehn Monat alt war, zum erstenmal auf ein Stück Wild losließ, packte er, als das Thier sich gegen ihn wandte, dasselbe ganz so wie seine Mutter und behielt diese Manier auch fortwährend bei.

Der Instinkt, mittelst dessen sehr viele Thiere oft Hunderte von Meilen weit den Rückweg zum Orte finden, von dem sie ausgegangen sind, ist einer der interessantesten Punkte in der Naturgeschichte. Daß der Grund nicht im Geruch allein liegt, ist wohl unleugbar, und schon der oben angeführte Fall vom chinesischen Hund kann als ein Beweis dafür gelten. Gall erzählt die Geschichte eines Hundes, der von Wien nach England gebracht worden war, weglief, in den Hafen kam, sich auf ein Schiff schlich und wieder in Wien anlangte. Es muß hiebei ein besonderer Sinn in's Spiel kommen, von dem wir aber rein nichts wissen. So gut als Zugvögeln und manchen Säugethieren, kommt indessen auch den Wilden die Eigenschaft zu, von einem Punkte zum andern auf sehr große Entfernung in gerader Linie den Weg zu finden. Von einem Mann, der mehrere Jahre in Australien zubrachte, weiß ich, daß er einmal auf einer Reise in's Innere des Landes verirrte und nimmermehr den Rückweg gefunden hätte ohne einen Eingebornen, der bei ihm war. Dieser, der sich sein Lebenlang nicht über 15 — 20 Meilen von seinem eigenen Wohnort entfernt hatte, und zwar aus Furcht vor feindlichen Stämmen, mit denen der seinige in ewigem Krieg lebte, führte ihn in schnurgerader Linie über hundert Meilen weit zu dem Punkt, wohin er wollte. Er hätte dies wohl eben so gut blind bewerkstelligen können, denn er schritt vollkommen sicher vorwärts, ob die Sonne schien oder nicht. Der Mann versicherte mich, dieser Wilde habe nicht etwa nach der Rinde der Bäume oder dergleichen gesehen, es sey sichtbar reiner Instinkt gewesen, wie bei der Brieftaube.

Die Schwalbe.

„Die Schwalbe," sagt Sir Humphrey Davy, „ist einer meiner Lieblingsvögel, und eine Nebenbuhlerin der Nachtigall, denn jene ergötzt mein Auge so sehr als diese mein Ohr. Sie ist der lustige Prophet des Jahres, der Vorbote der besten Jahreszeit, ihr Leben ist ein Leben der Lust in der vollen Pracht der Natur, denn vom Winter weiß sie nichts und vertauscht die grünen Matten Englands mit Italiens Myrthen und Orangen und Afrikas Palmen; an einer Wildbahn gebricht es ihr nie und sie ist stets eines guten Fangs gewiß. Sogar die Wesen, die ihr zur Beute dienen, sind poetisch, schön und schnell vergänglich. Die Ephemeren werden durch sie eines langsamen, elenden Todes am Abend überhoben, werden hingerafft, da sie nur erst die Freude gekostet. Sie ist der unermüdliche Insektenvertilger, der Freund des Menschen, und sollte uns ein heiliger Vogel seyn. Der Instinkt, der sie lehrt, wann und wohin sie ziehen soll, fließt aus göttlicher Quelle, und sie ist eines der Orakel der Natur, durch welche Ehrfurcht gebietend und vernehmlich die allgegenwärtige Gottheit spricht."

Die Schaaren der Schwalben zeigen sich im Frühjahr eben so bald mitten im Lande als an den Meeresküsten, ein Umstand, auf welchen White, der hartnäckige Vertheidiger der Ansicht, daß sich die Schwalben Winters bei uns verstecken, sich vornehmlich stützt. Sie fliegen aber so rasch und ohne Zweifel in so gerader Linie, daß bei der Kleinheit der großbritannischen Inseln der Unterschied in der Zeit ihres Erscheinens an verschiedenen Punkten unbedeutend seyn muß. — Wenn sich die Schwalben zur Wanderschaft anschicken, so schwingen sie sich, meiner Beobachtung nach, zwei-, dreimal hoch in die Luft und lassen sich dann immer wieder am

Digitized by Google

Themsenser nieder. Wollen sie endlich ernstlich abziehen, so beschreiben sie Kreise in der Luft, höher und immer höher, bis sie verschwinden und nur wenige Nachzügler zurücklassen. Ein Mann, der sich viel mit Beobachtung des interessanten Vogels abgibt, versicherte mich allen Ernstes, die Schwalben legen, bevor sie wandern, in einer Höhlung, die sich unter jedem Flügel befinde, ein kleines Magazin von Fliegen an, und diese werden daselbst vermittelst desselben Leims festgehalten, womit sie die Materialien beim Nestbau aufmauern. Diese Fliegen wären ihre Zehrung auf der langen Wanderschaft. — White bleibt dabei, es wahrscheinlich zu finden, daß die Hausschwalben sich bei uns in Kirchen, Ruinen, Klippen, Sandbänken, Seen oder Sümpfen verstecken, wo sie den Winter im Zustande von Erstarrung zubringen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß sie wirklich wandern, und zwar nicht nur im selben Lande von einem Ort zum andern, sondern z. B. über den Meerbusen von Bengalen, wo schon Schiffe im buchstäblichen Sinn von ihnen bedeckt worden sind; der Kapitän eines Ostindienfahrers versicherte mich, er habe einmal seine Kajüte, deren Fenster offen gestanden, ganz voll von Schwalben gefunden. Zu der Auswanderung aus England scheinen sie indessen nicht sowohl durch die Kälte veranlaßt zu werden, weil wir im Frühling bei Frost und Schnee ihrer manche sehen, als vielmehr durch Mangel an Nahrung. Im kalten Herbst 1829 trat harter Frost ein, bevor die Schwalben abzogen; statt abzuziehen, sah man sie da, wie die Bienen, unter den Dächern der Häuser sich aneinander hängen, wobei sie die Flügel ausbreiteten und übereinander schoben. White bemerkt, daß man im Frühjahr einzelne Schwalben sehe, lange bevor der Schwarm anlangt; daraus kann aber wohl nichts geschlossen werden, denn dasselbe ist bei allen Wandervögeln, bei der Schnepfe, bei der Nachtigall u. s. w., der Fall.

Nichts lieblicher, als das Zwitschern der nie ruhenden Mauerschwalbe an einem schönen Sommerabend, nichts angenehmer, als ihrem Fluge zuzusehen, ihren mannichfachen Schwenkungen, und wie keck sie an einem vorüberstreift, im Vertrauen auf die Kraft ihrer Schwingen und den reißend schnellen Flug. Nichts bewundernswürdiger, als ihre raschen Wirbel und ihr lang ausdauernder Flug, wenn sie sich bald unter einem Brückenpfeiler durchschwingt, bald um ein Gebäude in der Nähe ihre Kreise zieht, und lärmend ihr Lied dazu singt. Man glaubt, es sey dies die Serenade, welche das Männchen dem brütenden Weibchen bringt, und dem ist wohl auch so. So oft der Vogel am Nest vorüberkommt, hört man sein Gezwitscher, und ich habe beobachtet, daß dann auch jedesmal sein Flug langsamer wird. Die Mauerschwalbe ist wohl rastloser im Flug, als irgend ein anderer Vogel, denn sie setzt sich in den langen Tagen nicht eher zur Ruhe, als etwas vor neun Uhr; just um diese Zeit ist ihr Gezwitscher am lautesten, und sie schießen mit wunderbarer Schnelligkeit umher. Sie sind in den längsten Tagen wenigstens siebzehn Stunden im Flug begriffen. Ausnehmend zierlich ist die Art, wie dieser mein Liebling im Flug die Oberfläche des Wassers streift. Warum sie dies thun, kann ich nicht sagen: ohne Zweifel schlürfen sie zuweilen von dem Element, über dem sie schweben, oder picken Materialien zum Nestbau auf. Die gemeine Schwalbe fängt, wie die Mauerschwalbe, Sommers von Morgens drei bis Abends neun Uhr Fliegen, jene aber läßt sich zuweilen nieder, um auszuruhen, was diese nicht thut.

Die Schwalben scheinen Beleidigungen im Gedächtniß zu behalten und dafür bei Gelegenheit Rache zu nehmen. Ein Schwalbenpaar baute diesen Sommer sein Nest unter einem Dache; kaum war es fertig, so wurden sie von Sperlingen, trotz ihres heftigen Widerstands, und obgleich ihnen Succurs von andern Schwalben zukam, hinausgetrieben. Die Sperlinge blieben im ruhigen Besitze des Nestes, bis die Alten einmal zusammen nach Futter für die Jungen ausflogen. Kaum waren sie weg, so kamen mehrere Schwalben herbei, zerstörten das Nest, und ich sah die jungen Sperlinge todt am Boden liegen. Sogleich nach der Zerstörung des Nestes machten sich die Schwalben daran, es wieder zu bauen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Heidelberg, September.

(Beschluß.)

Kaspar Hauser.

Wäre in Hausers Seele an dem 14ten December, nämlich an dem Tage der Verwundung, der Gedanke an Selbstmord festgewurzelt gewesen, so würde sein Benehmen an jenem Tage ein gewisses dumpfes Hinbrüten, eine Zerstreuung oder eine trübe, finstere Stimmung ausgedrückt haben. Vergleicht man aber das Zeugniß Fuhrmanns (in der oben angeführten Schrift S. 52), der am 14ten December Hauser genau zu beobachten Gelegenheit hatte, so erfährt man, daß Hauser mit gewohnter Unbefangenheit und Aufmerksamkeit der Religionsstunde beiwohnte, daß er am Nachmittag Papparbeiten für Fuhrmann machte, sich erbot, am andern Tage wiederzukommen und die Arbeiten für ihn fortzusetzen, und Alles dies mit einer Unbefangenheit, die beweist, daß seine Seele nicht mit Todesgedanken beschäftigt war. Ebensowenig als Seelenstörung kann die Verzweiflung Hauser Gedanken des Selbstmords eingeflößt haben. Weder unerträgliche körperliche Leiden, noch Familienunglück, noch

Digitized by Google

die Noth konnten bei ihm wirken. Für die sichere, sorgenfreie Existenz Hausers war gesorgt. Lord Stanhope erfüllte gewissenhaft seine Verpflichtungen, und die Zukunft lag heiter vor Hausers Blicken. Man hat nicht selten die Absicht des Selbstmords dadurch erklären zu können geglaubt, daß Hauser immer mehr fühlen mußte, daß das Vertrauen der Menschen zu ihm schwand, und daß man ihn selbst für einen Betrüger zu halten geneigt war; allein auch diese Erklärungsweise ist grundlos: denn in jenen Kreisen, in welchen Hauser lebte, zeigte nichts, daß die Menschen, die ihm wohl wollten, ihr Vertrauen zu ihm verloren hätten; Hauser fand überall Theilnahme und Freundlichkeit, und die Männer, in deren Kreise er am häufigsten sich befand, hatten die Schonung, ihm nicht jede Klatscherei oder jede Hypothese, welche ihn zum Betrüger stempeln wollte, mitzutheilen. Ohnehin hatten Merkels Schriften, so scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen, vorzüglich auch gegen Feuerbachs Schrift, sie enthielten, doch nicht die Billigung des streng prüfenden Juristen gewinnen können; man fühlte, so wie man Feuerbachs Darstellungen nicht von einem romanhaften Charakter freisprechen konnte, daß Merker ebenfalls häufig einseitig war, und nur zu oft von einer gewissen, bei dem mit polizeilichen Untersuchungen vorzüglich beschäftigten Beamten oft vorkommenden Neigung, überall Betrug und Bosheit der Menschen zu finden, sich leiten ließ. Das Benehmen der Einwohner Ansbachs war nicht geeignet, in Hauser den Entschluß zu erzeugen, seinem Leben ein Ende zu machen, weil er das Vertrauen der Menschen verscherzt hätte. Ohnehin würde bei dieser Erklärungsweise erst die Voraussetzung, worauf sie beruht, nämlich daß Hauser ein Betrüger war, zu erweisen seyn, und so müßte man endlich, wenn man die Absicht Hausers, sich selbst zu tödten, annehmen wollte, zu der Ansicht kommen, daß Hauser sich selbst habe tödten wollen, um auf eine höchst interessante, die allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmende Weise dem Romane, den er spielte, die Krone aufzusetzen, der Welt vorzuspiegeln, daß diejenigen, welche ihn im Lebru verfolgten, ihre Verfolgungswuth durch die Ermordung Hausers sättigten und die Entdeckung ihrer Verbrechen zu hindern suchten, und so allgemein bedauert die Welt zu verlassen. Eine solche Absicht aber forderte eine Charakterfestigkeit, eine Kraft, die dem Tode kühn entgegen sah und um jeden Preis den vorgesetzten Zweck zu erreichen entschlossen war, oder eine Schwärmerei, welche bis zu dem Grade gekommen war, auf welchem selbst die Aufopferung des eigenen Lebens demjenigen unbedeutend erscheint, der in schwärmerischer Aufregung sein Ziel verfolgen will. Weder jene Charakterfestigkeit und Todesverachtung, noch diese schwärmerische Stimmung findet sich in Hausers Charakter, und so kommt man nur zu dem Ausspruche: daß es zwar nicht unmöglich erscheint, daß Hauser sich selbst die Wunden beibrachte, an welchen er starb, daß aber dies sehr unwahrscheinlich ist und mit den Nebenumständen der That, mit Hausers Charakter und den Motiven im Widerspruch steht. Zwar fehlt es nicht an Nebenumständen, welche auch große Zweifel dagegen, daß Hauser durch fremde Gewaltthat ermordet wurde, zu begründen scheinen. Es ist nicht einzusehen, warum der Mörder den mystischen Zettel und einen Beutel zurückgelassen und so einer Gefahr der Entdeckung durch Hülfe dieser Gegenstände sich ausgesetzt haben soll; es ist der Ort, an welchem die Ermordung geschehen seyn soll, ein Ort, an welchen aus den benachbarten Häusern Leute sehen und Vorübergehende so leicht das Verbrechen entdecken konnten, so ungeschickt gewählt, daß man dies kaum einem entschlossenen Mörder zutrauen kann; es ist auffallend, daß man im Schnee nur die Fußtritte einer Person, die hin- und herging, und gar keine Fußtritte gegen den artesischen Brunnen zu oder gegen den Ausgang des Gartens fand; es erweckt großes Bedenken, daß Frau Meyer (die Frau seines Pflegevaters) äußerte, daß der Zettel in dem Beutel ähnlich so zusammengelegt war, wie Hauser seine Briefe zusammenzulegen pflegte; allein alle diese Umstände vermehren zwar das Räthselhafte des Todes Hausers, der vorsichtig Prüfende aber hütet sich vor einem vorschnellen Urtheile, weil manche dieser Umstände ihr Gewicht verlieren, wenn man sich einen recht schamlosen Mörder denkt, der die Gelegenheit zur Flucht wohl berechnet hatte, und durch den Zettel die Personen, welche für Hauser sich interessirten, zu verhöhnen sich vornahm. In Bezug auf die Fußtritte ist nicht zu vergessen, daß dieser Umstand nur durch einen Polizeidiener beigestellt ist, der nur bei Gelegenheit einer andern ihm aufgetragenen Beobachtung auch die Fußtritte bemerkt haben will, und das Zeugniß der Frau Meyer ist doch nur eine Aussage über eine Meinung. Will man annehmen, daß Hauser sich selbst gemordet habe, so stößt man nicht weniger auf Nebenumstände, welche sich schwer mit dieser Ansicht vereinigen lassen; denn auffallend bleibt es, woher Hauser das Mordwerkzeug genommen haben soll. Die Meinung, daß das Instrument ein Buchbindermesser war, das Hauser bei seinen Pappparbeiten brauchte, ist grundlos; denn mit einem solchen biegsamen und vorne abgerundeten Messer ließ sich die Wunde nicht hervorbringen, da nach dem Verlaufe des Wundkanals und wenn man die Breite der äußern Wunde mit der der Wunden im Herzen und Magen vergleicht, nur ein spitziges Werkzeug die Wunden beibringen konnte. Nicht weniger räthselhaft bleibt es, warum das Instrument nicht mehr gefunden wurde. — Genug, die bisher bekannt gewordenen Umstände werden jeden vorurtheilsfreien Juristen zu der Ueberzeugung bewegen, daß die Art, wie Hauser aus der Welt verschwand, seine Wahrscheinlichkeit begründet, daß er selbst die Wunden, an welchen er starb, sich beibrachte, und daß daher sein Tod nicht als ein neuer Wahrscheinlichkeitsgrund dafür dienen kann, daß Hauser ein Betrüger war.

Auflösung des Räthsels in Nr. 226:

Naturforscher.

Räthsel.

Ein Abhang hängt frei in die Luft hinaus,
Der Erde zu wächst Alles, was er trägt.
Oft starrt sein Wuchs, doch nie erzeugt er Holz!
Sein unbeschnittner Wald erregt wohl Graus,
Gefallen findet, wer ihn gärtlich hegt,
Sein junger Anflug macht den Eigner stolz.

Ein Mancher hat ihn englisch angelegt,
Ein Andrer rottet seine Wurzeln aus,
Ein Dritter mäht ihn ab, ihn kahl zu schau'n;
Doch treibt er neue Sprossen ungepflegt,
Bald hell, bald dunkel, nach der Art des Gau's,
Kahl bleibt er aber im Besitz der Frau'n.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. September 1834.

Bringst du die Natur herum,
Daß sie jeder neuen Lage
Falsches hast du nicht ersonnen,
Hast der Menschen Gunst gewonnen.

Goethe.

Ueber den Erdmagnetismus.

Ein Vortrag, gehalten in der zwölften Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart von Professor Marx aus Braunschweig.

Wenn auffallende und die Sinne mächtig ergreifende Naturereignisse den Menschengeist am lebhaftesten auffordern, ihren Bedingungen und Gesetzen nachzuforschen, so sind jene stilleren Vorgänge des allgemeinen Lebens, welche in scheinbarer Regellosigkeit eine geheime innere Wiederkehr und Gesetzlichkeit bewahren, nicht minder geeignet, das Nachdenken würdig zu beschäftigen, und oft führt die beharrliche Verfolgung ihrer halbverhüllten Spuren zu den fruchtbarsten Resultaten. Hierher ist nun ganz besonders der Erdmagnetismus zu rechnen, mit welchem Namen man die Gesammtheit der Einwirkungen begreift, welche die Erdmasse auf alle magnetischen oder des Magnetismus fähigen Körper ausübt, und welche je nach der Lage, Richtung und Stärke der tellurischen Kräfte ein verschiedenes Verhalten zeigen. Einzelne Aeußerungen derselben sind längst bekannt, und was Schifffahrt und Markscheidekunst der Kenntniß des Kompasses und der Bussole verdanken, bedarf kaum einer weitern Erinnerung. Aber die Beobachtungen der neueren Zeit haben gelehrt, daß die frei schwebende Magnetnadel mehr sey, als ein Wegweiser für den Reisenden oder Feldmesser, daß sie dem Kundigen eine Menge von Verhältnissen, welche mit der geographischen Lage, dem Laufe der Sonne, dem Wechsel der Jahreszeiten zusammenhängen, enthülle, daß sie, mit Einem Worte, ein „klimatisches Instrument“ sey, *).

Außerdem jedoch, daß sie nach der lokalen Beschaffenheit einer Gegend sich richtet, sind ihre Anzeigen auch Verkündiger von umfassenden, allgemein verbreiteten Einflüssen. „Die magnetischen Erscheinungen des Erdkörpers sind große, auf dem ganzen Planeten gleichzeitig eintretende Veränderungen“, **) dieses ist der Ausspruch eines der thätigsten und geistvollsten Forscher in diesem Gebiet, Alexanders v. Humboldt. Seinen rastlosen Bemühungen ist es auch gelungen, zu bewirken, daß zur Beobachtung jener Veränderungen von Stunde zu Stunde Observatorien mit vorzüglichen Instrumenten zu Berlin, Freiberg, Petersburg, Kasan und Irkutsk angelegt wurden.

*) Moser in Poggendorfs Annal. d. Phys. 1833, H. 6. S. 295: „Da wir gezeigt, daß die Abweichung der Nadel ganz allein von den störenden Ursachen der ungleichen Wärmevertheilung herrührt und, wo diese sich das Gleichgewicht halten, die Nadel genau von Norden nach Süden zeigt, so ist damit bewiesen, daß die Richtung der magnetischen Kraft der Erde diejenige ihrer Axe ist.“

**) In Poggend. Annal. d. Phys. 1829, 3, S. 520.

Digitized by Google

Bei dem großen Interesse, das jezt Untersuchungen dieser Art allerwärts erwecken, ist es nur zu verwundern, daß die schöne Arbeit eines würtembergischen Physikers fast ganz unbeachtet und unbenuzt blieb. Dieser treffliche Mann, Professor Schübler in Tübingen, ist im Laufe der lezten Woche gestorben, zum großen Verluste für das Vaterland und die Wissenschaft. Schon vor vierzehn Jahren machte derselbe eine große Reihe von Beobachtungen über den täglichen Gang der Magnetnadel und über ihren Zusammenhang mit den übrigen atmosphärischen Erscheinungen bekannt, und sowohl die von ihm vor einem Jahr gelieferten Nachträge, als die Vergleichung mit den Angaben anderer Beobachter bestätigen auf das Schönste die von ihm gewonnenen Ergebnisse. *) Dieses verdient um so mehr Anerkennung, als das von ihm dabei gebrauchte sehr einfache Instrument keine große Schärfe gestattete. Von der andern Seite sind die auf den genannten Observatorien angewandten, von Gambey verfertigten Werkzeuge viel zu kostbar und zusammengesezt, als daß eine allgemeinere Benuzung derselben zu erwarten wäre. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß alle bisherigen derartigen, auch noch so vollkommenen Instrumente nur für vereinzelte und beschränkte Zwecke bestimmt und ausreichend waren. Wie wünschenswerth erscheint es nun, in den Besitz von Hülfsmitteln zu gelangen, welche Jedem ohne Aufwand zugänglich sind, welche Leichtigkeit und Sicherheit der Behandlung mit größester Genauigkeit der Angaben vereinigen, und welche zugleich erlauben, den ganzen Kreis der erdmagnetischen Erscheinungen experimentirend und beobachtend durchzuwandeln.

In diesen Besitz sind wir nun durch die neulichen unschäzbaren Untersuchungen und Entdeckungen des Heren Hofrath Gauß in Göttingen gekommen. Da ich seit mehreren Jahren durch die Güte desselben in Stand gesezt war, Zeuge der Anfänge und Fortschritte dieser so erfolgreichen Bemühungen zu seyn, da ich die hieraus hervorgegangenen Apparate auch für meinen Wohnort eingerichtet und dort schon längere Zeit beobachtet habe, so glaube ich nicht unvorbereitet zu seyn, hier vor dieser hochachtbaren Versammlung darüber mit Wenigem zu berichten. Vielleicht daß hierdurch die Kenntniß und Anwendung dieses neuen Verfahrens auch in einem weitern Kreis verbreitet wird, um so mehr, als jeder Freund der Natur, auch wer nicht Physiker vom Fache ist, sich gar leicht mit demselben vertraut machen und es in Ausübung bringen kann.

Was bei allen magnetischen Versuchen so störend und hindernd ist, die unmittelbare Nähe des Beobachters selbst, das wird bei der neuen Anordnung ganz vermieden, und hieran knüpft sich eine Reihe der bedeutendsten Vortheile.

Um nun eine möglichst anschauliche Vorstellung von den Hauptpunkten dieser Methode zu geben, will ich die einzelnen wesentlichsten Stücke des Apparats und die Art ihrer Anwendung besonders anführen. — Der wichtigste Theil ist die Magnetnadel, aber nicht, was man wohl sonst so nennt, dünne, leichte Nadeln; es sind Stäbe von bestgehärtetem Stahl, von 3, 4, 6, ja bis 25 Pfund, die auf das Stärkste durch den Doppelstrich magnetisirt sind. Diese werden ohne weitere Bearbeitung und Zurichtung in eine Art von Schiffchen gelegt und dieses an ungedrehten Seidenfäden aufgehangen. Zwanzig solcher feinen Fäden (wovon jeder einzelne wieder aus etwa sechs einfachen des Seidenwurm-Cocons zusammengesponnen ist) vermögen gut ein Pfund zu tragen und sie üben fast keine Torsion aus. Vorn an dem Stab ist ein gut geardeiteter Glasspiegel in einem Rahmen befestigt, und daran befindliche Korrektionsschrauben dienen dazu, ihn genau senkrecht und quer auf die Längenrichtung des Stabs zu bringen. Man umgibt den aufgehängten Stab mit einem Gehäuse von Holz oder Pappe, das bloß eine Oeffnung für den Spiegel hat. Hiedurch wird der Einfluß von zufälligen Störungen, Luftströmungen u. s. w. abgehalten. Aber die große Schwere und starke Magnetisirung des Stabs bewirken schon an sich, daß seine Richtungstendenz von solchen äußern Zufälligkeiten nur wenig afficirt wird und daß die Einwirkung des Erdmagnetismus an ihm auf das Kräftigste und Entschiedenste hervortritt.

In einer je nach den Umständen größern oder kleinern Entfernung von 20 — 40 Fuß ist nun ein Fernrohr (am besten das eines Theodolithes) so aufgestellt, daß seine optische Axe mit dem mittlern magnetischen Meridian zusammenfällt, was ohne große Mühe bewerkstelligt werden kann. Etwas unter ihm, senkrecht auf seine Axe, ist ein auf hellem weißen Grund gezeichnetes Maßstab (nach Linien oder Millimetern eingetheilt) so angebracht, daß, wenn das Fernrohr nach dem Spiegel gerichtet wird, man in demselben die eingetheilte Skale erblickt, und wenn der Stab oscillirt, die Skale scheinbar vor dem Auge des Beobachters rechts oder links vorüberwandelt.

Dieses sind die Haupttheile des ganzen Apparats, für dessen Einrichtung der eigene Gebrauch bald die noch erforderlichen kleinern Berichtigungen und Verschönerungen an die Hand gibt. Wie leicht, sicher und mannichfaltig ist aber dieser Gebrauch! Der Beobachter darf nur am Fadenkreuz oder Vertikalfaden im Brennpunkt des Okulars den numerirten Theilstrich der Skale festhalten, die er im Spiegel erblickt, und er hat damit alle Data, die zur feinsten Beobachtung nöthig sind.

*) Im Schweiggerschen Journal für Ch. und Phys. 1820. 4. und 1833. 2. p. 96.

Man hat nicht nöthig, zu warten, bis der Magnetstab etwa in Ruhe, in einer fixirten Lage ist; wenn man von den beiden Ausweichungen nach rechts und links die Mitte nimmt, so erhält man genau die der Ruhe entsprechende Richtung, und durch mehrfach wiederholte und gehörig kombinirte Beobachtungen kann man die Genauigkeit fast bis in's Unendliche treiben. Aus der gemessenen Entfernung des Maßstabs vom Spiegel lassen sich durch eine leichte Rechnung die Skalentheile in Bogentheile verwandeln und die Sicherheit der Angaben bis auf Bruchtheile von Sekunden erlangen und verbürgen.

(Der Beschluß folgt.)

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsetzung.)

Aus der zuverlässigsten Quelle erzähle ich von der Schwalbe ein merkwürdiges Beispiel von Ueberlegung; Vernunft darf ich es doch nicht nennen. Ein Schwalbenpaar baute sein Nest oben an dem Gewölbe eines Kalkofens, da, wo sich drei Kamine daraus erheben. Während des Baus des Nestes war die Hitze an diesem Orte so groß, daß man die Hand kaum längere Zeit an das Gewölbe halten konnte; indessen war das Nest beinahe fertig, da zerbröckelte es von der Hitze und fiel herab. Ein zweites und ein drittes Nest wurden am selben Fleck gebaut und hatten dasselbe Schicksal. Das vierte endlich hielt vollkommen Stand, obgleich sich die Hitze lediglich nicht vermindert hatte, und in diesem Nest wurden die Jungen wirklich ausgebrütet und aufgezogen. Im folgenden Jahr ward am selben Ort und bei gleicher Hitze im Ofen ein anderes Nest gebaut, das dem Feuer gleichfalls widerstand; im dritten Jahr war es ebenso, im vierten kamen die Schwalben nicht wieder. Bedenkt man nun diese Umstände, so ergibt sich wohl ganz klar Folgendes: die Schwalben mußten sich nach einer Erd- oder Lehmart umgesehen haben, welche der Hitze widerstand, aber der Instinkt allein kann sie wohl schwerlich dazu getrieben haben, und sie mußten, als sie im zweiten und dritten Jahre wieder zum Ofen kamen, nicht nur den Umstand im Gedächtniß behalten haben, daß die Materialien, womit sie gewöhnlich ihre Nester bauen, nicht feuerfest sind, sie mußten sich auch noch erinnern, welche Lehmsorte hier erforderlich war und daß dieselbe in diesem besondern Fall zum Bau angewandt werden müsse. Wer Solches rein dem Instinkte zuschreibt, läßt, meine ich, dem Verstand, der Intelligenz dieser liebenswürdigen Vögel nicht Gerechtigkeit widerfahren. Ist es nicht Vernunft, was sie bei dergleichen leitet, so möchte es doch etwas seyn, was nahe mit ihr verwandt ist; wo aber diese Verwandtschaft ihren Anfang und ihr Ende nimmt, ist schwer zu sagen. — Noch erzähle ich eine hieher gehörige, gleichfalls durchaus beglaubigte Anekdote; ich habe zwar schon ähnliche Geschichten gehört, aber noch nie aus so guter Quelle. Ein Schwalbenpaar baute sein Nest zu Dublin am Fenster eines unbewohnten Hauses. Ein Sperling nahm Besitz davon, die Schwalben hingen sich oft daran und suchten in die Behausung zu dringen, welche sie sich mit so vieler Mühe gebaut; aber umsonst, der Sperling rührte sich nicht vom Flecke. Endlich ging den Schwalben die Geduld aus, sie flogen davon, kamen aber bald wieder mit einer Anzahl anderer Schwalben, jede eine Portion Lehm im Schnabel. Sie machten sich sogleich daran, das Loch zu verstopfen und mauerten den Eindringling förmlich ein. Bald darauf wurde das Nest abgenommen und verschiedenen Personen mit dem todten Sperling gezeigt. In diesem Falle mußten doch wohl die Vögel die Eigenschaft besitzen, ihres Gleichen ihre Wünsche, oder vielmehr ihre Klagen mitzutheilen, und ohne ihren Beistand wären sie unvermögend gewesen, das erlittene Unrecht zu rächen. Diese Geschichte mag Manchen fabelhaft und unwahrscheinlich vorkommen, aber ich für meine Person bin von dem Faktum so vollkommen überzeugt, als wenn ich es selbst mit angesehen hätte. Grotius nennt dergleichen Eigenschaften bei den Thieren extranea ratio, und die Schwalbe scheint sie wirklich in hohem Grade zu besitzen. — Kalm erzählt in seiner Reise in Amerika eine artige Geschichte von der Schwalbe, welche in dieses Kapitel einschlägt. Die Eier waren gelegt und das Weibchen im Brüten begriffen; nach einigen Tagen sah man das Männchen um das Nest herfliegen, sich zuweilen in der Nähe niedersetzen und einen klagenden Ton von sich geben. Man sah näher zu und fand das Weibchen todt im Nest. Man nahm es heraus, und jezt sezte sich das Männchen auf die Eier; aber nach etwa zwei Stunden mochte ihm das Geschäft zu lästig geworden seyn; es flog davon und kam Nachmittags mit einem andern Weibchen zurück, welches die Jungen ausbrütete und äzte, bis sie für sich selbst sorgen konnten.

Vor Kurzem erst habe ich noch einen besondern Zug in der Lebensweise der Schwalben zu beobachten Gelegenheit gehabt. Oft ergötze ich mich daran, ihre Schwärme über die Fläche der Themse hinstreichen zu sehen; aber noch nicht lange hörte ich einmal eine Schwalbe, ziemlich hoch in der Luft, zwei gellende Noten von sich geben, und sogleich darauf sah ich den ganzen Schwarm sich vom Wasser in die Luft schwingen, so daß sie fast verschwanden. Kurz darauf kamen sie wieder, schnappten, wie zuvor und am selben Platz, Fliegen und fuhren mit der Brust am Wasser hin. Waren jene Töne kein Warnungszeichen vor drohender Gefahr, so kann man

Digitized by Google

sie für ein Zeichen nehmen, daß sich irgendwo plötzlich Gelegenheit zu einem reichlichen Insektenschmaus gezeigt. Es war mir merkwürdig, wie plötzlich die Vögel diesem Ruf Folge leisten. Ich sprach davon mit einem Freunde, der auch ein großer Liebhaber der Naturgeschichte ist, und dieser erzählte mir, wie auch er Gelegenheit gehabt, die Wirkung jener zwei Noten auf einen Schwalbenschwarm zu beobachten. Sie saßen in Schaaren auf einem Dache; den Abend zuvor war es sehr kalt gewesen, und Morgens früh waren die Schwalben so starr, daß er mehrere an seinem Fenster mit den Händen greifen konnte. Indessen vernahm er die zwei gellenden Noten, und im Moment flogen alle zumal auf, beschrieben zwei, drei Kreise in der Luft und verschwanden. Ohne Zweifel war dies auch hier ein Zeichen, daß Futter bei der Hand sey; jedenfalls scheint mir so viel gewiß, daß sie in der Zeit vor der Wanderung, wo sie in Gesellschaft leben, einen Führer, eine Leitschwalbe haben. Ich empfehle diesen interessanten Punkt in der Lebensweise der Schwalben der Aufmerksamkeit der Beobachter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, September.

Besteigung des Puy de Dôme.

Nachdem uns, wie ich im vorigen Briefe erwähnt, der Regen, sehr gegen unsern Willen, mehrere Tage fast immer in den Mauern der Stadt gehalten hatte, überraschte uns eines Morgens der klare Himmel, indem er uns aufforderte, den lange gehegten Wunsch der Besteigung des Puy de Dôme auszuführen. Bald war unsere Gesellschaft versammelt und auf der Bergartise begriffen. In 1½ Stunden hatten wir das Hochplateau erreicht, auf welchem die Pyramide des Puy ruht. Hier befinden sich einige Häuser, la baraque genannt, wo sich die Straßen nach Bordeaux und Limoges theilen. Noch etwa eine halbe Stunde blieben wir auf der erstern, wandten uns dann rechts vom Wege ab und waren nun dicht am Fuß des majestätischen, in ruhiger Klarheit sich erhebenden Felsenkolosses. Hier schlugen wir auf dem grünen Rasenteppich am Rande eines Wäldchens unser Lager auf, um uns herum Pferde, Hunde, Wagen und Kabriolets, ein Schafhirt mit seiner Heerde, der, auf seinen Stab gestützt, mit der Limousine, einem groben, teppichartigen Mantel, mit Strohhut und hölzernen Sandalen bekleidet, voll Verwunderung die fremde Gesellschaft beschaute. Der frische, schöne Morgen stimmte zur Fröhlichkeit, und nach einem mit dem besten Appetit verzehrten Frühstück machten wir uns auf und fingen an den Puy zu ersteigen. Wir erreichten nach einer Stunde auf einem an der Westseite im Zickzack hinaufführenden Wege den Gipfel.

Im Osten erblickten wir tief unter uns die aneinander hängenden Städte Clermont und Montferrand, fast senkrecht sahen wir von der ungeheuern Höhe in die sie durchschneidenden Straßen hinab, weiterhin die unermeßliche Ebene der ganzen Limagne, mit ihren Städten und Dörfern, mit ihren Weinbergen und vielfarbigen Feldern und all ihrer üppigen, durch den vulkanischen Boden hervorgebrachten Vegetation; hell schimmerte das silberne Band des Allier in der grünen Fläche. Gegen Süden erhebt sich die Kette der Montsdor in bläulichen, schroffen Gipfeln, deren höchster Berg auch den Namen Montdor führt. Dieser, obwohl er 1884 Meter hoch, die Schneelinie noch nicht erreicht, ist doch selbst in den warmen Sommermonaten noch häufig mit tiefem Schnee bedeckt. Aus einer zerrissenen [illegible] zerklüfteten Lavawand dieses Berges stürzt die Dor herab und vereinigt sich dann mit der Dogne, nun die Dordogne genannt. Aus noch schauerlichern Felsen und Lavamassen des nämlichen Gebirgs, der Gorga de l'enfer, nimmt die Dogne ihren Ursprung. Ich bedauerte sehr, die eigene Ansicht dieser wilden Naturscenen der Montsdor durch die Regentage verloren zu haben. Doch die Gebirgskette der Montsdor war heute nicht der klarste Theil unserer Aussicht vom Puy de Dôme; heller zeigte sich westlich ein großer Theil der Marche und des Limousin, ein ausgedehntes, sich in die blaue Ferne verlierendes Hügelland; aber mehr als dies zog die nördlich von unserm Standpunkt gelegene Kette der zahllosen Puys unsere Blicke auf sich. Isolirt erheben sich diese Bergkegel in sonderbarer Gestalt, alle vulkanischen Ursprungs, mit Kratern und Schluchten, Lavaströmen und rothen und schwarzen Massen von Puzzolanerde und Schlacken, fast alle kahl, oder doch nur mit kurzem Rasen und Heidekraut bedeckt, ein erhabenes Bild der durch die Zuckungen der Natur bewirkten Zerstörung darbietend. Der höchste Berg in der ganzen Reihe ist unser großer Puy, oder Puy de Dôme (podium dominans), der sich zu einer Höhe von 1476 Meter erhebt. Er ist demnach zwar niedriger als die hohen Alpen der Schweiz, selbst als die Schneekoppe in Schlesien (1608 Meter), aber höher als der Ballon in den Vogesen (1405), das Fichtelgebirg (1202), der Vesuv (1198) und der Brocken (1140). Ungeachtet seines zerrissenen und steilen Abhangs ist er größtentheils mit Rasen bedeckt, und nur an einigen Stellen kommt die Lava (eigentlich Domit, Lave poncouse) zu Tage, aus welcher die Masse des Berges besteht. Der Gipfel hat keinen Krater, und der ganze Berg, wie ansehnlich und bedeutend er ist, scheint gleichwohl nur der Rest und das Produkt eines ehemaligen, noch bedeutendern und noch höheren Vulkans zu seyn. Nach Osten und Süden steht er ganz isolirt, in Norden und Westen lehnen sich andere Puys an ihn an, und zwar nördlich zunächst der kleine Puy, der nächste nach ihm in der Höhe. Obwohl nur etwa 500 Fuß niedriger als der Puy de Dôme, schien er uns doch kaum über das Plateau erhaben. Auf ihn folgt weiter nördlich der merkwürdig gestaltete Puy Parlou mit seinem weiten Krater (1223 Meter hoch), und hinter diesem der Puy des Goules (1157) und der Grand Sarcoui (1158), letzterer in Form eines umgestürzten Trichters, daher auch le chaudron genannt. Mehr links vom Parlou tritt der hohe Kegel des fast von aller Vegetation entblößten Puy de Chopine hervor (1192 Meter), dahinter der noch höhere Puy Louchardière (1206), endlich mehr westlich der Clierzou (1217) und der Puy de Côme (1272), der höchste nach dem Petit Puy. — Diese sind diejenigen unter der Masse von Berakegeln, die sich vom Puy de Dôme aus am meisten auszeichnen; im Ganzen zählt man aber in dieser acht Stunden langen, von Norden nach Süden streichenden Gebirgskette über sechzig dergleichen Puys. — Der Ausdruck Puy ist nicht gleichbedeutend mit Pic. Letzteres bezeichnet hohe, steile, unzugängliche Gebirgsgipfel, ersteres dagegen jede isolirte Anhöhe, selbst eine unbedeutende.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 234.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. September 1834.

— Mit vollem Schnabel heimgekehrt,
Sieht die entsezte Mutter leer das Nest,
Beraubt von roher Bursche plumpen Händen;
Zur Erde fällt, umsonst gebolt, das Futter,
Der Flügel bebt, schlaff hängend trägt er kaum
Die tief Betrübte in den Pappelschatten.

Thomson.
Der Frühling.

Anekdoten aus der Naturgeschichte der Thiere.

(Fortsezung.)

Liebe der Vögel zu ihren Jungen.

Merkwürdig und rührend ist dem aufmerksamen Beobachter die Liebe der Vögel zu ihren Jungen, und diese Liebe wird sichtbar von lezteren erwidert. Kehrt ein Vogel zu seinem Nest zurück, um seiner Brut wiederum Wärme zu spenden, so wird er mit einem Zirpen empfangen, aus dem Liebe und innige Freude spricht. Läßt sich die Schwalbe für die Nacht im Neste nieder, so geben die Jungen, oft bis spät in den Abend hinein, einen leisen Ton des Wohlbehagens von sich. Die Wärme und der Schutz, welcher den jungen Vögeln von den Alten zu Theil wird, ist ein herrliches Bild des innern Friedens und der Sicherheit des Menschen, der sein Vertrauen auf die Vorsehung sezt: „er wird dich bedecken mit seinen Fittichen!“ Nach meinem Gefühl ist in der ganzen heiligen Schrift kein schöneres, kein tieferes Bild, keines, das dem menschlichen Gemüth, besonders in Noth und Trübsal, freundlicher entgegentritt und es mit himmlischerem Frieden füllt. — Ich erzähle ein paar Beispiele von der Elternliebe der Vögel.

Eine Katze hatte ein Pfahlwerk erklettert und suchte ein darüber befindliches Amselnest zu erreichen. Bei ihrem Anblick verließ das Weibchen das Nest und flog ihr unter kläglichem Geschrei ängstlich entgegen, so nahe, daß die Katze es fast erreichen konnte. Das Männchen seinerseits gab auch Zeichen der äußersten Unruhe und schrie laut, wobei es sich manchmal auf dem Gepfähle gerade vor die Katze hinsezte, welche keinen Satz machen konnte, weil ihre Beute zu nahe war. Nicht lange aber, so sprang das Männchen der Katze auf den Rücken und hackte ihr so wüthend auf den Kopf, daß sie mit dem Vogel zu Boden fiel, der sie sofort wirklich zur Flucht zwang. Ein zweites Mal trug die Amsel auf dieselbe Weise den Sieg davon, und die Katze ward dadurch so eingeschüchtert, daß sie ihre Plane auf die Jungen aufgab; nach jedem Kampf feierte die Amsel ihren Sieg mit einem Gesang, und noch mehrere Tage jagte sie die Katze durch den Garten, wenn diese aus dem Haus kam. Ich weiß auch einen Fall, wo Amseln einem Knaben, der ihnen ein Junges genommen hatte, in das Haus nachflogen und ihn in den Kopf hackten. — Der Mensch denkt seelich nicht daran, welchen Jammer er über arme Geschöpfe bringt, wenn er sie der Beut beraubt, die sie mit so inniger Zärtlichkeit aufgezogen. „Der grausame Vater,“ sagt ein alter Schriftsteller, „der sein Kind dazu aufmuntert, einem armen Vogel seine Kleinen zu

Digitized by Google

nehmen, verdiente, daß sein eigen Nest gepündert und er kinderlos würde.“

Man setze junge Vögel in ein Käfigt, man stelle es, wohin man will: untee allen Umständen, wenn nur die physische Möglichkeit vorhanden ist, werden sie die Alten mit der geößten Soegfalt und Pünktlichkeit mit Futter versorgen, und die Vorsorge der Alten dauert in diesem Falle weit länger, als wenn sie dem Gange der Natur gemäß wäeen auferzogen worden. Sehr oft habe ich an Vögeln die Angst und Verwirrung beobachtet, wenn ich in der Nähe ihres Nestes stehen blieb. Es ist unverkennbar, wie weh ihnen dabei zu Muthe ist, und die schüchternsten zeigen dann eine Kühnheit, eine Undesorgtheit füe ihr eigenes Leben, die wahrhaft eüheend erscheint. Man beobachtet dies vom Adler herab bis zum Zaunschlupfer, und vom Schwan bis zu den kleinsten Wasservögeln. Einer dee Leztern, das Wasserhuhn, zeigt oft in der Sorge füe seine Brut eine höchst liebenswürdige Vorsicht. Bekanntlich bauen sie ihr Nest in Schilf und Binsen, und meist ganz nahe an's Wasser, weil es hier am verborgensten ist. An Orten aber, wo im Geringsten ein Steigen des Wassers zu befürchten ist, wird ein zweites Nest, weitee außerhalb des Bereichs des Wassers, gebaut, wohin sie im Falle der Noth Eier odee Brut schaffen können. Diese Beobachtung veedanke ich einer Familie, welche in Surrey in einer alten Abtei wohnt, bei der es Wasserhühner in Menge gibt, und wo der erzählte Fall zu oft beobachtet worden ist, als daß sich am Faktum zweifeln ließe.

Der Sonntag der Thiere.

An Pfiffigkeit übertrifft wohl kein Vogel die Elster. Ich erinnere mich eines Beispiels davon aus meinen Knabenjahren. Ich pflegte unter die Vögel zu schießen, welche einige Vogelbeerbäume vor meinem Hause in Menge herbeizogen. An den Tagen, wo ich dies that, ließen sich ein Paar Elstern, welche ganz in der Nähe nisteten, niemals auf dem Platze blicken, aber am Sonntag hüpften sie furchtlos herum, weil da nie ein Gewehe gelöst wurde. Sie schienen wirklich zu merken, daß an diesem Tag keine Gefahr zu besorgen war. Ein Freund versicherte mich, dasselbe an Krähen beobachtet zu haben: sie kamen Sonntags an Orte, wo man sie die Woche über niemals sah, und in Kent hat man wirklich das Sprichwort: „so glücklich, wie eine Krähe am Sonntag.“ Es scheint dies darauf hinzudeuten, daß die Thiere allerdings im Stande sind, einigermaßen die Zeit zu messen, wenn ich so sagen darf. Zur Bekräftigung führe ich noch Einiges an.

Ein Pächter hatte einen Hund, der ihn überall hin begleitete, nur Sonntags nicht. An diesem Tage war er nie aus dem Hause zu bringen. Einmal trat ein hoher Festtag ein; der Pächter legte deßhalb seine besten Kleider an und begab sich in die Kirche. Der Hund ging, wie sonst, ein Weile mit, schien aber zu merken, daß an seinem Herrn nicht Alles war, wie sonst. Er sah ihm ängstlich und argwöhnisch in's Gesicht und ging dann langsam dem Hause zu. Der Pächter rief ihm und der Hund kehrte um; jezt aber läuteten die Glocken zur Kirche, nun schien der Hund auf einmal zu begreifen, was es gab, und lief spoenstreichs nach Hause. — Auch weiß ich, daß vier Pferde, welche sechs Tage in der Woche regelmäßig angespannt wurden, sich sehr ungeberdig zeigten, wenn sie an dem Tage heraus sollten, an dem sie zu ruhen gewohnt waeen; an iheen gewöhnlichen Tagen waren sie durchaus folgsam. — Den englischen Offizieren, welche in Gibraltar in Garnison lagen, ist es wohl bekannt, daß jeden Sonntag, und nur Sonntags, sich eine große Menge Affen an einem gewissen Fleck des Felsens zeigt, von wo man den Platz übersieht, auf welchem die Kirchenpaeade stattfindet.

Ueber den Erdmagnetismus.

(Beschluß.)

Es sind nun zunächst vier Anwendungen, welche dieser Apparat gestattet. Soll mit ihm die innere Stärke und Intensität des Erdmagnetismus gemessen werden, so wird die Zahl der Schwingungen, welche der in Bewegung gesezte Stab in einer bestimmten Zeit vollbringt, beobachtet. Man bemerkt sich einen bestimmten Punkt der Skale und sieht, während man die Schläge einer Uhr zählt, wie viele Sekunden zu dem Durchgange desselben hin und zurück vor dem Fadenkreuz des Fernrohrs verfließen. Hier kennt die Genauigkeit der Beobachtung keine Geenzen, weil man sie leicht und beliebig wiederholen kann und weil man mit Schwingungen der Nadel arbeitet, die so klein sind, daß das bloße Auge sie kaum erkennt, die aber im Feenrohr als heftige Bewegungen eescheinen. Hierdurch fällt die sonst nöthige Reduktion auf unendlich kleine Schätzungen hier ganz weg. Mit Bequemlichkeit läßt sich die von Stunde zu Stunde, ja von Minute zu Minute regelmäßig veränderliche Stärke der magnetischen Kraft nach Tagen und andern Zeitepochen wahrnehmen.

Aber hiermit wird jedenfalls nur die relative Intensität an einem gegebenen Ort gefunden, die, mit der an andern Orten gefundenen verglichen, erst einen numerischen Ausdruck gewährt. Befolgt man indessen das neulich von Herrn Gauß bekannt gemachte Verfahren, so ergibt sich ohne große Umstände mit dessen Apparat auch der Werth der absoluten Intensität des

Digitized by Google

Erdmagnetismus, die, von allen anderweitigen Relationen unabhängig, nach festbestimmten Maaßeinheiten ausgedrückt wird. Hierzu ist bloß nöthig, daß erst durch die Methode der Schwingungen das Trägheitsmoment des Magnetstabs ausgemittelt und daß alsdann ein anderer solcher Stab in einer bestimmten gemessenen Entfernung von ihm hingelegt wird. Durch die Einwirkung dieses zweiten Stabs wird die Schwingungsdauer des ersten abgeändert und aus der Verzögerung oder Beschleunigung der Oscillationen der verlangte Werth abgeleitet. Denn nach dem Gange der Rechnung ergibt sich ein numerischer Ausdruck für das Produkt aus der absoluten Stärke des Erdmagnetismus und dem statischen Moment des in dem Stabe enthaltenen freien Magnetismus, zugleich aber auch für den Quotienten dieser beiden nämlichen Größen, und hieraus geht denn leicht durch Elimination der Zahlenwerth für die absolute Intensität hervor. — Wie wichtig dieser nun sey, leuchtet ein; denn hiermit ist eine große, auf der Erde so wirksame Kraft für uns auf unveränderliche Einheiten und absolute Maaße zurückgeführt; sie kann nun an den entferntesten Punkten der Erde ohne trügliche Zwischenmittel, wie bisher geschehen mußte, abgemessen und jeder Werth gegen den andern abgewogen werden. Nun erst kann nach Verfluß großer Zeiträume das Menschengeschlecht beurtheilen, ob diese Kraft eine Zunahme oder Abnahme erfahren, und wie ihr Verhältniß zu andern tellurischen oder kosmischen Kräften sich stellt und behauptet. Deßhalb ist es auch zu wünschen, daß solche Apparate an allen wissenschaftlichen Hauptorten, in Lokalen, die möglichst eisenfrei sind, aufgestellt würden. Aber auch abgesehen von dieser lezteren Bedingung, könnten relative Intensitätsbestimmungen auf absolute zurückgeführt werden, wenn man die hiezu benuzten Nadeln zugleich an einem Orte, dessen absolute Intensität genau bekannt ist (wozu jezt vorzüglich und vielleicht einzig Göttingen gehört), auf ihre Schwingungsdauer prüfte. Zur vollständigen Bestimmung der absoluten Intensität gehört auch ein scharfes Maaß der jedesmaligen magnetischen Inclination; diese kann jedoch nach den bisherigen Hülfsmitteln nicht mit gleicher Genauigkeit gefunden werden.

Die dritte Anwendung unseres Rüstzeugs ist zur Messung der individuellen Kraft einzelner Magnetstäbe. Wenn dieselben in der Verlängerungslinie der aufgehängten Nadel senkrecht auf dieselbe, in einer bestimmten Entfernung mit nacheinander abwechselnder Lage des Nord- und Südpols hingehalten werden, so gibt die hierdurch bewirkte Ablenkung der Nadel das feinste Prüfungs- und Messungsmittel für die verschiedenen, unter übrigens gleichen Umständen hiebei untersuchten Magnetstäbe ab.

Die vierte Anwendung ist endlich die zur Beobachtung der täglichen Veränderungen der magnetischen Deklination. Zu dem Ende wird die Nadel vermittelst eines aus der Ferne hingehaltenen Magnetstabs auf die möglich kleinste Schwingung gebracht und, da sie alsdann überaus langsam schwingt, jede ihrer beiden Elongationen auf das Schärfste bemerkt und hieraus die Mitte genommen. Hat man ein sichtbares Objekt in der Nähe, dessen astronomisches Azimuth bekannt ist, so kann man, wenn man das Fernrohr darauf richtet, für jeden Augenblick die absolute Richtung der Nadel oder ihren magnetischen Meridian finden.

Höchst interessant und belehrend ist nun das Verfolgen der stufenweisen Fortschreitungen in dem Gange der Nadel. Durch eine geheime, unwiderstehliche Gewalt getrieben, bewegt sie sich, fast in Uebereinstimmung mit dem Laufe der Sonne, von Morgen gegen Abend. Ihren östlichsten Stand hat sie frühe zwischen 7 — 8 Uhr, ihren westlichsten des Nachmittags zwischen 1 — 2 Uhr; von wo sie die Nacht hindurch langsam wieder zu der frühern Stellung übergeht.

Diese Bewegung ist im Allgemeinen so constant, daß, hat man sie einmal beobachtet, man sie selbst wieder als ein Zeitmaaß benutzen und gewissermaßen darnach den Stand der Uhr voraussagen kann. Aber in dieser gesetzmäßigen Fortschreitung treten von Zeit zu Zeit Sprünge und plötzliche Störungen ein, welche eben so leicht und bequem, als jene, an unserm Apparate sich beobachten lassen, und welche eben durch ihr plötzliches Eintreten sich als unregelmäßige und fremdartige Einwirkungen meistens kund geben. H. v. Humboldt nennt sie mit Recht erdmagnetische Gewitter. Das Wunderbare hiebei ist nun, daß nach allen bisherigen Erfahrungen diese Störungen nicht vereinzelte, lokale Phänomene sind, sondern daß sie zu derselben Zeit und fast in derselben Stärke an den weit entlegensten Gegenden der Erde stattfinden. Sie deuten deßhalb auf mächtig wirkende, weit verbreitete Potenzen. Dieses ist namentlich in das hellste Licht gesezt worden durch die Beobachtungen, welche, von Göttingen aus veranlaßt, zu gleicher Zeit dort und an verschiedenen andern Orten im Laufe dieses Sommers bereits viermal 24 Stunden hindurch, von 4 Uhr Morgens bis Mitternacht des zweiten Tages, von 5 zu 5 Minuten angestellt wurden. Der 23ste September ist wieder ein solcher Termin. Eine augenfällige Vorstellung einer dieser zweitägigen Beobachtungs-Reihen gibt eine graphische Verzeichnung, in welcher die vertikalen Zahlen die entsprechenden Zahlen der Skale, oder die wechselnden Azimuthe der Magnetnadel, die horizontalen Zahlen die Uhrzeiten vorstellen. Jeder Skalentheil beträgt ein Millimeter, und auf den Bogen reduzirt, etwa 20 Sekunden. Die niedrigern

Digitized by Google

Zahlen zeigen nach Westen, die höhern nach Osten. So sieht man denn, wie die Nadel in ihrer täglichen Bewegung einen Raum von etwa 630 bis 710, also 80 Skalentheile, d. h. beinahe einen halben Grad durchläuft. Man sieht, wie sie in der Frühe am östlichsten, nach Mittag am westlichsten steht; zugleich aber sieht man ihr Beben und Oscilliren, ja zu einer Zeit, die nahe auf Mitternacht fiel, ihre enorme Abweichung, bei der noch das Auffallende ist, daß diese Abweichung an einem viele Meilen südwärts entlegenen Ort zur selben Zeit eben so groß beobachtet wurde.

Aber unabhängig von diesen umfassenden und in großem Zusammenhang unternommenen Bemühungen, ist es nun auch jedem Einzelnen anheim gegeben, mit diesem so einfachen und so leicht anzuschaffenden Apparate den Lebensäußerungen dieser verborgenen Naturkraft nachzuspüren. Wie Mancher, der nicht Naturkundiger vom Fache ist, trägt durch fortgesezte Thermometer- oder Barometer-Beobachtungen sein Scherflein zur Beförderung menschlicher Kenntnisse bei! Dieser kann jezt nicht minder und oft an Orten, wo der Physiker nicht leicht zu beobachten Gelegenheit hat, den Gang des Erdmagnetismus verfolgen, und somit auch seinen Geist an jener edeln Beschäftigung nähren, von der ein großer vaterländischer Dichter sagt:

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Clermont, September.

(Beschluß.)

Der Puy Pariou. Volksgeist.

Das Hinabsteigen vom Puy de Dôme war schwierig, denn unsere jungen Pariser Herren, die ihre Vakanzen bei ihren Verwandten in Clermont zubrachten und unter deren Führung wir den Berg bestiegen hatten, waren vom Weg abgekommen, und so ging es beinahe senkrecht den glatten, glücklicherweise mit Rasen bedeckten Felsenabhang, die ganze hohe Wand, mehr springend, taumelnd und selbst fallend hinunter, bis wir das Plateau erreichten, welches den großen Puy mit dem kleinen verbindet. Am Abhang des kleinen Puy vorbeigehend, sahen wir noch einen bedeutenden, etwa 100 Fuß tiefen eirunden Krater, Nid de la poule genannt, hatten nun bald den Fuß des Puy Pariou erreicht und gelangten nach erneuerter Anstrengung auf den höchsten Rand desselben, wo wir im Krater ein fröhliches Mahl zu uns nahmen.

Der Anblick aller der zahlreichen vulkanischen Kegel ist vom Pariou aus wieder höchst eigenthümlich; recht majestätisch erscheint der Puy de Dôme, der jedoch von hier aus nicht jene rein pyramidalische, sondern eine oben mehr abgestumpfte Form hat. Am entfernten Horizont zieht sich die blaue Kette der Montsdor hin, deren größten Theil man übersieht. Wir maßen den Krater des Pariou, und fanden einen Durchmesser von 511 9/10 Meter und eine Tiefe von 95 Meter. Bald wurde dann der Rückweg angetreten, und sehr ermüdet, aber auch sehr befriedigt, kamen wir Abends nach Clermont zurück.

Noch wenige Tage blieben mir in Clermont übrig; ich benuzte solche zu mehreren Excursionen in die herrliche Umgegend, und wurde auch mit mehreren Familien bekannt, in denen wir überall die freundlichste Aufnahme fanden, wobei es kein Hinderniß war, daß wir zu der den Franzosen so verhaßten Nation der Preußen gehörten, denn, sagten sie, nous ne les aimons pas comme des ennemis, mais bien comme des amis. Die Gesinnung gegen Preußen im Allgemeinen aber tritt in Frankreich überall hervor. So wurden in einem satirisch-politischen Vaudeville, worin alle politischen Parteien, Republikaner, Bonapartisten, Karlisten u. s. w., nachdem sie der Reihe nach lächerlich gemacht worden, im Schlußchor über diejenigen Punkte, in welchen sie alle Einer Meinung seyen, sich verständigen, die Worte: „les Cosaques et les Prussians, c'est ce que nous ne voulons pas," mit besonderm Applaus aufgenommen und mußten allemal wiederholt werden. Dagegen fanden wir überall eine hohe Achtung gegen Friedrich den Großen, und Anekdoten und Aussprüche von ihm waren noch jezt in Vieler Munde und wurden selbst auf dem Theater repräsentirt, wie in dem Stück le Roi de Prusse et le comédien de Brunswick, in welchem eine Anekdote aus dem siebenjährigen Krieg wirklich interessant und pikant behandelt ist, und welches vielen Beifall fand. — Naiv genug wurde uns in Frankreich oft die allgemein verbreitete Ansicht geäußert, daß die Rheinländer, und besonders die preußischen Rheinländer, mit offenen Armen die Franzosen aufnehmen würden, und den Augenblick ihrer Wiedervereinigung mit Frankreich voller Ungeduld erwarteten. Es hielt oft schwer, sie von der Unrichtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen; sie konnten nicht begreifen, daß die Rheinländer Deutsche bleiben wollten, und staunten, wenn man ihnen dagegen die Frage vorlegte, worin denn eigentlich das hohe Glück einer Vereinigung mit Frankreich bestehe. — Es waren in Clermont alle politischen Parteien repräsentirt; doch überzeugten wir uns bald, daß die Journale das Treiben aller dieser Parteien viel schlimmer und aufgeregter darstellen, als es in der That ist. — Die Bewohner Clermonts sind von dem fanatischen Katholicismus, wie er sich sonst im südlichen Frankreich zeigen mag, weit entfernt. Es gibt gemischte Ehen, aus welchen sämmtliche Kinder protestantisch geworden sind, und die protestantische Gemeinde in Clermont bildete sich unter der Regierung Karls X. und seiner Jesuiten erst vor fünf Jahren. Auch war der lezte Präfekt unter Karl X. Protestant.

Auflösung des Räthsels in Nr. 252:

Das Kinn mit und ohne Bart.

Beilagen:

Kunstblatt Nr. 78 und Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 70.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 2. September 1834.

Düsseldorffer Kunstbericht,

Ausstellung im Juli 1834.

Unsere Ausstellung kann nicht, wie manche andere, namentlich die Berliner, darauf Anspruch machen, einen Ueberblick über die künstlerischen Leistungen des ganzen Deutschlands zu gewähren. Da sie von dem hiesigen Kunstvereine ausgeht und hauptsächlich beabsichtigt, das bereits Angekaufte zu zeigen und neue Ankäufe vorzubereiten, so würde es dem Zwecke und den vorhandenen Mitteln nicht entsprechen, durch unbedingte Transportfreiheit und dringende Aufforderungen Arbeiten aller Art herbeizurufen. Indessen ist es doch zu bedauern, daß namentlich dieses Mal so wenig auswärtige Sendungen eingegangen waren. Wahrscheinlich ist es nur der großen Entfernung, z. B. von München, und der vermehrten Zahl von Ausstellungen an andern Orten, die alle in die Sommermonate fallen, zuzuschreiben. An Anerkennung auswärtiger Leistungen hat es hier nie gefehlt, und anerkannte Künstler dürfen daher keineswegs fürchten, daß der Vereln die Kosten der Uebermachung ablehnen werde. Vielmehr kommen in jeder der Ankaufslisten des Vereins mehrere fremde Bilder vor, und die Namen Fries, Olivier, Petzl wiederholen sich sogar mehrere Jahre hindurch.

Auch als eine Uebersicht der jährlichen Leistungen der hiesigen Schule sind diese Ausstellungen sehr mangelhaft; denn größere, unvollendete Gemälde (wie in diesem Augenblicke die von Schadow, Bendemann, Hübner, Köhler u. a.) bleiben in den Ateliers zurück; und die im Laufe des Jahrs fertig gewordenen sind oft schon an die Besteller abgegangen und können nicht wieder geschafft werden. So hatte namentlich diesmal der Berliner Kunstverein zwei bedeutende hier entstandene Bilder, den kranken Rathsherren, von Hildebrandt, und die Diana, von Sohn, ungeachtet der Bitte der Künstler und der Garantie des hiesigen Vereins und ungeachtet sie dort erst im künftigen Jahre zur Verloosung kommen, aus Gründen, die in seinem letzten Programm ausgeführt sind, verweigert.

Diesen Zufällen war es zuzuschreiben, daß größere historische Bilder der hiesigen Schule auf dieser Ausstellung fast ganz fehlten, und vielmehr ein Gemälde des Prof. Begas in Berlin, eine Bestellung des hiesigen Vereins, die erste Stelle einnahm. Es stellt die Aussetzung Mosis dar; an einer verborgenen Stelle des Nilufers, vom Wasser her durch hohes Schilfgras, vom Lande her durch altes Gemäuer verdeckt und beschattet, sitzt die Mutter, bereit, den Knaben in den schon geöffneten Korb zu legen, auf ihn, der eben von der mütterlichen Brust zurückgesunken in ihrem Schooße schimmert, den letzten, bangen Blick werfend. Neben ihr steht die Schwester, sichtbar lauschend, ob Jemand nahe, und in der Entfernung sehen wir auch auf der Höhe des Hügels die Königstochter mit ihrem Gefolge kommen. Der größte Werth dieser glücklichen Komposition liegt in der schönen Farbenwirkung. Unter beschatteten Umgebungen trifft ein Strahl des Lichts nur die Hauptfiguren, die dadurch höchst wirksam hervortreten; neben ihnen ist Alles dunkel, wie die Seele der Mutter im schmerzlichen Augenblicke, während wir nur durch das hohe Schilfgras den Strom und das entfernte steile Ufer in dämmerndem Lichte (mit täuschender Wahrheit von dem Schilfe sich absetzend) erblicken. Alle Töne sind überaus kräftig und warm, wahrhaft südlich, und Licht und Schatten stehn in einer Harmonie, welche das Auge in der Nähe und selbst in großer Entfernung gleich besticht. Einzelne Theile sind besonders gelungen, namentlich ist der rechte Arm der Mutter, mit dem sie den Deckel des Korbes hebt, so meisterhaft modellirt und von so weicher Carnation, daß man ihn Titian's und Correggio's Arbeiten vergleichen kann. Zu bedauern ist, daß die Richtigkeit der Zeichnung in einigen Stellen vermißt wird, indessen freilich ist auch jenen großen Meistern manchmal Gleiches begegnet.

Nächst diesem Meisterwerke sind einige kleinere Bilder zu erwähnen, welche mehrere der hiesigen ausgezeichneteren Künstler auf den Wunsch des Kunstvereins für

Digitized by Google

denselben, während sie mit andern großen Arbeiten beschäftigt waren, gefertiget haben; ein glücklicher Ausweg, dem wir es verdanken, daß reizende Kompositionen in Farbe getreten und bekannt worden sind.

Hübner hatte das liebende Paar des Hohen Liedes dargestellt. „Wer ist, die heraufkommt aus der Wüste und lehnet sich auf ihren Freund.“ (8 V. 5) Wir sehen einen Brunnen mit einer steinernen Bank, von deren Stufe die Braut, zärtlich sich anschmiegend an den jungen König, herabsteigt. Wenige Bäume heben sich hinter der Bank, umher zieht sich die baumlose Wüste, von niedrigem Gesase gefärbt, wie die römische Campagna; ein warmes Licht, wie von den letzten heißen Stralen der sich senkenden Sonne, bedeckt die beiden Liebenden, die Bank, die nähere Landschaft, während im Hintergrunde, jenseits einer Tiefe, vielleicht eines Flußthales, die fernen Berge in großartigen einfachen Formen, in lichtem Blau herüberscheinen, und über ihnen der bleiche Abendhimmel sich erhebt. Diese Beleuchtung ist wahrhaft bezaubernd und voll tiefer Poesie; das warme, goldne Licht, das die beiden lieblichen Gestalten mit dem, was ihnen zunächst ist, umfließt, im Gegensatze gegen das ferne Gebirge, das sich so kühlend, groß und einfach ausbreitet, läßt die Töne jugendlicher Innigkeit und östlicher Reinheit so kräftig und harmonisch ineinander klingen, daß die Komposition mit Recht als ihre Quelle das Hohe Lied nennt; wenn schon ein näherer Vergleich natürlich nicht passend wäre, und das Erzeugniß des neunzehnten Jahrhunderts sich auch hier scharf ausprägt. Das Bildchen ist von einem fast halbkreisförmigen Bogen eingeschlossen, in dessen vergoldeter architektonischer Verzierung auf jeder Seite noch ein farbiges Medaillon mit zwei sich liebkosenden Engeln angebracht ist, so daß es äußerlich wie innerlich ein höchst liebliches Ganze von vollendeter Harmonie darstellt.

Auch Bendemann hatte den Stoff aus einer östlichen Dichtung genommen, aber aus einer weniger bekannten, aus dem in Herders Volksliedern übersetzten Gesang von Milos Cobilich und Vuko Brankowich.

„Schön zu schauen sind die rothen Rosen
„In dem weißen Palast des Lazaro.“

Diese Rosen, natürlich die Töchter des serbischen Fürsten, werden vermählt, verlassen das väterliche Haus. Einige Zeit darauf kommen drei derselben, „ihre liebe Mutter zu besuchen.“ Anfangs grüßen sie sich freundlichst, bald aber entsteht Zwist über den Werth ihrer Gatten, der soweit führt, daß die Gemahlin Vuko's ihre an Milos vermählte Schwester schlägt. Das Weitere des Liedes und dieses Schlages, daß nämlich Vuko, von Milos im Zweikampfe besiegt, diesen nachher bei ihrem Herrn und Schwiegervater verläumdet, als verrathe er ihn an die Türken, und Milos, darüber erbittert, sich von diesem Verdachte dadurch reinigt, daß er, mit Aufopferung seines Lebens, den Sultan Amurath tödtet, — dies, sage ich, gehört nicht hieher, denn der Maler hat nur den Anfang, den Eintritt der Schwestern bei ihrer Mutter, dargestellt. Die bejahrte Fürstin sitzt auf der einen Seite des Bildes unter einem Thronhimmel, auf einem niedrigen Divan, den einen Arm in die weichen Kissen stützend, mit dem andern eine der Töchter umarmend, welche, ihren Schwestern vorausgeeilt, mit halber Kniebeugung, stark ausschreitend, sich an die Brust der Mutter geworfen hat. Auf der andern Seite des Bildes kommen die beiden zurückgebliebenen Schwestern heran, die eine heftig, schon weit vorgebeugt und beide Arme ganz gerade ausstreckend, die andere, ihren Knaben an der Hand, von schönster Gestalt in ruhiger würdevoller Haltung. Wahrscheinlich hat der Künstler diese als die Gemahlin Milos' gedacht, welche auch im Gedichte als die ruhigere erscheint, und erst spricht, nachdem die andern sie durch das übermäßige Lob ihrer Männer gereizt haben. Ihr, der würdigen Gefährtin des edelsten Helden, gezirmt zurückhaltenderes, tieferes Gefühl, im Gegensatze gegen die lautre Aeußerung der andern; ihre Tracht ist deßhalb auch einfacher, in dunklen Farben, als wolle sie andeuten, ihr Gemahl und der kräftige Knabe an ihrer Hand seyen ihr Schmuck. — Der große Reiz dieses meisterhaften Bildchens wird vielleicht nicht so allgemein gefühlt werden, als der Werth der frühern Kompositionen unseres Künstlers; denn während diese allgemein menschliche Beziehungen aussprechen, ist hier eine Handlung, die schon an sich eine Erklärung erfordert, überdies so dargestellt, daß die Betonung durchaus auf nationalen Eigenthümlichkeiten ruht. Wer hier an das Wiedersehen einer Mutter mit ihren Töchtern im Allgemeinen denken wollte, würde die zärtliche, altmütterliche Bewegung der sitzenden Frau, und die Schönheit der letzten Tochter, allenfalls auch den Gegensatz der Charaktere verstehen und loben, aber er würde sich schwerlich mit den beiden andern Gestalten verständigen, deren Haltung, wenn man sie mit unserer Sitte vergleicht, gewaltsam und übertrieben scheinen kann. An diesen kann man sich erst dann recht erfreuen, wenn man auf das Nationale, auf den Geist der serbischen Lieder eingeht, in denen Orientalisches und Christliches sich mischen, und ruhige, sinnige, selbst tändelnde Gefühlstiefe, mit schroffer, großartig wilder Leidenschaftlichkeit, Mildes, selbst Weiches mit Barbarischem auf so eigenthümliche Weise wechseln. Diese Verbindung des Gegensatzes ist hier zunächst in dem moralischen Kontraste der Schwestern ausgedrückt. Sie zeigt sich auch an manchem Einzelnen, z. B. daran, wie die nationale Heftigkeit der Bewegungen mit den langen, orientalischen Gewändern im Widerspruche steht. Wie dieser Geist sich aber in jenen Liedern nicht

bloß in dem Inhalte, sondern noch viel mehr in der Form, in dem eigenthümlichen Scharfen und Abspringenden, in dem Unvorbereiteten des Vortrags u. dergl. ausspricht, so ist er auch hier in gewissen seinen Zügen der Form, absichtslos, aber deutlich wiedergegeben. Wichtig ist hierbei das Basreliefartige des Bildchens (keine perspektivische Vertiefung nach der Mitte, sondern der Fortgang von einer Seite zur andern), indem dadurch vermittelt wird, daß überall horizontale und vertikale Linien im rechten Winkel sich schneiden. Ganz besonders wirksam ist dies bei den beiden zurückgebliebenen Schwestern, von denen die eine, die ruhige, die senkrechte Linie, die andere durch die vorgestreckten Arme die entgegengesetzte Richtung fühlbar macht. Auch das Kostüm spricht höchst glücklich das Zusammentreffen des Orients und Abendlandes aus. Das Gemach mit hölzernem Getäfel und Netzwerk und dem umhergehenden Divan, ist maurisch, während wir in einem Seitengange christliche Formen an Säulen und Kapitälen sehen. Auch der Gegensatz dieses dunklen Gemachs mit dem lustigen, hell beleuchteten Gange ist höchst charakteristisch und zugleich von schöner malerischer Wirkung. — Die Ausführung ist durchweg vortrefflich und macht allein schon dieses Bildchen (das im Kataloge aus zu großer Bescheidenheit des Künstlers oder aus Versehen als: Farbenskizze bezeichnet war) äußerst schätzenswerth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Kurzgefaßte Kunstgeographie von Europa für Künstler und Kunstfreunde, den Reisenden ein Leitfaden zur Kenntniß berühmter Werke der bildenden Künste nach ihrer Oertlichkeit, entworfen von Theodor Kruse. Elberfeld, 1834. Büschler'sche Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei. gr. 8. S. XI. 296.

Der Gedanke ist glücklich, aber die Ausführung höchst mangelhaft. Man müßte wohl eine genaue, möglichst vollständige, wenigstens das Wesentliche und Wichtigste umfassende Sammlung und Aufzählung willkommen heißen. Es würde dadurch die Kenntniß der Kunstschätze ungemein erleichtert, und dem Liebhaber wie dem ausübenden Künstler der beste Führer an die Hand gegeben, um sich überall auf die rechte Stelle zu begeben. Zwar sind die einzelnen topographischen Werke gewöhnlich auch mit einem Blick auf den Zustand der Künste an einem Ort und in einem Lande, mit der Aufführung der bedeutenden Kunstsammlungen und der wichtigsten Gegenstände derselben versehen. Aber, einmal sind die hier gegebenen Mittheilungen meistens oberflächlich und flüchtig, so daß kein Verlaß zu der einen und anderen Angabe zu haben ist; und dann findet man doch immer nur das dem einzelnen Ort und Lande Zugehörige, nicht ein Gesammtes, was die allgemeinste Uebersicht und den allseitigen Gebrauch darböte. Ein solches Werk, wie es der Vers. Kunstgeographie genannt hat, ist allerdings Bedürfniß. Aber es ist ebenso großes Bedürfniß, daß ein solches Werk gründlich zu Stande komme. Dabei darf namentlich nicht allen vorhandenen Reisebeschreibungen, Katalogen u. dergl. getraut werden; sondern theils eigene Reisen, theils authentische Mittheilungen zuverlässiger Kenner an Ort und Stelle geben allein sichere Gewähr; eine zwar umständlichere, aber gewiß ausführbare Methode, und wodurch erst den Bedürfnissen und Wünschen der Kunstfreunde entsprochen würde. — Hier nun in der Kunstgeographie von Kruse ist zwar fleißig gesammelt, aber aus vielen unzuverlässigen Quellen, und es ließe sich eine ganze Reihe auffallend falscher Notizen beibringen. Es ist ferner eine große Ungleichheit in der Ausdehnung; Frankreich nimmt eine sehr große, die Niederlande eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl von Blättern ein. Die große Galerie in Schleißheim ist bloß mit ihrer Nummermenge angezeigt, kleinere Sammlungen, die zu Karlsruhe, zu Söder, zu Ludwigsburg, sind detaillirt beschrieben. In den historischen Einleitungen wirft der Verf. allerlei Namen, alte und neue, berühmte und minderbedeutende, durcheinander. — Dies sind nur Andeutungen, da Jeder, der nur einigermaßen mit dem Gegenstande bekannt oder sich der Kunsttopographie seiner Umgebung bewußt ist, die Flüchtigkeit der in diesem Buche vorliegenden Sammlung einsehen wird. Es ist also dem Verf. zu rathen, daß er seine Sache gründlicher betreibe; denn wenn er die Mühe scheut, die zu einem gediegenen Werke dieser Art erfordert wird, so ist jede weitere Beschäftigung, um das vorliegende zu vervollständigen oder zu berichtigen, verloren.

Aphorismen.

In der Wirklichkeit ist das „Schöne" mit viel Gleichgültigem und Unschönem durchsetzt, weil die Entfaltung der Dinge in Raum und Zeit zugleich und nebeneinander vor sich geht, alle Hemmungen und Mißlingungen dazwischen treten und die Ergebnisse entweder nicht klar zur Anschauung kommen oder überhaupt mehr nur ein Nöthiges und Nützliches, als ein Schönes sind.

So ist nun sowohl das Menschenthum, als die Natur. — Unser Sinn geht aber immer auf das „Schöne" los. Unbewußt suchen wir das Harmonische, das einfache

Digitized by Google

Wohlgestaltete, Wohlgeordnete. Unser Behagen vermehrt sich, so oft sich das Gewirr löst, das Zusammengehörige sich findet, das Faßliche uns vor Augen tritt.

Wir wissen oft nicht, warum beim einsamen Wandel, zu Hause, in der Stadt, im Freien, in Gesellschaft, beim Mahle, beim Spiele, bei der Arbeit und Erholung, auf der Reise ꝛc. uns auf Einmal eine gewisse Heiterkeit umfängt, ein Gefühl der Befriedigung, ruhigen Empfindens.

Es ist das „Schöne", das uns aus der sonstigen Vereezung mit Unschönem oder gleichgültig Verworrenem jetzt in gediegenerer Form entgegentritt.

Wie oft fand ich in solchen Fällen, daß besonders das „Malerische" eine schnelle, entschiedene Gewalt über die Menschen ausübt. Nicht etwa, daß etwas eigentlich Pittoreskes sich darbieten müßte, wie z. B. eine reizende Aussicht, eine ausgesprochen schöne Form. Es kann bloß eine ungesucht faßliche, komuliche Stellung, Verbindung von Dingen und Personen seyn, eine heimische Beleuchtung, eine Situation, die uns eine ruhige Entwicklung naheliegender Bedürfnisse und Interessen verspricht.

Ich möchte dich dazu bringen, daß du im Leben stets auf solche Erscheinungen achtetest.

*

Von älteren Werken kuesirt das Unganze, Halbzerstörte, und das Mittelgut um kleine, oft unverhältnißmäßig geringe Preise. Man kann zuweilen köstliche, aber beschädigte Gemälde um den hundertsten Theil ihres ursprünglichen Preises erhalten. Selbst ältere Meisterwerke, nur nicht gerade ersten Ranges oder berühmtesten Namens, erwirbt man bei Gelegenheit um einen Preis, der auf den Geschmack der Zeit und den Kunstmarkt ein zweideutiges Licht wirft.

Aber wohlerhaltene, gefällige, mit der Gesinnung der Jetztwelt, den Zeitneigungen harmonirende, mit einiger Virtuosität gemachte Werke modernen Styls werden gegen jene ältern Bilder um sehr hohe Preise bezahlt.

*

Bei allen Schöpfungen kommt es hauptsächlich daeauf an, ob dir bei jedem Zug das Ganze voeschwebt; e" er ein Verhältniß zu diesem hat, so leicht und fein er auch geführt seyn mag, und ob er das Ergebniß einer von der unendlichen Natur gesättigten Imagination ist.

Das Beste und Höchste ist immer ein im kleinsten Getheil sorgsam Ausgeführtes, organisch Vollenderes, gleich herrlich anzuschauen in nächster Nähe und größter Ferne.

Aber wo dies nicht dezweckt woeden oder zu eerelchen war, da ist es gleich bedeutend, ob das Werk seinen Fokus auf zwei, vier odee zehn Fuß, oder wenn es groß ist, wohl auch soviel und mehr Schritte Entfernung hat. Es ist nicht die Täuschung der Theatermalerei, welche einen noch größern Abstand und Lampenlicht statt der enttäuschenden Tageshelle verlangt; es ist die Meisterschaft in kühnen, breitern Zügen, durch welche sich der Originalschöpfer vom Copisten unterscheidet, und welche ohne Aengstlichkeit vom Einzelnen zu dem in Ton und Haltung lebendigen Ganzen foetschreitet.

Alterthümer.

Der vormalige Direktor der Kattunfabriken des Vice-Königs von Egypten hat eine Sammlung egyptischer Alterthümer nach Paris gebracht, die während der ersten Tage des Monats Juni daselbst verkauft worden ist. Die Verwaltung der Museen hat das Wichtigste davon an sich gebracht, darunter einen Cubitusmaßstab von Meroëholz, demjenigen ähnlich, welchen das egyptische Museum zu Paris besitzt. Man hat jetzt fünf dergleichen, welche in neuerer Zeit entdeckt wurden, und von denen die Maßkundigen immer behaupteten, es habe deren niemals gegeben, den von Hrn. Girard aufgefundenen Nilmesser ungerechnet. Der bereits in Paris befindliche ist ebenfalls von Meroëholz, der zu Berlin von Schiefer und in drei Stücke zerbrochen, und der zu Leyden aus Marmor und in acht Stücke zerbrochen.

Die durchschnittliche Länge dieses Cubitus beträgt 525 Millimetres; sie sind in 28 Zolle getheilt, d. h. sie haben die natürliche Vorderarmslänge mit Hinzufügung von einer Palme oder von vier Zollen. Der Cubitus, von dem hier die Rede ist, läuft an dem einen Ende, welches abgerundet ist, nicht ganz aus, so daß er vorne 525 und hinten 525 Millimetres hat. Wahrscheinlich bediente man sich seiner niemals, sondern hat ihn einem Todten mit in's Grab gegeben. Die Eintheilungsstriche sind sehr undeutlich und unregelmäßig; übrigens ist bei seiner Eintheilung nichts Bemerkenswerthes zu entdecken, ausgenommen, daß der kleine Cubitus (vor dem Zeichen Cubitus steht ein Sperling) besser angegeben und gestellt ist, als auf den übrigen bekannten Maßen dieser Art, denn er befindet sich genau auf dem Felde des 28sten Zolles. Das Zeichen für die Palme, welches Champollion für einen Ibisfuß und die hieroglyphische Bezeichnung des Fußmaßes gehalten hatte, ist augenscheinlich eine flach anliegende offene Hand, deren Vorderarm senkrecht in die Höhe steht. Die Hieroglyphen dieses Cubitus sind noch nicht entziffert, somit kennt man auch den Namen des vormaligen Eigenthümers und des Königs, unter welchem dieser starb, noch nicht.

Ein egyptischer Frauensarg, von grünem Basalt, 5' lang, 2' breit, mit herrlich ausgeführten Hieroglyphen bedeckt, war das schönste Stück der Sammlung. Auch fanden sich kleine Massen von Bronze, unstreitig Gewichte. Eines, viereckig, welches 27·9 Unzen wiegt, ist ohne Zweifel eine attische Unze; es ist mit den Buchstaben H und S und einem Kreuz darüber bezeichnet. Ein anderes cylinderförmiges, an jedem Ende mit zwei Kreisen bezeichnet, wiegt 55·75 Gramme oder 2 attische Unzen. Ein drittes wiegt 7·5 Gran, also genau soviel als die große attische Drachme; ein viertes 45·05 Gran, und war wahrscheinlich ein Gewicht von 10 attischen oder sicilischen Drachmen, da diese auf 4·5 Gran reducirt wurden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 71.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 4. September 1834.

Düsseldorfer Kunstbericht.

(Fortsetzung.)

Hildebrandt's betende Chorknaben. Der Altar ist dem Auge entzogen, wir sehen nur vier Chorknaben, welche singend, die Bücher in den Händen, davor knien; über sie hinaus blicken wir, durch einen Pfeiler theilweise gehindert, seitwärts in das Schiff der Kirche. Höchst anziehend ist die Auffassung der Knaben, in denen der Mater die verschiedenen Schattirungen kindlicher Frömmigkeit und verzeihlicher, knabenhafter Zerstreuung mit Geist und Laune darzustellen gewußt hat. Bei Hildebrande's bekannter gründlicher Weise bedarf die treffliche Ausführung nicht erst der Erwähnung. Dies Bildchen ist daher ein Liebling des Publikums geworden und wird vom Kunstvereine in lithographischer Nachbildung vertheilt werden. Bei der Verloosung fiel es dem Kunstvereine zu Braunschweig zu.

Stieike's Kreuzfahrerwacht. Mehrere Ritter auf der Spitze eines Hügels bilden die Vorwacht des Heeres; einige ruhen, einer sieht in die Ferne, wo wir ein Lager an der Küste des Meers entdecken. Eine gelungene Komposition, doch zur Zeit der Ausstellung, wie es schien, noch nicht ganz vollendet.

Sohn, die beiden Leonoren, eine Fardenskizze; der Gedanke ist, zwei weibliche Charaktere etwa in dem Gegensatze, wie jene im Tasso, darzustellen.

Mehrere andere, nicht dem Vereine gehörige Skizzen schließen sich daran an.

Von Bendemann, die heil. drei Könige auf der Wanderung; sie schreiten theils sinnend, theils sehnsüchtig dem Sterne nach, den ein Engel leitet. Der reine Ton östlicher Klarheit, der dem Gegenstande entspricht, macht das Bildchen zu einer lieblichen Erscheinung.

Eine Skizze von Hübner, Christus unter den Schriftgelehrten im Tempel, zeigt eine großartige Anordnung und läßt die Ausführung in angemessener Dimension höchst wünschenswerth erscheinen.

Der Vorbote eines gewiß bedeutenden Werkes war die Fardenskizze von Lessing's Hussitenpredigt. Auf einem kleinen Hügel im freien Felde unter einem Baume steht der Prediger, im langen slavischen Doppelrocke, mit unbedecktem Haupte, wildem schwarzen Haar, schwärmerisch aufgeschlagenem Auge. Bride Hände sind gehoben, in der Rechten sehen wir den Kelch, fast wie eine Waffe geschwungen, von einem Arm, der mehr zu schlagen gewöhnt ist, als zu segnen. Rund um ihn her, zu beiden Seiten und im Vorgrunde knien und stehen Zuhörer, meist Männer, nur ein Weib mit ihrem Knaben, im mannichfaltigen Ausdruck der Frömmigkeit bald stumpf und regungslos, bald demüthig, zerknirscht, ergeben. Ein junger Edelmann in slavischer Tracht, neben einem Ritter vor den Andern kniend (denn der Vorgang der Geburt und Bildung mußte sich auch in dieser wilden Schaar erhalten) zeichnet sich durch brünstig schwärmerische Weise aus. Im Hintergrunde sehen wir die Mauern eines brennenden Klosters, dessen Rauch den Himmel verhüllt. Ohne Zweifel bezweckt diese Predigt, die Schaar zu neuem Kampfe, dessen sie gewärtig seyn muß, anzuregen, und auf der Lippe des Redners schwebt eines jener alttestamentarischen Drohworte, wie sie die Propheten auf ihr halsstarriges Volk oder auf die Feinde desselben schleuderten, und wie sie die furchtbaren Waffen aller christlichen Schwärmer wurden. Die Komposition im Ganzen hat den Vorzug, höchst geschlossen zu seyn; im Einzelnen sind schon in dieser Skizze viele sehr tief und eigenthümlich gedachte Gestalten bemerkbar, besonders auch dadurch interessant, weil das slavische Element in ihnen so glücklich benutzt ist. Näher über diese Details zu sprechen, scheiden wir billig bis zur Vollendung des Bildes auf, von dem wir in der That etwas sehr Bedeutendes erwarten. Die Wahl des Stoffes ist verschiedenen Urtheilen unterworfen, und nicht selten hört man das Bedauern, daß der Künstler sein großes Talent nicht einem schönern

Digitized by Google

Gegenstande zuwende, daß er nicht lieber die Frömmigkeit in ihrer wahren Gestalt, als in einer Verirrung zeige. Freilich ist es kein heiterer Gedanke, daß auch das höchste Gut des Menschen, die Kraft der Erhebung zur Gottheit, sich mit den dunklen Leidenschaften verbinden und zerstörend und verwirrend wirken kann, und weiche Gemüther mögen sich scheuen, eine so traurige Vorstellung näher in's Auge zu fassen. Allein an und für sich ist kein Geschichtliches trübe, jede Erscheinung, die ganze Völker betrifft und in das geistige Leben eingreift, hat auch ihre erhebende Seite, und wenn die zartern, ich möchte sagen weiblichen Seelen sich von der herben Außenseite zurückschrecken lassen, so ist es dem männlichen, ernstern Geiste Bedürfniß, gerade dieses Dunkel zu durchdringen, das Echte, was darin mit feindlichen Elementen kämpft, zu erkennen. Freilich mag diese tragische Seite der Geschichte nicht die nächste, eigentliche Aufgabe der Kunst seyn; die glücklichern Momente, wo der Geist sich leichter gestaltet, mögen ihr näher liegen. Allein sie schließt sie auch nicht aus, wie sie überhaupt nichts ausschließt, und wir dürfen mit dem Künstler nicht rechten, wenn auch er zu den ernstern Gemüthern gehört, die nicht eher befriedigt sind, als bis sie auch in dunklen Stellen klar sehen. Man kann es nicht genug wiederholen, daß die Entstehung des Kunstwerks frei ist, wie die der natürlichen Dinge, menschlichem Willen nicht unterworfen; der Künstler darf nicht wollen; die Gestalten steigen aus einer tiefern Region seines Wesens auf, als die ist, in welcher der Willen seinen Sitz hat, und seine höchste Weise ist es, diese Eingebungen nicht zu verfälschen, niemals zu wollen, nie das Selbstgemachte oder von Andern Herbeigewünschte für Freientstandenes zu geben. Diese Wahrheit und Keuschheit ist die Grundbedingung der Kunst, und wir müssen es dem Künstler Dank wissen, wenn die Lockungen des Heitern und selbst des anscheinend Frommen ihn nie von ihr abziehen. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß in unserer Zeit etwas liegt, was diese herben Stoffe herbeiruft. In einer Zeit, wo die historischen Keime höchst entwickelt, fast bis zum Uebergange in ein ganz Andres entwickelt sind, und daher die Meisten zwischen zwei Extremen schwanken, entweder das Hervorgebrachte ganz zu verwerfen und ein vermeintlich Neues, Vernünftiges zu erstreben, oder, mit Verkennung des Gegenwärtigen, starr und einseitig an den Formen der Vergangenheit zu haften; in einer solchen Zeit ist die Anregung des historischen Sinnes ein wahrhaft religiöses Bedürfniß, damit man fühle, daß jede historische That nicht ein in sich Abgeschlossenes, sondern nur ein dunkler, unvollkommener Beginn einer sehr entfernten Vollendung ist, daß eigentlich jede Erscheinung eine trübe bleibt, weil sie von widerstrebenden Elementen gehemmt ist, jede aber auch ihre große erhebende Seite hat, weil in jeder das Wirken Gottes zu erkennen ist. Freilich setzt dies voraus, daß der, welcher sich berufen fühlt, solche Momente darzustellen, darin nicht bloß die dunkeln Mächte, sondern auch das Bessere erkennt und zur Anschauung bringt, natürlich nur durch die That und die Wahrheit und ohne also im Mindesten die Schwärze des Schattens, welcher das Charakteristische der Erscheinung ausmacht, zu mildern. Es muß also auch ein solches Kunstwerk nur zunächst einen herben Eindruck machen, der sich bei weiterm Eingehen wieder mildert, worüber aus den Andeutungen einer Farbenskizze nicht mit Gewißheit zu urtheilen ist. Wohl aber ist es schon hier auffallend und zeigt den tiefen Zusammenhang mit einem wahrhaft religiösen Elemente, daß unter diesen Zuhörern sich einige mit einem so wahren Ausdrucke der Frömmigkeit finden, wie man sie seit der Zeit, in welcher die Künstler ihre frommen Donatare neben den Schutzheiligen porträtirten, nicht leicht angetroffen hat.

Von eigentlich religiösen Stoffen habe ich nur ein Bild zu erwähnen, Christus mit Petrus auf dem Wasser, größere Ausführung eines auf der vorjährigen Ausstellung gesehenen Bildes von Götting. Es ist eine Stiftung für den Dom zu Halberstadt, theils vom hiesigen Vereine, theils von Beiträgen dortiger Privatleute angeschafft, und wird eine würdige Zierde dieses herrlichen Gebäudes werden. Jetzt schienen manche Theile noch nicht vollendet, und der Christuskopf erreichte nach der Meinung Einiger nicht die Bedeutung, welche er auf dem Carton gehabt hatte. In der Regel sind die neuern Darstellungen des Heilandes auch nach dem allgemeinen Urtheile zu weichlich, ein deutliches Zeichen (denn im Urtheile des Formensinnes spricht sich das Gefühl unbefangener aus, als in Worten), daß die religiöse Auffassung nicht ganz mit der innersten Empfindung harmonirt. Es scheint, daß man das Leiden zu sehr heraushebt, entweder das körperliche, das der wahrhaft fromme Sinn stets untergeordnet hält, denn schon ein begeisteter großer Mensch hätte es leicht und standhaft ertragen, oder das geistige, das Mitgefühl mit den gefallenen und mit den der Erlösung widerstrebenden Menschen, welches in der göttlichen, die Dinge von Anfang her wissenden Natur wenigstens nicht als Leiden erscheinen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Kupferstiche.

Correggio's heil. Franziskus, gestochen von P. Lutz.

Die Rittner'sche Kunsthandlung in Dresden oder Hr. Ernst Arnold erwirbt sich ein neues, das Interesse aller Kunstfreunde in Anspruch nehmendes Verdienst, indem er

Digitized by Google

ein nicht geringes Kapital von Geld und Mühe auf Erscheinung eines Werkes von größerem Umfang verwendet, und mit dem Zutrauen, es werde ein solches Unternehmen von der deutschen Kunstwelt anerkannt und unterstützt werden, diese selbst ehrt. Dem berühmten Kupferstich der sixtinischen Madonna gegenüber stellt er eine Kopie von des Correggio Gemälde in Dresden: die Madonna mit dem Kinde, vor derselben die Heiligen Katharina, Antonius, Johannes und Franziskus, nach welchem das Ganze gewöhnlich nur als der heil. Franziskus benannt wird.

Indem ich hier nur die Erscheinung eines neuen Kunstwerks ankündigen will, liegt es nicht in meiner Absicht, über das Gemälde selbst zu sprechen, über welches schon viele einsichtsvolle Urtheile der Kenner vernommen worden sind; es ist weltberühmt, bewundert, geliebt von Tausenden. Nur gedenken will ich dessen, was das Werk auch im Kupferstich dem Beschauer werth macht, wenn derselbe nicht das warme Colorit und die kunstvolle Behandlung des Helldunkels vor Augen hat. Das Gemälde gehört der früheren Kunstbildung des großen Meisters an und ist wahrscheinlich um's Jahr 1515 (denn 1518 befand sich Correggio schon in Parma) für die Franziskaner-Kirche zu Correggio gemalt. Es kam, man weiß nicht wann und wie (Pungileone gibt als Veranlassung die Reinigung der Kirche an), in den Besitz des Hauses Este, von wo es mit der modenesischen Galerie für Dresden durch August III. gewonnen wurde. Palmaroli restaurirte es im Jahr 1827, bei welcher Gelegenheit Hr. Arnold eine genaue Zeichnung und eine kleinere Oelkopie fertigen ließ. Luigi Pungileone in seinen Memorie istoriche di Antonio Allegri macht darauf aufmerksam, daß die Madonna große Aehnlichkeit mit einer Madonna des Andrea Mantegna habe, Andere haben die unläugbare Aehnlichkeit zwischen diesem Gemälde und einigen des Raphael, namentlich der Madonna di Fuligno, nachgewiesen, woraus sich ergibt, Correggio habe in der früheren Zeit sich strenger an die Muster der Vorgänger gehalten und sey gleichen Weges mit Raphael ausgegangen, frühzeitig aber habe er unbefangen in diesem ein nachahmenswerthes Vorbild anerkannt und sich nicht gescheut, nach dessen Werken zu arbeiten, bevor er die eigenthümliche Richtung ergriff, in welcher er die Wirkung des Lichts und der Farbe über die Zeichnung erhob.

Abgesehen von dem malerischen Werthe, welcher das Bild unter die vorzüglichsten stellt, gewährt es gar nicht spärlichen Stoff zu mancherlei Betrachtung. Daraus werde hier nur ein Zweifaches erwähnt, einmal, daß das Gemälde unter die Rubrik der charakteristischen Schönheit fällt und in der feinen, sinnvollen Charakterisirung aller einzelnen Figuren den geistreichen Erfinder erprobt, den Beschauer vielfach beschäftigt; dann aber, daß die Erfindung auf eine allegorische Grundlage basirt ist, auf welche gestellt es den Umfang einer ganzen Glaubenswelt in sich aufnimmt.

Wir sehen nicht Heilige in stummer Bewunderung und Anbetung vor dem Christuskinde und der Mutter, nicht in's unbestimmt Allgemeine verschwebt der Ausdruck gleichartiger Rührung, sondern die motivirte Aeußerung frommer Gesinnung und gläubiger Eingebung erscheint hier als Effekt einer Handlung, welche auf Jeden der Umstehenden eigenthümlich einwirkt. Nicht Schönheit ist's, wodurch der Maler wirken wollte, wie denn weder Maria, noch weniger das Christuskind für schön geachtet werden möchte; in der Mutter spricht sich würdevolle Freundlichkeit und selige Zufriedenheit, in Christus unbefangene Kindesnatur aus. Durch Hand und Miene theilt Maria den huldigenden Segen zu und dieser wirkt mit der Erscheinung des Heilands auf Jeden nach besonderer charakteristischer Weise; Freude, Beglückung verschmilzt mit anbetender Demuth, und durch dies blickt die besondere Seelenstimmung des Einzelnen hindurch. Franziskus fühlt sich glücklich, für den Glauben Qualen erduldet zu haben und in seiner Demüthigung auf die für ihn sprechenden Freunde zeigen zu können; diese machen ihn würdig, den Heiland zu schauen. Der hinter ihm stehende Antonius von Padua, der ein Buch und einen Lilienzweig hält, spricht die lebendige Betrachtung und das Gottvertrauen bei seiner wunderthätigen Kraft aus; er freut sich innig, lächelt aus innerem Jubel und möchte diese Freude auch Andern mittheilen; daher er sich zu der Menge außer dem Bilde wendet. Katharina, die in der Hand den Palmenzweig hält und sich auf ein Schwert stützt, mit dem Fuße das Marterrad berührt, thut im Blick die Seligkeit kund, zu dem Höchsten emporzuschauen, aber wir erkennen auch, wir Liebe zu Christus allein sie angetrieben, selbst das Heerste zu ertragen. Johannes endlich erscheint auch hier als lauter Verkündiger des Herrn; er kennt die Bedeutung solcher Erscheinung und möchte die ganze Welt heranwinken, nicht bloß sein Entzücken zu theilen, sondern anzubeten. Nach außen gewendet spricht er zu dem Beschauer und deutet auf den Heiland mit der Hand hin, als sage er: dieser ist's, der da kam, die Sünder selig zu machen. So fällt einem Jeden seine eigene Sprache zu, aber mit ihr gaben sie alle den Inhalt eines Wortes; ein Accord verbindet die verschiedenen Töne, Alles ist Harmonie, wo jeder Theil allein in sich besteht und doch den andern unterstützt, erhellt und zur Einheit zieht.

Die Freude der glaubensvollen Anbeter aber wird hier zur Freude einer Welt; denn was hier sichtbar wird, ist der Triumph einer Erlösung, Verklärung einer geretteten Menschheit. Dies hat der Künstler dadurch ausgesprochen, daß er dem Bilde eine allegorische Bedeutung verlieh und eine über größeren Umfangs zum Grunde

Digitized by Google

legte, indem er die Geschichte der Menschheit sinnbildlich in den Reliefs am Throne oder dem hohen Sitze, auf welchem Maria sitzt, erzählte und über dem Ganzen, einer Welt- oder Allem, was die Menschheit that und erlitt und von dem Fall erheben ließ, den Erlöser als Erretter, als Weltheiland aufstellte. Von den Reliefs schauen wir zu unterst die Erschaffung des Menschen, den Sündenfall und die Vertreibung aus dem Paradiese, die erste Periode der Menschheit, doch als in fernster Zeit gegeben, nicht hervorgehoben und gleichsam von der Zeit selbst verwischt. Höher und in deutlichen bestimmtern Umrissen enthält ein ovales Relief Moses, wie er durch die Gesetztafeln die Menschen mit Gott wieder vereinigt. Ueber diesem allen thront die göttliche Gnade, welche die um sie werbende und duldende Menschheit segnet. Die Erlösung erscheint also als Akt der Weltgeschichte. Weitläufig hat diese Allegorie Pungileone a. a. O. Thl. I. S. 41 besprochen.

Diese und andere Betrachtungen können den Beschauer auch vor dem Kupferstich beschäftigen. Es wird aber auf eine sehr erfreuliche Weise durch das Unternehmen möglich, welches ich den Freunden der Kunst zu nennen und zu empfehlen im Stande bin, weil ein Abdruck der Probe mir eine ganz vorzügliche Leistung erwiesen hat. Herr Peter Lutz, Schüler von dem verstorbenen Prof. C. Heß und Direktor Robert v. Langer in München, schon bekannt durch einige lobenswerthe Werke des Grabstichels, wurde von Hrn. Arnold nach Dresden gerufen, um dort im Anschauen des Originals das Werk zu vollenden. Mehrere Jahre hat er an der Platte gearbeitet. Wir besitzen bis jetzt von diesem Meisterwerke nur unzureichende Kopien im Kupferstich von G. M. Mitelli, von Fessard nach Hutin's Zeichnung, einen Umriß bei Landon, Oeuvres du Corregg. P. I. 19. Um so verdienstvoller ist die langjährige Mühe, welche hier für die Förderung der Kunst ungetheilt gelebt hat, die Aufopferung, mit welcher He. Arnold, ungewiß, ob Anerkennung ihn entschädigen werde, dennoch Alles zur Vervollkommnung des Werks aufbot. Wir wünschen und prophezeien ihm ein gleiches Schicksal, wie es Müller's Madonna gefunden hat, nach welcher die Anfragen zu hohen Preisen sich eher vervielfältigen als mindern.

Die Abdrücke werden jetzt in Paris gemacht. Bis Monat Juni war eine Subscription zu 3 Carolin und für ein Exemplar vor der Schrift zu 6 Carolin festgestellt worden. Nach Ablauf der Subscriptionszeit sollten die Preise auf 4 und 6 Caroline gesetzt werden. Man hat sich in Dresden an Hrn. Arnold, in Berlin an Hrn. Schenk und Gerstäcke zu wenden.

Wie einsichtsvoll He. Arnold verfährt und seiner Kunsthandlung den ehrwürdigen alten Namen zu erhalten strebt, kann ein Werk geringeren Umfangs bezeugen. Bekanntlich hat man das an sich sehr schöne Porträt, welches ehedem in dem Palast Altoviti zu Florenz war und Bindo Altoviti vorstellt, nach der Meinung des Herausgebers von Vasari's Geschichtsbuche, Bottari, für ein von dem Meister selbst gefertigtes Porträt des Raphael gehalten, und deßhalb es für eine große Summe (Quatremere de Quincy sagt 14,000 Zechinen) nach München verkauft, wo es oft kopiet und auch in Kupferstich wiedergegeben worden ist. Eine falsche oder zweideutige Konstruktion des Pronomen suo in den Worten a Bindo Altoviti fece it ritratto suo gab Anlaß zu dem Irrthum, der nun, wie Quatremere ausführlich S. 198 berichtet, gänzlich aufgehellt und beseitigt ist. Dies hat den Erfolg herbeigeführt, daß man das Porträt zu München (gestochen von Morghen) in seiner Vortrefflichkeit schätzt, daneben aber dem Porträt, welches Raphael für die Malerschule von St. Luca als sein eigenes Bild gemalt hat, das jetzt aber vom Großherzog von Toscana der Porträtsammlung der Künstler in Florenz einverleibt worden ist, die Anerkennung der Echtheit zugewendet hat. Von diesem Bild gab Quatremere eine Copie als Titelkupfer seines Werks, immer aber fehlte eine ausgeführte treue Wiederholung im Kupferstich. Friederich Müller hat diese nun gegeben nach einer vor dem Original gefertigten Zeichnung des Prof. Steinla. Mit vielem Fleiß ist das Blatt gearbeitet, es gibt uns das Leben des Gemäldes wieder und ist an sich ein höchst erfreuliches seelenvolles Bild. Die feste, auch das Zarteste leicht erfassende Hand des Künstlers hat hier sich wieder auf eine liebenswürdige Weise erprobt. Den Kupferstich verkauft die Rittner'sche Kunsthandlung zu 2 Rthlr. vor der Schrift, zu 1 Rthlr. mit Schrift. Wer möchte nicht täglich das auch in seiner lieblichen Gesichtsbildung unser ganzes Herz an sich ziehende Meisters-Bild vor Augen haben und daran sich stärken? F. Hand.

Malerei.

Man will in Brüssel ein Manuscript aus dem Jahre 1527 aufgefunden haben, das über viele seit längerer Zeit verloren gegangene Vortheile der Kunst, auf Glas zu malen, interessante Aufschlüsse enthalten soll.

Die Akademie der schönen Künste in Neapel hatte den Abschied des Adonis von der Venus zum Gegenstande eines Bildes gewählt, für dessen gelungenste Ausführung dem Künstler ein Platz als Lehrer des Kolorits bei derselben als Preis dargeboten wurde. Fünf junge Maler haben sich um diesen Preis beworben, ihre Bilder sind vollendet, aber die Exposition derselben ist auf Befehl der giunta dell' istruzione pubblica, als der Moral und den guten Sitten gefährlich, verboten worden.

Berichtigung.

Der Artikel „Kunstverein in München" in Nro. 50 des Kunstblatts ist aus Versehen zu spät abgedruckt worden, da er den Berichten über denselben Kunstverein vom März, April u. ff. hätte vorangehen sollen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 72.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 9. September 1834.

Düsseldorfer Kunstbericht.

(Fortsetzung.)

Unter den andern Bildern des historischen oder Genrefachs sind folgende herauszuheben.

Steinbrück's badende Kinder, vortrefflich ausgeführt, zart und idyllisch; Kretschmer's Genrebild, Kinder, welche Hühnern die Eier nehmen, naiv und lebendig, stellenweise sehr gut gemalt, doch noch nicht ganz vollendet; Schrötter's Fischerhütte auf Helgoland, kleines Bild voller Wirkung. Jordan's „Heirathsantrag auf Helgoland", ein Bild voller Humor, war im Kataloge angezeigt, blieb aber als unfertig im Atteller zurück. Vielen Beifall erntete Blaue's schöne Kirchgeherin, ein Mädchen, im reichen Kostüm des Mittelalters, das Gesangbuch unter dem Arme, mit niedergeschlagenen Augen. „Halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen," vielleicht die erste Hälfte schon mehr herangereift. Wittich's Edelknabe, mit dem reichgeschmückten Jagdgewehr auf dem Söller des Bergschlosses, heiter und brav ausgeführt. Becker (aus Worms), die Heimkehr. Beim starken Sturme führt ein junges Mädchen einen Greis über ödes Feld; ein wenig sentimental, an englische oder französische Weise erinnernd, aber voller Geist und Talent. Auch von Berendt, Busch, Fielgraf, Grashoff, Greven, Hasenclever, Heine, Holthausen, v. Hopfgarten, Lasinsky d. jüng. waren mehr oder weniger gelungene Bilder dieser Art eingereicht. Ich begnüge mich, über die Wahl der Stoffe zu referiren, und bemerke mit Vergnügen, daß das Geschlecht der Räuber allmählig ausstirbt (einige Wilddiebe fanden sich noch) und daß auch die verfehlten Kompositionen nach Dichtern seltner werden. Dennoch fehlte es an einigen Mißgriffen dieser Art nicht. Selbst bei talentvolleren jungen Künstlern (freilich noch mehr bei den schwächern) widerstrebt der unruhige Geist der Zeit der ruhigen Haltung, welche die bildende Kunst fordert, und verführt sie zu theatralischen, heftigen Kompositionen.

Ich komme jetzt zu den Landschaften, die, in sehr großer Zahl und zum Theil sehr bedeutend, die Betrachtung vielfach in Anspruch nahmen. Die Entwickelung dieser Gattung hat mit der Naturnothwendigkeit ihres Gegenstandes etwas gemein. Während im historischen Fache nur hin und wieder ein Einzelner sich hervorthut und Jeder gleichsam eine Gattung für sich macht, schießt hier die junge Saat unserer Schule mit vegetabilischer Ueppigkeit schnell empor. Freilich wird nicht Alles Baum, noch weniger Alles derselben Art, aber sie ordnen sich doch in verwandte Gruppen und man erkennt an Allen, daß sie auf demselben Boden gewachsen sind.

Als der Vater dieser ganzen Generation oder, um im Gleichnisse zu bleiben, als der Mutterstamm steht Schirmer da, der auch um die Meisten von ihnen als Lehrer Verdienste hat. Von ihm erwarb der Verein eine große Wald- und Herdstlandschaft, vorn stehendes Wasser, mit dem eigenthümlich matten Schein, den er so gut zu geben weiß, theilweise von Schilf und Wasserpflanzen bedeckt, von Bäumen umringt; hinten ein Hügel mit hochstämmigen Eichen und Buchen, auf einer Stelle stark von der Sonne beschienen, und dadurch im Kontraste gegen jene untern, schattigen Stellen. Staffage fast gar nicht; entfernt auf dem Hügel ein paar Landleute. Die Beleuchtung ist vortrefflich und die Ausführung des Details, des Wassers, der Baumstämme, des Schilfs und Wasserkrauts so gründlich und mit solcher Naturwahrheit, daß dieses Bild den anerkannten Verdiensten seiner Vorgänger nichts nachgibt. Darf man etwas daran aussetzen, so sind es vielleicht die großen Dimensionen des Ganzen. Die Landschaft gewinnt überhaupt selten durch Vergrößerung; denn die einzelnen Dinge darauf interessiren uns nicht in dem Grade, daß ein mehr ausgeführtes Detail die geistige Wirkung (wie bei der menschlichen Gestalt) bedeutend verstärken könnte; die Einheit des Ganzen aber wird leicht lockerer und der Eindruck geschwächt, wenn es weiter ausgedehnt wird. Namentlich möchte das Thema, das auch in dieser

Digitized by Google

Landschaft behandelt ist, Waldeinsamkeit, im engern Raume kräftiger auszuführen seyn, wenigstens schien mir ein sehr viel kleineres Bild von Schirmer auf der vorjährigen Ausstellung, das übrigens manches Verwandte mit diesem hatte, in seiner geistigen Wirkung vorzüglicher.

Eine zweite Landschaft von ihm, der „Prospekt von Albenahr", war das Resultat einer schwierigen Aufgabe; die Porträtlandschaft einer felsigen schwerzugänglichen Gegend mit der Bestimmung, daß ein Felsenthor, welches Behufs einer neu anzulegenden Kunststraße gesprengt wird, darauf sichtbar seyn sollee. Der Künstler war, da hier nicht viel Wahl des Standpunkts war, genöthigt gewesen, gleich im Vorgrunde das einförmige Pflastwerk eines Weinberges zu zeigen, und das Bild fand daher mehr Anerkennung bei den mit den Schwierigkeiten der Aufgabe vertrauten Kunstgenossen als bei dem größern Publikum.

Am Schlusse der Ausstellung wurden noch zwei Landschaften von Schirmer aufgestellt. Die eine, größere, zeigt, zwischen Baumpartien auf den Seiten des Vorgeundes, eine Aussicht auf eine entferntere geoße Stadt mit hoheu Thürmen, auf Wasser und weithinziehende Gebirge; ein Bild von bedeutender und angenehmer Wirkung, dem der Beifall nicht fehlte.

Die zweite gibt einen eigenthümlichen Anblick. Gewöhnlich sehen wir in der Natur das Hellere, den Himmel, oben, das Dunkle, die Erde, unten, und unser Gefühl ist nicht abgeneigt, dies Gewöhnliche als etwas Nothwendiges zu betrachten. Hier ist es einmal umgekehrt, das hellste Licht ist unten in der Landschaft. Sie stellt einen Moment bald nach Untergang der Sonne dar; der westliche Himmel hat eine ziemlich dunkle, wenigstens nicht leuchtende Röthe. Unter dem Horizont sehen wir eine Höhe, zum Theil mit Gebäuden besetzt, und zwar, da sie dem Beschauer zu, nach Osten, gerichtet ist, ganz dunkel. Tiefer als diese Höhe liegt ein See, in welchem sich aber, eben weil er tiefer liegt, nicht jener rothe, westliche Horizont, sondern der obere hellweiße Himmel spiegelt, und zwar so, daß seine Farbe durch den Glanz des Wassers erhöht wird oder etwas Leuchtendes gewinnt, so daß nun dieses Wasser das hellste Licht im Bilde hat. An der Richtigkeit dieser Darstellung ist gar nicht zu zweifeln; Jeder, der die Natur zu beobachten gewohnt ist, wird auch diese Erscheinung bemerkt haben, und eine Studie solcher Art von Schirmer's Hand hat gewiß grosses Interesse. Allein nicht Alles, was in der Natur vorkommt, ist natürlich im Sinne der bildenden Kunst. Auch die Natur ist manchmal parador, scheint ihren tiefsten inneren Regeln zu widersprechen, freilich nur für den Standpunkt, den wir zufällig genommen haben. Die Natur des Künstlers ist aber die ewige, ruhige, einfache, sich gleichbleibende.

Von Scheuren hatten wir dieses Mal keine seiner größern Kompositionen, eine Reihe von kleinern Bildern erschien, sobald sie unter seiner schnellen Hand fertig wurden. Nur eines davon war eigentlich landschaftlich, eine Ufergegend des Niederrheins, wie sie ihm so wohl gelingen; die andern mehr Genrebilder, alle mit Leichtigkeit und großem Talente behandelt, sonst von verschiedenem Verdienste. Alle seine Arbeiten erfreuen das Auge durch die Reinheit und Frische der Farbentöne, ohne Zweifel eine Folge der natürlichen Sicherheit, die ihm gestattet, die Farben, ohne viel zu ändern, frisch von der Palette zu nehmen. Ihm glücken daher besonders solche Scenen, denen eine reine, scharfzeichnende Luft eigenthümlich ist, wie eben die Umgebung großer Ströme oder die Morgenbeleuchtung. Ein anziehendes Bildchen war dadurch das Morgengebet italienischer Schiffer, wobei man freilich kleine Verstöße gegen Natur und Tracht des ihm unbekannten Landes übersehen mußte. Noch frappanter war eine kleine Skizze (im Kataloge: Briganten), mehrere Leute in abenteuerlichem Kostüm, wie bei Callot, mit höchster Sicherheit und Kraft des Pinsels hingestellt. Es ist höchst wünschenswerth, daß dies bedeutende Talent sich auf besonnene und gründliche Weise ausbilde.

Achenbach's landschaftliche Auffassung hat eine gewisse Verwandtschafe mit Scheuren, die ich als den Geist des Wassers bezeichnen möchte. Große, bewegte Gewässer, Ströme, und noch mehr das Meer, haben die Eigenschaft, den Umrissen der Gegenstände eine gewisse Schärfe zu leihen, wahrscheinlich eine Wirkung der durch die Bewegung des Wassers gereinigten Luft, die wir ja auch körperlich als scharf und anregend empfinden. Wie Scheuren nun in unserm nördlichen, flachen Rheinthale den Sinn für diese klare Atmosphäre ausgebildet hat, ist Achenbach sehr frühe über's Meer geführt, und diese Eigenthümlichkeit desselben hat sich ihm so tief eingeprägt, daß er noch auf dieser Ausstellung recht befriedigende Seestücke zeigt, und auch die Gegenden des innern Landes gern in solchen Beleuchtungen zeigt, die eine ähnliche Schärfe der Umrisse bedingen.

Pose hat die Gabe, unsrer rheinischen Natur ihre heiteren idyllischen Momente abzulauschen. Dies zeigte sich auch dieses Mal an der „Linde zu Gerolstein in der Eifel", wo etwas im Hintergrunde das Städtchen mit Schloßtrümmern romantisch an einer schroffen, aber nicht allzugroßen Höhe liegt, während in der Mitte des breiten Thales eine Linde mächtig und volldeiandt uns kühlend und traulich entgegenwinkt. Auch eine andere, größere Landschaft: „die Fischerhütte am See", fand gebührenden Beifall.

Digitized by Google

Arbeiten von Funk, Koch, Hennert, v. Normann, Schulten, Breslauer, v. Addema, bereits bekannten Landschaftern der hiesigen Schule, fehlten nicht. Neu hinzugekommen war Daht, ein vielversprechendes Talent, von dem unter Anderm eine kleine Landschaft, bezeichnet: „nach dem Regen," frappirte; denn in der That war darin die eigenthümliche Erhöhung aller Farben, die bei heiterm Himmel nach starkem Regen eintritt, höchst glücklich getroffen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue Kupferstiche.

Il Suonatore di Violino, dal celebre Quadro di Raffaello d'Urbino, esistente nella Galeria Sciarra a Roma, inciso da Giacomo Felsing a Darmstadt. — H. Felsing impresse a Darmstadt.

Herr Felsing hat sich bereits durch ein großes Blatt, La madonna del Trono nach Andrea del Sardo, so vortheilhaft bekannt gemacht, daß es kaum nöthig ist, Vieles zur Empfehlung dieses seines neuen, zwar kleineren, aber nicht minder verdienstlichen Werkes zu sagen. Indessen ist hier, noch abgesehen von dem Gegenstande, vorzüglich das Eine zu erwähnen, welche große Anerkennung es verdient, wenn ein nachbildender Künstler sein Instrument nach den Eigenthümlichkeiten und Erfordernissen eines jeden Originals so völlig umzustimmen weiß, daß er dessen äußeren und inneren Charakter mit völliger Sicherheit erreicht. In jenem Blatt nach Andrea del Sardo, welches in unserer Zeitschrift früher erwähnt worden ist, erkennt man durchaus die verschwimmenden halbdunkeln und durchsichtigen Töne des Andrea; auf den ersten Blick wird jeder diesen Meister in der farblosen Nachbildung errathen, und nicht minder treu ist der Charakter der Zeichnung in den Köpfen, im Nackten und den Gewändern wiedergegeben. Das vorliegende Blatt dagegen verkündigt sogleich ein Werk Raphael's. Das derbere Colorit, die kräftigere Zeichnung und Modellirung und der so rein und jungfräulich ausgesprochene Charakter des Gesichts sind dem Original auf eine bewundernswürdige Weise nachgeahmt. Hr. Felsing hat sich hier breiterer gekreuzter Tallen mit dazwischen gelegten Punkten bedient, und dieselben an Gesicht, Haaren und Gewand mit meisterhafter Freiheit nach Bedürfniß des Stoffes gehandhabt; mit eben so großer Meisterschaft ist das Barrett und der Pelz ausgeführt und in allen diesen Theilen eine bewundernswürdige Reinheit und Durchsichtigkeit erreicht. Nur an der Hand wäre etwas mehr Weichheit und Rundung zu wünschen und, um auch den kleinsten Tadel nicht unbemerkt zu lassen, so scheint uns allein unter allen Theilen des Gesichts der Halbschatten an der Kinnlade der nöthigen Reinheit zu ermangeln.

Noch sey es erlaubt, noch etwas über den Gegenstand des Bildes zu bemerken:

Einer Mittheilung des Abbate Missirini zufolge, bringt Longhena im Leben Raphael's (Seite 87, Anmerk.) diesen Violinspieler mit dem Apollo auf Raphael's Parnaß in Verbindung, von welchem die Sage geht, daß Raphael die Lyra, die er ihm zuerst in die Hand gegeben (wie man noch auf einer Handzeichnung von ihm und auf einem Kupfer des Marc Anton sieht), späterhin mit der Violine vertauscht, um einen Musiker zu ehren, der sich damals am Hofe Julius' II. auf diesem Instrumente großen Beifall erworben. Missirini scheint zu glauben, das Bildniß im Palast Sciarra stelle denselben, dem Maler sehr befreundeten Jüngling vor. Dagegen spricht aber die auf dem Bilde befindliche Jahrzahl MDXVIII., wonach das Bild, wie auch die Behandlungsweise zeigt, in Raphael's letzte Lebensjahre fällt, während der Parnaß wahrscheinlich im Jahre 1510 und 1511 gemalt wurde, und Julius II. schon im Jahr 1513 starb. Da nun der Violinspieler unseres Bildes ein Jüngling von kaum mehr als 20 bis 25 Jahren zu seyn scheint, hält es schwer, anzunehmen, daß er derselbe schon im Parnaß geehrte sey; übrigens wissen wir weder von dem einen noch von dem andern einen Namen, und beide wären schon längst vergessen, wenn nicht Raphael's Gemälde existirten. Der Kopf unsers Jünglings und seine schönen Augen zeigen allerdings eine Geistesverwandtschaft mit Raphael, und darum wäre eine genauere Bekanntschaft mit diesem Musiker auch für die Zwecke der Kunstgeschichte zu wünschen. Jetzt sorgen freilich Schriftsteller, Maler, Lithographen und Zuckerbäcker besser für unsere Paganinis.

Aphorismen.

Was du anschauest, sage dir, daß du es mit dem Gedanken, Gefühl, Bestreben, der Stimmung des Tages, der Stunde anschaust, daß es viel beziehungsreicher sey, als du auf Einmal auch bei der schärfsten Fixirung fassen kannst.

*

Die Künstler verschworen sich da und dort gegen den Zeitgeschmack, der sich mit gefärbten Steindrucken zu begnügen anfing, und wollen versuchen, ob nicht Oelgemälde im Volke Mode werden könnten.

*

Digitized by Google

Wie das Sehen, das rechte Schauen aus unserm Sinn herausgeht auf den Gegenstand; — daher die Meisten mit offenen Augen Nichts sehen —; so strebt auch die „Schönheit“ aus unserm empfänglichen Gemüth heraus auf die uns umgebende Welt. Was ich gestern kalt ansah, das wird mir heute ansprechend, reizend, schön, weil mein Sinn und Gemüth offen sind, hingegeben, ja thätig, bildend, ergänzend.

Dabei ist nicht zu läugnen, daß das Objektive durch Lebenshauch, Licht und Schatten, Farbe, Stellung, Gegensatz ꝛc. dem Eindruck des Schönen, der Erweckung unseres Innern günstig seyn kann. Es ist gleichsam die Stimmung der Natur.

*

Es kommt viel auf das Element an, in dem der Künstler lebt, auf die Anregung. Aber, wenn du etwas Bestimmtes, Tüchtiges, deiner Kunstkraft Entsprechendes willst, so erwachst du täglich zu einer dich nährenden, lehrenden, fördernden Naturentfaltung, zu einer tieferen Erfassung derjenigen Meisterwerke, welche du gerade studirst. Ein Umtreiben in Sammlungen und Galerien, ein breites Lesen weitläufiger Theorie, die nicht auf Anwendung zielt, müede dich dann nur zerstreuen; du verlöreſt deine Thatkraft, dein isolirtes, bestimmtes Wirken. Denke daran, wie die Besten es gemacht.

*

Alles Naturwerk und Menschenwerk hat seine Gesetzmäßigkeit, seine Theorie, seine Kritik. Also auch jedes Kunstwerk. Nun kommt aber zu bedenken, daß jede Erscheinung, jedes Ereigniß eigentlich ein Zusammenfluß von mehreren ist, daß also mehrere Theorien zugleich in Anregung kommen. Welche Theorie der Bewegung könnte den Rheinfall, welche Lehre vom Feuer einen Ausbruch des Vesuv's bestimmen; welche Kritik vermöchte einen bedeutenden Menschen, z. B. Napoleon, sich zu unterstellen?

Eine solche Erscheinung ist nun auch ein rechtes Kunstwerk. Ein Gemälde, das ganz der Theorie und Kritik anheim fiele, müßte nahe zu schon unter der Kritik seyn. Wie man mittelst des Generalbasses und Contrapunkts keinen „Don Juan“ komponiren kann, weil eben das lebendige Spiel aller Lehren über Accorde, das unbewußte, schöpferische Handhaben der Regeln, deren Verbindung aber selbst keiner Regel unterliegt, den Meister macht, so entsteht auch ein Gemälde durch das mannichfachste, in's unendlich Kleine gehende, zum unbewußten Takt gewordene Anwenden bekannter und unausgesprochener Regeln und Gesetze.

Wie ein Kunstwerk aber entstanden, so nur kann es auch angeschaut und beurtheilt werden. Dies sollten die Kritiker öfter bedenken.

Bauwerke.

Madrid. Die Hofzeitung vom 4. Juli enthält eine vom Minister Martinez de la Rosa unterzeichnete Verfügung, wornach, um die in der Hauptstadt befindlichen geschäftslosen Arbeiter zu unterstützen, dieselbe bei den Baureparaturen des Palastes von Buen-Retiro und der Kirche zum heil. Geist, woselbst die Cortes ihre Versammlungen halten werden, Beschäftigung finden sollen. — Der Palast ist in kurzer Zeit sehr geschmackvoll hergerichtet worden. In einem Giebelfelde stellt die Bildhauerkunst dar, wie die Königin Isabella II. von ihrer Mutter den Reichsständen vorgestellt wird, während die Zwietracht in die Arme des Todes sinkt: Der Sitzungssaal der Proceres ist hell und von allen Punkten übersichtlich. Er ist unstreitig einer der glänzendsten und elegantesten in ganz Europa. In 60 Tagen hat Architekt Martinegui einen alten und verfallenen Empfangssaal der Botschafter in einen prachtvollen Pairssaal umgewandelt. Alle Sitze sind Estraden von Mahagony, massiv mit ciselirten, geschnitzelten und vergoldeten Einfassungen verziert und mit Sammetkissen belegt. Dagegen wird die Dunkelheit des Saales der Procuratoren sehr getadelt und dem Baumeister darüber großer Vorwurf gemacht.

Odessa. Am 19. Juli wurde bei dem hiesigen Kloster zu Mariä Himmelfahrt eine neu erbaute Kirche von dem Erzbischof Dimitri eingeweiht. Sie ist auf Kosten des hiesigen Kaufmanns Wladimir Charlamoff und seiner Gattin erbaut und ausgeschmückt worden.

Paris. Am 27. Juli wurde die Kettenbrücke eingeweiht, die vom Quai de l'Archevêché über die Insel Saint Louis nach dem Port-au-Blé führt. Sie hat den Namen Pont Louis Philippe erhalten. S. M. hatte den Grundstein dazu am 29. Juli v. J. gelegt, und die schnelle Vollendung dieses großen Werks verdient Bewunderung. Sie besteht aus zwei Jochen, die auf einem am östlichen Ende der Insel St. Louis errichteten Pfeiler ruhen. Jedes derselben ist 84 Metres lang, und mit den Trottoirs 8 Metres breit. Die Architecten sind die Gebr. Seguin, welche zuerst in Frankreich im J. 1823 eine bei Tournon und dann eine große Anzahl ähnlicher an verschiedenen Orten errichteten. Die Zahl der jetzt in Frankreich bestehenden Kettenbrücken beläuft sich auf 80.

Haag. Am 25. Juni ist zu Scheveningen die daselbst neuerbaute katholische Kirche mit vielem Glanze eingeweiht worden.

Denkmäler.

Amsterdam. Der König von Holland hat Befehl gegeben, daß das in der neuen Kirche befindliche Grabmal des berühmten Admirals de Ruiter restaurirt werde.

Antwerpen. Am 21. Juni ward in der Vorstadt Borgerhout ein dem Andenken Carnot's gewidmeter Denkstein aufgestellt; die Inschrift lautet: „Dem General Carnot die dankbare Stadt Antwerpen.“ Im Jahr 1814 ist diese Vorstadt, sowie die Kirche des heil. Willibrod, durch den Generallieutenant Grafen Carnot, Gouverneur von Antwerpen, vor einer gänzlichen Zerstörung bewahrt worden.

London. In der Westminsterkirche ist eine marmorne Bildsäule Georg Canning's, von Chantrey gearbeitet, wie früher in der Nähe des Parlaments eine bronzene, aufgestellt worden; die Kosten werden durch eine Subscription gedeckt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 73.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 11. September 1834.

Neue Kupferstiche.

I.

St. Vincent de Paule, préchant devant la cour de Louis XIII. pour les enfans abandonnés. „Ils vivaient hier, grâce à vous, ils vivent encore aujourd'hui, mais ils mourront demain si vous les abandonnez.“ — Peint par P. Delaroche, gravé par Z. Prévost. Paris, Rittner et Goupil etc., impr. par Chardon aîné.

Dieses Blatt ist nach der neuen englischen Manier mit großer Virtuosität der Behandlung und brillanter Wirkung gestochen. Das durch die hohen Kirchenfenster einfallende Sonnenlicht, welches den weißen Chorrock des Heiligen beleuchtet und sich magisch über die vor ihm befindliche Gruppe der Waisen und über die Personen des königlichen Hofes verbreitet, sind vortrefflich wiedergegeben. Damit scheint aber auch der Kupferstecher den ganzen Zweck des Malers erreicht zu haben, denn die Komposition scheint nur auf diese Wirkung berechnet und auf die angenehmen Gegensätze, welche das schwarze Haar, der weiße mit Blonden bekleidete Nacken und das dunkelseidne Kleid einer vom Rücken gesehenen Dame mit der einfachen Figur des Geistlichen und den übrigen des Vorder- und Hintergrundes hervorbringen. Dieses auffallende Streben nach Licht und Farbenwirkung nimmt den Blick so sehr gefangen, daß man den wirklich guten und natürlichen Ausdruck der Figuren fast übersieht und die ganze Anordnung so lange für unbedeutend hält, bis man erst dem Einzelnen nachgeht und bemerkt, daß der Künstler zum Theil seine Hauptfiguren wie Nebenfiguren und die Nebenfiguren wie Hauptfiguren behandelt, weßhalb das Bild eher einem Genre als einem historischen Gemälde ähnlich sieht. Diese Auffassungsweise ist aber überhaupt bezeichnend für den Charakter der neueren französischen Schule, welcher der Hr. Delaroche angehört.

II.

Les Moissonneurs dans les marais pontins. Leopold Robert, Rome 1830. P. Mercuri dis. e. inc. in Parigi 1831, impr. par Chardon aîné.

Obgleich schon im Jahr 1831 erschienen, verdient dieses vortrefflich radirte Blatt doch noch eine Erwähnung. Wir kennen kein Produkt der Radirnadel neuerer Zeit, worin Geist und Farbe eines Gemäldes mit so außerordentlicher Zartheit und Eleganz der Behandlung nachgebildet wäre. Es ist eine Kühnheit und Sicherheit der Zeichnung, eine Sorgfalt in Andeutung der Schatten und dabei eine so außerordentliche Leichtigkeit in allen Theilen bemerklich, daß man eben so sehr die Treue gegen das Original, als den selbstständigen Geist des Kupferstechers bewundert. Dies Blatt wurde ursprünglich als Beilage zu dem französischen Journale L'Artiste von dem Künstler gearbeitet, fand aber so großen Beifall, daß bald eine Menge von Abdrücken davon verkauft und die Platte dadurch zu Grunde gerichtet wurde. Es ist unrichtig, daß dieselbe gerichtlich in Beschlag genommen und vernichtet worden sey, weil der Stecher das Bild ohne Erlaubniß des Malers gestochen habe; die Platte existirt noch, ist aber nicht mehr zu brauchen. Die besten Abdrücke wurden zuletzt um 150 Francs verkauft; das Originalgemälde soll im Besitz des Königs Louis Philipp seyn.

Mercuri sticht gegenwärtig für den Kunsthändler Rittner ein kleines Bild nach Delaroche, Ste. Amélie, reine de Hongrie; derselbe Kunsthändler läßt noch drei große Blätter nach Delaroche stechen: le Cardinal Richelieu conduisant à Lyon dans une barque Cinq-Mars et de Thou pour les faire décapiter, und das Gegenstück, le Card. Mazarin mourant, se fait tenir les cartes par une de ses nièces. Beide werden von Gerard gestochen. Das dritte Blatt: les enfans d'Edouard enfermés dans la tour de Londres, sticht Prudhomme.

Digitized by Google

III.

Erinnerungsblatt für Freunde Muggendorfs und dessen Umgebungen, nach der Natur gezeichnet und gestochen von C. Wiesner in Nürnberg 1834. Gedruckt von C. Mayer in Nürnberg.

Dieser Kupferstich wird besonders denen erwünscht seyn, welche von Erlangen, Nürnberg oder Baireuth aus die romantischen Thäler von Muggendorf, Streitberg, Gösweinstein, Rabeneck u. s. w. besucht haben, deren herrliches Grün, von wilden Felspartien gehoben, allein schon die Wanderung verdient, während der Naturforscher zugleich in den berühmten unterirdischen Höhlen, sowie in der reichen Vegetation, die über ihnen erblüht, die interessanteste Beschäftigung findet. Von Seiten des Inhalts bedarf das Blatt also keiner weiteren Empfehlung. Wichtiger ist für unseren Gesichtspunkt, daß es nicht unter den gewöhnlichen mittelmäßigen Troß von Vedutenkupferstichen gehört, sondern ein ausgezeichnetes landschaftliches Talent sowohl in Hinsicht auf die Wahl der Gesichtspunkte, als auf die kupferstecherische Ausführung beurkundet. Zwar ist nicht Alles gleich gelungen, noch Manches ist etwas ängstlich und steif gerathen; auch sind die den englischen Veduten nachgeahmten Gegensätze dunkler Figuren und lichter Gründe oft etwas grell ausgefallen. Doch glauben wir, daß Hr. Wießner bei künftiger Beachtung wahrhaft guter, nicht bloß modischer Vorbilder mit der ihm bereits eigenen Geläufigkeit noch weit Ausgezeichneteres leisten wird, und wünschen daher, daß er sich bald an der größeren Nachbildung eines landschaftlichen Meisterwerks versuchen möge, an welcher sich sein Talent völlig entwickeln könnte.

Düsseldorfer Kunstbericht.

(Beschluß.)

Wenn wir aus Deutschland her nur karg mit fremden Bildern versehen waren, so hatte uns dagegen die Nachbarschaft von Holland eine kleine Sendung dortiger Kunsterzeugnisse zugeführt. An der Spitze ein Seestück von Schotel, welches indessen, so wenig die große Praxis und Kenntniß des Elements verkannt wurde, und so vortrefflich es im Einzelnen ausgeführt war, nach dem Urtheile derer, welche in den Niederlanden frühere Arbeiten dieses berühmten Künstlers gesehen hatten, dieselben nicht erreichte. Die andern, sämmtlich landschaftlichen Bilder, zum Theil mit Staffage von Vieh, fanden bei uns noch wenigee Anklang; wir konnten uns mit den überzarten, milchigen Farbentönen, in denen sie gehalten waren, und mit den weichen, wie in Nebel aufgelösten Hintergründen nicht befreunden. Dagegen hören wir nicht selten von durchreisenden Holländern, daß sie den hier entstandenen Landschaften Härte vorwerfen, und erkennen also eine nationelle Differenz des Geschmacks, die seelisch von den älteru Niederländern uns nicht trennt.

Zum Beschlusse des landschaftlichen Kapitels habe ich mir aufgespart von zwei Landschaften von Lessing zu sprechen.

Die eine kleinere zeigt ein Kloster auf der Spitze eines Berges, dessen beschattete, nach dem Gebirge zu liegende Seite uns zugewendet ist, während die andere an eine hellere Ebene stößt. Nur einzelne Strahlen der schon tief gesunkenen Sonne fallen durch ein Nebenthal auf die hohen Stämme der Buchen, aus welchen im Vorgrunde ein Pater mit dem Allerheiligsten heraustritt, begleitet von einem Ministranten. Neben ihnen sieht man den steilen Hohlweg hinab in die helle duftige Fläche, wo hinten der Fluß schimmert. Die Beleuchtung ist sanft, verschmolzen und es weht aus dem ganzen Bilde ein Geist feierlicher, heiliger Stille entgegen.

Vielleicht nicht schöner, aber bedeutender ist die andere größere Landschaft: „Motiv aus der Eifel", ein in mancher Beziehung merkwürdiges Bild. In der Mitte desselben erhebt sich ein hoher breiter Berg, Granitbildung, mit häufig hervortretenden Felsmassen, zwischen denen nur die Stellen der Verwittrung dünn mit Gras bedeckt, mehr nach unten aber zum Acker benutzt sind. Seitwärts im Hintergrunde schließen sich andere Gebirge an, am Fuße des Berges liegt aber ein Städtchen, zum Theil von einem Hügel bedeckt; nur einzelne vorstädtische Häuser, Gärten und Baumpflanzen sind sichtbar. Davor liegt bis nah an den Vorgrund ein kleiner See, in dem sich nicht der Himmel, sondern jener große, das Ganze beherrschende Berg spiegelt; um ihn herum zieht sich von der Stadt her über jenen Hügel ein Weg in den Vorgrund. Die Staffage ist anspruchslos; ein Landmann, auf seinem Arbeitsgaul reitend, zwei Mädchen sprechend, die eine ihren Korb auf der Brücke eines Bachs, der in den See fließt, absetzend. Der Standpunkt des Beschauenden ist noch ziemlich fern von dem Vorgrunde genommen. Für die Wirkung des Bildes ist zunächst die große Genauigkeit wichtig, mit der alles Detail ausgeführt ist. Nicht nur an dem großen Berge sind die einzelnen Felslagen in ihrer eigenthümlichen Gestalt mit der höchsten Klarheit wahrnehmbar, sondern auch in dem großen Raume, welcher sich von dem Fuße dieses Berges bis zum Vorgrunde erstreckt, ist alles Einzelne, die Stadt mit ihrer Kirche, die vorstädtischen Häuser, die Pappeln und

Digitized by Google

anderen Bäume, die sie umgeben, die Brücke, der Weg u. s. f. mit so großer Genauigkeit ausgeführt, daß wir von jedem Einzelnen die bestimmteste Anschauung haben, ohne daß doch das Ganze dadurch im Mindesten leidet. Während dieses Detail leicht zu Härten führen könnte, ist vielmehr die Wirkung hier die allersanfteste, und die Behandlung des Lichtes ist es daher auch, die am meisten die Aufmerksamkeit der Künstler auf sich zieht. Nur auf einzelne Stellen des Berges, soweit nicht die Felsmassen selbst Schatten werfen, fällt mäßiges Sonnenlicht, wie bei unbedecktem aber duftigem Himmel; übrigens ist das Thal beschattet, aber diese Schatten sind so sanft, behalten überall so sehr die Lokalfarbe, wie sie sonst nur die Natur gibt. Beides vereint, diese höchste Bestimmtheit des Einzelnen und dieser sanfte Ton des Ganzen, möchte kaum auf irgend einer frühern Landschaft vorgekommen seyn, denn gewöhnlich führt die Neigung zu sanfter Behandlung auch zu verblasenen, unbestimmten Umrissen. Schon deßhalb würde dieses Bild ein vortreffliches Studienmittel seyn, noch mehr aber möchte es wegen einer andern Eigenschaft jungen Künstlern zum Muster vorgestellt werden, wegen der völligen Freiheit von aller Absichtlichkeit, von jedem gesuchten Effekte. Hier ist es wirklich nur die Sache selbst, nur die Natur, welche sich ruhig vor uns ausbreitet, der Künstler ist völlig zurückgetreten. Freilich läßt sich diese Eigenschaft nicht unmittelbar lernen, weil sie mehr auf moralischem, als auf künstlerischem Boden ruht, und weil eben auf moralischem Gebiete ihr so Vieles entgegenwirkt; aber dennoch würde der Eindruck eines solchen Vorbildes (zumal eines neuen, denn bei den alten sind uns die Motive zu fremd geworden) auf junge Gemüther nicht ohne Rückwirkung bleiben.

Der Eindruck dieser außerordentlichen Darstellung ist ein durchaus klarer und ruhiger. Anfangs vielleicht empfinden wir etwas Beengendes, Schwüles; die Masse des Berges ragt so mächtig über dem kleinen Städtchen, daß dieses, obgleich so ausführlich und in aller Lebenswahrheit aufgefaßt, dadurch gedrückt scheint. Wir fühlen uns ganz umschlossen, denn auch hinter uns müssen eben so große Massen seyn, wie jener Berg vor uns, da das ganze Thal beschattet ist. Aber bald; wenn wir in dieser heitern Natur uns umsehen, wird es uns, wie dem Gebirgsbeisenden, der am Abend in das hocheingeschlossene Thal einwandert und den Geist eines begrenzten, befriedigten Daseyns mitempfindet. Von Manchen hörte ich, daß ihnen Wärme in diesem Bilde zu fehlen schien, eine Bemerkung, die wohl daher rührt, daß in den meisten Landschaften die Natur schon mit einem bestimmten Gefühle aufgefaßt und das Dahingehörige mit Vorliebe zusammengebracht ist; weßhalb sie auch leichter und stärker dasselbe Gefühl anregen. Hier ist, wie in der Natur selbst, Alles mit gleicher Liebe behandelt, der Schauplatz ist erweitert und nimmt ein weiteres, weniger persönliches Gefühl in Anspruch. Es ist also die Objektivität der Darstellung selbst, welche diesen scheinbaren Vorwurf veranlaßt; auch mag die Ruhe, welche hier herrscht, der an Bewegung gewöhnten Zeit leicht wie Kälte erscheinen. Bei näherer Bekanntschaft aber wird, glaube ich, sich dieser Schein verlieren; je mehr wir in dieser wahren Natur heimisch werden, desto mehr werden wir auch für sie und mit ihr empfinden. Soviel indessen mag zugegeben werden, daß hier mehr als in andern Landschaften ein plastisches Element vorwaltet, die Gestalt des Körperlichen der Erdbildung das Interesse in Anspruch nimmt. In der offenen Landschaft sind die Lichterscheinungen des Himmels und des Horizonts fast das Bedeutendste, die Gegend selbst wirkt nur in Verbindung damit, und das Detail derselben braucht daher auch nur skizzenhaft ausgeführt zu werden. In der geschlossenen Landschaft, wie sie die Neuern lieben, ist entweder das Ganze durch eine sehr ausgesprochene romantische Stimmung bedingt, oder die Pflanzenwelt, die Baum- und Waldnatur, oder das Wasser sind vorherrschend. Hier erst ist dies dem Gebirge, der nackten Erdbildung untergeordnet. Mit Recht kann man dieser Landschaft daher den Namen der klassischen beilegen, sowohl im Gegensatze gegen das Romantische, als wegen des vorherrschend Plastischen, als endlich wegen ihrer vollkommen strengen Richtigkeit, und kann es zugestehen, daß dabei eine gewisse moderne Wärme weniger gefühlt wird.

An den Nebenzweigen der Landschaft war kein Mangel.

Sehr tüchtig gearbeitete Viehstücke hatte Simmler geliefert, und ihm nacheifernd Gradau; ein gutes Architekturbild Ehemant.

Unter der großen Zahl von Porträts waren, wie auch sonst, Hildebrandt's ausgezeichnet, dessen Talent sich in dieser Beziehung noch immer mehr ausbildet. In Stillleben hatten Lehner und Praper manches Gelungene aufgestellt, besonders war ein Fruchtstück des Letztern wirklich ausgezeichnet, und verdiente neben den Arbeiten alter Meister in diesem Fache gezeigt zu werden. Wie es scheint, findet indessen diese Gattung noch immer äußerst wenig Gunst beim Publikum, was nur zu bedauern ist. Man kann vielleicht sagen, daß die Liebe für die bildende Kunst erst dann eine völlig echte ist, wenn man auch in dieser Art das Ausgezeichnete schätzt; wer für die stumme Poesie der Traube und der Pfirsich den Sinn nicht hat, der sucht auch überhaupt in der bildenden Kunst noch eine ihr fremde Poesie.

Hiemit genug von dieser Ausstellung; von dem, was in unsern Ateliers im Entstehen ist, vielleicht nächstens.

Digitized by Google

Aphorismen.

Der Anblick des Gelungenen stärkt uns, sey es das Unsere oder Anderes. Es läßt uns in alles Gelingende der Welt, Nationalökonomisches, Künstlerisches, Wissenschaftliches, Sittliches hineinschauen. Hinwieder schwächt das Bild des Mißlungenen und deckt die Schattenseite der Welt auf; — besonders wenn es sich Geltung zu verschaffen wiß, so verzweifeln wie an dem guten Sinn und Geschmack, und glauben an den Sieg der Unvernunft.

*

Lerne das Wesen des Gegensatzes recht begreifen. Es ist nicht vom Gebrauch frappanter Kontraste zur Hervordringung eines Effekts die Rede, sondern von seiner Wirkung in der Natur und in unserm Sinn und Gemüth.

Welchen einzelnen Gegenstand wir anschauen, er sättigt uns, wenn er allein und in seiner ganzen Form vor uns steht. Wir würden ihn in seinem Wesen tiefer anschauen, wenn er vor uns entstünde. Der fertige übt gleichsam einen Schlag auf unsern äußeren Sinn aus; der werdende würde sich unserm innern durch fortwährenden sanften Deuck einprägen.

Daher wirkt schon der einzelne Gegenstand, wenn er nicht ganz oder nicht in gleicher Lichtstärke und sinnlicher Kraft dasteht, dauernder auf uns. Hier treten theilwise Beschattung, Verschiebung, Verhüllung günstig ein und regen unsere stets ergänzende Imagination, unsern innern Sinn an.

Aber noch mehr Leitung für diese Vermögen und ihre Thätigkeit bewirkt die Zusammenstellung, Entgegenstellung. Eine Buche und Tanne heben sich gegenseitig, denn es tritt uns das Bild der Baumart vor die Seele; es entsteht eine Art galvanischen Prozesses in unserm Sinne. Wir blicken von einem Baume zum andern, von diesem wieder zu jenem, und stets ragt uns ihr individuelles, unterschiedenes Wesen tiefer auf.

Noch mehr ist dies der Fall, wenn spezifisch verschiedene Gegenstände nebeneinander gestellt werden. Ein Baum, neben eine Hütte gestellt, ist schon ein Bild, ja, ein genialer Künstler wüßte, durch die weiter fortgesetzten relativen Gegensätze in der Form und Beleuchtung von Stamm, Aesten, Zweigen, in Ausstaffirung der Hütte mit mannichfalten selbst wieder contrastirten Beigaben an Dach, Wänden und nächstem Hofraum, vielleicht ein sehr ansprechendes, meisterhaftes Bild daraus zu machen.

Kein Wunder! — der Baum spricht das Pflanzen-, die Hütte das Menschenleben aus. Der erwähnte galvanischer Prozeß geht durch diese beiden Sphären hindurch und beschreibt so in unserer Seele einen Lebenskreis. Du ahnest schon, wie dieser Cyklus, der in uns bei'm Anblick solcher ursprünglichen, irdischen Gegensätze aufdämmert, durch Mittelglieder anschaubarer gemacht werden kann.

Die Form der Bäume ist bald mehr horizontal, bald mehr senkrecht; ihre Farbe hebt sich wechselwirkend, Laub- und Nadelholz desgleichen. Der Fels hebt die Pflanzenwelt, das Wasser den Boden, worauf die Hütte steht, der Bergzug die Fläche, der Himmel die Erde, die Wolke die blaue Luft, der Mensch das Thier, der Vogel die Vierfüßer. — So haben wir schon die Landschaft. Jedoch der Mittelglieder sind noch unendlicher, und ein sinniger Künstler führt sie in's kleinste Getheil, jedoch so, daß die Hauptgegensätze stets durchdringen und das Ganze nicht unter gesuchten Einzelheiten erliege.

So schließt sich das Prinzip des Gegensatzes und seiner Vermittlung an das Hauptgrundgesetz des Schönen an, daß es eine faßlich-klare Darstellung des Lebendigen in seiner freien Thätigkeit sey.

Denkmäler.

Mainz. Von Thorwaldsen ist ein Schreiben an die mit Errichtung des Guttenbergischen Denkmals beauftragte Kommission eingetroffen, worin er die Vollendung seiner Arbeit ankündigt, welche aus dem Standbilde Guttenbergs und zwei auf seine Erfindung sich beziehenden Basreliefs besteht. Er rühmt zugleich die thätige Beihülfe seines talentvollen Schülers, Bissen, an. Das eine fertige Relief stellt Guttenberg vor, wie er den mobilen Buchstaben dem Faust zeigt, der ihm eine Tafel zum Abscheu vorhält, mit den Worten: Dixit qud Deus fiat lux et facta est lux, mit den Charakteren der ersten Guttenbergischen Bibel.

St. Petersburg. In Woronesch wird das einzige, aus der Zeit Peters des Großen herrührende Gebäude als Denkmal dieses Fürsten zu einem Seeinvalidenhause eingerichtet. Dieses alte, auf einer Insel liegende Gebäude, in welchem bisher allerlei zum Schiffbau nöthige Materialien aufbewahrt wurden, führte ehedem den Namen Admiralität. Seine ersten Schiffe baute Peter der Große hier und bediente sich derselben bei der Einnahme von Assow. Dieses Haus ist erkauft, und außer einer Kapelle, worin lauter aus Peters des Großen Zeit stammende Kirchengeräthe gebraucht werden sollen, wird das Zimmer alterthümlich hergerichtet, welches, der Sage nach, des Czaaren Kabinet war. Die Wände desselben will man mit seinem Bildnisse, den Planen der von ihm zur See und zu Lande gewonnenen Schlachten und mit Porträts der berühmtesten Männer seiner Zeit schmücken. — Ferner will man auf der Anhöhe mitten in der Stadt Woronesch Peter dem Großen ein Monument in Form eines Obelisken errichten und mit der Zeit dasselbe mit schönen Gebäuden umgeben, zu welchem Zweck die jetzt daselbst stehenden kleinen Häuschen angekauft und niedergerissen werden sollen. Zur Ausführung des großartigen Plans sollen freiwillige Beiträge gesammelt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 74.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 16. September 1834.

Kunstschau in Leipzig während der Ostermesse 1834.

(Verspätet.)

Nicht allein ist Leipzig als eine der bedeutendsten deutschen Handelsstädte bekannt und hat sich besonders dieses Jahr durch seine glücklichen Meßgeschäfte ausgezeichnet, da der Zusammenfluß der Fremden bedeutender als die andern Jahre war, denn man behauptete, daß über 31,000 Aufenthaltskarten von den dortigen Polizeibehörden ausgeben wurden; sondern es zeichnet sich diese Stadt auch durch einen großen Sinn für Kunst und Wissenschaft aus.

Diese schöne Tugend verbindet sich mit einer großen Liberalität gegen die in die verschiedenen Familiencirkel Eintretenden, und bewies, wie wohlthätig der Sitz des Handels einerseits und der Sitz der Universität andrerseits auf das ganze Leben dort wirkt.

Jener Sinn ist schon längere Zeit dort eingebürgert, denn schon im vorigen Jahrhundert zeichnen sich die Namen: Winckler, Richter, Löhr, Otto Frege, Dufour, Stieglitz, Lampe u. a., so wie die von Künstlern als Oeser, Bause, Geyser, Siegel, Dathe u. a. aus, und dieser Sinn, der nicht bloß auf Wohlhabenheit und Luxus gegründet, sondern auf die aus dem Gemüth hervorgehende Liebe für Kunst und Wissenschaft gebaut war, erdte, wenn auch dann und wann durch äußeres Geschick getrübt, dennoch auf die reinste und wohlthätigste Art fort, und dürfte für manche Residenz zum Vorbild dienen, wo zuweilen die höhere Klasse, ohne unbemittelt zu seyn, sich in einer Art von Zurückgezogenheit gegen die schöne Kunst hält, oder die höher Gebildeten und Beamten der verschiedenen Dicasterien durch trockene Geschäfte gegen den höhern Genuß der Kunst gleichgültig werden und oft nicht einmal die Schätze der Kunst und Wissenschaft, die sie umgeben, beschauen mögen, weßhalb zuweilen bei Verhandlungen über das Fortbestehen jener Denkmäler oder ihre fernere Bereicherungen die gleichgültigsten und beschränktesten Urtheile erfolgen.

Ein Besuch zur Ostermesse in Leipzig gereicht jedem der Kunst und Wissenschaft Geweihten zur wahren Befriedigung, da zu dieser Zeit ein großer Zusammenfluß höchst gebildeter Männer des In- und Auslandes in den ersten Familienkreisen stattfindet, welcher einen liberalen Austausch der Ideen für alles Schöne auf sehr anspruchlose Art herbeiführt.

Die mehrfachen, wahrhaft glänzenden Einladungen bei den Besitzern reicher Sammlungen oder künstlerischer und wissenschaftlicher Anstalten tragen vielfach bei, um sich näher kennen zu lernen. Man sah sich wechselsweise zahlreich in dem freundlich gelegenen Hause des Hofraths Keil zur dortigen Bilderschau, wo Besitzer und Besitzerin die Eingeladenen freundlich empfingen und unter den Gemälden, die meist noch von Löhr herrühen, manches Treffliche von ältern Meistern sich befindet. Oder bei dem Baron Maximilian von Speck-Sternburg, dessen Sammlung wirklich ausgezeichnete Oelgemälde und andere Kunstschätze in sich faßt, und welche von dem zartgesinnten Kunstfreund und seiner Gattin, die sich nicht bloß als Hausfrau, sondern auch als Künstlerin auszeichnet, mit Zuvorkommenheit gezeigt werden.

Ein großer Theil von Speck's Gemäldesammlung ist durch den von ihm 1827 selbst herausgegebenen brillanten Katalog, welcher mit Kupfern und Lithographien geziert ist, bekannt, und wir können die Kunstfreunde unter so großer Auswahl auf den herrlichen Franela: Maria mit dem Kind; auf den ausdruckvollen Salaino: Christus mit dem Rohr; auf den kräftigen und höchst charaktervollen A. v. Dyck: der todte Christus; auf die kostbare poetische Landschaft von Aug. Carracci; ferner auf den den lieblichsten Charakter zeigenden Murillos: Maria mit dem Kinde, oder den schönen Valdez, den heil. Bruno vorstellend, dann auf die so viel besprochene Johanna von Arragonien, ferner auf ein der ältesten spanischen Schule angehöriges Bild,

Digitized by Google

welches den Styl der italienischen und altdeutschen Schule gemischt in sich trägt, aufmerksam machen.

Ungerecht würde es seyn, keines der schönen holländischen Gemälde zu erwähnen, und wir nennen nur kurz: das Familiengemälde des Gonzales Coques. Die Bärenhatze von Ruthart, eins der kostbarsten Bilder dieses Meisters. *) Die Alte am Fenster von Barth. van Helst. Die Kinder des Malers Netscher von ihm. **) Die schöne Landschaft von J. Ruisdael. Die kostbare Mondscheinlandschaft von van der Neer. Die schöne gothische Kirche von de Lorme. Der herrliche Hondekoeter. Die Sänger von Honthorst. ***) Susanna von G. Flinck u. a. m.

Doch auch von der lebenden Kunst zeigt sich hier so manches Schöne, wie: Schadow's Mignon, und mehrere herrliche Erzeugnisse von der bayerischen Schule der Genremalerei und ebenso von der Wiener Schule vorhanden sind. Aus der letztern unter andern das Bildniß der Frau von Speck, von Ammerling gemalt, einem der besten jetzigen Künstler im Bildnißfach. Mit treuer naiver Erfassung der Natur verbindet er eine freie, kühne, aber nicht wilde Führung des Pinsels und ahmt in dem stets sehr gut gewählten Effekt sehr glücklich den englischen Maler Lawrence nach, ohne, wie letzterer, durch Uebertreibung den Beschauer zu bestechen, in der Behandlung der Gegenstände nachlässig zu seyn.

Nächst den Werken der Oelmalerei sind auch die vortrefflichen kolossalen Abgüsse der Elgin'schen Marmors aus dem Parthenon zu Athen hier aufgestellt; mehrere alte und neue Glasmalereien, schöne Prachtkupferwerke und einzelne vorzügliche Kupferstiche, Handzeichnungen und sonstige Kunstwerke nebst einer schönen Kunstbibliothek finden sich in reichem Maß zur Abwechslung für die Beschauer hier vor.

So wie die Bilderschauen jener oben genannten Kunstsammler den Kunstfreund am Tage beschäftigten, so sah man sich auch einigemal bei freundlicher Abendunterhaltung in dem schön gebauten und durch die treffliche und großartige Einrichtung der Druckerei bekannten Hause von Friedrich Brockhaus.

Zahlreich versammelte Freunde alles Schönen für Wissenschaft und Kunst, Gelehrte und fast alle die Messe besuchenden Buchhändler fanden sich ein und erfreuten sich des ihnen bereiteten Genusses. Nächst mehreren neueren und ältereu Gemälden, die nur freilich am Tag zu beschauen waren, war für die Unterhaltung durch die Menge der schönen neuern Prachtwerke, wie die englischen Scenery's, Annuals, Keapsakes und anderer ähnlichen Magazine, die sich über die Pfennigmagazine weit erheben, bestens gesorgt. Einen erfreulichen Blick gewährten die äußerst zart vollendeten Zeichnungen von Nacke aus Dresden. *)

Buchhändler Barth, bekannt als thätiges Glied der Buchhändlergenossenschaft und jetzt als Comitémitglied über das neue prachtvoll und mit praktischem Sinne anzulegende Buchhändlerbörsengebäude, besitzt sehr schöne Gemälde älterer und neuerer Zeit, sowie mehrere Kupferstichwerke, und ermuntert so manches neuerwachende Talent mit seinen Aufträgen.

Kammerrath Frege, ein Kunstfreund, der einen großen Theil von Europa durchreist hat, ist besonders im Besitz schöner und vortrefflicher Kupferstichprachtwerke. Mit Vergnügen sahen wir hier nächst mehreren Dingen ein schönes kolorirtes Exemplar nach Correggio's Fresken von S. Paolo in Parma, **) worin der schöne Geist des Allegri sich in den lieblichsten Kindergruppen aussprach.

Dr. Hillig, ein freundlicher und mit freisinnigem Kunsturtheil begabter Kunstfreund und Besitzer einer nicht großen, aber ausgewählten Kupferstichsammlung besonders neuerer Blätter in den schönsten Drücken, meist avant la lettre, hat auch einige ausgewählte Gemälde, worunter ein großes Thierstück von dem wenig bekannten neuen großen holländischen Maler Adrad. v. Stro sich befindet.

Kaufmann Lampe, der Verwandte dieses Hauses, besitzt ebenfalls einige vortreffliche Gemälde holländischer und deutscher Meister. Merkwürdig und als selten dürfte eines H. Roos gedacht werden, welcher eine Lagerscene in großen Figuren ganz in Huchtenburg's und Wouvermann's Geschmack vorstellt.

Vorzüglich erfreute uns ein Bild des berühmten vaterländischen Künstlers C. W. E. Dietrich von 9 Fuß Länge und 6 Fuß Höhe. Selten wird wohl von diesem klassischen Meister ein Bild dieser Größe vorkommen. Der Gegenstand ist das Innere eines großen deutschen Bauernhofes, wo im Mittel- und Vorgrund neben einem Brunnen einige Bauern zu Pferde sind und sie tränken; ruhende Kühe und andere Thiere der Hauswirthschaft sind in reicher Zahl vorhanden und beleben nebst andern mannichfachen Gegenständen das Bild auf die herrlichste Art. Die praktische großartige und höchst geistreiche

*) Neuerlich von Zöllner in Dresden lithographirt.
**) Eins der kostbarsten Bilder dieses Meisters, sonst im Richter'schen Kabinet zu Leipzig.
***) Dieses liebliche geistreiche Gemälde wurde kürzlich von Frau von Speck schön lithographirt.

*) Leider ist dieser hochgeachtete Künstler seit längerer Zeit in seiner Gesundheit sehr leidend und die Kunstwelt so manches Schönen seiner Hand dadurch beraubt.
**) Diese Blätter sind von Rosaspina in gr. Quer-Folio Format gestochen und dann die Abdrücke in der Art der Raphaelischen Arabesken in Gouache kolorirt.

Digitized by Google

Ausführung machen dieses ungewöhnlich große Bild zu einem der imposantesten *) dieses Meisters.

Die Gemäldesammlung des Generalconsuls Dr. Baumgärtner enthält unter der ziemlich großen Zahl Malerien manches gute Werk und darf, da verschiedene Namen von achtbaren Künstlern sich daselbst vorfinden, nicht übersehen werden.

Der als Dichter bekannte Hofrath Rochlitz besitzt eine sehr schöne Sammlung von Originalhandzeichnungen, die aus den verschiedenen Epochen die unterschiedlichen Kunstschulen viele Merkwürdigkeiten enthält und wovon früher mancher klassische Gegenstand sich in der berühmten Gottfried Winckler'schen Sammlung befand.

Die Handzeichnungssammlung des Oberconsistorial-Assessors Dörrien, dessen Gattin selbst als Dilettantin sich auszeichnet, ist als sehr merkwürdig und als mit klassischer Umsicht von ihrem Vater, dem verstorbenen Hofrath Gehler, gesammelt, zu betrachten.

Wenn wir aber einmal die Partie der Handzeichnungen berühren, so dürfen wir auch die reiche und wirklich vorzügliche Sammlung besonders holländischer älterer als neuerer Meister aufführen, die der Universitäts-proclamator Weigel, ein erfahrener und kenntnißreicher Kunstfreund, besitzt.

Zugleich sieht man hier die schönsten für unsere Zeit noch wohl erhaltenen aus Bayern ausgewanderten Zeichnungen des berühmten Thiermalers J. E. Riedinger, wie z. B. sein Paradies nach Brocke's Gedichten; ferner die größeren, 6 bis 7 Fuß breiten, höchst geistreichen Kompositionen der Lager- und Belagerungsscenen von Rugendas.

(Die Fortsetzung folgt.)

Handzeichnungen.

Lithographirte Kopien von Original-Handzeichnungen berühmter alter Meister aus der Sammlung Sr. kaiserlichen Hoheit des Durchlauchtigsten Erzherzogs Karl von Oestreich. Zweite Auflage. Herausgegeben von Ludwig Förster. Zu beziehen durch Herrn R. Weigel's Anstalt für Kunst und Literatur in Leipzig. 1834. gr. Fol.

Die Sammlung von Handzeichnungen, welche aus dem Besitz des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in den Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs über Karl gegangen ist, war den Kunstfreunden längst als eine der reichhaltigsten und wichtigsten ihrer Art bekannt. Es bedarf kaum gesagt zu werden, wie fruchtbar das Studium der Handzeichnungen für die Kenntniß der Kunst überhaupt sey. Nicht bloß, daß es uns den Geist der Meister am unmittelbarsten vor die Augen bringt, uns in den Stand setzt, ihre Gedanken gleichsam bei deren erster Gestaltung zu belauschen und den Grad ihrer technischen Fertigkeit, ihrer Naturkenntniß und künstlerischen Gewandtheit aus der Unmittelbarkeit dieser Entwürfe zu ermessen; es ist auch von größter Bedeutung für die Kunstgeschichte überhaupt, indem es zeigt, welche verschiedenartige Versuche und Studien den berühmtesten Werken vorangingen, so daß dadurch die Reihe von Stufen und Bemühungen sichtbar wird, welche zur Entstehung eines ausgezeichneten Werkes nöthig war. In beider Hinsicht ist die genannte Sammlung höchst erfreulich und lehrreich. Es ist daher ein Verdienst der Wiener Lithographie, die Nachbildung der ausgezeichnetsten Blätter derselben unternommen zu haben. Auch hat das Werk so großen Beifall gefunden, daß bereits eine zweite Auflage davon nöthig geworden ist. Die erste Auflage besteht bis jetzt aus 20 Lieferungen für die italienischen Schulen, und 16 Lieferungen für die deutsche Schule, und wird, wie es scheint, durch neue Lieferungen der zweiten vermehrt, in welcher nun auch die niederländische Schule hinzugekommen ist und die Blätter der italienischen und deutschen in umgekehrter Ordnung folgen. Wir werden die Hefte der zweiten Auflage, so wie sie erschienen, im Kunstblatt anzeigen.

1) Italienische Schule; erste bis dritte Lieferung. Ein Triumphzug von Giulio Romano, getuscht mit der Feder auf braun Papier und weiß aufgehöht; Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers, Röthelzeichnung von Andrea del Sarto, und eine flüchtige getuschte Federzeichnung von Raphael, die Apostel, welche Christum suchen, eröffnen die Reihe. Den Schluß des ersten Heftes macht eine große allegorische Röthelzeichnung von Andrea Sacchi, Tugenden und Wissenschaften am Throne der göttlichen Wissenschaften. Im zweiten Hefte folgt eine treffliche Röthelzeichnung von Guercino, Bathseba im Bade; Mariä Besuch bei Elisabeth, aufgehöhte Federzeichnung auf braun Papier, welche dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wird, aber einem späteren Meister der florentinischen Schule angehören dürfte; die Marter der heiligen Felicitas und der Besuch des Mars bei der Venus, beide aus Raphael's Schule. Im dritten Hefte findet sich der vortreffliche Entwurf von Raphael für eines der Sockelgemälde in den Stanzen, den Einzug des Kardinals Johann von Medicis in Florenz vorstellend; eine höchst geistreiche und lebendige Jagd von Giulio Romano;

*) Es war ehemals in der Winckler'schen Sammlung zu Leipzig.

Digitized by Google

die Geburt des Bacchus, merkwürdige Federzeichnung von Baccio Bandinelli und eine Scene in der Vorhalle eines römischen Tempels, getuschte Zeichnung von Raphael oder aus dessen Schule.

Deutsche Schule; erste und zweite Lieferung. Zuerst eine Kreuztragung, mit der Feder gezeichnet von Martin Schön, ein figurenreiches Bild voll Charakter und Wahrheit des Ausdrucks; Bildniß des Andreas Dürer, vortreffliche Federzeichnung Albrecht Dürer's vom Jahe 1514; von demselben noch 5 andere Federzeichnungen, eine Geburt Christi, eine Heimsuchung, eine Skizze des Todes der Maria, welche mit dem bekannten Holzschnitt und mit dem Relief im brittischen Museum Aehnlichkeit hat; eine Kreuzabnahme und die Skizze zu dem bekannten allegorischen Bilde des Apelles, die Verläumdung nach Luzian's Angabe mit beigeschriebenen Namen; außer diesen noch ein mit Kreide gezeichnetes Porträt von Holbein.

Flammänder Schule. Erste Lieferung. Mit Unrecht ist hier zu Anfang eine schöne Zeichnung von Lucas von Leyden, die Vermählung der Maria, aufgehöhte Federzeichnung auf braun Papier, eingeführt worden, da dieser Meister zu der holländischen, oder, wenn man will, zu der niederdeutschen Schule, aber keineswegs zur flammändischen zu rechnen ist. Da die Absicht der Herausgeber zu seyn scheint, in dieser Abtheilung Holländer und Flammänder zu vereinigen, so wäre die Ueberschrift: „Niederländische Schule," passender gewesen. Wir finden nämlich in diesem Hefte noch Abraham und Melchisedek, vortrefflich getuschte Federzeichnung von Rubens; eine getuschte Zeichnung auf braun Papier von Rembrandt (?): ein Pabst, welcher einem venetianischen Doggen das Feldherrnschwert übergibt, und endlich eine heilige Familie, mit spielenden Engeln, getuschte und weiß aufgehöhte Zeichnung von van Dyck.

Unter allen diesen Blättern, ein einziges ausgenommen, ist Hr. J. Pilizotti als lithographischer Zeichner angegeben, und nicht bloß die Menge seiner Arbeiten, sondern auch die Treue und Gewandtheit, womit er den Charakter der Originale wiedergegeben hat, verdient die größte Anerkennung. Die verschiedenen Manieren der Italiener, die Freiheit und der Schwung ihrer Zeichnungen sind eben so vortrefflich nachgebildet, wie das Fleißige und Aengstliche der Altdeutschen und das Flüchtige, Bravourartige der späteren Niederländer. Daß die Lithographie jede Art von Zeichnungsmanier täuschend nachzuahmen im Stande sey, hat schon das Münchner Handzeichnungswerk der Hrn. Strirner und Piloty bewiesen. Das gegenwärtige zeichnet sich jedoch vor jenem sowohl durch größere Bedeutsamkeit der abgebildeten Gegenstände, als durch schönere Ausstattung aus, indem alle Blätter im gleichgroßen Format abgedruckt sind.

Es wäre zu wünschen, daß ein Kenner der Kunst, deren es in Wien mehrere ausgezeichnete gibt, sich dazu verstände, dieses interessante Werk mit einem historischen Text zu versehen, denn bei vielen Handzeichnungen würde nicht bloß eine Erklärung des Inhaltes, sondern auch eine kurze Angabe ihrer Geschichte und Schicksale, soweit man sie kennt, für jeden Freund der Kunstgeschichte von bedeutendem Werthe seyn.

Aphorismen.

Das Werdende begleiten reiche Gedanken, frohe Gefühle; das Gewordene stellt sich zu dem übrigen schon Fertigen in die übersatte, gleichgültige, stumpfsinnige Welt.

Dies sage dir als schaffender Künstler, und freue dich um so mehr, wenn eines deiner Werke einst Aufmerksamkeit und Theilnahme erweckt. — Doch bitte Gott, daß du nicht Mode werdest.

Denkmäler.

München. In der Nähe der Ruinen des Stammschlosses Wittelsbach, einige Stunden von Augsburg, ist aus freiwilligen Beiträgen ein Obelisk errichtet worden, welcher weithin die Gegend an der Donau und dem Lech beherrscht und die Inschrift trägt: Dem tausendjährigen Regentenstamme der Wittelsbacher das getreue Bayern. Derselbe ward am 25. August als am Namens- und Geburtstage des Königs unter den größten Feierlichkeiten inaugurirt.

Darmstadt. In dem großherzoglich hessischen Städtchen Gernsheim am Rhein wird dem Mit-Erfinder der Buchdruckerkunst, Peter Schöffer, der daselbst geboren wurde und ein Schwiegersohn Faust's war, ebenfalls ein Denkmal gesetzt. Die Kosten zu der in Darmstadt gearbeiteten kolossalen Statue haben einige Privatleute in Gernsheim aus eigenem Antrieb zusammengeschossen.

Zeichnende Künste.

Dem Könige der Franzosen ist eine große Tuschzeichnung des Architekten Bourjot, eine Ansicht der Ludwig-Philipps-Brücke, von dem am Greveplatz gelegenen Kai aufgenommen, vorgelegt worden.

Eine Auswahl der treffendsten Spottbilder, welche man über die verschiedenen Zeiträume der Gesellschaft in Frankreich besitzt, erscheint gesammelt in dem Musée de la Caricature zu Paris.

Prof. Vogel von Vogelstein in Dresden hat eine große sinnreiche Komposition aus Dante in Zeichnung ausgeführt; die Beschreibung s. im Dresdener Art. Not. Bl. Nro. 7.

Gemälde.

In Hamburg ist das von Overbeck gemalte und von der Stadt für das dortige Krankenhaus bestimmte Gemälde, Christus am Oelberge, die Figuren über Lebensgröße und eines der größten Staffeleibilder dieses Meisters, woran derselbe mehrere Jahre gearbeitet, angekommen und erregt große Bewunderung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 75.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 18. September 1834.

Kunstschau in Leipzig während der Ostermesse 1834.

(Fortsetzung.)

Rudolph Weigel, der Sohn, besitzt in seiner Privatsammlung schöne Radirungen und bietet in seinem seit zwei Jahren eröffneten Institut für Literatur und Kunst einen reichen Vorrath von Kunstgegenständen in Kupfer, Lithographien, holländischen und anderen Zeichnungen nebst einer großen Auswahl der Kunstliteratur älterer und neuerer Zeit, die schönste Gelegenheit zur Beschauung und Erweiterung der Kenntnisse. Dieses, so wie die ausgewählte Kupferstichsammlung seines Vaters gewähren den in Leipzig im Winter stattfindenden Kunstunterhaltungen immer eine reiche Ausbeute.

Eine der schönsten Kupferstichsammlungen, die Leipzig noch besitzt, ist die des Generalconsuls Claus, eines freundlichen und liebenswürdigen Sammlers, welcher mit Achtung den Schatz seines Großvaters Otto bewahret und noch zu vermehren sucht.

Diese Sammlung zeichnet sich durch Seltenheit, so wie durch Schönheit der Exemplare in allen Schulen aus und zeigt noch den wahren patriarchalischen Charakter, wo Alles, was man klassisch nennen kann, anspruchslos in der Auswahl der Meister aufgesammelt ist. Denn so wie von den ältesten Blättern, wie von Baccio Baldini, oder dem Meister ES 1466, von Dürer, dann von den deutschen Kleinmeistern oder von Rembrandt und anderen holländischen Meistern, dann von Dietrich's vortrefflichen Radirungen sich Vieles vorfindet, so ist auch hier das schönste von Dreyer, Wille, Schmidt, Strange, Woollett und andern Meistern aufbewahrt. Er bemühet sich im Allgemeinen bei jener Sammlung um eine Uebersicht des historischen Fortgangs der Kunst, die dem weitern Forscher die Gelegenheit zur Erkenntniß dieser oder jener Merkwürdigkeit an die Hand gibt.

Zu den besonderen und ausgezeichneten Merkwürdigkeiten jener Sammlung gehören die von Heinecke *) und Huber dem Maso Finiguerra zugeschriebenen 24 Blätter, welche Bartsch im Peintre-Graveur **) nennt, die wir aber, ohne dem ehrenwerthen Besitzer wehe thun zu wollen, nicht unter die Zahl der uns zwar wenig bekannten Arbeiten des Finiguerra aufnehmen, sondern im Allgemeinen unter die sehr seltenen gestochenen Arbeiten anderer italienischen Meister wie Baldini u. a. rechnen möchten. ***) Die Arbeit selbst gehört nicht der Art an, welche zum Niello gebraucht wurde, und höchstwahrscheinlich dienten diese runden, vermuthlich in Silber gestochenen Platten als Boden oder auch als Deckel zu Gefäßen oder Untersatzschalen, da der Gebrauch im Mittelalter und auch noch im 17ten Jahrhundert oft vorkam, die Gefäße mit gut gestochenen Figuren oder Grotesken zu verzieren, wie Annibal Carracci's Unterschale ehemals in der Sammlung Farnese (Bartsch, No. 18) oder die von Theod. de Bry vorkommenden Abdrücke der Blätter mit dem Hauptmann der Weisheit, dem Hauptmann der Naerheit, die Liebe, der Stolz, und Blätter von de Gheyn oder andere dieses beweisen dürften. †)

*) Heinecke, neue Nachrichten, S. 281.

**) P. Graveur, Vol. XIII. p. 142.

***) Die Niellirarbeiten wurden mehr zu ausgeführten Werken, welche der eigentlichen Goldschmiedarbeit angehörten, und wo besonders die Hintergründe die weissen Figuren herausheben, benutzt, wodurch solche Platten, der Benennung entsprechend, mehr einer Art schwarzer und weißer Emaille gleichen.

†) Hr. Duchesne in seinem kürzlich erschienenen Werk: Voyage d'un Iconophile, welches, obgleich mit einigen noch zu berichtigenden Artieln, viel Merkwürdiges über Nachforschungen im Gebiet der Kupferstichkunde und über die auf seinen Reisen in Deutschland, England und Holland gesehenen Seltenheiten aufführt, spricht Seite 209 von jenen Blättern in H. Claus' Sammlung. Wenn nun aber Duchesne, wie sehr richtig,

Digitized by Google

Daß unter den Kunstsammlern und Kunstfreunden Leipzigs so mancher noch zu nennen wäre, der mit Liebe dafür wirkt, daß auch manchee praktisch die Hand dafür bietet, dieses ersiehet man an Stieglitz, bekannt durch seine Schriften über Architektue, an Dr. Puttrich, der sich besonders um dgs Geschichtliche der altdeutschen Baukunst und neuerlich duech eine zu besoegende Herausgabe der im byzantinischen Geschmack erbauten Kirche des Klosters Zschillen im Schönbuegschen sehr verdient macht. Ferner ist der würdige Dieektor an der Bürgerschule, Hr. Vogel, als Sammler von Handzeichnungen, so wie der die Goldschmied- und Elfeliekunst auf eine vorzügliche und würdige Aet ausübende Westermann zu nennen, der einen mit Elfenbeinschnitzaedeit gezieeten silbeenen Krug eben fertig gemacht hatte, und welcher mit lebendigem und glühendem Eifer Cellini's Weeke vereheend nie anstand in seinem Fach vorwärts zu gehen.

Was der würdige Veteran Schnorr durch seine Lehren und freundlichen Umgang mit seinen Schüleen bei der Leipziger Kunstakademie wirkt, ist Jedem bekannt, und das Institut wird immer für die Zukunft für Leipzig von großem Nutzen seyn.

Einer besonderen Aufmerksamkeit würdig ist das in der Petersvoestadt geiegene im echt römischen Styl eebaute Haus des Dr. Härtel, welcher, von seinee Reise nach Italien mit den lebendigsten Eindrücken alles Schönen und Eehabenen zurückgekehrt, dieses schöne Gebäude durch den Architekten Herrmann aus Dresden aufführen ließ.

Durch eine mit Arcaden einfach geziette Halle, über welcher die Woedeeseite der ersten Etage mit einer auf Säulen ganz eigenee Ordnung ruhenden Loggia geziert ist, gelangt man im Innern des Gebäudes zu der schönen, zwae nur von Holz, aber köstlich gezierten Teeppe, die fast an die von Mich. Angelo Buonaeoti in seinem Haus eebaute erinnert, von wo aus man in die, mit den schönsten Fußböden, mit meisterhaft geaedeiteten, duech gediegenen Geschmack sich auszeichneuden Thüeen, mit den schönsten Wandmaleeeien und den zaetesten und feinsten Meubles ausgeschmückten Zimmer eintritt.

Die Loggia selbst ist mit Feeskomalerei von Otto Wagner und Peschel aus Deesden im Geschmack der von Raphael und Giov. da Udine im Vatikan gearbeiteten Arabesken geziert und enthält, in sehr geistreichee lieblichee Form und Ausführung die Monate und Tageszeiten.

Ein Salon zu ebener Eede nach der Seite des Gartens wied in den Wänden mit schönen historischen Landschaftsgemälden in Temperafaeben von dee Hand des geschickten Weimarischen Künstlees Preller geziert.

(Die Foetseyung folgt.)

---

sie nicht als Niellos oder nicht von der Hand des Finiguerra erklärt, ihnen jedoch als Seltenheit den gröbten Werth beilegt und sie als Arbeiten des Baeeio Baldini nennt, so möchte seine Ueberzeugung, als sey Baldini der erste gewesen, welcher Platten in der Absicht gestochen, um davon Abdrücke zu ziehen, nicht ganz begründet seyn, da unter einigen Blättern alter italienischen anonymen Meister, die wir kennen, sich Abdrücke von nicht niellirten Platten vorfinden, die älter seyn müssen als die dem Baldini zugeeigneten Arbeiten. Dahin gehören die fälschlicherweise dem Baldini zugeeigneten Tarockarten, welche nach den altvenetianischen Unterschriften jedenfalls venetianische Arbeiten sind.

Wenn endlich Finiguerra, welcher älter als Baldini ist, von niellirten Platten Abdrücke gezogen haben soll, ehe sie zum Niello präparirt waren, konnte er nicht auch Platten zum bloßen Abdruck stechen? Welche Kunst fände sich in der Zeit und Zahl der italienischen Meister, wenn Finiguerra gegen 1450 arbeitete und Baldini's Werke z. B. in der 1481 erschieuenen Ausgabe des Daute sich zeigen, im Verhältniß zu dem Reichthum der von den alten deutschen Meistern jener Periode uns zurückgelassenen Blätter. Hier würde Duchesne's Ansicht, wenn er sagt: Je suis convaincu qu'elles (nämlich die Blätter in der Sammlung des Hrn. Eland) sont de la main de B. Baldini, le premier qui ait gravé des plaches avec l'intention d'en tirer l'epreuve, nicht Stich halten.

Verständigung

über die in den Nummern 79 und 80 des Kunstblattes (Jahrgang 1832) enthaltene Keitik der Untersuchungen über die wichtigsten Gegeustände der Theaterbaukunst in optischer und akustischer Hinsicht, von

J. Wetter.

In den angegebenen Nummern des Kunstblattes ist eine Veurtheilung des bezeichneten Weekes zu lesen, welche mir Behauptungen in den Mund legt, an die ich nicht im Entferntesten gedacht, ja von denen ich sehr bestimmt das Gegentheil aufgestellt habe, und über manche meiner Bestimmungen einen Tadel ausspricht, der mir nicht als gegründet erscheint. Die Wahrheit gewinnt immer bei einer strengen, wenn auch zum Theil ungerechten Kritik; weil diese die Rechtfeetigung heevorruft und damit die helleee Beleuchtung der vielleicht nicht klar genug entwickelten Begriffe, die schäefeee Bestimmung der Punkte, woranf es ankommt, und die Verständigung übee obwaltende Mißverständnisse veranlaßt. Darum, um diese helleee Erkenntniß der Wahrheit über ein höchst wichtiges Peoblem dee Kunst zu fördern, und nicht um meiner selbst willen, fühle ich mich zu nachstehender Berichtigung gedeungen; obwohl ich gern glaube, daß Ref.

Digitized by Google

nicht absichtlich ungerecht gegen mich habe seyn wollen. Ist er, wie eine Stelle seines Berichtes vermuthen läßt, weder Architekt noch Physiker, so ist ohne Zweifel die Raschheit einer einmaligen Durchlesung Ursache, daß ihr, bei den vielfältigen Bestimmungen, welche im Laufe des Vortrags aus den Sätzen der Optik und Akustik und aus den Bedürfnissen unserer dramatischen Darstellungsweise für die Anlage der Bühne und des Auditoriums abgeleitet werden, nicht immer die wahren Gründe, auf welchen sie beruhen, gegenwärtig blieben. Ich komme zur Sache.

1) In Bezug auf die Bemerkungen über den Titel des Werkes muß ich erinnern, daß ich die andern Gegenstände, welche, außer der Anordnung der Bühne, des Auditoriums und des Prosceniums, bei dem Theaterbau in Betracht kommen (die Richtung und Sonderung der äußeren Zugänge, die Anordnung der Ein- und Ausgänge, die Treppen, die Kommunikationen, die Lage der Ankleidezimmer, Garderoben und Dekorationsmagazine, die Anordnung der Fenster ꝛc.), allerdings als sehr wichtig bezeichnet, aber auch den Grund ihrer Ausschließung aus der Abhandlung angegeben habe, nämlich, daß sie auf mannichfache Weise, je nach dem gegebenen Lokale, mehr oder minder zweckmäßig ausgeführet werden können, und sich daher keine ganz bestimmten Normen für die Anordnung derselben geben lassen. Auch darf man voraussetzen, daß jeder wahrhaft gebildete Architekt diese Aufgaben auf eine befriedigende Weise zu lösen verstehen werde. Was die Treppen anbelangt, so habe ich in dem beigefügten Grundrisse angedeutet, wie viele ich deren für die Bequemlichkeit der Zuschauer zum mindesten für nothwendig und an welchen Stellen ich sie am zweckmäßigsten angebracht erachte.

2) Referent äußert sich in Beziehung auf das, was ich über die Anordnung der Bühne gesagt habe, in folgender Weise:

„Wenn der Verfasser annimmt, das Bedürfniß des Raumes für große Aufzüge, Chöre ꝛc. sey auf jeder Bühne gleich, so ist ihm hier entgegenzusetzen, daß ein Provinzialtheater, welches keine so großen Mittel hat als das einer Residenz, auch keine so ausgedehnten und kostspieligen Aufzüge und Dekorationen wird anordnen können als dieses, folglich auch mit einem kleinern Raum der Bühnen auskommen wird. Die Bestimmung des Verfassers, obgleich sie approximativ bleibt, wird daher bei kleinern Theatern noch manche Beschränkung erleiden müssen."

Ich muß hierauf erwidern, daß ich nicht behauptet habe, das Bedürfniß des Raumes sey für große Aufzüge, Chöre ꝛc. auf jeder Bühne gleich, sondern dieselben Chöre, dieselben Aufzüge (obgleich nicht immer gleich zahlreich an Personen) werden in einem mittlern wie in einem großen Theater aufgeführt, der Gebrauch der Bühne sey in beiden derselbe (S. 4). Nicht bloß wegen der Chöre und Aufzüge (welche auf Provinzial-Theatern allerdings minder bedeutend seyn müssen als auf größeren Bühnen) verlangte ich auch bei mittleren Theatern eine Bühnentiefe von wenigstens 65 rhl. Fuß, sondern (nach S. 2 und 3) hauptsächlich darum, weil jede Bühne hinlänglichen Raum darbieten muß, damit alle Prospekte und Verwandlungen, welche in einem und demselben Aufzuge zur Anschauung kommen sollen, und die in den heutigen Zauberopern oft sehr zahlreich werden, hintereinander nach der Tiefe der Bühne aufgestellt werden können. Spektakelstücke und Zauberopern sind gerade die Vorstellungen, welche am meisten die Kasse füllen; sie müssen auch in den Theatern kleiner Provinzialstädte aufgeführt werden. Wenn man nun ein solches von Grund aus neu erbaut, warum sollte man sich nicht entschließen, der Bühne gleich die nothwendige Tiefe zu verschaffen. Wie unbedeutend und beschränkt in ihren Mitteln muß eine Provinzialstadt seyn, welche nicht einmal die verhältnißmäßig unbedeutenden Kosten zur Miethe von Soldaten, Handwerksjungen u. dergl. aufbringen könnte, um bei der Aufführung von Opern und Tragödien die Züge zu vergrößern? Und wenn man auch die Aufzüge sehr vernachlässigen wollte, die Verwandlungen der Dekorationen in den Opern müssen nicht nur für einen Akt, sondern für die ganze Vorstellung vorbereitet und hintereinander aufgestellt werden können, wenn nicht der Maschinist genöthigt seyn soll, fast in jedem Zwischenakte auf eine langwierige, beschwerliche und für die Dekorationen verderbliche Weise die Versetzungen vorzunehmen. Hiezu ist aber eine Bühne von wenigstens 65 Fuß Tiefe, bei ungeschmälerter Breite bis an die Rückwand, nöthig; davon habe ich mich durch die Erfahrung überzeugt. Ich kenne ein erst seit acht Jahren erbautes Provinzialtheater, dessen Auditorium zu den kleinsten gehört; weil die kleine Bevölkerung der Stadt selten mehr als 600 Zuschauer erwarten läßt. Der Architekt gab der eigentlichen Bühne von dem Rande des Prosceniums bis an die Rückmauer eine Tiefe von 42 rhl. Fuß. Ueberdies durchbrach er diese Rückmauer in einer Breite von 19 Fuß und baute an diese Oeffnung einen 20 Fuß tiefen Kasten an, welcher bedeutend weniger Breite und Höhe als die Hauptbühne hat. Für diese Anordnung nun wissen der Maschinist und der Theaterdirektor dem Architekten wenig Dank: weil sie durch die zu geringe Tiefe der vordern wie der hintern Bühne verhindert werden, die Verwandlungen für eine ganze Oper vorzubereiten und die nöthigen Dekorationen und Versetzstücke im voraus aufzustellen. In Folge dieser Hemmniße sind sie genöthigt, Opern

und manche andere Stücke von zwei Akten in drei, solche von drei in vier und die von vier Akten in fünf einzutheilen, um mehr Zwischenakte und damit mehr Zeit zur Anordnung der Dekorationen während derselben zu gewinnen, und bei alle dem dauern diese Zwischenakte jeder dennoch mindestens zehn Minuten länger als sie dauern würden, wenn die Tiefe der Bühne die genügende Vorbereitung der Verwandlungen gestattete. Die Beschwerlichkeiten, unter welchen die Dekorationen und Versetzstücke in jenen angebauten zu Verlängerung der Bühne dienenden Kasten hinein und wieder herausgeschafft werden müssen, sind groß, und der Schade, welchen sie dabei finden, ist nicht gering.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Ueber Niederländische Kunst, oder biographisch-technische Nachrichten von den vorzüglichsten Meistern in der Zeichnungskunst und Malerei in den vereinigten Niederlanden, als Stoff zu Vorlesungen auf Kunst- und wissenschaftlichen Schulen. Aus den vorzüglichsten Quellen bearbeitet von Lit. A. C. Nilson, quiesc. Sekretär bei dem Magistrat der k. b. Stadt Augsburg. Augsburg und Leipzig, in der von Jenisch und Stage'schen Verlagshandlung. 1834. 8. S. XII. 284.

Dieses Buch enthält eine Sammlung von biographischen Notizen, ähnlich der früheren, welche derselbe Verf. über deutsche Künstler veranstaltet und herausgegeben hat. Eine Darstellung des Charakters und geschichtlichen Entwicklungsganges der niederländischen Kunst darf man hier nicht erwarten, denn gleich die erste Seite beginnt mit dem Leben, den Schicksalen und Werken der Brüder Eyck; und so geht's fort bis auf die neueren Zeiten. Aber auch die historische Darstellung ist unvollständig, sofern der Verfasser zwar den Vasari, Mander, Fiorillo und andere berühmte Bearbeiter der niederländischen Kunstgeschichte benützt, aber von den neueren keinen kennt, dahin, wenn wir auch die schöne Darstellung der Schopenhauer, die keine eigenen Forschungen veranstaltete, sondern nur aus den vorhandenen Quellen schöpfend erzählen wollte, ausnehmen, vornehmlich Waagen, über die Brüder Eyck und Rubens, und Passavant, und jetzt auch die niederländischen Briefe, von denen aber freilich der Verf. noch keine Einsicht hatte nehmen können, gehören. Wer sich nun mit den älteren Nachrichten gerne begnügt, findet im vorliegenden Bande so ziemlich Alles, was aus Fiorillo und dessen Vorgängern sich excerpiren läßt, beigebracht; aber freilich eine wirkliche Bereicherung der kunstgeschichtlichen Literatur kann diese Kompilation so wenig als die frühere heißen.

Plastik.

Aus Veranlassung der Entdeckung der Gebeine Raphael's hat Thorwaldsen eine Apotheose des großen Künstlers entworfen. Raphael sitzt sinnend, mit einer Tafel in der Hand, auf den Resten eines antiken, reich verzierten Architravs; die Füße ruhen auf der Vase und dem Capitell einer corinthischen Säule. Eine Siegesgöttin krönt ihn, und Amor schmiegt sich, eine Rose bietend, an ihm hinauf.

Akademien und Vereine.

Am 14. Juni hielt die Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde zu Stettin ihre zehnte zahlreich besuchte Generalversammlung.

Am 2. Juni hat der Kunstverein in Moskau seine außerordentliche Jahressitzung gehalten. Nachdem die Arbeiten der Schüler geprüft worden waren und der Director den Jahresbericht verlesen hatte, übernahm, auf den Antrag des Vereins, der Militär-General-Gouverneur Fürst Gortzin den Titel eines Präsidenten und vertheilte die Preise. Unter den Belohnten befinden sich zwei Taubstumme und ein Perser, Seid Mirsa Mumenow, der die Künstlerklasse fleißig besucht und in Zeit von sechs Monaten große Fortschritte im Zeichnen gemacht hat; er will sich noch ein Jahr in Rußland aufhalten, um sich in der Kunst zu vervollkommnen, und dann nach seinem Vaterlande zurückkehren, wo er eine lithographische Anstalt anzulegen wünscht.

Medaillenkunde.

Kopenhagen. Am 5. August haben der Bischof Müller, der Stadthauptmann Thortsen und der Bildhauer Freund dem König von Dänemark die Denkmünze überreicht, welche zum Andenken an die frohen Tage geschlagen ist, da der König nach überstandener Krankheit aus Holstein nach seiner Hauptstadt heimkehrte.

München. Auf den Landtag 1834 ist eine Denkmünze mit den von S. M. dem Könige selbst angegebenen Insignien geprägt worden; auf der einen Seite ist die Jahreszahl 1834 und die Inschrift: Ehre dem Ehre gebühret; auf der andern das königliche Brustbild.

Alterthümer.

Der in Halle so eben erschienene erste Band der „Neuen Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen, herausgegeben von dem Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums„ enthält eine Untersuchung über die bischöflich Naumburgischen Münzen, vom Landrath Lepsius; mehrere Abhandlungen von Wiggere über Taufsteine, Grabhügel und Naumburgische Alterthümer, u. A. m.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 76.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 23. September 1834.

Kunstschau in Leipzig während der Ostermesse 1834.

(Fortsetzung.)

Einige mit Scenen aus der Odyssee waren schon vollendet und beurkundeten den im Geschmack von Poussin arbeitenden tüchtigen Künstler, der neben großartiger Komposition die Gegenstände in warmen Tönen und zarter Ausführung gut verstanden zu geben wußte.

Wollte man im Allgemeinen eine Parallele sowohl der Privat- als öffentlichen Gebäude zwischen Dresden und Leipzig entwerfen, so wird man finden, daß bei beschränktem Material der Steine dennoch die Leipziger Gebäude sich im Aeußern wie im Innern durch eine gewisse Eleganz, die man nicht mit dem Wort Luxus belegen darf, hervorthun. Man würde in Verlegenheit gerathen, Dresden entweder allzugroßer Ersparniß oder eines Mangels an Sinn für äußere Eleganz zu zeihen; letzteres spricht sich zugleich bei Restaurationen älterer öffentlicher Gebäude nicht vortheilhaft aus, da das wirklich Gute der alten Eleganz entweder vollends destruirt oder auch auf ganz ungünstige Art verbaut wird. Auch scheinen einige der bei den Bauten anzuwendenden Arbeiter mit Gleichgültigkeit ihre Werke zu behandeln, ohne an den Fortschritten des Geschmacks einige Lust zu bezeigen. Hoffentlich wird dies künftig durch die polytechnischen Institute gebessert werden.

Als eins der schönsten neuen öffentlichen Gebäude in Leipzig dürfte das neue Universitätsgebäude oder Augusteum erscheinen, was nächst schönen Verhältnissen auch einen schönen Geschmack zeigt. Eine besondere Zierde wird das Giebelfeld durch die schönen Haut-Reliefs von der Hand des berühmten Rietschel in Dresden erhalten, wovon die Modelle kürzlich im Attelier des Künstlers zu Dresden aufgestellt waren, und Allegorien auf die vier Fakultäten in den schönsten Gruppen und höchst bedeutsamen Charakteren darbieten.

Die Räume des neuen Universitätsgebäudes bieten auch bessere Gelegenheit für die Aufstellung der Bibliothek, die jetzt unter der Leitung des Bibliothekars Gersdorf manche Verbesserung für die Einrichtung zu erwarten hat, indem von selbigem schon ein Anfang gemacht worden, einige die Kunst angehende Artikel aus dem Verborgenen hervorzuziehen.

Obgleich keine Kupferstichsammlung bei dieser Bibliothek ist, so finden sich einige sehr seltene Holzschnitte und Kupferstiche oder Abdrücke aus der frühesten Epoche jener Kunst hier vor, die vermöge ihrer Arbeit etwas ganz Eigenthümliches in sich haben, daß nämlich die Arbeit nicht durch den gewöhnlichen Grabstichel auf Platten eingegraben, sondern daß die Gegenstände auf dicke Platten oder Metallblöcke vermittelst Bunzeisen und Schneideinstrumenten eingearbeitet waren, wodurch bei dem Hintergrunde und den darauf befindlichen hervortretenden Dingen auf den ersten Blick ein solcher Abdruck als Holzschnitt gilt und auch dafür erklärt worden ist. *)

Jene Arbeit dürfte wohl für das gelten, was Heinecke **) nach von Murr's Journal (II. Thl. S. 193) geschrotene Arbeit nennt, und wir fügen hinzu, daß, da diese Platten oder Metallblöcke immer heilige Figuren

*) Diese Arbeiten geben gleich den Niello's einen eigenen Abschnitt für die Technologie der Kupferstecher- und Holzschneidekunst, da, wie schon gesagt, jene Blätter Aehnlichkeit mit Holzschnitten haben, andrerseits die damaligen Holzschneider oft viele Zierrathen in Holzplatten der Schärfe wegen aus Metall in's Holz einsetzten, wie z. B. in die dunklen Hintergründe die weißen Punkte. Auch ist ja noch eine Verwandtschaft jener Manier bei den Buchdruckern darin zu finden, daß sie die Verzierungen von Schlußvignetten oder Einfassungen in Metall oder in der zum Buchstaben gehörigen Blei- und Zinnmasse haben.

Auch in Duchesne Voyage d'un Iconophile, pag. 219 und 220 wird eine Ansicht über die Holzschnitt-ähnlichen Kupfer, jedoch nicht ganz erklärend, angeführt.

**) v. Heinecke, neue Nachrichten S. 278 und 279.

Digitized by Google

enthalten, sie wahrscheinlich zu Verzierungen von Tabernakeln oder Ex-voto-Bildern gedient haben, jedoch ohne daß sie jedesmal für den Abdruck bestimmt waren, weil man doch sonst mehrere Exemplare vorfinden würde. *)

Die Bibliothek besitzt eine große Zahl gemalter Bildnisse von Professoren besonders aus der ältern Zeit, worunter das eines nach dem Tode gemalten Rectors, in Temperafarben von Luc. Cranach's Hand, und viele von Anton Graff, die durch Bause's schönen Grabstichel bekannt sind, sich auszeichnen. Unter die ausgezeichneten Dinge gehören auch noch mehrere Manuscripte mit byzantinischen Malereien, welche den echten Stempel des Alterthums tragen und vom größten Interesse sind.

Unter der Menge der sehenswürdigen Dinge in Leipzig während der Ostermesse durften als wirklich kunstvolle Produkte die von Enslin in einer geschmackvollen Halle vor dem Peteristhor aufgestellten Dioramen nicht übersehen werden, da sie eine Mehrzahl äußerst kunstvoller Arbeiten enthielten, worunter eine ganz neue Ansicht von Berlin mit der Umgegend des Museums das Künstlertalent des jungen Enslin beurkundet.

Die jetzt die Messe häufig besuchenden Kunsthändler hatten in reichen Magazinen eine große Auswahl neuerer und älterer schönen Gegenstände sowohl in Kupferstichen als in der sich noch immer ausbreitenden, vieles wiederholenden und oft nachdruckenden Lithographie. P. Engelmann, Rocca aus Göttingen, Velten aus Karlsruhe und Rittner und Gonpil aus Paris und andere Magazine, boten vielfältige Gegenstände an.

Die französische Kupferstecherkunst lieferte so manches Neue bei Hrn. Rittner und gab gleichsam einen eigenen Abschnitt der neuen Chalcographie, worunter besonders

1) Die kostbaren Probeblätter des zu Paris erscheinenden neuen Münz- und Medaillenwerks, Trésor numismatique etc.,

gehören dürften.

Das Werk, von welchem bis jetzt 8 Hefte erschienen, gestaltet sich in doppelter Hinsicht höchst merkwürdig, da es einerseits die kostbarsten Münzen und Medaillen aus den verschiedenen Perioden in den treuesten Abbildungen, andrerseits aber durch die Chalcogeaphie uns diese Gegenstände in einer ganz neuen einfachen und der Sache höchst angemessenen Manier des Vortrags höchst wahr darstellte.

In der That muß man das Gelingen dieser Arbeiten außerordentlich nennen, und den Stechern dieser in Stahl gearbeiteten Platten, die selbige unter der Leitung des bekannten genialen Kupferstechers Dupont und des berühmten Genremalers De la Roche vollenden, die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Das Hauptverdienst dieser Arbeit hat besonders He. Achille Collas, welcher durch seine neu eingerichtete Linirmaschine, die noch einen besonderen Mechanismus vermittelst der Vorrichtung in sich trägt, daß, indem einer Art Pentograph gleich die Maschine über die Reliefs und Flächen der wirklichen Münze hinweggleitet, sie andererseits durch äußerst zarte dem unbewaffneten Auge kaum sichtbare Perpendicular- oder Horizontallinien *) die Formen, die auffallenden Lichter und Schattentheile so ausdrückt, als wenn die Münze, Brakteate oder Medaille auf einem Blatt vor uns läge. Bei mehreren Gegenständen ist die Täuschung so außerordentlich, daß man sich der Ueberzeugung, daß diese Gegenstände nur durch dieses chalcographische Hülfsmittel so zur Vollendung gediehen, fast berauben läßt.

Es ist hierbei zu bemerken, daß die Künstler bei der Anwendung jener Maschine die Linie in gerader Richtung nur bis zur Lichtseite der verschiedenen gekrümmten äußern Formen der Gegenstände führen und dann jene Lichttöne in ganz leichten, gekrümmten, wellenförmigen, glänzenden etwas weiter gehaltenen Taillen nach der Perspektive wiedee bis in's höchste Licht übergeben; dahingegen sie die Linien, welche bei den Schattentheilen vorbeigehen, in sich verstärken oder nach dem technischen Ausdruck aufhalten. Nur durch diese verständige Bearbeitung ist es möglich, die Wirkung bis zur Täuschung hervorzubringen.

Das Werk erscheint in Lieferungen, jede zu vier Blatt in gr. Fol. und der höchst civile Preis à Lieferung in Paris 5 Francs wird viele Münz- und Kunstfreunde zum Anschaffen desselben einladen.

2) Scène de la Sainte Barthélemy, peint per De la Roche, gravé par Prudhomme. gr. real Fol.

Der bekannte seit Kurzem zum Ritter der Ehrenlegion ernannte Maler De la Roche wählte aus jener schreckensvollen Bartholomäusnacht eine Scene, welche in den

*) Ein jenen Gegenständen ganz ähnliches Blatt: Christus am Kreuz, auf einem Hintergrund von Rosen, besitzt Hr. v. Quandt in Dresden, und ein zweiter Abdruck davon ist in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.

*) Marco Pitteri, ein Venetianischer Kupferstecher des vorigen Jahrhunderts, arbeitete in ähnlicher Art mit einförmigen Diagonalen oder Perpendicularen sehr große Blätter, Bildnisse und historische Gegenstände, jedoch ohne Anwendung der gekrümmten Linien, ebenso mit vieler Kraft der berühmte Cavaliere Piranesi seine römischen architektonischen Blätter. Für wellenförmige Linien zeichnete sich Claude Mellan aus.

Digitized by Google

Gassen nächst der Kirche Notre Dame vor sich ging. Bei anbrechendem düstern Morgen sieht man einen der Liguisten, mit dem Zeichen des Kreuzes am Hut, die Binde um den Arm mit lauschender aufgescheuchten Miene seine Hand über zwei erschlagene Männer auf einen reichgekleideten Todten legen, während ein Knabe unter ihren Körpern ängstlich hervorblickt.

Nahe bei einer Betsäule im Hintergrund liegen die Körper einiger Erschlagenen, in der Ferne bemerkt man Soldaten, welche an Todten und Lebenden das Recht der Gewalt üben. Die im Vorgrund rechts angedeuteten zwei Füße zeigen, was alles vorgegangen, und der Künstler vermied wohl, durch schreckensvolle Gegenstände die Gräuel der Geschichte noch zu erhöhen.

Das Blatt ist kräftig, geistreich und effektvoll bearbeitet und gehört den bessern der neuen Chalcographie an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verständigung

über die in den Nummern 79 und 80 des Kunstblattes (Jahrgang 1832) enthaltene Kritik der Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände der Theaterbaukunst in optischer und akustischer Hinsicht, von

J. Wetter.

(Fortsetzung.)

3) In Bezug auf die Anordnung des Auditoriums sagt Referent:

„So richtig des Verf. Beweise für die Unzweckmäßigkeit dieser Form (des ¾ Cirkels) sind, so erscheinen doch auch durch die von ihm angegebene Gestalt nicht alle Inconvenienzen beseitigt. Hieher rechnen wir erstlich die Verlängerung des Auditoriums, wodurch die größere Zahl von Zuschauern, zumal bei der Einrichtung der Logenreihen, die er im dritten Paragraph vorschlägt, entfernt von der Bühne Platz nimmt, und die Stimme einen weiten Raum zu durchlaufen hat, um ihnen vernehmlich zu werden. S. 57 u. ff. erweist der Verfasser selbst (?), daß es für die Vernehmlichkeit der Stimme am vortheilhaftesten sey, wenn sie von einer nahe gegenüberstehenden Wand zurückgeworfen werde, und die Erfahrung in Kirchen und Hörsälen lehrt, daß, wo der Redner nach der Länge des Gebäudes spricht, seine Stimme allemal lauter erhoben werden muß, und dennoch unvernehmlicher wird, als wo er nach der Breite spricht. Hier aber sind zwei Drittel der Zuhörer auf eine Entfernung angewiesen, die der Schauspieler nur mit größter Anstrengung der Stimme ausfüllen kann. Als einen zweiten Nachtheil könnte man auch die Verengung des Parterres anführen, wenn überhaupt für den Raum, den das Parterre einnehmen, und die Zahl der Zuschauer, die es verhältnißmäßig fassen soll, eine bestimmte Forderung zu machen wäre.“

Weiter unten sagt Ref. in dieser Beziehung noch:

„Die Anordnung des Vers. bringt den größten Theil der Zuschauer auf vielfach hintereinander gereihte Sitze in den Hintergrund des Theaters, d. h. der Bühne gerade gegenüber, also in die weiteste Entfernung von derselben, welches für die Vernehmlichkeit des vom Schauspieler Vorgetragenen nicht ohne Nachtheil ist.“

Dagegen muß ich vor Allem bemerken, daß ich auf Seite 57 u. ff. gerade das Gegentheil der mir hier unterschobenen Behauptung bewiesen habe, daß es nämlich für die Vernehmlichkeit der Stimme am nachtheiligsten sey, wenn sie von einer gegenüberstehenden Wand zurückgeworfen wird; ferner, daß die Reflexionsfläche, wenn sie vortheilhaft wirken soll, hinter, und zwar möglichst nahe hinter dem Schauspieler und zu seinen Seiten stehen müsse, ferner, daß die Stimme, besonders in geschlossenem Raume, nach der Länge, d. h. in der Richtung, nach welcher der Redner spricht, merklich weiter verstanden werden, als seitwärts, und daß dieses auf Theatern ganz besonders der Fall sey, wenn die Prosceniumswände, bei gehöriger Breite und Ebenheit, eine zweckmäßige Stellung gegen den Hintergrund des Auditoriums haben. Uebrigens habe ich den Hintergrund des Auditoriums in keine größere Entfernung von der Vorbühne gebracht, als welche der Schauspieler ohne alle Anstrengung der Stimme, bloß mit dem gewöhnlichen Conversationstone ausfüllen kann; dies weiß ich aus der Erfahrung; denn ich habe die für die verschiedenen Logenränge angegebenen Ausdehnungen nur nach mehrfältig angestellten Beobachtungen bestimmt. Die Brüstung der Mittelloge des ersten Ranges ist nach meinem Entwurfe nur 41 rh. Fuß von dem Rande der Bühne entfernt, wobei noch das Orchester um 3½ Fuß in das Proscenium eingerückt ist. Wollte man jenes, wie es in den meisten Theatern der Fall ist, heraus und sonach den Rand der Bühne bis an die Ecke des Prosceniums vorrücken, so würde jene Entfernung nur 38 Fuß betragen. Der Abstand jener beiden Punkte beträgt dagegen

in dem Theater zu	Frankfurt a. M.	43	Fuß
„ „ „	„ Wien an der Wien	42	„
„ „ „	„ Karlsruhe . . .	43	„
„ „ „	„ Darmstadt . .	43⅔	„
„ „ „	„ Dessau	47	„
„ „ „	„ Weimar . . .	40	„
„ „ „	„ Haag	39½	„
„ „ „	„ Petersburg . .	51	„

Digitized by Google

in dem Hoftheater zu München . .	62	Fuß
„ „ neuen Theater zu Hamburg .	59	„
„ „ neuen Schauspielhaus zu Berlin	41	„
„ „ alten (abgebr.) Schsph. zu Berlin	50	„
„ „ neuen Theater zu Mainz .	44	„
„ „ alten „ „ „ .	44	„
„ „ Theatre Drurilane zu London	43½	„
„ „ „ français zu Paris .	46	„
„ „ „ Feydeau	40	„
„ „ „ Odeon	41	„
„ „ „ des Italiens . . .	39	„
„ „ „ Variétés	42	„

Die Rückwand des ersten und des zweiten Logenranges ist in meinem Entwurfe 51½ Fuß, jene des dritten Ranges 56½ Fuß von dem Rande der Bühne entfernt, welche Entfernungen jede um 3½ Fuß vermindert werden würde, wenn das Orchester ganz aus dem Proscenium gerückt würde. Dagegen ist der Abstand der Rückwand des Auditoriums von dem Proscenium in den meisten Theatern bedeutender; z. B. in dem Karlsruher 58 rh. Fuß, in dem Darmstädter 53½ (im 3ten Rang 58½), im Berliner 55, im Hamburger 65, in dem neuen Mainzer Theater 57½ im zweiten und dritten Rang, im Theater Drurilane zu London 52½, im Theater Coventgarden daselbst 70 Fuß, im Théâtre français zu Paris 58, 6″, in dem Théâtre italien daselbst 58, in dem Schauspielhause zu Turin 61, in jenem zu Mailand 71, 8″, in dem Theater Argentina zu Rom 60, in dem Theater Aliberti daselbst 56, in dem Theater San Carlo zu Neapel 70.

Es erhellt aus dieser vergleichenden Zusammenstellung, daß fast in allen größeren Theatern die gesammte Masse der Zuschauer in den der Bühne gegenüber gelegenen Logen auf eine größere Entfernung von derselben angewiesen sind, als es nach meinem Entwurfe geschehen würde. Und wenn dem auch nicht so wäre, es bürgen mir, ich wiederhole es, meine öfters und unter verschiedenen Umständen angestellten Beobachtungen dafür, daß die menschliche Stimme, bei gewöhnlichem Unterredungstone, in geschlossenem Raume auf die von mir angenommene Entfernung der Mittellogen von der Bühne für ein gesundes Gehör vernehmbar bleibt.

Die Sitze in den der Bühne gegenüber gelegenen Logen sind eben nicht vielfach hinter einander gereiht. Es sind deren nicht mehr als fünf, während deren fast in allen Theatern drei, im Theater Durilane zu London aber vier sind. Es ist aber auf keine andere Weise möglich, den Logenreihen eine bedeutende und dabei zweckmäßige Capacität zu geben, als eben dadurch, daß man die der Bühne gegenüber gelegenen Logen bedeutend tiefer anlegt als die Seitenlogen; weil man in diesen höchstens drei (ja in dem 4ten Rang eigentlich nur zwei) Sitzreihen hintereinander anbringen darf, und zwar aus doppeltem Grunde; erstens, weil, bei mehr Sitzreihen, die Zuschauer zu weit hinter die Coulissenlinie gerückt, in dem Ueberblick der Bühne zu sehr beeinträchtigt und der Möglichkeit beraubt werden, sich weit genug vorzulehnen, um eine genügendere Aussicht gewinnen zu können; zweitens, weil die Seitenlogen der Bühne viel näher liegen, und daher die hinteren Sitze in derselben außerordentlich hoch angelegt werden müßten, um den Inhabern (deren Gesichtslinien immer steiler werden, je näher sie der Bühne sind) den Hinblick über die Köpfe ihrer Vordermänner weg nach der Vorbühne möglich zu machen. Aus dem ersten Grunde erhellt, daß auch die Verengung des Parterre keinen gegründeten Einwurf gegen meinen Entwurf abgeben könne. Zu was nützt ein sehr breites Parterre, wenn die Zuschauer auf den Seiten die Bühne nicht übersehen können?

(Die Fortsetzung folgt.)

Alterthümer.

Das Journal von Odessa (Mai) enthält eine ausführliche Beschreibung des unweit Kertsch unter den Ruinen der alten Akropolis von Mirmikione gefundenen Sarkophags.

Auf dem Vorwerk Stargi bei Grodz in Polen fanden unlängst Arbeiter beim Graben einer neuen Chaussée 5 bis 6 Ellen unter der Erde mehrere thönerne Aschenkrüge; die meisten davon zerbrächelten von selbst, andere wurden von den Leuten zerschlagen, welche darin Gold zu finden hofften. Zwei sind erhalten. Ihre Form unterscheidet sich von den etruskischen Vasen. — Schon i. J. 1817 ist eine Anzahl ähnlicher Aschenkrüge in der Wojewodschaft Kalisch ausgegraben worden, und eine Beschreibung derselben erschien in dem damaligen Warschauer Pamiętnik.

In Irland findet sich eine ziemlich große Anzahl vorzüglich gut erbauter runder Thürme von hohem Alterthume, über deren Ursprung man nur ungewisse Vermuthung hegt. Die königliche irische Academie hat einen Preis auf die beste Abhandlung über dieselben gesetzt. O'Brien erhielt zwar nicht den ersten Preis, doch den zweiten, und das gelehrte Publikum scheint ihm eher als seinem Rivalen den Preis zuerkannt zu haben. Er ging von der bisher ziemlich allgemeinen Meinung, daß diese Thürme das Werk der frühesten Christen seyen, gänzlich ab und behauptete, sie seyen das Werk von Buddhisten, welche Irland lange vor Einführung des Christenthums von Osten her kolonisirten.

Der Pabst hat eine neue Kommission für die Ausgrabungen auf dem Foro romano ernannt. Ihre Mitglieder sind der Tesoriere, Monsignor Tosti, der Fürst Sciarra Colonna, Marchese Biondi, und der Präsident der Akademie von S. Luca, Ritter Salvi.

Bei Wetzlar ist unlängst eine Menge altgermanischer Grabhügel entdeckt worden, und hat sich aus dieser Veranlassung daselbst ein „Wetzlarischer Verein für Geschichte und Alterthumskunde“ gebildet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 77.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 25. September 1834.

Verständigung

über die in den Nummern 79 und 80 des Kunstblattes (Jahrgang 1832) enthaltene Kritik der Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände der Theaterbaukunst in optischer und akustischer Hinsicht, von J. Wetter.

(Fortsetzung.)

Ich habe neulich durch die Mittheilung eines Freundes erfahren, daß man in England meinem Entwurfe das System entgegengesetzt habe, nach welchem Wyatt das Theater Drurylane in London erbaut, und das er in einem eigenen Werke entwickelt hat. *) Ich ersehe aus dieser mir mit derselben Mittheilung zugekommenen Schrift (S. 18), daß bis zur Zeit Saunder's und Wyatt's es bei dem Baue der Theater in England eine unwandelbare Praxis war, den der Bühne gegenüber gelegenen Logen eine viel größere Tiefe zu geben, als jenen auf den Seiten, und damit eine große Verschiedenheit zwischen der Form der Rückwand und jener der Brustlehne der Logenreihen hervorzubringen; obwohl die Brüstung der Seitenlogen noch beträchtlich weit hinter die Coulissenlinien gelegt wurde. (It has hitherto been invariably the practice, in our Theatres, to carry the boxes facing the stage to a much greater depth than those on the sides of the Theatre, and by so doing, to produce a great difference between the form of the wall immediately at the back of the boxes and that of the breestwork or front of those boxes.) Man darf nach diesem Vorgange wohl annehmen, daß schon der gemeine Menschenverstand auf die Idee führen müsse, bei weitem die meisten der Zuschauer in den Logenrängen in die der Bühne gegenüber gelegenen Logen zu bringen, und demnach diese Logen bedeutend tiefer anzulegen, als jene an den Seiten. *)

*) Observations on the principles of the design for the Theatre now building in Drury Lane. By Benjamin Wyatt. London 1811.

*) Wyatt verwirft diese in England also längst übliche Anordnung des hinteren Zuschauerraumes aus ganz nichtigen Gründen, welche beweisen, daß er von Akustik so viel wie nichts versteht, und auch in optischer Beziehung nicht wahrgenommen hat, auf was es eigentlich ankommt. Er baute sofort sein Theater genau so wie jenes zu Bordeaux und ganz nach dem Systeme Saunder's; er bildete die Brüstung der Logenränge, welche er senkrecht übereinander stellt, genau nach dem $^3/_4$ Cirkel und führte die Rückmauer durchaus parallel mit dieser Brüstung unter. Seine Gründe gegen die tiefere Anlage der der Bühne gegenüberliegenden Logen sind folgende:

1) „daß bei solcher Anlage die Rückmauer der Logenränge sehr bedeutend von der reinen Cirkelform abweichen müsse, welche, wie er glaube bewiesen zu haben, die beste zur Fortleitung des Schalles sey. Er beweist dies aber nirgends; auf S. 11 sagt er bloß, „man müsse eine Form wählen, welche als durch sich selbst fähig, den Schall mit Leichtigkeit zu leiten, bekannt sey (The safest method appears to be, to adopt a Form which is KNOWN to be in itself capable of conveying sound with facility), und es sey allgemein angenommen, daß eine cirkelförmige, durch keine Unterbrechungen und Vorsprünge obstruirte Ringwand die Fähigkeit besitze, den Schall mit Leichtigkeit (?) zu leiten" (it is generally admitted, that a circular enclosure, unobstructed by breaks and projections, possesses the power of conveying Sound with facility).

2) „Daß der Schall, nachdem er die der Bühne gegenüber gelegenen Logen erreicht, in dem Maße geschwächt und verringert werde, als er durch die Personen und deren wollene Kleider u. dergl. in diesem gedrängt vollen Raum des Theaters verschluckt werde" (?!).

3) Die Ausdünstung und das Athmen so vieler Menschen in einem so beschränkten Raume, vereint mit dem Qualme der Lichter, müsse die Luft bald ihrer Elasticität berauben und sie zur Fortleitung des Schalles ungeeignet machen" (?!).

In optischer Beziehung zieht er den $^3/_4$ Cirkel den länglichen (ovalen und hufeisenförmigen) Theatern vor; „weil in diesen, wenn sie nicht gerade von sehr kleiner

Digitized by Google

4) Den gedrückten Bogen habe ich nur für Auditorien von 4 Logenreihen (wo der Raum nach der Höhe auf alle Weise zu Rath gehalten werden muß) als die zweckmäßigste Form des Hintergrundes aufgestellt. Wird die Steigung der Sitze genau nach dem Bedürfnisse der Mittellogen eines jeden Ranges berechnet, so wird diese Steigung bei der Anlage der Brüstung nach dem Halbkreise nicht für die beiden letzten Logen des Hintergrundes genügen, und die Brüstung muß demnach nach einem sehr flachen Bogen construirt werden, oder die Zahl der Sitzreihen in jenen Endlogen, unter Beibehaltung derselben Steigung, vermindert werden. Soll aber ein Theater nur drei Logenreihen erhalten, so kann man den Hintergrund nach dem reinen Halbkreise gestalten, weil man die Höhe der Logen unbedenklich vermehren, und demnach die Steigung nach dem Bedürfnisse der Endlogen des Hintergrundes einrichten kann.

(Der Beschluß folgt.)

Dimension wären, die der Bühne gegenüberliegenden Logen zu weit von der Bühne entfernt würden, so daß die dortigen Zuschauer verhindert würden, jenes Mienenspiel zu beobachten, welches in manchen interessanten Scenen das vornehmste Verdienst des Schauspielers ausmacht; während bei der reinen Cirkelform dagegen die Brüstung, und folglich auch die Sitze der Seitenlogen, weiter, als bei den ovalen und hufeisenförmigen Theatern, von der Bühne zurückweichen, und demnach auch den Inhabern der hintern Sitze, vermöge der minder senkrechten Gesichtslinien, das Hinwegblicken über die Brüstung erleichtern, und ihnen den Ueberblick eines größern Theils der Vorbühne gewähren, als dies bei den letzteren Formen, in welchen die Seitenlogen viel näher an die Bühne vorrücken, möglich sey."

Mit Uebergehung der von Wyatt vorgebrachten akustischen Gründe, welche gar keiner Widerlegung werth sind, erwidere ich in Beziehung auf die optischen Folgendes:

1) Die Entfernung der Rückwand der der Bühne gegenüber gelegenen Logen muß bloß nach akustischen Rücksichten bestimmt werden; sie darf in eigentlichen Schauspielhäusern nicht weiter entfernt werden, als die Stimme des Schauspielers bei gewöhnlichem Conversationstone in geschlossenem Raume und bei vollkommener Stille für ein gesundes Gehör vernehmbar bleibt. Dann kann die Brüstung dieser Logen mehr oder weniger vorgerückt werden, je nachdem dieselben mehr oder weniger Capacität erhalten sollen.

2) Für die genauere Beobachtung des Mienenspiels der Schauspieler gibt es sehr zweckmäßige Mittel: eine sehr sorgfältige Beleuchtung der Vorbühne, und die Bewaffnung des Auges mit optischen Gläsern. Das feinste Mienenspiel entgeht nicht dem bewaffneten Auge.

3) Was die Seitenlogen betrifft, so ist es zwar wahr, daß bei der reinen Cirkelform die Gesichtslinien der Zuschauer in denselben weniger steil werden, als in den länglichen Formen; allein eben darum werden in den Seitenlogen weniger Sitzreihen, als in jenen des Hintergrundes angelegt. Ich füge noch eine ungewöhnlich hohe Steigung der Sitze hinzu, und schlage vor, die Seiten nicht bloß des vierten, sondern auch des dritten Ranges als Galerien zu behandeln und die Sitzreihen durch starke Schranken zu trennen, nicht bloß zur Sicherheit der Zuschauer, sondern auch damit sich dieselben gehörig an- und vorlehnen können.

4) Was man auch sagen möge, es ist eine unabweisbare Nothwendigkeit, daß wenigstens die erste Sitzreihe der Seitenlogen innerhalb der Coulissenlinie liege, da die zweite und dritte, auch in diesem Falle, ohnehin schon weit genug hinter dieselben zurückweichen, so daß die Inhaber derselben nur durch Verlehnen ihres Körpers zur Uebersicht der ihnen zur Seite befindlichen Coulissenreihe gelangen können. Diese Uebersicht ist aber in vielen Vorstellungen durchaus nothwendig zur Verfolgung des Ganges der Intrigue und folglich zum Verständnisse des Stücks. Die Expositionsscene der Schauspiele wird zwar immer, oder doch meistens auf der Vorbühne aufgeführt, allein nicht immer die Entwickelungsscene, welche in vielen Fällen nur nahe bei den Coulissen Statt haben kann. Oft knüpfen sich an einen Sprung durch das Fenster (welcher, der Natur der Sache nach, nur durch eine der Coulissen geschehen kann) in den folgenden Scenen eine Reihe von Verwicklungen, welche diejenigen Zuschauer nicht recht zu fassen vermögen, welche jenen Sprung nicht sehen konnten, weil sie hinter der Coulissenlinie sitzen. In anderen Stücken enthüllt sich ein Geheimniß, um welches sich die ganze Dichtung dreht, durch die Enthüllung eines Bildnisses mittelst Wegziehung einer Gardine, oder mittelst Oeffnung einer Seitenthüre, was nur an den Coulissen bewerkstelligt werden kann; da in dem Prospekte die Zugangsthüren angebracht werden. Bei der Darstellung von großen gesellschaftlichen Cirkeln, Tänzen, Bällen u. dergl. können die Sessel aus demselben Grunde in den meisten Fällen nur längs der Coulissen hin aufgestellt werden. Nur in der Nähe derselben werden Schreibereien, Huldigungen und manche andere Verrichtungen vorgenommen, welche von allen Zuschauern mit angesehen werden müssen, wenn sie alle den Gang des Stückes gehörig sollen verstehen können. Jedes Auge muß sich also innerhalb oder auf den Coulissenlinien befinden. Ich habe in meiner Schrift gezeigt, daß die Seitenbrüstungen des ersten Ranges innerhalb der Coulissenlinien vortreten und sich etwas gegen die Axe neigen, und jene des zweiten Ranges innerhalb dieser Linien parallel mit der Axe laufen können; die des dritten und vierten Ranges aber weder bedeutend vor noch hinter den Coulissenlinien hinziehen dürfen. Indessen kann man die Brüstung auch schon im ersten Range parallel mit der Axe, und schon im zweiten auf den Coulissenlinien hinziehen lassen.

Kunstschau in Leipzig während der Ostermesse 1834.

(Beschluß.)

5) Le Duc d'Anjou declaré Roi d'Espagne en 1700, peint par Fr. Gérard, gravé par Alf. Johannot s. gr. r. q. Fol. publié par Rittner et Goupil.

Der berühmte Maler Gérard zeigte uns durch Johannot's kräftigen Grabstichel die Scene aus der

reichen Lebensgeschichte Ludwig's XIV. wie nach Karl's II. von Spanien Testament den Herzog von Anjou zum Thronfolger Spaniens erklärt und ihm durch Spaniens Gesandten die Deklaration überreicht wird.

Der Akt der Handlung geht im Audienzzimmer des Königs von Frankreich vor, die Hauptfiguren in der Mitte des Bildes sind der König Ludwig, neben ihm der junge Herzog, beide mit bedeckten Häuptern. Kniend überreicht der Marquis de Castel dos als spanischer Gesandter mit seinem Gefolge die Deklaration. Diese Hauptgruppe ist umgeben von dem Prinzen Conti, dem großen Dauphin und anderen Gliedern des Hauses, worunter mehrere der natürlichen Prinzen des Königs.

Die anderen Gruppen zur Linken des Bildes zeigen die berühmtesten Männer Frankreichs in jenem Zeitalter, worunter der Herzog Villars, Noailles, der bekannte Abbé Bossuet und Andere, die uns schon durch Maison's und Drevet's schöne Gradstichelarbeit bekannt sind, sich auszeichnen.

Das Ganze ist schön und geistreich zusammengestellt und gibt durch die reichen Kostüme nach der etikettenmäßigen Hoftleidung jenes Zeitalters, obgleich es steif zu nennen wäre, ein angenehmes Bild der Erinnerung, so wie die gut porträtirten Köpfe dem Geschichts- und Kunstfreund hier einen Theil der französischen Porträtgalerie des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts geben.

4) Ste. Amélie, in einer Kapelle, gemalt von De la Roche, gestochen von Mereury. kl. Fol. Bei Rittner und Goupil.

Der vorhin genannte Mater gab in einem sehr vollendeten Gemälde eine Scene jener später heilig gesprochenen Königin von Ungarn, welche die Schutzpatronin der jetzigen Königin von Frankreich ist und welches die Veranlassung war, daß König Ludwig Philipp, welcher das Gemälde erkaufte, davon in der Fabrik zu Sèvres ein Glasgemälde fertigen läßt.

Das zwar einfache Bild stellt die Heilige dar, wie sie in frommer Andacht mit ihren Umgebungen in einer Kapelle, wo noch rechts im Hintergrunde die Aussicht nach einer Landschaft ist, vor einem Betaltae kniet, und im Begriff ist, eine Blumenkrone auf eine beim Altar befindliche Vase zu setzen.

Der Kupferstecher Mereury begann die Arbeit dieses Blattes in derselben zarten und ihm höchst eigenthümlichen, Vielen als ein Räthsel in der Ausführung erscheinenden Manier, wie die von ihm vor drei Jahren vollendeten Schnitter der Campagna nach Robert's trefflichem Bild.

Jene Arbeit zeichnet sich dadurch aus, daß der Kupferstecher die Vollendung durch den Gradstichel und die Schneidenadel so bearbeitete, daß das Ganze, einer sanft getuschten Zeichnung gleichend, den Beschauer oft in Zweifel setzt, wie die Arbeit gefertiget ist. Eigentlich das wahre Problem, was der Künstler darlegen konnte, um des Beschauers Blick nicht auf die einzelne technische Arbeit zu lenken.

Von dem uns gezeigten Probedruck der heiligen Amelie, welcher nur in einzelnen Theilen, besonders im Hintergrund vollendet war, läßt sich ebenfalls etwas sehr Vorzügliches erwarten, und möge dieses Blatt den schon großen Ruf des Kupferstechers ebenso verbreiten, als das Blatt mit den Schnittern nach Robert. Mögen aber auch dabei nicht die Scrupel für die Kunstfreunde eintreten, sich den Kauf desselben so versagen zu müssen, als bei dem ersten genannten Blatt nach Robert, wo der veranlaßte Prozeß mit dem Kupferstecher einigen Kunsthändlern den sechs und mehrfachen Gewinn dabei verschaffte.

5) Eine andere neue Erscheinung im Kupferstich ist: Portrait de Napoléon d'après le masque moulé à St. Hélène par le Dr. Antomarchi, dess. et gravé par Calamatti. Fol.

Unter allen Bildnissen Napoleons, die je von ihm in Gemälden sowohl als Kupferstichen erschienen, ist dieses eins der ähnlichsten. Einen größern und innerlichern Eindruck brachte noch keins der Bildnisse jenes Mannes hervor als dieses, denn es vereinigt hier in den großartigen Zügen die nach den Thaten eingetretene Ruhe und den ohne krampfhaften Zustand der Natur geschehenen Uebergang in ein anderes Seyn.

Der Kupferstecher Calamatti vereinigte in diesem Blatte Alles, da nächst der ausdrucksvollen Zeichnung auch eine schöne technische Vollendung mit vortrefflicher Wirkung darin anzutreffen ist.

Von den englischen Blättern erschienen nun:

6) Hide an Seek, gemalt und gestochen von James Stewart. Fol.

Eine Komposition, den Blindmans buff von Wilkie ähnlich. Sieben Kinder spielen hinter einer Thür Verstecken; das Mädchen, welches die andern sucht, tritt zur Thür herein. Eine liebliche Gruppe in Wilkie's Geschmack.

7) The pedlar, gemalt von Wilkie, gestochen von Stewart, Seitenstück zu erstern und eben so groß.

Ein Krämer oder Hausirer in dem Zimmer eines wohlhabenden Landmannes; mit grämlicher Miene sein Pfeifchen schmauchend, sitzt er am Fenster und schaut gleichgültig und den Kauf mißbilligend auf die junge Frau, welche mit Vergnügen ein ausgewähltes Stück Zeug verhandeln will, welches ihre weiblichen Umgebungen theils bewundern, theils in der Haltbarkeit untersuchen.

Digitized by Google

Die Menge einzelner kleiner Werke, die durch den Stahlstich in England publicirt werden, geht fast in's Unendliche, denn der Annuals, Scenery's und Illustrations gibt es kein Ende. Mehrere dienen jetzt zu doppeltem Gebrauch; wenn die Platten hinlänglich in England zu dem englischen Text benutzt sind, werden sie später, freilich in etwas mitgenommenem Zustand, zu deutschen Ausgaben solcher Scenerys oder Illustrations in Deutschland verwendet.

In einer Suite von 12 Blättern mit Titel: Amulets, waren sehr artige und schöne ausgeführte Blätter, wie von Landseer, der Knabe mit den Hunden, und das Bildniß der Donna Maria da Gloria zu finden.

Da von den deutschen Kunstnovitäten mehr Lithographien als Kupfer bekannt wurden, z. B. Wilkie's treffliches Bild in München, die Testamentseröffnung, von Wölffle lithographirt, sowie von Ferdinand Piloty, Christus am Kreuze nach P. P. Rubens, so muß desto mehr das von Benedetti nach Ammerling in Wien gestochene Bildniß Kaiser Franz I. sich als etwas Vorzügliches empfehlen. Dies Blatt gibt die ruhige Haltung des ehrwürdigen Monarchen auf eine bewundernswürdige Art zu erkennen, da Naturtreue und eine vortreffliche Wirkung ein dem Pinsel des Thomas Lawrence ähnliches Bild hervorbringen, welches Benedetti's Grabstichel wieder gab. Auch ist der beiden Kompositionen der Plafondgemälde in der Aula des Universitätsgebäudes in Bonn, gemalt von Götzenberger, Herrmann und Förster, gestochen v. Keller in s. gr. qu. Fol. als etwas sehr Guten zu gedenken, da beide Blätter die grandiosen Kompositionen schön wiedergeben.

Auch die neueren italienischen Meister der Kupferstecherkunst blieben nicht zurück. Dahin gehören

1) Maria's und Elisabeth's Gruß, nach dem berühmten von Mariotto Albertinelli *) in der Florentinischen Galerie befindlichen Bild, gestochen von Vincenzo della Bruna. gr. Fol.

Ein in Charakter und Haltung sehr gut gegebenes Blatt, das besonders, da nach diesem guten Meister fast nichts gestochen worden, sich für jede Sammlung empfiehlt.

2) Maria mit dem Kind in einer Landschaft, halbe Figuren nach Luca Cambiasi, gestochen von Granaro, oval kl. Fol.

Da nach diesem Genuesischen Meister in der neueren Zeit nichts in Kupfer gestochen, so ist es um desto erfreuender, ein liebliches Blatt, was sich durch Zartheit, gute Behandlung und schönen Ausdruck empfiehlt, zu sehen. Das Original zeigt den Künstler, welcher zuweilen wegen seiner ausgearteten Manier weniger geachtet wird, im vortheilhaftesten Lichte, indem es als ein anspruchsloses Werk erscheint und im Ausdruck der Köpfe an Correggio erinnert.

Fr.

*) Mariotto Albertinelli, Mitschüler der Fra Bacio della Porta oder Fra Bartolomeo und dessen Freund. Beide arbeiteten zuweilen zusammen.

Aphorismen.

Jedes Menschen Wesen und Thun, sein ganzes Leben ist eine Offenbarung und Ausprägung seiner Kraft, seines geistig-sittlichen, seines körperlichen Vermögens. So ist aber auch jedes einzelne Werk desselben eine Beurkundung seiner Gesammtkraft. Es wird besonders der Künstler in seinen Schöpfungen Alles so stark beleben, als er selbst belebt ist; ihr Feuer ist das seinige, und je kräftiger dies in ihm lodert, desto mehr werden auch seine Gestalten aus Nacht an's Licht hervortreten und von Lebenswärme durchdrungen seyn.

Je kräftiger und stärker in seinem Wesen die Gegensätze angedeutet sind, desto lauter, sprechender wird er sie in seinen Bildungen andeuten.

Vergleiche mit dem Gesagten die Schöpfungen der größten bildenden Künstler und Dichter, und hinwieder der mittelmäßigen und schwachen.

Das Schönste und Größte leistet aber ein Reichbegabter, Kräftiger, der sich mäßigt und selbst beschränkt. Denke an Homer, Plato, an die griechischen Bildner, an Raphael und Correggio, an Shakespeare und Göthe, an Claude Lorrain und die besten Niederländer und Deutschen, besonders an die frommen, einfachen Bilder unserer künstlerischen Vorfahren.

Beunruhigend, zerstreuend, geschmackwidrig wirkt aber eine relative Schwäche und Entzweiung, die sich mit krampfhafter Anstrengung auf eine Seite wirft und diese auf die Gefahr der Carikirung hin zur Virtuosität auszubilden versucht.

Alterthümer.

Im Kirchspiel Norop, an der Nordseite von Fyen, in Dänemark, hat man einen Riesenhügel aufgegraben und darin ein Riesenzimmer (Jettestue) oder eine Grabkammer gefunden, deren Boden und Seitenwände aus schweren gehauenen Feldsteinen bestanden, und die so geräumig war, daß vier Personen aufrecht darin sitzen konnten. Der einzige Aschenkrug, der darin war, bestand aus Thon, und er fiel zusammen, als er an die Luft kam. Als etwas Ungewöhnliches bemerkte man dabei, daß er rechts vom Eingange, und also nicht gegen Osten, sondern gegen Süden stand. In der Nähe jenes Grabhügels befinden sich noch mehrere, die wahrscheinlich gleichen Alters mit ihm sind und die man nächstens ebenfalls untersuchen wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 78.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 30. September 1834.

Verständigung

über die in den Nummern 79 und 80 des Kunstblattes (Jahrgang 1832) enthaltene Kritik der Untersuchungen über die wichtigsten Gegenstände der Theaterbaukunst in optischer und akustischer Hinsicht, von J. Wetter.

(Beschluß.)

5) Ref. sagt ferner: „Der Verfasser widerlegt im §. 3 die scheinbaren Gründe, welche man für das seit langer Zeit gebräuchliche Zurücksetzen der obern Logenreihen anführt; trotz dem aber behält er selbst diese Anordnung bei, wobei nicht einzusehen ist, warum er die Logen nicht senkrecht übereinander annimmt.“

Ich erinnere dagegen, daß ich in dem angeführten §. nur dargethan habe, daß diejenigen Vortheile, welche man seither aus der amphitheatralischen Anordnung zu ziehen vermeinte, nicht daraus gezogen werden können. Ich habe zweimal ausdrücklich gesagt, daß durch die Zurücksetzung der obern Ränge die Zuschauer nur dann zu weit von dem Entstehungspunkte des Schalles entfernt werden, wenn diese Zurücksetzung bedeutend ist, und im Fall schon der erste Rang weit von der Bühne entfernt ist. Auf S. 28 und 31 habe ich gesagt, daß aus andern Gründen die amphitheatralische Anordnung zweckmäßig und nothwendig werden könne, nicht immer werden müsse. Ich habe nämlich im ersten Logenrang (da derselbe die theuersten Plätze enthält) die Seiten innerhalb der Coulissenlinien nach der Axe geneigt und sie im Hintergrunde durch einen Halbkreis oder durch einen Kordbogen verbunden. Im zweiten Rang müssen die Seiten mehr nach den Coulissenlinien zurückweichen, weil wegen der höheren Lage hier die Gesichtslinien zu steil werden, als daß die Zuschauer auf den hintersten Sitzen über die Brüstung weg nach der Vorbühne sehen könnten, wenn diese eben so viel vor der Coulissenlinie läge, als wie die Seitenbrüstung in dem tiefer liegenden ersten Rang. Aus demselben Grunde rückte ich im dritten Rang, wegen seiner noch höheren Lage, die Brüstung bis in die Coulissenlinie zurück. Da nun die Brüstungen der Seitenlogen sich hintereinander zurückgesetzt fanden, mußten die Brüstungen auch im Hintergrunde hintereinander zurückweichen. Uebrigens ist die Entfernung vom Proscenium, welche ich der Mittelloge des ersten Ranges gegeben habe, nicht als normal anzusehen; denn diese Loge ist der Bühne so nahe gerückt, daß die gar nicht beträchtliche Zurücksetzung der obern Ränge die dortigen Zuschauer in akustischer Beziehung nicht benachtheiligen kann. Die Entfernung des zweiten oder des dritten Ranges ist eigentlich als die normale anzusehen, und die geringere des ersten erscheint dagegen nur als eine Begünstigung. Solche Begünstigung ist demselben darum zugedacht worden, weil er die theuersten Plätze enthält und demnach alle nur erreichbaren Vortheile für Gesicht und Gehör in sich vereinigen soll. Die Inhaber derselben, welche man als den gebildetsten Theil des Publikums annehmen muß, sollen, bei dem Besitze eines guten Gesichtes, das Mienenspiel der Schauspieler, ohne Bewaffnung des Auges, sehen, und bei gesundem Gehör das halblaute Selbstgespräch derselben deutlich vernehmen können. Wollte man die drei obern Ränge alle dem Proscenium eben so nahe rücken, so würden sie weniger geräumig werden. Allein dem Publikum des 3ten und 4ten Ranges ist in der Regel das Auffassen aller Feinheiten der Sprache und des Mienenspiels nicht in demselben Grade wichtig; hier kommt es mehr auf Befriedigung der Schaulust, besonders auf bequemes Uebersehen der ganzen Bühne an. Indessen könnte man auch schon im ersten Rang die Seiten parallel mit der Axe führen, und im 2ten, 3ten und 4ten Rang dieselben auf die Coulissenlinien legen, und demnach, da die Seiten dieser Ränge senkrecht übereinander zu stehen kämen, auch deren Mittellogen senkrecht übereinander stellen. So könnte auch

Digitized by Google

in meinem Entwurfe der Hintergrund des 4ten Ranges senkrecht über dem des dritten stehen.

6) Ref. legt mir die Behauptung in den Mund, die Balkenlage, welche den Boden der ersten Logenreihe bildet, solle nicht unter und nicht über 1 rh. Fuß über der durch den Mund des Schauspielers gehenden Horizontalebene liegen, und folgert nun, ich habe dem ersten Rang eine zu tiefe Lage angewiesen; während die höheren Stände, für welche derselbe bestimmt ist, gern in einer gewissen Höhe über dem Parterre zu erscheinen gewohnt seyen, woraus hervorgehe, daß, nach meiner Anlage, gerade der am meisten bezahlende Theil des Publikums den unvortheilhaftesten Platz erhalten würde. Auch scheint ihm die Höhe der Logen von 9 bis 10 Fuß, nach der von mir bestimmten Höhe der rückwärtsliegenden Sitze, zu gering.

Ich habe, S. 31, deutlich gesagt, daß man den Boden des ersten Ranges nicht unter zwei und nicht über vier Fuß über die durch den Mund des Schauspielers gehende Horizontalebene legen soll; und das ist wahrlich genug. In meinem Entwurfe (Fig. 3) ist der Boden des ersten Logenrangs nur 2⅓ Fuß über jene Ebene gelegt, und die angedeuteten Gesichtslinien zeigen deutlich, daß derselbe nicht viel höher gelegt werden düese, wenn die Zuschauer nicht höher auf die Schauspieler herabblicken sollen, als es für die vortheilhafte Erscheinung dieser letzteren zuträglich ist. Auch geben die stärksten Vibrationen der Stimme bei gewöhnlicher ruhigen Geberde des Schauspielers nicht wohl höher. Die angenommene Höhe der Logen kann nicht zu gering seyn, da, nach der angenommenen Steigung, im 1sten und 2ten Rang 6 Fuß und 6 Zoll Höhe über der obersten Stufe übrig bleiben, was reichlich genügt, damit auch die größten Personen mit bedecktem Haupte auf derselben stehen können, ohne den Boden der obern Loge zu streifen.

Die Höhe des Auditoriums von 47 Fuß ist zwar, nach meiner eigenen Bemerkung auf S. 37, geringer als die der meisten Theater von einigem Umfange; allein ich füge doch auch hinzu, daß diese mäßige Höhe das Ergebniß der zweckmäßigen Anlage der Logenreihe und ihrer Sitze sey, und daß man sie ohne Unbequemlichkeit noch um einige Fuß vermehren könnte, um die Erhebung der Sitze in den Logen noch zu verstärken; obwohl ich diese Erhebung bedeutend stärker angelegt habe, als sie in allen bekannten Theatern zu finden ist.

7) Schließlich macht Ref. auf meine Vergleichung der akustischen Eigenschaften des alten und des modernen Theaters aufmerksam, und bemerkt, daß diese Vergleichung denkende Künstler wohl zur Erfindung einer ganz neuen Anlage führen könnte. Ich zweifle an der Möglichkeit einer solchen Erfindung sehr, so lange nicht das Wesen unserer dramatischen Darstellungen gänzlich umgewandelt wird. So lange wir die überlaute, fast geschrieene Deklamation und die Masken der Alten nicht wieder auf die Bühne einführen, *) so lange wir Conversationsstücke aufführen sehen, und nicht nur den gewöhnlichen Unterhaltungston, sondern auch das halblaute Selbstgespräch hören, nicht bloß die Gesichter der Schauspieler von einander unterscheiden, sondern auch ihr feinstes Mienenspiel beobachten wollen, so lange müssen auch unsere Schauspielhäuser in ihrer Ausdehnung sehr beschränkt bleiben. Die Größe der Zuschauerräume darf nicht über die Grenze ausgedehnt werden, außerhalb welcher Gesicht und Gehör nicht mehr zu leisten vermögen, was wir verlangen; und es wird daher immer ein großer Theil der Zuschauer in übereinandergebauten Logen untergebracht werden müssen, wenn nicht das Auditorium nur eine sehr unbedeutende Menschenmenge fassen soll. So lange unsere tiefen Bühnen mit ihrer genauen Darstellung der Lokalitäten beibehalten werden, so lange werden auch die Seitenlogen innerhalb der Coulissenlinie liegen müssen, und ihre Richtung in den verschiedenen Logenrängen wird nicht anders, als in den Schranken wechseln können, die ich in meinem Entwurfe angedeutet habe: und da zugleich die Rückwand der der Bühne gegenübergelegenen Logen nicht weiter von derselben entfernt werden darf, als, der Erfahrung nach, der gemäßigte Redeton geselliger Unterhaltung in geschlossenem Raume vernehmbar bleibt, die Entfernung der Brustlehne dieser Logen von der Rückwand aber nur nach Maßgabe der Geräumigkeit, welche für sie je nach der Bevölkerung des Orts erforderlich ist, und nach der Möglichkeit, über und unter ihnen weg nach dem Boden und nach den Soffiten der Bühne zu blicken, bestimmt werden kann, so bleibt die Hauptgestaltung unserer Theater unwandelbar bestimmt, denn die obenangedeuteten Betrachtungen werden bei der Anlage der Schauspielhäuser immer entscheidend seyn. Die Beibehaltung der Zwecke unserer dramatischen Kunst schließt auch die Beibehaltung der Mittel und der Schranken ein, durch welche die Erreichung derselben bedingt ist.

Mainz, im Januar 1833. **)

J. Wetter.

Nachschrift des Recensenten. Rec. hat dem Obigen nur Weniges beizufügen. Weder Architekt noch

*) Aulus Gellius (V, 7) sagt, daß die Masken der Schauspieler die Stimme derselben außerordentlich verstärkten, da das Gesicht und der ganze Kopf in die Maske eingeschlossen war, und die Stimme demnach nur durch einen einzigen und sehr engen Ausgang hervordringen konnte, und die so gepreßte Stimme stärkere und deutlichere Töne geben mußte

**) Für das Kunstblatt eingegangen am 14. Januar 1833.

Physiker von Profession, hatte er bei seiner Arbeit nur die Absicht, die Aufmerksamkeit des Publikums und der Männer vom Fach auf die Schrift des Hrn. Wetter zu lenken, die ihm, wenn auch nicht frei von allen Mängeln, doch Beachtung zu verdienen und weiterer Verbreitung werth schien, als Schriften dieser Art gewöhnlich zu Theil wird. In diesem Sinne hat er sich ausgesprochen und seine Bemerkungen keineswegs in der Absicht beigebracht, das Verdienst des Verf. zu schmälern. Es kann ihm daher nur eine Genugthuung seyn, daß derselbe jene Einwürfe einer Erörterung werth hält, die nicht nur den Gegenstand noch einmal zur Sprache bringt, sondern Hrn. W. selbst zu genauerer Bestimmung seiner Ansichten führt. Nur was die angebliche Umkehrung eines Satzes betrifft, bemerkt Rec. Folgendes. Die Annahme, es werde S. 57 erwiesen, daß es für die Vernehmlichkeit der Stimme am vortheilhaftesten sey, wenn sie von einer nahe gegenüberstehenden Wand zurückgeworfen werde, gründet sich auf den daselbst befindlichen Satz: „Je näher die Reflexionsfläche entweder dem Redner oder dem Zuhöree steht, überhaupt je kleiner der Unterschied zwischen der Länge des direkt zum Ohre gelangenden Schallstrales und jener des reflektirten ist, desto kleiner wird die Verlängerung des ursprünglichen Schalles, desto mehr wird dieser durch die Reflexion verstärkt.“ Rec. sieht nun, daß ausschließlich die hinter dem Redner befindliche Reflexionsfläche gemeint seyn soll, der Verf. hätte aber zu erweisen, daß die Benennung nur dieser und keiner andern Fläche gelten könne, was ihm schon wegen der Fassung des obigen Satzes schwer werden dürfte, noch mehr aber, da er S. 58, Anm. Nro. 3, und S. 63 selbst wiederholt die Logenbrüstungen als Reflexionsflächen betrachtet und im ganzen Abschnitte von Echo aller Art handelt. Mithin kann ihm Rec. den Vorwurf flüchtigen Lesens mit dem Vorwurf unklaren Vortrags erwidern.

S.

Altdeutsche Kunst.

Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde durch Kunstdenkmale von Dr. F. H. Müller, großherzogl. hess. Galerie-Direktor. Darmstadt, in Kommission bei Leske, 1834. 2r Jahrgang. 1stes bis 3tes Heft.

Die neue Folge, welche der unermüdliche Verfasser hier liefert, enthält wieder vieles Merkwürdige und Dankenswerthe; es ist als ein Vorzug dieses Werkes anzuerkennen, daß es die verschiedenartigsten Gegenstände sammelt und durch diese Mannichfaltigkeit den Kreis der altdeutschen Kunst nach dem ganzen Reichthum seines Inhaltes ahnen läßt. Möchten nur recht viele deutsche Künstler, jeder an seinem Orte, mit dem Verfasser wetteifern und einen Theil ihrer Nebenstunden dem Abzeichnen und Bekanntmachen altdeutscher Kunstgegenstände widmen. Wir kennen noch viel zu wenig von altdeutscher Sculptur durch genügende Abbildungen, denn wo sich dergleichen in älteren Werken finden, ist der Styl des Zeitalters gänzlich vermischt; es kommt aber nur hauptsächlich darauf an, die Künstlergedanken und den Styl der Arbeit nach allen ihren Veränderungen durch alle Jahrhunderte hindurch an recht vielen Beispielen zu verfolgen, um allmählig eine Geschichte der deutschen Bildnerei herstellen zu können, die weit reicher seyn wird, als man wohl bis jetzt vermuthet hat.

Der Verfasser begnügt sich nicht, von solchen Gegenständen zwar leicht ausgeführte, aber treu gezeichnete Abbildungen zu liefern, sondern begleitet dieselben auch mit ziemlich ausführlichen Erläuterungen, welche über die Geschichte derselben das nöthige Licht verbreiten. Auf diese Weise werden wir an manches alte Geschlecht, an manchen merkwürdigen Vorgang erinnert, und jene alte Zeit in ihrer rastlosen und gemüthvollen Thätigkeit lebt wieder vor unseren Blicken auf. So finden wir gleich auf der ersten Tafel den im Jahr 1497 im Dom zu Mainz errichteten Grabstein des dortigen Domdechants Bernhard von Breitenbach, dessen Reise nach Jerusalem (im Jahr 1483) in einem seltenen Büchlein beschrieben ist, welches Holzschnitte von Meister Erhardt Rewich aus Utrecht enthält, einem Maler, der ihn auf der Reise begleitete.

Auf dem dritten Blatt finden wir einen Portativ-Altar aus dem großherzogl. Museum in Darmstadt mit Figuren im byzantinischen Styl, ein Werk des zehnten Jahrhunderts, sowohl wegen des Styls der Sculptur, als um der bunten Ornamente willen merkwürdig.

Blatt 7 und 11 (durch Versehen als 13 numeriet) zeigt eine Kreuzigung Christi nach einem kleinen Bildwerk aus gebranntem Thon, welche sich im Rheingaue befindet, und Blatt 11 und 12 noch zwei schöne Grabmäler aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, von welchen das letzte durch seine Bemalung noch besonders merkwürdig ist.

Blatt 13 enthält ein Elfenbeinschnitzwerk aus dem Museum zu Darmstadt, Blatt 4 ein Siegel Kaiser Friedrich's II. und das von Kaiser Karl IV. an der goldenen Bulle; auf Blatt 2 und 6 sind Glasgemälde abgebildet; das letztere jedoch aus dem Dom zu Mainz, die Figur des heil. Bonifacius enthaltend, ein neues von dem Verf. selbst angegebenes und durch die Gebrüder Helmle in Freiburg gefertigtes Werk. Auch eine Miniatur aus einem Evangelienbuch des eilften Jahrhunderts findet sich auf Tafel 8; die übrigen Blätter Nro. 5. 9. 10 und 15 enthalten Grund- und Aufriße

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 89. 1. September 1834.

Griechische Geschichte.

1) De l'État actuel de la Grèce et des moyens d'arriver à sa restauration. Par Frédéric Thiersch. II Vol. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1833.

Nicht leicht hat ein Reisender unter so günstigen Umständen und so vorbereitet Griechenland betreten, als Hr. Thiersch. Kenner der alt- und neugriechischen Sprache und Literatur, seit einer Reihe von Jahren mit Hellenen, welche ihrer wissenschaftlichen Ausbildung wegen Deutschland besuchten, persönlich befreundet, einer der ersten und beharrlichsten Wortführer der griechischen Sache, um ihr die Theilnahme Europas zu erhalten, Bürger eines Staats, aus welchem die Griechen zuletzt ihren Souverän erwarteten, dem Volk selbst, wenn auch nicht überall mit Namen, so doch als „der Lehrer" bekannt — brachte er eine Beglaubigung mit, die, ohne offizieller Natur zu seyn, nur um so geeigneter war, ihm bei den sonst verschlossenen Halborientalen Eingang zu verschaffen. In einem Lande, wo man sich nicht in den streng geregelten Formen der europäischen Gesellschaft bewegt, wo es keine Zeitungen, keine öffentliche Regierungs- und Verwaltungsstatistik gibt, sind unmittelbare Wahrnehmungen und mündliche Mittheilungen die Hauptquelle, aus welcher ein Fremder schöpfen muß, der sich über den Stand der Dinge daselbst gründlich orientiren will. Den Weg zu dieser Quelle hat Hr. Thiersch eingeschlagen und das Publikum erhält daher in seiner Schrift nicht das Werk eines alterthümeinden Philologen mit gelehrten Scholien zur Erläuterung klassischer Stellen, sondern die Schilderung des griechischen Volks, der Personen und der Dinge, wie es leibt und lebt, wie er es in den Häusern der Primaten, in den Hütten der Landleute, in den Lagern der Pallikaren, in den vertrauten Beziehungen zu den vorragenden Charakteren aller Parteien als ein Mann von scharfer Beobachtungsgabe mit philhellenischem Interesse, aber unbefangen, anschaute und nach Licht- und Schattenseite würdigte.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte: einen historisch-kritischen und einen statistisch-poetischen. Im ersten Theil erzählt Hr. Thiersch die Geschichte Griechenlands unter der Familie Capo d'Istrias; im zweiten Theil entwirft er die Grundzüge einer dem Wesen des Landes und seiner Bewohner entsprechenderen Politik und theilt eine Menge Notizen über Bevölkerung, gesellschaftliche Verhältnisse, Ackerbau, Handel, Gewerbe, finanzielle Hülfsquellen ꝛc. mit.

Es war Zeit, daß Europa über dieses unglückliche Interregnum aufgeklärt wurde. Denn davon hing zum Theil die Entscheidung der Frage ab, ob Griechenland als ein neues Hospodariat konstituirt, oder ob es der

Digitized by Google

civilisirten abendländischen Staatengemeinde einverleibt werden sollte. Man versteht zwar nicht, wie Graf Johann Capo d'Istrias, von dem man im Grunde nichts wußte, als daß er ein geschickter russischer Diplomat war, plötzlich zu dem Ruf eines neuen Solons oder Lykurgs kommen konnte, der und kein Anderer bestimmt sey, all die poetischen Hoffnungen zu verwirklichen, womit man sich in Bezug auf Griechenlands Wiedergeburt in Europa trug. Allein noch schwerer begreiflich ist der andauernde Glaube an dieses Mannes Weisheit und Tugend, als er in seiner Aufgabe bereits gänzlich gescheitert war, als die sparsamen Nachrichten aus dem (man wird sehen, durch Wessen Schuld) wie verschollenen Griechenland wenigstens so viel mit Sicherheit erkennen ließen, daß eher Rück- als Vorschritte gemacht wurden, daß weder Ordnung recht gedieh noch Freiheit, daß kein alter Schutt verschwinden, keine frische Blüthe sprossen wollte. Wie man früher in übertriebenem Eifer das griechische Volk fast idealisirt hatte, so war man jezt auf ein entgegengesetztes Extrem geraten — man traute ihm gar Nichts mehr zu. Die Ursache des verkehrten Gangs in Griechenland da zu suchen, wo sie lag, nämlich in den Maßregeln des quasirepublikanischen Präsidenten, daran dachte kaum Jemand. Hr. von Eynard, der Genfer, sprach für dessen redliche Absichten gut und so war man, wenn je einmal in den Berichten eines englischen oder französischen Reisenden oder in dem Courrier de Smyrna ein minder günstiges Wort verlautete, eher geneigt, dies als Wirkung eifersüchtiger Nationaleinseitigkeit zu betrachten, als einem Zweifel Raum zu geben. Einem Deutschen gebührt das Verdienst, das historische Urtheil über den berühmten Zeitgenossen festgestellt zu haben.

Die Thiersch'sche Arbeit ist aber doppelt dankenswerth, indem sie nicht bei den äußern Erscheinungen im lezten Staatsleben des Grafen Capo d'Istrias stehen bleibt, sondern uns die innersten Triebfedern eines politischen Systems enthüllt, das wohl auch außer Griechenland praktische Verehrer genug zählt, hingegen vielleicht noch nirgend in so konsequenter Durchführung versucht, noch weniger von den Eingeweihten an's Licht gestellt worden ist. Das System ist alt, Capo d'Istrias hat es nicht erst erfunden, er wird auch nicht der Lezte seyn, der davon Gebrauch macht, obwohl sein Ausgang zur Warnung dienen könnte. Es besteht in der Kunst, die Selbstsucht, Schlechtigkeit und Unwissenheit der Menschen zu Mitteln zu nehmen, um sie desto sicherer zu beherrschen — eine Kunst, für welche allerdings die große Welt mit ihren Intriguen und Umtrieben eine tüchtige Schule seyn mag, bei der man aber, um sie mit Erfolg anzuwenden, nicht zu schnell verfahren darf, sondern die edeln Kräfte, die besonders ein großer Kampf in einem Volk zu entfalten pflegt, durch allmählige Aufreibung neutralisiren muß.

Wie viele Täuschungen hat unsere Zeit in kurzen Jahren durchlaufen und mit welcher Gutmüthigkeit gibt sie sich wieder neuen Eindrücken hin! Als Graf Capo d'Istrias auf die Einladung der Nationalsammlung von Trözene sich nach Griechenland begab, wer zweifelte an der alsbaldigen Verwandlung des geschmeidigen Höflings in einen Volkstribunen? Wer schäzte das griechische Volk wegen der Wahl eines so erleuchteten, uneigennüzigen, von reinster Vaterlandsliebe beseelten Führers auf der Bahn der geistigen und materiellen Wohlfahrt nicht glücklich? Nun, es war die Periode, als man in den Kosacken, die über den Balkan und nach dem Euphrat zogen, eben so viele Kreuzfahrer der Civilisation des Orients bewunderte. Welche Bewandtniß hatte es aber mit des Grafen liberaler Sendung in Wirklichkeit? der radikale Irrthum war, daß man ihn für einen begeisterten Freiheitskämpfer hielt, der, um sich seinem Vaterland zu widmen, die erquickende Nähe kaiserlicher Gunst ausgeschlagen habe, während ihn die Geschichte jezt als einen Ehrgeizigen zeigt, der mit phanariotischen Fürstengedanken umging, die ihn wahrscheinlich auch der geheimen Verbindung der Hetäria zuführten, so wie das unzeitige Losbrechen dieser sonst im Hinblick auf alte Kabinetsentwürfe nicht ungern gesehenen Verbindung seinen Austritt aus dem russischen Staatsdienst erklären kann. Allein wo hätte auch jener vermeintliche patriotisch-liberale Schwung herkommen sollen bei einem Manne, der dem hellenischen Volk und den Ideen des Zeitalters gleich ferne stand? Von der Liebe zum Land seiner Geburt? Er gehörte einer in Koefu eingewanderten dalmatischen Familie an. Von nationaler Bildung? Eine solche hatte er nicht erhalten. Er war in Italien erzogen worden nach Art der „Nobili" seiner Insel, die sich ausschließlich der italienischen Sprache bedienen und das Neugriechische als Sprache des gemeinen Volks verschmähen; seine Schule war überhaupt höchst dürftig und seine nachmalige diplomatische Laufbahn vermochte ihm wohl eine schimmernde Oberflächlichkeit zu verleihen, aber den „fast absoluten Mangel an gründlichem Wissen" nicht zu ersetzen. Von einem tiefen Sinn für Humanität? Er verachtete die Menschen, er kannte nur zweierlei Klassen; solche die geschaffen sind zu herrschen und solche, die geschaffen sind zu gehorchen. Von dem erhebenden Bewußtseyn, daß der freie Ruf einer ganzen Nation an ihn ergangen? Er hätte sich vielleicht angestrengt, die Tugenden und Talente zu bethätigen, die man von ihm vorauszusetzen schien, wenn er nicht gewußt hätte, daß er seine Einladung dem Einfluß der Häupter der russischen Partei verdankte, die ihn wahrscheinlich auch von der damals in Griechenland herrschenden Meinung unterrichteten, daß Rußland allein es sey, auf dessen Wohlwollen man rechnen könne — eine Meinung freilich, welche des Grafen Capo d'Istrias Verwaltung später

Digitized by Google

gänzlich ausgetilgt haben soll, was auch Hr. Thiersch als eines der wenigen Verdienste dieser Verwaltung anerkennt.

Die Entwicklung des korfiotischen Systems ist gar zu erbaulich, als daß wir nicht bei dieser interessanten Partie der Thiersch'schen Schrift noch einen Augenblick verweilen sollten. Wir wollen versuchen, dem Vers. in der Skizzirung der Regierungskunst des Grafen zu folgen. Das Ganze läßt sich auf diese zwei Sätze zurückführen: 1) ein Volk ist um so besser zu beherrschen, je weniger es Selbstgefühl besizt; 2) es gibt kein Verdienst als Anhänglichkeit an die Person des Herrschers. Diese Lehren der unumschränkten Gewalt wurden nach allen Seiten in's Werk gesezt, darum wurden die selbst unter den Türken geachteten Municipalfreiheiten des Volks angetastet, das Land mit Agenten der Willkür, Präfekten, Unterpräfekten, Polizeikommissären, Generalkommandanten, Spezialkommandanten, außerordentlichen Kommissären und Spionen überschwemmt, die Gerichte zu Werkzeugen herabgewürdigt, die altbyzantinischen Majestätsgesetze aus dem Staub hervorgesucht, die einflußreichsten Personen geflissentlich ruinirt, der Schulunterricht nach dem Plan des bekannten Sturdza regulirt, alle höhern Studien als für die Griechen nicht taugliche europäischr „Philomathie" verbannt, auf der Centralschule zu Paros Plato, später zu Aegina der Unterricht in der französischen Sprache (γλωσσα των δολοφονων) verboten, und als man sich über diese Maßregeln beschwertr, von einem der Brüder des Präsidenten das naive Geständniß gemacht: „Was wollt Ihr von meinem Bruder? Jezt da die Griechen arm und unwissend sind, hat er so viele Mühe, sie zu regieren; wie würde es erst seyn, wenn sie reich und aufgeklärt würden?" Der Präsident selbst hatte seine Geringschäzung der Wissenschaften kein Hehl, es war ihm dies Alles elender Schulplunder, der den Leuten nur den Kopf verrücke, und am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn in Griechenland sich Niemand mehr über den Rang des Handwerkers und Bauers hätte erheben können. Für seinen Zweck brauchte er keine gebildeten Griechen; seine Verwaltungssöldner konnte er aus dem Ausland rekrutiren. Deßhalb war seine Regierung eine schöne Zeit für Glücksritter an den jonischen Inseln, aus den großen Städten der Levante, aus dem Nachlaß Ali Paschas von Janina ꝛc.; diese Abenteurer ohne Heimath überhäufte er mit Vertrauen und Geld, sie suchte er noch inniger an sich zu knüpfen durch Stiftung einer geheimen Gesellschaft (des Phönixbundes) in der er ihnen Aussichten eröffnete, die sich nicht auf Griechenland beschränken, sondern, wie es scheint, bei einer künftigen Theilung der Türkei in Erfüllung gehen sollten. Der Ruhm des alten und neuen Griechenlands war für den Grafen Capo d'Istrias ein leerer Schall. Wer auf Belohnung von Verdiensten Anspruch machte, sah sich sehr getäuscht. Er betrachtete die Vergangenheit höchstens als Etwas, was sich vergessen lasse, wenn man künftig sich gut halte. Die Befreier des Vaterlandes behandelte er mit ungeheuchelter Wegwerfung. Zu den rumeliotischen Kapitäns sagte er, als sie sich ihm vorstellen ließen: „Ich kenne Euch, Ihr seyd Diebe und Lügner" (εισθε κλοι κλεφθαις και ψευδαις) und die Offiziere des General Church nach ihrer Zurückkunft von der Expedition von Makrinos, wodurch die Befreiung des westlichen Griechenlands bewirkt worden war, empfing er mit dem Kompliment: „Ah! diese Herren — ich weiß, Ihr habt Euch seit langer Zeit ausgezeichnet, Ihr habt nach Eurer Versicherung neun Jahre den Türken Schlachten geliefert, Ihr habt Ziegen und Schafe gestohlen, das sind Eure Thaten!" Den Wittwen und Waisen von Missolonghi, die sich in ihrer gedrückten Lage an ihn wandten, gab er den tröstlichen Rath: „Die zu schwach wären, auf dem Feld zu arbeiten, könnten ja den Taktikern sich als Wäscherinnen verdingen." Der Sinn dieses Raths erklärt sich durch die Art, wie er sich gegen die Tochter des Hadschi Michali benahm, deren Vater im Krieg in Candia sein unermeßliches Vermögen und sein Leben verloren hatte: „Du hast meine Hülfe nicht nöthig, sagte er zu ihr; Du bist jung und hübsch (ihr die Wangen streichelnd), Du kannst Dich schon fortbringen." Eben so wenig Sinn war da natürlich auch für den altgriechischen Ruhm zu finden. Als der Architekt Kleanthes die Regierung an die Gefahr erinnerte, in welcher bei der verzögerten Räumung der Burg von Athen die dortigen Denkmäler sich fortwährend befänden, rief Mustopides, ein Verwandter des Präsidenten unmuthig aus: „Die verfluchten Türken, daß sie nur einen Stein auf dem andern gelassen haben. Wenn Alles zerstört wäre, so würde man sich doch in Europa um diese Dinge nicht mehr bekümmern, das ist nichts als verkehrtes Zeug." Ja die Räumung war von dem französischen und englischen Admiral bereits mit dem türkischen Gouverneur unterhandelt und eine Kapitulation abgeschlossen, als die Sache nach einer Unterredung des Grafen mit dem Muselmann wieder rückgängig wurde, und nach einem Besuch der Citadelle bemerkte der Präsident über die Monumente: „es seyen Steine wie andere und nur die Phantasie exaltirter Menschen habe ihnen einen besondern Werth beilegen können."

Diese ganze Politik hatte bloß den Zweck, der Familie Capo d'Istria den Besiz von Griechenland zu sichern. Europa suchte man in Unkenntniß über die wahre Lage des Landes zu erhalten, das Volk schilderte man als Barbaren, die bloß despotisch regiert werden könnten, als anarchisch, räuberisch, und um diesen Anklagen den Schein der Wahrheit zu geben, ließ man die Wegelagerer ungestört ihr Wesen treiben — mit Einem Wort, man suchte die Schwierigkeiten zu vergrößern, um jeden

Digitized by Google

souveränitätslustigen Prinzen abzuschrecken, man wollte sich selbst mit einem Griechenland im kleinen Maaßstab begnügen, um keinen Neid zu reizen. Aus diesem Grund beeilte sich der Präsident unverantwortlicher Weise mit der Auslieferung der kandiotischen festen Plätze und beeilte sich gar nicht mit der Befreiung Athens, Euböas und der andern Punkte des griechischen Gebiets, welche noch in den Händen der Türken waren. Es ist bekannt, daß der Graf bei dem Prinzen Leopold seinen Zweck erreichte; die Insinuation, daß deeselbe auch die griechische Religion annehmen müßte, war entscheidend. Der jetzige König der Belgier bedankte sich für eine solche Krone. Desto glänzender scheiterte Jener aber bei den Griechen selbst. Alle Hülfsquellen der Heucheiei, des Betrugs, der Gewalt waren erschöpft — überall Nichts als Mißbräuche, Unordnung, Zwietracht, Haß, Elend, Desorganisation — da kam die Katastrophr und nachdem des Grafen Bruder Augustin mit undegreiflicher Verblendung das unheilvolle System noch eine Zeitlang fortgesezt hatte und auch er endlich abtreten mußte, hinterließ er im öffentlichen Schatz 24 Thaler, nämlich 143 Phönire in Kupfer und 855 in Papier, und dabei waren die Douanen verpfändet.

Bei diesem Umschwung der Dinge griff Hr. Thiersch auf mancherlei Weise eben so wohlthätig als geschäftsgewandt zur Versöhnung des Parteigeistes ein. An seiner Hand ging der alte Mauromichalis (die Regierung hatte ihm früher die Freilassung angeboten, wenn er ihre Gnade (ἄλσος) anflehte, er aber mit stolzem Selbstgefühl dies abgelehnt) aus seinem Kerker und die erbitterten Mainoten schon gegen Nauplia im Anzug, kehrten in ihre Berge zurück. Dann sah man den deutschen Professor zu den Rumelioten ins Lager reiten, an die Pallikaren vom Pferd herab eine Rede halten und auch hier Frieden stiften. Dann sah man ihn in den Rathsversammlungen der Opposition von Hydra, der Deputirten von Perachora, dann half er die Verlegenheiten bei Zusammensetzung der neuen Regierung beseitigen, dann die Gemüther auf den neugewählten König vorbereiten, dann wurde er aufgefordert, der Namen Ottos an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten zu treten, allein, um dies zu thun, hätte er zweierlei haben müssen, was ihm fehlte — nämlich eine Vollmacht und Fonds. Mit 100,000 Thalern hätte er gehofft, die Pacifikation Griechenlands zu bewerkstelligen. Da er ohne Mittheilung aus Baoern blieb und der Versuch, die nöthigen Geldmittel herbeizuschaffen, so weit sein Privatkredit nicht hinreichte, fehlschlug, so mußte er sich weiterer Schritte enthalten. Was er noch vor seiner Abreise that, war, daß er den Kongreß vermochte, den König förmlich anzuerkennen und mit Entwerfung einer Verfassung zu warten, bis die Regentschaft da wäre. Die Versammlung wählte ihn zum Ueberbringer ihrer Adresse nach München.

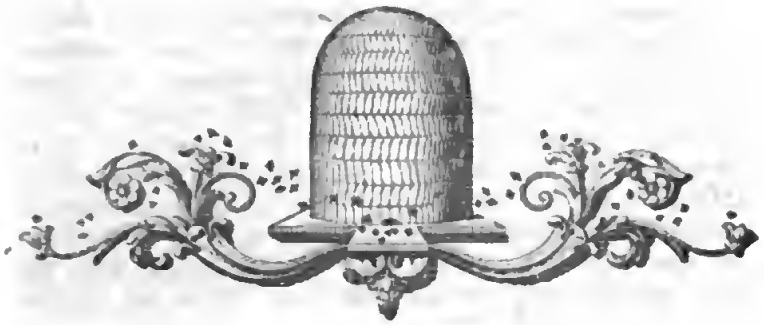
Nach diesen augenscheinlichen Verdiensten um Volk und Thron von Griechenland hätte man erwarten sollen, daß Hrn. Thiersch in dem Regentschaftskollegium eine Stelle übertragen werden würde. Es ist nicht klar, warum dies nicht geschah; wahrscheinlich jedoch hat sein unzweideutiges Benehmen gegen die gestürzte Partei in den Regionen der hohen Diplomatie eine sehr verschiedene Anerkennung gefunden.

Welches ist nun das Prognostikon, welches der Verfasser dem jungen Staat stellt? Es ist nicht unvortheilhaft, vorausgesezt, daß die Regierung national zu seyn verstehr. „Fragt einen Menschen von der untersten Klasse, sagt er, welches die Hauptstadt Griechenlands sey? Die Antwort wird seyn: Konstantinopel. Fragt ferner: wann werdet Ihr eure Revolution vollendet haben: Die Antwort wird seyn: wann das griechische Kreuz sich auf der Sophienkirche erhebt." Und hierauf erzählt er, wie die Animosität zwischen Türken und Griechen gänzlich aufgehört und wie er in Nauplia mit Muselmännern aus Albanien, Thessalien und Macedonien, Soldaten und Kaufleuten, zum Theil Flüchtlingen, darunter Agas und Beys, Bekanntschaft gemacht habe, die ihn oft besucht und nie vergessen hätten zu fragen: „Wann wird unser König kommen?" „Aber es ist nicht euer König, wrndete er ein; es ist der König der Griechen." — „Er ist auch der Unsrige. Wir haben dasselbe Vaterland, dieselben Voreltern, dieselbe Sprache, dirselben Sitten und Gewohnheiten und Nichts unterscheidet einen albanesischen Muselmann von einem albanesischen Christen." — „Darin habt ihr Recht." — „Da wir dieselben Widerwärtigkeiten erlitten haben, so ist es natürlich, daß wir auch dasselbe Glück zu genießen wünschen." — „Aber euer Sultan und eure Religion?" — „Der Sultan war uns stets fremd, wir kennen ihn nur durch seine Bedrückungen und was die Religion betrifft, so werden wir unter dem König zum mindesten nicht schlimmer daran seyn, als unter dem Großherrn. Er geht in seine Kirche, wir gehen in unsere Moschee und vielleicht beten wir mit der Zeit denselben Gott noch in demselben Tempel an, wie wir wissen, daß unsere Voreltern thaten, ehe diese wilden Thiere in unser Land eingefallen sind. Deßwegen wollen wir, daß dieser König auch der Unsere sey, aber wohlverstanden ein König mit einer Konstitution." — „Wie, mit einer Konstitution? Was ist eine Konstitution?" — „Das heißt, daß der König uns nicht behandeln kann wie Schafe nach der Art des Sultans und die Köpfe abschlagen, wann er will."

Ob freilich ein Griechenland in diesem großen Sinn auf dem von der Regentschaft eingeschlagenen Weg erzielt werden wird, wenn wir namentlich bedenken, daß sich, nach völliger Auflösung oder Auswanderung der tapfern Nationaltruppen, der Ueberwinder der Westsee und Paschas, die Macht des Königreichs auf die gemischten Schaaren fremder Spitzlinge stützen muß, dies ist eine Frage, die die Zukunft schwerlich befriedigend lösen dürfte. Noch hat das wiedergeborne Griechenland seine olympischen Spiele nicht gefeiert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 90. 3. September 1834.

Griechische Geschichte.

2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. Von J. W. Zinkeisen, Privatdocenten der Geschichte an der Universität Leipzig. 1r Theil. Das Alterthum und die mittleren Zeiten bis zu dem Heerzuge des Königs Roger von Sicilien nach Griechenland (um die Mitte des 12ten Jahrh.). Leipzig, J. A. Barth, 1832.

3) Histoire de la Grèce moderne, par J. Rizo Nerulos, ancien prémier-ministre de la Moldavie etc. (Deutsch in der Pölitz'schen Bibliothek der wichtigsten neuern Geschichtswerke des Auslandes. 4te u. 5te Lfg. Leipzig 1830.)

Eine Geschichte von Altgriechenland ist nach so vielen Werken, welche wir darüber besitzen, eine sehr überflüssige oder sehr schwierige, eine Geschichte von Neugriechenland, wo erst Alles im Werden begriffen ist, eine kaum jezt schon befriedigend lösbare Aufgabe. Die Zeiträume aber, in welchen der große Prozeß der Verwandlung des alten Griechenlands in das neue durch mehr als zwanzig Jahrhunderte herab vor sich ging, sind so dunkel und lückenhaft, so gar nicht einmal durch das Dämmerlicht der Sage erhellt, welche, wenn auch im Einzelnen von zweifelhaftem Werth für die historische Forschung, wenigstens die Dauer eines Volkes beurkundet. Wie hätte sonst die neuerdings behauptete Meinung, wornach die griechische Nation auf ihrem eigentlichen Grund und Boden völlig erloschen seyn soll, so leicht Eingang erlangen mögen? Ueber vierthalbtausend Jahre erstreckt sich, mit Indegriff seines mythischen Alterthums, die Geschichte von Griechenland; aber nicht der zehnte Theil dieser Zeit erlaubt eine in ununterbrochenem Zusammenhang fortlaufende Darstellung. Indeß wenn die gewöhnlichen Schul- und Gelehrtengeschichten in der kurzen Periode der Blüthe griechischer Wissenschaft und Kunst ihre Gränzen finden und überhaupt von den Schicksalen des griechischen Volkes bloß soweit Notiz nehmen, als dies zu Erreichung ihrer philologisch-artistischen Zwecke nothwendig ist, so sind die Bemühungen Derjenigen nur um so preiswürdiger, welche ohne durch die Schwierigkeiten, die ihnen bei Behandlung späterer Perioden entgegentreten, oder durch die Dürftigkeit der antiquarischen Ausbeute, die sie erwarten dürfen, sich zurückschrecken zu lassen, die Geschichte eines solchen Landes und Volkes vor Allem als eine der Quellen betrachten, woraus man die Philosophie der Geschichte der Menschheit schöpft. Sehr wahr und charakteristisch für den Geist seines Werks sagt daher Hr. Zinkeisen: „Ich glaube alle Schätze des griechischen Alterthums für Wissenschaft und Kunst, an denen wir den Geist bilden und die Kraft stärken, können nicht für das befriedigen

Digitized by Google

was mit dem griechischen Leben untergegangen ist, Selbstständigkeit, Kraft und Tugend eines Volkes." Wer diesen reinmenschlichen Gesichtspunkt festhält, für den wird die Geschichte von Griechenland allerdings nicht allein in der Zeit vorhanden seyn, welche die Nation durch das Geräusch ihrer Thaten auf dem großen Weltschauplatz erfüllte, oder wo jenes geistige Leben sich entfaltete, an dessen reicher Fülle sich die kommenden Geschlechter nährten, sondern gerne wird er eine Nation, der eine so erhabene Bestimmung zu Theil geworden war, auch auf der dunkeln Bahn des Mißgeschicks und des Zerfalls begleiten, gerne wird er jene halbverwischten Spuren aufsuchen, welche nach dem Verlust ihrer Unabhängigkeit durch die Macedonier und Römer ihr unfruchtbaren und resultatlosen Kämpfe gelähmter Lebensthätigkeit das ganze Mittelalter hindurch bezeichnen und mit freudiger Bewunderung wird er den Tag anbrechen sehen, wo über die alte Heimath der Civilisation von Neuem die Sonne der Freiheit aufgeht.

Dies ist denn auch Zweck und Ziel, welche Herr Zinkeisen zu verfolgen unternommen hat, das menschliche, nicht das gelehrte Interesse herrscht bei ihm vor. Darum bescheidet er sich, die altgriechische Geschichte durch neue Entdeckungen bereichern zu wollen, zufrieden, ein treues Bild von griechischer Art und Sitte in Verbindung mit den leitenden Begebenheiten zu entwerfen. Darum ist es vorzüglich das wenig betretene Feld der neuern griechischen Geschichte, wodurch sein Forschungsgeist angeregt worden ist und aus jener begnügt er sich, wie er selbst bemerkt, an diejenigen Beziehungen und Momente zu erinnern, welche ihm für die Würdigung dieser von Wichtigkeit zu seyn scheinen. Darum hat er sein Werk, wie schon die Form von Vorlesungen zeigt, in welcher er dasselbe erscheinen läßt, nicht zunächst an das gelehrte, sondern an das größere Publikum gerichtet, so jedoch, daß die Achtung, die er gegen das letztere hat, ihm die Pflicht auflegt, sich nicht nur der Popularität der Darstellung, sondern auch der Gründlichkeit zu befleißen und daß, während er jeden gebildeten Leser überhaupt zu befriedigen sucht, er die strengeren Forderungen des wissenschaftlichen Beurtheilers nicht unbefriedigt läßt. Darum mußte er aber auch (was er freilich eingestandener Maßen nicht ganz unbeschadet der Einheit der Darstellung thun könne, welche deßhalb öfters zwischen dem Ton der Erzählung und Abhandlung wechselt) zu sorglicher Prüfung der Fallmerayer'schen Ansicht von dem „Untergang der peloponnesischen Hellenen und der Wiederbevölkerung des leeren Bodens durch slavische Volksstämme" und je nachdem die Prüfung ausfiel, zur Polemik wider diese Ansicht um so mehr sich gedrungen fühlen, als ein großer Theil des Interesses für seine Aufgabe davon abhing. So inkonsequent auch in unserer plebejischen Zeit, welche dem Andenken alter Geschlechter die gewohnten Huldigungen verweigert, jede Frage nach der Abstammung eines Volkes erscheinen muß, — dennoch ist nicht zu läugnen, daß wir gegen die damit zusammenhängenden Illusionen nichts weniger als gleichgültig sind. Sicherlich würden die jetzigen Hellenen, wenn sie überhaupt unsere Theilnahme verdienen, derselben dadurch nicht unwürdig, daß sich etwa darthun ließe, daß kein Tropfen vom Blute der alten Helden und Weisen in ihren Adern fließe, aber wer möchte behaupten, daß nicht wenigstens die Theilnahme sehr geschwächt würde, daß sie durch das Fallmerayer'sche Werk nicht wirklich geschwächt worden sey? An ein slavisches Griechenland hat Niemand einen Glauben; für dieses gibt es keine Wiedergeburt; Griechenland ist dann ein untergangenes Likonien, über dem die Wellen des Meeres hinrauschen.

Ob und wie weit es Hrn. Zinkeisen gelungen, dem griechischen Volke das bestrittene Ahnenrecht zu retten, ist eine Frage, die aus dem ersten Bande allein nicht beantwortet werden kann. Er selbst gibt seine Schrift für Nichts aus, als was Fallmerayers Schrift auch seyn will — für einen Versuch. Beide Schriften haben das gemeinschaftliche Verdienst, einen Theil des Streites auf das slavische Sprachgebiet versetzt zu haben, wo vielleicht noch mancher Gewinn zu erheben ist, wenn namentlich die Untersuchung sich nicht vorzugsweise an die Vergleichung einiger slavischen Ortsnamen hält, sondern auch auf die Modifikationen dieser eingeht, welche das neugriechische Idiom durch slavische Einflüsse erhalten zu haben scheint. Die Rückwirkung des Griechischen auf das Slavische, z. B. auf die Mundart der benachbarten Albanesen, könnten zu weitern Fingerzeigen dienen. Bis jetzt hat dieses Etymologisiren noch wenig sichere Resultate geliefert. So viel kann man jedoch für ausgemacht halten, daß die Fallmerayer'sche Ansicht einer folgerechten Durchführung nicht fähig ist. Der Versuch, dies zu thun, hat wenigstens zu nachweisbaren Einseitigkeiten geführt. Wie will Hr. Fallmerayer es gegen Hrn. Zinkeisen rechtfertigen, wenn er sich von diesem vorwerfen lassen muß, daß er schon im achten Jahrhundert von Nichts als Morea und Moraiten spricht, daß er selbst in den von ihm wörtlich aufgenommenen Stellen der Byzantiner aus dieser Zeit ohne Weiteres den Ausdruck des Originals „Peloponnesos" durch das angebliche slavische Morea wieder gebe, während keiner jener Schriftsteller vor dem dreizehnten Jahrhundert dieses Wort gebraucht? Während Philhellenen und gelehrte Reisende*) noch heutiges Tags im Leben der Neugriechen überall ohne Mühe eine Menge Anknüpfungspunkte an das

*) Z. B. Dodwell, Pouqueville, Quinet, Kruse, Iken ꝛc.

Digitized by Google

griechische Alterthum und einen reichen Schatz der Verständigung über dasselbe entdecken, wäre schon von Byzantinern des achten Jahrhunderts „das ungeheure Binnenland vom Ister bis an die Alpenthäler Arkadiens und Messeniens mit der allgemeinen Benennung (σκλαβινια) bezeichnet," schon damals das gesammte Griechenthum durch rohe Barbarenhorden, von denen Hr. Fallmerayer ein Bild entwirft, daß Einem die Haare zu Berge stehen, vernichtet worden? Wenn man freilich die Stürme überblickt, denen Griechenland ausgesezt war — von den Einfällen der Gallier unter Brennus an, der Gothen, Hunnen, Vandalen, Avaren ꝛc. bis auf die Osmanen herab, so fragt man mit Recht, wie es möglich gewesen, daß nicht Alles, Land und Leute, zu Grunde ginge? Aber auch nach Philopömen, den man den lezten Hellenen genannt hat, auch nachdem die unruhige Freiheit der Nation in den Schlingen einer arglistigen Interventionspolitik erstickt war, erhielten sich viele heimischen Institutionen und in ihnen alte Sitte und alter Geist; manchen Städten vergönnte die Gunst ihrer römischen Beherrscher die Selbstständigkeit einer Municipal-Verwaltung; in Athen bestand noch im zweiten Jahrhundert ein Areopag, in Sparta gab es eine Gerusia, Ephoren, Nomophilaken ꝛc.; die allgemeinen Festspiele, die Amphiktionen-Versammlung dauerten fort und konnte Kaiser Julians Vorliebe nicht noch um die Mitte des vierten Jahrhunderts das Griechenthum mit neuem Glanze aufleben lassen? Und vergleicht nicht noch damals Julian das Studium der Philosophie in Griechenland mit den nie versiegenden Quellen des Nils? Mag hiemit auch von der Wissenschaft der Grammatiker und Rhetoriker zu viel gesagt seyn, so darf man dagegen, wenn andere Bewunderer des Griechenthums über den Untergang der alten Herrlichkeit trauern, wenn sie die in Schutt liegenden Städte, die verödeten Marktplätze, die der Bedachung entkleideten Tempel, die halbzerstörten Wasserleitungen hererzählen, nicht vergessen, daß Griechenland an Denkmälern eben auch einen nichtgewöhnlichen Reichthum besaß, der nicht so bald, auch unter den schwersten Unbilden der Zeit sich aufzehren konnte. Wie viel aber von diesen patriotischen Elegien gehört der falschen Amplifikationsmethode einer gesunkenen Redekunst an oder war höfische Panegyrik, berechnet, das Verdienst eines Autokrators, der vielleicht einige Antiquitäten ausbessern ließ, durch den Kontrast zu heben? Und im Vergleich zur Vergangenheit, war nicht Stoff genug zu klagen? Selbst nachdem Alarich, Genserich ꝛc. entsetzlich im Peloponnes gehaust, nachdem Pest, Erdbeben und Ueberschwemmungen des Meers die Verwüstung der Menschen noch überboten, nachdem die berühmtesten Städte und Inseln, selbst das gefeierte Athen zu einem Verbannungsort byzantinischer Staatsverbrecher herabgesunken, konnten die Griechen gleichwohl in den Bildersturmfehden des achten Jahrhunderts eine Rolle spielen und sogar eine Flotte ausrüsten, womit sie den Kaiser in seiner Hauptstadt bedrohten, und aus dem ersten Jahrzehent des neunten Jahrhunderts berichtet Konstantin Porphyrogenitus von einem Sieg, welchen die Griechen von Patra gegen die bereits im peloponnesischen Thema angesiedelten Slavenstämme erfochten. Wenn in der Folge das Christenthum und der byzantinische Hellenismus sich das Slaventhum unterworfen, wäre da nicht das Wunder weit größer, daß die Slaven in Griechen verwandelt, als daß von den Griechen so bedeutende Reste sich erhalten hätten, daß sie den fremden Eindringern ihre Sitte und Sprache aufnöthigen konnten.

Wäre (nach Fallmerayer) „außer einzelnen Streifen an der Seeküste und einigen Burgen des Binnenlandes in Böotien, in Phokis, in Lokris, in Aetolien, in Akarnanien, in Thessalien und Macedonien das alte hellenische Geschlecht völlig vernichtet" und die ganze Bevölkerung der nachfolgenden zwölfhundert Jahre „aus den Kindern und Nachkommen jener teuflischen Unholde erwachsen, welche vom sechsten Jahrhundert an unter dem Namen Skythen, Slaven, Slavinen, Slavesianer, Bulgaren, Hunnen, Avaren, Paginaken, Kumanen und Alanen als Eroberer und Vertilger eingedrungen sind" — wie ließe es sich erklären, daß unter der nämlichen Regierung, des Konstantin Kopronymus unter welcher die slavischen Einwanderungen in Griechenland hauptsächlich Statt gefunden zu haben scheinen, alle Städte und Dörfer Griechenlands also mit wenig Ausnahme von den Einwanderern zerstört und verbrannt, die Einwohner hellenischen Bluts aber ausgerottet worden seyn sollen, gleichwohl, wie Hr. Zinkeisen aus einer Nachricht bei Theophanes argumentirt, die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, die durch die Pest entvölkerte Hauptstadt durch neue Ansiedler von den Inseln des ägäischen Meers und aus Hellas wieder zu bevölkern? Daß vom achten Jahrhundert an slavische Niederlassungen in Griechenland waren, ist unbestreitbar, daß schon früher, sehr wahrscheinlich; eben so gewiß, daß, nachdem die streng nationelle Scheidung einmal aufgehört, hellenischer und slavischer Stamm sich vielfach kreuzten; den Untergang des ganzen hellenischen Geschlechts daraus zu folgern, geht jeden Fall zu weit, zumal die Ansiedlungen sich wohl auch zum Theil auf friedlichem Weg gemacht haben mögen, so daß es bald an gegenseitigen Befreundungen nicht gefehlt haben kann. Die Schilderung des slavischen Charakters, welche Hr. Zinkeisen nach dem gewiß nicht für die Slaven parteiischen Zeugniß Kaiser Leos des Philosophen gibt, läßt diese Barbaren auch keineswegs als solche Unmenschen erscheinen, als welches sie Hr. Fallmerayer darstellt. Mit besonderem Lob wird ihrer Gastfreundlichkeit, ihrer milden Behandlung

Digitized by Google

der Gefangenen, denen sie gerne als Freien und Freunde Niederlassung unter sich gestatten, ihrer Freiheitsliebe und anderer gesellschaftlichen Tugenden gedacht und He. Zinkeisen nimmt davon Veranlassung, einem fast allgemein herrschenden Irrthum zu begegnen, als ob überall, wo Slaven hingekommen, zugleich auch Sklaverei und Leibeigenschaft in ihrer verhaßtesten Gestalt, und Despotismus mit all seinen Schrecken, Menschenverachtung und Menschenverderbniß, mit eingezogen seyen — einem Irrthum, der, wie er glaubt, bloß aus einer verkehrten Anschauungsweise historischer Verhältnisse, aus einer Uebertragung der durch gegenwärtige Zustände gewonnenen Vorstellungen auf die Vergangenheit hervorgegangen ist, während richtiger anerkannt werden sollte, daß, wo bei slavischen Völkern jezt Despotismus waltet, dieser nicht auf slavischen, sondern mongolisch-tatarischen Ursprung in den Unterjochungs-Kriegen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts zurückweist.

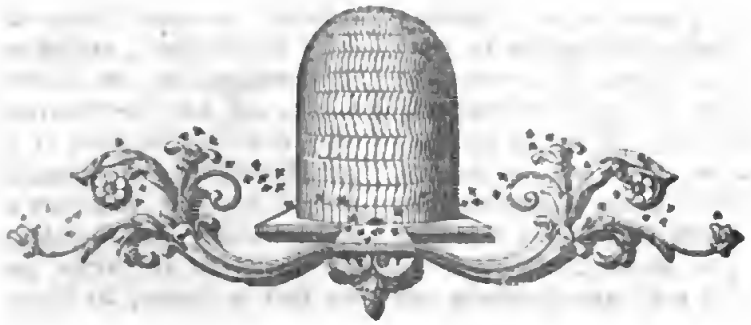
Wie alle Barbaren führten die Slaven keinen Belagerungszug mit sich und da Kaiser Justinian's Befestigungsbauten sich auf Griechenland erstreckten, so ist es bei der ohnehin von Natur festen Lage mancher Punkte sehr gedenkbar, daß ein großer Theil des Landes den Eroberern nicht anheimfiel. Die Eparchie Griechenland aber zählte neun und siebzig Städte und bei der spätern Themeneintheilung kommen auf den Peloponnes allein vierzig Städte. Diese waren wohl alle befestigt, und viele derselben mochten dadurch der Wuth der Barbaren entgehen. Die Einwanderungen der Slaven stellt sich daher He. Zinkeisen also vor. „Anfangs wurde von den Slaven wahrscheinlich nur das flache offene Land besetzt und nach des Volkes Sitten und Bedürfniß mit vereinzelten Weilern und Dörfern bebaut. Diese bildeten sich nach und nach zu mehreren Distrikten und bewahrten unter eigenen Stammfürsten, Zupanen, die vaterländische Freiheit des Volkes. Ganz abzusehen davon, daß die natürliche Beschaffenheit an sich diese Art der Ansiedlung am meisten begünstigen mochte, so scheint auch noch der Umstand, daß wie durchaus keine Spur von der Anlage größerer slavischer Städte diesseits der Thermopylen und des korinthischen Isthmos in so früher Zeit nachweisen können, besonders dafür zu sprechen. Die Seestädte, meistens von der Landseite her gut befestigt, blieben ohnehin im Besitz der alten Einwohner und die wenigen althellenischen Binnenstädte, welche sich hie und da noch erhalten hatten, wurden Anfangs von den neuen Ansiedlern wahrscheinlich wenig beunruhigt, welche wir bei einigen früher mehrere Male zerstörten und gänzlich verfallenen Orten zur Zeit der fränkischen Eroberungen wieder im besten Zustande treffen, ohne über ihre Entstehung die geringste Nachricht zu haben. Die slavischen Ansiedler vermehrten sich von Jahr zu Jahr; vom Flachland breiteten sie sich bald nach den höher liegenden Bergthälern und nach dem Gestade des Meeres hin aus; die Anlage ihrer Ortschaften wurde gedrängter und beengte die alten Einwohner; es kam zu Reibungen, zu Feindschaft, zu einzelner Fehde und endlich zu allgemeinerem Kriege zwischen den hellenisch-romäischen Städtebewohnern und den slavischen Bebauern des Flachlandes. Was von jenen nicht innerhalb der Mauern lebte, sondern etwa das Weichbild der Städte und ihren nächsten Umkreis in Dörfern bewohnte, unterlag bald der Uebermacht der Slaven. Selbst einzelne kleinere Städte wurden von den Siegern eingenommen, besetzt, erweitert oder auch völlig zerstört und aus den Trümmern in einiger Entfernung von den alten neuaufgebaut. Sie erhielten dann theils rein slavische, theils aus den hellenischen und slavischen Idiomen gemischte Namen. In diesen Fällen beschränkte sich aber auch die Mischung nicht auf die Namen, sondern ging auf die Bewohner über und bekam bestimmtere Gestalt in Sprache, Sitte, Lebensweise und Charakter der nachfolgenden Geschlechter. Zu gleicher Zeit mögen damals aus ähnlichen Ursachen die meisten früher unbekannten Bergschlösser und Festungen in den entlegeneren Hochländern entstanden seyn, welche zum Theil von den aus dem Flachlande verdrängten Hellenen, zum Theil aber auch von Slaven zum Schutz gegen die kühnen Ausfälle jener angelegt wurden. So mag es sich ungefähr die ersten vierzig Jahre nach den Einwanderungen unter Konstantin Kopronymus gestaltet haben."

Abgesehen davon, daß Hr. Zinkeisen die Fallmerayer'sche Ansicht von der Ausrottung der Hellenen bestreitet, welche schon unter der Regierung des Kaisers Phokas, d. h. zu Anfang des siebten Jahrhunderts, vollendet worden seyn soll, ist er somit auch in Bezug auf den Hauptzeitpunkt der slavischen Niederlassungen nicht einverstanden, indem er denselben erst in die Jahre 746 und 47 sezt. Er beruft sich auf die Bemerkung des Konstantin Porphyrogenitus über den Peloponnes: „diese ganze Landschaft wurde slavinisirt und von Barbaren eingenommen, als jene verheerende Pest über den ganzen Erdkreis ging, zur Zeit da Konstantin Kopronymus das römische Reich beherrschte." Also ist doch Alles slavisch geworden? Ein griechischer Schriftsteller sagt es ja ausdrücklich. Nicht zu schnell geschlossen, entgegnet Hr. Zinkeisen; derselbe Konstantin erzählt, daß unter Nicephorus — mehr als fünfzig Jahre nach dem obigen Datum — die Slaven des Peloponnes, nachdem sie der byzantinischen Herrschaft unterworfen worden, abgefallen seyen und angefangen hätten die Häuser der zunächst wohnenden Griechen (er nennt sie Γραικοι) zu plündern. Das bereits erwähnte Treffen bei Paträ war die Folge.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 91. 5. September 1834.

Griechische Geschichte.

2) Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. Von J. W. Zinkeisen ꝛc.

3) Histoire de la Grèce moderne, par J. Rizo Nerulos, ancien prémier-ministre de la Moldavie etc.

(Schluß.)

Aber nicht genug, er spricht von einem festen Platz Maina (Κοσμᾶ Μαΐνης) und sagt ausdrücklich, daß die „Bewohner desselben nicht zu dem Stamme der Slaven gehörten, sondern Nachkommen wären jener älteren Romäer, welche man jezt in der Umgegend Hellenen nenne, weil sie von uralten Zeiten her nach dem Brauch der alten Hellenen am Götzendienst hingen.“ Das Land, das sie inne haben, sey schwer zugänglich, leide Mangel an Wasser, sey aber reich an Oelpflanzungen, welche ihnen Ersatz gewähren, und erstrecke sich längs der Meeresküste bis zu dem Vorgebirge Malea. Nach all diesem ist nicht zu zweifeln, daß der Ausdruck Konstantins, der ganze Peloponnes sey slavinisirt worden, eben nichts als eine redneriſche Amplifikation war, die bloß besagen wollte, dieses Land sey damals momentan für das Reich verloren gegangen gewesen. Denn Griechenland im Kampf mit den Slaven, war als Provinz so gut als nicht zu rechnen. Ein merkwürdiges Moment dafür, daß es nicht so schlimm im Peloponnes hatte hergegangen seyn können, als der Fall seyn mußte, wenn die ganze einheimische Bevölkerung unter dem Schwert wilder Barbaren erlegen wäre, bietet jedoch die von demselben Konstantin beschriebene Lebensgeschichte des Kaiser Basilius des Macedoniers in der Anekdote von der reichen Wittwe Danilis dar. Rechnet man gleichfalls einen Theil der Erzählung als Uebertreibung ab, so bleibt die Schilderung des Reichthums der Wittwe aus Patrá an Gold, Sklaven, prachtvollen Gewändern, goldenen und silbernen Gefäßen, kunstreichen Stoffen ꝛc., womit sie den jungen Basil, dem ein Mönch die Kaiserwürde prophezeit hatte, zuerst als Gastfreund, später als Kaiser überhäufte und zulezt seinen Sohn, den weisen Leo, in ihrem Testament bedachte, wahrhaft fabelhaft, wenn man nicht annimmt, daß im Volke ein hoher Grad von industrieller Bildung herrschend war, der nicht auf einmal im neunten Jahrhundert und auch nicht bei Barbaren entstanden seyn konnte. Unter den Geschenken werden hundert buntfarbige kurze Gewänder gerühmt, hundert wahrscheinlich seidene Gewänder von so feiner Arbeit, daß ihre Fäden das Gewebe der Spinne übertrafen und jedes in einem Schilfrohr Raum hatte; in dem Testament kommen dreitausend Sklaven und achtzig Landgüter vor. All dies sezt einen lange dauernden,

Digitized by Google

geordneten gesellschaftlichen Zustand voraus. Wenn es sonach scheint, daß das geiechische Volk wirklich die ersten Stürme der Völkerwanderung leidlich überstanden habe, so möchte die Begründung der Fallmerayer'schen Hypothese in einer spätern Periode noch weniger zu suchen seyn. Von den Anfällen der Saracenen litt Geiechenland nicht nur verhältnißmäßig wenig, sondern es konnte durch Lieferung von Mannschaft, Schiffen und Geld künftig selbst zur Vertheidigung der übrigen Theile des Reichs mitwirken. Und wenn unter wechselnden Schicksalen noch Viel und Schweres über Griechenland erging, ein teeffendes Wort hat Hr. Friedrich Thiersch gesprochen *). Was in dem schönen Epigramme die Weinrebe zu dem gefräßigen Thiere sagt, von dem ihre edeln Sprößlinge benagt werden, das hat Geiechenland seit den 3000 Jahren seiner mit Ruhm und Herrlichkeit eben so wie mit Jammer und Elend beladenen Geschichte nach allen seinen Peinigern und Drängern in Recht und Wahrheit zugerufen:

Nagst du mich auch bis zur Wurzel, doch werd' ich wieder entsprossen,
Wein zu spenden, o Bock, wenn du als Opfer erliegst.

Das Resultat des Zinkeisen'schen Werks ist: Geiechenlands Bevölkerung hat eine starke Beimischung von slavischem Blut erhalten, aber ganz slavinisirt wurde sie nie. Damit kann man zufrieden seyn, wenn nicht anders Hr. Fallmerayer von seiner seitdem mit Hrn. Thiersch gemeinschaftlich unteenommenen Reise nach Geiechenland noch stärkere Beweise für eine Hypothese mitbringt. Welches Volk könnte sich überhaupt rühmen, daß es die Reinheit seiner Abstammung ungetrübt bewahet habe? und was müßte das für ein abgeschlossenes, menschenfeindliches Volk seyn, welches einen solchen Werth auf einen reinen Stammbaum legte? Gibt es nicht selbst mitten in Deutschland ganze Distrikte, die von slavischen Abkömmlingen bevölkert sind, und sind diese deßwegen jezt weniger gute Deutsche? So mag an und für sich so gar Viel nicht daean liegen, daß der althellenische Stamm slavische Pfropfreiser in sich aufgenommen hat. Ist ja doch auch aus der Veemischung der Pelasger, Aegyptier, Phönizier und Hellenen jenes griechische Volk entsprungen, zu dessen Lobe man nichts Schöneres sagen kann, als seine Bildung habe in harmonischer Einheit aller körperlichen und geistigen Vermögen bestanden. Allein jene Vermischung hatte auch ihre wohlthätigen Wirkungen. Als dieses Volk durch Uebeebildung, durch Abfall von der Natur und innerer Entzweiung seine sittliche Keaft verloren hatte, da wurde die Beigabe eines rohen, aber gesunden und naturkräftigen Volkselements Bedingung seiner Wiedergeburt, weßhalb auch Griechenland nach der Verschmelzung mit den Slaven weit kräftiger wieder dasteht, als seit Jahrhunderten. Und sollte die Vollendung dieser Wiedergeburt in dem Augenblick, wo sie zu den glänzendsten Erwartungen zu berechtigen schien, gewaltsam gehemmt, auch einer weit spätern Periode vorbehalten bleiben, sind es nicht slavische Namen, die unter den herrlichsten des neuen Heldenthums glänzen, um nur zwei zu nennen, die Namen Bozzari, Karaiskaki?

Herr Zinkeisen schließt den ersten Band seines Werks mit der Bemerkung: Was Griechenland während der mittleren Zeiten unter Kampf, Noth und Bedrängniß errungen, habe im Lauf des zwölften Jahrhunderts — er nennt diese Zeit die entwicklungsreichste für eine neuhellenische Bildung — seinen Höhepunkt erreicht, leider sey aber mit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts abermals der Geist der Zeestörung über das althellenische Land gezogen und die Begründung fränkischer Herrschaft habe auf langhin die aufgeblühten Hoffnungen wieder vernichtet.

Sechs Jahrhunderte später, unter türkischer Herrschaft, hat endlich die Befeeiungsstunde für Griechenland geschlagen. Werden nun aber auch Kunst und Wissenschaft auf hellenischem Boden wieder einkehren? Werden die zerfallenen Städte aus dem Schutt wieder eestehen? Die verödeten Landschaften mit üppigen Fluren sich bedecken, mit gewerbfleißigen Menschen sich bevölkern? Daeübee gibt Rizo's Geschichte, die zunächst eine Geschichte des Kampfes ist und dee ihm voeangegangenen Thatsachen, keinen Aufschluß. Wie vor dem Jahr 1821 Niemand an die Möglichkeit dachte, daß je die griechische Nation sich aus ihrem anscheinenden Todesschlummer wieder aufraffen könnte, was just für Griechenland ein Glück war, weil auch die türkischen Staatsmänner diesen Glauben theilten und statt in der Revolution eine Bewegung der geiechischen Nation zu erblicken und demgemäß ihre Maßregeln zu ergreifen, überall nur moskowitische Intriken argwohnten — so könnte man wohl auch durch andere Eefolge der Revolution überrascht werden, als man sich jezt einbildet. Statt daß ein selbstständiges Griechenland erstände, konnte der griechische Aufstand nur dazu gedient haben, die Auflösung des türkischen Reichs zu beschleunigen; statt daß das Licht europäischer Civilisation von Westen nach dem Osten zurückgewendet würde, um von Hellas aus über Vorderasien sich zu verbreiten, könnte auch wohl nur einer neuen asiatischen Barbarei Platz gemacht worden seyn; statt daß die griechische Flagge den Osten und Westen in neuen lebendigern Verkehr sezte, könnten die Geschwader des Haldmonds durch das Feuer der Brauderführer und durch das „verdrüßliche" (untoward) Mißverständniß der „alten

*) Vorlesung, gehalten in der Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 28. März 1828.

Verbündeten" des Sultans auch nur deßwegen haben zu Grunde gehen müssen, um den Scythen des Tanais und Borysthenes nicht mehr die Einfahrt in den Bosporus und endlich die Dardanellen streitig machen zu können.

Doch dies Alles ruht im Schooß der Zeit, einer dunkeln ereignißschwangern Zeit, deren Schickungen keine Staatsweisheit zum Voraus berechnen kann. Ehedem, als noch das Recht des Stärkeren frei waltete, waren die Zeitgenossen die besten Historiker. Die Gewalt entwarf die Plane und die Gewalt führte sie aus; das Urtheil der Mitwelt war bald fertig. In unsern Tagen politischer Gleisnerei ist dies anders. Die Leidenschaften sind die nämlichen, der Mächtige unterdrückt wie sonst den Schwachen; aber da ist ein Spiel von Kabalen und Machinationen, so fein angelegt, von so vielen Widersprüchen oft absichtlich durchkreuzt, daß die wahren Triebfedern der politischen Erscheinungen sich meist spät enthüllen, manchmal erst aus dem Gang des Ganzen errathen werden müssen.

Die äußern Erscheinungen der griechischen Revolution liegen vor den Augen der Welt. Der nach dem Auftreten Alexander Ypsilantis in der Moldau fast an Einem Tag erfolgte Ausbruch in Maina, Messenien, Elis, in allen Provinzen des Peloponnes, in Achaenanien, Aetolien, Attika, Livadien, Euböa, Kandia, Samos, auf den Felsen von Suli sind erstaunenswerthe Thatsachen. Am 28. April 1821 pflanzten Hydra, Ipsara und Spezzia, reich durch ihren Handel, geschützt durch ihre Klippen, furchtbar durch ihre kriegerische Marine, nachdem sie gewartet, bis ihre Schiffe von Konstantinopel, Kaffa, Odessa, Taganrock, zurück waren, feierlich das Panier der Unabhängigkeit auf und in kurzer Zeit bedeckte eine Menge kleiner bewaffneter Fahrzeuge alle Gewässer der Levante. Unverwischlich sind die Spuren der Blutsscenen von Scio und Ipsara, unsterblich der Griechen Rache in dem Brand der Schiffe bei Tenedos, Samos, in den Thaten von Missolonghi und in Marko Bozzaris Heldentod bei Karpenisos. Was war aber von all dieser ungeheuren Bewegung Ursache und Antrieb? Was vermochte die Armatolen des Olymps und der akrokeraunischen Gebirge, daß sie den Groll gegen ihren Todfeind, Ali von Tepelen, um gemeinschaftliche Sache zu machen, überwanden? Was flößte den Palikaren den Muth ein, daß sie standhaft den Vertilgungskampf fortsetzten, als die Könige von Europa, auf dessen Theilnahme sie gezählt hatten, das Anathem über ihr Beginnen aussprachen? Als sie an einem thätlichen Uebelwollen der europäischen Mächte um so weniger zweifeln konnten, wenn sie das Benehmen des englischen Prokonsuls auf den sieben Inseln betrachteten, der — feierlich der Verkäufer Paxos — ihren Schiffen das Befahren der jonischen Gewässer verbot, während er sie den Türken öffnete? Daß sie nicht verzweifelten, als Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, undankbar gegen die griechische Revolution, die ihm Zeit ließ, seine Unabhängigkeit vorzubereiten, die disciplinirten Horden Arabiens und Nubiens wider das bereits befreite Morea entsandte? Das belebende, ermuthigende Prinzip, antwortet Rizo, das Geheimniß der griechischen Kraft und Ausdauer war das Nationalgefühl, das den Hellenen auch in seiner tiefsten Erniederung nicht verlassen hatte, das ihm den Abscheu gegen seine Fesseln, den Drang sich zu befreien einflößte. Diese allgemeine Stimmung fand sich schon unter den Griechen des sechzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts. Als noch Europa vor dem osmanischen Namen zitterte, war die Verwirklichung dieser Messiasidee ihr stilles Gebet, verbreiteten orakelartige Volkssagen den Glauben daran durch den Orient und dieser Glaube gestaltete sich zu einer innern Gewißheit, je mehr die Bildung unter ihnen sich verallgemeinerte und ihr geistiges Uebergewicht über die Türken wuchs. Der Thessalier Rigas war es, welcher es unternahm, diese allgemeinen Stimmung unter den Griechen eine bestimmte Richtung zu geben, und die Masse ihrer Kräfte durch Vereinigung, wirksamer zu machen. Er gründete einen großen Bund, gegründet auf unverbrüchliche Anhänglichkeit an Vaterland und Religion und berechnet auf die Gewohnheiten und Sitten des griechischen Volks — dieser Bund war die Hetäria.

Rizo ist eifrig bemüht, die Vermuthung zu entfernen, als ob auswärtige Anstiftung dem griechischen Aufstande nicht fremd gewesen wäre, als ob, ungeachtet aller offiziellen Ablängnungen, eine arglistige Politik die Griechen als Mittel gebraucht hätte. Allen Ruhm des Entschlusses will er seinem Vaterland bewahren. Darum hat er wohl daran gethan, sein Werk mit der Einnahme und Zerstörung von Missolonghi zu schließen. Denn von da an würde es ihm schwer geworden seyn, manches traurige Bekenntniß zurückzuhalten. Es ist wahr, Europa hat Griechenland am Rande des Verderbens noch zuletzt gerettet; aber Europa hat damit keinen Akt der Großmuth ausgeübt, nachdem seine Schuld es war, daß das vor europäischer Einmischung siegreiche Griechenland so in sich zerrüttet wurde, daß es unfähig erschien, sich selbst zu helfen. Von jetzt an hat Griechenland keine eigene Geschichte mehr, es bildet einen Theil der diplomatischen Geschichte von Europa. Und in dieser ist seine Rolle eine untergeordnete, sein Interesse bedingt durch die Interessen der großen Mächte, es selbst ein kleines Königreich, abhängig und des Schutzes bedürftig.

Diese Zeit bedarf noch keines Geschichtschreibers, ihre Thaten des Friedens müssen erst vollbracht werden. Wenn übrigens ein Mann berufen ist, sie dereinst zu schreiben, so kann es nur ein Mann seyn wie Rizo,

Digitized by Google

der Geschäftserfahrung, Kenntniß der morgen- und abendländischen Literatur und patriotische Gesinnung mit einem unverdächtigen Grade historischer Unbefangenheit verbindet. In einer früher in Gesprächsform erschienenen kleinen Schrift (Taschenbuch für Freunde der Geschichte des griechischen Volks. Zweiter Jahrgang, 1824) rügt er selbst die Uebertreibungen, die sich auch die Griechen häufig in ihren Berichten zu Schulden kommen lassen. Er läßt dort Kallias sagen: „Wenn Freunde uns ein geliefertes Seetreffen beschreiben, so begnügen sie sich nicht, uns zu benachrichtigen, daß sie dem Feind 10 oder 12 Kriegsschiffe weggenommen, sondern sie melden, die Hälfte der Flotte sey versenkt, die andere Hälfte hätten sie sammt der Mannschaft in ihre Gewalt bekommen — gleich als ob es nicht schon eine herrliche That wäre, wenn die griechischen Kähne sich der aus kolossalen Schiffen bestehenden beweglichen feindlichen Mauer gegenüber in Schlachtordnung stellen, einige davon zu Grunde richten, und die entfliehenden Schiffe mehrere Mal zwangen, sich feig in die Dardanellen zurückzuziehen; beschreiben sie ein Landtreffen, so nehmen sie 5 bis 6 Paschas gefangen, erobern auf einmal 6 bis 7 Festungen und denken nicht daran, daß die Kriegskundigen in Europa über Nachrichten lachen, die so weit von der Wahrheit entfernt sind, als die Türken von der Humanität.“ Rizo genießt auch das Vertrauen der gegenwärtigen Regierung, die ihn zuerst zum Staatssekretär, später zum Nomarchen der Cycladen (Regierungs-Kommissär im bayrischen Sinn) und in neuester Zeit zum Minister für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt hat. Daß aber die Darstellungsweise des Historikers etwas warm und auf Effekt berechnet, oder, wie die alten Griechen sagen würden, epidiktisch ist (Cic. orator, Cap. XI.) rechnen wir ihm nicht zum Fehler an. Diese Form war so nothwendig, also wahr, als der trockene pragmatische Styl in einem Geschichtswerk, welches eine Appellation seyn sollte an das Mitgefühl der Völker Europas im Namen einer im Todeskampfe begriffenen Nation, ungeschickt und unwahr gewesen wäre. Und schreibt er zugleich für die Griechen, so hatte er eine der erhabensten Bestimmungen der Geschichte zu erfüllen, die Bestimmung, zu preisen Thaten der Tugend und zu seyn eine Schule der Vaterlandsliebe. Dies ist überhaupt der Geist, welcher jede Nationalliteratur weihen muß. Dieser Geist hat den Stifter der Hetäria beseelt, wie er in einem der Lieder, die noch jetzt in den Thälern des Pindus und Olymp ertönen, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts sang:

Schön Hellas mein,
Du Quell, wo Weisheit quillet,
Du Brust, die Helden stillet,
Du Licht, der Welt gesandt!
Ermann' dich von der Schande,
Zertrümmre deine Bande
Mein theures Musenland.

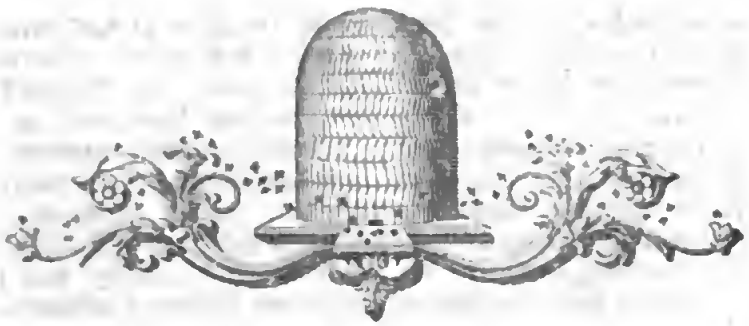
Vermischte Schriften.

Beiträge zur Urgeschichte einiger Erfindungen. Von J. G. Kohl. Königsberg, Meyer, 1834.

Auf 108 Seiten trägt der Verfasser die Geschichte des Wagens, des Stuhls, des Oberings, der Kaffeekanne, des Packens, des Schiffes, der Waage und des Wassers vor. Wenn man den Wagen, das Packen, das Schiff und die Waage ausnimmt, bei denen Variationen und Verbesserungen von allgemeiner Wichtigkeit sind, gehört die Untersuchung über die übrigen genannten Gegenstände nur zu den gelehrten Spielereien. Man höre zum Exempel: „Das Tiefausgehölte hatte man längst für die flüssigen Suppen verwendet, die über Flaches leichter ihre schaukelnden Wellen hinausschlugen. Der Hausvater vertheilte die Suppen mit einem Vorlegelöffel, mit dem er auch dann und wann einmal die kräftige Grundsuppe umrührte, die Jeder gern hatte. Eben dieser Grundsuppe wegen, die aus Fleischstücken, Erbsen, Wurzeln ꝛc. bestand, mußte auch der Hausvater sich eines Vorlegelöffels bedienen; denn unmöglich ließ sich dies alles ohne die größten Unannehmlichkeiten dem Weine gleich ausschütten, wie man z. B. beim Ausschütten des Schweinetranks sieht, wo auch das Wasser mit Kartoffeln, Blättern, Rüben gemischt ist und den hungrigen Gästen über Leib und Kopf in die Tröge sprudelt und spritzt. — Als man nun aber nicht mehr von Kohlblättern und Gartenbohnen, sondern von Theeblättern und Kaffeebohnen Suppen kochte, — und dies mag in China und Arabien schon lange der Fall gewesen seyn, — da hatte man nun Suppen, von denen man den Bodensatz nicht liebte und suchte, und von denen man nur die klare Lauge abgießen wollte. — Für diese Suppen wurden daher zwei Hauptveränderungen an der Terrine erforderlich. Sie mußte vertieft und eine Vorrichtung zum Ausgießen bei ihr angebracht werden. — Durch Beides entstand nun die eigentliche Kaffeekanne.“ Wer hat heutzutage Zeit, dergleichen zu lesen, geschweige gar zu schreiben? O du glücklicher Mann, der du diese Zeit hast!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 92. 8. September 1834.

Römische Geschichte.

1) Römische Grundverfassung von K. D. Hüllman. Bonn, A. Marcus, 1832. S. 452.

2) Versuch über die römischen Plebejer der ältesten Zeit. Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats, bearbeitet von Dr. G. Sträſſer. Elberfeld, C. J. Becker, 1832. S. 95.

Die Verfassung eines Volks ist der treueste Spiegel seines Charakters, der Schlüssel zu seiner Geschichte. Es gibt viele Dinge, die das Leben schmücken und veredeln und die ein Volk nach seiner Weise sich anzueignen oder weiter auszubilden strebt; aber diese Güter und Genüsse, so werthvoll an sich und für die jeweilige Stufe der Humanität bezeichnend, sind doch selten so ganz natürlicher Ausdruck eines Zustandes, wie der Staat, der, als Grundlage, Bedingung und Bürgschaft der gesellschaftlichen Zwecke, aus dem Willen und Interesse Aller entspringt, die Erfahrungen, Wünsche, Bedürfnisse Aller darstellt. Wie wollte man sich zumal von dem römischen Volke eine richtige Vorstellung machen, wenn man für dasselbe keinen Maaßstab hätte, als den seiner Literatur, Wissenschaft und Kunst? In all diesen Beziehungen erscheint das römische Volk als eine matte Kopie des griechischen und so überall in den Fesseln des Hellenismus befangen, daß selbst die ausgezeichnetsten Talente, so wenig es ihnen auch an schöpferischer Kraft gebräche, wenn sie sich nur in kühnem Flug versuchen wollten, nicht im Stande sind, dieses fremde Gängelband loszuwerden. Die Römer verachteten die Griechen als Nation, aber sie lernten ihre Sprache, besuchten ihre Schulen, übersezten ihre Schriftsteller, hielten Reden, disputirten, philosophirten, dichteten nach griechischen Mustern und hielten sich griechische Kunstwerke. Herren der Griechen durch das Recht des Schwertes werden sie Sklaven ihres Geistes und ihrer Gelehrsamkeit, die ihnen bald zu Mode, Luxus und Bedürfniß wurden. Umsonst, daß strenge Männer, wie der ältere Cato, der Einführung griechischer Bildung als einer Entartung von vaterländischer Sitte entgegenzuwirken suchten — eine selbstständige Geistesrichtung vermochten sie ihren Mitbürgern nicht zu geben.

Wie ganz anders im Staatsleben! Konnten die Römer sich nicht zu dem hohen Schönheitssinn und der sittlichen Grazie der Griechen erheben, nicht die Quellen ihrer wissenschaftlichen Tiefe sich eröffnen, so war dagegen das politische Feld dasjenige, wo sich die ganze Schärfe und praktische Tüchtigkeit ihres männlichen Verstandes zeigen konnte. Ohne den Rigorismus der Lacedämonier, die das Staatsbürgerthum auf Kosten der

Digitized by Google

persönlichen Rechte pflegte, verstanden sie einen Staat zu gründen, frei und stark nach innen und mächtig nach außen, länger dauernd in Freiheit als die meisten Republiken des Alterthums und, als sie die Freiheit an ehrgeizige Bürger verloren hatten, noch Unabhängigkeit und Herrschaft behauptend Jahrhunderte lang, ja Gesetz und Recht vermachend fremden Völkern in später Nachwelt. Die große Klippe, woran die Staaten so häufig scheitern, ist die Feststellung des Gleichgewichts der Gewalten, ihre äußerliche Trennung und innere Verbindung, die Vermählung der Ordnung mit der Freiheit — hier aber das rechte Maaß zu finden, war dasjenige Verdienst, das schon Cicero und Polybius als den Hauptvorzug der römischen Verfassung rühmen. In diesem Vorzug bestand der Talisman, welcher mitten unter den bittersten Zerwürfnissen der Aristokratie und Demokratie es dem Volk nie an Anhänglichkeit an seine heimischen Institutionen und der Regierung nie an Kraft zum Handeln gebrechen ließ. Diese römischen Eroberer, voll kriegerischen Stolzes und ruhmdurstigen Muthes, wenn sie auszogen, unbarmherzige Verwüster von Städten und Ländern, über die sie die Tuba erschallen ließen, wie ruhige gesetzachtende Bürger waren sie wieder, wenn sie, zurückgekehrt von den Schlachtfeldern der Welt, das Schwert mit der Pflugschar vertauscht hatten. Und blieb nicht selbst nach dem Untergang der Republik und im Verfall des Reichs die Geschichte Roms, trotz aller Verworfenheit seiner Politik, eine Fundgrube der Staatskunst und des Staatsrechts, aus welcher Machiavelli und Montesquieu ihre Lehrsätze erläutern konnten?

Kann nun eine wissenschaftliche Untersuchung über das Wesen der römischen Staatsverfassung, namentlich für unsre in den Wehen politischer Kämpfe liegende Zeit nicht anders als von hohem Interesse seyn, wie denn diese Frage von jeher den Forschungsgeist tief aufgeregt hat, so fühlen wir uns doch mehr zu denjenigen Zeiträumen der Geschichte Roms hingezogen, von wo an das Riesengebirge seiner Macht Plan und Riß sichtbar werden zu lassen anfängt, als wo erst die rohen Fundamente dazu gelegt werden. Allein seit Niebuhr durch seine große historische Sichtung eine neue Bahn gebrochen, wird wohl die römische Urzeit noch lange vorzugsweise den Fleiß deutscher Gelehrten beschäftigen. Scheint doch der Charaktee des Außerordentlichen, welcher der römischen Geschichte eigen, sich auch darin nicht zu verläugnen, daß beinahe zwei Jahrhunderte nach Livius und Dionys vorübergehen mußten, bis eine mehr kritische Ansicht über die Uranfänge des größten politischen Wunders der alten Welt möglich ward. Wenn also irgendwo, so kann man hier mit dem Dichter sagen: „Noch viel Verdienst ist übrig, auf hab' es nur!“ Je mehr aber noch immer durch Entdeckungen über und unter der Erde zu Vermehrung des wissenschaftlichen Schatzes Hoffnung ist, desto mehr verlohnt sich gewiß auch die Mühe, von Niebuhr Angefangenes fortzusetzen, Geahntes und Angedeutetes zu verdeutlichen, Gewagtes zu berichtigen, Fragmentarisches zu vervollständigen, Unzusammenhängendes zu verbinden, Unbegründetes zu widersprechen, Irriges zu widerlegen — kurz das so lange brach gelegene und doch für Uebung des menschlichen Scharfsinns so fruchtbare Feld dieser historischen Kritik nach allen Richtungen umzupflügen und anzubauen.

Zwar gibt es einen Hauptübelstand, der schwer zu vermeiden ist. Da die Geschichte, wo sie einmal untergegangen, nicht wieder erfunden, vorhandene Lücken auch durch den größten menschlichen Scharfsinn nicht mehr ausgefüllt werden können, da man sie aber gleichwohl, um ein abgerundetes Ganzes zu bekommen, ausfüllen will, so ist die Folge, daß in der Darstellung der Erscheinungen gar leicht ein der Wirklichkeit fremdes Gliederungssystem sich einschleicht, dessen Einheit und Symmetrie wir vielleicht bewundern, während wir Mühe haben, an seine Wahrheit zu glauben. Zum Glück sind es meist nur ausgezeichnete Geisteswerke, an welchen man diese Erfahrung macht, und diese enthalten in der vielfachen Belehrung, die sie sonst gewähren, immer zugleich die Entschädigung für Einseitigkeiten und Irrthümer oder gewaltsame Behandlung der Thatsachen. Wenn der Eindruck, den solche Werke hervorbringen, selten ein ungetheilter ist, sondern ein Wechsel von Ueberzeugung und Zweifel — Ueberzeugung, wenn sie Gegenstand der frischen Anschauung sind, Zweifel, wenn die kalte Reflexion hintennach kommt — wer will es läugnen, daß sie gerade wegen ihres kühnen Abweichens von dem gemeinen Gewohnheitsrechte, das doch häufiger das Vorurtheil beschützt als die Wahrheit, den Fortschritten der Wissenschaft die ersprießlichsten Dienste leisten?

Diesen Wechsel von Ueberzeugung und Zweifel ruft Niebuhrs Schrift und auch die vorliegende von Hüllmann hervor. Die Quelle desselben ist eine doppelte — skeptischer Verneinungsgeist und genialer Kombinationsgeist. Jener revolutionirt die Wissenschaft, dieser konstituirt sie wieder — beide werden im Gleichgewicht erhalten durch den mehr konservativen Kritizismus. In Niebuhr und Hüllmann scheinen die erstern etwas vorzuherrschen.

Wird Hr. Sträffer dagegen eine Geschichte des römischen Volkstribunats schreiben, wie der oben angezeigte „Versuch“ erwarten läßt, so wird sein Standpunkt, vorzugsweise der kritische in dem angedeuteten Sinne seyn, d. h. er wird die Bahn der Neuerungen nicht fortwandeln, sondern den festen historischen Boden zu behaupten suchen, auch da, wo Niebuhr denselben dem Leser so zu sagen unter den Füßen weggezogen hat. Ehe er sich entschließt, dies oder jenes, was von den Historikern als

Digitized by Google

Volkssage mitgetheilt wird, wegen anscheinender Widersprüche oder Inkonsequenzen in das Gebiet der Dichtung zu verweisen oder als Ausschmückung einer wundersüchtigen Zeit und Entstellung späterer Klügelei zu verwerfen, wird er nach der historischen Grundlage davon forschen und wir dürften ihn für einen nicht unglücklichen Forscher halten, wenn es ihm überall gelänge, den Kern der Sagen so herauszufinden, wie dies bei einem Beispiel, das es gibt, der Fall zu seyn scheint. Nach allen Nachrichten folgte auf des ersten römischen Königs kriegerische Regierung eine ruhigere Zeit und das Interregnum. Nun heißt es, daß die Patrizier oder der Senat in der Kurie den König mordeten, zerissen und jeder ein Stück des Körpers unter der Toga mit nach Hause trug. Eine solche Bütteiknechtsscene, meint Niebuhr, sey der ächten alten Sage sicher fremd. Allein, sagt Hr. Sträffer, warum sollte man sich die alten römischen Sagen so zart denken, da es doch die Römer selbst nicht waren? Eine Zeit, die Menschen opferte — eine Stadt, deren erster Grundstein vom Bruderblut gefärbt ward — wo spät noch alte Namen von Tullia's verruchter That zeugten — ein solcher Boden mußte an blutigen Sagen fruchtbar seyn. Gerade das Gräßliche der Sage von Romulus Tod scheint Hrn. Sträffer für Alter und Aechtheit derselben zu sprechen und er versucht die Erklärung: Nach dem Tode des Romulus theilten sich die Patrizier in das Regiment, wovon durch das Interregnum Jedem ein abgemessener Theil — gleichsam eine Portion von dem zerstückelten Könige — zufiel. Wenn indeß dieser konservative Keltizismus eine geistentliche symbolische Deutung der Sagengeschichte nicht verschmäht, also nichts weniger als wie gewisse Offenbarungstheologen der bloßen Wortauslegung huldigt, so wird er sich doch sehr hüten, die historischen Namen zu zerstören und gegen bloße Sagenkreise zu vertauschen, weil denselben etwa gewisse Kollektivattribute zugeschrieben werden, die ihnen, wie es scheint, individuell nicht gebühren. Je neuer freilich die Geschichte ist, desto mehr Besonderheiten in Erscheinungen und Bezeichnungen tauchen auf, aber auch hier noch pflegt man mit großer poetischer Freiheit ganze Zeitalter an einzelne Namen zu knüpfen. Weil diese Könige, diese Feldherren, diese Staatsmänner und Gesetzgeber, das nicht Alles gethan haben können, was ihren Namen trägt, sollte man sie deßwegen zu fabelhaften Personen stempeln und an ihrer Existenz zweifeln dürfen? Wenn überhaupt in der Geschichte Personen nichts Anderes sind als die physischen Träger geistiger Erscheinungen, dem wird mehr daran gelegen seyn, die Erscheinungen selbst zu konstatiren als deren vielleicht zufällige Einkleidung in einer Personifikation auszumitteln. Aber eben so wird es auch in der Natur der Sache liegen, daß ein solcher individuelle Darstellungen, gleichsam historische Substanzen, lieber hat als abstrakte Zusammenfassungen, einen Homer lieber als Homeriden, und — daß er um die Entdeckung, daß Romulus und Numa bloß zwei Sagenkreise bedeuten sollen, die (nach Hüllmann) mit dem Namen Mächtiger, Ῥωμαλέος, und Verfassungsurhebern, Νομᾶς, bezeichnet worden, weniger gibt, als um die Erhebung der Thatsache, wie sie sich anders erheben läßt, daß Romulus es gewesen sey, welcher zuerst einen dritten freien Stand der Gemeinen, einen Plebs, ins Daseyn gerufen und dadurch zur künftigen Größe Roms den Grund gelegt habe, während priesterliche Engherzigkeit nebst adeligem Kastengeiste und Eigennutze das Aufkommen eines freien Bürgerthums überall verhinderte, während ein solches so ganz außer Aller Ideenkreise lag, daß man das junge Rom, welches sich zuerst über jene engen Ansichten hinwegsetzte, als einen Zusammenfluß von Gesindel verachtete, dem man das Konnubium verweigern müsse. So die gemein empirische oder auch praktische Ansicht, welche uns die Sträffer'sche Einleitung zu einer Geschichte des Volkstribunats repräsentiren könnte — sie wird sich darauf beschränken, die Reihe der Thatsachen in einer gewissen Allgemeinheit zu verfolgen und den materiellen Gewinn zu sammeln, dabei unbekümmert um die ideelle Einheit eines Systems, die vollendete Anschauung der darin waltenden Lebensfaktoren.

Dieser Ansicht gegenüber steht diejenige, welche wir die poetisch-metaphysische nennen möchten — sie repräsentirt uns hier Hüllmann. Sie erfindet, konstruirt, dichtet, am liebsten durchwandelt sie die vorhistorische Zeit, wo dem poetischen Scharfsinn das weiteste Ziel gesteckt ist, wo die zerstreuten und verwitterten Trümmer der Vergangenheit in Analogien, Etymologien, Sagen, Liedern, Inschriften und Denkmälern ihre Bausteine sind — freilich oft nur zu einem glänzenden Zauberschloß, das auf Hypothesen ruht. Wenn man Hüllmann liest, muß man die vorhistorische, mythische Zeit nicht um den schönen Einklang beneiden, der in der Darstellung der Institutionen desselben herrscht? Diese überraschende Zusammenfügung der Thatsachen, dieser Ueberfluß an treffenden Belegen aus dem ganzen klassischen nicht nur, sondern wie von dem Geschichtschreiber des Städtewesens des Mittelalters nicht anders zu erwarten steht, auch germanischen Alterthum, die in des Verfassers gewandter Hand zu Beweisen sich gestalten — man vergißt, wie spärlich schon den alten Annalisten und Historikern über jene Zeit die Quellen flossen, man glaubt sich in das helle Tageslicht der Geschichte versetzt.

Von Machiavelli, Ferguson, de Brosses, Middleton bis auf Hegewisch, Schulze, Wachsmuth und Andere sind die altrömischen Institutionen im Allgemeinen und Besondern von den verschiedensten Seiten beleuchtet und namentlich durch die Wiederauffindung von Ciceros Büchern

über den Staat manche zweifelhafte Punkte aufgeklärt worden; allein abgesehen von der einheitlichen Verbindung zu einem Ganzen, welche das römische Verfassungswesen durch die Hüllmann'sche Bearbeitung zum ersten Mal erhält, gibt diese durch tieferes Eingehen auf die genetische Analyse der Begriffe auch in materieller Hinsicht z. B. viel des Neuen und eigenthümlich Gedachten, daß eine bestimmte Hinweisung auf die Hauptmomente des Werkes nicht überflüssig schiene, wenn der Raum dieser Blätter sie erlauben würde. Einige Auszüge mögen daher genügen.

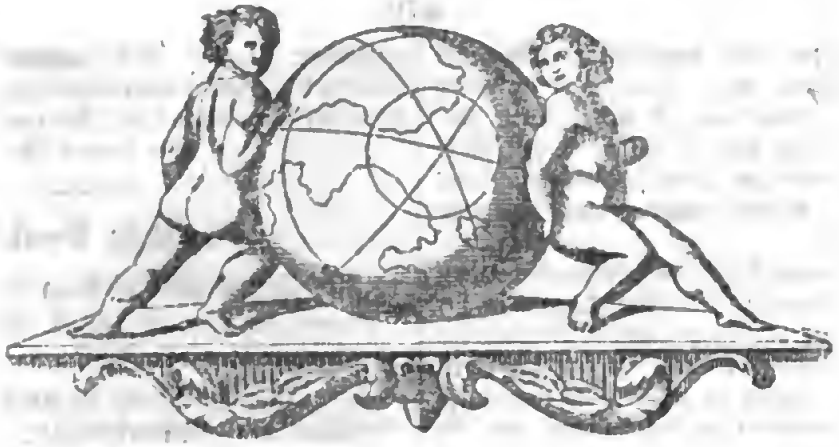
Wie Oberitalien mehr vom Norden her, so wurden das untere und das mittlere Italien um die Niederungen des Tiberstroms von Griechenland, vorzüglich dem Peloponnes aus, bevölkert. Dies beweisen die unverkennbare Verwandtschaft der römischen Sprache mit der äolischen Mundart und die überall wiederkehrenden Analogien in den gesellschaftlichen Urzuständen der Römer und der Griechen, zumal der Spartaner. Nach einem im frühern Alterthum gewöhnlichen Verfahren übermächtiger Abenteurer, wenn sie in ein Land einbrachen und die Eingebornen von ihrem Grundeigenthum verdrängten, wurde das in Beschlag genommene Gebiet zuvörderst in größere Abschnitte von gewissen Zahlen getheilt und diese dann in Loose von ebenfalls nicht willkürlichen Zahlen zerschnitten. Die Vertheilung geschah auf den Grund der Verwandtschaft, die unter den Mitgliedern der Ansiedlergesellschaft durch deren Heimath, Sprache und Religion Statt hatte: auf den weitern, lofern dieser Bande beruhten die obern Abtheilungen, auf den engern festern die untern. Die kleinern Abtheilungen bildeten ländliche Gemeinen, Gentes, Geschlechter genannt; sie standen in genauer bürgerlichen und kirchlichen Verbindung, unter Aufsicht eines Beamten, der in dieser zweifachen Beziehung das kleine Gemeinwesen leitete. Je zehn solcher Gemeinen machten eine Landschaft aus, Curia, von χώρα oder χωρίον, dem Namen und der Sache nach ganz dasselbe, was eine spartanische ὠβά, οὖα, ὦα, cûη, das deutsche Wort Aue und jenes so viel als χώμη. Davon, daß eine Gens der zehnte Theil einer Curia war, ist sie auch Decuria, der Vorsteher Decurio genannt worden. In derselben Art wie zwischen den Gentilen bestand auch unter den Curialen ein geordnetes Gemeinwesen. Zu Erledigung genossenschaftlicher Angelegenheiten wurden zu bestimmten Zeiten Versammlungen gehalten auf einem Platz, der davon der volksgemeinheitliche hieß, Lerton, Lavton, Latium, so viel als δημόσιον. Jede Curia hatte ihr Latium und an der Spitze stand ein Curio als Oberbeamter mit zwei ihm beigeordneten Decurionen, die an dem Mittelpunkt der Umwohnerschaft, Amphiktionie, ihrem Bundesheerd, Prytaneum, hatten, wo sie mit einander speisten. Zehn Curien oder Landschaften bildeten einen Stamm; die Zahl der Stämme belief sich auf drei. So waren es 300 Landgemeinen, 30 Landschaften, 3 Stämme (tribus, Drittheile). Die drei Stämme hießen in Rom Rhamnes, Titienses und Luceres, in Sparta Hylleer, Dymaner und Pamphyler. Wie aber in drei Stämme, so war die spartanische Bürgerschaft auch in dreißig Landschaften getheilt. Traten die drei Stämme zusammen, so geschah dies am Mittelpunkt der dreißig Latien. Dieser war das Pan-Latium, durch Buchstabenversetzung Palantium. So erklärt sich die geschichtliche Angabe, der palatinische Hügel sey Urſitz der Römer gewesen, dort befand sich der Gesammtheerd (Vesta coena, ἑστία κοινή) mit dem immerwährenden Feuer, unter der Oberaufsicht eines obersten Curio (Curio maximus).

Nach der Stammverfassung richtet sich die Wehrverfassung. Nach der Kriegskunst des frühern griechischen Alterthums bestand der Kern des Heers in Streitwagen (quadrigae), je mit vier Pferden und bemannt mit einem Wagenlenker (ἡνίοχος, equites, flexumines) und zwei Lanzenträgern (Celeres, Wagenreiter, im Mittelalter, Gespann-Glevener). Auf jede Gens kam ein Wagen mit Bespannung und Mannschaft, auf jede Curia 10 Wagen, auf jede Tribus 100 Wagen, zusammen 300 Wagen. Sämmtliche hundert Flexumines eines Stamms bildeten eine Centurie und gehorchten einem Centurio — sämmtliche Wagenmannschaft befehligte der Tribunus Celerum, höchster Beamter für das Kriegswesen, wie der Curio Maximus für das Staats- und Kirchenwesen. Ein Seitenstück zu dieser Zusammenstellung des Bundesheers findet sich in der ältesten Kriegsverfassung des attischen Gebiets. Dasselbe zerfiel damals in 48 Sprengel, in deren jedem die Grundeigenthümer zu zwei öffentlichen Leistungen verpflichtet waren, zur gemeinschaftlichen Ausrüstung und Bemannung eines Kriegsschiffs, wovon die Sprengel den Namen Naukrarien führten, und zur Rettung und Unterhaltung zwei berittener Wehrmannen. Die attische Naukrarienanstalt findet sich in den mittlern Jahrhunderten in den dänischen Steuerhäfen (styreshavne) wieder. Ueber diese Reisigen wurde jährlich eine mit großen Uebungsfahrten verbundene Heerschau gehalten, die bei der Allgemeinheit des kriegerischen Geistes zugleich ein Volksschauspiel wurden. Nach dem Vorbild der isthmischen Hippokrateia waren die römischen Consualia, die berathenden genannt, weil bei dieser Gelegenheit auch Bundesrath Statt fand, dem Neptun geweiht, der deßwegen Consus hieß und die Beinamen equester, hippius etc. führte. Aus diesen Consualien entstanden nachmals die circensischen Spiele — ihre Rennbahn war am palatinischen Hügel.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 93. 12. September 1834.

Werke über Südamerika.

1) Drei Berichte des General-Capitäns von Neu-Spanien Don Fernando Cortez an Kaiser Karl V. Aus dem Spanischen übersezt, mit Vorwort und Anmerkungen von Dr. C. W. Koppe. Berlin, Enslin, 1834. S. 512.

Der Herausgeber erklärt in dem Vorwort Seite IV ausdrücklich, daß eine deutsche Ueberseţung dieser Briefe bisher nicht vorhanden gewesen sey. Dem muß ich widersprechen. Sie wurden bereits von J. J. Stapfer in Bern unter dem Titel: „Ferdinand Cortes. Die Eroberung von Mexiko in Briefen an Kaiser Karl V. Bern, auf Kosten der typographischen Gesellschaft" in zwei Auflagen übersezt, wovon die spätere 1793 herauskam.

Da übrigens diese ältere Ueberseţung sehr frei ist und selten geworden zu seyn scheint, so war die neuere keineswegs überflüssig. Die Briefe des Cortes sind höchst interessant, und so oft auch die Geschichte dieses Helden, selbst in Kinderschriften, bearbeitet worden ist, so wird doch der Freund der Geschichte immer lieber den Helden selber reden hören. Nur hätte der Ueberseţer nicht so gar sparsam mit Anmerkungen seyn sollen. Cortes verschweigt vieles, was wir aus den Berichten von Diaz, Herrera ꝛc. ergänzen müssen, und oft gerade die pikantesten Dinge, namentlich seine Grausamkeiten. In dieser Beziehung hat der alte Stapfer, was auch immer seine bequeme Ueberseţung zu wünschen übrig läßt, doch reichhaltigere Anmerkungen geliefert und auch nicht verfehlt die Historiker Las Casas, Solis, Robertson, wo sie abweichen, zu vergleichen. Dagegen finden wir bei Kobbe eine Karte des alten Mexiko, die uns des Cortes Züge veranschaulicht, außerdem daß diese neue Ueberseţung viel wortgetreuer ist.

2) Geschichte der Revolution des spanischen Amerikas von 1808 bis 1823. Vom Obersten von Schepeler. Zwei Theile. Aachen und Leipzig, Mayer, 1833 und 1834.

3) Darstellung der Geschichte des Freiheitskampfs im spanischen und portugiesischen Amerika. Von Peter von Kobbe. Hannover, Jänecke, 1832.

Diese beiden Werke ergänzen einander wie Thiers und Mignet. Das eine enthält das Fleisch, das andere die Knochen. Der Oberst Schepeler, der bereits eine sehr ausführliche Geschichte des Freiheitskampfes auf der pyrenäischen Halbinsel, dem er beiwohnte, geschrieben hat, seţt jenes an interessanten Details überaus reiche Werk nur fort, indem er den Freiheitskampf in den spanischen

Digitized by Google

Kolonien schildert, der eine unmittelbare Folge der Kämpfe im Mutterlande war. Hier spricht er freilich nicht als Augenzeuge, doch bleibt er sich in seiner Neigung, überall ausführlich und im Detail so reichhaltig als möglich zu seyn, auch hier getreu und die zwei starken Bände dieses neuen Werks enthalten eine unendliche Menge von Thatsachen.

Wenn sich der strenge Historiker darüber zu beklagen hat, daß der Herr Obrist zu selten seine Quellen nennt, so wird dieser Mangel hinlänglich durch das Werk des Herrn Peter von Kodde ersezt, welcher umgekehrt neben nur kurzen Skizzen, worin in großartigem Umriß die Hauptbegebenheiten gezeichnet werden, genaue und sehr reichhaltige Nachweisungen über die Quellen der jüngsten Geschichte jener spanischen Kolonien enthält (wobei wir nur Rengger über Paraguay vermissen). Der Kürze wegen heben wir einige jener Skizzen heraus, die sehr geeignet sind, die Ansichten über das immer mehr in den politischen Kämpfen hervortretende stockamerikanische Element aufzuklären: „Als Amerika entdeckt wurde, erhob sich ein förmlicher Streit, ob der Indianer zum Menschengeschlechte gehöre. Die Spanier fanden dies Volk, namentlich in Mexiko in den Fesseln der drückendsten Feudalherrschaft. Sie glaubten daher den Zustand der Urbewohner durch Einführung der Encomiendas nur verbessern zu können; die Indianer wurden unter Soldaten, Rechtsgelehrte und Mönche vertheilt. Wie aber nachgerade die Geschlechter der Conquistadores ausstarben, geschah keine neue Verleihung; König Karl III. hob die drückenden Encomiendas völlig auf und dem Minister Galvez dankte man die Einrichtung der Intendantschaften, wodurch die Lage der Indianer sehr gemildert ward. Sie sind frei von allen unmittelbaren Anlagen (Alcavala); dagegen müssen sie eine Kopfsteuer geben; sie hatten kein Recht zu Gericht zu sitzen; ihre Schuldbriefe über 15 Franken waren ungültig; ihre Dörfer sind auf einen kleinen Raum (von 500 Metres) beschränkt, kein Weißer darf sich unter ihnen niederlassen. Mancher Indianer besizt unter ärmlichem Anschein ein ansehnliches Vermögen. Es hat sich unter ihnen, im spanischen Amerika, ein alter Kazikenadel erhalten, dem man, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß der Hidalgo des Mutterlandes wohl Schuhe flicken, aber nicht durch Gewinnung des Meisterrechts zünftig werden darf, die Rechte des kastilianischen Adels bewilligt hat. Diese Edlen mit dem Erbrechte des Cacicasgo zeichnen sich weder in der Lebensweise noch in der Bildung vor ihrem Volke aus; sie würden sich entehrt halten durch Vermischung mit Weißen; ihr Vorrecht mißbrauchen sie zum Druck der Indianer, welche ihnen noch heute die alte Ehrfurcht aus Montezumas Zeit beweisen; häufig widmen sie, wenn sie die väterlichen Hütten verlassen, sich dem geistlichen Stande. Der Indianer spricht den Druck, welchen sein Stamm vielleicht seit Jahrtausenden erduldete, durch melancholischen Blick, der keinem fehlt, aus."

(Der Schluß folgt.)

Römische Geschichte.

1) Römische Grundverfassung von K. D. Hüllman. Bonn, A. Marcus, 1832. S. 452.
2) Versuch über die römischen Plebejer der ältesten Zeit. Als Einleitung zu einer vollständigen Geschichte des Volkstribunats, bearbeitet von Dr. G. Sträffer. Elberfeld, C. J. Becker, 1832. S. 95.

(Schluß.)

Die Verhältnisse erlitten eine Umwandlung, als die dreißig einzelnen bürgerlich-kirchlichen Gesellschaften sich zu einer gesammten vereinigten, das Bundesrecht in ein Staatsrecht sich verwandelte. Was früher theils auf den besondern Curialien, theils auf den allgemeinen Consualien vorkam, ward jezt auf dem Platze der leztern verhandelt, der fortan Comitium geheissen und an den sich in der Folge das Forum angeschlossen hat. Gegründet auf die Zusammensetzung der Gesellschaft kam ein Beschluß der Bürgergesammtheit also zu Stande. In jeder Gens wurde viritim abgestimmt, unter der Leitung des Decurio; aus der Mehrheit der zehn Zehntelstimmen zog der Curio die Curialstimme; die dreißig Curialstimmen zu sammeln war Sache des Curio Maximus. Die Versammlungen hießen comitia curiata. Es wurde nun aber auch eine Regierungsbehörde eingerichtet zur Oberaufsicht über den Staat und zur Vollziehung der in den Bürgerversammlungen gefaßten Beschlüsse. Das Volk legte dem Ort, wo die Gesammtoberbehörde ihren Sitz nahm, zwei Namen bei, Ῥώμη, (Kriegs-) Macht und Κυρία, Herrschaft — aus jenem ist Roma, aus diesem Quira geworden und der Stifter des neuen Staats wird bald Rhomus, bald Quirinus, die Bürger werden bald Romani bald Quirites genannt. Der eine Name bezeichnet das kampfgenossenschaftliche, der andere das staatsbürgerliche Verhältniß. Daher als einst der unerschrockene Cäsar vor eine Schaar aufrührerischer Kriegsleute trat und sie Quirites anredete, alsbald die Ordnung hergestellt ward. In Ansehung ihrer Mitglieder war die Staatsregierung nach dem Grundzahlenverhältniß der Gesellschaft eingerichtet — oder vielmehr sie war nur eine Zusammenziehung der Verwaltungsräthe der neunzig Curien, denn die für jeden derselben angenommenen drei Mitglieder werden in den neunzig wiedergefunden, die den Stamm des Senats oder kleinen Raths ausmachten. Da auch in dieser

Digitized by Google

Staatsbehörde anfänglich der Grundsatz der Beschlüsse nach Gesammtstimmen galt, so waren diese neunzig wieder gesondert in neun gleiche Abtheilungen, jede mit einem Decanus als Vorsteher, der die Vetostimmen abnahm, zusammen also ihrer neun, aus jeder Tribus drei und ebenfalls von diesen gewählt. So bestand der Senat aus 99 Mitgliedern und an der Spitze war als der Hunderte, der Oberbeamte des ganzen Staats, mit dem Amtsnamen Rex, von der Bürgergesammtheit gewählt und in lebenslänglichem Besitz der Würde.

Die Wagenmannschaft wurde aufgehoben und eine verbesserte Einrichtung trat an ihre Stelle — nämlich wirkliche Reiter. Da die Wehrverfassung auf dem Curialsystem beruhte, so fiel mit jener auch dieses und die Eintheilung in Centurien oder Waffenbrüderschaften ging auch in die Volksversammlung über. Die kostbarere Heeresverfassung erfoederte einen Census. Daher das Land eingetheilt nach Censusdistrikten und die Steuer (tributum) mit dem Charakter einer Kriegssteuer. (Selbstbesteurung vom Rohertrag mit Zuziehung der Nachbarn, wie auch nach Solon's und Lykurg's Gesetzen.)

Hinsichtlich der weiteren Entwicklungen dieser Ideen bis zur festhistorischen Ausbildung der gesellschaftlichen Zustände in Bezug auf Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung und Kirche, Demokratie und Aristokratie, wobei man nur etwa eine schärfere Scheidung der verschiedenen Perioden wünschen möchte, muß auf das Werk selbst hingewiesen werden, da ohnehin die streng wissenschaftliche Begründung der aufgestellten Sätze, mit steten Belegen aus einer reichen Kenntniß der alten Literatur, sowie die immerhin geistvolle Behandlung, wenn auch unhaltbarer Hypothesen, nur schwach angedeutet werden kann.

3) Des Prokopius von Cäsara Geschichte unserer Zeit. Uebersezt und mit Erläuterungen versehen von Prof. Dr. P. Fr. Kanngießer. Greifswald, Akademische Buchhandlung, vier Bände, 1827 bis 1831.

Den beiden nicht zu verwechselnden Herren Peter Friedrich Kanngießer und Karl Ludwig Kannegießer verdanken wir schätzbare Uebersetzungen. Die vorliegende wurde bisher vermißt. Prokop ist einer der lehrreichsten und unentbehrlichsten Schriftsteller der spätern Römerzeit, und zugleich so vielumfassend, daß er die Geschichte Persiens und Deutschlands nicht minder aufkläet, wie die des Römerreichs. Seine persischen, gothischen und vandalischen Denkwürdigkeiten verdienen nicht bloß von dem Geschichtsforscher, der sie benuzt und citirt, sondern von jedem Geschichtsfreund gelesen zu werden, insbesondere aber von Freunden unserer vaterländischen Geschichte, denn die Geschichte der Ostgothen und ihres heroischen Unterganges ist nirgends so ausführlich und vortrefflich geschildert als hier.

Nichts würde wohl so sehr die Fortschritte unserer Nationalbildung beweisen, als wenn Uebersetzungen dieser Art sich einer weitern Verbreitung erfreuten. Die Hoffnungen des wackern Thiersch werden nie in Erfüllung gehn, das deutsche Volk wird nie griechisch lernen, die sichere und vollendete Verständniß der Byzantiner wie der alten griechischen Klassiker wird immer nur Sache sehr weniger Gelehrten bleiben. Der Inhalt griechischer Schriften aber hat für alle Gebildeten Interesse und muß daher Gemeingut derselben werden durch Uebersetzungen. Es gehört zu den wesentlichsten Reformen der neuern Kultur, daß die ganze alte Literatur auch dem Laien zugänglich gemacht wird, da sie früher nur das Monopol der Sprachgelehrten war, gerade so wie vor Luther die Bibel Monopol der Kirche und durch die fremde Sprache den Laien unzugänglich war. Wer den Werth guter Uebersetzungen verkennt und in gelehrter Schulgrämlichkeit noch fortfährt, sie bloß Eselsbrücken zu nennen, der verkennt den Geist der Zeiten. Was wäre wohl, ich will nicht sagen, aus dem Volk, sondern nur, was wäre aus den Universitäten und dem gelehrten Stande selbst geworden, wenn Luther die Bibel nicht übersezt hätte, wenn alles Wissen etwa im Sinn des Erasmus nur auf die „vornehmen Geister" und die gelehrte Kaste beschränkt geblieben wäee?

4) Die Weltanschauung des Tacitus, von Dr. K. Hoffmeister. Essen, Bädecker, 1831.

Die kleinen Geister, die die Größe eines Tacitus in Worte kleiden wollten, sind noch nicht übereingekommen, wie sich die unläugbaren Eigenthümlichkeiten dieses Mannes klassificiren lassen. Der eine hat ihn zum Philosophen gemacht und zum Seneca in die Schule geschickt, zu einem Gecken, der ein unredliches Leben mit einem theatralischen Tode beschloß: Andere machten aus seiner Liebe für die alten, treuen Sitten eine antiquarische Leidenschaft, die den Mann verzehrt habe; die neuesten Gelehrten endlich, denen die Kunst der Form immer höher gestanden hat, als die Redlichkeit des Inhalts, sehen im Agrikola nichts mehr, als ein Meisterstück der biographischen Kunst, in den Annalen und Historien eine ziemlich gelungene Probe, ob sich in die Geschichtsdarstellung nicht ein gewisses dramatisches Element aufnehmen lasse. Das Weltanschauung, Pragmatismus und Seelenmalerei! In einem einzigen Worte liegt der Zauber des Tacitus'schen Griffels: er liebte die Freiheit, wie Keiner!

„Man sagt, Tacitus stellte die Tugend über Alles. Ich entgegne: Man kann ein ehrlicher Mann seyn, und wird darum noch nicht die Freiheit lieben; aber die

uneigennützige Liebe der Freiheit ist auch immer die Liebe der Tugend. Der Despotismus gewährt nur den Lastern Schutz, weil er weiß, daß große Seelen ihre Sehnsucht nach der Freiheit in der Uebung der Tugend zu offenbaren pflegen. Tacitus verachtete seine Zeit, weil in ihr die Tugend nur mit Erlaubniß des Kaisers triumphiren durfte. Tacitus dachte nicht, daß die Laster der Römer sie unfähig zur Freiheit machten, sondern daß die Sklaverei sie verhinderte, ferner noch tugendhaft zu seyn. Es gab der ausgezeichneten Männer noch viele, aber sie mußten entweder den Schauplatz selbst verlassen oder den Schein der Mittelmäßigkeit um sich verbreiten, wollten sie länger geduldet werden. Nicht so sehr eine schlechte, als eine unglückliche Zeit! Weil man nicht wußte, wie man große Thaten begehen sollte, so senkte man mordendes Eisen in die eigene Brust, um durch einen freiwilligen Tod zu zeigen, was man hätte thun können. Noch vergoß man Thränen um einen geliebten Vater oder Gatten, den der Tyrann hatte tödten lassen, aber selbst diese Empfindungen waren ein Verbrechen, die die Anklage auf Mitschuld und dieselbe Strafe nach sich zogen. Verrath und Hinterlist umspann die unschuldigsten Aeußerungen und Bewegungen; alle Wände lauschten, von seinen Feinden wurde man verdächtig gemacht, und wer keinen Feind hatte, den verrieth sein Freund. Daran erkennt man die schlechten Menschen, aber die noch schlechteren Umstände, unter denen sie handeln mußten.

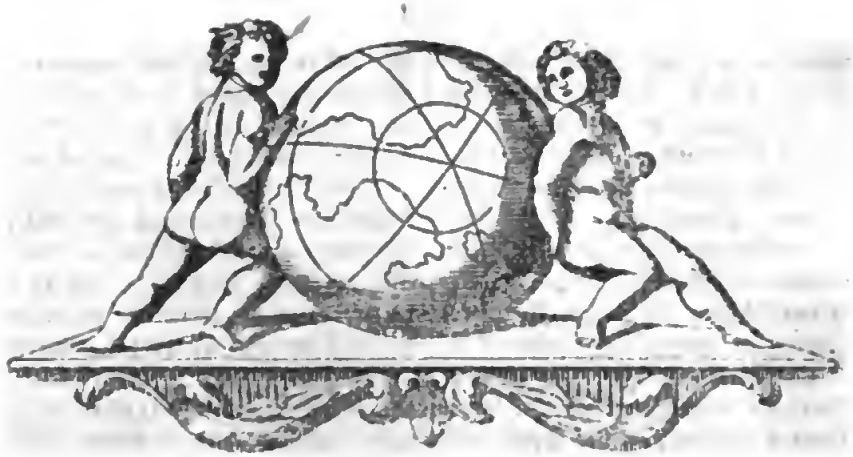
Man sagt, die Freiheitsliebe des Tacitus war nur seinem Römersinne untergeordnet, er war Römer in seinen Tugenden und in seinen Vorurtheilen. Warum? Weil Tacitus die Siege eines Agrikola preist? Weil er an den Fortschritten, die die Waffen des Germanikus machen, so freudigen Antheil nimmt? Weil er, wenn er von den Thaten des Curbulo spricht, sich des Ausdruckes bedient: unser Ruhm, unsre Siege? Ach, es ist wahr, wie sehr wir die Tyrannen hassen und unsern Mitbürgen fluchen, wenn sie sich einem unerträglichen Joche bereitwillig beugen, so erwacht doch wieder die alte Liebe, wenn sie mit unsern Brüdern in's Feld ziehen, wir vergeben ihnen und folgen theilnehmend ihren Kriegen, machen ihre Sache zu der unsern, und sprechen dann so gern von unserm Ruhm, unsern Waffen, unsern Siegen! Darin besteht die Größe der wahren Freiheitsliebe, daß sie sich niemals grausamen Empfindungen, selbst gegen ihre Feinde nicht, überlassen wird. Tacitus war nur Römer, so lange er dabei die Freiheit über Alles setzen durfte. Er sehnte sich nach den alten Zeiten, weil sie auf dem Forum ein freies Volk versammelt gesehen hatten, er liebte die alten Sitten, weil sie Männer schmückten, die nur gerechten Gesetzen unterthan waren.

Es ist ein alter Vorwurf, der die Volksfreunde schon oft getroffen hat, daß sie im Glauben an die Götter indifferent wären. Man erstaunt, auch bei Tacitus so viel Gleichgültigkeit gegen die Religion zu finden und hat sich dabei beeilt, ihn zum Philosophen zu machen. Dieser Umstand erklärt sich aber anders. Die Freiheit führt schon seit dem Anfange alles Irdischen mit dem Himmel eine Art von Prozeß. Wir müssen die Schläge des Despotismus ertragen und dabei so oft hören, daß sich unsre Peiniger auf dieselbe Autorität berufen, die uns als letzter Trost noch übrig blieb. Noch nie ist das Schicksal der Freiheit günstig gewesen, während die Despotie sich am lieblichsten Sonnenscheine wärmen durfte. Daher dieser sonderbare Groll gegen einen Thron, der uns von Kindesbeinen an immer so monarchisch, so wenig konstitutionell geschildert worden ist. Tacitus würde am Tage der Freiheit so gut den Olymp gesäubert haben, wie es später die Ueberschwänglichen mit dem nüchternen, von den Bourbonen so oft citirten blauen Himmel der Christen thaten. Allerdings hätt' er darauf einen 20 Prairial gefeiert, denn er läugnete die Götter nicht, sondern haßte sie nur: er würde die bessern unter ihnen wieder zu Herren der Altäre und Tempel gemacht haben. Tacitus wußte, daß die Götter in Rom nur durch Dekrete des freien Volkes zur Verehrung zugelassen waren, es schien ihm daher undankbar, daß sie dies Volk im Unglück verließen und die Tyrannei in ihren Schutz nahmen. In einer so schlechten Zeit, wo die höchste und schwierigste Kunst die Schmeichelei war, mußt' er glauben, daß selbst die Götter schmeicheln gelernt hätten.

Warum man nur den Tacitus auf unsern Schulen liest? Für die Schönheiten seines Styls sind die Schüler noch nicht empfänglich, und seine Gedanken werden ihnen niemals einleuchten, weil sie ihre Lehrer so selten verstehen. Nur in einem spätern Alter, wo die Vergleichungen mit unsrer Zeit, in der sich nur das Alte wiederholt, dem Erfahrnen schon vertrauter sind, sollte man sich mit diesem unsterblichen Schriftsteller bekannt machen. Freilich ist es nicht Trost und Erquickung, was er uns geben kann, aber mit großartigen Empfindungen wird er unser Herz erfüllen, er wird uns mit Muth und Ausdauer für die Kämpfe der Gegenwart stählen, wir werden vieles bei ihm lernen, was uns an unsern Zeitgenossen immer dunkel geschienen ist. In dieser Hinsicht ist Tacitus noch wenig benutzt worden. Will man dafür ein Muster haben, so lese man die unübertreffliche Skizze, die Camille Desmoulins in seinem alten Franziskaner von den Zeiten des Tacitus, als Spiegel für seine eigne, entworfen hat. Man findet sie bei Mignet im achten Kapitel seiner Revolutionsgeschichte. G.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 94. 15. September 1834.

Werke über Südamerika.

(Schluß.)

„Auf den von Negersklaven abstammenden Kasten ruhte im spanischen Amerika die Infamia de Derecho, sie waren ehrlos und zinspflichtig. Der Mulatte zeichnet sich durch ein besonderes Feuer und eine große Lebendigkeit der Zunge aus; die freien Farbigen auf den französischen Antillen hatten unter Ludwig XIV. eine Sicherung ihres Rechtszustandes erlangt, allein spätere Gesetze hoben größtentheils diese Vorrechte auf. Unter der Regentschaft wurde ihr Lehrecht beschränkt; später wurde es verboten, den Adel zu vererben. Sie durften nicht Sieur oder Dame angeredet werden, bei Festen der Weißen nicht tanzen, noch singen, gewisse öffentliche Spaziergänge nicht besuchen. Es stand ihnen keine andere Laufbahn offen, als die des Soldatenstandes; die Freilassung kostete Summen von 1500 bis 4000 Livres. Und kaum wird die Nachwelt es glauben, daß in dem Jahre, da Griechenland und Irland frei wurden, die Sache zweier angesehenen Kaufleute von Martinique in Paris verhandelt ist, die zu Brandmark und Deportation verurtheilt waren, weil man bei ihnen eine verbotene Schrift über den Zustand der Farbigen auf den Antillen gefunden hatte. Der Minister Peyronnet hatte die häßliche Sache durch eine zweijährige Rechtsverzögerung der Vergessenheit zu übergeben gesucht. Der Creole war vor dem Gesetze dem Spanier gleich; allein Druck und Mißtrauen stellten seine Rechte in den Schatten; der Spanier war thätiger, minder abergläubig als der Creole; er blickte auf diesen mit einer Verachtung, die um so kränkender war, je weniger Grund vorhanden schien, aus dem Scheine anderer Sonnenstrahlen einen Kasten-Unterschied hervor zu suchen. Darum waren auch die Creolen am thätigsten, den Druck des Mutterlandes abzuwerfen. Seitdem die Befreiung der vereinigten Staaten anerkannt war, pflegte der Creole gern zu sagen: „Ich bin kein Spanier, ich bin Amerikaner.“ Als man Columbus in die Fesseln schlug, welche er mit ins Grab genommen hat, rief er aus: die Schätze, die ich entdeckt habe, werden das Unrecht rächen, welches ich durch die spanische Nation erleide, und am Vorabende der Freiheit hat Raynal verkündet: Amerika sey vernichtet durch unsere Laster, es würde groß werden durch unsere Fehler. Fast drei Jahrhunderte vergingen, und Amerika stand nur als Bergwerk, als Viehweide der Eroberer, in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet. Finster wie des Welttheils Gruben, blieb der verarmte Geist der Bewohner. Man sah kein Korn sprießen, das andere Früchte versprach. Da meinten, wie Schlözer zu jener Zeit sagte, einige unruhige Leute in Amerika, sie ständen sich besser, wenn sie von den Engländern sich losrissen und sie machten

ihren Landsleuten weiß, wenn sie ein paar Jahre exercirten, so könnten sie frei werden. So geringfügig betrachtete man damals den Brand, der in den Wäldern von Kanade, an den Ufern des Ontario, sich entzündete, und keiner ahnete, wie die Flamme über den Ocean schlagen, dort unnennbare Verwüstungen zurücklassen und dann wieder die helmische Erde in unauslöschbare Feuergluten versetzen würde. Nordamerikas Vorbild regte ungekannte Gefühle in den Dienern des stolzen Spaniers auf. Heimlich und verborgen hatten die Creolen Geistesschätze gesammelt. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte Leon, ein Abenteurer von den kanarischen Inseln, den Versuch gemacht, an der Spitze von Schleichhändlern das Monopol der Guipuzcoagesellschaft zu brechen; sein Aufstand war bald gedämpft; Leons Haus in Caracas ward niedergerissen und an der Stätte eine Schandsäule errichtet. Gefährlicher erschien der Aufstand, den Gander Canqui, welcher nach seinem Ahnherrn Tupac Amaru sich nannte, in Peru zu Gunsten der Indianer unternahm; er ließ sich zum Inca ausrufen und widerstand drei Jahre den Vicekönigen von Buenos-Ayres und Peru. Pitt machte einen Versuch, die Terra-Firma in Aufstand zu bringen. Die Vicekönige herrschten unumschränkt; absichtlich nähreten sie Zwietracht unter den Einwohnern; Landstraßen wurden nicht angelegt, um alle Verbindung unter ihnen zu erschweren. Napoleons Einbruch in Spanien wirkte wie ein Zauberschlag; an allen Stellen bildeten sich Juntas, jedoch anfangs im Namen Ferdinands. Als die Regentschaft im Mutterlande unweise gerechte Ansprüche der Amerikaner zurückwies und diese durch Emissäre Josephs noch mehr aufgeregt wurden, ward die Trennung von Spanien vorbereitet. Versuche in Mexiko, Buenos-Ayres und Chile mißlangen anfänglich; erfolgreicher waren die Schritte der Independenten in Caracas. Die Flamme des Aufstandes war mindestens nicht erstickt, als Ferdinand seinem Throne zurückgegeben ward. Noch unweiser, mit mehr Grausamkeit als früher, verkannte man die wahren Bedürfnisse der Unterdrückten. An den Landstraßen sah man die Köpfe hingerichteter Patrioten ausgesteckt, die Freunde der Freiheit wurden gesteinigt, zu Tode geprügelt. Da fachte der Aufstand am La Plata und Orinoco neu sich an; Pueyrredon, Brown, Belgrano, Alvear, rissen Buenos-Ayres von Spanien los; Bolivar brachte Caracas und Neu-Granade die Unabhängigkeit, einen blutigen Kampf gegen Morillo, den neuen Alba, bestehend. Mexiko ward auf's Neue in Aufstand gebracht; den alten Thron des Montezuma bestieg ein neuer Kaiser; bald aber erlag Iturbide der Gewalt des Zeitgeistes und zwei neue Republiken, Mexiko und Guatemala, entstanden jenseits der Landenge, die Amerika theilt. San Martin brachte vom La Plata die neue Freiheit den Chilesen und Peruanern; eine große Schlacht, bei Ayacucho, endete Spaniens Herrschaft nach zehnjährigem Kampfe; sie gab zugleich einem neuen Freistaate, Bolivia, das Daseyn; Spanien besaß damals nur noch drei Forts auf dem Festlande, in Mexiko Ulloa, in Peru Callao und Befestigungen auf Chiloe, der Insel an der Scheidung von Patagonien. — In dem Kampfe um die Unabhängigkeit entwickelten sich in wenigen Jahren Charaktere, wie die Geschichte vieler früherer Jahrhunderte sie kaum aufzuweisen hat; Feldherrn sah man wie Bolivar, San Martin, Sucre, Santanna; Staatsmänner wie Pueyrredon, Rivadavia, Agnero, Mora und so viele, deren Namen in diesen Blättern verzeichnet sind. Scenen des Alterthums sah man sich erneuen. Wie Lopez den Kopf seines Freundes Ramirez nach Buenos-Ayres brachte, wie die Weiber von Cochabambo starben, und die Jungfrau von Cumana, wie Delfina vom Felsen dem Geliebten in den Tod folgte, wie Guerrero, der Viehhändler, den Homerischen Zweikampf mit Spitaelo bestand, ist in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet, wird fortleben in Gesängen der Völker und noch reicheren Schmuck durch die Sage gewinnen."

Jeder amerikanische Kauffahrer bringt die Nachricht von einer neuen Veränderung, welche in den jungen Staaten Südamerikas meist immer mit blutigen Mitteln wieder herbeigeführt worden ist. Seit dem Augenblick, wo die genannten Werke schließen, hat die Lage der Dinge wieder ein ganz neues Ansehen gewonnen, und wird, wie sich vorhersehen läßt, noch viel Umwälzungen erleiden müssen, ehe sie sich in einen friedlichen, behaglichen und gesicherten Zustand umgestaltet. Es ist interessant, den allmäligen Verlauf dieser blutigen Freiheitskämpfe, welche Hand in Hand mit Pest und Erdbeben in den letzten zwanzig Jahren Südamerika erschüttert haben, zu verfolgen. Rechnet man den Haß der dunkeln Farbennüancen gegen die hellen, welcher immer mehr zunimmt, je mehr die weiße Mischung sichtbar ist, rechnet man die Reaktion der alten Mutterländer ab, ja selbst eine Art von Wiedervergeltung für die Frevel der ersten Eroberung Amerikas: so möchte der Rest der Motive und Erscheinungen auf einige allgemeine Umstände hinauskommen, unter welchen die Republik zeitigt, geboren wird und ihre ersten Lebensversuche anstellt. Die südamerikanischen Freistaaten organisirten sich zum großen Theil unter Bedingungen, welche an die Republiken den alten Welt erinnern. Wie viel Feudalinstitutionen auch vom Mutterlande den Kolonien eingeimpft worden sind, obschon sich sogar eine Art von Adel gebildet hatte; so waren die Kolonien doch nur Stationen für die Einflüsse und ein durchgreifender Monarchismus konnte sich unter einer prokonsularischen Regierung nicht ausbilden. Die Thatsachen des Alterthums hätten in der neuen Welt

Digitized by Google

eine glänzende Anerkennung finden können, wäre die ganze unermeßliche Länderstrecke, welche sich zu beiden Seiten an die Cordilleren lehnt, im Nu in so viel kleine Parzellen zersprengt gewesen, als nöthig sind, um das wahre Glück der Freiheit, schnell und dauernd zu realisiren. So aber scheint es Südamerikas Bestimmung zu seyn, erst nach allen den Mißfällen, welche im Verlauf der Geschichte so oft die Republik kompromittirt haben, nach einem schaurigen Spiele mit dem Menschenleben, nach all den Tollkühnheiten des Ehrgeizes und des militärischen Despotismus in den faktischen Zustand einer allmäligen Länderzersprengung zu kommen. Um über Ländermassen von vielen tausenden Quadratmeilen zu herrschen, haben nur die Könige Hände, welche dazu lang genug sind.

Wenn sich die bisherigen Kämpfe und Bürgerkriege in dem befreiten Amerika nur um die Parole: Centralisation oder Bundesstaaten, drehten, so ist diese nur eine Vorfrage für die endliche Entscheidung, welche in der völligen Unabhängigkeit kleiner, wechselseitig garantirter Terains bestehen wird. Südamerika neigt immer mehr zum Unionismus hinüber, für welchen sich auch der innerlich erstarkende Sinn für friedliches Bürgerthum, mit dem Hinblick auf die vereinigten Staaten Nordamerikas zuletzt entscheiden muß. Nordamerika aber fußt auf europäische Civilisation, es hat die Erfahrung der Monarchie gemacht, es sicherte erst den Bürger und bedachte dann den Staat. Für den Ehrgeiz gibt es da keine Kanäle, der Soldat ist der Kommune unterthan. Südamerika ermangelt dagegen jeder historischen Basis. Der Bürger hat es hier erst bis zum Parteigänger gebracht. Jede noch so freisinnige Verfassung hat eine kurze Dauer zu gewärtigen, weil es an den Elementen fehlt, ihr würdig nachzukommen. Was soll man von Staaten sagen, deren Deputirte zwei Monate reisen müssen, ehe sie an den Sitz des Kongresses kommen! Die Freiheit gründet sich nur von unten herauf; die Zerstückelung ist es, welche diesen Verlauf begünstigt. Wenn sich diese kleinen gesicherten Territorien innerlich erstarken fühlen, dann mögen sie sich in der Wildniß arrondiren, und die Indianerstämme in ihre Bildung, ihre Sitten und ihre Vorrechte aufnehmen! Damit überträfen sie selbst die Nordamerikaner, welche nur darauf bedacht sind die Indianer so weit als möglich zurückzudrängen.

Eine auffallende Thatsache, welche in der Geschichte des südamerikanischen Freiheitskriegs auf's Neue bewiesen ist, ist einer besondern Erwähnung werth. Die Spanier nämlich setzten den Krieg gegen die Kolonien fast noch hartnäckiger als die alte Regierung fort, obschon sie doch zu der letzten fast in derselben Stellung wie jene waren. Sie haben niemals die Unabhängigkeit Amerikas anerkannt. Diese Erscheinung kehrt in der Geschichte oft wieder. Die Republiken des Alterthums, wie sehr ihre eigne Verfassung die Freiheit des Bürgers proklamirte, übten doch den hartnäckigsten Druck auf die Kolonien aus, welche ihre eignen Söhne gegründet hatten. Dieselbe Erfahrung machten die auswärtigen Unterthanen der blühenden italienischen und niederländischen Handels-Republiken des Mittelalters. Diese Inkonsequenz geht sogar von dem Systeme auf die Personen über. Wir finden unter den gegenwärtigen konstitutionellen Notabilitäten Spaniens viele Namen, welche in Amerika gehaßt werden. Es scheint, als müsse die den Menschen angeborne Herrschsucht doch immer noch einen Ausweg finden, selbst bei Gemüthern, welche die Freiheit lieben.

Ueber den Charakter Bolivars sind die beiden Werke nicht einig. Peter v. Kobbe lobt den Libertador: „Das alte Grundübel der Freistaaten, Parteiungen und Verfolgungen, zeigte sich gerade in Colombia in einem mehr als gewöhnlichen Grade. Der Staat hatte seine Unabhängigkeit vielen großen Männern zu danken; die Aufregung des Kampfes hatte ihre Kraft erweckt, ihre Verdienste gehoben. Bolivars Name wird selbst von denen mit Ehrfurcht genannt, welche ihn unter Washington stellen und den Sinn eines Bonaparte in ihm ahnen. Er ist ein großer, schöner Mann; ein ausgezeichneter Sänger, ein Freund der Tonkunst und angenehmer Gesellschafter. Tabak und Wein verschmäht er. In den Schlachten wählt er gern ausgezeichnete Trachten; sein Scharlachmantel hat immer vergeblich den Feinden geleuchtet. Schmeichelei haßt er und liebt Wahrheit. Als bei einem Gastmahle der Trinkspruch ausgebracht wurde: „Sollte je eine monarchische Regierungsform in Columbia eingeführt werden, so möge der Befreier, Simon Bolivar, Kaiser seyn," erhob sich Pepe Paris und sprach: „Sollte Bolivar jemals so vermessen werden, sich zum Kaiser zu erklären, so möge sein Herzblut fließen, gleich wie hier der Wein meinem Glase entfließt," und dies sagend, schüttete er den Wein auf den Boden; Bolivar eilte von seinem Stuhle, umarmte den Redner und rief: „So lange solche Gesinnung Columbias Söhne belebt, ist die Freiheit ungefährdet." Dem Namen des Befreiers, hat er, der Libertador, einen Sinn gegeben, wie Cäsar dem seinigen, welchen er Roms und Deutschlands Kaisern und den Moskovitischen Czaren geliehen." Der Oberst von Scheperer ist weit entfernt, in ein solches Lob einzustimmen, vielmehr stellt er den Libertador ganz so dar, wie er in nachfolgendem Werke geschildert ist.

4) Bolivars Denkwürdigkeiten, herausgeg. von seinem General-Adjudanten Ducoudray-Holstein. Deutsch bearbeitet von Dr. Röding, Herausgeber der Zeitschrift Columbus. 2 Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe.

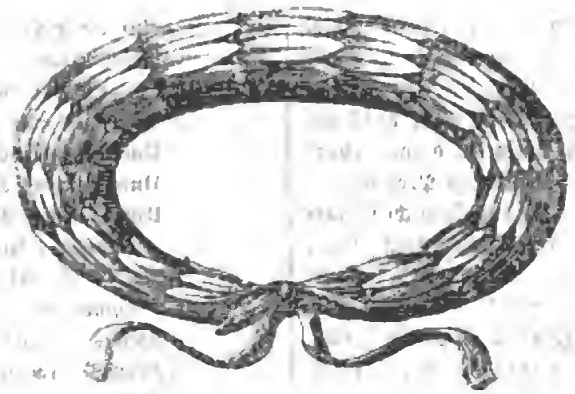
Liest man diese Memoiren, so erhält man von Bolivar ein wenig einnehmendes Bild, denn jede Art von

Falschheit, Unwissenheit, Feigheit und Verrätherei wird ihm Schuld gegeben. Doch ist der Verfasser leider kein unparteiischer Berichterstatter, und da es die unbedingten Bewundrer Bolivars eben so wenig sind, so wird wohl noch einige Zeit dingehn, ehe dieser zweideutige geschichtliche Charakter in das rechte Licht gesezt ist. Nur in einem civilisirten Lande und namentlich in solchen, die in einer großen Hauptstadt einen gesellschaftlichen Centralpunkt haben, gibt es neben dem Parteihaß eine gewisse Urbanität, welche die Talente und selbst den Charakter des Gegners anerkennt. Solche Zugeständnisse machen sich rohe Provinzialparteien niemals; daher macht man aus einem Bolivar wie aus einem Jackson auf der einen Seite einen Tugendhelden, auf der andern einen Verbrecher oder Dummkopf, und übertreibt eben so im Lobe wie im Tadel. Da wir hier aber das Urtheil eines Ausländers vor uns haben, so können wir nicht umhin, zu bemerken, daß sich noch niemals einzelne Fremde in die Revolutionen eines noch politisch rohen Volkes gemischt haben, ohne in ihren vielleicht zu hoch gespannten Erwartungen getäuscht, verlezt und zu harten Verdammungsurtheilen aufgereizt worden zu seyn. Man wolle sich nur der Philhellenen erinnern.

Folgendes ist, nach des Verfassers Angabe, die Summe von „Bolivars Verbrechen und Schandthaten, sein Sündenregister, wie sie in diesen Denkwürdigkeiten, die ihn vor den Richterstuhl der unerbittlich strengen Weltgeschichte stellen, ausführlicher mitgetheilt sind: 1) Obristlieutenant Simon Bolivar verließ heimlich im Juni 1812 die ihm als Kommandanten anvertraute wichtige Festung Puerto Cabello. 2) Simon Bolivar, der Dictator, der Befreier des westlichen Venezuela, schiffte sich eiligst in der Nacht des 25. Augusts 1814 zu Cumana ein, und floh mit Santiago Mariño, dem Dictator von Ostvenezuela, vom Kriegsschauplatze. 3) General Bolivar ward vom Kongreß von Neugrenada am Ende des Jahrs 1814 zum Generalkapitän der Armeen von Neugrenada und Venezuela ernannt, und ihm der Auftrag gegeben, Santa Marta zu erobern; statt dessen entzündete er einen Bürgerkrieg gegen Cartagena, und vernichtete vor dieser Festung seine Armee. 4) Simon Bolivar, zu aur Cayes zum Befehlshaber der Expedition gegen die Spanier auf der Tierra firma erwählt, bewies an Bord des Flaggenschiffs im Seegefechte am 2. Mai 1816 eine beispiellose Feigheit. 5) Eben so feige und noch entehrender entwischte der Oberbefehlshaber Simon Bolivar vom Schlachtfelde Ocumare am 10. Juli 1816. 6) Durch Brions Einfluß ward General Bolivar unter der Bedingung, eine republikanische Regierung einzuführen, auf die Tierra firma am Ende des Jahres 1816 zurückgerufen; brach aber seine feierliche Zusage, und nahm den Titel eines obersten Befehlshabers (Xefe supremo) an. 7) Dieser oberste Befehlshaber entfloh in der Nacht vom 5. auf den 6. April 1817 aus dem befestigten Platze Barcelona, und opferte 1000 Republikaner unter Chamberlain der Rachewuth der Spanier. 8) Aus dem durch seine Fehler unglücklichen Feldzuge von 1818 floh er gleichfalls vom Kriegsschauplatze, suchte Zuflucht in Angostura, welches General Piar erobert hatte, und ließ diesen heldenmüthigen Mulatten hinrichten. — Es entsteht natürlich die Frage: „Wie war es möglich, daß ein Mensch, wie General Bolivar, sein Vaterland befreien, und ohne vorzügliches Talent sich so lange die höchste Gewalt bewahren konnte?“ — Versteht man unter der Redensart: Er befreite sein Vaterland — daß er demselben eine freie Verfassung ertheilt habe, so muß man antworten: dies sey nicht geschehen. Versteht man darunter, daß er die Spanier vertrieben hat, so muß man antworten, daß er auch in dieser Hinsicht wenig leistete, weit weniger, als der geringste seiner Unterbefehlshaber. — Hinsichtlich der Frage, wie er seine Gewalt ohne vorzügliches Talent habe behaupten können? muß man antworten: daß der Ruf oft die Stelle des Talents vertritt. Vor dem Ausbruche der Revolution in Caracas am 19. April 1810 und nach dieser boten die Altspanier wider ihren Willen selbst Alles auf, die Patrioten in ihren Unternehmungen zu unterstützen; sie trieben die Einwohner an, sich einer lästigen, schmähligen Unterwürfigkeit zu entziehen; sie ließen ihnen bloß die Nothwahl, sich der Unterdrückung, der Grausamkeit und dem Tode durch bewaffneten Widerstand zu entziehen, oder sich knechtisch zu unterwerfen. — Hätten die spanischen Behörden die Provinzen Venezuelas nach Neugrenadas, nach freisinnigen, das Volksglück berücksichtigenden Grundsätzen zu regieren angefangen, die Südamerikaner würden nie daran gedacht haben, sich vom Mutterlande zu trennen, und einheimischen Häuptlingen zu unterwerfen. Eben so nachdrücklich half die Ungeschicklichkeit der spanischen Generale auf indirektem Wege Columbia befreien. Das Hauptmittel, welches Bolivar anwandte, war, daß er talentvolle, tapfere Männer für sich zu gewinnen wußte, und mit der Dreistigkeit eines Charlatans, als vereinigendes Ziel ihres Strebens, auftrat. Die mehrsten von diesen eigentlichen Befreiern Colombias opferte er auf, oder lohnte ihnen ihre unsterblichen Dienste mit Undank; hier nur die Namen: Louis Brion, der so unendlich viel für ihn that, und den er im Elende verschmachten ließ, Ribas, Villapol, Zarasa, Piar, Palacios, Padilla, und endlich der als Feldherr und Staatsmann hochverdiente Santander.“

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 95. 17. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

1) Finnische Runen. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. von Schröter. Herausgegeben von G. H. v. Schröter. Mit einer Musikbeilage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. Su. 166.

Vor mehr als fünfzehn Jahren sammelte der Bruder des Herausgebers diese finnischen Volkslieder, die hier in der Ursprache und zugleich in der deutschen Uebersetzung erscheinen. Sie bilden nur einen kleinen Theil der noch vorhandenen Menge, denn gesangreich wie wenig andere Völker, ist das der Finnen. Viele dieser Lieder sind wenigstens ihrem Inhalt, wenn auch nicht der Form nach uralt, und enthalten noch lebhafte Erinnerungen an das alte Heidenthum, so wie an den spätern, aber nun auch schon seit drei Jahrhunderten dort verschwundenen Katholicismus. Oft sind alle diese Elemente durcheinander gemischt und wir erhalten darin einen Beweis, wie tolerant die Volkspoesie ist. In wie vielen Mythen der Altru mag nicht auf gleiche Weise Altes und Aeltestes, Einheimisches und Fremdes vermischt seyn? Das Volk behält immer das Pikanteste aus allen Perioden seiner Bildung, nimmt es je in die folgende hinüber und verschmilzt es, so verschieden es ursprünglich seyn mag, zulezt in eine übereinstimmende poetische Form. Das Nibelungenlied und Homer sind auf keine andere Weise entstanden.

Die Form dieser finnischen Lieder ist in doppelter Hinsicht sehr einfach. Die Verse bestehen ohne irgend eine Abwechselung aus 8 Sylben, und selbst der verschiedenste Inhalt der Gedichte hat doch darin etwas übereinstimmendes, daß der Finne nicht leicht von einem Dinge spricht, ohne mit dem Ursprunge oder der mythologischen Geburt desselben zu beginnen. Das ist das eigentlich Charakteristische dieser Poesie, und noch auffallender, als die einzelnen originellen Wendungen und Bilder.

Uns in die Mythologie des merkwürdigen Volkes zu vertiefen, halten wir noch nicht für gerathen, da uns die Quellen noch nicht reichlich genug fließen. Wir wünschen, daß den Alterthümern dieses Volks mehr Aufmerksamkeit als bisher geschenkt, und daß insbesondere eine noch reichhaltigere Sammlung ihrer so interessanten Nationalgedichte veranstaltet werden möge; dagegen bedauern wir, daß sich die arme schwedische Literatur vom mal de Berlin, von jener nichtswürdigen philosophischen Windmacherei, hat anstecken lassen, die überall, wohin sie reicht, das natürliche Wachsthum stocken, alle Blumen und Saaten der Poesie und Wissenschaft verwelken macht. Da hat Einer in der schwedischen Literaturzeitung die

finnische Mythologie zu subjekt- und objektiviſiren unternommen, wie ein noch älteeer Mann im Nibelungenliede nur eine Allegorie des chemiſchen Prozeſſes ſehn wollte. Gute ſchwediſche Literaturzeitung, das iſt wohl nicht auf ſchwediſcher Erde gewachſen, ich vindicire deinen philoſophiſchen Unſinn als vateeländiſch-deutſches Produkt.

Die Geburt des Feuers iſt ein finniſches Normalgedicht. Es iſt eigentlich ein Beſchwöeungslied, Feuersgefahr abzuwenden, aber es beginnt in der klaſſiſchen Form der Finnen mit der Mythologie des Elementes. Von der Wolke des zehnten Himmels ſprüht dee Feueefunke heeab in einem rothen Knäul, dee ſich wieder in einen blauen Knäui (die beiden elekteiſchen Polar-Farden) einhüllt und tief in den Liemo-See hinabfällt. Dort brennt er das Gras im Waſſer, das weh aufſchreit. Da kommt ein kleiner Schnäpel und verſchlingt den Funken, beennt aber nun ſelbſt und wehklagt, bis ihn ein Hecht verſchlingt. Nun beennt dieſer und wied von einem Lachs veeſchlungen. Auch dieſer drennt und wird von einem Karpfen verſchlungen. Nun wollen einige Brüder den Karpfen fangen, ſtellen ihm Netze, können ihn aber nicht bekommen, bis endlich

Schwarzer Mann ſtieg aus dem Meere,
Uros hob ſich aus den Wogen,
Höher nicht als wie drei Finger,
Länger nicht als wie drei Daumen,
Wenig beſſer als ein Todter,
Schrecklicher als ein Verdammter;
Steinſchuh hatt' er an den Füßen,
Steinhelm hatt' er auf dem Haupte,
Haare hinten an den Ferſen,
Vorne an der Bruſt das Barthaar.
Schlipt' er auf den fiſch'gen Karpfen,
Schlipte er den rothen Lachs auf,
Schlipte er gelbgrauen Hecht auf,
Schlipt' er auf den glatten Schnäpel;
Fand er da das blaue Knäuel,
Rollte ab das rothe Knäuel;
Fand er da das rothe Knäuel,
Rollte ab das rothe Knäuel;
Rollt' hervor das ſprühnde Feuer.

Nach dieſee Geburtsgeſchichte des Feuers folgt deſſen Beſchwörung:

Ukko du, du goldner König,
Bring ans Nordweſt eine Wolke,
Wirf 'ne andre her aus Weſten,
Blig von Oſten her die dritte,
Wirf ſie Arm in Arm einander,
Donurr ſie ſtets an einander!
Regne Schnee, und regne Waſſer,
Regne Hagel, hart wie Eiſen,
Auf die arg verbrannten Stellen!
Mache Feuersgluth unſchädlich,
Mache Feuer unvermögend!
Mache es nun namenlos gleich.
Unter meiner Augen Drauffehn,
Unter meiner Hand Drauflegen,
Unter meines Hauchs Draufhauchen!
Komme, Jungfrau, du aus Norden,
Impi, du aus fernem Lande!
Strumpf aus Schnee iſt, Schuh aus Eiſe,
Kleides Säume ſind aus Reife,
Hembes Kragen aus Eiszapfen,
Haut iſt überall Eisrinde,
Ankommend bei Feuers Röthen.
Mache Feuers Gluth unſchädlich,
Mache Feuer unvermögend,
Mache es nun namenlos gleich,
Unter meiner Augen Drauffehn,
Unter meiner Hand Drauflegen,
Unter meines Hauchs Draufhauchen!
Oſtens Tochter, Weſtens Dirne,
Hauſes Frau im (heißen) Süden,
Ziehet einen eiſ'gen Schlitten,
Leitet eiſ'ges Schwein, ein jähr'ges;
Hat im Schlitten eiſ'gen Keſſel,
Eiſ'ge Kelle in dem Keſſel,
Damit gießt ſie naſſen Schnee aus
Auf die arg verbrannten Stellen.
Mache Feuers Gluth unſchädlich,
Feuers Flammen unvermögend!

Zulezt werden in dieſem ganz heidniſchen Liede noch Jeſus und Maria angerufen.

Die Geburt des Eiſens iſt nicht minder merkwürdig.

Gingen drei Lunto's Mädchen,
Angeſtrenget drei der Bräute;
Trugen ſie vollharte Brüſte.
Trugen friſche rohe Wärzchen.
Gingen ſie um Heu zu bergen,
Gingen Schachtelhalm zu ſammeln,
Melkten ihre Milch zum Boden,
Warzen auf auf grünem Graſe:
Melkte eine rothe Milch aus,
Ließ die and're weiße träufeln,
Blutgemiſchte melkte eine.
Welche rothe Milch gemelket,
Davon ward das ſprode Eiſen:
Die die weiße niedertäufelt,
Davon wurde Stahles Eiſen;
Die die blutgemiſchte melkte,
Davon ward das brüch'ge Eiſen.

Digitized by Google

Der Luft- und Schmiedegott Ilmarinen, deſſen Hemd der Blasbalg iſt, ſchmiedet nun das Eiſen in einer thür- und fenſterloſen Schmiede, und der Vogel Herhiläinen bringt Plagen und Schmerzen herbei, die dem Eiſen einverleibt werden.

Trug herbei der Schlange Ziſchen,
Trug herbei der Ameiſ' Jucken,
Trug herbei des Froſches Tücke,
Trug des Wurmes ſchwarze Galle,
In des Eiſens Härtungswaſſer.

Daher wird dann die Jungfrau Maria angerufen, gegen die Schmerzen des Schwertes ſchmerzſtillenden Balſam zu bereiten.

Maid Maria, kleine Mutter!
Komme eilend, gehe eilig!
Wunde geht in Eiter über.
Biene, Vogel du der Lüfte!
Fliege aus zu holen Honig,
Honig uns herbei zu bringen,
Ueber neun der (weiten) Meere,
Ueber Häifte wohl des zehnten —
Geh' aus an des Mondes Rande,
Fliege längs des Sonnenſaumes,
Hole Honig von Mehtola,
Süßigkeit aus Tapio's Wohnung!
Währt es eine kleine Zeit nur,
Eilee nur vorbei ein Weilchen,
Da ſie ſpäht umher (nach Blumen),
Da ſie kommet Schwingen wiegend,
Da ſie ſchaukelnd kommt geflogen,
Mit ſechs Schälchen an der Seiten,
Sieben hinten an dem Rücken,
Mit viel andern guten Salben;
Dort iſt Honig, dort iſt Waſſer,
Dort ſind and're gute Salben.

Der Verfaſſer bemerkt: „Wenn einſt die mythologiſchen Quellen vollſtändig vorhanden ſind, wird es ſcharfſinnigen Geiſtern möglich ſeyn, eben ſo wichtige als intereſſante Folgen aus ihnen zu ziehen. Ob ſie aber, wie in der angeführten Stelle der ſchwediſchen Literatur-Zeitung, in dem Luftgotte und Schmiede das Abſolute erkennen werden, aus einem gewiſſen Standpunkte betrachtet, nämlich als die abſolut-ſubjektive Subjekt-Objektivität; in der Schmiede den leeren Raum, in der Aſche das Chaos, als die niedrigſte Subjekt-Objektivität, daran erlauben wir uns einen beſcheidenen Zweifel.“

Dann folgt eine Schlangenbeſchwörung, ähnlich der Feuer- und Schwertbeſchwörung, die Geburt des Bären, des Seehunds, der Kolik. Bei der Schilderung dieſer Krankheit wird man unwillkürlich an eine Phantaſie in dem Pariſer Charivari erinnert.

Launawatar, Frau die alte,
Saß gekehrt rückwärts nach Oſten;
Blieſen ſchwanger ſie die Winde,
Daß ſie ganz und gar aufſchwellte.
Trug ſie ſich mit hartem Bauche,
Mit beſchwerlicher Bauchfüllung,
Wohl hindurch durch dreißig Sommer,
Eben durch ſo viele Winter.
Jammert ſie und klagte kläglich:
„Was mag ſeyn mir angekommen
(Heut) an dieſem böſen Tage,
(Heut) bei dieſem ſonn'gen Aufgang?“
(Kam) der König Sankt Yrjänä,
Trug herab 'nen Baum vom Himmel,
Rothen Baum aus Wolken fällte
Nieder auf den ſchweren Bauch ihr:
Launawatar, Frau die alte,
Zog ſich auf die Waſſerſteine,
Und gebar ſie neun der Knaben, —
(Liegend) auf 'nem Waſſerſteine,
In der Nähe des Badhauſes,
Während Glockenklang gehört ward.
Taufte ſelbſt ſie ihre Früchte;
Drückte einen ſie zu Wehrwolf,
Wand 'nen andern zu 'ner Schlange,
Klemmt' zu Riſi einen andern,
Schlang zu Eidechſ' einen andern,
Sezt' als Mahr ein einen andern,
Trieb zu Gliedſchmerz einen andern,
Schuf 'nen andern zu Gichtſchmerzen,
Einen andern zu Milzſtechen,
Schuf den lezten zu Bauchgrimmen.
Bauchkrampf du, Bauchkrampfes Sohn du,
And'rer Sohn, elend'ger Pfuſcher,
Du, gemacht von Theerholz Stöcken,
Aus 'nes Seepfahls Schwamm geſchaffen,
Du aus Feuersbrand geboren!
Wo ſind meine Schlangenhandſchuh,
Wo ſind meine Eidechsſtiefeln,
Womit ich (dich) packe, Krbie,
Greife dich, du böſe Mücke,
Von der Haut des armen Menſchen,
Vom Hauthaar der Menſchenmutter,
Von des Weibgebornen Leibe.
Dieſer Schmerz iſt Windes Bringen,
Windes Bringen, Waſſers Strömung,
Du Ahawa's Hergeworfner.
Nimm du Wind in deine Wiege,

Digitized by Google

Nimm ihn in dein Boot Aſawa!
Führe ihn und wälz' ihn zu dir!

Die Geburt der Harfe wird beſungen:

Alter Wäinämöinen ſelber
Auf dem Berge hieb ein Boot zu,
Schuf auf Bergeshöh' die Harfe.
Wovon iſt der Harfe Höhlung?
Von dem (bunten) Birkenmaſer.
Woraus ſind der Harfe Schrauben?
Aus gleichdickem Aſt der Eiche.
Woraus ſind der Harfe Zungen?
Aus dem Schweifhaar tücht'gen Hengſtes.
Aus des Lempo's-Füllen Kleidung.

Und von ihrer Wirkung heißt es:

Aus Wäinämöinens eignen
Augen drang ein klares Waſſer,
Rundlicher als wie Moosbeere,
Derb wie Ei des Haſelhuhnes,
Auf die Bruſt hin, die redliche,
Von der Bruſt zu ſeinen Knieen;
Von den Knieen zu den Füßen,
Fielen nieder Waſſertropfen,
Fielen durch fünf Wollen-Mäntel,
Durch acht lange wollne Röcke.

Folgendes Gebet iſt aus der katholiſchen Zeit, doch auch mit heidniſchen Anſpielungen:

Catrinatar, Frau du keuſche!
Gürte eilends Eiſengitter
Rings um meine Heerden alle,
Allwärts mir um meine Aecker.
Daß der Böſen Sohn nicht komme!
Kind der Nacht, der Dämm'rung Jungfrau,
Halte ſich fünf Dienerinnen,
Sechs gehorſame, getreue,
Um zu hüten meine Aecker.
Maid Maria, kleine Mutter!
Ban' vom Boden auf die Zäune,
Daß der Kalte ſie nicht ſtürze,
Daß der Harte ſie nicht rühre,
Daß die Heerde friedlich wandle,
Dieſen ſchönen Jeſus-Sommer.

Eine Menge Beſchwörungen ſollen Glück bei der Jagd gewähren.

Den Schluß machen eigentliche Volkslieder, die größtentheils höchſt anmuthig ſind und ſich beſonders durch Naivetät und Beſcheidenheit auszeichnen. In folgenden Verſen tröſtet ſich ein Sänger über ſeine Armuth mit dem Glück der Phantaſie.

Der Sänger.

Nicht vom Runenſtamme bin ich,
Auch nicht von den Zauber-Sängern.
Her von außen hör' ich Runen,
Weiſe Sprüche durch das Wandmoos,
Lieder hör' ich durch die Latten,
Spielmann durch die Wände ſpielen. —
Singen ſollt' ich, können ſollt' ich,
Wenn ich mich im Dorf nicht ſchente;
Lachen werden Dorfes Dirnen,
Mich ausſpotten werden Mädchen.
Wenn die Weiſen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Säng' ich der Seeroſen Blätter,
Trillerte Meerroſen-Blätter;
Säng' ich Meere da zu Honig,
Säng' den Meeresſand zu Erbſen,
Meeresgras zu grünen Bäumen,
Meeresgrus zu reinem Malze,
Meeres-Kieſel zu Kleinoden:
Meeres Wallen müßt' ſich legen,
Meeresſchaum er müßte ſinken.
Wenn die Weiſen ich begönne,
Mich zu Reimen ließe reizen,
Käm Heuſchober her zum Hofe,
Kriegt' ich Eichen auf den Anger,
Gleiche Aeſte auf den Eichen,
Auf jeglichem Aſt ein Apfel,
Auf den Aepfeln goldne Räder,
Kleiner Guckguck auf Goldrädern.
Guckguck rieſe da der Guckguck,
Gold von ſeinem Munde ſchäumet,
Kupfer rinnet auf dem Kinne,
Zitternd fließen Silberflüſſe.

(Der Schluß folgt.)

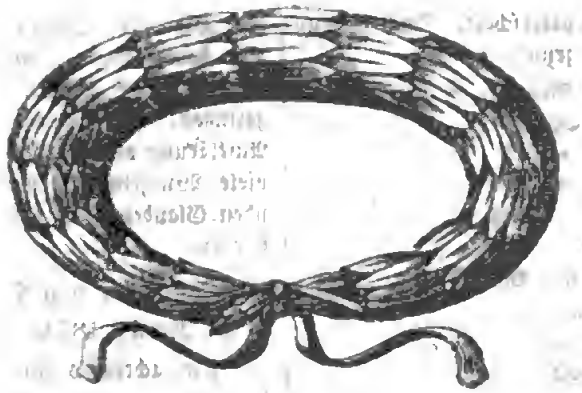
Bitte.

Die verehrlichen Herrn und Damen, welche mich häufig mit Zuſendungen für das Morgenblatt beehren, wollen gütigſt beherzigen, daß ich nur das Literaturblatt redigire, und daß es mir wegen Mangel an Zeit wünſchenswerth wäre, wenn ſie künftig alle ſolche Zuſendungen nicht durch meine Vermittlung, ſondern unmittelbar an die Redaktion des Morgenblatts gelangen ließen.

Dr. Menzel.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 96. 19. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

1) Finnische Runen. Finnisch und deutsch von Dr. H. R. von Schröter. Herausgegeben von G. H. v. Schröter. Mit einer Musikbeilage. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1834. S. 166.

(Schluß.)

Echt volksthümlich ist auch folgender Kord, den ein Mädchen gibt.

Ging ich jung hinaus zu hüten.
Trieb, ein kleines Kind noch, Schafe,
Spielte mit der Kuh Kinnladk,
Blies auf Beine eines Bockes.
Kam zu meiner Heerd ein Bräut'gam;
Ließ er fragen, ließ ich reden:
„Was mag nun mein Vater machen?"
„Ißt er, trinkt er am Tischende."
„Was mag meine Mutter machen?"
„Sie verkaufet (schöne) Jungfraun."
„Verkauft' mich sie?" „Verkauft' mir dich!"
„Hat sie viel zum Fang bekommen?"
„Streithengst (gab ich) deinem Vater,
Deiner Mutter eine Güstkuh,
Deiner Schwester blaues Lammschaf,
Deinem Bruder rothes Fahrzeug,
Bruders Frau 'ne Kupferschale."
„Wenig g'nug für mich du gabest,
Wenig gabst du für die Schöne.
Meines alten Vaters Streithengst
Stürze auf dem Kriegeswege,
Unter Kriegeszeit der besten!
Meiner Mutter (feine) Güstkuh
Möge ihre Milch verlieren,
In der allerbesten Milchzeit!
Meiner Schwester blaues Lammschaf
Möge seine Woll' verlieren,
In der allerbesten Wollzeit!
Meines Bruders rothes Fahrzeug
Berste auf 'nem Pfahl (im See),
In der Ruderzeit der besten!
Seiner Hausfrau Kupferschale
Kling entzwei an einem Steine,
Während sie ist voll mit Biere,
In der allerbesten Bierzeit!"

Man wird hierbei sehr lebhaft an die berühmten serbischen Volkslieder erinnert. Aeußerst naiv ist die Pflug-Weise, das Gespräch eines Sohnes mit seinem

Vater über seine künftige Hausvaterschaft. Auch folgendes Freierslieden ist originell genug:

Komm, du kleines Dirnlein, zu mir,
Zu solch einem zieren Stuzer,
Zu dem Helden von Suomie!
Zwei besize ich der Kühe:
Mück' heißt eine, andre Bremse;
Bremse ist im Milchen besser,
Spart die Mücke ein mehr Butter.
Zwei besize ich der Buden:
Eine dort im Kallenmohre,
Andre auf der Rindenhalde,
Steht die dritte leer daheime,
Drei besize ich der Rosse:
Floh ist eines, Wanze andres,
Wallach ist das dritte heime;
Floh das schnellste ist von ihnen,
Laus das meist verständige,
Wanze das meist fetteste!

Die Romanze Kojoins Sohn ist das am meisten tragische Gedicht in dieser Sammlung, es gleicht dem bekannten Mahle des Thyestes. Ein Schwiegersohn schickt die Brust der Tochter gebraten als einen Leckerbissen ihrer Mutter zu.

„Fahret wohl, Jääri's Gräser,
Tannenwurzeln, Theerholzstämme!"
Seufzte so die arme Dirne,
Seufzt' und schöpfte schwer nach Athem —
„Besser wär's in Wolfes Schlunde,
In reißenden Bärens Rachen,
Als in dieses Kojoins Schlitten."
Warte, wart', du Teufels Bublin!
Jezo kömmst auf Teufels Haid' du,
Frag' ich da von meinem Schwerte:
Willst du warmes Blut jezt trinken?
Laff' ich's Haupt zu Bülten faulen,
Augen dein zu Moores-Beeren,
Haar zu halbverbranntem Reisig;
Stück' die Beine zu Zaunstämmen,
Zu Zaunpfählen Ellenbogen,
Dreh zu Weidenbaun die Finger;
Rabenspeise wird der Leib dein,
Back' ich aus der Brust Brodkuchen,
Bringe deiner kleinen Mutter
Sie nachher als Willkomms-Gabe."

Vergleicht man diese Lieder mit den esthnischen, so fällt eine gewisse Freiheit, die sie athmen, angenehm auf. In ihren Felsen und Seen blieben die Finnen immer freier, als die armen Aesthier, daher sich niemals in ihren Liedern eine so gedrückte Stimmung ausspricht, als bei jenen.

Die Volkspoesie hat durch diese Sammlung eine dankenswerthe, eine besonders durch ihre Originalität ausgezeichnete Vermehrung erhalten. Möchte es auch gelingen, die nordische Mythologie durch hellere Aufklärung des finnischen Heidenglaubens, in dem gewiß viele Wurzeln des slavischen und selbst des germanischen Glaubens sich verlaufen, besser als bisher zu entwirren.

2) Romanzen von August Kahlert. Breslau, W. G. Korn, 1834. S. 208.

Ein achtbares junges Talent, gewandt im Verse, und mit schönem Streben, aus dem lyrischen Gefühlsnebel sichtbare Gestalten hervorzubilden. Doch kleben den Gestalten häufig noch einige Nebel an und zeugen von der Flüchtigkeit des Verfassers, der nicht genug beachtet hat, daß der lyrische Gedanke zwar allemal ein einziger Lichtblitz ist, die Form aber, um eben so kurz zu sehn, eine längere und besonnenere Ausarbeitung bedarf. Alles Schöne ist schwer, sagte schon der Grieche, aber das kurze am schwersten. Ein ächtes lyrisches Gedicht muß plastisch ausgehauen seyn, und sollte ja etwas zu wenig daran seyn dürfen, was des Lesers Phantasie ersezt, so doch gewiß nichts zu viel. Dies gilt nicht nur von ganzen Strophen und Versen, sondern sogar von einzelnen Wörtern. Das Epos kann sich immer, das Drama zuweilen einem größern Luxus überlassen, aber die lyrische Poesie, zumal die Romanze, kann nicht ökonomisch genug mit Worten seyn. Leicht bleibt dem flüchtigen Lyriker zu viel stehn, was der besonnene wegmeißeln würde.

Ehre und Kunst.

Es waren einmal zwei Brüder,
Verschieden in Sinn und Thun,
Der Eine wollte genießen,
Der Andere niemals ruhn.

Der Eine schwelgt' im Schönen,
Und wurde drob bettelarm;
Der And're wurde Minister,
Beneidet vom Höflingsschwarm.

Und stolz verhöhnt er den Bruder:
„Du hast dein Loos gewollt," —
Der nimmt sein Lyres, die Geige,
Von dannen sich fröhlich trollt.

Er spielt den Menschen zur Freude,
Zum Trost' manch munteres Stück,
Man höret ihn niemals klagen
Ob Sturm, ob Mißgeschick.

Wohl zwanzigmal im Wechsel
Sind Lenz und Herbst genaht,

Digitized by Google

Der Fröhliche zieht zur Nachtzeit
Froh singend seinen Pfad.

Sizt an dem Weg ein Bettler,
Betrübt und schwach und alt,
Der Geiger schauet ihn bebend,
Er kennt wohl die Gestalt.

„So haben sie denn verstoßen
Grausam, o Bruder, dich!“ —
„„Weil ich auf Menschen gebauet,
Traf würdig die Strafe mich.““

„Komm denn! will dich geleiten,
Mein Ziel ist sicher gestellt, —
Die Formen der Erde vergehen,
Die Kunst gehört der Welt.“

Dies Gedicht, an die Manier Chamissos erinnernd, ist schön. Aber warum hat der Verfasser den lezten Gedanken so nebelhaft gehalten?

Die Formen der Erde vergehen,
Die Kunst gehöre der Welt?

Was soll das heißen? wo steckt denn die Antithese? Wie kontrastiren die Formen mit der Kunst und die Erde mit der Welt? Hier ist Alles höchst unklar ausgedrückt.

Das Trauerspiel.

Der Vorhang ist gefallen,
Aus ist das Trauerspiel;
Und aus den Augen allen
Rinnen der Thränen viel.

Und wieder klingt im Herzen
Der Sang, der ihm erscholl,
Und von des Sanges Schmerzen
Sind all' die Hörer voll.

Und in der finstern Gasse
Zum Haus der Kunst heran,
Tritt tief gebeugt der blasse,
Zerlumpte Bettelmann.

Er fleht um kleine Gabe
Zum Volk, das heimwärts zieht,
Das an dem Bettelstabe
Jezt scheu vorüberflieht.

Ihn schilt ohn' all' Erbarmen
Die strenge Polizei:
„Hier gibt man nicht den Armen,
Fort mit der Bettelei!“

„„Ich hab' ein Recht zu betteln,
Verhungernd liegt mein Weib,
Ich las wohl auf den Zetteln,
Was euer Zeitvertreib;

Ich hör' sie alle sagen,
Wie sehr mein Stück gefiel, —
Ich schrieb in Jugendtagen
Mein Lebens-Trauerspiel!““

Auch dieses Gedicht, wieder an Chamissos tragischen Humor erinnernd, ist schön, aber auch hier hätte der Schluß einfacher seyn sollen.

Ich schrieb in Jugend-Tagen
Mein Lebens-Trauerspiel?

Wäre das Gedicht nicht viel einfacher und schöner abgerundet, wenn es bloß hieße: „Ich bin der Dichter jenes Trauerspiels, das ihr so eben sahet.“ Wozu noch der unnüze Zusaz, daß er es „in Jugendtagen“ geschrieben, und daß das gedichtete Trauerspiel ihm zu einem lebendigen geworden sey? Das versteht sich ja von selbst, und was der Leser ohnehin weiß, das muß der Dichter niemals sagen, und um den Schmerz des Unglücks auszudrücken, kann man nie zu kurz seyn.

Das folgende Gedicht, auch in der schauerlichen Weise Chamissos, erinnert zugleich an Goethes Erlkönig und an des Mädchens Klage von Schiller, durch Gegenstand, Versmaaß und selbst einzelne Ausdrücke. Vor solchen Verwandtschaften muß sich aber ein junger Dichter sehr in Acht nehmen.

Das Bettelweib.

Das Bettelweib sizt an des Meeres Strand,
Es flattert im Sturm ihr zerriss'nes Gewand.
Ein liebliches Kindlein, bleich und bloß,
Sizt bitterlich weinend auf ihrem Schooß.

„Ach Mutter, mich friert und hungert so sehr,
Ach zürne nicht, — aber ich trag's nicht mehr!“ —
„„Mein Kind, ich wurde noch nimmer satt,
Seitdem mich dein Vater verlassen hat.““ —

Es heulet der Sturm und die Woge kracht,
Das Kindlein schreiet, das Bettelweib lacht.
„O raset, ihr Wogen, ihr Stürme nach Lust,
Es tobet wohl ärger in meiner Brust.“

„Mir haben die eigenen Eltern gefucht!
Weil ich Glück bei dem Heißgeliebten gesucht.
Es floh der Verführer, die Eltern sind todt,
O weine nicht, Kind, Gott endet die Noth!“ —

„Ach, Mutter, mir wird so weh und so kalt,
Ach, schaue die liebliche Engelsgestalt,
Sie küsset mich leise, bald küßt sie auch Dich!“
„Stirb, herziges Kindlein, bete für mich!“ —

Da rasten die Wogen gewaltig und schwer,
Ich sah' das Weib und das Kind nicht mehr! —

Digitized by Google

Gott rette die Seele, wenn stirbt der Leib: —
Gönnt eine Thräne dem Bettelweib.

Uebrigens muß an allen Gedichten dieser Art die sentimentale Haltung getadelt werden. Wenn man von Bettelweibern und Lumpen spricht, muß die Sprache naiv, einfach und trocken, darf sie niemals und unter keiner Bedingung sentimental, empfindsam und hochtrabend seyn. Ausdrücke wie „der Heißgeliebte“ und „die liebliche Engelsgestalt“ passen nicht zum „Bettelweib“, und der Vers:

Gönnt eine Thräne dem Bettelweib.

ist lächerlich. Da diese drei Verfasser die englischen und altdeutschen Volkslieder, um zu erfahren, wie man solche Genrebilder machen muß, einfach, rauh, sogar gemein im Ausdruck, und doch tief rührend, weil gerade dieser Ausdruck der allein wahre ist.

An Schillers Thekla erinnert folgendes Gedicht vom Tod einer Indianerin:

Grüße, Richard, mir die Gattin,
Die durch Liebe du beseligst,
Wenn ich längst zum Licht entschwebt, —
Freude mich in Tod durchbebt,
Zoraide hat geliebet,
Zoraide hat gelebt.

Das ist ja wieder das wohlbekannte „ich habe geliebt und gelebt“, aber wie kann man das zum zweiten Mal sagen, was Schiller zum ersten Mal gesagt hat?

Noch in Chamissos Weise ist folgendes Lied:

Ophelia.

Die Leute saßen vor der Bühne,
Und schauten Hamlets tiefes Leid,
Des Schmerzgebeugten schlaue Sühne, —
Ophelien voll Lieblichkeit.

Ophelien mit ihrem Herzen
Voll Kindlichkeit und Liebeslust,
Sie schauten sie, umschwebt von Scherzen,
Mit gift'gem Wurme in der Brust.

Sie schaun den Geist von zarter Liebe,
Gebunden in des Wahnsinns Nacht,
Entsetzlich, wie ihn nie beschriebe
Des größten Dichtergeistes Macht.

Entsetzlich! was die Augen schauen,
Hört auf, ein holdes Spiel zu seyn.
Die Menschen faßt ein dunkles Grauen,
Der grausen Wahrheit weicht der Schein.

„O wirf die Schreckensmaske nieder,
Ophelia! o laß das Spiel!
O werde, was du warest, wieder,
Du hast erreicht das höchste Ziel:

Hör' auf dein Lied von grüner Weide!“ —
Doch endlos starrt der holde Blick, —
Das fremde ward zum eignen Leide,
Es kann der Geist nicht mehr zurück.

Das irre Mädchen ist verschwunden:
Die Herzen fasset Angst und Pein, —
Es schau'n Ophelien's Todesstunden,
Sie hören auf, Gedicht zu seyn.

Das Gedicht, welches wir für das schönste und geistreichste der ganzen Sammlung halten, ist

Der Baumeister.

Ein Meister hatt' einen Dom gebaut,
So hoch, daß den Menschen zusammt gegraut.

Und des Domes Wölbung hat er gespannt
So breit, wie noch nimmer auf Erden bekannt.

Wie er sieht, was er Riesiges hat erstrebt,
Er selbst vor dem eignen Vermessen erbebt.

Und er wagt nicht zu rauben die Stützen des Bau's,
Und es treibt ihn die Angst aus der Kirche heraus.

Und es flüstert um ihn: „du hast Gott versucht,
Und du bist jetzt mein, und du bist verflucht!“

Horch! welch ein Geschrei! es kreischt und gellt:
O Meister! man schreiet: es fällt, es fällt!

Und es kommen Gesellen zur Kirche heraus:
„O Meister, wir raubten die Stützen des Bau's:

Die Wölbung ist frei! und das Werk vollbracht,
Es hält, es hält, was du Kühnes erdacht.“

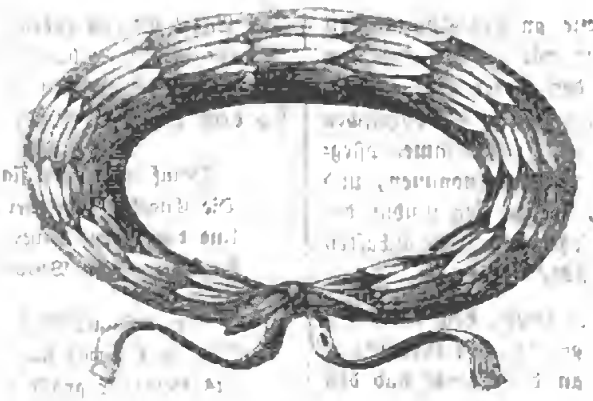
Wo bist du, Meister! o komm' herein! —
Wie muß der Meister verschwunden seyn?“

Es strahlet der Dom noch heut' unversehrt,
Der Meister ist nie mehr wiedergekehrt.

In mehrern längern oder kürzern Romanzen hat der Dichter vaterländische (schlesische) Sagen erneuert, z. B. die schöne Sage von der Hahnkrähe, deren Andenken noch durch einen alten Stein vor dem Nikolaithor in Breslau erhalten ist. Ein Ritter, fern im Morgenlande gefangen, träumt, seine Gattin werde gezwungen, einen Andern zu heirathen. In seiner Angst ruft er den Teufel an, und verschreibt sich ihm, wenn er ihn noch vor dem ersten Hahnkrähen nach Breslau bringe. Sie eilen durch die Luft und zum Glück kräht der Hahn in dem Augenblick, da der Ritter den Fuß auf den Boden setzen will. Der Teufel ist also betrogen und der Ritter kommt gerade recht, wie Odysseus seine Penelope zu retten. Andere Sagen sind: der Hungerthurm, die Geschichte Herzog Heinrichs II. von Schlesien, der gegen die Tartaren kämpfte, Einiges von Rübezahl ꝛc.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 97. 22. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

3) Geschichtliche Gesänge der Polen, von Jul. Urs. Niemcewicz, metrisch bearbeitet von Franz Freih. Gaudy. Leipzig, Weidmann, 1833.

„Niemcewicz, gleich geachtet als Dichter und Schriftsteller, wie als Staatsmann und Gesetzgeber seines Volkes, der vertraute Freund Kosciusko's, sein Begleiter in die Gefangenschaft und über das Meer, der jetzt von seinem Vaterlande verbannte Greis, greift nur den einzigen Akkord auf seiner Leier — den des Nationalruhmes, der Vaterlandsliebe. Um diese anzufachen, dichtete er diese Gesänge, schrieb er seine andern Werke, *) welche zum Theil schon in unsere Sprache übertragen sind. — Die Vorbilder für diese historischen Gesänge, welche er dem Volke, in dessen Munde er ihre Fortdauer wünschte, widmete, waren ihm die der alten Barden, Homer, Ossian, Tasso's befreites Jerusalem, die neueren aufregenden Volkslieder der Franzosen, wie die Marseillaise; er wollte sie abgesungen wissen, und versah sie deßhalb mit volksthümlichen Melodien. — In 33 Gesängen feiert der Verfasser die Könige und Helden seines Vaterlandes. Kämpfe, Schlachten, Siege, Niederlagen, Zwistigkeiten bei den Königswahlen, innerliche Unruhen — die Geschichte Polens spiegelt sich in ihnen ab. Was jedoch den Polen mächtig begeistert, der Ruhm seiner Vorfahren, Aufzählung ihrer Namen, Aufruf zur Einigkeit und Tapferkeit — kann bei dem Deutschen nur ein schwächeres Interesse erregen, und Wiederholung derselben Gegenstände würde nur Ermüdung erzeugen. Aus diesem Grunde hat der Uebersetzer, das literärische Interesse im Auge haltend, einige dieser Gesänge, *)

*) Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören außer diesen „Geschichtlichen Gesängen“ (Spiewy historyczne in Warschau 1816 erschienen, welche bereits die 5te Auflage erlebten): Die Geschichte der Regierung Siegesmund III., Warschau 1819, 3 Bände. Kazimierz der Große, Schauspiel in 5 Aufzügen, Warschau 1792. Fabeln und Erzählungen, 1820, 2 Bände. Die Sammlung von Memoiren zur alten polnischen Geschichte, 1822, 5 Theile. Die Briefe polnischer Juden, Levi und Sara, sind 1825, sein Roman Johann von Tenczyn, Warschau (1825, 5 Theile) 1828 in Berlin in deutscher Uebersetzung erschienen.

*) Die ausgelassenen sind: Krol Alexander, Zygmunt pierwszy, Jan Zamoyski, Zygmunt III., K. Chodkiewicz, Wladyslaw IV., Jan Kazimierz, Jan III. und Pogrzeb Xiecia Józefa Poniatowskiego.

Digitized by Google

die an dichterischem Werthe, wie an Eigenthümlichkeit den übrigen nachstanden, eben so wie die am Eingange befindliche alte Hymne an Gott den Vater (ein Gesang wie ihn bis zu Johann Kazlmierz Zeiten die polnischen Krieger beim Beginne der Schlacht anzustimmen pflegten) in dieser Sammlung nicht mit aufgenommen, und auch einige der Schlußstrophen, welche den Ruhm der Könige preisen, wie sie die Gesetze und Wissenschaften geschützt, und dergleichen unterdrückt."

Viele dieser Gedichte sind sehr schön, doch hätte der Dichter eine mehr poetische als geschichtliche Richtschnur nehmen sollen. Er denkt mehr an die Könige und den alten Glanz Polens, weniger an das Volk und das Romantische in seinen Sittenzügen, im Landschaftlichen, und in dem Geist der Wehmuth, der uns aus ältern und neuern polnischen Liedern so rührend anspricht. Er ist so sehr und in seinem Stolz wohl noch mehr Patriot als Mickiewicz, aber dieser ist ihm an poetischem Genie überlegen.

Das erste ist zugleich das schönste Gedicht, sein Inhalt die bekannte Stammsage der Piasten:

P i a s t.

(Lebte um das Jahr 800.)

Als König Popiel, fluchbedeckt, im Sterben
Erkannt, daß Gottes Hand den Frevel räche,
Vereinten sich zur Wahl des Thrones-Erben
Die Völker auf Kruszwicas schöner Fläche.

Am Goplo standen sie die Slaven alle,
Mit langer Lanze, stahlbedecktem Schilde,
Und sahn den riesgen Thurm von Popiels Halle
Gedoppelt in des Sees Spiegelbilde.

Wo groß die Menge, trifft man Eintracht selten:
Die Zeit entteilt bei lauten Zwistigkeiten.
Schon quält der Mangel, Fremdlinge gesellten
Sich ihm, im Lande Schrecken zu verbreiten.

Da fiel des Herren Blick auf Polens Gauen,
Auf Polen, das er großem Zwecke nährte:
In niedern Kreisen, auf Kruszwicas Auen
Lebt' Piast, der Menschen liebte, Götter ehrte.

Eng war sein Haus, doch heimlich. Es begränzte
Der Goplo-See das Gärtchen, das ihm eigen.
Der Schatten alternder Platanen kränzte
Das Dach; ein Storchnest thronte auf den Zweigen.

Dahin sendet Gott zwei Engel, als eben Piast und seine Frau Rzepicha ihre Nachbarn festlich bewirthen. Die Engel werden ehrenvoll empfangen und machen, daß je mehr die Gäste herbeieilen, je mehr auch Speise und Trank wunderbar zunimmt. Ueber Nacht offenbaren sie sich dem Piast und künden ihm die höchsten Ehren an.

Drauf schwangen sich in glanzerfüllte Lüfte
Die Engel. Piast versank in staunend Sinnen.
Und durch den Aether zogen süße Düfte,
Wie wenn von Veilchen Regentropfen rinnen.

Doch träumte Piast, als mit des Morgens Glimmen
Das Volk herbei sich drängt von allen Seiten.
Als Herrscher grüßt es ihn mit Jubelstimmen,
Und eilet ihn in's Königsschloß zu leiten.

Schon schmücken Purpur ihn und Kriegers Wehren,
Den Schtaf umzirket die geweihte Krone,
Da heischt er, um des Landmanns Stand zu ehren,
Daß seinen Pflug man stelle dicht zum Throne.

Landsleute! redet er, soll ich verwalten
Das Reich, wie ihr, der Himmel selbst befohlen,
Beschwör' ich euch, den Landbau hoch zu halten —
Im Schwert, im Pfluge ruht die Kraft der Polen.

In dem Gedicht „Wladislaw der Kleine" ist das Schicksal Polens, immer kämpfen zu müssen, ergreifend ausgesprochen:

Sein Auge mißt das traurige Gefilde:
Kasimierz, hier, ruft er den Sohn, gewahre,
Hier in des Krieges grauenerfülltem Bilde,
Wie Mord sich und Verwüstung offenbare;
Wie um die Söhne, die an einem Tage
Gesunken, thnet tausend Mütter Klage.

Und dennoch führ' ich Krieg. Doch ist wohl nichtig
Der Grund, wenn unterdrückte Länder weinen?
Dreimal als König ward ich landesflüchtig,
Und durft' ich gleich das weite Reich vereinen —
Noch darf ich nicht des Panzers Last entbehren,
Wenn siebzig Jahr' auch schon mein Haupt beschweren.

Unglücklich Land! hier deutscher Ritter Schaaren,
Lithauer dort verheeren blüh'nde Strecken.
Hier Rußland, dort die Horden der Tartaren,
Die unser Reich mit blut'gem Mord befiecken.
An all' des Nordens Fürsten, die verwandten,
Vergeblich wir uns Hülfe heischend wandten.

Mit Begeisterung besingt der Dichter Hedwiga, die dem Jagiello ihre Hand reichte und dadurch Lithauen und Polen vereinigte:

Jagiellos Macht zieht zu der Edlen Kranze,
Die Krakau faßt, aus Wilna her in Eile,
Mit ihm die Brüder in hellstrahl'ndem Glanze.
In gold'nen Köchern ruh'n beschwingte Pfeile.

Als in den Schloßraum die Gesandtschaft schreitet,
Schweigt vor der Fürstin Reiz ihr Mund befangen.
Des Staunens Murmeln ringsum sich verbreitet,
Und holde Scham glüht auf der Jungfrau Wangen.

Fürstin, spricht Witold, nicht allein die Krone
Lithauens eilt Jagiello anzutragen,
Für dich will er, wenn deine Hand ihn lohne,
Dem Glauben seiner Väter gern entsagen.

Dies bestimmt ihre Wahl. Jagiello wird getauft, die Hochzeit vollzogen:

Geschmückt mit Kleid und Waffen sind erschienen
Lithau'ns und Polens Ritter in den Hallen,
(Ein Schwarm lautsummend wie des Frühlings Bienen,)
Langhin der Eisenhelme Federn wallen.

Hedwiga spricht: Ihr Krieger voll des Muthes,
Da jetzt euch ein gemeinsam Loos verbindet,
Hört was das letzte Kind des Piasten Blutes
Voraus bestimmend heute euch verkündet.

Mit dieser Hand verpfänd' ich die Gewalten
Der Hoheit und mein Glück Jagiellos Rechten.
O möge Unsern nie die Eintracht spalten
Des eidbeschwornen Bundes, den wir flechten.

Doch brechen Unruhen aus:

Das Land seufzt unter Heeres Plünderungen.
Der König spricht: Die Frevel, die geschehnen,
Erstatt' ich. Sie versetzt von Schmerz durchdrungen:
Ersetzt wird wohl der Raub, doch nimmer Thränen.

Kühnheit verschmilzt in ihr mit Mild' und Güte,
Lithauens Aufruhr eilt der Fürst zu dämpfen —
Da bricht der Reuße ein. Die Mutherglühte
Fühlt Heldenkraft, die Feinde zu bekämpfen.

Die schneeige Stirn preßt jetzt des Helmes Schwere,
Und hoch zu Roß' führt sie die Unterthanen
In's Feld, bezwingt der festen Burgen Wehre,
Und beuget in den Staub des Aufruhrs Fahnen.

Dies Leben, durch so hohe Tugend leuchtend,
Zu früh nur mußt' es in die Gruft sich senken,
Und ewig wird, mit Thränen dieses feuchtend,
Der Pole seiner schönen Kön'gin denken.

Die höchste Machtfülle des Jagiellonischen Geschlechts ist in folgenden Versen bezeichnet:

Kazimierz saß geschmückt mit heil'ger Krone,
Und goldglanzstrahlenden Gewanden.
Sechs männerkräft'ge Söhne nah' dem Throne
Bei sieben blüh'nden Töchtern standen.
Wer hätt' es je geahnt, daß dieser volle
So theure Stamm dem Lande welken solle?

Und funkelnd stehen als des Thrones Hüter,
Die Prinzen, polnische Vasallen,
Der Pommern Fürst, der Wallachei Gebieter,
Mazowiens Herrscher in den Hallen,
In die der Abgesandten Schaaren strömen,
Wladyslaw rufend auf den Thron der Böhmen.

So war der edle Stamm der Jagellonen
In hundert Zweige aufgeschossen:
Auf Böhmens, auf des fruchtbar'n Schlesiens Thronen,
Auf Ungarns, blühten seine Sprossen;
Da wagt's der Erde ruhmerfüllten Kreisen
Kopernik neue Bahnen anzuweisen.

Hieraus wird man den Geist und Ton dieser patriotischen Gedichte hinlänglich erkennen.

4) Esquisses poétiques par X. Marmier. Paris, chez les Marchands de nouveautés, 1833. S. 175.

5) Nouvelles Esquisses poétiques. Von Demselben, Daselbst.

6) Feuilles volantes, souvenir d'Allemagne. Von Demselben. Berlin, Haude et Spener, 1833.

Herr Marmier ist ein großer Freund der deutschen Literatur und durch mehrjährige Reisen in unserm Vaterlande wohl orientirt.

Seine Esquisses beginnen mit einer Reihe weiblicher Portraite, denen Elegien und kleine Gelegenheitsgedichte folgen. In allen diesen Dichtungen verräth der Verfasser ein dem deutschen verwandtes Gemüth, eine ganz dem deutschen Liede angemessene Reinheit und Sanftmuth und jenes süße schwärmerische Wesen, das nur der deutschen Jugend eigen zu seyn pflegt. Zwar hat sich Lamartine dem deutschen Ton ebenfalls genähert, doch hat er, was ihm an Jugend fehlt, durch Reflexion ersetzen müssen, während Marmier so ganz Erfindung ist, daß er sogar überall die Melancholie nicht verbergen kann, die doch sonst gewiß nicht Sache junger leichtsinnigen Franzosen ist. Es ist aber auch keine Melancholie, wie sie

Digitized by Google

den wirklich Leidenden peinigt, ſondern es iſt das ſchöne Weh der Jugend, die Thräne des Weinſtocks im Frühjahr. Man leſe z. B. folgendes vortreffliche Gedicht (ma vieillesse), worin der Dichter ſich in ſein eignes Alter hineindenkt, und das um ſo anziehender iſt, gerade weil der Verfaſſer noch ſo jung iſt.

J'ai déjà d'un vieillard les traits et le maintien,
Un peu voûté de corps, et faible, et d'habitude
Paresseux et chagrin, aimant le solitude.
Mon sort me semble fait, et toute ambition
Dès long-temps ne peut plus m'offrir d'illusion.
Mais ce qui m'est bien doux, c'est le modeste asyle
Où m'attend une amie indulgente et facile,
Qui ne s'étonne point de mes nombreux défauts,
Et qui prend sans regret la moitié de mes maux.
Oh! ce qui m'est bien deux, c'est de rester près d'elle,
De la revoir toujours, à mon destin fidèle,
Me rire avec douceur; c'est de pouvoir m'asseoir
Tranquille à ses côtés au coin du feu, le soir;
De lui prendre les mains avec un air de fête.

Et tout cela c'est loin, comme un lointain rivage
Que le nuit enveloppe encore d'un nuage:
A peine en reste-t-il quelques traits indécis.
Et quand nous reprenons ensemble les récits
(Ma jeune amie et moi) de ces beaux jours de roses,
Nous croyons tous les deux parler d'anciennes choses:
Un soupir réunit nos deux coeurs soucieux,
Et nous nous étonnons ensemble d'être vieux,
A l'âge où l'avenir est si doux à poursuivre,
Où, dans le bon vieux temps, on commençait à vivre.

Die zweite Sammlung enthält größtentheils Erinnerungen an Freunde und ebenſo die dritte, aus der wir die Gedichte an Ludwig Tieck hervorheben.

Le soir sur la terrasse.

A L. TIECK.

Dans vos poëmes, Tieck, j'ai lu cette pensée;
Que l'on ne devoit pas voir le monde extérieur,
Sans qu'il en résultât pour notre âme lassée,
Quelque désir plus pur, quelque rêve meilleur.

C'est vrai, je l'ai senti ce soir dans votre ville,
A l'aspect du tableau qui sourit à mes yeux,
De ce fleuve roulant si large et si tranquille,
De ces côteaux lointains, de ce calme des cieux.

Oh! c'est vrai; la nature est si grande et si belle
L'esprit s'abime avant que de la concevoir,
Avant que d'embrasser tout ce qu'elle revèle,
Et si le sort un jour nous semble triste à voir,
Ah! recherchons la donc, car elle nous rappelle
A l'amour qui console, à Dieu d'où vient l'espoir.

Adieu.

A L. TIECK.

Demain, c'est décidé. Demain je pars. Adieu.
Adieu tout ce bonheur que j'aimais à comprendre,
D'être connu de vous, de vivre au même lieu,
De pouvoir vous trouver, vous parler, vous entendre.

Adieu. Vivez long-temps pour le drame, pour l'art,
Pour ceux qui chériront toujours votre mémoire,
Et pour votre pays qui saura, mais trop tard,
Combien vous avez fait pour augmenter sa gloire.

Adieu. Dois-je espérer de vous revoir encor?
Dans ce monde, qui sait? ô Tieck, jamais peut-être,
Mais vous irez là haut, avec des ailes d'or,

Là haut où le génie à sa place doit être,
Et si loin, loin de vous, j'ose prendre l'essor,
Envoyez moi du ciel, un rayon, ô mon maitre.

Unter mehreren Ueberſetzungen nach Goethe, Chamiſſo ꝛc. zeichnet ſich eine des bekannten Liedes: „Kennſt du das Land?“ aus.

Mignon.

Traduit de Göthe.

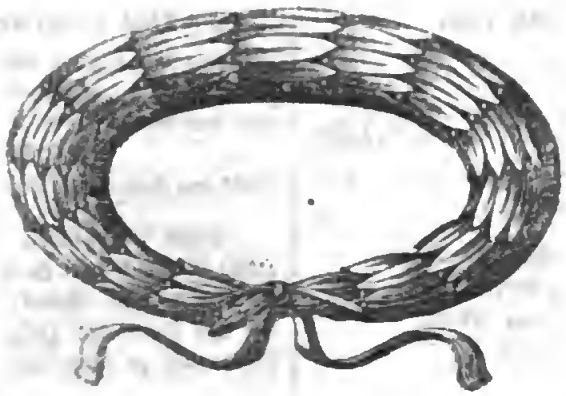
Connais-tu cette terre où les citrons fleurissent,
Où croît l'orange d'or sous un feuillage obscur?
Là plane un vent léger venu d'un ciel d'azur,
Là, près du myrte vert, les beaux lauriers grandissent.
Le connais-tu? C'est là, mon bien-aimé, dis-moi,
C'est là que je voudrais m'en aller avec toi.

Connais-tu la maison avec sa colonnade?
La chambre est bien parée, et le salon brillant,
Et les marbres sculptés semblent en me voyant,
Dire: que t'a-t-on fait, ô pauvre enfant malade?
Le connais-tu? C'est là, mon protecteur, dis-moi,
C'est là que je voudrais m'en aller avec toi.

Connais-tu la montagne élevée au nuage?
Le mulet y poursuit son chemin nébuleux,
Le dragon y repose en fond d'un antre affreux,
Et le torrent bondit avec le roc sauvage.
Le connais-tu? C'est là, mon père, oh! dis-le moi;
C'est là qu'il te faudra m'emmener avec toi.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 98. 26. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

7) Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835, Herausgeg. von A. v. Chamisso und G. Schwab. Leipzig, Weidmann.

Schwabs Portrait als Titelkupfer ist trefflich gestochen, aber nichts weniger als ähnlich. Den Reihen öffnet König Ludwig mit einem Gedicht:

Liebe und Dichtung.

Ohne Liebe, ohne Dichtung
Ist das Leben ohne Schwung,
Sie nur geben hehre Richtung,
Freudige Begeisterung.

Aus der Zeit und aus dem Raume
Tragen sie in kühnem Flug;
Seligkeit wird aus dem Traume,
Und sie fühlend ist's kein Trug.

Soll das flücht'ge Erdenleben
Höheren Genuß verleih'n,
Muß sich Dichtung ihm verweben
Und die Liebe muß es weih'n.

Sonsten eilig mit den Jahren
Frohsinn aus dem Menschen weicht,
Wird er Wechsel bald erfahren,
Ihm die Sonne selbst erbleicht.

Welchem beide sie erstarben,
Neubelebt wird Erde nie;
Phantasie ertheilt ihr Farben,
Liebe nur beseelet sie.

Ihm folgt Uhland, dessen Namen wir lange in diesem Almanach vermißten. Sein Gedicht „die Bidassoabrücke" feiert den Helden Mina.

Der von vor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebst du unberührt;
Ganz und heil ist uns der Retter,
Noch verbürgt ist Spaniens Glück;
Schreiten wir getrost hinüber!
Einst noch kehren wir zurück.

Mina rafft sich auf vom Steine,
Müde saß er dort und still,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne sinken will:
Seine Hand, zur Brust gehalten,

Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidassoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Nicolaus Lenau bietet sodann ein schönes Gedicht dar:

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel.
Im weiten, windbewegten Meer.
Ein Schmetterling mit mattem Flügel.
Und todesängstlich hin und her.

Ihn trieb's vom tranten Blüthenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingslande
In's ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Dann folgen Scenen aus dem Faust desselben Verfassers. Sie erscheinen uns zu unfrei, zu sehr in Goethes Geist und Form eingefangen. Gerade die vortrefflichsten Stellen sind die, von denen man glauben sollte, Goethe habe sie selbst verfaßt, aber diese Aehnlichkeit, wie die einer Wachsfigur, hat etwas Peinigendes. Ueber die Tendenz dieses neuen Faust im Ganzen kann nicht ehee gesprochen werden, bis er uns ganz vorliegt. Gustav Pfizer besingt Goethes Farbenlehre, unter seinen übrigen hier mitgetheilten Gedichten haben die Ghaselen am meisten Malerisches, die Phantasie Ansprechendes, während ihm sonst ein Hineinzug zu dem Idealismus und zu der poetischen Philosophie Schillers auszeichnet. Eduard v. Schenk malt Empfindungen über die Natur, Erinnerungen an die Jugend, Unmuth über den Kontrast des Geschäftslebens und der Natur. Ferdinand Freiligrath gibt originelle Bilder aus Afrika. Da spricht ein Sklave:

Massa, du bist sehr reich! Dongola's Fürsten äßen
Die Speisen, die dein Koch in silbernen Gefäßen
Auf deine Tafel setzt, o Herr, zur Mittagszeit.
Dein Tisch ist voll vom Gut des Landes und der Tiefen;
Das würz'ge Schwalbennest der fernen Lakediven
Und Seltneres ist dir, Herr, keine Seltenheit.

Massa, du bist sehr reich! wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die saft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräusch.
Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen,
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack; die Sehnen
Stärkt es; o, zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch!

Ein Löwe springt auf den Nacken einer Giraffe:

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Beim isländischen Moos gedenkt der Dichter des Hekla und will ihm gleichen. Doch dürfte das Bild, in welchem er sein inures Feuer durch sein weißes Haupt wie das Feuer des Hekla durch dessen Schneedecke brechen sieht, wohl zu kühn und unästhetisch seyn:

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sey durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; wie roth und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faarder Eis.

Das letzte Bild, die alte vom Roß zu Tode geschleifte Königin Brunhilde, ist das gräßlichste von allen. Heiter dagegen ist die folgende orientalische Erzählung von Franz Freiherr Gaudy, mit üppigen Blumenfarben gemalt. Davon sticht wieder sehr lebhaft das folgende Gedicht „Hermann und Alfred" von Viktor Strauß ab, das an Voß und Hölty erinnert:

Ach, wie erklingt ihr, Glocken, mit mahnenden Lauten des Grabes,
Her von den Thürmen der Stadt, der ich in Trauer entfloh!

Adalbert v. Chamisso beschenkt uns wieder mit fünf Gedichten in seiner originellen Weise. Das Trinklied, worin ein Trinker immer betrunkener, immer lallender, zur Mäßigung und Mäßigkeit ermahnt, ist sehr drollig und paßt nicht bloß zu Trinkgelagen.

Laßt das Wort uns geben heute,
Uns vom Trunke zu entwöhnen;
Ziemt sich's für gesetzte Leute,
Wüster Völlerei zu fröhnen?
Nein, es ziemt sich Sittsamkeit.
Gutes Beispiel will ich geben:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Stoßet an, sie sollen leben! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas!

Modus, ut nos docuere,
Sit in rebus, sumus rati;

Medium qui tenuere
Nominati sunt beati;
C'est le juste Milieu zur Zeit;
Ergo! Ergo! — Deutsch gesprochen:
Mäßigung und Mäßigkeit! —
Frisch das Glas nur ausgestochen —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maaß! Maaß!
Leert darauf das volle Glas!

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her!
Immer nüchtern, — das versteht sich. —
Nur das Haus, der Boden, — Nein, Herr,
Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich
Alles so um mich im Schwung?
Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
Mäßigkeit und Mäßigung! —
Heute muß die Tugend siegen! —
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maaß! Maaß!
Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

Karl Mayer gibt Reiseblätter, in seiner bekannten Art, gleichsam eine epigrammatische Landschaftmalerei, z. B.

Sende, Mond, den goldnen Strahl
An den See im Alpenthal,
Auf des Wasserfalles Güsse,
Jedem Tropfen gib dort Küsse!

Wird es draußen dir zu wild,
Grüß' ein schlafend Mädchen mild;
Statt an Wassersturz und Klippen
Magst du ihr am Munde nippen.

Eines auch verschmähe nicht,
Des Gefangnen Schmerzgesicht.
Such es auf mit jenen Strahlen,
Die des Himmels Ruhe malen!

* * *

Ihr fernen düstern Waldruinen
Am regengrauen See,
Wie ihr herab, mit Trauermienen,
So blick' ich in die Höh',

* * *

Längst von Wellen unterwaschen,
Alter Eschenbaum,
Wirst du endlich noch erhaschen
Deines Lebens Traum.
Wo sich längst dein Bild geträumt,
Siehst du liebend dich versenkt.

Unter den übrigen Dichtern finden wir noch Fouqué, E. M. Arndt, Anastasius Grün, Gustav Schwab, Eichendorff, Julius Mosen, Friedrich Rückert und sehr viele andere, mehr oder minder bekannte. Die Sammlung ist im Ganzen sehr reichhaltig und durch ihren poetischen Inhalt ausgezeichnet. Bei einer etwas strengen Auswahl hätten jedoch immerdin einige Gedichte weggelassen werden dürfen, z. B. Seite 280:

An dem Herzen der Erde,
An des Meers hochschlagender Brust,
Fühl' ich ein doppeltes Leben,
Schauernde, selige Lust.
An dem Busen des Lebens
Nenn' ich das Leben erst mein,
Fühl' ich die göttliche Wollust,
Mutter, dein Sohn zu seyn.

Das ist doch auf keinen Fall Poesie. Wie viel artiger ist dasselbe Bild in folgendem Gedicht von D. A. Assing behandelt:

Morgen geht es auf die See,
Schönes Mägdelein, juchhe!
Tausend Küsse noch und Wein
Schenke mir zum Abschied ein:

Wie mich Taumel wiegt und Lust,
Angeschmiegt an deine Brust! —
Nicht entschwindet, haltet Stand
Mir im Taumel, Lieb' und Land!

Schon wird mir das Haupt so schwer,
Wo ich bin, ich weiß nicht mehr,
Weiß nicht, was ich vor mir seh',
Wogt dein Busen, wogt die See?

8) Lieder und Elegien von Ludwig Pape. Celle, Schulze, 1834.

Die Namen Minona, Morna, Daura u., die der Verfasser seinen poetischen Geliebten gibt, beweisen schon, daß er auch seine lyrischen Empfindungen auf einen hohen Ton gespannt hat, und daß er nicht den einfachen Schmerz eines Volksliedes, sondern nur den vornehm elegischen Schmerz Matthissons in Manchetten, Chapeau bas und mit dem weißen Thränentuche kennt. Wie kräftig singt das Volk: wenn ich ein Vöglein wär'! aber wie matt singen unsre vornehmen Sehnsuchtskranken:

Wenn auch zu ihr, die dich, o Lied versteht,
In's ferne Land dein Ton hinüberweht,
So säus'le sanft, wie Frühlingsabendhauch
Im mondbeglänzten Rosenblüthenstrauch,
Daß ihr aus dunkelnden Erinnerungen,
Wie milde Stern' aus Abenddämmerungen,
Des Jugendhimmels Bilder wieder leuchten,
Ihr Veilchenauge mit dem Thau zu feuchten,

Digitized by Google

Der aus der Seele tiefsten Born' entquillt,
Wann sie von himmlischen Gefühlen schwillt.

Es ist schade, daß der Dichter, der gewiß ein warmes Gefühl besizt, und in dessen Aeußerungen von Schmerz, Wehmuth und Beruhigung eine unverkennbare Wahrheit spricht, doch für manche seiner schönsten lyrischen Gedanken die fatale hochtrabende Sprache, die kostbaren Ausdrücke gewählt, dir deßwegen nicht gut sind, weil sie den Dichtern fast zur andern Natur geworden sind.

Dir Sterne.

Ihr leuchtet noch aus reiner Bläue
Mit ungetrübter Silbertreue
Auf meine Erdenbahn herab,
Und euer Blick, er soll mich leiten,
Bis ihr aus unbegrenzten Weiten
Beleuchtet mein verborg'nes Grab.

Wenn am Verstand das Herz sich irrte,
Und in Begriffen sich verwirrte,
So löst'et ihr den Widerstreit;
Ward mir die Menschenwelt zu enge,
Ich sah zu euch aus dem Gedränge,
Und Welt und Herz ward wieder weit.

Umspülte mich der Weltlust Welle,
So blickt' ich auf in eure Helle,
Und alle Sinne wurden rein;
An eurer Kuppel stand's geschrieben:
Die Seele muß den Himmel lieben,
Will sie im Himmel selig seyn.

War nebelhaft das Aug' umflossen,
Und ihm das Bibelbuch verschlossen;
Ich badet' es in eurem Licht,
Und bald zur Klarheit war's genesen,
Und heiter konnt' es alles lesen,
Was Gott zu Menschenkindern spricht.

O, strahlet eure Himmelskunde
Auch einst in jene Schattenstunde,
In welcher meine Seel' entflieht,
Daß dann ein selig Himmelsahnen
Aus Körperhülle und Erdenbahnen
Mit ihr zu euch hinüberzieht!

Gewiß ein schöner Gedanke, aber er hätte so einfach und rührend als möglich, kurz und im Volkston ausgedrückt werden müssen. Dir Silbertreue, die Himmelskunde, die Schattenstunde, das Himmelsahnen sind Ausdrücke, welche die edle Einfalt eines solchen Nachtgedanken zerstören.

Vermischte Schriften.

Kaspar Hauser, in physiologischen, psychologischen und pathogenisch-pathologischen Untersuchungen beurtheilt von Dr. J. M. Zimmermann. Nürnberg, Stein, 1834.

Auf 141 Seiten in groß 8. hat sich der Verf. dir Mühe gegeben, den ärmen Kaspar Hauser als einen Betrüger, als einen jungen Mann darzustellen, der bloß um Aufsehn zu rregen sich selber todt gestochen habr. Die Beweisführung ist riner solchen Behauptung würdig. Die Logik des Untersuchens ist ganz bescheiden folgende: „Weil ich mir einmal vorgenommen habe, den Kaspar Hauser für einen Betrüger zu erklären, so können eben deßhalb alle die Thatsachen, welche das Gegentheil darthun, nicht wahr seyn." Die ungeheuern Unwahrscheinlichkeiten seiner Behauptung verschlagen ihm ganz und gar nichts. Frage: wo ist Kaspar Hauser hergekommen? Antwort: das ist rinerlei, er ist ein Betrüger. Frage: wir lassen sich physische Zustände und geistigr Aeußerungen von der Art, wie sie bei Kaspar Hauser vorkommen, erkünsteln? Antwort: das ist rinerlei, er ist ein Betrüger. Frage: wie wäre es möglich, daß rin weicher, furchtsamer, schreckhafter Jüngling sich selbst verwunden könnte, bloß um den Leuten noch interessanter zu erscheinen, als er es ja ohnehin schon war? Antwort: das ist einerlei, er ist rin Betrüger. Frage: wie wäre es endlich möglich, daß dieser Jüngling, wenn er ein Betrüger war und sich durch diesen Betrug ein angenehmes Leben sichern wollte, sich selbst hätte umbringen können? Antwort: das ist einerlei, er ist ein Betrüger. Der Herr Doktor hilft sich mit der Voraussetzung, Kaspar Hauser sey grenzenlos eitel, ein junger leidender Werther gewesen, der aus Verzweiflung, den Leuten nicht mehr neu, nicht mehr interessant genug zu seyn, um dieses Interesse auf's Neue und für immer rege zu erhalten, sich unter von ihm erkünstelten mystischen Umständen selbst getödtet habe. Als ein Psychologe, was der Herr Doktor seyn zu wollen die Dreistigkeit hat, hätte es ihm wohl nicht entgehn dürfen, daß der Wertherianismus rine Krankheit der Hyperkultur, der geistigen Ueberreizung ist, durchaus fremd der hohen Bildung eines Bauernjungen, wofür er den Delinquenten ausgibt. Daß es den deutschen Gelehrten, vorzüglich aber den Aerzten, auf einen kleinen Unsinn nicht ankommt, ist bekannt; daß sie in neuerer Zeit von der moralischen Cholerina, der Verdächtigungssucht angesteckt sind, weiß man auch, und daß die Kränkung des Rechts und der Unschuld ein vollkommen gleichgültiges Ding ist, wenn es darauf ankommt, die Meinung eines Professors oder Doktors aufrecht zu erhalten, darüber wird wohl jezt Niemand mehr in Zweifel seyn. Der Herr Doktor Zimmermann hat nicht scholastischer, nicht brutaler, nicht grausamer gefaselt, als hundert andre seit dem Beginn der Hexenprozesse.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 99. 29. September 1834.

Lyrische Dichtkunst.

9) Gedichte von E. Ferraud. Berlin, Stuhr, 1834. S. 276.

Ein Theil dieser Gedichte ist schön, Gedanke, Bild, Wort in bestem Einklang, z. B.

Das Lied.

1.

Wie ruht der See so tief und stille,
Umkränzt mit dunklem Schilf und Rohr;
Doch weiße Wasserlilien tauchen
Hold schimmernd aus der Flut empor,
Den finstern Graus der feuchten Tiefe
Verhüllend mit der Blüthen Flor. —

So aus den unerforschten Gründen
Des Busens keimt empor das Lied,
Wie dort der Blumen reiche Fülle
Den düst'ren Abgrund überblüht.
Doch weißt du, wo die Blüthe wurzelt,
Die wonnig dir entgegenglüht? —

2.

Es steigt aus dunklen Thalesgründen
Des Springquells heller Silberstrahl;
Doch immer wieder stürzt die Säule
Zerstäubend in das dunkle Thal,
Wenn sie nur wenig Augenblicke
Geglüht im warmen Sonnenstrahl.

So strebt aus meines Herzens Tiefen
Des Liedes frischer, gold'ner Quell
Empor zu ewig blauen Fernen,
Zu Lüften, ewig warm und hell.
Wie leuchtend steigt der Strahl, und sinket
Geibs't in Thränen, ach! so schnell! —

Mein ewig unbelohntes Ringen!
Der heißen Sehnsucht stete Qual! —
Wie ich auch strebe, aufzutauchen
Aus dieses Lebens Schattenthal,
Nur kurze Augenblicke immer
Küßt liebend mich des Himmels Strahl.

Auch unter den Romanzen sind mehrere recht schön, z. B. der Stab des h. Bonifacius, der sich in einen blühenden Baum verwandelte, und das Kind auf der Haide, ein Pendant zum Erlkönig:

„Was machst du so spät hier, liebliches Kind?
Kalt brauset über die Haide der Wind.“

„„Laß ihn nur brausen im tollen Muth!
Laß ihn nur brausen! Wir kennen uns gut.““

Digitized by Google

„Was weileſt du hier von der Heimath fern?
Hier hauſen die böſen Geiſter gern.“

„„Ich kenne den Weg; doch lief ich zu weit,
Und kann nun zurück nicht vor Müdigkeit.““

„So ſchwinge dich zu mir auf's Roß heranf!
Es trägt dich zur Heimath im ſchnellen Lauf.“

Raſch folgt der Knabe dem freundlichen Wort,
Sie jagen über die Haide fort. —

Die Nacht ſinkt nieder, der Nebel ſteigt —
„Nun, haben wir bald das Dorf erreicht?“

„„Siehſt du den flimmernden Lichterſchein?
Das wird meine liebe Heimath ſeyn.““

Irrlichter ſteigen aus Sümpfen empor,
Das Pferd verſinkt im feuchten Moor.

„„Das iſt meine Heimath — Was ſträubt ſich dein Haar?
Hier wohn' ich ſchon über hundert Jahr!““

Der Knabe reckt ſich, und ſchwillt und ſchwillt
Zum rieſigen, ſcheuslichen Frauenbild.

Den Wand'rer faßt ein kalter Graus,
Verſchwindend lacht der Elf ihn aus.

Der zärtlichen Lieder ſind ſehr viele da und auch unter dieſen mehrere recht freundliche, z. B.

In deinen ſonnenhellen Lockenringen
Hat ſich mein leicht verwahrtes Herz gefangen,
Und löſ't ſich nimmer aus den ſüßen Schlingen.

O Wunderney, das Amor ſelbſt geſponnen,
Und in den lichten Glanz getaucht der Sonnen,
Der Jeden blendet, der es ſtehen wollte!

Die Menſchen alle knieen vor dem Golde —
Auch ich, ſeit ich dich liebe, meine Holde;
Doch einzig vor dem Golde deiner Locken.

Indeß hat der talentvolle Dichter auch ſehr häufig den lyriſchen Modekrankheiten unſrer Zeit nachgegeben und alle die Fehler begangen, die ſich nur durch zahlreiche Vorbilder und geſchmackloſe Gewohnheiten entſchuldigen laſſen. Dahin gehört zunächſt die ewige Wiederholung des Bekannten ohne irgend eine neue geiſtreiche Wendung, dann die fatale Subjektivität, die eine mißverſtandene Aeſthetik als das Element des Lyriſchen ausgibt, während der Lyriker wahrlich nie objektiv genug ſeyn kann, die langweilige Beſchreibung innerer Gefühlszuſtände, wo der Dichter im Gegentheil nur das äußere Bild geben ſollte, durch deſſen tiefen Eindruck in uns ſelbſt erſt jene Gefühle der Luſt oder des Schmerzes, des Muthes oder des Mitleids geweckt werden ſollen, — und endlich die eben ſo fatale Sentimentalität, welche mit Rührung und Emphaſe von Dingen ſpricht, die eine trockene, naive oder wohl gar humoriſtiſche Sprache verlangen. Beiſpiele mögen die Sache noch klarer machen. Unſer Dichter ſingt ſo gar viel vom jugendlichen Sehnen, vom verlornen Jugendlande, vom nicht erreichten Ideal, was wir alles ſchon viel tauſendmal gehört haben.

Ich ſuchte lang' im wüſten Leben,
Was mächtig meine Bruſt erfüllt;
Was Himmelsglück mir ſchon gegeben,
Ich kannt' es nur als ſchwaches Bild.

Ein Sehnen regte ſich und glühte,
Erfüllend mich mit Schmerz und Luſt,
Nach einer ſelt'nen Wunderblüthe
Schon in des Kindes reiner Bruſt.

* * *

O ihr ſchönen, ſchönen Tage,
Seyd ihr ewig mir entſchwunden ꝛc.

Empfindungen wie dieſe, hat ungefähr jeder achtzehnjährige Jüngling, er bringt ſie auch wohl in Verſe, aber ſollen ſie deßhalb alle gedruckt werden? Man ſpricht von einem Dichterwald, von dem Rechte der lyriſchen Gedichte, zu Millionen gleich den Blumen im Frühling neu aufzuſprießen, aber dann müſſen die Lieder auch den Blumen gleichen, ſie müſſen wirklich ein liebliches Bild gewähren, nicht bloß die leere Sehnſucht nach Bildern ausſpeechen. Malt die Reize des Frühlings und der Geliebten, gebt uns Landſchaften, Scenen, etwas für die Phantaſie, etwas Objektives, an das ſich das Gefühl halten kann, aber beſchreibt uns nicht immer bloß euer Gefühle! Iſt denn unſre Zeit verdammt, wie Hegel bloß das Denken denken will, ſo bloß das Fühlen zu fühlen und den Geſang zu beſingen, ſtatt der lebendigen Fülle des Wirklichen?

Man kann in unſeer phantaſieloſen Zeit froh ſeyn, wenn nur überhaupt lyriſche Bilder vorkommen, wenn die ganze Lyrik ſich nicht bloß auf ein pſychologiſches Raiſonnement in Verſen, auf leere Beſchreibung von Gemüthsſtimmungen beſchränkt. Sind aber Bilder da, ſo iſt auch das noch nicht genug, man muß verlangen, daß dieſe Bilder auch etwas Eigenthümliches haben, daß ſie nicht bloß matte Nachbilder ſind, wie etwa folgendes Lied:

Treue Liebe.

Ein Mägdlein ſaß am Meeresſtrand
Und blickte voll Sehnſucht in's Weite.
„Wo bleibſt du, mein Liebſter, wo weilſt du ſo lang'?
Nicht ruhen läßt mich des Herzens Drang —
Ach! kämſt du, mein Liebſter, doch heute!“

Digitized by Google

Der Abend nahte, die Sonne sank
Am Saume des Himmels nieder.
„So trägt dich die Welle mir nimmer zurück?
Vergebens späht in die Ferne mein Blick —
Wo find' ich, mein Liebster, dich wieder?“

Die Wasser umspielten ihr schmeichelnd den Fuß,
Wie Träume von seligen Stunden —
Es zog sie zur Tiefe mit stiller Gewalt,
Nie stand mehr am Ufer die holde Gestalt:
Sie hat den Geliebten gefunden. —

Vergleicht man dieses Gedicht mit des Mädchens Klage von Schiller und dem Fischer von Goethe, und dazu etwa noch mit dem Schluß des Tauchers von Schiller, so wird wenig Originalität darin übrig bleiben.

Das Gedicht „der Stein im Geismarwald“ ist ein sprechender Beweis, daß sich gewisse Gegenstände nun und nimmermehr sentimental behandeln lassen. Der Feldherr ist geschlagen, die Krieger wollen die Schlacht erneuern, er aber verzweifelt am Siege, „so gewiß als dieser Stein nie weich wird.“ Aber sein Kleinmuth wird bestraft; als er aufsteht, sieht man den Theil, auf dem er saß, deutlich in weich gewordenen Stein abgedrückt. Ein so possierliches Wunder läßt sich nun sehr wohl in einem naiven Volksliede komisch auffassen, aber nur nicht sentimental, wie unser Dichter thut:

Und staunend sehen alle
Von leisem Graun bewegt:
Dem Steine sind die Spuren
Der Schenkel eingeprägt.

Man wird versucht, daran zu erinnern, daß dazu nicht einmal ein Wunder erforderlich wäre. Falsche Delikatesse führt unausbleiblich zum Lächerlichen und solche Gegenstände sollte man gar nicht, oder nur wie Pater Abraham a S. Clara behandeln.

10) Gedichte von Otto Weber. Leipzig, Engelmann, 1833. S. 142.

Schönes Talent, aber von noch nicht gereinigtem Geschmack. Wer den Volkston anstimmt, muß ganz und völlig den sentimentalen Vornehmigkeiten absagen, dem subjektiven Gefühlsraisonnement und den pathetischen Ausdrücken, er muß durchaus naiv, einfach und so objektiv als möglich seyn. Wenn man anfängt:

Einst ward ein Knäblein geboren
Zur Stadt an der Seine Strom.
Das trug schon in silberner Wiege
Die Königskrone von Rom —

so darf es ein paar Verse weiter nicht sentimental von Napoleon heißen:

Das Scepter vom Schicksal zerbrochen,
Die Krone gerissen vom Haupt,
So ragt er auf einsamen Felsen,
Ein Eichstamm, kahl und entlaubt.

Und manchmal streckt' er die Arme —
Dann rollt' eine Thräne gelind —
Dann seufzt er nach fernem Gestade:
Du armes, verlassenes Kind! —

Das ist nicht volksthümlich, das zerstört den rührenden Eindruck völlig, den das Lied machen könnte, wenn es wie der erste Vers naiv bliebe.

Von Andreas Hofer haben wir schon ein treffliches Lied von Max von Schenkendorf. Weber hat auch eins gedichtet, aber die kräftige, kurze, herzgewinnende Volkssprache doch auch nicht getroffen:

Zu Passeyr an dem Sande
Steht eine Hütte schlicht —
S' ist im Tyroler Lande —
Wer kennt die Hütte nicht?

Dort hat es einst geschlagen,
Das edle, treue Herz,
Dort hat es ihn getragen
Für's Vaterland, den Schmerz.

Dort wuchs der kühne Knabe,
Der großen Keime voll,
Dem schon am Hirtenstabe
Das Herz im Busen schwoll.

Das ist alles eitle Affektation. Wer ein gutes Lied auf den Hofer singen will, der muß des Mannes Einfalt und Bescheidenheit immer vor Augen haben und das vornehme sentimentale Gesalbader von edlen treuen Herzen, von großen Keimen, von schwellenden Herzen unterwegs lassen.

Dagegen sind dem Dichter solche Gedichte, die einen höhern und feierlicheren Ton zulassen, wohl gelungen, wie das nachfolgende beweisen mag:

Das Orakel in den Pyramiden.

Ein schwarzes Bahrtuch hing die Mitternacht
In Todtenstille auf den Pyramiden.
Die Posten standen lauernd auf der Wacht,
Und Roß und Reiter schliefen rings in Frieden.

Da ging — nur Desair, sein Hephästion,
Mit einer Fackel folgte seinem Schritte —
Der große Sohn der Revolution
Geheimnißvoll durch seines Lagers Mitte.

Digitized by Google

Kein Stern am Pol. Der lichte Fackelbrand
Warf ungeheure Schatten in die Weite,
Und heulend floh durch dürres Heideland
Der Schakal aufgeschreckt mit seiner Beute.

Man hält am Fußgestell der Ewigkeit,
Der Königsgruft der alten Pharaonen,
Die einst in dieses Grabes Dunkelheit
Herabgestiegen von Egyptens Thronen.

Sie treten lautlos ein. — Den Arm verschränkt,
Bleibt der Verschlossne voll Gedanken stehen,
Und läßt in's Meer der Phantasie versenkt,
Jahrtausende an sich vorüber gehen ꝛc.

Schade nur, daß das Gedicht einen so trivialen Schluß hat; Napoleon beschwört die alten Pharaonen aus ihren Gräbern und einer sagt ihm folgende lächerliche Gemeinplätze:

Du gibst dort oben schwere Rechenschaft —
Sprach das Gespenst mit drohenden Geberden —
Das Wohl der Menschheit ruht in deiner Kraft,
Du kannst ihr Heil, kannst ihr Verderben werden.

Auch darin zeigt der Dichter wenig Geschmack, daß er die Illusion durch Vermengung der Zeiten stört. Er schildert Magdeburgs Zerstörung:

Der Sturm hat gewonnen
Tilly zieht ein.
Magdeburg, dein Sand ist verronnen!
Wird dein Schutzgott dir gnädig seyn?

Ach! von den rauchenden Zinnen
Wendet er weinend sein Angesicht.
Die Greuelscenen beginnen;
Sie schildert der trefflichste Barde nicht,
Und kehrt' aus Walhalla er wieder,
Der den Fingal besang, der König nordischer Lieder.

Wie kommt Fingal nach Magdeburg?

Auch viele Polenlieder findet man, aber die Poesie ist erstickt in den sogenannten Hochgefühlen. Es gibt eine Andachtsglut, die keine Worte mehr findet, mit ihr hört aber eben die Poesie auf. Der Dichter muß uns ein Bild geben, durch das Bild tief ergreifen, aber er muß nicht selbst ergriffen seyn und uns statt des Bildes nur seine schwülstigen Gefühlserpektorationen geben.

Mächtiger Gott, der den Welten gebeut,
Welcher dem Aar seine Schwingen verleiht,
Vater in deinem Schooß
Ruht auch Polonia's Loos.

Durch dein Gebot sind die Völker geworden,
Durch dein Gebot hören Völker auf,
Durch dein Gebot stürzt der Riese im Norden,
Durch dein Gebot hört Polonia auf.

Bald, bald sinkt es in ewige Nacht,
Herr! wenn oben dein Auge nicht wacht,
Menschliche Hülfe ist fern.
Vater nur Eine rettende Schlacht!
Vater nur Einen Stern!
Gib dem Polonen sein Vaterland wieder,
Gib ihm, o gib ihm sein Warschau zurück,
Wende dein Antlitz erbarmend hernieder,
Gönne dem Polen des Vaterlands Glück!

Soll das Poesie seyn? O Mickiewicz, was würdest du davon denken, du, dessen Schmerz tausend deutsche Lyriker zusammengenommen nicht aussingen würden, und der doch nie lamentirt oder schwülstig betet, sondern uns bloß den Jammer seines Volks — malt.

11) Schildsagen, von Franz Freiherrn Gaudy. Glogau und Leipzig, Heymann, 1834. S. 68.

Ein recht adeliges Büchlein. Vor jedem Gedicht ist das Wappen der Familie abgedruckt, von der in Romanzenform irgend eine Sage oder glänzende Erinnerung mitgetheilt wird. Warum sich der Dichter gerade nur auf die Geschlechter Wrochem, Schenk zu Schweinsburg, la Motte Fouqué, Knesebeck, Rothaft von Wernberg, Kospoth, Kalkstein, Möllendorf, Bülow, Truchseß von Waldburg, Rohr und Landschaden von Steinach beschränkt, ist uns nicht klar, da unser Adel an schönen und selbst an häßlichen Erinnerungen noch weit reicher ist. Doch auf dem Umschlage bemerken wir eine I, es wird wohl eine II ꝛc. nachfolgen. Möge der freiherrliche Dichter nie vergessen, daß es der Welt nur auf den Dichter und nicht auf den Freiherrn ankommt, und daß er mehr auf das Poetische seines Adels als auf das Adelige seiner Poesien zu achten habe. Es würde vielleicht poetischer gewesen seyn, wenn er z. B. uns von dem berüchtigten Landschaden von Neckarsteinach die bekannte schöne Sage mitgetheilt hätte, statt einer allegorischen Phantasie, und es würde uns viel lebendiger in den Geist der alten Ritterzeit versetzt haben, wenn wir diese stolzen Dynasten in ihrer wilden Unabhängigkeit, trotzend aller Welt, erblickt hätten, anstatt daß uns hier nur zahmer Hofadel, getreue Diener im Sinn der spätern Zeit vorgeführt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

Oktober.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur desseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschirn, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretnem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebietr der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerri und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenständr zu liefern, und Beiträge zur Geschichtr der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Dir Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehendrn Kunstwerken Notizen rinzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutrndsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Jugendpreis, von Fr. Richter. 248.
Lieder von Georg Rapp. 256.
An Lyda, von v. Zu-Rhein. 258.
Erste Liebe, von L. Seeger. 259.
Aus Kerker und Krone, von v. Zedlitz. 261.
Räthsel-Metamorphosen. 238.
Räthsel: Die Stirne. 244. — Das Haar. 250. — Der Bisamochs. 256.

Erzählung.

Der Sadduzäer von Amsterdam. 235 — 252.

Länder- und Völkerkunde.

Das gesellige Leben der Spanier. 250 — 256.

Reisen.

Gröbens 240 — 245.
Fahrt nach Syra und Aegina. 257 — 261.

Naturgeschichtliches.

Vom Mechanismus des thierischen Körpers. 246 — 248.
Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte von Nürnberger. 253 — 259.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Aus den Papieren eines Verstorbenen. 235 — 237.
Die Nebel Londons und die todte Jahreszeit. 238. 239.
Wieland als den Stadtorganisten Knecht in Biberach. 249.
Etwas über Siegelkunde. 259. 260.

Korrespondenz.

Stuttgart. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 241. — Paris. 236. 237. — 242. 243. 244. — 246. 247. 248. 249. 250. — 258. — Berlin. 239. 240. — London. 243. 244. 245. — München. 245. 246. 247. 248. 249. — — 254. 255. 256. 257. 258. — Dresden. 251. 252. — Seebad auf der Insel Föhr. 253. 254. 255. — Karlsruhe. 259. 260. 261.

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Die Geisterschlacht der Hunnen und Römer. — Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt. — Lithographie. 1) Nature, lithographirt und herausgegeben von C. Bodmer in München, gedruckt bei Hanfstängl. — 2) Bärenhatze, nach Rudhardt lithographirt von Louis Zöllner und Duchaisne, gedruckt von Louis Zöllner. — Bauwerke.

Nro. 80.

Die Geisterschlacht der Hunnen und Römer. (Schluß.) — Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt.

Digitized by Google

(Forts.) — Kunstverein in München. — Bauwerke. — Sculptur. — Zeichnende Künste.

Nro. 81.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen. — Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt. (Forts.) Alterthümer. — Zeichnende Künste. — Akademien und Vereine. — Nekrolog.

Nro. 82.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen. (Forts.) — Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt. (Schluß.) — Holbein und Kätzelburger. — Bildnerei.

Nro. 83.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen. (Schluß.) — Aphorismen. — Kunstsammlungen. — Malerei. — Sculptur. — Nekrolog. — Persönliches.

Nro. 84.

Biographisches. Moritz Retzsch als Mensch und Künstler geschildert, von Mrs. Jameson. — Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1834. — Kunstnachrichten aus Florenz. — Bauwerke.

Nro. 85.

Die Wiener Kunstausstellung. (Forts.) — Biographisches. Moritz Retzsch als Mensch und Künstler geschildert. (Schluß.) — Conversationsbeiträge zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur, betreffend den Artikel „Deutsche Kunst" im fünften Heft. — Ausgrabungen. — Bauwerke.

Nro. 86.

Die Wiener Kunstausstellung. (Forts.) — Conversationsbeiträge zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.) — Kunstausstellungen. — Bauwerke.

Nro. 87.

Conversationsbeiträge zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.) — Die Wiener Kunstausstellung. (Schluß.) — Pariser Kunst-Arabesken. — Plastik. — Kunstverein in Hannover.

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Lyrische Dichtkunst. 12) Fantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree, von einem Unbekannten. — 13) Liederkranz von Karoline Leonhardt. — 14) Poetische Versuche von Winfried.

Nro. 101.

Lyrische Dichtkunst. 15) Nachklänge. Lieder von F. Brunold, E. Ferrand, W. Jäger, E. Kosbarsky, A. Rebenstein. — 16) Parabeln und Dichtungen von Hektor Zollikofer. — 17) Gedichte von J. E. Nänny. — 18) Erotische Lieder und Epigramme, von Robert Bärtner. — 19) Der Weihnachtsabend. Eine Herzensgabe insbesondere für die Jugend, von Charlotte S. H. Starke. — 20) Diabolische Dichtungen von W. Jemand. — 21) Stimmen der Zeit in Liedern von H. Stieglitz.

Nro. 102.

Lyrische Dichtkunst. 22) Der polnische Parnaß, oder eine Auswahl der schönsten Gedichte aus den vorzüglichsten polnischen Dichtern, in's Deutsche übersetzt und herausgegeben von J. Mendelson.

Nro. 103.

Geschichte. 1) Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu den neuesten Zeiten, von Prof. Chr. Kruse und dessen Sohn Hofrath Prof. Dr. Fr. Kruse. — 2) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben von Jos. Frhr. v. Hormayr. — Lyrische Dichtkunst. 22) Der polnische Parnaß ꝛc. (Schluß.) Jugendschrift. Das Buch der Geschichte. Eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen ꝛc. Der Jugend zur Unterhaltung und Belehrung von Dr. Clandius.

Nro. 104.

Werke über Spanien. 1) Lord Porchester's Aufenthalt in Spanien, während der Revolution des Jahres 1820. Aus dem Englischen übersetzt mit Bemerkungen über die neuesten Ereignisse in England, von A. W. Rehberg. — Schulwesen. Das Recht der Zeit und die Pflicht des Staates in Bezug auf die wichtigste Reform in der innern Organisation der Schule. Nach den vereinigten Principien des Humanismus und Realismus wissenschaftlich begründet von Dr. W. Braubach.

Nro. 105.

Schulschriften. 1) Unsere Nationalbildung. Eine Rede an die deutschen Erziehungsfreunde zu Anfang des Jahres 1834, von Schwarz. — 2) Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen ꝛc., von Dr. Nebenius. — 3) Andeutungen über Sonntags- und Gewerbschulen, Vereine, Bibliotheken und andere Förderungsmittel des vaterländischen Gewerbfleißes ꝛc., von Preuster.

Nro. 106.

Werke über Spanien. 2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833, par M. A. de Bourgoing.

Nro. 107.

Werke über Spanien. 2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833. (Schluß.) — Litterargeschichte. Essai sur l'histoire littéraire du moyen-âge, par Charpentier.

Nro. 108.

Sprachkunde. 1) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indo-germanischen Sprachen, von Dr. Pott. — 2) Deutschen Mundes Laute, von Königsberg. — 3) Chochemer Loschen. Wörterbuch der Gauner- und Diebs-, vulgo Jenischen Sprache, nach Criminalakten und den vorzüglichsten Hülfsquellen, für Beamte ꝛc. bearbeitet von J. K. von Train. — 4) Die Tropenlehre (Theorie der Bildersprache) oder gründliche und praktische Anweisung zum schönen und blühenden Style durch Tropen und bildliche Redefiguren. Mit beigefügten Musterbeispielen, von C. H. Harnach.

Nro. 109.

Sprachkunde. 5) Deutsche Sprachlehre für Schulen, von Gbyinger. — 6) Theoretisch-praktische Vorschule der deutschen Stylübungen und der Lektüre, mit einiger Rücksicht auf das Lateinische, von Jacker. — 7) Ueber die Art und Weise, Sprachen zu erlernen. Aus dem Französischen des Lemare übersetzt von K. Baur. — 8) Neue Sprach- und Redeschule der Deutschen zum Schul- und Selbstunterricht, von Dr. Heinsius. — 9) Die Arithmetik der Sprache oder der Redner durch sich selbst, von Langenschwarz. — Vermischte Schriften. Kleine Erzählungen in humoristischen Skizzen und Bildern, von Th. v. Kobbe.

Nro. 110.

Politische Literatur. 1) Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen übersetzt von J. Ziegler. — 2) Mon portefeuille ou papiers détachés par le Marquis de Salvo.

Digitized by Google

№ 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Oktober 1834.

— Hochheilig bewahren sie jüdische Satzung,
Alles, wie Moses vereinst in geheimlichter Rolle geschrieben hat:
„Zeige du Keinem den Weg, der im selbigen Tempel nicht opfert."

Juvenal.

Der Sadducäer von Amsterdam.

Novelle von Karl Gutzkow.

Glückliche Juden, die Ihr zwischen Hollands Poldern und Deichen Euer Asyl suchtet! Hadt Ihr je in der Fremde Euer Passahlamm in solcher Ruhe genossen und zu den Laubhütten so viel Zweige von den Bäumen brechen dürfen, als an dem Meerbusen Y? So lustig rauchten nirgends Eure Schornsteine bei der Paraskene am Voradende des Sabbaths; so reich verbrämte Talare durften die Männer, so schwere goldene Ketten und Ohrgehänge Eure Weiber nur in Amsterdam tragen. Die Holländer fürchteten sich weder vor Eurem Gelde, noch vor Euren Bärten, noch vor Euren schönen Töchtern, noch vor Jehova, der sich prächtige Tempel in ihrem Lande baute und mit Wachskerzen, unartikulirten Tönen, ja selbst mit recht unduldsamen, ketzersüchtigen und orthodoxen Priestern und Leviten verehrt wurde. Es war in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in einer der Straßen, die von dem großen Kai zu Amsterdam auslaufen, in einem stattlichen Hause, das sich vor Niemanden versteckte, aber schon spät, bei eingebrochener Nacht, daß vielleicht die sorgsamste und ehrwürdigste Eurer Mütter mit dreien von ihren Söhnen zusammensaß. Welche prachtvolle Umgebung! welche sonderbare Verbindung des orientalischen und holländischen Geschmacks: in Vorhängen, Sophas, Nanchpfannen der weitfaltige, elastische, sinnliche Orientalismus, in allem übrigen Zubehör eines großartigen Gesellschaftszimmers die nette, barocke, chinesische Eleganz des Holländers. Esther aber wechselte mit ihren Söhnen jene zärtlichen, sorglichen Reden und Blicke, welche nirgends so treu gemeint sind und wie vom beklommenen Herzen kommen, als im Schooß einer Judenfamilie. Sie ist egoistisch, grausam gegen andere, gewissenlos, diese Familienzärtlichkeit der Juden, aber sie ist voller Hingebung und Aufopferung für die Ihrigen.

Sie waren Alle vor Kurzem erst aus Portugal eingewandert. Eliezer schrieb, das Haupt auf den linken Arm gestützt, in die alte Heimath und rückte sich die Kerzen auf dem Tische immer näher; Joel wog portugiesische Münzen in einer kleinen Goldwage und trug den Betrag sorgfältig in ein Buch ein, worin er darauf das Gewicht, in holländischen Münzen ausgesprochen, berechnete; Ruben, der jüngste, ein etwa zwölfjähriger Knabe mit glänzenden Augen, sang lustige Lieder von den Rebenufern des Tajo; Esther aber neigte sich zu Jedem, blickte bald in Eliezers Brief, lauschte bald auf das Zünglein in Joels Goldwage, bald strich sie Rubens lockiges Haar und küßte den treuen Mund, der so schöne Weisen nicht vergaß. Das ist die Mutter des Hebräers,

Digitized by Google

für will jedem ihrer Söhne das ganze Glück, die längsten Jahre, die schönste Braut und dir reizendsten Kinder schenken, sie ist mit einer Liebe immer ungerecht gegen die andere, und liebt sie doch alle.

Nun aber Eliezer seinen Brief und Joel seine Goldwage zusammenschlug, fühlte Esther, wie ihr gleichsam zwei Sorgen vom Herzen fielen, und schnell (anders konnte sie nicht leben) griff sie nach einer neuen. Ach! sie lag ihr nicht fern. Esther seufzte und ihre Söhne verstanden sie, so daß selbst Ruben schwieg und die Hand seiner Mutter küßte. Lange blickten sie stumm vor sich hin, bis es der älteste wagte, der Mutter die Last einer schmerzlichen Frage vom Herzen zu nehmen und leise vor sich hinsprach: „Wird Uriel diese Nacht wieder ausbleiben?“ Uriel war Esthers dritter Sohn. Sie warf sich unmuthig auf ihren Sessel, dann ermannte sie sich und fragte Eliezer, ob er nirgends von Uriel eine Spur gefunden? „Ich sprach Josai, unsern Vetter,“ antwortete Eliezer; „er traf ihn einige Stunden von Amsterdam, in einer bessern Stimmung als sonst, sogar mit dem Entschlusse, bald in die Stadt zurückzukehren.“ Esther traute diesen Worten nicht; denn sie selbst hätte sich nicht gescheut, die Unwahrheit zu reden, wo sie den Ihren damit etwas Liebes zu erweisen wußte. Sie hielt abwehrend die Hand gegen Eliezer und sprach: „Täusche mich nicht, Lieber; ich weiß es, daß er die Seinen flieht, weil seine Liebe zu Jehova täglich mehr erkaltet. O, was hoffte ich von diesem Sohne! Aufgezogen ist er in allen Wissenschaften, welche der menschliche Geist nur erdenken kann; jedes Beispiel übertraf sein Wandel, er erreichte früh, was Andere erst durch den Verlust ihrer besten Jahre erkauften; er hat den Muth gehabt, uns Alle dem Glauben unsrer Väter wieder zurückzugeben, nachdem wir gezwungen gewesen waren, ihn abzuschwören, und jetzt wendet sich bei ihm Alles wieder den alten Irrthümern zu, seine Tugend setzt Rost an, sein Herz ist verstockt, er verläßt seine Mutter und seine Brüder. Wo wird er wandeln? In den Beichtstühlen der Christen, in ihren Tempeln, bei ihren Priestern wird er sich Belehrung holen und unser Leben wird er elend machen.“ Joel wollte seinen Bruder in Schutz nehmen und die Mutter trösten. „Wie Du Uriel nur so kränken magst!“ sagte er; „denn Dein Verdacht ist ohne Grund. Er hängt an uns mit ganzer Treue und achtet seinen Glauben hoch. Aber verstimmt ist er; was hat er um unsertwillen nicht Alles aufgeben müssen! Es ist ein gelehrter Mann, der es schmerzlich erträgt, daß er mit so vielen Irrthümern zu kämpfen hat, die in den Wissenschaften verbreitet sind.“ — „Ja,“ setzte Eliezer hinzu; „er war von jeher ein Träumer und quälte sich mit dem Loose des Menschengeschlechts. Er möchte die Welt recht glücklich machen und alle menschlichen Wesen verhindern, daß sie durch Verbrechen sich selbst im Lichte stehen. Das treibt ihn hinaus in die Einsamkeit, wo ihn die Berührung unsers eigennützigen Rennens und Treibens nicht stört. Wir wollen darum nicht übel von ihm denken.“ Esther winkte zweifelnd und sprach: „Wäre es so! Doch wißt Ihr ja, was die Weisen in der Synagoge von ihm denken. Er vermeidet ihren Umgang, und wann er einen antrifft, so disputirt er. Der alte Ben Akiba Rabbi sagte mir wohl, daß schon ein langes Verzeichniß aller der Irrthümer, welche er im öffentlichen Gespräch geäußert, aufgesetzt sey, und ihm bei fernerem Verharren dabei ein schreckliches Schicksal bevorstehe. Ja, ist es nicht erwiesen, daß er zweien Christenmännern, welche gesonnen waren, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren, von ihrem Vorhaben abgerathen hat? Kann es dafür, daß er selbst seinen Schritt bereut, ein deutlicheres Zeichen geben?“ — „O leg' ihm das besser aus!“ bat der zweite Bruder; „wir sehr auch jene Abmahnung mit seiner eigenen Handlungsweise im Widerspruche zu stehen scheint, so bescheid' ich mich doch, daß ich zu schwach bin, seine Absichten zu fassen. Wir sind Alle nicht im Stande, uns in den Zustand seiner Seele zu versetzen. Er ist uns an Geist, Kenntnissen, ja selbst an Erfahrung in jedem Stück überlegen.“ — „Auch mag seine Liebe zur Judith Manasse,“ fiel Eliezer ein, „dazu beitragen, seine Gedanken etwas in Unordnung zu bringen. Da aber seine Bewerbungen, wie ich höre, günstig ausfallen, so kann es nicht fehlen, daß er bald in seine gewohnte Stimmung zurückkehrt.“ Hier richtete sich Esther langsam auf und sah ihre Söhne mit durchbohrenden, fast gespenstischen Blicken an. „Judith Manasse?“ sagte sie feierlich; „ich schwöre Euch bei dem ewigen Gott, dir wird ihn zu Grunde richten. Die Launen dieses sonderbaren Mädchens können Uriels Phantasie wohl eine Zeitlang beschäftigen, aber er wird ihres Wesens bald müde werden und wie ein Verzweifelter untergehen, dann reißt er mich und Euch und seine Schwester in's Grab nach; denn der große Gott, der jede Nacht zu mir im Traume spricht, ließ mich dies schon Alles deutlich voraussehen. Ich träumte, Ihr waret noch alle sehr jung und ich führte Euch hinaus in die Berge von Porto. Wie wir da so einsam waren, erhellte sich plötzlich die Gegend, und ein wundersames Schloß stand vor uns, in Sonnennebel eingehüllt, und drinnen wie von tausend Sonnen erleuchtet. An dem Thor aber ließ sich eine herrliche Frau in himmelblauem Kleide blicken, die rief Euch mit schmeichelnden Worten zu, bei ihr einzutreten. Aber nur Uriel verstand, was sie sprach. Er eilte zu ihr hin und sie schloß ihn in ihren Arm. Doch nun währte es nicht lange, so hörte ich aus dem Schlosse ein klägliches Wehklagen; es war Uriels Stimme, der bald

Digitized by Google

auf der höchsten Zinne erschien und flehend, wie im letzten Todeskampfe, seine Hände nach uns ausstreckte, wie er rief: Mutter, Joel, Eliezer, Ruben! der doch damals noch gar nicht geboren war. Ich wollte ihm zu Hülfe eilen, aber im Augenblick verschwand das Schloß und ich hörte nichts mehr als sein klägliches Rufen, das immer herzzerschneidender wurde. In meiner fürchterlichen Angst lief ich der Stimme nach, aber ich sah nichts, bis es Nacht wurde und ein jäher Abgrund mir und Euch das Leben nahm."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines Verstorbenen. *)

Das Weib.

Das Weib ist besonders bestimmt, dem Manne zu gefallen. Daß der Mann ihr gefalle, ist eine minder bedingte Nothwendigkeit. Sein Verdienst liegt in seiner Kraft. Er gefällt schon dadurch, daß er stark ist. Ich bekenne, daß dies nicht nach den Gesetzen der Liebe sey, aber es ist nach jenen der Natur, die früher als die Liebe war.

Die Strenge der wechselseitigen Pflichten der beiden Geschlechter ist und kann nicht dieselbe seyn. Klagt das Weib hierein über ungerechte Ungleichheit, die der Mensch bestimmt habe, so hat es Unrecht. Diese Ungleichheit ist nicht menschliche Satzung oder mindestens nicht ein Werk des Vorurtheils, sondern der Vernunft. Jener von beiden Theilen, bei welchem die Natur die Kinder hinterlegte, muß dem andern dafür haften. Ohne Zweifel ist es Niemand erlaubt, gegebenes Wort zu verletzen, und jeder untreue Gatte, der seiner Frau den einzigen Preis der herben Pflicht ihres Geschlechtes entzieht, ist ungerecht und grausam; aber ein untreues Weib geht weiter: es löst die Familie auf und sprengt alle Bande der Natur; indem es dem Manne Kinder gibt, die nicht die seinigen sind, betrügt es den Einen und die Andern und verbindet Treulosigkeit mit Untreue. Welche Unordnung und welche Verbrechen sind nicht hievon die Folge! Gibt es einen schrecklichen Zustand hienieden, so ist es jener eines unglücklichen Vaters, der, ohne Vertrauen in sein Weib, sich den süßesten Gefühlen seines Herzens nicht hingeben darf, der, indem er sein Kind umarmt, zweifelt, ob er nicht jenes eines Andern, das Pfand seiner Schande, den Räuber des Vermögens seiner Kinder, in die Arme schließe. Was ist alsdann eine Familie, als eine Gesellschaft heimlicher Feinde, die ein schuldiges Weib gegen einander waffnet, indem es dieselben zur Liebe und Verstellung zwingt?

Die Alten hatten allgemein hohe Achtung gegen die Frauen; aber sie zeigten diese, indem sie dieselben dem öffentlichen Urtheile entzogen, und durch Verschweigung ihrer Tugenden ihre Bescheidenheit zu ehren glaubten. Sie hatten den Grundsatz: das Land, wo die feinste Sitte herrsche, sey jenes, wo man am wenigsten von Weibern spreche, sowie die tugendhafteste Frau jene, die man nie nenne. Daher kam, daß in ihren Schauspielen die Rollen der Geliebten nur Sklaven oder Freudenmädchen übernahmen. Sie hatten einen so hohen Begriff von der Bescheidenheit des Geschlechts, daß sie die ihm schuldige Achtung zu verletzen wähnten, wenn sie ein tugendhaftes Mädchen auf die Bühne stellten. Mit einem Wort, sie ertrugen eher die Darstellung des offenen Lasters als jene der beleidigten Schamhaftigkeit.

Sanftmuth ist die erste und wichtigste Eigenschaft einer Frau. Geschaffen, einem so unvollkommenen Wesen als dem Manne zu gehorchen, der oft nicht ohne Laster, aber immer voll Fehler ist, muß sie früh auch Ungerechtigkeit ertragen lernen, und, ohne zu klagen, Unrecht dulden können. Nicht für ihn, für sich selbst muß sie sanft seyn. Bitterkeit und Hartnäckigkeit mehren ihre Leiden und erhöhen der Männer übles Benehmen, welche zu gut fühlen, daß mit diesen Waffen man sie nicht bezwingt. Der Himmel schuf sie nicht einschmeichelnd und überredend, um widerspenstig zu werden. Er schuf sie nicht schwach, um herrschsüchtig zu seyn. Er gab ihnen nicht die so sanfte Stimme, um zu schimpfen; er verlieh ihnen nicht die holden Züge, damit der Zorn sie entstelle. Sie vergessen sich, wenn sie sich erzürnen. Sie haben oft Recht zu klagen, aber stets Unrecht zu zanken. Ein jeder muß den Ton seines Geschlechts halten: ein zu sanfter Mann kann eine Frau verderben; aber ist ein Mann kein Ungeheuer, so wird seines Weibes Sanftmuth ihn stets zurückbringen und früh oder spät ihn besiegen.

Eine Frau hat Alles gegen sich, unsere Fehler, ihre Schüchternheit, ihre Schwäche; sie hat nur ihren Geist und ihre Schönheit für sich. Ist es also nicht billig, Beides zu pflegen? Aber Schönheit ist nicht allgemein, verschwindet durch so viele Zufälligkeiten, sie vergeht mit den Jahren und Gewohnheit tilgt ihren Eindruck. Der Verstand allein gründet die Macht des Geschlechts; nicht jener Verstand, dem man in der Welt den Preis ertheilt und der zum Glück des Lebens nichts beiträgt, aber der Verstand, der sich der Lage anpaßt, aus der unsrigen Vortheil zu ziehen und unsere Vorzüge sich anzueignen weiß.

---

*) Aus den in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Aufsätzen aus den Papieren eines Verstorbenen, herausgegeben von C. Freiherrn von Hage, großherzoglich badischem Staatsminister.

Die Weiber haben eine gewisse Biegsamkeit der Zunge; sie sprechen leichter, feiner und angenehmer, als die Männer. Man wirft ihnen auch vor, daß sie mehr sprechen: das muß seyn, und ich würde diesen Vorwurf in ein Lob umwandeln, Mund und Augen haben bei ihnen dieselbe Thätigkeit, und zwar aus demselben Grunde. Der Mann sagt, was er weiß, die Frau, was ihr gefällt. Der Eine, um zu reden, bedarf der Kenntnisse, die Andere des Geschmacks. Der Hauptgegenstand des Einen müssen nützliche, der Andern angenehme Dinge seyn. Die Reden Beider können nur Eines mit einander gemein haben: die Wahrheit.

Die Weiber sind nicht gemacht, um zu laufen; fliehen sie, so geschieht es, um eingeholt zu werden. Das Laufen ist nicht gerade die einzige Sache, bei der sie sich ungeschickt benehmen, aber es ist die einzige, die ihnen gar nicht steht. Ihre Ellenbogen zurück und fest am Leibe angelegt, geben ihnen ein lächerliches Aussehen. In allen physischen Dingen, die vom Urtheil der Sinne abhängen, muß man den Geschmack der Weiber zu Rathe ziehen, jenen der Männer, wo es mehr auf positives Wissen ankommt. Wenn die Weiber sind, was sie seyn sollen, sich auf ihren Wirkungskreis beschränken, so wird ihr Urtheil immer das richtigste seyn. Ueberschreiten sie aber diesen, so berühren sie die Grenze ihres Urtheils. Daher sind die sogenannten gelehrten Weiber so unausstehlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Wir haben eine an Genuß und Belehrung reiche Woche durchlebt. Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche in unsern Mauern gehalten wurde, geht zu Ende, und die Fluth von Fremden, welche unsere Stadt lebendigter gemacht haben, als sie wohl je seit den Kriegen war, verrinnt schneller, als sie anwuchs. Wenn man die großen Städte Wien und Berlin abrechnet, welche aus ihrem Schooße eine unverhältnißmäßig große Zahl von Theilnehmern lieferten, so war wohl keine der bisherigen Versammlungen stärker besucht: die Zahl der Eingeschriebenen betrug über fünfhundert. Diese große Frequenz erscheint als die Folge mehrerer begünstigenden Umstände. Einmal lockte unsere geographische Lage die überrheinischen Nachbarn in ungleich größerer Menge als sonst über das Hauptdebouché ihres Landes, die Kehler Brücke, und dann liegt unsere Stadt nicht zu weit ab vom gewöhnlichen Strich englischer Zugvögel. Die starke Repräsentation dieser beiden Völker brachte große Lebendigkeit wenigstens in den äußern Verkehr; Frankreich hatte, anthropologisch gesprochen, Proben der verschiedensten Nüanzen seiner Gesellschaft geschickt, von dem heiteren Greise, der, ein Bild der guten alten Zeit und unserer eigenen Väter, sich in der altväterischen Tracht so munter und unbefangen bewegt, weil es die Nationaltracht seines Volkes ist, bis zu dem melancholisch blickenden Sohn des jüngsten Frankreichs, der, wenn er uns auch sonst keine Segnungen bringt, doch dem gutwilligen Deutschland verkündet, wie es dereinst gekleidet seyn wird. Die Physiognomie der der Versammlung einverleibten Engländer war weniger auffallend, weil sie Ständen angehörten, in denen sich wohl das germanische Element des englischen Volks am stärksten ausspricht. Wenn aber auch aus fernen Ländern, aus dem Norden Deutschlands, aus Böhmen, Ungarn u. s. w., der Zufluß von Gästen bedeutend war, so dürfen wir vor Allem nicht vergessen, daß dieses Jahr auch die Erde ein Fest beging, wie sie es höchstens ein paar Mal im Säculum zum Andenken und zur Bekräftigung ihres ewigen Bundes mit der Sonne feiert, und daß der Jubel der Muttee auch ihre treuen, wißbegierigen Söhne mehr als sonst festlich und zur Geselligkeit stimmte. Und die verflossenen acht Tage wurden wirklich, im Bunde aller guten Götter, zu einem einzigen schönen, erhebenden Feste. Wir dürfen uns schmeicheln, daß unsere Stadt und unsere Gegend auf die Fremden den günstigsten Eindruck gemacht hat; wir schieben aber bescheiden die größere Hälfte der gütigen Natur zu, welche unsere Bäume und Reben mit unendlichem Segen beladen und fortwährend ein Zelt vom reinsten Himmelblau über unser That ausgespannt hielt. Im selben Verhältnisse, in dem ein Ort, den wir nur bei Regenwetter gesehen, ein, wenn auch nicht unangenehmes, doch schwankendes Bild in uns oft auf Lebenszeit zurückläßt, steht einer, den wir beim lachendsten Sonnenschein besucht, in den heitersten Farben vor unserer Seele, und wir danken es unserm guten Glück, das unser Land in so viele wackere Herzen mit so freundlichen Zügen eingezeichnet hat.

Von den deutschen, unserm Lande nicht angehörenden Gelehrten, die sich hier zusammenfanden, nennen wir nur: Bischoff aus Heidelberg, Boué, Oddereiner, Frorieb, Glocker aus Breslau, Geiger, Gmelin aus Heidelberg, Goldfuß, Haeles, Hdningbaus, Jäger aus Wien, Jüngken, Kapp aus Erlangen, Klipstein, v. Leonhard, Leukart aus Freiburg, Liebig, Littrow, Martius, Menke, Hermann v. Meyer, v. Moll, Munke, Nägele, Nees v. Esenbeck, Nöggerath, Otto, Rüppel, v. Sternberg, Studer aus Bern, Thurmann aus Brunerul, Tiedemann, Tilesius, Walchner, Weiß, Wiebeking, Wilbrand, Zeune; von Franzosen, deren Anzahl etwa zwei Dutzend betrug, wobei natürlich Straßburg das größte Kontingent geliefert hatte, sind zu erwähnen: Beeschet aus Paris, Lobstein aus Straßburg, Omalius d'Halloy, Voltz aus Straßburg. Aus Würtemberg selbst betrug die Zahl der Theilnehmer etwa 240, aus Baden gegen 50, aus der Schweiz etwa 30. Der Kaiser von Rußland hatte drei Bergingenieurs, den Obristen Sobolewsky, den Kapitän Nicotajew und den Lieutenant Sobolewsky hiehergesandt, um der Versammlung beizuwohnen; sie brachten prachtvolle Mineralien aus dem Ural, namentlich gigantische Beryllkrystalle und ein ansehnliches Stück gediegener Platina mit, und Obrist Sobolewski hielt in der ersten allgemeinen Versammlung einen Vortrag über die Gewinnung des Platina in den Bergwerken des Ural und die Methode, dasselbe schmiedbar zu machen. Aus Catania war Professor Gemellaro gekommen, ein Bruder des bekannten, in Nicolosi wohnenden Biographen des Aetna; er brachte sehr belehrende Karten über die Formationen dieses Bergs und eine Suite seiner Laven mit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. Oktober 1834.

— Zufrieden mit stillerem Ruhme
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Wären sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher als er in des Wissens Bezirken,
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Schiller.

Aus den Papieren eines Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Der Schriftsteller, der eine solche Frau über sein Werk befragen wollte, würde schlecht berathen seyn, sowie Männer, die Weiber über ihren Anzug fragen, gewöhnlich geschmackvoll gekleidet sind. Forschungen abstrakter und spekulativer Wahrheiten, wissenschaftlicher Axiome, wie Alles, was dahin zielt, Ideen zu generalisiren, eignet sich nicht für Weiber. Ihre Studien müssen sich auf das Praktische beschränken, auf die Anwendung jener Wahrheiten, die Männer auffinden, und hierüber geeignete Beobachtungen zu machen, gehört vor ihr Tribunal. Alle Bemerkungen der Weiber, die nicht unmittelbar zum Kreis ihrer Pflichten gehören, können nur das Studium des menschlichen Herzens oder Gegenstände des Geschmacks zum Vorwurf haben: Erzeugnisse des Genies übersteigen ihren Horizont. Für die positiven Wissenschaften fehlt es ihnen an richtiger Auffassung und an Aufmerksamkeit. Das schwache Weib beurtheilt sehr richtig Alles, was es in Bewegung setzen muß, um seiner Schwäche zu Hülfe zu kommen, nämlich unsere Leidenschaften. Ihre Mechanik ist stärker als die unsrige, denn ihre Hebel erschüttern das menschliche Herz. Alles, was dies Geschlecht nicht aus sich selbst wirken kann, und was ihm doch nothwendig oder angenehm ist, muß es geschickt uns wollen machen. Sie müssen also den Geist der Männer richtig auffassen, nicht den menschlichen Geist im Allgemeinen, sondern genau der Männer, die sie umgeben, denen sie, sey es durch Gesetz oder Neigung, unterworfen sind. Durch ihre Reden, Handlungen, Blicke, Geberden müssen sie lernen ihre Gefühle ergründen. Hiedurch wissen sie, ohne auch nur den Schein zu haben, daran zu denken, ihnen nach Gefallen andere unterzuschieben. Die Männer philosophiren richtiger über das menschliche Herz, aber die Weiber lesen richtiger darin. Sie finden die Moral, und wir bringen solche in ein System. Das Weib hat mehr Verstand, der Mann mehr Genie. Jenes beobachtet, dieser urtheilt. Hieraus entspringt ein helles Licht, das reinste Wissen, was der menschliche Geist zu erringen vermag, mit einem Wort, die sicherste Menschenkunde.

Die Welt ist das Buch der Weiber; lesen sie falsch, so ist es ihre Schuld, oder irgend eine Leidenschaft leitet sie irre. Der Weiber Vernunft ist eine praktische Vernunft, die ihnen sehr gewandt die Mittel zeigt, zu einem gewünschten Ziele zu gelangen, die sie aber selten dasselbe finden läßt. Der Weiber Urtheilskraft ist früher als jene der Männer ausgebildet; da sie fast von ihrer Kindheit an sich im Vertheidigungszustande befinden und einen schwer zu erhaltenden Schatz zu bewahren haben,

Digitized by Google

so müssen sie auch nothwendig frühee das Gute und Böse eekennen. Wenn bei den Weibeen im Allgemeinen der Veestand schwächer ist und feühee abnimmt, so sind sie im Ganzen auch feüher ausgebildet, wie eine schwache Samenblume schneller wächst und stiebt, als die staeke Eiche. Gegenwaet des Geistes, Schaessinn, feine Bemerkungeu sind bee Weibee Wissenschaft, bie Geschicklichkeit, sie geltend zu machen, ihe Talent.

Man sagt uns: die Weibee sind falsch; sie weeden es. Die ihnen eigene Gabe ist Gewandtheit, nicht Falschheit. In den ächten Neigungen ihres Geschlechts, seldst im Lügen, sind sie nicht falsch. Warum ihren Mund fragen, wenn dieser nicht speechen soll? Beobachtet ihee Augen, ihee Gesichtsfaebe, ihr Athmen, iheen scheuen Blick, ihren schwachen Wideestand; bies ist die Speache, die Natue ihnen gab, euch zu antwoeten. Der Mund sagt immer Nein, und muß es sagen, aber der Ton, mit bem es ausgesprochen wied, ist nicht stets derselde, und diesee vermag nicht zu lügen. Der Weiber Erziehung muß dezüglich auf die Männee seyu. Diesen gefallen, ihnen nützen, ihee Achtung und Liede eeweeben, sie eeziehen, sie desoegen, sie beeathen, sie teösten, das Leben ihnen zu veesüßen und zu veeschönern: dies sind zu allen Zeiten der Weiber Pflichten, in welchen man von zarter Kinbheit an sie unterrichten muß.

Das Uebergewicht der Weiber übee bie Männer ist an sich kein Uebel. Es ist ein Geschenk der Natur zum Glücke dee Menschheit. Beser geleitet, wüede es so viel Gutes stiften, als es nun Nachtheil heevoebeingt; man fühlt nicht hinlänglich bie Voetheile, welche daeaus hervorgehen wüeden, wenn man biesee Hälfte des Menschengeschlechts, bestimmt, die andeee zu beherrschen, eine desseee Eeziehung gäbe. Die Männer wüeden immer thun, was den Weibern gefällt. Wollt ihr sie groß und tugenbhaft, so lehet die Weidee Tugenb und Seelengeöße kennen. Die Heeeschaft ber Weiber über die Männee beruht nicht im Willen ber lezteen, sondeen in jenem der Natur. Sie gebóete ihnen, ehe sie solche zu baben schienen. Deeselbe Heekules, der bes Thespis fünfzig Töchtee bezwang, mußte bei Ompbalen spinnen, der staeke Samson wae schwächer als Delila. Diese Heerschaft gehóet den Weibern und kann ihnen, auch wenn sie soiche mißbrauchen, nicht entzogen werden. Könnten sie je solche veelieren, so besäßen sie dieselbe längst nicht mehr.

Es ist sichee: die Weiber allein könnten Ehee und Rechtlichkeit unter uns zurücksüheen, abee sie veeschmähen, einen Scepter aus den Händen bee Tugend zu empfangen, den sie einzig iheen Reizen verbanken wollen. Der Wunsch, von ben Weideen geachtet zu weeden, wüede viei Geoßes hervoebeingen, wenn man es verstünde, diese Feder in Bewegung zu seßen.

Wehe dem Jahehundert, wo bie Weiber ihe Uebee gewicht veelieeen und bie Männee deeen Uetheil nicht mehr achten. Es ist dee Sittenlosigkeit höchster Geab. Alle sittlichen Völker haben die Weiber hochgeachtet. Man blicke auf Spaeta, auf die alten Deutschen, auf Rom, auf jenes Rom, den Siz des Ruhmes und der Tugend, wenu sie je einen auf dee Erde hatten. Da ehrten die Weiber die Siege iheer großen Heerführee, da beweinten sie die Väter des Vateelandes, da waeen ihee Wünsche, ihee Trauer als der Republik höchster Ausspruch geachtet. Alle geoßen Revolutionen gingen von ihnen aus. Duech ein Weib erhielt Rom die Feeiheit, die Plebejer des Konsulat. Ein Weib enbete die Tyrannei der Dezemvirn, Weibee retteten bas belageete Rom aus den Händen eines Veebannten. Wie ändeen sich die Zeiten! wie verschieben zeigen sich dieselben Gegenstände! Vielleicht haben wir alle Recht. Zu unserer Zeit würde ein solcher weiblicher Zug in ein Lager lächeelich eescheinen. Laßt es Römeeinnen seyn, und wir erblicken nur Voisler und das Heez des Coeiolans.

O Weidee! Weiber! geliebte und unheilbeingende Gegenstände, die zu unserer Qual die Natur mit so vielen Reizen ausstattete, ihr, die straft, wenn man euch trozt, veefolgt, wenn man euch fürchtet, deren Haß und Liede gleich schädlich sind und die man ungeahndet weder aufzusuchen noch zu meiden veemag! Schönheit, Reiz, Zaudee, Sympathie, unbegreifliches Wesen, Inbegeiff des Schmeezes und dee höchsten Wollust! Schönheit, den Sterblichen gefährlicher als das Element, das dich eezeugte, unglücklich, wer sich deinee trügeeischen Ruhe soeglos hingibt! du eeregst dem Menschengeschlechte die gefährlichsten Stürme!

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortseyung.)

Noch hatte sich Esthee von der Aufregung, in bie sie die Erzählung dieses Teaums versezte, nicht erholt, die Brüdee blickten mit Scheecken in das Antlitz ihrer todesbleichen Mutter, als die Thür sich öffnete und Ueiel heeeinteat. Es war eine hohe, herrliche Gestalt, vom keäftigsten und ebenmäßigsten Gliedeebau, das Antlitz bunkel und mit vollem Baete bedeckt, die Miene eenst, veeschiossen, nur selten von einem Zucken um die Mundwinkel üdeeraścht, aber das Auge matt, in sich zueückgezogen. Das phantastische, ritteeliche Gewand vermehrte die edle Haltung und den Anstand, der seinem

Benehmen angeboren schien. Uriel wußte nicht, was seinem Eintreten unmittelbar vorhergegangen war; aber die aufgeregte Stimmung, in der er seine Familie antraf, war ihm willkommener, als hätte man sich ihm mit ruhiger Erwartung oder gar mit vorbereiteten Fragen genähert. Die Spannung war ihm lieb, denn sie gab ihm ein Recht, sich still auf einen Sitz zu begeben, den das Licht nicht erhellte, seinen weiten Mantel um sich zu schlagen, und ohne Gruß oder Danksagung auf einen gebotenen in seinem dumpfen Brüten fortzufahren.

Ruben näherte sich ihm zuerst und zerrte gleichsam kindisch an dem Riegel, der sein Benehmen verschloß. Die Uebrigen suchten durch Töne, die sie absichtlich, dies oder jenes im Zimmer verschiebend, hervorbrachten, die ängstliche Stille zu unterbrechen, denn sie litten sichtlich an dieser Pein der Ungewißheit, ob sie gleich nicht wagten, sich geradezu an die Ursache ihres Kummers zu wenden. Uriel, der ein so feines Ohr hatte, daß er die Pulse in seiner Familie klopfen hörte, war unfähig, seine Verstimmung bis zur Grausamkeit zu steigern. Er richtete sich auf, legte seinen Mantel ab, lüftete seine Kleider und nahm eine so freundliche Miene an, daß er Vieles dafür hingegeben hätte, wäre sie ihm natürlich gewesen. „Ihr wart vielleicht meinetwegen in Sorge," begann er. „Es ist wahr, ich sollte nicht so lange ausbleiben; aber Ihr wißt, wie sehr ich es liebe, mich auf einsamen Wanderungen mit meiner Seele zu beschäftigen." Er näherte sich dem Tische und verschmähte die Erfrischungen an Obst und Südfrüchten nicht, die ihm die Mutter anbot. „Ihr solltet Euch nicht so abhängig von mir machen," fuhr er fort; „denn ich bin ein mürrischer Mann und nicht dazu geschaffen, Jemanden glücklich zu machen. Ich sollte nur ein Geschäft haben, dann würden meine religiösen Händel Eure Aufmerksamkeit nicht so erregen. Was kümmern Euch diese Streitigkeiten, welche neben Euren und meinen Schicksalen nur so nebenher laufen und Niemanden von uns in den Weg treten können? Auch habe ich mich entschlossen, alle diese Zwistigkeiten von mir zu weisen. Ich will sehen, ob es mir nicht gelingt, selbst meinen Geist von einer Unruhe, welche völlig fruchtlos ist, zu befreien. Warum beraube ich mich des Glückes, in ruhiger, ungestörter Gemeinschaft Eurer Freuden zu leben? Ich ritze mir selbst die Seele wund und mache, daß alle meine Geistesthätigkeiten in fortwährendem Fieber liegen. Ja, ich gestehe Euch, daß ich oft nicht weiß, ob ich mich meines Unglücks nicht eher zu schämen, als zu trösten habe." Er hielt einen Augenblick inne in diesen Geständnissen und genoß vielleicht selbst die seligen Gefühle, welche er damit in den Seinigen hervorrief. Dann fuhr er fort: „Ich weiß wohl, daß die menschliche Seele niemals ihren Mittelpunkt finden kann, außer in Gott, und daß sie, so oft sie einen solchen gefunden zu haben glaubt, von Gott immer am entferntesten ist. Ich fühle es, wie nahe ich dem Tode bin, wenn ich glaube, das Leben ergründet zu haben. Meine Unruhe hat keinen Grund, oder ich muß gestehen, daß es meine Schwäche ist, die mich martert. Wie oft schuf ich dem Schöpfer nicht schon seine Welt nach, und wie riß ich sie nicht wieder nieder, um sie auf's Neue zu bauen! Das scheint mir jetzt der Fluch jener abgefallenen Geister zu seyn, welche in ihrem noch seligen Zustand beauftragt waren, dem Herrn bei der Weltschöpfung zur Hand zu seyn. Sie wandten sich aber von dem Meister ab, und nun quält sie das brennende Verlangen, ihm es nachzuthun. Das Ansammeln von Gedanken, von denen sich einer aus dem andern spinnt, ist überhaupt mehr eine Versuchung, als eine Benutzung göttlicher Kräfte; denn es ist mir noch nie geworden, Freude an dem Gewonnenen zu finden, es sey denn, daß ich gerade Jenes bestätigt fand, was ich mit meinen Gedanken zertrümmern wollte. Ich fühle, wie wohl es thut, in Eurem Kreise zu leben." Diese Gedanken, welche so oft allein im Stande waren, ringenden Genien einen augenblicklichen Frieden wiederzugeben, verfehlten auch auf Uriel ihre Wirkung nicht. Es ist jene Ideenfolge, welche starke Seelen immer einschläfert, weil sie nur im Zustande der Ermüdung eintreten kann. Uriel setzte sich heiter in den Kreis der Seinen, und beobachtete lächelnd, wie die Mutter, die ihre freudige Beruhigung gern noch hinter einem kleinen Einwurfe versteckt hätte, durch einen ernsten, gleichsam unwilligen Blick von seinen Brüdern in die Schranken gewiesen wurde. Unter vertraulichem Gespräch zog sich der Abend diesmal bis nahe an die Schwelle der Mitternacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Denemanisten.

Wir haben zuweilen gewisse Aufruhre hier, die sich aber in's unendlich Kleine verlieren und daher von den Zeitungen nur oberflächlich erwähnt werden. Und dennoch ist der Beweggrund ungefähr derselbe, welcher zu Lyon so ernsthafte, blutige Auftritte veranlaßt hat, nämlich der Aebelslohn, der ewige Streit zwischen Meister und Taglöhner, zwischen den Zahlenden und den Gedungenen. Da der Streit aber diesmal nur zwischen kleinen Massen und ihren Herren stattfindet, und im Grunde eben nicht aus Elend entspringt, so hat er auch wenig auf sich und wird immer gütlich

beigelegt. So gibt es hier eine Klasse von Halbkünstlern, welche man Ornamanisten nennt, weil sie die Ornemens oder Verzierungen an den großen Staatsgebäuden verfertigen; diese Handarbeit erfordert eine gewisse Geschicklichkeit und eine große Präzision; sie wird daher gut bezahlt, und ein fleißiger Ornamanist steht sich so gut, als ein wenig beschäftigter Künstler. Auch sehen sich diese Arbeiter als eine Art von Künstlern an, und leben daher ziemlich flott; es sind meistens lustige junge Leute, die vier oder fünf Tage in der Woche unermüdet arbeiten und sich die beiden andern gütlich thun. Sie haben es gewöhnlich nur mit Unternehmern von Staatsbauten zu thun, und werden daher sehr pünktlich bezahlt. Wenn nun geschäftige Friedenszeiten, wie jezt, ihre Arbeit und Geschicklichkeit in Anspruch nehmen, so fühlen sie, etwas mehr als billig, ihre Wichtigkeit und machen ihre Bedingungen darnach; will man diese nicht eingehen, so ziehen sie sich zurück und die Arbeit geräth in's Stocken. So ging es neulich bei dem Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, an welchem nun schon seit länger als zwanzig Jahre gearbeitet wird und der seit 1850 seiner Vollendung nahe rückt. Eben so geht es jezt an der prächtigen Magdalenenkirche, die unstreitig eines der schönsten Monumente von Paris werden wird, obschon noch immer bezweifelt werden kann, ob eine getreue Darstellung eines altgriechischen Tempels sich für eine katholische Kirche schickt, wobei man die Glocken hinter dem Giebelfelde verbirgt, damit kein Thurm das alt-klassische Ansehen des Tempels störe. Ungeheure Summen werden noch immer für dieses Gebäude verschwendet oder, wenn man will, ausgegeben, und die Verzierungen besonders haben in der lezten Zeit eine Menge jener erwähnten Halbkünstler beschäftigt. Dies hat sie übermüthig gemacht, sie haben ihre Forderungen höher gestellt, und da man ihnen nicht Genüge geleistet, sind sie abgetreten und verzögern jezt das Beginnen der Malerarbeiten, die erst nach Vollendung der Steinhauerei können angefangen werden. Gewöhnlich endigt ein Jüstemilieus Vertrag dergleichen Zwistigkeiten, ohne daß Gensdarmen und Polizeisergeanten dazwischen zu treten brauchen, und so wird es auch wohl diesmal geben. Die Unternehmer der Arbeiten, welche den Lohn ihrer Unternehmung auch gern bald eincassiren, werden sich zu einem kleinen Opfer verstehen müssen, und die Herren Ornamanisten, die doch einsehen müssen, daß man ihrer bald wird entbehren können, da ihre Arbeit zu Ende gehe, werden auch wohl ein wenig nachgeben. Wenn von beiden Seiten etwas nachgelassen wird, so ist die Uebereinkunft bald geschlossen. So klug ist man aber leider nicht immer, und wenn einerseits nichts nachgelassen wird, entsteht Erbitterung und zulezt Empörung oder sonstige Feindseligkeit. — Kaum werden die Arbeiten an der Magdalenenkirche und dem Triumphbogen vollendet seyn, so werden andere auf Kosten der Stadt beginnen, um den großen Concordeplatz, der noch immer so geblieben ist, wie er vor vierzig Jahren war, zu verschönern. Hier finden die Künstler wiederum eine schwierige Aufgabe; auch haben sie sich schon vielfältig daran versucht. Vor mehreren Jahren war die Verschönerung des Concordeplatzes zu einer Preisaufgabe gemacht worden, und es hatten die Künstler die herrlichsten Pläne eingesandt; einige hatten freilich den Fehler, daß die Kosten die zur Verschönerung des Platzes bestimmte Summe vier- bis fünfmal überstiegen. Dies ist aber etwas sehr Gewöhnliches bei den Pariser Monumenten; fast alle kosten fünf-, einige sogar zehnmal mehr, als der erste Anschlag betrug.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsezung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Zum ersten Geschäftsführer war voriges Jahr zu Breslau der Greis gewählt worden, von dessen schon vor vierzig Jahren ausgesprochenen, nicht nur glänzenden, sondern äußerst fruchtbaren Ideen ein bedeutender Theil der Naturwissenschaften eine neue Aera datirt. Dieser Mann, der ehrwürdige Kielmeyer, eröffnete am esten September im Ständesaale die erste allgemeine Versammlung mit einem Vortrage, worin er die geistreichsten Winke über das Wesen des Naturphänomens gab, daß die Pflanzen im Allgemeinen mit der Wurzel abwärts, wie dem Stengel oder Stamm aufwärts senkrecht auf den Horizont wachsen, auch wenn die Ebene, auf welcher sie stehen, denselben schneidet; nachdem er dargethan, daß die bis jezt bekannten, in der Erde wirksamen Kräfte, Schwere, Elektrizität, Magnetismus, zur Erklärung der Erscheinung nicht ausreichen, divinirt er gleichsam, es möchte vielleicht in Kurzem dem menschlichen Geiste möglich werden, sich mittelst einer neu aufgefundenen Kraft von der Erscheinung Rechenschaft zu geben. — Weder in dieser ersten, noch in den beiden folgenden allgemeinen Sizungen fehlte es an interessanten Vorträgen; indessen erschienen diese allgemeinen Versammlungen auch hier nur allzu sehr als die schwächste Seite des so schön gedachten und sonst in seiner Organisation, in seinem Mechanismus sich immer besser entwickelnden Vereins. Sie theilen einmal ihrer Natur nach die allen öffentlichen Akten anklebende Langeweile, und dann besizt der Deutsche im Allgemeinen nicht die Gabe, einen Gegenstand des Wissens und Forschens reinlich und zierlich für das, was man ein größeres Publikum nenne, für Weiber und momentane Neugierige oder Müßiggänger zuzurichten. Man kann einmal von der Eiche keine bloß dem Auge schmeichelnden Granatäpfel pflücken, der Deutsche wird es schwerlich je in der wissenschaftlichen Repräsentation weit bringen; aber etwas genießbarer, sollte man meinen, ließe sich doch jener Aktus machen, und zwar durch Revision der Themen der Vorträge einerseits und der Lungen- und Sprachwerkzeuge andernseits. Es haben sich auch hier Stimmen erhoben, welche eine Reform der Statuten in dieser Beziehung verlangten, aber die Gefälligkeit der Geschäftsführer einerseits, welche von jeher darum leicht zum Uebermaaß ausartete, weil sie am jedesmaligen Versammlungsort Einheimische sind, andernseits die blinde Eitelkeit und Sprachseligkeit mancher Gelehrten sind schwer zu reformirende Eigenschaften, und so wird es denn beim Alten bleiben. Die hier gehaltenen Vorträge in dieser Beziehung zu kritisiren, steht weder dem Verfasser dieses Briefes zu, noch gehört es für diese Blätter; wir führen nur Ein Beispiel an. Professor Gemellaro hielt einen, wie wir von solchen wissen, die ihn gelesen, sehr interessanten Vortrag über den Aetna in lateinischer Sprache. Der wackere Mann meinte es sehr gut, er glaubte in der würdevollen gelehrten Sprache zu einem erleuchteten Kreise zu reden, und wußte nicht, daß er mit seiner italienischen Aussprache des Lateinischen uns so unverständlich war, als wenn er spanisch gesprochen hätte. Wie leicht wäre es gewesen, den Mann zu vermögen, daß er die Vorlesung einem Manne deutscher Zunge übertrug, oder, wenn ihm daran lag, die Abhandlung selbst vorzutragen, daß er sie in die Form der ihm sehr geläufigen französischen Sprache goß.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Oktober 1834.

Ich fühle mich so groß, daß ich dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir sind hier allein;
Du sollst mich kennen lernen, höre mich.

Goethe.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Kaum graute der Morgen, als sich Uriel schon von seinem Lager erhob. Er fand im Hofe seinen Diener damit beschäftigt, sein Pferd anzuschirren, schwang sich dann auf und ritt durch die noch stillen Straßen von Amsterdam. Obgleich die Stimmung des gestrigen Abends noch einige Töne in seinem Innern nachklingen ließ, so konnte er doch nicht umhin, da er bei der Judensynagoge vorübereitt, gleichsam wie zum Morgensegen einige Verwünschungen gegen sie auszustoßen. „Was dürfte dem Himmel angenehmer seyn!“ setzte er hinzu und spornte sein Pferd, daß er diesem verhaßten Bereiche entkam. Dem Thore sich nähernd, hielt er öfters an und warf in die hier anlaufenden Straßen spähende Blicke, als ob er Jemandens wartete. Doch wie er das Thor erblickte, sah er, daß sein Vetter Ben Jochai sich schon früher zu ihrem Stelldichein eingefunden hatte. Ben Jochai war jünger als Uriel, kleiner von Wuchs, die Gesichtszüge zusammengedrängter und orientalischer, in seinem ganzen Wesen lag viel freiwillige Unterwerfung, vielleicht mehr, als hinreichend war, um Vertrauen zu ihm zu erwecken. Er verneigte sich tief gegen Uriel und nahm die ihm dargebotene Rechte mehr als eine unerwartete Herablassung an, denn als die freundschaftliche Begrüßung eines Gleichgestellten, geschweige eines Verwandten. Uriel, deilten und unverschlossenen Sinnes, verwies ihm, indem sie fortritten, diese seine Zögerung und nannte sie Mangel an Zuvorkommenheit. Aber Jochai lächelte bescheiden und sagte: „Theurer Vetter, es ist eine zu kurze Zeit, daß mir vergönnt ist, in Deiner Nähe zu seyn. Du warst schon lange in Holland, ohne daß ich mehr von Dir erringen konnte, als die ausdeutslose Begrüßung eines Verwandten, der älter und weiser ist, als ich. Jetzt haben Dir aber günstigere Verhältnisse mein brennendes Verlangen, von Dir Freund genannt zu werden, erst seit Kurzem verrathen, und ich fühle, daß es, wie sehr ich Dich liebe, doch immer noch eine Scheidewand gibt, welche mich, wenn auch nicht von Deinem Herzen, doch von Deinem Geiste, Deinen hohen Einsichten und Deinen Tugenden trennt.“ Uriel entgegnete: „Das gelte nicht, lieber Vetter! Du hast mich Dir verpflichtet durch Aufopferung und durch Unterstützung in meinen theuersten Planen, und ich weiß, was ich Dir Alles dafür zu geben schuldig bin. Diesen Morgen habe ich dazu erwählt, Dich in meine Verhältnisse, die Dir zum Theil noch unbekannt seyn müssen, tiefer blicken zu lassen. Sieh, die Sonne ringt sich drüben aus den Nebeln los. Sey dies ein Zeichen, daß nur reine, lichte Wahrheit über meine Zunge kommen

Digitized by Google

soll.“ Uriel ließ die Zügel seines Pferdes tiefer gleiten und begann folgende Mittheilung: „Vor allen Dingen höre das Wichtigste, lieber Vetter: ich bin ursprünglich im Christenthum geboren, erzogen, und habe länger als zwanzig Jahre darin gelebt. Mein Vater Acosta, ein Jude, veränderte seinen Glauben, ich weiß nicht, ob dazu gezwungen, oder durch Vorspiegelung solcher Ehren, wie sie ihm später wirklich zu Theil wurden. Er kam in genaue Berührung mit dem Hofe von Portugal und wurde sogar in den Ritterstand erhoben. Seine großen Reichthümer mögen hiezu die meiste Ursache gegeben haben. Ich war gleichsam dazu bestimmt, die gute christliche Ueberzeugung meiner Eltern recht an's Licht zu stellen; denn ich sollte mich, wenn auch nicht dem geistlichen Stande, doch einer verwandten christlichen Wissenschaft, hauptsächlich dem canonischen Rechte, widmen. Mein angeborner Hang zur Erforschung religiöser Wahrheiten kam dieser Bestimmung zu Hülfe; ich saß Tag und Nacht über den Schriften, in welchen das Christenthum gelehrt wird, und war diesem Glauben so hingegeben, daß ich ihm selbst da noch treu blieb, als mein Vater starb und sich in meiner Familie die Sehnsucht nach ihrer alten gewohnten Weise, oder wie sie es nannte, das Gewissen regte. Ich betrieb mein Rechtsstudium mit regem Eifer und wurde in meinem zwei- und-zwanzigsten Jahre der Hauptkirche von Porto als Schatzmeister beigesellt. Doch bald ließen die näheren Berührungen mit den Wortführern der christlichen Lehre meine Liebe für sie erkalten, und wie ich denn immer so schwach bin, die Wahrheit einer Sache mit der Lüge ihrer Vertheidiger zu verwechseln, so entschloß ich mich, zu dem Glauben meiner Vorväter zurückzukehren.“ Ben Jochai richtete, vielleicht unwillkührlich, bei dieser Stelle einen scharfen Blick auf Uriel, den dieser sogleich verstand und fortfuhr: „Du wunderst Dich, lieber Vetter, daß ich meinen Entschluß, zum Gesetze zurückzukehren, durch meine Schwäche herunterzusetzen scheine. Doch wollte ich nur sagen, daß sie mir den ersten Anstoß gab, am Christenthum zu zweifeln. Wie sehr ich mich mit Jesus, dem größten Juden aller Zeiten, befreundet hatte, so sah ich doch bald ein, daß es niemals in seiner Absicht liegen konnte, den Dienst Jehovas, den er seinen Vater nannte, zu stürzen und dafür seinen eigenen aufzubauen. Ich überzeugte mich, daß die Schriften des neuen Testaments mit Unrecht zu der Ehre gekommen sind, die Grundlage eines neuen Glaubens seyn zu sollen, sondern daß sie für nichts mehr oder weniger gehalten werden dürfen, als für eine Erscheinung des ersten Anstoßes, den Jesus gab, und welcher ebensowenig für die Erforschung der Wahrheit verloren gegangen ist, als die Entdeckungen eines Pythagoras, Moses oder Sokrates.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines Verstorbenen.

Koketterie.

Die Koketterie heischt einen feinern Scharfsinn als die Höflichkeit: denn eine Frau, allgemein höflich, hat immer genug gethan; aber die Kokette würde bald durch so übel berechnete gleiche Behandlung ihre Herrschaft verlieren. Alle verbinden wollend, würde sie alle ihre Liebhaber zurückstoßen. In der Gesellschaft gefällt die Art, mit der man alle Männer behandelt, oft auch allen; ist man nur gut behandelt, so achtet man nicht so genau der Vorgezogenen; aber in der Liebe ist eine nicht ausgezeichnete Gunst Beleidigung. Ein gefühlvoller Mann zöge vor, mißhandelt, als mit allen andern gleich gut behandelt zu werden, und das Aergste, was uns widerfahren kann, ist, sich nicht ausgezeichnet zu sehen. Will somit eine Frau sich mehrere Liebhaber erhalten, so muß sie Jeden überreden, daß sie ihn vorziehe, und dies muß in Gegenwart der andern geschehen, welchen sie vor ihm dasselbe glauben macht. Will man Jemand in höchster Verlegenheit sehen? Dies ist ein Mann in Gegenwart zweier Frauen, mit deren jeder er in vertrautem Umgange steht, und man beachte die dumme Figur, die er spielt. Man setze in dieselbe Lage eine Frau zwischen zwei Männern (die Fälle werden nicht selten seyn), und man erstaunt ob der Gewandtheit und Schlangenklugheit, mit welchen sie beide täuscht, und wie jeder, des andern heimlich lachend, für den ausschließlich Begünstigten sich hält. Wenn diese Frau beiden gleiches Vertrauen bewiese, gegen beide in gleichen Ton der Traulichkeit stimmte, wie würden sie, auch nur auf einen Augenblick, von ihr sich täuschen lassen? Solche gleich behandelnd, zeigte sie nicht, daß beide gleiche Rechte bei ihr hätten? Wie ganz anders ist ihr Benehmen! weit entfernt, auf gleiche Weise sie zu behandeln, nimmt sie den Schein, mit jedem sich anders zu benehmen; ihr gelingt, diesem, dem sie schmeichelt, glauben zu machen, es geschehe aus Zärtlichkeit, indeß jener, den sie mißhandelt, wähnt, es geschehe, ihn hierdurch zu reizen. So sieht sie jeden zufrieden mit seinem Loose, nur mit ihm beschäftigt, indeß sie im Grunde nur mit sich selbst beschäftigt ist.

Eine gewisse bösartige, spottende Koketterie macht die Schmachtenden noch irrer, als Stillschweigen und Verachtung. Welch Vergnügen, einen süßen Selabon außer Fassung, beschämt, verwirrt und bei jedem Wort befangener zu sehen, wenn gegen ihn nicht brennende, aber desto schmerzendere Liebespfeile abgedrückt werden!

Gespräch. Höflichkeit.

Das gewöhnliche Geplauder rührt nothwendig von einer gewissen Verstandesanmaßung her, oder von dem

Digitized by Google

Werthe, den man auf Kleinigkeiten legt, welche man, thörichter Weise, Andern so wichtig als sich selbst glaubt. Wer die Dinge hinreichend kennt, um solchen den geeigneten Werth beizulegen, spricht nie zu viel; denn er würdigt auch die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkt, und das Interesse, welches man an dem Gesagten nimmt. Leute, die wenig wissen, sprechen gewöhnlich viel, und Jene, die viel wissen, sehr wenig. Es ist natürlich, daß ein Ignorant Alles richtig finde, was er weiß, und Aller Weit es sage. Aber ein unterrichtetee Mann legt nicht leicht sein Wissen auf: er hätte zu viel zu sagen, fürchtet, was hierauf Andere sprächen, und schweigt. Das Talent, zu sprechen, behauptet den ersten Rang in der Kunst, zu gefallen; nur hierdurch vermag man neue Reize jenen beizufügen, an welche Gewohnheit den Geist gewöhnt. Es ist der Verstand, der nicht allein den Körper belebt, sondern auf gewisse Weise denselben erneuert, durch der Gefühle und Ideen Reihenfolge beseelt und ändert er die Physiognomie, und bei seinen Reden haftet die Aufmerksamkeit lange mit gleichem Interesse an demselben Gegenstande.

Der guten Unterhaltung Ton ist fließend und natürlich, weder schwerfällig, noch oberflächlich, gelehrt ohne Pedanterie, munter ohne Lärmen, höflich ohne Zieeeeel, verbindlich ohne Schwulst, muthwillig ohne Zweideutigkeit. Es sind weder Dissertationen, noch Epigramme; man erörtert, ohne zu streiten, scherzt ohne Wortspiele, paart mit Gewandtheit, Verstand und Vernunft Maximen und Witzworte, geistreichen Spott mit der strengsten Moral. Man spricht von Allem, damit Jeder etwas zu sagen habe, erschöpft kein Thema, um nicht zu langweilen, wirft es hin im Vorübergehen, gleitet flüchtig darüber hinweg; Jeder sagt seine Meinung, mit wenig Worten sie beleuchtend; Keiner bekämpft mit Eifer jene eines Andern, oder vertheidigt hartnäckig die seinige; man widerlegt, um sich aufzuklären, Jeder belehret, Jedee unterhält sich, und man trennt sich zufrieden; der Weise selbst kann aus solchen Unterhaltungen Stoff zu fortgesetzter ruhiger Betrachtung schöpfen.

Die wahre Höflichkeit besteht darin, den Menschen Wohlwollen zu bezeugen. Der Menschheit rechtliches Interesse, einer offenen Seele reine und rührende Ergießungen haben einen ganz andern Ausdruck, als der Höflichkeit falsche Betheuerungen, und der trügerische Firnis, den Weltbrauch heischt. Es ist sehr zu fürchten, daß Jener, der beim ersten Zusammentreffen mich wie einen alten Freund umarmt, nach Verlauf nicht gar langer Zeit einem Unbekannten gleich mich behandle, wenn ich von ihm einen wichtigen Dienst verlange. Sieht man der gewöhnlichen Weltleute so warmen Antheil an so vielen Menschen, so kann man leicht annehmen, daß sie an Niemand weichen nehmen.

Ueberhaupt ist der Männer Höflichkeit dienstfertigee, jene der Frauen schmeichelnder. Man bemerkt dies am auffallendsten in den sogenannten offenen Häusern, deren Hausehre Mann und Frau gemeinschaftlich machen. Beide sind gleich gut erzogen, mit gleichem Geschmacke und Verstand ausgestattet, gleich höflich, von gleichem Verlangen beseelt, die Leute gut aufzunehmen und zufrieden von ihnen weggehen zu sehen. Der Mann unterläßt keine Sorge, auf Alles aufmerksam zu seyn; er geht, kommt, geht der Reihe nach herum, bemüht sich auf tausenderlei Art, und möchte ganz Aufmerksamkeit seyn. Die Frau bleibt auf derselben Stelle. Ein kleiner Kreis sammelt sich um sie und scheint der Gesellschaft übrigen Theil ihr zu verbergen; doch geht darin nichts vor, was sie nicht bemerkt, kein Mensch verläßt den Saal, mit welchem sie nicht gesprochen hätte, sie unterließ nichts von dem, was Alle interessiren konnte, sie sagte Jedem etwas Verbindliches, und ohne die Ordnung zu stören, war doch der Lezte eben so wenig als der Erste vergessen. Bei Tische wird der Mann, der die Leute kennt, die sich zusammen schicken, ihnen hienach ihre Plätze anweisen; die Frau, ohne dies zu wissen, wird sich darin nie trügen. Sie hat den Augen, dem Benehmen schon alle Schicklichkeiten abgelauscht, und Jeder wird an der Tafel den gewünschten Platz einnehmen. Der Hausherr gibt Acht, daß Keiner in der Bedienung übergangen werde; aber die Frau erräth die Speisen, die man mit lüsternen Blicken beäugelt, und bietet davon an. Mit ihrem Nachbar sprechend, wirft sie einen Blick an der Tafel äußerstes Ende, den, der aus mangelndem Appetit nicht ißt, recht gut von Jenem unterscheidend, der ungeschickt oder blöde ist. Nach Tische glaubt Jeder, sie habe nur an ihn gedacht, sie habe nicht Zeit gehabt, nur einen Bissen zu essen, und die Wahrheit ist, daß ihr Appetit der beste war. Ist Jedermann weg, spricht das Ehepaar über das Vorgefallene: der Mann erwähnt, was man mit ihm sprach, was Jene sagten und thaten, mit welchen er sich unterhielt. Ist auch hierin die Frau nicht am genauesten, so hat sie dagegen bemerkt, was man in des Saales entferntestem Winkel leise gesprochen; sie weiß, was Dieser dachte, auf was sich Jenes Aeußerung und Miene bezog; keine ausdrucksvolle Bewegung hatte statt, deren Deutung sie nicht sogleich zu geben bereit wäre, und welche fast immer die richtige ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Die Millionenrechnungen.

Von jenen Verschönerungsplanen waren einige ausgezeichnet und belohnt worden; es scheint aber, daß man sie

nun alle auf die Seite legt. Ist es nicht die höchste Unbilligkeit, zuerst die Künstler zum Einsenden der Pläne aufzumuntern und dann alle zu verwerfen, obschon man einige derselben höchlich gelobt hatte? Daran sind aber die Künstler in Paris gewöhnt. Ehe ein Bau hier beginnt, gehen die Anschläge durch ein halb Dutzend Büreau's, bleiben in jedem eine Zeitlang liegen, und wenn man glaubt, endlich sey Alles abgefertigt, so tritt irgend eine Behörde, die bei der Sache etwas zu sagen hat, auf und wirft Alles um, was die andern untersucht, gebessert oder gebilligt haben. Freilich kommt kein Monument unter einigen Millionen Franken zu Stande, und man kann es daher der Regierung nicht ganz verdenken, wenn sie die Vorsicht beim Ueberlegen so weit treibt. An dem Hôtel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welches auf dem Kay schon unter Napoleons Regierung angefangen, seitdem aber liegen geblieben war und an dem erst jetzt rasch fortgebaut wird, sollen schon drei Millionen darauf gegangen seyn, ehe die Banten sich noch über den Boden erheben. Wenn nun drei Millionen in diesem Gebäude unter der Erde stecken, so kommen gewiß zwölf darüber zu stehen. Die Nation erfährt selten, was sie ein vollendetes Monument in Allem gekostet hat; denn es wird so lange und zuweilen mit so vieler Unterbrechung daran gearbeitet, und das Geld wird von den Kammern in so langen Zwischenräumen theilweise gefordert, daß vermuthlich sogar die Regierung zuletzt nicht mehr weiß, wie viel sie schon ausgegeben hat. Wenn man die Gebäude von Paris nach ihren Kosten schätzte, so würde eine Summe herauskommen, die vielleicht den Ertrag zweier Welttheile überstiege. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß man in den Prospekten neuer Unternehmungen so oft von Millionen spricht und bei seinen Berechnungen sich in die Millionen verstiegt. Als vor zwei Jahren der berüchtigte Vidocq sein Nachweisungsbüreau für Kaufleute anlegte, berechnete er, daß die Kaufmannschaft in Paris jährlich durch Leute, denen sie unvorsichtig vertraut, um 12 bis 18 Millionen betrogen werde; natürlich wollte er ihr diese durch sein Nachweisungsbüreau ersparen, was aber nicht geschehen ist; denn die Kaufmannschaft wird nach wie vor betrogen und läßt sich noch eben so leichtfertig in falsche Spekulationen ein. Neulich haben wir gesehen, daß sich der Vicomte Bostherel mit seinen Omnibus restaurans ebenfalls eine Einnahme von einigen Millionen versprochen hat. Herr Lenner, Inhaber des neulich vom Volke auf dem Marsfelde in Stücke zerrissenen Luftballons, läßt jetzt einen neuen zusammennähen, ebenfalls in der Hoffnung, mit Luftfahrten Millionen zu gewinnen. Sogar die Gelehrten sprechen von Millionen. Der berühmte dramatische Dichter Alexander Dumas hat mit einem sehr unternehmenden Manne, dem Baron Taylor, den Verfaß gefaßt, auf einem eigens dazu eingerichteten Dampfschiffe das ganze mittelländische Meer zu umschiffen und diesen Periplus auf seine Weise zu beschreiben; er will den Text und Taylor mit seinen Künstlern die Kupfer liefern, und so wollen sie eine Zeitlang das Publikum in kleinen Heften angenehm unterhalten. Jeder hofft dabei einen Antheil von einigen Millionen zu bekommen und dann gemächlich ausruhen zu können. Wenn es wahr ist, daß sie bereits 40.000 Abnehmer zu ihren Reisehesten haben, wie ihre Agenten behaupten, so wäre allerdings ein guter Anfang zu jenen Millionen gemacht. Und wenn man sieht, mit welchem Aufwande einige Modeschriftsteller hier leben, so meint man allerdings, sie müssen Millionen nöthig haben, um dieses üppige Leben so fortsetzen zu können.

Dg.

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsetzung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Diese allgemeinen Versammlungen, deren Bestimmung zunächst keine andere ist, als das Zusammentreten der Gesellschaft feierlich zu constatiren und den Ort der nächsten Versammlung zu wählen, haben allerdings mit dem eigentlichen Zweck des Vereins wenig zu schaffen. Je reger indessen auch hier die Theilnahme des Publikums daran war, je mehr sich selbst unsere Frauen dazu drängten, desto mehr mußte Jeder wünschen, daß sich die Wissenschaft, im Interesse ihrer Popularität, ein klein wenig mehr auf das Paradiren verstehen möchte. Der eigentliche Zweck dagegen, die natürliche Beschaffenheit der Gegend des Versammlungsorts, seine wissenschaftlichen Institute und Sammlungen, und sich unter einander kennen zu lernen, Ideen und Erfahrungen auszutauschen, ist hier gewiß, trotz der mannichfaltigen, von der Gastfreundschaft gebotenen Zerstreuungen, in befriedigendem Grade erfüllt worden. Zu den Sitzungen der Sektionen war das große, eben fertig gewordene, sehr hübsche Kanzleigebäude eingeräumt. Wir hoffen nicht, daß Themis zu der Weise, wie ihr Tempel eingeweiht wurde, die Nase gerümpft hat. Wenigstens sah der Name Justinians ganz heiter auf die Mineralien und Versteinerungen, die verworrenen Prozeßakten der Erdbildung, nieder, und das Symbol der Wage paßte für die transitorische Bestimmung zum allerwenigsten eben so gut, als für die permanente. Wenn die fragmentarischen Verhandlungen, welche den bestgeordneten unsers Kassationsgerichts vorangingen, ungleich kurzweiliger sind, als diejenigen, welche hier dereinst Numine Justiniani werden vorgenommen werden, so haben dafür jene im Ganzen völlig die Natur eines Reichskammergerichtsprozesses, welche unsere Prozesse, Gottlob! längst ausgezogen haben. — Neben den gewöhnlichen Sektionen war diesmal eine landwirthschaftliche gebildet worden, wozu der mit der vorzüglichen Bestimmung unsers Landes zum Ackerbau in Verhältniß stehende Umfang der in hiesiger Stadt und ihrer Umgebung bestehenden Anstalten für dieses Fach, und die Anwesenheit mehrer achtungswerthen fremden Landwirthe zunächst Veranlassung gab. Die in dieser Abtheilung aufgestellten reichen Proben unserer diesjährigen Früchte waren ein schönes Symbol jener Bestimmung unsers Landes, und überzeugten die Fremden, daß unsere Stadt nur das größte Dorf in einem großen Garten ist. — Der wissenschaftliche Verkehr in den Sektionen war sehr interessant, mannichfaltig und lebendig; viele Mitglieder hatten eine Menge Naturgegenstände, Präparate, Instrumente, Abhandlungen und Erfahrungen mitgebracht. Die Leser erwarten keine Details über diese Verhandlungen, deren vornehmster Reiz nicht im Mitgetheilten, das ja, und wäre es nur ein Tropfen, seinen Weg in den Strom der Wissenschaft ohnehin fände, sondern in der Anschauung der Persönlichkeit des Mittheilenden liegt. Indessen ist uns unter dem, was hier zur Sprache kam, Manches aufgestoßen, was sich in gehöriger Form trefflich zu Vorträgen in den allgemeinen Versammlungen geschickt hätte; wir rechnen hieher z. B. das, was Zeune aus Berlin in der mathematisch-geographischen Sektion über den Seeboden mitgetheilt hat, und wir können uns im Interesse unseres auf der Galerie stehenden Publikums das Vergnügen nicht versagen, mit einigen seiner geistreichen Bemerkungen, wie wir sie flüchtig aufgefaßt, unsern Bericht zu schmücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Oktober 1834.

— Locum immeritum causatur inique:
In culpa est animus.

Horat

Die Nebel Londons und die todte Jahreszeit.

England ist in der öffentlichen Meinung des Festlandes das Land der dicken Luft und der Nebel, des dicken Bluts und des Selbstmords. Wer von Paris spricht, meint darunter Frankreich; wer Paris sah, hat Frankreich gesehen. Wer von Englands Nebeln spricht, bezeichnet damit die Nebel Londons, und wer London sah, hat noch keineswegs England gesehen. Nun, mit den Nebeln mag es in London seine Richtigkeit haben; daß es aber mit den Selbstmorden seine Richtigkeit nicht hat und daß das heitere Paris dieser schauderhaften Handlungen bei Weitem mehrere zählt, als das düstere London, ist bekannt und war bekannt, ehe Bulwer in seinem England und die Engländer — ein Werk, das, nebenbei zu bemerken, im Auslande viel höher gestellt wird als im Inlande, weil es für das Inland Unwahrheiten enthält, welche das Ausland für Wahrheiten nimmt — durch eine Art statistischer Tabellen jene Thatsache nachwies. Wiewohl indessen die Nebel Londons nicht weggestritten werden können, so wird doch wohl im Allgemeinen zu viel von ihnen gesprochen. Daran sind die Londoner selbst schuld; sie hassen den Rauch ihrer Stadt und lieben davon zu reden. Wer einem Ausfluge nach dem Continente oder, im Fall gewisse Ursachen einen solchen verhindern, einer mehrtägigen Landpartie ein Mäntelchen umhängen will, der hängt es — in den Rauch. Der hohe Adel zieht in die Stadt, wenn er sich einbildet, daß der Rauch ausziehe, und eilt auf seine Landsitze zurück, wenn er meint, daß er im Rauche der Stadt ersticken müsse. Für Alle, die mit den Parlamentssitzungen nichts zu thun haben, ist dies die einzige scheinbare Rechtfertigung einer Sitte, von der man sich wahrhaftig nicht genug wundern kann, wie der Rauch im Stande gewesen ist, sie so lange, sie bis auf den heutigen Tag zu erhalten. Wenn in andern Ländern der Frühling sein Grün und seine Blüthen dem Schnee und dem Eise des Winters folgen läßt, macht der Städter sich nach seinen Landsitzen auf, das müde Auge im frischen Grün zu stärken, die wunde Brust im Blüthenduft zu heilen; wenn in England der Frühling die ganze Fülle seiner Reize, den wunderbaren Schmelz seiner Farben auf die Fluren breitet, was thut da der Engländer? Er kann nicht schnell genug nach London kommen; die Season, die Jahreszeit bricht an, die Tanzsäle werden geöffnet, und es tanzt sich so schön in den milden Mainächten, in den heißen Junitagen! Die italienische, die deutsche Oper beginnt, man stößt und drängt sich in den Routs; und sobald die Tage anfangen kurz und die Bäume geld zu werden, da ist die Season vorüber und man entflieht dem Rauche der Stadt, um sich auf dem Lande am Kaminfeuer zu wärmen.

Digitized by Google

Ist denn nun aber London wirklich die schmutzige, räucherige, ungesunde Stadt, für welche sie allgemein gilt? Ein Deutscher, der schon oft über das Weichbild seines Geburtsortes hinausgewandeet war — auf den Jahrmarkt in die nahe Stadt, und der von der Fregatte, die auf der Havel bei der Pfaueninsel vor Anker liegt, sich ein deutliches Bild von der Schlacht bei Navarin entnommen hatte, wurde von dem unaufhaltsamen Rade des Verhängnisses nach London getrieben. In seiner Phantasie dreitete sich London unter dem Bilde eines offenen, weiten, Alles veeschlingenden Grabes aus, und obgleich der Anblick zweier Linienschiffe, denen sein Dampfboot auf der Ueberfahrt begegnete, ihn von seinem Irrthum hinsichtlich der Schlacht bei Navarin überzeugte, fiel es ihm doch nicht entfernt ein, daß seine Vorstellung von London eben so irrig seyn könne; die Anekdote von den Dienern des peesischen Gesandten, welche nach sechswöchentlichem Aufenthalt in London bei dem ersten Sonnenblick zu ihrem Herrn hereingestüezt kamen: „wir haben sie gesehen!“ war ihm zu lebhaft im Gedächtniß. Als er die Themse hinaufschwamm, nahm er in Gedanken Abschied von dem blauen Himmel, den er nun nicht mehr sehen, von der Sonne, die ihm nun nicht mehr scheinen, von dem warmen Leben, das sich nun bald in eisigen Tod verwandeln sollte. Es war Mitternacht, als er ankam. Wie er am folgenden Morgen nach einem herzhaften Schlafe die Augen aufschlug — war er denn in London? Die Sonne schien ihm in's Gesicht. Er wollte vor Freude lächeln; aber nein: leider! ruft er, das ist kein Sonnenschein! das ist dasselbe helle Gaslicht, welches mich gestern Abend glauben machte, es sey Tag statt Nacht, welches die Nacht zum Tage und den Tag, ach Gott! auch nur zum Tage macht. Warum sind die Menschen hier nicht mindestens so menschenfreundlich, daß sie, die Täuschung täuschender zu machen, in jeder Laterne am Tage drei Flammen und des Nachts, wie in Dresden jede Nacht um eilf Uhr, nur eine Flamme und diese möglichst spärlich anzünden. Aber indem er sich aufrichtete, fiel sein Blick durch die Fensterscheiben in den blauen Himmel. Das konnte keine Täuschung, kein Erzeugniß des künstlichen Gaslichtes seyn; er sprang an's Fenster und starrte entzückt in den blauen Himmel und in die goldene Sonne. Als er dann die lange Oxfordstraße durchwanderte, die herrliche Regentstraße sah, den Waterlooplatz überschritt und durch die breiten Straßen Pall Mall, Whitehall und Parliament nach der Westminsterbrücke kam, er statt aus einer Pfütze in die andere zu treten, überall die breiten, ebenen, trockenen Bürgersteige fand, er statt in engen Gassen von wirbelndem Dampfe erstickt zu werden, überall feische Luft athmete und unter dem blauen Aether im Sonnenscheine wandelte — da gestand er dem Freunde, daß seine Vorstellung von London so irrig gewesen sey wie die von der Schlacht von Navarin.

Es war allerdings ein Sommermonat, in welchem unser Deutscher hier ankam, und allerdings ist Londons Physiognomie im Sommer freundlicher als im Winter. Allein wie kurz macht sich hier der Winter! Und wenn die warme Luft das wenige Eis weggeschmolzen hat, wenn die Bäume ihre grünen Kleider wieder anziehen und die Kinder auf dem Lande im jungen Grase mit den ersten Blumen spielen, da braucht der Londoner nicht über den Umkreis der Stadt hinauszugehen, um auf Rasen zu wandeln, da braucht er nur aus seinem Fenster zu sehen, um grüne Bäume zu erblicken. Die Wohlthat des sogenannten Squares, dieser geräumigen, mit Bäumen bepflanzten und gleich Gärten gepflegten Plätze, hat vielfache Anerkennung gefunden und kann auch nie genug gelobt werden. Wunder muß es hingegen nehmen, wie Tausende von Menschen in London geboren werden und in London sterben, wie Tausende von Fremden nach London kommen und London verlassen können, ohne zu bemerken, daß unter den sechstausend Gassen dieser Riesenstadt kaum eine einzige seyn dürfte, die nicht wenigstens einen Baum besizt, an dessen grünem Laube das Auge sich erfreuen und erfeischen kann. Vom Westende, diesem frei und offen gebauten Theile, dieser Zierde Londons, ist hier natüelich nicht die Rede. Um den aufgestellten Satz zu beweisen, bedaef es einer Wanderung durch die City, duech die engen, veeschlungenen Gassen und Gäßchen dieser ungeheueen, immer bewegten Handelswelt. Selbst dier überall grüne Bäume. Die lange, enge Wattingstraße allein scheint keinen Raum für solche Allodeia zu haben; doch das scheint nur so: einem aufmeekfamen Wandeeer wird der Baum nicht entgehen, der dort auf dem Dache eines Hauses grünt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

„So schloß ich weiter,“ fuhr Ueiei fort, „und riß zuvörderst das histoeische Gewand von der Christuslehre; denn niemals wird dem die Wahrheit sichtbar weeden, welcher sich über die Begünstigung, welche der Irrthum so oft von der Zeit, dem Orte, von weltlicher Macht, von dem Zeugnisse darauf gebauter Einrichtungen empfängt, nicht gänzlich hinwegsetzen kann. O wie frei athmete ich damals auf, wie schien mir plötzlich Alles eine andere Gestalt angenommen zu haben! Wie erhaben fühlte ich mich, seit ich den Muth gehabt hatte, dies ganze Gewirre von Satzungen, Parteigezänk, von weltlichem und

Digitized by Google

geistlichem Pomp, von kecker Anmaßung der richtigen Meinung und von Verfolgung für Nichts zu halten! Meine ganze Familie kehrte damals gemeinschaftlich mit mir zum jüdischen Bekenntniß zurück, und da wir nicht hoffen durften, unter diesen Umständen in Portugal gesichert zu seyn, da zumal die Inquisition das erste Geschenk war, welches die spanische Herrschaft der mit ihr vereinigten portugiesischen brachte, so verließen wir die Heimath und kamen zu Euch, wo wir liebevolle Aufnahme fanden.“ Uriel hielt hier inne, denn er fühlte wohl, daß er sich schwierigen Geständnissen nahte. Er mußte entweder von dem so eben Zugestandenen Vieles zurücknehmen, oder sich selbst einer auffallenden Unbeständigkeit anklagen. Ben Jochai strich die Mähne seines Pferdes; doch schien sich hinter diese Unbefangenheit seine lauernde Erwaetung zu verstecken. „Nun weißt Du ja, lieber Vetter,“ fuhr Uriel endlich fort, „was mir fernerhin Alles begegnet ist. Die ganze Gemeinde ist davon voll, und ich muß sehr fürchten, daß sie in ihrem Eifer schon gegen mich Partei genommen hat. Was ließ sich natürlicher voraussehen, als die Ketzerei, deren man mich beschuldigt? Ich kam bald auf den Gedanken, ob es denn, um meine Abneigung gegen das Christenthum zu beweisen, nöthig war, daß ich Jude wurde? Hatte ich mich nicht von einem Symbol an das andere verkauft, von einer Ceremonie an die andere, von einem Zwange an den andern? Ach, das schnitt tief in meine Seele ein, denn der Trank, den ich gegen genossenes Gift an meine Lippen setzte, war eben so zerstörend, als der frühere. Es war nicht mehr Zweifel, sondern Haß gegen das Göttliche, der mich ergriff. Ich klagte den Himmel an, daß er sich der niedrigsten, elendesten, materiellsten Stützen bediente, um in die Herzen der Menschen einzusteigen, und ergab mich zuletzt einer dumpfen Gleichgültigkeit, von der ich glaubte, daß sie gegen Alles schützen könnte. Ich zog mich von der Gemeinde zurück; doch der unglückliche Wahn, in mir ein erwähltes Werkzeug der Jehovaehre gefunden zu haben, bestimmte diese, mich immer wieder aus meinem Versteck hervorzusuchen. Ich sollte die Anwaldschaft für das jüdische Gesetz übernehmen, bald in Schriften, bald in öffentlichen Disputationen, bald gegen Christen, die sich dem Judenthum zuwenden wollten. Mein Herz ist der Lüge Feind, ich schwieg, wenn meine Gegner die Rabbinische Tradition angriffen, ich erklärte sogar, niemals eine Moral des Eigennutzes vertheidigen zu können. Der Bruch mit der Synagoge wurde immer sichtlicher. Man drach in meine Wohnung, raubte die Papiere, welchen ich meine zitternden, schüchternen Gedanken anzuvertrauen wage, Gedanken, die ich nicht aufzeichnen würde, wenn ich sie für schon ausgemachte Wahrheiten hielte; man übergab sie dem Arzte de Silva, meinem ehemaligen Freunde, der entschlossen seyn soll, sie durch eine öffentliche Schrift zu widerlegen. So werde ich, ohne es zu wollen, in einen harten Kampf verwickelt, den ich nicht bestehen kann, weil ich ohne alle Rüstung bin. Denn fragst Du mich, welches mein Ziel, mein Letztes, das ich trotz aller Martern nicht lasse, so leicht mein Leid in die Klage aus, die im Raum und in der Zeit Alles um mich her stöhnt, und mich unaussprechlicher verzehrt, als die Widerwärtigkeiten mit der Synagoge. Es läßt sich nichts unwiderruflich festsetzen: ich weiß nichts, lieber Vetter.“ Ben Jochai war offenbar in Verlegenheit gerathen; man wird es immer, wenn die Aufrichtigkeit eines Heiden plötzlich in jene Rührung übergeht, welche Zuspruch zu verlangen scheint, und den man doch nicht zu geben wagt. Noch dazu war er darauf vorbereitet, daß sein Vetter in das Lod des Christenthums ausbrechen würde; ja er glaubte nach einigen Augenblicken, sich doch nicht in seiner Rechnung betrogen zu haben, und wandte sich zu Uriel: „Unter solchen Umständen muß natürlich Deine alte Liebe zum Christenglauben wieder in Dir erwachen, und ich glaube, Du würdest glücklich werden, wenn Du einzig der Eingebung Deiner Neigung und Deinem Muthe, den ich nicht in Abrede stelle, nachgäbest.“ Doch Uriel winkte mit der Hand, und ohne zu ahnen, daß sein Vetter wie im Tone des Versuchers zu ihm gesprochen hatte, flüsterte er heimlich, als wenn er sich des Bekenntnisses schämte, aber doch mit ganzer Seele: „Ich hasse die Christen!“ gab seinem Thiere die Sporen, und schien eine weite Strecke lang nur mit dem schnellen Hufe seines Rosses beschäftigt zu seyn.

Doch jezt entfernten sich die Reiter von der großen Landstraße und bogen in einen Seitenweg ein, der sie ihrem Ziele näher führen mußte. Vielleicht kam Uriel dadurch in eine ruhigere Gedankenverbindung und hätte gern das Unvermeidliche fallen lassen; doch Jochai hatte die Pause benutzt, um eine Trostrede zusammenzusetzen, wie sie großen Situationen gern nachzuhinken pflegt. „Obschon sich nicht erwaeten läßt,“ sprach er, „daß Du auf die Synagoge mit Veränderungen wirken kannst, so wird sie sich zulezt doch entschließen müssen, Dich Deinen eigenen Weg wandeln zu lassen. Du bist schon weit berühmt in diesen Ländern, und wenn gleich der Ruhm das am leichtesten Antastbare ist, so ist der Synagoge doch nicht gegeben, Dich zu erreichen. Du wirst die glücklichsten Tage verleben, wenn erst Judith Deine Gattin ist und sie alle ihre wunderbaren Reize, die jezt noch ihres Vaters Haus verschließt, in dem Deinigen entfalten kann.“ Diese Wendung war wirksamer, als der Anfang in Jochai's Beruhigungsworten. Uriel sah freudig auf, ritt seinem Vetter näher und sprach mit Entzücken: „Dem theuern Weibe so nahe, nimmt

Digitized by Google

mir die Welt eine ganz andere Gestalt an. Kann auch das, was häßlich ist in meinem Leben, nicht zur Schönheit sich plötzlich umwandeln, so fühle ich doch, wie geringfügig es ist, und hüte mich, Gedanken daran zu verschwenden, die ich in dem Augenblicke nur meiner Liebe entzogen glaube. Noch begreife ich nicht, Vetter, wie Du mir Deine Rechte auf Judith so ohne Schwierigkeit abtratest."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsetzung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Bekanntlich ist in neuester Zeit die Entdeckung gemacht worden, daß die kaspische See um dreihundert Fuß tiefer liegt, als der Spiegel des schwarzen Meers. Es erschien dies den ersten Beobachtern, Engelhardt und Parrot, selbst so auffallend, daß sie sich nur zweifelhaft darüber aussprachen, und an genauere Messungen in der Zukunft appellirten. Aber schon nach wenigen Jahren fand sich das von den bescheidenen Männern mittelst des Barometers gefundene Faktum auf's Schönste und Unzweideutigste bestätigt. Der Zufall führte einen reisenden Engländer, der die Höhen vermittelst des kochenden Wassers bestimmte, an die Küste der kaspischen See, und dieser, der von der Beobachtung Engelhardts und Parrots gar nichts wußte, fand zu seinem Erstaunen, daß der Spiegel der kaspischen See gegen dreihundert Fuß unter dem des Pontus euxinus liegen müsse. Auf diese Weise ist an dem durch ganz verschiedene Methoden und von verschiedenen Beobachtern ganz unabhängig gefundenen Faktum nicht zu zweifeln. Die Ursache dieses Phänomens mag nun seyn, welche sie will, Jenne glaubt im Herodot Spuren zu finden, daß diese Veränderung wie der kaspischen See erst seit den historischen Zeiten vorgegangen. Herodot, da er von dieser See spricht, sagt, sie sey länger als breit, erwähnt aber mit keinem Wort des daneben liegenden, immerhin sehr bedeutenden Aralsees. Könnte man nach diesem, freilich rein negativen Umstande nicht vermuthen, beide Seen haben damals nur Einen ausgemacht? Daß Herodot, dessen Genauigkeit und Zuverlässigkeit man durch die Reisen und Entdeckungen der neuern Zeit immer höher schätzen lernt, vom Aralsee so ganz schweigt, ist immer auffallend, und wenn man nach den bekannten Höhemessungen in jenen Landstrichen die kaspische See in Gedanken und auf der Karte um jene dreihundert Fuß auffüllt, entsteht ein weiter Wasserspiegel, in welchem die kaspische See und der Aralsee in Eins verschmelzen. — Dieses Phänomen eines Landstrichs, der im Laufe der Jahrhunderte seine Physiognomie so ganz verändert hat, womit auch die Lebensbedingungen für den Menschen ganz andere geworden sind, brachte Jenne auf die Idee, nach den besten Seekarten zu ermitteln, welchen Einfluß ein ähnliches Fallen des allgemeinen Meeresspiegels auf die Gestaltung zunächst von Europa haben würde, mit andern Worten, wie sich der Umriß von Europa darstellte, wenn man von der Meerestiefe dreihundert Fuß wegnähme. Europa verdankt sein Uebergewicht nur seiner Kultur; diese Kultur aber erscheint, wenigstens in ihrer raschen Entwickelung, vorzüglich als Folge der physischen Zerrissenheit unsers Erdtheils, seiner vielfach geschwungenen Küsten, der Unzahl von einspringenden Buchten und Busen, wodurch der Verkehr unter den Völkern und damit die geistige Reibung befördert wird. Es war nun interessant, zu sehen, welchen Einfluß der zufällige Umstand eines um wenige hundert Fuß höhern oder niedrigern Standes des allgemeinen Oceans auf dieses höchst wichtige Moment äußern werde, und Jenne kam nach Anleitung der besten Hülfsmittel zu folgendem überraschenden Resultat. Fiele der Meeresspiegel um jene dreihundert Fuß, so ginge der ganze Norden Europa's jenes Vortheils der Vielgestaltigkeit des Landes verlustig, während er dem Süden ungeschmälert verbliebe. Das weiße Meer, der bothnische und finnische Busen, die Ostsee, das deutsche Meer, der Kanal la Manche, der irische Kanal, alle diese Busen und Meeresarme erreichen die Tiefe von dreihundert Fuß nirgends, oder nur an wenigen Stellen, und wenn sich somit das Meer um so viel zurückzöge, entstände ein großer Kontinent ohne bedeutend eingeschnittene Küsten, so kompakt wie Afrika, der sich vom Eismeer um den Norden von Scandinavien herum jenseits der shetländischen Inseln an den Westküsten von Island und Frankreich herab in den Meerbusen von Biscaya zöge; ganz Scandinavien, Dänemark, Großbritannien wären verschwunden, und man könnte in gerader Linie von der Westküste Irlands bis Archangel trockenen Fußes gelangen. Welch gänzliche Veränderung im Geschick der Völker ergäbe sich somit in Folge eines Zurücktretens des Oceans um wenige hundert Fuß! Desto auffallender ist das Resultat derselben imaginären Operation im Süden von Europa: während die Küsten aller oben genannten Meeresarme und Busen ziemlich schief unter den Meeresspiegel streichen, fallen vom Meerbusen von Biscaya an um das ganze südliche Europa herum die Ufer steil ab, und das Meer hat in geringer Entfernung vom Lande fast überall eine große Tiefe, so daß die See um jene dreihundert Fuß fallen könnte, ohne daß sich die Umrisse der pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Griechenlands u. s. w. wesentlich veränderten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthselmetamorphosen.

(s. Nr. 286.)

1.

Macht doch ein ganz Gebirg geschwind
Mir aus gekörntem jungen Rind!

2.

Gebt ihm zum Kopf ein M statt L:
Zum Vogel wird mein König schnell.

3.

Es ist ein schlechter Kerl, gebildet wird er ganz
Aus ungestümtem Fuchs und angefügtem Schwanz.

4.

Ein Amtsgesicht, des Kopfs beraubt,
Wird zahnscharf Thier, das Speisen raubt.

5.

Nimm den Kopf dem König der Welt und hintenan sey' ihm,
So zur Königin wird er, doch in kleinerem Reich.

6.

Wenn du dem menschenähnlichsten Vieh anheftest ein Köpfchen,
Mensch wohl, ähnlich dem Vieh, wird es doch immer noch seyn.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 6. Oktober 1834.

Der Liebe Fühlen ist empfindlicher
Als der gewundnen Schnecke zartes Horn.
Den leckern Bacchus nennt geschmacklos Liebe;
Wenn Liebe spricht, stillt aller Götter Sang
Die Himmel selbst in Ruh durch Harmonie.

Shakespeare.
Verlorne Liebesmüh.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Jochai lächelte und ertgegnete: „Obgleich mich schon die Wiege zu Judiths Verlobten machte, so gelang es mir doch in eeiferen Jahren nie, mich in mein Recht einzusetzen. Ich überließ es Dir, weil ich Dich liebe und Dein Leiden um die Angebetete mir Mitleid einflößte. Ich konnte auch Judiths Verlangen nicht besser stillen, als wenn ich Die den Paß erleichteete. Ich freue mich nun, Euch glücklich zu sehen.“ Uriel reichte ihm die Hand und sagte: „Deßhalb hast Du mich auch zu Deinem ewigen Schuldner gemacht. Einen treuern Boten und uneigennützigeren Zwischenhändlee, wie sie jede Liebe verlangt, habe ich nicht finden können. Verzeihe mir's, daß ich Dich heut zum Lohne mit so vielen trübseligen Geschichten bedachte!“ Aber Jochai hörte nicht darauf, und wie in Vergessenheit versunken, speach er vor sich hin: „O Judith ist schön!“ Uriel fühlte, wie seine gesteigerte Sehnsucht das Echo dieser Worte wurde und lauschte entzückt, wie Jochai seinen heimlichen Ausruf mehrfach wiederholte.

Die Sonne hatte schon weit über ein Viertel ihres Halbbogens zurückgelegt, als sich die Reiter dicht in der Nähe ihres Zieles befanden. Das im besten Style für die damalige Zeit gebaute Landhaus des reichen Juden Manasse Vanderstraten schimmerte ihnen durch Bosquets und Alleen entgegen; in kurzer Zeit hatten sie die Zugbrücke des Grabens, der noch ziemlich feudalistisch das moderne Schloß umgab, erreicht und ritten in den Hof ein. Dieser so frühe Besuch war eine Ueberraschung; doch bald waren die zerstreuten Glieder des Hauses auf einem Punkte, Judith in den Armen Uriels, der alte Vanderstraten im Handelsgespräche mit Ben Jochai. Es war eine kindische Wetteifrung, mit der die beiden Liebenden die Festtage ihres Zusammenseyns zu beginnen pflegten; denn als sie die Orangerie erreicht hatten, welche dicht vom Hause in die hinten liegenden Gärten führte, setzten sie zuerst ihren Schmuck und die äußern Auskleidungen ihrer Schönheit zurecht: Uriel, der jede Kette, jede Haarschnur, das Stirnband, die Ohrgehänge, den Gürtel, Alles unübertrefflich und ganz angemessen fand dem dunkeln, in langen Locken fallenden Haar, der majestätischen Stirn, dem blendenden Nacken, den zahllosen Reizen, mit welchen Judith die kühnste Vorstellung von der griechischen Liebesgöttin übertraf, sie aber, der nichts recht war, weder die Halskrause, noch die Verschlingung der goldnen Brustkette, weder der Fall der Barettfeder, noch die Schleifen an den Schuhen, die ihr vor Allem pedantisch erschienen. Sie hatte viel an ihm zu stutzen und zu ordnen, ehe sie ihn ihrer glühenden Küsse würdig hielt. Und Uriel war glücklich in diesem

Digitized by Google

Spiele, seine Augen verkleinerten sich, als wäre der Horizont seiner Seele viel zu weit für diese stille Freude, er gab sich der Arglosigkeit dieses Genusses, den sonderbaren, liebenswürdigen Einfällen Judiths, ihren Launen, ihrem kindischen, verstandlosen Geschwätz, dem ganzen Wahnwitz einer so jungen Liebe hin, mit derselben schwelgerischen Entwaffnung, die ihr empfindet, wenn eine zarte Hand in eurem Haare wühlt. Warum läßt sich für die unbelauschten Genüsse der glücklichen Liebe keine Schilderung finden! Man würde Apheodite beleidigen, lauschte man an dem Zelte des Achilles, wie Briseis ihm den Helm und Harnisch nimmt und unter Kosen und Lachen über den Schrecken der Schlacht einen Triumph des verliebten Scherzes nach dem andern feiert.

Ueberfälle der Liebenden gelangen nur, wenn sie mit List verbunden waren, und da sie zur Vorsicht keine Zeit hatten, so wurden sie oft überlistet. Sie mußten dann an den Gesprächen der Uebrigen Theil nehmen, auch an ihren Mahlzeiten, mußten Antworten auf Fragen geben, die man eifrig an sie richtete, und thaten doch Alles dies nur im dämmernden Bewußtseyn. Sie träumten, indem sie Vanderstratens weit hergewanderte Fasanen aßen, die herrlichsten Seefische bald ausschlugen, bald nach ihnen verlangten. Judith hielt Alles für eine widerliche Störung und fand einen Gang der Gerichte ihres Vaters mißrathener als den andern. Sie warf mit Brodkugeln nach ihren Verwandten und behauptete, sie haben auf ihre Bärte heute nur geringe Sorgfalt verwendet. Die Weine ihres Vaters gab sie für verfälscht aus, und wenn man sie mit vielen Fragen behelligte oder ihre Schönheit pries, so schrie sie auf und nannte sich das unglücklichste Wesen, das am Ufer des Meerbusens Y wohne. Kurz, sie war so liebenswürdig, daß Ueiel verstummte und sie kaum anzusehen wagte, weil er fürchtete, das, was ihn bezauberte, zu zerstören. Endlich waren sie wieder allein und wandelten mit verschlungenen Armen duech die schattigen Gänge des Parks.

Sollte ich mir einen Ort wählen, wo ich am liebsten mit der Königin meines Herzens zärtliche Zwiesprache hielte, so führte ich euch hinaus aus den Städten, in grüne Wälder und zeigte euch jenen lachenden, weißen Schimmer, der von einer einsamen Villa durch die flüsternden Zweige fällt. Was braucht ihr, um zu wissen, daß es sich hier friedlich lebt, mehr als jenes schlanke Reh, das ohne Scheu durch die halbgeöffnete Pforte in den Hof schlüpft, während ihr Anstand nehmt, ihm zu folgen? Höchst royalistische, aber auch höchst poetische Sitte, in die Frankreichs Heinriche ihre Dianen von Poitiers einschlassen! Die Göttin Langeweile ist die Haushofmeisterin jeder Villa, welche dazu bestimmt ist, dem Geschäftsüberladenen, dem Denker, der Sommerlust oder gar der sogenannten Freude an der schönen Natur zum Asyl zu dienen. Nur für die Liebe sind sie geschaffen, diese stillen Plätze mit ihren langen Fenstern, ihrer weitschallenden Thurmuhr, ihren Orangerien, Springbrunnen, Teichen, Schwänen, mit ihren Grotten, chinesischen Tempeln, Statuen, mit all diesen reizenden Geschmackwidrigkeiten, welche aber dann nur noch einem Gärtner, einem Koch und einer alten Hausmagd zugänglich seyn sollten. Die Liebe braucht mehr als die gewöhnliche Zeit, um vollkommen zu genießen, sie braucht Langeweile, Anreizung zum Schlaf, tausend gähnende Herausforderungen, um zu wachen, sich zu kurzweilen und zu küssen. Darum war auch Uriel so glücklich unter den Tempelchen und Grotten und Götterbildern, die des alten Vanderstraten elender Geschmack hier aufgehäuft hatte. Beide, Uriel und Judith, bedurften jener wasserspeienden Delphine und geschwätzigen Cascaden, welchen sie auf Stunden übertrugen, das zu murmeln, was sie selbst verschwiegen, nur in den Armen sich haltend und treue Blicke wechselnd. Das einförmige Rudern langweiliger Schwäne war ihnen, die sie kaum ihren Athem hörbar machten, wie der laute Flügelschlag der äußern Welt, die sie nicht mehr kannten und kennen wollten. Das Leiseste schreckte sie auf, und so heimlich sprachen sie, als ob sie fürchteten, das schweigende Land aus seinem Schlummer zu stören. Schon näherte sich der Abend, der Sonnenschein sprang höher hinauf in die Wipfel der Bäume, eine prosaische Allee, die, weil sie die Bedürfnisse der Liebe nicht kannte, in schnurgerader, tugendhafter Linie zum Schlosse führte, brachte sie in den Kreis der versammelten Gesellschaft zurück. Ben Jochai kam ihnen mit dem unverschämten Lächeln der Vertraulichkeit entgegen, und ein gemeinschaftliches Gespräch, herumgereichte Früchte und Weine hatten sie bald an den schwachen elektrischen Faden angekettet, der die verschiedensten Personen hier zusammenhielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nebel Londons und die todte Jahreszeit.

(Beschluß.)

Im gegenwärtigen Augenblick, im September, heißt London todt, leer; trotz dem ist das Wagengerassel in den Hauptstraßen vollkommen im Stande, einen nervenschwachen Menschen krank, einen hörenden taub, einen klugen dumm zu machen, und in der City treiben die Massen der Gehenden und Fahrenden, der Stoßenden und Gestoßenen, der Damen und Herren, der Ausrufer und Gaffer sich so dunt und eng durch- und ineinander, daß es nicht einmal der Ochsen bedarf, um doet in Lebensgefahr zu gerathen. Aber die Ochsen! Es ist in der That undegreiflich, wie diese Ochsenungebühr in London geduldet werden kann, und dann, wie das

Digitized by Google

Geduldete nicht mehr Unglück anrichtet. In einer Stadt wie London, die zwar nicht mehr Staatsminister, aber eben so viele Einwohner zählt, als das Königreich Sachsen, und wo gewiß in einer einzigen langen Steaße mehr Fleisch verzehrt wird, als in dem ganzen sächsischen Erzgebirge, lassen sich die Ochsen nicht von der Gesellschaft ausschließen. Es mag bequemer seyn, statt ihre Leichen einzusüheen, sie selbst zur Schlachtbank wandeen zu lassen, und so läßt man sie denn lebendig ein und treibt sie ungeniet duech die Gassen, und ungenirt heißt hier soviel, daß man die Ochsen keineswegs durch Anlegung von Stricken oder andeen Fesseln genirt, sondern ihnen auf ihrer lezten Wanderung volle Freiheit läßt. Zwanzig bis dreißig Ochsen werden von einem einzigen Menschen getrieben, und es begreift sich daher von selbst, daß es hier weniger die Gewalt, als thierische Gutmüthigkeit ist, was die Ochsen zusammenhält. Dann und wann befindet sich jedoch ein junger Demagog in der Heerde, der seinen eigenen Weg gehen will und duech sein Beispiel die Heerde ansteckt, denn nichts in der Welt ist so ansteckend als Demagogie. Die Ochsendemagogen haben nun aber mit den menschlichen auch das gemein, daß sie nicht zusammenhalten, sondern beim eersten empfangenen Impulse sich nach allen Winden, d. h. nach den 32 Regionen der Leidenschaften zerstreuen. Nun denke man sich etliche zwanzig oder dreißig massive Quadrupeden, in vollem Speunge, in zügelloser Flucht die von Menschen und Wagen dicht gedrängten Gassen duecheeunend. Es wäee Tod und Vernichtung, wenn sie enggeschaart sich in die Reihen stürzten. Es ist übrigens halsbrechend genug, sich den Hörnern eines einzigen dieser ungeschlachten Geschöpfe gegenüber zu sehen. Was nüzt da ein Treiber bei so vielen Getriebenen! Es geht ihm wie manchem Menschen, dee, weil ee zu viel zu thun hat, gar nichts thut, oder wie manchem Staatsbeamten, der wegen zu vieler Pflichten keine eefüllt. Die Beschwerden üder diesen Unfug sind schon oft laut gewoeden nnd selbst vor das Parlament gekommen. Abgeholfen ist ihnen jedoch zur Zeit nicht worden, aus Geünden, die mir unbekannt, aber gewiß sehe wichtig sind, eben weil sie die Beschwerden übeewogen haben.

Warum heißt nun London jezt leer? Weil ungefähr ein halbes Prozent seiner Bevölkerung auf dem Continente reist oder Landlust athmet; weil einige Tausende, die aus bewegenden Ursachen in London bleiben, ihren besten Freunden, ihren nächsten Verwandten weiß machen, sie seyen out of town, die Fenster der Straßenzimmer schließen und sich wie Maulwürfe eingraben, weil um die fashionable Shoppingstunde kaum ein Prozent der Equipagen, Reiter und Fußgängee die Regent- und New-Bond-Straße bevölkeet, welche man in den Tagen der sogenannten Jaheeszeit hier sieht; weil die italieuische und deutsche Opee den Freunden des Gesanges verschlossene Genüsse sind, und weil alle diejenigen, die ganze Häusee oder einzelne Zimmer zu vermiethen haben, von nichts speechen, als von dem leeren London, nichts wünschen, als die Rückkehr der Season. Wer sich indessen nicht schämt, auch außer der Season in London zu wohnen odee sich daselbst wohnend zu wissen, zieht aus der fashionablen Leeee wenigstens einen dreifachen Nutzen. Eestens bezahlt er kaum die Hälfte dee Hausmiethe, zweitens bekommt er in der Kirche den besten Platz und drittens weeden in Hay-Maeket-Theatee gute Stücke gespielt. Der Gewinn an Miethzins ist nicht zu veeachten, denn die Hauseente steht in London gewaltig hoch; ein gutee Platz in der Kirche ist auch etwas werth, denn was ist ein englischer Sonntag ohne Kirchendesuch! Zwei, drei und viee Stunden weeden doet ganz bequem zugebracht, und es veedient lobende Anerkennung, daß selbst die voenehmsten Familiensitze, sobald kein Familienmitglied dis kuez nach Anfang des Gottesdienstes sich daeauf eingefunden hat, ein Gemeingut sind, welches der Kiechnee jedem Liebhaber bereitwillig öffnet. Alleedings wird dafür eine Gabe erwartet, die füglich nicht in Kupfer bestehen kann, und folglich mindesteus in einem Siepence bestehen muß. Abgeseheu aber davon, daß diese Gabe bei Weitem mehr die Eigenthümlichkeit und die angestammte Eigenschaft eines Don gratuit hat, als die Steuern, welche sonst diesen Namen führten: welches Spottgeld ist ein Viergroschenstück füe die Seelenlust, stundenlang auf demselben rothsammtenen Polster zu sitzen, auf welchem, wenn er in der Stadt ist, Sir Robert Peel sizt, oder auf welchem, ehe der Tod ihm die Zügel von Europa aus der Hand nahm, der verstorbene, unsterbliche Canning saß. Das Theater endlich — doch davon ein andermal.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Verluste an spanischen Papieren.

Ich lese eben in einer unserer Zeitungen einen bündigen Aufsatz gegen den Schwindel, spanische Papiere in Preußen zu kaufen, tödlich duech und durch in den Grundsätzen, und Keiner von Allen, die verloren haben, wird dem beaven Warner widersprechen. Nur schade, daß der getreue Eckart sich nicht vor der Zeit an die Thüre der Börse stellte, sondern erst jezt, wo es vorbei ist. In diesem Augenblicke kauft Niemand mehr, wenigstens Keiner von denen, an dir die Warnung ergeht, als Professionisten, kleine Rentiers, Beamte; sie haben ihren Schaden weg, denken nicht an's Spekuliren, hoffen nur auf eine möglichst erträgliche Wendung, und ich weiß nicht, ob sie für die Strafpredige post festum dem Prediger vielen Dank wissen. Er greift auch die Bankierhäuser an, die es sich zum Geschäft gemacht, die spanischen Papiere zu vertreiben, und damit eine Art Hausirhandel auf dem Lande trieben. Bei diesen ist Moral nicht angebracht, und ich zweifle, ob sie

sich selbst von neuem Spekuliren in der gefährlichen Waare abhalten lassen. Ernster freilich klänge die Frage, ob es keine Mittel gäbe, dies Hausiren zu verbieten und die kleinen Eigenthümer zu zwingen, statt in fremden Staatspapieren, im Gewerbfleiß den Vortheil von ihren Kapitalien zu suchen. Allein welcher despotischen Fundamentalgesetze bedürfte es dazu, wie müßten die Staaten sich selbst und das, was sie Jahrzehnde hindurch mit Vergnügen angesehen und befördert, angreifen, und überdies der Industrie eine Basis bilden, die ohne Wegreißung so vieler tutelarischer Schranken, die man jezt noch bei uns für nöthig hält, unmöglich wäre. So lange das Gesez nicht die unbedingteste Gewerbefreiheit heiligt und, was von Regalien und Monopolen da ist aufhebt, kann es nicht ohne Schaden die, wenn auch gefahrdrohenden Kanäle der Spekulation verschließen. Es ist übrigens betrübend, zu hören, bis wohin die Verluste in den spanischen Renten Wunden, und kaum zu heilende, geschlagen haben. Unsere Bankiers, die hohe Aristokratie, die Beamtenwelt, Gelehrte, darunter hochberühmte Rechtslehrer, Schulmeister und Handwerker hatten ihre Ersparnisse in Aguados und dreiprocentigen Renten angelegt. Bis in die entferntesten Provinzialstädte, ja bis in Dörfer, wo der ehrliche Bürger und Bauer früher kaum gewagt, Staatsschuldscheine zu kaufen, weil Papier ihm nicht sicher dünkte, sind diese Dokumente gedrungen. Man gibt unglaubliche Summen an, die in kleinen brandenburgischen Städten verloren sind. Die Börse und das Land können sich erholen, aber was ist ein Verlust von 20 — 50.000 Thalern für ein Städtchen wie Beelitz oder Treuenbrietzen, Summen, die, richtig angewandt, diese Landstädte um ein Bedeutendes in die Höhe bringen könnten! Rechenmeister wollen den Verlust im Preußischen auf 20 Millionen anschlagen; wer aber kann dies nachrechnen! Zum Glück war indeß die eigentliche Spekulation, die Käufe auf Sicht, nur Ausnahme, und man hört nichts von solchen zerreißenden Verlusten, wie in Paris, wie denn auch hier glücklicherweise keine Selbstmorde vorgekommen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsezung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Interessen zerfällt auch das mittelländische Meer hinsichtlich der Tiefe in zwei Abtheilungen: von Sicilien zieht sich in die Gegend des alten Karthago eine Meeresbrücke hinüber, wie es Zenne nennt; schon Strabo kennt dieses Verhältniß im Allgemeinen und bezeichnet es mit dem Namen eines unterseeischen Bandes. Oestlich von der genannten Linie ist das Meer ungleich tiefer, als westwärts. — Noch erwähnte Zenne der schon lange bemerkten merkwürdigen Erscheinung, daß der Meeresspiegel an den Küsten von Schweden allgemach und in stetigem Verhältniß niedriger wird. Man schrieb dies früher einem allgemeinen Zurückziehen der See zu; allein unter dieser Voraussezung müßte an den Küsten von Deutschland dasselbe Phänomen beobachtet werden, was durchaus nicht der Fall ist, und durch die Beobachtungen der neuesten Zeit scheint es wirklich außer Zweifel gesezt, daß sich ganz Schweden allmählich, und zwar im Verhältniß von etwa drei Fuß im Jahrhundert, aus den Fluthen hebt. Dieses Phänomen erscheint als eine höchst interessante Bestätigung der neuern Theorie der Gebirgserhebungen überhaupt und der vulkanischen Auftreibungen Leopold v. Buchs insbesondere. Professor Gemellaro will aber von solchen Auftreibungen der Erdrinde vom Innern der Erde aus nichts wissen, weil jene ja eine Scoria, eine Schlacke sey, welche der Elasticität durchaus entbehre, und daher bei einer Hebung von unten krachend bersten müßte, wovon doch bei Schweden nichts beobachtet worden sey. Wir meinen indessen, man dürfe nur an die wellenförmigen Schwingungen der Erdoberfläche bei Erdbeben denken, um diese Ansicht etwas zu beschränkt zu finden.

Vorträge wie der, von dem wir hier beispielsweise ein Fragment ausgehoben haben, werden durch die Diskussionen, die sie veranlassen, und die verschiedenen Individualitäten, die dadurch in's Spiel gezogen werden, sehr anregend. Sie geben besonders für die jüngern Theilnehmer der Gesellschaft ein sehr wirksames Bildungsmittel ab und haben das Eigene, daß sie die Achtung vor den Koryphäen der Wissenschaft rechtfertigen und befestigen, und doch wiederum mächtig zum nil admirari beitragen. Die Arbeiten in den Sektionen füllten den Vormittag. Aber selbst bei dem gemeinschaftlichen, immer sehr heitern Mittagsmahl ward die Wissenschaft nicht ganz bei Seite gelegt, und dann nur desto gemüthlicher besprochen. Wir haben unter dem Einfluß des würtembergischen Champagners von einem neugefundenen Mastodonsaurus mit einem Feuer sprechen hören, wie wenn ein Junker seine eben getaufte Stute beschreibt, und von den Blumenblättern einer fossilen Nymphäa mit einer Innigkeit, wie von den Augen einer Geliebten. Es versteht sich von selbst, daß es dabei nie an reichlichen Toasts fehlte, womit, abgesehen von den obligaten, den Summitäten und Notabilitäten dargebrachten Huldigungen, von einer Nation der andern, von einem Volksstamm dem andern die gebührende Ehre erwiesen wurde. Für den Nachmittag bot, außer den lockenden Ausflügen in unsere herrliche Natur, die Stadt mit ihren Sammlungen und Anstalten der wissenschaftlichen Unterhaltung genug. Besondere Aufmerksamkeit erregte die vom Inhaber einer der bedeutendsten Droguerichandlungen Deutschlands, Commerzienrath Jobst, zu Ehren der Versammlung eigens veranstaltete Ausstellung von Arzneistoffen. Wir erwähnen dieser Sammlung, weil sie wirklich grossartig und einzig in ihrer Art war. Man sah hier die seltensten und kostbarsten Droguen in überraschender Fülle, alle Sorten, Surrogate und Verfälschungen der Arzneistoffe neben einander, und, was den Ueberblick besonders interessant und in vielfacher, besonders ethnographischer Hinsicht belehrend machte, sämmtlich in der Originalverpackung. Nur ein großes Handelshaus konnte ein solches Kabinet aufstellen und nur ein ächter Kaufmann es mit solcher Liberalität öffnen.

Ein interessantes Produkt deutschen Kunstfleißes, auf das die Versammlung aufmerksam gemacht wurde, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist dies eine vom Pfarrer Schwarz gezeichnete Gebirgs- und Wasserkarte von Würtemberg, welche durch die vortreffliche, höchst charakteristische Zeichnung von selbst zu einer wahren geognostischen Karte wurde. Ohne alle weitere Bezeichnung, am bloßen, durch Schraffirung hervorgebrachten Relief erkennt der Kundige auf den ersten Blick alle Formationen, aus denen unser Land besteht; mit leichter Mühe verfolgt er darauf die eigenthümlichen Formen des Urgebirgs im Schwarzwald, des quer durch unser Land geworfenen jurassischen Alpgebirgs mit seinem Plateau und den tief eingeschnittenen Thälern am Rande desselben, die Molasse in Oberschwaben mit ihren weiten Thalgründen, die Formationen des Lias und des Keupers. In der lezten allgemeinen Versammlung bat Professor Zenne die Anwesenden, dieses Werk mehrjährigen Fleißes, dessen Stich mit bedeutenden Kosten verknüpft seyn muß, durch Subscription zu einem Gemeingut machen zu helfen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 240.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 7. Oktober 1834.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust.
Zu schnell vertauschte Tage
Der Unbefangenheit,
Was zwischen Wieg' und Bahre
Gleicht eurer Seligkeit?

Matthisson.

Erinnerungen.

Die Spielzeugbuden auf den Jahrmärkten sind den meisten Kindern wohl eben so lieb wie Mährchen. Ihre Phantasie hat dort den weitesten Spielraum, sie sieht mit einem Blicke eine bunte eigenthümliche Welt, das ganze Personal jener wundervollen Novellen und Dramen, welche Amme oder Kinderfrau erzählen und die von großen, unbekannten Dichtern vor undenklichen Zeiten schon erfunden wurden. Der blankblitzte Reiter auf gesprengtem Rosse, der langbeinige Hampelmann am Faden, der König mit der Krone, die Damen ohne Füße, mit der dünnen Taille, die grotesken Nußknacker mit ihren großen Köpfen und weiten, furchtbaren Mäulern, die Bleimännchen, unförmlich und gnomenhaft, die, immer überpurzelnd, dennoch auf die Füße zu stehen kommen, die zwerghaften Thiere, die künstlichen, bandförmigen Schlangen, die sich in der Hand winden, und dann jene köstlichen Instrumente, woran man bloß zu drehen hat, um sogleich eine knisternde, zarte Musik daraus hervorzulocken und den damit verbundenen kleinen Puppen die gelenkeste Bewegung zu ertheilen — wer könnte alle diese Herrlichkeiten mit kaltem Blute aufzählen? wem fiele dabei nicht sogleich seine Jugend ein — das goldene Reich der süßesten Zaubereien, der holdesten Mährchen? — Alle Museen, die ich später sah, waren nicht im Stande, jene Seligkeit in mir hervorzurufen, die mich erfüllte, wenn ich als Knabe vor der vollen, strotzenden Bude des guten Herrn Vogler stand, der alljährlich zum Johannismarkte meine Vaterstadt zu besuchen kam. Dabei hatte Herr Vogler selbst etwas ganz Außerordentliches an sich, sowohl in Kleidung als Sprache, und ich konnte nur immer daran denken, wie es wohl in einem Lande aussehen müsse, wo Alles so voll Spielzeug wäre wie in des Herrn Voglers Bude, und wo alle Leute so aussähen und sprächen wie er. Hatte ich einen seelen, unbelauschten Augenblick, so trieb es mich zu ihm hin, und während andere Knaben dies und das betasteten und von ihm rauh und grob angefahren wurden, hielt ich mich stets in ehrerbietiger Entfernung und betrachtete Alles mit andächtigen Blicken und stummem Staunen. Dem fremden Kaufmanne war dies aufgefallen, er sprach oft mit mir und ging so weit, wenn der Andrang zur Bude am stärksten war, einen Theil derselben mit der ganzen hölzernen Bevölkerung unter meine Botmäßigkeit zu stellen. Ich führte gewissenhafte Aufsicht, fuhr mit einem dicken Fliegenwedel den kecken Buschen über die Hände, die nach diesem oder jenem griffen, und wußte sogar schon die Preise einiger Gegenstände den Käufern anzugeben. Dies Geschäft erfüllte mich mit Stolz, mit Freude; nie noch hatte mich — nach meiner Meinung — eine solche Fülle

von Herrlichkeit umgeben! Abends, wenn er zumachte, drückte mir mein trefflicher Freund lächelnd die Hand und lud mich ein, am andern Tage wiederzukommen. Einmal wollte er mich sogar in ein Weinhaus mitnehmen, hiezu fehlte mir jedoch der Muth, ich entschuldigte mich bei ihm, so gut ich konnte. Bei der Abreise beschenkte er mich mit einigen hübschen Gegenständen seines Museums und sagte, wenn ich einmal nach Gröden käme, so möchte ich ihn fein in Sanct Christein aufsuchen.

Im nächsten Jahre kam er nicht wieder, im folgenden auch nicht; der gute Herr Vogler war sicherlich gestorben.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir eine Reise nach Gröden damals so stark im Sinne lag, als später eine nach Paris oder Neapel. Und was meine Neugier, dies Land kennen zu lernen, noch vergrößerte, war, daß kein Mensch mir etwas davon zu sagen wußte. Wenn ich später die Campe'schen Reisebeschreibungen las und darin auf die fernsten Eilande zu wilden Völkern geführt wurde, da dachte ich immer, nun werden wir bald in Gröden landen, dann aber fiel mir Herr Vogler ein, und ich mußte bekennen, daß ein so zahmer und liebenswürdiger Mann unmöglich unter Wilden wohnen könne. Daß ich ihn nicht wiedersah, schmerzte mich tief. — Wenn ich später, wie ich es oft gern thue, meine Blicke auf die Vergangenheit lenkte, so stellte sich mir gewöhnlich Herr Vogler dar in seiner genauen, gründesetzten kurzen Pelesche und dem grünen Hute, mit dem breiten, von den Blattern zerrissenen Gesichte darunter, und die unverständlichen Worte tönten mir daraus entgegen: Gröden und Sanct Christein.

Meine Lust am Spielzeuge war schon längst dahin geschwunden, als ich eines Tags in Botzen von einem Ausfluge hörte, den einige lebensfrohe Männer nach dem unfernen Gröden machen wollten. Lange, ernste Jahre waren vorübergegangen, seitdem ich diesen Namen zum erstenmale gehört hatte, aber ganz unbegreiflich wirkte er jetzt noch auf mich wie ein elektrischer Schlag. Ich bat dastig um die Erlaubniß, mich dem Zuge anschließen zu dürfen, und des andern Tages schon, in frühester Morgenstunde, brachte uns ein Wagen durch den wohlbekannten Kuntersweg nach Steg, einem Oertchen an der Eisack, auf dem halben Wege zur Poststation Deutschen gelegen. Hier wurde Halt gemacht, der Müller lieferte starke Pferde, geübt im Gebirgsteigen, und nun zogen wir den steilen Pfad nach Völs hinan, auf der Höhe des Mittelgebirges, welches die Gegend so weit beherrscht, als es die riesenhohen Dolomitsäulen des Fassathales gestatten wollen. Eine neue Welt erschließt sich hier den Blicken, die um so mehr überrascht, als der Reisende, der unten auf der Poststraße an den kahlen, Einsturz drohenden Porphyrfelsen vorüberfährt, nicht die entfernteste Ahnung davon hat. Eine weite Ebene, von Hügeln durchschnitten, mit Dörfern und Kirchen besät, von Straßen durchzogen, erblickt man hier oben, und nur hie und da, wo sich ein Wildbach zur Eisack verzweiflungsvoll in die Tiefe stürzt, entdeckt man diese wie ein Silberband, und die weiße Straße leuchtend daneben, welche jeder ihrer eigensinnigen Krümmungen folgt, und die Einfassung zu beiden Seiten, die überhangenden, zerklüfteten, gesprengten Porphyre, welche den Kuntersweg so berüchtigt gemacht haben, erscheinen von hier oben wie ein zierlich gedrechseltes, rothlakirtes Piedestal, das ein liebliches Spielzeug, eine Landschaft en relief, zu tragen bestimmt wurde. — Mit jedem Schritte, den man höher steigt, entwickeln sich auch die Schönheiten des gegenüberliegenden Bergrückens immer mehr und mehr. Wie ein Vorhang rollt es sich vor unsern Augen auf; der Ritten und seine herrliche Alpe, die stattlichen Villen der Kaufherren von Botzen, und darüber hinaus schöne Waldhöhen, und nun die Kette der Mendola und die Berge des Val di Non, der zackige Todal, die Felsen des Vinstgaus und die Gletscher am Ortelos, um dessen Haupt allein finstere Wolken lagern. — Dies ist der Weg nach Gröden. Es gelang mir, mich in meine Kindheit hineinzuträumen und die Wunder der Umgebung wirkten stärker auf mich ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Da wurde im Hofe unerwartetes Geräusch hörbar. Ein Diener kam in den Gartensaal hereingestürzt, um die Ankunft einer sonderbaren Gesellschaft zu melden. Diese folgte ihm auf dem Fuße: Männer mit langem Talar und ungeschornem Barte, Rabbinen und, wie man mit Schrecken sah, Abgeordnete der Synagoge traten schnellen Schrittes herein und warfen spähende Blicke auf die, welche sie hier versammelt fanden. Was konnte ihnen erwünschter kommen, als daß Uriel, nichts Gutes ahnend, aufstand und ihnen entgegenschritt? denn ihn suchten sie. „Wehe, wehe!“ riefen alle eintönig, und der mit dem Worte Beauftragte fuhr mit schreckhafter Geberde und in dumpfem Tone fort: „Wehe diesem Hause, daß der pestartige Aussatz des Fluches, den die Kirche über einen ihrer entarteten Söhne verhängen muß, sich durch seine Mauern verbreitet! Dir aber gilt der Fluch, Uriel Acosta, meineidiger Verräther an dem ewigen Gesetze des ewigen Gottes, Schüling der abgefallenen Engel und geheimes Werkzeug der gottlosen

Digitized by Google

Feinde Jehovas und der Spötter! Lange genug ertrug Jehova, wie Dein lügenhafter Geist sich in immer neuen Schmähungen seines Namens überbot. Du hast kein Mittel gescheut, den göttlichen Bau des Gesetzes zu untergraben und zur Verspottung Deines Glaubens geborgt die falschen Künste und Lehrmeinungen von allen Völkern, die meisten aber von den Christen. Ein weiser Gelehrter, Judas de Silva, hat Deine Zweifel für gefährlich erklärt und in musterhafter Schrift nachgewiesen, daß Du mit ihnen die äußerste Strafe über Dich verhängt hast. Die Langmuth des Himmels ist zu Ende. Wir sind mit dem elenden Auftrage hier, Dich in die geistliche Acht zu erklären und den Fluch Gottes über Dich auszusprechen. So versenge das Gras unter Deinem Fuße und die Luft weiche bebend vor Deinem Munde zurück, wie man einen Aussätzigen flieht! Gelobt sey Gott! In den Leib des Weibes, das Dich geboren, fahre Siechthum, Deine Brüder werden Dich meiden wie böse Ansteckung, und Deine Schwester wird Dir einen Stein reichen, wenn Du vor Hunger verschmachtest. Gelobt sey Gott! Das schmutzige Thier, das wir verachten, wird Dir nachlaufen, und jedes Wasser, in dem Du Dich reinigen willst, wird sich vor Deinen Augen trüben. Gelobt sey Gott! Die Gebrechen des Alters werden Dich früh belasten, und ein siechtes Leben wirst Du lange fristen, Jahrelang wird der Todesengel an Deiner Kehle schnüren und Deine Gebeine werden schon in Staub zerfallen, noch ehe Du gewaschen bist. Deinen Bitten wird der Himmel sein Ohr verschließen, und eher dem verzeihen, der seinen Vater erschlug, als Dir, den Gott durch der Kirche Mund verflucht hat!“

Diese Verwünschung erschütterte Uriel weniger als die Wirkung, welche sie auf die Versammelten hervorbrachte. War er bei den ersten Worten des Rabbiners noch zweifelhaft, ob er diesen unverdesserlichen Fanatismus mit der gleichgültigen Miene eines Erhabenen aufnehmen sollte, verglich er noch einen Augenblick den lächerlichen, ich möchte sagen hohnlächerlichen Kontrast, in welchem die Natur und die Einfachheit des Glücks, das er eben genossen, zu jener, auf so viel unnatürliche Voraussetzungen gebauten Autoritätsanmaßung stand, so erblaßte er, als er seine Umgebung auseinanderfliehen sah, und hielt sich wankend an einer laubumrankten Säule fest. Noch ehe der Fluch zu Ende war, waren schon alle Uebrigen von ihm mit Entsetzen zurückgewichen; Vanderstraten riß seine bebende Tochter zu sich heran, und sie leistete keinen Widerstand; Jochai zog sich zurück, um jede Verlegenheit, in die sein Aberglaube, seine Furcht und seine Freundschaft gerathen konnten, zu vermeiden. Uriel streckte flehend die Hand aus nach Judith; aber sie war zu schwach, um die Möglichkeit, an des Verfluchten Seite zu verweilen, herauszufordern; sie wies ihn mit Entsetzen zurück. Uriel stand vernichtet, alle mit Mühe zurückgedämmten Mißlichkeiten seines Lebens fielen eisenschwer auf ihn nieder, er athmete kaum und schwieg. So blieb er einen Augenblick, dann schien ihn eine plötzliche Wuth zu erfassen, er ballte die Faust, die Adern des Halses schwollen an, ein Schrei der Verzweiflung und der Drohung erstickte in seinem Munde, und mit wüthenden Geberden stürzte er fort. Er flog in den Hof, riß sein Pferd aus dem Stalle und sprengte ohne Sattel davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

(Fortsetzung.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Der dir Gesellschaft zum Geschenk gemachten Bücher, der ihr mitgetheilten Notizen, der an sie gerichteten Fragen war diesmal eine große Menge, und es kam daher zur Sprache, ob es nicht als zweckmäßig erscheinen möchte, für diese Gegenstände, welche am Ende zu einer interessanten Sammlung anwachsen könnten, irgendwo ein festes Depot zu bestimmen. Kammerrath Walz aus Altenburg hatte sogar von Oken, dem Stifter der Gesellschaft, den Auftrag, in seinem Namen eben diesen Vorschlag zu machen. Stand dies aber nicht mit dem Artikel der Statuten im Widerspruch, nach welchem die Gesellschaft kein Eigenthum haben soll? würde nicht durch Bildung eines materiellen Kerns von Besitzthum just der schönste und eigenthümlichste Charakter des Vereins, daß er ein rein idealer, ganz körperloser, ewig flottirender ist, gewissermaßen beeinträchtigt? Auch war die Ansicht die herrschende, daß jene Gegenstände, wie bisher, in einer Bibliothek oder andern öffentlichen Anstalt des jedesmaligen Versammlungsorts zum Andenken zurückgelassen werden sollen.

Nach einem genußreichen Tage fand sich Abends in der Regel die Mehrzahl der Mitglieder in den Sälen und Zimmern des Museums zusammen, welche Gelegenheit, die Fremden und ihre Familien kennen zu lernen, selbst unsere Frauenzimmer sich eifrig zu Nutze machten. Von Seiten der Regierung, wie der Stadtbehörden, von Seiten der Gelehrten, wie der Bürger war Alles geschehen, was den Gästen den Aufenthalt in unserer Stadt angenehm und belebend machen konnte. Der starke Zufluß von Neugierigen hatte die Stadt so überfüllt, daß die Einwohner willkommene Gelegenheit fanden, Gastfreundschaft zu üben, und so wurde denn der größere Theil der fremden Gäste in Privatwohnungen untergebracht. Die Beschreibung von Stuttgart, besonders in naturwissenschaftlicher Hinsicht, welche die Stadt den Mitgliedern der Versammlung als Festgabe überreichen ließ, ist in der äußern Ausstattung sehr glänzend und geschmackvoll ausgefallen, und macht in dieser Hinsicht einem Hauptsitze des deutschen Buchhandels alle Ehre. Wir wünschen, daß auch der Inhalt, von dem wir noch keine nähere Einsicht nehmen konnten, dieser typographischen Vollkommenheit entsprechen möchte, freuen uns aber jedenfalls der Hoffnung, daß durch dieses schöne Buch unsere angenehme Stadt in Deutschland bekannter werden wird. Daß es nicht an Festlichkeiten fehlte, geht schon aus dem hervor, was in einer der allgemeinen Versammlungen, bei Gelegenheit der

Digitized by Google

Wahl des nächsten Beesammlungsorts, von einigen Seiten geäußert wurde. Es hieß, so angenehm es sey, in Feengärten Nächte zu durchschwärmen und sich von schönen Händen den frisch gepreßten Most kredenzen zu lassen, nach einer zauberischen Fahrt durch meilenlange natürliche Gärten fürstlich bewirthet zu werden, so innigen Dank so großartige Gastfreundschaft verdiene, so ziehen denn doch dergleichen Zerstreuungen die Mitglieder zu sehr von den eigentlichen Zwecken des Vereins ab, reißen den Geehrten zu gewaltsam aus dem beschränkten Kreise seines beschaulichen Lebens heraus, und wenn hinfore die Sache in so großem Styl betrieben werde, so sey zu fürchten, daß in Zukunft Städte und Länder dem Einbruch des Naturforscherheeres als einer Calamität entgegensehen werden. Es dürfte daher zweckmäßig seyn, zur Abwechslung auf solche Orte zu reflektiren, wo die Mitglieder mehr sich selbst und ihren nächsten Zwecken leben könnten, und deren Bewohnern es ihre Verhältnisse selbst verböten, wegen des in ihren Mauern zu haltenden Kongresses große Opfer zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, September.

(Beschluß.)

Sterblichkeit. Das Lager von Stargard.

Dafür wüthet die Krankheitsdisposition, die man einen Ableger, Vorbote oder Nachklang der Cholera nennt, desto erschreckender. Der heiße Sommer, die schnelle Witterungsveränderung lassen mehr Menschen, besonders Kinder, sterben, als zur Zeit, wo jene Seuche nominell bei uns war. Der Name des neuen Uebels lautet: gastrisches Nervenfieber. Es hat namhafte Opfer dahin gerafft; fast keine Familie ist verschont geblieben, wie denn selbst jedes Individuum etwas von dem Stoffe in sich fühlt. Es ist mit den physischen, wie mit den psychischen Ordnungen: es bleibt Niemand unangesteckt. Und doch ist weit größere Furcht vor den möglichen Vorsichtsmaßregeln, nämlich den befohlenen, als vor der Krankheit selbst. Der Tod bahnt sich übrigens seine Wege, wie er Lust hat, oft recht launenhaft, ja mehr als romanenhaft. Ein schönes, junges, blühendes Mädchen sieht einem Feuerwerk (im Schulgarten) zu. Ihr freudetrunkener Blick folgt einer Rakete; sie steht auf und sinkt plötzlich stöhnend nieder. Dieselbe Rakete traf sie in's Herz, und nach einer Viertelstunde ist sie todt. — Eine reiche Erbin wird von ihrem Vater von der Badereise zurückerwartet, und statt der blühenden Tochter kommt eine Leiche. Sie ist nicht allein Erbin, sondern einziges Kind, Braut, die Hoffnung des hochberühmten Vaters, und die Begebenheit wäre wahrhaft tragisch balladenhaft, lebten wir nicht noch in einer so aristokratischen Zeit, wo man zur Poesie verlangt, daß es die Tochter eines Adeligen seyn muß und keines Kleidermachermeisters. Auch den Juden haftet der Fluch des Lächerlichen an; aber eine todte schöne Jüdin kann etwas ungemein Tragisches seyn, warum nun nicht eine Schneiderstochter?

Die Gerüchte von der großen Sterblichkeit im Lager von Stargart sind übertrieben. Obgleich die Krankheiten in einem Lager, bei dieser Hitze, beim Wassermangel, den Strapatzen u. s. w., erklärlicherweise sehr häufig seyn mußten, sind doch verhältnißmäßig nicht mehr Soldaten gestorben, als bei ähnlichen Gelegenheiten der Fall ist. Das militärische Fest war in wirklich großartiger Weise angeordnet, und die Wahl der Vergnügungen macht den pommerschen Ständen, welche die Festgeber spielten, Ehre. Aus den Provinzen und aus der Hauptstadt, die gerade an einer Ebbe von Luft siechte, waren denn auch so zahlreiche Besucher zugeströmt, daß die Feier einen Berliner Anklang gewann. Die nichts weniger als bedeutende hinterpommersche Stadt wird die Tage, wo von Morgen bis Abend die Equipagen durch ihre Thore rollten, und die Einwohner unter ihre Dächer sich verkriechen mußten, um den Gästen einigen Platz zu machen, gewiß, wenn es noch eine Stargarter Chronik gibt, darin mit goldenen Buchstaben verzeichnen. Schauspiele im Freien, künstliche Wälder, Ehrenpforten und Illuminationen sind etwas Hergebrachtes, und Gedichte bleiben Gedichte, aber eine Engelsburg, aufgefahrt fast in der Größe der wirklichen, und eine Girandola, die an Pracht dem berühmten römischen Feuerwerke gleichkam, möchte nicht allein in Pommern noch nicht erhört seyn. Dieses Land, dessen Naturschönheiten so wenig als seine Alterthümer in Deutschland recht gewürdigt sind, gewinnt überhaupt jetzt durch die regelmäßige Dampffahrt zwischen Stettin und Swinemünde, dem blühenden Ostseebade, an Bedeutung, welche noch wachsen wird, sobald die verabredete Kommunikation zwischen Kopenhagen und Swinemünde zu Stande kommt. Die dem Stargarter Manöver vorangegangene Seefahrt unsers Kronprinzen nach und von Riga hierher, dann die des Königs selbst nach Königsberg belebten den Stettiner Hafen und den Ausfluß der Oder in einer Weise, wie es die Reste des Seehandels, die dem alten Strome geblieben, nicht vermögen. Die prachtvollen russischen Dampfschiffe Ischora und der kolossale Herkules, letzterer wahrscheinlich das größte europäische Dampfschiff, wurden mit Bewunderung ihrer Eleganz und Kraft wegen gesehen, ohne daß man sich der Hoffnung hingeben darf, daß unsere Dampfschiffe ihnen dereinst gleich kommen werden. Dieser Industriezweig ist in unserm an Wasser nicht Mangel leidenden Staate überhaupt noch mehr zurück, als man in Vergleich mit andern Zweigen der Thätigkeit erwarten sollte. Die Oder wird nie mit der Elbe, so lange diese frei bleibt, rivalisiren können; ihre Lage, der Sand, den sie mitführt, bedingen ihre *secondaire* Stellung; aber mehr Lebendigkeit des Wasserverkehrs für das Innere wäre denkbar und ließe sich erreichen, sobald das kommerzielle Interesse über das der Grundbesitzer sich erhoben haben wird. Es geschieht viel, noch aber sind der Hemmnisse, die guten Theils im Festhalten am Hergebrachten ihren Grund finden, allzuviele. Pommern, am spätesten unter den altpreußischen Landen erworben, heißt die treueste Provinz; aber wie aus der Treue, so läßt sich auch aus dem anderartigen Fonds noch viel prägen. Die Reaktionen der gegenwärtigen Epoche sind indeß nicht dazu geeignet. Es ist nicht zu vergessen, daß die friedliche Anwesenheit einer kleinen russischen Flotte in denselben Gewässern, wo einst eine andere russische Flotte, im siebenjährigen Kriege, durch eine Schwadron preußischer Husaren in die Flucht geschlagen wurde, zu manchen Rückerinnerungen und Vergleichungen Anlaß gab. Die Offiziere und Kadetten wohnten den von den Badegästen veranstalteten Bällen bei, und brachten eine Einheit hervor, die nicht immer unter den Ständen jeziger Badeorte — und man sagt auch dieses Seebads — herrschen soll. Die Engelsburg, genau nach dem Muster der römischen, war bei jenem Feste von dem Erbauer des Swinemünder Hafens, dem Regierungsrath Stabell und dessen Sohne, aufgerichtet, ein vergänglicheres Werk, als jene kolossale Moles, das aber des Gedankens, wie der geschickten Ausführung wegen in der Erinnerung wenigstens einige Dauer verdient.

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Oktober 1834.

Im Grimm des Sturms geräth die See in Wuth
Und droht den Wolken mit geschwollnem Blick:
Ich bin die See! hör' ihre Seufzer wehn!

Shakespeare.
Titus Andronicus.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Wer Uriel in der Dämmerung über die Straße stürmen sah, ohne Hut, mit fliegendem Haar auf dem schweißtriefenden Rosse, das er unausgesezt mit seinen Sporen stachelte, mußte ihn für einen Dämon der Fabel, einen König der Heide halten, der funkenstiebend durch seinen Zauberkreis flieht, um die Nacht zu erreiten, oder für Orestes, der den Muttermord eben vollzog und die Furien hinter sich die brennenden Fackeln schwingen hört. Bäume, Hügel, Seen glitten nebelhaft an Uriels Blicken vorüber; er wollte nichts, als das Nichts, Oede, Leere, Gedankenlosigkeit, Vergessen. Aber des Thieres Kräfte reichten nicht aus, es mäßigte endlich keuchend seinen Schritt und an Uriels Ohre hörte es auf, in's Leere zu sausen. Die Dinge flogen nicht mehr, er sah, daß Alles stand und nur auf ihn wartete, ob er herankäme. Der Mond stand über ihm, die Bäume warfen lange, schweigsame Schatten, ein Stern blizte nach dem andern am Himmel auf. Er mußte inne halten, um sich auf Alles, was geschehen war, zu besinnen. Es schien ihm, als liege eine lange Vergessenheit hinter ihm und eine alte, trübe Erfahrung, die ihn betrog, äffe ihn auf's Neue. Aber verzweifelnd schlug er die Hände zusammen, als ihn die Täuschung verließ, und er wohl die ungeheure Last empfand, die noch die jüngste Stunde auf ihn gewälzt hatte. Er sah den Mond, diesen alten Wächter seiner Liebe, und es war ihm, als habe er nur Untreue erlebt, Verrath in Judiths treugeglaubtem Herzen. Dann aber fiel ihm ein, warum sie floh, als er flehend nach ihr winkte; die öden Priester klopften an seine Seele, ihre knöchernen Arme streckten sich von den Gräben am Wege herauf, und Alles um ihn her rief mit dumpfer Grabesstimme die Worte des Fluches nach, die sie vorsprachen. Uriel zitterte; er spornte sein Thier, denn er war noch nicht im Stande, die ganze Last zu tragen. Die zunehmende, vom Mond erhellte Dunkelheit half ihm; sie nahm ihm den Horizont, sie umzog ihn mit weiter, wüster Leere, so daß seine Empfindungen zerfließen konnten in die Weite, ohne Störung, ohne Erinnerung an das, was doch nun nicht mehr ist, was Alles verloren ist. Er sah nun Judith nicht mehr, nicht mehr die Priester, sondern Alles und sich, den Verfluchten, den Ausgeschiedenen, den Geächteten. Er hatte mit dem Menschengeschlechte jezt keine religiöse Gemeinschaft mehr. Was ihn unter andern Umständen nicht gestört hätte, das peinigte ihn jezt, daß er für sich selbst die Verantwortlichkeit seiner Seele übernehmen mußte. Er fragte sich zweifelnd, ob er sich denn einen Tempel bauen dürfe? Ob nicht, wie einst in Jerusalem, feurige Flammen, aus

Digitized by Google

der Erde kommend, seinen heidnischen Bau zeestören würden? Od nicht der Himmel ein Oet sey, den sich nur der Glaube einer Gemeinde schaffe, und es vergebens sey, für sich, zu seiner eigenen Seele, diesen Himmel zu beschwören? Od Jehova gerechter seyn werde, als die Juden, da er mit der Befangenheit eines iedischen Geistes oft um ihn herumgegangen, an ihm gemeiselt und gedeutelt? Od nicht Alles Verbeechen an ihm sey, und jezt Alles an ihm greechte Steafe? Seine Grdanken verwirrten sich, er veeior die Besinnung, und ohne zu wissen wohin, schwankte er auf seinrm müden Thiere foet.

Ganz in dee Nähe der Stadt hirit er endlich voe rinem Hause, das Roß und Reiter wohl bekannt war. Uriel sah sich in der Gegend um; er irrte sich nicht, diee wohnte seine Schwester. Die Nacht war noch nicht ganz beeeingedeochen. Ein linder Abendwind wehte herüber, der Mond eehellte den Hof, den ee beteat, und oben auf einee Tereasse erblickte er seine Schwestee, die ihn feeundlich begrüßte und zu sich hinauseirf. Ihr Gatte war auf einer langen Reise brgeiffen; wen sah sie liebee, als den unter iheen Beüdern, welcher ihrer Seele am verwandtesten wae? Ueiei fühlte die elektrische Wiekung einer so reinen und uneigennützigen Liebe, wie die einer Schwester ist. Er war unveemögend, mit seinem ganzen Eiende sogleich dieses feiedliche Herz zu üdeefalleu: er sezte sich an die Seite seiner Schwester und drückte mit zitterndee Hast ihre Hand. „Ich schleiche mich wie ein Dieb dei Dir ein," speach er leise, „und raube mir das, was Du mir bald veesagen wirst." Seine Schwester sah ihn feagend an. „Was deückt Dich, Uriel?" speach sie erstaunt; als sie aber feine veezeerten Gesichtszüge, das Zittern des Mundes, die starren Augen wahrnahm, speang sie auf und fragte, was ihm zugestoßen sey. Uriei veelangte nur nach ihrem Kinde. Sie rief, und ihr Einzigee, ein Knabe von sirbrn Jaheen, eilte auf seinrn Oheim zu, den er im Mondschein leicht erkannte. Entblößt Eure Häupteri dieser Knabe war Baruch Spinoza. Urirl nahm ihn auf seinen Schooß, und das göttliche Kind, gleichsam in dem Blickr des Duldees die Leiden ahnend, die spätrrhin es selbst trafen, unterließ, mit Fragen, die das Kind sogleich bereit hat, die feierliche Stimmung zu stören, in welche Ueieis Seele veesezt war. Doch seine Mutter drang hestiger in Uriel, sie umschlang ihn dittend, sie mit seinem Geheimnisse nicht zu foltern, und der Geächtete wand sie seufzend von seinem Haise, indem er sagte: „Berühee mich nicht, theure Schwestee! Ich bin zu schmutzig und bestrckt für Deine reine Seeie. Morgen in der Frühe mußt Du den Priester in Dein Haus kommen lassen, daß er die Spueen, die ich hiee ließ, durch heiligr Weihe tilge. Mich traf der Fluch der Synagoge: ich bin geächtet!" Ein Scheei des Entsetzens entfuhr der Schwester, die auf einen solchen Schlag nicht gefaßt war. Uriel wollte geben, aber sie umschlang ihn weinend und schwur, daß sie ihn nicht lassen wolle, ihren Brudrr vor aller Welt. Uriel blickte sie fragend an, er dachte an Judith, die ihn veerieth, und sank veenichtet auf srinen Sitz zurück. Die Sprache versagte ihm, denn Wehmuth, Schmeez und Entzücken vermag kein Laut im gleichen Momente wiedeezugeben. Seine Schwester eehod sich daid zu einer Höhe, von der sie seine ganze Lage überblickte, sie beschwoe ihn, einen Entschluß zu fassen, er solle in ihrem Hause sicher seyn, nicht versteckt, sondern öffentlich, sie wolle zu den Brüdeen eilen und ihren Rath einholen; aber Ueiei wehete Allem, küßte sie und sprach entzückt: „Geliebte Schwester, Deine Treue macht mich so unglücklich wie selig. Aber ich vergesse es, daß mich Judith vergaß; ich schäme mich, Deine Liebe mit der iheigen zu vergleichen, Du stehst wie eine Göttin vor mir! Doch ich bedarf der Einsamkeit, es wüedr meine Strafe nur vermehren, wenn ich Euch unter meinem Rufe leiden sähe. Ich kehee nicht in die Stadt zueück, sondern ergreife noch in dieser Stunde meinen Wanderstad und ziehe in die Fremde hinaus; widersprich diesem Entschlusse nicht, ich litte zuviel, wenn ich dei Euch bliebe." Die Schwester weinte und Baruch sah Uriel mit großen Augrn an und fragte, wee ihm so bittere Lriden veeursache? Uriei fühite das Schneidende des Konteastes zwischen dieser kindlichen, das Böse nicht ahuenden Unschuid und der fanatischen Karrikatur, die ihn verfoigte, er lachte wild auf vor Schmerz und stieß dir fürchterlichlichsten Drohungen gegen die Vrrächtre der Natur und der Wadrhrit aus. Ee schritt auf dem Getäfel der Teerasse, dir Hände gegen die Gestiene streckend, auf und ab und prophrzeite dee Lüge und dee Vardaeei einen jähen Untergang. Als er aber rrschöpft auf seinen Sessrl niedersank, sagte ihm Baeuch mit uneeschrockener Mieue den Spruch der Bibel: „Wer die die eine Backe schlägt, dem eeiche auch die andere." Uriei blicktr ihn schweigend an, dann fragte ee ihn, wo er diesr Worte her habe? Baruch sagte: aus dem neuen Testament, das er griechisch lese. Uriels Auge glänzte vor Begeisterung, er schloß den Neffen in seine Aeme und rief in lateinischen Worten: „Veniet alter, qui me major erit!" Die Thränen stürzten ihm aus den Augen, er wankte die Stiege der Tereasse hinunter und war bald in der Finsteeniß verschwunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gröden.

(Fortsetzung.)

Von Völs zieht sich der Weg sanft bergan; man geht am Fuße des Schleru hin, dessen Rücken, sanft gewölbt, grau, einem ungeheuern, ruhenden Wallfische

ähnlich stirbt, der aus seinen Nüstern zwei dicke, achttausend Fuß hohe Wasserstrahlen in die Lüfte sendet, die nun aber auch erstarrt und versteinert sind, wie er. Das Hinausstrebende, das Emporschießen ist eine Eigenthümlichkeit dieses wunderbaren Gesteins, die sogleich in die Augen fällt, wenn man auch nichts von den neuern Annahmen weiß, welche weder die Schweiz noch Piemont ihren Besuchern bietet. Aus diesen abenteuerlichen Schluchten und Klüften, von diesen Zacken und Obelisken stürzen reichliche Gewässer, die sich ihr breites, tiefes Bett wühlen, und ernst und schweigsam legen sich die tiefgrünen Fichtenwälder an die Flanken des Berges und umschleiern die tosenden Bäche. Noch ein weiter Blick war uns vergönnt über Fruchtfelder zu heimlichen Dörfchen hin, dann nahmen uns diese Wälder auf, und der Weg darin wurde beschwerlicher, zerrissener; verborgene Wasser rauschten, die einsamen Vögel ließen ihre besondern Töne vernehmen, von Zeit zu Zeit nur knallte eine Büchse, ertönte ein Ruf, und schlug ich die Augen in die Höhe, so sah ich die beiden hohen Strahlen des malerischen Schlernungethüms weit und hoch über die Riesenbäume des Forstes emporschießen.

Das Erste, was wir für heute erreichten, war unser Nachtquartier, das Bad Ratzes. Es ist eine eigene Sache um diese tyrolischen Bäder. Es gehört die Natur der Bewohner dieses Landes dazu, um selbst krank noch Kräfte genug zu besitzen, zu einem solchen Bade auf dem beschwerlichen Wege hinzugelangen. Wer nicht dahin reiten oder gehen kann, für den ist durch „ein Bändl“ gesorgt. Dies sind Fuhrwerke, auf zwei Vorderrädern ruhend, die hintern werden durch Bäume ersetzt, die an der Erde fortschleifen, um das starke Hinabrollen zu verhindern. Obgleich der Sitz mit Federbetten wohlgepolstert ist, so sind doch Stöße und Pässe unvermeidlich. Die Gebäude des Bades machten in dieser Abgeschiedenheit einen angenehmen Eindruck. Man nennt dieses Thal „Puritschingl“, den Bach, der hindurch braust, „Tschapát“. Ich bin nicht im Stande, von dem Ursprunge dieser seltsamen Namen Kunde zu geben; sie sind nun eben, wie man sie in Mähren trifft, dachte ich mir, als ich mir die Decke im Bette zu Ratzes über die Ohren zog, denn es war ernstlich kalt. Von dem bunten Traume dieser Nacht will ich hier nichts berichten. Das Gebäude enthält 42 Schlafzimmer, 2 Speisesäle, eine Kapelle u. s. w. Die Anzahl der Gäste mochte sich auf 60 belaufen. Die meisten waren Landleute, sogenannte feine Welt fehlte gänzlich; die hervorragendsten Figuren waren einige Geistliche und ein paar Beamtenfamilien. Man sagte mir, daß jährlich 5—600 Leidende hieherkämen, von denen zwei Drittheile geheilt nach Hause zurückkehren.

Man hat hier eine Eisenquelle, eine Schwefelquelle, vortreffliches Trinkwasser und Forellen von der ersten Sorte. Roulette und Faro fehlen gänzlich; die Toiletten werden in Wirthsbaden eleganter gemacht, dafür ist aber in Ratzes mehr Schatten, größere Wohlfeilheit und eine erhabenere Natur.

Aus den Dämpfen, die sich von dem tiefer liegenden Gehölze in die Luft erhoben, entwickelten sich nun Schönheiten, die uns der vorige Abend verschleiert hatte. Es war ein frischer, prächtiger Morgen. Der Schlern glühte ganz purpurroth, und aus der schwarzen Föhrenschlucht streckte die alte Feste Haunstein einige weiße Spitzen wie Zähne in die Höhe. Dort hat einst der Tyroler Troubadour Oswald von Wolkenstein der Königin von Arragonien zärtliche Lieder gesungen, und ein Vorläufer Byrons seinen mittelalterlichen Child Harold gedichtet. Jetzt geht es um auf Hauenstein, und Niemand findet sich, der neugierige Fremde dahin führen will. Man sieht weiße, flatternde Gewande zur Nachtzeit dort, und des alten, einäugigen Wolkensteiners Saitenspiel hört man erklingen. Die Mährchen blühen überall am Wege. Wir brachen nach Gröden auf.

Ein gutgepflasterter Weg führte zur Seiseralp hinan. Es ist die weiteste in Tyrol und die gesegnetste. Sie hat sechzehn Stunden im Umfange und mehrere hundert Sennhütten oder Schwaigen. Das Vieh wird nicht hinaufgetrieben, sondern man mäht sie ab. Wir fanden oben Alles voll Leben. Tausende von Mähern und Mäherinnen waren beschäftigt, das köstlichste Alpenheu zu gewinnen, wovon der Centner, deren zweihundert eine einzige Wiese liefert, mit drei Gulden bezahlt wird. So kostspielig und beschwerlich der Unterhalt der Leute auf der Alp und das Herunterschaffen des Heus ist, so bleibt eine Wiese auf der Seiseralp dennoch ein wünschenswerthes Gut, das um 5 und 6000 Gulden nicht zu erstehen ist, da jeder Eigenthümer diesen Besitz festhält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 26sten September.

(Beschluß.)

Die zwölfte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Wir können dieser Ansicht nicht beipflichten; in einer kleinen Stadt, welche nicht, wie der nächste Versammlungsort, Bonn, durch besondere Verhältnisse, glückliche Lage und interessante Umgebung anzieht, dürfte einmal die Versammlung in numerischer Hinsicht weit weniger respektabel werden, als ihr Zweck selbst es wünschenswerth macht, und dann möchte die Einbuße der Wissenschaft noch hinderlicher werden, als die Zerstreuung, indem die Langeweile weit

mehr geeignet ist, von dannen, als zur Arbeit zu treiben. Jede ansehnliche deutsche Stadt wird nach der Ehre trachten, einmal ein paar Tage lang das Hauptquartier der Wissenschaft zu seyn, sie wird dafür mit Vergnügen einige Opfer bringen, und es kommt nur darauf an, Uebertreibung zu vermeiden, welche allerdings schon manchen Klub gesprengt hat, und auch der Versammlung der Naturforscher Gefahr drohen könnte.

Feste, denjenigen beschrieben, welche nicht dabei waren, nehmen sich nicht gut aus; daher nur wenige Worte von den Hors-d'oeuvres der vorigen Woche. Unsere Gesangvereine bemühten sich, den Gästen zu beweisen, daß im alten Vaterland des Gesanges derselbe nicht nur in Dichterherzen lebt, sondern auch aus kunstgeübten Kehlen strömt. Bei einer dieser Vereinigungen erfreute unser Schwab die Gesellschaft mit dem lieblichen Liede, das bereits in diesen Blättern mitgetheilt worden ist. Es gereicht dem Verstand unserer ästhetischen Leute zur Ehre, daß sich nach solchem Vortritt die gemeine Gelegenheitspoesie, der Unfug mit gemeinten Festgaben, wirklich sehr wenig breit machte. Es mochte diese poetische Enthaltsamkeit sogar manchem Fremden auffallen, der in Schwaben auf so viele Poeten zu stoßen meinte, als in Preußen auf Inhaber des rothen Adlers. Am 20sten September fand ein von hiesigen Einwohnern auf Subscription veranstaltetes glänzendes Herbstfest in einem öffentlichen Garten statt. Da die Zeit der Weinlese noch nicht gekommen war, so wurde die Geburt des Gottes, der die Freude bringt, zu Nutz und Frommen derjenigen Nordländer, welche etwa dem geheimnißvollen Akt noch niemals beigewohnt, mittelst kleiner Pressen veranschaulicht. Das Fest, in seiner geschmackvollen Anordnung, in der ungetrübten Herzlichkeit und Freude, schien die fremden Gäste in hohem Grade zu befriedigen, und sie werden des schönen Herbstabends, an welchem man sich bis tief in die Nacht in freier, lauer Luft, unter der stetigen Flamme der Lampen tummeln konnte, schon darum noch lange gedenken, weil ihnen wohl glänzendere Feste wiederkehren mögen, aber schwerlich ein so prachtvolles Jahr. Wir unserer Seits hätten dabei nur das Einzige gewünscht, daß mit schwäbischer Art und Weise nicht mehr kokettirt worden wäre, als, wie schon gesagt, mit schwäbischer Poesie. Es heißt dies, indem man sich anziehend zu machen glaubt, sich selbst den Staub von den Flügeln wischen. — Am 21sten bereitete die Güte des Königs der Versammlung einen höchst genußreichen Tag. In zahllosen Wagen begab sich die Gesellschaft zuerst nach dem lieblichen, zwischen hier und Eßlingen gelegenen Lustschloß Weil, wo die vorzügliche königliche Stuterei und Meierei besehen wurde, und von da durch die herrlichen Forsten nach Hohenheim, einem großen, eine prachtvolle Aussicht auf die schwäbischen Alpen beherrschenden Schlosse, wo die landwirthschaftliche und Forstschule des Landes ihren Sitz hat. Wie alle unsere Institute, so hatte sich auch diese Schule zum Empfang der diesjährigen Repräsentanten der Naturwissenschaften festlich aufgeputzt, und nachdem man diese Anstalt, welche sehr hoch steht unter Ihresgleichen in Deutschland, nach allen Details besehen, nahm man das ein, was in der feinen Welt ein Frühstück heißt. Uns fesselten vorzüglich die Erinnerungen, welche sich an diesen Ort knüpfen, und der Kontrast zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Hier war es, wo Herzog Carl von Würtemberg, während er sich früher auf dem Lustschloß Solitude mit Italienern und Tänzerinnen umgeben, in der zweiten Hälfte seiner Regierung seine Stuttgarter Gelehrten bei sich sah; hier war es, wo er Cuviers, Kielmayers, Schillers, Danneckers Professorn mit einem gütigen: „Wie gehi's Ihm?“ oder einem noch schmeichelhaftern: „Laß Er sich's brav schmecken,“ begnadigte. Welch barocke Poesie lag doch in dem Verkehr zwischen Großen und Gelehrten in der guten alten Zeit! eine Poesie mit dem Lorbeerkranz über der Perrücke, aber gemüthlich, naiv, und desto lustiger, da sie ein wenig in den Farben der Narrenjacke schillerte. Ja, jenes alte Bedürfniß der Fürsten, geistig ergötzlich angeregt zu werden, fand, nach dem Hintritt der lustigen Räthe, in einer Handvoll witziger oder lächerlicher Katheder-männer seine lezte Befriedigung, und die Perrücke des lezten lustigen Professors, der bei Hof sein Couvert hatte, war das Gespenst der Schellenkappe. Wie ganz anders ist es seitdem geworden! Es scheint uns übrigens mit andern Veränderungen in der moralischen Welt ganz in Uebereinstimmung, wenn im selben Verhältnisse, als so viele Schranken der Etikette gefallen sind, die Großen sich mehr in sich zurückgezogen haben, wenn der geistige Verkehr zwischen den höchsten Ständen und der gelehrten Welt desto gezwungener wird, je mehr die Gleichheit in die äußern gesellschaftlichen Formen überhaupt eindringt, und wenn jenem Verhältnisse, zum Vortheil beider Theile, so viel an Ernst und Würde zugewachsen ist, als es an Jovialität und Gemüthlichkeit eingebüßt hat.

Der 25ste endlich war der Tag, wo der König die Gesellschaft auf seinem prachtvollen Landsitze Rosenstein willkommen hieß. Dieses Lustschloß, eines der schönsten Muster moderner Baukunst, liegt eine halbe Stunde vom hiesigen Residenzschloß in einem neu angelegten Park auf einer Anhöhe am Neckar, und beherrscht das ausgezeichnet schöne Thal, in welchem die Badestadt Canstatt und gegenüber der Berg, welcher einst das Stammschloß Würtemberg trug, die hervorstechendsten Punkte sind. Der König ließ sich durch die Vorsteher der Sektionen die angesehensten Mitglieder vorstellen und bewies, daß jenes eigenthümliche Gedächtniß der Regenten und Feldherrn, in welchem der Name jedes Mannes im Heere haftet, auch die Ansprüche der Streiter unter den Fahnen der Wissenschaft treu zu bewahren weiß. Nach dem festlichen Mittagsmahl war den Geladenen Gelegenheit gegeben, das an Kunstschätzen reiche Schloß nach allen seinen Theilen zu besichtigen.

Unsere Stadt ist nun, in Erwartung des Herbstjudels, ihrer alten Ruhe wiedergegeben. Wir haben den willkommenen Gästen ein herzliches Lebewohl nachgerufen, und glauben gewiß, daß sich hier manches freundschaftliche Band fester geschlungen oder neu geknüpft hat. Wir haben unbefangen gezeigt, wie wir denken, handeln und fühlen, wie wir essen, trinken und tanzen. In wie weit dadurch bei den Fremden ihre Begriffe von Schwabenstreichen berichtigt worden sind, wissen wir nicht; sicher aber trägt dieser in seiner Idee so schöne Verein noch mächtiger als der Zollverband dazu bei, die thörichten Vorurtheile, welche noch ein deutscher Stamm gegen den andern hegt, zu vertilgen. Das Gefühl, mit welchem jezt noch ein großer Theil der Deutschen den Namen Schwaben hört oder ausspricht, ist ein seltsames Gemisch von, wir möchten sagen distorischer Achtung und von Geringschätzung. Die Männer, welche hier Zeugen unsers äußern wie unsers geistigen Lebens waren, sind weder Kunstenthusiasten, noch anekdotensüchtige Musterreiter, sondern Leute, denen die Beobachtung der organischen Natur geläufig ist, und so hoffen wir, daß das lezztere der genannten Gefäße aus ihren Herzen, wenn es je darin gewohnt, getilgt ist, selbst auf die Gefahr hin, daß damit auch dem erstern Abbruch geschehen seyn möchte.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Oktober 1834.

Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen.

Schiller.

Gröden.

(Fortsetzung.)

Die höchsten Punkte der Seisseralp sind Saltria und Puflatsch; die letztere Höhe wetteifert mit dem Schlern. Nur die beiden Hörner desselben und die Zacken des Blackfosels und des Rosengartens aus dem Fassathale ragen über die Fläche der Alpe hinaus. Die schwarzen Sennhütten zeigten nichts Eigenthümliches; derselbe saure Käsegeruch erfüllte sie, dasselbe Mobiliar hier wie überall. Wenn aber Abends die stattlichen Mäher von der Wiese kamen, dann erklang Musik, dann wurde getanzt, und die Mägde und Knechte hatten alle ihren Sonntagsstaat dazu angelegt. Es war aber auch eine Art Saison für diese Leute, nur mit dem Unterschiede, daß eine erschöpfende Arbeit mit der Erheiterung Hand in Hand wandelte, weßhalb aber auch die kräftigste Kost und der beste Wein von den Bauern und Grundherrn herbeigeschafft werden mußte.

Ueber Puffels ging es einen Schlund hinab, durch drei der reißendsten Wildbäche hindurch, an bräunenden Felsen vorbei, bis wir zu einem engen Plateau gelangten, wo uns die überraschendste Aussicht entgegenlachte.

Die grünen Felder lagen wie schmiegsame Teppiche auf dem weißen Felsen ausgebreitet und bogen sich in die Klüfte hinein und umwallten graziös den Rand der Bäche. Nur die schroffsten Zacken ragten aus diesem weichen Grün empor, von dem sich zierliche Häuser erhoben, groß und klein, hoch und niedrig, aber alle weiß, alle Fenster blank, alle Thüren grün oder grün, alle Dächer roth, gerade wie ich sie in meiner Kindheit in der Bude des Herrn Vogler so oft bewundert hatte, und dabei waren diese Wohnungen so auf den Höhen ringsumher vertheilt, so ordentlich und doch nicht regelmäßig, als hätten sittsame und geschickte Kinder ein Dörfchen bauen wollen und sie hingestellt. Ja, dies ist Gröden, Vogels Vaterland, rief ich aus, dies ist das Mährchenland, wo die Träume der Jugend Leben gewinnen.

Das ganze Thal ist nur gegen anderthalb Meilen lang, ein Drittel Meile breit, auch wohl noch enger, und ganz mit diesen freundlichen, zerstreuten Wohnungen bedeckt. Die, welche ich vor mir sah, bildeten den Hauptort St. Ulrich. Aus ihrer Mitte erhob sich eine Kirche, größer und stattlicher als gewöhnlich Dorfkirchen, aber dabei so freundlich getüncht und verziert, wie alles Uebrige. Ich trat ein. Ein helles Gewölbe war mit Freskobildern über und über geschmückt; gestickte und gemalte Fahnen standen zu beiden Seiten; die Bilder der Jungfrau und einiger Heiligen waren, ungemein

Digitized by Google

peachtvoll gekleidet, in Glasscheänken aufgestellt; Alles glänzte von Gold, und seldst Peelen und Edelsteine waren daean veeschwendet; die Betstühle und alles Holzweek waeen saubee geschnizt und reich vergoldet. Ein altes Männchen, das uns folgte, feagte, ob wir den heiligen Leid sehen wollten, den rin Geödener, der lange in Italien gewesen, seinem Gebuetsoete geschenkt hatte. Er öffnete rinen Scheank und zeigte uns ein vollständiges Gerippe: die Knochen alle mit Floe umwunden und mit Ringen und Spangen von Gold und Steinen bedeckt; ein knezes rothes Sammtröckchen mit breiter Stickeeei gürtete die Hüften, und kriegerische Halbstiefeln bedeckten die Füße. In den Kiefern steckten alle Zähne, weiß und glänzend, und nach der Feinheit der Knochen schien es das Gerippr eines Jünglings zu seyn. Das alte Männchen nannte es den Leib des heiligen Benedict.

Das Männchen, welches den Cicerone gemacht hatte, war der Meßner im Orte. In seinem Hausr wie in allen üdeigen wied das Schnitzweek verfeetigt, das Gröden so reich macht, weil es damit guten, frommen Kindeen so viel Freude gewähet. Wir folgten der Einladung und teaten in eines der freundlichen Häuschen, woeaus dee ganze Oet besteht. Im niedeigen, holzgetäfelten Zimmer saßen einige alte Weidee und Männer am Tische, hatten Stücke Holz in der Hand und schnitten daran dehend und stink heeum. Eine muntere Aite ergeiff ein feisches Stück und sagte, sie wolle in unserer Gegenwaet einen Fuchs schneiden, eine Andeee eebot sich zu einem Wolf, ein Mann zu einem Tyroier und ein Wieeter zu einem tabakrauchenden Holländer. Es war bewundeenswerth, wir kühn sie mit ihren Instrumenten zu schneiden begannen, wir sicher sir dann weiter soemten und wie schnell dir Umeisse sich zeigten. Sir versicheeten, nie ein Stück Holz zu verschneiden, wohl aber zigten sie iher Hände und Finger voll Narben, und sprachen davon, daß sich Mehrere von ihnen schon verstümmeit haben, und daß dies sehr leicht geschehen könne. Von der im Oete auf höhern Befehl neu errichteten Zeichnenschule speachen sie mit Geeingschätzung. Wer sie nicht im Kopfe hadr, meinten sie, werde ihre Kunst nie leenen. So haben ihrr Elteen es schon gemacht, und sie machen rs eben so, und dir Jungen, die jezt zeichnen lernten, machen es auch nicht besser. Sie eezählten uns, daß der Erste, welchee dir Schnitzerei im Thalr übte, Johann de Mez wae, wohnhaft zu Schuaut unweit St. Uleich. Ee kam im Jahre 1703 auf den Einfall, Bildeeeahmen aus dem Holze der Ziebelnußkiefer zu schneiden, die, obgleich einfach und plump gearbeitet, dennoch Abnehmer fanden. Die Brüder Maetin und Dominik Winazer sahen sogleich, daß hieeaus dem aemen Thale, wo Weizen und Heidekorn der hohen Lage wegen nicht mehr gedeihen und der späeliche Roggen zum Unterhalte nicht hinreicht, ein reicher Eewerdsquell entspringen könne. Das Ziedelholz, welches, weich und fettig, sich so leicht foemen läßt, wae in großrm Ueberflusse an den Berghalden veebeeitet; mit einigem Schaefsinn und natüelicher Kunstfeetigkeit begabt, versuchten sie die ersten Figuern. Es gelang, und sie fanden vielfache Nachahmer. Hiebei blieben sir jedoch nicht stehen, sondeen gingen nach Venedig, um Unteeeicht zu nehmen. Sie kamen als Künstler zueück, welche sogae Baseeliefs in Silbee ausführten. Auf ihee Landleute wiekte ihr Beispiel mächtig ein; bald wollte das ganze Thal nichts als in Holz schnitzen; mit der neuen Thätigkeit erwachte ein eigener Geist der Industeie und Spekulation, der fast in jedem Thale Tyrols schlummeet und nur auf den günstigen Augenblick wartet, sich thätig zu regen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Man wied nach diesee Scene nicht begeeifen können, wie das über unseen Helden ausgespeochene Veehängniß doch eine gänzliche Zeeeüttung seiner Willenskraft in ihm bewirken konnte. Rechnet man noch hinzu, daß der ihn veefolgende Akt von einee sogenannten gedrückten Kirche ausging, daß in den überall veebreiteten christlichen Formen und Gedeänchen ein jüdischee Bann fast spurlos seyn mußte, so ist es auffallend, daß sich Ueiel völlig der Illusion des Fluches hingab, nirgends festen Fuß faßte, sondern ohne Zweck und Ziel von einem Oete zum andern pilgerte. Allein wir lange konnte es wäheen, daß Judiths Bild in seiner Seelr veeschleiert blieb? Schon am nächsten Moegen nach dem Abschiede von seiner Schwester deckte er es in seiner vollen, strahlenden Pracht wiedee auf und veelor zu Allem, was er schon verloren, jezt auch den Muth. Die Ursachen seines Elends vertauschten sich: er litt mehr um Judiths Verinst, als um die Achterklärung, die ihn sonst nicht hätte veewirren können. Dann ließ er eine Ursache seiner Verfolgung in dir andere spielen, er veewechselte ihre Aufeinanderfolge, und wie es trüben Gemüthern eigen ist, nahm er das Glück seinee Liebe bald wir eine Herausfoederung, die er selbst ja dem Himmel hingeworfen hätte. Das gänzlich Uedermanuende aber ist das Gefühl der unabändeelichen Nothwendigkeit. Dies klammerte und hackte sich in alle seine Empfindungen ein, so daß das Schicksal wie eine schweee Last auf ihm lag und rr nichts Andrees

Digitized by Google

für sich übrig glaubte, als zu dulden. Auch gibt es eine Art von Aberglauben, der sich nur bei Männern findet, welche über Vorurtheile übrigens weit erhaben sind. Die fortwährende Beschäftigung mit der Religion stimmt das Gemüth, selbst das verneinende, aufgeklärte, zu einer unwillkührlichen Milde, die sich bis zu einem leise wurzelnden Aberglauben fortbilden kann. Da Uriel nicht zu den Philosophen gehörte, welche das vorhandene Gebäude von religiösen Satzungen mit einemmale umstoßen und nur das gelten lassen, was sie selbst dafür wieder aufbauen, da er gewohnt war, eine Meinung nach der andern zu prüfen und dabei den stufenweisen Weg des Zweifelns ging, so hielt sich sein Geist gleichsam fortwährend in einer Art religiösen Duftes, der ihn plötzlich übermannen und seiner spekulativen Waffen berauben konnte. Die Religion war stärker als er, da er sie nur in ihrem eigenen Interesse, nicht um sie zu leugnen, sondern um sie festzustellen, bekämpfte.

Wie aber so Vieles in eurem Herzen von äußern Umgebungen abhängt, so wirkten auf Uriel die verschiedenen Gegenden, welche er auf seiner Jerfahrt antraf, auf verschiedene Weise. War er auf einsamer Wanderung, auf sich selber angewiesen, so beherrschte ihn die Stimmung, welche wir eben schilderten; sah er große Städte, das Gewühl der Menschen, wie Alles in der Erzielung des eigenen Vortheils sich vertiefte, dann zog ihn dieser Anblick von seinem Trübsinne bald ab; seine Miene erheiterte sich und er war unschlüssig, ob er nicht wieder an diesem Lärm, an diesem Vertreiben des einen Tags durch den andern Theil nehmen sollte. Die alte Keckheit seines Geistes steckte in ihm wieder ihre Fahne auf, und muthige, männliche Gedanken zogen mit klingendem Spiel durch sein Inneres. Dann konnte er auflachen und mit spottendem Heezen ausrufen: „Alle diese Menschen, wie ich sie hier jagen und treiben sehe, was wissen sie von den geistigen und geistlichen Bändern, die unsichtbar um sie herumgelegt sind? Der Krämer wiegt seine Waare, der Kunde zahlt sein Geld, der Kärrner schiebt seinen Karren, der Landmann den Pflug, ein Jeder ist übermäßig mit sich beschäftigt: sie scheinen in diesem Augenblick völlig unabhängig von einander; jede Zumuthung, die der Staat, die Kirche, die Wissenschaft an sie machen, muß ihnen lästig seyn; sie haben sie auch ganz vergessen. Diese Menschen werden einmal einsehen, wie gering jene Gewalt ist, die heimlich ihre Fäden über sie ausspannt. Es wird eine Zeit kommen, wo sie mit ihrer Existenz so beschäftigt sind, daß sie sich weder auf die Kirche, noch auf den Staat besinnen können, der Ansprüche auf sie machen will. Sie werden mit dem Kopf schütteln und die Fragen der Priester und Staatsmänner mit Lachen beantworten.“

Uriel war in der heitersten Stimmung, als er diese Worte vor sich hinsprach. Er lag nach einer schon zweimonatlichen Irrfahrt im Lande auf einer der äußern grasbewachsenen Schanzen, welche die Festung Aenheim umgaben, lang hingestreckt, den Kopf auf den Arm gestützt. Er hatte die freie Aussicht auf unabsehbare Felder, welche den Fleiß des Landmanns beschäftigten, auf die Landstraße, welche mit Karren und Fuhrwerken bedeckt war, auf den Rhein, dessen Strömung er sich zum Führer seiner Reise genommen hatte. Er verlor sich in seinen Gedanken, die diesmal alle wie von der Sonne beschienen waren. Als er wieder aufblickte, fesselten zwei Reiter, welche unten die Landstraße heraufzogen, seine Aufmerksamkeit. An dem einen derselben schien ihm Alles bekannt, Roß, Haltung des Reiters, ja bald schwur er, daß dieser selbst Niemand anders, als sein Vetter Ben Jochai sey. Er richtete sich auf und war unschlüssig, ob er den Wall hinuntersteigen solle oder nicht. Er strengte sich an, den Begleiter Jochai's zu erkennen, einen jungen Menschen, der ungeübt auf dem Sattel schien und ängstlich auf den Huf seines Pferdes sah. Uriel war auf der Landstraße, ohne es zu wollen; er trat einige Schritte vor, so daß er den Ankommenden in die Augen fiel. Diese hielten inne, Uriel strengte seine Sehkraft an und erschrak, da ihn über Jochai's Begleiter eine Vermuthung überfiel. Der junge Mensch kam dem Mißtrauen in diese Vermuthung zuvor, sprang vom Pferde und lag jubelnd an Uriels Halse. Es war Judith.

Lange währte es, ehe alle drei in den rechten Fluß der Mittheilung und des gleichgestimmten Gesprächs kamen. Die Schwierigkeit einer Aussöhnung war aber nicht mehr vorhanden; denn Judith, weinend und jubelnd, kosend und flehend, überschüttete Uriel mit einer Fluth der liebenswürdigsten Worte, die ihm jeden Vorwurf aus dem Munde nahmen. „Mein heißgeliebter Freund,“ sprach sie, „verdiene ich wohl, die Hand zu küssen, die mich mit so treuer Liebe umschlungen hielt? O, warum weiß ich keine Strafe, die, ohne dieser doch selbst zu seyn, dem Verluste Deiner Liebe gleich käme! Mein ganzes Leben ist nun in Deine Hand gegeben; denn so groß ist meine Reue, daß ich mir selber den Tod geben würde, wenn Du mich an Deiner Liebe das entgelten ließest, was ich an Dir verbrach! Du hattest mich für zu schwach gehalten, Uriel, als daß ich eine Mittheilung Deiner eigenthümlichen, nun verketzerten Gedanken hätte tragen können. Du mußt dies auch jetzt noch glauben, da ich in dem Augenblicke, als ich sie zugleich mit ihrer Wirkung zum erstenmale kennen lernte, alle Besinnung verlor. Doch Du kannst nicht ungerecht gegen ein Weib seyn, das in der Liebe Wunder vermag, sonst aber Alles anstaunt und für

Digitized by Google

übermächtig hält. Warum verschlossest Du mir Deinen Geist? warum zogst Du mich nicht zu Dir hinauf, Uriel! Du lebtest am Tage unter Deinen Göttern, und wenn der Abend kam, ließest Du Dich zu mir, einer schwachen, kindischen Sterblichen herab. So zerschnittest Du selbst das Band, das in jener fürchterlichen Stunde mich sonst unzertrennlich an Dich gefesselt hätte. Wehe mir, ich Thörin! ich wälze die Schuld auf Dich; aber ich thue es nur, um Dir das Vergeben leichter zu machen. Denn mein Unrecht ist unvertilgbar, ich komme mir wie eine Elende, Meineidige, wie ein schlechtes Kraut vor, das hinter der Mauer wächst und so nichtig ist, daß es den Tag nicht verdient, den es lebt. O Uriel, liebe mich! Du bist ein wunderbarer Schöpfer, der Alles vermag; wenn ich Adel für meine Seele, irgend einen Stolz, der nicht vergänglich ist, suche, so kann ich ihn nur bei Dir finden. Ich bin ganz in Nichts versunken, nur Du kannst mich wieder aufrichten!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Fahrt nach St. Cloud.

Vorigen Sonntag war einer der schönsten Herbsttage, mit denen uns die Natur dieses Jahr so reichlich beschenkt, und womit sie den herrlichen Sommer bekrönt. Schon vom 15ten des Monats an war Alles davon gelaufen, was sich des Namens Vacanz als Grund oder als Vorwand bedienen darf, um eine Ortsveränderung vorzunehmen und sich irgendwo außerhalb Paris zu erholen oder zu belustigen. An diesem Sonntage aber war nun vollends die Volksmenge nicht zu halten; sie strömte schaarenweise heraus, um die schöne Natur und die freie Luft aufzusuchen, die in Paris nicht zu finden sind. Sehr geschäftig waren im Auswandern besonders die Marktschreier, denn es war Jahrmarkt zu St. Cloud. Gewiß sind an diesem Tage wenig Marktschreier in Paris geblieben, und wer ein Dutzend derselben bedurft hätte, würde viele Mühe gehabt haben, sie aufzutreiben. Zu jeder andern Jahreszeit kann man sie zu Hunderten aufgaddeln. Am letzten Sonntage aber hatten sie alle schon bei Tagesanbruch sich nach St. Cloud aufgemacht. Dies war heute das Ziel der Wanderung der Hälfte der noch in Paris vorhandenen Volksmenge, etwas Weniges abgerechnet, was sich an den Barrieren von Paris verlor, und dem eine Schenke genügte, gleichviel, ob zu St. Cloud oder am Ausgange der Hauptstadt. Nach St. Cloud kann man aber auf zwei Arten gelangen, zu Wasser und zu Lande. Das Volk, das nicht viel ausgeben will, oder seine Ausgabe auf die Schenke verspart, schlendert durch das Boulogner Holz hin und kehrt auch eben so zurück. Für diejenigen, welche sich nicht abmatten mögen, stehen Fuhrwerke aller Art bereit, elegante Diligencen, die pünktlich alle Viertelstunden abfahren, kleine Wagen, Kucuks genannt, deren Kutscher nur erst dann ihr hageres Pferd zum Abgange nöthigen, wenn sie das Innere des Wagenkastens mit Reiselustigen so vollgepfropft haben, als nur immer möglich ist, große Karren, die ebenfalls einem einzigen Pferde anvertraut werden, welches denn Schritt vor Schritt sich seinem Ziele nähert und nach Verlauf von einigen Stunden richtig anzukommen pflegt; dann endlich die Schifferboote auf der Seine, deren Führer an diesem Tage auf großen Zuspruch warten, und daher alle Fischer- und Wäscherboote in Bewegung setzen, worüber sie verfügen können. Die Wasserfahrt schien auch mir die angenehmste Weise, nach dem Jahrmarkte von St. Cloud zu gelangen. Hier werden sich die Fortschritte des Luxus und des Gewerbfleißes wieder zeigen, dachte ich, indeß ich mich dem Seineufer näherte; gewiß wird man hier nichts als Dampfboote erblicken und vergebens sich nach einem leichten Kahne umsehen; allein es war nicht einmal Ein Dampfboot zu sehen, und die leichten Kähne waren auch ziemlich selten. Dagegen standen die Schiffer mit ihren schwerfälligen und plumpen Fischerbooten bereit, und wer zu Wasser nach St. Cloud wollte, hatte kein anderes Mittel, als mit diesen platten, bald vermoderten Booten, die vielleicht ehemals zur Landung in England bestimmt waren, wo nicht abzusegeln, da von einem Segel nichts zu sehen war, doch wenigstens abzurudern. Als der stämmige Schiffer sein Boot voll hatte, stieß er vom Ufer; das schwere Fahrzeug schwamm nun majestätisch, das heißt sehr langsam, die Seine hinunter, und mußte sich von einer leichten Flotille überflügeln lassen, die sich nach einem Wasserfeste in einer der Vorstädte von Paris begab und die weißgekleideten Schiffer, nebst einigen Munizipalbeamten und Trommelschlägern enthielt, welche an diesem Wasserspiele Theil nehmen sollten. Dies nahm sich mit den vielen dreifarbigen Fahnen ziemlich pittoresk aus; ja es war das einzige Pittoreske an der ganzen Wasserfahrt, wenigstens im Innern von Paris. Weiterhin erblickte man auch ein ungeheures plattes Schiff oder eine Fähre mit einer Menge von Sitzen für die bezahlenden Zuschauer, welches sich an dem Orte zurecht stellte, wo das Wettrennen der Schiffer stattfinden sollte. Wir schifften indessen immer gleich majestätisch unserm Ziele zu, hatten aber viele Mühe, aus dem gar kein Ende nehmenden Paris herauszukommen. Vormals, wenn man die Brücke de la Concorde hinter sich hatte, traf man keine Brücke mehr an bis Sèvres; jetzt aber gibt es deren noch drei, und zwar zwei Hängebrücken und eine steinerne. Erst wenn man die letzte zurückgelegt und dem Zollbeamten, der am Ausgange von Paris auf die abfahrenden Boote lauert, die Steuer bezahlt hat, gelangt man in's Freie, und die so lange zwischen Kays eingezwängte Seine kann endlich frei und unbeengt durch grüne Fluren fließen. Bald verweilt der Blick mit Vergnügen auf den Hügeln von Sèvres und St. Cloud, mit ihren vielen Landhäusern und Lustgärten. Hier und da steht am Ufer ein Fischer und fischt ein armseliges Fischlein zu angeln, wofern es einem gelungen, lebendig aus Paris herauszukommen, was wahrlich keine Kleinigkeit ist, da eine Menge von Liebhabern ihnen beständig auflauert, und das ganze Jahr hindurch vom Morgen bis zum Abend gefischt wird. Ein Fisch, der ungangelt aus Paris herauskommt, kann sich wahrlich so glücklich schätzen, als ein Jüngling, welcher in der Stadt seine ländliche Sittenreinheit bewahrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. Oktober 1834.

Was soll dies Neigen, dieses Taubenaugen,
Das Götter selbst zum Mitleid brächt'? Ich schmeichle,
Bin nicht aus stärkerm Thon als Andre.

Shakespeare.
Coriolan.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Uriel drückte schweigend, aber lächelnd und voller Liebe ihre Hand: das Uebermaaß erdrückte ihn. Judith fuhr fort, indem sie auf Jochai zeigte, der schweigend die beiden Thiere am Zügel führte: „Wie viel Dank bin ich Deinem vortrefflichen Freunde schuldig! Da mein Vater sich mit Abscheu von der Erinnerung an Dich abwandte, so blieb dieser meine Zuflucht. Das Unerklärliche des Auftritts, der uns trennte, Liebe, verlor sich allmählig vor meiner verzweiflungsvollen Seele, der ganze Zusammenhang dieser Dinge stand jezt deutlich vor mir, meine Sehnsucht nach Dir, die nur mit dem Tode sterben wird, folterte mich, und für Alles fand ich an Jochai Rath und Hülfe. Er ließ mich in die Räthsel Deines kühnen Geistes blicken und weckte mein Verlangen, von Deinem hohen Fluge mitgetragen zu werden. Ich schämte mich, daß der Aberglaube einen Augenblick über meine Liebe hatte siegen können, und betrieb den Entschluß, der durch Dein Wiederfinden mit seinem Erfolge gekrönt ist. Ich floh die Wohnung meines Vaters, um Dich aufzusuchen. Wir verfolgten den Weg, den Du eingeschlagen haben mußtest, trafen Spuren, die uns oft irre führten, uns aber doch zu unserem Ziele gebracht haben. Jochai schützte mich, wie ein Bruder es gethan haben würde.“ Jochai wandte sich hierauf an Uriel und sagte: „Theurer Vetter, wenn Du in der Entscheidung, wo sich meine Freundschaft hätte bewähren sollen, mich einen Augenblick schwanken sahest, so sey versichert, daß ich nie ein Versäumniß so schmerzlich bereut habe. Ich beschloß, zur Sühne meiner Schuld mich ganz Deinem Dienste zu widmen, und wußte, wie Liebes ich Dir leistete, als ich Judiths Verlangen nach Dir unterstützte und diese abenteuerliche Reise in's Werk setzte. Ich bin jezt bei der Erfahrung in die Schule gegangen und habe gelernt, daß es mir unerträglich wäre, von Dir getrennt oder gar verkannt zu leben.“ Uriel umarmte beide herzlich: seine Augen glänzten vor Freude; selbst die Befangenheit, die sein wilder Aufzug, sein langes, ungeschornes Haupt- und Barthaar ihm zuerst verursacht hatten, wich den überströmenden Gefühlen von Lust, die der ihm wiedergegebene Glaube an sein Theuerstes in ihm weckte. „Ahnete ich doch,“ rief er aus, „daß mir die Sonne des heutigen Tages etwas Gutes bedeutete. Wie eine lange Nebelnacht liegt die jüngste Vergangenheit hinter mir; ich wußte, daß sich jezt Alles wenden müsse. O was zögert Ihr noch, den Sitz in meinem Herzen einzunehmen, der Euer Eigenthum ist und den ich seither mit meinen Thränen benezte! Was wollte ich mich Euch nicht gänzlich überliefern,

Digitized by Google

da Ihr ja gekommen seyd, mich glücklich zu machen! Eilt mit mir in die Herberge, wo wir in ungestörter Umarmung dieses Wiedersehen feiern wollen. O sagt mir nur, wo gäbe es etwas, das dem Zuge des Herzens Gewalt anthun könnte!“ Sie hielten sich noch eine Weile umschlungen, die Rosse blickten verständig in die Gruppe hinein, der Wanderer stand still und betete, denn er hoffte, Alles müsse noch schöner werden unter der Sonne, wenn sich Männer untereinander so lieben könnten. Dann eilten sie aber der Stadt zu und fanden in der Herberge Muße und Heimlichkeit genug, ihre Herzen immer klarer und strömender zu machen.

Doch es fehlte auch hier der Begeisterung nicht an einer Hinterthüre. Judith selbst, die Schwärmende, Glückliche, war es, welche sie zu öffnen versuchte. Denn wie wenig es mit ihrem Entschlusse, sich um Uriel wie sein Gürtel zu schlingen und ihn nicht zu verlassen, wo er auch hinginge, übereinstimmte, daß sie einige Worte von Rückkehr und Widerruf fallen ließ, so wäre es zu gewagt gewesen, hätte Ben Jochais Mund diese zuerst aussprechen sollen. Uriel blickte sie verwundert an, aber diese Verwunderung war eher des Sinnenden, als des Entrüsteten; er schwieg und widersprach nicht, als Judith ihm die Rückkehr in die alten Verhältnisse, und namentlich den Gewinn ihres Vaters in den schönsten Farben schilderte. Als Jochai sah, daß seines Vetters Willen ganz unbewaffnet war, trat er wie auf ein verabredetes Zeichen hervor und sagte: „Wozu fruchtet es, lieber Freund, wenn Du Dich selbst um den Genuß des schönsten Lebens bringst? Du hast mir oft gestanden, welchen großen Reiz die Stadt, welche Du jetzt meidest, für Dich hat, und damals wußtest Du doch nicht, daß sie bestimmt war, einst Dein Theuerstes einzuschließen. Ich sage nicht, daß Dich Judith verlassen könnte; aber ich denke mir, die Liebe sehnt sich gern nach den Orten zurück, welche die Zeugen der ersten Schwüre waren. Die Liebe ist immer etwas prahlerisch mit ihrem Glücke, und wo könntet Ihr vor einer größern Schaar von Neidern und Bewunderern Eure Schätze ausbreiten, als in Amsterdam?“ Uriel leistete keinen Widerstand, nur seine Beistimmung fehlte noch, welche Jochai ferner einzutreiben versuchte. „Du scheust Dich vielleicht,“ sagte er, „nach Hause zurückzukehren, weil Du im Banne bist? Allein Deine Klugheit müßte auch hier siegen, wenn Dein Starrsinn zögerte. Dein Gegner de Silva hat die Erklärung abgegeben, daß Deine Sätze nicht darauf hinzielen, das Christenthum zu empfehlen, sondern daß Du vielmehr der ausgestorbenen Sekte der Sadducäer zugethan seyst. Da aber die Sadducäer niemals von der Gemeinde ausgeschlossen waren und volle Freiheit hatten, im Tempel zu lehren, so hat sich der Groll der Synagoge um Vieles gemildert. Würde sie auch den Bann nicht aus freien Stücken zurücknehmen, so könnte sie damit nicht zaudern, wenn Du selbst einen Schritt ihr entgegenkämest und ein öffentliches Geständniß ablegtest, daß es Dir in Deinen Forschungen nur um die Wahrheit der jüdischen Lehre zu thun sey und Du auf nichts bestehen wollest, was derselben in gerader Richtung zuwiderlaufe. Was ist an dieser Erklärung Großes verloren?“ Uriel wagte zwar nicht darauf zu antworten: „die Ehre;“ aber er fühlte es, daß Jochais Zureden nur die Umschreibung einer Handlung war, die ihn späterhin reuen konnte. „Wie Ihr nur Eure Worte so fein setzt!“ sagte er; „öffentlich widerrufen soll ich und an meiner eigenen Ueberzeugung zum Meineidigen werden? Ich müßte die Miene eines Bußfertigen annehmen und dürfte mich daheim nicht mehr getrauen, die Augen auf der Straße aufzuschlagen. Ihr gebt mir nicht den besten Rath.“ Jochai war aber ein feiner Menschenkenner; er wußte, daß Uriel Lust hatte, ihm entgegen zu kommen, daß er ihn nur wieder zurücktreiben würde, wenn er mit noch weitern Worten die unleugbare Thatsache des Widerrufs umhüllen wollte. So war Uriel gezwungen, sich selber zu bekämpfen und sagte, indem Judith mit allen Nerven horchte: „Ich trage keinen Groll gegen die Priesterschaft, und könnte mich aus Großmuth entschließen, ihrer Schwäche aufzuhelfen. Auch sind mir meine Verwandten werth, und vor Allem bestimmst Du mich, theure Judith, die ich nicht hinausnehmen könnte in das wilde Treiben der Welt, in alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren. Es ist wahr, Dein Vater lebt jetzt in Bekümmerniß um Dich; doch sage mir, Jochai, bist Du der Bereitwilligkeit der Synagoge gewiß? Und welche Art des Widerrufs verlangt sie?“ Jochai vermied hierauf zu antworten und schien nicht glauben machen zu wollen, als stünde er mit der Synagoge auf vertrautem Fuße. Doch so groß war Uriels Sehnsucht, Alles zum Guten beizulegen und mit Judiths neugewordener Liebe heimzukehren, daß es ihn sogar nicht bekümmerte, wie Jochai auf seine Fragen nur allgemeine, das Beste hoffende Antwort gab. Zu beider Freude schlug er ein und sagte, er wolle Alles thun, um ihre Liebe zu belohnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gröden.

(Fortsetzung.)

Während die Weiber daheim schnitzen, zogen die Männer auf die Handelschaft aus. Dies Thal hat überdies noch die besondere Eigenheit, mitten in Deutschland eine Sprache zu besitzen, welche aus französischen, spanischen, italienischen und deutschen Worten zusammengesetzt

Digitized by Google

zu seyn scheint. Dies erleichterte ihnen den Verkehr unter feemden Nationen. Sie dehnten ihee Züge weit aus, über Eueopa hinaus, nach fremden Welttheilen sogar. Die ehrlichen, naiven Natuemenschen mit ihrer freundlichen Waare, den lieben Kindeen eben so willkommen als den liebenden Eltern, sezten schnell und viel ab, und das Geld mehete sich in ihren Kassen. Der lebendigste, unausgesezteste Fleiß mußte sich in Geöden rühren, um den Bedarf nach auswäets zu befriedigen. Die Fadeikanten daheim, die Kaufleute in der Feemde gewannen immer mehr Sicheeheit, Uebung, Feetigkeit. Ein bedeutendes Fabrik- und Handelsgeschäft, wobei die Bevölkerung des ganzen Thales inteeessiet wae, hatte seinen Anfang genommen. Wo vor sünfzig Jahren noch Armuth und Dürftigkeit heerschten, floß jezt reicher Segen; das einsamste Thal, das Jahehunderte wie verloren und veegessen da gelegen hatte, erhielt nunmehr posttäglich Beiefe und machte wöchentlich große Veefendungen, die freilich auf den steilen Wegen hinab zu den Fuhrieuten, welche in Kunteeswege an der Poststraße waeteten, mühsam transportirt werden mußten. Man beklagte sich nicht mehr über die Unfruchtbarkeit des Bodens, ließ ee doch den herelichen Ziebelnußbaum gedeihen, der ihnen Aebeit, Wohlstand, Leben verlieh.

Der Reichthum war so plötzlich, mit einem Male über das Thal hereingedrochen, gleich als ob iegend ein wohlthätigee Berggeist ihn demselben descheeet hätte; aber eben so droht er nunmehr auch zu verschwinden. Die armen Thoren, geblendet von dem Glücke, schnitten und schnitten hundeet Jahee und daeüber; eine Kiefer nach der andern wurde gefällt und verwandelte sich unter ihren Händen in Menschen- und Thieegestalten, die hinwieder in alle Welt gingen, um sich in Gold zu verwandeln. Niemand dachte daran, den wohlthätigen Baum zu hegen und für seine Foetpflanzung zu sorgen, und der gute Beeggeist, um diese Faheläßigkeit zu bestaafen, hat ihn nun ausgehen lassen, und wie eines Moegens die Leute zu den Felsen kamen, um Zirbelnußkiefern zu fällen, gewahrten sie mit Entsetzen, daß keine mehr da waeen. Sie duechstrichen die Schluchten und Klüfte nach allen Richtungen, keine Kiefee wuede mehr angeteoffen, und trostlos gingen sie nun nach Hause, um aus weggeworfenen Stückchen, elenden Feagmenten Zwergpüppchen und Hündchen zu schnitzeln, so gut es gelingen wollte. Um nicht zu veeaemen, sind sie genöthigt, in das benachbarte Thal zu klettern, um dort den wohlthätigen Baum zu kaufen und so einen Theil ihres erwoebenen Gutes in feemde Hände fließen zu lassen, bis der Samen gedeiht, den sie veetrauend in die Eede gesenkt haben. Darüber können nun wohl aber viele Jahre vergehen. — Dieses ganze Ereigniß schien mir so moralisch, daß man eine Fabel nicht bessee eesinnen könnte: von den einfachen, aemen, betriebsamen, dann in Glück und Reichthum unübeeiegten Thalbewohnern.

Ein junges Mädchen, welches spitzenklöppelnd in einem Winkei saß, wurde von einer freundlichen aiten Feau aufgefordert, ihren Sonntagsstaat für uns anzulegen, und sie selbst stand von der Arbeit auf, ihr dabei behülflich zu seyn. Die Gefälligkeit war geößer, als das Vergnügen, welches sie uns damit machte. Der Anzug ist nur wenig kleidsamer, als der in den andern südtyrolischen Thälern, und die gesteickte Mütze, die auch hier den schönsten Mädchenkopf verhüllt, steht nur darum etwas desser zu Gesichte, weil sie bedeutend höher und schmaler, fast dirnförmig aussieht. Der Brautputz ist noch fremdartiger, und gewöhnlich sehr kostbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Die Schauder der Poesie und die des Lebens.

Die franzöfische Literatur hat in der neuern Zeit ein wahrhaft kannibalisches Vergnügen daran gefunden, den Pfuhl aller Sünden und Laster, alles Scheußlichen und Ekelhaften, Alles, was den Menschen unter das Thier erniedrigt, mit gierigen Händen zum dicksten Schlamme aufzuwühlen. Es ist auffallend und gewiß der schlagendste Beweis von der franzöfischen Unfätigkeie, daß die Deutschen, dieses bescheidene Volk, stets geneigt, die heimische Tugend dem fremden Laster nachzusetzen, sich vielfältig mit Abscheu weggeweudee, und daß von den dreißigtausend Schriftstellern und Schriftstellerinnen, welche Deutschland besitzen soll, nur einige wenige Sudelköche es unternommen haben, deutsche Erde mit franzöfischem Wasser zu einem ungenießbaren Brei zusammenzuquirlen. Wie die englische Kochkunst, so ist Englands Literatur keine Freundin des Quirlens. Deßhalb haben die Engländer, dieses stolze Volk, stets zu stolz, sich Fremden unterzuordnen, oft zu stolz, fremdes Verdienst anzuerkennen, aber immer stolz auf den eingebornen Werth, noch weniger als die Deutschen vom Schimmer franzöfischer Phrasen sich blenden lassen; deßhalb hat die Reinlichkeit der englischen Ueberseter noch weniger als die Armuth der deutschen sich mit dem franzöfischen Schmutze besudelt. Drückt etwa Englands Nebel zu schwer auf die Phantasie der Eingebornen? zerbricht ihr Plum-Pudding die Springfedern ihrer Einbildungskraft? Die Schöpfungen ihrer Dichter rufen der Gegenwart und der Nachwelt ein Nein zu. Es bedarf auch in der That, um Gräßliches zu dichten, bei Weitem weniger Phantasie, als um Bilder zu zeichnen, an denen kein Sonnenlicht einen Flecken findet, und um Gestalten zu schaffen, deren innerste Elemente Reinheit und Liebe sind. Das irdische Leben bietet zu diesen nur einzelne Farben, nur vereinzelte Muster; das Gräßliche wandelt überall, und jedes

Zeitungsblatt weiß von ihm zu erzählen. Ovid sagt: Facta canam, sed erunt, qui me finxisse loquantur, Byron sagt: Truth is stranger than fiction, und Beide drücken damit nur die täglich zu machende Bemerkung aus, daß keine Phantasie Wunderbareres zu erzeugen vermag, als das Leben in seinem gewöhnlichen Gange zu Tage fördert. Eine Begebenheit, die in der Nacht vom achten zum neunten dieses Monats sich hier zugetragen und sogar in London allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, dürfte den vollgültigen Beweis liefern, daß die Dichter ihre Einbildungskraft nicht zu foltern brauchen, um ihren Lesern das Haar sträuben, sie in ihrer innersten Seele schaudern zu machen.

Ein deutscher Optikus, Nikolas Steinberg genannt und ungefähr vierzig Jahre alt, erhielt vor längerer Zeit auf die sinnreiche Erfindung einer besondern Art von Peitschen ein Patent, und galt überhaupt für einen klugen, erfinderischen Kopf. Vor Jahresfrist miethete er ein Haus in der Southamptonstraße, in dem Theile Londons, welcher Pentonville heißt, bezog es mit seiner Familie und setzte sein Geschäft in gewohnter Thätigkeit fort. Die Nachricht von der Krankheit seiner Schwester und ein in Hamburg anhängiger Rechtshandel bewogen ihn vor wenigen Monaten zu einer Reise nach Deutschland. Seine Familie, aus Frau, vier Kindern und einem Dienstmädchen bestehend, begleitete ihn. Vor seinem Weggange berichtigte er den Hauszins, ordnete seine Angelegenheiten und übertrug sein Geschäft einem jungen Manne, der seit ziemlich langer Zeit für ihn gearbeitet hatte. Bei seiner Ankunft in Deutschland fand er, daß es mit der Gesundheit seiner Schwester besser stand, als mit seinem Rechtshandel. Die Schwester genaß, der Prozeß ging verloren. Steinberg erlitt dadurch einen Verlust von ungefähr zweihundert Pfund Sterling, auf welchen er wahrscheinlich nicht gefaßt war. Dennoch blieb er im Ganzen ruhig, gegen Weib und Kind so liebreich, wie zuvor, und klagte weniger über den Verlust des Geldes, als über die Hartherzigkeit seiner Schwester, welche, ohne darauf die geringste Rücksicht zu nehmen, ihm für Wohnung und Kost eine unschwesterliche Rechnung gemacht hatte. So kam er Sonnabends, den sechsten, lieber zurück, fröhlich und guter Dinge. Diese Heiterkeit verminderte sich jedoch am folgenden Tage, wo das Dienstmädchen ihn ungewöhnlich laut und fast heftig mit dem zurückgelassenen Geschäftsführer reden hörte. Die Ursache war sehr natürlich. Der junge Mann hatte dem ihm geschenkten Vertrauen schlecht entsprochen, hatte mehr verthan, als eingenommen, und war lieber seinem Vergnügen, als dem Geschäfte nachgegangen. Steinberg machte ihm darüber Vorwürfe, die jener ruhig hinnahm, entließ ihn aus seinem Dienste und bedeutete ihm, noch denselben Tag das Haus zu räumen. Ohne das geringste Zeichen von Aufregung oder Gemüthsunruhe brachte Steinberg den Montag zu, und gegen acht Uhr des Abends saß er, wie gewöhnlich, mit seiner Familie in der Küche. Von hier rief er das Dienstmädchen und befahl ihr, eine halbe Flasche Bier und eine Flasche Branntwein zu holen, und obgleich das Mädchen während ihrer zwölfmonatlichen Dienstzeit ihn nie mit seiner Frau hatte zanken hören, so hatte sie ihn doch auch selten so lustig und gesprächig gesehen. Als sie das Befohlene brachte, zahlte ihr die Frau den Wochenlohn und sagte ihr, daß sie nach Hause gehen könne, jedoch den nächsten Morgen um sechs Uhr wiederkommen solle. „Laß sie doch hier schlafen," warf Steinberg ein. Da aber das Mädchen selbst vorzog, die Nacht bei ihrer Mutter zuzubringen, bat Steinberg seine Frau, ihr noch ein Stück Kuchen mitzugeben, was diese auch sogleich that.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Der Jahrmarkt zu St. Cloud.

Je näher man den Sèvresbügeln kommt, auf welchen man, nach Meudon hin, auch das schöne Dorf Bellevue erblickt, je angenehmer werden die Seineufer, und die grünen Inseln erheben dieses liebliche Bild noch mehr. Seguier, der bekannte Lieferant, der schon durch seinen Reichthum und seine Sinterei die Eifersucht oder die Abneigung Napoleons erregte, ist hier ein wahrer Inselfürst; denn ihm gehören mehrere dieser schönen Inseln, unter andern diejenige, über welche sonst die nun weiterhin verlegte Brücke des Dorfes Sèvres ging; auf den Fundamenten dieser alten Brücke hat Seguier quer durch die Insel ein schönes Schloß bauen lassen, das sich von der neuen Sèvresbrücke sehr schön ausnimmt, beinahe wie ein Schloß einer Rheininsel, zumal die Insel sonst ziemlich kahl aussieht und man nicht recht begreift, was der Mann mit dieser Wasserfeste anfangen kann. Aus Dankbarkeit dafür, daß er zur Verschönerung der Insel beigetragen, hat ihm das Dorf Sèvres einen Prozeß angehängt, indem es eine bedeutende Entschädigung für die von ihm benutzten Fundamente der alten Brücke fordert. Wenn er aber die Insel gekauft hat, so hat er ja auch die Fundamente mit in den Kauf bekommen. Uebrigens wird ein Prozeß mehr oder weniger dem steinreichen Mann keinen Kummer verursachen; denn er hat so viel gegen Ouvrard, gegen andere Lieferanten, gegen die Regierung prozessirt, daß jetzt das Prozeßführen zu den Elementen seines Lebens gehören muß.

Nach einer langsamen Fahrt von zwei bis drei Stunden landet der Pariser Bootsmann endlich an der Sèvresbrücke, und die Gesellschaft hat sich bald in das Dorf und in den Park des königlichen Lustschlosses St. Cloud zerstreut, welcher sich von diesem Dorfe an über den Hügel längs der Seine bis nach dem Dorfe St. Cloud erstreckt. Eine lange und dunkle Allee von wilden Kastanien empfängt hier zuerst den Pariser Wanderer; sie scheint einsam und wenig besucht zu seyn und in die dunkeln Gebüsche des Parks zu führen; allein je mehr man hineingeräth, desto geräuschvoller wird es, und wenn man nun in's Freie tritt und die Wasserbassins und grünen Rasen mit den uralten Ulmbäumen umher vor sich hat, so befindet man sich wieder unter den Parisern, welche hier wie in der Hauptstadt in zwei Klassen sich trennen, die genießende oder verzehrende und die spekulirende. Letztere hat nichts unversucht gelassen, die Pariser zu reizen. Da sind Restaurans unter Zelten, mit eleganten, in der Eile verfertigten Tanzbüden, Kuchenbäcker, Fruchthändler, allerlei Spiele, Orgeldreher u. s. w. Am lebhaftesten geht es aber in der jenseitigen Allee zu, welche in's Dorf St. Cloud hineinführt. Hier ist Bude an Bude gereiht; alle Marktscheeler, die sich vom frühen Morgen an aus Paris verloren haben, handeln hier brüderlich neben einander; Bereiter, welche alle ihre in glänzender Montur steckende Mannschaft zur Schau stellen, Puppenspiele, Ungeheuer und Naturwunder, wenigstens was dafür ausgegeben wird, Seiltänzer u. s. w.; Alle haben ihre Gerüste vor den Buden und Zelten, um den gaffenden Zuschauern etwas vorzugaukeln, und eine kreischende Musik folgt unmittelbar auf die Gaukeleien. Zwischen diesen Buden drängt sich das Volk aus Paris und vom Lande nur mit vieler Mühe durch. Auch fehlt es nicht an Gensdarmen, um im Nothfalle bei der Hand zu seyn und Ordnung zu halten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Oktober 1834.

'S iſt luſtig in der weite Welt,
Cò fehlt mir net an Gut und Geld.
Was iſt mir denn mei Herz ſo ſchwer?
Wenn I no in der Heimath wär'!

Schwäbiſches Volkslied.

Gröden.

(Fortſetzung.)

Geht hier ein junger Burſch auf die Freite, ſo iſt das Erfordeerlichſte, daß er ſich mit einer gehörigen Anzahl von Fingereeifen, Ohreingen und Granatenſchnüren verſehe. Je reicher er iſt und je mehr er für dieſe Gegenſtände aufwenden kann, deſto ſicherer iſt er der Annahme ſeiner Bewerbung. Zwanzig Ringe, und das Andere im Verhältniſſe, ſind nichts Ungewöhnliches; dreizehn Ringe ſind alltäglich; reiche Freier bringen fünfzig mit und laſſen es auch an Ketten, Uhren und andern Koſtbarkeiten nicht fehlen.

Schon öfter kamen ganz alte, feingekleidete Herren in das Thal, deren von der Sonne gebräunte und vom Leben durchfurchte Züge Niemand geſehen zu haben ſich erinnerte. Erſt als ſie ihren Namen nannten und die Sprache des Thales zu reden wußten, glaubte man ihnen, daß ſie einſt dort geboren worden. Sie kehrten heim, nachdem ſie viele Jahre in weiter Ferne Handelſchaft getrieben und die von ihnen begründeten Häuſer Andern zur Verwaltung übergeben hatten, um dem heißen Drange zu folgen, in dem geliebten Heimaththale ihre Tage zu beſchließen. Das Erſte, woran ſie hier dachten, war, eine junge Grödnerin heimzuführen. Alle Schönen, die ſie draußen geſehen, konnten ihre Herzen nicht rühren, die reizendſten Toiletten gefielen ihnen nicht, immer dachten ſie an die ſtumpfnaſigen, rothwangigen Mädchen mit den dirnförmigen, geſtrickten Hauben, und erſt auf der Höhe von Pufels oder Rungadiſch begegnete ihnen ihr Ideal, dem ſie entzückt entgegenriefen: „keschtina bella muta!“ (das iſt ein hübſches Mädchen!) Vor nicht gar langer Zeit kehrte aus Barcellona ein ſehr reicher alter Grödner zurück, der ſich die Schönſte im Thal freite. Er ließ ein großes Haus bauen, weit und bequem und reinlich, im Uebrigen nach Grödner Art, wie die, welche ſie ſchnitzen und in Schachteln als Spielzeug verkaufen. Darin wohnt nun der alte Herr, dem Aeußern nach ein Spanier und ein Mann von Welt dazu, mit ſeiner Frau, in der ländlichen Tracht des Thales, dabei mit Ketten, Granaten und Ringen behängt, und mit den Kindern, die wie reiche Leute von Stande erzogen werden. Solcher Beiſpiele gibt es viele.

Unter dieſen Mittheilungen, welche wir den Schnitzern in der Stube des Meßners verdankten, waren Wolf, Fuchs, Tyroler und rauchender Holländer fertig geworden, ſie wurden geputzt und geſchliffen und uns gegen eine geringe Bezahlung zum Andenken übergeben. Solche Stücke werden von den „Verlegern“ mit drei bis ſechs Kreuzern bezahlt, und ein geſchickter

Digitized by Google

Arbeiter kann zehn täglich liefern. Viele behalten ihre natürliche Farbe, andere kommen zum Maler und Lakirer und werden dann in den Magazinen der Verleger aufgehäuft, um nach allen Weltgegenden versandt zu werden. Die vornehmsten Gröbener Etablissements halten in Neapel, Palermo und Florenz die Brüder Peratoner; in Barcellona, Cadix, Messina und Venedig die Brüder Jusam; in Lissabon die Brüder Belponer; in Madrid Joseph Mauroner; in Rom Bernhard Pitschieler; in Philadelphia Joseph Anton Meingutscher u. s. w. In vielen Städten zählt man neun Gröbener Handlungen, wie in Triest und Venedig; außerdem findet man sie auf den meisten Messen und Jahrmärkten. Wer in Deutschland Lust hat, ihre Bekanntschaft zu machen, dem nenne ich die Handelshäuser von Gudanner in Leipzig, so wie von Runggaldier und Sennoner in Nürnberg.

Laute Lustigkeit ist aus diesem Thale gänzlich verbannt. Zu tanzen wagt Niemand, weil für diese Sünde keine Absolution ertheilt wird. Die guten Leute halten sich dafür im Auslande schadlos, wo es nicht so streng genommen wird; und ich selbst hatte das Vergnügen, mich mit einem schönen Kinde aus Gröden, das ich auf dem Brenner traf und in meinen Wagen nahm, bei dem Kirchweihfeste im Zillerthale wacker herumzudrehen. Dies arme Kind war noch nie aus seinem Thale gekommen und erst sechzehn Jahre alt. Es wanderte zu Fuße nach Schwatz, zu einer Base, die dort schon seit mehreren Jahren ein kleines Geschäft etablirt hatte, um bei ihr die Handlung zu erlernen. Es war das unbefangenste Gemüth, neugierig und läppisch wie ein Affe. Abends kamen wir nach Innsbruck; die Kleine war vor Erstaunen ganz außer sich. So hatte sie sich die Hauptstadt nicht gedacht. Eine Ausrufung drängte die andere, und wenn ich mir eine Frage an sie zu richten erlaubte, so wurde ich mit einem schnell wiederholten Sch! abgefertigt, damit ich den Eindruck nicht stören möchte, den die prachtvolle Erscheinung einer Straßenlaterne, die erhabene einer hin- und herspazierenden Schildwache, eine lange, beleuchtete Fensterreihe oder einige schnell dahinrollenden Karossen auf sie machten. Von allen Commis-voyageurs, mit denen ich auf Reisen zusammentraf, war mir dieser der interessanteste.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Entziehen wir dem unglücklichen Manne darum unsere Theilnahme nicht, weil wir ihn hier eine seiner vielen Prüfungen schlecht bestehen sehen. Wir, die wir gewohnt sind, in einer gleichsam angebornen, fortwährenden Märtyrerschaft unserer Ueberzeugung zu leben, werden leicht zur Hand seyn, über einen Mann den Stab zu brechen, welcher gegen die Satzungen einer fanatischen, intoleranten Religion anzukreten den Muth hatte und später im Stande seyn kann, zu der Hand, die ihn züchtigte, wieder heranzukriechen. Allein in Uriels Seele war Verwirrung eingezogen. Er liebte das Judenthum, ja er mußte für dasselbe Alles hingeben, wenn er sich nicht um seine erste Jugend, seine ersten Plane schon betrogen sehen wollte. Er hatte das Christenthum abgeschworen: was konnte ihn mehr bestimmen, der Jehovalehre treu zu bleiben! Hätte er sich auch von dieser wieder entfernen können, wie leer und nichtig mußte ihm dann sein Inneres, wie Alles an ihm in Inkonsequenz und Scham verwandelt werden! Weil er keinen neuen, dritten, unabhängigen Zustand wußte, in dem er leben konnte, flüchtete er sich unter den Schutz des Judenthums wieder zurück, indem er seine eigene Meinung den bestehenden Verhältnissen aufopferte.

Die Tage der Rückreise verschwanden unter der Abwechslung anmuthiger Gegenden und des heitersten Gesprächs. Uriel besaß zu viel angebornen Stolz, als daß er demüthigen Hauptes seinen Richtern, denen er sich freiwillig unterwarf, hätte entgegen gehen sollen. Judith befand sich in der glücklichsten Laune; denn sie hatte für ihre Anstrengung Großes bewirkt, und zwar in so kurzer Zeit, daß sie dabei nicht hatte ermüden können. Jochai unterzog sich freiwillig jedem Geschäft, das seinen Gefährten eine Mühe ersparte, und schien ganz in ihre Wünsche und in ihr Glück aufzugehen. In kurzer Zeit war Amsterdam erreicht. Judith hatte ihre männliche Kleidung noch nicht abgelegt und ließ sich nicht zurückhalten, Uriel auf dem ersten Gange, den er machte, ohne sich vorher Jemand anders zu zeigen, zu begleiten. Sie ritten gerades Weges auf die Wohnung des Oberrabbinen zu, der vorläufig durch Jochai von Uriels Ankunft benachrichtigt wurde. Uriel ließ ihn von seinem Entschlusse, sich mit der Kirche vertragen zu wollen, in Kenntniß setzen, und erlangte bald die Erlaubniß, vor den Priester zu kommen. Er traf ihn allein, einen strengen Greis, von geringerem Fanatismus, als seine Beisitzer, aber von unerschütterlicher Festigkeit. Uriel war seinen Anblick gewohnt und ertrug ihn, ohne von ihm beherrscht zu werden. Er setzte freimüthig seine Ueberlegung auseinander, versicherte seine treueste Anhänglichkeit an den Dienst Jehovahs und verlangte, sogleich von seinem Banne freigesprochen zu werden. Der Oberpriester gab die Berufung auf einen geistlichen Rath zu, und Uriel wurde bis zu dessen Beschlußnahme in einer Zelle gehalten, welche in dem obern Stockwerke

Digitized by Google

der peieſteelichen Wohnung iag und ziemlich einem Gefängniſſe gleichkam.

Der veeſammeite Rath, darauf fußend, daß ſich der Geächtete aus freien Stücken in ihee Gewalt begeben hatte, beſchloß, von der rauhen Seite ſeiner Gnade ſo viel herauszukehren, als er nur konnte. Als Ueiei vor ihn gerufen wuede, erhieit er den Beſcheid, daß der Bann von ihm genommen würde, ſaks er einen förmlichen Widerruf ſeiner Irrthümer in dieſem Augendlicke ablegte und an die Waheheiten zu halten ſchwören wolle, welche ſie ihm in der Reihefolge voeleſen würden. Dann ſollte in der Abendſynagoge ſeine Buße und der Bann als zurückgenommen angezeigt weeden. Einen Augendiick war Uriel ſchwierig; doch da ihn die Ungeduld peinigte, zu ſeinen Begleiteen zueückzukeheen und recht bald die Früchte dieſer ärgerlichen Ceremonie bei ſeiuen Freunden und Veewandten zu genießen, ſo betrieb er die ganze Prozedur mit einer Eiifertigkeit, welche die Richter eher in Verlegenheit ſezte. Der Vorſitzer hieit inne und deohte, die Verhandiung niederzuſchlagen, wenn der Veebrechee mit ſo gleichgüitigem und unreumüthigem Eifer in dieſer Angelegenheit oerfahee. Doch Uriels Verſicherungen, daß es ihm um Alles der heiiigſte Ernſt ſey, und er nue den Augendlick beſchieunigen wolle, der ihn in die alte Gemeinſchaft des Glaudens und der Hoffnung wieder zurückfüdee, vermochten die Peieſter, ihm zu willfahren und endlich duech eine feierliche Erkläeung die Acht von ihm zu nehmen. Ueiel, ſeiner Feeiſpeechung gewiß, ſchnitt die Eemahnungen, welche daran für die Zukunft geknüpft weeden ſollten, kurz ab und verließ die Verſammlung, welche über die Reue Ueiels ihre Erwaetung gänzlich getäuſcht fand.

Aber auch über Uriel wae eine andere Stimmung gekommen, als er beim Eintritt in dieſes Haus vermuthete. Ee ſah, daß ihn die Unteewerfung und Demuth der verfloſſenen Tage verlaſſen hatte; denn der Andiick jener Männer, deren Autoeität nur eine Veradredung war und auf nichts fußen konnte, ais den wenigen Geſetzesbuchſtaben, die in Bücher gebunden voe ihnen lagen, gab ihm ſeine ganze Unadhängigkeit wieder zurück, und nue die Rückſicht auf ſeinen einmal gefaßten Entſchluß und auf das, was Alles ja noch geſchehen könne, beſtimmten ihn, das einmal Beteiedene zu Ende zu füheen. Seine Begleiter, die ihn mit Spannung in den Voezimmeen des Hodenpeieſtees erwartet hatten, ſtaunten, ihn in ſo oiel Kälte umgewandelt zu ſehen; doch beeubigte ee ſie und eilte, Judith zu ihrem Vater zurückzubeingen. Jochai, obgleich die hülfreiche Hand zu Judiths Entweichung, mußte auch hier der Vermittlee ſeyn. Vaudeeſtraten hatte an der Thatſache, daß ſeine Tochter wieder bei ihm wae, genug; ſeine ſchlafloſen Nächte veezieh er ihr gern, da ſie ihm verſpeach, ſie ihm in Zukunft dafür deſto ſchöner zu machen, indem ſie ihm vorleſen wolle des Abends, oder zur Zither ſpielen, odee ſeine Teäume deuten. Auch war ihm Ueiei ganz willkommen, den er ſeiner Gütee, ſeiner Männlichkeit und ſeiner Geiſtesgaben wegen liebte, und den er zu haſſen nicht verpflichtet war, ſeitdem die Aufhedung des Bannes allen Makei von ihm genommen hatte. Ueiei drach aber bald auf; nachdem ee Judith umarmt und ihe für den Sieg, den ſie auf's Neue übee ihn errungen, gedankt hatte, eilte er zu den Seinen, die die Kunde ſeiner Rückkehr und Begnadigung ſchon vernommen hatten und ſehniichſt auf ihn haeeten. Hier feierte er die ſüßeſten Triumphe der Ueberraſchung und der zäetlichſten Theilnahme. Er genoß dies Alles mit ſolcher Hingebung, als habe er, wie ſeine Jugend, ſo auch ſeine Ruhe für ewige Zeiten wiedergefunden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortſetzung.)

Die Schauder der Poeſie und die des Lebens.

Als das Mädchen am andern Morgen um ſechs Uhr wiederkam, fand ſie das Haus verſchloſſen, und erhielt auf mehrmaliges Pochen keine Antwort. Sie glaubte daher nicht anders, als daß die Familie, die ohnedies ſehr ſeekrank geweſen war, noch feſt ſchlafe, und ging wieder nach Hauſe. Um neun Uhr kehrte ſie zurück: das Haus noch immer verſchloſſen und auf ihr ſtarkes Pochen keine Antwort. Das fiel endlich dem nächſten Nachbar auf, und als auch ſeine Bemühungen, ſich Gehör zu verſchaffen, erfolglos blieben, kam ihm der Gedanke, ob vielleicht Steinberg, um der Bezahlung des aufgelaufenen Miethzinſes und der rückſtändigen Abgaben ſich zu entziehen, das Haus mit Sack und Pack heimlich verlaſſen habe. Der Engländer iſt im Allgemeinen und vorzüglich gegen Fremde etwas argwöhniſch. Daher zweifelte der gute Nachbar an der Richtigkeit ſeiner Vermuthung um ſo weniger, da er wußte, daß Steinberg ein Deutſcher war, und da er — denn in London wird eben ſo gut geklatſcht, wie in Paris und Dresden — von dem verlornen Prozeſſe und der Entlaſſung des Geſchäftsführers bereits gehört hatte. Er eilte alſo nach der Liverpoolſtraße zum Eigenthümer des Hauſes, um dieſen möglichſt ſchnell von dem Vorfalle zu benachrichtigen, und dieſer verlor keine Zeit. Pochen und Lärmen halfen zu nichts; daher brachen die beiden Männer die Hausthüre auf, und wie ſie in die Küche traten — welcher Anblick! Steinberg, im Hemd und Beinkleid, lag auf dem Boden, ſein Kopf faſt ganz vom Rumpfe getrennt, neben ihm ein langes Fleiſchhauermeſſer. Nachdem ſie den Schreck bemeiſtert hatten, riefen ſie den nächſten Polizeidiener zum Zeugen der ſchauderhaften That, und gingen dann mit ihm die Treppe hinauf nach dem Zimmer, in welchem Steinberg mit ſeiner Frau und ihrem ſieben Monate alten Kind zu ſchlafen pflegte. Und auf der

Digitized by Google

Diele, den Kopf ebenfalls faſt vom Rumpfe getrennt, erblickten ſie die unglückliche Frau, ein ſchönes, kaum 25 Jahre altes Weib. In ihrem mit Blut überſtrömten Nachtkleide lag ſie, das Geſicht am Boden, gleich als ſey ſie, nach Empfang der tödtlichen Wunde, mit dem Mörder ringend aus dem Bette geſtürzt, und zu ihren Füßen lag das kleine Kind mit abgeſchnittenem Kopfe. Das ganze Bett war blutgedrängt, und der Abdruck einer blutigen Hand auf dem Kiſſen ſchien anzudeuten, daß der Mörder ſich darauf geſtützt hatte, um das Kind zu erfaſſen, das er aus dem Schlafe in den Tod legen wollte. Die Männer ſchauderten; aber noch war das Trauerſpiel nicht zu Ende. Als ſie im zweiten Stock das Schlafzimmer der drei andern Kinder betraten, fanden ſie den kleinen Heinrich, einen hübſchen Knaben von vier Jahren, in ſeinem Bettchen entſeelt, mit zerſchnittener Kehle. Unweit davon auf der Diele neben ihrer Wiege lag die zweijährige Ellen. Ein furchtbarer Schnitt ging von Ohr zu Ohr durch den Hals. An dieſes Gemach ſtieß ein Arbeitszimmer, und hier auf dem Boden ausgeſtreckt lag der fünfjährige Johann. Daſſelbe Meſſer, dieſelbe Hand, die ſeine Mutter, ſeine Geſchwiſter getödtet, hatten auch ihn gemordet. Eine breite Wunde klaffte an ſeinem Hals, ein großes Stück Fleiſch war von der rechten Schulter abgetrennt, und wenige Schritte von ihm lag der abgeſchnittene Zeigefinger ſeiner linken Hand. Der Knabe hatte mit ſeinem Bruder Heinrich in Einem Bette gelegen. Unſtreitig ſah er das Meſſer, das ſeines Bruders Leben zerſchnitt; er ſprang aus dem Bette und ſuchte dem Mörder zu entrinnen. Aber dieſer ereilte ihn; ein raſcher Hieb traf ſeine aufgehobene Hand, traf ſeine nackte Schulter. Der Knabe fiel, und ein zweiter Hieb zerſchnitt das blühende Leben.

(Der Beſchluß folgt.)

Paris, September.

(Beſchluß.)

Der Jahrmarkt zu St. Cloud.

Ein Theater kann in St. Cloud nicht fehlen; es liegt aber außerhalb des Luſtgartens, nach dem Schloſſe zu, wo ſich nun auch zwei Kaſernen befinden, eine für die Infanterie und die andere für die Reiterei; denn es liegt in St. Cloud immer eine bedeutende Mannſchaft, beſonders im Sommer, wenn ſich der Hof hier aufhält. Dies benimmt dem Luſtſchloſſe viel von ſeinem ländlichen Anſehen. — Gegen vier Uhr eilt Alles den altfränkiſchen Kaskatellen zu, welche gegen die Anhöhen im Luſtgarten angebaut ſind, und wo nun die Waſſerkünſte in Bewegung geſetzt werden. Die alten Löwen, Delphine, Fröſche und Unken, die ſo ausſehen, als ob ſie ſchon unter Ludwig XIV. Waſſer geſpien hätten, fangen an ſich zu beleben, und von allen Seiten erſcheinen nun Waſſerſtrahlen. Mit der grünen, waldigen Umgebung und den tauſend jungen und alten Zuſchauern nehmen ſich die grauen Kaskatellen ſehr hübſch aus, und es bleibt immer ein ſchöner Anblick, das Waſſer aus der Urne der bemoosten Flußgötter oben von Stufe zu Stufe herabfallen und ſich mit den aus all den Thieren herausfliegenden Strahlen unten im Baſſin vereinigen zu ſehen, wo auch noch ganze Reihen von ſolchen geborſtenen Strahlen aufſteigen. Außerdem befinden ſich noch Waſſerdecken in den benachbarten Gebüſchen, die ebenfalls ihre Waſſerkünſte haben und ſich ſchön ausnehmen. Die Kaskatellen bleiben aber immer das Vorzüglichſte, und die alte Spielerei verfehlt nimmer ihre Wirkung auf die Zuſchauer, beſonders auf den jüngern Theil. Dies Vergnügen iſt aber vergänglich, wie alle Vergnügen in der Welt. Schon nach Verlauf einer Stunde werden die Waſſerröhren wieder zugeſchraubt und es kommt nichts mehr aus den Töpfen der alten Flußgötter und aus den Rachen der ſteinernen Thiere. Die zuſchauende Menge zerſtreut ſich nun in dem geräumigen Parke, auf den Anhöhen und im Thale; es wird auf dem Graſe oder in den Zelten geſpeiſt. Der Abend kommt heran, die Reſtaurans erleuchten auf's Beſte ihre Zelte und Buden, der Tanz beginnt und dauert bis in die Nacht hinein. Erſt jetzt denkt man an die Rückkehr; wer gut zu Fuße iſt, wandert ohne Weiteres durch das Boulogner Gehölz oder längs der großen Landſtraße ſeinem Paris zu; allein die Damen fahren lieber, die Herren wollen galant ſeyn, die Kutſcher machen übermäßige Forderungen und erhalten meiſtens, was ſie fordern. Ein tüchtiger Regen iſt ihnen beſonders zu dieſer Zeit willkommen. Daran iſt aber dieſen Herbſt nicht zu denken, und bei dem ſchönſten Wetter eilen Hunderte von dicht beſetzten Fuhrwerken wieder der Hauptſtadt zu. Die Polizei muß ein gewaltig wachſames Auge, oder vielmehr hundert Argusaugen haben, wenn ſie allen Unfug in dem großen Parke zu St. Cloud und in dem Boulogner Gehölz verhindert. Indeſſen geht doch im Allgemeinen Alles ziemlich ordentlich zu, und im Ganzen iſt der Jahrmarkt zu St. Cloud ein ſchönes Feſt. Dg.

Auflöſung der Räthſel in Nr. 258:

Kalb. Alb. Löwe. Möwe. Fuchs. Schuft. Fraye. Raye. Eros. Roſe. Affe. Laffe.

Räthſel.

Es iſt ein ſehr erhabner Thron,
Und iſt fürwahr kein Stück von Hofz
Mit Sammet, wie Napoleon
Die Throne nannt' in ſeinem Stolz.

Wohl mag er manchmal eiſern ſeyn,
Ein häßlich Bild von ſtarrem Trotz,
Bald tief gefurcht, bald glatt und fein,
Ein andermal noch roher Klotz.

Sein Schmuck, die hellen Perlen, ſind
Ein ihm von Gott beſtimmter Schmuck,
Doch raubt ſie ihm vielleicht der Wind,
Doch preßt aus ihm ſie ſchwerer Druck.

Wohl ſtiehlt ſie dann der Liebe Hand
Ganz ſtille weg vom hohen Thron,
Und Licht, wie aus der Seelen Land,
Strahlt unter ihm, der Liebe Lohn.

Doch nimmt der Geiſt ſich ſeiner an
Und bildet aus den hohen Thron,
Dann wirſt du ihm mit Ehrfurcht nahn,
Sizt doch auf ihm ein Herrſcher ſchon.

Ob unter dieſem Thron es blizt,
Ob Donner unter ihm entſteht,
Ein wahrer Weltbeherrſcher, ſizt
Er auf dem Thron der Majeſtät.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Oktober 1834.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.

Goethe.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Der natürliche Zug aller dieser Begegnisse ging freilich darauf hinaus, die kaum eingetretene Befriedigung aller Parteien bald wieder zu zerstören. Doch Uriel, der sich hierüber in keiner Täuschung befand, versuchte es, ob es nicht möglich sey, eine alte Erfahrung auch einmal Lügen zu strafen. Er nannte diesen unveränderlichen Zug die Altklugheit des Lebens, und behauptete, daß man die Zukunft schon beherrschen könne, wenn man nur eine wahrscheinliche Rechnung besitze, wie sie ohne sein Zuthun ausfallen würde. Deßhalb bereitete er sich denn auf Alles vor, was ihn in der nächsten Zeit treffen mußte. Er sah voraus, daß ihn Neugier und unaufgeforderte Theilnahme bei jedem Schritte belästigen würden, daß sich seine Freunde beeifern müßten, seinen Entschluß zu loben und ihm ihre Dienste anzubieten, daß sich jezt Jedermann berechtigt glauben würde, über religiöse Irrthümer in seiner Gegenwart mit einer schon ausgemachten Sicherheit abzusprechen; kurz, das ganze Elend, was eintritt, wenn große Geister sich einmal herablassen, im Sinne der kleinen zu handeln, berechnete er mit weiser Einsicht, und vermochte es über sich, das Unvermeidliche zu ertragen. Sein altes Rechtsstudium suchte er wieder hervor und machte es zu seinem Leidensgenossen. Dies reichte auch da noch hin, seinen Geist zu beschäftigen, als endlich die Lobsprüche und die Rathschläge seiner Leute verstummt waren. Eine kleine Frage, die er zu lösen wünschte, ließ ihn die Uebergänge der Tage vergessen. Die Zeit, diese grausamste Feindin eines Unglücklichen, quälte ihn nicht, wenn er sie in kleine Theile zerstückte und auf jeden einzeln eine leichte Last, die vergessen macht, bürdete. Doch dessen war er nicht fähig, sich auf einen höhern Standpunkt, von dem er sonst seine wissenschaftlichen Bestrebungen ansah, aufzuschwingen. Jede großartige Betrachtung, die ihn von der kleinen Einzelnheit abzöge, hätte ihn zu Fragen hingerissen, welche er sich noch ängstlich bestrebte, aus dem Bereiche seiner Gedanken entfernt zu halten.

Es war natürlich, daß Uriel unter solchen Umständen eine andere Stimmung seines Charakters zulassen mußte. Die frühere Heiterkeit, welche ihn selbst da nicht ganz verließ, als er die eingetretene Katastrophe sich allmählig vorbereiten sah, war gänzlich aus seinem Gemüthe verschwunden. Er lag gegen sich selbst in Feindschaft und verfolgte sich mit einem Grolle, als hätte sein Wesen sich in zwei Hälften getheilt. Es war ein fortwährender Kampf in seinem Innern. Bald ertappte er sich auf einer Gedankenreihe, die er von sich zu verbannen förmlich beschlossen hatte, bald verwarf er dies ganze abgemessene

Digitized by Google

Benehmen und nannte sich einen Thoren, der Unaufhaltsames dämmen wolle. Seine Augen zogen sich in ihre Höhlen zurück, Furchen legten sich in die Ebene seiner Stirn, der geläufige Strom der Rede stockte und die Theilnahme an fremdem Interesse erkaltete. Niemand konnte bei dieser Veränderung mehr leiden, als Judith. Die Umwandlung, welche sie selbst in sich erfahren hatte, vergrößerte ihren Kummer noch. Denn wenn sie mit ihrer alten Laune, mit ihrer ewig gleichen Heiterkeit, die früher nicht verstimmt werden konnte, weil sie von außenher Alles mit gleichen Eindrücken berührte, die einsinkenden Trümmer des stolzen Gebäudes, das Uriels Seele vorstellte, nicht bemerkt hätte, so war sie jezt selbst empfänglich geworden für die Verwirrung des Lebens. Sie errieth Alles leichter und lernte einsehen, wie großen Antheil der Schmerz am Regimente der Welt hat. Der naive Ton, mit welchem sie des Geliebten Zärtlichkeit erwiderte, war verschwunden. Sie lächelte schmerzhaft und ungläubig, wenn Uriel das zwischen ihnen eingerissene Schweigen brach und sie an die Unschuld früherer Zeit erinnerte. Aber wie selten that dies Uriel noch dazu! Er war nicht mehr im unmittelbaren Genuß der Liebe, er war nicht mehr gegenwärtig bei seinen Schwüren, ja nicht einmal bei seinen Küssen. Das Dämonische seiner Natur kehrte sich immer mehr heraus. Er empfand nicht, ohne nicht auch zugleich schon seine Empfindung zum Gegenstande seiner Reflexion zu machen. Dies sind jene Männer, welche das Weib so beglücken und doch so unglücklich machen können, die mitten in den Himmel der Liebe mit einer kalten, unerwarteten, prosaischen Bemerkung hineinfallen, die öfter geneigt sind, geliebt zu werden, als zu lieben, und die nach langem, launigem Aprilwetter, nachdem sie ihre Freundin grausam gemartert, wie Sonnenschein aufblitzen und eine Stunde lang die göttlichsten Menschen sind. So war Uriel jezt der Mephistopheles seiner Leidenschaft geworden. Dieselben Plätze in Vanderstratens Gärten, welche einst das Flüstern, Kosen und Lachen der Liebenden belauscht hatten, sahen jezt, wie Uriel Figuren in den Sand zeichnete und Judith sich mit ihren Thränen nezte.

Doch bald sah Uriel ein, daß er nicht dazu geschaffen war, seine Leiden wie eine Rolle durchzuspielen. Er wußte, daß es hohe Zeit war, einen Entschluß zu fassen, wenn er sich vor der Verzweiflung, vor einem lautlosen Untergang am gebrochenen Herzen retten wollte. Er faßte die einzelnen Fäden seines Schicksals wieder zusammen, um seine eigene Parze zu werden. Dazu bestimmte ihn nichts mehr, als daß Judith eines Tags, da sie an seinem Halse hing, wie aus einem Traume erwachend zu ihm sprach: „O Lieber, ist denn alle Deine Kraft so aufgerieben, daß Du mich leiden sehen kannst, ohne nur zu helfen? Ich unterliege dem Kummer, der an meiner Seele nagt, daß ich die Ursache Deines neuen Unglücks bin. Seit jenem Augenblicke, da Du aus dem Rathe der Priester tratest und den Widerruf geleistet hattest, ist meine Ruhe von mir gewichen. Denn welch ein Opfer hast Du mir gebracht! Was hat es Dich kosten müssen, Deine Ueberzeugung abzuschwören! Ich vergehe in dem Gedanken, daß die Rücksicht auf meine Bitten Dich bewogen hat, hieher zurückzukehren. Kannst Du glauben, daß meine Liebe ermattet wäre, wenn ich in Dir den Ketzer, den Ausgestoßenen, den Heimathlosen hätte umarmen müssen? Was vermag ich in Deine Geheimnisse zu dringen! Selbst wenn Du mit bösen Kräften einen Bund geschlossen hättest, sollte der unsrige nicht gestört werden. Nun glaubst Du aber dies Alles nicht; denn ich ließ die Gelegenheit, Dir meine Treue zu zeigen, vorübergehen. Nicht Deine Versicherung, nicht Dein mitleidiger Anspruch kann mich zufrieden stellen, sondern nur eine Prüfung, die Du mich bestehen ließest. Wäre unsere Lage unglücklicher, vielleicht würden wir dann beide glücklicher seyn!“ Uriel verstand diese Klage deutlich; denn übertrug er das, was Judith von ihrer Liebe sagte, auf die Verpflichtung, die er gegen die Wahrheit zu haben glaubte, so war es dieselbe Pein, in der er sich befand. Ja auch dieses Mittel der Heilung, das sie zu wollen schien, war dasselbe, das er noch Anstand nahm, zu wählen: dies durfte nicht einmal übertragen werden. Von dieser Stunde an, in welcher die Liebenden ihren Bund auf's Neue besiegelten, erklärte Uriel, daß er jede Enthaltsamkeit, jeden Zwang jezt aufgebe. Er habe nicht die Absicht, im offenen Kampfe gegen seine Gegner aufzutreten, aber täuschen wolle er ferner weder sich noch sie. Wo ihn die Wahrheit herausfordere, wolle er sie bekennen. Judith pries sich glücklich, bald eine Gelegenheit zu finden, wo sie zeigen konnte, was sie vermochte.

(Die Fortsezung folgt.)

Grödner.

(Beschluß.)

Ich zog aus der Bekanntschaft überdies noch den Vortheil, einige Kenntniß von der Sprache des Thales zu erlangen. Es soll die altetruskische seyn, welche die Rhätier, als sie vor den einbrechenden Barbaren in die höchsten, unwegsamsten Thäler flohen, mit sich nahmen, und die von ihren einsam lebenden Nachkommen lange unverfälscht und unvermengt bewahrt wurde. Wie sie sich jezt uns darstellt, sind viele Eindringlinge bemerkbar, welchen vielleicht der spätere Verkehr erst den Schlagbaum öffnete. Interessant ist diese Sprache jedenfalls; obgleich sie mit dem Romanischen Aehnlichkeit

Digitized by Google

zeigt, so ist sie dennoch von den Dialekten des Engaddin und der Badioten im Enneberg sehr verschieden. Um aufrichtig zu seyn, muß ich bekennen, daß sie eben nicht zu den wohlklingendsten gehört; wollte man es versuchen, sie in einem eleganten Salon oder auf dem Theater zu sprechen, so müßte sie wohl einen komischen Effekt machen. Vernimmt man sie jedoch von den volltönenden Stimmen, schnell und übersprudelnd hervorgestoßen, mit dem schnarrenden r und den starken Kehllauten, wie sie im Thale, in der Umgrenzung der Dolomitpallisaden, neben den blanken Häuserchen gesprochen wird, so hört man ihr gern zu und findet es nicht mehr als billig, daß hier in dieser so ganz besondern Gegend unsers Erdballs auch eine ganz absonderliche Sprache herrsche. Ich will hier einige Proben mittheilen, die ich nur zum Theil dem Unterrichte im Wagen vom Brenner nach Innsbruck verdanke, da ich schon während meines Aufenthaltes in St. Ulrich, St. Jakob und St. Christein meine Studien begonnen hatte. Da die Sprache nie geschrieben wurde, so habe ich mich, der Orthographie wegen, nicht zu rechtfertigen. Ich schrieb der Aussprache nach, wenn man einem jeden Buchstaben sein deutsches Recht angedeihen lassen will. Die Wochentage heißen: Domania, Lunes, Merdi, Mercudi, Dschrubin, Vendardi, Sada. Der Fuchs, volp; der Wolf, luv; das Pferd, dschiaval; das Auge, l'vuëdl (in der Mehrzahl: i vuëdli); der Leib, l'corp (i corpes); der König, l'raa (i raejesch); der Vater, l'pér (i pérenh); der Knabe, l'mul (i mulongs); der Vogel, l'utschöll (i utschiöi); die Seele, l'ana (sem. pl. l'anes); die Wahrheit, l'anritá (l'auritejes); die Mutter, l'omma (l'ommargs); der Bär, la lors (la lores); das Ohr, l'auraedla (l'auraedles); die Lüge, la bauschija (la bauschijes); wo, ullà; da, tlò; überall, glong; wenig, puec; zweimal, doijedesch; freiwillig, dadschjeng; obschon, schwaenkò; wohl viel, ben debot; sö schnudlè, knien; s'ammalè, erkranken; arpè, erden; plurè, trauern; tschiatschè, jagen; sö fe sanglaschè, zur Ader lassen; cri, suchen; schlià, schließen; de schlata strades, die schlechte Straße; un pudschin brata, ein gebratenes Huhn; il Gwand, la Gwandlina, das Kleid. Obgleich meine Kenntnisse etwas umfassender sind, so glaube ich mich hier nicht damit brüsten zu dürfen und als Probe genug mitgetheilt zu haben, um einen Begriff zu geben.

Wie wir Gröden verließen, da wendete sich immerfort der Blick darauf hin, um den lieblichen Eindruck für's ganze Leben mitzunehmen, und als wir auf der lezten Höhe noch einmal zum Abschiede das Bild seinen Zauber auf unser Gemüth üben ließen, da kam es wie Wehmuth auf uns Alle, die besonders stark in mir lebendig wurde. Dann aber folgte eine angenehme Beruhigung; ich hatte ja eine Sehnsucht aus frühester Jugend gestillt, und wie ein Muselmann, der von der Pilgerfahrt nach Mekka heimkehrt, rollte ich auf meinem „Bändl" zum uralten Markte Castelruth hinab, der noch von beträchtlicher Höhe über dem Eisackthale mit einem himmelhohen Thurme, dem Stolze der Einwohner, uns zu sich winkte. So müde ich war, konnte ich doch nicht umhin, der „heiligen Kümmerniß" meinen Besuch abzustatten. Sie läßt sich auf einem Hügel neben der Stadt verehren, und die Sage, daß ihrem Bilde in der Kapelle der Bart wachse, lockte uns nicht wenig an, ihre Bekanntschaft zu machen. Die Art und Weise, wie die Einwohner selbst mit diesem Wunder geheimnißvoll thaten, erst läugneten, dann sich versprachen, endlich verriethen und zuletzt halb und halb etwas davon zugaben, war ganz geeignet, unsere Neugier zu steigern. Man macht in Tyrol so leicht die Bekanntschaft gänzlich unbekannter Heiligen, daß man es nicht übel nehmen kann, wenn man etwas von ihren nähern Lebensumständen mitzutheilen sich erlaubt. Die heilige Kümmerniß war eine mittelalterliche Taglioni, mindestens so schön wie Fanny Elsler. Ihre reizende Kunst zog ihr viele Anbeter zu, welche ihrer Tugend Fallen legten, und die Tänzerin plagte sich deßhalb mit Kasteiungen und Bußübungen. Endlich bat sie den Himmel, er möge ihr die verderbliche Schönheit nehmen, und er war so gnädig, ihr einen starken Männerbart an dem Untertheil ihres Gesichts zu verleihen, dessen sich kein Sappeur hätte schämen dürfen. Diese Gnade machte sie glücklich. Die gute Kümmerniß! Welche ihrer Kunstgenossinnen würde wohl 1834 ihr Glück theilen wollen? Dies war die Heilige, zu welcher wir noch bei träufelndem Regen und fernen Donnerschlägen wallfahrteten, als wir müde und matt aus Gröden angekommen waren. Wie wir das Wunderbild fanden und wie wir uns daran erbauten, gehört aber in ein anderes Kapitel.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

Reisende Engländer.

Nie ist wohl der Stand unserer deutschen Chausseen von den Rädern englischer Patentwagen mehr aufgewühlt worden, als in diesem Sommer. Von einer solchen comfortablen Völkerwanderung wird uns die Geschichte schwerlich ein zweites Beispiel aufzuweisen haben; war es doch gerade, als wollte uns England jene Angelsachsen mit reichlichen Zinsen wieder zurückerstatten, die vor ungefähr 1400 Jahren aus unserm Vaterlande von den Britten berufen wurden, um mit deutschen Schwerthieben die feindlichen Hochländer zu Paaren zu treiben, und die damals schon den Wahlspruch: „Ubi bene ibi patria!" hatten, und lieber Mylords and Gentlemen, als deutsche Wohl-, Hochwohl- und Hochgeboren genannt seyn wollten. Wohin man den Blick nur wendet, überall Engländer. Bleiben Sie eine einzige Nacht auf Ihrer Reise in dem Gasthofe des unbedeutendsten

Marktflecken, gewiß werden Sie in den Nachbarzimmern rechts und links, oben und unten die Sprache Albions vernehmen, oder Sie hören gar nicht sprechen, und auch dann ist es wohl mehr als wahrscheinlich, daß Alles von Engländern besetzt ist. Besteigen Sie mit einem Führer früh vor Sonnenaufgang eine Alme im bayerischen Gebirge oder in den Tyroler Alpen, Sie treffen eben schon einen Engländer, der wie ein kolossales Fragezeichen vor der overdutzten Sennerin steht, die Arme telegraphenartig nach allen Himmelsrichtungen in die Höhe und in die Tiefe ausstreckt und ein Deutsch radebrecht, in welchem selbst unser genialer Grimm nur mit Mühe germanische Wurzel und Abstammung erkennen würde. Suchen Sie als Philosoph oder Dichter den einsamsten, abgelegensten Wasserfall auf, um ungehindert denken und träumen zu können, wahrscheinlich finden Sie auch dort einen Engländer, der das große Naturschauspiel durch die Lorgnette aufmerksam und prüfend betrachtet; fürchten Sie nicht, ihn in seiner Anschauung zu stören, er wird Sie kaum bemerken, und gewiß fände er es eben so auffallend, wenn Sie ihn begrüßten, als ein Deutscher und Franzose es gegen jede Lebensart halten würde, wenn Sie das Gegentheil thäten. Besonders ist unser München diesen Sommer mit Engländern gesegnet gewesen; die hiesigen Gastwirthe werden die Engländer vom Jahre 1834 gewiß eben so lange in dankbarem Andenken behalten, als der edle Vierundbreißiger an den gesegneten Rheingeländen, an den Ufern der Mosel und des Neckars in dem Gedächtnisse der Winzer fortleben wird. Ich möchte nicht all die Gott dam! auf mich nehmen, die auf das Haupt unsers ersten Aubergisten, Havard zum goldenen Hirsch, gefallen seyn mögen, so oft er gezwungen war, wegen Ueberfüllung seines Hotels die vierspännigen fashionablen Reisewagen und deren Inhalt abzuweisen. Man weiß, daß Havard in die für einen Gastwirth bittere Nothwendigkeit versetzt war, an einem Tage siebzehn Extraposten, wovon gewiß über die Hälfte mit Engländern besetzt waren, wegen Mangel an Raum fortzuschicken. Wie den treibenden Wogen überlassene Schiffe, ohne Kompaß und Steuer, so irrten die schweren Reisewagen, gezogen von erschöpften, dampfenden Gäulen, in unsern Straßen umher; dann und wann sah man ein langes, bleiches, reisemüdes Gesicht aus dem Kutschenfenster sich herausstrecken und ungeduldig umherspähen, ob denn noch nicht der erwünschte oder verwünschte Port erscheinen wolle. Glücklich, wenn der Bär mehr Erbarmen hatte, als der Hirsch und der Hahn, und in seine gastlichen Tapen den müden Wanderer aufnahm, den jene verschmähten!

(Die Fortsetzung folgt.)

London, September.

(Beschluß.)

Die Schauder der Poesie und die des Lebens.

Während das schnell verbreitete Gerücht so gräßlicher That Tausende von Menschen vor dem Hause versammelte, wurde im Innern desselben von der herbeigeeilten Magistratsperson die sorgfältigste Untersuchung von Allem vorgenommen, was im Stande seyn konnte, über das Werk der Finsterniß einiges Licht zu verbreiten. Vergebens: die verschlossenen Thüren, die unverletzten Fenster widerlegten jeden Verdacht eines Einbruchs. Wie aber kein Zeichen eines Einbruchs, so fand sich auch kein Beweis, daß Steinberg es gewesen, der die Seinen und sich ermordet. Alle Papiere, alle Briefe betrafen nur Handels- und Familien-Angelegenheiten. Doch lag auf dem Küchentische ein Stück Papier mit Dintenfaß und Feder, und davor stand der Stuhl, auf welchem Steinberg zu sitzen pflegte, und er stand so, als habe ihn Jemand sich zum Schreiben hingestellt; aber kein Wort war auf das Blatt geschrieben. Ebensowenig, wie die erste Untersuchung, hat am folgenden Tage das Verhör vor der Jury zu einem genügenden Resultate geführt. Bloß das dürfte zu erwähnen seyn, daß die ermordete Frau Ellen Lesore heißt, und obgleich Mutter der genannten vier Kinder, doch mit Steinberg nur vor Gott getraut gewesen ist. Das Geschwornengericht fällte nach einer Berathung von zwanzig Minuten den Spruch: daß der verschiedene Nikolas Steinberg Ellen Lesore und vier Kinder vorsätzlich ermordet habe und er selbst Felo de se sey. Demgemäß wurde sein Leichnam unter dem Zulauf einer unabsehbaren Menschenmenge in der folgenden Nacht auf dem Armenkirchhofe kopfüber in eine Grube gestürzt, und es schmerzt, es sagen zu müssen, daß die Menge, anstatt Mitleid zu fühlen für den Gefallenen, sich den Ausbrüchen der rohesten Wuth überließ, und daß statt eines stillen Gebets für das Heil seiner Seele Flüche und Verwünschungen ihm in die Grube folgten. Ohne die gemessensten polizeilichen Maßregeln, welchen der Engländer sich nur setten widersetzt, wäre der Leichnam nicht ungeschändet dem Schooße der Erde zurückgegeben worden.

Wenn es nun keinem Zweifel unterliegt, daß der Gatte sein Weib, daß der Vater seine Kinder erschlug, daß der Mann, der sich nie dem Trunke ergeben und nie eine Spur von Wahnsinn gezeigt, der Jahrelang mit rüstiger, unermüdeter Kraft für sich und die Seinen gesorgt und gearbeitet, der sein Weib geliebt, wiewohl kein Priester den Bund gesegnet, und der seine Kinder gepflegt, obgleich sie nicht aus erlaubter Verbindung entsprungen — daß dieser Mann im Stande gewesen ist, den Vorsatz zu fassen, erst die Seinen, dann sich zu vernichten, daß er mit diesem Vorsatze um die Mittagsstunde in den Laden eines Messerverkäufers getreten ist, daß er hier dasselbe Messer gekauft, welches am andern Morgen stumpf von Blut und scharfig vom Morden an seiner Seite lag, daß er mit dem Messer in seiner Tasche wenige Stunden vor der Ausführung des blutigen Gedankens unbefangen und freundlich wie seinem Weibe plaudern, mit Vaterliebe seine Kinder liebkosen konnte, daß er dann nüchternen Sinnes die sorglos Schlummernden zu ermorden, seinen Liebling mit Mordgier zu verfolgen, dem flehenden Knaben das gegebene Leben abzuringen vermochte; — wenn Alles dies, durch geschworne Zeugen bestätigt, keinem Zweifel unterliegt, kann der Scharfsinn des Psychologen eine schwerere Aufgabe finden? kann die ausschweifendste Phantasie des Dichters ein gräßlicheres Nachtstück gebären? kann irgend etwas den armen Menschen das Räthsel seines Gistes und die Gebrechlichkeit seines Wesens tiefer und schmerzlicher fühlen lassen? Und wie, wenn all das Gräßliche aus Liebe geschehen, wenn der Wunsch, sie, die an seinem Herzen hingen, nicht der peinigenden Armuth, nicht den Qualen des Elends preiszugeben, den Gatten zum Mörder seines Weibes, den Vater zum Mörder seiner Kinder, den Verzweifelnden zum Mörder seines eigenen Lebens gemacht? Nicht also der Folter der Phantasie, es bedarf nur eines Blicks auf die Ereignisse des Tags und auf die Blätter, die sie erzählen, um seinen Lesern das Haar sträuben, sie in ihrer innersten Seele schaudern zu machen. Und wenn die englischen Dichter ihre Phantasie weniger beflecken, ihre Federn reiner erhalten von Gräuel und Blutschuld, als die Victor Hugo's — es ist nicht Armuth, es ist das sicherere Gefühl des Guten und Schönen, es ist die höhere Dichterweihe, was sie dazu veranlaßt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. Oktober 1834.

So ist jedem der Kinder die volle reine Gesundheit
Von der Mutter bestimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.

Goethe.

Vom Mechanismus des thierischen Körpers.

Im Jahr 1829 legte der Graf von Bridgewater in seinem lezten Willen bei der Londoner Societät der Wissenschaften die Summe von 8000 Pfund nieder, mit der Bestimmung, daß damit gemeinnüzige Abhandlungen, welche es sich zum besondern Ziele sezen, die Macht, Weisheit und Güte Gottes in seiner Schöpfung in ein helles Licht zu stellen, veranlaßt und belohnt werden sollten. Der Präsident der Societät beauftragte sofort, in Verbindung mit dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London, acht Schriftstellee mit der Abfassung von Schriften über eben so viele Themen, unter welche sofort jene 8000 Pfund vertheilt wurden. Es befindet sich darunter eine vortreffliche Abhandlung des berühmten Physiologen und Chirurgen Charles Bell über die menschliche Hand, worin in freier geistreicher Form, neben einer Vergleichung der Hand mit den vordern Extremitäten der Thiere, manche der interessantesten Punkte der allgemeinen thierischen Oekonomie zur Sprache gebracht und sehr faßlich entwickelt werden. — Ein Auszug aus dem Ganzen würde uns zu weit führen, und wir beschränken uns darauf, Einiges auszuheben, was für sich ein Ganzes bildet.

* * *

Vom Mechanismus des Knochengerüstes.

Die Leser haben hier keine osteologische Abhandlung zu erwarten, sondern nur kurze Andeutungen darüber, wie das feste Gerüste des thierischen Körpers, auch vom Standpunkte der reinen Mechanik für den menschlichen Verstand zu einem Gegenstande hoher Bewunderung wird.

Das Skelett, dessen allgemeine Form und Eigenschaften der Mensch mit den höhern, den Wirbelthieren gemein hat, ist das System von Knochen, welche, im Innern gelagert, dem Körper seinen Halt und seine charakteristische Form geben, und die, beweglich unter einander verbunden, von den äußern Muskeln gleich Hebeln in Bewegung gesezt werden. Eine gewisse Substanz, darauf berechnet, die lebendigen Theile zu stützen und dem ganzen System Festigkeit zu geben, beobachtet man fast durch die ganze Reihe der organischen Wesen. Im Gewächs ist es die Holzfaser, und wie im Knochen die Kalkerde, so finden wir in jener, zur Bestätigung der Analogie, nicht selten Kieselerde abgesezt. Bei den Insekten vertritt die harte Schaale des Rumpfs und der Glieder die Stelle des innern Skeletts, und bei noch niedrigern Thieren finden wir Häute, mit der Eigenschaft begabt, ein festes Material auszusondern, das zuweilen lederartig und knorplig, meistens aber erdig ist. Sobald es aber die organische Form nothwendig macht, daß diese stüzenden Theile nicht nur Widerstand leisten,

Digitized by Google

sondern auch elastisch sind, tritt überall der Knorpel auf, als eine in hohem Grade zusammendrückbare, elastische Substanz.

Die Knochen der höhern Thiere bestehen aus drei Theilen von verschiedenen Eigenschaften: aus häutigen Organen, aus Kalkerde in Verbindung mit Phosphorsäure, und aus Knorpel. Dadurch, daß diese Substanzen im Knochen innig verwoben sind, widersteht er der Zerrung und dem Druck. Schlügen die erdigen Theile vor, so bräche der Knochen wie Porzellan, und besäße er nicht Derbheit und in gewissem Grade Festigkeit, so wäre der Mensch keiner gewaltsamen Bewegung fähig. Betrachtet man einen festen Knochen, sollte man freilich nicht glauben, daß er elastisch ist. Ist aber Elfenbein, der härteste Knochen, elastisch, so wird man diese Eigenschaft den übrigen nicht absprechen können. Legt man eine Billardkugel auf eine bemalte Marmorplatte, so zeigt sich der Berührungspunkt nur in einem ganz kleinen Fleck; läßt man sie aber von einer gewissen Höhe auf den Marmor fallen, erscheint der runde Fleck weit größer, zum Beweis, daß die Kugel vermöge ihrer Elastizität nachgegeben und auf einen Augenblick eine abgeplattete Form angenommen hat.

Wird in ein verwickeltes Bauwesen ein neues Prinzip aufgenommen, so kann der Mensch mit allem Scharfsinn nicht alle Folgen davon voraussehen. Im Mechanismus des menschlichen Körpers spielt Elastizität eine große Rolle; wie fein nun diese Kraft vertheilt seyn muß, wollen wir am Beispiele einer eisernen Brücke zeigen, welche elastisch schwingt. Vor wenigen Jahren brach eine solche Brücke unter auffallenden Umständen, als nämlich ein Trupp Soldaten darüber marschirte. Die Brücke war auf ein ungleich größeres Gewicht berechnet, als die Gesammtschwere der Soldaten betrug, und wären sie stürmisch darüber weggegangen, hätte sie sicher ausgehalten. Aber die Soldaten marschirten im Takt, die schwingende, von der Elastizität herrührende Bewegung wurde dadurch in steigendem Verhältniß vergrößert, und die Brücke brach. Dies gibt uns nun einen Begriff davon, wie fein berechnet die Zusammenfügung der festen, aber elastischen Theile des thierischen Körpers seyn muß, damit sie nicht nur das auf ihnen lastende Gewicht tragen, oder seitlich wirkender Gewalt widerstehen, sondern auch die schnell aufeinander folgenden, regelmäßig wiederholten Stöße, welche bei den verschiedenartigen Bewegungen des Körpers vorkommen, auszuhalten vermögen. Sehr interessant ist es in dieser Beziehung, wie fast jeder Knochen seine eigenthümliche Bildung hat, wie es sich für seine Stellr und seine Verrichtungen schickt; wie verschieden ist z. B. der mechanische Bau des Fersenbeins, des Schienbeins, der Wirbel, der Schädelknochen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Daß sich Uriels Benehmen änderte, sah man bald; denn er war von Spähern umgeben und machte keinen Hehl daraus, daß ihn alles Vorangegangene reute. Zum dritten Male Apostat, warf er die Gelehrsamkeit des Rechts und Unrechts bei Seite, suchte die alten Weisen wieder hervor, welche über den Zusammenhang menschlicher und göttlicher Dinge in alten und neuen Zungen geschrieben haben, suchte den Umgang freidenkender Männer unter Juden und Christen auf, und begann, auch die Resultate seiner Forschungen wieder niederzuschreiben. Die Furcht und Verzweiflung, welche sonst bei ihm diese Beschäftigung begleitet hatte, war gänzlich geschwunden: er war zu einem Berufe zurückgekehrt, den er ungern aufgegeben und jetzt durch die Anfechtungen desselben just recht lieb gewonnen hatte. Jede Entdeckung, die er machte, sonst die Ursache zu nachfolgenden trüben Stimmungen, erfüllte ihn jetzt mit der Freude, die den glücklichen Fund belohnt. Wie hätte dies Alles können verborgen bleiben! Mancherlei Gerüchte liefen über Uriels neue Sinnesänderung um: er sollte hie und da eine Ceremonie des jüdischen Kultus lächerlich gemacht, eine oder die andere seiner Hauptwahrheiten in Zweifel gezogen haben, und wurde, zur rechten Bestätigung alles dessen, auch nie mehr im Tempel gesehen. Derselbe Oberrabbiner der Synagoge, welcher dem Freisprechungsrathe vorsaß, hatte sogar selbst Gelegenheit, sich von der neuen Veränderung des unverbesserlichen Portugiesen zu überzeugen. Er war im Hause Uriels mit einer geistlichen Handlung, welche die orthodoxe Esther verlangt hatte, beschäftigt. Als Uriel nach deren Vollzug hinzutrat, fand er den Rabbiner dabei, wie er seinem jüngsten Bruder und mehreren andern im Zimmer versammelten Knaben eine Vorschrift der Talmudischen Sittenlehre auseinander setzte. Einer der Knaben nämlich hatte, um zu beweisen, wie früh der Verketzerungstrieb und der Bigottismus sich im Menschen offenbart, dem Priester hinterbracht, daß ein Kamerad von ihm sich nicht scheue, Dinge, die das Gesetz dem Israeliten verbietet, häufig zu nennen, und daß er an der Erwähnung derselben recht ein Vergnügen finde. Der Priester lobte unvorhergesehener Weise den Angeklagten und nannte sein Beginnen löblich. „Denn," sagte er gerade, als Uriel hereintrat, „es ist vor Gott eine größere Tugend, sich eine Verführung recht oft vorzunehmen und ihr zu widerstehen, als sie gänzlich von sich entfernt zu halten." Als die Knaben nun das Zimmer verlassen hatten, schlug Uriel, vertraulich und zum Scherze aufgelegt, dem Rabbi auf die Schulter und

Digitized by Google

sagte: „Nun will ich Euch zeigen, ehrwürdiger Meister, daß ich heute weder ein Christ noch ein rechter Jude bin. Die Christen haben dasselbe Moralgesetz, das Ihr aus dem Talmud erwähntet; sie lehren auch, daß es besser sey, mit der Unzucht sich zu Bett zu legen und rein wieder aufzustehen, als vornherein der Verführung aus dem Wege zu gehen. Aber welch ein abscheulicher, heuchlerischer Glaube ist dies! Ist der Adel der Seele da nicht größer, wo man die Sünde meidet, als da, wo man sie nur besiegt? Die Sünde herausfordern kann nur der, welcher aus der Tugend ein Geschäft macht, und die Tugend soll doch im Gegentheil ein angeborner Trieb, ein aus dem Innern hervorströmender freier Erguß der Liebe seyn. Wer sich aus freien Stücken mit der Sünde in einen Kampf einläßt, um seine Stärke zu zeigen, hat die Unschuld des Gemüthes schon verloren; und was kann größere Tugend seyn, als ein reines Herz haben?“ Der Rabbi blickte zu Uriel hinauf mit einem durchbohrenden Blicke und verließ das Zimmer, eine Drohung in seinen grauen Bart murmelnd.

Judith bot alle ihre Kraft auf, jezt mit dem Geliebten in gleichem Schritte zu bleiben. Die Warnungen, die man ihr zuflüsterte, überhörte sie; sie unterließ es sogar, offenbare Verläumdungen, die man gegen Uriel verbreitete, zu mildern; denn sie glaubte, jezt Alles an ihm entschuldigen zu können. Sie fühlte sich muthiger, erhabener als Alle, seitdem sie die Vertraute eines starken Geistes geworden war. Doch wie oft überraschte sie sich wieder auf einer Schwäche! Es gab Augenblicke, wo sie ganz in ihre natürlichen Anlagen zurückfiel und von dem Außerordentlichen ihrer Lage schwer gedrückt wurde. In zu kurzer Zeit hatten ihre Entschlüsse reifen sollen, zu schnell war ihr Inneres herausgekehrt worden an die rauheste Seite des Lebens. Ein weibliches Herz vermag vielleicht größern Schmerz zu ertragen, als das männliche, doch muß es allmählig an Leiden gewöhnt werden. Bei Judith kam Alles ohne Vorbereitung; sie sollte lieben, hassen, bleiben, fliehen, fast in demselben Momente; die Rathschläge, die sie empfing, durchkreuzten sich, ja sie erschrack oft, daß ihr, wo sie einen Bewegungsgrund zum Handeln suchte, ihre Liebe nicht immer zuerst einfiel. Aber noch waren alle diese Dinge nur Keime der Zukunft, deren tragischem Ausschlage wir entgegen gehen. Noch saß sie neben Uriel und horchte aufmerksam den Mittheilungen zu, die er seither mit seinen Zärtlichkeiten abwechseln ließ. Sie hatten sich beide, durch die Erfahrung dazu genöthigt, das Wort gegeben, ihre Liebe nicht einzig für Genuß zu halten, sondern sich Alles zukommen zu lassen, was das wechselseitige Ineinanderaufgehen erleichterte, selbst wenn es Belehrung über ernste Fragen wären. Uriel fand darin nichts Verkehrtes; denn er sagte zu sich selbst: „Ist die Liebe da, um den Menschen zu beglücken, so ist sie auch da, um ihn zu veredeln. Man sollte nur den lieben, von dem man zugibt, daß er über uns steht. Denn seine Umarmung hebt uns zu sich hinauf, so daß unsere Herzen weiter, unsere Augen heller und unsere Gedanken kühner werden.“ Deßhalb machte er Judith zur Vertrauten seiner Studien, er bemühte sich, sie selber von ihren Vorurtheilen zu befreien, um auf diese Weise auch für seine Handlungen ihre Meinung immer für sich zu haben. Aber der Fluch dieser Erziehung in der Liebe, die schon so manchen Jüngling betrog, drohte auch hier einzuschlagen. Jedes Weib hat vielleicht Lust, ihre Sphäre zu überschreiten, aber sie fürchtet sich, isolirt zu werden. Den Trotz, der den Mann, einer Welt gegenüber, nicht verläßt, kennt sie nicht, sie empfängt ihn nur durch Beispiel, das seine Wirkung verliert, wenn es aus den Augen ist. Dem Manne, der Gedanken schafft, dienen die Stufen, auf denen er zu ihnen emporstieg; doch welches Weib hätte sich durch Mittelglieder emporgeschwungen, wenn sie einer außerordentlichen Bildung theilhaftig wurde? Es waren immer nur vollendete, schon fertige, vom Schmutz des Aufbauens gereinigte Gedanken, die sie in sich aufnahm, die sie aber auch nicht zu vertheidigen versteht. Hier brach sich Judiths Fähigkeit, hier blieb sie hinter Uriel zurück, und je weiter er sich von ihr entfernte, je mehr er ihr von solchen schroffen, für sie unbeweisbaren und unbewiesenen Ideen zuwarf, desto unglücklicher wurde sie. Sie war in dem Zustande, daß sie gleichsam fortwährend die Hände nach ihm ausstreckte, und ihn anflehte, mit ihr Erbarmen zu haben. In dieser Art liebte sie ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der Sommer und die Schauspiele.

Unsere Theater hier haben dieses Jahr mit einem hartnäckigen Feinde zu kämpfen, nämlich mit der schwülen Sommerhitze, und ich begreife wahrlich nicht, wie es zugeht, daß von den zwölf oder fünfzehn Theatern, die doch alle im Gange sind, nicht bereits einige vor Ablauf des Sommers ihre Bühnen haben schließen müssen; denn wie ist es ihnen möglich, so viele Leute herbeizuziehen, daß wenigstens ihre Kosten gedeckt werden, da so manche Familien abwesend sind, oder lieber spazieren gehen, reiten oder fahren, als sich in einen dumpfen Schauspielsaal den ganzen langen Abend einschließen! Freilich haben sie manches Neue darzubieten; allein auch der Reiz der Neuheit ist während eines solchen Sommers nicht stark genug, um über die Witterung zu siegen; vielleicht haben die Theater im vorigen Winter und Frühjahr viel gewonnen und zehren nun von ihrem Ersparnisse; denn anders läßt sich ihre beharrliche Thätigkeit kaum erklären. Dann müssen auch die Fremden, welche während

Digitized by Google

des Sommers in Menge herbeikommen, besonders von England her, wo das Reisen nach Paris nicht verpönt ist, das Übrige zur Unterstützung der Pariser Theater beitragen. Die schwerste Aufgabe hat die große Oper, weil sie nicht so oft, als die kleinern Theater, etwas Neues geben kann, und dabei ungleich mehr Kosten zu tragen hat, als diese. Freilich bezieht sie auch eine stärkere Zulage vom Staate, als die übrigen großen Theater; aber dennoch darf sie nicht ausruhen, wenn sie nicht zu Grunde gehen will. Einige neuere Versuche, wie Aubers Serment, dessen Philtre, und sogar Cherubini's Alidaba haben ihr wenig gefruchtet, und zu Anfang des Sommers ging noch dazu die Taglioni von dannen, um auch in England Geld und Beifall zu ernten. Ein anderer Direktor, als Dr. Veron, hätte leicht muthlos werden können; er aber, der sein Publikum kennt, vertröstete es mit den Herrlichkeiten, die er ihm bereitete, und gab unterdessen Robert le diable, Gustave, und was sonst beim Publikum beliebt war und von Fremden gern gesehen wird. Zu seiner eigenen Kurzweil begann er einen Prozeß gegen die Unternehmer der Abendkonzerte in den Champs élysées und im Jardin turc, weil sie Ouvertüren aus seinen neuesten Opern aufführen. Dies stellte er als eine Beeinträchtigung seines Eigenthumsrechtes dar, und war so glücklich, den Prozeß zu gewinnen. Die Unternehmer jener Konzerte können künftig keine Stücke aus Opern aufführen, die nicht schon seit fünf Jahren auf der Bühne gegeben worden. Man hat Dr. Veron in einigen Zeitungen diesen Schritt als eine kleinliche Eifersucht ausgelegt; das Publikum, welches dergleichen Konzerte anhöre, sey ja ein ungebildetes, welches die große Oper selten besuche und sich mit einigen leicht hingeworfenen Stücken begnüge; dadurch, daß man ihm auch die Ouvertüren aus neuen Opern entziehe, verhindere man es, Geschmack an großer Opernmusik zu bekommen, mithin handle der Opernbirektor gegen seinen eigenen Vortheil u. s. w. Das Alles ist nun freilich wahr, und vielleicht hätte Dr. Veron eben so gut gethan, wenn er von dem Aufführen der Ouvertüren seiner Opern gar keine Notiz genommen hätte, was im Grunde für einen Mann an der Spitze einer großen Opernanstalt doch eine Kleinigkeit ist; allein das Eigenthumsrecht ist hier in politischer, wie in bürgerlicher Hinsicht etwas Kostbares und Theures, das vielfach angegriffen wird, und das man dabei nicht genug schützen kann, wenn man sich nicht zuletzt ganz beraubt sehen will. Ein Operndirektor hat den Verfassern des Textes und der Musik bedeutende Summen zu zahlen, und die Unterhaltung der Oper ist, wie bekannt, außerordentlich kostspielig. Gäbe er nun zu, daß Stücke aus den von ihm bezahlten Opern von Andern ebenfalls für Geld aufgeführt würden, so würde er bald von allen Seiten geplündert werden. Bereits hatte er oder sein Vorgänger vor mehreren Jahren mit den Vaudevilletheatern einen Prozeß, weil diese die besten Arien aus den neuen Opern nahmen und mit andern Texte in die neuen Vaudevilles einflochten. Eben so müssen oft Künstler Prozeß führen, weil man ihre Kupferstiche im Kleinen darstellt, und Journale haben zuweilen gegen kleinere Blätter zu prozessiren, weil diese Aufsätze aus jenen schon am Tage des Erscheinens dem Publikum liefern und verkaufen. Es gibt so Manche hier, welche gern auf Kosten Anderer leben, und mit demjenigen Handel treiben, was sie Andern nehmen. Wahrscheinlich hat Dr. Veron nur aus diesem Grunde den armseligen Prozeß gegen die Ouvertürenspieler geführt. Das Opernhaus wird der richterliche Spruch schwerlich anfüllen, wenn der Direktor es nicht so einrichtet, daß das Publikum gern kommt.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, September.

(Fortsetzung.)

Reisende Engländer.

Unsere Engländer versäumen hier nichts; sie sehen Alles mit der scrupulösesten Gewissenhaftigkeit; der Lohnlakai ihres Gasthofes ist ihr unzertrennlicher Pilote, dem sie sich, so wie sie aus dem Wagen gestiegen sind, mit Leib und Seele verschreiben, und der sie hinführen darf, wo er es nur für gut findet. Sie folgen ihm überall unverdrossen, lassen sich von ihm bis unter das in der Mittagssonne glühend heiße Kupferdach des Königsbaues führen, klettern willig über die halsbrechenden Maurer- und Malergerüste hinweg, womit größtentheils das Innere der Pinakothek noch bekleidet ist; mag unser Thermometer immerhin 24° Reaumür im Schatten zeigen, der Cicerone ist unbarmherzig, seine Engländer müssen ihm nach, vom Obelisken zur Michaelskirche, von der Michaelskirche zum neuen Isarthor, vom Isarthor nach den Arkaden, dem Kunstverein, der Centralgalerie, von da zum Denkmal des Grafen Rumford, der sich durch Parkanlagen und Kraftsuppen verewigt hat, nach der Glyptothek, Ludwigskirche u. s. w. In diesem Punkte sind die reisenden Engländer wie gut erzogene, gehorsame Kinder, sie murren nicht, sie klagen nicht; mit gespannter Aufmerksamkeit hängen sie an dem Munde ihres Führers, betrachten nichts eher, als bis dieser das Signal gegeben, daß der Gegenstand, vor welchem man steht, sehenswerth und merkwürdig sey; dann werden die Lorgnetten in Bewegung gesetzt und die besagte Merkwürdigkeit lange mit unverwandtem Blick nach allen Dimensionen gründlich betrachtet. Allein weder die imposanteste Pracht, noch die Kunst in ihrer höchsten Vollendung wird im Stande seyn, auf jenen kalten, stereotypen Gesichtern auch nur den leisesten Zug der Bewunderung oder Ueberraschung hervorzurufen. Engländer wollen bloß *wissen*, bloß *sehen*; Deutsche wollen auch *bewundern*, wollen *gerührt* und *ergeiffen* seyn. Die Engländer sind zu stolz, um zu erstaunen oder sich rühren zu lassen, wenigstens um ihr Erstaunen oder ihre Rührung zu zeigen. Dieselbe kalte, ruhig sichere Miene begleitet sie in die Hallen des Eskurials, durch die feenhafte Natur der Tropenländer, zwischen den ewigen Eisfeldern des Nordpols, in dem südlich bewegten Leben Neapels, in dem glühenden Sande afrikanischer Wüsten, im Vatikan und in der Sixtina. Auf dem Angesichte des Britten thront das unerschütterliche, sichere Bewußtseyn seiner Habeas-Corpus-Akte; kein fremdes Gefühl darf sich vermessen, sein heiligstes Inneres antasten oder bewegen zu wollen; wo er steht, ist sein freies Territorium, ist sein England. Old England for ever! Es geht, besonders in Deutschland, den Engländern wie den Juden; weil sie Alle eine gewisse unverläugbare Aehnlichkeit in Haltung und Physiognomie haben, so werden sie auch Alle zusammengeworfen, und Einer muß für die Sünden des Andern mitbüßen. Man ergibt oft, daß der reiche, reisende Engländer nicht auch immer der gebildete ist; vielleicht gehört kaum der zehnte Theil der unsern Kontinent jährlich durchkreuzenden Engländer einer Klasse an, die auf geistige oder gesellschaftliche Bildung Anspruch zu machen berechtigt ist. Wie die Juden, sind auch die Engländer in dem größten Theile von Deutschland noch nicht emancipirt; sie müssen den Gastwirthen ihr hohes Schutzgeld zahlen, das gewöhnlich in der Zeche schon miteingerechnet ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Oktober 1834.

— Ich, der Frau'n elendeste und ärmste,
Die seiner Schwüre Heulg sog, ich sehe
Die edle hochgebietende Vernunft
Mißtönend wie verstimmte Glocken jetzt!

Shakespeare.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

Uriel sah von dem Allem nichts. Ungestört auf seinem Zimmer entdecken, Judith sich mittheilen zu können, war Alles, was an ihm befriedigt seyn wollte. Mehr bedurfte er nicht; denn der Zukunft sah er jetzt unerschrocken entgegen, er war auf den äußersten Fall gerüstet, und der äußerste Fall konnte kein anderer seyn, als den er schon erlebt hatte. Sein Ruf unter den Gelehrten nahm immer mehr zu; er hatte es sogar gewagt, eine eigene Schrift zu veröffentlichen, in der er den Angriffen des de Silva die Spitze bot und alle die Sätze, welche ihm jener verdammend schon vorne weggenommen hatte, auf's Neue als seine Ueberzeugung proklamirte. Uriel hatte täglich einen neuen Gewaltstreich der Synagoge zu erwarten; doch zögerte diese noch, weil sie Unerhörteres von ihm hoffte, um ihn dann gänzlich in Händen zu haben.

Plötzlich nahmen aber alle diese Verhältnisse eine neue Gestalt an. Einige Worte, welche Uriel eines Abends im Mondschein mit Judith wechselte, gaben dazu die Ursache her. Sie hatte ihn gefragt, ob er denn in Wahrheit den Namen eines Sadducäers verdiene, den man ihm allgemein gebe. Uriel hatte dessen keinen Hehl und sagte: „Wenn es ein Wort gibt, das eine unabhängige, über Vieles schon im Klaren, über das Meiste noch im Ungewissen befindliche Meinung bezeichnet, so möchte ich mich am liebsten mit dem Namen jener Sekte bezeichnet sehen.“ — „Dann glaubtest Du also auch nicht,“ fiel Judith mit Hast ein, „daß unsere Seelen nach dem Tode wieder vereinigt werden?“ — „Moses lehrt darüber nichts,“ sagte Uriel spottend. Judith verstand ihn nicht; aber es war ihr in diesem Augenblicke, als öffnete sich ein tiefer, finsterer Abgrund und sie stürze fort und fort durch eine Ewigkeit, die sie nicht zu fassen vermochte. Sie zitterte, schwieg, und erst nach langer Zeit fragte sie ihn zum zweiten Male, ob er habe sagen wollen, daß sie Beide in ewige Nacht untergingen. Uriel nickte mit dem Haupte und erwiderte: „Womit läßt sich nachweisen, daß wir jenseits noch einmal leben sollten? Alle die Hülfsmittel zum Leben, welche uns die Natur mitgegeben hat, sind nur für die irdische Welt berechnet, ja für diese reichen sie nicht einmal aus; denn wir müssen sterben und unser ganzer Bau fällt frühe in Asche zusammen.“ Judith fühlte sich wie von einer wunderbaren Kraft unterstützt, und entgegnete mit einem Eifer, den sie an ihr Letztes zu setzen schien: „Warum strengst Du aber Deinen Geist an, um Wahrheiten zu erforschen, die ja dann mit Deinem Leben verloren gingen, Uriel? O sprich,

Digitized by Google

daß es eine zweite Welt gibt, um Deiner hohen Gedanken willen, um Alles, was über Religion, Tugend und Natue gelehrt wird!“ Uriel spürte Judiths Unruhe nicht, vielmehr lachte ee und sagte: „Du sprichst so keck, als wolltest Du mit mie streiten. Glaubst Du denn, daß jedes Ding einzeln, für sich genommen, zu Ende gebracht werden muß? Wenn unsee Geist Gedanken erzeugt, so erfüllt er eine Beschäftigung, die ihm übertragen ist, ja noch mehr, er genießt eine Wohlthat, die ihm der Himmel schenkt. Aber was er ersinnt, soll nue dazu dienen, ihm selbee eine Freude zu gewähren; die Wahrheit dessen, was er denkt, ist dee Ewigkeit gleichgültig; die Wahrheit besteht ja auch ohne ihn. Nimm das Thier! es bedient sich aller der Kräfte, die idm zu Gebote stehen; wenn es nun nicht alles das vermag, was der Mensch, soll es dann für dasselbe auch ein Reich geben im Jenseits, wo es auf diese Stufe erhoben wird?“ Judith wußte keine Antwort zu geben, aber eine neue Frage wagte sie: „Warum, Uriel, sind denn die Menschen in gute und böse getheilt, wenn es einst keinen Ort gäbe, wo dieser Unterschied ausgeglichen wird?“ Uriel fand dieses Gespräch entzückend und lachte noch lauter. „Wie bescheiden Du bist, Judith!“ rief er aus; „wie artig Du die Belohnung und Bestrafung umschrieben hast! Aber sage mir, wenn es wirklich eine Ewigkeit gäbe und sie sich damit beschäftigte, diesen zu belohnen und jenen zu bestrafen, hätte sie damit nicht auch eine große Mangelhaftigkeit in der Weltvrdnung zugelassen? Denn was hieße dies anders, als Preise aussetzen, welche nicht mehr die Tugend zu erringen hätte, sondern der Eigennutz? Die Tugend ist, wie die Wahrheit, um ihrer selbst willen da. Sie theilt hierin die Eigenschaft, welche der Schönheit noch nie bestritten ist. Von der Schönheit verlangst Du nicht, daß sie sich dereinst noch steigere. Ich möchte Dich, meine theure Judith, niemals schöner sehen, als Du bist, und leugne gerade deßhalb die Unsterblichkeit Deiner Seele, weil ich fürchte, daß Du einmal anders seyn könntest, als jezt.“ Judith aber hatte mit diesen Worten, denen sie traute, alle Fäden verloren, welche ihren Glauben und ihre Hoffnung noch zusammendielten. Sie blickte bittend zu Uriel hinauf, denn sie fühlte es, daß sie an der Grenze war, über die hinaus sie ihm nicht mehr folgen konnte. Da er schwieg, so wagte sie, die stillen Sterne übee ihren Häuptern zu beschwören und mit ihnen gegen Uriel zu kämpfen. Doch ee nannte Alles Täuschung und sagte, die Welt sey nur eine Grille Gottes; denn ein Plan Gottes könne sie nicht seyn, da nur die irdische Schwäche, die mit einem Worte nichts schaffen könne, Plane mache. Und Judith sah Alles an, was Uriel so Grausames sprach, und fühlte es bis in den feinsten Kern ihrer Seele. Sie krümmte sich wehklagend in dem Zauberkreis seiner Worte, beschwoe ihn, seine Formeln zurückzunehmen, und richtete sich, wie athemlos, mit der lezten Frage an ihn: ob denn auch die Schwüre iheer Liebe verhallen müßten in das Nichts, und sich Liebende im Jenseits nicht wieder finden würden? Uriel verneinte Alles. Er legte seine eiskalte Hand in Judiths fieberglühende und sagte: „Wie kann man sich lieben, ohne die Reize des Körpers und der Seele zu besitzen, welche Dich auf Erden schmücken? Es ist unerweislich, daß wir im Jenseits mit denselben Stiefeln und Sporen auftreten, wie hier. Unsere kleinen Gebrechen, die oft so liebenswürdig sind, Deine vielen Launen, die mich fesseln, müßten doch alle aufhören. Es könnte doch nur ein seelischer Zustand seyn, der uns zwänge, uns in Gedanken, aber keineswegs in Küssen und Umarmungen zu lieben. Diese Seelengenüsse müssen aber ohne sinnliche Empfindung sehr einförmig seyn, wie ich mie denn überhaupt dies allgemeine Zerfließen, das man im Jenseits zu hoffen pflegt, nicht ohne die größte Langeweile vorstellen kann. So gewiß ich jezt lebe, werde ich einmal todt daliegen, ohne Besinnung, ohne zu wissen, daß es eine Judith gab. Es gibt nur Eine Unsterblichkeit: das ist die im Gedächtnisse der Menschen; jede andere ist eine abergläubische und eigennützige Täuschung.“ Dann überhäufte der Atheist seine Geliebte mit Liebkosungen und brachte sie durch seine ausgelassene, fast gemachte Lustigkeit dahin, zu allen seinen grausamen Erklärungen eine gute Miene zu machen. Sie lächelte auch und versprach ihm beim Abschied, daß sie Alles in genaue Ueberlegung ziehen wolle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Mechanismus des Knochengerüstes.

(Fortsetzung.)

Vergleichen wir einmal die Einrichtung einer complicirten Maschine mit den mechanischen Eigenschaften des thierischen Körpers, und sehen wir, wo wir am meisten zu bewundern finden. Es nimmt sich einer vor, einen Dampfwagen zu bauen; er hat mit aller möglichen Genauigkeit die Kraft des Dampfs, den Druck der Atmosphäre, die Stärke der Röhren und Cylinder, die zu bewegende Last und die Friktion des ganzen Apparats berechnet. Die Maschine wird entworfen, Alles reiflich abgewogen, und endlich zum Bau geschritten; Alles ist fertig, aber der Wagen geht nicht von der Stelle. Nach vielem Nachsinnen entdeckt man, wo es fehlt; der Druck wird besser angebracht oder die Reibung

Digitized by Google

vermindert, und zur Verwunderung der Zuschauer kommt das Fuhrwerk wirklich in Gang; aber nicht lange, so berstet eine Röhre; man macht den Schaden wieder gut, bringt noch am Ganzen Verbesserungen an und sezt den Tag zu einer großen Versuchsfahrt fest. Die Maschine läuft nun eine halbe Meile, aber jezt geht ein Nagel los, oder es zerspringt eine Feder; mit großem Aufwand von Scharfsinn bringt man es indessen nach einer Arbeit von Monaten dahin, daß der Wagen wirklich eine Station weit läuft. Wie bewundernswürdig ist dagegen die Maschinerie des thierischen Baus, von welcher Seite wir ihn betrachten, und zwar ohne zuvor nach den Lebenskräften durch Versuche zugerichtet worden zu seyn. Betrachten wir die sichere Kraft des Herzens in Forttreibung des Bluts, den nach dem Druck der kreisenden Flüssigkeiten abgemessenen Widerstand der Gefäße, wie genau die Stärke der Glieder nach dem Gewicht des Körpers, die Kraft der Muskeln nach der Länge der als Hebel wirkenden Knochen abgewogen ist, die Biegsamkeit der Gelenke, die Festigkeit der Knochen, welche sie in Stand sezt, der Schwere und dem Druck zu widerstehen, ihre Elastizität, welche sie vor Quetschung und Bruch schüzt. Im thierischen Körper ergibt sich keine Störung wegen unrecht vertheilter Kräfte, die aktiven Kräfte und die des Widerstands stehen im schönsten Gleichgewicht, es braucht keine Proben, um die Kraft zu mehren, oder die Hebel zu verstärken, oder die Elastizität der Federn zu steigern — Alles ist fertig und vollkommen auf einmal, bis zum Ende.

Die Knochen der Extremitäten sind hohle Cylinder; sehen wir nun auch die Nothwendigkeit dieser Form ein, bei welcher sich Stärke und Leichtigkeit verbinden, so finden wir doch bei näherer Betrachtung, daß diese Knochen sehr verschieden gestaltet sind, und werden am Ende zum Glauben verführt, in ihren Formen herrsche große Willkührlichkeit und Unregelmäßigkeit. Aber mit genauerer Kenntniß des Skeletts verliert sich dieses Vorurtheil; da es indessen sehr gemein ist und zu andern Irrthümern führt, so setzen wir auseinander, einmal, warum die Knochen der Glieder hohle Cylinder, und dann, warum ihre Umrisse so verschieden sind, daß sie dem oberflächlichen Beobachter unregelmäßig erscheinen. Was von den cylindrischen Knochen gesagt werden wird, erklärt zugleich den wundervollen Bau mancher andern Naturkörper, wie der Federspulen, der Rohrpflanzen, des Strohs. Bei lezterem fällt einem jener Unglückliche ein, der aus dem Kerker vor die Inquisition gebracht und der Gotteslengnung angeklagt wurde; er nahm einen Strohhalm, der in seinen Kleidern stak, und sprach: „Wäre sonst nichts in der Natur, was mir das Daseyn Gottes predigte, so thäte es dieser Strohhalm.“

Es braucht kaum eines Beweises, daß bei einer gegebenen Masse von Material zu einem Pfeiler oder einer Säule der hohle Cylinder die meiste Stärke hat. Die Versuche Duhamels über die Tragkraft der Hölzer zeigen uns am besten, bei welcher Einrichtung und Zurichtung das Material dem Querbruche den größten Widerstand leistet. Wenn ein Balken quer auf seinen beiden Enden aufruht und auf seinem Mittelpunkt eine Last trägt, läßt er sich horizontal in drei Abschnitte theilen, die sich zur Last verschieden verhalten. Der untere Theil widersteht dem Bruch durch seine Zähigkeit, der obere durch seine Dichtigkeit, seinen Widerstand gegen den Druck; aber zwischen beiden liegt ein Theil, der gar keine Einwirkung erleidet, der weggenommen werden kann, ohne daß der Balken beträchtlich geschwächt würde, und dagegen mit bedeutendem Vortheil oben oder unten angesezt werden mag. Man sieht leicht ein, wie eine, am untern Theil angebrachte zähere Substanz die Tragkraft des Holzes vermehrt; wir sehen dies an der Haut, welche über den hintern Theil des Bogens der Indianer gezogen ist, oder am Leder über den Wagenfedern. Welche Eigenschaft des Holzes es dagegen ist, die am obern Theil desselben Widerstand kistet, sieht man aus folgendem Versuch: wird etwa der vierte Theil des Balkens weggenommen und in den Raum ein Stück härteres Holz genau eingepaßt, so zeigt sich die Tragkraft bedeutend vermehrt, weil die Härte dieses Holzes dem Druck besser widersteht. Dieser Versuch ist desto schöner, weil er den merkwürdigen Umstand, daß manche Theile oder Seiten der Röhrenknochen von verschiedener Dichtigkeit sind, sehr genügend erklärt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. September.

(Fortsezung.)

Fanny Elsler und das Théâtre nautique.

Um diesen lezten Zweck zu erreichen, hatte Véron schon vor einigen Monaten die beiden Elsler angeworben, aber auf eine glänzende Gelegenheit verspart, weßhalb seit einiger Zeit ein Feenstück vorbereitet wurde, in welchem Fanny Elsler zuerst auftreten sollte. Die Feen sind in Frankreich ziemlich abgenüzt; und wenn die Zauberschläge und unerwarteten Wunder auf der Bühne nicht wären, würde man sie kaum dulden, so satt ist man hier in Betreff dieses veralteten und verbrauchten Stoffes. Sie reden lassen, geht fast gar nicht mehr an; höchstens duldet man sie in einem Ballete. Deßhalb hat man auch diesmal nur zur Pantomime gegriffen und aus dem Sturme, so heißt das neue Stück, ein Ballet gemacht; im Grunde ist es eben so unbedeutend als

hundert andere Feenstücke, aber es hat eine neue Musik, vortreffliche Dekorationen, überraschende Verwandlungen, und dann die hehre und edle Gestalt der von lauter wahren oder falschen Juweelen strotzenden Fanny Elsler mit ihrem vortrefflichen Tanze, welcher dem der Taglioni gar nicht gleicht und doch auch in seiner Art schön ist; den Parisern kam er ganz neu vor, und sie waren so entzückt, daß die Elsler zuletzt wieder vortreten mußte, um nochmals den Beifall und Dank der Zuschauer zu empfangen. Die besoldeten Klatscher im Parterre mögen wohl etwas dazu geholfen haben; indessen schien man doch allgemein zufrieden mit dieser deutschen Tänzerin, welche so kühn ist, den französischen den Rang streitig zu machen. Ihre Rolle in dem neuen Ballete ist freilich zu kurz, als daß man ihr ganzes Talent darnach gehörig beurtheilen könnte. Sie wird in wichtigern Rollen auftreten müssen. Allein dem schlauen Director war es genug, sie dem Publikum nur vorläufig zu zeigen. In dem neuen Ballete kommt ein Sturm und ein Wasserreich vor, die ganz etwas Anderes sind, als was man auf der Bühne des sogenannten Théâtre nautique sieht, und diese arme Unternehmung gewaltig verdunkeln. Bekanntlich waren die nautischen Darstellungen dieses neuen Theaters mit vielem Prunke angekündigt worden; allein als sie endlich statt fanden, konnte man kein Wasser erblicken. Den allgemeinen Spott darüber hatten sich denn die Unternehmer zu Gemüthe geführt, und in einem neuen Stücke, Namens Robinson (eigentlich ein gezwungener und gespeyter Robinson), wirklich Wasser angebracht, auch einige lebende Thiere mit eingeführt, als eine Ziege, einen Affen, einen Papagai. Sie wähnten nun, alle Bedingungen eines vollkommenen Dramas erfüllt zu haben. Sie mußten aber bald erfahren, daß sie das Publikum keineswegs befriedigt hatten, und daß ein Wasserbehälter, eine Ziege und ein Affe noch keine gute dramatische Darstellung ausmachen. Sie sollen jezt damit umgehen, etwas anderes dem Publikum vorzusetzen, und deßhalb aus Deutschland Opern und Opernsänger verschrieben haben. Dies ist vielleicht vernünftiger. Bekommen sie eine gute Opernkruppe, was aber keine leichte Sache ist, so können sie ihre Wasserdecken bei Seite setzen, aus denen sie doch kein Heil schöpfen werden. Auch haben sich die Theaterkritiker bereits eines armen Schauspielers angenommen, der diesen Unternehmern zu Gefallen jeden Abend in's Wasserbehälter hineinplumpen muß, und sobald die Witterung umschlägt, unfehlbar einen starken Katarrh davontragen wird.

(Der Beschluß folgt.)

München. September.

(Fortsetzung.)

Fremde. Der außerordentliche Sommer.

Außer den unzähligen Engländern besuchten unsere Stadt viele Norddeutsche, Dänen, Schweden, Franzosen, Russen, Italiener u. s. w. Die Table d'Hôte in unsern größern Gasthöfen stellte gewöhnlich ein wahres linguistisches Tutti Frutti dar. — Hinüber und herüber begegneten und kreuzten sich verwandte und wildfremde Sprachlaute, und selbst dem sattelfestesten Sanscritianer hätte es verzweifelt schwer fallen sollen, in allen diesen Ton- und Klangphysiognomien eine Familienähnlichkeit zu finden. — Unsere Wirthe sind mit solchen Polyglotten in ihrem Fremdenbuch sehr wohl zufrieden, und besonders mit den ersten Dublonen, Guineen, Piastern u. s. w., welche die reichen Initialen dieses kostbaren Manuscripts bilden. — München ist eine Weltstadt geworden; es ist Deutschlands Kunstlorette. Fremme Wallfahrer und Pilger drängen sich in seinen Straßen, und mancher ästhetische Sünder, der in unsern Kunsttempeln sein mea culpa aufrichtig und reuig bekennt, hat gewiß Vergebung seiner Sünden zu hoffen.

Der wunderlichste Gast jedoch, der diesen Sommer unsere Stadt besuchte, war wohl der türkische Gesandte zu Paris, Reschid Bey, der über Wien und München mit einem Gefolge von fünfzehn Personen nach seinem Bestimmungsorte reiste. Er hielt sich beinahe drei Tage hier auf, während welcher Zeit er von München Nichts weiter gesehen hat, als das — Lilienbad! — Vor der Bierschenke, in welcher er wohnte und deren obere Etagen unser Havard als Ergänzung für seinen räumlich so sehr beschränkten Gasthof gemiethet hatte, waren bei seiner Ankunft viele Neugierige versammelt. Doch konnte man außer einigen durch klirrende Säbel und hochrothen Fessi ausgezeichneten Dienern auch nicht das Geringste von Sr. ottomanischen Excellenz wahrnehmen. Es war eine stille Größe.

Der gegenwärtige Sommer hat es ehrlich mit uns gemeint, wie selten einer. Auch nicht die geringste Spur von dem so sehr verschrienen Aprilklima Münchens, wo die Damen oft bei dem heitersten Wetter mit aufgeschlagenem Sonnenschirm spazieren, während der wohlbedächtige Cavaliere servente zur Vorsorge den philiströsen Regenschirm mit sich führt. Uns lachte beständig die Sonne von Nizza und Neapel; der Himmel wölbte sich im reinsten, tiefsten Blau des benachbarten Welschlands, die so sehr gefürchteten Hochgewitter, welche uns in der Regel eine langweilige Regenquarantaine zu bringen pflegen, zogen sich von Zeit zu Zeit zusammen, ein erfrischender, belebender Regen erquickte die lechzenden Fluren und Kreaturen und bannte den lästigen Staub unserer Straßen. Die Alpen, welche den Münchnern, je nachdem sie ihnen recht nahe in groben Massen und tiefen Farben erscheinen oder im leichten Ultramarinhauch weit an den Horizont zurücktreten, mit Bestimmtheit anhaltend regnerisches oder heiteres Wetter verkündigen, schimmern beständig noch in duftig transparenter Ferne; nur die Nächte fangen jezt an, kühl und herbstlich zu werden, keine glühenden Johanniswürmchen schwärmen mehr in den dunkeln Büschen, und unsere ehrlichen Pappeln und Linden, die früher Abends so heimlich und verliebt zu rauschen und zu flüstern verstanden, wie welsche Lorbeeren und Cypressen, fangen wieder an, auf gut deutsch mit ihren welken, falben Blättern uns das alte lästige Lied von der Eitelkeit und Vergänglichkeit der Freuden vorzusingen. — Dieser Sommer wurde auch von den Münchnern redlich benuzt; jeder heitere, freundliche Tag wird hier nun einmal nach alter, herkömmlicher Sitte für einen Festtag erklärt; Alles wandert hinaus nach nah und fern gelegenen Lustgärten, um unter Gottes blauem lieben Himmel ein Pfeifchen Bestelmeier zu schmauchen, das Bier und die Würstel in der schönen Natur zu genießen, auf die lustigen, lebenswarmen Takte der Straußischen Walzer zu horchen, oder nach denselben an dem Arme eines geliebten, oder doch gerne gesehenen Wesens dahin zu schweben, bis spät in die Nacht hinein zu schwärmen und zu jubeln und für den morgigen und alle übrigen noch folgenden Tage den lieben Herrgott weiter sorgen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Oktober 1834.

Der Bildungstrieb ist in einem zwar beschränkten, aber wohl eingerichteten Reiche zum Beherrscher gesezt. Die Rubriken seines Etats, in welche sein Aufwand zu vertheilen ist, sind ihm vorgeschrieben, und was er auf jedes wenden will, steht ihm, bis auf einen gewissen Grad, frei.

Goethe.

Vom Mechanismus des Knochengerüstes.

(Beschluß.)

Beim Lesen mancher anatomischen Bücher wird man zum Glauben verführt, die Gestalt der Knochen rühre vom Druck der Muskeln her, welche sie rings umgeben. Diese ziemlich allgemeine Meinung ist ein Irrthum. Gäbe man dies zu, so würde damit nicht nur eine Unvollkommenheit vorausgesezt, sondern man müßte auch, wenn die Knochen der Muskelkraft nachgäben, annehmen, dies geschehe mehr und mehr und sie werden am Ende zerstört. Aber im lebendigen Gerüste des Körpers ist just nichts bewundernswürdiger, als das zwischen der Muskelkraft und dem Grade des passiven Widerstands der Knochen obwaltende Verhältniß. Nein, die Abweichungen von der rein cylindrischen Form sind nichts weniger als Unregelmäßigkeiten, und betrachten wir denjenigen Röhrenknochen, der sich von der Symmetrie des Cylinders am weitesten entfernt, das Schienbein, so werden wir finden, daß die Gestalt des Knochen und die Gewalt, die er auszuhalten hat, in genauem Zusammenhang stehen. Beobachten wir die Richtung der Kraft beim Gehen, Laufen, Springen, überhaupt bei allen starken Bewegungen, wo das Gewicht des Körpers vorwärts auf den Ballen der großen Zehe geworfen wird, so springt es in die Augen, daß der Druck vorzüglich auf den vordern Theil des Schienbeins wirkt, und es ist kein Zweifel, daß dasselbe, wenn es ein vollkommener Cylinder wäre, leicht unter dem bloßen Gewicht des Körpers brechen könnte. Nun hat aber das Schienbein vorne eine stark vorspringende Gräte oder Leiste, und betrachten wir ihren innern Bau, so zeigt es sich, daß der Knochen hier viel derber und dichter ist als anderswo. Weder die Form noch die Dichtigkeit dieser Gräte wird uns ein Zufall dünken, da Alles so ganz mit dem oben beschriebenen Versuche Duhamels übereinstimmt, wornach ein in ein Werkstück eingelegtes dichteres Holz die Kraft des Widerstands gegen einen Querdruck bedeutend verstärkt. Es mag dies als Beispiel dienen, daß überall im Skelett die Gestalt der Knochen im nächsten Bezug steht entweder zu der Bewegung, welche sie zu vollziehen haben, oder zu dem Druck, von welchem ihnen zunächst Gefahr droht.

Hätten die Knochen der Glieder ein so großes Gewicht zu tragen, daß sie, statt hohl oder zelligt, durchaus dicht, solid seyn müßten, so gingen sie damit einer zu ihrer eigenen Existenz nothwendigen Eigenschaft verlustig, der Eigenschaft, sich im Falle eines Bruchs wieder zu vereinigen, sich zu reproduciren. Wäre aber auch das Material noch so sehr verdichtet, so könnte wohl der phosphorsaure Kalk in seiner Verbindung mit thierischer Materie nimmermehr ein sehr großes Gewicht tragen, und dieser Umstand sezt der Körpergröße der Thiere

Digitized by Google

nothwendige Schranken. Daß sehr große Thiere nur in einem früheen Zeitraum dee Erde geiebt haben, könnte zu der Annahme führen, daß die Größe und Lebensdauer dee jetzigen Thiere in einem gewissen Verhältnisse mit den Kräften und dem Leben des Menschen steht. Wir sprechen hier natüelich üdeehaupt nue von Thieeen, welche sich auf Beinen bewegen, denn was z. B. den Wallfisch beteifft, so ruht ja seine piumpe Körpermasse auf dem Wassee. Einige der großen, im Flötzgebiege fossil gefundeuen Thiere weeden siebzig Fuß lang geschäzt, und sie hatten Ertremitäten; aber ihre Oder- und Unteeschenkei sind nicht längee als acht Schuh, während der Voederfuß eine Ausdehnung von sechs Schuhen hat, ein Verhältniß, aus dem sich deutlich ergibt, daß die Beine dieser Thieee dioß zum Kriechen dienten und nicht das ganze Körpeegewicht trugen, wie die Beine der Säugethiere. Bei den sehr großen Landthieren finden wir indessen, zu weiterer Bestätigung des Gesagten, daß die Knochen sehe dicht und ihre Höhiungen ausgefüllt sind; die Durchmesser ihree Gliederknochen mit ihren Spitzen und Fortsätzen sind außerordentlich geoß. So kann man sich nichts Plumperes denken, als die Knochen des wundeebarsten aller fossilen Säugethieee, des Riesenfaulthiers oder Megatherium. Es scheint darnach wieklich, als ob die Natur hinsichtlich dee Knochenmateeie ihre Kräfte erschöpft hätte, als ob es keinen Model gäde, in dem iebendiges, mit Biutgefäßen duechdrungenes Gebein gegossen werden könnte, um ein bedeutend geößeees Gewicht zu tragen, als das des Eiephanten, des Mastodon und Megatherium.

Es wird dies dem Leser aus folgender Beteachtung kiaree werden. Ein weicher Stein, dee aus einer Mauer vorspringt, soll hinreichend staek seyn, einen Menschen zu tragen; muß man nun aber den Vorspeung noch einmai so iang machen, so mnß er zugleich um mehr als das Doppeite dicker gemacht werden, oder man muß dafür derben Sandstein nehmen. Müßte dieser Sandstein zweimai weiter vorspringen, so veemöchte er eine verhältnißmäßige Vermehrung des Gewichts nicht zu teagen, wenn ee auch doppeit so dick genommen würde. Man müßte ihn duech Granit ersetzen, und seldst dieser teüge nicht vieefach das Gewicht, das Anfangs der weiche Stein trug. Aus demselben Grunde müssen die Steine zu einem weitgespeengten Bogen vom härteften Granit seyn, oder ihe eigenes Gewicht zermalmt sie. Dieses Prinzip ist nun vollkommen anwendbae auf das Knochengeeüste der Thiere. Das Knochenmateeial ist zu weich, als daß eine Vermehrung des Gewichts in's Unendliche damit vereinbar wäre; und ein weiterer Beweis dafür, daß Alles in der Natur sich hält und trägt, ist somit das, daß auch der Bau der Thiere, welche sich auf der Oberfläche dee Eede bewegen, mit dee Größe des Erdkörpees und der Geavitation ihres Mittelpunkts in Propoetion steht.

Bekanntlich sind die Knochen der Ertremitäten an den Gelenken verdickt und damit die Berührungsflächen bedeutend vergrößert. Auch vom Grunde dieser Einrichtung wird man sich leicht Rechenschaft geben können. Es wird damit größeee Festigkeit eezielt, ohne daß der Beweglichkeit des Gelenks Eintrag geschähe. Es ist ein Grundsatz in der Mechanik, daß bei gleichem Druck mit Veegeößeeung der Berührungsflächen die Reibung nicht zunimmt. Wird z. B. ein Stein oder ein Stück Hoiz in der Gestalt eines Buchs oder Backsteins auf eine ebene Fläche geiegt, so läßt sich dee Körper mit gieicher Leichtigkeit wegziehen, ob er auf die Fläche geiegt odee auf die Kante gestellt ist. So wird also die Friktion im Kniegelenk dadurch, daß die Gelenkflächen vergeößert sind, um nichts veemehrt, während aus dieser Veegeößeeung sichtbare Vortheile hervoegehen: die sehnigen Bänder, welche die Knochen zusammenketten, bekommen mit der größern Fläche des Ansatzes mehr Stärke, und die Muskelsehnen, welche darüber weglaufen, eehalten mehr Spielraum, weil sie in Folge der Verdickung des Gelenkes vom Mitteipunkte des Knochen weiter entfernt sind.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortseyung.)

Judith war seeilich nicht seldstständig genug, als daß sie gewagt hätte, jezt über Uriel den Stab zu brechen; aber eingestehen konnte sie sich, daß ihr Vertrauen zu ihm wankte. Ee hatte sie seldst aus ihrer frühern Undefangenheit heeausgerissen und sie gelehet, auf Fragen dieser Art, wie sie an jenem Abende entschieden wurden, einen Weeth zu iegen. Sie sah ein, daß sie diesem Fluge nicht mehr folgen konnte. Sie würde nicht geglaubt hadeu, daß dies Zurückbleiben auch eine Verringerung ihrer Liede seyn könnte, wenn Uriel nicht seldst gesagt hätte, daß man auch ohne Unsterbiichkeit lieben könne. Keinem dieser Dilemmen, in die ihr Glaube und ihee Liebe geriethen, war sie gewachsen; sie wurde unwillig, daß sie zwischen sie gerathen war, und es gab Augenblicke, wo sich der Mißmuth üder den Ueheder dieser Veewireuug dis zum Hasse steigerte. Sie vermied schon zuweilen, Uriel zu begegneu, ob sie ihn gleich, da es sie dann rente, ihn von freien Stücken wieder auffuchte. Ben Jochai, dessen Rath sie ansprach, bestärkte sie in ihrem Entschlusse, sich von Uriel loszusageu. Es kam immer mehr zum Vorschein, daß Uriels Vetter eine verkappte Rolle gespielt hatte, daß er keineswegs im Sinne hatte, seine Anspeüche auf Judith zu opfeen, und es steht zu erwaeten, welche Folgen diese nene Veränddeeung in den wechselseitigen Gesinnungen nach sich ziehen wied.

Digitized by Google

Uriel selber aber war es, der Alles verdarb. Sein Wankelmuth befiel ihn auf's Neue, da er Judiths veränd'rtes Benehmen sah. Der Augenblick, da er sie als seine Gattin heimführen wollte, war näher als je. Alle seine Gedanken waren um so mehr auf Judiths Liebe gerichtet, und jezt schien es ihm, als sey sie lauer, zurückhaltender, mißtrauisch geworden. Uriel sah dies in Verzweiflung. Er war auf Alles gefaßt gewesen, was die Zukunft ihm hätte bieten können, nur auf Judiths Verlust nicht. Sie hatte ja die Hälfte seiner Last zu tragen auf sich genommen, oder doch versprochen, sich durch nichts, was auch eintreten könnte, von ihm trennen zu lassen. Er hatte Alles, was die Zukunft versagen mochte, durch sie ersezt gehofft, und sich daran gewöhnt, sie als die Theilhaberin jedes künftigen Glückes oder Mißgeschickes zu denken. Jezt entzog sie sich ihm; noch sah er darin nicht die Untreue, sondern erst die Thatsache des Verlustes, die er nicht fassen konnte. Er stand nicht, wie Andere, denen ein Weib untreu wurde, hob die Hände gen Himmel und blickte auf Alles, was vorangegangen war, um sich an dem Gedanken zu folteru: „es ist ja unmöglich!“ Er ging nicht auf die seligen Stunden zurück, da ihm Judith nicht Liebe konnte geheuchelt haben, er verglich die Gewißheit, die Treue und das Glück des schon Erlebten nicht mit der Ungewißheit und der Untreue, die ihn jezt vernichteten; sondern er dachte den Zustand des Kommenden: er glaubte sich Alles erklären zu können, er klagte nur sich an und stieg von der Höhe, zu der er sich in der jüngsten Zeit emporgeschwungen hatte, wie in taumelnder Bestimmungslosigkeit herunter. „So habe ich jezt,“ rief er aus, „zu allen Verwünschungen, welche mich hier auf Erden schon trafen, auch noch den Fluch des Himmels auf mich geladen! Wo find' ich einen Ausweg aus diesem Labyrinth? Mein Liebstes habe ich selbst von mir gestoßen; ich fand eine Kurzweil darin, eine Perle mit meinen Füßen zu zertreten. Warum flieht mich Judith? Sie haßt mich nicht, aber unheimlich bin ich ihr. Ich zerriß selbst das Band, das sie an mich fesselt: denn welches Weib möchte dem freigeistigen Uebermuth, mit dem ich in ihrer Nähe spielte, vertraut seyn? Es ist kein böser Entschluß, daß mich Judith meidet, sondern ich selbst zwang sie dazu. Ich löste sie von einer Welt ab, deren Sprache und Gesinnung so verständlich ist, und gab ihr dafür eine neue wieder? Nein, nichts als Unvollendung, Zweifel, Grundloses und Lustiges erntete sie aus meinem Umgang. Sie war im Stande, einmal das Elend zu ertragen, das über mich verhängt wurde; aber ich Verblendeter nahm es an, als sie sich vermaß, es zum zweitenmale zu können. Ich erblickte darin eine Aufforderung, was doch nur ein stummes Zeichen ihrer Liebe war, ein Wille, den ich für die That hätte nehmen sollen. Jezt kann ich täglich die Erneuerung meines Bannes erwarten, alle Verbindung mit meinem Volke ist dann abgeschnitten, ich bin verstoßen, verachtet, gemieden, und konnte rechnen, in diesen elenden Zustand Judith mit hinein zu ziehen? Sie gesteht sich ihn vielleicht nicht, diesen neuen Schlag, aber sie ahnt ihn voraus, und ohne zu wissen, was sie thut, meidet sie den, der an ihr in fortwährendem Verbrechen lebt. Wie helfe ich mir und ihr?“ — Ben Jochai trat schüchtern in Uriels Zimmer. Seinem Gesichte stand die Maske theilnehmender Freundschaft schlecht, aber Uriel, nur mit seinem Leide beschäftigt, hatte sogar vergessen, daß ihn Jochai seit seinem Widerrufe mied, und ihm Beweise waren hinterbracht worden, die seines Vetters guten Willen in den Schatten stellten. Er klagte ihm sein Leiden und fragte, ob er Hülfe oder Rath wüßte. Jochai ließ die Entschuldigung seines langen Ausbleibens, mit der er begann, sogleich fallen und fuhr fort: „Mein lieber Vetter, diese mißliche Lage Deines Verhältnisses zu Judith treibt mich zu Dir. Ich sehe, daß Judith sich unter denselben Schmerzen windet, wie Du. Ich weiß nicht, ob ein Zwist vorausging, der Eure Zungen lähmte zu offenen Geständnissen; aber so ist die Lage, es kommt nur auf eine Mittheilung an.“ Uriel flehte ihn an, sich offen zu erklären.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jugendpreis.

Wir preisen, Jugend! deine Blüthe,
Du bist so heilig und so schön:
Und mit glückseligem Gemüthe
Laß uns dein großes Lob erhöh'n.

Du bist den Welten eingeboren,
Die an dem Himmelsraume glüh'n,
Und waltest ewig unverloren
In unsrer Mutter Erde Grün.

Dich schrecket nicht der Elemente
Gewalt'ges Zürnen und ihr Krieg,
Und nichts ist, das dir schaden könnte,
Dir bleibt der lebensvolle Sieg.

Du wohnest in der Menschen Herzen
So unzerstörlich und so kühn,
Daß du vernichtest Tod und Schmerzen
Und lässest Rosen draus erblüh'n.

Von Deinem Feuerkelche rauben
Wir in des Lebens Maienzeit
Die Liebe, Hoffnung und den Glauben,
Und jede süße Trunkenheit.

Friedrich Richter.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

München, September.

(Fortsetzung.)

Der außerordentliche Sommer. Wirthsindustrie.

Reisende und besonders Norddeutsche, die das hiesige öffentliche Leben und Treiben nur in der dumpfen, erstickenden Atmosphäre der Bier- und Kaffeehäuser, in welchen an regnerischen und winterlichen Tagen die Muße- oder Bierstunden zugebracht werden, kennen zu lernen Gelegenheit haben, werfen dem Münchner, und zwar nicht mit Unrecht, ein durchaus mit dem Süden unvereinbares Phlegma vor; — wirklich sind es nur die hier so zahlreich sich aufhaltenden jungen Ausländer, welche noch einigermaßen durch lebhafte Gespräche, Gesang und Scherz beweisen, daß man beim Bier auch gesellig und lustig seyn könne, während der eigentliche Münchner nicht übel an Myn Heer von Dortrecht oder Haarlem erinnert, der eben so stumm und dumpf vor seinem Thee, wie dieser vor seinem Biere sitzt. — Wer indeß an so himmlisch schönen Abenden, wie wir sie bis jetzt hatten, in einen unserer zahlreich besuchten Gärten tritt, wo die frohe, lebenslustige Menge hin- und herwogt, in bunten Reihen schwatzend und lachend dasitzt und sich das frische Bier trefflich munden läßt, wo die schmetternde Blechmusik vergeblich gegen das Gebrause so vieler sprechlustigen Menschen ankämpft, der wird sich bald überzeugen, daß unter schönem südlichen Himmel der Münchner auch ganz und gar Südländer seyn könne. Wie in seinem Klima, so umarmen sich auch im Temperamente des Münchners der Süden und der Norden. Die Münchner sind moralische Amphibien; sie können es mit rothem, warmen Blute sowohl in der tödtlichsten Langeweile, als in der rauschendsten, sprudelnden Lust aushalten.

Unsere Straßenecken sind täglich mit Einladungen und Anzeigen von allen möglichen Belustigungen ellenlang bekleidet: Janitscharenmusik, Erleuchtung, Liederkränze, Freinächte, Vorstellungen im Schweizer'schen Volkstheater, reisende Musiker u. dgl. m.; der Liebhaber braucht nur zu wählen. Viele Anschlagzettel sind mit lithographirten Vignetten geschmückt, die gedrängtheits eine Ansicht des Belustigungsortes darstellen, wohin das Publikum ganz ergebenst eingeladen wird. Charakteristisch ist's, daß mitten unter diese Anzeigen, welche für die Lebenslust der Münchner berechnet sind, die Direktion unseres städtischen Pfands- und Leihhauses ihre ärgerliches, mit großen Frattur-buchstaben gedrucktes: Pfänder auszulösen, hineinbeflen läßt. — So bietet denn auch hier eine schadenfrohe, ironische Moral der leichtbeschwingten Freude nach; das ganze, bunte Straßeneckenquodlibet mit diesem herben Memento in der Mitte bildet ein ernst allegorisches, leichtverständliches Tableau.

Mit diesem Sommer ist auch ein ganz anderer Geist in unsere Wirthe gefahren; sie fangen an, schöpferisch und originell zu werden, sie schreiten mit der Zeit fort, und bald werden wir hier von Tortoni's und Jostyd, von Tivolis und Vauxhalls hören. — Der Münchner bürgerliche Philhellene und Kaffetier Eberhard, der seit mehreren Jahren während des Oktoberfestes in griechischem Kostüme mit scharlachrothem Fessi, faltiger Fustanella und gar gewaltigem Schnurrbart erscheint; dessen Kellner und Kellnerinnen, ebenfalls in bunte griechische Gewänder gekleidet, den Gästen auf gut bairisch ihr: „Schaffens á Maaß?" zurufen, hat dem Publikum ein ganz neu eingerichtetes Etablissement eröffnet. — Der kolossale Odeist auf dem Karolinenplatze dient uns als Wegweiser zu dieser neuen Schöpfung. Sie befindet sich in unserer freundlichen Brienner-straße, welche auf beiden Seiten mit Gebäuden eingefaßt ist, die mit den davor liegenden Blumenboskets und Gebüschen und den mit der üppigsten Flora geschmückten Altanen die Mitte zwischen der anspruchslosen Heiterkeit der Villen und der imposanten Pracht der Paläste halten. — Der Garten dieser neuen Wirthschaft ist von bedeutendem Umfange und recht artig eingerichtet; er hat einige Alleen, dunkle Lauben noch dunklere Gänge und Boskets; überall Raum für faule und stille Freuden. Mehrere Büffets, an deren Eingange eine Speisekarte hängt, die mit ebenso burlesker, poetisch freier Orthographie verfaßt ist, wie man's hier fast überall sehen kann, sind an verschiedenen Stellen des Gartens vertheilt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Theater. Aussicht auf die Saison.

Wo werden die Unternehmer des Théâtre nautique gar im Winter einen finden, der ihnen zu Liebe in's Becken hineinstürzt, und wo werden die Zuschauer seyn, die so etwas beklatschen können? Auf einem der Boulevardstheater, nämlich dem Ambigu comique, hat ein Drama, der ewig wandernde Jude, nach dem bekannten Volksmährchen, vielen Beifall und wird bald seine fünfzigste Vorstellung erleben. Das Sonderbarste bei diesem Stücke ist, daß es mit einer Apotheose Napoleons endigt, die etwas gewaltsam herbeigeführt wird, um dem Volke Vergnügen zu machen, welches von Napoleon nichts weiter im Sinne und Gedächtnisse behalten hat, als seine Siege, seinen grauen Ueberrock und seinen kleinen dreieckigen Hut, und ihn gewissermaßen vergöttert. Dies Vergnügen benimmt ihm denn auch Niemand. Die innigen Verehrer Napoleons können sich jetzt die ganz getreue Abbildung seines Gesichts auf dem Todtenbette um einige Franken verschaffen, da Dr. Antomarchi dasselbe hat in Erz modelliren lassen. Bei der letzten Industrieausstellung waren eine Menge Exemplare davon zu sehen und zu haben. Die Vaudevilletheater geben manche neue Kleinigkeiten; keine von denen, die ich gesehen, dünkt mich aber eines besondern Berichtes werth. Die Musikliebhaber erwarten den Genuß, den ihnen die italienische Oper künftigen Monat bereitet; es wird eine überaus glänzende Saison versprochen, und bei dem Aufwande, welche diese von den Reichen unterstützte Oper machen kann, läßt sich auch nichts Geringes erwarten. Zwei italienische Tonsetzer haben neue Opern für dieselbe geschrieben, und außerdem werden Bellinis und Donizettis letzte Opern versprochen, nebst den beliebtesten Stücken Rossinis, an denen das Publikum sich nicht so bald sättige, als einige Gegner Rossinis es vorhergesagt halten. Mit Rossini hat offenbar eine neue Epoche in der Geschichte der Oper begonnen, und obschon die älteren Meisterwerke nicht verschmäht werden, so läßt sich doch vorhersehen, daß das Publikum keinen Geschmack mehr an Opern finden wird, welche in dem alten Style geschrieben sind.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Oktober 1834.

— Mit den Augen hangen Muths
Seh' ich, wie einen Sternschuß, deinen Ruhm
Vom Firmament zur niedern Erde fallen.
Es senkt sich weinend deine Sonn' im West,
Die nichts als Sturm, Weh, Unruh' hinterläßt.

Shakespeare.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsetzung.)

„Du täuschest Dich," fuhr Jochai fort, „wenn Du glaubst, Judith hasse Dich. Alle Welt sieht freilich, daß ihr Benehmen gegen Dich ihr nicht mehr gleich sieht, aber wenn sie Dich flieht, so thut sie es nur um ihrer Liebe willen. Judith ist in einer Stimmung, die weit unglücklicher ist, als die Deine. Du hast sie so gefesselt, daß sie nach Licht, Leben und Athem schreit. Du hast ihr Herz in Deine Gewalt gebracht, Du hast jezt auch ihren Geist verwirrt; wo soll sie einen Ausweg finden, wenn sie sich selbst nicht verlieren will? Sie betet das Ungestüm Deiner Gedanken an, sie glaubt alles, was Du ihr davon mittheiltest, aber es ist schon mehr, als sie tragen kann." Uriel legte die Hand vor die Augen; denn jedes Woet bestätigte hiee, was er sich selbst gestehen mußte. „Nun ist dies alles nicht so," fuhr Jochai fort, „daß daraus wieklich ein Bruch zwischen Euch beiden entstehen müßte. Es kommt nur darauf an, daß Du Dich entschließen könntest, hier selbst etwas zu thun." Jochai stockte, aber Uriel winkte, nur foetzufaheen. „Nun denn," sagte dee Vettee; „ich weiß, daß Judith für Dich verloeen ist, wenn ein Eeeigniß, das in dee That im Anzuge ist, auf's Neue über Dich hereinbräche." Uriel sprang auf, ergriff hastig seinen Arm, stammelte: „Du sprichst vom Bann, Vetter!" und lechzte nach dem Woete, das über Jochais Lippen kommen würde. Dieser sagte: „Es ist wahr, sie würde die Acht nicht ertragen können; daeum siehe zu, daß Du sie umgehst." — „Wie soll ich das thun?" rief Uriel verzweifelnd. Jochai hielt ihn grausam einen Augenblick hin, dann trat er zu ihm heran, ergriff seine Hand und sprach mit gedämpfter Stimme: „Unglücklicher, wie durchschneidet es mein Heez, daß Du so vielen Leiden aufgespaet bist!" Uriel stüezte auf einen Sessel und badete sich in Thränen. Jochai schwieg; was hätte er auch sagen können, das Ueiel nicht schon wußte? Dennoch sprach er es aus. „Die Synagoge," fuhr er nach einer Weile foet, „hat Deine Schrift dem Feuer übergeben, der moegende Tag schon ist dazu bestimmt, einen neuen, viel stäekeen Bann, als den früheen, übee Dich auszusprechen. Komm dem Allen zuvor! Stelle Dich selbst Deinen Richtern und unterwief Dich einer Buße! Ich will alle meine Keäfte aufbieten, daß diese so mild als möglich eingerichtet weede. Entschlage Dich dann in Zukunft allen neuen Reizungen der Gemeinde, veelaß entweder diese Gegend, oder hilf bei den Geschäften Deiner Brüder, daß Du Zeestreuung hast. Judith hast Du um diesen Preis zueückgekauft." Ueiel sah ihn starr an; es kam ihm vor, als habe der Vetter bei dieser

Digitized by Google

lezten Erklärung düsser gesehen als zuvor. Es übermannte ihn einen Moment der Gedanke, daß ihn Jochai ja hassen müsse, weil er ihm Judiths Liebe geraubt, daß er unter der Maske der Freundschaft ihm böse Rathschläge ertheilen könnte. Doch stehmte das Gefühl seiner verzweifelten Lage über ihn her, er schritt händeringend im Zimmer auf und niedee und beschwor Jochai, ob er Judiths gewiß seyn düefte, nachdem er sich Allem unterworfen hätte? Jochai gestand, daß Judith in dieser Art ihren Willen gegen ihn erklärt habe. „Sie ist nicht grausam," sagte er; „denn sie versteht nicht, was sie will. Sie dachte auch in diesem Augenblick nicht an die Demüthigung, die Dir widerfahren solle, sondern an ihre eigene Ruhe, an eine Herabstimmung Deines ganzen Wesens, das sie erdrückt. Sie wird unglücklich seyn, wenn sie erfährt, was Du bei diesem neuen Schritt hast leiden müssen, aber Du wirst dann ihrer gewiß seyn." Uriel rang die Hände, Scham und Verzweiflung peitschten ihn; kein Wort kam mehr über seine Lippen, und Jochai verließ ihn, in einigen Stunden seine Rückkehr versprechend.

Inzwischen hatte sich schon das Gerücht von Uriels neuer Achterklärung in der Stadt verbreitet. In seinem Hause war Alles von den Thränen seiner Mutter und Brüder benezt, seine Freunde und Bekannte bestürmten ihn, seine Gesinnung zu ändern und den Richtern zuvorzukommen. Er war keinen Augenblick mehr allein und wußte nicht, wo er Besinnung hernehmen sollte. Wo er sich in den Straßen sehen ließ, verfolgten ihn Fingerzeige; Gruppen bildeten sich, wo er stillstand, und begleiteten ihn bis in seine Wohnung, die er vor Scham kaum zu erreichen vermochte. Mitten unter diesen Ausdrüchen voerschneller Theilnahme und Neugier mußte er den Muth verlieren, selbst wenn er sich ermannen wollte. Alle seine Entschlüsse sanken lahm zusammen; Jochai fand ihn zerschmettert, jeder Zumuthung fähig, ganz ohnmächtigen Willens. Es wurde Abend, eben sank die Sonne. Das Zimmer füllte sich mit Rathgebern und Beileidbezeugern, das Haus umstanden Neugierige, ja es währte nicht lange, so ging der Fanatismus bei der unten versammelten Menge um, und Drohungen und Verwünschungen füllten die Luft. Es ging Uriel nicht besser, wie einem Verbrecher, der zum Richtplatze geführt wird. Die Hoheit des stolzen Mannes war gebrochen; er sagte sich seufzend: „Bin ich denn noch Uriel Acosta, der Vertraute des Plato und Sokrates?" Er zitterte krampfhaft, denn er hörte, wie unten sein Name in den Koth der Gasse geschleift wurde. Er ergriff die Bücher, die auf seinem Tische lagen, und küßte sie weinend. Es schien ihm, als müßte er Abschied nehmen von Allem und die Geister der Weisen, mit denen er zu verkehren pflegte, versöhnen, da es nur noch an einem Haare hing, daß er sie Alle verrieth. Jochai zerschnitt dieses Haar, er hob den Willenlosen vom Sessel auf und führte den, der nicht mehr widerstand, hinaus unter die tobende Menge, durch die Straßen, deren Häuser von Zuschauern besezt waren, bis sie, nicht ohne Gefahr, gesteinigt zu werden, die Wohnung des Hohenpriesters erreicht hatten.

(Die Fortsezung folgt.)

Wieland an den Stadtorganisten Knecht in Biberach.

Die Zeit, wo man zum Klavier Stanzen aus dem Oberon sang, liegt, obgleich kaum eine Generation, doch schon sehr weit rückwärts. Desto lieber wird sich das jetzige Geschlecht, das so gerne in die Vergangenheit und in die Zukunft blickt, sich einen Augenblick die geistigen Interessen seiner Väter und Mütter vergegenwärtigen. Der nachstehende Brief Wielands wird in seiner Vaterstadt aufbewahrt.

* * *

Weimar, 8ten August 1784.

Mein werthester Herr und Freund!

Ich erstatte Ihnen meinen lebhaftesten Dank für die mitgetheilte Probe Ihrer Gesänge aus dem Oberon. Sie hat meinen ganzen Beifall; ich begreife nach dem Eindruck, den diese Komposition an meinem Fortepiano auf mich gemacht, was der Vortrag derselben von dem Meister selbst auf Ihren jungen Mönch zu Schuffenried wirken mußte; aber eben um dieser Wirkung willen möchte ich, so schön diese Musik ist, beinahe wünschen, daß sie nicht in die zum Druck bestimmte Sammlung Oberonischer Gesänge käme. Es kommt bei dergleichen Eindrücken so viel auf plus und minus an. Das Gemälde des Dichters von dieser Scene *) war in dem Plan des Gedichtes nothwendig, und man kann es im Zusammenhang auch in Gegenwart der unschuldigsten Jungfrauen einer Gesellschaft vorlesen. Aber wenn ich mir vorstelle, daß der Eindruck der Worte durch einen so rührenden und zauberischen Gesang wenigstens triplirt wird, und denke mir dann ein junges Mädchen, das diese Stanzen beim Klaviere singt, und von einem jungen Herrn, dem sie gefällt, und der just kein heiliger Robert von Ardrissel ist, mit der Violine dabei accompagniet wird, dann, ich gestehe es, wird mir angst und bang über den Effekt, den unsere vereinigte Virtu auf die guten jungen Leutchen machen möchte. Doch vielleicht wird der Effekt durch das Vorhergehende und Nachfolgende so modificirt, daß

*) 168te und 171e Stanze des siebten Gesangs.

der Risico nicht so groß ist? Consultiren Sie selbst darüber mit Ihrem guten Genius, und thun Sie, was er Ihnen sagt. Wenn Sie sich entschließen können, das ganze Morceau von der 10ten Stanze an bis zur 29sten inclusiv. zu komponiren, so glaube ich, daß der Effekt des Ganzen alsdann die Wirkung einiger einzelnen Stellen in das gehörige Gleichgewicht setzen wird, und daß wir es alsdann ohne Bedenken wagen können, es der vorhandenen Sammlung einzuverleiben. Bei den Morceaux, die ich Ihnen aus dem 9ten, 10ten und 11ten Gesang vorgeschlagen habe, ist nichts dergleichen zu besorgen, oder vielmehr werden sie unfehlbar die besten Eindrücke auf Seelen, die nicht ohne alles Gefühl sind, machen.

Aber, mein Bester — werden Sie mich nicht für impertinent halten, daß ich es wage, meinen stärksten und gefühltesten Beifall mit ein paar Erinnerungen zu begleiten? Ich verstehe nicht einmal soviel von Ihrer göttlichen Kunst, daß ich für einen gelehrten Dilettanten passiren kann, geschweige für einen Kenner. Ich wage es also auch nur furchtsam, Ihnen zu sagen, daß ich in beiden Stanzen den Schluß ein wenig verändert zu sehen wünschte. In beiden will mir die Wiederholung der Schlußzeilen — „die glühenden Lippen fangen mit heißem Durst den Thau der Liebe auf“ und „krönt Amor ihren Bund“ — nicht recht gefallen. Meine Gründe wären leichter mündlich als schriftlich vorzutragen. Ihr feines Gefühl wird diesen Abgang leicht ersetzen. Es sind just die Stellen, deren Eindruck ich durch die Musik am wenigsten verstärkt wissen möchte; meinem Gefühle nach, ist der Ausdruck der Worte: mit heissem Durst, im 28. Takt zu heiß, auch gehört die Stimme einer Todi dazu, um diese fünf Noten im forzando schön und rein zu singen, und solche Stimmen dürfen wir in dem singenden Publico, für welches man doch eigentlich schreibt, nicht voraussetzen. Ich würde unmaßgeblich die Wiederholung weglassen, bei dem Worte auf, zu Anfang des 26. Takts, den Baß in A ausweichen lassen, und solchergestalt gleich mit dem 30. Takt fortfahren. Ebenso wünschte ich am Schluß der zweiten Stanze, bei den Worten: an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund, weniger Kolorirung, einen weniger wollüstigen Ausdruck. Könnte dies nicht am besten erhalten werden, wenn nach den Worten „an Hymens Statt“ eine kleine Pause erfolgte, und dann das Uebrige so simpel und recitativmäßig als möglich, gleich als ob die Göttin der Scham plötzlich ihren Mantel darauf würfe, abgethan würde? Der Komponist muß, däucht mir, hier eben so zurückhaltend seyn, als der Dichter, und anstatt den Gesang sich in ein leises, wollüstiges Girren verlieren zu lassen, ihn lieber so zu sagen auf einmal ersticken.

Ueberhaupt, liebster Freund, möchte ich wünschen, daß dasjenige, was Sie in diesen 2 Stanzen in Absicht der Kolorirung geleistet haben, das non plus ultra bei dieser Arbeit seyn möchte. Gesänge dieser Art können, um populär, und den gewöhnlichen Fähigkeiten angemessen zu seyn, fast nicht leicht und simpel genug seyn, und das Chromatische muß also nur sparsam, gleich einer starken Würze angebracht werden. Aus eben dem Grunde wünsche ich auch, daß Sie nach dem Beispiel des Kapellmeisters Schulz in Berlin und unseres Orpheus Gluck selbst, und in Rücksicht auf den gewöhnlich ziemlich eingeschränkten Umfang der meisten Stimmen, die Töne über dem G, so viel ohne Nachtheil möglich ist, vermeiden, oder wenigstens von Modulationen innerhalb der Töne F und C, wobei mehrere Worte auszusprechen sind, sich ganz enthalten möchten. Ich glaube oft bemerkt zu haben, daß die Chorden innerhalb A und F diejenigen sind, womit die Menschenstimme, wie sie gewöhnlich ist, den meisten Effekt auf das Herz macht. Von den Gabrieien, Mara's und Todi's ist hier nicht die Rede, das sind Wunderkehlen, die alles mit uns machen, was sie wollen. Kurz, Sie verstehen mich und verzeihen mir auch, wie ich gewiß hoffe, die Freiheit, die — Apelles seinem Schuster so übel nahm.

Machen Sie mit meiner Anmerkung, was Ihnen wohlgefällt, ich unterwerfe sie gänzlich Ihrem Urtheil, und wünsche übrigens mit Ungeduld, daß diese Arbeit Reiz genug für Sie haben möge, um die besten Stunden, die Ihnen Ihr leidiger Beruf übrig läßt, darauf zu verwenden. Ich halte mich für gewiß, daß sie keine gemeine Sensation auf das Publikum machen wird. Inzwischen leben Sie wohl, und versichern sich der wärmsten Hochachtung und Wohlmeinung Ihres ganz ergebensten Dieners und Freundes

Wieland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Der französische wissenschaftliche Kongreß.

Wenn mehrere dasselbe thun, sagt ein lateinisches Sprichwort, so geschieht deßhalb doch nicht dasselbe. Dies bewährte sich denn auch wieder am Kongresse, nicht an dem Wiener noch Karlsbader, noch sonst einem ähnlichen, sondern am Kongresse zu Poitiers. Vor Kurzem wurde ein Cirkularschreiben eines Hrn. de la Fontenelle umhergegeben, welcher sich Secrétaire général du congrès scientifique de France nennt, und die Leute einladet, gegen den 7. September nach Poitiers zu kommen, 10 Franken zu erlegen, und dem wissenschaftlichen Kongresse beizuwohnen. Weit davon entfernt, daß er diese Einladung als etwas Neues ausgeben

sollte, gesteht er recht gern, daß man die jährlichen Zusammenkünfte deutscher Naturforscher und Aerzte habe nachahmen wollen, wie es bereits im vorigen Jahre zu Caen versucht worden ist. Dies hat man denn Congrès scientifique genannt, ohne sich weiter an die deutschen Zusammenkünfte zu halten. Hr. de la Fontenelle erzählt bereits, was alles auf dem Poitiersschen Kongreß verhandelt werden und geschehen wird, und da findet sich denn mancherlei, was eine deutsche Zusammenkunft von Gelehrten in den Gränzen der Bundesstaaten oder des Staatenbundes nimmermehr unternehmen würde. Der Generalsekretär belehrt uns nämlich, daß der Kongreß in 6 Abtheilungen zerfalle, und daß in der ersten, der naturwissenschaftlichen, folgende Fragen werden erörtert werden: Hat der Erdball eine allgemeine Ueberschwemmung erlitten oder nicht? welches sind, in geologischer Hinsicht, die Umstände und Resultate dieses Phänomens gewesen? was ist der Ursprung der Luststeine? was ist die Ursache der trocknen Nebel? haben sie einigen Einfluß auf das thierische Leben und die Vegetation? und worin besteht derselbe? woher rührt die Verminderung, die man seit ungefähr 20 Jahren in der Anzahl der Quellen und in der von jeder gelieferten Wassermenge bemerkt? Ich denke, mit der Auflösung dieser Fragen wird die erste Abtheilung die 8 oder 10 Tage der Kongreßdauer genug zu thun haben. Der 2ten Abtheilung wird von dem viel verlangenden Generalsekretär nicht weniger Arbeit aufgebürdet. Sie soll im Fache des Ackerbaues, Gewerbfleißes und Handels folgende Aufgaben zu lösen suchen: Welchen Einfluß hat die geologische Beschaffenheit des Bodens auf die größere oder mindere Fruchtbarkeit des Erdreiches und auf den darauf verwendeten Dünger? welches wäre für den Ackerbau das zweckmäßigste Pachtsystem? welche Folgen hat die Besteurung des Salzes auf den Gebrauch dieser Substanz entweder als Dünger oder als Nahrungsmittel des Viehes? was ist das wohlfeilste und zweckmäßigste Mittel, Korn mehrere Jahre lang vor Verderbniß zu schützen? In wiefern ist der dem neuen Ackerbauverfahren in Betreff der künstlichen Wiesen gemachte Vorwurf gegründet, daß dadurch die Menge und Eigenschaft des Korns vermindert werde? Welche Mittel hätte man wohl, um zum Vortheil des Handels und Ackerbaues die Rente der Kapitalien herabzusetzen? Die ärztliche Abtheilung wird um Folgendes befragt werden: Was ist der jetzige Zustand der Wissenschaft hinsichtlich des thierischen Magnetismus und der Phrenologie? darf man Verletzungen der Verrichtungen ohne organische Verletzungen voraussetzen? welchen Sinn soll man den Ausdrücken faule Fieber, bösartige Fieber beilegen? kann man immer die Wirkung der Heilmittel auf das thierische Leben erklären? Während nun die Aerzte mit diesen wichtigen Fragen beschäftigt seyn werden, sollen sich die Archäologen und Historiker mit Lösung folgender Zweifel abgeben: Um welche Zeit und in welchem Lande ist der Spitzbogen entstanden? In welcher Zeit hat er angefangen in den verschiedenen Provinzen Frankreichs und in den Nachbarländern vorzuherrschen? Welche Veränderungen hat die Verödung der Todten im gesammten Umfange des Königreichs seit der Niederlassung der Franken bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts erlitten? Welche Quelle hat die irrthümlicherweise einigen Familien (wahrscheinlich im Poitou) gemachte Beschuldigung, als ob sie sich mit Hexerei und Weissagung abgäben? Was war der Zustand der Literatur in Aquitanien am Ende des 4ten Jahrhunderts, an und für sich, und im Vergleich mit dem Zustande anderer Provinzen zur nämlichen Zeit? Welches wären wohl die geeignetsten Mittel, um zur Entdeckung aller keltischen und römischen Denkmäler ohne Ausnahme, die sich auf Frankreichs Boden vorfinden, zu gelangen? Die fünfte Abtheilung für Literatur und Kunst soll Folgendes beantworten: Was ist heutzutage die beste Lehrmethode hinsichtlich des Geschichtfaches? Worin besteht der Einfluß der deutschen Gesetzgebung (!) auf die französische Literatur? Welche Art von monumentaler Baukunst eignet sich am besten für unser Klima, unsere Kultur und unsere Sitten? Welches ist im Interesse der Dramatik die beste Einrichtungs- und Verwaltungsweise der Theater?

(Der Beschluß folgt.)

München, September.

(Beschluß.)

Der Eberhardsche Garten.

Für die müssige Dienerschaft so vieler hier nahe gelegenen hochadligen und diplomatischen Hotels ist der Eberhard'sche Garten ein wahrhaft erwünschter Zufluchtsort; denn unter allen Straßen Münchens war bisher die vornehme Brienner-Straße vielleicht die einzige, welche für einen Tempel des heiligen Gambrinus, des Schutzpatrons aller Bierbrauer, Bierwirthe und Biertrinker, keinen Raum zu haben schien. Treten wir Abends in diesen Garten, wenn die unter Glaskugeln flammenden Kerzen Rembrand'sche Lichter über die mannichfaltigen Gruppen der Anwesenden streifen lassen, so können wir uns leicht mit etwas Phantasie in die glänzendste Abendassemblee hineinträumen. Reich gestickte Uniformen, betreßte Hüte mit wallenden Federbüschen blitzen und schimmern uns entgegen. Eine lebhafte französische Unterhaltung wird, begleitet von eben so lebhaften Gesten, hinüber und herüber geführt; in bescheidener Entfernung hört es sich an wie die Sprache diplomatischer Salons. Was brauchen wir auch zu wissen, daß jener galante schöne Mann, mit dem vielsagenden Gesichte, dem martialischem Schnurrbart, der goldverbrämten Uniform und dem zierlichen Federhute der Leibjäger des —schen Gesandten ist, der heute Abend zur Abwechslung das Eberhardsche Bier dem Sillery seiner Herrschaft vorzieht? Könnte jener junge Mann mit den feinen, vornehmen Zügen, der sich durch die glänzende, modern geordnete Wäsche, den eleganten Frack, dessen buntscheckigter Besatz bei der abendlichen Beleuchtung nicht zu sehen ist und den zierlichen Escarpin auszeichnet, nicht ein angehender junger Diplomat seyn? Was kümmert's uns, daß er sich bei dem eben verhallenden lezten Schlag der neunten Abendstunde eilends und ängstlich entfernt, um rasch anzuspannen, weil die Oper bald zu Ende geht und die gnädige Herrschaft nach Hause fahren will; — könnte diese ängstliche Eile nicht eben so gut einer citissime abzusendenden, höchst wichtigen diplomatischen Depesche gelten? Daß es hier indeß nicht an andern Staffagen, an naiven Riegelhäubchen, zärtlichen Mamas, quiescirten Staatsdienern, jungen Elegants und andern Sinekuristen fehle, die den bleichen Mondschein im Eberhard'schen Garten bedeutungsvoller als anderswo finden wollen, versteht sich von selbst; denn in München occupirt nie eine einzige Klasse der Gesellschaft allein für sich einen öffentlichen Vergnügungsort.

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Oktober 1834.

Wenn ich je der Höflichkeit vergeß, Senior, so nenn mich keinen Spanier mehr.

Lesage.

Das gesellige Leben der Spanier.

Nach Kapitän Cook.

Eine der interessantesten neuern Schriften über Spanien ist die des englischen Kapitäns Cook, besonders daeum, weil darin die Zustände dieses vielverkannten, reich begabten Volks vom rein menschlichen Standpunkt betrachtet werden, ohne religiöses und politisches Vorurtheil. Wir theilen aus diesen Skizzen, von denen nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine deutsche Uebersetzung erscheinen wird, die folgende Charakteristik des Volks mit.

* * *

In Spanien hört man ziemlich allgemein sowohl von den Schriftstellern als in Gesellschaft darüber Klagen erheben, daß sie von den verschiedenen Fremden, welche ihr Land beeisten und davon Beschreibungen entwaefen, zumal in dem, was Sitten und Charakter des Volks betrifft, mißverstanden und irrig dargestellt worden seyen. Die Schnelligkeit, womit fall Alle, die über Spanien geschrieben haben, das Land beeisten, entschuldigt zur Genüge viele Mißverständnisse und irrige Urtheile, die in der Eile gebildet und auf voegefaßte Theorien bezogen wurden. Die Leichtigkeit, womit man jezt reist, vermehrt dieses Uebel noch, ohne die Masse der Kenntnisse zu vergrößeen. Wie kann der Aufenthalt von drei oder vier Tagen in einer Posada oder einem öffentlichen Gasthause einen Reisenden in Stand setzen, über die Moralität der Bewohner einer großen Stadt ein Urtheil zu fällen?

So wie man nur einmal bei den Spaniern eingeführt ist, kann Niemand in seinem Benehmen gegen Freunde und Bekannte offener und rückhaltsloser seyn als sie. Freilich haben in der gegenwärtigen Periode die Unglücksfälle der Zeit, die Verschiedenheit der politischen Meinungen und die Eifersucht der Regieeung gemeinschaftlich beigetragen, die allgemeine Geselligkeit fast in ganz Spanien zu zerstören. In vielen Hauptstädten, selbst in Andalusien, wo die Einwohner die geselligsten Menschen von der Welt sind, gibt es keine einzige Tertulia oder gesellige Zusammenkunft, wo Fremde leichten Zutritt fänden. Indessen ist dieses nur ein kleines Uebel, das desonders die flüchtigen Reisenden oder jene trifft, welche zufrieden sind, dieselben Manieeen und Sitten, die im übrigen Europa herrschen, hier wieder zu sehen, da es hier Tagesmode ist, alles ächt Nationelle zu verwischen und sich so viel als möglich den allgemeinen konventionellen Regeln zu bequemen. An diesen Oeten kann man die wahren Volkssitten nicht studiren. Man muß dem Volke in sein

Peivatleben folgen und es in dem Inneen der Häuser und im Familienkeeise deobachten. Dies kann nue dadurch geschehen, daß man untee ihm ledt und seinen guten Willen befördeet, wodurch man, vom Prinzen bis zum Bettlee heead, alles veemag, so wie ohne denselben nichts. In den geselligen Veehältnissen des Lebens, in der Erfüllung ideee Pflichten als Menschen, Christen und Glieder eines cioilisieten Staates weeden sie von keinem Volke der Erde übertroffen. Durch ihre häuslichen Gewohnheiten unteescheiden sich die Spaniee von den übrigen Nationen des südlichen Eueopas auf eine eigenthümliche Weise. Keiu Volk ist in allen seinen Gewohnheiten, Neigungen und seinem Geschmacke so ganz und gar häuelich, als die Spanier; in dieser Beziehung gleichen sie den Engländern vollkommen. Der ganze Chaeaktee des Volkes und dee Gesellschaft häugt damit enge zusammen, und alle Eescheinungen in der Lage Spaniens finden hierin ihee Eekläeung. In diesee Beziehung waltet durch das ganze Land kaum iegend ein Unteeschied ob. Die Aet, wie man Fremden die Honneurs des Hauses macht, ist ganz eigenthümlich. Die wenigen Plätze, wo mit Fremden ein beständigee Verkehr herrscht, ausgenommen, überteägt ein Spanier selten dieses Amt Andern; er verrichtet es in der Regel seldst auf eine von dem, was im üdeigen Eueopa üblich ist, ganz abweichende Weise. Die Regeln sind so einfach und dee ächten Höflichkeit angemessen, daß es unbegreiflich ist, wie sie vielen Fremden so ganz entgehen konnten, welche deßhalb die lächerlichsten Mißgriffe begingen und sich jenes in Spanien furchtdaee Anathema: sin educacion oder no tiene educacion, zuzogen. Es ist nicht gebeäuchlich, bedeckten Kopfes ein Haus zu betreten, noch ohne den höflichen, ersten Gruß, der jeden Besucher erwartet, was auch immer seine Angelegenheit seyn mag, zu eewidern; eben so wenig schickt es sich, den Rücken zu kehren, oder seldst in einem öffentlichen Gastzimmer, wo man sich gegeuseitig nicht kennt, irgend Einem den Rücken zu zeigen. Wenn dee Feemde das Haus verläßt, so wied er dis zur Thüee, und häufig noch weitee degleitet, und er muß sich langsam und ehrerdietig, nicht hastig zueückziehen, vor allem eingedenk, daß dee Hausherr seinen Blick auf idn gehestet hat und beeeit ist, da, wo dee Gast aus seinen Augeu veeschwindet, eine lezte Verbeugung zu machen. Alles dieses geschieht auf eine ernste Weise, ohne alle Absicht, theatralischen Effekt machen zu wollen, wie es in einigen Ländern der Fall ist. Die dezaudernde Weise, womit diese Pflicht dee Gastfreundschaft geübt wird, hat mich öfters bewogen, Einladungen in Häusern anzunehmen, wo ich im Voraus nichts von Inteeesse zu finden hoffte, bloß in der Absicht, die unnachahmliche Grazie, mit welcher die Hausherrn jederzeit ihre Gäste seldst bei einem augenblicklichen Besuche empfangen, zu deobachten. Dieselbe Heezlichkeit zeichnet den Empfang von Fremden in jenen Gegenden aus, wo es Sitte ist, in den Häusern derjenigen Peesonen, an die man empsohlen worden, zu wohuen. Ich will ein Beispiel davon geben, in welchem eensten Lichte man die Veebindlichkeit der Gastfreundschaft in Spanien ansieht. Eine sehe achtungswüedige Familie von meiner Bekanntschaft gehörte der liberalen Partei an. Zur Zeit der lezten Invasion hatte der älteste Sohn die Waffen ergriffen und befand sich mit Mina in Catalonien, als die Franzosen einzogen. Er wurde verwundet, zum Gefangenen gemacht und nach Frankreich abgesühet. Eben als die Familie diese Nachricht erhielt, rückte die Armee des Herzogs von Angoulème in die Stadt ein, wo sie ledte. Ein feanzösischer Offiziee stellte sich ihr mit einem Empfehlungsbeiefe vor. Wäre dies in Frankreich oder irgendwo sonst geschehen, so ist klae, welche Aufnahme er gefunden hätte. Hier übeewand das Gefühl der Höflichkeit jede andeee Beteachtung, und die Feau des Hauses sagte: „als eine uns empfohlene Peeson freuen wir uns, Sie zu sehen; als ein Feanzose können wir Ihnen nicht dieses Kompliment machen.“ Dieses ist die gewöhnliche Sitte des Landes, aber es ist nöthig, bevor man auf gleichem Fuße mit ihnen ledt, sie kennen zu lernen.

Die desten spanischen Sitten sind jene glückliche Mischung von Biederkeit und Offenheit mit gedöriger Vorsicht und Zueückhaltung, von Ernst und Würde mit heiterer Laune, welche sich auf die vollendetste Philanthropie und Achtung für Andere wie sie sich selbst gründet, und worin wahrscheiulich die Vollkommendeit menschlicher Sitten destebt. So sind hier so rein, daß man die geringste fremde Beimischung sogleich wahenimmt, und untee zahllosen Fällen, die ich kennen leente, sah ich keinen einzigen, wo Männer oder Feauen durch ihren Aufenthalt in der Feemde gewonnen hätten, obwohl Viele, ohne ihee Nationalsitten zu veränddern oder zu veeschlechtern, das Ausland desucht haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortsezung.)

Ueiel befand sich in einem finstern, kerkeähnlichen Gemach. Jochai hatte ihn mit dee Versicherung verlassen, daß er Judith gewinnen und Alles daran setzen werde, daß ihm die Synagoge eine gelinde Strafe zuerkennen solle. Ueiel eechnete auf beides; denn es schien

ihm immer mehr, als wenn Jochai sein Schicksal in Händen hätte. Er war allein. Welch entsetzliche Demüthigung hatte er erfahren! Durch die volkreichsten Straßen Amsterdams war er wie ein Verbrecher gezogen, von den Schmähungen und Steinwürfen des jüdischen Pöbels verfolgt, den Christen ein Anblick, den sie theilnahmlos ertrugen oder der gar ihren Spott herausgefordert hatte. Hier rief man ihm nach: Abtrünniger! Christ! dort: Gottesleugner! Heide! Philosophi Aber was stand ihm noch bevor? Von der Rache der Priester war jezt Alles zu erwarten. Er fluchte seinem Vetter, der sich seines ohnmächtigen Willens bemächtigt und ihn hieher geführt hatte; er lief wie ein wildes Thier im Zimmer auf und ab, stieß seinen Kopf an die Wände und schlug an die Thür, welche man hinter ihm verschlossen hatte. Dann zwang ihn die Ermattung, zur Besinnung zurückzukehren. Er sank auf ein Bett nieder, das im Zimmer stand, und verlor sich in einen dumpfen, träumenden Zustand. Seine Phantasie wurde wach: er gaukelte sich die entsetzlichsten Gedanken vor, sah sich wie den gemeinsten Verbrecher behandelt, sah seinen Vetter, selbst Judith dabei thätig, seine Sinne verließen ihn, denn nichts hatte mehr Mitleiden mit ihm, außer zulezt der Schlaf, der seine fieberhaften Vorstellungen auflöste und ihn in eine kurze Ruhe wiegte.

Ein Bote der Sonagoge führte Uriel am Morgen in das Versammlungszimmer der Priester, wo er seinen so oft bereuten Widerruf abgegeben hatte. Er fand seine Richter schon versammelt und erstaunte, als man ihn fragte, warum er sich hieher begeben habe. Er selber wußte nicht, wie dies gekommen, und fragte: „Bin ich nicht auf Euern Befehl hier?“ Der Vorsitzer gab diese Frage zurück und sagte: „Was sollte uns treiben, Dich in unsere Nähe zu führen? Unser Fluch hätte Dich überall getroffen, wo Du auch wandeltest.“ — „Aber ich bin hier,“ entgegnete Uriel, „um Euern schon ausgestreckten Arm zurückzuhalten. Verdammt mich nicht, ehe Ihr mich angehört habt!“ — „Was sollen wir Dich anhören?“ sprach der Oberrabbi;“ Du hast Dich selbst verdammt in Schrift, in Gespräch und That: hier ist Alles reif, und der Sonnenschein, der Deine Verbrechen zeitigte, läßt sich nicht zurücknehmen, es sey denn, daß Du freiwillig Dich der Kirchenbuße unterwürfest.“ — „Deßhalb bin ich hier,“ antwortete Uriel; „ich will Frieden mit Euch, mich verlangt nicht nach der Unruhe, welche Eure Verfolgung über mich, meine Familie und meine ganze Zukunft bringt. Beschleunigt deßhalb Euern Beschluß und gebt mich bald wieder aus Eurer Gewalt!“ Uriel brachte aus dem Murmelu, das jezt durch die Versammlung lief, keinen verständlichen Sinn heraus, bis ihm der Vorsitzer erklärte, daß ihm der Bescheid zur gehörigen Zeit würde bekannt gemacht werden. Uriel bat noch einmal, Alles in Kürze zu beenden, und wurde auf sein Zimmer wieder zurückgeführt.

Jezt verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß Uriel etwas von seinem Schicksal erfuhr. Man brachte ihm Speise und Trank, doch seine Fragen beantworteten die Wächter nur mit ausweichenden Reden. Seine Ungeduld wuchs, wie seine Kraft abnahm. Sein Angesicht verfiel, die Augen vertieften sich, seine ganze Gestalt sank zusammen. Auch die Lebhaftigkeit seines Geistes verschwand, seine Einbildungskraft stumpfte sich ab; denn was kann vernichtender wirken, als zu einer Demüthigung nicht die Zeit erwarten können! Ein Wahn reihte sich an den andern: Uriel gab seine Hoffnung auf und gerieth auf den Gedanken, daß man ihn gänzlich der Welt entziehen wolle. Aller Mittel beraubt, einen solchen Plan zu hintertreiben, machte er sich auch mit ihm vertraut und ergab sich einer vollkommenen Resignation. Wenn man dies Mittel gewählt hatte, um seinen stolzen Sinn gänzlich zu vernichten, so war es vortrefflich gelungen. Uriel träumte sein monotones Daseyn von einem Tage zum andern fort, seine einzige Folter war die Zeit, an die schwindenden Minuten hatte er sich gleichsam angeschmiedet; diese schleppten ihn langsam mit sich fort und übergaben ihn von einer Stunde, die ihn folterte, an die andere. Zulezt gewöhnte er sich auch an das Vorrücken der Zeit und stellte an Geist und Leib ein beklagenswerthes Bild der Vernichtung dar.

So mochten einige Monate vergangen seyn, als sich eines Tags Uriels Gefängniß zu einer ungewöhnlichen Stunde öffnete. Obschon es heller Tag war, so fiel ihm doch das Licht von zahllosen Kerzen entgegen, welche von Priestern getragen wurden, die den Gang besezt hielten. Man trat Uriel selbst an und erklärte ihm, daß der Augenblick seiner Buße jezt gekommen sey. Dieser schwieg: den Männern wegen seines langen Gefängnisses Vorwürfe zu machen, hinderte ihn seine Muthlosigkeit und die Erwartung dessen, was sich jezt begeben mußte. Man entkleidete ihn, übergab ihm weite Bußkleider, die er anlegen mußte, in seine Hand drückte man eine brennende Kerze und winkte ihm, jezt in diesem demüthigenden Aufzuge ihnen zu folgen. Uriel ließ mit sich Alles geschehen. Der Gedanke, bald von dieser Pein erlöst zu werden, bemächtigte sich seiner, und er hoffte nach einer kurzen Plage beim Ziele seiner Wünsche zu seyn. Diese Berechnung, wie sehr ihr die Hinfälligkeit seines Geistes und Körpers zu widersprechen schien, erhob ihn doch wieder und flößte ihm soviel Kraft des Bewußtseyns ein, als er vielleicht gewünscht hätte, bei den nachfolgenden Scenen nicht zu besitzen; denn schon als er in die Synagoge trat, erschrack er, sie über und über mit Menschen angefüllt zu sehen. Alles war zusammengekommen, um Zeuge dieses seltenen Schauspiels zu werden.

Digitized by Google

Die Prieſter hatten Mühe, durch die drängende Verſammlung einen Weg zu bahnen; Alle wollten dem Opfer des Tages nahe ſeyn und ſich an den Mienen eines Verbrechers weiden, von dem ſie ſich freilich rühmen konnten, daß ſie es ihm niemals nachthun würden. Aber auch das Mitleid wollte ihm in der Nähe bleiben, um ihm Muth zuzuſprechen: Alles gleich widerlich für Uriel, den Scham und Verzweiflung ſchon zu umkreiſen anfingen. Er vermochte es nicht, wie er wollte, dreiſt ſein Auge zu erheben und über die Menge wegzuſehen; der Kontraſt ſeines elenden Aufzuges überfiel ihn zu mächtig, und auf's Elendeſte gedemüthigt, ſchritt er den Prieſtern nach, welche ihm Raum machten, daß er unter der Menge ſicher ſeinen Fuß ſetzen konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Der franzöſiſche wiſſenſchaftliche Kongreß.

In der ſechsten Abtheilung ſollen die Herrn Geſetzgeber, Staatsverwaltee u. ſ. w. folgende Schwierigkeiten zu löſen haben: Worin beſtehen die Vor- und Nachtheile der polizeilichen Feſtſetzung der Preiſe des Brodes und Fleiſches, wie ſie in den Städten ſtatt zu haben pflegt? Was ſind wohl die beſten Verordnungen in Betreff der Landwege (chemins vicinaux)? Worin beſtehen die Vor- und Nachtheile der Verwendung der Truppen zu öffentlichen Arbeiten, beſonders zum Anlegen der Landſtraßen? Darf man, bei dem jetzigen ſittlichen Zuſtande der Geſellſchaft, die in der engliſchen Geſetzgebung nicht zuläſſige Legitimation der Kinder durch nachfolgende Heirath beibehalten? Dürfen die zu weniger als einem Verhaftjahre Verurtheilten dem Pönitentiaeſyſteme unterworfen werden? wo nicht, hat die kurze Haft mehr Vortheile als Gefahr? Welche Folgen hat die an mehrern Orten erfolgte Abſchaffung der am Eingange der Findelhäuſer befindlichen Rollen (tours) zum Empfange der Findelkinder gehabt? In wiefern iſt die von der deutſchen Philoſophie ſeit Leibnitz bis zu unſern Zeiten genommene Richtung dem Fortſchreiten des menſchlichen Geiſtes günſtig geweſen? — Ein Inquiſit, welchem der Richter eine Menge von Fragen über ſein Vergehen vorlegte, meinte, der Herr Richter ſey doch allzu neugierig. Ich fürchte, manche werden finden, der Generalſekretär des congrès scientifique de France beſitze ebenfalls eine übergroße Doſis Neugierde. Sollen die Herrn Gelehrten, welche ſich ganz unbefangen nach Poitiers begeben, nicht eher wieder von dannen gehen, als bis ſie über alle dieſe Aufgaben einig geworden ſind, ſo ſteht zu befürchten, daß ſie im folgenden Jahre um dieſe Zeit noch in Poitiers ſitzen werden. Bringen ſie aber die Auflöſung aller jener Fragen mit nach Hauſe, ſo ſollte man ſie wahrlich mit Lorbeern krönen, und ſie mit klingendem Spiele in ihre Heimath geleiten; denn ſie hätten dann mehr geleiſtet, als alle politiſchen und wiſſenſchaftlichen Kongreſſe der vergangenen Zeit. Ich fürchte aber, die Herren werden wieder heimkommen, wie ſie hingegangen ſind, wofern ihnen die Erörterung einiger dieſer Aufgaben nicht eine Menge von Vorurtheilen benimmt, was allerdings ſchon ein bedeutender Gewinn wäre. Wenn indeſſen das allzuviele Fragen vielleicht ein Hinderniß der Löſung jeder einzelnen Frage iſt, ſo muß man doch geſtehen, daß das Erörtern wichtiger Fragen und Zweifel überhaupt der wahre Zweck der Kongreſſe und Gelehrtenvereine ſeyn ſollte. Wozu dient es, daß hundert Gelehrte ihre Hefte mitbringen und ſich einander durch Vorleſen ihrer Abhandlungen langweilen? Dazu bedarf es wahrlich keines Reiſens und keiner Kongreſſe. Es giebt der langweiligen Abhandlungen in den Zeitſchriften genug. Aber ſich über wichtige, noch manchen Zweifeln ausgeſetzte Vorwürfe zu beſprechen und gegenſeitig aufzuklären, das iſt eben der Vortheil der Gelehrtenvereine, und hierin giebt der franzöſiſche Kongreß den deutſchen Vereinen ein gutes Beiſpiel. Man laſſe die Vorleſungen auf dem Katheder der Univerſität, und ſchicke ſich an, mit den zuſammengekommenen Gelehrten irgend ein nützliches Thema mündlich abzuhandeln. Uebrigens wird man ſchon bemerkt haben, daß ſich der franzöſiſche Kongreß über manches verbreitet, was der menſchlichen Geſellſchaft Noth thut, und ſie näher angeht, als die Frage, ob eine allgemeine Ueberſchwemmung jemals den Erdboden unter Waſſer geſetzt habe. Das iſt ein durch die Julirevolution im Jahr 1830 errungener Vortheil, daß ſo manches auf das Wohl des Staates Bezügliche jetzt öffentlich und frei verhandelt wird, und daß Jeder berufen iſt, ſeine Gedanken zum allgemeinen Beſten preiszugeben. Was hilft alles gelehrte Reden und Schreiben, wenn die Gelehrten nicht über alles ſchreiben und öffentlich reden dürfen, was das geſellſchaftliche Wohl betrifft!

Dg.

Auflöſung der Räthſel in Nr. 244:

Die Sterne.

Räthſel.

Was iſt das Ding, ſtets fein und zart,
Was iſt die Maſſe, ſtark und dicht,
Bald dunkel, bald von goldnem Licht,
Rauh und geſchmeidig, weich und hart?

Was an ihm hängt, ſchwebt in Gefahr,
Es reißt ſo leicht; doch zentnerſchwer
Trug es ſchon oft: denkt an die Mähr
Vom Königsſohn, der treulos war.

Hier ſteif, ein Pitenwald, es ſteht,
Dort trümmt ſich's wie der Schnecke Haus;
Bald ſtaret es wie des Chaos Graus,
Bald prangt es wie ein Blumenbeet.

Hier wird ſein Schmuck mit Schmerz entbehrt,
Doet ſieht man es mit Schreck erſtehn;
Bald läßt man ſeine Wimpel wehn,
Bald tilgt man es mit ſcharfem Schwert.

E. B.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Oktober 1834.

Alle, die mich haſſen, raunen mit einander wider mich und denken Böſes über mich. Sie haben ein Badenſtück über mich beſchloſſen: wenn er liegt, ſoll er nicht wieder aufſtehen. Auch mein Freund, dem ich mich vertraute, tritt mich unter die Füße.

Pſalm. 41.

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Fortſetzung.)

Am Hochaltare angelangt, blieb der Zug ſtehen. Uriel wurde bedeutet, die Erhöhung zu betreten. Hier ſtand er zuerſt, allen ſichtbar, allein, nur damit beſchäftigt, wie er die Blicke der verſammelten Menge, die ihn jezt alle gleichmäßig trafen, aufnehmen ſollte. Er war aber unfähig, Troß zu zeigen, ſondern ſenkte die Augen vor Scham und dem überwältigenden Gefühle ſeiner Leiden nieder. Ein Prieſter trat zu ihm hinauf, übergab ihm eine Pergamentrolle, auf welcher die lange Reihe ſeiner Vergehungen verzeichnet ſtand; er ſollte ſie mit lauter Stimme ableſen und dies die erſte Handlung ſeiner Buße ſeyn. Uriel hatte dies erwarten können, und ohne zu wiſſen, was die Rolle Alles enthielt, begann er ſie mit gedämpftem, rührendem Tone vorzuleſen. „Ich, Uriel Acoſta,“ hieß es hier, „von Geburt ein Portugieſe und Chriſt, bekenne öffentlich, daß ich, nachdem ich freiwillig zum Judenthum mich bekannt habe, alle meine Beſtrebungen darauf richtete, die Göttlichkeit meines neuen Bekenntniſſes anzutaſten, ſeine vorzüglichſten Lehren in Zweifel zu ziehen und zu beſonderer Gunſt des Chriſtenthums, das ich heimlich nicht abgeſchworen hatte, den Dienſt Jehovas zu untergraben. Zu dem Ende ergriff ich jede Gelegenheit, mit den Beamten der Synagoge anzubinden, ſie in ihrem Wirkungskreiſe zu ſtören und ſogar heilige Gebräuche in dem Augenblicke, wo ſie verrichtet wurden, lächerlich zu machen. Meine Geiſteskräfte, nur darauf gerichtet, verſteckten Hinterhalt zu legen, Unbezweifeltes durch Trugſchlüſſe als unerweisbar hinzuſtellen, und da, wo die Kraft des Verſtandes nicht ausreichte, durch Spott zum Ziele zu gelangen, benuzte ich hauptſächlich gegen die heiligen Schriften der alten und neuen Tradition. Ich ließ Erklärungen ausgehen, welche die jetzigen Einrichtungen des jüdiſchen Gottesdienſtes als nicht im Einklang befindlich mit den alten heiligen Schriften nachweiſen ſollten, und lud ſoviel Zorn und Groll des Himmels auf mich, daß ich die Achterklärung, welche mich vor einem Jahre traf, nur als verdiente Strafe meiner Verbrechen anſehen muß. O hätte dieſe Strafe länger gedauert! doch die Unbequemlichkeit derſelben wohl fühlend, entſchloß ich mich, ein teufliſches Spiel zu treiben. Ich kehrte, noch in der ganzen Ausdünſtung meines Fluches, zu den Vätern der Synagoge zurück und heuchelte Reue und Ergebenheit. Die Langmuth dieſer Ehrwürdigen befreite mich vom Banne. Seitdem begann ich aber offener hervorzutreten. Wo es mir nur gelang, ſuchte ich die Lehre Jehovas in Mißachtung zu bringen, ich richtete mein Augenmerk auf alle, die etwa Luſt tragen ſollten,

Digitized by Google

sich ihr zuzuwenden, und redete ihnen von ihrem Vorhaben ab. Ich beteog den Himmel um zahllose Seelen. Aber meine Vermessenheit stieg noch höher. Ungeachtet ich alle meine frühern Vergehungen in höherm Grade wiederholte, hielt ich es nicht genug, gegen die Einrichtungen Jehovas zu streiten, sondern ich vergriff mich an ihm selbst. Ich zog das Daseyn einer göttlichen Gewalt in Zweifel, leugnete die Fortdauer der Seele und häufte auf Entsetzliches Entsetzlicheres. Doch jezt auf der höchsten Stufe der Verbrechen schwindelte mir, ich verlor meine Besinnung und stürzte elend zu Boden. Die Strafe Gottes hatte mich ereicht. Ich bekenne, daß ich seines Beistandes gänzlich für verlustig sollte erkläet werden, daß er durch einen martervollen Tod noch bei weitem keine angemessene Genugthuung an mir fände. Allein die heiligen Väter der Synagoge haben versprochen, für meine Seele Fürbitte einzulegen und mich durch eine vollständige Kirchenbuße der göttlichen Gnade auf's Neue zu empfehlen. So verhängt denn Alles über mich! Mich dürstet nach dem Lohne meiner Verbrechen!“ Uriel hatte schon bei den ersten Worten, wo gesagt wurde, daß er Christ war, innehalten wollen; denn hier sah er seines Vetters Verrätherei. Er stockte bald an einer andern Stelle, an einer dritten; aber die Priester zwangen ihn, weiter zu lesen; die lezten Worte waren kaum noch hörbar. Uriel wankte zurück, die Priester fingen ihn auf, nahmen ihm die Kerze aus der Hand und führten ihn in einen dunkeln Winkel des Tempels, wo er sein fernerers Schicksal erwarten sollte.

Die Versammlung stimmte inzwischen jenen Psalm an, den David sang, als Doeg, der Edomiter, kam und Saul ansagte, daß David in Ahimelechs Haus gekommen: „Was trotzest Du denn —“ Auf Uriel verfehlte aber dieser Fanatismus seine Wirkung. Die Ohnmacht seines Wesens war verschwunden. Das Blut flog siedend in seinen Adern auf und ab, er hätte mit lauter Stimme gegen diese Menschen losdonnern können, wenn ihn der Gesang nicht übertäubte. Was wollte man noch von ihm? Waren jene lügenhaften Worte keine hinreichende Demüthigung? Uriel glaubte seinen Vetter zu sehen, er drohte ihm mit beiden Fäusten. Er hatte sich getäuscht und knirschte vor Ingrimm. Wer hatte ihn in diese Lage versezt? wer die mildeste Strafe versprochen? Wer hatte seine Geburt, seine Meinung über den Tod an die Priester verrathen? Er warf sich zur Erde nieder und wand sich wie ein wildes Thier. Doch überwältigte der Gesang seine Wuth, er mußte sich an die Ermattung übergeben, und wartete jezt stumm auf Alles, was noch kommen würde.

Nachdem der Psalm zu Ende gesungen war, führten mehrere Diener der Synagoge den Büßenden aus dem Dunkel hervor, stellten ihn dicht vor den Hochaltar, banden ihn an eine Säule fest und entblößten seinen Leib. Ruthenstreiche fielen auf ihn herab, an der Zahl neun-und-dreißig. Uriel schrie nicht, sondern wehklagte nur leise; seine Seele litt fürchterlicher als der gemißhandelte Körper. Er fühlte schmerzlich, was alles an ihm beleidigt wurde, die Wissenschaft, die Vernunft, Sokrates, Christus. Er war gefaßt, Strafe zu leiden, er hätte den Tod nicht gescheut; aber diese Erniedrigung! Sein Schmerz übermannte ihn, Thränen stürzten aus seinen Augen; doch waren dies wieder neue Qualen für ihn; denn konnten sie nicht mit Thränen der Reue vertauscht werden? Seine Empfindung sprang bei diesem Gedanken plötzlich wieder in Wuth über, er drohte mit seinen zerfleischten Armen, stieß zahllose Verwünschungen aus, bis ihn der Psalm übertönte, welchen David dichtete: „Jauchzet Gott, alle Lande!“

(Der Beschluß folgt.)

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Eine andere auffallende Eigenthümlichkeit zeigt sich darin, daß die unterrichtetsten Männer, die ich in dem Lande kennen lernte, nie dieses verlassen haben, und wenn man die Hülfsmittel, die ihnen zu Gebote stehen, erwägt, so muß man die Kenntnisse, die viele Einzelne besitzen, ganz außerordentlich nennen. Die Männer von wissenschaftlicher Bildung in jedem Fache, welche ich kennen lernte, und die ich, was sehr häufig geschah, um Rath zu fragen Gelegenheit hatte, besaßen fast alle denselben unveränderlichen Charakter: die höchste Einfachheit, keine Anmaßung oder Quacksalberei, die größte Bereitwilligkeit, ihre Kenntnisse mitzutheilen, und nicht das leiseste Streben nach Geheimnißkrämerei, oder irgend ein Bemühen, ihren eigenen Geist oder den Anderer durch Theorien und verschiedene Gesichtspunkte irre zu führen. Ihre charakteristischen Züge sind ein starker, klarer, feiner Verstand und tiefe Beobachtungsgabe, die beste Grundlage für wissenschaftliche Bildung; die Achtung, womit diejenigen, welche Belehrung suchen, behandelt werden, und die Bereitwilligkeit, womit man ihren Wünschen entgegenkommt, geben den sichersten Beweis von der natürlichen Einsicht des Volkes. Unglücklicherweise stehen die meisten wissenschaftlich gebildeten Männer in Spanien in einem hohen Lebensalter, und von der lebenden Generation scheinen sich nur Wenige vorbereitet zu haben, ihre Stellen einzunehmen. Man muß hoffen, daß die Ursachen davon in der Zeit liegen, und daß es bald anders werden wird.

Digitized by Google

Die Gesetze der Etikette in Beziehung auf die Frauen sind sehr streng; durchaus in Allem aber wird der Wohlstand auf's Aengstlichste beobachtet. Ich hörte von einem Falle, wo eine Familie dem Vergnügen des Balles entsagte, obwohl sie sehr wünschte, ihm beizuwohnen, weil ein Brief von einem Verwandten, der während der Cholera in Paris lebte, ausblieb; sie erachteten dieses Benehmen für angemessen, obwohl sie keinen Grund hatten, ihn für krank zu halten. Die Heiterkeit, mit welcher alle Stände und Klassen Unglück und Entbehrungen aller Art und, was in Spanien so häufig ist, Verschlechterung der Vermögensumstände ertragen, geht über allen Glauben: nie hört man eine Klage. In dem Volke liegt eine angeborne Würde, welche sie davon zurückhält, und selbst bei dem Vertrauen der innigsten Freundschaft beobachten sie stets diese, vielleicht ihre einzige Zurückhaltung. In den Städten, wo gewiß Lasterhaftigkeit herrscht, wie es mit einer oder zwei wohlbekannten Städten der Fall ist, ist dieselbe doch durchaus nicht so allgemein, daß nicht Familien und ganze Cirkel mitten in dieser augenscheinlichen Verderbniß leben, ohne daß der Hauch der Verläumdung sie je berührte. Die Duldung, die man gegen Frauen zeigt, die sich verfehlten, ist eine Ursache der Irrthümer, welche in Beziehung auf die spanische Gesellschaft im Allgemeinen in Umlauf sind. Es mag nicht ganz wohlgethan seyn, allein es setzt auf Seiten der Andern nicht Lasterhaftigkeit voraus. Ungeachtet dieser Duldsamkeit, und ohne daß dabei Prätension stattfindet, wird von den Frauen, welche die Gesellschaft wirklich leiten und darauf Einfluß haben, über ihr eigenes Geschlecht eine sehr strenge Aufsicht geübt, und keine Frau, die sich Verirrungen zu Schulden kommen ließ, genießt derselben Rücksichten, wie jene von unbeflecktem Rufe. Dieses gilt von beiden Geschlechtern. Kein Mann hat wirklichen Einfluß oder Gewicht, wenn er nicht einen sittlichen Lebenswandel führt, und es ist dies ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit für Alle, welche auf irgend eine Weise in officiellen Stellungen sich befinden, oder welche öffentliche Gunst oder Unterstützung wünschen und mit der Gesellschaft überhaupt in Berührung stehen. Die ungemeine Freiheit im Sprechen, besonders über Gegenstände, auf welche die Frauen um ihrer selbst willen keine Anspielungen dulden sollten, hat gleichfalls vielen Irrthum veranlaßt. Diese Art der Conversation verdient großen Tadel, was den guten Geschmack betrifft, doch macht sie noch keine Lasterhaftigkeit aus; eben so wenig beweist eine artige und leichte Abweisung einer ungeeigneten Forderung, statt daß sie, wie in andern Ländern, das Gefühl des sittlichen Unwillens erwecken sollte, für die Verderbtheit des Individuums. Das Auge wird in Spanien nie, wie in den meisten übrigen Ländern, durch äußere Verletzung der Sittlichkeit in den Individuen, welche ihr Leben auf Kosten lasterhafter Gewohnheiten fristen, beleidigt. In der Hauptstadt wie in den Seehäfen ist natürlich, wie auch anderwärts, Ueberfluß an dergleichen; aber man kann an einem Abend in London zehnfach mehr Ekel einflößende Lasterhaftigkeit zur Schau gestellt sehen, als in ganz Spanien während eines langen Zeitraums. Das Unglück und die Armuth der Zeit nebst der Leidenschaft für den Luxus in Kleidung, der hauptsächlichsten Ursache weiblicher Ausschweifungen in ganz Europa, bringen ohne Zweifel auch in Spanien ihre Wirkungen hervor, und man könnte leicht Beispiele davon anführen; aber eben so leicht könnte man von dem edelsten und uneigennützigsten Widerstande gegen Versuchung Beleg geben.

Was so eben in Beziehung auf die Stellung des weiblichen Geschlechts in Spanien bemerkt wurde, findet auch in der Beobachtung von dem gewöhnlichen gegenseitigen Betragen seine Bestätigung. In keinem Lande werden die Frauen mit mehr wahrer Achtung und Ehrerbietung, zugleich aber mit größerer Freiheit und Rückhaltslosigkeit behandelt, als hier. Solcher Grad von Achtung gesellt sich nie zu einer erschlafften Moral, und ist damit ganz unverträglich. Die jungen Leute von beiden Geschlechtern leben in den vertrauteren Cirkeln auf einem freien Fuße mit einander, mit dem feinsten Takte und der größten Zartheit, die sich nicht nur mit der Tugend vertragen, sondern mit schlimmen Gewohnheiten ganz unvereinbar sind. Diese unbegrenzte Vertraulichkeit setzt sich öfters bis in das spätere Leben fort, und es ist nichts Seltenes, mit Leuten zusammenzukommen, welche einander viele Jahre hindurch jeden Tag gesehen haben. Ist man einmal vertraut, so ist nichts angenehmer, als der Umgang mit einem ächten, wohlerzogenen Spanier. Cervantes hat einen Satz aufgestellt, welcher die ganze Lebensweise hinsichtlich des Benehmens regulirt: „Sin discrecion no hay gracia," indem er damit meinte, daß zwischen Zurückhaltung und Rückhaltslosigkeit eine Grenzlinie sey, die nicht überschritten werden dürfe. Eben die Kenntniß dieser Grenzlinie ist es, welche den Reiz und die Anmuth der Nationalsitten ausmacht. Im Allgemeinen, wie ich schon bemerkt habe, erzeigen sich sowohl Individuen, wie ganze Klassen, einander die größte Achtung; dieses sowohl, als die Achtung, die man sich selbst schuldig ist, macht die wahre Würde aus, wovon man hier mehr als in allen andern Ländern sieht, und welche dem Volke angeboren zu seyn scheint.

In keinem Lande ist die Macht der Gewohnheit so stark und tief eingewurzelt. Dies bildet einen der unverlöschlichen Züge, die sich von der alten Freiheit erhielten, indem die für das eigene Benehmen freiwillig

Digitized by Google

auferlegten Gesetze bei einem freien Volke weit mehr vermögen, als kaiserliche oder königliche Dekrete. An einem schwülen, heißen Sommertage sah man die Männer von Burgos, welche unter die alten (rancio) reinen Stämme von Spanien gehören, in schweren, schwarzen Mänteln spazieren gehen. Auf die Frage, warum sie ein so unpassendes Kostüm trügen, wurde die lakonische und bedeutungsvolle Antwort ertheilt: „aqui es costumbre“ (so ist es hier Sitte). Ich wohnte einer Stierhetze mitten im Winter bei, welche bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Königs gegeben wurde. Es herrschte bedeutende Kälte, und die Versammlung war sehr klein; ein heftiger Wind wehte gerade gegen den schattigen Ort (sombra), wo der Präsident saß. Er blieb aber die ganze Zeit über mit unbedecktem Haupte, und ohne Zweifel würde er eher sein Leben, was wirklich dabei Gefahr lief, geopfert haben, als von der alten Sitte, wonach er die Stelle des Königs vertrat, abgewichen seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Konstitutionsfest. Luftfahrt.

Den Jahrestag der sächsischen Konstitution, den 4. d. M., bezeichnete ein Diner, den nur noch bis zu Ende künftigen Monats hier versammelten Ständen vom Könige in Pillnitz gegeben. Uebereinstimmenden Notizen nach, hat dieser Verein weit eher das anziehende, lebensvolle Gemälde eines ausserordentlich großen Familienzirkels, als den zurückschreckenden Schimmer steifer Festlichkeit dar. Die zahlreichen Theilnehmer aus allen Klassen betrachten die wahrhaft liebevolle Aufnahme, welche die Stellvertreter des Landes dort fanden, als einen Freudengenuß, der in ihrem Andenken nicht erlöschen wird, als eine Bürgschaft der erwünschten Zukunft, auf den Grundpfeilern gegenseitiger Herzlichkeit errichtet. Gegen Abend trugen Gondeln auf dem Elbstrom die fröhlichen Gäste, den Prinzen Johann an der Spitze, bis zum Fuße des, besonders auch seiner wunderschönen Aussicht halber vielbesuchten, vormals Findlaterschen Weinbergs, wohin sie zum Abende von dem Präsidenten der ersten Kammer, von Gersdorf, geladen waren. Nach eingenommenem Mahle wurde ein von der hiesigen Artillerieschule gefertigtes prachtvolles Feuerwerk abgebrannt. Außer den dasselbe wegen des vielen Wasserfeuers auf der Elbe abwartenden Gästen, war der größte Theil der hier gangbaren Elbfahrzeuge mit Zuschauern angefüllt, dabei überdies das Ufer des Stromes weithin mit Menschen überhäuft. — Wie sehr auch unsere Landleute die der Landwirthschaft durch die neue Verfassung gewonnenen Vortheile zu schätzen wissen, bewies eine Versammlung großentheils junger Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen im Plauenschen Grunde, sämmtlich wohlgekleidet, die Jungfrauen mit bloßem, in Flechten aufgewundenem und mit allerlei Flittern geschmücktem Haar. Paarweise zogen sie feierlich, mit reichbekränzten Marschällen und Fahnenträgern, unter Aufhebung der Gemeinderichter und dem Vortritt eines starken Musikchors, aus dem Plauenschen Grunde nach dem diesem naheliegenden ansehnlichen, sonst Reisewitzschen Garten. Auf den weißen, gründekanteten Fahnen waren zum Theil Ackerbaugerätschaften und Aehren dargestellt. Die Inschrift einer der Fahnen enthielt die zum willkommensten Denkspruch gewordene Stelle aus einer Rede des Prinzen Friedrich August: „Vertrauen erweckt wieder Vertrauen!“ Dieses Wort des hochverehrten Fürsten drang zur Zeit des Unfriedens und der Noth so tief und tröstend in das Herz des Volkes, daß noch jetzt jede seiner Hoffnungen von ihm genährt und erleichtet wird. Auf einem im größten Raume des Gartens eingerichteten, gedielten Platze unter freiem Himmel begannen hierauf, nachdem der Durst unter lautausgesprochenen, wohlwollenden Trinksprüchen gestillt worden, die Paare einen festlichen Tanz. Mit Gravität anhebend, ging er allmählich in raschere Bewegung über, bis zuletzt Frohsinn und Lust die Oberhand behaupteten. Schaukeln, Ringelrennen und Verkaufsbuden mit allerlei Kram fehlten nicht. Die beiden folgenden Tage waren auch für das Fest berechnet; allein für Menschen, an Thätigkeit so gewöhnt, wie die Landleute hiesiger Gegend, überschritt diese Bestimmung offenbar die Grenzen, zumal in jetziger Jahreszeit, wo der Landmann von einer Menge Geschäfte in Anspruch genommen wird.

Die Luftschifffahrt gehört zu den vielen ungerathenen Kindern des 18ten Jahrhunderts, deren interessante Physiognomie die größten Erwartungen erregte, die aber unbegreiflicher Weise aus den Kinderschuhen gar nicht heraus wollen. Nachdem diese Schwärmerei einer im Verhältniß zu ihrem Nutzen sehr ansehnlichen Menschenzahl den Hals gekostet hatte, gerieth sie ziemlich in Vergessenheit, und eben hierdurch gewann die Sache den gefälligen Schein von etwas Neuem, als der, in der Nähe dieser Stadt eine chemische Fabrik besitzende Professor Reichard durch Anschlagzettel eine Luftfahrt ankündigte. Die Aeltern im Publikum erinnerten sich der frühern Erfolge dieses Mannes in demselben Industriezweige. Ueberhaupt ist Professor Reichard durch seine schönen wissenschaftlichen, theoretischen und praktischen Kenntnisse so sehr empfohlen, daß sein Name das Gelingen des Unternehmens und die Willfährigkeit des Publikums zu dessen Unterstützung im Voraus zu verbürgen schien, und Nachmittags um drei Viertel auf sechs Uhr erhob sich wirklich der roth und weißgestreifte schöne Ball in Form einer ungeheuern Birne aus dem Zwinger, dem Platze der Füllung, in die klare, blaue Luft. Ganz Dresden war auf den Füßen; außer den zu bezahlenden Plätzen im Zwinger, auf deren ersten, den sogenannten Sperrsitzen, kein Unterkommen mehr zu finden war, erfüllten ganze Menschenmassen Straßen und Plätze. Vorzüglich waren auch die Kirchthürme und der Schloßthurm mit Zuschauern reich belebt. Ohne Zweifel wäre die Menge der zahlenden Zuschauer noch größer gewesen, hätte das Publikum gewußt, daß es nicht, wie es allgemein hieß, ein Engländer, sondern eine Dame sey, welche das Herz hatte, den Unternehmer in die luftige Region zu begleiten. Die Fahrt ging sehr gut von statten. Nach anderthalb Stunden etwa, bei beginnender Dämmerung, sank der Luftball in Pillnitz auf der Elbinsel nieder, so daß das Königshaus, welches hier bei seinem Aufsteigen zugegen gewesen war, seitdem nach seinem ländlichen Wohnsitze zurückgeeilt, auch Zeuge der glücklichen Wiederkehr der beiden Luftreisenden wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 21. Oktober 1834.

Rührt sich dort die Abendglocke,
Haut es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tobend brach,
Und der Schiffer kniet am Ufer,
Bis er leis sein Ave sprach.

Uhland, der Maler.

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Im Auslande spricht man viel von dem Fanatismus und der Bigotterie der Spanier. Während meines Aufenthalts in Spanien, wo ich häufig Gelegenheit hatte, mit dem Volke Umgang zu pflegen, kam mir nie ein Beispiel, sey es bei der Geistlichkeit oder den Laien jedes Standes, weder von dem einen noch von der andern vor. Ich habe viele Fälle von ungeeignetem Benehmen auf Seite der Fremden, aber nicht im Geringsten auf jener der Eingebornen bemerkt. Der Geist des Jahrhunderts und der lebhaftere Verkehr mit Fremden mögen etwas zur Erweckung dieses Gefühls beigetragen haben, aber ich glaube, es war immer so. Was man für Unduldsamkeit genommen hat, ist wahrscheinlicher die Strenge der Sitte und die allen Ständen gemeinsame Pünktlichkeit, sich der herrschenden Etikette zu fügen. Die Antwort der Einwohner von Burgos kann als Wahlspruch des Landes dienen, und das „aqui es costumbre“ wird viele Erscheinungen erklären, welche man übereilt andern Motiven zugeschrieben hat. Es gibt einige Gebräuche, die noch jetzt bestehen, und hinsichtlich deren man von dem Fremden erwartet, daß er sich ihnen bequeme, mehr aus dem Grunde der Wohlgezogenheit, als wegen sonst etwas, wie z. B. beim Glockengeläute bei Sonnenuntergang, wo Jedermann einen Augenblick stehen bleibt; dieser Anblick ist auf Spaziergängen sehr anmuthig, zumal in Sevilla, wo man ganze Gruppen von Landleuten an dem Ufer des Flusses knien sieht. Der ähnliche Gebrauch um Mittag scheint abzunehmen. Das Niederknien fordert man jetzt nicht mehr von dem Fremden, allein noch ist es Sitte, den Hut abzunehmen. Ich begreife nicht, warum manche Leute gegen diese Gebräuche losziehen, welche eine Sache der Höflichkeit und der Rücksicht gegen die Sitten eines sehr gebildeten Volkes, und gewiß auch dem Geist der Religion nicht zuwider sind. Daß man mitten unter den Vergnügungen oder Zerstreuungen der weltlichen Sorgen sich erinnert, daß der Zeitpunkt, wo sie aufhören müssen, bevorsteht, ist wahre Religion, obwohl wir mit denjenigen, deren Brauch es ist, nicht einerlei Glauben haben. Dasselbe gilt von dem kirchlichen Gottesdienste. Wenn Leute während religiöser Ceremonien demselben beiwohnen wollen, so sollten sie sich entweder den Sitten der in der Kirche Anwesenden bequemen oder zu einer andern Zeit ihren Besuch machen. Wäre es Brauch, Fremde in unsere Bethäuser zuzulassen, so würden wir sie nicht gern aufstehen sehen oder sie während des gemeinschaftlichen Gottesdienstes sprechen hören; gleichwohl geschieht dieses beständig von Fremden in Spanien, und wenn

Digitized by Google

man sie sich dessen selbst noch rühmen hört, so ist das, mindestens gesagt, schlechte Lebensart. Eine andere einfache, religiöse Ceremonie besteht darin, daß man durch das Läuten einer Glocke in der Pfarrkirche ankündigt, daß irgend Jemand gestorben ist. Die Anzahl der Glockenschläge, je nach dem Geschlecht der hingeschiedenen Person, so wie die eigenthümliche Art derselben, unterscheidet es von dem übrigen Geläute.

Was man auch immer im Auslande davon denken mag, die Spanier gleichen gegenwärtig in Beziehung auf religiöse Gefühle sehr den übrigen Nationen; es herrscht viel ungezierte Frömmigkeit, etwas Irreligiosität und Bigotterie, und im Durchschnitt genommen ist es wie anderwärts. Man kann die einzelnen Klassen leicht bezeichnen; zu den religiösen gehören die Familienhäupter und die obern wohlerzogenen Glieder der Gesellschaft, die irreligiösen bestehen aus denselben Klassen, welche auch in Frankreich, Deutschland und Italien sich zu diesen Lehren bekennen; die Bigotterie herrscht unter dem Landvolke und einigen wenigen Andern. Obwohl die Scheidungslinien in der Gesellschaft scharf bezeichnet und die handeltreibende Klasse und die Höherstehenden wenig Verkehr mit einander haben, so vereinigen sich doch in den Seehäfen und Handelsstädten diese verschiedenen Stände an öffentlichen Oerten zu Belustigungen, ohne daß die einen Anmaßung oder Verachtung blicken ließen, oder die andern sich selbst dadurch erniedrigten, daß sie aus ihrer Sphäre zu treten suchen, was in andern Ländern so lächerliche Scenen herbeiführt. Eine unziemliche Anmaßung eines Ranges in Spanien würde ganz unnütz seyn; die Grenzlinien der Regeln der Gesellschaft sind einmal bestimmt, und ein Mensch, der sich irgend einen Anspruch auf einen über seine Umgebung hinausgehenden Rang anmaßte, würde ein Gegenstand des Spottes und Gelächtees werden; noch weniger kennt man in der spanischen Gesellschaft jenes armselige und verächtliche Coteriewesen, wodurch man bestimmten Cirkeln angehört, die sich gegenseitig verächtlich behandeln und jede Berührung mit den übrigen vermeiden. Die Frauen erscheinen im Oeffentlichen als wahre Muster von Ungezwungenheit, Anmuth und Selbstbeherrschung. Eine Dame muß auf einem Balle mit Jedem, der sie auffordert, tanzen, doch folgt daraus keine nähere Bekanntschaft, wenn nicht eine besondere Vorstellung oder andere Umstände dies veranlassen. Man sieht keine Wittwen, welche ihrer Töchter Heirathsaussichten berechnen und mit prüfenden Blicken die Männer, die sich ihnen nähern, beobachten, ob sie in der Wagschale ein Gewicht haben und zugelassen werden können, oder ob man sie für vermessen halten und ihr Ansinnen zurückweisen soll. Das Landvolk und die untern Stände sind in ihrem Benehmen so frei, daß, wenn man einen Bewohner einer unbekannten Gegend über Europa führte und ihn aufforderte, dasjenige Volk zu bezeichnen, welches in seinen Manieren den feinsten Sinn beurkundete, er ohne Zweifel keinen Augenblick anstehen würde, den Spaniern den Vorzug zu geben. Die milden und anspruchslosen Sitten, welche unter allen Ständen herrschen, die gegenseitige Achtung, welche jedes Individuum in allen Klassen gegen die andern hegt, bewahren sie vor jeder neuen Gefühlsweise, welche so allgemein gegen die Unabhängigkeit der nördlichen Nationen absticht. In dem gewöhnlichen Lebensverkehre hatte ich häufig Gelegenheit, die Franzosen und andere Fremden in Berührung mit den Eingebornen, so wie Höherstehenden gegenüber, zu beobachten. Alle bleiben hinter der ungezierten Würde und Einfachheit des Benehmens der Spanier zurück, die sich augenblicklich von allen andern unterscheiden.

Viele Umstände treffen zusammen, um die Harmonie dieser Gesellschaftsmaschine, wovon jeder Theil im Einklange mit dem andern steht, zu erhalten. Die Menschen aus allen Ständen versammeln sich in den Kirchen, bei öffentlichen Festlichkeiten, und fast ohne Unterbrechung auf den Paseos an den zur öffentlichen Belustigung bestimmten Tagen. Selbst in Madrid, wo am wenigsten der spanische Charakter vorherrscht, besuchen die Grandes so regelmäßig wie jede andere Klasse den Prado und mischen sich ohne Unterschied unter den Haufen. Das schlechte, dem alten französischen Adel abgeborgte und seit den letzten Jahren auch in England eingeführte System der Abschließung und Absonderung eines Theils der Gesellschaft von dem andern, kennt man in Spanien noch so wenig, daß ein Edelmann als auf seinem Platze fehlend angesehen würde, wenn er nicht wie die Uebrigen erschiene. Wenn ein Grande auf seinen Reisen, wie das immer der Fall ist, durch die Stube hindurchgeht, wo die Landleute zu Mittag essen, so wird er eingeladen, an dem Mahle Theil zu nehmen, nicht in der Weise, wie dieses anderwärts geschehen würde, sondern als wenn er einer ihres Gleichen wäre, und er muß, wenn er nicht für einen Menschen sin educacion gelten will, eine höfliche Antwort geben. Wenn irgend Jemand auf der Plaza de toros oder dem Prado ihn um Feuer bittet, so muß er seine Cigarre aus dem Munde nehmen und es ihm geben, mit Gefahr, derselben Strafe anheimzufallen. Der Landmann, dem diese Aufmerksamkeit zu Theil wird, richtet seine Manieren darnach ein; er ist immer auf seinem Platze, indem er weder vergißt, was er seinem Obern, noch was er sich schuldig ist. Diese Verhältnisse erklären es, daß es unter den ächten Spaniern so wenig Rangzwistigkeiten oder Eifersucht gibt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sadducäer von Amsterdam.

(Beschluß.)

Uriel schwieg; er überlief die Reihe der Leidenschaften, die, alle jezt entfesselt, wild in ihm tobten, und blieb da stehen, wo die Rache schnaubte. Rache war das einzige Wort, was ihm den Muth gab, noch Größeres zu erdulden; denn noch war das Maaß seiner Leiden nicht voll. Wenn es eine größere Strafe geben kann, als Züchtigung eines edeln, frei gebornen Körpers, in dem eine große Seele wohnt, so traf ihn auch diese noch. Man ergriff ihn zum zweiten Male, führte ihn an den Ausgang des Tempels, befestigte ihn an der Schwelle der Thüre und ließ jezt die ganze Versammlung, die sich auflöste, über ihn wegtreten. An Mitleid dachte der Fanatismus nicht, auch nicht an Schonung; er half mit rüstiger Hand die Strafe vollziehen und trat grausam auf den sich krümmenden Leib des Unglücklichen. Uriel ertrug Alles; denn die Rache ist eine aufheiternde, tröstende Freundin jeder Kränkung. Sie versagt dem Munde die Kraft, seinen Schmerz auszuschreien; sie macht jede Klage stumm, sie verkürzt sogar die Zeit des Leides und gibt da Leben wieder, wo man glauben sollte, es sey gänzlich geflohen. Die Rache half Uriel bis auf den lezten Moment ausharren, bis das ganze jüdische Amsterdam über ihn hinweg war; jezt half sie ihm aber die Riemen, die ihn festgeschnallt hatten und durch die Füße der Versammlung fast aufgerieben waren, vollends zerreißen; sie schwang ihre blutige Fackel, und wie ein Rasender stürzte Uriel von dem Orte seiner Erniedrigung fort, durch die Straßen der Stadt in die Wohnung der Seinigen. Mit todtbleichem Angesicht, blutriesend, mit zerrissenen Kleidern trat er vor seine versammelte Familie, die er in Thränen und Wehklagen aufgelöst fand. Er sprach kein Wort, das sich verstehen ließ, er sagte, er verlangte, man wußte nicht was, er lachte wild auf, er weinte vor Wuth. Der junge Baruch Spinoza wagte allein, ihm nahe zu treten. Er ergriff das Kind, hielt es zum Himmel auf, seine Augen verriethen, daß er sprechen wollte, aber die Zunge versagte ihm. Er sank zurück, er nahm den Knaben auf den Schooß, versuchte noch einmal, zu reden, und diese Worte drängten sich abgebrochen aus seiner lautathmenden Brust hervor. „Du unschuldiger Knabe, Du ahnest noch nichts von den Gräueln dieser Welt, und ein Zerschmetterter, ein bis zum Wahnsinn Mißhandelter trägt Dich in den Armen. Zitterst Du nicht vor Verbrechen, wie man sie an mir begangen hat? Blicke mich nicht so stumm an, Knabe; was zu mir geschehen ist, bleibt unerhört unter der Sonne. Ja, Du bebst, himmlisches Kind; selbst Deine unschuldvollen Züge müssen erblassen, wo sie diesen Frevel sehen, diesen geschändeten Leib, diesen zertretenen Stolz: Du segnest meine Rache! Du versprichst mir, meine Rache zu Ende zu bringen; poche einst, wenn Dein Geist sich erhebt, an die Wohnung Gottes, und forsche, warum er die, welche sein Geheimniß lieben, züchtigt. Mein unvollendetes, zertretenes Werk gebe ich Dir, der noch einzig furchtlos ist, und der meines Schwertes Scharten an jenen elenden Knechten der Allmacht auswetzen wird. Das Gegenwärtige sinkt Alles unter mir zusammen, nur auf die Zukunft hoffe ich. O Gott, o Gott, wie elend hast Du mich gemacht!“ Seine Familie wollte helfen, wollte das Blut vom Körper wischen, die zerfezten Kleider abnehmen, aber er wies Alles zurück. „Auf wie lange? auf wie lange?“ rief er; „ein gegeißelter Stolz stirbt! die Sehnen meines Nackens sind schlaff, ich bin ein angeschossener Adler, der noch mit den Flügeln um sich schlägt, aber bald ausathmen wird. Laßt mich, laßt mich, die Stunde ist da!“ Mit diesen Worten entzog er sich Allen, eilte auf sein Zimmer, ergriff zwei Pistolen, die fortwährend geladen über seinem Bette hingen, bahnte sich den Weg durch die Menge, die neugierig sein Haus umstand, und stürzte wahnsinnig, seine Mordwaffen nicht verbergend, fort. Er suchte Ben Jochais Haus.

An Vanderstratens Wohnung mußte er noch vorüber. Hier sah er Alles auf das Festlichste erleuchtet. Karossen flogen nacheinander vor das Portal und ließen köstlich gepuzte Paare heraus; Diener rannten Trepp auf, Trepp ab; durch alle Säle verbreitete sich köstlicher Ambraduft; die Thüren des ganzen Gebäudes waren geöffnet, um dem Feste den größten Spielraum zu lassen; eine rauschende Musik tönte von oben her. Uriel staunte; so viel Besinnung hatte er noch, dies Alles zu bemerken. Eine Ahnung fuhr ihm durch die Seele, sie schleuderte ihn blitzschnell die Stiege hinauf, in den großen, von tausend Kerzen erhellten, von glänzenden Gästen besezten Saal. Alles schrie vor Entsetzen auf, als man des Wahnsinnigen ansichtig wurde. Aber schon hatte er sein Opfer gefunden, er legte auf seinen Vetter an, das Pulver blizte, und Judith, Jochais eben angetraute Braut, schwamm in ihrem Blute. Uriel, der vielleicht nicht sah, wie fürchterlich er sein Ziel verfehlt hatte, ergriff die zweite Pistole; man fiel ihm in die Arme; doch die Verzweiflung gab ihm Riesenkraft. Er wehrte sich mit seiner Waffe gegen die Andringenden und bahnte sich in ein Nebenzimmer den Rückzug. In diesem Augenblicke hörte man den zweiten Schuß. Uriel hatte sich selbst das Gehirn zerschmettert.

Dieselbe Erde deckte Uriels und Judiths Leichen. Doch trennte sie der Ausspruch der Synagoge; denn

Digitized by Google

Uriel wurde in einem entfeenten Winkel des Friedhofes gebettet. Dafür gesellte sich abee bald seine Mutter, Esthee, zu ihm, welche diese Scheecken und den Verlust eines solchen Sohnes nicht eeteagen konnte. Auch blieb die Stätte nicht ohne den Schmuck der Liebe: Uriels Schwestee bepflanzte sie mit Teaueeweiden und klagenden Blumen. Baruch Spinoza sah man oft an seines unglücklichen Oheims endlichee Freistatt. Aus der Eeinnerung an diesen theueen Dulder schöpfte er sich die Kraft zu den unsterblichen Leiden, die auch er in Zukunft zu eeteagen hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beschluß.)

Kunst- und Gewerbeausstellung.

Die bis zu Ende jeyigen Monats fortdauernde Kunstausstellung hat noch manchen sehr werthvollen Beitrag erhalten, den der Katalog nicht mit anglbt. Dafür sind aber, leider, die in demselben angeführten vielen, ungemeine Erwartungen erregenden Beiträge der jungen sächsischen Künstler aus Rom noch immer nicht angelangt. Gleichwohl sollen sie doch schon in den ersten Tagen des Juni von Rom abgegangen seyn. Unter den später eingelaufenen, im Katalog unerwähnt gebliebenen Beiträgen bemerke ich hier die Miniaturgemälde von Holder aus Stuttgart. Je seltener diese kleine Bildergattung die Kunst zufrieden zu stellen weiß, um so lieber verweilt man bei wahrhaften Kunstwerken dieses Fachs. Die Holderschen sind bei einer hohen Naturwahrheit auch noch mit ungemeiner Sorgfalt und Zartheit ausgeführt. Der Künstler zeigt sich durch diese schönen Proben als Meister in Auffassung der Eigenthümlichkeit der alten Kunstheroen, deren Werke er in so kleinem Format nachbildete, und beurkundet zugleich ein sehr hervorragendes Talent für Darstellungen dieser Art, von ihm dem Leben selbst entnommen. — Außerordentlich haben sich noch die Gegenstände der Gewerbeausstellung vermehrt. Die 827 Nummern des Katalogs sind, zufolge eines gedruckten Nachtrags, bis auf 952 angewachsen. Dabei ist anzudeuten, daß zuweilen unter Einer Nummer ein ganzes Waarensortiment begriffen ist, wie z. B. die von der ausgezeichneten Fabrikhandlung Böhler und Sohn zu Plauen eingesendeten brodirten Musseline, Jacconnets u. s. w. Unter Einer Nummer hat einer der unterrichtetsten und hellsehendsten Fabricanten Sachsens, der Besitzer der großen Baumwollenspinnerei in Plane bei Oederan, Iselin Clauß, eine höchst interessante Darstellung der Baumwollenspinnerei nach ihren verschiedenen Bereitungsstufen, von der rohen Baumwolle an bis zum feinern Gespinnste, niedergelegt. Ueberhaupt ist der Nachtrag Zeuge, daß manche früher mit großem Bedauern bemerkte Lücke zu besonderer Zufriedenheit der zahlreichen Freunde vaterländischer Gewerbsbetriebsamkeit ausgefüllt worden. Unter Anderm ist eine sehr bedeutende Anzahl trefflicher Baumwollenfabrikate aus der berühmten Handlung Pflugbeil u. Comp. zu Chemnitz, ferner ein mehrfacher Beweis, bis zu welcher hohen Vollkommenheit es die neuerdings erst zu Annaberg entstandene Seidenmanufaktur von Thilo und Röhling gebracht hat, eingekommen. Im Allgemeinen ist der Dank des Publikums für den diesmaligen Zusammenfluß industrieller Erzeugnisse aus dem ganzen Umkreise Sachsens recht oft auf den Gesichtern und in den Aeußerungen der die Gewerbsausstellung Besuchenden wahrzunehmen. Besonders gefällt auch, daß man dabei eben so gut, als die kostbaren Gold-, Silber-, Porzellan-Arbeiten, die unübertrefflichen Rochlitzer Merinos, unter denen ein Stück sich befindet, wovon die Elle 5 Rthlr. kostet u. s. w., auch geringe, aber darum doch tüchtige und preiswürdige Artikel berücksichtigt findet. So ist eine Partie Uhren ausgestellt, ganz in der Art der im Schwarzwalde gefertigten gearbeitet, die in Carlsfeld fabrizirt werden und, wie behauptet wird, sich für die kurze Zeit, daß sich diese Fabrikation einrichtete, bereits eines recht guten Absatzes erfreuen.

Wie bei der lezten Gewerbsausstellung hat man auch diesmal eine Loterie errichtet, deren Gewinne aus erkauften Beiträgen zur Ausstellung bestehen. Die Zahl der ausgegebenen Loose, wovon eines 16 Groschen kostet, soll 9 bis 10.000 betragen. So eben ist ein von der Regierung zusammenberufener Ausschuß, aus vorzüglich befähigten Sachkennern bestehend, mit Würdigung der einzelnen Ausstellungsbeiträge beschäftigt. Auf das Urtheil desselben werden nachher die Beschlüsse von Preismedaillen, Geldbelohnungen und Belobungsschreiben für die Einsender der in ihrer Art ausgezeichnetsten Beiträge basirt.

Einen sehr erfreulichen Genuß boten in der Ausstellung des Kunstvereins die italienischen Skizzen nach der Natur und aus der Erinnerung, von der Gräfin Egloffstein aus Weimar. Sie bezeugen ein ungemeines Kunsttalent; hier mehr, dort weniger ausführlich in der Behandlung, fassen alle das Leben unter dem tiefblauen Himmel Italiens seinem vollen Charakter nach mit seltenem Geiste auf. Bald blühte es sonnig in landschaftlichen Gegenständen, bald lachten Liebe und häuslicher Friede, mitten im Drucke der Armuth und des Mangels ihre Triumphe feiernd, bald lockten die Gebilde aus der untergegangenen Welt Pompeji's, durch die Hand der Künstlerin wie liebliche Träume hingezaubere, das Auge mit dem hinreißenden Farbenschimmer eines süßen Mährchens an, welches einst Wahrheit war. Der Reiz schwermüthiger Natur und Kunst wurde durch die gefühlvolle Seele ungemein erhöht, welche aus allen diesen, auch an Zahl bedeutenden Schilderungen hauchte und sie hierdurch, obgleich der unendlichen Verschiedenheit der behandelten, zuweilen völlig kontrastirenden Gegenstände, gewissermaßen zu einem Ganzen verwebte.

Seit dem Anfange dieses Monats sind die schönsten Weintrauben (einzelne waren schon im Juli reif) in gebster Fülle und zu geringem Preise zu haben. Auch die Zeichen des Mostverkaufs, Kränze von grünen Rebenblättern, flattern schon an verschiedenen Häusern der Stadt und der benachbarten weinbauenden Dörfer. Der Wein der lezten Jahre, besonders der weiße, wird überall spottwohlfeil ausgeboten, weil man für den in diesem Jahre zu erwartenden bei Weitem nicht genug Kellerraum und Gefäße zu haben glaubt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Oktober 1834.

Die Barometer und Thermometer, diese stammelnden Propheten —.

L. Tieck, das alte Buch.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger. *)

Bei der beispiellosen Witterung des diesjährigen Sommers, die ein neues Interesse für meteorologische Fragen und Untersuchungen erregt hat, können wir unsern heutigen naturwissenschaftlichen Bericht mit nichts Anziehenderem als den barometrischen Resultaten und den Beziehungen überhaupt eröffnen, welche zwischen dem Barometerstande und der Witterung stattfinden und worüber sich im Februarhefte der Bibliothèque universelle eben so wichtige als folgereiche Mittheilungen befinden, die wir zum Theil aus sorgfältigen, längern, eigenen Beobachtungen zu bestätigen im Stande sind. Zum genauern Verständniß des Folgenden müssen wir aber zuvörderst daran erinnern, daß der Barometer zunächst nur den Druck der den Erdball umgebenden Atmosphäre angibt. Indem nämlich über dem offenen Schenkel des Barometers eine Luftsäule steht, welche bis zu den Grenzen der Atmosphäre **) reicht, indeß der andere Schenkel luftdicht verschlossen ist, muß jede Veränderung des Druckes jener Luftsäule eine entsprechende Veränderung des Queckfilberstandes in diesem leztern Schenkel nach sich ziehen. Eigentlich sind also alle Barometerveränderungen, oder das sogenannte Steigen und Fallen der Wettergläser, lediglich Anzeigen der stärker oder schwächer gewordenen Elastizität der Atmosphäre; und der Schluß davon auf die Witterungsveränderungen scheint nicht völlig sicher, oder ist doch wenigstens nur ein reiner Empirismus.

Indeß ist das empirische Gesetz dieser Beziehung zwischen Witterung und Barometerstand in der neuern

*) Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 193 ff. dieser Blätter.

**) „Grenze der Atmosphäre?“ Man könnte uns hierauf einwenden, daß ein im Zimmer befindliches Barometer anscheinend doch nur den Druck der bis zur Zimmerdecke und nicht bis zu jener Grenze der Atmosphäre reichenden Luftsäule erleide, und also unter einem andern Gesetze stehe. Allein unsere Zimmer befinden sich mit der äußern Luft in einer beständigen Verbindung, der zu Folge die Zimmerluft stets so dicht und elastisch bleibt, als die äußere. Die Luftsäule im Zimmer zwischen Boden und Decke thut eben die Wirkung, als eine Luftsäule von der ganzen Höhe der Atmosphäre, indem sie sich, wenn ich mich des ganz paßlichen Gleichnisses bedienen darf, wie eine Stahlfeder eingeklemmt findet, und von der Zimmerdecke an weiterer Ausdehnung gehindert wird, welches im Freien die höheren Luftschichten bewirken, die auf die niederen drücken. Also erfolge Alles, was vom Drucke der Luft abhängt, besonders aber der Barometerstand, im Zimmer wie im Freien. Man muß nur den Ausdruck „Luftdruck“ nicht in ganz mechanischem Sinne des Druckes nehmen, den z. B. ein Gewicht ausübt. N.

Digitized by Google

Zeit durch die großen Verbesserungen der Instrumente selbst, und durch die außerordentliche Präcision der Beobachtungen anderseits doch schon sehr genau bestimmt worden, und man darf, wie wir gleich zeigen werden, einem gut gearbeiteten Wettergiase in der That sehe viel Vertrauen schenken. Zunächst ist die Abhängigkeit des Barometerstandes von der Windrichtung durch unzählige Beobachtungen dergestalt festgestellt, daß man jezt jene Richtung besser und sicherer nach dem Barometer als nach der Windfahne selbst beurtheilt; und unter den neuern Seefahrern führt z. B. von Krusenstern, der bekannte russische Weltumsegler, an, daß er sein Voraussehen der Stürme und die Fähigkeit, denselben immer die geeignetsten Maßregeln entgegenzusetzen, lediglich seinen ununterbrochenen Barometerbeobachtungen verdanke.

Was nun aber auch den Bezug zwischen den übrigen Witterungsveränderungen und den entsprechenden Barometerständen, wie sie auf den sogenannten Wettergläsern angegeben zu werden pflegen, betrifft, so zeigt eben der französische Beobachter in der Bibliothèque universelle, dessen wir erwähnt haben, aus 34jährigen sehr genauen Beobachtungen, daß auch hiebei die Anzeigen eines genau konstruirten Barometers in der Regel alles Vertrauen verdienen. *)

Von 1458 Beobachtungen stimmten 1073 vollkommen, und wenigstens zeigte der Barometer unter vier Fällen dreimal richtig. Von den übrigen 358 nicht genau zutreffenden Barometeranzeigen fanden 182 beim Uebergange vom Regen zum schönen Wetter, und 203 im umgekehrten Falle statt; 17 der 385 Anomalien fielen auf den Vollmonds- und 10 auf den Neumondstag. Dieses Resultat einer so langen und genauen Beobachtung ist um so merkwürdiger, als nach Polenis früheren, vielleicht aber weder mit eben so viel Präcision noch mit einem eben so vervollkommneten Instrumente zu Padua angestellten zwölfjährigen Beobachtungen, von 1175 Regen nur 758 durch das Fallen des Quecksilbers richtig voeder verkündigt wurden, und van Swinden zu Franeckee im Jahre 1775 unter den Witterungsverkündigungen seines Barometers gar eben so viel falsche als richtige fand. Die Hauptsache für Witterungsvorherverkündigung aus Barometeranzeigen bleibt daher für jezt eine genaue Beobachtung der Nebenumstände, welche die gefundenen Anomalien begleiten. Man kann sich zunächst des Gedankens einer atmosphäeischen Ebbe und Fluth, ähnlich den duech die Anziehung von Sonne und Mond hecvorgebrachten Meeresfluthen nicht enthalten; und das Maximum eines solchen frembartigen Einflusses könnte also die reine baeometrische Witterungsanzeige allerdings afficiren. Nun gibt Laplace (Mécanique céleste. Buch IV. Kap. 5) diesen Anziehungseinfluß von Sonne und Mond auf die irdische Atmosphäee zwar nur als gering an; allein gleichwie die Meeresfluthen, wenn auch ursprünglich ebenfalls nur durch jene Anziehung bedingt, doch oft durch Nebeneinflüsse außerordentlich gesteigeet weeden, eben so könnte es sich bei der atmosphäeischen Ebde und Fluth verhalten; und es ist also deingend nöthig, das barometrische Einflußgesetz derselben erst genau zu kennen. Da wir voraussetzen müssen, daß ein großer Theil unserer Leser Baeometeebeobachtungen anstellt, so dürfen wir auch die Bitte um Bemeekung der Nebenumstände, welche falsche Barometeranzeigen der Witterung begleiten, an sie richten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese Ueberzeugung ist jezt auch die meinige, ohnerachtet ich früher aus theoretischen Gründen anderer Ansicht gewesen bin. Ich habe in den Jahren 1801 bis 1811 hier in der Neumark mit einem, zwar nur von einem Italiener gekauften, aber vielleicht zufällig vortrefflich gerathenen Wetterglase ununterbrochen Witterungsbeobachtungen angestellt, und in der Regel eine so genaue Uebereinstimmung zwischen dem Witterungsgange und dem Steigen und Fallen des Quecksilbers bemerkt, daß die Genauigkeit des Instruments im Hause sprichwörtlich geworden wae. N.

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Man hat überall Maßregeln genommen, die sehr nützlichen Zugaben zu großen Städten, die Paseos oder öffentlichen Spazieegänge zu erhalten und zu veemehren. Es gibt kaum einen Oet, wo man nicht, mitten in dem Elende der Zeit, mit Erweiterungen und neuen Planen sich beschäftigt. Alles, was geschieht, wied mit einem bewundernswürdigen und dem Lande eigenthümlichen Grade von Geschmack, verbunden mit Größe und Dauerhaftigkeit, ausgeführt. Man sieht nie, daß ein Plan mißglückt oder gänzlich fehlschlägt, und das Publikum hat den vollen Genuß alles dessen, was öffentlich angelegt ist. Die Spaziergänge von Geanada, Sevilla, Zaragoza, Valencia und Barcelona insbesondere weeden von keiner Anstalt der Art in iegend einer Peovinzialstadt Europas übeetroffen, und alle Stände und Volksklassen sind hier, wie in Wien, untereinander gemischt. Es ist unwahrscheinlich, daß die Sprache selbst bei dieser Art von Gleichgewicht unter den verschiedenen Ständen der Gesellschaft mitwiekt. Ich hörte einen Fremden von sehr aristokratischen Grundsätzen es als einen Mangel der Sprache bemerken, daß zwischen dem höhern oder niedeen Style kein Unterschied herrsche. In der That, die Geanden von Spanien und die Baueen der Mancha, oder die Spitzbuben und Taugenichtse von Segovia oder Avila lassen sich kaum in ihren Ausdrücken von einander

Digitized by Google

unterscheiden. Dies ist aber gewiß weit besser, als die gezwungene und unnatürliche, jezt von vielen Personen in England eingeführte Manier, durch Verderben der Sprache eine Ueberlegenheit da zu affectiren, wo es keine gibt. Was das Spanische betrifft, so läßt sich erwarten, daß es so bleiben wird, wie es ist, es sey denn, daß sie es noch mehr reinigen können. Das so eben berührte Verfahren gleicht dagegen der Verwandlung von Gold in Kupfer.

Die Theatee sind fast allgemein in Mißkredit gefallen und so wenig besucht worden, daß sie, einige wenige Städte ausgenommen, kaum bestehen können. Die Musik wird dagegen sehr gepflegt. Ich wohnte in einem Wirthshause in einer Provinzialstadt, wo die Töchter sehr brav auf dem Flügel spielten und einen regelmäßigen Lehrer hatten. Oeffentliche Bälle finden in einigen größern Städten statt, und in andern Subscriptionsbälle. Konzerte und Privattanzzirkel werden auch gegeben, jezt jedoch seltener. Die Eifersucht der Regierung hat in neuester Zeit zum großen Theile die Maskenbälle verboten, obwohl sie ein Lieblingsvergnügen der Spanier sind. In den Provinzen erhält man zu diesen Gesellschaften sehr leicht Zutritt, und im Allgemeinen sind die empfohlenen Fremden gerne gesehen, und man zeigt öfters eine Vorliebe für sie. Ganz das Gegentheil davon ist in Madrid der Fall, wo die Vorurtheile der Unwissenheit in voller Kraft sind. Das alte spanische Kostüm verschwindet fast ganz, und in der nächsten Generation wird man keine Spur mehr davon finden. Zu Sevilla trugen die Frauen, welche zur Zeit der Invasion des Herzogs von Angoulême dem Hofe folgten, zuerst die heterogene Mischung, welche man jezt auf den Spaziergängen von Madrid sieht, und sie wurde sogleich angenommen. Zu Cadiz bestand sie so lange, bis die französische Garnison Besitz nahm, wo dann die Basquiña, ungeachtet der bekannten Erbitterung der Gaditanee gegen die Invasion, verschwand. Ein sehr ungefälliges Kostüm, welches den Körper eben so sehr entstellt, als der frühere Anzug ihn hervorhob, und alle Formen ganz gleich macht, wurde eingeführt. Einige Wenige erfanden eine Mischung von beiden mit einem ausgezeichnet feinen Takte, aber unglücklicherweise sind diese Fälle selten.

Die Mantilla erhält sich noch immer in den Provinzen, und selbst in Madrid ist sie bei weitem der gebräuchlichste Anzug. Mehrere Umstände machen es wahrscheinlich, daß sie bleiben, daß die schönste, bis jezt von Frauen erfundene Kleidung beibehalten werden wird. Der erste Umstand ist das strenge Verbot, die Kirche anders als verschleiert zu betreten. Dieses wird so streng gehandhabt, daß Frauen, die aus Unachtsamkeit dagegen handelten, genöthigt wurden, die Kirche wieder zu verlassen. Da die Kirche zu Neuerungen nicht sehr geneigt ist, so ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß dieses Verbot zurückgenommen werde. Ein anderer Grund liegt in der Denkungsart der mittlern und niedern Stände, welche die Einführung eines Kostüms fürchten, das sie nicht erschwingen könnten. Ich hörte die Frauen häufig sagen, daß dieses allein sie abhalte, auf dem Paseo mit Hauben zu erscheinen, wie sie es wünschten, und an einigen Orten will noch jezt das gemeine Volk nicht zugeben, daß ein fremdes Kostüm erscheine. Die Vorliebe der Frauen für einen Kopfputz, der, gerade das Gegentheil von ihrem eigenen, ganz ungefällig und unbequem ist, ist sonderbar. Sollte er je allgemein werden, so wird der Ruhm Spaniens, jene Haltung des Kopfes, welche von dem Tragen der Mantilla abhängt, untergehen, und diejenigen, welche das „Bonnet“ zu tragen pflegen, kann man jezt schon von den andern unterscheiden. Der Kamm war in Ungnade gefallen, als ich Spanien verließ, nach dem Vorgange einer Dame, welche im Auslande gewesen war, aber dieser Wechsel war nicht allgemein, und ein so schlechter Geschmack kann schwerlich lange fortdauern. Die Andalusierinnen, welche die Lezten bei Annahme von fremden Moden seyn sollten, gehören unter die Ersten, welche Neuerungen begünstigen und heterodoxe Doctrinen aufnehmen. Viele unter ihnen hegen dieselbe unnatürliche Feindschaft gegen die Nationaltracht, wie die Bauern sie gegen die Bäume hegen, welche sie, wenn sie könnten, ganz ausrotten würden. Die Vorliebe für ausländische Frisur ist ganz außerordentlich. Die Figuren von der lezten Mode in der Coëffüre werden lithographirt nach Madrid geschickt, unmittelbar in Umlauf gesezt und angenommen. In dieser Beziehung ist die Mode so streng, daß in einer der größten spanischen Städte nur Ein Mann als competent betrachtet wurde, die Frisur zu einem Balle anzuordnen, während in jeder Familie wenigstens Einr Person die Haare weit besser, nach ihrer eigenen anmuthigen und einfachen Weise, frisiren konnte. Man erzählt sich in derselben Stadt von einer Familie, welche eine Reise aufgegeben hatte, um einem Balle beizuwohnen. Als die Stunde herankam, waren sie angezogen, bis auf die Frisur. Da der Coëffeur nicht kam, so verzichteten sie, obwohl es nur eine Privatgesellschaft war, lieber ganz auf das Vergnügen, nachdem sie in vollem Anzuge bis nach Mitternacht dagesessen hatten, und dieses alles wegen einer verkehrten Mode, welche darauf ausgeht, eine schwerfällige Nachahmung der natürlichen Wirkung des Kammes auf ihren anmuthigen Haarflechten hervorzubringen. Im Allgemeinen gehört das Flechten ihrer schönen Haare zu den Vergnügungen der jungen Frauen, welche häufig einander in dieser Absicht besuchen, und einen Theil ihrer Zeit mit diesem harmlosen Geschäft hinbringen.

Das Vorurtheil, demzufolge das rein spanische Blut vor dem maurischen oder dem gemischten den Vorzug

Digitized by Google

erhält, gehöret zu den wunderlichen Eigenthümlichkeiten der alten Landessitten. Wenn Abstammung überhaupt etwas bedeutet, so muß das arabische Geblüt in der Geschichte des Menschengeschlechts einen höhern Rang einnehmen, als irgend ein europäisches. Die jungen Mädchen in den Städten gehen bereits, unter geringem Widerstande von Seite ihrer Eltern, jene Mesalliancen ein, welche in den bessern Familien vor etwa einer Generation unmöglich waren. Jedoch sind es immer nur noch Ausnahmen; die Kette der Gesellschaft bricht mit dem Adel plötzlich ab, und eine ungeheure Kluft trennt die Kasten desselben von dem handeltreibenden Theile der Nation. Der Mangel einer wirklichen Mittelklasse macht sich hier, wie in den alten europäischen Monarchien, fühlbar. Die Abgeschmacktheit eines Systems, wonach Bauern und Bettler zum Adel gehören, wie dieses in einigen Provinzen der Fall ist, während die reichsten Kaufleute oder Handwerker davon ausgeschlossen sind, liegt klar am Tage.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

Erstes Brief.

Alles, was lebt, ist einmal mehr oder weniger dem mächtigsten aller unter- und überirdischen Geister, dem Zeitgeiste, unterworfen, und huldige wie demselben seiner unedlern Entsprossenen, der Mode. So bringt es der Fortgang unsers Jahrhunderts mit sich, daß der Gebrauch des Seebades für eine Menge von Uebeln als heilsam erklärt wird, welche sonst nur mit Behutsamkeit und Scheu vor jeder möglichen Erkältung behandelt wurden. Die Schüler Aesculaps werden verantworten, was sie unternahmen, und ihrem Rathe folgend, eilt Alles in die kalten Bäder, um in den Fluthen der Nordsee Heilung oder einstweilige Besserung gequälter Häupter, aufrührerischer Zähne, gelähmter Glieder, eingewurzelten Gichtstoffes, hartnäckigen Rheuma's, peinigenden Hautausschlags, ewig wiederkehrenden Hustens, Steckschnupfens und Gott weiß von welchen Uebeln allen zu finden. Es ist wirklich auffallend, wie sehr in den lezten Jahren der Gebrauch des kalten Bades nicht nur angerathen, sondern auch in den meisten Fällen, bei gehöriger Vorsicht, als heilsam erprobt worden ist. Die Seebäder, und im rauhen Norden die Nordseebäder, sind von der Fluth der Begehrenden fast überfüllt, und trotz der großen Menge der zu diesem Zwecke errichteten Anstalten sieht man hin und wieder, daß ein bis dahin wenig genannter Name auftaucht und auf längere oder kürzere Zeit eine einstweilige Berühmtheit erlangt. So auch hat die in der Nähe der Westküste des der dänischen Krone unterworfenen Herzogthums Schleswig gelegene Insel Föhr in den lezten zwei Jahren sich eines so bedeutenden Zuflusses von Badegästen zu erfreuen gehabt, daß die auf derselben seit 1819 eingerichtete Seebadanstalt als eine Nebenbuhlerin der bekannteren zu Helgoland aufzutreten beginnt. Die Interessenten schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß sie gleich dem ostfriesländischen Norderney bestehen soll, welches, seit 1781 errichtet, seitdem nur in den Kriegsjahren eine Verminderung des alljährlich sich einfindenden Zuges besuchender Gäste erlitten hat. Die Einrichtung führe den Namen einer königlichen, weil der Herrscher Dänemarks jährlich die Summe von hundert Thalern zur Aufrechthaltung und Gedeihung derselben bewilligt, und als Erinnerung an die jüngste Tochter des Königs wird sie in den öffentlichen Blättern „Wilhelminen-Seebad" genannt. Das gute Dänemark! kaum ist irgend eine Unternehmung vollendet, sey es der Bau eines bedeutenden Gebäudes, eines Schiffes, sey es das Pflanzen eines sinnbildlichen Baumes oder endlich die Errichtung eines inländischen Bades, gleich erbitten die guten Unterthanen in Ehrfurcht die Erlaubniß, solche Gegenstände mit dem Namen irgend eines Mitgliedes des königlichen Hauses zu zieren, auf daß sie mögen blühen, wachsen und gedeihen. Der Hauptort auf der Insel ist der der Badeanstalt zunächst gelegene Flecken Wyk. Dieser präsentirt sich dem Auge des Ankangenden eine bedeutende Strecke vorher, ehe der Hafen erreicht wird. Die die Landreise vorziehenden Passagiere werden von dem am festen Lande gelegenen Ueberfahrtsboot Dagebüll auf geeigneten Fahrzeugen an die Insel befördert. Der größte Theil der Fremden jedoch langt mit dem alle vierzehn Tage ankommenden Dampfschiffe Elbe an. Dieses fährt Sonnabends von Hamburg ab und erreicht, nachdem es Cuxhafen und Helgoland berührt hat, Sonntags Föhr. „Das Dampfschiff kommt!" hörte ich eines Sonntags Morgens kurz nach meiner Ankunft in Wyk, und dem Strome der Neugierigen folgend, eilte auch ich an das Ufer, das erwartete zu begrüßen. Von fern schon verrieth die schwarze Dampfwolke, welche gewöhnlich jezt unsere schwimmenden Weiterbeförderungsmittel einhüllt, die Ankunft des Schiffes. Mit majestätisch gleichförmiger Bewegung, ruhig und stolz, gleich dem Schwan, welcher das todende Element sich unterworfen weiß, nahte sich das Fahrzeug, seinen Weg um das südliche Ende der Insel verfolgend; das Wetter war ruhig und milde, und die dunkeln Wolken kräuselten sich in den wundertichsten Formen zum Himmel hinauf. Das Gestade der Insel selbst bot den buntesten Anblick dar. Auf dem Wall, gewöhnlich der Sandwall genannt, sah man Damen im elegantesten Putz, welche Laune oder Absicht veranlaßt hatte, in der Morgenstunde schon das bequeme Negligé mit der sorgfältigsten Toilette zu vertauschen, begleitet von nicht weniger geschmückten Herren, sinnend in die Fluthen hinausschauen oder in lebendiger Unterhaltung über wichtige oder unwichtige Dinge die Zeit vertändeln. Weiterhin am Ufer gewahrte man Haufen von Inselbewohnern, welche, aus dem Innern herbeigeeilt, einige Meilen Wegs sich nicht hatten verdrießen lassen, um den für sie bis jezt unerhörten Anblick eines nicht durch Wind und Wellen, sondern durch Dampf getriebenen Fahrzeugs zu genießen. Die Tracht der Föhringerinnen besteht aus kurzem Röckchen und anschmiegendem Mieder, beides von farbigem Stoffe; silberne Knöpfe, Spangen und Schnüre geboren bei festlichen Gelegenheiten zum Putz. Den sonderbarsten Theil ihres Anzugs aber bildet ein dickes Tuch, welches, auf besondere Art um den Kopf gewunden, diesen, so wie den größten Theil des Antlitzes verhüllt, so daß gewöhnlich nur die Augen dem forschenden Blicke des Neugierigen sichtbar sind. Sodann folgt ein zweites, buntes, von gleich gehaltreichem Stoffe gewebtes Tuch, welches Hals und Schultern einhüllt. Was die guten Insulanerinnen bei der glühenden Hitze des verflossenen Sommers, welche schon unbedeckte Häupter und leichtbekleidete Glieder zur Verzweiflung trieb, bei dieser türkischen Art des Kopfputzes gelitten haben, können Unbetheiligte nicht fühlen und folglich nicht aussprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Oktober 1834.

Wer ist das würdigste Glied des Staats? ein wackerer Bürger!
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

Goethe.

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Noch bis auf die neuesten Zeiten fanden in der Art der Hinrichtung von Kriminalverbrechern Unterschiede statt; der Adelige erhielt, wenn er seine Adelspatente vorwies, das Privilegium der Garrote, d. h. er wurde erdrosselt statt gehängt zu werden. Dieses ist jedoch jetzt abgeändert, und die Garrote, je nach dem Kleide, das man trägt, in zwei Klassen abgetheilt, ist für Civilverbrechen die allgemeine Hinrichtungsweise. Der Verbrecher sitzt in einem Stuhle, mit einem breiten Kissen hinter seinem Nacken. So wie das Zeichen gegeben ist, wird eine Schraube zugezogen, in einem Augenblicke ist die Exekution geschehen, mit derselben Schnelligkeit, wie bei der Guillotine, ohne die empörenden Nebenumstände.

Im vertraueren Umgange mit den Spaniern gewähren die Neckereien, womit die Bewohner der verschiedenen Theile des Königreichs ihre besonderen Eigenthümlichkeiten bespötteln, viel Unterhaltung. Da viele derselben auf dem beruhen, was man wirklich als die Grundlage des Charakters der Bewohner ansehen kann, so dürfte es wohl der Mühe werth seyn, die verschiedenen darüber im Allgemeinen herrschenden Meinungen anzuführen. Die Andalusier geben mehr als irgend ein anderer Theil der spanischen Bevölkerung Stoff zur Unterhaltung; sie sind wegen der Artigkeit und Galanterie ihrer Sitten und wegen der großen Geläufigkeit ihrer Sprache berühmt, und in dem, was der Spanier Gracias oder witzige Einfälle nennt, unnachahmlich. Man beschuldigt sie des Wankelmuths, allein ich zweifle, ob sie es mehr als andere sind; indessen haben sie ohne Zweifel mehr Hang zu Vergnügen und Unterhaltung als zur Arbeit, und lieben Putz und gesellschaftlicher Erholung. Die niedern Klassen von Valencia sind, was auch immer die Ursache seyn mag, bei den übrigen Spaniern nicht beliebt, und leiden unter dem allgemeinen Vorurtheile, daß sie treulos und verrätherisch seyen. Allerdings bemerkt man auch in ihrem Benehmen eifersüchtiges Mißtrauen und Argwohn, wie man es sonst nirgends findet und wodurch die Abneigung des ächten Spaniers, dessen Charakter ganz das Gegentheil ist, hervorgerufen wird. In der Industrie stehen sie indessen oben an, und ihr Land wird von keinem in Europa in der geschickten Führung des Landbaues übertroffen; die obern Stände rechnet man unter die vorzüglichsten in Spanien. Die Murcianer werden selten erwähnt, ihr Königreich ist klein, und man zählt sie wahrscheinlich zu derselben Klasse mit den Valencianern, aber es scheint mir, daß sie den afrikanischen Charakter noch in einem höhern Grade besitzen

und die alten Gebräuche noch gewissenhafter beobachten. Die lezten Neuerungen im Anzuge wurden hier nicht geduldet, und keine Frau kann ohne Mantilla erscheinen; es wäre sehr zu wünschen, daß überall die Bevölkerung diesem Beispiele folgte. Die Ursache, daß dieses Land so wie Valencia den maurischen Charakter in einigen Beziehungen mehr als Andalusien bewahrte, liegt darin, daß sie früher unterworfen wurden und dann ruhig blieben. Wegen dieses Umstandes gestattete man ihnen, ihr Kostüm beizubehalten, das fast mit dem afrikanischen eins und dasselbe ist. Die Andalusier leisteten nicht nur längern Widerstand, sondern wurden in einer unglücklichen Periode unterjocht, wo die Tyrannei der Inquisition schon thätig war und das System befolgt wurde, sie zur Entsagung ihrer alten maurischen Tracht und ihrer Sitten zu zwingen, wodurch die Industrie und Thatkraft des Volkes zerstört und das Land in eine Wüste, was es gegenwärtig noch ist, verwandelt wurde. Es ist allerdings wahr, daß sich die Vertreibung der Mauren in gleicher Weise auch auf Valencia ausdehnte, allein die Eifersucht in Beziehung auf diese Provinz war weniger groß, und die vereinte Tyrannei derer, welche den Plan entwarfen, das Königreich nach der Weise der Mohamedaner, aber mit weniger Duldsamkeit, nach religiösen Dogmen zu beherrschen, hatte sich ganz auf die unglückliche westliche Gegend ausgeschüttet. Die von Cervantes erwähnten maurischen Racen sind folgende drei: die von Andalusien, dann die von Valencia und Murcia, endlich die von Aragonien, welche alle von einander sehr verschieden sind. Nur die zweite zeichnet sich noch gegenwärtig durch wahre Industrie aus. Die Mauren werden von einigen spanischen Schriftstellern jener Zeit, als wäre es ein Vorwurf für sie, beschuldigt, haushälterisch und sparsam zu seyn, und das Geld, das sie sich verdienten, aufzubewahren, statt es so schnell wieder zu verschwenden. Ich glaube, diese Sitte herrscht noch jezt unter den Valencianern; aber in Andalusien ist gerade das Gegentheil der Fall, und das schöne Ideal jener Schriftsteller ist jezt die allgemeine Regel, da es kein leichtsinnigeres und gedankenloseres Volk geben kann, als sie es im Allgemeinen geworden sind. Die Catalanen bilden eine von allen übrigen ganz verschiedene Race. Die früheren republikanischen und unabhängigen Sitten und der daraus entspringende Kunstfleiß haben sich nie geändert, und sie gehören zu den fleißigsten Volksstämmen Europas, ausharrend und unermüdlich in Verfolgung ihrer Zwecke und unveränderlich in ihren Gewohnheiten. Sie bilden vielleicht den achtbarsten Theil der ganzen Bevölkerung in ökonomischer Beziehung, und wenn das übrige Spanien ihrer Provinz gliche, so würde es in Europa die Stellung einnehmen, die ihm gebührt. Man findet sie allenthalben, aber sie theilen mit den übrigen die Abneigung, sich außerhalb ihrer Heimath auf immer niederzulassen. Sie würden unstreitig am geeignetsten zur Kolonisirung der Einöden des südlichen und mittlern Spaniens seyn. Man sieht sie vor ihren Thüren nach Art der Toskaner sitzen und in den Zwischenräumen ihrer anstrengenderen Beschäftigungen Stickereien für den Verkauf machen. Sie haben in ihren Gebräuchen und in ihrem Charakter Eigenthümlichkeiten, welche allen übrigen Klassen der Spanier zur Unterhaltung dienen; ihr Dialekt ist ungemein plump, und ihre Sitten sind, im Vergleich mit dem größern Theile der übrigen Stämme, rauh und ungebildet. Sie sind sehr eingezogen, sparsam und in ihrem Benehmen zurückhaltend. Sie halten zusammen in der Art der Schotten und Schweizer, mit denen sie viele Aehnlichkeit haben, und in allen Verhandlungen, wo sie gegenwärtig auf die Regierung einen Einfluß ausüben, verbinden sie sich mit einander gerade in der Weise unserer nördlichen Nachbarn; sie repräsentiren wirklich die industriösen und handeltreibenden Schotten in England und die Piemontesen oder Lombarden in Italien. Es ist hinsichtlich dieser Sonderbarkeiten eine Art von Spott mit dem Namen verknüpft, und wenn sie gefragt werden, aus welchem Lande sie sind, eine in Spanien gewöhnliche Frage, so antworten sie häufig: „Soy de la corona de Aragon," indem sie wohl wissen, daß der Name Catalane öfters Stoff zu Spöttereien gibt. In der ausgedehnten Provinz Aragonien herrscht große Mannichfaltigkeit. In dem obern Theile, zunächst den Pyrenäen, unterscheidet sich das Volk wesentlich von den Anwohnern des Ebro, einer wilden maurischen Race, welche unter allen spanischen Völkerschaften am schlechtesten aussehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Der eben angedeutete Anziehungseinfluß des Mondes auf die Schwankungen in der irdischen Atmosphäre führt mich zu den Einflüssen überhaupt, welche dieser merkwürdige Himmelskörper auf die Erde ausübt und unter denen die vegetabilischen durch neue, vor uns liegende Beobachtungen eine sehr wichtige Bestätigung erhalten. Martin, im kürzlich erschienenen zweiten Bande seiner „Geschichte der drittischen Kolonien," einem Werke, welches mehrfache Beachtung verdient, führt nämlich an, daß besonders in den Niederungen der Tropenländer keinem aufmerksamen und unbefangenen Beobachter der lunarische Einfluß auf das Pflanzenleben entgehen könne. Auf Demerara z. B. steigt der Saft zur Zeit eines jeden Vollmondes in den Pflanzen auf und tritt eben

Digitized by Google

so in der Periode des Neumondes zurück. Fällt man den Wallaba, einen dort häufig vorkommenden, dem Mahagoni ähnelnden Baum, zur Zeit des Neumondes, so erhält man ein äußerst dauerhaftes Bauholz, wogegen derselbe Baum, in der Vollmondszeit geschlagen, regelmäßig schnell verfault.

Die starken Bambusröhren, welche dort die Dicke eines Mannsarmes erreichen und zu Pfählen benuzt werden, dauern, wenn sie im Neumond genommen sind, über zehn Jahre, und verfaulen dagegen, in der Vollmondszeit geschlagen, sehr schnell. Man könnte vielleicht einwenden, daß ähnliche Einflüsse des Mondlichts auf die europäischen Bauhölzer nicht bemerkt werden; allein man muß bedenken, daß die unverhältnißmäßig raschere Vegetation der Tropenländer Einwirkungen gestattet, welche der langsamere, dabei aber in anderer Rücksicht vielleicht energischere Vegetationsprozeß des Nordens entkräftet. Hierzu tritt der gewiß noch entscheidendere Umstand, daß sich der Mond in seinen größten Abweichungen doch nie über fünf Grad aus der tropischen Region entfernt,*) und seine Strahlen also dort meistens fast senkrecht wirken. Daher kommt es auch, daß der Einfluß dieses Gestirns in der heißen Zone oder den benachbarten Gegenden selbst auf das animalische Leben viel auffallender ist, als bei uns. Unser Gewährsmann erzählt, daß er in Afrika junge, eben zur Welt gekommene Thiere an der Seite der Mutter sterben gesehen habe, wenn sie den dort so mächtig wirkenden Vollmondsstrahlen ausgesezt gewesen seyen. Fische, Fleisch, sogar gepökeltes, gehen, dem Mondlichte bloßgestellt, bald in Verwesung über. Matrosen werden, wenn sie auf dem Verdeck schlafen, wo sie der Mondstrahl trifft, von Blindheit und Gesichtsgeschwulst befallen. Besonders aber finden sich die Paroxysmen Wahnwitziger in jenen Gegenden beim Lichte des Vollmondes sehr viel heftiger als bei den andern Mondphasen, was auffallend mit den Erscheinungen des Nachtwandelns selbst in unsern Breiten zusammentrifft, deren Heftigkeit, wie ich aus eigener Beobachtung weiß, auch beim vollen Lichte des Mondes in einem überraschenden Maaß zunimmt. Es ist also augenfällig, daß das wunderbare Mondgestirn nicht bloß in einem astronomischen Bezuge, sondern in einer noch viel merkwürdigern geheimen Sympathie zur Erde steht, und dieser leztern kann durch die sorgfältigsten Beobachtungen nicht genug nachgespürt werden. In der That aber läßt sich ein solcher Einfluß auch von einer Kugel erwarten, welche bei einem Durchmesser von fast 500 Meilen, in einer Entfernung, die kaum 50,000 Meilen beträgt, von der Erde schwebt, deren Nachtsonne sie abgibt. Betrachtet man die Gewalt, welche die Sonne auf unsere Planeten ausübt, so kann es wahrlich nicht überraschen, vom so viel nähern Monde ähnliche gewaltige Wirkungen zu erfahren. Vielleicht sind wir nur immer noch nicht aufmerksam genug darauf.

Von der geheimnißvollen Kraft des Mondlichtes wenden wir uns zu einer andern nicht weniger geheimnißvollen Naturkraft: dem Magnetismus, dessen praktische Behandlung in der lezten Zeit auch wieder Bereicherungen erfahren hat. Herrn Hoffer, Lehrer der Mathematik zu Linz, verdankt man nämlich die Erfindung eines neuen, äußerst kräftigen Verfahrens zum Magnetisiren hufeisenförmiger und gerader Stahlstangen, vermittelst dessen dergleichen Stahlstangen so zu sagen augenblicklich in starke Magnete verwandelt werden, ohne daß der dabei anzuwendende Magnet selbst eine mehr als gewöhnliche Kraft zu besitzen brauchte. Wir wollen uns bemühen, dieses Verfahren, auch ohne Anwendung von Abbildungen, deutlich zu machen. Was also zunächst die hufeisenförmigen Stahlstangen betrifft, so muß ich daran erinnern, daß man, um die nachher erlangte magnetische Tragefähigkeit derselben zu prüfen, an ihre glatt geschliffenen Füße einen eisernen Stab frei anlegt, der mit einem Haken versehen seyn kann, und an welch leztern man sodann die Gewichte hängt: ein solches Ding heißt der Anker, und der Magnet trägt also diesen und die anhängenden Gewichte. Will man nun einen hufeisenförmigen Stahl, nach Hoffers neuer Methode, sogleich in einen kräftigen Magnet verwandeln, so legt man ihm seinen Anker auf die beschriebene Art an, sezt einen ebenfalls hufeisenförmigen Magnet, mit dem der Stahl, Behufs jener Verwandlung, bestrichen werden muß, so dicht als möglich an diesem Anker auf den zu magnetisirenden Stahl, und fährt damit in gleichmäßigem Zuge bis über den Rand der Wölbung, dergestalt aber, daß dieser Streichmagnet immer eine, seiner ursprünglichen parallele Stellung behalte. Schon nach wenigen solchen Strichen wird man den Stahl kräftig magnetisch finden; nur muß man sich bei jedem Zurückführen des Streichmagnets in seine ursprüngliche Stellung, um einen neuen Strich zu beginnen, wohl vorsehen, den Stahl dabei nicht damit zu berühren. Sollen aber gerade Stahlstangen magnetisirt werden, so legt man zwei dergleichen in eine gewisse Entfernung neben einander, daß sie gleichsam die Schenkel des Hufeisens bilden, und verfährt übrigens mit Anker und Streichmagnet ganz wie oben.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Die Mondbahn macht mit der Ebene der Ekliptik einen Winkel von beiläufig 5 Grad, liegt aber, wegen der beständig rückgängigen Bewegung der Knoten dieses Trabanten, bald zwischen Ekliptik und Aequator (welche sich bekanntlich selbst unter einem Winkel von 23½ Grad schneiden), und bald jenseits der ersteren; demnach die größte Abweichung des Mondes nicht unter 18½ und nicht über 28½ beträgt, und er sich also, selbst im leztern Fall, nicht über 5 Grad aus der Tropenregion entfernen kann. R.

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Fortsetzung.)

Diese seltsam verhüllten Gestalten sah man haufenweise am Ufer aufgestellt, in den dunkeln Umrissen ihrer farbigen Kleidung einen wunderlichen Gegensatz zu den lichteren, zierlich geschmückten Gruppen der sich sammelnden Badegäste bildend. Die athletischen Gestalten kräftiger Seeleute, auf kurze Zeit wieder in der oft verlassenen Heimath einheimisch, beriethen sich über die muthmaßliche innere Einrichtung der fremden Erscheinung, und kamen schließlich darin überein, daß die Fahrt auf einem gewöhnlichen Segelschiffe der Reise auf dem Dampfboote weit vorzuziehen sey, und solche, das Handwerk verpfuschende Neuerung höchstens für die elementsunkundigen, verzagten, wasserscheuen Landratten zu empfehlen sey. Etwas zurückgezogen, doch allmählich mit wachsendem Muthe die Scheu bei Seite setzend, zeigten sich Damen, welche, so eben den kalten Wellen entstiegen, doch auch von der Neuigkeit des Tages zu profitiren wünschten. Keine der Welt und ihren Freuden nicht ganz abgestorbene Tochter Eva's wird sich leicht entschließen, sich von der Hauptzierde des schönen Geschlechts, dem langen, zur Toilette so nothwendigen Haupthaare zu trennen. Da jedoch der Gebrauch des Seebades das Benetzen und Untertauchen des Kopfes und mit demselben des Haupthaares unvermeidlich und nothwendig macht, so bleibt kein anderes Mittel, um das durchnäßte bald und gänzlich zu trocknen, als dasselbe aufgelöst um den Kopf flattern zu lassen, wo denn, wenn Phöbus und Aeolus günstig sind (und fast möchte man annehmen, daß der letztere seinen Sitz nach dem bescheidenen Ländchen Föhr verlegt hat, denn höchst selten nur herrscht vollkommene Windstille), dasselbe leicht und schnell den Eindruck Neptuns verliert. Auf diese Art sah man an diesem Tage, so wie immer in den Vormittagsstunden, fröhliche oder gesetzte Damen in Morgenanzügen, auf denen zum Theil noch die Spuren des zürnenden, wellenschlagenden Oceans sichtbar waren, in beauemer Behaaglichkeit, des fesselnden Panzers der Schnürbrust entbehrend, und gleich der Stammmutter Eva umwallt von fliegendem, wogenden Haarwuchse, sich dem Ufer nähern. „Sans gêne," ist die ewige Regel, welche den Wahlspruch eines jeden Badeortes bilden sollte, und die gute Anstalt zu Wyk eilt darin mancher ihrer bekannteren Nebenbuhlerinnen mit gutem Beispiel voran. Der sämmtliche Schwarm von Gaffern, groß und klein, hatte sich mit verdoppelten Sehwerkzeugen bewaffnet, und als endlich das nahende Fahrzeug seinen Lauf und seinen Dampf fesselte und die Passagiere mit sammt ihrer Bagage in dazu bereit gehaltenen kleinen Schiffen und Böten an's Land gebracht wurden, richtete sich ein Heer von Brillen, Lorgnetten, großen und kleinen Ferngläsern auf die Ankommenden, und flüsternde Bemerkungen oder laute Bewillkommnungen ebneten durch die Reihen. „Willkommen auf Föhr!" schallte es vom Ufer, und „viele Grüße aus Hamburg!" tönte vom Schiffe die Antwort. „Nicht viel Schönes!" lispelte eine Dame, den durch den Seewind aufrührerischen Haarreichthum in seine Schranken verweisend und die doppelte Lorgnette vom Auge ziehend. Jetzt war das feste Land erreicht; muthig und fröhlich sprang der männliche Theil der Passagiere an's Land, Bekannte schüttelten sich die Hände, und Erkundigungen und Grüße schallten in verworrenem Getöse zu den Ohren der über solche Herzlichkeit erstaunten, verhüllten Dorfkinder. Bei den weiblichen Passagieren war die Frage nach dem Befinden überflüssig; fast alle trugen auf den todtenbleichen, verstörten Angesichtern die Spuren der Geißel des Oceans, der Seekrankheit. Sie traten mit schwankendem, kurzen Schritte, mit unsicherer Kniebeugung an's Ufer.

(Die Fortsetzung folgt.)

München, Oktober.

Münchner Prater.

Ich habe in meinem vorigen Briefe der aufkeimenden Industrie unserer Wirthe rühmend gedacht; in dieser Beziehung ist noch einer Anstalt zu erwähnen, die sich vor allen in diesem herrlichen Sommer rühmlichst auszeichnet, nämlich unsers Praters, der sich redlich bemüht hat, in die Fußstapfen seines hochberühmten Wiener Namensvetters zu treten, um wenigstens im verjüngten Maaßstabe das für München zu werden, was jener schon längst für Wien ist. Jeden Freitag Abend rauschende Harmoniemusik, eine magische Gartenbeleuchtung, kleine Feuerwerke, gutes, frisches Sommerbier, elegante und schöne Welt in Fülle, ein fröhliches, buntes Getümmel, dazu eine laue, italische Nacht, als wäre sie einzig für diese Festlichkeit geschaffen, was kann man mehr verlangen? Die Lage unsers Praters ist eben so originell, als malerisch. Das Ganze bildet eine Isarinsel, an der auf der einen Seite die donnernden Cascaden, welche hier durch Kunst geschaffen sind, um den wilden Bergstrom zu zwingen, das ihm einmal angewiesene Bette nicht zu verlassen, schäumen und toben, während auf der andern, der Stadt zugekehrten Seite der Strom, dessen Wuth durch den jähen Sturz gebändigt ist, so sanft und ruhig wie der murmelnde Bach einer theokritischen Idylle dahinfließt. Mit der Stadt hängt der Prater durch eine Brücke zusammen, auf deren linker Brüstung unter einer Art von Schilderhäuschen der heil. Benno, Schutzpatron unserer Stadt und besonders angebeteter Patron und Beschützer aller Fischer und Flößer der Isar, in Lebensgröße steht. Die Praterinsel gleicht einem abgerissenen Waldbruchstücke, das in irgend einem furchtbaren Naturaufruhr die wüthende Isar den Voralpen entrissen und hierher gespült hat. Herrliche Ahorne, Linden und breitästige Roßkastanien bieten Schutz gegen den sengenden Sonnenstrahl und lassen dem neugierigen Vollmond nur hie und da Raum, durch Laub und verworrenes Gezweige auf die lustigen Abendschwärmer zu blicken. Ein heiter und anspruchslos dekorirter Tanzsaal, mehrere kleine, am Rande der Isar stehende Sommerhäuschen in der Gestalt von Einsiedlerhütten, gothischen Kapellen mit bunten Scheiben, Sennhütten u. s. w., eine plätschernde Fontaine u. dgl. m. geben dem Garten eine höchst freundliche Staffage. Die Gartenbeleuchtung und das Leben und Treiben, wie es jeden Freitag Abend hier stattfindet, wird selbst den vielgereisten Fremden, wenn auch nicht durch blendende, großstädtische Eleganz, doch durch so manches Eigenthümliche und Originelle angenehm überraschen. Vielfarbig schimmernde, transparente Ballons, mit Callotschen Gestalten und Frazen bemalt, schaukeln sich in den höchsten Wipfeln der Linden- und Kastanienbäume und beleuchten mit magisch wechselnden Lichteffekten die heimlichen Landpartien. Ein ganzer Hesperidengarten wie seltsam bunt leuchtenden Früchten strahlt uns in vielfachen Brechungen als ein seenhaft phantastisches Bild aus den Spiegelwellen der Isar entgegen. Die Sommerhäuschen sind ebenfalls zahlreich mit bunten Papierlaternen und Ballons geschmückt, die, je nachdem sie sich drehen und wenden und die nahen Gruppen beleuchten, manchem Mädchen zu einem holden Erröthen verhelfen, manche Schöne aber auch mit einem höchst ungalanten grünen und gelben Kolorit bekleiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. Oktober 1834.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgibt, aber von Keinem gesehn.

Schiller.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Dies sind nur die allgemeinsten Momente dieser schönen neuen Methode; mehrere Modifikationen und Nebenumstände übergehe ich, um den Begriff der Leser nicht zu verwirren. Allerdings aber kann man fragen, wie denn ein solches bloßes Bestreichen des Stahls mit einem Magneten hinreichen könne, um dem Stahl die überraschende Fähigkeit mitzutheilen, um selbst große Gewichte am Haken seines eisernen Ankers zu tragen, und besonders warum man den zu magnetisirenden Stahl nur beim Aufwärtsstreichen, nicht aber beim Zurückführen mit dem Streichmagnet berühren dürfe? Die eigentliche letzte Ursache der magnetischen Erscheinungen wird zwar mit unsern irdischen Sinnen hienieden nie erforscht werden können; wohl aber schmeichle ich mir, wenn man die magnetische Anziehung selbst einmal als bloßes, eine weitere Erklärung nicht forderndes oder ausschließendes Naturgesetz gelten läßt, über die Verwandlung des Stahls in Magnet und die dabei anzuwendende obige Behandlung des Streichmagnets etwas ziemlich Genügendes beibringen zu können. Indeß bin ich zu bescheiden, diese sogleich zu ertheilende sinnreiche Erklärung für mein Eigenthum auszugeben; ich verdanke die erste Idee vielmehr einem schon 1781 zu Ingolstadt erschienenen Werkchen: Theoria magnetis, explicavit Gabler. Dort wird nämlich angenommen, daß, wie wirklich höchst wahrscheinlich ist, alle kleinsten Stahltheile in der That schon Magnete sind, daß aber die ihnen inwohnenden magnetischen Kräfte oder Materien in der Stahlstange, welche die Vereinigung jener kleinsten Theile bildet, noch nicht eine solche Lage haben, daß sie eine Aeußerung der magnetischen Kraft gestattet, wodurch sich eben noch unmagnetischer Stahl vom schon magnetisirten unterscheide. Lasse man nun auf ersteren einen Magnet einwirken, so bestehe diese Wirkung gerade darin, diese vereinzelten und gleichsam noch todten Kräfte in's Leben zu rufen und zu einer Gesammtthätigkeit zu vereinigen. Hieraus wird nun auf einmal klar, warum, wie Hoffer oben vorscheidt, der Streichmagnet immer eine, seiner ursprünglichen parallele Stellung behalten soll, weil nämlich die symmetrische Vereinigung der magnetischen Anziehungskraft davon abhängt; und warum ferner der Streichmagnet beim Zurückführen nicht aufgesetzt werden darf, weil nämlich durch eine solche Bewegung in entgegengesetzter Richtung die schon gewonnene magnetische Symmetrie wieder zerstört werden muß. Ich gestehe, daß mir diese Hypothese eben so wahrscheinlich als fruchtbar vorkommt, und ich wünsche nur, daß sie den Lesern eben so erscheinen möge.

Digitized by Google

Wir haben in Nr. 151 unserer diesjährigen Blätter der Erfindung eines schottischen Hüttenmannes erwähnt, den Hitzegrad bei Schmelzfeuern dadurch bedeutend zu steigern, daß der Flamme nicht, wie bisher, kalte, sondern vielmehr auch schon erhitzte Luft zugeführt wird. Diese in der Theorie der Wärme wohlbegründete Idee verspricht für die Gewerbe von außerordentlicher Wichtigkeit zu werden. Es ist dieselbe kürzlich auf den Muldener Silberhütten im Erzgebirge, auf Veranlassung des verdienstvollen Oberbergbauptmanns von Herder, praktisch in Anwendung gebracht worden und hat bei der Rohrarbeit die überraschendsten Resultate geliefert, so daß der Vorzug dieser neuen Schmelzmethode vor der ältern ganz entschieden ist. Die Luft wurde bis auf 168° Reaumur erhitzt, ehe sie in den Ofen gelangte, wobei sich die Heizung des Lufterwärmungsapparats mit einer sehr geringen Quantität Torf bewirken ließ. Dagegen spaete man aber nicht nur fast die Hälfte der Steinkohlen, um ein gleich großes Erzquantum zu schmelzen, sondern kam auch mit dieser Schmelzung viel früher zu Stande, was den besten Beweis für die große Intensität der auf diese Weise erzeugten Schmelzhitze abgibt. Man kann mit der größten Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Anwendung dieses Verfahrens bei den übrigen Hüttenarbeiten ein gleich günstiges Ergebniß liefern werde, und darf also hoffen, künftig auch die ärmsten Erze dadurch noch zu benutzen, ja vielleicht selbst alte Schlacken mit Gewinn nochmals auszuschmelzen. Ich kann mich aber bei diesen jetzigen Riesenschritten der angewandten Physik und Chemie immer des Gedankens nicht erwehren, daß die Vorsehung vielleicht noch mit irgend einem unentdeckten großen Naturgeheimnisse zurückhalte, welches dem Gewerbe abermals einen ganz ungeahnten neuen Impuls ertheilen werde, und daß sie die gegenwärtige Zeit der Umwälzungen ausersehen habe, um damit plötzlich herauszutreten und Alles zu überraschen. Welchen Glücklichen wird sie aber ausersehen haben, um dies neue Geheimniß durch ihn finden zu lassen? Der angeregte Menschengeist — das muß man wenigstens gestehen — sucht jetzt in allen Schachten der tiefsten Natur eifrig genug darnach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das gesellige Leben der Spanier.

(Fortsetzung.)

Die Hauptstadt Zaragoza gleicht sehr den übrigen großen Städten, und die Bewohner zeichnen sich durch ihre feinen Manieren aus, aber im Innern des Landes sind sie noch weit zurück. Die kleinen Städte besitzen in den meisten Provinzen eine Art Junkerthum, dessen Charakter Stolz, Unwissenheit und Armuth ist, und das sich von dem Bauernvolke ringsum nur durch größere Unbildung und weniger Nutzbarkeit für das allgemeine Wohl unterscheidet. Diese Klasse, die schlechteste in der spanischen Gesellschaft, soll in Aragonien im Ueberflusse vorhanden seyn und gewährt reichen Stoff für die Unterhaltung. Ich hörte auf etwas, das sehr ungeschlacht gesagt war, den Ausdruck anwenden: „Das mag für einen Capitan de Dragones aus Aragonien hingehen.“ Ich kenne einen Ort in Oberaragonien, wo es einen niedern Adel gibt, der ganz von dem Geiste des schlimmsten spanischen Stolzes beseelt ist, den man gegenwärtig selten mehr trifft und an diesen entlegenen Oeten studiren muß. Die Navarester sind sehr patriotisch, bis zur Rohheit freimüthig, aber ehrlich und alles Vertrauens werth, ziemlich industriös, in ihrer Haltung außerordentlich stolz und übertrieben ängstlich. In andern Beziehungen gleichen sie den übrigen Bewohnern der nördlichen Provinzen. Die obern Stände sind besser erzogen, als in den meisten andern Gegenden, und der Verkehr mit Frankreich erleichtert ihnen die Gelegenheit, sich Kenntnisse zu verschaffen. Die Bewohner der freien Provinzen sind vollkommene Republikaner, und zwar von der besten Art, indem sie gebildeter und von jener ungeschlachten Rohheit, Gemeinheit und dem Eigennutz der gemeinen Schweizer frei sind. In ihrem Benehmen sind sie stolz, zumal die Biscayer, welche alle durch Geburt Adelige sind. Das Land blüht im Kunstfleiß, doch verdanke es diesen großentheils den Frauen, welche in dieser Beziehung unübertroffen dastehen; die Männer schwelgen gerne in den Freuden des Tisches und sind Weintrinker, was in Spanien nicht gewöhnlich ist. Sie sowohl wie die meisten Bewohner der nördlichen Theile Spaniens würden vortreffliche Kolonisten abgeben; aber man müßte ihnen nothwendig so viel als möglich ihre Sitten und Gesetze lassen, was jedoch Schwierigkeiten hätte. Man findet sie häufig in Madrid in verlauften Diensten, als Bediente und dergleichen; aber sie behalten immer die Sehnsucht nach ihren heimathlichen Bergen. In Anmuth wetteifern ihre Frauen mit den Andalusierinnen, und ihr baskischer Accent und die süßesten Stimmen von der Welt verleihen ihrem Wesen und ihren Manieren einen neuen Zauber; sie haben im Allgemeinen eine durchsichtige, glänzende Gesichtsfarbe und die schönsten Haare. Wegen einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Temperaments sind ihre Zähne selten gut und verderben frühe; ganz das Gegentheil ist bei den maurischen Stämmen der Fall, welche von ihren arabischen Vorfahren sehr schöne Zähne geerbt haben. Der Gang der Andalusierin ist ein kurzer Scheritt, die Füße sind klein und das Gewicht ruht auf der Spitze des Fußes. Wenn sie, wie man dieses in den

Digitized by Google

südlichen Städten sehen kann, vom Regen überrascht, aus dem Thiergarten kommen, so werden ihre Schritte nur beschleunigt, aber nicht verlängert, und die senkrechte Richtung des Körpers und des Kopfes immer beibehalten. Die von der baskischen Race haben mehr einen schreitenden Gang, und man erkennt sie leicht in ganz Spanien an einer eigenthümlichen Art, die Beine nach vorwärts zu werfen. In der Haltung stehen sie indessen nur den Andalusierinnen nach. Die Asturier findet man allenthalben, und die meisten angesehenen Familien in der neuen Welt leiten ihren Ursprung von diesen wilden Gebirgsbewohnern her. Sie besitzen die bewährten Eigenschaften, die erforderlich sind, ihren Brodherrn Vertrauen einzuflößen. Die Galicier sind ein sehr arbeitsames und zur Auswanderung geneigtes Volk, welches die schweren Arbeiten verrichtet, welchen die trägen und verweichlichten Bewohner der großen Städte nicht gewachsen sind; sie repräsentiren die Irländer in London, die Savoyarden und Auvergnaten in Paris, und die Bewohner der Romagna und der Abruzzen in Rom. Durch ihre Industrie erwerben sie sich Geld, zuweilen selbst Reichthümer, und kehren kann in bestimmten Zwischenräumen wieder in ihre Heimath zurück; in ihren Sitten sind sie rauh, aber im höchsten Grade zuverlässig und ehrlich, und würden vortreffliche Kolonisten werden. Die lezte Regierung hätte diese Leute zur Kolonisirung der Sierra Morena und anderer Distrikte statt der Deutschen verwenden sollen, welche in der nächsten Generation schon ausgestorben waren; sie waren in keiner Beziehung tüchtiger, dazu weniger stark und muskulös als die Eingebornen, und konnten dem Klima nicht so gut widerstehen. Die Rauhheit der Manieren der Galicier ist sprüchwörtlich und dient beständig zu spöttischen Vergleichungen in der Gesellschaft; ich hörte von einem ungeschlachten Menschen in einer Gesellschaft sagen: es agallegado (er ist ein Bischen Galicier). Die Bewohner von Estremadura sind ein im Abnehmen begriffenes Volk, und es ist schwierig, sie in ihren verfallenen Städten und Burgflecken zu beobachten; sie sind aber dabei gebildet, und liefern wahrscheinlich eben so tüchtige Individuen, als irgend eine Gegend Spaniens. Keine Industrie irgend einer Art besteht hier, und das Land eilt rasch seinem Untergange entgegen. Den Kastilianern zufolge sind alle Tugenden in jener Hochebene vereinigt, woraus ihr Land besteht. Diese Ansprüche auf Superiorität werden indessen keineswegs von den Andern zugegeben, und die Gründe, worauf sie dieselben stützen, sind durchaus nicht einleuchtend. Sie behaupten, sie seyen freimüthiger und redlicher, als viele andere, und besäßen mehr tüchtige Eigenschaften. Es ist allerdings wahr, daß man einige der besten Muster des alten spanischen Charakters im Ganzen in Altkastilien findet, wo auch die Physiognomie verschieden ist und dem gleicht, was man die ursprüngliche römische Race nennt, welche dem Einfalle der Westgothen und Mauren, die fast alle übrigen vertrieben oder sich mit ihnen vermischt haben, vorherging. Der stärkste Wall gegen Neuerungen besteht in Altkastilien, wo die „Laudatores temporis acti“ und diejenigen, welche jede Veränderung als eine Verschlimmerung betrachten, sich hinter die festesten Bollwerke verschanzt haben. Von den Trümmern ihrer verfallenen Städte, welche rasch dem Schicksale der zahlreichen bereits untergegangenen folgen, und an deren Stelle Despoblados treten, begrüßten sie die Befreier des Landes, den Helden von Trocadero, der die „Santa Religion“ rette und ihnen die Mönche, den einzigen Trost ihres Lebens, zurückgebe. In diesen alten Städten kann man alte Männer in dem dürftigsten Anzuge sehen, welche sich mit „Señor Marquez“ oder ähnlichen Titeln, wie in Sicilien, begrüßen. Die Sitten in diesen alten Städten stehen aber auf der höchsten Stufe menschlicher Vollendung; die Feinheit, natürliche Leichtigkeit und der Adel ihres Benehmens sind unübertrefflich. Ueberall findet man die innigste Anhänglichkeit an alte Gebräuche, und wenn man Muster zu solchen nöthig hätte, so würde man sie nirgends so leicht wie hier erhalten; auch gibt es kein Volk in der Welt, welches an den Sitten seiner Vorfahren mit mehr Bigotterie hängt. In Neukastilien herrscht mehr Wohlstand und Ackerdauindustrie, als in der Schwesterprovinz. Wohlhabende Ackerdauer findet man aber besonders noch in der Mancha, welche den besten Begriff von jener Gattung von Staatsbürgern geben, die die Yeomanry (Freisassen) von Spanien bilden und zu den schönsten Stämmen der Welt gehören. In ihrem Betragen sind sie freimüthig, gastfreundlich, gewissenhaft und durchaus achtungswerth. In der Sierra Morena lebt vielleicht das gebildetste und feingesittetste Landvolk auf der Welt. Sie gehören eher zu der Race von Estremadura, als zu jener von Andalusien, und sprechen ein viel reineres Castilisch, als die halbarabische Bevölkerung dieser lezten Provinz. Auch ist ihre Physiognomie ganz verschieden, und in der Nähe vom Guadalkanal und der Umgegend tragen sie starke Spuren einer ursprünglichen Race, welche mit keiner andern in Spanien Aehnlichkeit hat.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, October.

(Fortsetzung.)

Münchner Prater.

Die unzähligen, unter Glaskugeln flammenden Kerzen auf allen Tischen tragen nicht wenig dazu bei, den Lichtzauber

Digitized by Google

zu erhöhen. Das Gewühl ist unbeschreiblich, überall die buntesten, lustigsten Gruppen, wie sie der Zufall zusammengebracht, überall lauter, doch anständiger Frohsinn und Scherz. Die donnernden Isarfälle kämpfen vergebens gegen das Gebrause der Stimmen, gegen das Lachen und Jubeln der hier sich vergnügenden Menschenmasse. Feuerwerks-Dilettanten lassen den ganzen Schauplatz eine Minute lang in rothem oder weißem griechischen Feuer erglühen; ein allgemeines: ah! ah! und ein schallender Applaus belohnen die großmüthigen Lichtspender. Der Spätling wird sich hier vergebens nach einem Ruheplätzchen umsehen; Alles sitzt dicht gedrängt, Kopf an Kopf, oder Damenhüte, Tabakspfeifen, Sonnenschirme, Strickbeutel, Maaßkrüge u. dgl., welche die Person ihrer Inhaber repräsentiren müssen, vertreten ihm überall den Weg. „Ist Alles schon besessen!“ oder „besessen!“ ist das gewöhnliche Schlagwort, wenn man irgend einen unbesetzten Platz zu entdecken vermeint und eben Miene macht, sich niederzulassen. Doch plötzlich wird es ruhig; ein Paukenschlag hat das Signal gegeben, daß die Musik beginne; das Schreien wird zum bescheidenen Geflüster und das herzlichste, ausgelassenste Lachen zum Gekicher herabgestimmt. Eine imposante, rauschende Introduction, die den tragischesten Teufelsspuk jeder Operndichtung der neuern romantischen Schule würdig einleiten könnte, spannt unsere ganze Aufmerksamkeit auf die zu hörende Komposition; doch mit komischer Nationalität springen jetzt die Töne von ihrem gravitätischen Taktkothurn in die leichten, tändelnden Weisen eines Straußischen Walzers über; wir sehen ein Lächeln auf dem Angesichte der lieblichen Mädchen in unserer Nähe, die Lockenköpfchen begleiten wiegend die schwebenden, schmeichelnden Takte, die Füßchen regen sich unwillkührlich. So manche theure Erinnerung, so viele liebgewordenen Schmerzen, die sich vom verflossenen Karneval, von den Musenmus- und ländlichen Bällen zu Neuberghausen u. a. O. verschreiben, werden von den bekannten, lieblichen Klängen mit frischen Farben wieder belebt; eine unbezwingliche Ballsehnsucht bemeistert sich unserer jungen Männer und Frauen. Strauß's Walzer sind wahrhaft klassisch, so reich und voll an Melodien, an originellen Wendungen und Ideen, daß wir dabei, ohne Profanation, an so manche Dichtung voll zarten, deutsch sinnigen Humors unsers unsterblichen Mozart denken dürfen. Mancher schüchterne Jüngling, manches einfältige Mädchen hat bei dem Takte des Straußischen Walzers Leben und Sprache erhalten; sind doch die Töne so frühlingskeck, so lebenswarm; wissen sie doch die heimlichste, zarteste Seite im jugendlichen Herzen schmeichelnd anzuregen und mitdenen zu fassen! Welch eine Kluft zwischen der alten, ehrbaren deutschen Menuette unserer Großeltern und dem jetzigen leichtsinnigen Wiener Walzer!

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Fortsetzung.)

In einem der Anstalt gehörigen Gebäude wird Mittags und Abends gespeist. Das Essen war im Laufe der diesjährigen Badezeit mitunter gut, öfter erträglich, zuweilen schlecht. Häufig hörte man bittere Klagen über den Restaurateur, aber der Mann ist der Meinung, der durch die Badekur geschärfte Appetit bedürfe keiner ungewöhnlichen Aufreizung und Veränderung. Einigemale in der Woche wurden Zusammenkünfte veranstaltet, welche den Namen Assembleen führten und an welchen ein großer Theil der Badegäste Theil nahm. Spiel, Tanz, Musik waren die Freuden, durch welche man die Zeit hinzubringen suchte. Sonderbar war der Eindruck von Hunderten, einander größtentheils ganz fremden Menschen, welche auf dem kleinen Punkt des von fünf- bis sechshundert Einwohnern bewohnten Fleckens Wyk zusammengedrängt und durch das Badeleben auf mancherlei Weise in Berührung gebracht waren. Schwer genug wurde es, bekannte Gesichter aus dem Schwalle herauszufinden; fast begriffslos hörte man die fremden Namen an den Ohren vorbeischwirren, und längere Zeit war erforderlich, ehe man in dem Getümmel sich einigermaßen zu orientiren vermochte.

Die glühende Hitze des übrigens der Badekur so zuträglichen vergangenen Sommers kann nicht leicht sich irgendwo beschwerlicher fühlbar gemacht haben, als auf unserer Insel. Da unmittelbar an der Meeresküste keine Bäume gedeihen, so erscheint der daselbst gelegene Flecken Wyk gänzlich schattenlos. Dazu vermehrte sich die Anzahl der Fliegen und sonstigen Geschmeißes so sehr, daß man, so wie an das Klima, so auch an die Beschwerden Quito's und Peru's erinnert wurde. Die einzige Zeit am Tage, wo uns das angenehme Gefühl der Kühlung zu Theil werden konnte, waren die wenigen Minuten, die wir uns während des Badens im Wasser aufhalten durften, und es war natürlich, daß der Wunsch in uns rege wurde, öfter dieser lieblichen Empfindung theilhaftig zu werden, und demzufolge öfter als einmal am Tage zu baden. Das Baden in der Abendstunde hat überdem einen eigenen Reiz. Die Nordsee hat, wie viele Gewässer südlicherer Zonen, bei herannahendem Herbste die Eigenthümlichkeit, daß bei der Berührung des Wassers während der Nacht Funken aus dem Wasserschooße sprühen. So folgte ich denn der Einladung einiger Bekannten und fuhr mit denselben nachdem die Dämmerung hereingebrochen war, dem Badeplatze zu, um mich mit ihnen, trotz des Morgenbades, noch einmal den Wellen zu übergeben. Tiefe Stille lagerte über Meer und Land; die Dunkelheit war so weit vorgerückt, daß nur durch Zurufen Erkennung möglich war. Halb verschleiert erschien die Sichel des Mondes am Himmel und versilberte mit ihrem blassen Lichte das kräuselnde Gewässer; lau und warm umfluthete uns das großartige Element, das bei stürmischer Witterung nur zu oft rauh und eisig und tobend erschienen war; heimlich und still rauschten die Wellen, als flüsterten sie uns Kunde aus entfernten Welten oder vergangenen Zeiten zu, und kaum hatten wir uns ihrem Schooße übergeben, als wir uns beim Plätschern von einem Feuermeer umgeben fanden und die wilden, feindlichen Töchter der Natur, Feuer und Wasser, sich friedlich gesellt in reizender Vereinigung zeigten. Phosphorischer Glanz, scheinbar dem sandigen Boden des Meeres entsteigend, erschien auf der dunkelblauen Oberfläche und wallte über unsere Häupter hin. Die Erinnerung an diesen Vorfall ist mir bei dem Rückblick auf die durchlebte Badesaison einer der reizendsten Punkte. Leider kann man diesen Genuß sich nicht häufig verschaffen, indem, abgesehen davon, daß viele Aerzte das zweimalige Baden am Tage nicht für zweckmäßig halten, das Phänomen des Meerleuchtens in der Nordsee nur zuweilen eintritt, und überdies in der Abendstunde hohe Fluth erforderlich ist, indem bei der vorgeschrittenen Dunkelheit das bei der Ebbe nothwendige weite Hineinfahren der Badekarren bei der Unebenheit des Wasserbodens gefährlich seyn würde.

Ich schließe hier, und behalte mir vor, in einem zweiten Briefe mich vollends über das Seebad auf Föhr auszusprechen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Oktober 1834.

Wie willst du dich mir offenbaren,
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?

L. Uhland.

Lieder von Georg Rapp.

Herbstnebel.

Also du auch kannst erkranken,
Junge Maid du, holdes Thal?
Schwermuth kann auch dich umranken,
Wahnsinn tilgen deinen Strahl?

Nebel hat dich eingenommen.
Dorf und Matten, Quell und Hain,
Alles hat er überkommen,
Schluckt es wild gefräßig ein.

Hahnenruf und Ton der Glocken,
Kinderschrei und Quellenwort
Scheint ihn nur noch mehr zu locken,
Hallt in seinem Bauche fort.

Wie ein lezter Lichtgedanke
Glänzt ein Restchen Himmelblau;
Zeigt im Strahl auf junger Ranke,
Wie so selig war die Au.

Thalruf.

Und du willst fort
Vom trauten Ort?
Aus deiner Heimath fort im Scheiten?
Kann der ein Sohn der Lieder zeiten,
Der so vergißt,
Was Heimath ist?

O bleib bei mir!
Was that ich dir?
Wo ist ein Berg, der dich nicht hübe,
Wo eine Au, die dich nicht liebe,
Die Quelle wo,
Die fühllos floh?

O schau herein,
Wir bleiben dein!
Der Wald mit tausend Liebesstätten,
Die Felsen mit den freien Betten,
Die Blumen bunt,
Es flieht ihr Mund!

Du scheinst mir krank,
Du, ohne Dank!
Wo war ein Glück, das wir nicht gaben,
Wo eine Lust, die wir nicht haben?
Wo war ein Gram,
Den ich nicht nahm?

Digitized by Google

Machst du dich los
So thränenlos?
Dir wird von meinen Lüften träumen,
Von meinen hohen Balsamräumen.
Ja, geh nur, geh!
Dir thust du weh!

Das gesellige Leben der Spanier.

(Beschluß.)

In der Kraft und der Gewandtheit der Conversation sowohl als in dem Geschmacke daran werden die Spanier von keinem andern Volke übertroffen. Frau v. Staël sagt: „La conversation, comme talent, n'existe qu'en France.“ Sie würde sich dieses Ausdrucks nicht bedient haben, hätte sie Gelegenheit gehabt, die Spanier zu beobachten, welche das wahre Talent in einem weit höhern Grade besitzen, als die Abkömmlinge der Gallier oder irgend eine andere europäische Nation. Der Conversationsstyl ist ernst, aber heiter, selten bemerkt man das Streben, zu prunken oder zu übertreiben, worunter die heutige Conversation in Frankreich so sehr leidet; eben so wenig sieht man, daß irgend Jemand die Conversation allein führt, sondern diese macht im ganzen Kreise die Runde, indem ein Jeder geduldig, in tiefem, achtungsvollen Schweigen wartet, bis die Reihe an ihn kommt. Das tiefe, bedeutungsvolle Schweigen der Griechen herrscht, so lange Irmand spricht, beständig in Spanien. Was gesprochen wird, wird fest und klar ausgedrückt, ohne den Ton zu dehnen oder ihn zu übereilen, stets der Vorschrift des Cervantes eingedenk, „nicht so zu sprechen, als wenn man auf seine eigene Stimme lauschte.“ Unzählige Personen besitzen jenen trockenen Witz, der diesen unnachahmlichen Schriftsteller auszeichnet. Man findet ihn gewöhnlich in guter Gesellschaft, wo auch der feinste Geschmack dafür herrscht. Trockene und ernste Einfälle dieser Art erregen in der Gesellschaft ein schallendes Gelächter. Die Gewalt des Lächerlichen fürchtet man hier eben so sehr als in Frankreich, aber sie ist von ganz verschiedener Art, und nichts schützt dagegen, wenn sie wohl gehandhabt wird. Der Gesprächston erhält durch die Gewohnheit, Ausfüllungs- und Verkleinerungswörter anzuwenden, die hier noch mehr als unter den Italienern im Gebrauch sind, eine ungemeine Leichtigkeit; eben so darf man neue Worte schaffen und sie für einen temporären, gelegentlichen Zweck gebrauchen, was von sehr vielen Personen mit einer unnachahmlichen Grazie geschieht. Wenn sie Effekt hervorbringen wollen, so tragen sie Sorge, nicht über die Grenzlinie hinauszugehen, sonst erhält man sogleich den Namen eines Charlatans. Das Talent, Beinamen oder Spottnamen zu geben, ist ganz außerordentlich, jedoch geschieht es im Allgemeinen mit guter Laune, selten mit Bosheit. Vorzüglich sind die Frauen darin große Meister, indem sie mit ungemeiner Schnelligkeit und Takt jede Sonderbarkeit aufgreifen.

Einige der tüchtigsten und vortrefflichsten Männer in Spanien findet man unter dem Provinzialadel, der nicht in der Hauptstadt zu leben genöthigt ist, und in seinem Bezirke Eigenthum und Einfluß besitzt. Andererseits macht sich der Mangel einer wahren Mittelklasse mit allen seinen nachtheiligen Folgen in dem Baue des gesellschaftlichen Körpers fühlbar. Der Geist der Unabhängigkeit, welcher als eine charakteristische Eigenthümlichkeit des Landvolks und der untern Klassen erscheint, erstreckt sich überall hin. Dieser unabhängige moralische Charakter, diese Grundsätze der Gesellschaft haben Spanien gerettet und den Nationalcharakter mitten unter der Verderbniß und schlechten Verwaltung fast unberührt erhalten. Bei Beurtheilung dieses eigenthümlichen Landes ist es einer der größten und gewöhnlichsten Irrthümer, daß man die mit einander in gar keinem Zusammenhange stehenden Gewalten vermengt. Die Theorien der chinesischen oder anderer orientalischen Schriftsteller, welche sich einbilden, daß England durch die ostindische Kompagnie geleitet werde, kommen der Wahrheit eben so nahe. Weder die Regierung, noch ihre Agenten haben den geringsten Einfluß, noch hält man sie für etwas mehr, als wenn sie nicht im Amte wären, wobei man sie indessen überall mit der gehörigen Achtung behandelt und bei den Visiten die Formen gehörig beobachtet. Im Allgemeinen ist die Brut in den öffentlichen Aemtern, welche das schmutzige Werk der Regierung vollbringt, so sehr der äußern Erscheinung nach von der übrigen Gesellschaft verschieden, daß sie, wie die untern Kasten in Indien, einen ganz getrennten Stand bilden. Ich habe mich öfters gewundert, woher sie solche Exemplare nahmen, wie sie mir zu Gesicht kamen; sicher war es keine leichte Sache. Das Gouvernement des Calomarde hatte nach allen seinen Verzweigungen ein eminentes Talent hierin; denn unter den niedrigen Agenten hatte es ganz außerordentliche Exemplare aufzuweisen. In einem so eigenthümlichen Lande, wie dieses, wo sich alle Extreme berühren, wo die höchste Civilisation und der roheste Zustand der Gesellschaft neben einander bestehen, kann es nicht an Gegensätzen und Paradoxen fehlen. Der Nationalcharakter ist in hohem Grade frei und offen; jedoch wenn man irgend ein Laster als das vorherrschende bezeichnen sollte, so ist es Betrug und Doppelzüngigkeit, die in einem ungewöhnlichen Grade sich vorfinden. Dieses ist ohne allen Zweifel orientalisch und geht vom Haupte des Staates abwärts. Wenn ein in

Digitized by Google

Ungnade gefallener Minister eine lezte Audienz bei seinem Könige hat, so wird ihm in der Regel aus dem königlichen Munde eine Cigarre präsentirt, das höchste Zeichen der Herablassung und der guten Laune, wie das Ohrzupfen Napoleons; unmittelbar hierauf findet er, wenn er in seinen Wagen steigt, eine Suspensions- oder Verdannungsordre nach einem entlegenen Orte: ein ganz orientalisches Verfahren. Ein anderes vorherrschendes Laster ist die Bestechung. Es ist so allgemein, daß nichts, weder Gutes noch Schlimmes, ohne sie bewirkt werden kann, und es könnte scheinen, als erstrecke sie sich über alle Klassen der Gesellschaft. Gleichwohl ist der Nationalcharakter das Gegentheil davon, und wenn man die Routine der Gerichtshöfe und der öffentlichen Aemter bei Seite läßt, kann man unzählige Fälle finden, wo man den edelsten Beweisen von Uneigennützigkeit begegnet. Eine seltsame Art von Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringt, stellt die Weise dar, wir man Geschenke gibt. Um ihren Erfolg zu sichern, ist eine gewisse Delikatesse und Gewandtheit nothwendig, und im Allgemeinen müssen sie so dargeboten werden, als wenn der Geber von dem Andern die Annahme als eine Gunst verlangte. Im Allgemeinen nimmt man diese Gaben, ohne dafür vielen Dank zu erstatten; eine Sonderbarkeit bei einem auf die Formen der guten Lebensart so aufmerksamen Volke. Die Ursache scheint in dem Gefühle zu liegen, daß das Geben bis zu einem gewissen Grade eine Sache des Herkommens und eine Pflicht ist, und daß es sowohl den Geber wie den Empfänger verlezt; eine aus dem Oriente herübergekommene Maxime.

So sind die Sitten Spaniens, wie sie mir nach langer Bekanntschaft und redlicher, unpartheiischer Beobachtung erschienen sind. Gewiß sind es nicht die Sitten eines lasterhaften Volks, obwohl Laster und Verderbniß sich unter ihm findet. Ungezierte Würde, geduldige Heiterkeit unter Mißgeschick und Ergebung in die Leiden des Lebens kann jede Nation von ihm lernen, und die meisten würden bei dem Vergleiche erröthen, wenn sie die Art kennten, wie man Unglück in diesem Lande erträgt.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

In der That bleibt in diesem unruhigen Jahrhundert wohl keine Art des Gewerbes und der Kunst ohne die auffallendsten Verbesserungen. So hat z. B. kürzlich die Uhrmacherkunst wieder einen der bedeutendsten Fortschritte gemacht. Nichts war nämlich an den Uhren, zumal in Schlafzimmern, unerträglicher, als das Geräusch, welches sie machen; und wen hätte der Pendelschlag seiner Stutzuhr, oder das Picken seiner Taschenuhr wohl nicht schon unangenehm gestört? Jezt hat nun ein Uhrmacher in Kettle in Schottland, mit Namen Symington, eine Uhr erfunden, welche von diesem Fehler frei ist. Sie hat nämlich weder Pendel noch überhaupt Hemmung, worunter man bekanntlich jeden mit dem Steigrad verbundenen und dessen Gang gleichförmig erhaltenden „Regulator“ versteht, sondern es ist dafür an dem Kronrade eine eigenthümliche Vorrichtung angebracht, wodurch der Zweck der Gleichförmigkeit im Uhrgange gleich gut erreicht wird. Diese Uhr braucht überdies alljährlich nur Einmal aufgezogen zu werden, und das Material, in welchem sich ihre Zapfenlöcher befinden, läßt keine oder doch nur eine so geringe Reibung zu, daß sie auch keines Oels bedarf. Man erwartet jezt eine solche Uhr in London, und da diese Erfindung gewiß einen eigenthümlichen Reiz hat, so werde ich sie um so sorgfältiger im Auge behalten, damit ich seiner Zeit ausführlich darüber referiren kann. Die Nachahmung auf dem Kontinent wird nicht lange ausbleiben.

Aus dem Gebiete der Anwendung der Chemie auf das bürgerliche Leben haben wir diesmal ganz besonders eines in England entdeckten Mittels gegen die trockne Bauholzfäulniß (dry rot) zu erwähnen, dessen Wichtigkeit denjenigen besonders in die Augen springen wird, welche wissen, wie viel Holz namentlich die europäischen Marinen jährlich durch diesen Verderb einbüßen, und wie sehr die Wälder der alten und der neuen Welt von guten, starken Bauhölzern, besonders Schiffbauhölzern, schon gelichtet sind. Die jetzige königliche Seemacht in England allein begreift an Bauholz weit über eine Million Last (zu 4000 Pfund); die Erbauung eines Schiffes vom sechsten Range erfordert doch immer noch fast tausend Last. Und gleichwohl richtet jene „trockene Fäulniß“ ein Schiff oft schon nach wenigen Jahren so zu, daß es bedeutender Reparaturen bedarf; und man schlägt diese Ausbesserungskosten bei der königlichen Marine in Großbritannien jährlich durchschnittlich auf eine Million Pfund Sterling an. Jenes Gegenmittel gegen das große Uebel der „trockenen Fäulniß“ besteht nur darin, daß man die Schiffbauhölzer mit einer Auflösung des ätzenden Quecksilbersublimats befeuchtet oder durchdringt. Das Quecksilbersublimat besteht aus einer Auflösung eines Quecksilberoxyds in Salzsäure, obwohl es auch noch andere Zubereitungsarten gibt, und ist hiernach in Wasser wieder auflöslich. In diesem Zustande wird es in große eiserne Reservoirs gelassen, worauf man die damit zu befeuchtenden oder zu durchdringenden Gegenstände darin untertaucht; nach sechs bis acht Tagen ist die

Digitized by Google

Operation vollendet. Der erste Gedanke dieses so einfachen und doch so energischen Schutzmittels gehört einem Herrn Kyan; das Admiralitätsamt hat dasselbe aber schon einer mehrjährigen Prüfung unterworfen, und der Erfolg scheint die Erwartungen übertroffen zu haben. Auch äußert sich der Professor Saraday in einem vor dem königlichen Institut gehaltenen Vortrage über diesen Gegenstand eben so vortheilhaft über Kyans Verfahren; und einem der größten und wichtigsten Uebelstände beim Schiffbaue wird also somit für die Zukunft wohl abgeholfen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München. Oktober.

(Fortsetzung.)

Strauß und seine Censurfreiheit. Drouet d'Erlon als Bierbrauer.

Könnte nicht ein philosophischer Historiker die ganze Geschichte deutscher Gesittigung und Art, wie sie sich etwa in einem Zeitraum von hundert Jahren entwickelt haben mag, an diese beiden Pole knüpfen? Strauß ist vielleicht der Einzige, der Alles schreiben darf, was er will, und dem die Censur Alles unangestrichen und ungestraft dahingehen läßt; und doch ist er der liberalste Tondichter unserer Zeit, ein wahrhaft radikaler Republikaner, der alle Stände und Klassen der Gesellschaft nivellirt, vor dem alle Tänzer und Tänzerinnen gleich und ebenbürtig sind, der uns im lustigen ⅔ Takt die gefährlichsten Grundsätze vorzeigt. Noch Vielerlei ließe sich über den originellen, schöpferischen Strauß sagen, doch die letzten Takte des Walzers sind eben verklungen, und ein schallendes Bravo! da Capo! da Capo! legt dem braven Musikkorps vom königlichen Leibregimente die schmeichelhafte Nothwendigkeit auf, von Neuem zu beginnen. Hie und da verlöschen schon die Lampen; es geht auf Mitternacht; die Gruppen vereinzeln sich; unter traulichem Scherz und Geplauder ziehen unsere lebenslustigen Münchner schaarenweise der Stadt zu, und der heilige Benno auf der Praterbrücke mag wohl etwas unwillig den Kopf über die frivolen Residenzstädter schütteln, welche ohne weitere Umstände den freitäglichen Fasttag zu einem Festtage umzuschaffen wissen.

Sie sehen, daß unsere Wirthe ihren Gästen auch etwas mehr als gutes Bier zu bieten wissen, und daß es bloß einer leisen, aufmunternden Anregung von Seiten des Publikums bedarf, um sie zu außerordentlichen Leistungen zu bewegen. Wir haben hier Wirthe, wie sie uns wohl schwerlich eine andere Residenzstadt aufweisen könnte. Männer von Rang und Würden, die wir als moderne Cincinnate von Maaßkrügen, Bratwürstel, Kochtöpfen und Pfannen umgeben sehen. Wir können in Neuhofen Bier trinken, das uns der Graf Zech oder die gnädige Frau Gräfin selbst eingezapft haben; der Gastwirth Findl ist während des Oktoberfestes erster Rennmeister, und sonst Jahr aus Jahr ein Ritter vom goldenen Sporn. Neulich ist sogar ein Mann, dem wir das beste Bier in unserer Umgegend verdanken und dem die bedeutende Wirthschaft von Hesseloh gehörte — Gouverneur von Algier geworden. Graf Drouet d'Erlon war unter Napoleon ein eben so ausgezeichneter Offizier, als er nach der Restauration, wo er flüchtig werden mußte, um nicht das Schicksal seines gefeierten Waffengefährten, des Marschalls Ney, zu theilen, und unter dem Namen eines Baron von Schmidt sich hier niederließ, ein ausgezeichneter Oekonom und Bierbrauer war. Er kaufte das Gut Hesseloh, richtete die Oekonomie dort ein, braute das berühmte Hesseloher Bier, und brachte überhaupt das Ganze auf einen solchen Grad von Wohlstand und Vollkommenheit, daß sich wohl schwerlich eine Landwirthschaft unserer Umgebung mit diesem Gute wird messen können. Drouet, der bei Napoleons Rückkehr von Elba Kommandant von Lille war, pflanzte bei der ersten Nachricht, daß sein großer Kaiser den Boden Frankreichs betreten habe, die dreifarbige Fahne auf die Wälle Lille's auf, und somit war auch sein Urtheil bei der Restauration gesprochen. Doch er entkam glücklich und fand hier, so wie der durch die Aufopferung seiner edelmüthigen Gattin der Guillotine glücklich entrissene Lavalette, der längere Zeit am Starenberger See verborgen lebte, an dem König Maximilian Joseph einen hochherzigen, zuverlässigen Beschützer. Graf Drouet wurde später unter Karl X. begnadigt; doch erst die Julirevolution machte es dem siebzigjährigen Greise wünschenswerth, sein Vaterland wiederzusehen, und vor nicht gar langer Zeit ist ihm der beschwerliche, jedoch höchst ehrenvolle Posten eines Civil- und Militärgouverneurs von Algier übertragen worden. Das Gut hat der Minister Graf Montgelas erstanden; der gegenwärtige Pächter soll, wie man sagt, der Kammerdiener des frühern Besitzers seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 250:

Das Haar.

Räthsel

für alle fünf Sinne.

Nr. 2.

Zum hohen Norden müßt ihr gehen,
Wollt ihr den Hörnerträger sehen;
Ihr könnt ihn dort auch hören brüllen,
Mit seinem Duft die Nase füllen;
Wie kann sich die Natur verlieren,
Ein solches Best zu parfümiren!
Fangt ihn, so werd' ich euch nicht wehren,
Mit Appetit ihn zu verzehren;
Worauf euch seine schwarzen Wollen
Zu warmer Hülle dienen sollen,
Die doppelt lieblich ist zu fühlen,
Wo euch die Luft Eisberge kühlen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. Oktober 1834.

Alle leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln,
Blühend von Jahr zu Jahr.

Hölderlin.

Fahrt nach Syra und Aegina.

Im Sommer 1833.

Die langen und engen Gassen von Pera und Galata hatten sicherlich nichts gewonnen durch die sengende Sonnenhitze eines Julimittags; die hölzernen Häuser mit ihren neugierig hervorguckenden Erkern und häßlichen grellen Farben wiesen keine schöneren oder vernünftigeren architektonischen Formen; die vielen umherlaufenden jüdischen Hausirer, denen man sorgfältig aus dem Wege ging, da die Pest sich wieder zu zeigen begonnen, und in der Levante Juden für die Pest sind, was das Metall für die Elektrizität, waren um nichts sauberer, und das elende Steinpflaster um nichts ebener und besser, und doch sah ich mir Pera und Galata jetzt mit Bedauern an: ich dachte, es ist wahrscheinlich zum letztenmal; denn ich kehrte nun dem sonnenhellen Orient den Rücken zu. Es ist wahr, Mondelang hatte Sehnsucht mich nach Hesperien gezogen, ich wäre gerne jedem Schiffe gefolgt, das das Marmormeer hinabsegelte; jetzt aber, wo ich dem Lande so großer Naturwunder, der Scene so ergreifender Erinnerungen Lebewohl sagen sollte, heftete sich mein Blick mit Wehmuth auf den anatolischen Himmel und auf die Regionen, zu denen es Jeden mit unerklärlicher Macht hinzieht. Und diese zweite, gewaltigere Siebenhügelstadt, diese sanften grünen Hügel, die den Bosphorus einschließen, sollte ich nun verlassen!

Auf dem Platze von Top-khana blieb ich noch einen Augenblick vor der großen Fontaine stehen, die an Damask und Bagdad, an Khalifat und Tausend und eine Nacht gedenken macht, und sah im nahen Kaffeehause den Kessel dampfen und die Tschibuks rauchen, während nicht weit davon ein Trupp von Artilleristen Sr. Hoheit, meist ohne Schuh und Strümpfe, auf den Bänken am Wachthause nachlässig umherlagen, oder auf einem zerfetzten Smyrnaer Teppich am Boden kauerten, nicht eben aussehend, als würden sie den zwanzig schönen, messingenen Geschützen Ehre machen, welche das vor ein paar Tagen angelangte mächtige Linienschiff, der Maladar, als Geschenk Se. Großbritannischen Majestät für den Sultan mitgebracht hatte. Ein Glück, daß sie nicht ein Jahr früher eintrafen, denn sonst würden sie längst mit den übrigen Ibrahims Beute geworden seyn. Wenn die osmanischen Kanonenhelden vor hundert Jahren nicht kriegerischer aussahen, so mag Graf Alexander Bonneval ein schön Gesicht gemacht haben, als man ihn unter dem Namen Ahmed Pascha zum Topidschi-Baschi ernirte, und er nun das Heer reformiren sollte, dem er selbst bei Peterwaradin Schläge gegeben. Reformen aber, namentlich wenn sie von den Giaurs kommen, schlagen noch jetzt im türkischen Reiche nicht besonders an; wer

Digitized by Google

weiß, welchen geheimen Aerger über seine gläubigen Zöglinge, von denen der geringste sich über seinen Chef erhaben dünken mochte, und welche Demüthigungen der arme Bonneval verschlucken mußte, ehe er in das Grab gesenkt ward, welches man auf dem kleinen Friedhofe der Mewdewis am Eingange Peras sieht.

Die griechische Brigantine, welche mich nach Syra bringen sollte, lag dicht am Ufer. Da war's ein Gewühl und Gewirre — nie in meinem Leben sah ich eine Unordnung, wie auf dem Verdeck dieses Schiffes. Die Reisegesellschafe war auch freilich ganz sonderbar zusammengesezt, namentlich auf dem Vordertheil, wohin die Meisten sich hatten verweisen lassen müssen. Ein Kaufmann von Tine, welcher durch Verluste im schwarzen Meer bankerott geworden war; ein Archimandrit aus dem Fanar, ein großer, ernster Mann mit langem Taiar und über die Schultern herabwallendem schwarzen Haar, der mit einem Popen, welcher eine Art von Famulus bei ihm zu seyn schien, in der Hoffnung, einen Bischofsitz zu erlangen, nach Griechenland reiste; ein Haarkünstler aus Naxos, welcher in Pera ansäßig war und zu seiner Heimath zurückkehrte, um sein von einem Verwandten usurpirtes väterliches Erbe zurückzufordern; ein Schneider aus Ostpreußen, der, von Odessa nach Konstantinopel gekommen, mit seiner Schwester, einer Modistin, sich in Athen etabliren wollte, wozu sie schon ein fertiges Aushängeschild mitgebracht hatten, auf dem ein Rock und ein paar Hauben nach dem neuesten Schnitt abgebildet waren; ein hannöverischer Landschaftmaler, welcher nach Egypten wollte und in Syra Quarantäne zu halten wünschte, um der Konsularquarantäne nicht in die Hände zu fallen; ein junger Grieche aus San Dimitri, welcher in Cudäa Grundstücke ankaufen sollte, unterdessen im Telemaque studirte, und Französisch eben so jämmerlich radebrechte, wie ich Romäisch: das ist ein Stück der Musterkarte der Reisenden; dazu rechne man noch einige Frauen, worunter eine aus Mesolonghi, welche beim Falle der Stadt als Sklavin weggeschleppt worden war und erst jezt aus dem Innern Anatoliens, wohin man sie verkauft hatte, arm und elend, aber doch aufgeweckt und glücklich, in's Vaterland zurückkehrte. Ich war etwas erschreckt, als ich das Fahrzeug so besezt fand, denn man denke sich zu dieser menschlichen Bevölkerung noch das gefiederte Geschlecht, welches für die Reise dienen sollte und gakelte und krähte, und sehnsüchtig blickte ich nach dem stattlichen Maladar hin, welcher beinahe in der Mitte des Stromes zwischen Top-khana und Scutari vor Anker lag und Britanniens Flagge stolz wehen ließ. Am Tage zuvor war ich an Bord gewesen, um einen der Offiziere zu besuchen, den ich kannte; wie glänzte dort Alles, wie war das Holzwerk rein und glatt, der Messing polirt, wie herrschte überall die vollkommenste Ordnung, wie wohnlich waren die Kajüten eingerichtet, wie schmuck nahm sich in der des Kommandeurs die reiche Land- und Seekartensammlung und die kleine Bibliothek aus, welche mit neueren Erzeugnissen wohl versorgt war. Nichts gibt außerhalb England einen so vollkommenen Begriff von England selbst, als ein großes Kriegsschiff. Die russische Flotte von Buyukdere zählte auch schöne Fahrzeuge, aber welch himmelweiter Abstand!

Der Kapitän unserer Brigantine, ein gebräunter, versuchter Seemann von Andros, im Nationalkostüm, mit einer blaugestickten braunen Jacke, weiten kurzen Beinkleidern von blauem Zeuche, schwarzseidenem Halstuch und ohne Strümpfe, hatte nun Firman und Teskereh's in Ordnung, am Personale fehlte Niemand mehr, und wir lichteten die Anker. Der Wind war nicht stark: auf dem Hintertheil des Schiffes stehend, verfolgte ich mit den Augen alle Gegenstände, an denen wir vorbeifuhren. Zum leztenmal sah ich den Bosphorus, den die Hügel nach Norden zu einem See abzuschließen schienen, und in welchem oberhalb Dolmabagdsche die türkische Flotte im Halbkreise ankerte; Top-khana mit seinen großen Artilleriekasernen und seiner hochliegenden Moschee Dschihangirs; auf dem asiatischen Ufer das weitläufige Scutari. Sogleich fuhren wir um die Serailspitze und in die Propontis ein: Konstantinopel, mit seiner unregelmäßigen, durch viele Thürme geschüzten Mauerlinie, erstreckte sich immerfort unabsehbar weit hin, bis wir die sieben Thürme erreichten; gegenüber ließen wir bald Kadiköi und die Landspitze von Fenerdagdsche. Prinkipo und Chalki mit den übrigen Inseln, andernseits die große Ebene von S. Stefano, beide von den Franken bisweilen zum Sommeraufenthalte gewählt, waren wir schon vorübergeschifft, als ich gegen acht Uhr Abends den Scheideblick auf die Hauptstadt des osmanischen Reichs warf, welche sich am Horizont hinzeichnete, die Suleimanije und die Moschee Sultan Ahmeds mit ihren sechs Minarets im Abenddämmer langsam verschwindend, bis das Ganze zu einem dunkeln, unkenntlichen Streifen wurde.

Am andern Morgen war die See nur leicht gekräuselt, der Wind fast unmerklich. Wir waren von der europäischen Küste der Propontis zwischen Heraklea und Rodosto nicht zu weit entfernt, um diese fruchtbaren grünen Ufergegenden Thraziens, mit ihren rebendedeckten Hügeln und zahlreichen Dorfschaften, bewundern zu können. Die steile Insel Marmara lag uns links, weiter hinaus die Halbinsel Cyzicus, und in der Ferne schon hinter uns erschien der Bithynische Olympus, in dem Lande, wo Brussa, Nicäa und Nicomedien so manche Erinnerungen weckten. Von dem vielen Umherschauen ermüdet, den trägen Aeolus verwünschend und ein englisches

Digitized by Google

Dampfboot beneidend, welches, eine lange dünne Rauchlinie hinter sich ziehend, etwa eine Miglie seitwärts von uns nach den Dardanellen fuhr, nachdem es vor ein paar Tagen dem englischen Botschafter in Therapia Depeschen überbracht, nahm ich nach Mittag, auf dem Verdecke liegend, die kleine Molinische Ausgabe des Dante zur Hand; kaum hatte ich das Fegefeuer aufgeschlagen und die erste Zeile: „Per correr miglior acqua alza le vele — omai la navicella“ gelesen, so schlugen die schlaff herabhangenden Segel zusammen, und bald steuerten wir mit Nordostwind dem Hellesponte zu, dessen Einfahrt wir gegen Abend erblickten, wo wir von Gallipoli, der einst festen, mit alten Mauern und hohen Thürmen versehenen Stadt, wo einst die zurückgebliebenen Weiber der nach Adrianopel gezogenen Catalanen das genuesische Heer unter Anton Spinola zum schimpflichen Abzuge zwangen, die Anker auswarfen. Gallipoli war der erste feste Platz, den unter Cantacuzens Regierung die Osmanen in Europa besezten und behaupteten, und wird nicht mit Unrecht der Schlüssel des Hellesponts genannt.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Was der Engländer Kyan folchergestalt rücksichtlich der Erhaltung der Bauhölzer geleistet hat, das scheint dem Professor Tranchina zu Palermo, in Absicht auf die Erhaltung thierischer Körper, durch eine von ihm erfundene neue Methode des Einbalsamirens geglückt zu seyn. Bekanntlich erkannte man bis jezt den alten Egyptiern den Preis in der Kunst der Balsamirung todter Körper zu, und ihre nach Jahrtausenden noch vor unseren Augen daliegenden Mumien scheinen für die Richtigkeit dieses Urtheils zu sprechen. Das Verfahren der Egyptier bestand darin, daß sie mittelst eines keumen Eisens sämmtliches Gehirn aus dem Kopfe entfernten und den Schädel sodann mit Spezereien füllten. Eben so wurden die Eingeweide mit höchst gewürztem Wasser gereinigt und erst dann wieder in den Leichnam gethan. Lezteren legte man sodann 70 Tage lang in eine starke Natronauflösung, worauf der Körper endlich so bewickelt wurde, wie wohl alle Leser schon an Mumien gesehen haben. Allein hierinn scheint sich das Verfahren unsers Tranchina sehr vortheilhaft zu unterscheiden. Er balsamirte am 6ten März d. J. einen Leichnam im anatomischen Lehrsaale zu Palermo ein. Am 14ten Mai darauf, also nach mehr als zwei Monaten, wurde diese neue Mumie in Gegenwart mehrerer hundert Personen wieder besichtigt. Der Todte war vollkommen kenntlich, durchaus unverändert, biegsam, und hatte die natürliche Todtenfarbe; keinerlei Verwesungsgeruch war zu spüren. Die Eingeweide selbst, welche nach dieser neuen Methode nicht entfernt werden, waren wohl erhalten, namentlich die Lungen, welche sich bei Oeffnung der Brusthöhle im besten Zustande vorfanden. Sogar das Blut war roth und flüssig. — Der vor uns liegende Bericht über diese merkwürdige neue Methode bezeichnet die dabei angewendeten Mittel nicht genauer, und es scheint, daß Tranchina noch ein Geheimniß daraus mache. Seine neuesten Vorgänger in dieser Kunst, besonders der so ehrenvoll bekannte französische Oberwundarzt Larrey, wandten ebenfalls das Quecksilber-Sublimat an, von dessen Gebrauche zur Erhaltung der Bauhölzer wir oben gesprochen haben. Der Leichnam wurde in eine Auflösung dieses Sublimats gelegt, und leztere Auflösung durch hineingehängte Säckchen solches Sublimats immer gleich kräftig erhalten. Einen auf diese Weise behandelten Leichnam, der nach der Schlacht bei Preußisch-Eylau durch die Neumark transportirt wurde, habe ich selbst gesehen und sehr gut conservirt gefunden; aber die Eingeweide, so wie die Augen, waren herausgenommen, und leztere durch Glasaugen ersezt. Tranchina muß also noch andere Kunstgriffe kennen. Wir werden auch hierauf zurückkommen, sobald der interessante Gegenstand weiter aufgeklärt ist.

Den Schluß unsers diesmaligen Berichtes wollen wir mit denselben Betrachtungen machen, mit welchen wir ihn eingeleitet haben, nämlich mit meteorologischen Aufklärungen über den Einfluß, den man in Frankreich, namentlich in den Gegenden um Paris, dem Mondlichte auf die Vegetation zuschreibt, und worüber wir hier mehrere, uns indeß zugekommene Mittheilungen und Erörterungen zusammenstellen. Mit der Benennung rother Mond (lune rousse) belegen nämlich die Pariser Gärtner den Mond, welcher gegen Ende Aprils oder in den ersten Tagen des Mai voll wird, und während dessen Phasen gewöhnlich die zehrenden, trockenen Aprilwinde (vents-roux) wehen. In dieser Zeit nun, wird dort behauptet, sollen sich Pflanzen, welche der Mondstrahl trifft, roth färben und erfrieren, wenn auch die Temperatur der Atmosphäre selbst noch nicht bis zum Gefrierpunkte gesunken sey. Die Schuld davon aber trifft, nach der Meinung eben dieser Gärtner, lediglich den Mond und seinen Lichteinfluß; denn in der That, wenn der Himmel bedeckt ist und das Mondlicht daher nicht durch die Wolken dringen kann, so erfolgt, auch bei gleich tiefem Thermometerstande, kein Gefrieren derselben Pflanzen. Der französische Naturforscher Arago hat indeß auf den Grund neuerer Untersuchungen, ohne jene Thatsachen zu läugnen, versucht, den Mond gegen die Beschuldigungen der Gärtner in Schuz zu nehmen, indem er behauptet,

Digitized by Google

das Erfrieren der Pflanzen erfolge im obigen Falle nicht unmittelbar durch den Einfluß des Mondlichtes selbst, sondern vielmehr nur mittelbar, indem ein heller Mond zugleich eine klare Nacht voraussetze. In solchen heitern Nächten aber strahle die Pflanze viel freien Wärmestoff aus, und könne dadurch für sich selbst weit unter den Temperaturpunkt der umgebenden Luftschichten erkältet werden, in welch leztern also ein Thermometer vielleicht noch mehrere Grade über 0 anzeigen werde, indeß der Pflanzen eigene Temperatur bereits unter diesem Punkte sey. Allein Arago's Argumentation wird die Pariser Gärtner schwerlich überzeugen, so wenig, als sie uns selbst ganz zufriedengestellt hat. Es ist dabei unberücksichtigt geblieben, daß das Fallen des Thaus und dessen beständige Wiederverdünstung, wodurch den Pflanzen viel freier Wärmestoff entzogen und latent gemacht wird, eine Hauptrolle bei ihrem Erfrieren spielt, und es hat mir wenigstens immer so geschienen, als wenn ein energisches Mondlicht diesen Verdunstungsprozeß der Thaufeuchtigkeit, welche sich Nachts auf den Pflanzen sammelt, begünstige. Also könnte die Lune rousse, nach der Volksmeinung, in den ohnedies kühlen Aprilnächten allerdings einen unmittelbaren erkältenden Einfluß auf die Vegetation üben, und es würde dies auf's Neue zeigen, mit welcher Vorsicht die Anwendung auch sonst wohl begründeter Doctrinen verfolgt werden muß, wenn sich dieselben im Widerspruche mit dem sogenannten Volksglauben finden, welcher nicht allemal so ganz absurd ist, als die bloß gelehrte Naturforschung in ihrer Arroganz anzunehmen Neigung zeigt.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Keferloher Markt.

Am ersten Montage im September wurden nach altem Brauch und herkömmlicher Sitte die Biersaturnalien oder der sommerliche Fasching des Keferloher Markts gefeiert. Keferloh ist ein bedeutendes Dorf, etwa 3½ Stunden von München, an der Straße nach Salzburg gelegen; hier wird an dem bezeichneten und dem darauf folgenden Tage jedes Jahres ein Pferdemarkt gehalten, welcher zu den bedeutendsten in Bayern und vielleicht in Deutschland gehören mag. Doch ist blos der Vormittag dem eigentlichen Ein- und Verkauf gewidmet, der Nachmittag gehört, man darf wohl sagen, durchgängig dem Rausche und der ungezügeltsten, gar zu oft rohen Ausgelassenheit an, wozu das Völkchen durch das übermäßig genossene Bier begeistert wird. Ich möchte es Niemanden rathen, diesen Markt in einer Kleidung zu besuchen, welche durch eleganten Schnitt oder sonstige auffallende Modernität den Galanthomme, oder nur den Mann aus einer höhern Klasse der Gesellschaft verräth, und ihn bloß als neugierigen Zuschauer, nicht als Theilnehmer bezeichnet. Ein derber Schlag auf die Schulter, ein plötzlicher unsanfter Rippenstoß, oder, wenn's gut geht, einige eben nicht sehr zarte Scherzworte und sonstige vertrauliche Anspielungen könnten unsern Mann leicht seine unzeitige Neugierde bereuen lassen. Es wäre durchaus nutzlos, sich über solche handgreifliche Zudringlichkeiten beklagen oder gar den Thäter zur Rede stellen zu wollen; „Keferlohrisch!“ ist das Losungswort, welches jeden Muthwillen, jeden Unfug hier entschuldigt, und mit welchem die Freiheit zur ungezügeltsten Ausgelassenheit gegeben ist. Hat man an dem heißen Tage mit Anstrengung und Mühe sich ein Maaß Bier aus der mit der trinklustigen Menge dicht umlagerten Schenke erkämpft, so sey man auf seiner Hut, den kostbaren Trank keinen Augenblick außer Augen zu lassen; „Keferlohrisch!“ und damit hat sich auch der Erste Beste des Maaßes bemächtigt, leert es in langen Zügen bis auf die Neige und lacht am Ende dem rechtmäßigen, durstigen Eigenthümer in's Gesicht. „Keferlohrisch!“ und ein Schalk, der eben so muthwillig, als hungrig ist, hat in einem unbewachten Augenblicke sich der delikaten Salami, des appetitlich geschnittenen Schinkens bemächtigt, welche ein besonnener Marktgast zur Versorge mitgebracht und eben zum Verspeisen hergerichtet hat, und es bleibt dem Geprellten nichts anders übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und in Zukunft vorsichtiger zu seyn. Unsere Gensdarmerie, die sonst wenig Spaß versteht, beobachtet bei dieser Gelegenheit das strengste Prinzip der Nichtintervention; nur wo es sich um blutige Köpfe, um Leben und Tod handelt, da müssen Bajonette, Säbelhiebe und Kolbenstöße die übersprudelnde keferlohrische Begeisterung wieder in ihre Grenzen zurückweisen. Jeder wirkliche Theilnehmer an den Freuden Keferlohs sucht so gut als möglich sich durch Kostüm und anderer Auszeichnungen als solchen zu erkennen zu geben. Alle Hüte sind reichlich mit Bändern, Federn und Blumen geschmückt; je mehr die liebe Sonne durch die Löcher des Rockes scheint, je altväterischer dessen Schnitt, desto besser. Jeder dekorirt sich mit dem sogenannten „Fliegenorden.“ der auf dem Markte für 6 Kreuzer verkauft wird und in einem glänzenden, zinnernen Sterne bestehe, in dessen Mittelpunkt das vielsagende F., wie den passenden Emblemen umgeben, prangt. Außerdem gibt es noch eine Menge anderer Orden, Kreuze und Sterne, und wir sehen keferlohfrohe Schneidergesellen, Kaminkehrer, Barbiere u. s. w. mit angesetzten martialischen Schnurrbärten, die Brust mit Orden bedeckt, ihr tolles Wesen treiben, und viele treffende Karrikaturen mancher Zeitgenossen taumeln sich, censurwidrig, frei umher. Doch das mächtige Wort „Keferlohrisch!“ entwaffnet hier den Arm der Censur, wie der Polizei. Wirklich reich an komischen, wenn auch oft mehr als shakspearisch derben Scenen ist der Rückzug von Keferloh, der gewöhnlich um 6 Uhr Nachmittags beginnt und bis in die Nacht hinein dauert. Unsere elegante Welt, und selbst Damen aus den gebildetern Ständen, verschmähen es nicht, sich an dem originellen Schauspiel zu weiden. Die Fußsteige des Gasteigberges und der Haidhauser Chaussee, so wie die Fenster der an dem Wege liegenden Keller und Landhäuser sind Kopf an Kopf mit neugierigen Zuschauern besetzt. Fußgänger, oder richtiger Fußtaumler, in dem abenteuerlichsten Kostüm, denen der Volksliedling, Lumpacivagabundus, als Ideal vorgeleuchtet zu haben scheint, ziehen, so gut es immer gehen mag, jodelnd und singend, mit derben, oft handgreiflichen Scherzen die reichdekorirten Brüder und Genossen begrüßend, der Stadt zu.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Oktober 1834.

Hören soll mir Lyde die Qual der Jungfrau'n,
Ihrer Unthat Rache.

Horaz, nach Voß.

An Lyda.

Holde Augen, Liebessterne,
Heißen Sehnens tiefe Bronnen,
Ach, wie taucht' ich einst so gerne
Nieder in dies Meer der Wonnen!

Süße Lippen, trauter Rede
Sammtgewoben, zarte Hüllen,
Wie zu euch so oft ich flehte,
Einen Wunsch mir zu erfüllen!

Dunkler Locken reiches Wogen,
Schönes Maaß der edeln Glieder,
Wie zu dir ich hingezogen
Sank anbetend, Holde, nieder.

Mädchen, das mit tausend Banden
All mein Wesen einst umschlungen,
Jene Stunden, die uns schwanden,
Sind wie Töne sie verklungen?

Lyda, als wir einst geschieden,
Nimmer glaubt' ich dich zu finden;
Um des Herzens stillen Frieden
Schlang ich düstre Trauerwinden.

Nur aus Blumen und aus Sternen
Strahlten deine Züge wieder,
Und der Heißgeliebten, Fernen
Tönten meine treuen Lieder.

O, warum war mir gegeben
Jener Stunde Wiedersehen!
Mußtest du zu neuem Leben,
Lyda, einmal noch erstehen!

Nein, du bist es nicht, vergebens
Such' ich die Erinnerungen
Eines frühern, schönen Lebens,
Das die Zeit in Schlaf gesungen!

Sind dies, Lyda, deine Züge,
Bist du's selbst, die einst ich liebte,
Oder ist es Täuschung, Lüge,
Schein, der nur das Auge trübte?

Dieses Hauptes stolzes Neigen,
Worte, fein und klug erlesen,
Dieser Blicke kaltes Schweigen,
Lyda, nie bist Du gewesen!

Die im Herzen ich getragen,
Hab' ich selbst heraufbeschworen,
Mit Pygmalions kühnem Wagen
Meine Göttin mir erkoren.

Was du, Lyda, einst geschienen,
Nur durch mich bist du's gewesen,
Was sie sprachen, diese Mienen,
Ich allein nur konnt' es lesen!

Seele haucht' ich ein dem Steine,
Gab dir holder Dichtung Leben,
Und so lange du die Meine,
Durftest du dich kühn erheben.

Geh und harre, ob Gesänge
Dich noch feiern, Seelenlose;
Tulpe magst du seyn der Menge;
Sänger liebt dir duft'ge Rose.

Drum sey heiter, Herz im Busen,
Dichterherz sey stolz und weihe
Deine Huldigung den Musen,
Daß dich neue Gunst erfreue!

F. A. Freiherr von Zu-Rhein.

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Fortsetzung.)

Der anbrechende Tag sah uns in die Dardanellenstraße einlaufen. Lampsaki lag bald hinter uns; die Ufer sind nicht hoch, aber etwas abschüssig und ziemlich gut bebaut. Um Mittag erreichten wir, vom Winde begünstigt und von der Strömung, welche um so heftiger wird, je mehr die beiden Ufern sich nähern, und tosend hinwegdrängt, wo einst Festos und Abydos lagen, das asiatische Dardanellendorf. In der nach Nordosten gelegenen Bucht ankerte das Fahrzeug; das Boot brachte uns an's Land. Der Ort ist, wenigstens für dieses Land, eher eine kleine Stadt als ein Dorf zu nennen. Die Straßen sind ziemlich regelmäßig angelegt, die Wohnungen im Durchschnitt erträglich, der Bazar ist mit einer zahllosen Menge buntbemalten und vergoldeten Töpfergeschirrs versorgt, welches den vornehmsten Industrie- und Handelszweig dieser Gegend bildet und durch die ganze asiatische und europäische Türkei versandt wird. Ein halbes Dutzend Konsularflaggen und große Wappenschilder verkündigen die Würde und Privilegien der Agenten christlicher Staaten, welche hier indeß großentheils durch Juden repräsentirt werden sollen. Das Schloß ist weitläufig und scheint ziemlich fest, obgleich von den Regeln der neuern Befestigungskunst keine Spur an ihm zu entdecken seyn mag; bis zu den letzten gefahrdrohenden Tagen (wo man in Konstantinopel mehrmals blinden Lärm erhob, Ibrahim sey an den Dardanellen) ziemlich verwahrlost, wurde es, so wie die andern Forts an der Meerenge, durch russische Genieoffiziere in bessern Stand gesetzt. Am Steande hatte sich gleich eine Menge Menschen versammelt, um zur Reise nöthige Vorräthe, Geflügel, Eier, Obst und Brod zu verkaufen. Von der Terrasse des hier liegenden Kaffeehauses aus erblickte ich den Meersteom, welchen Leander und Byron in verschiedener Absicht und mit verschiedenem Erfolge durchschwommen, und sah vor mir das mit weitläufigen doppelten Mauerlinien umgebene europäische Schloß und Dorf, dessen meist dunkelgemalte Wohnungen auf dem Abhange des mit grünem Laube und dunkeln Cypressenlinien bedeckten Hügels in Gruppen vereinigt lagen. Das anatolische Ufer ist flach und eben; es fehlt nicht an Anbau, und die Gegend soll Wein und Getreide in Ueberfluß liefern. Ein Friedhof liegt dicht bei dem Dorfe; mehrere Windmühlen deuten auf Betriebsamkeit, wofür auch schon das Aussehen des ganzen Orts und seiner Bewohner spricht. Die nach dem Archipel segelnden Schiffe pflegen sich hier mit Lebensmitteln zu versehen, welche weit wohlfeiler und häufig besser sind, als in Konstantinopel.

Erst nach vierstündigem Verweilen konnten wir die Reise fortsetzen. Der Wind war schwach, bis wir die letzten Schlösser erreichten, wo uns ein heftiger Nordwind in den Rücken fiel, als wir, dem windmühlenreichen Kap Yenishahr gegenüber, in den Archipel einliefen, und die Kanincheninsel und weiterhin zur Rechten die Berge von Imbro zu Gesichte bekamen. Vor uns lag Tenedos, wo einst der Gott mit dem Silbergeschoß geherrscht und das er nun mit seinen letzten Strahlen beleuchtete, mit seinem Kastell und dem um dasselbe gedrängten Städtchen; links die Küste von Troja mit ihren beiden weltberühmten Vorgebirgen und dem Ida im Hintergrunde. Nicht weit vom Steande des Festlands ankerten die gewaltigen Dreidecker, die Britannia und der St. Vincent, mit verschiedenen Fregatten und Briggs, gegenüber bei Tenedos die vom Admiral Hugon befehligte französische Flotte. Die See ging hoch; Schaluppen schwankten hin und her zwischen den haushohen Schiffen, welche die Spitzen der Maste abgenommen hatten, und,

Digitized by Google

der Gewalt des Windes weichend, sich etwas auf die Seite legten. Es war ein imposanter Anblick, diese schwimmenden Wesen, auf denen die dreifarbigen Flaggen wehten, von dem bewegten Element getragen und geschaukelt zu sehen; es erregte eine sonderbare Empfindung, diese Kriegsgeschwader des fernen Occidents, zu Schutz und Trutz vereint, an derselben Stelle zu erblicken, wo einst der Achäer dunkle Schiffe zu Ilions Verderben geankert. Bei Anbruch des dritten Morgens hatten wir, da der Wind immer anhielt, schon bedeutenden Weg zurückgelegt: die Sonne ging über Chios und der Ebene von Smyrna und Pergamum auf; in der Ferne sahen wir die langgedehnte Küste Euböas, und steuerten auf die Cycladengruppe zu. Die kaum 800 Klafter breite, bei stürmischem Wetter sehr gefährliche Meerenge zwischen Andro und Tine nahm uns auf, und wir näherten uns so sehr der ersten Insel, daß wir den bald wüsten, bald angebauten Strand mit eingeschnittenen Buchten und einzelnen Wohnungen und den Bergmassen des Innern dicht vor uns erblickten. Bald lag Syra vor uns, nackt und steil und felsig. Gegen vier Uhr nach Mittag fuhren wir um die östliche Spitze der Insel: Windmühlen erschienen und bald darauf der geräumige Hafen, um ihn herum die Stadt Hermoupolis, meheere Hundert meist flacher, weißer Wohnungen, ziemlich unregelmäßig auf dem Strande im Halbkreise gruppirt, von Kirchen und Thürmen unterbrochen, einen in der Mitte etwas weiter nach dem Innern zu sich erhebenden kegelförmigen Berg bis zu seiner Spitze bedeckend. Der Kontrast zwischen diesem Orte und denen in der Türkei konnte nicht stärker seyn, dagegen erinnerte mich dieser Prospekt an ähnliche Vednten auf der Südküste Siziliens.

Eine Barke vom Sanitätamte kam bald vorsichtig an unser Fahrzeug heran; leider langten wie mit Patente brutta an, und fünfzehn Tage Quarantaine wurden über uns verhängt, wovon wir noch zwei am Bord zuzubringen hatten, da im Lazareth kein Platz vorhanden war. Der nächste Tag war ein Sonntag: Geläute schallte von allen Thürmen, wir sahen die Bewohner in die nahe Kirche zum Gottesdienste gehen und am Ufer umherwandeln. Die Hitze der lezten Julitage war unerträglich, und der beengte Raum des Verdecks gestattete kaum, sich Bewegung zu verschaffen: Dante's Fegefeuer, in welchem ich selbst zu stecken glaubte, tröstete mich eben so wenig, als eine Reisebeschreibung durch Armenien, in welcher zwei amerikanische Missionäre von allen ihren Leiden und dem erduldeten Ungemache Nachricht gaben. Endlich hatte man dicht beim Lazarethgebäude auf dem gelblichen Felsen am Strande einige Barken errichtet, hier mußte sich nun die Schiffsgesellschaft einrichten so gut sie konnte. Trotz des elenden Unterkommens war Jeder froh, dem Marco Bozzari, so hieß unsere Brigantine, zu entfliehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Eglise française.

Die Pariser Zeitungen hatten ganz zuverlässig angekündigt, die Abbé's Chatel und Auzon haben ihren neuen Gottesdienst aufgegeben, seitdem man in der Eglise française den bon Dieu des Erstern öffentlich versteigert habe. Und wenn man las, wie einige dieser Zeitungen die beiden Abbé's heruntermachten und über ihren sogenannten „Charlatanismus" loszogen, so konnte man auch nicht begreifen, wie es den beiden Herren noch möglich sey, ein Bischen Ansehen beim Volke zu erhalten und sich noch öffentlich zu zeigen. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als mich Jemand belehrte, die beiden Stifter des neuen Gottesdienstes seyen noch in voller Thätigkeit, und mich bewog, mich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Ich ging in der That lezten Sonntag zuerst in Chatels Gotteshaus oder Betsaal, und fand hier eine sehr zahlreiche Versammlung. Man hatte eben die erste Kommunion der Kinder gefeiert, und Abbé Chatel, in seinem bischöflichen Hausornate (denn eigentliche Kirchenkleidung ist nicht gebräuchlich), hielt eine Anrede, hauptsächlich über die eben begangene feierliche Handlung; aber nebenbei auch über den Fortgang seiner Eglise française. Zu Nantes, erzählte er unter Anderm, habe man derselben allerlei Hindernisse in den Weg gelegt; allein sie habe dennoch gesiegt, und stehe nun fest da, besonders seitdem sie liebreich ein Todtenamt für einen Verstorbenen gehalten habe, dessen Leiche die katholischen Priester nicht in ihre Kirche hatten aufnehmen wollen. In der That scheinen der Eglise française alle diejenigen Familien zuzueilen, welche von der katholischen Geistlichkeit Beweise von Unduldsamkeit erhalten. Dazu kommt, daß die Eglise française alle diejenigen Handlungen, für welche in der katholischen Kirche Geld erlegt werden muß, unentgeldlich verrichtet. Während des Gottesdienstes wurde eine freiwillige Kollekte veranstaltet, wozu ziemlich viel Beiträge einliefen. Uebrigens hatte der ganze Gottesdienst doch ein gar zu weltliches Ansehen, um zur Erbauung zu wecken. Von da begab ich mich zu Auzou's Betsaal, der in derselben Gegend liegt. Hier war es nicht so voll; der Abbé hielt eben eine furchtbare, halb politische, halb geistliche Rede über die Anhänglichkeit des Oberhauptes der katholischen Kirche an die Grundsätze der uneingeschränkten Regierungen Europa's, und über ihr gemeinschaftliches Streben, jede Art von Freiheit bei den Völkern zu ersticken. Hier wird dem Pabste auch in politischer Hinsicht der Krieg erklärt. Geriethe die lezte Predigt des Abbé Auzon unter die Censur mancher Länder, so würde kein Satz darin stehen bleiben. Das Fortbestehen der beiden Kirchen beweist wenigstens so viel, daß manche Leute in Paris das Bedürfniß eines reformirten Gottesdienstes fühlen, und in Ermangelung eines bessern sich an den der beiden Abbé's halten. Diese beiden Geistlichen haben offenbar Vieles wider sich und erregen keine wahre Achtung; auch sprechen, wie gesagt, die Zeitungen von ihnen mit der größten Geringschätzung. Findet

Digitized by Google

ihr Gottesdienst nun nichts desto weniger Eingang bei Vielen, welche aufgehört haben, die katholischen Kirchen zu besuchen, so ist es doch wohl augenscheinlich, daß sich diese Franzosen nach einem Gottesdienste sehnen, der ihrem Sinne mehr zusagt, als der lateinische Kultus in den hiesigen katholischen Kirchen. Dieses Streben nach Verbesserung religiöser Einrichtungen äußert sich auf mannichfache Art. Der Dichter Drouineau, welcher das Vorbild eines einfachen Christenthums aufgefaßt zu haben scheint, hat mehrere Schriften, hauptsächlich Romane, herausgegeben, um seine Ideen in Umlauf zu setzen. Andere gehen aber noch viel weiter. So erklären die jetzigen Verfasser und Herausgeber der Revue encyclopédique in einer merkwürdigen Vorrede zu dem letzten Bande dieser Zeitschrift, sie haben in dem St. Simonismus, besonders bei der Richtung, die er zuletzt genommen, keineswegs ihre Befriedigung gefunden, und sie wollen künftighin ihren eigenen Gang gehen, so zwar, daß sie Republikaner und nur zum Theile Christen seyn werden, das heißt, sie werden die geselligen Grundsätze des Christenthums annehmen, sich aber an keine Glaubenslehre binden. Worin die religiösen Ansichten des Abbé de la Mennais bestehen, ist aus seinen Paroles d'un croyant jetzt in ganz Europa bekannt. Man kann daher denken, daß die katholischen Abbé's gewaltig über den Verfall des Glaubens, über die Kühnheit der Neuerer u. s. w. klagen. Das Wort Ketzer wagen sie nicht mehr zu gebrauchen, lassen es aber genugsam vernehmen, daß alle Verbesserungsversuche nur Ketzereien in ihren Augen sind. So klagt der bekannte Abbé Bautain zu Straßburg (de l'enseignement de la philosophie en France au 19me siècle): „Die Gesellschaft in Frankreich bietet jetzt ein ganz außerordentliches Schauspiel dar, nämlich das eines heftig erschütterten Gebäudes, das nur noch auf einigen Punkten und auf künstlichen Stützen ruht, und beim ersten Stoße zusammenfallen kann. Eine Menge Arbeiter eilen, neue Fundamente anzulegen; aber zum Unglücke verstehen sie sich nicht untereinander; sie zanken und widersetzen sich einer dem andern, ohne zu bedenken, daß das Gebäude beim Zusammenfallen sie unter seinen Trümmern begraben wird... Das äußerliche Gebäude der Religion steht zwar in Frankreich noch aufrecht; wie ist es aber untergraben! wie viel Steine sind aus dem Fundamente herausgezogen worden! Es wäre schon umgeworfen worden, wenn es seine Stütze nur auf der Erde hätte und nicht von oben herab unterstützt würde. Läßt sich wohl eine größere Verwirrung denken, als diejenige, welche heutzutage in dem herrscht, was man religiöse Grundsätze außerhalb der katholischen Kirche nennt? u. s. w.“ Natürlich räth der Ultramontaner, man solle in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren. Die ehemaligen St. Simonisten der Revue encyclopédique behaupten ihrerseits, dies gehe nicht mehr an, und wahrscheinlich haben auch sie einen bedeutenden Anhang, besonders bei der studirenden Jugend. Die Eglise française der Abbé's Chatel und Auzou zieht hauptsächlich Leute von mittlerm Alter an, welche einen, dem katholischen nicht ganz unähnlichen Kultus haben wollen. Es wäre nichts Sonderbares, wenn bei der in Frankreich herrschenden Religionsfreiheit noch andere Ansichten und andere Arten des Gottesdienstes auftämen. Bis jetzt stören und gefährden sie die Ruhe im Staate keineswegs, und bestehen daher friedlich nebeneinander. So lange Jeder nach seinem Gewissen handelt, hat auch die Behörde nichts dabei zu sagen. Sie braucht ja nur aller Gaukelei und Unsittlichkeit vorzubeugen; das Uebrige ist Sache jedes einzelnen Bürgers.

Dg.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Der Keferloher Markt.

Die Meisten zeigen noch triumphirend die ehrenvollste Trophäe von Keferloh, einen Maaßkrug ohne Deckel, auf, den sie an dem letzten Bierkeller vor der Stadt, wo gewöhnlich Halt gemacht wird, um mit einem Abschiedstrunke die Feier würdig zu beschließen, auf dem Straßenpflaster zerschmettern. Ganze Züge heulenden Zugviehes, getoppelte Pferde, Schweine u. s. w., die auf dieser Straße der Stadt zu ziehen, und deren Treiber und Führer sich diesmal auf den richtigen Instinkt des lieben Viehes verlassen müssen, um selbst auf der rechten Bahn zu bleiben, unterbrechen dieses Bild mit Staffagen, die seiner vollkommen würdig sind. Fiaker, Gesellschaftswagen, Chaisen u. s. w., fast durchgängig mit Tarus, Fahnen, Blumen und Inschriften im Keferloher Lapidarstyl geschmückt, folgen sich in fast unabsehbarer Reihe. Der Fiater wird heute zur englischen Stage coach; neben dem Kutscher, auf der Decke, dem Wagentritte, ja selbst oft auf den müden, jämmerlich gehetzten Gäulen, überall so viel Keferlohselige, als nur Platz finden können. Der Kutscher ist so bunt als möglich ausstaffirt; gewöhnlich hängen ihm noch an einem um den Hals gewundenen Strick zwei Maaßkrüge über die Brust herab. Die Wagen sind scheckig genug besetzt, um diesem Zuge den tollsten Faschingscharakter zu geben. Handwerker, Weiber, Soldaten, Bauern u. s. w., Alle, wie sich's von selbst versteht, mit den Abzeichen Keferlohs geschmückt; Alle lärmend, singend, die ausgelassensten Späße treibend; ohne Unterschied gilt hier gegenseitig das traute „Du.“ denn Alle umschlingt heute das Band der zärtlichsten, hingebendsten Freundschaft von Keferloh. Dazu kommen die rückkehrenden Brauerwagen, jeder mit vier hohen, mächtigen Rossen bespannt und mit Gratispassagieren besetzt, die auf den leeren Bierfässern reiten; dazwischen wandernde Harfenistinnen, Bratwürstel- und Lebkuchenweiber, Polichinellidirektoren, Mordthatenrhapsoden u. s. w., die Alle das klassische: Uns ist ganz kannibalisch wohl! in Miene und Haltung aussprechen. Wahrlich, ein Schauspiel, das einem Hogarth Motive genug zu originellen Schöpfungen, wie einem strengen Moralisten zu eben nicht sehr erbaulichen Betrachtungen geben würde! Doch bald sinkt auf das große, durleste Gemälde wohlthätig der Schleier der Nacht; versuchen wir nicht, ihn weiter zu lüften; „die Nacht ist keines Menschen Freund,“ am wenigsten eine Nacht nach Keferloher Orgien. Unsere Tageblätter enthalten gewöhnlich ein genaues Bülletin von der Keferloher Wahlstatt, wie viele schwer und leicht Verwundete und sonstige Gemishandelte es dort gegeben. Indeß ist es ein Glück, daß die dort Gebliebenen nicht zugleich auch die Todten sind. Ich könnte jetzt, mich mit der bekannten Sentenz entschuldigend, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen und umgekehrt nur ein Schritt sey, von Keferloh auf die neuen, meisterhaften Fresken kommen, mit welchen jetzt die ganze Arkadenreihe des Bazars durch unsern genialen Rottmann geschmückt ist; doch die Musen und Grazien sind gar keusch und zart; die Nähe des unaeschlachten, rohen Treibens könnte sie verletzen und zu einem Verbrechen zwingen. Ich führe Ihnen daher die Musen und Grazien und Meister Rottmann in meinem nächsten Bericht in würdigerer Gesellschaft vor.

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Oktober 1834.

Auch des Wappens neue Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Schiller.

Etwas über Siegelkunde.

Die sogenannte Diplomatik verhält sich zur Diplomatie schon lange nicht mehr wie das Mittel zum Zweck, und man kann ein ganz brauchbaer Diplomat und ein sehr schwacher Diplomatiker seyn. Seit die Kritik der Pergamente, Siegel und Wappen aufgehört hat, Hacke und Spaten des Staatsmanns und Rechtsgelehrten zu seyn, ist sie als praktische Wissenschaft in den Köpfen einiger Wappenkönige, Conservatoren und Archivare für Nothfälle niedergelegt. Aber als Hülfswissenschaft für die Geschichte behält sie fortdauernd ihren Werth, und der Geschichtsforscher betrachtet, um einen dunkeln historischen Punkt aufzuklären, die halb verwischten Siegel obscurer Geschlechter mit demselben prüfenden Ernst, wie einst der Sachwalter wegen Lehns- und Erbhändeln. Uebrigens bilden die Siegel und Wappen der Urkunden eine Galerie von Monumenten, welche über die Kunstgeschichte des Mittelalters, namentlich hinsichtlich der Zeichnung und Gravierkunst, oft interessante Aufklärungen geben. Ein neues gelehrtes diplomatisches Werk: Sigilli de' Principi di Savoia, auf königlichen Befehl gesammelt und erklärt von Libr ario und Promis, das sich auch über das Allgemeine des Fachs verbreitet, gibt uns der Seltenheit wegen Veranlassung, die Leser zu einem Streifzug auf das Gebiet der Siegelkunde einzuladen, versteht sich, zu einem rein dilettantischen. Wenn auch die meisten Leser niemals erfahren werden, wie staubiges Pergament und von der Zeit geschwärztes Wachs riecht, so kann man doch nicht wissen, wozu ein zufällig aufgegriffenes Stück diplomatischer Erudition gelegentlich gut ist.

* * *

Die Sitte, mit Ringen zu siegeln, ist uralt; schon die Egypter, die Perser und andere alte Völker kannten sie, auch die Römer, bei denen der Siegelring Annulus signatorius hieß. Dieser Gebrauch erhielt sich in der Auflösung des römischen Reichs; im Jahr 660 hatte Ebregisiles, Bischof von Meaux, einen Ring mit einem kostbaren Stein, auf welchem das Bildniß des h. Pauls, des ersten Einsiedlers, vor einem Kruzifix, und über ihm der famöse Rabe, der ihm sechzig Jahre lang täglich ein halbes Brod brachte, eingeschnitten war. Die ältesten Siegel waren kugelförmig. Diese Kugeln waren von Blei; man hat noch dergleichen von Trajan, Marc Aurel und ihren Nachfolgern im Abend- und Morgenland. Von den Kaisern ist die Sitte, die Urkunden auf diese Weise zu besiegeln, auf die Päbste übergegangen, aber erst zur Zeit Gregors des Großen, oder noch etwas später. In der Folge trat Wachs an die Stelle des Bleis oder anderer Metalle, und da kein anderer

Digitized by Google

Stoff in gleichem Grade Weichheit, Zähigkeit und Dauer vereinigte, so bedienten sich die Großen durch das ganze Mittelalter zu ihren Siegeln meistens des einfachen oder zusammengesezten Wachses. Bei Fürsten von geringerem als königlichem Range waren die Siegel im zehnten und eilften Jahrhundert noch sehr wenig im Gebrauch, und die Grafen von Flandern, die Herzoge von Burgund, Lothringen, der Normandie und Bretagne, und die Grafen von Toulouse möchten so ziemlich die einzigen seyn, bei denen sie zu jener Zeit vorkommen; aber vom zwölften Jahrhundert an werden sie häufiger. Die Siegel dienten dazu, Urkunden gesetzliche Kraft zu ertheilen, und lange galten sie statt der Unterschrift; deßhalb wurde das fürstliche Siegel öffentlich, meist in Gegenwart des Fürsten selbst, oder doch des Kanzlers, aufgedruckt. Je nachdem das Aktenstück mehr oder weniger Wichtigkeit hatte, nahm man das große, oder das mittlere Siegel; aber in Abwesenheit des Kanzlers, der diese in Verwahrung hatte, bediente man sich des Privatsiegels (signetum) des Fürsten, und verlangte etwa der Gegenstand größere Solennität, so erklärte man, nach der Rückkehr des Kanzlers solle an die Stelle des Privatsiegels das große Rittersiegel gesezt werden. Eine Urkunde, welche ihr Siegel verloren hat, gilt im Allgemeinen für kraftlos; indessen behalten solche Aktenstücke, wenn die Spuren der Besiegelung unverkennbar und unzweideutig sind, nicht nur für den Alterthums- und Geschichtsforscher ihren Werth, sondern häufig haben in solchen Fällen selbst die Gerichte, namentlich die französischen Parlamente, ihre Amtskraft aufrecht erhalten.

Die Siegelstöcke waren gewöhnlich von Silber oder Gold, ja von kostbaren Steinen, und diese Kostbarkeit des Stoffs war, wie bei so vielen andern Monumenten, Schuld daran, daß so gut wie gar kein altes Siegel auf uns gekommen ist. Abgedruckt wurden sie gewöhnlich auf Gold, Blei oder Wachs; Beispiele von andern Materien sind so selten, daß man sie mehr dem Zufall oder der Laune, als einem Brauch zuschreiben muß; dieher gehören die dänischen Elfenbeinsiegel und das silberne Siegel Roberts II., Fürsten von Capua, vom Jahr 1128. Goldener Siegel bedienten sich bei besonders feierlichen Gelegenheiten die abendländischen Kaiser, die Könige von Frankreich, England, Dänemark, die normännischen Fürsten, die Könige von Sicilien. Diese sogenannten Bullen sind nach Größe und Gewicht sehr verschieden; die goldene Bulle Karls des Kahlen an der Stiftungsurkunde von St. Cornelius zu Compiègne wog zehn Dukaten, eine von Christian V., König von Dänemark, aber nicht weniger als zwanzig Unzen; ein solches Goldsiegel von Karl II., König von Sicilien, das sich zu Marseille befindet, besteht aus zwei ganz dünnen Blättchen, zwischen denen die Befestigungsschnüre durchlaufen, und es verdankt seine Erhaltung der ausnehmenden Sparsamkeit des königlichen Gebers. Die bleiernen Bullen sind, wie schon gesagt, sehr alt; die Republik Venedig erhielt das Recht, mit Blei zu siegeln, von den Kaisern von Konstantinopel, und die Republik Lucca vom Pabst Alexander II. im Jahr 1064; später verbreitete sich diese Sitte allgemein unter den Fürsten, und auch die Bischöfe, ja bloße Aebte machten sie Rom nach.

Bei weitem die meisten Siegel sind rund; indessen findet man auch ovale, parabolische, spitzovale, viereckige, dreieckige, fünf-, sechseckige, rautenförmige, als Kleeblatt geformte. Unter den Karolingern waren ovale Siegel sehr gebräuchlich; im zwölften Säculum zogen sich die Siegel der Geistlichen und vornehmer Damen immer mehr in die Länge und spizten sich zu, aber die runde Form gewann bald wieder die Oberhand. Viereckige, dreieckige, überhaupt parador geformte Siegel waren im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert, besonders in Deutschland, üblich.

Die Siegel werden entweder an das Pergament selbst befestigt oder angehängt. Im ersten Falle klebte man sie entweder unmittelbar auf das Pergament oder machte einen Einschnitt in dasselbe, wodurch das Wachs auf die Rückseite drang und somit das Siegel besser befestigt wurde. So verfuhr man bis in's zwölfte Jahrhundert, von da aber wurden die Siegel angehängt, Anfangs an gemeine Bänder und Schnüre, später an bunte Seidenschnüre. Die Siegel sind entweder bloßes Wachs, oder mit Papier bedeckt, oder in hölzerne und metallene Kapseln eingeschlossen. Während des ganzen dreizehnten Jahrhunderts und noch später hatten die Siegel keinerlei Ueberzug; zuerst flug man sodann an, um das Wachs ein Papier zu schlagen und so den Stempel aufzudrücken, und da dieses Papier oft sehr grob und dick war, sind diese Siegel meist fast unkenntlich; indessen wurden niemals große Siegel, sondern nur kleine und mittlere auf diese Weise umwickelt. Das älteste bekannte Siegel in einer hölzernen Büchse ist eines von Balduin II., Kaiser von Konstantinopel, im Archiv zu Marseille; eigentlich aber kam dieser Brauch erst zweihundert Jahre später, in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, auf. Im sechzehnten traten blecherne Büchsen an die Stelle der hölzernen, und schon die lezten Visconti von Mailand bedienten sich zierlicher messingenen Kästchen von halb parabolischer Form, auf denen das darin enthaltene Siegel mit dem Grabstichel abgebildet war. Noch erwähnen wir des sonderbaren Brauchs, die Siegel mit einer Strohschnur zu umgeben.

(Der Beschluß folgt.)

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Fortsetzung.)

Von einer griechischen Quarantaine will ich keine ausführliche Schilderung entwerfen. Die Sanität-Gesetze, mit denen der Occident sich zum Schutz gegen die krankheitsschwangerr Levante umgürtet hat, sind freilich lästig und unangenehm, aber man unterwirft sich ihnen mit Fassung und Geduld, wrii man ihre Nothwendigkeit einsieht. Doch der, welcher an den Küsten Frankreichs oder Italiens in diese Art von Gefangenschaft gerathen, kann sich noch keinen Begriff von Syra machen. Die glühende Temperatur rines griechischen Sommertages, dem im Durchschnitt eine sehr kühle Nacht folgt, mag man sich denken, sowie auch, welchen Schutz einige in der Eile zusammengefügte Bretter, der nackte, staubige Felsen als Fußboden, eine Lücke als Thüre und Fenster, dagegen zu bieten im Stande waren. Die Einrichtung war erbärmlich, für Scheidung der früher oder später Eingetroffenen war kaum gesorgt, und die größten Unregelmäßigkeiten hätten ungeahndet vorgehen können. Täglich kamen Fahrzeuge mit Menschen an, und bald glich der Platz am Strande einem kleinen Dorfr. Von den unter türkische Herrschaft zurückgegebenen Inseln wanderten Viele ein; Quarantainen waren nur auf Syra und Hydra eingerichtet, und diese waren nicht vermögend, rin Viertel der Ankömmlinge zu fassen. Ich mußte bei dieser Gelegenheit mannichfaches Elend ansehen. Eines Abends setzte rin Fahrzeug mehrere candiotischr Familien an's Land, welche den entsetzlichen Bedrückungen, die Mehemed Ali's Satelliten sich auf dieser Insel erlaubten, durch die Flucht sich entzogen hatten: erst waren sie auf Santorin gelandet, von wo man sie aber nach Syra gewiesen. Ein paar Truhen, einige schmutzige Matratzen und Decken machten ihre einzige Habe aus. — Raum war selbst in den Bretterwohnungen nicht mehr: so mußten diese Unglücklichen die Nacht und den ganzen folgenden Tag auf dem Felsenufer liegend zubringen. In dem Verschlage dicht neben mir wohnten ein paar Politiker, die, nach morgenländischer Sitte, den ganzen Tag hindurch in Tabaksqualm sich einhüllten und von nichts als Eleftheria, Vasilefs, Hellas und Capodiftria sprachen. Sie unterhielten sich ziemlich ungenirt über den traurigen Zustand der Marine, dir ganz darniederliege, und über das Elend und die Schmach der Hydeioten, welchr durch Hunger gezwungen werden, schaarenweise auf der Flotte ihres verhaßten Erbfeindes, des Paschas von Egypten, Dienste zu nehmen. Dann räumten diese, und eine Familie zog mit kleinen Kindern ein, die den ganzen Tag und die halbe Nacht über schrien und weinten, wenn nicht bisweilen der tiefe Baß des Vaters dazwischen schalt. Auf der andern Seite hatte der Archimandrit ein Unterkommen grfunden, und hielt nebst rinem andern Leidensgefährten mit erstaunlicher Zungenfertigkeit ernste und lebhafte Diskussionen über die Dreieinigkeit und andere Mysterien, indem er bei den Versuchen, seinen Opponenten von gewissen Ketzereien zu bekehren, ein über das andere Mal Kyrie eleison schrie. Der Mariote, welcher übrigens zum eingefleischten Peroten gewoeden, konnte sich nicht darüber zufriedenstellen, daß man Douanenlinien und Lazarethe auf den Inseln etablirt, und daß er, ein andeer Tantalus, sein Vaterland viezehn Tage lang vor sich sah und nicht hinüber durfte, während er auf Syra seine blanken Piaster zu einem ungünstigen Kurse ausgab, um den Genuß zu erkaufen, sich nach Herzenslust zu langweilen. Dabei klagte er bitterlich über den Verlust der fast demokratischen Unabhänglgkeit, deren Maria-Dionysias sich unter der Herrschaft des Kapudan-Pascha erfreut. Gegenüber klimperte ein schmächtiger, junger Albanese, der als Knabr nach Trapezunt gekommen war, nicht recht wußte, ob er an's Evangellum oder an den Koran zu glauben hatte, und endlich den Weg wieder in die halbvergessenr Heimath fand, stundenlang auf einer gebrechlichen Mandoline, und sang oder heulte vielmehr dazu ein bald wild, bald melancholisch klingendes, halb türkisches, halb albanesisches Volkslied.

Den einzigen Ersatz für mannichfaches Ungemach und unausbleibliche Langeweilr gewährte drr Abend, wo ich die äußersten Felsen des Strandes hinaufklimmen und mich dort niederlassen konnte. Die untersinkende Sonne röthete die Gipfel der Inseln, welche im Halbkreise den Horizont umgaben: Tine mit seinen vielen, weißschimmernden Dörfern, Myconi, das heilige Delos, das fruchtbare Naxos, das marmorreiche Paros — die Hrimathwelt der hellenischen Mythe, wo Apoll und Artemis geboren, wo Ariadne vom Dionysos getröstet wurde, die Wiege so mancher großen und edlen Männer. Die Dämmerung ist in diesen Steichen sehr kurz; bald war die Nacht da, der Himmel sternhell und funkelnd. Einzelne Barken mit flimmernden Lichtern fuhren am Gestade vorüber. Wird man es für deutschr Sentimentalität halten, wenn in solchen Momenten eine wehmüthige Stimmung, wenn die Erinnerung an eine untergegangene, schöne Welt mich beschlich, und ich dann die Götter Griechenlands unsers unsterblichen Dichters und Byrons wunderschönes Lied im Don Juan diesem Meer und diesen Küsten hersagte, welche einst den Tönen der Musr von Chios und Teos gelauscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Erste Liebe.

Herzliebchen will nicht glauben,
Sie sey mein erstes Lieb,
Zählt her mir an den Fingern,
Wie oft ich hängen blieb.

Ein thöricht Kind — als käme
Die Lieb' unangesagt:
Schneeglöckchen gibt's vor'm Maien,
Frühnebel, eh' es tagt.

Doch kommt mit tausend Sträußen
Der Frühling hergeweht,
Verkriechen sich die Glöckchen
Vor solcher Majestät.

Flammt auf der Tag vom Meere
In lichten Morgenloh'n,
Dann schleichen seine Boten
Gespenstisch sich davon.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Oktober.

Löwe-Weimars über Deutschland.

Eben da ich im Begriffe war, Ihnen Einiges aus unserer Stadt mitzutheilen, fiel mir ein Pariser Feuilletons-Artikel in die Hände, der mich der Mühe des Selbstkomponirens überhebt; den Hauptzweck, Unterhaltung, hätte wenigstens meine Wahrhaftigkeit nie so gut erreicht, als die Improvisation des Franzosen. Uebrigens ist der Verfasser der Skizze zwar einer der beliebtesten Feuilletonisten, aber Allem nach kein Stockfranzose, sondern deutscher Abkunft. Herr Löwe-Weimars wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir seine Reisebeschreibung darum doppelt außerordentlich finden.

* * *

Mehrere Jahre hatte ich Deutschlands Boden nicht betreten, als ich vor einigen Tagen auf der Brücke bei Kehl über den Rhein ging. Man muß diese beiden Ufer des Rheins gesehen haben, um den Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland recht zu verstehen. Bis Straßburg ist man wirklich in Frankreich. Straßburg, die alte deutsche Stadt, wo Erwin das wunderbarste Denkmal der deutschen Geduld gesetzt hat, diesen Münster, von wo aus Vauban seine Citadelle zeichnete, Straßburg hat seit Ludwig XIV. mit seinen blonden Schwestern, den Städten des Nordens, gebrochen. Straßburg hat sich naturalisirt durch Pigale's Meißel, besonders aber durch Kleber, durch Desaix und durch die ruhmvollen und unsterblichen Reihen seiner Freiwilligen, deren Blut für Frankreich floß, vom Nil bis zur Etsch, und von der Etsch bis zum Rhein. Endlich singt man in Straßburg Vaudevilles, und singt sie falsch; augenscheinlich gehört also Straßburg uns, uns für immer, und es wäre ungerecht, ihm den Namen einer französischen Stadt streitig machen zu wollen. Diese Kehler Brücke, lang wie die Staaten mehr als eines kleinen deutschen Fürsten, legt sich als ein ganzes Land zwischen beide Reiche. Der Bodensee, der bestrittene Landstrich zwischen Schottland und England, war vielleicht nicht größer, als diese ungeheure Bretter- und Schiffbrücke, die der alte Rhein im Zorn jeden Augenblick bereit scheint, fortzutragen. Der letzte Franzose am einen Ende dieser Brücke ist ein Soldat, der ungeduldig seine Wache hält; von Zeit zu Zeit schaut er nach der andern Seite des Rheins, wo ihm in den Strahlen der Abendsonne die Armstriche des Sergeanten zu leuchten scheinen, die er in der nächsten Affaire wohl zu gewinnen hofft. Noch von fern hört man ihn die letzten Takte der Parisienne trillern, wenn man schon den gelben Schnurrbart und die goldenen Haare der ersten badischen Schildwache erkennt. Diese steht unbeweglich, ohne Ungeduld; sie trillert nicht und wirft keine neidischen Blicke an's andere Ufer. Für diesen badischen Soldaten gibt es diesseits und jenseits des Flusses weder Sergeantenstriche, noch Offiziersepaulette, noch Marschallstab. Ihr seyd in einem Lande, wo man nicht fällt und wo man nicht steigt; trauriges Land, wo man nichts zu hoffen hat, nicht einmal die Bewegung durch einen Fall. Deutschland hat sich übrigens verändert. Der Postillon von ehemals ist wohl noch da mit der gelben Jacke der Fürsten von Thurn und Taxis, welche die Oberpostmeisterei des Reichs schon zu Philipps II. Zeit besaßen. Er kündigt sich schon von Weitem durch den gezogenen Ton eines kleinen Horns an, an dem, wie an Lanzen von Wilden, dicke grün und rothe Trotteln hängen. Ich höre noch immer den Postknecht, wie er die Pferde anschirre und das alte Lied aus dem dreißigjährigen Kriege singt:

Der Schwed ist kommen,
Hat Alles mitg'nommen.

Aber es ist schon Nacht und der Wächter hat noch nicht gerufen. Der Nachtwächter verschwindet aus Deutschland, wie der Watchman aus England; der Nachtwächter, der so schöne Verse sang, der so pünktlich jede Stunde ausrief, der so harmonisch die Bürger aufforderte, sich vor Feuer, Dieben und bösen Träumen zu bewahren, der zu Gott mit lauter Stimme für die Schläfer betete; der Nachtwächter hat seine Laterne ausgelöscht, und schläft jetzt so ruhig in seinem Bett, wie jeder Andere. Ich erkenne Deutschland ohne diesen Mann kaum wieder; er war für Deutschland, was der türkische Turban und der schleppende Kaftan für Konstantinopel war. Es heißt, mit den Königen gehe es zu Ende; aber nein, die Könige weichen nicht, im Gegentheil, die Völker sind es, die davon gehen. — Bleibt nicht in Kehl, rettet euch eilig, ihr rollt über die Gebeine von 300.000 Menschen hinweg, welche die Kugeln unserer Kanonen seit 1791 niedergeschmettert; aber Kehl hat mörderische Schüsse ganz anderer Art von seinen Wällen herabgeschleudert. Denkt euch, daß von 1780 bis 1790 dort zweihundert Arbeiter in den Kasematten der Festung unausgesetzt die Werke Voltaire's druckten. Beaumarchais war es, der den Angriff leitete. Man spricht beständig im badischen Lande von den großen Thaten des Markgrafen Louis, eines der Helden Deutschlands; aber mir dünkt, der Großherzog Karl, unter dem jenes Werk geschah, hat viel Größeres gethan: er hat den König von Frankreich um seinen Thron gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. Oktober 1834.

Die Stadt, für Allah abgejagt dem Gjaur,
Mag dieser wieder Osmans Stamm entringen,
Doch sucht die Freiheit nimmer dieses Land.

Byron.
Childe Harold.

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Fortsetzung.)

Endlich ward uns die langersehnte Freiheit wieder gegeben: die Douanen-Angelegenheiten waren bald abgemacht, und ich befand mich in Hermoupolis. Verspricht auch, wie es häufig der Fall ist, das Aeußere der Stadt mehr, als ihr Inneres hält, so mag sie doch bei weitem eine der bessern seyn. Die Straßen sind zum Theil sehr steil, die meist weißübertünchten Wohnungen häufig ärmlich, nicht wenige aber anständig und selbst schön, wie das sardinische und das österreichische Konsulat und das Regierungsgebäude, in der obern Stadt, wo die Reihen weniger zusammenhängen, bisweilen von Gärtchen umgeben. Von dem Hügel aus, den die Windmühlen einnehmen, hat man eine umfassende Aussicht auf Stadt und Meer und Inseln. Die Bergstadt, im Styl der moraitischen Kastelle, war früher der einzige Ort auf der Insel, und der ganze Strand war wüst und leer, bis die Wechselfälle des Kampfes in Hellas und der Morea ganze Schaaren von Kontinentalgriechen nöthigten, auf den Felsen des ägeischen Meeres Schutz zu suchen, und der Handel, sowie das gegen die Osmanen gerichtete, leider aber nicht immer auf diese beschränkte Piratenwesen der durch ihre Lage und ihren trefflichen Hafen begünstigten Insel bald eine ganz außerordentliche Blüthe verschafften. Das Ufer füllte sich bald mit Wohnungen und die Magazine mit Waaren; die Bergstadt machte in Kurzem nur einen kleinen Theil vom neuen Hermoupolis aus, das seiner Betriebsamkeit seinen Namen verdankte. Als Ipsara den Türken zurückgegeben wurde, und dessen beherzte Bewohner den vaterländischen Felsen den Rücken kehrten, wie einst ihre griechischen Brüder dem verkauften Parga, siedelten sie sich meist auf Negropont und Syra an, wo diese erfahrenen und kühnen Seeleute willkommen waren. Sie wohnen nun am Südwestende der Stadt, wo sehr lebhafter Schiffbau getrieben wird und wo man namentlich an Festtagen die schönen Frauen mit dem Turban, langherabfallenden Haarflechten und reichgestickter, mehrfarbiger Kleidung vor den niedrigen Wohnungen sitzen und umherwandeln sieht. Neuere Verhältnisse haben freilich dem Handel Syra's manchen empfindlichen Stoß gegeben: viele der Ansiedler kehrten in ihre verwüstete, aber immer noch geliebte Heimath zurück, wie die Bewohner der Westküste Morea's von Zante und Ithaka, wohin sie während des Vertilgungskampfes geflüchtet; aber Hermoupolis hat noch immer gegen 20,000 Einwohner und treibt bedeutenden Handel nach dem griechischen Festlande, sowie nach Konstantinopel und den Häfen des schwarzen Meers und der Levante. Freilich

Digitized by Google

ist die Insel nur ein Stapelplatz, denn da sie selbst wenig hervorbringt, so laden hier Schiffe selten, doch sendet man Wein in bedeutender Quantität nach Odessa, nach Sevastopol und Feodosia. Gemüse und Früchte kommen meist aus den Thälern des benachbarten Naxos, denn Syra ist steinig und beinahe baumlos, und hat nur wenige grüne Plätze, sowie sich auch fast die Gesammtbevölkerung auf die Hauptstadt beschränkt, und es sonst nur hie und da zerstreute Wohnungen gibt. Der Schiffbau hat noch immer guten Fortgang: während meiner Anwesenheit wurden mehrere Fahrzeuge vom Stapel gelassen, und ich sah auf den Werften eine Menge begonnener und halbfertiger Schiffe und Kaiks; sie sind alle leicht gebaut, wie die griechischen Fahrzeuge im Allgemeinen, schmal, gute Segler, aber nicht dauerhaft.

Sonst war es in Hermonpolis ziemlich lebendig. Im Hafen lagen viele Handelsbriggs; in der Stadt merkte man die fränkische Sitte schon daran, daß man nach der Karte speisen konnte. Eine deutsche Sängerin war eingetroffen, welche in Algier und Tunis Konzerte gegeben, und meinte, die Barbaresken seyen ein ergiebigerer Boden für die Kunst, als Hellas. — Hermonpolis ist die Hauptstadt des Kreises der Cycladen, des letzten der zehn, in die das neue Königreich eingetheilt ist, und der die Inseln in sieben Bezirken umfaßt. Der Nomarch, in dessen Gesellschaft ich ein paar angenehme Stunden zubrachte (sowie ich auch bei dem österreichischen Konsul, Hrn. v. Wallenburg, freundliches Entgegenkommen fand) ist ein in der Literatur, sowie durch seinen Antheil an der neuen Politik wohlbekannter Mann, Hr. Rizo Rerulo, ein Fanariote von Geburt, einst Minister zu Nauplia, durch vieljährige Reisen in Frankreich, England und Deutschland gebildet und Verfasser einiger Tragödien, sowie einer Geschichte des neuern Griechenlands und seiner Literatur.

Zwei Tage schienen mir für Syra um so mehr hinreichend, da es mich nach Athen drängte; nach Mittag am dritten fuhr ich, an Bord eines kleinen, mit Brettern beladenen Fahrzeuges, nach Aegina. Die Nacht fiel ein, bevor wir um die felsigen Ufer der Insel gesteuert waren; am nächsten Morgen befanden wir uns vor dem auf dieser Seite steinigen und öden Zea. Der Meerbusen von Athen breitete sich in seiner majestätischen Größe aus, zur Rechten das Festland von Attika, an dessen Spitze man deutlich Sunium mit den weißen Säulen des Minerventempels erblickte, links die Küsten von Epidaurus und Trözene, nebst den Inseln Poros und Hydra. Gegen Abend nahten wir dem Orte unserer Bestimmung. Nicht nackt und unfreundlich, wie manche der Cycladen, lag Aegina, „das rudergeübte,“ da: Baumwuchs bekleidet die Hügel, kleine mit Grün umgebene Buchten schneiden sich in das Land ein, und die Einförmigkeit wird durch manche ländliche Wohnung unterbrochen, die aus dem Thale oder vom Bergabhang weiß hervorschimmert. Eine Kapelle bezeichnet den Gipfel des St. Eliasberges, des höchsten der Insel, welcher seinen breiten Schatten über Ufer und See wirft. An der Westseite liegt die neue Stadt, nicht weit von der Baustätte der alten entfernt, bei welcher, auf der Spitze der vordersten Hügelreihe, am Strande eine einzelne Säule steht, der letzte Rest eines Tempels der hellenischen Welt.

Die Bucht von Aegina ist geräumig; rings umher sieht man sich vom Lande und den kleinen Felseninseln Platia, Moni u. a. umgeben, welche im Winkel des saronischen Golfs liegen. Eine kleine Kirche auf einer von den Wellen bespülten Klippe dient zugleich als Leuchtthurm. Die Stadt liegt ganz in der Ebene am Strande; der Quai ist gut angelegt und von einer Linie anständiger Wohnungen begrenzt; der größere Theil der übrigen Stadt ist nicht zusammenhängend, sondern die Häuser liegen zerstreut zwischen Gärtchen, was den Ort sehr ausdehnt und ihm ein freundliches Aussehen gibt, obgleich die Gebäude, aus Stein und meist einstockig, im Durchschnitt sehr unansehnlich sind. Die gegenwärtige Einwohnerzahl, gegen 5000 Seelen, steht in keinem Verhältnisse zum Raume und zu der früheren Bevölkerung. Im Jahr 1825 umfaßte die Stadt mehr denn das Doppelte; es ging diesem Eilande aber wie Syra und einigen andern: hier wie auf dem kleinen Salamis war nicht selten beinahe die ganze christliche Bevölkerung der benachbarten Küsten zusammengedrängt. Der griechische Senat hielt hier zu Zeiten seine Sitzungen; Capo d'Istria's ehemalige Wohnung ist das bedeutendste Privatgebäude der Stadt; das große Waisenhaus mit Schulen und Museum ist ein schöner und bleibender Beweis seiner auf dieser Insel segenreichen Thätigkeit. Dieses Waisenhaus liegt dicht hinter der Stadt; es schließt einen länglich viereckigen Hof ein, welchen die für Wohnungen, Schulen, Museum und Kapelle bestimmten Abtheilungen umgeben. Leider hat die Unordnung, welche während der anarchischen Zeit, seit des Präsidenten Tode bis zur Ankunft der Regentschaft, in allen Zweigen einriß, auch hier gewaltet: die Zahl der Zöglinge (welche sich einmal auf 1500 belaufen haben soll) ist sehr gesunken, und das gesammte Unterrichtswesen bedarf einer durchgreifenden Umwandlung. Manches ist hier schon vorgearbeitet, um das künftige Bahnen des Weges zu erleichtern.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Etwas über Siegelkunde.

(Beschluß.)

Die Diplomatiker unterscheiden hinsichtlich der materiellen Größe der Siegel und der darauf vorkommenden Embleme mehrere Klassen, und zwar große, mittlere und kleine. Der großen sind wiederum zwei Arten: königliche oder Majestätssiegel und Rittersiegel. Auf den erstern ist der Monarch von vorne, auf dem Thron sitzend, mit allen königlichen Insignien abgebildet; solche Siegel zu führen, stand eigentlich nur Kaisern und Königen zu, und bei Fürsten untergeordneten Ranges kommen sie nur sehr selten vor. Uneigentlich heißen königliche Siegel auch solche, wo der Monarch von vorne stehend oder sitzend nur mit Einem Zeichen der höchsten Macht, dem Banner oder dem Schwerte, abgebildet ist. Die Rittersiegel waren Sache der mit dem Königstitel nicht bekleideten regierenden Herrn; indessen bedienten sich derselben auch die Könige, wenn die Urkunde einen ihrer Staaten betraf, der kein Königreich war und mit ihren übrigen Besitzungen kein Ganzes bildete; so hielten es die Könige von England mit der Normandie, so lange sie ihnen gehörte, so war es mit dem Dauphiné bis auf die neuere Zeit. Auf diesen Siegeln war, wie schon ihr Name andeutet, der Herr zu Pferde abgebildet, im Profil und meistens nach rechts gewandt; er war vom Kopf bis zum Fuß gewappnet, in der rechten Hand Schwert oder Lanze, am linken Arm den Schild; das reich aufgeschirrte Roß war meist im Gallop dargestellt und auf der Satteldecke, am Pferdekopf, auf dem Schild, am Helmschmuck oder sonstwo das Wappen und die Devise angebracht. Aber einerseits bedienten sich die regierenden Herrn solcher Rittersiegel nur, wenn sie wirklich zu Rittern geschlagen waren, andernseits hatten sie nicht das ausschließliche Recht, solche zu führen, sondern theilten es mit der niedrigen Ritterschaft; nur waren die Siegel bloßer Ritter bedeutend kleiner. Die Rittersiegel haben gewöhnlich die Größe einer Mannsfaust, es gibt aber ungleich größere. — Die mittlern Siegel sind um die Hälfte kleiner, und auf ihnen tritt zuerst das Wappen der Fürsten auf. Die kleinen Siegel, meist zugleich die Privatsiegel der Herrn, findet man von allen Größen; es gibt welche vom Umfang fast eines Thalers, während manche nicht größer als der Nagel des kleinen Fingers sind. Das kleine Siegel, und nur dieses, behielt der Fürst bei sich, die andern waren den Kanzlern anvertraut, und diese führten dieselben stets mit sich, sogar auf Reisen, so eifersüchtig waren sie auf das mit ihrem Amt verknüpfte Vorrecht. Die kleinen Siegel oder Petschiere zeigten gewöhnlich den Wappenschild des Fürsten.

Um die Urkunden vor Fälschung zu sichern, erfand man die Gegensiegel, contrescels, signa secreta, contrasigilla; so nennt man das auf der Rückseite des eigentlichen Siegels angebrachte zweite. Das älteste, das man kennt, ist auf einer sicilianischen Urkunde aus dem zehnten Jahrhundert; Ludwig der Junge ist der erste König von Frankreich, der sich desselben bediente. Die Gelehrten vom Fache theilen die Gegensiegel in eine Menge von Arten; uns genügt, darauf aufmerksam zu machen, daß sie entweder ungefähr so groß als das Hauptsiegel, oder ungleich kleiner sind. Zuweilen stellen sie fast dasselbe vor, wie das Hauptsiegel, anderemal eine symbolische Figur; häufig bestehen sie im Wappen des Fürsten, die Legende des Hauptsiegels wird darauf ganz oder zum Theil wiederholt, oder man findet auch eine ganz andere Legende u. s. w. Sehr oft diente das kleine Siegel, ja auch das mittlere als Gegensiegel. Indessen wurden nicht allein Majestäts- und Rittersiegel, sondern in manchen Fällen auch mittlere, selbst die kleinen, mit Gegensiegeln versehen.

Der Geschmack für Sinnbilder ist ein ächt menschlicher; wir finden daher auch bei allen Nationen, sobald sie eine gewisse Kulturstufe erreicht haben, den Gebrauch der Embleme. Schon Griechen und Römer führten dergleichen auf ihren Waffen, aber im Mittelalter wurde der Brauch, namentlich durch die Kreuzzüge, in Europa ganz allgemein. Diese Bilder wurden in gewissen Familien erblich und gaben so den Wappen ihren Ursprung; so sieht man den flandrischen Löwen auf dem Schild Roberts I. schon im Jahr 1072, das leere, gestreckte Kreuz auf dem Schild Raymonds von St. Gilles im Jahr 1088; aber Beispiele aus so früher Zeit sind äußerst selten, und erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts fangen Familienwappen an, auf Siegeln, oder eigentlich auf Gegensiegeln — denn hier treten sie zuerst auf — häufig vorzukommen. Die Sitte der sogenannten Beizeichen, wodurch man die Wappen der Nachgebornen vom eigentlichen Familienwappen unterscheidet, ist aus ziemlich später Zeit; früher führten die Nachgebornen ganz andere Wappen. Auch konnte man, wenn man Ritter wurde, wenn man neue Besitzungen bekam, wenn man in's gelobte Land wallfahrtete oder durch den Tod direkter Erben Recht auf eine Erbschaft bekam, sein Wappen ganz oder theilweise ändern. Die ersten Wappenschilder, welche auf Gegensiegeln, oder mittlern und kleinen Siegeln vorkommen, sind aufrecht, ohne Helm, ohne Helmschmuck und Schildhalter; erst im dreizehnten Jahrhundert neigte man die Schilder und gab ihnen diese Zierrathen. Noch später kam der Brauch auf, auf den Helm über dem Schild oder in den Schild selbst die Krone zu setzen; Franz I. von Frankreich führte die Krone bald offen, bald geschlossen;

Digitized by Google

Heinrich II. von Frankreich und Philipp II. von Spanien bedienten sich zuerst beständig der geschlossenen Krone; aber Regenten niedrigern Rangs folgten erst später ihrem Beispiel. Die Schildhalter sind erst eine Erfindung des vierzehnten Jahrhunderts.

Wir haben zu Anfang dieses Artikels geäußert, die Siegelkunde sey nicht unwichtig für die Kunstgeschichte des Mittelalters; das genannte Werk der gelehrten Italiener ist voll von Belegen dafür; wir heben nur ein einziges Beispiel aus. Das älteste Siegel des Hauses Savoyen ist ein Rittersiegel, worauf Humbert III. gewappnet zu Pferd zu sehen ist. Bei diesem Machwerk des zwölften Jahrhunderts ist die Zeichnung sehr schlecht und die Figuren sind äußerst plump, wie auf allen Siegeln aus derselben Zeit. Aber schon vom Ende des nämlichen Jahrhunderts hat man savoyische Siegel, welche hinsichtlich der Zeichnung und Ausführung unendlich höher stehen, so daß man in Versuchung kommt, diese auffallend raschen Fortschritte einer eingewanderten Kolonie von Griechen zuzuschreiben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Rheinland. Auswanderer. Die Karlsruher Oper.

„Vorwärts, Postillon! schnell, zugefahren! Wir wollen in Karlsruhe Robert den Teufel hören!“ Aber der Postillon, phlegmatisch und unempfindlich, sieht sich um, nimmt seine Pfeife zur Hand, schnalzt seinen Pferden und singt wieder: „Der Schwed ist kommen, hat Alles mitg'nommen.“ Und so geht die Reise recht sachte fort in den langen, sandigen Alleen des Großherzogthums Baden, durch das Rheinthal, getrönt von den finstern Tannen des Schwarzwaldes. So sehr das linke Rheinufer vom rechten verschieden ist, ein eben so großer Abstand zeigt sich zwischen dem Deutschland diesseits des Thüringer Waldes und dem, das sich bis zu den Mündungen der Elbe und Spree ausdehnt. In dem Großherzogthum Baden und in diesem ganzen Landstrich, wo die Hügel mit gelben Trauben bedeckt sind, gereift von der Sonne des Rheins, ist die Empfänglichkeit lebendiger, der Mensch schwerer zu befriedigen, und deßhalb thätiger, aufgeweckter, als im Norden, wo er nicht mehr bedarf, als Bier und Tabak. Aus den blauen Augen längs des Rheins blickt lauter Muthwille, die deutsche Natürlichkeit ist hier nirgends einfältig, man singt eben so viel und eben so gut, als im Norden, aber man träumt weniger; man lebt ein wenig in der Sonne, wie in Italien, aber ohne Faulheit; man ist gutmüthig, aber man läßt sich nicht zu leicht durch Versprechen übervortheilen; man liebt sehr das Wunderbare, aber eben so sehr das Positive, und wenn man nicht französisch ist, so ist man auch nicht sehr deutsch, in dem Sinne, wie man es in Frankreich versteht; eine glückliche Mischung, welche diesen Bewohnern des Rheinufers einen ganz eigenthümlichen Ausdruck gibt. Von allen Völkerschaften längs des Rheins ist vielleicht dir glücklichste diejenige, zu der uns unsere Reise führte. Man kann sich den reichen und anmuthigen Anblick nicht denken von all dirsen Dörfern, blau und weiß, blumig und frisch, mit Sand bestreut, wie zufällig auf grüne Felder hingeworfen, bedeckt mit Heerden, durchzogen von Straßen, worauf überall gute Wagen rollten, bespannt mit muntern Pferden, geleitet oft von lieblichen Mädchen, halb versteckt unter großen, reizend geformten Strohhüten. Von Zeit zu Zeit sieht man wohl einen großen, bedeckten Wagen fahren, beladen mit Hausgeräthe, voll armer, magerer, verbrannter Mädchen, begleitet von alten Männern, Weibern und Kindern, alle baarfuß. Schon von ferne erkennt man sie für Auswanderer, die sich in Havre amerikanischen Schiffskapitänen verkaufen und auf immer ein Land verlassen, das ihnen kein Brod mehr gibt. Aber diese armen Leute sagen euch sogleich, sie seyen nicht aus Baden; sie kommen aus irgend einem kleinen Fürstenthum, dessen Herr in Paris bei Frascati jede Woche die ganze Summe seines Budgets verspielt. Sie betrachten im Vorüberziehen die hübschen Häuser des badischen Landes, die schönen Pferde, die reichen Ernten; die abgemagerten, halbnackten Mädchen werfen einen wehmüthigen Blick auf die malerische Tracht der badischen Bäuerinnen, auf ihre frischen, runden Backen; die Greise grüßen traurig dir guten Leute, die ruhig auf einer Bank vor der Thüre ihrer Häuser sitzen; sie preisen sie glücklich, sie, die kein Haus haben zum Schutz, und keine Bank, um ihren müden Scheitel in den Strahlen der Abendsonne zu wärmen, wenn sie hinter dir Berge geht, und still setzen sie ihren Weg fort, um jenseits des atlantischen Meeres zu bauen und zu säen, was sie nicht ernten werden. Zehnmal an einem Tage hatte ich das Schauspiel von dem Kontraste dieses Gedeihens des badischen Landes und des Elends der andern Rheingegenden. Uebrigens ist der Großherzog von Baden wirklich ein großer Fürst. Er hat 10,000 Mann Soldaten, zwei oder drei Gemäldegalerien und vielleicht die beste Oper in Deutschland.

Wer einmal den Fuß auf die andere Seite des Rheins gesetzt hat, zwischen Kehl und Köln, muß die Oper in Karlsruhe besuchen, er mag wollen oder nicht. Die Theateranzeigen werden ringsum versendet; drei Tage vorher sind sie im ganzen Lande verbreitet. Ich weiß nicht, ob nicht ausschließlich für diese große Angelegenheit Kuriere ausgefertigt werden. Bei meiner Ankunft in Baden fand ich die ganze Stadt mit dem beschäftigt, was künftigen Sonntag vorgehen sollte. „Robert der Teufel“ wurde in Karlsruhe gegeben; man glaubte die Zurüstungen einer Karavane wahrer Gläubigen zur Reise nach Mekka oder Medina zu sehen. Selbst die Fremden ließen sich mit dem Strome fortreißen. Schon Tags zuvor war der alte Kurfürst von Hessen vom Roulettentisch verschwunden und hatte sich mit der Gräfin von Reichenbach auf den Weg gemacht, seiner Gemahlin zur linken Hand, deren Besitz ihn seine Staaten kostete. Die deutschen und russischen Prinzen, die müßigen Engländer bedeckten bereits die Straßen. Wir machten es wie sie, reisten ab, um Meyerbeers Oper zu hören, und sangen dazu den Chor der Mönche des fünften Aktes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 31. Oktober 1834.

Ich lebt' in Lieb' und darf in Liebe sterben!
Ich werd' in Liebe sterben! — sel'ge Stunde,
Wann sie auch kommt!

Torquato Tasso.

Kerker und Krone.

Von J. C. Baron von Zedlitz.

Wir theilen im Folgenden ein Bruchstück aus dem neuen Trauerspiel des Baron von Zedlitz: Kerker und Krone, mit. — Tasso ist seit sieben Jahren im Irrenhause zu St. Anna eingesperrt. Leonore gesteht ihrer Schwester Lucretia, daß sie den tief gebeugten Mann noch immer liebe, und sie bereden sich, Allem aufzubieten, um ihm seine Freiheit zu verschaffen. Aber um jeden Preis will Leonore den Geliebten noch einmal sehen: sie findet Mittel, von der Galerie seines Kerkers einen Blick von ihm zu erhaschen, und auch er gewahrt sie einen Moment. Tasso hält diese Erscheinung für ein Vorzeichen seines Todes; statt dessen wird ihm im Namen des Herzogs seine Freiheit angekündigt. Er verläßt mit Angioletta, der Nichte des Castellans, die ihr Geschick an das seinige fesselt, den Kerker, und weilt Abschied nehmend vor dem festlich erleuchteten herzoglichen Schlosse. Hier erfährt er, daß heute Leonore sich vermähle; er sucht und findet Mittel, dem Maskenfeste anzuwohnen, um sie noch einmal zu sehen.

* * *

Zweiter Aufzug.

Neunter Auftritt.

Festlich geschmückte Galerie im herzoglichen Pallaste. Aus den Sälen erschallt Musik. Masken gehen und kommen.

Tasso (als Pilger maskirt) und Leonore (kommen).

Leonore.

Was wollt Ihr? warum drängt Ihr Euch an mich?
Ein Pilgersmann zieht seinen Weg allein;
Er meidet die Begleitung, sucht sie nicht.

Tasso.

Doch eh' er fortzieht seinen weiten Weg,
Wirft er sich nieder vor dem heil'gen Schrein,
Und stärkt sich zu der ungewissen Reise,
Von der er keine Wiederkehr mehr hofft.

Leonore.

Gott! — welche Stimme! — Himmel, ja, Ihr seyd —?

Tasso.

Ein Abgeschiedener, vom Grab erstanden,
Und wiederkehrend in ein tief'res Grab! —
Und nähm' ich meine Maske vom Gesicht,
Ihr würdet schaudern vor dem Schreckensbild!

Leonore.

Ja, Ihr seyd Tasso!

Digitized by Google

Taſſo.

Taſſo — ja, ich bin's!

Leonore.

Unglücklicher! O, welch ein Wiederſeh'n!
So wiederfinden muß Euch Leonore?

Taſſo.

Was ich nie hoffte mehr, mir iſt's geworden,
Mein Blick verſenkt ſich wieder in den Euren,
In jene unergründlich tiefen Sterne,
In denen meine Seele ſchmolz wie Gold,
Das reiner wird und glänzender im Feuer.

Leonore.

Und wißt Ihr, was Ihr wagt? Wißt Ihr —?

Taſſo.

Ich weiß es.
Ich habe nichts zu wagen, zu verlieren. —
Ich geh' von hinnen und mir ſagt's ein Gott:
Ich gehe größ'rer Freiheit bald entgegen,
Als mir des Herzogs Gnade zugemeſſen;
Und weil die Augenblicke ſchon gezählt,
Laßt mich ſie ſchnell noch faſſen auf der Flucht,
Noch einmal ſchwelgen in vergang'nem Glück.

Leonore.

Ach, daß Ihr wüßtet, was ich fühle, leide! —

Taſſo.

Ich trug ein Urbild tief in meiner Bruſt
Von allem Herrlichen in Lieb' und Leben,
Und hielt es feſt in Leiden und in Luſt!
Im tiefſten Elend hab' ich es bewahrt,
Es war die Leuchte meiner finſtern Seele,
Und hielt mich aufrecht, wenn des Unglücks Flut
Empordrang an mein unglückſelig Haupt,
Das, Leonore, dank' ich ſterbend Euch!

Leonore.

O, nichts, nichts dankt Ihr mir, als Euer Elend.

Taſſo.

Und wenn das Werk, das ich der Welt gegeben,
Den Beifall beſſ'rer Geiſter mir gewann,
So dank' ich Euch auch das, Eleonore!
Und zürnt mir nicht, wenn jener Zeit ich denke,
Die zu vergeſſen Ihr vielleicht Euch müht, —
Ihr habt nicht zu erröthen und nicht ich, —
Daß ich gelebt im Himmel Eurer Liebe,
Daß ich gekoſtet vom Ambroſia,
Zum Gott entzückt, mich einen Gott geglaubt,
Ich dank' es Euch und dank's Euch bis zum Tode,
Ward ich auch, gleich dem Irion, als er
Zur Schweſter Jupiters ſein Aug' erhob,
Vom Göttermahl zum Tartarus geſtürzt!

Leonore.

Ach, könnt' in Einem Wort all' mein Gefühl,
Mein Seyn, mein Leben ich vor Euch erſchließen!

Taſſo.

Euch Einmal noch zu ſeh'n, das Schloß zu löſen,
Das Mund und Herz qualvoll gefangen hielt,
Das war der Bann, der meine Seele zwang,
Das war der Wahnſinn, der mich überfiel,
Die Todesſehnſucht, die mich aufgezehrt! — —
Ein milder Gott hat mir die Gunſt gewährt,
Nicht ohne Abſchied zieh' ich fort — und nun —
Nichts mehr von mir. Lebt wohl! Und wenn Ihr könnt,
Vergeßt mich! — Ja, laßt mich begraben ſeyn,
Und wendet Euch vergnügtern Tagen zu!
Gott laſſe ſie Euch lang' und glücklich währen! —
Ihr feiert, hört' ich, Euere Verlobung —

Leonore.

Verlobung? Taſſo! welch ein Wort von Euch!

Taſſo.

Wie, nicht? — Ihr wäret nicht verlobt?

Leonore.

Niemals!
Nie werd' ich's ſeyn! Nehmt meinen Schwur!

Taſſo.

O, jetzt, jetzt haltet mich, ihr Himmelsmächte!

Leonore.

So hört auch mich, und achtet auch mein Wort,
Als ob ich's ſpräche in der Sterbeſtunde!
Ja, mein Torquato, ja ich liebt' Euch ſehr,
Ich lieb' Euch noch, ich werd' Euch ewig lieben!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Lucretia (tritt ſchnell ein, ergreift Leonorens Hand und zieht ſie fort).

Lucretia.

Die Maske vor's Geſicht! Fort, fort von hier!
(Zu Taſſo.)
Entfernt Euch ſchnell, wenn Euch das Leben lieb!

Taſſo.

O, noch ein Wort! Bei allen Heil'gen, bleibt!

Lucretia.

Wagt's nicht, zu folgen! — Fort, wenn Ihr ſie liebt!
(Sie eilt mit Leonoren fort.)

Taſſo.

O, ſtürzet ein, deckt mich, ihr hohen Säulen,
Begrabt zugleich mein Unglück und mein Glück!
Ich muß ihr nach — ihr nach! Noch Einmal —

Digitized by Google

Fahrt nach Syra und Aegina.

(Beschluß.)

Die Sammlung von Monumenten griechischer Bildhauerkunst ist in zwei nach dem Hofe zu offenen Hallen des Gebäudes aufgestellt. Können sie auch für den Verlust der nach München gewanderten Bildwerke nicht entschädigen, so ist doch manches Schöne und Werthvolle unter ihnen enthalten. Die meisten sind Basreliefs von Grabdenkmälern und stellen die auf solchen gewöhnlich vorkommenden Gegenstände dar; eine Trennung, ein Abschied, ein Opfer, eine neben einem Strome auf dem Felsen sitzende Gestalt, das Haupt auf die Hand gestützt, häufig reizende Kompositionen und Gestalten von schönen Formen und Verhältnissen. Delos, Salamis, Megaris, der Peloponnes u. s. w. haben Fragmente architektonischer Sculpturen, Steine mit Inschriften und mehrere, leider meist sehr verstümmelte Statuen geliefert, worunter zwei nur halbfertige, an denen noch die Spuren der Arbeit des Meisels und die vom Künstler bei seiner Beschäftigung angemerkten Zeichen deutlich zu erkennen sind.

Früh Morgens machte ich mich auf den Weg, nach dem Tempel des Jupiter Panhellenius zu reiten, der, etwa drei Stunden von der Stadt entfernt, am nördlichen Ende der Insel liegt, welche in dieser Richtung beinahe der Länge nach von einem Thale durchschnitten wird, das die Hügel mehrmals vereinigen und theilen, und dann ihm wiederum Raum lassen, so daß es sich in mehrfachen Krümmungen windet. Die größte Ebene, wenn man sich überhaupt dieses Namens bedienen darf, ist jene, in welcher die Stadt liegt; hier wird Getreide gebaut und liefert guten Ertrag. Nicht weit von dem Orte kommt man an alten, in Felsen ausgehauenen Gräbern vorbei und befindet sich nun bald zwischen den Hügeln, wo das Erdreich terrassenweise geschichtet ist, um es vor dem Zerbröckeln und dem Hinabschwemmen durch Regenströme zu bewahren, und wo der Feigenbaum, der wilde Birnbaum, die Rebe und in großer Menge der Mandelbaum blühen, welcher letztere dem Eilande den bei den Türken gebräuchlichen Namen der Mandelinsel (Badem-Adassi) gegeben hat. Die Früchte sind gut und schmackhaft, denn der Boden ist zwar im Ganzen steinig, das Erdreich aber gut und fruchtbar. Weiterhin im Innern baut man Baumwolle, die aber nur zu einer mittelmäßigen Gattung gehört. Etwa eine Stunde Weges von der letztgenannten liegt die alte Stadt, zu der sich während des Mittelalters die Einwohner, aus Furcht vor häufigen Angriffen von Seeräubern, aus ihren frühern Wohnsitzen am Strande zurückgezogen zu haben scheinen. Sie nimmt Spitze und Abhang eines konischen steilen Hügels ein, und wurde erst vor wenigen Jahren verlassen. Traurig und verödet stehen nun Häuser und Kirche und schreiten langsam und unmerklich der Vernichtung entgegen; von derselben Farbe, wie der Boden, der sie trägt und aus dessen Gestein sie erwachsen sind, scheinen sie, von ferne gesehen, zu jener Gattung sonderbar gestalteter Felsen zu gehören, mit denen die Natur in vulkanischen Gegenden nicht selten das Auge des Beschauers täuscht. Im Thal liegt am Wege die kleine Kirche S. Nicolas, mit der gewöhnlichen flachgewölbten Kuppel, wo jetzt nur selten Gottesdienst gehalten wird.

Und dieses, wenige Meilen Raums umschließende, halbverödete Eiland war einst reich und mächtig, zählte Hunderttausende von Sklaven, hatte einen großen Theil des Handels des ägeischen Meeres an sich gezogen, bezog Getreide aus den Häfen des Pontus und wetteiferte mit Athen in der Seeschlacht bei Salamis. Dieses Eiland weihte dem Zeus einen Tempel, dessen verfallene Trümmer noch jetzt eines der schönsten Monumente eines Landes sind, dessen architektonische Denkmale durch die Reinheit ihrer Verhältnisse und ihre natürliche, fleckenlose Eleganz alles Andere übertreffen. Wir können uns oft des Staunens nicht erwehren, wenn wir, den Umfang und die Größe dessen betrachtend, was der klassische Hellene gedacht, gewirkt, geschaffen, den geringen Raum überblicken, den die Natur ihm angewiesen; wenn wir diese anscheinend schwachen Hülfsmittel erwägen, und dann auf seine glorreiche Geschichte zurückschauen.

Es war bei einer Wendung des Thals, am Fuße eines mit Gesträuch und niedern Bäumen bedeckten Hügels, wo ich zuerst die Ruine erblickte, welche — wie die meisten Tempeltrümmer, namentlich die von Sunium und Figalia — beim Volke den Namen der Kolonnen führt. Ein halbstündiges Steigen brachte mich auf den Gipfel und zum vollen Genusse der überraschenden Aussicht. Noch stehen drei-und-zwanzig dorische Säulen von dem Tempel, welcher ein Herastyl bildete, dessen östliche Façade noch ziemlich erhalten ist, der vor den Meisterwerken der athenischen Burg gebaut ward und für den Architekten durch manche Eigenthümlichkeiten interessant ist. Die canellirten Säulen, deren Steinart in's Graue spielt, tragen noch einen Theil des Gebälkes; überhaupt ist der Tempel gut genug erhalten, um eine große und malerische Wirkung zu machen. Trümmer und Steinblöcke liegen rings umher, auf den zum Theil unverletzten Stufen und im Innern, wo man die Abtheilungen des heiligen Gebäudes noch sehr wohl bemerkt und wo Dorngesträuch zwischen den Schutthaufen wächst. Unter diesen Schutthaufen, die den Platz bedecken, entdeckte man im Jahr 1811 die berühmten

№ 79.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 2. Oktober 1834.

Die Geisterschlacht der Hunnen und Römer.

Karton von Kaulbach. *)

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß unter allen Punkten der civilisirten Welt München gegenwärtig den ersten Rang in Bezug auf Förderung künstlerischen Strebens behauptet. — Während fast überall die politischen Verhältnisse die Interessen der Regierungen sowohl als der Individuen in Anspruch nehmen, und Wissenschaften und Künste merklich in den Hintergrund treten, entwickelt sich in München ungestört immer kräftiger, immer reicher der Garten der Kunst unter der sorgsamen, erhabenen Pflege des Königs Ludwig. Durch ihn wurden die ausgezeichnetsten deutschen Künstler dieher berufen, die ausgedehntesten Werke in jeglichem Kunstgebiete zeugen täglich von der Meisterschaft ihrer Schöpfer, neue Talente entfalten neben den schon länger bekannten ihre Kräfte und versprechen auch für die kommende Zeit ein erfreuliches Fortschreiten, ein immer üppigeres Aufblühen, ein mächtigeres Emporschwingen des Genius der Kunst. — Nicht ohne Staunen überschaut man die Bauten, die Werke der Malerei und Plastik, welche in der kurzen Zeit der Regierung des kunstliebendsten aller Könige entstanden, theils schon vollendet dasteden, theils täglich durch die tüchtigsten Meister und ihre Gehülfen gefördert wurden; während von Neuem herbeigeführtes Material bezeugt, daß neue großartige Unternehmungen noch projektirt sind. Daß bei so reichhaltigem Schaffen nur das Vortrefflichste fähig ist, auf längere Zeit das Interesse des Publikums gespannt zu erhalten, überhaupt in höherem Grade zu erregen, ist zu sehr in der menschlichen Natur und in der täglichen Erfahrung, die Jeder an sich selbst machen kann, begründet, um einer Erklärung zu bedürfen. Was an jedem andern Orte schon als ausgezeichnet erscheinen würde im Gebiete der Kunst, wird hier, wegen der Nähe noch größerer Leistungen, vielleicht kaum durch leidlich gut bezeichnet. Das Sieb des Urtheils, womit namentlich die Künstler eine jede neue Leistung sichten, ist so eng gewebt, daß nur das reinste, vollste Korn sich oben erhält. Daß aber solche gediegene Arbeiten auf die kommenden Jahrhunderte einen bleibenden Werth vererben, möchte unbedingt anzunehmen seyn. Dies führt uns zur Betrachtung eines Werkes, welches vor einiger Zeit im Lokale des hiesigen Kunstvereins aufgestellt war. Seit lange hatte keine Erscheinung im Gebiete der Kunst eine so allgemeine Theilnahme des Publikums, so einstimmige Bewunderung aller Künstler eingeerntet, und wir zählen dasselbe unbedingt unter jene ganz vollwichtigen gediegenen Körner. Wir meinen den Karton des Heern Kaulbach: die Geisterschlacht der Hunnen und Römer. — Betrachten wir nun diese ausgezeichnete Arbeit etwas näher, theils um das ausgesprochene allgemeine Rangurtheil zu beglaubigen durch Veranschaulichung der einzelnen Vortrefflichkeiten, theils um unsern Lesern eine, wenn auch nur dürftige Idee von unserm Gegenstande zu geben. — Ihre Entstehung verdankt diese Komposition dem Hrn. Geheimen-Rath v. Klenze, welcher Hrn. Kaulbach auf den Gegenstand aufmerksam machte und durch freundliche Mittheilung einer allgemeinen Disposition noch belebendern Einfluß auf den ohnehin schon rastlos schaffenden Geist des Künstlers übte. — Wie höchst fördernd, geistig befruchtend zu jeder Zeit die nähere Verbindung von Künstlern mit geistreichen Männern war, zeigt uns die Kunstgeschichte auf jeder Seite, wir erinnern nur an das Verhältniß des Giotto zu Dante, des Raphael zu den ausgezeichnetsten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit, einem Castiglione, Ariosto, Calcagnini, Aretino, Bembo, Giovio. Mit solchen Geistern beriethen sich die Künstler über ihre Arbeiten, was natürlich nur

*) Obgleich schon in einem unserer frühern Blätter von diesem Werke die Rede war, halten wir doch nicht für überflüssig, über einen so ausgezeichneten Gegenstand den Bericht eines zweiten Correspondenten aufzunehmen.
Red.

Digitized by Google

vortheilhaft einwirken konnte. Es ist wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß darin durchaus keine Beschränkung der künstlerischen Freiheit zu suchen ist, oder wohl gar kein Erdrogen fremder Ideen; denn einem Jeden, der irgend im Gebiete geistigen Schaffens thätig war, wird es klar seyn, wie bei aller Selbstständigkeit doch der Rath, die Theilnahme eines Fremden, Einsichtvollen förderlich ist, um so mehr, wenn derselbe an Erfahrung und Kenntnissen überlegen ist. — Einen solchen Einfluß nun hat der Geheime Rath von Klenze auf Hrn. Kaulbach bei der Hervorbringung dieses Kartons ausgeübt, wodurch das Werk natürlich sehr gehoben wurde, während das Verdienst des Hrn. Kaulbach an der Schöpfung nicht allein nicht geschmälert wird, sondern uns das Anschließen des jungen Künstlers an seinen einsichtsvollen künstlerischen Rathgeber nur noch einen höhern Begriff von seiner eignen Fähigkeit und Einsicht einflößt. Wer möchte Raphael's Ruhm, der ihm wegen der Schöpfung der Schule von Athen von drei Jahrhunderten gezollt ist, deßhalb schmälern wollen, weil sein Freund Castiglione großen Einfluß auf die Komposition übte?

Der Gegenstand des Kartons ist einer Sage entnommen. Dieselbe erzählt: Es sey vor den Mauern Roms eine entsetzliche Vernichtungsschlacht der Völker Roms und der Hunnen geschlagen worden. Drei Tage floß das Blut der eben so wüthend anstürmenden Hunnen, wie der nicht minder tapfer sich vertheidigenden Römer, bis mit dem dritten Untergange der Sonne alles Blut aus den Adern des letzten übrigen Kriegers verronnen war. Da erhoben sich nach kurzem Todesschlafe die Gefallenen, und von Neuem entbrannte der Kampf. Es liegt etwas Entsetzliches, im höchsten Grade Ergreifendes in dieser Sage, und, wir wollen uns nicht näher darüber aussprechen, denn mancher unserer Leser wird verstehen, worauf der letzte Ausdruck hindeutet, etwas eben so Wahres. Ganz so ergreifend stellte nun Hr. Kaulbach den Gegenstand dar. — Auf dem Blachfelde vor den Mauern der entvölkerten Weltbeherrscherin dehnt sich weithin die wüste leichendeckte Wahlstatt. Vier große Hauptmomente ordnen das Werk, der Kampf der beiden Völker hoch oben in der Luft, der Todesschlaf der noch nicht Erwachten, und das Erwachen anderer, beides unten auf der Erde, und endlich die Klage des Ganzen, die sich wie ein entsetzlicher Schrei des Jammers von der Erde erhebt. — Beginnen wir von der großen Hauptgruppe, die dem Beschauer am nächsten steht. Ein schönes junges Hunnenweib schläft hier den ewigen Schlaf, während ihr das geliebte Kind noch im Tode am Herzen liegt; gleich hinter ihr erwacht eben eine gewaltige weibliche Gestalt; sie hat einer Walkyre gleich in der Schlacht gekämpft, der Schild am Arme bezeugt die That. Unvergleichlich ist in diesem furchtbar schönen Wesen die Kombination verschiedener Situationen vereint ausgedrückt. Man sollte glauben, daß es nur dem lebendigen Worte der Poesie, welches Vergangenes und Zukünftiges mit einem Blicke überschauet, mit einem Gefühle erfassen läßt, gelingen dürfte, zu schildern, was in diesem Weibe zu veranschaulichen, nicht versucht, nein meisterlich gelungen ist; denn wir sehen klar, mit welcher Raserei die Entsetzliche gekämpft hat, wir sehen den Ingrimm, womit sie nicht unterlag, nein, im allgemeinen Verderben gefällt wurde. Der starre Todesschlaf hat kaum, vom innern Toben verleiden, den schönen Heldenkörper verlassen, der sich langsam emporhebt, das Haupt und den starren, wilden, bald verwirrten Blick nach oben gewandt und des grausen Todens in den Lüften horchend. Aber nur einen Moment wird sie so harren, der nächste führt sie von Neuem zum Kampf und Mord. Alles das ist hinreißend klar in diesem einzigen Wesen vor unsere Seele gezaubert. Es ist nicht etwa unsre aufgeregte Phantasie, welche dergleichen in die Figur hineinträgt, nein, mit einfachen Charakterzügen ist es in ihr geschaffen zu augenscheinlicher Gegenwart. Neben der eben beschriebenen ist die Gestalt eines greisen Kriegers. Ihn deckt noch der tiefe Todesschlaf, aber er hört so das neu entbrannte Toben der Genossen, und noch vor dem Erwachen ist schon das Schwert im Begriff, zu eisernem Kampfe die Scheide zu verlassen. Unwillkürlich erinnerte uns diese schöne Heldenfigur an das bekannte Gedicht von Uhland: Harald, wo es heißt:

Wenn Blitze zucken, Donner rollt,
Wenn Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Wenden wir uns nun zu der Mitte des Bildes zurück, so schließt sich links an die Mutter mit dem Kinde ein todter Krieger; dann lang ausgestreckt, das Antlitz am Boden, die Gestalt eines schönen Jünglings. Ihn traf der Todesstreich zugleich mit seinem Schlachtroß, denn auch dieses liegt todt vor uns, noch nicht ganz von seinem Reiter verlassen. Beide haben den Kampf noch nicht vollendet, zu schwer deckt sie der starre Tod, aber schon ist die Geliebte des Jünglings erwacht, und ein zweites schönes Weib, das ähnliches Interesse an ihn fesseln mochte, und beide bemühen sich, ihn zu neuer That zu ermuntern, jene, indem sie den geliebten Leib berührt, diese mit lautem, leidenschaftlichen Rufe nach oben deutend. Der Folge nach reiht sich nun die Klage der Weiber an diese Gruppe; doch finden wir passender, die Beschreibung derselben bis zum Schluß zu versparen, und sehen rechts und links an den Seiten die Gestalten emporschweben, dort die Hunnen, hier die Römer. Wie ein böser Dämon, furchtbar, wild und gespenstisch, noch halb von der eisigen Erstarrung befangen,

Digitized by Google

hebt sich langsam, schwer mit schleppendem Zuge ein gefallener Hunne, zu der eignen Bürde noch die des Schildes und der Lanze führend. Willenlos, wie das Eisen dem Zwange des Magnets, folgt er dem allgemeinen Drange, ehe er sich zum Bewußtseyn ermannt.

(Der Beschluß folgt.)

Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt.

Geschlossen am 1. Juni 1834.

Die günstigen Resultate der früheren Ausstellungen haben selbst so manche Künstler Süddeutschlands veranlaßt, Beiträge für die diesjährige zu liefern, und es ist wahrlich so viel Bedeutendes, so viel Interessantes zusammen gekommen, daß wir auch der größeren Kunstwelt, welcher unsere Provinzialblätter nicht bekannt werden, eine Beurtheilung der ausgestellten Kunstwerke schuldig sind. Wir beginnen mit den Gemälden, auf welchen die Figuren als Hauptsache zu betrachten sind, ohne diese, wie gewöhnlich, in besondere Klassen einzutheilen, theils weil oft dieselben Künstler in mehreren verschiedenen Fächern arbeiten, theils weil sich nicht überall eine sichere Grenzlinie ziehen läßt.

J. B. Hübners, in Düsseldorf, heilige Familie, ist eine eben so ansprechende als gelungene Komposition, von gleich sicherer und delikater Zeichnung und von einer bewunderungswürdigen Klarheit und Sauberkeit der Farbe und Ausführung. Das Bild besteht aus fünf Figuren: der heilige Joseph, die h. Anna, die Maria mit dem Christkinde und dem kleinen Johannes. Es erinnert auf eine sehr angenehme Weise an die Raphaelische Schule, behauptet indeß durch einen echt deutschen (aber nicht altdeutschen) Charakter seine Eigenthümlichkeit. Am höchsten stellen wir den Joseph und die Anna, an denen sich nicht nur ein großartig schöner, sondern auch wirklich heiliger Charakter ausspricht, den wir bei der Maria nur im weit geringeren Grade finden.

Auch Daeger's, in Düsseldorf, „Madonna den Christusknaben führend" ist ein sehr ansprechendes Bild, von angenehmer milder Farbe, und ganz geeignet, einen kleinen Betaltar zu schmücken. Etwas störend ist die unrichtige Stellung des linken Beines des Christusknaben.

A. Siebert's „Abschied aus dem elterlichen Hause" erinnert uns sehr an den des Tobias; denn hier ist auch ein Engel, welcher den Jüngling zum Mitgehen veranlaßt, doch dessen Zärtlichkeit gilt hier mehr einem jungen Mädchen, und der alte Patriarch, noch im Besitz seiner Sehkraft, streckt gegen ihn die Hände segnend aus. Das Kostüm ist alttestamentarischen Scenen vollkommen angemessen, die Komposition gelungen, und aus den Köpfen spricht ein tiefes inniges Gefühl, was wir auch bei den nach der Natur gemalten Brustbildern, namentlich der Fortunata und der Vittoria, rühmend erwähnen und dabei bedauern müssen, daß dieser so höchst talentvolle junge Mann, einer der bedeutendsten der Wach'schen Schule, so früh in Rom seinen Tod finden mußte. *)

Hopfgarten, in Berlin, gab uns den interessanten und sehr kräftig gemalten Kopf eines Juden, C. Sohn in Düsseldorf, ein mit vieler Zartheit vollendetes, reizendes Kinderköpfchen, einen Kranz von weißen Rosen im blonden Haar.

C. Bendemann in Düsseldorf, „die heiligen drei Könige" ausgeführte Faebenskizze; ein großartiger, einfacher Gedanke durch prächtige majestätische Figuren verwirklicht, welche dem über ihnen schwebenden Engel folgen.

Th. Hildebrand's, in Düsseldorf, „Mährchenerzählerin" gehört zu den Bildern, mit welchen sich Alle gern und rasch befreunden. Die Großmutter hat den Spinnrocken zur Seite gestellt, ihren Enkeln erzählt und deren Aufmerksamkeit bereits so sehr gespannt, daß das Mädchen, mit sträubender Aengstlichkeit sich der Alten anschmiegend, starr in eine dunkle Ecke schaut, jeden Augenblick das Heraustreten eines unheimlichen Gastes fürchtend, während der Knabe eine weit ruhigere Aufmerksamkeit zeigt. Außer der so höchst malerischen und interessanten Gruppirung zeichnet sich dieses Bild durch eine höchst meisterhafte Behandlung und ungemein brillante Farbe der Lichte- und Schattenpartien so sehr aus, daß wir einen neuen veredelten Rembrandt mit der lebhaftesten Farbenglut vor uns sehen. Nach dem Bilde sind bereits zwei Lithographien erschienen. In Betreff der geistigen Auffassung hat die von Becker, in Betreff der technischen Behandlung die von Eichens den Vorzug.

Professor Dähling's „festliche Wasserfahrt" ist das größeste und figurenreichste Gemälde unserer Ausstellung, doch einet kein Hauptmoment einer Handlung die Zahl derselben zu einem Ganzen, das Kostüm ist mittelalterlich, die Architektur italienisch.

„Der Fischer und die Wassernixe" von C. Otto in Dresden zeigt mehr Studium alter Bilder, als Talent für eignes Schaffen, was besonders bei der Behandlung und Ausführung auffällt.

Burggrafs „Bild" repräsentirt die Henfel'sche Schule zu Berlin. Das im Anschauen eines Bildes versunkene Brautpaar ist eine hübsche Gruppe, die männliche Figur von sehr angenehmen Formen, die Farbe indeß ohne Kraft.

*) Adolph Siebert wurde 1806 zu Halberstadt geboren, und 1828 Schüler von Wach zu Berlin, gewann 1831 bei der Concurrenz der Akademie zu Berlin den Preis und ein Stipendium, und starb in Rom 1832.

Digitized by Google

W. Stork in München: „Der Herzog von Schwaben überbringt Heinrich dem Vogelsteller, den er auf dem Finkenheerde zu Quedlinburg antrifft, die deutsche Kaiserkrone.“ Die Komposition ist gewöhnlich, die Zeichnung der einzelnen Figuren indeß ganz vortrefflich, Ausdruck und Farbe sind gleich matt; doch hoffen wir, daß Stork sich unter eines berühmten Meisters Leitung wohl zu einem achtbaren Künstler herausbilden wird.

In Bürkel's, des Münchners, italienischen Volksscenen müssen wir den Geist der Auffassung, wie die Lebendigkeit der Darstellung bewundern, und gleich vortrefflich wie die Figuren ist auch das Landschaftliche behandelt. Bei dem Bilde: Die Osterie bei Rom, prädominirt das Landschaftlichr so sehr, daß dir Figurrn nur als Staffage angesehen werden können. Eine ähnliche Bahn verfolgen Bock in München und Ekert in Würzburg, beide mit Glück und Talent, wenn gleich sie Bürkel noch nicht rrreichen.

Altmann und C. Quaglio in München behandeln vorzugsweise Scenen des heiteren Tyroler Gebirgslebens; Altmanns Gemälde sind lebendig in der Darstellung, aber unruhig und bunt in der Farbe; die von C. Quaglio hingegen könnten lebendiger und kräftiger seyn, bei diesen ist die gewöhnliche Auffassung zu rühmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lithographie.

1) Natura, lithographirt und herausgegeben von C. Bodmer in München, gedruckt bei Hanfstängl. gr. Fol.

Das Vorbild dieses Blattes ist ein englischer Kupferstich nach rinem Gemälde des Sir Thomas Lawrence, welches die Kinder drs Lord Burghers, englischen Gesandten am florentinischen Hofe, vorstellt; aber die naive und lebendigr Gruppe der beiden kleinen Mädchen gibt dem Werk, auch abgesehen von seinem Verdienst als Bildniß, das Interesse eines höchst lieblichen und anmuthigen Kunstwerks. Der Lithograph hat seine Nachbildung mit einer Treue, Zartheit und Kraft vollendet, die nichts zu wünschen übrig läßt; Schade nur, daß auch das Manierirte des Originals, besonders die bei Lawrence stets unnatürlich behandelten Haare, in die Nachbildung mit übergehen mußten. Uebrigens erkennt man an den wirkungsvollen Gegensätzen der Licht- und Schattentöne und an der zarten Rundung der Fleischpartien eben so deutlich die Weise des englischen Meisters, wie an den eben gerügten Mängeln. Auch der Druck dieses Blattes ist vortrefflich.

2) Bärenhatze, nach Rudhardt lithographirt von Louis Zöllner und Duchaisne. Gedr. von Louis Zöllner. Dresden 1834. gr. Quer-Folio. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Was die lithographische Manier des Hrn. Zöllner auszeichnet, ist die ausnehmende Sorgfalt und Verständniß in der Ausführung der Theile und die große Feinheit des Korns, die er mit seiner Kreide zu erreichen weiß; dies gibt auch allen Lichtpartien seiner Zeichnung einen entschiednen Werth. Dagegen fehlt es den dunkleren Tönen und tiefsten Schatten wohl eben wegen jenrr zu großen Feinheit der Behandlung an Durchsichtigkeit. Hr. Zöllner durfte sich hier einer leckeren Schraffirung und entschiedenerer Umrisse bedienen, welches auch für die Landschaft zu wünschen wäre. Diese Mängel werden jedoch in dem vorliegenden Blatte durch die übrige Trefflichkeit der Ausführung weit überwogen und ohne Zweifel auch bald verschwinden, wenn Hr. Zöllner mehr nach großen und figurenreichen Gemälden arbeitet. Das Blatt ist im Ganzen von sehr harmonischer und kräftiger Wirkung, und gibt das treffliche Original, welches sich in der Galerie des Hrn. Barons Speck von Sternburg in Leipzig befindet, nach seiner ganzen Lebendigkeit und mit vollkommener Kenntniß der Thiernatur wieder.

Bauwerke.

In der Nacht vom 27. auf den 28. Juli ist die alte, in Ungarns Geschichte vielberühmte Felsenfeste Munkacs, im Beregher Comitate, ab- oder eigentlich ausgebrannt. Die Flammen schlugen zwischen 11 und 12 Uhr aus der nördlichen Ecke empor, und verbreiteten sich so sehr, daß ihnen bald alles Entzündbare preisgegeben war und gegeben werden mußte; denn an Retten und Löschen von Außen war bei der steilen Lage nicht zu denken. Vernichtet sind demnach im Schloß und in der Kapelle so manche ehrwürdige, auch kostbare Ueberreste merkwürdiger alter Zeiten.

Die neapolitanische Regierung läßt gegenwärtig in Gallipoli, der bedeutendsten Handelsstadt an der östlichen Küste des Königreichs, einen neuen Hafen bauen, so wie einen andern in Bari. Der alte Hafen der Insel Nisita bei Neapel, der den Schiffen zur Quarantaine dient, ist vergrößert. Eine schöne Brücke ward auf der Straße von Neapel nach Rom über den Garigliano geschlagen, wo lange Zeit nur ein elender Nachen als einziges Transportmittel existirte. Diese Brücke hat 250' in der Länge und kostete 195.000 Dukaten, nahe zu 400.000 fl.

Am 16. August, früh 7½ Uhr, schlug der Blitz in die Kapelle auf der Schneekoppe des Riesengebirgs, und tödtete einen, beschädigte mehrere Menschen. Der Blitzableiter war abgenommen gewesen und zur Reparatur gegeben worden.

Die im letzten Kriege zerstörte Parochialkirche zu Ostrolenka im Königreich Polen wird wieder hergestellt, und der Kaiser Nikolaus von Rußland hat dazu die Summe von 12.252 Gulden bewilligt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 80.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 7. Oktober 1834.

Die Geisterschlacht der Hunnen und Römer.

(Beschluß.)

Die ganze Geisterwelt, alle nächtlichen Gebilde, Dämonen, Vampyre, und wie wir sonst noch die dunkeln Schreckbilder nennen mögen, steigt hier vor uns auf. Wir haben nicht leicht Entsetzlicheres gebildet gesehen, und dies wirkt um so unwiderstehlicher, in je einfacherer, naturgemäßerer Form es ausgesprochen ist, wo nichts unwahrscheinlich, unnatürlich erscheint, denn selbst das Empoheben dieser schweren halberwachten Leiche finden wir angemessen, gleich wie die Geister in Dante's Hölle sich in Bleimänteln dahinschleppen. Gruppen, mehr oder weniger erwacht, folgen dem allgemeinen Drange, der Erwachte den Halbschlafenden mit sich fortziehend, manche der Hunnen auf den Schultern der Genossen reitend, alle im Streben nach der Mitte. Hier steht ihr entsetzlicher Gebieter, Attila, das Wahrzeichen seines übermüthigen Beinamens, die vielsträngige Geißel, hoch in der Rechten schwingend, den Dolch im Gürtel; die Linke erhoben, donnert er mit der Herrscherstimme seine Sklaven zur grausen Verwüstung heran. Mächtig bewegt, ein königlicher Barbar, ein unüberwindliches Unheil, steht er da auf dem Schilde, zum Zeichen seines eisernen Regiments von Sklaven getragen. Die sind gewohnt, ihm in thierischer Unterwürfigkeit zu dienen. Alles, was übermüthig auf das Bewußtseyn der inwohnenden Gewalt gestützte Kraft bezeichnet, spricht aus diesem Verwüster der Völker. Seine barbarische Heldenseele spricht sich in Schrecken verbreitendem, zerstörendem Toben aus, während ihm gegenüber der römische Feldherr ruhig, edel, groß herannaht. Aber diese Größe, diese edle Ruhe, eines Helden würdig, ist mit der Schwäche gemischt, welche das einst mächtige Römerreich in der Zeit seines Verfalls so tragisch bezeichnet. Um diese Seite noch näher zu bestimmen, hat der Künstler ihm zwei Jünglinge zugesellt, die ihn begleiten, unterstützen. Eine schön ergreifende Gruppe, die unwiderstehlich das ganze Gefühl des Beschauers fesselt. Hinter dem Anführer reihen sich nun in der Schlachtordnung seine Schaaren, muthig und zum Heldentode bereit, wie jener. Der Raum nun zwischen den beiden Häuptern ist mit einem wahrhaft höllischen Kampfe erfüllt, dessen Ausgang abermals kein anderer seyn wird, als der frühere, gänzliche Vernichtung beider Völker. Hier trägt ein junger Römer den greisen Vater aus dem Kampfe, der streckt die Hände dem heiligen Kreuze, dem römischen Feldzeichen entgegen, in seiner Berührung Heil hoffend. Ein Hunne, grauenhaft, bestialisch anzuschaun, ein wahrer Bürger der Hölle, durchbohrt einen Freund, der ganze Körper krümmt sich im Todesschmerze, und doch ist auch dieser Schmerz noch edel, gegen den eines ähnlich durchbohrten Hunnen, welcher in wahrhaft thierischer Raserei stirbt. Hinter dem römischen Feldherrn wird ein zweites Kreuz von Zweien getragen mit umwundenen Händen, wie geweihte Gegenstände nur berührt werden. Ein Haufen Krieger ruft es um Rettung an, andere verweisen darauf, als auf die einzige Hülfe. — Es würde zu weit führen, jede einzelne Gruppe dieser unendlich gedanken- und formreichen Komposition zu beschreiben, denn auch dem des Wortes Mächtigsten dürfte es nicht gelingen, eine wahre anschauliche Idee von dem Gegenstande zu geben, da die Elemente der redenden und bildenden Kunst zu getrennt sind, als daß eines durch das andere ersetzt werden könnte. — Wenden wir uns nun zum Schluß, der Gruppe der klagenden Weiber. In ihr hat der von der tiefen Poesie seines Gegenstandes mächtig ergriffene Künstler nicht einzelne klagende Gestalten darstellen wollen, sie sind ihm die Mittel, die Worte zum Ausdrucke des Gedankens; es ist offenbar in ihnen der allgemeine große Jammer über den Untergang zweier Nationen versinnlicht. Wir hören ein furchtbares, herzzerreißendes Wehe, Wehe, Wehe! durch die Nacht ertönen, verzweiflungsvoll, entsetzlich. Wie der Anblick des Medusenhauptes versteinert, so würde vernichtender Gram den treffen,

Digitized by Google

dessen Ohe solcher Laut des Jammers berührte. Um aber die Idee der personifizirten Schlußklage (wie erinnern an die Nibelungenklage) noch klarer hervorleeten zu lassen, hat dee Künstier Alles auf sie verwandt, was edle, pathetische Form zu leisten vermag. Es ist etwas durchaus Allgemeineres in diesen Formen, als in denen der übrigen Gestalten. Dabei sind aber die Abstufungen des Wehes unendlich schön und meisterlich bezeichnet, von der innigen stillen Klage der vom Schmerz erfüllten Seele, bis zum lauten schneidenden Jammerschrei der Verzweiflung. — Fassen wir nun nach diesee dürftigen Darstellung unsee Urtheil in wenigen Worten zusammen, so lautet es folgendermaßen. Der Künstler hat seinen Gegenstand mit ganzer Gewalt des Geistes erfaßt, er ist bei allem Drange der Phantasie seiner ganz Herr gewesen, in klarster Begeisterung, ohne sich nur einen Augenblick über die Schranken fübeen zu lassen. Das beweist der zweite Vorzug unsers Bildes, eine durchaus zweckmäßige, dabei allen Anforderungen der Schönheit entsprechende Anordnung des Ganzen sowohl als jeder einzelnen Gruppe, nichts Ueberflüssiges, keine Wiederholung, alles nothwendiger Klang zur geoßen Harmonie. In welch hohem Grade dabei die spezielle Charakterisirung berücksichtigt, ja mit besonderer Liebe behandelt ist, glauden wir, ist schon aus der Schilderung klar geworden. Streng ist der allgemeine Unterschied der Barbaren und Römer getrennt, bestimmt wieder in diesen großen Kategorien die einzelne Individualität markirt, ohne auch nur bei aller Freiheit, aller Kühnheit der Gedanken einen Moment die Linie der Uebertreibung zu berühren. — Was nun das Technische betrifft, wenn man nämlich bei einem Werke, wo Form und Geist so ganz in Eins verschmolzen sind, überhaupt noch davon zu reden nöthig hat, so berufen wir uns auf das einstimmige Urtheil der ausgezeichnetsten Künstler, welches dahin lautete, daß Hr. Kaulbach alles dessen, was zur Zeichnung gehört, namentlich der Formen des menschlichen Körpers in ihren schwierigsten Ansichten, Bewegungen u. s. w., in einem Grade Meister ist, daß ihm schwerlich darin der höchste Rang streitig gemacht werden dürfte. Er bedient sich der Form mit einer Freiheit, wie wenigen unserer ausgezeichnetsten Dichter das Wort zu Gebote steht. Dabei waltet überall ein wahrhaft plastischer Sinn für Schönheit. — Es ist hin und wieder von Nichtkünstlern die Meinung geäußert worden: „da alle Gestalten Geister vorstellten, so erscheine das Ganze zu körperlich, man wünsche mehr Gespenstisches, Grauenerregendes.“ Dagegen erwidern wir: gerade vor dieser Klippe, an welcher bei ähnlichen Gegenständen fast alle moderne Künstler gescheitert sind, wegen der nervöskrankhaften Tendenz unserer Zeit, ist Hr. Kaulbach glücklich durch seinen eben so mächtigen als gesunden Künstlergenius vorübergetragen worden. Nur das Körperliche ist darstellbar, und sollen Geister dargestellt werden, so müssen dieselben in natürlicher Gestalt erscheinen, wobei natürlich der wahre Künstler das übernatürliche Wesen schon anzudeuten wissen wird, wie es hier in vollem Maße, aber in den Schranken des künstlerisch Zulässigen geschehen ist.

Wir hören, daß der Hr. Geheime-Rath von Klenze Hrn. Kaulbach beauftragt hat, nach diesem wahrhaften Meisterwerke ein Gemälde in Oel auszuführen, eine Aufgabe, die eben so sehr den Besteller als den ausführenden Künstler ehrt. Nur müssen wir bekennen, daß es uns durchaus dem Gegenstande angemessen scheinen würde, dem Gemälde eine bedeutende Dimension zu geben. Die ganze Auffassung, die ganze Komposition deutet wegen ihrer ungewöhnlichen Weise darauf hin, es würde ein Werk entstehen, welches eine bedeutende Epoche in unserer neuern deutschen Kunstgeschichte bezeichnen dürfte.

Nächstens werden wir Bericht über einige Werke unsers Künstlers erstatten, welche in einiger Zeit durch den Geabstichel tüchtiger Kupferstecher veröffentlicht werden.

G. H. v. S.

Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt.

(Fortsetzung.)

J. B. Hübner's „Porträt des Direktors Schadow“ ist in Auffassung, Modellirung und in der Farbe gleich vorzüglich und wahrlich ein Vorbild für Porträtmalerei. Auch die Porträts von Buchhorn, Schöner und Sieg sind tüchtige Werke, und viel Lob verdienen auch die der jüngeren Künstler von Oer, Randel und Hartmann.

Heine, in Düsseldorf, „ein Wilddieb,“ ein Bild von gutem Charakter, tüchtiger Farbe und Ausführung. Die Kleidung indeß ist nicht gut gewählt, denn ein weißee Kittel wird das Wild abhalten und den Jägern den Aufenthalt des Wilddiebes zu leicht verrathen.

Die „Politiker“ von Hasencleyer und „die Bettler“ von Michelson in Düsseldorf sind treu und gut aufgefaßte Scenen. Die Politiker im Ausdruck sehr lebendig, doch etwas krank in der Farbe.

Carl und Julius Schulz in Berlin malen mit gleicher Gewandtheit Jagd- und Viehstücke, wie militärische Scenen. Carl Schulz ist besonders in Jagdscenen geistreich und glücklich, viele seiner Bilder sind lithographirt, und man nennt ihn zum Unterschied von den andern Künstlern gleichen Namens „Jagdschulz“. Da er seine Bilder stets rasch und gut verkauft, so ist

Digitized by Google

er oft zu flüchtig bei seinen Arbeiten. Die diesjährigen Gemälde von Conradt, Cybel, Grothe, Prinz, Hausteln in Berlin, wollen uns weniger behagen, als frühere Arbeiten dieser Künstler; Elzholz hingegen macht unter des Prof. Krüger Leitung tüchtige Fortschritte, seine Militärscenen sind mit Geist und Geschmack dargestellt.

Die „Schachpartie" von Schütze in Berlin erinnert uns an Terburg und Metscher und hat viel Lobenswerthes; am besten gefallen uns die alte und die junge Dame, welche am Schachbrette sitzen, weniger der junge Mann, der sich unmalerisch überlegt; die Farbe ist gut, könnte indeß bei dem reichen Kostüm brillanter seyn.

A. von Embde in Kassel: ein hessisches Bauernmädchen. Ein Brieschen und einen Strauß von Nelken, Spicker und Rosmarin in der Hand, sitzt dieses reizende Kind der Natur auf einem Hügel, den Blick in die, ihr vielleicht noch unbekannte Ferne gerichtet. Die Stellung wie das reiche Kostüm mit den bunten Stickereien sind höchst malerisch und die Farbe wahr und anspruchslos, wie es der Gegenstand verlangt. Dem Bilde schadet nur der zu große leere Raum.

Ein höchst lebhaftes Interesse erregt „der kranke Esel" von Pistorius zu Berlin. Der wohlgenährte Kurschmied hat seine Hand auf die Nase des Esels gelegt, um dessen Puls und Gesundheitszustand zu untersuchen; ängstlich harren die Besitzer des Esels auf seinen Ausspruch: denn ihr Wohl und Wehe hängt ja von der Genesung des Thieres ab; der Hausfreund des Schmieds sitzt lauernd und schmunzelnd hinter demselben auf der Bank, um gleich in den Ausspruch seines Gönners einzustimmen, denn er weiß, worauf der es abgesehen, und daß sein Freund nicht vom Winde allein, der hinten tapfer in die Kohlen der Esse bläst, so rund und so bunt geworden ist! — So spricht sich das Bild aus, so ist es überall motivirt und charakterisirt, und nicht nur höchst geistreich erfaßt, sondern auch durch und durch ausgeführt, markig und kräftig vollendet, und ohne Frage eines der bedeutendsten (sogenannten) Genrebilder neuerer Zeit.

Auch Th. Weller's in Rom „italienische Bauernfamilie" ist eine reizende Idylle, die Anordnung eben so geschmackvoll, als jede Figur charakteristisch, ganz besonders der Familienvater. Die Mutter mit dem Kinde wäre ein prächtiges Modell zu einer Madonna, und den seelenvollen Augen des reizenden, das Feuer schürenden Mädchens möchten wir nicht leicht eine Bitte versagen. Die Kinder tanzen den Saltarello, doch etwas unbeholfen. Ohne daß man die Farben brillant nennen kann, leuchtet uns das Bild von jeder Stelle wie ein heller Stern entgegen und unwillkürlich fühlen wir uns davon angezogen. Meyer, der gleichfalls zu den gefeiertsten Volksscenen-Malern in Rom gehört, gab auch ein tüchtiges Bild: einen alten Fischer, der tiefsdenkend, mit der ganzen Kraft seiner Augen, auf das bewegte Meer hinausschaut, die Rückkehr seiner Kinder ängstlich erwartend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstverein in München.

Julius und August 1834.

In den Sommermonaten ist die Ausstellung des Kunstvereines weniger ergiebig, da ein großer Theil der für denselben thätigen Künstler im näheren oder entfernteren Gebirg sich aufhält, um Studien zu machen. Aus den ausgestellten Kunstwerken heben wir Folgendes aus:

Gräfle, Ossian, die Harfe spielend, auf einer Felsenspitze am Meere, zu seinen Füßen sitzend und nach ihm aufblickend ein junges blondes Mädchen. Der blinde Sänger sitzt ganz in der Mitte des (etwa 2½ Schuh hohen 1¾ Schuh breiten, nach oben im Halbkreis geschlossenen) Bildes, sein greises Haupt- und Barthaar fliegt im Winde seitwärts, er hält mit seiner Linken die Harfe links vor sich, und greift mit der Rechten herüber in die Saiten, wodurch eine effektvolle, doch gezwungene und somit unangemessene Bewegung entsteht, die dem ganzen Bilde ein etwas theatralisches Gepräge gibt. Das Profil des Mädchens scheint genau Porträt zu seyn, was bei sehr scharf bezeichneter Individualität in die Rechte der Allgemeinheit eines Kunstwerks störend eingreift. Uebrigens ist das Bild vortrefflich, d. h. mit großer Geschicklichkeit gemalt, ohne Prunk, mit vielem Gefühl für Wahrheit und Harmonie. Der Verein hat es angekauft.

Zimmermann aus Sachsen, eine kleine Landschaft; nichts als eine arme Bauernhütte, ein Kornfeld und ein Fahrweg nebenbei; keine eigentliche Ferne. Das Bild fesselt die Aufmerksamkeit durch lebendigen Ton und geistreiche, den Niederländern verwandte Behandlung. Auf den ersten Blick erkennt man in dem jungen Künstler ein nicht gewöhnliches Talent, und seine ersten Leistungen berechtigen uns zu außerordentlichen Erwartungen. Es war von ihm noch ein größeres Bild ausgestellt, ein böhmischer Judenkirchhof, das aber, trotz der Tüchtigkeit, mit der es gemalt war, sich der unbedingten Theilnahme derjenigen, die das gleiche Bild Ruesdael's in der Dresdner Galerie kennen, dem es nachgebildet zu seyn schien, nicht erfreuen konnte. Das erstere Bild ist vom Verein angekauft worden.

Monten, der Tod des Max Piccolomini nach Schiller. Zum ersten Male, unsers Wissens, daß dieser Künstler seinen Stoff aus einer frühern Zeit entlehnt.

Digitized by Google

Wir sehen den Heldenjüngling in der Mitte des Bildes rücklings von dem sich hoch aufbäumenden weißen Rosse stürzen; rechts hinter ihm sprengen die treuen Pappenheimer über einen Hügel heran, links stürmt das feindliche mit Standarten, Hellebarden und Flinten bewaffnete Fußvolk heran. Die Darstellung ist äußerst lebendig und kräftig bewegt; auch ist M.. nicht ohne jene Weichheit, welche Schiller demselben zu geben gewußt, während die übrigen Kämpfer von männlich ernstem Ausdruck sind. Dem Umstand, daß Ersterer uns nur durch Schiller und zwar meistentheils nur von der Bühne aus bekannt geworden, ist es wohl zuzuschreiben, daß Viele sich durch denselben an letztere erinnert fanden. Ein Wunsch, welcher dieses verdienstvolle Bild übrig läßt, ist der, daß durch einfachere und größere Massen die Darstellung dem Auge faßlicher gemacht seyn möge, statt daß der Künstler offenbar in der Absicht, die Wirkung der Schlachtbewegung zu gewinnen, dem entgegengesetzten Prinzip gefolgt ist. Das etwa 3½ Schuh, breite 2⅞ Schuh hohe Bild ist vom Verein angekauft.

Kirner (gegenwärtig in Rom), Frauen aus der Umgegend Roms ruhen betend an einem am Wege befindlichen Muttergottesbilde aus. Viele derselben haben Kinder auf dem Schooße oder an der Brust; eines der letztern scheint krank und der Mutter Gebet eine Fürbitte zu seyn. Der Künstler, der schon in Deutschland (durch seine verschiedenen Bilder aus der Schweiz und dem Schwarzwalde) sich den Ruhm eines der vorzüglichern neuern Genremaler erworben, und der mit einem frühern aus Rom gesandten Gemälde (Raphael in der Michel-Angeloskneipe) gezeigt, mit welcher Leichtigkeit er sich in einer fremden Weise bewegen könne, liefert im Obigen wieder ein Bild in der, wie wir glauben, ihm eignen. Zwar ist es weniger die Scene als solche, die uns fesselt, auch wäre es ein Unrecht gegen das Leben selbst, von einem am Wege beiläufig verrichteten Gebet durchaus jenen Ernst, jene Andacht zu fordern, die wir nur in seltenen Augenblicken haben. Wenigstens liegt es außerhalb der Aufgabe eines Künstlers, der uns auf eine heitere Weise mit dem wirklichen Leben und seinen verschiedenen Erscheinungen bekannt machen will. Einem solchen wissen wir es Dank, wenn er, wie Hr. Kirner, zur Bezeichnung des Erhabten, sich der Schönheit als Mittel bedient. Dies ist das erste am genannten Bilde auffallende Merkmal, daß alle Frauen in demselben jene Schönheit schmückt, die unsere Phantasie der Heimath derselben beilegt, und die sie selbst in einzelnen Fällen besitzt.

Die Anordnung ist sehr einfach und zufällig, als wäre es so gesehen worden; knieend und sitzend bilden die Frauen einen Kreis, der durch eine in der Mitte befindliche Gruppe von Stehenden seine Spitze erhält. Letztere ist besonders schön. Die Behandlung ist frei, breit, sicher, die Färbung tief; nur die Beleuchtung könnte um ein Kleines gewinnen, wenn einzelne Schattenmassen (z. B. am Kopftuche einer der stehenden Frauen) besser beisammen gehalten wären. (Größe: 2′ breit, 1¾′ hoch.)

Bauwerke.

München. Das Schloß Hohenschwangau wird für den Kronprinzen von Bayern auf eine prachtvolle Weise restaurirt.

Paris. Ueber 400 Arbeiter sind gegenwärtig mit dem Aufbau der Kunstschule unter der Leitung des Architekten Duban beschäftigt. Es wird mehrere Jahre kosten, dieses Gebäude in Uebereinstimmung mit dem gothischen Charakter des alten Klosters, mit der Façade des Schlosses Gaillon und dem griechisch-römischen Styl der aus der Kaiserregierung und Restauration herrührenden Theile aufzuführen. Der ganze Palast Orsay wird dadurch umgebaut.

Brüssel. Die Reparaturarbeiten an der St. Gudulakirche, einem der ältesten und schönsten gothischen Baudenkmale, haben sowohl im Inneren als am Aeußeren des Gebäudes unter der Leitung einer eigenen Kommission begonnen.

Antwerpen. Am 29. August ist hier das neuerbaute Theater eröffnet worden.

Sculptur.

London. Die Reiterstatue Georg's IV., Königs von England, von Chantrey für den Preis von 9000 Guineen in Bronze ausgeführt, ist fertig und wird nun bald an der großen marmornen Einfahrt von St. Jamespark aufgestellt werden. Dieses Portal soll auch mit prachtvollen vergoldeten Thüren aus Parker's Manufaktur versehen werden, die wohl die größten und prächtigsten in Europa seyn dürften; selbst jene am Dogenpalaste zu Venedig nicht ausgenommen, die man bis jetzt, ihrer Größe wegen, für die merkwürdigsten hielt. Dem im Drucke erschienenen Ueberschlage zufolge werden sich die Kosten für diese Einfahrt auf mehr als 70.000 Pfd. St. belaufen.

Paris. Die Regierung hat, auf Ansuchen des Maire's der Stadt Rennes die Statue der Lesbia, in weißem Marmor, ein auf der letzten Ausstellung bewundertes Werk des von Rennes gebürtigen Bildhauers Lanneau, zum Geschenk gemacht.

Zeichnende Künste.

Braunschweig. Der Herzog Wilhelm hat auf der hiesigen Kunstausstellung das Gemälde: Die Münchnerin, von Stieler, angekauft.

St. Petersburg. Karl Brüloffs bekanntes Gemälde: Der letzte Tag von Pompeji, welches bei den Ausstellungen in Mailand und Paris einen großen Beifall erworben hatte, befindet sich jetzt in der Kaiserlichen Eremitage, und soll öffentlich ausgestellt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 81.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 9. Oktober 1834.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen.

Unsere alten Freunde, die Nibelungen, mochten in ihren Lebenstagen nirgends lange rasten, auch ihre Mannen pflegten sie in frischem Athem zu erhalten; letzteres thun sie auf dem Wege der Rückwirkungen noch immer fort, davon gibt Schnorr's Thätigkeit lebendige Beweise. Der Erfolg seiner erhöhten Bemühungen ist so entschieden, hat so gerechte Ansprüche auf steigende Anerkennung, daß gleich von vornherein auf den veränderten Stand der Dinge hingewiesen werden muß. Den auf Veranlassung der letzten Ausstellung besprochenen Kartons reihen sich zwei neue an.

I. Siegfrieds Ermordung.

Ein richtiges Gefühl sagte dem Künstler, daß er Siegfrieds Abschied von der Welt, einen Hauptwendepunkt des Gedichts, worin Vergangenheit und Zukunft sich mit ihren Entscheidungen verknüpfen, nicht angemessener feiern könne, als in der Umgebung einer reichen und sprechenden Natur, die aus ihrer Schönheit und Ruhe einen Trauerkranz flechte, um damit die Todesstärke ihres Lieblings zu schmücken. Die eingestreuten Züge des Liedes stellen die Gegend in den Wildnissen des Wasgau, wo Bären, Wölfe, Büffel, Eindthiere und sogar die unklimatischen Löwen über ihre niedrigern Waidgenossen die Herrschaft führen, als eine lockende Einsamkeit dar, durchwunden von Blumen, erfrischt von Quellwasser, ausgezeichnet durch eine prächtige Linde. Aus diesen Winken hat die Kunst ein Ganzes hergestellt, das in seiner Anmuth wie ein Tempe der Nibelungen sich ausbreitet, während es zugleich in seiner Bedeutsamkeit einen tiefen Ernst verkündigt. Man glaubt darin jenen freundlichen Blick der Schwermuth zu erkennen, worin die Natur so oft innerhalb gewisser Grenzen die Sprache des menschlichen Gefühls täuschend nachahmt. Bei der Beschreibung eines historischen Bildes will es sich nicht schicken, den Werth des Landschaftlichen bis in's Einzelne zu verfolgen; so viel muß jedoch bemerkt werden, um dem Verdienste nicht durch Schweigen Unrecht zu thun, daß die überlegte Führung der Linien, die für das Verständniß des Zusammenhangs ihre Absichten erreichen, indem sie die Mittel der Berechnung gefällig verbergen, — daß die geschickte Vertheilung und Anordnung der Gegenstände, wodurch in dem beträchtlichen Raume nicht minder Ueberfüllung als Leere vermieden wurde, — daß endlich die Wahrheit und Sicherheit in den Darstellungen der Vegetation, auf jeder ihrer Stufen, von dem Geschlecht der Kräuter, die am Boden wuchern, bis zum Bau der Linde, die glückliche Gruppirung der Bäume, mit denen freie Durchsichten harmonisch abwechseln, zusammengenommen eine Vereinigung von Vorzügen bilden, wogegen kein gesundes Auge unempfindlich bleiben kann. Schnorr hat darin seine Befähigung für das Landschaftliche in ein Licht gesetzt, das, in Hinsicht auf die bisherigen Proben, ein neues heißen könnte, so bedeutend tritt es hervor, wäre diese Seite seiner Thätigkeit bei ausgezeichneten Historienmalern eine seltene, nicht schon früher in Italien an seinen Arbeiten für die Villa Massimi laut anerkannt worden. Um so erfreulicher ist es, daß die Gunst des Gegenstandes ihm eine Aufforderung darbot, jenen in Rom zurückgelassenen Ruf in München mit derselben Entschiedenheit zu begründen. Man würde die gegenwärtige Landschaft übrigens unvollkommen schätzen, wollte man von ihr sagen, daß sie sich dem Zwecke der Handlung gehörig unterordne; sie thut weit mehr, sie ist von dem Gegenstande der Darstellung in jedem Betracht so wesentlich bedingt, daß sie ihr Bestes von ihm empfängt und dasselbe durchgehends zu seiner Verfügung stellt. Sie gleicht gewissermaßen einem schweigenden Zuschauer, der durch Haltung und Geberden dasjenige unbewußt beschreibt, was um ihn vorgeht. Und diese Macht des Eindrucks entspringt hauptsächlich von dem Grundtone charaktervoller Stille. In ihm sammeln sich die Andeutungen des poetischen Urbildes zum Nachklange geschichtlicher Einheit, mit ihm verschmelzen

Digitized by Google

die Erscheinungen der Natur zum Friedensrufe des Todes, von ihm nimmt die Kunst jenen Zauber der Beruhigung, womit sie ihr Werk scheinbar verläugnet, geflissentlich zurückdrängt und mit anspruchsloser Ueberredung das Gewählte und Verbundene als ein Nothwendiges und Einfaches darstellt.

Auf der linken Seite erscheinen einige Hirsche in zweifelhafter Stellung mit dem Ansehen flüchtiger Beobachter. Der Eindruck der Stille gewinnt durch sie an Frische und Anschaulichkeit. Noch mehr schmeicheln sie sich dem Gefühle an, wenn wir die naheliegende Vorstellung aufgreifen, daß der Durst die harmlosen Geschöpfe zu der ihnen wohlbekannten Quelle getrieben hat, an welcher unmittelbar darauf Siegfried bei gleicher Veranlassung das Opfer eines blutigen Verraths wird. Diese Hirsche reden wie die Thiere in der Fabel; man muß sie daher nicht prosaisch nach dem Rechte ihrer Anwesenheit und halben Ruhe fragen. Auf der entgegengesetzten Seite werden den vorangegangenen Rittern von einem vertrauten Diener ihre Pferde nachgeführt. Das übrige Jagdgefolge weilt, wie es die zu verheimlichende Unthat erfordert, unsichtbar in der Nachbarschaft. Mit der unentschiedenen Haltung der Hirsche würde sich der Anblick von Hunden nicht vertragen; man kann sie sich füglich bei dem beseitigten Troß denken. So finden wir uns mit den Rittern in dem abgeschiedenen Waldgehege eingeschlossen, während das Getümmel der entfernten Jagdgefährten und ihrer vierfüßigen Gesellschaft die Empfindung der Stille durch die Vorstellung des nahen Gegentheils verstärkt.

Nach demselben Recht und für denselben Zweck, die Raphael bestimmten, in dem Bilde, wo Joseph seine Träume deutet, letztere sichtbar einzuführen, ist mit den beiden Träumen Chriemhildens das Gleiche geschehen. Sie sind oberwärts in zwei Kreisen vorgestellt, deren gleichartige und zugleich gesteigerte Bedeutung dem symmetrischen Reize des Bildes eine ungemeine Wirksamkeit verleiht. In dem einen Kreise erblickt man zwei Eber, von denen Siegfried unter Vorkehrungen der Gegenwehr unversehens angefallen wird. Auf dem Felde des andern steht er inmitten zweier Berge, die auf ihn einzustürzen drohen, ergriffen von einer Bewegung des Entsetzens. Jene Träume zeigen in ihrer zwiefachen Feindseligkeit offenbar auf den Mordbund zwischen Brunnehilden und Hagen hin; sie beschreiben in der hastigen Folge, die ihnen das Gedicht anweist, mit eben soviel Wahrheit als Tiefe Chriemhildens genügenlose Liebe und stürmische Seelenangst. Beide Kreise gehören der Geschichte zu, öffnen aus ihrem dunkeln Hintergrund und begleiten mit ihren Zeichen die Ausführung des Verbrechens; sie werfen aber noch außerdem den Schein eines dämmernden Lichtes auf die Landschaft herab und tragen sicherlich nicht wenig zur Erhöhung des Gesammteindrucks bei. Der Eigenthümlichkeit der Behandlung ist es gelungen, ihnen den Ausdruck des Nichtwirklichen so vollkommen anzutäuschen, daß die Poesie der abgebildeten Träume ihren Inhalt wie auf blaßschimmernden Wolken auszubreiten scheint. Möge jene liebliche Magie beim Malen so zart geschont werden, als es nur immer möglich ist; versuche die heraldische Darstellungsweise anderswo ihr Heil. Siegfried entwickelt in der edlen Männlichkeit seiner Gestalt eine Kraft, Gewandtheit und Anmuth der Gymnastik, als sey er in ihr von Hermes unterrichtet worden. Diese mythologische Muthmaßung streitet zwar mit der Strenge germanischer Satzungen, stimmt aber gar wohl zum Geiste einer mündig gewordenen Kunst.

Auf der linken Seite neben der entscheidungsvollen Linde, mit der einen Hand gegen dieselbe gestemmt, mit der andern ein Schöpfgefäß haltend, ist Siegfried in vorgebeugter Stellung sichtbar, um nach Angabe der Dichtung aus einem Brunnen zu trinken, in der Art, daß seine Gestalt so vortheilhaft als möglich in's Auge fällt. Neben dem Haupte des Helden ragt sein Schild empor, die einzige Vertheidigungswaffe, welche der Verrath ihm übrig gelassen hat. Vom Brunnen her, den eine beckenmäßige Vertiefung der Gegend motivirt, windet sich ein sanft ansteigender Weg zu einer terrassenartigen, weithin herrschenden Anhöhe, auf welcher drei mitschuldige Zeugen des beschlossenen Mordes stehen, unter ihnen obenan König Gunther, mit lebhaften und mannichfaltigen Geberden die Erschütterungen ihres Innern ausdrückend. Auf dem Vorsprunge eines Abhangs, der unter ihnen in einer wohlangelegten Linie hinläuft, stürzt Hagen mit geschwungenem Speere in vollem Anlaufe hervor, in der Absicht, den arglosen Siegfried, während er trinkt, rückwärts an der allein verwundbaren, durch ein Lindenblatt eigens bezeichneten Stelle den Tod zu geben, so daß jene drei zwischen den beiden letztern in der Mitte erscheinen, obschon in einer merklichen Zurückweichung. Hagen und Siegfried sind in der Folge eines kurz vorher angestellten Wettrennens tief entkleidet. Sie liefen wie die wilden Panther durch den Klee hin, sagt das Lied bei dieser Veranlassung. Hagens dünnes Untergewand treibt im Luftzuge Wogen, wie seine Seele, die nach Mord schnaubt. Aus Furcht vor der etwanigen Rache des verfehlten oder nicht hinlänglich verwundeten Siegfried hat Hagen dessen Waffen im Voraus hinterlistig auf die Seite geschafft; Bogen, Köcher und Schwert, sonst gemeinhin unter dem Namen Balmung, ein Wort des Schreckens für die Tapfersten, birgt eine rückwärts gelegene Vertiefung, woraus sie heimlich hervorblicken. Siegfrieds Speer liegt in der Hand des aus der Ferne andringenden Hagen, welcher ihn schon früher bei Entfernung der übrigen Waffen mitgenommen hatte und sich

Digitized by Google

seiner jetzt bei der Rückkehr bedienen will. Zufolge der Dichtung bleibt der Speer, schwerlich ohne eine verborgene Beziehung, bis zu dem Augenblick an die Linde gelehnt, wo Hagen, unvermerkt wieder herangekommen, ihn wegnimmt, um unverzüglich gleichsam mit einem einzigen Schritt, unter Begünstigung der Nähe und Geräuschlosigkeit, sein Werk zu vollführen. Die höhere und wohl auch die schönere Wahrheit dürfte auf der Seite des Gedichts seyn, doch wäre es kleinlich, über die Freiheit solcher Varianten rechten zu wollen, auch ist es oft bedenklich, denn die poetische und malerische Statthaftigkeit sind zwei verschiedene Dinge, die nicht selten in Collision kommen. Uebrigens ist der angeregte Punkt für die Mannichfaltigkeit der Darstellungsweise und die Auswahl der zweckmäßigsten nicht so unerheblich, als es anfänglich scheinen mag. Dem Künstler war es darum zu thun, in Hagen den Ausdruck innerer und äußerer Bewegung möglichst zu verstärken; eine Absicht, die er vortrefflich erreicht hat, so lange wir sie für sich allein im Auge behalten. Der Nibungenhort — so will es die poetische Ordnung — darf nicht durch fremdes Geschoß umkommen, er kann nur durch sich selbst und durch einen Theil seiner Rüstung, den Speer, überwunden werden; an dieser Hauptsache war unter keiner Bedingung etwas zu ändern, was denn erwünschtermaßen auch nicht geschehen ist. Aus einem ähnlichen Grunde erschlägt Chriemhilde späterhin mit demselben Schwerte, das Hagen hinter Siegfrieden unbemerkt weggenommen hat, diesen ihren Todfeind selbst. Die antike und christliche Poesie scheinen sich hierin bis auf einen gewissen Punkt zu begegnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt.

(Fortsetzung.)

Aus Kolde's Idyllen spricht stets ein höchst anmuthiger poetischer Gedanke; der technischen Ausführung, so delikat sie auch in Einzelheiten erscheint, muß man indeß Manches nachsehen.

Der „Zecher", von Grewen, und der „Kreuzritter", von Lasinsky in Düsseldorf, beide lebensgroße Kniestücke, sind wohl nur als Studien zu betrachten und zeigen als solche vom Talent der Künstler.

Ch. Bauer in Münster, „Priamus fleht um die Auslieferung des Leichnams seines Sohnes." Die Gruppe fetter, fast ganz nackter, durchaus verzeichneter männlicher Figuren, zum Theil nur mit einem Helme und Sandalen bekleidet, erinnert höchstens an die Zeit der Kunst, die glücklich vorüber ist. Dessen Bild „Christus und die Samariterin" können wir nicht viel höher stellen, und die beiden Landschaften zeigen nur, daß sich der Künstler in allen Fächern der Malerei versucht.

Flelgraf in Düsseldorf, „eine kranke Frau von einem Geistlichen getröstet." Der Ausdruck der todtkranken Frau, die mit der größesten Resignation ihren Blick nach oben richtet, ist wahrhaft ergreifend, nimmt unser Mitgefühl im höchsten Grade in Anspruch; der Knabe hat mit beiden Händchen den Arm der Mutter erfaßt, um sie zu fesseln. Auch der Gatte, den Blick auf die sterbende Frau gerichtet, zeigt tieffühlend, welch ein großer Verlust ihm bevorsteht; weniger sagt uns der Geistliche zu. Ohne so brillant in der Farbe zu seyn, wie manche andere Bilder der Düsseldorfer Schule, ist das Bild doch von guter Harmonie und befriedigt außerordentlich.

Evens in Düsseldorf: „Schleichhändler von Gensdarmen überfallen," hat durchaus kein poetisches Motiv und viel Störendes in der Zusammenstellung, und namentlich da, wo die Beine des Pferdes sich mit dem Körper des ältesten Mannes so wunderbar kreuzen; die Farbe und technische Ausführung hingegen sind vorzüglich.

Die Bilder von Remy und Stürmer sind unbedeutend.

Die Landschaft gibt uns ein nicht minder reiches Feld zu interessanten Beobachtungen, und hier ist besonders der Einfluß der Vorbilder, wie des Landes, in welchem die Künstler leben und studiren, aus den Gemälden ersichtlich. Düsseldorf ist reich an wahrhaft poetischen Künstlern, dessen Umgebungen aber arm an schönen Formen und großartigen Fernen. Hier nun prävalirt die poetische Auffassung einfacher Partien, deren Darstellung zugleich von einem aufmerksamen und sinnigen Studium der Natur zeugt, und obenan stehen Lessing, Schirmer, Scheuren. Lessing's landschaftliche Darstellung ist eine der reichsten dieses Meisters. Mitten im Gebirge liegt ein Kloster, von welchem ein Weg bis zum Vorgrunde hinabziehet, auf welchem ein Klostergeistlicher mit einem Diener, mit den heiligen Sakramenten, hinabsteigt, vielleicht um einem Kranken den letzten Trost der Religion zu bringen. Der saftige moosbewachsene Vorgrund ladet zum Niederlassen, in wohlverstandenen Abstufungen erblicken wir die Bäume, Sträuche, ja jedes Pflänzchen; jedes steht am rechten Platze, und das Anfangs geringfügig Scheinende gewinnt, bei näherer Beachtung, stets mehr Bedeutung und ist wesentlich in diesem eben so vollendeten als hochpoetischem Bilde.

W. Schirmer ist auch kein geringer Meister in der Landschaft. „Der Teich im Walde," zwar weniger saftig und lebhaft in der Farbe als Schirmer's übrige

Bilder, zeigt uns die herrlichsten Gruppen gewaltiger Eichen; sein „Waldbach" hat, außer den schönen sonnenbeleuchteten Baumgruppen, eine bewunderungswürdige Klarheit in Luft und Wasser, nur die Halbschatten in den fernen Bäumen und der Ueberfall des Wassers erscheinen uns zu farbig. Der „Wald beim Gewitter" ist von überraschender Naturwahrheit. Gewitterwolken lagern zum Theil noch schwer auf den alten Eichen und zeigen nur an einzelnen Stellen lichtere Durchsichten, sind aber von einer wunderbaren Wirkung, die noch obendrein durch das schillernde, durch einen leichten Wind bewegte Wasser gehoben wird. Saft und Kraft der Farbe ist in diesem Bilde und eine Meisterschaft in Ausführung der Bäume, wie bei den bessern Werken Ruisdael's.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthümer.

Berlin. Hier ist ein „Verzeichniß der antiken Denkmäler im Antiquarium des königl. Museums zu Berlin. Erste Abtheilung: Galerie der Vasen, entworfen von Konrad Leoczow, Director des Antiquariums des königl. Museums ꝛc. Mit 24 Kupfertafeln. Berlin in der Druckerei der königl. Akademie 1834" erschienen. Es sind darin, wie bei der einsichtsvollen Aufstellung der alten Monumente in den Räumen des Museums selbst, die verschiedenen kunstgeschichtlichen Zeiträume auseinander gehalten; von dem einzelnen Vasenwerke aber die genaueste Beschreibung gegeben. Auf den beigefügten Tafeln sind nicht weniger als 550 Vasenformen in verkleinertem Maßstab enthalten.

Poitiers. Es hat sich eine Gesellschaft von Alterthumsfreunden des Westen gebildet, welche in den zwischen der Loire und Dordogne gelegenen Provinzen Alterthümer aufsuchen, aufbewahren und beschreiben wollen.

Zeichnende Künste.

Brüssel. Der Maler Caprannier restaurirt einen Theil der prachtvollen Glasmalereien der alten St. Gudulakirche, welche von innen und außen eine Herstellung im gothischen Style erfährt.

München. Unter den Künstlern, welche auf dem kronprinzlichen Schlosse Hohenschwangau beschäftigt sind, um Freskogemälde aus der vaterländischen Geschichte anzubringen, sind namentlich Quaglio, Rottmann und Lindenschmitt.

Akademien und Vereine.

Brüssel. Der belgische Minister des Innern soll sich jetzt eifrig mit dem Projekt beschäftigen, eine Akademie der Künste dahier einzurichten.

Nekrolog.

Am 31. Juli ist in Rom der als Geschichtsmaler bekannte Augustin Tofanelli aus Lucca gestorben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[482] **Grundlage**

der praktischen Baukunst.

Erster Theil,

Maurerkunst in 22 Musterbildern

und

Entwürfe zu Wohngebäuden in 20 Tafeln,

nach Zeichnungen des königl. preußischen Oberbaudirektors

Schinkel.

Zweiter Theil.

Zimmerwerkskunst in 37 Musterblättern.

Mit erläuterndem Texte.

gr. Fol. gebunden 9 Rthlr. preuß. Cour.

Der erste Band führt auch den Titel:

Vorlegeblätter für Maurer in 42 lithographirten Tafeln mit Erläuterungen. Nach der Originalausgabe der königl. technischen Deputation für Gewerbe, mit deren Bewilligung herausgegeben. Preis 4 Rthlr. 15 Sgr.

Der zweite Band:

Vorlegeblätter für Zimmerleute in 37 lithographirten Tafeln. Nach der Originalausgabe der königl. technischen Deputation für Gewerbe mit deren Bewilligung herausgegeben. Preis 4 Rthlr. 15 Sgr.

Diese beiden Werke werden in den sämmtlichen königl. preuß. Bau- und Gewerbsschulen als Lehrbücher gebraucht und sind durch die Amtsblätter der königl. Regierungen öffentlich empfohlen worden. Sie sind nicht allein dem Architekten, Maurer und Zimmermeister unentbehrlich, sondern auch für Jeden unterrichtend, der sich Kenntniß des Bauwesens erwerben will. Außer ihrem ausgezeichneten, allgemein anerkannten innern Gehalte empfehlen sie sich durch ein sehr anständiges Aeußere und durch ungewöhnlich billige Preise.

Schenk und Gerstäcker in Berlin.

NB. Buchhandlungen können dieses Werk von Hrn. Leopold Voß in Leipzig mit dem üblichen Rabatt beziehen.

[452] **Für Münz-Liebhaber.**

Die zweite Abtheilung der von dem Stifts-Regierungs-Rath Herrn von Aupach hinterlassenen, durch Reichhaltigkeit und Seltenheit vieler Stücke rühmlichst bekannten Münz- und Medaillen-Sammlung wird Anfangs Dezember d. J. in Berlin versteigert werden. Das 45 Bogen starke Verzeichniß ist für 2/3 Thlr. Preußisch durch alle Buchhandlungen, von Rulaun in Leipzig, auch von dem Unterzeichneten zu beziehen; bei Letzterem ist auch das Verzeichniß der Auctionspreise der ersten Abtheilung für 1/2 Thlr. Preußisch zu haben.

Rauch,

Königl. Gerichtl. Bücher-Auctions-Commiss. für Berlin.

In Berlin ist Aufträge zu übernehmen bereit der Commissionär G. Walter, Leipzigerstraße, 39.

№ 82.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 14. Oktober 1834.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen.

(Fortsetzung.)

Es hat sich glücklich gefügt, daß der Kunst die Poesie bereitwillig entgegenkam, indem sie die beiden Wettläufer, von denen jeder unmittelbar darauf zu einem ernstern Gange aufbricht, fast in den Zustand der Nacktheit versetzte. Schnorr hat gezeigt, daß er dieser seltenen Begünstigung werth war. Siegfried's ausgestreckte Heldengestalt hebt sich, ungeachtet ihrer Ruhe, mit einem so durchdringenden Nachdruck hervor, daß es unmöglich ist, in ihm den ersten unter den guten Degen, die eigentliche Angel der Darstellung einen Augenblick zu verkennen. Bei allen Bewegungen der Aufmerksamkeit, welch ein weites Feld ihr auch geöffnet ist, behauptet er dennoch eine überwiegende Herrschaft. So mächtig ist er dem Auge noch nie, selbst in seinen besten Tagen, erschienen, als in diesen seinen letzten Augenblicken. In der anderswo besprochenen Unterredungsscene mit Chriemhilden waren der Stärke Siegfried's noch gewisse Züge von Vergröberung beigemischt; diese sind gegenwärtig verschwunden und nur die Grundverhältnisse nebst andern wesentlichen Auszeichnungen zurückgeblieben. Jeder, dem an Ort und Stelle eine Vergleichung beliebt, wird zugeben müssen, daß die Gestalt auf dem Wege sorgfältiger Studien gereinigt und veredelt ist, daß sie eine jener Verwandlungen erfahren hat, in denen der Bildungstrieb sich mit schöpferischer Lust höheren Forderungen unterwirft. Was insbesondere die ungewöhnliche Kraft des Leibes angeht, so ist jener Fortgang deutlich zu erkennen an der Entfernung jedes modellartigen Scheins, an der Vermeidung erzwungener Uebertreibungen und zumal in dem Maße festgehaltener Uebereinstimmung. Die durchgearbeiteten Glieder verrathen den Meister in ritterlichen Uebungen, der durch seine Gelenkigkeit nicht minder furchtbar ist, als durch das Löwenmark der Knochen. Beim Anblick des gediegenen Fleisches denkt man mit Vergnügen an das wohlbekannte Stahlbad im Blute des Lindwurms. Dabei zeigt der ganze Bau der Glieder eine hochbegünstigte Organisation, in der Stärke mit Schönheit und Würde zusammentrifft. Der Reiz des Angemessenen ist auch über die Ruhe der Stellung ausgebreitet, jedoch nicht durchgängig. Für sich allein betrachtet, widerlegt der Kopf keineswegs das Lob, welches ihm Chriemhildens Liebe ertheilt; nur ist zwischen seinem angenehmen Ausdruck und der heroischen Herrlichkeit der Gestalt ein Abfall zu spüren. Er naht sich zu sehr dem Eleganten und Interessanten in dem Sinne, wie wir Beides gegenwärtig zu nehmen pflegen. So ist auch der Haarwurf an und für sich geschmackvoll, aber für den altdeutschen Siegfried zu gewählt. Anfänglich war derselbe unmittelbar trinkend dargestellt. Diese Auffassung schließt sich dem Sinne der Dichtung vollkommen an und gibt dem Moment für den Begriff der Handlung zugleich anschauliche Wahrscheinlichkeit. Der Held fällt dann echt tragisch und erinnert nicht uneben an Agamemnon, von dem Aeschylus sagt, er sey erschlagen worden wie ein Stier an der Krippe. Siegfried hat schon früher seinen heißen Durst in Wein löschen wollen und dem Kellermeister Hagen wegen der nachlässigen Führung seines Amts heitere Vorwürfe gemacht. Er kann also nach der vorausgegangenen Erklärung und der Raschheit seines Charakters an der Quelle unmöglich etwas Anderes und Schicklicheres thun, als sich im unschuldigen Wasser tapfer zu letzen, woran die strengste Tugend keinen Anstoß nehmen wird. Indessen mag es nicht leicht seyn, einen solchen Akt mit kühner Naivetät darzustellen, ohne sich dabei mit den Forderungen eines verwöhnten Zeitgeschmacks von einer und der andern Seite zu überwerfen. Darin liegt wahrscheinlich der Grund, weßhalb Schnorr von dem ursprünglichen und allein rechten Wege wieder abgewichen ist, aus einer verzeihlichen Nachgiebigkeit gegen die Anstandsbegriffe unserer Tage. In der gegenwärtigen Darstellung hält Siegfried das Trinkgefäß zögernd, einigermaßen unschlüssig

Digitized by Google

in der Hand. Dadurch verfällt er in einen Nebeneindruck des Verlangens und der Sehnsucht, der weder mit der Situation noch mit dem Wesen seines Ritterthums zusammenstimmen will. Das Schöpfgefäß ist ein nothwendiges Ingredienz der gewählten Darstellung.

Hagen verhält sich in den Vorzügen der Gestalt zu Siegfrieden wie in einer erlesenen Gesellschaft der zweite Held zu dem ersten. Sein Anblick ist eine lebendige Vergegenwärtigung der Worte: *)

Der Held war wohlgewachsen, das ist gewißlich wahr,
Groß war er in der Brust, gemischet war sein Haar,
Mit einer greisen Farbe, die Bein' ihm waren lang,
Und furchtbar sein Gesicht, er hatt' einen herrlichen Gang.

Die Leidenschaftlichkeit seiner Seele ist mit ausgezeichnetem Erfolge wiedergegeben. Der tief und lange verhaltene Groll, die Wuth eines unheilbar beleidigten Selbstgefühls bricht urplötzlich mit dem Ungestüm der Rache hervor, die nach Blut lechzt, zugleich mit der Gewißheit einer Ueberzeugung, die den nahen Sieg bereits als einen wirklichen empfindet und in dessen Genusse wollüstig schwelgt. Hagen ist ganz ausgemacht eine infernale Natur, besonders auch in seinem köstlichen Humor, dabei begabt mit einem hohen Verstande, der die übrige Ritterschaft merklich verdunkelt, in der Zahl der Charaktere gewiß einer der stärksten, den die Poesie des deutschen Mittelalters aufzuweisen hat. Schnorr hat ihm sein urkräftiges Gepräge im Allgemeinen wohl erhalten. Einige Uebertreibung zeigt sich in den auffallend empergesträubten Haaren und in den allzu scharf bohrenden Blicken, in Betracht der Entfernung, die zwischen ihm und Siegfrieden wegen der zwischenstehenden Gruppe der drei Zuschauer anzunehmen ist. Es ist ganz recht, daß er Siegfrieden scharf fixirt; man begreift und billigt die Absicht des Künstlers; dessenungeachtet will es scheinen, als sey er darin etwas zu weit gegangen. Das Lindenblatt wird der kluge Hagen erst dann mit Falkenaugen auf's Korn nehmen, wenn er mit seinem Speere dicht davor steht. König Gunther behauptet erforderlichermaßen die Eigenschaften einer moralischen Zwittergeburt. Seine beiden Begleiter sinken etwas mehr abwärts, wie es sich gebührt.

Bekanntlich hat Cornelius denselben Gegenstand behandelt. Eine Vergleichung zwischen den beiden Darstellungsweisen könnte nicht schaden, da das herrschende Kunsturtheil größtentheils auf stille Vergleichungen gebaut ist, die ein Land mit dem andern und ein Künstler mit dem andern anstellt. Warum sollte es demnach unstatthaft seyn, einmal bei guter Gelegenheit laut zu thun, was mehr oder weniger insgeheim überall geschieht? Refer. meint, daß Schnorr's Darstellungsweise jener von Cornelius gar wohl die Waage hält, daß aber weder die eine noch die andere eigentlich musterhaft heißen kann. Cornelius hat in einigen Punkten zu keck über die Schnur gehauen, Schnorr dagegen nicht gewagt, den Faden des Gedichts bis an's Ende durchzuführen. Der Beweis sollte nicht schwer werden, ist aber für einsichtige und unbefangene Leser überflüssig.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der leichtern Verständlichkeit wegen ist die Stelle angeführt aus dem Liede der Nibelungen, metrisch übersetzt von Dr. Gustav Büsching. Abenteuer 28, 55.

Bericht über die fünfte Kunstausstellung zu Halberstadt.

(Beschluß.)

C. Scheuren in Düsseldorf, ein eben so eigenthümlicher als genialer Künstler gab uns flache, holländische Gegenden mit beschifften Kanälen und mit Eichen, die schon manchen der mächtigen Aeste durch Sturm verloren. Große Wahrheit und energische Farbe zeichnen Scheuren's Bilder aus; Bäume, Häuser, Terrain, Figuren sind gleich meisterhaft behandelt. Das Wasser ist indeß zu hell und zu materiell in der Farbe.

Achenbach, C. Dahl, Foor, Heunert, Koch, Pose und Schulten haben sich meistens nach Lessing und Schirmer gebildet und verfolgen ihren Weg mit Talent und Glück; Koch's großes Bild „der Waldbach" besonders ist vortrefflich aufgefaßt, von guter Farbe, und die Ausführung der Einzelnheiten zeigt von aufmerksamem Naturstudium.

Wir kommen nun zu den Münchner Landschaftern, die ihre Studien in den reizenden Tyroler- und Salzburgergebirgen machen, und denen daher großartige Formen und schöne Fernen besonders wichtig sind. An ihrer Spitze stehen Heinlein, Rottmann und Morgenstern; doch nur von Rottmann hatten wir ein Bild, „eine Mühle an einem Teiche" in Abendbeleuchtung, die sich durch höchst poetische Auffassung und ein inniges Gefühl bei der Darstellung auszeichnet.

Bamberger, Crola, Häselich, Schleich sind sich in der Wahl der Gegenstände und der Art der Darstellung sehr ähnlich, ja sogar in der Farbe, für welche Crola vorzugsweise Sinn und Takt zeigt.

Auch H. Brandes, jetzt in Braunschweig, hat sich in München gebildet. Geschmack für schöne und großartige Anordnung verschaffte ihm schon in München

Digitized by Google

einen ausgezeichneten Ruf. Während seines Aufenthalts in Italien hat er zwar den Charakter dieses Landes gleichfalls mit Glück studirt, doch gibt man mit Recht seinen Tyroler Landschaften den Vorzug. Ein kleineres Bild „Partie am Starenberger See, bei Sonnenaufgang", behauptet in Betreff der poetischen Auffassung, der Naturwahrheit und herrlichen Farbe gewiß ehrenvoll seinen Platz neben guten Rottmann'schen Bildern.

Feasuiey's Seesturm an der Küste von Kopenhagen soll von großer Wahrheit seyn; uns erscheint weder der Gegenstand noch die Ausführung malerisch und anziehend, und weit höher stellen wir die Seestücke von Keause und Schulz in Berlin. Krause's Bilder namentlich zeigen ein höchst lebendiges Wellenspiel, haben eine klar durchsichtige Luft und schöne leichte Wolken.

Ahlborn hat den Charakter Italiens mit entschiedenem Glücke aufgefaßt, das Bild Puzzuoli, Bajae, Misene und Procida ist so schön und so charakteristisch, daß Jeder, der an Ort und Stelle war, augenblicklich auch im Bilde wieder zu Hause ist. Ahlborn's „Hirschbühel" hingegen ist durchaus verfehlt, demselben fehlen die Eigenthümlichkeiten dieses Gebirge sowohl als überhaupt die nöthige Kraft und Harmonie.

Heimsdorff in Karlsruhe: „die Küste von Sicilien, mit der Aussicht auf das Meer und die Cyclopenfelsen" ist ein Bild, auf dem die südliche Glut so recht charakteristisch verbreitet wiedergegeben ist, und wahrlich eine sinnigere und zartere Auffassung der Töne in der Luft und in dem Wasser, und eine vollendetere Ausführung möchte uns nicht leicht ein Landschaftsbild zeigen.

Goldstein und Kummer sind die besten Repräsentanten der Dresdner Landschafter; Dahl und Friedrich ließen uns leer ausgehen, Reusch, v. Leppold und Kallmeyer hatten nur geringfügige Sachen eingeschickt. Goldstein malt prächtige Bäume und von einer Leichtigkeit in der Belaubung, daß wir die Bewegung der Blätter zu erkennen glauben, indeß wurde ihrer als aus der Wirklichkeit entnommen, und es hält schwer zu bestimmen, ob es z. B. Linden oder Pappeln seyn sollen. Der übrige Theil der Landschaft „die Stadt Brieg" ist etwas monoton und die Wolken von nicht angenehmen Formen und störend.

Von Dorner und Fries waren neue frühere Arbeiten ausgestellt.

Neher's in München „Straße von Tivoli mit einer Fruchtbude" ist ein reizendes, höchst sauber, aber auch etwas kleinlich ausgeführtes Bildchen, und Hauschild's „Inneres der Kirche zu Regensburg", eine malerische Perspektive, von guter Farbe und angenehmer Wirkung.

Domenicus Quaglio hat auf seinem großen Bilde „die Cathedrale zu Rheims" das Portal dieses eben so reichen als schönen Prachtbaues als Hauptsache herausgehoben und in voller Sonnenbeleuchtung ausgeführt. Das Gebäude gewährt einen höchst imposanten Anblick und zeigt zugleich alle Einzelnheit vortrefflich, die Farbe ist wahr und effektvoll und die reiche, ausgezeichnet schön behandelte Staffage ganz geeignet, das Großartige und Feierliche noch mehr zu heben. Das Bild hat viel Vorzüge vor manchen früheren Werken Quaglio's, ganz besonders in der Farbe, und es ist um so höher zu rühmen, wenn man bei einem gediegenen Meister noch ein so reges, sinniges Fortstreben erkennt.

C. Hasenpfing in Halberstadt: „Hauptansicht des Doms zu Halberstadt," von der Südostseite aufgenommen; zeichnet sich sowohl durch außerordentliche Treue und Richtigkeit in der Zeichnung, wie durch den so gut getroffenen Lokalton vortheilhaft aus, und nicht leicht vergegenwärtigt uns ein Bild einen Gegenstand so gut, als dieses Gemälde unseren herrlichen Dom mit seinen schlanken im edelsten Styl des Spitzbogens erbauten Strebepfeilern. Auch das Innere dieser Kirche, mit den schlanken himmelanstrebenden Pfeilern und den brillanten Glasmalereien, ist räumlich und von imposanter Wirkung.

Unter den Bildstücken gehen wir denen von Simmler in Düsseldorf einen entschiedenen Vorzug. Die Auffassung der Thiere ist malerisch und deren Ausführung von großer Naturwahrheit und richtig eigenthümlicher Farbe. Auch Geabau in Düsseldorf stellt Viehgruppen mit Talent dar.

Böker in Berlin gab uns die gelungensten und am geschmackvollsten geordneten Blumenstücke, die uns aber um deßwillen zu reich an Rosen schienen, weil die Farbe dieser Blumen nicht zart genug, sondern zu violete ist.

C. Schulz in Berlin „Fruchtstück" ist sehr natürlich und geschmackvoll geordnet; ein ähnlicher Gegenstand von Preyer in Düsseldorf, von einer täuschenden Vollrundung in allen Details der Ausführung. „Waldgeflügel und eine Jagdtasche" von Lehnen in Düsseldorf ist gleichfalls von überraschender Wahrheit und höchst fleißiger Ausführung.

Die drei kleinen Statuen von Henschel, „Glaube, Liebe, Hoffnung," wie die Stiche von Toschi: „Lo Spasimo di Sicilia;" Lutz, Madonna des heiligen Franziskus nach Correggio, Amsler's Triumphzug des Alexander, nach Thorwaldsen, und die hier ausgestellten Lithographien sind der Kunstwelt gewiß schon durch andere Ausstellungen so bekannt, daß wir eine Beurtheilung derselben unterlassen können.

Für 2500 Thaler Werth Gemälde sind in den Privatbesitz übergegangen. Namentlich:

Digitized by Google

Ahlborn's Puzzuoli; Brandes': der Starenberger See; Bürkell's Subiaco; Hasenpflug's äußere und innere Ansicht des Doms zu Halberstadt; Helmsdorff's Küste von Sizilien; Hildebrand's Mährchenerzählerin; Hübner's heilige Familie; Krause's bewegte See mit Felsenrissen; Lehnen's Stilleben; Meier's alter Fischer; Pistorius' kranker Esel; D. Quaglio's Cathedrale zu Rheims; Schirmer's Waldlandschaft beim Gewitter; Th. Weller's neapolitanische Bauernfamilie; außerdem noch kleinere Sachen, Kupferwerke und Lithographien.

Von dem Kunstvereine sind um 600 Thlr. Werth Kunstwerke gekauft und verloost, nämlich: Tyroler Landschaft von Brandes; Straße zu Tivoli von Meyer; Fruchtstück von C. Schulz; Landschaft von Koch; Schiffsreuter von Eckert, Landschaft von Heunert; Ritterburg von Steuerwald; Seestück von Schulz; Monte Salaro von Kemmer; der Kreuzritter von Lasinsky; Gebirgslandschaft von Leypold, und eine Zahl guter Lithographien.

Halberstadt, den 10. Juli 1834.

F. G. H.

Holbein und Lützelburger.

Wenn mehrere Kunstforscher der neueren Zeit nicht geneigt sind, das Monogramm HL. für das des H. Holbein gelten zu lassen, sondern, zum Theil unbedingt, als das des Holzschneiders G. Lützelburger anerkennen wollen, so möchten zwei Handzeichnungen einer Privatsammlung mit obigem Monogramm wenigstens einer unbedingten Annahme widersprechen, oder man müßte zugesteben, daß dieser Holzschneider als Zeichner auf derselben Stufe der Kunst stehe mit jenem großen Meister. Damit nicht, wie schon öfters geschehen, Vermuthungen Einzelner von weniger Geübten in Wort und Schrift zur Gewißheit im Laufe der Zeit erhoben werden, so mag die nähere Beschreibung dieser Blätter hier folgen. Unbemerkt darf dabei nicht bleiben, daß H. Holbein seine Arbeiten mit Buchstaben seines Namens willkürlich bezeichnete, wenn er ihn nicht ganz ausschrieb. Wer Gelegenheit gehabt hat, viele Handzeichnungen dieses Meisters zu vergleichen, der wird es wohl kühn finden, wenn Douce in seiner letzten Schrift Monogramme anerkennt oder verwirft.

Erste Zeichnung. Loth mit seinen Töchtern in einer Landschaft. Der Greis, auf einer Erderhöhung sitzend, geliebkoset von einer neben ihm stehenden Tochter, während die andere ihm Wein zuträgt. Im Mittelgrunde eine Bergböhe mit einigen Bäumen und dabei am Wege die Salzsäule. Im Hintergrunde das brennende Sodom. Die Umgebung des Bildes zu jeder Seite eine verzierte Säule. Den oberen Theil nehmen vier Wappenschilde, von Kindern gehalten, ein, deren nur eines einen Löwen führt, die übrigen sind in den Feldern leer geblieben. Der Umriß mit der Feder und schwarz ausgetuscht. Unten HL. 1526. Die Art der Darstellung und Form der Figuren ganz wie die biblischen Holzschnitte. Format kl. Fol.

Zweite Zeichnung. Die stehende Mutter Gottes in Schmerz versunken, die Hände kreuzweis über die Brust gelegt. Zu ihren Füßen der todte Heiland in verkürzter Lage auf einer Leinwand liegend, bezeichnet HL. 1519. Grüner Grund, Tusche mit weiß gehöhet, und auf feiner Leinwand; eine rothbraune Gründung scheint an mehreren Stellen durch das Grün hindurch. Format kl. Fol. Das Ganze großartig aufgefaßt und behandelt.

In der Sammlung Sr. k. H. des Erzherzogs Karl zu Wien befindet sich gleichfalls eine Handzeichnung mit demselben Monogramm, die den Tod und ein Weib darstellt. Sie ist blau lavirt auf schwarzem Grunde, mit Feder und weiß gehöhet; in Fol.

Sonach müßte wohl der Holzschneider Lützelburger im Malen ganz im Geiste Holbeins gewesen seyn??

Bildnerei.

Unter den neuen Elfenbein-Arbeitern zeichnet sich Schutz mit seinen Zwillingssöhnen in Meiningen aus. Als Drechsler fing er damit an, den Gegenständen, die er unter die Hände bekam, mehr das Gepräge zierlicher Kunst und des Geschmacks zu geben, als es gewöhnlich geschieht, und ging so nach und nach zu höhern Versuchen über. Seine frühern Leistungen bestanden meistens in Tabaks- und Waidmanns-Geräthschaften, wobei er die Zeichnungen des bekannten Kupferstechers Nidinger in Augsburg zu Grunde legte. Von fürstlicher Hand wurde Mancher zur freudigsten Ueberraschung mit einem Geschenk dieser Art beglückt. Später arbeitete er mit künstlerischem Sinn und Geschick Becher von Elfenbein, die nach mehreren Hauptstädten Europa's wanderten. Unter den neueren Stücken dieser Gattung bewundert man besonders zwei Potale, welche einen und denselben Gegenstand darstellen, nämlich die Rückkehr des verstorbenen Großherzogs von Weimar, Karl August, von der Jagd auf der Trofsate, wie es scheint, nach dem Kupferstiche Schwerdgeburth's. Der erste dieser Potale gewann die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen, der ihn für 80 Friedrichsd'or an sich kaufen ließ, und verschaffte dem Verfertiger am 22. September 1832 die Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Künste in Berlin, sowie die große silberne Preismedaille. Den zweiten, nach demselben Bilde später gearbeiteten Potal hat vor Kurzem die Königin von Großbritannien in Liebenstein für 100 Pfd. St. angekauft und, wie man sagt, als Geburtstagsgeschenk für ihren königlichen Gemahl bestimmt. Man soll daran, außer der Porträtähnlichkeit Karl August's, vorzüglich den in Hochrelief gearbeiteten Wagen mit den Pferden, die Gruppirung, den Baumschlag und den flach gearbeiteten Hintergrund der Landschaft bewundert haben. Neuerlich soll dieser Künstler mit seinen Söhnen an Altargefäßen mit erhabenen Bildern nach Zeichnungen von Albrecht Dürer arbeiten.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 83.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 16. Oktober 1834.

Schnorr's Fortgang im Cyklus der Nibelungen.

(Beschluß.)

Chriemhilde beim Anblicke des erschlagenen Siegfried.

Eine Theilansicht der Königsburg von Worms, wo Siegfried auf vorhergegangene Einladung mit seinem nächsten Gefolge als Gunthers Schwager und Gast einer Reihe von Festlichkeiten beigewohnt hatte, beschließt innerhalb eines von allen Seiten architektonisch begrenzten Hofraums den Schauplatz der blutigen Entdeckung. Zur Rechten des Beschauers kündigt eine Säulenstellung den Eingang zu Chriemhildens Wohnung an. Seitwärts ragt der Münster mit seinen Zinnen dem grauenden Tag entgegen und ruft Chriemhilden zur Verrichtung ihrer gewohnten Morgenandacht. Der Baustyl trägt die Abzeichen der sogenannten vorgothischen oder romanischen Weise, ohne jedoch Ansprüche auf historische Strenge zu machen, indem er eine bequeme Mitte zwischen Zwang und Willkür hält. Dadurch ist es möglich geworden, einzelnen Angaben des Gedichts, die von der Pracht der Paläste, der Säle und Marmorsteine reden, bis auf einen geziemenden Abstand nachzukommen und die Forderungen der umschränkten Wirklichkeit mit den Schönheitsgesetzen des darauf gegründeten Scheins gefällig zu vereinigen. Hierzu trägt die genaue, reine, entschiedene Behandlungsweise nicht wenig bei. Man fühlt sich im Genusse dieser Vorzüge geneigt, den Charakter der Baukunst, welchem sie zu dienen bestimmt sind, nach dem in die Ausführung gelegten Fleiß und Geschmack zu schätzen, läßt die innere Uebereinstimmung des Ganzen bereitwillig für ein Zeichen alterthümlicher Beglaubigung gelten und verliert darüber um so mehr alle Lust zu ängstlichen Nachfragen, da es ohnehin unmöglich ist, bei der Ungebundenheit des anzudeutenden Zeitraums von einer festumgrenzten Annahme auszugehen. Wie das Gedicht von den zusammenströmenden Einflüssen verschiedener Jahrhunderte getragen wird, und dennoch im Verfolge der Hauptmassen die Ursprünglichkeit der Anlage und Richtung beibehält, so mag billig auch das architektonische Gerüst, auf welchem die Verhältnisse der äußern Umgebung zur Anschauung kommen, den Zusammenhang ihrer Zeitformen in gesammelten und gereinigten Zügen zur Einheit verbinden.

Auf einer Stufe des abgeschlossenen Raums, welcher nach Chriemhildens Wohnung hinführt, liegt der erschlagene Siegfried, mit dem Obertheile des Körpers auf seinen Schild gelehnt, die Brust weit entblößt und aufgerissen von der hervorblickenden Spitze der Mordwaffe, abwärts in ein feuchtes Gewand gehüllt. In diesem Zustand ist der Entseelte auf Hagen's Geheiß von einigen dienstbaren Gehülfen des Verbrechens während der Nacht an besagten Ort dergetragen worden, damit Chriemhilde, wenn sie beim Anbruche des Tages sich, wie sie pflegt, nach dem Münster begeben wird, ihr Zimmer nicht verlassen kann, ohne von dem Schrecken der grausamsten Gewißheit zermalmt zu werden. Unter der Dienerschaft hat die Wahrnehmung des todten, unerkannten, so nahe und seltsam gebetteten Ritters bereits lebhafte Unruhe hervorgebracht. In demselben Augenblick, wo Chriemhilde die erste Kunde von dem Vorgange empfängt, spricht ihre geängstigte Seele, wie in einem Uebergange von drückender Finsterniß zu verzehrendem Licht, die Ueberzeugung aus, daß der angebliche Fremdling Siegfried selbst sey, ihr herzlieber Mann, wie sie sagt, gemordet von Hagen nach dem Blutrathe Brunehildens. Lautlos sinkt sie hierauf in einer tiefen Ohnmacht zu Boden, bis ihr mit dem Bewußtseyn das Vermögen der Stimme zurückkehrt und gewaltsam in den Weheruf der Verzweiflung ausbricht, weithin die Gemächer durchhallend. Diese geschichtlichen Zwischenbemerkungen sind für das Verständniß der Scene nicht so gleichgültig, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Nachdem Chriemhilde sich von dem

Digitized by Google

Anfalle der Betäubung einigermaßen erholt hat, stürzt sie mit emporgehobenen Armen in einer flugähnlichen Bewegung, die sich dem schlichten Morgenanzuge in iedeutigen Spuren mittheilt, bis zum Todeslager Siegfried's vor, während ihr durchdringender Blick fest auf seinem Angesicht ruht und ihre Annäherung augenscheinlich das Bestreben verräth, zur Seite des Erschlagenen dem Sturme der Trennung freiern Raum zu geben. Das ist der Moment, in welchem der Künstler Chriemhilden eingeführt hat. Eine Dienerin setzt der letztern in vorgebeugter Stellung, mit Geberden der Beruhigung und Bitte, einen sanften Widerstand entgegen, durch ihre Dazwischenkunft den Fortschritt der Bewegung hindernd, so aber, daß der aufgehaltene, gewissermaßen schwebende Entschluß der Vereinigung den Willen der That vollkommen zu erkennen gibt. Zwei andere Dienerinnen, deren Anzug noch die Spuren verwirrter Hast trägt, nehmen auf der rechten Seite hinter Chriemhilden in einem mehr untergeordneten Grade an den Erschütterungen des Ereignisses Theil; die Gegenwart der einen ist durch das Emporhalten einer Fackel motivirt. Auf der linken Seite leistet ein Kämmerer denselben Dienst; er hat Siegfrieden zuerst bemerkt, aber nicht erkannt, und zieht jetzt im Lichte der ihm aufgegangenen Wahrheit die eine Hand mit Entsetzen zurück. Die Begünstigungen, welche der Gegenstand darbot, sind so geschickt und natürlich benutzt, daß der Sinn des Vorgestellten nicht der mindesten Dunkelheit unterliegt. Die ungewisse Stimmung zwischen Tag und Nacht erhöht die Schauer der enthüllten Unthat und schließt sich ihrer dämonischen Vollziehung passend an.

Den Gipfelpunkt des Ganzen bezeichnet Chriemhilde. Verglichen mit einem andern, vorlängst besprochenen Karton, wo unsere Heldin aus den Händen ihres schwatzhaften Simson den Preis der Flitterwochen und weiblichen Ueberredungskunst empfängt, den wohlbekannten Gürtel, ist sie mittlerweile im Reiche der Kunst eine Macht geworden, die jeden Nebenzug weichlicher Beschränkung und Bildung abgestreift hat. Es fehlten der Rose damals jene Dornen, welche den Herzblättern, selbst in der Schäferzeit des Lebens, vollern Drang und eine energische Bedeutung zusichern. Wenn die Schwächen der Darstellung bei jener Gelegenheit nicht verschwiegen wurden, so gebührt es sich nun auch, die Vorzüge der eingetretenen Veränderung mit bestimmter Anerkennung hervorzuheben. Wie Chriemhilde diesmal erscheint, erfüllt sie würdig die Bedingungen eines poetischen Charakterbildes und kann vor dem Zauberschlosse der Nibelungen mit gutem Rechte Einlaß begehren. Zwei Gewalten streiten sichtbar um den Besitz ihrer Seele; beide durchziehen in mannichfaltigen Gegenwirkungen den Inhalt des Gedichts und treffen vor Siegfried's Leiche unmittelbar in der heftigsten Bewegung zusammen. Die eine ist die Stärke unergründlicher Liebe, dargelegt im Erguße eines leidenschaftlichen Schmerzes. Die andere ist der Geist der Rache, von der Schwere der Verhältnisse im Bilde zwar erforderlichermaßen verschattet, aber dennoch mit drohendem Ernst in den Zügen des Angesichts brütend. Gerade so zeigt uns Chriemhilden das Gedicht. Beleidigte Liebe und glühende Rache sind in ihr unauflöslich verschmolzen, ihr scharfer Verstand, dem der Zusammenhang des Geschehenen sogleich bei der leisesten Spur offenbar wird, entzündet das Gefühl mit Blitzesschnelle auf allen möglichen Brennpunkten, wobei das Feuer des Charakters jede Schranke einer gemessenen Zeitfolge niederreißt und im Zusammenschlagen der lichten Flammen jenen fortdauernden Brand ankündigt, der später nur in Strömen von Blut und mit dem eigenen Untergange Chriemhildens gelöscht werden kann. Denn nachdem ihre besorgte Zärtlichkeit in einer mündlichen Mittheilung die Grenzen der Klugheit überschritten hat, ist sie gar nicht mehr im Stande, Siegfried's Ermordung als möglich und wahrscheinlich zu denken, ohne in Brunehilden und Hagen die Werkzeuge des Verderbens zu erkennen, und wenn sie daran denkt, ist das eben so viel, als ob sie bereits handelte und das Maaß der Vergeltung mit vollen Händen auszuschütten suchte. Daß der Künstler jenes Grundwesen ihrer gewaltigen Persönlichkeit so glücklich aus der Erzählung herausgegriffen, so klar vergegenwärtigt hat, ist der Hauptschmuck seines Werks und gewährt letzterm einen wahrhaft epischen Werth. Obwohl in Bewegung und Ausdruck der Ungestüm einer vielvermögenden, rasch entfesselten Seele durchwaltet, was für die Richtigkeit der Auffassung kein geringes Lob ist, so würde dasselbe dennoch bedenklich bleiben, ständen ihm die Einmischungen der Uebertreibung entgegen, eine Klippe, an welcher die heutige Kunst so oft scheitert, nicht aus Ueberfluß an Kraft, sondern aus Schwäche, die sich hinter den raffinirten Schein des Gegentheils zu verbergen sucht. Dieser nicht so gar weit vom Ziele ab liegenden Gefahr ist Chriemhilde unversehrt entgangen, sie bewahrt bei aller Heftigkeit die Grenzlinien einer schönen Natur, besonders in Auge und Mund, wo das Streben nach Wirkung so leicht zu Mißgriffen verleitet. Der Kopf ist durch angemessene Schärfe veredelt und hat über seinen nächsten Vorgänger ein entschiedenes Uebergewicht von Geist erlangt, dazu ein Gepräge von Schönheit, das, ohne an porträtmäßige Bestimmtheit zu erinnern, der Blüthe bayerischer Frauen, wie patriotische Kenner versichern wollen, eine stille Huldigung darbringt. Auch die Bezeichnung der physischen Stärke hat wesentlich gewonnen und hält sich dabei durchaus frei von den Auswüchsen einer riesigen Ueberladung. Man erkennt in Chriemhilden das Heldenweib der Nibelungen, aber auch das bleibende

Digitized by Google

Maaß und die gesetzliche Ordnung ihres Geschlechts. Ganz besonders vereinigen die Arme das Zarte mit dem Kräftigen auf eine reizende Weise; sie sind, wie es scheint, von dem Verlaufe der Ehejahre unberührt geblieben und geben der Gestalt das Ansehen unverwelklicher Jugendfrische. Die Formen des Körpers zeichnen sich weit bestimmter als ehemals in der Gewandung durch und unterhalten ein festes Einverständniß mit den Armen.

Siegfried behauptet, mit Ausnahme des Kopfes, den veredelten Typus, welchen er in der Ermordungsscene trägt. An und für sich stimmt der Kopf des Todten besser mit der Macht des Leibes zusammen, als jener des Lebenden. Wenn aber der letztere durch schmelzenden Ausdruck hinter der kerngesunden Wahrheit zurückbleibt, so scheint dieser dagegen in der Fülle einzelner Partien, besonders in der untern Umgebung des Kinns in's Derbe auszugleiten. Die Lage des Kopfes mag dabei ungünstig mitwirken. Eine beredte Uebereinstimmung zwischen dem Ausdruck der beiden letzten Momente, vorausgesetzt, daß der scheidende Siegfried im ganzen Umfang seines Wesens ergriffen war, würde auf der Bahn der bezeichneten Fortschritte der schönste Sieg gewesen seyn. Bei allem Wechsel der Zustände, Handlungen, Zeiten, Momente das Beharrliche des Charakters und der physischen Persönlichkeit, selbst in den nothwendigen Abwandlungen, kenntlich durchscheinen zu lassen, das Spiel des Zufälligen, Vorübergehenden, Losen unter die Herrschaft eines Grundgesetzes zu beugen, ist ein Hauptgegenstand der epischen Darstellung, und wo sie das Ziel trifft, eines von den Zeichen ihrer besten Vollendung. Schnorr hat in dieser Hinsicht einen schwerern Stand als seine nächsten Kunstverwandten, weil er in einer ausgedehnten Folge von Uebeiten weit häufiger als jene auf ein und dasselbe Individuum zurückgeführt wird und dabei weder der Einheit noch der Mannichfaltigkeit etwas vergeben soll. Eine überaus angenehme Erscheinung, man mag auf Formen, Stellung, Ausdruck oder Bekleidung sehen, ist die Dienerin, welche Chriemhilden von der Lesche zurückhält. Sie erfüllt die Forderungen ihres Platzes so angemessen und legt ihnen so viel Anmuth, Milde und Deutlichkeit bei, daß jedes Auge mit Wohlgefallen auf ihrer liebenswürdigen Erscheinung ruhen muß. Sie ist eine von den herzigen Mittelschönheiten, die überall Interesse erwecken würde und insbesondere neben Chriemhilden eine wohlthätige Gewalt ausübt. Die übrige Dienerschaft thut in größerer Entfernung das Ihrige, wie es sich schickt, ohne gesuchte Wirkung.

Aphorismen.

Das Klassische, in seiner weitesten Bedeutung als das allein Darstellungswürdige und würdigst Dargestellte genommen, ist das, was auf dem Kern des Nationellen ruht, auf der mittleren Bahn der Volks-Interessen und Anliegen, auf dem rechten Thalweg der allgemeinen Bestrebungen sich fortbewegt.

Jeder Künstler soll sich aus den Zerstreuungen und Verzerrungen der Aster- und Zeit-Kunst möglichst oft zu der klassischen Mitte retten, von Krämermarkt und Kindermesse sich in die heiligen Hallen oder in das Asyl des Heimischen zurückziehen.

Jede Seite des Lebens hat aber ihre klassische Mitte. Homer dichtete die größten Gegensätze des Lebens in seinem Doppel-Epos. Die Griechen bildeten neben dem olympischen Jupiter auch eine säugende Kuh ꝛc. Göthe gab uns neben „Iphigenie“ auch „Herrmann und Dorothea“.

Also hätte auch das Genre seine Klassizität? — Allerdings! — so wie es andererseits eine historisch, heroisch ꝛc. seyn sollende Darstellungsweise gibt, die dennoch eine moderne, modische, nichts weniger als höhere, sondern ganz dem Zeitton und Tagsgeschmacke sich bequemende ist. Das rein Natürliche, rein Menschliche, das national Wesentliche, historisch Ewige ist immer ein Klassisches zu nennen.

Das rohe, derb natürliche, das gesellige, bürgerliche Leben sind nicht von solcher Darstellung ausgenommen; ja selbst die Extreme der verwilderten, gesetzlosen, ordnungswidrigen Existenz und der luxuriösen Ueberverfeinerung können klassisch angeordnet werden. Auch sie mögen nicht bloß die Prunkzimmer eigenthümlicher Liebhaber als zeitliche Genrestücke zieren, sondern, je nachdem der Gegenstand aufgefaßt ist, auch den öffentlichen Kunstsaal neben den großartigsten Schilderelen der Vorzeit erheitern.

Wie die Auffassung, um einer solchen Ehre theilhaftig zu werden, geschehen müsse, das bedürfte freilich einer weitläufigeren Auseinandersetzung.

Denke dir bei irgend einem Gegenstande des modernen Lebens, wie ihn Homer in seiner Odyssee, wie ihn irgend ein klassischer neuerer Dichter geschildert haben würde.

Dann setze ihn in Gedanken in Art und Ton der besten Meister einer ältern Schule. Es versteht sich, daß, je spezifischer, vom allgemein Nationellen entlegener der Gegenstand ist, desto reiner die Formen, desto sorgfältiger die Gruppirung, desto lustreicher Colorit und Helldunkel, desto lebendiger der Ausdruck seyn müsse.

So kann ich mir wohl die lokalste, individuellste Scene raffinirter, geselliger Thätigkeit und Genußlust einer luxuriösen Hauptstadt, z. B. die geputzteste Gruppe einer Berliner Theegesellschaft, klassisch dargestellt denken;

Digitized by Google

nur möchte ich sie weder von einem der gewöhnlichen Almanach-Dichter geschildert lesen, noch von einem mittelmäßigen Genremaler gemalt sehen. Hier kann allein die Kunst eines Netscher, Mieris, Gerard Dow durchhelfen.

Kunstsammlungen.

Die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. hat von dem jetzt in Mailand wohnenden Frankfurter Bürger, Banquier Heinrich Mylius, einige sehr ehrenwerthe Geschenke, theilweise in italienischen Medaillen bestehend, erhalten.

Die Gemäldegalerie des Louvre enthält dem neuen Katalog zufolge 1858 Gemälde aus der französischen, niederländischen, deutschen, italienischen und spanischen Schule. Hiervon gehören 552 von 82 Meistern der französischen, 525 von 155 Meistern der niederländischen und deutschen, 481 von 228 Meistern der italienischen und spanischen Schule an. Unter den Gemälden der französischen Schule zählt man 7 von David, 22 von Lebrun, 46 von Lafueur, 16 von Claude Lorrain, 10 von Mignard, 39 von Poussin, 51 von Joseph Vernet u. s. f.; unter den niederländischen und deutschen 18 von Philipp von Champagne, 2 von Van Dyck, 10 von Hans Holbein, 7 von Jordaens, 17 von Rembrandt, 45 von Rubens, 14 von Teniers, 14 von Wouvermans u. s. w.; die italienische und spanische Schule zählt 20 Gemälde von Albano, 1 von Michel Angelo, 52 von den Carracci, 5 von Correggio, 14 von Domenichino, 1 von Guercino, 22 von Guido Reni, 6 von Giulio Romano, 10 von Leonardo da Vinci, 12 von Paul Veronese, 2 von Primaticcio, 15 von Raphael Sanzio, 5 von Salvator Rosa, 6 von Tintoretto, 22 von Tizian u. s. w. In dem laufenden Jahre sind wieder 73 Gemälde in der Galerie aufgehängt worden.

Der Kaiser von Rußland hat die vortreffliche Vasensammlung, welche der Arzt Dr. Pizzati nach St. Petersburg gebracht hatte, gekauft. Sie enthält 200 Stück große, mittlere und kleinere Gefäße, Glasarbeiten und Bronzen, vornämlich mehrere große, sehr schöne und trefflich erhaltene Vasen aus Canino. Man darf eine lehrreiche Nachricht hierüber aus der Feder des Staatsraths von Köhler, des Oberaufsehers der kaiserlichen Kunstsammlung in der Eremitage, erwarten.

Malerei.

In Fontainebleau sind mehrere ältere Theile des königl. Schlosses niedergerissen und an deren Stelle ein Garten angelegt worden. Die zur Wohnung der königl. Familie bestimmten Zimmer hat man neu eingerichtet; in dem großen Saal Heinrich's II., der unter Karl X. als Kapelle diente, wurden die sehr verdorbenen, zum Theil ganz verlöschten Fresken des Primaticcio durch den Maler Alaux restaurirt, ebenso ist Hr. Picot mit der Restauration des goldenen Thors und Hr. Adel de Pujol mit Herstellung mehrerer andern Räume beauftragt. Diese drei Künstler bedienen sich hiezu der enkaustischen Malerei nach der Methode des Herrn von Montabert, welche sie diesem Zweck entsprechend gefunden haben.

Sculptur.

Der Bildhauer Desprez, Expensionär des französischen Gouvernements in Rom, hat auf Befehl des französischen Ministeriums den Moses von Michel Angelo geformt.

Nekrolog.

Frankfurt. Durch das am 6. Oktober erfolgte Ableben des hiesigen Architekten und Wasser-, Weg- und Brückenbau-Inspektors, P. J. Hoffmann, hat unsere Stadt einen empfindlichen Verlust erlitten. Die i. J. 1829 begonnene und dermalen in ihren Haupttheilen beendigte Wasserleitung ist das Werk seiner Idee, seiner Berechnung und seiner rastlosen und kunstfertigen Ausführung.

Persönliches.

Der König von Preußen hat den Historienmaler August von Kloeber zum Professor ernannt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[483] Ankündigung von Medaillen und Münzen aus dem Mittelalter und der neueren Zeit.

(In Abdrücken von Selen Bronce.)

Wie von allen Alterthumsforschern längst anerkannt ist, liefern Münzen und Medaillen uns die wichtigsten Beiträge zur Kenntniß der verflossenen Jahrhunderte, da sie die merkwürdigsten Ereignisse und die ausgezeichneten Thaten aller Völker kurz und bündig darstellen, und die berühmtesten Männer jedes Zeitalters uns in ihrer Gesichtsbildung aufbewahrt haben.

Selbst bis zur neuesten Zeit werden die merkwürdigsten Weltbegebenheiten durch Denkmünzen der Nachwelt überliefert, und in Gold, Silber oder Bronze ausgeprägt.

Die unterzeichnete Buchhandlung, im Besitz von vielen tausend Exemplaren der schönsten Abdrücke von Medaillen in Selen Bronce, hat davon nach sorgfältiger Auswahl mehrere kleinere Sammlungen veranstaltet, wovon ein Kästchen mit 16 bis 25 Stück nach der Verschiedenheit ihrer Größe und des Werthes 1 bis 2 Rthlr. kostet.

Diese Sammlungen umfassen die merkwürdigsten Regenten, die ausgezeichnetsten Helden und die berühmtesten Männer eines jeden Landes, deren genaue Abbildung, mit Darstellung der merkwürdigsten Weltbegebenheiten und allegorischen Beziehungen darauf, auf den Medaillen ausgeprägt ist.

Vorzugsweise dürften diese kleinen Sammlungen, welche auch mehrere mythologischen Medaillen enthalten, sich als Weihnachtsgeschenk für die gebildete Jugend empfehlen, da diese durch die bildliche Darstellung angeregt, sich von den vorzüglichsten Ereignissen der Weltgeschichte durch eigene Anschauung unterrichtet, und die berühmtesten Männer und Helden jedenfalls ihr Interesse erwecken müssen.

Bestellungen werden von den resp. Kunst- und Buchhandlungen (woselbst Exemplare zur Ansicht niedergelegt werden) angenommen und prompt befördert. Auch werden einzelne Medaillen, bei genauer Bezeichnung derselben, wobei die Ampach'schen und Heinrich'schen Auctionskataloge den besten Fingerzeig abgeben, geliefert.

Magdeburg, im September 1854.

Die Rubach'sche Kunst- und Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 84.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 21. Oktober 1834.

Biographisches.

Moritz Retzsch als Mensch und Künstler geschildert.

Von Mrs. Jameson. *)

Ich betrachte meine Einführung bei Moritz Retzsch als eines der merkwürdigsten und angenehmsten Begegnisse meines kurzen Aufenthalts in Dresden.

Dieser außerordentliche Geist, der in England fast eben so beliebt und geschätzt ist wie in seinem Vaterlande, scheint von der Natur einen doppelten Theil Erfindungsgabe erhalten zu haben, und verdient sonach ihren auserwählten Günstlingen beigezählt zu werden. Da indeß die Werke, welche er herausgegeben hat, und welche vorzugsweise seinen Ruhm begründet haben wie z. B. seine Umrisse zu Faust, zu Shakespeare, zu Schiller's Glocke u. s. w., nur Darstellungen der Ideen Anderer sind, so wissen nur Wenige, welche etwa einige seiner Originalzeichnungen besitzen, daß R. selbst ein Dichter ersten Ranges ist, welcher seine erhabenen Gedanken und die Bestrebungen seiner glühenden Einbildungskraft und allumfassenden Phantasie auf die glücklichste Weise mit selbstgefundener Form zu verbinden versteht.

Retzsch wurde in Dresden im Jahr 1779 geboren und ist, so viel ich weiß, nie auf längere Zeit aus seiner Vaterstadt entfernt gewesen. Von Kindheit an war er ein eigenthümliches Wesen und gab schon frühe Beweise seines Nachbildungsvermögens im Zeichnen sowohl als im Schnitzen, ohne daß weder er noch Andere jemals daran dachten, einen Künstler aus ihm zu bilden; und ich habe sogar gehört, daß in jüngeren Jahren seine Vorliebe für die wilde Natur und seine Abneigung gegen allen Zwang des äußern Lebens ihn fast veranlaßt hätten, Jäger in königl. Diensten zu werden. In einem Alter von 20 Jahren jedoch wurde die Liebe zur Kunst in ihm zum unabweislichen Berufe. Das kleine Vermögen, das er ererbt oder erspart hatte, war während der schweren Kriegsjahre fast bis auf Nichts geschmolzen, und seit jener Zeit hat R. nur von seinem Talent gelebt, sich begnügend, arm im armen Vaterlande zu leben. Zwar hat er durch eigene Kraft seines Talents sich wiederum ein kleines unabhängiges Vermögen erworben, was er jedoch fast zu gleichen Theilen auf Unterstützung seiner mit ihm verarmten Verwandten wie zur Befriedigung seiner eigenen geringen Bedürfnisse verwendet. Er wohnt gewöhnlich auf seinem kleinen Land- oder Weinbergshause, einige Stunden von Dresden. Wenn er in der Stadt ist, wohin sein Amt als Professor der Kunstakademie ihn häufig ruft, wohnt er in einem kleinen Hause der Neustadt am Ufer der Elbe, reizend, wenn auch versteckt gelegen. Hierhin wurde ich zuerst durch einen gemeinschaftlichen Freund geführt, welcher durch seine Vorliebe für den Künstler und durch genaue Bekanntschaft mit seinen Eigenthümlichkeiten sich am besten dazu eignete, mir diese angenehme Bekanntschaft zu verschaffen. Der Professor empfing uns in einem Zimmer, das mehreren Zwecken zu dienen schien, indem es eben sowohl zum Schlafgemache als zum Empfange bestimmt war, jedoch äußerst nett und reinlich in seiner ganzen Einrichtung, so daß man das ordnende und sorgende Auge einer weiblichen Oberaufsicht darin nicht verkennen konnte. Er empfing uns mit

*) Wir entnehmen die nachstehenden geistreichen und interessanten Nachrichten über einen unserer geachtetsten Künstler und liebenswürdigen Menschen den so eben erschienenen: Visits and sketches at home and abroad etc. By Mrs. Jameson, author of the characteristics of Women etc. In four Volumes. London, Saunders and Otley, 1834. mit Kupfern und Vignetten. Die berühmte Verf., selbst ausübende Künstlerin, hat auf ihren Reisen in Deutschland besonders auch der Kunst große Aufmerksamkeit bewiesen und zahlreiche, dieselbe betreffende Notizen und Urtheile in dem genannten Werke niedergelegt, von denen wir das Wichtigste auszugsweise in diesen Blättern mitzutheilen gedenken.

herzlicher Offenheit, indem er auf die Fremde einen durchdringenden Blick richtete, während ich ihn mit unaussprechlichem Interesse betrachtete. Seine Gestalt ist schlank, sein Gesicht höchst ausdrucksvoll, sein helles blaues Auge ist schwärmerisch, sein Haar hängt ungeordnet gelockt in großen Massen um seinen Kopf; auf seiner Stirne thront Poesie und Macht des Genius; in seinem Benehmen ist er ganz das Kind der Natur, einfach, sorglos, gerade heraussagend, was er eben fühlt und denkt, ohne Berücksichtigung der Formen, doch angenehm durch den wohlwollenden Ernst seines ganzen Wesens und recht eigentlich artig, ohne jene Glätte der vornehmen Welt.

Nach kurzer Unterhaltung nahm er uns mit in sein Atelier. Als Colorist ist Manches über seinen Styl bemerkt worden und wohl nicht ohne Grund; doch ist sein eigener Styl, eben weil er bedingt ist durch die Eigenthümlichkeit seiner Auffassung und der Idee, von Keinem mit Glück nachgeahmt worden und dürfte auch in der That unnachahmlich scheinen. Ich war überrascht, in einigen seiner Zeichnungen und Gemälde die größte Delikatesse der Ausführung einzelner Theile zu finden, verbunden mit einer Phantasie, welche wild über das Papier und die Leinwand dahinzueilen scheint; aber eben nur scheint: denn es ist wohl zu bemerken, daß seine üppige Phantasie doch nie ausschweift, weder in Form noch Empfindung; er ist eigenthümlich, phantastisch, sogar überschwänglich, aber nie falsch in Gefühl oder Ausdruck. Der Grund davon liegt in der tiefen Sittlichkeit seines Charakters, welche überall scharf hervortritt; wo aber diese fehlt, da mag der Künstler, der nach der höchsten dichterischen Vortrefflichkeit der Kunst ringt, nur ablassen von seinem Streben; denn weder der Besitz schöpferischen Talents, noch technische Fertigkeit, noch Verständniß des Zeitgeschmacks werden jenen Hauptmangel ersetzen können. — Ich sah bei R. manches Neue, Schöne und Interessante; doch will ich nur einiges Wenige näher bezeichnen, was mir im Gedächtniß geblieben und ebensowohl den Menschen als den Künstler charakterisirt.

Auf einem kleinen Rahmen war der Kopf eines lächelnden Engels ausgeführt. R. sagte mir, er sey oft von düstern Phantasien und finstern Ahnungen verfolgt worden, welche ihm oft sein eigenes Wesen und die Kunst verleidet hätten; und so habe er denn beschlossen, sich einen Engel zu schaffen, der vom Himmel herab auf ihn herniederlächle. So malte er dies äußerst liebliche Köpfchen, in welchem der helle Geist der Freude aus jedem Zuge zugleich zu stralen scheint; und mir kam es vor, als ich es anschaute, daß das wohl hinreichend wäre, eine ganze Legion düsterer Teufel zu bannen. Es gelingt nur selten, das Fröhliche mit dem Schönen und dem Erhabenen zu verbinden, und ich hielt es bisher fast für unmöglich; aber die stralende Heiterkeit dieses göttlichen Antlitzes berichtigte mein Vorurtheil, welches freilich seinen Grund weniger in der hellen, freundlichen Natur haben mag, als in dem Schatten, den der mächtige Genius der Menschheit durch seine Flügel auf sie wirft, während er schützend über ihr zwischen Himmel und Erde schwebt.

Hierauf stellte er einen wunderbaren Kopf auf die Staffelei, der mich fast zurückschaudern machte, nicht vor Schrecken, denn er war vollkommen schön, sondern aus einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu, denn er war in der That furchtbar ernst. Das Haar sträubte sich rückwärts von der blassen Stirne, die Augen schienen beim ersten Augenblicke zwei dunkle, hohle, unergründliche Räume, wie die in einem Todtenkopfe; als ich aber näher trat und aufmerksam hinsah, blickten mich aus dieser Tiefe zwei liebliche, lebensvolle Augen an, wie von dem Boden eines Abgrundes. Der Mund war göttlich, lieblich, aber ernst, und die sanfteste Ruhe lag auf jedem Zuge. Das, sagte er zu mir, war der Engel des Todes; es war der erste Entwurf zu einem Kopfe für das große Gemälde, das jetzt in Wien ist und den Engel des Todes darstellt, welcher zwei Kinder in die Gefilde der Seligen entführt; oben ist der Himmel offen und die Erde und die Sterne versinken unter seinen Füßen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1834.

Briefe an einen Freund.

I.

Schon längst haben Sie den Wunsch geäußert, daß ich Ihnen einige Ansichten über die Richtung, welche die Kunst in unserem Lande genommen, sowie über das, was sie gegenwärtig leistet, in Kürze mittheilen möge. So sehr mich Ihr Auftrag ehrte, so war ich doch noch nicht im Stande, Ihren Wunsch zu erfüllen; denn wie schwer ist es nicht, Tendenz und Richtung des künstlerischen Strebens im Allgemeinen zu bestimmen, in einem Lande, wo jeder Künstler in seinem Wirken vereinzelt steht, jeder meist nur dem eigenen Ziele folgt, mehr oder weniger unbekümmert um die Leistungen seiner Kunstgenossen, aber auch wieder unbeachtet von ihnen. Kein gemeinschaftliches Band umfängt unsere Künstler, und weil das gemeinsame Streben fehlt, konnte sich nichts Eigenthümliches, konnte sich keine Schule unter ihnen bilden; daher suchen Sie vergebens ein ununterbrochenes,

Digitized by Google

wetteifernde Fortschreiten, sondern Sie finden nur das unentschiedene Suchen vom Anfang aus; und der Weg, den ein bedeutender Künstler eingeschlagen, verwildert auch wieder mit seinem Tode. Dies gilt zwar nicht von allen Zweigen der Kunst, aber bei der eigentlichen Historienmalerei und Plastik ist dies leider der Fall. Dessenungeachtet ist es noch immer erstaunenswürdig, was geleistet wird, und um so erfreulicher, als es beweist, was geleistet werden könnte, wenn der Anstoß dazu von Außen käme. Unter diesen Umständen konnte ich daher zur Erfüllung Ihres Wunsches nichts Besseres thun, als die Kunstausstellung dieses Jahres selbst zum Gegenstand meiner Betrachtungen zu machen, da sie das Einzige ist, was noch mit einer Art von Oeffentlichkeit geschieht; wo die Künstler das, was sie gedacht und ausgeführt, vor die Welt hinstellen, und Spruch und Urtheil von derselben erwarten.

Architektur.

Leicht sehen Sie ein, daß eine Kunstausstellung das Feld nicht ist, auf welchem sich die Architektur zeigen kann; nichts desto weniger aber lieferte sie in der eben so schön als großartig gedachten Idee zu einem Dome im byzantinisch-römischen Style von C. Karl Roesner ein so erfreuliches Zeichen, daß es mich für die unangenehmen Eindrücke entschädigte, die uns in dieser Beziehung in der Wirklichkeit so vielfach anstoßen. Bei uns, sowie allenthalben, folgt die neuere Baukunst dem griechischen Style, mehr oder weniger mit fremdartigen Zusätzen. Dadurch verliert sie aber ihre Originalität, indem sie die Fingerzeige, welche Natur, Bedürfniß und Bildung unserer Zeit darbieten, außer Augen setzt, und einem fremdartigen Entschlusse folgt, der für uns durchaus nicht mehr paßt. Roesner betrat einen neuen Weg, und genügte jeder Anforderung durch die Hoheit und Großartigkeit seiner Idee. Auch lieferte derselbe Künstler ungemein schöne Studien aus Italien, welche, auch abgesehen von ihrem architektonischen Werthe, sogar als Motive höchst interessanter Landschaften hinsichtlich ihrer Auffassung und Darstellung betrachtet werden können.

Zeichnende Künste.

Die bloß zeichnenden Künste: Kupferstecherei, Lithographie, Holzschneidekunst u. s. w., obgleich sie immer von den wichtigern Leistungen der Malerei und Bildhauerei abhängig seyn sollten, haben sich bei uns auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit emporgeschwungen. Zwar kann sich unsere vaterländische Lithographie mit der des Auslands nicht messen; dagegen kann sich die Kupferstecherkunst einer bedeutenden Anzahl guter Künstler, wie Steinmüller, Stöber, Armann, Pasini, Benedetti, John, Hyrtl, G. Leybold, Krepp, und die Holzschneidekunst der geschickten Meister Bl. Höfel und Fe. Eißner rühmen. Von besonders hohem Werthe ist der als Prämie für die Aktionäre des Kunstvereins bestimmte Stich von Steinmüller, nach Francesco Francia's schönem Gemälde, wegen der tüchtigen Auffassung des Meisters und der, selbst noch im tiefsten Schatten, klaren und bestimmten Behandlung; er kann den besten Werken in der Kupferstecherkunst an die Seite gesetzt werden. Auch das Porträt Sr. Maj. Franz I., nach F. Amerling gestochen von Benedetti, gehört unter die besten Erscheinungen dieser Art; nur kann man nicht umhin, zu gestehen, daß aus dem Stiche Amerling's Art und Weise zu malen zu wenig ersichtlich wird; die ausgezeichnetsten Kupferstecher haben diesen Vorzug nie außer Acht gelassen. Von höchstem Interesse ist endlich noch die beabsichtigte Herausgabe von Porträts lebender Künstler, von welcher Probeblätter, sehr schön gezeichnet von J. Danhauser und meisterlich radirt von Fr. Stöber, vorliegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstnachrichten aus Florenz.

In der jüngstverflossenen Zeit ward hier Manches im Fach der bildenden Künste geleistet — nicht Vieles aber, was dem angestammten Ruhm der Stadt wirklich Ehre bringt. Eine Bachantin, von unserm bekannten Bildhauer Bertolini, für den Herzog von Devonshire bestimmt, läßt wohl in Hinsicht der technischen Ausführung nichts zu wünschen übrig, so viel mehr aber in Bezug auf die Auffassung. Die Idee, eine wilde, berauschte Gefährtin des Bacchus ruhend darzustellen, dürfte wohl noch Keinem in den Sinn gekommen seyn, und scheint so heterogen mit dem Gegenstande, daß mehr denn einer bemerkte, das schöne, hingeworfene Weib sehe einer Magdalena ähnlicher als einer Mänade. Die Gruppe Jupiter und Antiope, von Pozzi, ist eines der schönsten Bildwerke im Canova'schen Geschmack, das die letzten Jahre zum Vorschein gebracht haben. Im Fache der Malerei ist nichts sehr bedeutendes Vollendete zu nennen: Benvenuti arbeitet fortwährend an den riesenhaften Fresken, welche die Kuppel der großherzoglichen Grabkapelle bei der Lorenzokirche schmücken werden; ein Privathaus wird durch Cäsar Mussini mit Freskobildern und einem großen Oelgemälde, die Verschwörung der Pozzi darstellend, verziert. Wände, Plasond und Chor der Kirche S. Ambruogio sind vor einiger Zeit von dem fingerfertigen Ademollo, der weder einen Leib noch ein Gewand richtig zu zeichnen versteht, mit Darstellungen

Digitized by Google

aus dem alten und neuen Teſtament, Gemälde, Basreliefs, Tapeten, Statuen und Gott weiß was, in bunter Reihe repräſentirend, beflert worden; eine Inſchrift ſagt: Mirando artificio. Daſſelbe iſt auch der Façade begegnet, wo man in einem großen Basrelief den Untergang des Gothenheeres vor Florenz ſieht. Bringt unſere Zeit ſo wenig von Neuem, ſo holt ſie dagegen fortwährend Manches vom Alten aus Italien wrg. So ſind nacheinander der kleine Raphael des Hauſes Taddei, der ſchöne Pietro Perugino des Hauſes Baglioni, welcher hier lange Zeit bei Hrn. Metzger war, Sebaſtian del Piombo's Bildniß Clemens' VII., der Tizian und Pordenone des Abate Ceiotti, der allerliebſte kleine Solario, welcher demſelben gehörte, und mehreres Andere nach dem Norden gewandert. Die Madonna del Granduca iſt zwar nicht aus dem Pallaſt Pitti verſchwunden, wohl aber aus der Galerie, indem die Frau Großherzogin ſelbe in ihrem Schlafgemach hat. Als eine Art von Erſatz für dieſen Verluſt kann betrachtet werden, daß die neue Einrichtung der Galerie, wobei alle Bilder mit Nummern verſehen und in jedem Saale Verzeichniſſe derſelben, mit Angabe des Gegenſtands und des Meiſters, niedergelegt worden ſind, einem früher ſehr fühlbaren Uebelſtande abgeholfen hat. Denn da man jeden Augenblick die Ordnung der einzelnen Gemälde veränderte, ſo wurden die Kataloge wenigſtens für den, der die Sammlung nicht ſchon näher kannte, immer wieder unbrauchbar.

Thätiger war man in der Kupferſtecherkunſt. Samuel Jeſi hat ſeinen Fra Bartolommeo (Madonna mit S. Johann Baptiſt und S. Stephan, aus der Kapelle des Doms zu Lucca) ſehr wacker vollendet, und arbeitet gegenwärtig fleißig an einem ſchon längſt projektirten großen Werke, Raphael's Pabſt Leo mit den beiden Kardinälen, in ſehr bedeutendem Maßſtabe. Schon vermöge ſeines Gegenſtandes verſpricht dieſer Stich, der außerordentliche Schwierigkeiten hat, etwas ganz Ungewöhnliches zu werden; die Zeichnung, vor 10 Jahren entſtanden, iſt ein Meiſterwerk. Auch der Fra Bartolommeo von Saunders, die Madonna della Miſericordia mit den Bildniſſen der Familie Monte Catini (das Original gleichfalls zu Lucca) ſind beinahe vollendet. Von Della Bruna iſt die Viſitation, nach Mariotto Albertinelli's einfach-ſchönem Bilde (in der hieſigen Galerie), erſchienen: der Stich hat viel Gutes, iſt aber zum Theil etwas hart. Perfetti arbeitet an der Geburt Mariä, nach einem Fresko von Del Sarto in der Servitenkirche. A. Chiari fährt mit der Herausgabe ſeiner ſaubern und fleißigen Umriſſe nach den Fresken dieſes Meiſters fort, von denen jetzt die ſämmtlichen Bilder im Vorhof der Servitenkirche, die Madonna del Saeco und das Abendmahl in der Abtei San Salvi (zuſammen 9 Blätter in Folio) erſchienen ſind; ein viertes Heft wird das Werk beendigen. Der jüngere Lafinio iſt mit der kleinen Ausgabe des Campo Santo zu Piſa (vergl. Kunſtblatt Nro. 26) beinahe fertig, und leitet die Herausgabe der großen Kupfertafeln zu Roſellini's Werke über die Alterthümer Egyptens und Nubiens. G. Roſſi hat die drei Bronceſperten der Kathedrale zu Piſa in genauen Umriſſen bekannt gemacht und zwei hübſche Erinnerungsblätter, die Tribüne und das Ende des zweiten Corridors der hieſigen Galerie (wo der Laocoon ſteht), herausgegeben. — Die Lithographie allein vermag ſich nicht zu heben, es gibt 4 bis 5 Steindruckereien, aber aus keiner geht etwas recht Vernünftiges hervor. Namentlich weiß man gar nicht mit dem Druck umzugehen, während wir namentlich aus Venedig ausgezeichnete große Blätter (ſo die Nachbildungen von 40 Gemälden der dortigen Sammlungen, das Porträt des Grafen Cicognara u. ſ. w.) und auch aus Neapel gute Landſchaften erhalten.

Die Denkmünze von A. Fabris mit einer Darſtellung des dem Großherzoge Peter Leopold in Piſa errichteten Monuments und dem Bruſtbilde dieſes edlen Fürſten (wovon bereits im Kunſtblatt, 1833, Nro. 98, die Rede war), iſt jetzt erſchienen und hat die Erwartungen, welche die früheren Arbeiten des braven Künſtlers erregten, in hohem Grade befriedigt. Der Kopf iſt voll Ausdruck und Charakter; das Monument, ungeachtet der Kleinheit der Dimenſion, ſehr gut ausgeführt. Die Medaille iſt in Mailand mit vieler Sorgfalt geprägt. In dieſem Augenblicke beſchäftigt Fabris ſich mit einer neuen, durch welche Raphael Morghen's dankbare Schüler das Andenken dieſes großen Kupferſtechers ehren wollen. Eine bedeutende Anzahl kleiner Stempel hat derſelbe Künſtler in jüngſter Zeit zur Verfertigung von Siegeln oder Obladen in Relief geſchnitten, die ſehr Mode geworden ſind. Dante, Petrarca, Alfieri, Napoleon, Schiller (nach Dannecker) u. a. m. ſind unter der Zahl dieſer mit äußerſter Zierlichkeit gearbeiteten Miniaturbildniſſe, denen bald mehrere nachfolgen ſollen.

Rt.

Bauwerke.

London. Der unter dem verſtorbenen König angefangene und bisher mit großen Koſten fortgeführte Bau des Buckingham-Pallaſtes nähert ſich der Vollendung, und dieſes Gebäude wird ſodann der Londoner Pallaſt unſers Königs werden. Man hat den Wunſch geäußert, daß der St. James-platz gänzlich abgetragen und ein freier, edler Eingang zu dem Park, die Linie der St. Jamesſtraße fortſetzend, geſchaffen werde.

In Weſtminſterhall, das ſich ſeit einigen Jahren in einem baufälligen Zuſtande befindet, wird die Treppe gänzlich reſtaurirt. An die Stelle der hölzernen Treppe, die vom Ober- zum Unterhaus führte, ſoll eine ſteinerne kommen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 85.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 23. Oktober 1834.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

II.

Landschaftmalerei.

Unsere Landschaftmalerei hat seit ungefähr zwei Jahrzehenten eine eigentliche Geschichte. So wie die früheren Meister mehr Gewicht auf Komposition der Landschaft legten, aber dafür sich von der Natur selbst mehr oder weniger entfernten und dadurch in ihren Bildern oft unwahr oder unbestimmt wurden, so kehrten die Neueren, diesen Fehler erkennend, desto eifriger wieder zur Natur zurück und suchten sie in ihren geheimsten Wirkungen zu belauschen. Könnte man die erstere Schule die Kompositionsschule nennen, so ist letztere die der Naturmalerei; denn in den Gebirgen unserer wilden, aber großartigen Alpenwelt geboren und erzogen, ist sie ein unverdorbenes Naturkind, kräftig und kühn. Wie durch einen Zauber stellt sie die großartigen Ansichten dieser Gebirgsnatur mit einer Bestimmtheit, Klarheit und Kraft vor das erstaunte Auge, daß man unwillkürlich den Waldruf ihrer Bewohner oder das Tosen des Sturzbachs zu vernehmen glaubt. Ich nenne Ihnen nur die Namen: Th. Ender, Fr. Steinfeld, Schödlberger, J. Schwemminger, Feid, Fischbach, Ail, Rödler u. a. m.; in der Wassermalerei Höger, Barberini, Gerstmayer. Die ältere Schule lieferte Werke, deren Werth nicht zu verkennen ist; z. B. die Weinlese vom Professor J. Mößner, ein Bild voll Phantasie und Leben. So Tüchtiges die Landschaftmalerei aber auch bisher erschaffen: das Höchste hat sie doch nicht erreicht. Da sie bisher vorzugsweise Prospekte und Ansichten gab, hing sie von Gegebenem ab und konnte Wiederholungen nicht vermeiden. Wie oft ist nicht Hallstadt, Salzburg, Gmünden, Klosterneuburgs Herrenstift u. a. gemalt worden? Unsere Landschaftmaler scheinen dieses selbst zu fühlen; um Neues aufzufinden, dringen sie immer tiefer in's Gebirgsland, steigen von den Thälern und Seen auf die Gebirge, ja sogar die ewigen Gletscher legen ihnen kein Hinderniß in den Weg, wie Th. Ender's Ansichten des Großglockners und des Kauriser-Goldbergletschers, von den benachbarten Eisbergen aus aufgenommen, beweisen. Gerade dieses aber ist ein Schritt unserer Landschaftmaler, der immer sehr gewagt bleibt. Denn so interessant diese Gegenstände auch an und für sich sind, so schön und meisterhaft sie auch gemalt seyn mögen: vom Standpunkt der Kunst aus scheinen sie minder preiswürdig, besonders dann, wenn man nur bei dem Porträt der Natur stehen bleibt. Wenn aber, wie ich behauptete, die jetzt herrschende Schule der Landschaftmalerei das Höchste noch nicht erreicht hat, so ist sie doch als Uebergangs- und Pflanzschule zu betrachten, und darum von so hohem Werth und so großer Wichtigkeit. Nur Ein Schritt erübrigt noch. Und unstreitig hat diesen bereits der geniale Fr. Gauermann gethan: er hat nämlich Tiefe der Idee mit der getreuesten Naturauffassung verbunden. Eben so groß als Thiermaler, wie in menschlichen Darstellungen, steht er in der Mitte, keinem Fache ausschließend angehörend. Er beweiet in seinen Bildern, daß es nicht so sehr auf bloßes Porträtiren der Natur, als auf ein tiefes Studium derselben in ihren geheimsten Ursachen und Wirkungen ankomme. Von diesem Standpunkt gewürdigt, erscheint sein „Ackersmann“ als Glanzpunkt der Landschaftmalerei in gegenwärtiger Ausstellung. Die sinkende Sonne wirft ihre scheidenden Stralen auf die Flur; die Familie des Ackermannes genießt der Abendruhe unter einem Baume und scheint auf ihn zu harren; er aber kommt eben mit der Pflugschar heran und hat bereits emsig sein Tagewerk gethan, nur ein kleines Stück Stoppelfeld eeübeigt ihm noch; ein Bursche treibt die Pferde zur Eile. Es ist unglaublich, mit wie Wenigem hier so Vieles geleistet ist; aber es herrscht eine Haltung und Ruhe in Allem, wie man sie nur in

Digitized by Google

der Plastik zu finden gewohnt ist. Dieses Bild trägt den Stempel der Klassicität und fesselte jeden Beschauer. Meist in demselben Geiste sind auch die übrigen Bilder dieses Künstlers gedacht und ausgeführt.

Auf verschiedener, aber vielleicht nicht geringerer Stufe der Kunst, als Gauermann, stedt Karl Marko. Sind die Leistungen aller unserer Landschaftmaler Ergebnisse eines tiefen und getreuen Naturstudiums, so sind Marko's Werke Geschöpfe seiner Phantasie. Er idealisirt die Natur, aber die poetische Konsequenz, womit seine Werke empfunden und dargestellt sind, läßt uns vergessen, daß sie sich von der wahren Natur entfernen, und die aufgeregte Phantasie schweift wonnetrunken in den Fernen und Auen, die sie noch nie geschaut. Der hohe Werth dieser Bilder liegt in der reichen poetischen Schöpferkraft des Gemüthes, von dem sie ausgegangen, und in der Würde und überaus hohen Anmuth der Darstellung. Wie ein holder Zauber ist diese letztere über Marko's Werke ausgegossen, und nur vielleicht das zu starke Heraustreten der Staffage möchte die harmonische Haltung in Etwas stören. Marko besitzt echtgriechischen Schönheitssinn; hätten die Griechen das Feld der Landschaftmalerei gekannt, sie hätten wie Marko malen müssen.

Porträtmalerei.

Lang und viel hat man sich mit der Frage beschäftigt, in wiefern sich die Porträtmalerei im eigentlichen Gebiete der Kunst halten könne. Gewiß ist, daß sie von zwei verschiedenen, oft sich widerstreitenden Standpunkten aus beurtheilt werden muß: von dem der oberflächlichen Aehnlichkeit, welche gewöhnlich mit dem Privatinteresse desjenigen, der sich malen läßt, zusammenhängt, und von dem der Kunst: das ist, des innern Lebens, das Geist und Herz anspricht und die sinnliche und geistige Individualität des Menschen im Bilde darstellt. Dies als richtig vorausgesetzt, scheint sich die Mehrzahl unserer Künstler zur letztern Richtung zu neigen, und man kann wohl sagen, daß die Porträtmalerei bei uns sowohl ihrem Umfange als inneren Gehalte nach im Steigen ist. Besonders bemerkenswerth ist Prof. Joh. Ender in seinen lebensgroßen Porträten; obwohl er oft bis zum Ueberdrusse schmeichelt, malt er doch immer ähnlich bis zur Täuschung und weiß in seine Bilder jene Haltung und Noblesse zu legen, die heutzutage die obern Stände von den untern Volksklassen unterscheidet. Dagegen faßt F. Amerling den Menschen mehr von der geistigen Seite auf, und durch die Kraft seines lebendigen Kolorits begünstigt, ist er es, der allen Forderungen der Kunst in diesem Fache zu entsprechen und beide Interessen zu vereinen weiß. Nicht weniger bewährten sich Prof. F. G. Waldmüller, Eybl, Rahl, Danhauser und Alkoniere als tüchtige Künstler.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographisches.

Moritz Retzsch als Mensch und Künstler geschildert.

(Beschluß.)

Das Nächste, was mich interessirte, war ein kleines Gemälde: Zwei Satyrn, die mit einander ringen, während ein Schäfer die Nymphe entführt, um welche sie streiten. Das Bildchen ist ausgezeichnet wegen seiner grotesken Momente und der heitern Laune, die in ihm sich kund gibt, während zugleich die Fardengebung Lob verdient. — Ein anderes in demselben Styl stellt einen Satyr dar, der auf einem Weinschlauche sitzt, aus welchem er trinkt; zwei schelmische Nymphen schleichen sich von hinten um ihn heran, und eine von ihnen durchsticht den Schlauch mit ihrem Jagdspeer. — Wenige Tage später erhielt ich eine Einladung von R., ihn auf seinem Landhause zu besuchen. Die Fahrt dahin war köstlich; die Straße windet sich längs des Ufers der herrlichen Elbe hin an sanft aufsteigenden Hügeln, alle mit Reben bedeckt; und obgleich im November, war die Luft doch milder wie im Sommer. R., der uns schon von weitem hatte kommen sehen, kam uns entgegen, bot mir den Arm, als wenn wir schon 20 Jahre lang Bekannte gewesen wären, und stellte mich seiner Gattin vor, — ein so liebliches Gebilde häuslicher Poesie, als man je eins im Glanze eines Sommertages sehen kann. Sie war die Tochter eines Winzers, welche R. liebgewann, als sie fast noch Kind war, und sie sich zu seiner Frau erzog, wie man sich wenigstens allgemein erzählt. Beim ersten Blick gleich entdeckte ich das Original der Gestalt, welche mehr oder weniger idealisirt durch alle seine Darstellungen weiblicher Jugend und Schönheit hindurchgeht. Sie hieß uns mit freundlichem Lächeln herzlich willkommen, bewirthete uns mit herrlichem Kaffee und selbstgebackenem Kuchen, nahm dann ihr Strickzeug und setzte sich neben uns; und während ich in stiller Bewunderung die schönen Zeichnungen durchsehe, mit welchen ihr Gatte ihr Album ausgeschmückt hat, ruhten bald ihre Blicke voll Verehrung und Liebe auf ihm, bald wandten sie sich mit einem Ausdrucke des zartesten Mitgefühls freundlich auf mich, so daß ich dieses zarte Wesen nie vergessen werde. Was das Album selbst betrifft, so möchten Königinnen selbst wohl sie um eine solche Huldigung beneiden,

Digitized by Google

was aber Sammler erst für solchen Besitz ihr bieten? — Ich erinnere mich zweier oder dreier dieser Zeichnungen, die dazu dienen mögen, einen Begriff von den übrigen zu geben. 1) Der gute Genius, der herniederschwebt, des Künstlers Gattin zu segnen. 2) Der Geburtstag seiner Frau: ein liebliches Kind schläft unter einem Weinstocke, der sich um den Baum des Lebens rankt; die Geister der vier Elemente bringen Votivgaben. 3) Das Räthsel des menschlichen Lebens: der Genius der Menschheit lehnt an einer kolossalen Sphinx, deren Vorderseite abgewendet und zum Theil durch eine Wolke verhüllt ist; er hält eine halbverwelkte Rose in der Hand und blickt mit göttlichem Ausdruck zwei Schmetterlingen nach, welche so eben der Puppe sich entwunden haben und über seinem Haupte schweben; zu seinen Füßen liegt ein todter Vogel und Gewürme, Embleme der Sünde und des Todes. 4) Der Genius der Kunst, unter dem Bilde eines jungen Apoll, dreht mit schwermüthigem träumenden Blicke den Griff einer Drehorgel, während Gemeinheit, Unwissenheit und Thorheit beifällig zuhören; seine Leier und seine Palette liegen indeß vernachlässigt zu seinen Füßen, daneben leere Beutel und Koffer; die Mischung des Pathos, der Poesie und Satire in dieser kleinen Zeichnung ist kaum mit Worten zu beschreiben. 5) Die Hoffnung, unter dem Bilde einer lieblichen Gruppe spielender Kinder, welche unter einem Hute nach einem Schmetterlinge sehen, den sie gefangen zu haben glauben, der aber ihnen entwischt ist und weit über ihren Bereich hinaus in den Lüften sich wiegt. 6) Die Versuchung welche der Jugend und Unschuld durch einen bösen Engel vorgestellt wird, während ein guter Genius sie warnt sich vorzusehen. In der Zeichnung scheinen mir die Gestalten des Knaben und des Mädchens, und ganz besonders der letztern, des höchste nur denkliche Ziel vollendeter, rührender Schönheit erreicht zu haben. 7) Des Künstlers Frau auf dem Wege an einem windigen Tage: eine Menge kleiner Sylphen spielen mit ihren Gewändern, heben die Locken ihres Haars und flattern scherzend mit den Enden der Leibbinde um sie her, während andere mit ihrem Hute davonfliegen und ihn im Triumphe wegbringen.

Nachdem wir drei oder vier Stunden auf die angenehmste Weise zugebracht, fuhren wir schweigend längs des glänzenden rauschenden Stroms durch die sternhelle Nacht in die Stadt zurück. Bei einem späteren Besuche zeigte mir R. noch viele andere seiner köstlichen „Phantasiegemälde", wie er sie nannte, welche aber noch richtiger kleine moralische und lyrische Poesien in erfaßbarer (palpable) Form genannt werden könnten, die in der allgemeinverständlichen Sprache des Auges zu dem Herzen der Menschheit sprechen. Ich erinnere mich insbesondere einer ganz ungemein interessanten: Der Genius der Menschheit und der Genius des Bösen spielen Schach um Menschenseelen; der Genius der Menschheit hat an seinen höllischen Gegner einige seiner Hauptkämpfer verloren, die Liebe, die Demuth, die Unschuld, und endlich die Gemüthsruhe: aber er hat noch den Glauben, die Wahrheit und die Kraft, und sitzt in nachdenkender Stellung, seinen nächsten Zug erwägend; sein Gegner, der ihm besonders durch Stolz, Geiz, Unglauben, Ueppigkeit und ein Heer von bösen Leidenschaften zusetzt, sieht ihn mit mephistophelischem Ausdruck an, schon im Vorgefühle seines teuflischen Triumphes. Die Bauern auf der einen Seite sind Gebete, auf der andern Zweifel. Ein wenig nach hinten steht der Engel des Gewissens als Schiedsrichter. In dieser ausgezeichneten Allegorie, welche auf eine so liebliche und klare Weise dem Herzen nahe gebracht ist, liegt eine tiefere Moral, als in mancher Predigt. Außerdem besitzt R. noch eine Menge anderer Zeichnungen von gleichem poetischen und moralischen Werthe; irre ich nicht, ein ganzes Portefeuille voll. Ich suchte ihn zu überreden, er möchte doch einige von diesen ausgesuchten Phantasiestücken herausgeben; was er später auch beabsichtigt, und mehrere derselben nach England geschickt hat, um dort einen Verleger für dieselben zu finden. Gewiß könnte — um in seiner Sprache zu reden — der Genius der Kunst dem Genius der Menschheit nicht leicht eine schönere und nützlichere Gabe darbringen!

Dr. Vogel.

Conversationsbeiträge

zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur, betreffend den Artikel „Deutsche Kunst" im fünften Heft.

Genannter Artikel eröffnet sich mit einer Vorhalle, deren Baumeister in der Sprache der eingeführten Chiffreschrift Nro. 50 ist. Man erkennt in der Kunsterklärung dieser Namenshieroglyphe die Klaue des Löwen, der kürzlich mit der gesammelten Glut des Südens den kalten Norden wohlthätig erwärmt hat. Der Löwe ist von Natur großmüthig; es wird keine Gefahr bringen, in aller Unschuld ein wenig mit seiner Mähne zu spielen.

Drei unterscheidende Richtungen legt derselbe der deutschen Kunst unserer Tage bei, die archäologisch-ästhetische, die romantische und die naturalistische. Jeder Körper hat drei Dimensionen, Länge, Breite und Höhe, die deutsche Kunst hat nicht bloß Körper, sie bildet auch in den Künstlern eine Körperschaft; jene drei Richtungen behaupten insofern ein wohlgeregeltes,

Digitized by Google

stereometrisches Ansehen. Archäologisch-ästhetisch will indessen, wie es scheint, kaum taugen zum Bande eines bestimmten Begriffes, denn außerdem, daß die Archäologie im Sprachgebrauche noch keinen völlig festen Ruhepunkt gefunden hat, so ist insbesondere ihre Verknüpfung mit der Aesthetik, in deren Gesellschaft die bezeichnete Richtung ohne Zweifel schärfer heraustreten soll, allgemein beachtet, eine überflüssige Zugabe, ein reiner Pleonasmus. Denn allein das ästhetische Interesse erhebt eine Leistung zum Kunstwerk, welcher Zeit, Schule oder Richtung sie sonst angehören mag; was aber ohne Unterschied von allen wahrhaften Kunstschöpfungen gilt, was ihnen überhaupt den Stempel ihres verschiedenen Werthes und zugleich ihrer gemeinschaftlichen Abkunft aufdrückt, das kann unmöglich für unsere Tage der Kunst einen eigenthümlichen Weg anweisen und zusichern, sie findet darin immer und überall nur allgemeine Gesetze des Schönen, die zwar an und für sich volle Gültigkeit haben, aber in der besonderen Anwendung auf die Erscheinungen des klassischen Alterthums eine damit übereinstimmende Wiedergeburt von Anschauungen, Begriffen und Gefühlen bedingen, von denen unsere heutige Aesthetik, je mehr sie sich in den Mantel einer absoluten Philosophie einhüllt, in der Regel nichts Erkleckliches zu sagen weiß, worüber sie sogar vermöge ihrer allerhöchsten Grundsätze zum stolzen Stillschweigen verurtheilt ist. Sollte unser Fünfziger, der im Rathe der Kunstliteratur doppelt so viel wiegt, als er im Conversationslexikon zählt, wenn anders sein geschlossenes Visir nicht trügt, sollte er etwa das Aesthetische nicht in Bausch und Bogen meinen, wäre es damit nach seiner muthmaßlichen Meinung bloß auf ein Ganzes von Grundsätzen abgesehen, das in dem Kreise der Archäologie einen besonderen Ausschnitt bildet, wovon z. B. Winckelmann zum Behufe der Plastik das erste große Muster gegeben hat; dann läßt sich der Ausdruck innerhalb der gezogenen Grenzen allerdings rechtfertigen. Da aber jene ästhetische Richtschnur für das Erforderniß unserer Tage nicht ausreicht, wenn ihr die historische Hülfswissenschaft abgeht, wodurch die Gesetzgebung des Schönen auf dem angegebenen Felde näher bestimmt und gegen mögliche Mißgriffe verwahrt wird; so ist der fragliche Begriff selbst in der angenommenen Beschränkung unhaltbar. Es ist demnach vorauszusetzen, daß unser Verfasser denselben in einem erweiterten Sinne braucht, der jenes nothwendige Zubehör mit umfaßt. In diesem Falle ist aber wieder das archäologische Fachwerk zu enge, wenn es nicht gegen alles Herkommen und Recht zu einem ungemessenen Umfange ausgedehnt wird.

Der Conversationsgehülfe schlägt daher unmaßgeblich vor, um allen Uebelständen der Vieldeutigkeit abzuhelfen, das archäologisch-ästhetische Paar aus dem öffentlichen Verkehre bestens zu entfernen, mit dem höflichen Bedeuten, unter irgend einem Katheder Platz zu nehmen; er thut dies hauptsächlich aus Widerwillen gegen den langen Wortschweif, in dem eine ungeübte Zunge leicht hängen bleibt; er wagt endlich zum Ersatze das einfache Schiboleth antik zu empfehlen, womit der Redegebrauch fast jede seiner Tyrannenlaunen zwanglos befriedigen kann. Braucht man z. B. einen Spitznamen für das verfehlte Antike, so stellt sich ungerufen das Antikische ein; soll das Kneten in jenem schlüpfrigen Teige bezeichnet werden, so gibt Antikisiren einen anständigen Tadel dafür ab; wird es nöthig, bei den Abirrungen vom Ziele das trockene Reminiscenzenwesen zu verfolgen, so läßt sich sub rosa mit dem Vorwurfe des Antiquarischen darauf hindeuten. Von vorn schmiegt sich der Ausdruck antik dem wechselnden Bedürfniß der Charakteristik nicht so gefällig an, doch wird man ihm zur Verdeutlichung des jedesmaligen Begriffs einen Vorstoß oder Aufschlag ansetzen können, der in den meisten Fällen hinreichen dürfte. Archäologisch-ästhetisch läßt sich dagegen weder biegen noch brechen, allenfalls in der Mitte durchschneiden, um das Leben des Wortpolypen zu verdoppeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausgrabungen.

Im Walde von Mauterrine bei Candelos in der Normandie (Dép. de la Seine inférieure) hat man an einer Stelle wo alle römische Constructionen liegen, einen römischen Maßstab aus Erz gefunden, über welchen ein Bericht von Hrn. Deville, Director des Antikenmuseums zu Rouen, an die französische Academie gesandt worden ist. (S. Journ. des Debats 29. Sept. 1834.) Er ist in 10 Theile getheilt, von welchen 6 größer und 4 kleiner sind; die kleinern mögen den römischen Digitus andeuten, welcher nach Frontin den 16ten Theil eines Fußes ausmachte. Die ganze Länge des Fußes beträgt 292 Millimetres; da die durchschnittliche Länge der bisher bekannten römischen Fuße 293 Millimetres beträgt, so ist der Unterschied nicht bedeutend. Daß dieser Maßstab weder französisch noch englisch, noch normännisch seyn könne, ergibt sich aus der bedeutenden Differenz zwischen ihm und den genannten Maßen; auch haben sich römische Münzen daneben gefunden.

Die Ausgrabungen zu Camposcala, auf dem Boden der ehemaligen etruskischen Stadt Vulci, welche schon früher von den Besitzern, der Familie Candelori, mit so vielem Erfolg betrieben wurden, haben neuerdings wieder glänzende Resultate geliefert. Man hat eine vollkommen erhaltene Vase gefunden, die in Hinsicht auf Schönheit der Gemälde und Merkwürdigkeit der Inschriften für einzig in ihrer Art gehalten wird. Die Familie Candelori hat sie dem Pabst zum Geschenk gemacht.

Bauwerke.

Mannheim. Am 10. September hat der Großherzog von Baden den Grundstein zu dem neuen Rheinhafenbau gelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 86.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 28. Oktober 1834.

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1834.

(Fortsetzung.)

III.

Historienmalerei.

Es ist auffallend, wie wenig unsere aufgeklärte und gebildete Zeit an der eigentlichen Historienmalerei — in ihrer höchsten Bedeutung — Geschmack findet, und wie wenig Gefühl sie für selbe mitbringt. In dem Grade, als sie sich vermeintlich einer höhern Kulturstufe und Verfeinerung nähert, scheinen sich auch der Kunstsinn und Geschmack für wahre Schönheit zu vermindern, und überfeinerte Tändeleien an die Stelle derselben zu treten. Aber auch nicht weniger auffallend ist, wie wenig unsere Historienmaler den Boden kennen, auf dem sie allein heimisch sind. So arm diese Ausstellung an steenghistorischen Bildern ist, so findet sich doch unter diesen wenigen Alles bunt durcheinander: Antikes und Modernes, Religiöses und Mythisches. Glauben Sie ja nicht, hieraus auf die vielseitige Produktivität der Künstler einen Schluß ziehen zu können; denn ein Einziger Blick überzeugt Sie, daß Alles nicht aus dem innersten Gemüthe kam, sondern nur Ergebniß des Fleißes und guten Willens ist. Ein Beleg hievon sind die drei Darstellungen des „Prometheus die Pandora zurückweisend" von K. Mayer, Dr. A. Petter und K. Rahl; jedes, besonders K. Mayers Bild, hat manches Gute; aber jedes beweist auch, wie wenig es dem innern Gemüth seinen Ursprung verdanke. Die Künstler mochten wohl selbst fühlen, daß ein Etwas ihrem Werke fehle, und jeder suchte auf eigene Weise dem Mangel abzuhelfen: K. Mayer durch Kolorit und Fleiß in der Ausführung; K. Rahl durch Breite und Lichteffekt; A. Petter endlich durch eine gewisse Weichheit der Formen, die das Auge besticht; aber nirgends ist der ruhige erhabene Ernst zu finden, der die Idee durchdringen muß. Ueberhaupt zeigen unsere vaterländischen Künstler zu sehr das Bestreben, Alles der Farbe zu opfern, und verlieren dadurch Hoheit und Würde der Komposition und Form aus den Augen. Aus mehr als 600 Bildern der Ausstellung gehören nur ungefähr hundert der Historienmalerei im weitesten Umfange, und selbst aus diesen können nur wieder höchstens acht bis zehn höheres, historisches Interesse ansprechen.

Unter diesen ist unstreitig das beste Bild hinsichtlich der Erfindung L. v. Schnorr's: „Faust, im Begriffe Gretchen aus dem Kerker zu befreien." Gretchen liegt auf den Knieen, und die Arme zum gekreuzigten Heiland erhebend, weist sie seine Hülfe mit den Worten zurück: „Gott, Deinem Gericht hab' ich mich ergeben." Faust schwankt ungewiß, aber sein böser Geist hat ihn ergriffen, unwiderstehlich wird er von seinem Schicksal fortgerissen. So wahrhaft schön aber die Idee ist, so hat sie der Künstler doch nicht anschaulich genug wiedergegeben. Gretchen ist zu stark gehalten; es ist die kaum im Aufblühen geknickte Rose nicht, wie sie Goethe so schön schildert; die Kummer und Jammer bezeichnende Miene und Farbe des Gesichts bleibt unmotivirt durch die Ueppigkeit des Körpers. Auch Faust genügt nicht ganz; seine Stellung erscheint etwas gezwungen, der innere Kampf in seinem Busen zu wenig ausgesprochen. Dagegen ist Mephistopheles mit großer Phantasie aufgefaßt. Zwar hat der Künstler den bereits von ihm angegebenen Typus beibehalten, aber er stellte ihn nicht ängstlich oder leidenschaftlich dar; vielmehr ergreift Mephistopheles den Faust mit einer gewissen Ruhe und sicheren Uebermacht, seines Sieges gewiß. Eine andere und wahrhaft tragische Idee suchte Franz Kramer darzustellen im „Abraham, der seinen Sohn zum Opfertode führt"; eine Komposition, die dem Künstler ungemein viel Ehre bringt; aber der Eindruck wird geschwächt durch die unschönen Formen, besonders des Isaak. Der Schmerz und die hohe Tugend des Patriarchen wären um so ergreifender gewesen, je liebenswürdiger das Opfer war, das er schlachten mußte. In einem

Digitized by Google

noch höhern Grade gilt das Gesagte von Fr. Kadlick's „Lukas die Mutter Gottes malend"; Maria selbst mit dem Kinde ist schön gezeichnet, die Idee der ihm die Leinwand haltenden Engeln recht gut gedacht, aber in der Hauptfigur selbst, im Lukas, ist die hohe Begeisterung, die über die ganze Figur nothwendig ausgegossen seyn müßte, nicht im Mindesten ausgedrückt, im Gegentheil sieht aus ihm die todte Steifheit des Modells zu deutlich hervor, wodurch das Ganze etwas Bizarres erhält, was noch durch die Härte in Form und Farbe erhöht wird. Dasselbe gilt von einem andern Werke desselben Künstlers. Weit geringern Werth der Darstellung besitzen Natale Schiavoni's beide Bilder: „Die heilige Familie," und „Abraham verstoßt die Hagar", besonders ermangelt das Letztere so sehr der historischen Würde, daß das Ganze zu einer alltäglichen Familienscene herabsinkt. Dagegen ist G. Schmutzers „Pabst Leo in Attila's Hunnenlager „eine Komposition von schöner und glücklicher Anordnung; doch schien der Künstler mehr archäologischen Werth hinsichtlich des Kostüms, als psychologisches Interesse erstreben zu wollen; das Kolorit ist so sehr vernachlässigt, daß das Bild fast nur eine kolorirte Zeichnung zu nennen ist. Der Gegenstand, welcher der großartigsten Behandlung würdig war, ist so sehr in's Kleine gezogen, daß er dadurch nothwendig an Ausdruck und Bedeutung verlieren mußte.

Beurkundete K. Rahl in seinem „Prometheus" unzweifelhaft sein Streben, durch Effekt zu imponiren, so ist dieses in einem andern Bilde desselben Künstlers: „ein Weib, welches ihr Kind einem Löwen entreißt," nicht weniger der Fall, nur daß er es durch größere Einfachheit in der Farbe zu erreichen suchte. Er opferte aber dem Effekte zu viel; die Stellung des Weibes ist zu gesucht und studirt, besonders ist die Bewegung des ausgestreckten Armes unmotivirt; die Mutter will nur ihr Kind retten und schützen, und in des Herzens Angst muß sie darüber die eigene Sicherheit vergessen. In den Nebenpersonen wäre dem Künstler größere Genauigkeit zu empfehlen, weil vom höchsten Pathos nur Ein Schritt zum Lächerlichen ist. Vieles Lob verdient C. Spiro's „Judith mit dem Kopfe des Holofernes", ein Gegenstand, der an sich wohl nicht besonders günstig, doch durch die oftmalige Darstellung älterer und neuerer Meister sich gleichsam in der Kunst eingebürgert zu haben scheint. Spiro's Bild hat viel Verdienst in Komposition und Farbe, nur schien mir die Judith zu jugendlich und mädchenhaft; es liegt in ihr die Entschlossenheit nicht, die zu einer That nothwendig vorausgesetzt werden muß. Desto tüchtiger ist die Magd gemalt.

Einer besondern Rüge sind wir aber F. Amerling wegen seines, obgleich sehr schön gemalten „St. Paul" schuldig. Wer kann sich den Apostel, diesen Grundpfeiler des Christenthums, anders denken, als einen Mann voll Feuer und Kraft, Hoheit und Würde, gesteigert durch das Bewußtseyn seiner inneren Göttlichkeit und die Weihe seiner Sendung? Und statt diesen hat F. Amerling das Porträt eines ganz gewöhnlichen Leinwandkrämers gegeben, wie solche bei uns häufig zu finden. Der Mißgriff ist zu auffallend, um erst einer genaueren Auseinandersetzung zu bedürfen.

Gattungsmalerei.

Weit mehr als die eigentliche Historienmalerei hat das historische Genre oder die Gattungsmalerei geliefert, sowohl an Menge als an Werth. Dies beweisen die vielen schönen und gelungenen Bilder: wie F. Kramers „Faust und Mephistopheles auf dem Blocksberge", ein Bild voll Phantasie und Leben, vielleicht nur zu licht gehalten; denn der Charakter des Ganzen ist gespenstisch-mystisch, und der Mysticismus kann das helle Licht nicht ertragen. H. Schwemmingers „Fischer nach Goethe" ist sehr edel aufgefaßt und fleißig gemalt; K. Mayers „Lancelot du Lac von einer Fee geraubt" fehlt es bei manchem Verdienste doch an Würde der Komposition und Haltung der Farbe. Recht anziehende Bilder lieferten auch N. Moreau in seinem „Veteran aus Napoleons Garde, der bei der Nachricht des Todes des H. v. Reichstadt seine Waffen zerbricht"; Eng. Hummel: in seiner „Braut wider Willen", ein rechtes Bild der Convenienz, welcher die Idee selbst Ursprung und Bedeutung verdankt; J. Dandauser in seinem „Bekenntniß", einem Bilde von origineller und sinniger Erfindung; weise hat der denkende Künstler des gefallenen Mädchens Antlitz an des Vaters Busen verborgen, weil der höchste Ausdruck der Schaam, wie des Schmerzes, wenn auch der Darstellung überhaupt fähig, doch nicht schön darstellbar ist. Auch D. Ant. Petter's „Alpenjäger, der Weib und Kind aus seinem von einer Schneelawine verschütteten Hause rettet," ist hier zu nennen. Ein anderes Bild dieses produktiven Künstlers bringt eine interessante Scene zur Anschauung: „wie der Erzbischof d'Aphon einer Mutter zwei Kinder aus den Flammen rettet." Das Ganze ist aber bei aller Lebendigkeit der Handlung zu wenig empfunden, zu prosaisch aufgefaßt, dem Bilde fehlt die Weihe der Begeisterung; des Erzbischofs edler Muth erscheint nicht im vollen Glanze, und dadurch ist das Hauptinteresse verfehlt; um so mehr, da die Schrecken einer Feuersbrunst nicht genügend dargestellt sind. Ungefähr dasselbe gilt von den beiden Darstellungen Richards III. nach Shakespeare von Ant. v. Perger, die überdies sich zu wenig aussprechen und ohne Kommentar nicht verstanden werden. Uebrigens sind die beiden Bilder mit ungemeinem Fleiße und Aufwand gemalt, aber, im Geiste Shakespeare's gesprochen,

Digitized by Google

beerscht darin „viel Lärmen um nichts“. Der Künstler ist am Schein hängen geblieben, das wahre Seyn fehlt seinen Gestalten.

Genremalerei.

Das fruchtbarste Feld aber bietet die Malerei auch in diesem Jahre wieder im eigentlichen Genre dar; und hierin hat wiederholt P. Fendi mit seinem Cyklus nach Schillers „Glocke“ den Preis errungen. Das Hauptverdienst dieser Leistungen ist das reiche Gemüth, womit sie gedacht und gegeben sind, und die poetische Auffassung, die leicht für Alles entschädigt, was man in Zeichnung oder Darstellung mangelhaft finden könnte. Dies beweiset schon die Wahl der Gegenstände, noch mehr aber die Erfindung der reichen und treffenden Episoden. Die gelungensten sind diejenigen Bilder, wo das Gemüth ihn ausschließend leitete; z. B. der Taufgang, die Bekränzung der Braut, besonders aber die Scene auf dem Friedhofe ꝛc.; wo ihn aber das Gemüth verläßt, wird er manierirt und unverständlich. So stehen seine Zeichnungen aus Hero und Leander, Graf von Habsburg, deutsche Treue ꝛc., ja selbst auch die aus dem Gang nach dem Eisenhammer den obengenannten bei weitem nach; überdies hat Fendi seinen Fridolin zu knabenhaft gehalten, wodurch des Grafen Eifersucht nicht genug motivirt erscheint. Verwandt mit Fendis Geist ist zunächst Pr. F. G. Waldmüller, dessen „reisende Bettlerfamilie“, dessen „Heimkehr des Landmannes“ sehr gelungene Leistungen sind. Mit Glück arbeiten in diesem Fache noch: Johann Schindler, Fr. Eybl, Albert Schindler, Neder u. a. Freilich war bei der üppigen Produktivität dieses Faches nicht zu vermeiden, daß nicht einige Künstler die Grenze übersahen, innerhalb welcher sich das Genre zu halten hat. So fiel J. M. Ranftl gar zu sehr in's Kindische und Täppische; Maleck und selbst Morean in das Gemeine; Andere versanken in das Geistlose und Leere. Es sollte doch nie vergessen werden, daß die Basis des Genre nur allein das Naivkomische ist, welches selbst den Ernst auf einen Augenblick zu fesseln vermag, während das Kindische und Gemeine die Kunst nur herabwürdigen können.

(Der Beschluß folgt.)

Conversationsbeiträge

zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur.

(Fortsetzung.)

Die zweite Richtung der heutigen deutschen Kunst ist angeblich die romantische. Sehen wir zu, wie unser Vers. über diesen Strudel hinsteuert, in den versteckte Sirenen schon so manchen sorglosen Schiffer kopfüber hinabgezogen haben. Er kennt die gefährliche Stelle sehr wohl und zeigt nicht die mindeste Lust, als romantischer Perlenfischer unterzutauchen, indem er vielmehr wie ein geschickter Schwimmer mit folgenden Worten seitwärts ausweicht: „Nach dem Vorgange jener Klassifikation poetischer Manieren und Style, welche gegenwärtig zwar unter uns kaum mehr üblich, doch bisher noch in Erinnerung ist, wird man diejenige Richtung der neueren Kunst, welche vorzugsweise in den Kunsttraditionen des Mittelalters Anknüpfungspunkte ihres Bestrebens findet oder doch zu finden glaubt, die romantische nennen dürfen. Indessen liegt ihr Unterscheidendes eigentlich in einer strengern Auffassung von christlichen Ideen, Gefühlen und Vorstellungsarten, bei freierer Auffassung alles Uebrigen, besonders des Reinpoetischen. Denn die archäologisch-ästhetische Richtung wollte und will umgekehrt eben jenes Christliche frei und abgelöst von den Traditionen des Mittelalters nach antiken und ganz modernen Vorbildern ummodeln, hingegen in jeder Beziehung, z. B. im Mythologischen, eine gewisse gelehrte Strenge und Gebundenheit einführen. Welche von beiden Richtungen der Kunst als solcher günstiger sey, wird und muß die Zeit lehren.“

Die Zeit hat jetzt keine Minute übrig, uns in romantischen und archäologisch-ästhetischen Studien zu unterrichten, sie wird ja selbst unablässig in die Schule genommen, denn der Menschengeist über den Wassern der Wüste bläst von allen Ecken und Enden so gewaltig in den Zeitgeist hinein, daß er sich kaum noch als eigenes Elementarwesen halten kann. Bewaffnete Augen haben kürzlich ein hübsch eingerichtetes Kunstgebäude im Monde entdeckt, das über die Architektonik der gesammten Weltkörper interessante Aufschlüsse geben soll. Dort mag der versprengte Zeitgeist so lange hausen, bis das glühende Bauchgrimmen der Erde vorüber ist. Wir werden uns also für den Augenblick auf unserm romantischen Spaziergange selbst helfen müssen, so gut wir können, verzichtend auf das Guitarrenspiel und die Stimmgabel der Lehemeisterin Zukunft. Nun ist aber die malerische Romantik mit ihrer poetischen Zwillingsschwester so unzertrennlich verbunden, daß diese das leiseste Wort hört, was jener im Vertrauen gesagt wird, und es auf der Stelle recensirt, weßhalb es besser ist, zur Vermeidung alles Zwiespalts und Weehachs, zuerst ganz offen mit der letztern zu reden.

Die poetische Romantik war in den Hainen des Vaterlandes mit stillen Blumenaugen aufgewachsen, sie zählte schon mehrere Jahre, ehe es unseren Literatoren einfiel, das Pflegekind bei seinem Namen zu rufen. Als dies später geschah, vergaß man vor lauter Freude über

Digitized by Google

den außerordentlichen Findling, sorgfältige Untersuchungen über dessen Familie anzustellen. Alle Zeichen wiesen darauf hin, daß er aus einer ziemlich ungleichen Ehe entsprungen war, eigentlich aus dem Grenzstreit eines alten und neuen Princips, deren Reibung eben die hellsten Flammen um die Locken des wundersamen Kindes sammelte. Dessenungeachtet gab man ihm eine unübersehliche Reihe der ebenbürtigsten Ahnen, und ließ bei der Abbildung seines Stammbaumes den nächsten Antheil aus der Acht, die in den Bedingungen, Strömungen und selbst in den Widersprüchen der Gegenwart lag. So hatte die poetische Romantik bei ihrem ersten Ausfluge ungefähr dasselbe Schicksal wie Kaspar Hauser, weil es mehr Vergnügen machte, über das Räthsel ihres Daseyns ein beredtes Erstaunen zu äußern, als den verborgenen Naturgesetzen ihrer Bildung nachzuforschen. Das damalige Versäumniß hat sich nachher schwer gerächt; es enthält den Keim der späteren Mißverständnisse und der sichtbaren Abzehrung, an welcher die Erkenntniß des Romantischen nach und nach auf deutschem Boden hingewelkt ist. Zwar sprachen die beiden Schlegel eine Zeitlang im vollen Tone der Begeisterung und Gewißheit über den Aufschwung des Romantischen, weniger mit kritischer Strenge über dessen unterscheidendes Wesen, als zu seinem höchsten Preise; ihre Rede klang wie ein Hymnus durch's Land, Alles, was jung war oder jugendlich fühlte, horchte tief auf, athmete volldrüstiger; aber je mehr sie ihr Evangelium mit hinreißender Saldung vortrugen, desto mehr blieben sie, bei genauerer Nachfrage, die befriedigende Auslegung schuldig; sie unterließen es, den Grundbau des entworfenen Domes hinlänglich zu prüfen, und eilten vor der Zeit, ihm die Kuppel aufzusetzen. Tieck war nicht sowohl ein Apostel der Romantik, obwohl ihr eifriger Missionär, als vielmehr ihr damaliger Canna, dessen geistreiche Thaten den Lehren seiner Freunde kräftig zu Hülfe kamen. Den edlen Bemühungen dieser Triumvirn haben wir es übrigens neben anderen mitwirkenden Ursachen zu danken, daß sofort an die schöne Literatur ein höherer Maßstab gelegt wurde, als der Zollstock war, woran man seither häufig das Zunehmen des Wasserbestandes mit vieler Pünktlichkeit verzeichnet hatte; dieses große Verdienst bleibt ihnen für immer, unabhängig von dem Dogma der Romantik, welches sie keinesweges zu einem sichern Abschluß gebracht haben. Umsonst erhoben sich die Männer des herkömmlichen Verstandes dagegen, wohl deckten sie einzelne Schwächen ihrer Widersacher auf; da sie sich aber durch schroffe Einseitigkeit die besten Vortheile verdarben und die eindringende Ueberredungsgabe der Romantiker, ihre stärkste Waffe, mit Räuspern, Husten und Stammeln erwiderten, so sanken ihre Einwendungen mit dem etwaigen Gewicht unbeachtet zu Boden. Ihr Widerspruch war im Ganzen der nichtige Wettstreit der Krähen mit den Nachtigallen, zum Nachtheile der Wahrheit, die bei gleichem Mittheilungstalente der Kämpfenden unfehlbar gewonnen haben würde. Die Motive der Romantik ging damals obenhin durch; noch fehlte indessen gar viel zu einer reinen Erledigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellungen.

Die diesjährige Kunstausstellung in Dresden, welche wie gewöhnlich am 1. August ihren Anfang nahm, enthielt 759 Kunstwerke, von welchen 455 den drei Malerklassen der Akademie, der mit ihr verbundenen Landschule, der technischen Bildungsanstalt in Dresden, der Kunstakademie in Leipzig und der Meißner Zeichenschule angehörten. Die übrigen waren zum größten Theil Gemälde einheimischer und auswärtiger Künstler, denn die Zahl der Bildwerke belief sich nur auf 59. Unter den Landschaften zeichnete sich ein Gewittersturm von Erdtm, zwei Ansichten aus Norwegen und eine Ansicht von Dresden im Mondschein von Dahl, und drei Bilder von Carus (Play am Hafen, Dom von Treviso, eine Hütte beim Vollmond); unter den Genrebildern der römische Zahnbrecher von Lindau, und eine häusliche Scene, der erste Zahn, von Hanysch, vorzüglich aus. Unter den Bildnissen das einer Dame von Vogel von Vogelstein, und ein Miniaturbild von der Frau v. Loquenysie. Das bedeutendste unter den plastischen Arbeiten war die ausgezeichnet schöne Figur von Rietschel, die Frömmigkeit vorstellend und zu dem Denkmal des verstorbenen Königs Friedrich August gehörig. Zugleich mit der Kunstausstellung war in einer eigenen Abtheilung desselben Lokals die Ausstellung der Industrie-Produkte geöffnet.

Die Ausstellung des Kunst-Instituts in Weimar fand vom 31en bis 21. September statt und enthielte 560 Gegenstände, unter welchen 175 Zeichnungen der Schüler waren. Außer den Oelgemälden von Dorner und Gail in München, Müller in Coburg, Rembe in Hannover, Werner in Leipzig, Luise Seidler in Weimar, den Zeichnungen von Coudray, Kaiser und Preller in Weimar und Müller in Eisenach, den plastischen Arbeiten von Canns in Elberfeld, Angelica Facins in Weimar, Hopfmann in Greiz, Straube in Weimar, erregte vorzügliche Aufmerksamkeit eine große Anzahl höchst geistreicher Oelskizzen, theils Studienköpfe, theils Volksscenen, Landschaften und architektonische Ansichten aus Italien enthaltend, von Gräfin Julie von Egloffstein in Dresden.

Bauwerke.

Paris. Unter den bedeutenden Bauten, welche der König jetzt an dem Schlosse zu Fontainebleau vornehmen läßt, befindet sich auch die Wiederherstellung der Kapelle des h. Saturninus. Diese Kapelle, welche vielleicht der älteste Theil des Gebäudes ist, denn sie wurde schon i. J. 1169 eingeweiht, war in einen Speisesaal verwandelt worden. Der König läßt sie jetzt ihrer früheren Bestimmung zurückgeben und mit der größten Sorgfalt restauriren.

London. Die Arbeiten am Tunnel werden jetzt wieder aufgenommen. Das Parlament hat alle nöthigen Fonds verwilligt, und Hr. Brunel kann endlich sein prachtvolles Werk fortsetzen und beendigen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 87.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 30. Oktober 1834.

Conversationsbeiträge

zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur.

(Fortsetzung.)

Vorläufer, verschwiegene Propheten der Richtung, welche später mit dem Namen der romantischen belegt wurde, waren einige ältere Künstler gewesen, deren mitunter übersehene Wirksamkeit, zunächst von Rom ausgehend, wesentlich dazu beitrug, auf dem Gebiete der Malerei, einen Umschwung in den bis dahin herrschenden Ansichten hervorzubringen. Mit dem Aufkommen der Literatur hatte ihr eigenthümliches Streben ursprünglich wohl nichts zu schaffen, und durch das Geräusch der Romantik mögen sie insbesondere schwerlich aufgeweckt worden seyn; denn sie umfassen das Antike und Christliche mit gleicher Liebe, gleichem Geschick, und stehen in beiden Beziehungen noch jetzt als glänzende Erscheinungen da. An ihrem Lichte hatten sich unbemerkt mehrere junge Talente entzündet, sie sehnten sich nach einem Losungsworte für ihr vereinigtes Streben; dies gab der Ruf der Romantik, aber, was dasselbe ist, die poetische Umwälzung jener Tage, für die Ahnung, wie für das Hoffen und Erstreben einer Wiederherstellung der Kunst das erwünschteste Zeichen der Zeit. Dunkel, unsicher, zum Theil verworren waren die Vorstellungen über die Wege der nächsten Ausführung; eben so wenig wußte man sich Rechenschaft zu geben über die besondere und bleibende Stellung, welche die verjüngte Malerei zu der neuen Poesie einnehmen solle; eine gewisse Unklarheit der Begriffe, versetzt mit vorgreifenden Gefühlen, schien vielmehr ein wesentliches Kennzeichen der Romantik zu seyn, beinahe sie selbst. So wiederholte sich unter einer andern Form die Fabel von den Umarmungen des Eros und Chaos, auch in dem bedeutungsvollen Sinne, daß daraus in der weiteren Entwicklung eine schöner geordnete Welt hervorgehen sollte.

Gerade in dem günstigsten Augenblicke erschien der rechte Mann, der es vollkommen verstand, Oel in's Feuer zu gießen. Friedrich Schlegel wandte das gewonnene Ergebniß seiner Poetik so rasch als kühn auf die Malerei an. Viele Künstler ergriff er sogleich mit der Kraft eines Magus, andere traten später in den geschlossenen Beschwörungskreis, noch jetzt ist die Fortdauer jener Weihungen zu spüren, jedoch nicht in dem Maße, als nach der früheren Hingebung zu erwarten war. Nur zu gut hatten sich die Zauberlehrlinge das Wort ihres Meisters gemerkt, allein mehrere nahmen es zu buchstäblich, trugen es mehr auf den Lippen als in den Händen; er selbst schaute das Land der Verheißung, wohin er seine Jünger führen wollte, nur wie ein zweiter Moses, aus weiter Ferne, in einer Art von Entzückung. Dürfte man den romantischen Malern glauben, so war die Wechselwirkung zwischen Kunst und Literatur nie größer, als in jenen bewegten Tagen, woraus denn Einige den Schluß ziehen wollen, daß die jetzt merklich aufgelockerte Verbindung hauptsächlich in der Stumpfheit der heutigen Federn liege, die den Pinseln nicht gehörig vor- und nacharbeiten. Es verhält sich indessen mit dem damaligen Impulse der Literatur auf die Kunst bei weitem anders, als die bezeichnete Meinung zugeben will. Friedrich Schlegel sagte seinen Anhängern nicht immer und lange nicht stark genug, was sie am nothwendigsten brauchten, sondern was sie am liebsten hörten, worauf sie durch die obwaltenden Regungen schon vorbereitet waren; sie fanden sich in ihm größtentheils wieder, und zwar mit mannichfaltigen Erweiterungen, wie er denn seinerseits dafür sorgte, ihnen diese Bekanntschaft mit sich selbst zu erleichtern. Obwohl er allerdings für längere Zeit kräftig eingegriffen hat, in dem Endergebnisse sicherlich zum dauernden Gewinn, so dürfte doch seinen Bestrebungen das Festgeschlossene und Nachhaltige, überhaupt das Methodische gefehlt haben. Die Stärke seiner philosophischen Darstellungsgabe ging mit gewissen Schwächen der wissenschaftlichen Form in mancher Hinsicht zusammen. Daß

Digitized by Google

er mit eben so viel Recht als Nachdruck auf die Rückkehr zu den Vorbildern der Vergangenheit drang, mag er dabei die Gesetze ihrer Aufeinanderfolge und die Wege, ihnen nahe zu kommen, nicht so deutlich erblickt haben, als es jetzt nach gründlichen Aufklärungen möglich ist, macht wohl nicht sein eigenthümliches Verdienst aus, wenigstens theilt er es mit Andern; seine Forschungen über die altkölner Maierschule fielen damit erfreulich zusammen, kommen ihm schon mehr ausschließend zu und haben dem romantischen Drange auf heimischem Boden vielfach genützt. Am freiesten zeigte sich seine fruchtbare Originalität in den hingeworfenen Ideen über maierische Symbolik, wohin denn auch seine Neigung zum Allegorisiren gehört, die er unter andern mit besonderer Lust auf Correggio anwandte. Die Wunder seines Colorits öffneten Schlegel bei dieser Gelegenheit einen weiten Spielraum der Auffassung; bis in seine letzte Zeit blieb er sich darin gleich, indem er namentlich die innere Bedeutung, so zu sagen die Seele der Farben zu einem Gegenstande der ernsthaftesten Betrachtung machte und zu dem Ende in seiner Nähe künstlerische Versuche hervorrief, die seine Gedanken in der Ausführung versinnlichen sollten, diese Absicht jedoch nur unvollkommen erreichten. Dergleichen Bemühungen dürften zu ihrem Gelingen eine Meisterschaft über die Farbe erfordern, die in unsern Tagen höchst selten ist. Schlegel näherte sich hier in mancher Beziehung den tiefsinnigen Andeutungen, welche Goethe in seiner Farbenlehre der Natur unmittelbar abgelauscht zu haben scheint. Jene Ideen über Symbolik behielten übrigens, ungeachtet ihres geist- und phantasiereichen Ursprungs, eine zu embryonenmäßige Gestalt; eben diese erwarb ihnen bei seichten Enthusiasten den entschiedensten Beifall, der sich hie und da in kindischem Nachlallen und in mehreren unglücklichen Probestücken auskreete.

Endlich kam es darüber von Seiten der zünftigen Kunstgelehrten zum Kampfe. Die Angreifenden bewiesen viel kaltes Blut, aber kein sonderliches Geschick, wenn ihre Absicht dahin ging, einen Hauptschlag auszuführen. Mitunter drehten sie sich auf Gemeinplätzen herum, sahen die Dämmerung des romantischen Strebens mehr für ein Zeichen der kommenden Nacht, als des aufgehenden Tages an, wußten nichts Besseres und Allgemeingeltendes an die Stelle des Abgelehnten zu setzen und suchten ganz unstatthaft die beklagten Gebrechen der Grundsätze in den Machwerken einiger Stümper und Klimperer nachzuweisen, während sie geflissentlich oder aus Mangel an hinreichender Kunde die höhern Leistungen unbeachtet ließen, welche aus ähnlichen, aber besser verstandenen Anregungen hervorgegangen waren. Das bekannteste Denkmal dieser Opposition ist die Schrift: Neudeutsche religiös-patriotische Kunst. Sie war wenig dazu geeignet, die Romantiker den Artikeln ihrer Tagsatzung zu entfremden; kaum ein strengeres Nachdenken veranlaßte sie unter ihnen, geschweige eine förmliche Durchsicht des angenommenen Gesetzbuches. Der Eindruck des feindlichen Lärmschusses beschränkte sich im Allgemeinen auf ein plötzliches Zusammenfahren der Köpfe und die Genehmigung gewisser Vorsichtsmaßregeln, die der üblen Nachrede wegen unerläßlich schienen, da einzelne phantastische Tölpel unverantwortlich aus dem Geleise gewichen waren. Unverletzt von dem Streifzuge der geregelten Kunstmannschaft nahmen die Bekenner des romantischen Glaubens wohl an Sicherheit zu, nur nicht in gleichem Maße an Erkenntniß der reinen Grundsätze. Friedrich Schlegel, ihr mächtigstes Organ, war für die gemeinschaftliche Sache zu früh verstimmt, erst später nahm er für seine Schützlinge auf Veranlassung einer römischen Kunstausstellung das Wort wieder, sprach aber mehr im Sinne eines Friedensrichters, als in der Weise eines durchgreifenden Anwalts, der die Akten mit neuen siegenden Gründen zum Spruche der Entscheidung dringt. Dennoch hielt sein verehrter Name die Gleichgestimmten, wo es auf mündliche Verhandlungen und die Sicherung des gestifteten Vereins ankam, in einer gewissen Uebereinstimmung zusammen; nur wußten sie nicht recht, was allerdings kein gutes Anzeichen war, wie sie die geistige Verlassenschaft ihres Anführers, zur Förderung seiner und ihrer Absichten, je länger je mehr in romantisches Gemeingut verwandeln sollten; nur beseitigten sie die Frage zu gleichgültig, ob es nicht nöthig seyn dürfte, einen und den andern Lehrpunkt näher zu bestimmen, weiter zu entwickeln. Uebrigens ist hier zunächst von der Einspinnung oder Verpuppung der Theorie die Rede, von ihrem Mittelzustande zwischen Raupe und Schmetterling, nicht von der Praxis der Genossenschaft, mit welcher es schon darum vergleichungsweise weit besser gehen mußte, weil sonst der angebliche Romanticismus nimmermehr zu dem Einfluß gekommen wäre, den er bisher mit Ehren behauptet hat, abgesehen von dem Verluste seines prächtigen Taufnamens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wiener Kunstausstellung im Jahre 1834.

(Beschluß.)

IV.

Von Werken der Plastik im eigentlichen Sinne ist diesmal nur wenig zu sehen. Die anerkanntesten Meister haben sich zurückgezogen und die Ausstellung verwaist

gelassen; das Meiste, was darin zu finden, trägt das Gepräge des guten Willens und des Eifers für das Gute, aber geniale Auffassung und Erhabenheit der Idee ist nur in drei Werken zu finden.

Gewiß sind am schönsten gedacht und ausgeführt L. Schaller's Sternbilder: Der Abendstern und die Jungfrau, als Basrelief behandelt. Nach der Griechen Weise dachte der Künstler den Boten des Abends als eine edle Jünglingsgestalt; ruhig schwebt er und ernst, aus der Urne gießt er die Abendkühle und mit ihr Ruh und Frieden auf die bewegten Welten; über der Schulter trägt er die Fackel, sie leuchtet der kommenden Nacht. Die Jungfrau aber schwingt sich auf dem Bande, das ihr die Allmacht gewoben, frei durch die Himmelsräume, und das fliegende Haar und Gewand bezeichnen die Schnelle, mit der sie sie gemessen. Ernst und Würde herrschen in beiden Werken und lassen sie als Resultate eines tiefen, begeisterten Studiums erkennen. Ungefähr mit ähnlichem Geiste hat J. Dialer seine „Sappho" aufgefaßt, in dem Augenblicke, wo sie sich in das Meer stürzt; die Götter hatten ihr alles gegeben, nur die Liebe nicht, und darum hat sie die Leier weggelegt und weihet sich dem Tode. Niemand wird die wenigen Mängel übersehen, die sich der Künstler in der Ausführung zu Schulden kommen ließ, aber sie werden aufgewogen durch die glückliche Auffassung der Idee und Schönheit der Form im Ganzen. Weit weniger befriedigt „Johannes in der Wüste", dargestellt von demselben Künstler, obwohl mit lobenswerthem Fleiße behandelt; so wie überhaupt manche andere Werke Talent und Geschicklichkeit beweisen, ohne daß sie jedoch am Ende auf höheres plastisches Interesse Anspruch machen könnten.

Wien, am 31. Mai 1834.

P.

Pariser Kunst-Arabesken.

Von Eduard Collow.

1.

Seit dem Monat Juli ist das Museum des Louvre wieder geöffnet worden, bei welcher Gelegenheit mehrere französische Blätter von zahlreich darin vorgenommenen Veränderungen und vielen neuhinzugekommenen Gemälden sprachen. Ich habe seither manchmal die langen Gänge des Louvre durchwandert, um wo möglich noch einen leeren Winkel meines Herzens mit neuen Bekannten zu bevölkern; nach sorgfältiger Umsicht ward ich jedoch bald gewahr, daß die Blätter mit französischer Dinte geschrieben hatten. Die Zahl der unaufgehängten Bilder beläuft sich etwa auf 20, und unter diesen sind mehrere, die mir schon in Versailles und den umliegenden königl. Schlössern von Paris zu Gesicht gekommen waren, wo sie, während der Kaiserzeit verachtet und während der Restauration ungekannt, staubbedeckt in einem Winkel gelegen haben. Dahin gehöret das große Gemälde von Paul Veronese „das Fußwaschen des Herrn", wie er bei Simon dem Pharisäer speiste, welches von der Republik Venedig an Ludwig XIV. geschenkt wurde, und im zweiten Saale des Louvre dem Bilde desselben Meisters, die Hochzeit von Cana daestellend, gegenüber aufgehängt worden ist. Die Farben des Gemäldes haben etwas gelitten. Ferner rechne ich zu den neuhinzugekommenen Gemälden mehrere Porträts von Porbus, ein lebensgroßes Bild Philipp's V. von Rigaud, eine Hoffnung von Mignard, und Jagdstücke von Despoetes, das Innere der Peterskirche zu Rom von Pannini, eine Ansicht der Kirche della Salute am Canal grande zu Venedig von Canaletto und endlich einen sehr zweifelhaften Raphael. Am liebsten hätte ich gewünscht, daß der Eintrittssaal, welcher die Gemälde der ältesten Meister deutscher und italienischer Schule enthält, einen wesentlichen Zuwachs bekommen haben möchte; man hat zwar mehrere Bilder aufgehängt, die man dem Lukas Kranach zuschreibt, doch ist es damit wohl nicht ernstlich gemeint. Für die alten Florentiner und Niederländer zeigt sich hier überhaupt wenig Sympathie, sonst hätte man nicht die schöne Sammlung von Erard fast ganz ins Ausland gehen lassen. In derselben befanden sich zwei Porträts von Van Dyck, von denen das eine „Henriette von England" für eines seiner besten Werke gilt, und zwei andere Porträts von Velasquez, Philipp IV. und der Graf von Olivarez, welche vier Gemälde für die mächtige Summe von 60,000 Francs für die Galerie des Prinzen von Oranien angekauft worden sind. Diese Gelegenheit, das Louvre an wirklich alten Kunstwerken zu bereichern, durfte man nicht vorübergehen lassen, zumal da es doch an Kennern hier durchaus nicht fehlen kann und die Werke der alten niederländischen Schule keineswegs zahlreich in der Galerie des Louvre zu finden sind; denn die ganze Sammlung besitzt nur zwei Van Eyck und einen Hemmelinck.

2.

Im Museum Luxemburg sind gleichfalls mehrere Veränderungen vorgegangen. Einige der früher dort befindlichen Gemälde hat man nach den Schlössern von Versailles und Meudon schaffen lassen und ihre Stelle durch andere ergänzt. Die Familie des Priamus von Garnier, der Tod Hippolyt's von Guillemot, der Tod des Mithridat von Langlois, der Tod Hector's von Dejuines sind neu hinzugekommen. Außerdem hat man noch aufgehängt die Gemälde, welche aus dem

Digitized by Google

diesjährigen Salon angekauft worden sind. Dahin gehören das Innere einer Rhede von Tanneur, ein Wald von Jolivard, eine Landschaft von Regnier, Johanne d'Arc von Schnetz, die Prozession der Ligue von R. Fleury, Eberhard der Greiner von Scheffer, eine Ansicht vom See von Perugia von V. Bertin, Jeanne-la-Folle von Monvoisin, der daemherzige Samaeiter, Landschaft von Allguy. Neue Werke der Sculptur hat man nicht aufzestellt.

3.

In der Geschichte der Kunst sind zwei Kompositionen berühmter Meister bekannt, welche ein sonderbares und gleiches Schicksal gehabt haben. Leonardo da Vinci und Michel Angelo waren nämlich jeder mit der Ausführung eines Freskogemäldes für den Sitzungssaal des Florentinischen Senats beauftragt. Da es zu einer Zeit war, wo die Florentiner und Pisaner miteinander Krieg führten, so sollte der Gegenstand der Gemälde aus dem zwischen den beiden Bevölkerungen hartnäckig begonnenen Kampfe genommen werden. Michel Angelo wollte den Augenblick darstellen, wo auf den Schrei: Zu den Waffen! die Soldaten plötzlich aus dem Arno, worin sie sich gerade badeten, heraussteigen und in aller Hast zu den Waffen eilen. Leonardo da Vinci beabsichtigte, die Schlacht bei Anghiari oder die Niederlage des Generals Piccolomini zu malen. Innere Zwistigkeiten und verheerende Kriege, welche bald darauf ausbrachen, scheinen diese beiden großen Meister an der Vollendung ihrer Werke gehindert zu haben. Sie führten nur die Kartons zu ihren Gemälden aus, und selbst diese Kartons blieben nicht lange unversehrt, sondern wanderten bald stückweise als Merkwürdigkeiten in verschiedene Städte Italiens. Zufällig entdeckte aber vor einigen Jahren ein englischer Kupferstecher eine vollständige Zeichnung von dem Gemälde Michel Angelo's, welches seither bekannt geworden ist. Von der Schlacht des Leonardo da Vinci machte zuerst Rubens ein Deckstück ausfindig, nach dessen Zeichnung Edelinck einen schönen Kupferstich davon entwarf, der unter dem Namen „Gruppe der vier Reiter" sehr verbreitet ist. Glücklicherweise hat sich noch eine vollständige Zeichnung wieder gefunden, welche das Ganze des Kartons angibt und von einem hiesigen Künstler, Bergeret, in dessen Besitz die Originalzeichnung sich befindet, lithographirt worden ist, so daß wir also von nun an nicht mehr den Verlust des vollständigen Gemäldes von Leonardo da Vinci zu bedauern haben. Indem wir diese Nachricht geben, können wir einen Wunsch nicht unterdrücken, daß nämlich in unsern Tagen, wo wir wieder so mannichfaltige Kunst entstehen sehen, aus den vielen Kunstnachrichten verschiedener Länder eine allgemeine Kunstbeschreibung von Europa hervorgehen möchte, worin alle bedeutenden Kunstwerke nach ihren jetzigen Besitzern und Niederlassungen aufgezeichnet wären. Unsere Zeit hat so viele von ihrer Stelle gerückt, manches Herrliche in kleine englische Landhäuser versteckt, daß bei größeren Verwirrungen der Geschichte Vieles aus Unkenntniß unterzugehen möchte. Auch würde dieses Aufzeichnen von Kunstschätzen dem listigen Betruge mit Kunstwerken sehr steuern. Wie viele Reisende, die bloß aus Eitelkeit eine Kunsttändelei und Kunstsprecherei betreiben, könnten neben dem geordneten Genusse das beruhigende Gefühl einer nützlichen Thätigkeit in der Förderung dieses Werks durch treues Aufzählen und Nachsuchen sich und Andern verschaffen, die ihnen mit Besorgniß nachsehen, welche Furie sie jetzt so in's Leere durch die Welt treiben möge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Plastik.

Paris. Die Akademie der schönen Künste fand keines der zur Erlangung der Bildhauerpreise eingereichten Kunstwerke des ersten Preises würdig. Den zweiten sprach sie einem Schüler von Pradier, Namens Gourdel, zu.

Brüssel. In der Nacht vom 21sten bis 22sten September ward die auf der Brücke des alten Thores von Laeken befindliche Statue des h. Johann von Nepomuck, die allgemein als ein Meisterstück betrachtet ward, so verstümmelt, daß sie jetzt nur einen werthlosen Rumpf darbietet.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[594] **Kunstverein in Hannover.**

Anzeige.

Die durch den Kunstverein für das Königreich Hannover veranstaltete dritte Ausstellung von Kunstwerken lebender Meister wird am 24. Januar 1855 in Hannover eröffnet werden und einen Monat dauern.

Alle deutsche Künstler werden ersucht, dieselbe durch Zusendung ihrer Werke zu begünstigen, und hofft die Commitée, daß der glänzende Erfolg der früheren Ausstellungen ihre Bitte deßhalb unterstützen wird.

Der Kunstverein übernimmt die Transportkosten hin und zurück von allen den Gegenständen, welche durch die Künstler selbst mit der Fracht bis zum 1. Februar an den Conservateur des Vereins, Hofkunsthändler Schrader allhier, eingesandt werden. —

Kunsthändler und andere Besitzer von Kunstwerken, welche nicht durch die Commitée zu Einsendungen besonders aufgefordert werden, haben die Unkosten selbst zu tragen.

Zur Aufstellung des Kataloges wird um möglichst zeitige Anmeldung der einzusendenden Kunstwerke, wie bei den verkäuflichen derselben um Angabe der äußersten Preise gebeten. Jede gewünschte nähere Auskunft ist der Unterzeichnete zu ertheilen gern bereit.

Hannover, im September 1854.

Die Commitée des Kunst-Vereins für das Königreich Hannover.

B. Hausmann,
Secretär des Vereins.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 100. 1. Oktober 1834.

Lyrische Dichtkunst.

12) Fantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree. Von einem Unbekannten. Berlin, Hasselbeeg, 1834.

Vorzugsweise malerisch dürfen die Ufer der Spree wohl nicht genannt werden, und daß der Verfasser uns unbekannt geblieben wäre, bis wir ihn würden kennen gelernt haben, hätte sich wohl von selbst verstanden. Unter den Gedichten sind einige Uebersetzungen oder Bearbeitungen nach Schukowsky, Thomas Moore, Karamsin, nach dem Italienischen und Dänischen, auch eine neue Uebersetzung des Stabat Mater. Die meisten Verse scheinen mir in der älteren Uebersetzung von Follen (Alte christliche Liedee und Kirchengesänge. Elberfeld, 1819), die einzige, die ich gerade zue Hand habe, zugleich treuer und poetischer übersezt, mit Ausnahme des 5ten Verses, der dem Unbekannten offenbar besser gelungen ist.

Eja mater, fons amoris!
Me sentire vim doloris
Fac, ut tecum lugeam;
Fac, ut ardeat cor meum
In amando Christum deum,
Ut sibi complaceam.

Follen:

O du Mutter, Born der Gnaden!
Laß im heil'gen Schmerz mich baden,
Mache, daß mit dir ich klag'!
Ach, gib meinem Herzen günstig,
Daß den Christ es liebt inbrünstig,
Ich auch ihm gefallen mag.

Der Unbekannte:

Auf, o Mutter, Quell der Gnaden,
Zu der Trauer Dornenpfaden
Folg' ich dir im heil'gen Schmerz!
Christus meinen Gott zu lieben,
Und mit dir mich zu betrüben,
Gieße Flammen in mein Herz!

Nur das: „und mit dir mich zu betrüben" ist falsch übersezt. Würde es sich dem Sinne nicht mehr nähern, wenn man sagte:

Um mich Christi werth zu nennen,
Ganz für meinen Gott zu brennen,
Gieße Flammen in mein Herz.

Im Uebeigen dürfte die Uebersetzung Follens wohl nichts zu wünschen übrig lassen. Zur Vergleichung will ich nur noch den eersten und lezten Vers heesetzen.

Der Unbekannte:

Weinend ſtand die Schmerzenreiche
Bei dem Kreuz, an dem der bleiche
Sohn im Todeskampfe rang;
Seufzer im zerriſſ'nen Herzen,
Ihre Bruſt der bittern Schmerzen
Siebenfaches Schwert durchdrang.

Follen:

An dem Kreuz die ſchmerzenreiche,
Thränenvolle, kummerbleiche
Mutter bei dem Sohne ſteht,
Schwerbetrübet, Marter leidend,
Tiefaufſtöhnend; ihr ein ſchneidend
Meſſer durch die Seele geht.

Der Unbekannte:

Von des Kreuzes Schirm umwunden
Stärke mich durch Chriſti Wunden
Mit der Gnade Kraft und Ruh!
Sinkt der Seele Todeshülle,
O dann führ' in Segensfülle
Mich der ew'gen Wonne zu!

Follen:

Gib mir dieſes Kreuz zur Stützung,
Chriſti Sterben zur Beſchützung,
In der Gnadenglut geweiht!
Mache, wenn der Leib erſtorben,
Daß der Seele wird erworben
Ebens Heil und Herrlichkeit!

Warum hat Follen nicht lieber einfach geſagt:

Paradieſes Herrlichkeit —

da das Original eben ſo einfach ſezt:

Paradisi gloria.

Unter den eignen Gedichten des Verfaſſers zeichnet ſich das folgende aus: „Bei der Aufnahme einer neuen Schweſter im Kloſter Lichtenthal.“ Es iſt nämlich in dieſen Spreeliedern nirgends von der Spree, wohl aber vom Neckar (ein Lied von der Katharinenlinde) und von dem badiſchen Lichtenthal die Rede, ſo daß der Dichter eher Süddeutſchland anzugehören ſcheinen ſollte. Im Eingang jenes Gedichts iſt eine altkatholiſche Hymne nicht zu verkennen, und der Verfaſſer hätte dies wohl erwähnen dürfen.

O ihr mit Lilienkronen
Des Himmelreichs geſchmückt!
Ihr, die in höhern Zonen
Der Bräutigam beglückt!
Ihr, die der Schnee der Blume,
Mit lichtem Schmelz beſtreut,
Umglänzt im Heiligthume
Der ew'gen Herrlichkeit.

Dies iſt geradezu Ueberſetzung der alten Kirchenhymne:

O digna lilietis
Caterva coelicis,
Quae vivis in viretis,
Sponsique pascuis.
Nix cana liliorum
Albente vallere,
Et lac eburque florum
Te vestit undique.

Neben dieſen ernſten Gedichten finden ſich auch einige ſcherzhafte und ſatiriſche. Recht gut iſt folgende Fabel.

Dichterlooß.

Ein Adler liebte eine Gans;
Von ſeinen blauen Höhen
Stieg er herab, im weißen Glanz
Die Blendende zu ſehen.

Er liebte ſie mit treuer Glut,
Mied ſeine Luftgenoſſen,
Und hätte gern ſein Königsblut
Für einen Kuß vergoſſen.

Nach langem Seufzen, langem Harm
Und hoffnungsloſem Minnen,
Begann das Gänſeblut ihr warm
Durch's fette Herz zu rinnen.

Der alte Gänſerich begann
Mit ſeiner Frau zu ſchnattern;
Und ſprach: mit ſolchem reichen Mann
Muß ich ſie laſſen flattern.

Der Aar beſtreut ihn königlich
Mit gold'nem Aehrenregen,
Dafür beſcheert der Gänſerich
Ihm ſeinen Vaterſegen.

Des Freiers Sehnſucht überſteigt
Die Vorurtheile alle;
Mit Jupiters Erlaubniß reicht
Er ihr die treue Kralle.

Komm, ruft er, laß mich, weiße Braut,
In's Reich der Luft dich ſchwingen;
Dort ſollſt du, liebend mir getraut,
Der Wolke Schooß durchdringen.

Ja, ja, mon cher, ich komme gleich,
Krächzt ihm die Braut entgegen,
Doch watſchelt ſie zum nahen Teich,
Beſuche abzulegen.

Mit lautem Gackern dort empfing
Die Schaar ſie der Geſpielen;
Sie ſchienen für das arme Ding
Gar mancherlei zu fühlen.

Digitized by Google

Kopfschüttelnd sprach der Hirt, geziert
Mit Stock und braunem Kittel;
Auf unsres Pachters Hofe führt
Dies Thier nicht Amt noch Titel.

Es dien' als Supernumerar,
Erst für des Staats Gedeihen;
Denn ein charakterloser Aar
Darf eine Gans nicht freien.

Dies Argument verfehlte nicht
Den Eindruck auf die Schöne.
Der gelbe Schnabel Klagen spricht,
Im Auge perlt die Thräne.

O laß mich, Freund, bei meinem Stamm,
Fleht sie, bei meinem Volke!
Ich liebe dich im feuchten Schlamm
So gut als in der Wolke.

Leb' wohl denn, spricht er feierlich,
Ich will dich nicht betrüben,
Doch ich kann nicht im Schlamme dich,
Nur in der Wolke lieben!

Und fliehend ruft er, wehe mir!
Mein Hoffen ist gestorben!
Warum hab' ich ein Wasserthier
Für Jovis Reich geworben!

Zuletzt kommen sogar einige politische Satiren vor, worin die Anmaßungen und Illusionen verspottet werden. Wir wollen nur einige Verse mittheilen:

Entzweite Schaafe darf der Wolf zerreißen,
Geheiligt hat dies Recht der Zeiten Lauf,
Doch nimmer tret', wenn sich zwei Wölfe beißen,
Ein Schaaf mit blökender Vermittlung auf.

Heil, riefen hier die Volksrepräsentanten,
Heil sey dem Thier, das so vernünftig spricht,
In dir wir unsern Schutzherrn längst erkannten,
Und Wölfe werden scheint uns heil'ge Pflicht.

Wohl, rüft das Unthier, aber von den Renten
Der Tyrannei mein Zoll mir erst gebührt,
Mit diesen Worten fraß er die Regenten;
Dann spricht er: euer Wunsch hat mich gerührt!

Doch, Freunde, Schaaf' in Wölfe zu verwandeln,
Die Weltgeschichte nur ein Mittel kennt,
Drum laßt energisch, wie die Zeit, uns handeln!
Und hiermit fraß er auch das Parlament.

Der rechten Seite und der linken Flehen
Verstummt im Centro seines Bauchs; voll Qual
Muß die Versammlung schleunig übergehen
Zur Tagesordnung wie ein Mittagsmahl.

13) Liederkranz von Karoline Leonhardt. Dresden und Leipzig, Arnold, 1834. S. 112.

Einige recht liebliche Gedanken:

Der Dichterin Gruß.

Ein Vöglein sah ich, das sein Flug
Hinauf bis zu den Sternen trug.
Du scheidest von der grünen Flur?
„Dem Ruf' im Innern folg' ich nur!"

Dann sah ich bei des Lenzes Wehn
Ein dunkelblaues Veilchen stehn.
O sprich, was schmückest du die Erd'?
„Weiß selbst nicht, wer es mich gelehrt!"

Es zeigt das spiegelklare Meer
Ein ewig funkelnd Sternenheer.
„So lange Stern' am Himmel stehn,
Wirst du auch Sterne in mir sehn!"

Und fragt Ihr mich: „Was singest du?
Wer lieh dir Wort und Bild dazu?"
So sag' ich Euch als lieben Gruß,
Ich singe einzig, weil ich muß!

Wie's Vöglein fliegt, die Blume blüht,
Das Sternlein flammt, so ist mein Lied.
Drum sing' ich harmlos wie ein Kind,
So lange Lieder in mir sind.

Der Grundton dieser Gedichte ist eine tiefe und zärtliche Empfindung, also der Grundton jeder echten weiblichen Seele, obgleich unsre pruden und die innre Gemeinheit unter affektirte Vornehmigkeit versteckenden Schriftstellerinnen sich das Wort darauf gegeben zu haben scheinen, die rücksichtslose Sprache des Herzens, die schöne Stimme der Natur zu verdammen. Ihnen zum Trotz finden wir folgendes Gedicht schön:

Bitte.

Ein buntes Chaos wogt in meiner Seele
Von tiefen Schmerzen, ach, und Himmelslust;
Ich weiß nicht, ob ich recht thu' oder fehle,
Daß ich Dich liebe ist mir nur bewußt.
Die frohe Zeit entteilt, o daß sie bliebe,
Und mit ihr süßer Kindheit Paradies.
Jetzt weiß ich es, was Leben ist und Liebe,
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ!

Ich sah dich einst, um nie dich zu vergessen,
Du zaubertest ein schön'res Daseyn mir.
Was Theures auch mein liebend Herz besessen,
Es findet einzig jetzt sein Glück in Dir.
Wie auch die Zukunft sey, ob froh, ob trübe,
Ach, wär' ich Deiner Liebe nur gewiß!
Du kennst mich nicht! — Vergib mir, daß ich liebe,
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ!

Digitized by Google

Nur einmal liebt ein innig fühlend Wesen,
Wohl heiß und rücksichtlos, doch rein und treu.
Doch konntest Du in meinen Augen lesen,
Daß meine Liebe wahr und ewig neu.
Vergebens ist's, daß ich Verstellung übe,
Verriethe ich mich, Du Lieber, so vergiß.
Vergib, vergib mir einzig, weil ich liebe;
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ!

Ein Traumbild war's in wechselnden Gestalten,
Halb freud-, halb leidvoll sah ich's von mir gehn;
In hellen Farben wird's die Seele halten,
Durch Träume wird das ernste Leben schön.
Nicht mehr in's Ferne fühl' ich mich getrieben,
Ich bin nichts mehr. Ich schlummre, aber süß,
Ich kann nichts mehr, als denken Dich und lieben,
Vergib mir, daß ich Dir es blicken ließ! —

Auch in den übrigen Gedichten dieser kleinen Sammlung vermißt man nirgends die Wärme wahrer Empfindung, und deren einfachen und glücklichen Ausdruck.

14) Poetische Versuche von Winfried. Altona, Aue, 1834.

Etwas späte Versuche. In Klopstocks Manier:

Dir tönt der ganzen Schöpfung froher Dank,
Wenn deine Sonne Nationen weckt.
Dir gilt es gleich, wie dich die Zunge nennt:
Ob Jupiter! Jehovah! Allah! Gott! —
Allvater mir! — Du siehst sie gnädig an.

In Höltys Manier:

In des Gartens Ecke,
Linker Hand hinab,
An der Taxushecke,
Grünt ein kleines Grab.
Keine Inschrift zeiget
Seinen Schlumm'rer an;
Die Cypresse steiget
Hier nicht himmelan.
Halme nur und Moose
Hüllen's prunklos ein;
Nur die Hagerose
Streuet Blüthen d'rein.

In Tiedges Manier:

Endlich wird die Lieb' ein Obdach finden,
Und ein kleines Feld im Blüthenhain.
Dann wird jedes Sturmgewölk' entschwinden,
Und kein Traumbild unser Hoffen seyn!

In Voßens Manier:

Nicht der Schautrotzkan tobender Leidenschaft
Stört im friedlichen Thal reiner Natur Genuß.
Wo der Busen des Edlen
Wallt von heiligem Hochgefühl.

In Gleims Manier:

Wenn Chloens Aug' mir Liebe winkt,
Bin ich der Glücklichste der Hirten.
Kein Diadem, so hell es blinkt —
Wenn Chloens Aug' mir Liebe winkt —
Tausch' ich um meinen Kranz von Myrthen.
Die Sonne steigt, die Sonne sinkt, —
Wenn Chloens Aug' mir Liebe winkt,
Strahlt sie dem Glücklichsten der Hirten.

In Claudius Manier:

Heil, Heil dem Manne, der mit off'ner Seele,
Mit Kraft zur Edelthat,
Mit Duldung für des schwächern Bruders Fehle,
Dem Freiheitstempel naht!

Er opfert nie dem blendenden Idole
Der Gleichheit, Bürgerglück;
Weicht vor des Aufruhrs blutigem Symbole
Mit edlem Zorn zurück.

In Matthissons elegischer Manier:

Unter dem Ahorn, an des Hügels Abhang,
Weilt, im Schimmer der Mainacht, dein Vertrauter,
Wo der Vorzeit moosigen Trümmern Geister
Sichtbar entschweben.

In Matthissons mythologischer Manier:

Du, o Liebe! stimmtest Orpheus Saiten
Einst im nachterfüllten Erebus;
Lehrtest in den schönen Tod begleiten
Thisbe ihren treuen Pyramus;
Gabst Pygmalion für heißes Sehnen
Und für reine Weihe süßen Lohn;
Rächtest am Narcissus Echo's Thränen,
Zarter Triebe schwellen Hohn.

In Stollbergs Manier:

Treue Liebe sucht die Stille,
Nur verschwiegen blühet sie:
Heinrich, Graf von Adelfingen,
Floh des Schlosses Prunkgemach:
Denn ihn trieb ein heißes Sehnen,
Denn ihn zog ein süßes Hoffen
Nach der Halmenhütt' im Thal.

In Schubarts und Bürgers Manier:

Kein Sklavenschwarm umlärmt den Hof,
Kein Schmeichler kommt zu Tisch,
Wo das ererbte Salzfaß glänzt,
Beim alten Deckelglas.
Des Helden Lorbeer schmückt ihn nicht,
Noch prangt sein Bild in Erz;
Doch reicht ihm auch um Mitternacht
Kein Geist die kalte Hand.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 101. 3. Oktober 1834.

Lyrische Dichtkunst.

15) Nachklänge. Lieder von F. Beinold, E. Ferrand, W. Jäger, C. Koßaesky, A. Rebenstein. Berlin, Stuhe, 1834. S. 112.

Diese artig gedruckte Sammlung reizt mehe das Auge durch die über jedem Liede als Vignette angebrachte Guirlande, als den Geist durch den Inhalt der Gedichte; denn ärmere Brocken sind selten von der Poeten Tisch gefallen. Baar aller erfindenden Poesie und noch mehr jener göttlichen Vernunft, die den Dichter selbst im Wahnsinn auszeichnet (wie Shakespeare), schreiben unsre Dichter sich nue immee wieder von einander ab, und sind so gewohnt, das zu singen, was sie nie empfunden haben, daß sie die Lüge nicht einmal merken, wenn sie sie niederschreiben, z. B. folgendes Gedicht:

Der Teoubadoue.

Ihr hättet sie nur sollen seh'n,
Wie wunderschön sie war:
In langen Flechten hing heras
Ihr lockig braunes Haar.

Ihr hättet sie nur sollen seh'n,
Der Augen dunkle Nacht,
Woraus in's blüh'nde Leben hin
Ein ganzer Himmel lacht.

Ihr hättet sie nur sollen seh'n,
So lieb, so freundlich nur:
Ihr würdet Alle, so wie ich,
Der Schönsten Troubadour.

Wundeeschön — lange Flechten — der Augen dunkle Nacht — das sind sehr abgedroschene Schilderungen, wobei wir noch überdies bemerken, daß, wenn die Haare eines Feauenzimmers in „lange Flechten" geflochten sind, die Schönheit des „Lockigen" verloren geht, oder die Schönheit der Flechte, denn meekt man das Lockige, so ist die Flechte locker, je schöner abee die Flechte ist, um so weniger kann von bee Schönheit der Locken die Rede seyn, die dann ganz eingesteickt sind. Nun aber vollends die Aufforderung, es sollen sich alle Andern auch in diese Schöne verlieben, sie auch besingen, auch ihre Troubadoure werden. Hat je ein waheee Verliebtee dies gewünscht, streitet das nicht gegen das ABC der Minne? Kann einer wohl ein Mann seyn und lieben, und alle Welt bitten, mitzulieben? Pfui!

Und was ist das für ein Lied?

Wunsch.

Ihrer schönen Augensterne
Hold erzitternde Gewand
Preßt, den Schlaf daraus zu scheuchen,
Ihre kleine, weiße Hand.

Zog' auch in der Jugend Blüthe
Hin mein Geist nach jenem Land,
Schlösse mir die Augenlieder
Dann nur ihre weiße Hand.

Die Hand preßt das hold erzitternde Gewand der Augensterne? Was soll das heißen? Es soll damit „der Augen dunkler Franzenvorhang" gemeint seyn, wie Shakespeare so schön die Augenlieder nennt, aber ist der Vorhang ein Gewand? Zieht man ein Gewand nicht ringsum an, während man den Vorhang nur vor sich zieht? Kann man also die Augenlieder, die nur ein Vorhang sind, ein Gewand nennen? Und wozu der Ausdruck Augen*sterne*? Sobald man sich desselben bedient, will man den Stern von dem Weißen im Auge unterscheiden. Will man aber nur poetisch die Augen mit Sternen vergleichen, dann sagt man nicht Augensterne, sondern Sternaugen.

Bedauernswürdige Nachahmereien der affektirten Nachlässigkeit Heine's finden wir auch hier, z. B.

Verliebt.

Hör', Mädchen, wir sind jetzt allein;
Nun kann ich's Dir wohl sagen,
Daß ich aus reiner Liebe zu Dir
Fast winseln könnt' und klagen.

Und hätt' ich sonst nicht drüber gelacht,
Ich könnte mich vergessen,
Und mich geberden sentimental,
Als wäre ich besessen!

Wunderbar.

Ich liebe Dich so wunderbar,
Wie ich es niemals dächte;
Ich liebe Dich, daß ich vor Wuth
Mich manchmal prügeln möchte!

Erbärmlicheres als dergleichen gibt es wohl in der Poesie nicht. Und das Zeug will noch genial thun? Diese neue Mode, sich auf Aldernheit etwas zu gute zu thun, und anstatt einen wirklichen guten Witz zu machen, bloß etwas Dummes zu sagen, oder zu gähnen, eine gemeine Bewegung à la Mephistopheles zu machen und dadurch die Lacher auf seine Seite ziehn zu wollen, diese Mode war schon längst in jeder Kneipe jeder Vorstadt zu Hause, wo der halbbesoffene Handwerkspursche oder Bauknecht sein Publikum auch mit seiner bessern Sorte von Witz zu wieherndem Gelächter bringt. Diese Mode ist kein bedeutender Zuwachs für die deutsche Poesie.

16) Parabeln und Dichtungen von Hektor Zollikofer. St. Gallen, Huber und Comp., 1832.

Die Parabeln sind zum Theil ordinär, z. B.

Der Knabe und die Giftpflanze.

Ein Knabe lustwandelte mit seinem Vater im Feelen. Auf einer Haide fand er den Eisendut. Voller Freude lief er zurück und rief: sieh lieber Vater! welch herrliche Pflanze habe ich dort gefunden! wie die vielen Blüthen traubenförmig neben einander herauf und herumgereiht sind. Aber alsobald erkannte sie der erfahrene Vater: „Die Blume ist wohl schön," sprach er, „aber die Pflanze ist giftig." Im Nu warf sie der Knabe aus den Händen, und blickte sie auf dem Boden mit Scheu an. Bosheit wird duech Schönheit nicht aufgewogen.

Zum Theil finden sich aber auch originelle Bilder darunter, z. B.

Der Vollmond und der Teich.

Silbern spiegelte sich das Antlitz des Vollmonds mit seinem Licht und Schatten, seinen Bergen und Thälern in des Teiches ruhiger Klarheit. Des andern Tages aber erhob sich der Sturm und rauschte seine schwarzen Schwingen zwischen Himmel und Erde auseinander. Erst nach mehreren Regentagen und Wolkennächten glänzte der Begleiter der Erde wieder auf sie herab. Was muß ich erblicken? rief er dem Teiche zürnend zu, warum spiegelst du mein Bild nicht mehr in seiner ganzen vollendeten Ründe und Fülle, wie vorhee zurück? ..... „Stelle diese Ründe zueest an dir selbst ganz wieder her, war des Teiches ruhige Antwort. So klagt man oft, daß man ein Verhältniß, eine Freundschaft, eine Umgebung nicht mehr so angetroffen habe, wie man sie verlassen, und haben sich doch indessen vielleicht nicht jene, sondern nur wir selbst verändert.

In den Gedichten trägt der Schweizer eine Affektation von Kraft zur Schau, die gerade dem Repräsentanten eines Volks, dem man wahre Kraft zutraut, übel anstebt. Die großen Woete, der Bombast thun es nicht, die Kraft muß im Kern des Gedankens liegen, und wird um so mehr hecvorscheinen, je bescheidener das Wort ist.

Das höchste Orakel.

Der Tiefmuth voll, wie hier des Tannenthal,
Das mich in seinen Schauerschatten schremt,
Sitz' ich an dieses Bächleins Wasserfall.
Indeß der Weltgeist in den Seilen stürmet:
Ihr Fichtenhöh'n! ihr wollt der Menschheit sagen:
Blickt himmelwärts! wie himmelwärts wir ragen.

So lang der Blick zur Erde ist gesenkt,
Wird Nacht und Tod und Räthsel auf ihr walten,
Nur wenn er orionenwärts sich lenkt,
Wird rasch der Geist die junge Schwing' entfalten,
Wird durch des Schicksals Nebelwolken dringen,
Und mit dem Tod um einen Himmel ringen.

Digitized by Google

So lang das Herz die Liebe nicht erfüllt
Vergebens sucht der Geist der Wahrheit Sterne,
Find't keinen Glaubensschirm, der ihn umhüllt,
Vor Zweifelsschlossen rings aus Näh' und Ferne,
Wieb über Höh'n, wo dunkle Wetter hangen,
In schaur'ge Grabeswüsten hingelangen.

So lang in ungestümmer Flammenbrust
Begierden wanken, gleich des Meeres Wogen,
Wird sie des Schmerzes Knecht, ein Sklav der Lust,
Mehr hadeswärts als himmelan gezogen,
Nur steuernd nach erhab'nen Gleichmuths Rhede,
Entkommt der Lebenskahn in Sturmesfehde.

Der Erdentod ist nicht der letzte Tod,
Auch jenseits wird das Auge Gräber blicken,
Getrost! es ist ein ew'ger Wecker: Gott,
Und alle Tode sind nur Lebensbrücken.
Was Geist ist, kämpfe! Sonnenthrone stehen,
Als Kampfpreis lockend, in den Sternenhöhen.

Kann man schwülstiger dichten?

17) Gedichte von J. C. Nänny. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1833.

Ein Dichter von der sanguinischen Gattung, fröhlich tändelnd durch des Lebens Lenz:

O Liebe, wie minnig!
An Träumen so reich!
O Dichtkunst, wie sinnig
Und minnig zugleich!

* * *

Was zieht mich fort, hinaus in alle Ferne?
Was hebt mir so geheimnißvoll die Brust?

Man sollte darauf wetten, daß jetzt Sterne und Lust reimen werden. Und siehe da:

Gibt's schön're Blumen, gibt es mildre Sterne,
Und für das Herz noch unbekannte Lust?

* * *

Du Blümchen auf den Felsenhöh'n
Am einsam stillen Ort,
Was frommt es dir, daß du so schön?
Kein Mensch erblickt dich dort.

* * *

Tändelei.

An Lilli.

Wär' ich ein Vögelein,
Grüßt' ich im Morgenschein
Liebchen, dich schon!
Schnäbelnd dir auf der Hand,
Säng' ich zu dir gewandt
Lieblichen Ton!

Wär' ich ein Röschen klein,
Wollt' ich recht duftend seyn,
Athmen um dich!
Nimmer mich wehren wollt',
Ödenchen nicht stechen sollt',
Pflücktest du mich.

Wär' ich ein Bächlein klar,
Böt' ich die Kühlung dar,
Frischen Genuß!
Nahte dein Mund sich mir,
Quöll' ich zur Lippe dir,
Weich wie ein Kuß.

So sind alle diese Lieder, heiter, gutgelaunt, nur selten gehn sie in einen ernsten oder spottenden Ton über. Einige Kleinigkeiten sind recht artig, z. B.

Seht doch das junge Pärchen,
Wie froh, wie munter!
Sie schlüpft in den Pantoffel,
Und er — daeunter

* * *

Dem Weisen biete Kleines dar,
Er nimmt darin das Große wahr.

18) Erotische Lieder und Epigramme, von Robert Bürkner. Breslau, Verlags-Comptoir, 1834. S. 62.

Tändeleien der Verliebtheit, wobei insbesondere die zärtlichen Verkleinerungswörtchen nicht fehlen.

Es leuchten mir zwei Sterne
Mit holdem Liebesstrahl;
Ich schaue sie so gerne,
Die Sterne meiner Wahl.
Denn in die beiden Sternelein
Zog ja ein ganzer Himmel ein.

Ihr wißt wohl, daß ich meine
Hold Liebchens Augenpaar;
Ja sie gefall'n alleine
Mir in der Sterne Schaar.
Denn in die beiden Sternelein
Zog ja ein ganzer Himmel ein.

* * *

Liebchen, hold Liebchen mein!
Ganz bin ich, ewig Dein; —
Mädchen, hold Mädchen sprich,
Liebst Du auch wieder mich?

* * *

Liebchen, Liebchen, laß Dich küssen
Auf den feinen, rothen, süßen,
Himmlisch schönen, frischen Mund.

Nur hin und wieder tendiren diese Spielereien zum eigentlichen Epigramm, z. B.

Digitized by Google

Du errötheſt? An dem Himmelszelte
Steigt die Röthe, wenn der Tag erwacht;
Irzt — auf Deinem holden Angeſichte
Deutet ſie — auf eine ſchöne Nacht!

Dies iſt ungefähr die einzige Unanſtändigkeit, aber auch der einzige Witz in dieſer kleinen Sammlung.

19) Der Weihnachtsabend. Eine Herzensgabe insbeſondere für die Jugend. Von Charlotte S. H. Starke, Verfaſſerin der Adeline. Oldenburg, Schulze, 1833.

Für die Jugend? Wenn man doch die liebe Jugend mit der Sentimentalität verſchonen wollte, die Jugend, der man nicht einfach, trocken und objektiv genug ſeyn kann. Wenn ich nun einem Kinde dieſe „Herzensgabe“ in die Hände gebe, wenn das Kind lieſt:

Was in ſtiller gewelhter Stunde
Aufkeimt im Innern der Seele,
Was in des Gemüthes liebevoller Tiefe
Klarer ſich einte und hob,
Was des Herzens wärmſtes Schlagen
Hervorrief an's Licht —

was ſoll das Kind mit ſolchen abgedroſchenen Herzensphraſen anfangen? Wenn es angeredet wird: „Singend mit innigem Gefühl — dachte ich freundlichen Sinns an dich, o geliebte Jugend, und mit inniger Liebe ſang ich — Freut dich die Gabe, du ſchuldloſe blühende Jugend, o dann freue auch ich mich bis tief in das fühlende Herze“ (was — beiläufig geſagt — ein gar ſchöner Herameter iſt) — was ſoll ein Kind zu dieſen unnützen Schmeicheleien ſagen? Die Kinder ſagen gar nichts dazu, ſie leſen über dergleichen hinweg; dergleichen kann höchſtens einfältigen Eltern ſchmeicheln, die da glauben, ſo ein liebes Gethue paſſe für Kinder. Die Geſchichte vom ſchwarzen Mann iſt für Kinder weit intereſſanter und ſogar nützlicher, als der ſüße Marzipan zarter ſentimentaler Damenphraſen. Es iſt ganz Seele und Ohr, wenn man ihm vom Oger und Däumling, aber es gähnt, wenn man ihm von ſeinem kindlichen Gemüthe und von ſeinem lieben Herzen erzählt. Was weiß das Kind von ſeinem Herzen? was braucht es davon zu wiſſen? und was von ſeiner Unſchuld, die eben nur in ihrer eigenen Unbekanntſchaft beſteht, und von denen gleichwohl unſre ſchreibenden Damen ihren jungen Schweſtern ſo viel vorſalbadern?

Das Gedicht bewegt ſich in derſelben Liebſeligkeit fort, mit der es angefangen. Dann nahet „der freundliche, liebliche Abend, freudig erwartet“ und „freundliche Kerzen glänzen“ am Weihnachtsfeſte den „herzigen Schweſtern“, doch nicht ſo „lieblich“ als ſonſt, denn die „innig geliebte Mutter“ iſt krank und „der ſonſt ſo beglückende, ſinnige, herrliche Abend,“ der „nur einmal im Jahre nahende feſtliche, herrliche Abend“ (es ſteht wirklich zweimal da) iſt diesmal ein trauriger. Doch ſie tröſten ſich: „Denke der herrlichen Freude,“ wenn die Mutter genest, dann ſind wir „die glücklichſten, fröhlichſten Kinder.“ Da ſagt eine zur andern „du gute freundliche Schweſter,“ und ſie meinten, „es ſey doch gar ſchön, ſo innig lieb ſich zu haben.“ Und ſo fort immer freundlich, immer lieb, immer innig, immer herzig und herrlich ꝛc., daß man glaubt, man ſchwimme wie eine Mücke in der ſüßen Milch.

20) Diaboliſche Dichtungen von W. Jemand. Iſerlohn, Langewieſche, 1833.

Wenn ſich die ſentimentalen Leute an den Teufel wagen, ſo möchte man wünſchen, daß es einen Teufel gäbe, bloß damit er ſich an ihnen räche. Der Teufel hat ein poetiſches Recht, das nicht gemißbraucht werden ſoll, er will diaboliſch dargeſtellt ſeyn, er verlangt, wenn er den Thierkreis der Poeten durchläuft, in Zeichen des Skorpions und nicht in Zeichen des Waſſermanns ſtehen zu bleiben. Wahrlich, daß dieſer langweilige W. Jemand ſich an Gegenſtände wie den Teufel, den ewigen Juden ꝛc. wagt, iſt ein Symptom des bedauerlichſten Verfalls unſrer Poeſie. Wenn die Genies zu tändeln anfangen und die feichteſten Köpfe ſich die erhabenſten und ſchwierigſten Aufgaben ſtellen, wenn die Michel-Angelos Schmetterlinge und Heringsköpfe in die Kirchen und die Anſtreicher jüngſte Gerichte in die Küchen malen, dann iſt die Poeſie eines Volks oder wenigſtens einer Periode im Abgang.

21) Stimmen der Zeit in Liedern von H. Stieglitz. Zweite veränderte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus, 1834.

Gutgemeint, aber ſchwach. Wer nicht in große Poſaunen ſtoßen kann, der ſchweige doch lieber, denn auf das höfliche Geſäuſel kann die Zeit nicht achten. Da will einer Freiheitslieder dichten und verwahrt ſich gleich in der erſten Zeile, daß ihn die hohe Polizei doch um des Himmels willen für keinen Jakobiner halten ſolle. Die Poeſie verlangt, daß man Partei ergreife, ganz entſchieden, und die ſtärkſten Farben auftrage, man ſey nun Karliſt oder Negro. Sie verträgt ſich mit dem Haß eines Chateaubriand, wie mit dem eines Beranger, mit dem eines Stägemann, wie mit dem eines Mickiewicz, mit dem God save the King, wie mit der Marſeillaiſe; ſie ſieht nicht darauf, ob man die rechte Partei wähle, ſondern nur daß man eine wähle und unter ihrer Fahne ſich ſo ſchlagend ausdrücke, als es die Sprache nur geſtattet. Aber die ſchwachen Verſuche, der Zeit farbloſe Reden zu halten, desavouirt die Poeſie und mit Recht, denn es gewinnt Niemand etwas dabei, wenn auch Niemand dabei verliert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 102. 6. Oktober 1834.

Lyrische Dichtkunst.

22) Der polnische Parnaß, oder eine Auswahl der schönsten Gedichte aus den vorzüglichsten polnischen Dichtern, in's Deutsche übersezt und herausgegeben von Julius Mendelson. Erste Lieferung. Kurze Gedichte von Adam Mickiewicz. Heidelberg, in Commission bei Winter, 1834.

Der Herausgeber theilt uns eine kurze Biographie des berühmten Mickiewicz mit. „Dieser große Dichter wurde im J. 1798 zu Nowogrodeck in Lithauen von adeligen und nicht sehr reichen Eltern geboren. Sein Vater war Advokat. Der junge Mickiewicz besuchte die Schulen in seiner Geburtsstadt, ging später auf das Gymnasium zu Minsk und zulezt auf die Universität zu Wilna im J. 1814. Später wurde er als Lehrer der Literatur zu Kowno in Samogitien angestellt. Seine vorzüglichsten Lehrer waren: Leon Borowski, Professor der polnischen, Ernest Gottfried Grodeck, Professor der lateinischen und griechischen Literatur, und der große Joachim Lelewel, Professor der Geschichte. Schon auf der Universität (im sechzehnten Lebensjahre) entwickelte Mickiewicz eine große Fassungskraft und einen sehr durchdringenden Geist. Eine, rücksichtlich des Reichthums, ungleiche Liebe spornte ihn frühzeitig zu seinen ersten poetischen Erzeugnissen an. Die Früchte derselben sind mehrere kleine in dieser Sammlung enthaltene Gedichte und ein größeres Dziady, welches in der zweiten Lieferung des Parnasses erscheinen wird. Im J. 1819 schloß er sich an den unter der Leitung von Thomas Zan, eines Wilnaer Akademikers, gebildeten Studentenverein zur Verbreitung der Wissenschaften unter den ärmern und jüngern Schulgenossen und zur Bearbeitung der nationellen Literatur und Geschichte, an. Die russische Regierung wollte in diesem unschuldigen und durch eine rein wissenschaftliche Tendenz ausgezeichneten Vereine einen politischen Zweck erblicken. In Folge der durch den Senator Nowosilzow und den Rektor der Universität Pelikan geleiteten Untersuchungen, die bereits der Welt zur Genüge bekannt sind, wurden sämmtliche Mitglieder und Theilnehmer eingekerkert. Nach überstandenem Gefängnisse wurde Mickiewicz in die Tartarei verbannt; da schrieb er seine meisterhaften Krimmschen Sonette, die Professor Gustav Schwab trefflich in's Deutsche übersezt und in den neuesten Musenalmanach eingerückt hat. Diese Sonette wurden bald nach ihrer Erscheinung in die russische und persische Sprache übersezt. Aus der Verbannung wurde er nach Moskau zurückberufen, jedoch unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. Darauf erhielt er die Erlaubniß, nach Petersburg zu kommen, und lieferte

Digitized by Google

daſelbſt ein größeres hiſtoriſches Gedicht aus der alten lithauiſchen und preußiſchen Geſchichte: Konrad Wallenrod; auch dieſes Gedicht iſt bereits in mehrere Sprachen überſezt worden. Zum erſtenmale erſchienen ſeine Gedichte im J. 1822, ſie wurden mit vielem Beifall und Bewunderung geleſen, jedoch fanden ſie auch viele Gegner, indem Mickiewicz bei uns der Begründer der romantiſchen Schule und der Erſte war, der den Damm des klaſſiſchen Aberglaubens durchbrochen hatte. Im J. 1829 erhielt er die Erlaubniß, eine Vergnügungsreiſe in's Ausland auf einer ihm von der Regierung vorgeſchriebenen Marſchroute zu unternehmen. Es wurde ihm ſtreng verboten, irgend ein polniſches Gebiet zu betreten; er ſchiffte ſich daher in Kronſtadt ein und landete in Lübeck. Von da richtete er ſeinen Weg nach dem Süden und beſuchte Goethe in Weimar, bei dem er ſich auch einige Zeit aufhielt. Darauf bereiste er die Schweiz und Italien und ſchlug ſeinen Aufenthalt in Rom auf. Hier ereilte ihn die Nachricht von dem Ausbruche der Revolution vom 29. November 1830. Er begab ſich im Mai 1831 nach Paris und verließ dieſe Stadt Anfangs Juli, in der Abſicht, nach Polen zu gehen und ſich der Revolution anzuſchließen, wurde aber im Großherzogthum Poſen angehalten und gehindert, den Zweck ſeiner Reiſe zu verfolgen. Nach dem Falle Warſchaus hielt er ſich noch einige Zeit in Poſen auf und zog dann mit den Trümmern der polniſchen Armee nach Deesden, kam im J. 1832 zum zweitenmal in Paris an, wo er bis jezt fortwährend lebt. Hier ſchrieb er auch im vergangenen Jahre: den dritten Theil ſeiner Dziady und die Bücher der polniſchen Pilgerſchaft, zwei Früchte des mit Schmerz und Trauer überfüllten Dichterherzens. Lezte iſt ſogleich in die deutſche, franzöſiſche und engliſche Sprache überſezt worden, die erſte wird die dritte Lieferung des Parnaſſes einnehmen. Mickiewicz beſizt ein großes improviſatoriſches Talent, wovon er oftmals in den Geſellſchaften ausgezeichneter und hoher Freunde Beweiſe abgelegt hat. Wenn das Spiel oder der Geſang ſeinen Geiſt anregt, ſo entwickelt er reimend, nach einem ihm gegebenen Thema, die ſchönſten tragiſchen und hiſtoriſchen Scenen. Beim Improviſiren leidet er keineswegs, daß man ſeine Worte nachſchreibe. Seine Gedichte wurden zu wiederholten Malen in St. Petersburg, Moskau, Wilna, Poſen, Lemberg, Krakau und Paris gedruckt."

Das erſte Gedicht iſt Faryś, oder der Ritt durch die Wüſte, eine ſchauerliche Phantaſie.

Weiß ſind die Reiter und fürchterlich
Weiß die Pferde! — Sie ſteh'n! — — ſchweigen — ach,
Leichen ſind's.

Die alte Karavanne
Vom Winde entſandet.
Auf Kameelen-Skelett' ſitzet die Reiterſchaar.

Unter der etwas unpaſſenden Ueberſchrift „das Romantiſche" finden wir eins der ſchönſten und rührendſten Gedichte. Ein junges Mädchen, deren Geliebter ſchon lange geſtorben iſt, fällt in tiefe Schwermuth:

Bald läßt ſie Zähren fließen;
Da greift ſie etwas, da hält ſie es feſt;
Weinet ſchluchzend und lacht laut auf.

„Biſt du's in der Nacht? ja, Hänschen, du biſt's!
„Ach! auch im Tode liebt er!
„Hierher, hierher, nur ganz leiſe,
„Daß die Stiefmutter nicht höre!"

„Möge ſie hören, du biſt ja nicht mehr!
„Dein Begräbniß war ſchon längſt!
„Biſt ja geſtorben? ach! ich fürchte mich!
„Warum fürchte ich denn mein Hänschen?
„Ach du biſt's! deine Wangen, deine Augen!
„Deine weiße Kleidung auch!"

„Und du ſelbſt ſo weiß wie ein Tuch,
„Kalt, wie kalt ſind deine Hände.
„Leg' ſie her, auf den Buſen hier,
„Preſſe mich an, Lipp' an Lippe!"

„Ach wie muß es dort kalt ſeyn im Grabe!
„Du ſtarbſt! ja, zwei Jahre ſind's.
„Nimm mich, ich will mit dir ſterben,
„Ich liebe nicht die Welt."

„Schlimm ergeht mir's unter Menſchen,
„Wein' ich, ſo ſpotten ſie!
„Sprech' ich, ſo verſteht es Keiner;
„Seh' ich, ſo ſehen ſie nicht!"

Der Morgen graut, ſie will den Geiſt zurückhalten, ſie folgt ihm und ſtürzt auf die Straße nieder, wo ſie das Volk findet.

Eine Menge Gedichte ſprechen bloß allgemeine Gefühle einer wehmüthigen Zärtlichkeit und liebliche Jugenderinnerungen aus. In den Romanzen aber entfaltet Mickiewicz den ganzen Reichthum ſeines lyriſchen Geiſtes, und er iſt hierin weit weniger ein Nachahmer des echten Volksliedes, als ein noch wirklich echter, noch nicht durch die künſtleriſche Reflexion verdorbner Volksdichter zu nennen. Er braucht nicht den naiven Ton zu ſuchen, er iſt ihm ſchon angeboren. Vortrefflich iſt das Gedicht „Fran Twardowska."

Twardowski ſizt in der Ecke,
Stüzt die Hände wie ein Paſcha;
Luſtig! Leute, luſtig! ruft er;
Kurzweilet, narret und ängſtigt.

Digitized by Google

Dem Soldat, der den Kecken spielt,
Der jeden zankt, und jeden stößt,
Pfiff er mit dem Säbel vor's Ohr,
Und der Soldat wieb ein Hase.

Dem Sachwalter vom Tribunal,
Der im Stillen die Schüssel leert,
Zeigt er den Geldbeutel leise,
Der Sachwalter wird ein Windhund.

Dem Schuster schnellt er drei Stüber,
Sezt drei Röhrchen an den Kopf an,
Saugte d'ran, und zog aus dem Kopf
Ein halbes Faß Danziger ab.

Er trinkt den Schnaps aus dem Kelch,
Und plötzlich pfeift's und kreischt's darin;
Sieht auf den Boden: „was Geier?
„Wie kommst du, Gevatter, hierher?"

Ein kleiner Teufel saß im Schnaps ꝛc.

Der Teufel erinnert ihn, daß sie einen Bund mit einander geschlossen, daß die Zeit jezt um sey, in welcher sie sich zu Rom hatten treffen wollen, und daß dieses Wirthshaus Rom heiße. Der überraschte Twardowski weiß sich aber zu helfen. Er erinnert den Teufel, daß er ihm noch nicht alle Verpflichtungen erfüllt, und gibt ihm noch einige Arbeiten auf; diese aber macht er so schwer, daß der Teufel sie nicht alle verrichten kann.

„Sieh das Sinnbild hier des Gasthofs,
Ein Pferd ist es, gemalt auf Leinwand;
Auf den Sattel will ich springen,
Schnell von dannen renn' das Pferd."

„Dreh' mir eine Peitsch' aus Sand,
Daß ich schlagen kann das Roß,
Und ein Haus bau' mir im Walde,
Wo ich füttern kann zugleich."

„Aus Nußternen besteh' das Haus,
Hoch wie der Karpatengipfel;
Aus Judenbärten sey das Dach,
Und angenagelt mit Mohnsamen."

„Hier zum Muster ist ein Nagel,
Dick ein Zoll, und zwei die Länge,
Solcher Nägel schlage dreie
Ein in jedes Korn vom Mohn."

So schwer diese Aufgabe ist, so löset sie der Teufel dennoch.

„Nu! du hast's gewonnen, Teufel;
Aber jezt zur zweiten Arbeit!
Bade dich in dieser Schüssel,
Darin ist geweihtes Wasser."

Doch der Satan krümmt sich furchtbar,
Aus dem Leib tritt kalter Schweiß,
Der Herr befiehlt's, — der Diener muß gehorchen,
Er badet sich bis an den Hals.

Dann sprang er vogelschnell heraus,
Und schüttelt' sich und nießte.
— „Jezt bist du in unserer Gewalt,
Der Bäder heißestes bestand ich."

„Nun noch Eins, dann sind wir quitt,
Bald wird die Macht des Teufels brechen;
Siehst du jenes Frauenzimmer,
Mein Weibchen ist's, Twardowska."

„Ich will ein Jahr bei Belzebub,
Dort an deiner Stelle wohnen,
Und mein Weib soll dieses Jahr
Mit dir als Gemahlin leben."

„Schwör' ihr Liebe, Achtung zu,
Und sey pünktlich ihr gehorsam.
Wirst du dieses nicht erfüllen,
So ist der Vertrag vernichtet."

Ihm leihet Satan halb das Ohr,
Und halb das Aug' der Frau;
Als hörte er, als sähe er,
Und rückt der Thüre nähee.

Doch da ihn Twardowski quälte,
Ihn von Thür und Fenster jagte,
Flog er fort durch's Schlüsselloch,
Und bis jezt noch fliegt und fliegt er.

Ganz den alten Volksliedern ähnlich ist auch der Woywode:

Vom Altane seines Gartens
Rennt der keuchende Woywode
Wüthend in das Schloß zurück;
Bebend reißt er auf den Vorhang
Von dem Lager seiner Gattin,
Knirschend findet er es leer.

Sinnend starrt er auf das Bette,
Und den grauen Schnurrbart dreht er
Mit der Hand, der zitternden,
Wendet dann hinweg das Auge,
Und hinauf die Aermel streifend,
Ruft er dem Kosaken Raum:

Digitized by Google

„He, Koſake! He, du Bauer!
Sag', warum kein Hund noch Knecht
Nachts das Gartenthor bewachet?
Augenblicklich von der Wand
Lang' den Waidſack mir von Dachshaut,
Und die Janitſcharenflinte
Und die mit gezog'nem Rohre!“ —

Und nun ſchleichen ſie hinunter
Mit den Waffen in den Garten,
Zum Spalier um den Altan;
Auf der grünen Raſenbank
Schimmert etwas in dem Schatten —
Ha! ein Weib im weißen Kleide!

Sie verhüllt mit einer Hand
In die Locken ihre Augen,
Und mit dem Gewand den Buſen,
Mit der andern ſtößt ſie weg
Eines Mannes Arme, welcher
Knieend ihren Schooß umfaßt.

Doch er hält ſie ſehnſuchtglühend,
Und er fleht ſie an: „Geliebte!
Hab' ich Alles denn verloren?
Alles, Alles, deine Seufzer,
Deinen zarten Händedruck
Hat erkauft ſich der Woywode?“

„Ich, der ich ſo viele Jahre
Dich mit ſolcher Treue liebte,
Muß nun in der Ferne ſeufzen,
Muß nun aus der Ferne lieben;
Aber er hat nie geſeufzt,
Aber er hat nie geliebt,
Nur geklimpert mit der Börſe,
Und — auf ewig dich erkauft!“

Der Woywod und der Koſake
Knie'n jetzt nieder hinterm Strauche,
Zieh'n Patronen aus der Taſche,
Beißen ab ſie mit den Zähnen,
Laden dann mit derbem Ladſtock
Ein Maaß Pulver, zwei Maaß Schrot.

„O mein Herr!“ ruft der Koſake,
„Mich befällt ein böſer Geiſt;
Auf dies Weib kann ich nicht ſchießen!
Als den Hahn ich ſpannte, lief
Mir ein Schauer durch und durch,
Und ein Thränlein auf die Zündpfann'.“

„„Still, Koſake! Wart', Heiducke!
Wart' ich will dich weinen lehren! —
Da! nimm's Horn mit feinerm Pulver,
Schütt' es auf die Pfanne, raſch!
Wetz' den Stein ab mit dem Nagel,
Faſſe dir in's Aug den Kopf da,
Oder ziele auf das Weib!““

„„Höher! — Beſſer rechts! Nur langſam!
Wart, bis ich geſchoſſen habe;
Erſt ſchieß' ich — den jungen Herrn.““ —
Der Koſak legt an, zielt, — drückt —
Feuert — und er trifft gerade
Den Woywoden durch den Kopf.

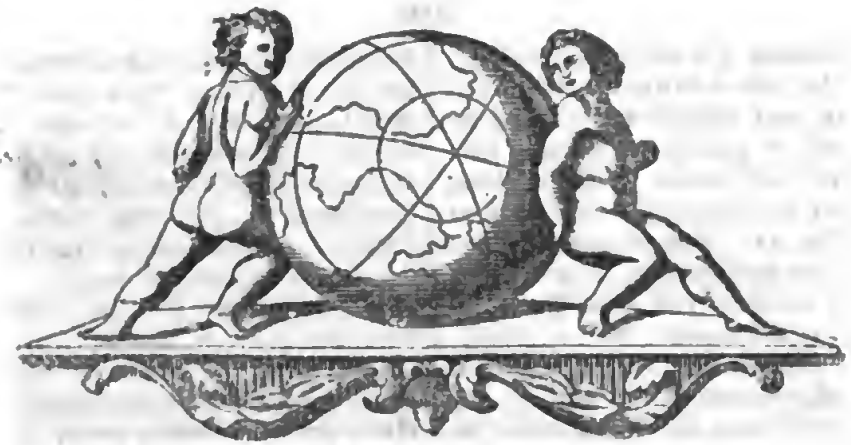
Zu den ſchönſten Gedichten der Sammlung gehören die drei Budriſſen.

Drei Söhne, ſo wackre Lithauer wie er,
Ruft Budriß der alte zuſammen,
Er ruft auf den Schloßhof herbei ſie und ſpricht:
Die Roſſe heraus! Bereitet die Sättel!
Und ſchleifet die Spieße und Schwerter!
Ihr ſeyd mir zu dritt und drei Wege habt ihr.
Es folge nach Rußland dem Olgier der Eine
Unter Nowogrods Mauern zum Ilmen;
Es gibt dort Schweife von Zobeln in Menge,
Und ſilbergewirkte Schleier,
Und dort hat der Kaufmann Gelder wie Eis.
Der Andere von Euch trete
Zu Kieyſtuts fürſtlichen Reihen,
Und fecht' mit den Deutſchen Rittern;
Dort findet man Bernſtein wie Sand,
Gewänder von herrlichem Glanz,
Und Prieſterornat mit Brillanten.
Der Dritte ſoll ziehen mit Skirgiello Schaar
Hin über den Memel hinaus,
Dort trifft er das Hausgeräth ſchlecht,
Doch gute Säbel und Schilde,
Und hole ſich dort eine Frau;
Denn es ſind mir von allen Geſang'nen
Die Lechitinnen immer die liebſten.
Sie ſind wie kleine Käzchen vergnügt,
Die Wangen noch weißer als Milch,
Mit ſchwarzen Wimpern das Augenlied,
Wie Sternchen leuchten die Aeuglein.
Vor einem halben Jahrhundert ſchon,
Als ich noch ein Jüngling geweſen,
Bracht' eine Lechitin ich von dort mir zur Frau.
Und obgleich in dem Grabe ſie ruhet,
Gedenke mit Rührung ich ſtets noch an ſie.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 103. 10. Oktober 1834.

Geschichte.

1) Atlas und Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Länder und Staaten von ihrer ersten Bevölkerung an bis zu den neuesten Zeiten. Von Prof. Chr. Kruse und dessen Sohn Hofrath Prof. Dr. Fr. Kruse. Fünfte Ausgabe, mit verbesserten Tabellen und Karten. Halle, Renger, 1834. Fol.

Man hat die Brauchbarkeit dieses Werkes anerkannt, indem man seine öftere Wiederauflage nöthig gemacht hat. Durch nichts prägen sich die geschichtlichen Umgestaltungen der Länder fester ins Gedächtniß, als durch historische Karten, die dasselbe Land zu verschiedenen Zeiten in seiner immer wieder veränderten politischen Eintheilung zeigen. Ein einziger Blick des Auges leistet hiefür mehr als ein langes Bücherlesen.

Kruse hat einen andern Plan befolgt, als le Sage, er hat der ältern Geschichte einen größern Raum gewidmet als der neuern, und sich auf Europa beschränkt, überhaupt aber mehr die Geschichte als die Statistik im Auge gehabt. Sein Werk ist ein vortreffliches Hülfsmittel für die historischen Studien auf Schulen und es bleibt in diesen Grenzen. Wenn es sich nicht begnügt hätte, dem Namne nach die Charte von Europa, und der Zeit nach eine Periode von je einem Jahehundert festzuhalten, wenn es neben den Hauptveränderungen in Europa auch noch die kleinen Veränderungen in jedem einzelnen Lande und neben dem hundertjährigen Wandel auch noch die kleinen Umgestaltungen von wenigen Jahren aufgezeichnet hätte, so würde der Atlas ins Ungeheure angeschwollen seyn und dennoch überall Lücken gelassen haben, weil es an gehörigen Hülfsmitteln für die spezielle Geographie des Mittelalters noch sehr mangelt. Wir können also die Konsequenz in Plan und Ausführung dieses Werks nur billigen.

Gleichwohl glauben wir bei dieser Gelegenheit den Wunsch aussprechen zu müssen, daß auch Spezialkarten der mittelalterlichen Geographie veranstaltet werden möchten, zunächst wenigstens von Deutschland. Seit einigen Decennien ist so viel für Aufhellung unserer älteren Geschichte geschehn, die Urkunden aller Archive sind hervorgezogen und schon manches schätzbare Werk über ältere Gaueintheilung (z. B. die bairische) oder Kirchen- und Feudalbesitz (z. B. der Besitz des Kloster Corvey ꝛc.) herausgegeben worden, daß von Seiten des Staats oder alterthumsforschender Gesellschaften wohl einmal ein

Digitized by Google

Atlas des ältern Deutschland und seiner Provinzen veranstaltet werden könnte. Keuse konnte nne die allgemeinen Umrisse lieseen, aber nicht füe den Gebrauch der Schule, sondern für den des eigentlichen Historikers wäre eine Folge von Karten, auf welcher die auf einander folgenden Eintheilungen Deutschlands in einzelne Gaue und größere Völkerbünde, in Bisthümer und Exzbisthümer, in Geafschaften und Herzogthümee, in Feudal- und Stadtgebiete, und die allmählich zum ersten Range sich erhebenden oder wieder verschwindenden Pfalzen, Villen, Klöster, Buegen, Bischofssitze und Handelsstädte mit historischer Teeue aufgenommen wären, von höchstem Werthe. Dann erst wüede mau sich mit den Augen im alten Deutschland orientieen können, da die bloße Phantasie mit Hülfe der historischen Lektüre doch nie so vollkommen und ohne Auslassungen oder Verwechslungen eine Uebeesicht im Kopfe zu gewinnen vermag.

2) Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Frhr. von Hormayr. Neue Folge. Fünfter Jahrgang, 1834. München, G. Feauz.

Wir haben dieses Taschenbuch immer mit Vergnügen gelesen und freuen uns, daß es noch fortbesteht, obgleich es im Veelage bedenkliche Wechsel erfahren hat. Herr von Hormaye ist nicht unbefangen genug für den großen Styl der Geschichte, aber mit Anmuth bewegt er sich im kleinen Detail deutscher Geschichtsalteethümer, und könnte so manchen norddeutschen Gesellschaften, die in demselben Fache aebeiten, als Muster des Geschmacks dienen. Welcher Plunder von alten Uekunden und üdeesüssigen Notizen wird nicht zu Tage gefördert, und das wirklich historisch Interessante oder sonst Pikante verlieet sich unter den Longueues peovinzioneller Archivnachrichten, die ohne Wahl mitgetheilt werden, wenn sie nur alt sind. Insbesondere aber begehn diese Aechivare darin einen Mißgriff, daß sie fast durchaus nue Citate geben und nicht die Sache felbst. Was hilft es mir in Schwaben, wenn ich bloß die Uebeeschriften und Titel der Uekunden kenne, die in irgend einem Winkel von Westphalen oder Pommeen gesammelt worden sind? Ich verlange mit Recht, daß der, welcher die Kunde davon mittheilt, zugleich wenigstens das Wissenswürdigste daraus abdrucken lasse. Es kann untee hundert Gelehrten kaum einer an Ort und Stelle reisen, um in den alten Papieren zu wühlen, und die Aufgabe der historischen Gesellschaften wäre nicht, mit dicken Veezeichnissen iheer Schätze zu prahlen, sondern das Beste aus diesen Schätzen durch Wiederabdruck wirklich gemeinnützig zu machen, wie Here von Hormayr. Dieser gibt uns den Text, den Kern, ganz so wie es die alten Sammler auch machten, aber die neuern und namentlich norddeutschen Sammler geben uns nur Titel und Noten ohne Text, also die leere Schaale. Der Abdruck einer alten Chronik, eines alten Liedes, eines merkwüedigen, die Geschichte aufklärenden Feagments ist mehr weeth, als das Register von zahllosen Urkunden, aus deren bloßem Titel der entfernte Historiker eest nicht einmal urtheilen kann, ob sie wirklich etwas Wichtiges enthalten.

Wenn übrigens Heer von Hormayr von Anfang an mehr das gesammte deutsche Lesepublikum und die gesammte deutsche Geschichte im Auge gehabt hätte, so würde er seine Taschenbücher wahrscheinlich in noch höherm Geade interessant gemacht haben. Ee ist zu österreichisch gewesen, jezt zu bairisch und vielleicht nicht mehr jung genug, um die Tour weiter foetzusetzen. Nicht jeder Geschlechtsname bietet aber so wichtige historische Beziehungen dar, als der Name Kaunitz und die bekannten Ahnentafeln haben nicht für alle Leser Interesse. Eben so haben nicht alle Nacheichten von süestlichen Privatleben so viel Inteeesse als das Tagebuch des Kaiser Max. Wenn nun statt der Aetikel, die bloß für den Südosten Deutschlands und noch spezieller für den südöstlichen Adel Deutschlands geschieben scheinen, schon der Abwechslung wegen auch west- und noeddeutsche Artikel aus inteeessanten Chroniken und Urkunden mitgetheilt worden wären, so würde sich Heer von Hormayr ein großes Verdienst erworben haben. Ist doch sein Taschenbuch das einzige Sammelwerk, worin die kleinen Schätze der Vorzeit gesammelt erscheinen. Wie viele pikante Züge, lehrreiche und liebliche Bilder der Vergangenheie bleiben unbekannt, weil sie, einzeln aufgefunden, eines Orts entbeheen, in den man sie zu Nutz und Frommen Aller niederlegen kann.

Unter dem reichen Inhalt des vorliegenden Bändchens zeichnen sich besondees aus; die Schildereien der böhmischen Königsburg Kaelstein, Scenen aus dem mittelalteelichen Städteleben (aus Augsbueg), Ausflüge durch das nöedliche Böhmen (von Hänke), Aktenstücke zur Geschichte der ungarischen Unruhen unter Rakoczy und eine fast unzählbaee Menge kleiner Geschichten, Anekdoten und Charakteezüge der deutschen Vorzeit. Da findet sich Seite 151 die Geschichte einee vermeintlichen Seheein, der Jungfeau Anna Lumenitin zu Augsburg vom Jahr 1503. Einige köstliche Züge von Maximilian I. zeigen, wie sich damals noch die Kaiser mit dem Volk familiaeisieten.

Volgt wie Kaiser Maximilian zu Augspurg ain Tanz hielt und an die weiber begert, sie solten die stiry abthun; Anno 1518.

Item wie man zelt von der gebuet Christi 1518 Jar, vff Dornstag vor der herren faßnacht, da hett Mann

dem Kaiser Maximilian einen Burger Tanz zu Augspurg auf dem Tanzhaus, da schuoff der Kaiser, daß die Frauin und Junckhfrauin allwegen zwno mit ainander Tanzen sollten, alß an einem Rayen herumb, und wie sie etlichmall herumbkhommen wahren, da hieß der Kaiser etlich Frauin vor Ihm still stehen, und es redet dem Kaiser der Cardinall von Gurch, herr Matheuß Lang, wie daß Kayſ. Mayſt. besondere Gnad zu der Statt Augspueg hett, und den Erbaren Frauin, so sehr aber Ir Mayſt. ain Vngestalten gebrauch an den Frauin, daß wahren die stirtz, so sie trougen, deßgleichen die hochen schlayr, so auch frauin trugen, und wehre daß Kayſ. Mayſt. gnedigß Begehren an die Frauin, daß Sie solliche Stirtz und hoche Schlayr Ir Mayſt. zu Eren und gefallen abthun, und nit mee tragen sollen, daß wolt Ir Mayſt. in gnaden erkhennen, da khamen die drey Burgermaister, und Doctor Peytinger, Stattschreiber, zu den Frauin und gaben dem Kayser die antwortt, die Frauin wurden sich gantz mit geburender Underthenigkheit recht halten. Da schry man, welche Frau des Kayſers Begehren halten, und die Stirtz und hochen schlayr nit tragen woltten, die dörfften nit aufheben, welche aber die Stirtz und hochen schlayr teagen woltten, die solten ainen Finger aufheben, aber es huod khain Frau khainen Finger auf, so ließ auch der Kayser reden, man solt sonst ain Erbare Fation machen, und Teagen, darnach machten etlich Frauin ainen Adellichen Bundt, und etlich nit, und wardt mancherlay Bundt gemacht, und herfür gebracht, daß zuvor seltzam wahr.

Hatte der Kaiser auf diese Weise die Frauen zu Augsburg zu seinem Willen gebracht, so brachten ihn hinwieberum die Frauen zu Nürnbeeg zu dem ihrigen. Im Jahr 1489 kam Kaiser Max nach dieser Stadt. „Er stieg zur Herberge in dem Hause des ehrbaren Rathsherrn und Bürger Scheurl ab, unter der Burg. Am 30. August gab gesammte Bürgerschaft auf ihrem Rathhause einen Tanz zu Ehren des geliebten Max, zu welchem auch die beiden Markgrafen Friedrich und Sigmund geladen waren. Da der König sich sehr lustsam bei diesem Tanze unterhielt, so gab er selbst hinwieder in seiner Herberge am 1. September ein Gastmahl und lud zwanzig ehrbare Bürgerfrauen aus den Rathsgeschlechtern zu Tisch. Während dem ritt ein Ritter vom Hoflager des Bayerherzogs und Pfalzgrafen Otto von Neumarkt zur Stadt ein und lud den König auf das Schloß des Herzogs, dem er sehr zugethan war. Die Nürnberger Frauen aber verdroß das gar sehr, daß der König sobald sie deßhalb verlassen wollte, denn sie gedachten noch, den König zu einem Tanz zu laden, und zu bereden. Deßhalb gelang es ihnen, einen Diener des Königs auf ihre Seite zu gewinnen, daß er ihnen die Stiefel und Spornen seines Herren anvertraue, damit er nicht alsbald fortreiten möge. Der fröhliche Markgraf Friedrich, davon unterrichtet, entschuldigte diese artige List der Frauen bei dem gütigen Fürsten, welchem es gefiel, von dee Herberge auf das Rathhaus sich nochmal zu begeben, wo er mehrere andere, schön gezierte Frauen und Jungfrauen untee den getreuen Bürgern fand, was ihn um so huldreicher bewog, den Tanz zu gewinnen. Indessen aber der König auf dem Rathhause also noch tanzte und sich eegötzte, — harrte Herzog Otto von Neumarkt schon lange zu Schwarzendruck vergebens, den König zu begrüßen und ihn auf sein Schloß zu Neumarkt zu begleiten, bis der König endlich, nachdem er mit vielem artigen Dank aus den Händen der Frauen die Stiefel und Spornen wiedee erhielt, dann fortritt und auf dem Schlosse des Herzogs dieser Frauenlist halber sehr muntern Sinnes war und gar wonnig sich der Ruhe überließ."

Ueberaus herrlich ist folgende Anekdote: „Kaiser Friedrich IV. hielt noch in seinem Greisenalter einen glänzenden Reichstag zu Regensburg, wobei an 9000 Pferde beherbergt wurden. In einer Sitzung auf dem Rathhause fing der alte Kaiser allmählich zu schlafen an, sezte abee vorher mit bedeutungsvollee Miene seine stets bei der Hand habende Schlafhaube auf, und machte sichs nach Herzenslust bequem und deelt. Der Erzbischof von Salzburg, ihm nicht ferne sitzend, wagte es, ihn vor männiglich zu wecken und sprach: „Mein gnädigstee Herr, ich bin zwae nicht hier, daß ich Ew. kaiserliche Gnaden vom Schlafe aufwecken soll, sondern daß ich Dieselbe aufmuntern möge, zum vorhabenden Werk, weßhalb wir alle da beisammen sind und dazu gesammten Vaterlands deutscher Nation und des heil. römischen Reichs willen ich Euer kaiserl. Gnaden frisch und anmuthig machen will." Ueber welche Kühnheit die meisten Fürsten sich verwunderten und dem Erzbischof übel zuwenden wollten. Der Kaiser abee sprach: „Lasset ab, dann, wenn ich so lange sitz' in meinem schweren Alter, so geht mir der Schlaf zu."

Wenn man bedenkt, mit welcher Milde der Wahnsinn Reindls in Oesterreich, der den jüngern König von Ungarn, und des Matrosen, der den König von England thätlich angriff, geahndet wurde, so muß man übee die Barbarei früherer Zeiten erstaunen, in welcher schon die bloßen Worte eines Wahnsinnigen mit dem Tode bestraft wurden. „Während seines Reichstages zu Regensburg wohnte Kaiser Karl V., aus dem Bade von Abach wiedeekehrend, einem feierlichen Bittgang nach St. Emmeean bei. Da sprang mitten aus der ungeheuern Menge ein Bauer aus der Ingolstädter Gegend den Kaisee an, ihm mit Zwinglischen Schmähworten predigend und des

Willens, den Kaiser zu seiner Meinung zu bekehren. — Der Bauer ward alsbald ergriffen, und obgleich viele meinten, er sey wahnsinnig, stehenden Fusses nach dem Hochgericht geführt und ihm alldort der Kopf abgeschlagen."

Merkwürdig ist ein hier Seite 327 abgedruckter Brief der Jungfrau von Orleans an die Hussiten, worin sie dieselben von ihrer Ketzerei abmahnt.

Folgende Zusammenstellung gibt vielleicht den anschaulichsten Beweis einer Nemesis in der Geschichte: „Die Frangipanis, die mit den Johannitern, Bela IV. wieder in sein, von den Mongolen verwüstetes Reich zurückgeführt, waren Verderber der beiden Heldenstämme der Babenberger und der Hohenstauffen gewesen. — Conradin, der lezte Stauffe, in der Schlacht um sein väterliches Reich beider Sicilien, durch den Usurpator Karl von Anjou geschlagen, wurde zu Astura von einem Frangipani als flüchtig verrathen und endigte (29. Okt. 1268, zu Neapel auf dem Blutgerüste. — Am 19. Jan. 1246 fiel durch eines Frangipanis Speer der lezte Badenberger, Friedrich der Streitbare, in der Schlacht wider den Ungartönig Bela vor Neustadt. — Am 30. April 1671 fiel in eben diesem Neustadt das Haupt des lezten Frangipani, als Hochverräther, auf dem Blutgerüste, eines schönen und kühnen jungen Mannes, dessen trostloser Gemahlin, Julia de Naro, seine Begnadigung, weil er der Lezte eines uralten Heldenstammes, aus dem seltsamen Grunde verweigert ward, weil die lezten Zwei vier größerer Geschlechter durch Frangipanis umgekommen seyen."

Lyrische Dichtkunst.

22) Der polnische Parnaß, oder eine Auswahl der schönsten Gedichte aus den vorzüglichsten polnischen Dichtern, in's Deutsche übersezt und herausgegeben von Julius Mendelson. Erste Lieferung. Kurze Gedichte von Adam Mickiewicz. Heidelberg, in Commission bei Winter, 1834.

(Schluß.)

Die Söhne ziehen aus und kehren lange nicht wieder.

Und Budris der Alte vermuthet,
Sie seyen im Kampfe gefallen.
Doch mitten im schneeigten Sturme, da sprengt
Gepharnischt ein Ritter zum Dorfe herein,
Mit dem Mantel bedeckt er was Großes.
„Ei! es ist ein Eimer: im Eimer sind wohl
Viel Nowogrodische Rubeln?"
— „Mein Vater, 's ist eine Lechtin zur Schnur!" —
Und mitten im schneeigten Sturme da sprengt
Gepharnischt ein Ritter zum Dorfe herein,
Mit dem Mantel bedeckt er was Großes.
„Gewiß aus Deutschland kommst du mein Sohn,
Bringst mir einen Eimer voll Bernstein?"
— „Mein Vater, 's ist eine Lechtin zur Schnur!" —
Und mitten im schneeigten Sturme
Da rennet ein Dritter zum Dorfe herein:
Der Mantel ist voll, da ist Beute in Meng'.
Doch eh' er die Beute noch zeigte,
So ließ zu der dritten Hochzeit auch schon
Der Alte die Gäste einladen.

Welch artiges und verdientes Lob der Polinnen!

Diese Beispiele beweisen, daß Mickiewicz, obgleich vorzugsweise epischer Dichter, auch der lyrischen Kürze vollkommen Meister ist. Wenn je die beiden ersten Erfordernisse der Lyrik, die reinste Objektivität in Bild und Sprache und die tiefste, nicht bloß persönliche, sondern zugleich nationelle Empfindung, in einem Dichter vereinigt waren, so sind sie es bei Mickiewicz. Wie sehr beschämt er die Dutzendpoeten unsrer Tage, die umgekehrt uns statt objektiver Gestalten und Bilder nur empfindsame Phrasen und Gefühlsraisonnement geben und gleichwohl nichts von einem großen Schmerz, nichts von einer welthistorischen Leidenschaft wissen, sondern nur ihre alltäglichen nüchternen Gefühle ableiern.

Dem Uebersezter gebührt das Lob, daß er mit Empfindung und Rücksicht auf den deutschen Wohlklang übersezt hat; das lezteee ist bekanntlich bei Uebersezungen aus dem Polnischen nicht ganz leicht.

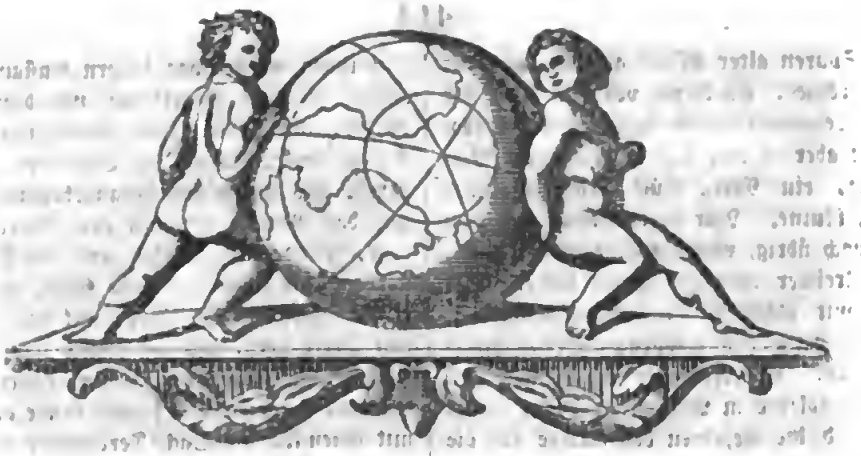
Jugendschrift.

Das Buch der Geschichte. Eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen ꝛc. Der Jugend zur Unterhaltung und Belehrung von Dr. Claudius. Wien, Tendler. S. 157.

Kleine moralische Erzählungen aus der Geschichte und Sagenwelt, theils bekannte, wie Andeolus, Polykrates ꝛc., theils weniger bekannte, alle aber nicht bloß moralisch, sondern auch zur Phantasie sprechend, was bei Jugendschriften immer eine Hauptsache ist. Das kleinige Buch ist mit artigen Kupfern versehen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 104. 13. Oktober 1834.

Werke über Spanien.

1) Lord Porchesters Aufenthalt in Spanien, während der Revolution des Jahres 1820. Aus dem Englischen übersezt mit Bemerkungen übee die neuesten Ereigniſſe in Englond, von A. W. Rehbeeg, königl. haundv. Geh. Kab. Rathe. Braunschweig, Vieweg, 1834. S. 140.

Der Lord reiste von Kadix übee Granada, Murcia, Valencia, Barcellona, also an der Küste des Mittelmeers hin, zu einer Zeit, als überall eopalistische Guerillas gegen die damals triumphirende Konstitution sich vergeblich erhoben. Das Bild, welches der Verfaſſee uns von dem spanischen Landvolk entwirft, ist ein duechaus heiteres: „In der That gibt es kein edleres Geschlecht von Menschen, als die spanischen Bauern. Sie sind von dem Gefühle einer unabdängigen Selbstständigkeit beseelt, von dem edelsten Anstande in ihrem Benehmen: und sehr viele unter ihnen sind von ausnehmender Schönheit. Sie sind allerdings sehr stolz, und so reizbar, daß es mir wohl begegnet ist, sie ohne Absicht, aus Unkunde ihrer eigenthümlichen Sitten, zu verletzen. Unter diesem anscheinenden Hochmuthe leuchtet aber wahre Zartheit des Gefühls und edle Denkart hervor. Sie unteeeeden sich mit Männern von höheeer Gebnrt oder Stande ohne die geringste Spur von knechtischem Sinne: fast als mit ihres Gleichen. So manchen Tag ich aber auch auf der Reise unter ihnen zugedracht habe, erinneee ich mich keines einzigen Falles, da ſie den Anstand männlicher Höflichkeit verlezt hätten. Im südlichen Spanien versammeln sich die Bauern des Abends nach vollendeter Arbeit um ein großes Feuer in dee Posada, dem Wirthshause des Dorfs. In abgelegenern Gegenden, wo die Sitten seit vielen Jabeen gar wenig Veränderung erlitten haben, machen diese Abendversammlungen einen auffallenden Eindruck. Die Beleuchtung ihrer eigenthümlichen Kleidung und ihree ausdrucksvollen Gesichter geben dem Ganzen ein malerisches Ansehn. Auf der Reise veefügte ich mich jeden Abend nach der Posada, und ward jedesmal mit Höflichkeit aufgenommen, und ersucht, den Platz nahe am Feuer einzunehmen. Im Vertrauen auf das angeborne und allgemein herrschende Ehrgefühi der Spaniee durfte ich, ein Ausländer, auf einer Reise in dee unruhigsten Zeit, mich in meinen Mantei hüllen und zwischen diesen Haufen von Menschen mit vollkommner Sicherheit zur Ruhe legen. Ich glaube, daß sie nicht für alle Schätze des Morgenlandes das Gastrecht verlezt hätten.“ In dieser malerischen Weise fährt der Verfasser fort. Gewiß rührend ist folgendes Bild. „Wir erreichten das Kloster Monserrat nach der großen Mittagshitze. Dieses alte, unregelmäßig und offenbar theilweise zu verschiedenen Zeiten ereichtete Gebäude

Digitized by Google

trägt noch immer Spuren alter Pracht an sich, und hat etwas höchst Ehrwürdiges. Es diente vormals einer der größten und bewundernswürdigsten Anstalten der katholischen Christenheit: aber es war jezt in traurigem Verfalle. Die Kapelle, ein Meisterstück architektonischer Kunst, ist jezt eine Ruine. Nur drei Mönche mit dem alten Abte waren noch übrig, und der Einkünfte beraubt, von denen ein zahlreicher Konvent gelebt hatte. Der Abt empfing uns mit ediem Anstande und freundlich. Sein ruhiges Antlitz hatte den Ausdruck tiefer Schwermuth und Resignation. Während der französischen Invasion hatte er die Landleute in Aufstand gebracht, eine Guerilla gebildet, und die Gefahren des Kriegs für die Unabhängigkeit von Spanien, mit dem geringsten Bauer getheilt. Die Erinnerung an solche Thaten hätte ihm wohl ein besseres Loos im Alter sichern sollen. Dieser Verdienste unerachtet, hatte die unerbittliche Konstitution ihn in die bitterste Armuth hinabgestürzt. Er führte uns auf die Terrasse, welche 3000 Fuß über dem Meer erhoben ist, und eine schöne Aussicht in das weite Land, voll schöner Waldung und schroffer Felsen, darbietet. Die Mönche richteten unsre Blicke auf Vila, und sagten uns, daß die Bewohner des Orts und der Gegend die Waffen für die Sache des Königs ergriffen hätten, daß aber die Konstitutionellen schon seit dem vorigen Tage dahin zögen, daß ein Gefecht sofort anfangen und sehr hartnäckig seyn würde. So fiel es auch aus. Der Widerstand war über alle Erwartung groß und verzweiflungsvoll. Die Priester trugen das Kreuz vor, und ermahnten das Volk, lieber zu sterben, als sich den Unterdrückern von Katalonien, den Feinden Gottes und des Königs, zu unterwerfen. Männer, Frauen und sogar die Kinder erhuben sich bei dem Erschallen der Sturmglocke, und fochten in den Reihen der Royalisten. Die Stadt war beinahe in einen Steinhaufen verwandelt, ehe die Gegner eindringen konnten, und nach der Eroberung ward Alles ohne Unterschied niedergemezelt."

In den Gebirgen Kataloniens gerieth der Reisende einer Guerilla in die Hände. „So wie wir vorwärts kamen, ward die Scene wilder. Die Straße lief zwischen kühnen Höhen, die tiefe Schluchten bildeten, und schroffen Abgründen her. Plötzlich kamen hinter einer Klippe drei oder vier Männer hervor, wichen zurück, erschienen aber sogleich wieder, erhuben ein gräßliches Geschrei, legten die Gewehre an, und riefen uns zu, nicht von der Stelle zu weichen. Ihre unordentliche Kleidung, ihre verzerrten Mienen, ihr wüthendes Geschrei und die seltsame Stellung, in der sie, halb zur Erde gebückt, um das Gewehr halten zu können, im vollen Laufe auf uns zielten, gab ihnen anfangs mehr das Ansehn einer Horde von Wilden, als einer regelmäßigen Guerilla. Gleich nach dem ersten Angriffe aber nahmen sie den ihnen natürlichen höhern Anstand wieder an. Sie waren in blaue Beinkleider und dunkelrothe Mäntel gekleidet, und die scharlachfarbne katalonische Mütze fiel über das fliegende, bis auf die Schultern hängende Haar weit herab. Als sie zu uns herangekommen waren, hielten sie uns das Gewehr vor, mit den Worten: Ihr seyd Verräther, Feinde des Königs und des Glaubens! Ihr sollt sterben. Sie forderten unser Geld, und warfen es in der ersten Wuth auf die Erde, mit den Worten: es sey Gold von Verräthern. Als wir ihnen aber erklärten, wir seyen Fremde, hätten mit den Unruhen dieser Zeit nichts zu schaffen, und gehörten dem fernen Lande an, dessen Bewohner mit ihnen für die Sache Ferdinands und Spaniens gegen das Volk jenseits jener Pyrenäen, die uns vor Augen lagen, gefochten, so versicherten sie uns mit enthusiastischem Händedrücken, es solle uns kein Leid zugefügt werden. Unterdessen waren ihr Hauptmann und ein Andrer herbei gekommen, den wir nachher als den Lieutenant bezeichnen hörten." Zufällig aber fand man bei einem Gefährten des Lords einige Pistolenkugeln, die neuen Verdacht erregten; die Reisenden schwebten eine Zeitlang in großer Gefahr und mußten der Guerilla durch Dick und Dünn folgen: „Um diese Zeit machte die Guerilla Halt an einem Bache, der den Felsen herabstürzte, in einer Gegend von dem erhabensten Charakter, so wie sie Salvator Rosa gemalt, und Walter Scott beschrieben haben. Ueber uns, hohe Berge mit Fichten bedeckt; unter graue Felsen; vor uns Katalonien, der Schauplatz eines furchtbaren bürgerlichen Kriegs. Die Männer ruheten unter dem Felsen einen Augenblick aus, und ihre Waffen, rothen Mäntel und Scharlachmützen wurden von der Sonne bestrahlt, so wie diese hin und wieder durch das Dickicht des Waldes durchleuchtete. Der Haufen bestand aus lauter ausgesuchten Jünglingen von spanischer Würde des Anstandes. Ihre Kleidung war malerisch, und nahm sich in dieser Scene vortrefflich aus. Alle waren von hoher Gestalt und größtentheils schön. Unruhe, tiefes Nachdenken und Erbitterung war auf ihren finstern Gesichtern zu lesen. Jedes von diesen hatte seinen eigenthümlichen Charakter, Alle aber den Ausdruck hoher Entschlossenheit. Einige ließen sich am Wasser auf die Kniee nieder, um begierig zu trinken, Andere lagen ausgestreckt auf dem Boden, nur Wenige lehnten sich auf ihre Gewehre. Einer stand am Abgrunde und kehrte sich bei dem Ertönen der Kanonenschüsse mit dem Ausdrucke des grimmigsten Hasses und mit geballter Faust dahin, wo die Konstitutionellen zu stehen schienen." Doch kamen die Reisenden glücklich davon, da sich ihre Bedienten und Papiere einstellten. Der Verf. rühmt, daß er unter so vielen fanatischen Menschen nur einen Einzigen gefunden habe, der grob und ungestüm gewesen sey.

Nach der Schilderung dieser Abenteuer geht der Lord

zu einer Erörterung der Mißgriffe über, welche die Konstitutionellen zu jener Zeit begangen haben. „Die feindselige Stimmung eines sehr großen Theils des spanischen Volkes gegen die ihm angebotene Konstitution war viel weniger einem Mangel an patriotischen Gesinnungen, als dem Widerwillen gegen einzelne Maßregeln der Kortes zuzuschreiben. Vermöge des Wahlsystems, dem diese Versammlung ihre Entstehung verdankte, waren die Meinungen und Wünsche der Bewohner großer Städte vorherrschend. Die Landeigenthümer, die Geistlichkeit, ein Theil der kleinen Städte, und eine sehr überwiegende Menge von Landleuten, waren nur dem Namen nach repräsentirt, und hatten im Grunde keinen Antheil an der gesetzgebenden Versammlung. Dieser Widerstreit zwischen der demokratisch konstituirten Repräsentation des Volks, und einer durchaus auf aristokratischen Principien beruhenden Vertheilung des Landeigenthums, erzeugte einen verderblichen Kampf unter den Parteien. Hätte eine abgesonderte aristokratische Kammer in den Kortes bestanden, so wäre der rücksichtslose Angriff auf so viele alte Interessen, aus welchem allein schon das Mißlingen der Konstitution erklärt werden kann, gemäßigt worden. — Die Berathschlagung der Kortes im Junius 1821 über die Abschaffung der gutsherrlichen Rechte beweist, daß kein widerstrebender Faktionsgeist vom Adel ausging; vielmehr wird die Bereitwilligkeit desselben, die neuen Anstalten zu unterstützen, gepriesen. Wenn die höchste Klasse solche Gesinnungen über eine Konstitution bewies, durch welche sie einen großen Theil ihres politischen Einflusses und ihrer Privilegien verlor, und aufhörte, als ein besonderer Staatskörper bedeutenden Einfluß an der Gesetzgebung zu haben: so darf man wohl glauben, daß sie einen hohen Sinn der Unabhängigkeit vom Hofe und von der Regierung, auch unter der neuen Verfassung behauptet haben würde, dafern diese nur ihr Eigenthum geschützt und ihr einen billigen Antheil an der Gesetzgebung gesichert hätte. Ein Gesetz der Kortes schloß Alle aus, welche dem königlichen Haushalte angehörten: und die meisten Grandes waren in diesem Falle. Aber es war auch kein Druck unerträglicher, als die beständige Vormundschaft, unter welcher der Hof diese Grandes hielt, und davon wären sie durch eine Pairskammer befreiet *).

*) Ein Grande durfte sich nie ohne besondere Erlaubniß von Madrid entfernen: so daß der Herzog von Medina Celi, dem der fünfte Theil von ganz Andalusien gehört, nicht seine eigenen Güter besuchen durfte, wenn die Camarilla solches nicht zugab. Es ist sehr merkwürdig, wie in den meisten Perioden der Geschichte aller Staaten, auf einer Seite der Adel, der doch für eine Stütze der Throne ausgegeben wird, sich gegen die Monarchie erhebt, und auf der andern Seite der ausgebildete und vollendete Despotism diese seine vermeintlen Stützen mißhandelt. A. d. Uebers.

Wir glauben auf solche Ansichten um so mehr aufmerksam machen zu müssen, als die künftigen Kortes zeigen werden, in wie weit sie sich seit jener Zeit eines Bessern belehret und mehr Vorsicht gelernt haben. Im Ganzen ist die kleine Schrift voll Hoffnung für Spanien, weil im Volk ein unverwüstlicher Keim tüchtiger Gesinnung sey; „Es scheint mir, sagt der Lord, daß, England ausgenommen, kein Land in Europa existirt, welches solche Elemente einer gemäßigten monarchischen Verfassung darbietet, als Spanien. Man findet daselbst eine durch großen Besitz gewichtige Geistlichkeit, einen reichen hohen Adel und einen einsichtsvollen dritten Stand. Der Adel hätte einige gehässige Vorrechte verlieren müssen, und seine übergroßen Besitzungen hätten durch Beschränkung der Majorate vermindert werden können. Dagegen hätte er das Ansehn und den Einfluß gewonnen, dessen er jetzt entbehrt. Der nachtheilige und übermäßige Einfluß der Geistlichkeit wäre durch die Beförderung nützlicher Kenntnisse und durch die Freiheit der Presse bald gemäßigt worden. Die Kirche hätte beschränkt werden mögen, ohne dadurch eben große Unzufriedenheit zu erregen, sofern nur die lebenden Betheiligten mit Gerechtigkeit und Billigkeit behandelt wären. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß bei dem Ausbruche der Revolution von 1820 die Bedeutendsten vom Adel, die Aufgeklärten unter den Geistlichen und die mittlere Klasse in den Städten günstig für das neue System gestimmt waren."

Zu den Mißgriffen der Kortes rechnet er außer der falschen Behandlung des Adels und der Geistlichkeit auch die Zurücksetzung der Offiziere durch Solderniedrigung, die Kränkung der Kaufleute durch hohe Einfuhrzölle und endlich des Landvolks durch Aufhebung der Provinzial-Verfassungen.

In der am Schluß mitgetheilten Abhandlung des Uebersetzers über die Parlamentsreform in England, ist die geistreiche Feder Roebergs nicht zu verkennen. Das Resultat dieser Erörterung ist, daß die Kabinete des Kontinents, weit entfernt, dem geanköpften Ministerium wegen der Reform zu zürnen, ihm vielmehr danken sollten, daß es durch ein gelindes Mittel Europa die unberechenbaren Folgen einer englischen Revolution erspart habe.

Schulwesen.

Das Recht der Zeit und die Pflicht des Staates in Bezug auf die wichtigste Reform in der innern Organisation der Schule. Nach den vereinigten Principien des Humanismus und Realismus wissenschaftlich begründet von Dr. W. Braubach. Verlag von Ricker in Giessen.

Nach dem Titel könnte man schließen, der Verf. werde einen längst verunglückten Versuch wieder zum

Vorschlag bringen, den nämlich, die Zwecke der gelehrten- und Realbildung in den Gymnasien zu verändern. Allein dieses ist nicht der Fall. Er will die Zwecke jener und dieser Bildung in getrennten, eigenthümlich organisirten Anstalten erstrebt wissen; aber er behauptet mit Recht, daß im Ganzen des Schulwesens die Principien beider Bildungsweisen nicht allein ihre eigenthümliche Anerkennung und Gestalt erhalten sollen, sondern daß man selbst auf der Seite des Humanismus zu achten habe auf die Wahrheit des Realismus und umgekehrt. Die Begründung dieser allgemeinen Ansichten besteht in geistvollen und dialektisch-gewandter Glossirung der bekannten Worte des Dichters:

(Humanismus): „In die Tiefe muß du steigen
Soll sich dir das Wesen zeigen. —“
— „Wer etwas Treffliches leisten will
Hätte gern was Großes geboren,
Der sammle still und unerschlaffe
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.“ —
In der Tiefe wohne die Wahrheit.

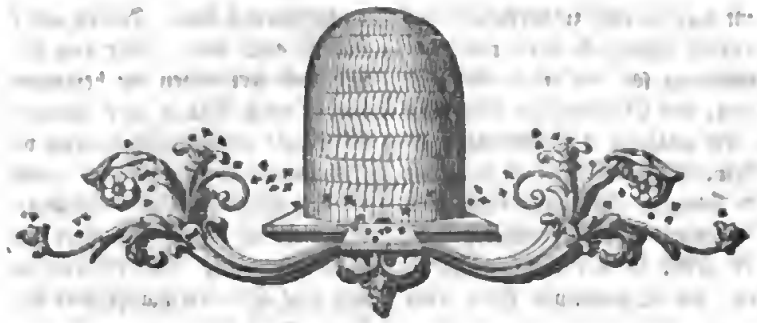
(Realismus): „Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten.“
„Nur die Fülle führet zur Klarheit.“

(Synthese beider): „Nimmer muße du stille stehn
Willst du die Vollendung sehn.“
„Nur Beharrung führt zum Ziele.“

Das Resultat ist also, daß jedes Bildungsprincip sich in seiner Eigenthümlichkeit fassen und danach gestalten, aber über dieser Pflicht der Selbstbegründung nicht vergessen soll, dasjenige von dem Nachbar gegenüber sich zu assimiliren, was sich assimiliren läßt, ohne die Eigenthümlichkeit zu gefährden. Dieselbe Ansicht ist es im Allgemeinen, die auch Dr. Harnisch, in seinem Werke über Bürgerschulen, sowie Ref. in seinen Pädagog. Blättern, nur auf anderem Wege dahin gelangend, ausgesprochen hat. Das Mittel, welches der Verf. vorschlägt, eine dem humanistischen Unterricht selbst dienenden realistischen mit ihm zu verbinden, besteht in einer naturgemäßeren, zeiterspärenden Methode des Sprachunterrichts. Er verlangt, daß man von der verkehrten Manier, die lateinische und griechische Sprache von der Grammatik aus zu lehren, abgehe und vor allem die Jugend durch beständiges Lesen und Uebersetzen in die Sprachen einführe. Wir sind mit ihm ganz einverstanden, nur glauben wir auch, daß nicht allein das Erlernen der Grammatik, sondern überhaupt das Erlernen fremder Sprachen später eintreten sollte. Uebrigens kann die Abhandlung über die, in die fremde Sprache einführende Methode der Lektüre jedes Pädagogen empfohlen werden; die innerste, unwiderleglichste Wahrheit hat der Grundgedanke, von welcher sie ausgeht, daß nur das Denken *in* einer Sprache, nicht das Denken *über* eine Sprache wahrhaft und vielseitig geistbildend sey und letzteres erst geistbildend werde, wenn jenes vorausgegangen sey. Wenn aber der Verf. den deutschen Sprachunterricht z. B. auf Gymnasien ganz beseitigt, oder auf Uebersetzungen aus fremden Sprachen beschränkt wissen will, so liegt dieses nicht allein nicht in der Konsequenz seiner Grundansicht, sondern widerstreitet derselben sogar. Denn wenn er z. B. das Betreiben der Grammatik einer Sprache auch neben sonst zweckmäßigerer Erlernung derselben darum verwirft, weil die *gleichzeitige* Richtung des Geistes nach verschiedenen Seiten die Kraft desselben nur zerstreue; so sollte man doch meinen, daß diese Zerstreuung der Kraft ebenfalls eintreten werde, wenn man beim Erlernen, sogar beim ersten Erlernen einer fremden Sprache gleich von dem fremden Begriffs- und Gedankenausdruck absehen und reindeutscher Darstellung des fremden seine Aufmerksamkeit zuwenden muß. Wir haben vielmehr dieses hie und da mit unsäglicher Anstrengung festgehalten, doch in der Regel fast erfolglose Bemühen immer als *einen* Grund betrachtet, warum man dem Geiste einer fremden Sprache so selten nahe kommt; denn wie sollte das Fremde nun geläufig werden, wenn wirs gleich in die uns eigenthümliche Form auflösen. Wortgetreue Uebersetzung, so weit getrieben, als möglich ist, ohne lächerlich zu werden, scheint so lange das Beste, bis Fertigkeit in der fremden Sprache, aber daneben auch in der Muttersprache eine noch größere gewonnen ist; dann kann das Uebersetzen in gutes Deutsch eine Uebung werden, welche der Vollendung des Ausdrucks in der Muttersprache die Krone aufsetzt. Der Unterricht in der Muttersprache sey Sprach-, Schreib- und Redeübung in jeder Form; und in und mit dieser Uebung der Muttersprache können die wesentlichsten grammatischen Begriffe, Formen und Regeln sehr wohl entwickelt werden; ja sie müssen es werden, um das Bewußtseyn bei der beständigen Anwendung zu erhöhen. Auch gewinnen wir dann erst eine ziemlich genaue Bezeichnung der Zeitpunkte, in denen die Erlernung fremder Sprachen beginnen und auch die Grammatik derselben eintreten soll. Doch dies können wir hier nicht erschöpfen und begnügen uns mit dieser Andeutung. Gewiß ist, daß diese Abweichung in unsrer Ansicht über den Sprachunterricht, auch ganz andre Lehrpläne zur Folge haben würde, als die vom Verf. aufgestellten sind. Namentlich würden wir weder die höhere Bürgerschule noch die Gelehrtenschule mit dem *achten* Jahre schon der Jugend öffnen, sondern erst mit dem zwölften und würden, so lange unsre Volksschulen noch nicht vollständige und vollständig entwickelte sind, ihnen nur Vorbereitungsklassen geben, welche die Aufgabe der Volksschulen möglichst vollkommen zu lösen hätten. Von Gewerbs- und polytechnischen Schulen spricht der Verf. gar nicht. Allein, wenn diese Anstalten auch nicht zu denjenigen gerechnet werden dürfen, welche der Jugendbildung als solcher gewidmet sind; so thut es gegenwärtig gerade, wo sie die eigentlichen Jugendbildungsanstalten zum Theil verdrängen und in ihrer Entwicklung stören, Noth, ihrer in jeder Schrift über Schulen zu erwähnen, sey es auch nur, um sie mit Gründen auf den Wirkungskreis zu beschränken, in welchem sie allein wohlthätig werden können. Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 105. 15. Oktober 1834.

Schulschriften.

1) Unsere Nationalbildung. Eine Rede an die deutschen Erziehungsfreunde zu Anfang des Jahres 1834. Von F. H. C. Schwarz. Großh. Bad. Geh. Kirchenrathe ꝛc. Leipzig, Göschen, 1834.

Wie wohl gemeint diese Rede auch seyn möge, wie wichtige Gegenstände auch darin berührt, wie richtig sie im Allgemeinen gewürdigt worden: so ist uns darin doch Nichts aufgestoßen, was den besonderen Abdruck derselben aus des Verfassers II. Bande seiner pädagogischen Darstellungen rechtfertigte. Der wohlwollende, frommgesinnte, väterlich rathende Ton, der in des Verfassers neueren Schriften immer vorherrschender wird, kann nur wohlthuend wirken, für den Verf. einnehmen und für seine Sache gewinnen, wenn auch die Form, in welcher derselbe vor das Publikum tritt, jenem Ton angemessen ist, wenn sie schlicht und anspruchlos ist. Dieses ist aber ein besonderer Abdruck auf Royal-Quart nicht; von einem solchen erwartet man, daß ihm eine kräftige, tief eindringende, im großen Styl gehaltene Rede entspreche. Aber wie wenig dies der Fall sey, zeigt gleich der erste Satz, in welchem sich der Redner selbst einen der ältesten Erziehungsväter in Deutschland nennt. Wir sind weit entfernt, die großen Verdienste zu verkennen, welche sich der Herr Geheimrath Schwarz um das Erziehungswesen, besonders um die Pädagogik in Deutschland erworben hat; aber eben deßwegen thut es uns leid, daß er sich selbst einen Namen beilegt, der aus seinem Munde kaum ohne einiges Lächeln vernommen werden kann. In diesem gemüthlichen Ton, der äußerst liebenswürdig, ja rührend und erhebend seyn mag, wenn wir ihn wirklich aus dem Munde eines ehrwürdigen Mannes vernehmen, der vor uns auf dem Lehnstuhl sitzt und bei einer Schaale Kaffee und einer Pfeife Tabak mittheilt, was seine Seele in gegenwärtiger Zeit für die deutsche Nationalerziehung sinnt und denkt, fürchtet, wünscht und hofft, geht nun die Rede fort und läßt uns, da wir sie lesen müssen, kalt, kommt uns matt und unzureichend vor. Unzureichend kommt uns die Rede aber nicht allein ihrer Form, sondern mehr noch ihres Inhalts wegen vor. Sie handelt von deutscher Nationalbildung, aber was sie darüber sagt, könnte eben so wohl in England, Frankreich oder Italien darüber gesagt werden. Christliche Bildung und deutsche Nationalbildung werden hier, so weit von Volksschulbildung die Rede ist, identificirt, diese von jener, als der höchsten, verschlungen; an einer späteren Stelle wird dann wieder die Gelehrtenbildung am klassischen Alterthum als die Stütze aller deutschen Nationalbildung gepriesen; denn die Gelehrten seyen die bildenden Stände, von ihnen gehe alle höhere Nationalbildung aus.

Wie gestehen, von alle dem nue so viel zu verstehen, daß es dem Hen. Geh. Kiecheneath schwerlich seldst eecht klar seyn möchte, was Nationaldildung sey. Es ist freilich auch sonst schon behauptet worden, das Christenthum höbe alles Volksthum auf. Hat es seit achtzehn Jahrhunderten iegend eins aufgehoben? Nein. Abee vielleicht ist das nue ein Zeichen, daß es nach achtzehn Jahehunderten noch nirgends in ungetrübter Reinheit zue Herrschaft gekommen? Schade nur, daß es selbst in dee reinsten Form, in welcher wie es kennen, im Evangeiium seldst eine nationelle Farbe behalten hat. Was Christus aber dem starren Judenthum und seinem Gesetz gegenüber sagt: Ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen; — das möchte vielmehe auch in Beziehung auf die Nationalitäten, ja auf die Individualitäten anzuwenden seyn. Denn wie sind keineswegs dee Ansicht, daß das Individuelle der einzelnen Menschen und Nationen schlechthin etwas Widergöttliches sey, vielmehr halten wir uns mit einem Manne, den man wohl für einen guten Cheisten wied gelten lassen, mit Heneich Steffens, überzeugt, daß die geistige Indivldnalität des Menschen ewigee Natue sey; und obgleich hieraus schon die ewige Natur der Völkerindividualitäten folgt, so läßt sich auch für diese Konsequenz ein Gewährsmann finden, dem vielleicht noch der Name eines, nicht gerade oberflächlichen Denkers zugestanden wird; — Flchte'n meinen wie, in seinen Reden an die deutsche Nation. Uns scheint daher die Nationalität im Chriſtenthum so wenig, wie in einem vernünftigen Kosmopolitismus, ihren Unteegang, vielmrhr ihre höhere Begründung, ihre Sanktion zu finden. Und wundersam! die Ueberzugung von der Ewigkeit und Unverwüstlichkeit der Individualität der Menschen und Völker ist es gerade, welche vor dem Christenthum schon in keiner Nation so feste Wurzeln geschlagen hat, als in der deutschen, als überhaupt in allen Germanen. Diese Ueberzeugung ist abee auch die Wurzei der deutschen Nationalität in allen ihren eühmlichen odee auch tadelnswüedigen Gestaltungen. Wollten wir von Nationalbildung reden, so inüßten wir den Begriff der Nationalität, namentlich der deutschen, feststellen und daoon das, was die Probe hält, festhalten. Wenn dee Verfasser die deutsche Nationalität vorzugsweise in das fromme Gemüth, in den forschenden Geist und in den betriebsamen Fleiß setzt, so sind hierin zwae richtige Merkmale angegeben, die aber z. B. auch für die Engländer gelten. Es kommt vielmehr auf die Formen an, in welchen diese Merkmale sich wesentlich immer geltend gemacht haben. Fragen wir die Geschichte, so antwoetet sie uns, daß dies immer mit einem Streben nach Besonderheit verbunden gewesen sey, daß diese aber Einheit und Gemeinsamkeit nicht immer ausgeschlossen habe, daß es vielmehr so lange gesund gewesen sey, als es Einheit und Gemeinsamkeit nicht ausgeschlossen dabe. Dieses auf die Bildung angewendet, schreidt uns vor, weder von der gemeinsamen, allgemeinen und christlichen die besondere, nach künftigem Lebensberuf, nach Stand und Lebenslagen und Individualität bestimmte auszuschließen, noch von dieser jene. Hätte Hr. Gehelmrath Schwarz dieses gehörig erwogen, so würde er nicht, durch einseitige Auffassung des Nationalschulwesens verleitet, in einee Rede über Nationalbildung, nue von Volksschul- und Gelehrtendildung gesprochen haben. So wie jene Staaten mangelhaft sind, in denen der Mittelstand nicht die gehörige Stellung und Anerkennung gewonnen hat, so muß auch das Nationalbildungswesen mangelhaft seyn, in welchem die Schuldildung des Mittelstandes nicht eine eigenthümliche Gestalt und Stellung erhält. Sind höhere Stände, Gelehrte, Geistliche, Beamte, mit einem Wort (das der Rektoe Roth in seiner „Bildung durch Schulen" richtig gewählt hat), die Aristokraten, dem Nervensystem des Staates zu vergleichen, so darf man den Mittelstand wohl das Blutsystem nennen, das jenem, wie dem niederen Stande der Handarbeiter, dem Muskelsystem, belebende Keaft zuführt. Wir lesen in dieser langen Rede über Nationalbildung kein Wort über Bürger- oder Gewerbschulen und dergleichen Anstalten. Nichts ist verdeeblicher, als so etwas zu ignoriren. Wir wissen wohl, der Verf. hat in seinem größeren Werke „die Schulen", davon gesprochen, und hier verweiset er auf jenes Week; aber hier wae gerade der Ort, von jenen Anstalten zu sprechen, da hiee von Nationalbildung die Rede ist. Denn wer spricht von der Wurzel und von der Blüthe eines Baumes, ohne vom Mark, von Stamm, Zweigen und Laub desselben zu reden? Es scheint, als habe der Verf. überhaupt nur hier von Nationalbildung gesprochen, um auch seine Ansichten über deutsche Universitäten, über eine Frage zu äußeen, die eben verhandelt wird. Hierüber verbreitet er sich in dem lezten Theil seinee Rede; und obgleich es erfreulich und lobwürdig ist, daß er sich ihrer angenommen hat, daß er ihre Integrität, im Namen der deutschen Nationalbildung, deren Palladium sie allerdings sind, in Anspruch nimmt; so ist doch, was Savigny bereits in Ranke's Zeitschrift darüber gesagt hat, bei weitem geistvoller, und was über dasselbe Thema Ringeis in seiner Rede über den „revolutionären Geist auf deutschen Universitäten" gesprochen, ergreifender. Ungerecht und mißliebig ist, daß Herr Geh. Kirchenrath Schwarz die Vorwürfe, als würde der Demagogismus auf Universitäten genährt, hauptsächlich den Schulen, namentlich den Gymnasien zuschiebt. Wenn diese jenem in der That Vorschub geleistet haben, so ist es doch wahrlich erst auf Anregung, ich will nicht sagen, der Universitäten, aber des doet zuerst an Tag gekommenen demagogischen Treibens geschehen. Es verräth überhaupt wenig Umsicht, wenn man an diesem

oder jenem einzelnen Ort, wo sich Symptome eines Uebels zeigen, dessen Sitz und Wurzel zu finden meint. Wahrlich! dieses Uebel sitzt tiefer, ist allgemeiner, als daß man es dadurch ausrotten könnte, daß man Schulen und Universitäten amputire oder ihnen die Adern unterbinde. Wohl ist es weise, dafür zu sorgen, daß ihm hier nicht Nahrung gegeben werde; aber der würde der Meister seyn, der es verstünde, ohne eine politische Hungerkur zu verordnen, den Nationen solche materielle und geistige Nahrung zu bereiten, daß ihnen der politische Heißhunger verginge. Doch das weiter zu erörtern, gehört nicht hieher.

2) Ueber technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen ꝛc. Von Dr. C. F. Nebenius, Großh. Bad. Staatsrath, Direktor des Ministeriums des Innern ꝛc. Karlsruhe, Müller'sche Hofbuchhandlung, 1833.

Je gewöhnlicher es ist, in den Schriften über das Gewerbschulwesen einer bloß materiell-technischen Kultur das Wort geredet zu sehen, desto freudiger überrascht uns ein Werk vorliegender Art, das, aus der Feder eines Staatsmannes geflossen, mit der größten Umsicht der materiell-technischen Kultur eine Stelle im gesammten Kulturwesen anweiset, auf welcher sie die andern Zweige der Kultur nur fördern, nicht verdrängen kann und in welchen eben daher die technischen Lehranstalten mit dem Gesammtorganismus des Schulwesens in den wohlthätigsten Zusammenhang gebracht werden. Weit entfernt, wie so viele, selbst unsrer gebildetsten Zeitgenossen, alle Kultur materialisiren zu wollen, betrachtet der Verf. die materiell-technische Kultur nur als die breite Basis, auf welcher die höhere um so gesicherter zu neuem Gedeihen sich erheben könne, weil jene allein geeignet sey, diese und die Interessen des Lebens gehörig zu vermitteln. Wenn derselbe auch von den technischen Lehranstalten für Hebung der Industrie mehr hofft, als wir vermögen, so lange diesen Anstalten parallel nicht der Industrie der größte Markt geöffnet wird, so erkennt er doch, abgesehen von diesem bloß staatswirthschaftlichen Empfehlungsgrund, nicht minder das an, was jenen Anstalten in unsern Augen den bleibenden Werth verleiht, den segensreichen Einfluß auf intellektuelle und moralische Bildung der produktiven Klassen der Staatsbürger. Und gerade der Umstand, daß er auch diesen, wie möchten sagen, pädagogischen Gesichtspunkt in's Auge gefaßt hat, scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß Alles, was über innere und äußere Organisation der technischen Lehranstalten gesagt ist, möge es sich nun auf das Verhältniß der verschiedenen Arten von technischen Lehranstalten unter einander oder zu andern Schulen, oder möge es sich auf Lehrplan und sonstige innere Einrichtungen beziehen, selbst des Beifalls unbefangener Pädagogen gewiß seyn kann. Es ist hier von den betreffenden Einrichtungen im Großen und Ganzen die Rede; zu sehr in's pädagogische Detail einzugehen hat der Verf. mit Recht vermieden. Wesentlich und nicht genug der Beachtung aller Regierungen, welche mit Gründung eines umfassenden Gewerbschulwesens umgehen, ist die Unterscheidung, welche der Hr. Staatsrath zwischen niederen und höheren technischen Lehranstalten aufgestellt und aus der Natur der Sache begründet hat. Jene, die er Handwerksschulen nennt, sollen den eigentlichen Handwerkern, die spätestens mit dem 14ten Lebensjahre in die Lehre müssen, gewidmet seyn und in ihnen soll, da sie nur auf Kenntnisse bauen können, die in guten Volksschulen und in mittleren Klassen der Stadt-, Real- oder Bürgerschulen zu erwerben sind, die wissenschaftlichen Kenntnisse und technischen Fertigkeiten mit Auswahl des Nothwendigsten und mit stetem Hinblick auf das Praktische lehren. Solche, besonders als Feierabend- und Feiertagsschulen zu konstituirende Handwerksschulen sollen mit Recht möglichst viele angelegt werden; denn von ihnen ist allerdings die größte Verbreitung technisch-wissenschaftlicher Kenntnisse zu erwarten. Den höheren technischen Lehranstalten weiset der Verf. dagegen eine ganz andere Aufgabe zu, die nämlich der technisch-wissenschaftlichen Kultur überhaupt, der Begründung und Ausbreitung derselben im Großen und Ganzen und endlich der Sorge für die Ausbildung solcher Individuen, die den höheren Industriezweigen als Privatunternehmer oder im öffentlichen Dienst sich widmen sollen. Solche höhere Lehranstalten können und brauchen nicht zahlreich zu seyn; eine vollständige, die denn auch die höhere forstwissenschaftliche, ökonomische, baukünstlerische und bergmännische, sowie die militärische zu berücksichtigen hätte, wäre des Verf. Meinung nach für Baden genug; und für Würtemberg wie für Bayern gleichfalls eine, fügen wir hinzu. Die schulmäßige Vorbereitung weiset sodann der Verf. wahren höheren Bürgerschulen und Realgymnasien zu, und daß Ref. hier seine vollste Beistimmung aussprechen muß, begnügen des letzteren pädagogische Blätter, in welchen er den Realgymnasien im Jahre 1832 schon dieselbe Stellung zu den polytechnischen Instituten, wie zu den Bergakademien, Forstinstituten ꝛc. gegeben hat. Das ganze Werk handelt in sechs Abschnitten: 1) von den Fortschritten des technischen Unterrichts, historische Notizen; 2) vom Bedürfniß techn. Unterrichtsanstalten und deren Nutzen; 3) von dem Zusammenhang der technischen Unterrichtsanstalten mit dem gesammten Unterrichtswesen; 4) von den niederen technischen Lehranstalten; 5) von den höheren technischen Lehranstalten; 6) von der polytechnischen Schule in Karlsruhe.

Ein Anhang theilt das Programm dieser Schule mit. Wir können die Lektüre dieses Buches nicht genug empfehlen, da von der Befolgung der im Allgemeinen und Wesentlichen richtigen Ansichten es abhängen wird, ob das Gewerbschulwesen Bestand gewinnen und einen segensreichen Erfolg haben soll oder nicht. Als Kalamität mußte es betrachtet werden, wenn durch unzweckmäßigere Einrichtungen desselben entweder die gesammte Nationalbildung eine falsche, materialistische Richtung erhielte oder ein so bedeutender Zweig derselben, wie die technisch-wissenschaftliche Bildung es ist, ehe er noch zur Blüthe gediehen wäre, wieder verdorren müßte. Trennung niederer und höherer technischer Lehranstalten, jener mit praktischer, dieser mit wissenschaftlicher Tendenz und Beibehaltung, Gründung und Ausbildung höherer Bürgerschulen oder Realgymnasien, als Vorschulen für die letzteren, wie für alle höheren Berufsschulen, sind die allgemeinen Vorbedingungen, ohne deren Erfüllung alle gewerbwissenschaftliche Bildung zu Nichts oder zum Bösen führen muß.

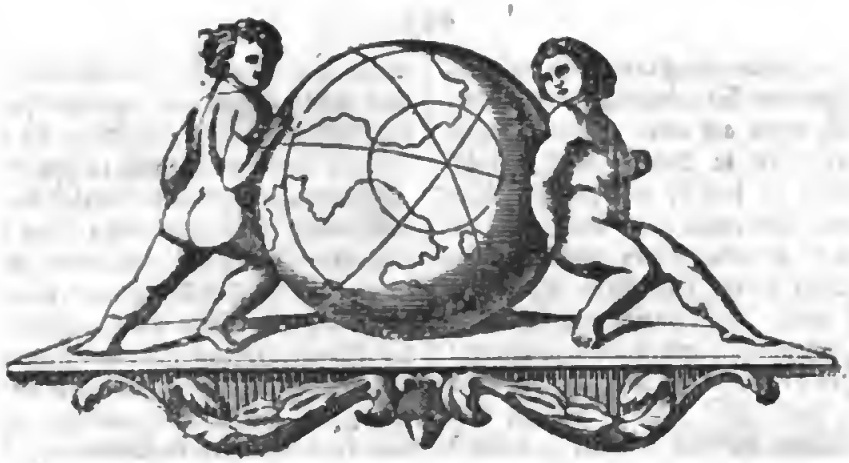
3) Andeutungen über Sonntags- und Gewerbschulen, Vereine, Bibliotheken und andere Fördrungsmittel des vaterländischen Gewerbfleisses ꝛc. Von K. B. Preusker, königl. sächs. Rentamtmann, Ritter ꝛc. Leipzig, Hartmann, 1834.

Obgleich der Verf., dessen ernstliche und wohlgemeinte Absicht zur Förderung der Industrie durch Empfehlung zweckmäßiger Schuldildung das Seinige beizutragen, wie er denn auch praktisch für das Gedeihen einer Gewerbschule in Großenhayn thätig ist, wir nicht im mindesten verkennen, sich selber in einer Anmerkung dazu Glück wünscht, in seinen Ansichten mit denen des Hrn. Staatsrath Dr. Nedenius zusammengetroffen zu seyn, so ist dies doch nur sehr im Allgemeinen und nicht ohne mancherlei wesentliche Abweichungen der Fall. Vorab vermissen wir durchweg die Klarheit der Ansicht über den Organismus des Schulwesens überhaupt und somit wird die Würdigung der einzelnen Schularten und ihrer Aufgabe selbst unbestimmt. Die Förderung der Industrie ist dem Verf. zu sehr Selbstzweck und alle Schulen sinken daher zu einem bloßen Mittel herab. Wie aber nichts in der beseelten Schöpfung bloß Mittel, sondern zugleich auch Selbstzweck ist, so muß auch in den menschlichgesellschaftlichen Einrichtungen, die nur als eine höhere Fortsetzung der beseelten Schöpfung zu betrachten sind, nichts bloß Mittel, nichts bloß Zweck, sondern Mittel und Zweck zugleich seyn. Wie unklar der Verf. rücksichtlich der pädagogischen Ausführung eben wegen jener zu geringen Anerkennung des eigenthümlichen Zweckes der Schulen als solcher, geworden, zeigt, daß er allenfalls auch höhere und niedere Gewerbschulen vereinigt wissen will, nicht bedenkend, daß nicht einmal dieselben Lehrer geeignet seyn dürften, an beiderlei Anstalten zugleich zu unterrichten. Denn es liegt in der Einseitigkeit der menschlichen Natur, daß in der Regel ein Mann, der vortrefflichen Unterricht zu geben versteht, wenn es darauf ankommt, mehr die wissenschaftliche Einsicht zu befördern und vom wissenschaftlichen Standpunkt aus auf die praktische Anwendung hinzuweisen, ungeschickt wird, so wie er auf praktischem Boden sich bewegen und nur auf die theoretischen Quellen der Praxis zurückdeuten soll. Ein zweites Zeichen der Unklarheit und des aus dieser Unklarheit geflossenen Mißkennens von Allem, was das Wesen, wirklich veredelnde Jugendbildung gehört, ist offenbar, daß er Arbeits- und Erwerbschulen in die Reihe städtischer Schulen aufnimmt, ohne sie als Besserungsanstalten für verwahrloste Kinder zu bezeichnen. Ein drittes Zeichen pädagogischer Unklarheit ist, daß er noch an die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Vereinigung der Realschulen mit Gelehrtenschulen glaubt, jene sich als eine besondere Abtheilung dieser denken kann. Den Gipfel der pädagogischen Unklarheit erreicht aber der Verf. in einer Anmerkung zu S. 144 und 145, wo er der allerdings sehr weisen königl. preuß. Verordnung, welche gerade dadurch, daß sie diesen Anstalten ein eigenthümliches Ziel setzt und den Schülern derselben, welche dieses Ziel erreicht haben, wie den Gymnasialschülern Berechtigung zu bloß einjährigem Militärdienst, zum Eintritt in's Post-, Forst- und Baufach und den mittleren Staatsdienst gewährt, den Bürgerschulen erst das volle Bürgerrecht ertheilt. Hier stellt er nämlich die königl. bayr. Verordnungen, das Gewerbschulwesen betreffend, mit jener preuß. Verordnung in Parallele, da doch das Bürgerschulwesen bekanntlich durch jene königl. bayr. Verordnungen vernichtet worden ist. Aber freilich höhere Bürgerschulen oder Realgymnasien und Gewerbschulen können im Wesentlichen nur einen Zweck haben, und nur auf dieselbe Weise der gewerbwissenschaftlichen Bildung dienen, wenn auch, namentlich in den bayrischen Gewerbschulen nur ausnahmsweise von deutschen Sprachübungen und von Erlernung neuerer Sprachen die Rede seyn darf, in Realgymnasien dieselben aber einen integrirenden Theil des Unterrichts ausmachen, wenn auch die preuß. höheren Bürgerschulen oder Realgymnasien selbstständige, in sich geschlossene Anstalten, die bayr. Gewerbschulen dagegen theils Handwerkerschulen, theils für die Realkenntnisse an die Gymnasien gebunden seyn sollen! Was trotz dieser Ausstellungen an dem vorliegenden Werk Lobenswürdiges ist, wollen wir nicht verschweigen. Es ist dies vornehmlich, daß es eigentlich als eine Sammlung aller möglichen Wünsche und Ansichten betrachtet werden darf, die nur immer über Bildung der Gewerbtreibenden durch Schulen und Unterricht aller Art geäußert worden sind. Besondere Beachtung verdient das Kapitel, welches von der Fortbildung der Gewerbtreibenden nach der Schul- und Lehrzeit handelt, obgleich auch hierüber schon Direktor Klödet in Berlin ein treffliches Programm geschrieben hat. Wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß gerade hierauf wird das Hauptaugenmerk gerichtet werden müssen. Eigentlichen Schulen wird es immer nur gelingen, Allgemeines zu lehren und zu begründen; alle Applikationen der Kunst und Wissenschaft auf das Gewerbe selbst kommen in jeder eigentlichen Schule zu früh; und erst wer ein Handwerk sich zu eigen gemacht hat, wird aus wissenschaftlicher Lehre sich das zu entnehmen verstehen, was ihm gerade frommt.

Dr. W. B. Mönnich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 106. 17. Oktober 1834.

Werke über Spanien.

2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833, par M. Adolphe de Bourgoing. Paris 1834.

Geistvoll, aber nicht immer gehaltvoll, in einem etwas gespannten lärmenden Style: flüchtige Skizzen, Erinnerungen aus einem vielfach bewegten Soldatenleben, Sittenschilderungen; diese möchten wohl das Beste im Buche seyn. Das Meiste bezieht sich auf den Feldzug von 1823; wir übergehen es, dagegen folgen wir dem Verfasser auf seiner Reise über Barcelona und Valencia nach Madrid im Jahre 1833. Der zehnjährige Friede hatte die günstigsten Resultate herbeigeführt. Ruhe herrschte in allen Provinzen, die Steuern gingen ohne Schwierigkeit ein; das Staatseinkommen war unbedeutend, deckte aber hinlänglich die Ausgaben. Der Handelsverkehr mit Frankreich war äußerst lebhaft. Ein nicht sehr zahlreiches, aber schönes Heer reichte hin, um die festen Plätze zu besetzen und in gewöhnlichen Zeiten die kriegerischen und unruhigen Bewohner der nördlichen Provinzen im Zaume zu halten. Die Regierung munterte die Industrie auf, die Waffenmanufaktur von Harra in Guipuzcoa war in voller Thätigkeit; die Kupferbergwerke in Navarra, die Eisenminen in Olava waren unter den Händen reicher Kapitalisten sehr ergiebig geworden. Ein großes Kloster zu Madrid war Hrn. Dolfus von Mülhausen eingeräumt worden, um eine Fabrik von gedruckter Leinwand anzulegen. Spanische Handwerker arbeiteten mit den Elsässern, um eine bis dahin auf der Haldinsel unbekannte Kunst zu erlernen, und waren dazu bestimmt, sie in den Provinzen zu verbreiten. Vittoria, Burgos und andere Städte hatten sich bedeutend vergrößert und verschönert. Trefflich eingerichtete Diligencen, die mit der Schnelligkeit der französischen Malles-Posten bedient wurden, erblickte man auf allen Hauptstraßen. Zweimal die Woche fahren Postwagen von Madrid nach Valencia, Barcelona, Saragossa, Sevilla, Cadix, Valladolid, Burgos, Bayonne, Badajoz, Guadalajara, Aranjuez und den königlichen Schlössern. In allen Wirthshäusern ist der Preis der Mahlzeiten angeschlagen. Die Diligencen werden von Eslopeteros eskortirt, meistens ehemalige Anführer von Räuberbanden, welche, ihres gefährlichen Handwerkes müde, mit den Verwaltungen der Messagerien einen Vertrag eingehen, kraft dessen die Postwagen gegen die Angriffe ihrer früheren Gefährten sicher gestellt sind. Die Mittel, welche der Reisende zum raschen Fortkommen in Spanien findet, sind nicht genug bekannt, sie werden wichtige Resultate für die Haldinsel haben. Eine Diligence legt in kurzer Zeit den Weg von Perpignan nach Barcelona zurück. Barcelona besitzt ein italienisches Theater, welches besser ist als das zu Madrid. Die

Digitized by Google

Kirchenfeste werden mit großem Prachtaufwande gefeiert. Die Einwohner von Valencia sind arbeitsam und gewandt. Der Ackerbau steht bei ihnen auf einer Stufe der Vervollkommnung, die er selbst in Belgien nicht erreicht. Das Bewässerungssystem ist dasselbe wie das der alten Mauren. Jeder Gutsbesitzer erhält das Wasser auf seinem Grundeigenthum zu gewissen Tagen und Stunden, es verweilt eine Zeitlang darauf und fließt sodann auf das benachbarte Feld über. Der Huerta von Valencia wird als der herrlichste Landstrich von Europa geschildert: „Tierra de Dios; ayer Trigo, y hoy arros.“ Ein Land Gottes, gestern Korn, heute Reis. Was der Vers. über Madrid und die königliche Familie berichtet, gewinnt durch die Zeitumstände ein so hohes Interesse, daß wir diesen ganzen Abschnitt abgekürzt mittheilen.

Madrid. Ferdinand VII.

Auch Spaniens Hauptstadt hatte die glücklichen Folgen des Friedens empfunden. Neue Banten verschönerten die Plätze und Straßen. Dem königlichen Pallaste gegenüber erhob sich ein prächtiges Theater. Die strenge Etikette, welche ehemals dem Hofe die Genüsse des Theaters untersagte, herrschte nicht mehr. Der König, die Königin, die Infanten sah man oft an der italienischen Oper und in der spanischen Komödie. Prächtige Feste wurden bei Hofe gegeben. Die Infanten wohnten allen Bällen, allen Conzerten bei; sonst waren ihnen diese Belustigungen unbekannt. Auf den beiden Theatern in Madrid werden abwechselnd italienische Opern und spanische Lustspiele aufgeführt. Die Vaudevillen von Scribe fanden Beifall, obgleich die Couplets in Musik hier wegfallen. Ein sehr merkwürdiges Lustspiel: Marcella, läßt alle älteren spanischen Lustspiele weit hinter sich; es gibt ein treues Bild der Sitten der Zeit und wird eine völlige Umwälzung in den spanischen Theatern herbeiführen.

Für die, welche die spanische Armee im Jahre 1823 gesehen und sie zehn Jahre später wieder erblickten, bot sich ein auffallender Unterschied dar. Die spanischen Soldaten waren damals schmutzig, schlecht equipirt, schlecht gekleidet; heute stehen sie den französischen Soldaten in Nichts nach. Die Infanterie der königlichen Garde trägt ohngefähr dieselbe Uniform wie die ehemalige französische königliche Garde. Auf schwere Cavallerie muß Spanien Verzicht leisten, es fehlt ihm dazu an tauglichen Pferden. Artillerie und Genie lassen Nichts zu wünschen übrig. Das Heer zählt höchstens 42,000 Mann.

Obgleich das alte Hofceremoniel beibehalten worden, so ist der Hof leicht zugänglich. Zahlreiche Vedetten umgeben das Schloß; alle Eingänge sind mit Wachposten besezt, indeß lassen die Schildwachen Jedermann ein. Diese Kürassiere, Grenadiere zu Fuß, Gardes-du-Corps, Hellebarden, dienen bloß zum Glanze des Thrones. An einem so reichen Hofe, wo oft die imposantesten Ceremonien Statt finden; auf den prächtigen Stiegen, wo sich die Ambassadeurs, die Granden, die Generäle, die Prälaten, die Kammerherrn bis zu den Gemächern des Königs hindrängen, erblickt man Bettler in Lumpen, welche ihre abgezehrten Hände ausstrecken, um aus den weißen und zierlichen Händen der königlichen Prinzessinnen Almosen zu empfangen. Die Königin hat ihre eigenen Hausarmen, der König gibt Allen, die ihm begegnen. In den Sitten der Spanier spricht sich ein tiefes monarchisches Gefühl aus. Wenn der König durch die Straßen fährt, bleiben alle Vorübergehenden stehen und ziehen den Hut ab; man liest in ihren Gesichtszügen, daß sie mit Vergnügen ihren Monarchen sehen, daß sich kein Gefühl von Zwang in diese Ehrfurchtsbezeugungen mischt. Den Infanten wird dieselbe Ehrfurcht erwiesen; es sind nur Kinder, aber Kinder vom königlichen Hause.

Ferdinand, der in der Blüthe des Mannesalters gestorben, war von mittlerer Größe, dichte Brauen umschatteten sein Auge, dem es nicht an Ausdruck fehlte, seine Nase hatte ganz den Bourbonischen Charakter, der eingedrückte Mund gab ihm etwas Sardonisches. Ferdinand wurde von den Seinigen geliebt und hatte eine leidenschaftliche Neigung für Marie-Christine, die sie benuzte, um ihn mit dem Absolutismus einer Italienerin zu beherrschen.

Marie-Christine.

Marie-Christine war bekanntlich eine Tochter Franz I., Königs beider Sicilien. Sie ward mit Enthusiasmus zu Madrid aufgenommen; die Königin, der sie nachfolgte, Marie-Amalie von Sachsen, war bis zur Bigotterie andächtig, man erblickte sie nie bei öffentlichen Festen; Marie-Christine fand Vergnügen daran. Um ein Urtheil über sie zu fällen wartete das Volk, bis sie einem Stiergefechte beigewohnt. Diese Probe bestand die Königin muthig. Sie erblaßte nicht, als Blut floß; im Gegentheile, sie gab ihr Wohlgefallen zu erkennen, wehte mit dem Schnupftuche und theilte die allgemeine Begeisterung, als dem Matador Beifall zugeklatscht wurde. Das Volk verglich sie mit der Sajona (der Sächsin), welche nie ein solches Schauspiel hat ansehn können, ohne zu erbleichen, und das Volk rief: „Viva la reyna!“

Mehrmals ging sie im Prado spazieren, in der einfachen und zierlichen andalusischen Tracht. Am Arme des Königs schien Marie-Christine die schönste Frau des Prado und des Pasco de las Deliclas, und das Volk sagte: die Königin ist das anmuthigste und hübscheste Weib im ganzen Königreiche Spanien. Und das Volk hatte Recht. Marie-Christine, obgleich nicht sehr groß, hat einen ausgezeichneten Wuchs, schwarze seelenvolle

Digitized by Google

Augen, eine regelmäßig gezeichnete Nase, einen stets anmuthigen Mund und rabenschwarzes Haar.

Eines Tages wurde ein Soldat zum Tode verurtheilt, das frühere Betragen des Unglücklichen sprach zu seinen Gunsten. Das Offizierkorps bat den Kriegsminister um dessen Begnadigung; der Markis von Zambrano blieb unerbittlich. Das Urtheil sollte vollzogen und der Unglückliche am Morgen erschossen werden; schon gingen die Soldaten seines Regiments, eine Schelle an der Hand, von einem Hause zum andern und sammelten Almosen, um für die Seele des armen Sünders Messen lesen zu lassen, als die Offiziere, die der Minister abgewiesen, sich an die Königin wendeten. Auf ihre Vermittelung wurde sofort dem Unglücklichen die Todesstrafe erlassen, die Kunde davon erscholl alsbald durch ganz Madrid; Marie-Christine wurde von nun an populär: einstimmiges Beifallrufen empfing sie, als sie kurz darauf im Publikum erschien. Nachdem sie die Gunst des Volkes gewonnen, bemächtigte sie sich des Herzens ihres Gemahls.

Man erzählt folgende Anekdoten, aus denen man ersieht, durch welche Mittel es Marie-Christinen gelang, den König zu beherrschen.

Ferdinand war mißtrauisch: er besorgte, es möge die Königin die Lust ankommen, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen. Die junge Fürstin hütete sich wohl, das mindeste Verlangen blicken zu lassen, sich mit Politik zu befassen. Durch die zärtlichste Zuvorkommenheit, durch stete Liebkosungen wußte die schlaue Neapolitanerin den Monarchen dahin zu bewegen, daß er nicht ohne sie seyn konnte. Sobald die Minister kamen, entfernte sie sich mit anscheinender Gleichgültigkeit für alle Staatsgeschäfte. Ihr Gemach stieß an den Sitzungssaal des Ministerrathes. Anfangs ließ sie den König allein, dann trat sie in den Saal, um dem durch anstrengende Erörterungen ermüdeten Monarchen einige zärtliche Worte zu sagen; später ließ sie die Thüre ihres Gemaches offen stehen: entfernt ohne abwesend zu seyn, nahm sie schon an den Berathungen Theil; zuletzt verließ sie den König während des Ministerrathes nicht mehr. Späterhin leitete sie die Verhandlungen, wenigstens war ihre Stimme von großem Einflusse und oft entscheidend.

Ferdinand war eifersüchtig, die Königin sann darauf, ihrem Gemahle allen Argwohn zu benehmen. Man erzählt, ein Offizier von der königlichen Garde habe sich sterblich in sie verliebt. Hatte er Aufmunterung zu einem Geständnisse in ihren Blicken gelesen? Niemand weiß es. Der Unglückliche wagte es, ihr einen Blumenstrauß, roth und grün, zu überreichen, eine bei den Spaniern gebräuchliche symbolische Sprache, welche Liebe und Hoffnung bedeutet. Marie-Christine nahm den Blumenstrauß an, stürzte bleich und außer sich in das Gemach des Königs, und das Bouquet auf den Tisch werfend, sagte sie: „Sieh, was Don G.... mir gegeben.“ Der Offizier wurde nach Ceuta verwiesen.

Die Infantin Louise-Charlotte. Don Francisco de Paula. Don Gabriel.

Louise-Charlotte, die älteste Schwester der Königin, ist die Gemahlin des Infanten Don Francisco de Paula. Sie übt einen großen Einfluß auf Marie-Christine aus, welche sieht, wie sehr sie vonnöthen hat, sich auf die Popularität beider Infanten zu stützen. Die Infantin Louise-Charlotte ist eine schöne Frau, nur etwas wohl beleibt: schöne blonde Haare umschatten ihre majestätische Stirn und begleiten in goldenen Ringen das vollendete Oval ihres Gesichts; sie hat eine blendend weiße Hand, sanfte blaue Augen, eine bewegliche Physiognomie; Louise-Charlotte würde auch ohne den Zauberglanz des Thrones überall bewundert werden. Dabei ist sie gutmüthig und wird von Allen angebetet, die ihr nahe kommen. Diese Fürstin besitzt einen festen Willen, eine unerschütterliche Charakterstärke. Beide Schwestern haben alle erforderlichen Eigenschaften, um große Unternehmungen zu entwerfen und durchzuführen. Don Francisco de Paula ist zwar durch seinen älteren Bruder Don Carlos und dessen Familie vom Throne getrennt, nichts desto weniger hat dieser Prinz, indem er Donna Isadella Treue geschworen, ein Beispiel jener blinden Ergebung in den Willen des Herrn gegeben, die man nur in der Familie der Bourbons findet. Er lebt übrigens ganz dem Vergnügen. Die Infantin Louise-Charlotte und ihr Gemahl bilden einen auffallenden Contrast mit dem übrigen Hofe. Sie besuchen die Promenaden, die Theater, die öffentlichen Bälle; Don Francisco zeichnet sich durch seinen Prachtaufwand, seine glänzenden Equipagen und seine Gutmüthigkeit aus. Er ist ein trefflicher Mensch, der sich über die strenge Etikette wegsetzt, die Künstler aufmuntert, mit Jedermann spricht, alle Bittschriften annimmt, überall hilft, wo er kann; man sieht ihn stets über die Straße gehen, mit der Hand grüßend und Jeden beim Namen nennend. Er genießt einer großen Popularität zu Madrid.

Der Infant Don Gabriel Sebastian, ein ganz junger Mensch, wurde vor zwei Jahren mit Marie Antoinette von Neapel, einer Schwester der Infantin Louise-Charlotte, und der Königin verheirathet; sie war ein Kind von 17 Jahren, als sie nach Madrid kam, die neapolitanische Partei gegen die portugiesische zu verstärken. Die häufigen Allianzen der spanischen Infanten und Infantinnen mit den Höfen von Neapel und Lissabon haben stets zwischen beiden Höfen Rivalitäten veranlaßt.

Digitized by Google

Don Carlos.

Don Carlos iſt von mittlerer Statur: ſeine Phyſiognomie iſt faſt immer ruhig und ernſt, er ſpricht wenig, ſeine Haltung und Geberden ſind voll Würde. Man hat ihn vielfach verläumdet. Man hat ſein Schweigen als Stolz ausgelegt, ſeine Ruhe als Heuchelei, ſeine Frömmigkeit als Fanatismus. Einige haben ihn mit dem finſteren Philipp II. vergleichen wollen! Don Carlos beſizt alle Tugenden eines Privatmannes. Man kann ihn als Muſter eines Familienvaters aufſtellen. Als Ferdinand im Jahre 1823 Kadix verließ, bezeugte er öffentlich ſeine Freude, aus der Gefangenſchaft befreit zu ſeyn; die Stirne ſeines Bruders dingegen war umwölkt, er drückte keinem ſeiner Befreier die Hand. Don Carlos wird Niemand anders zu Hülfe rufen als echte Spanier, die nur ſich ſelbſt ihre Rettung verdanken wollen. — H. A. de Bourgoing, den man nicht mit dem ehemaligen Miniſter Bourgoing verwechſeln muß, iſt ein eifriger Legitimiſt.

Die Fieſta.

Die Plaza del Sol iſt öde: eilend fluthet die Mengr durch die Straßen. Wie ſich die Wagen raſſelnd durchkreuzen! Die ſchweren rothen vergoldeten Caroſſen aus den Zeiten Karls III., die flüchtigen Coupés und die Caleſinen, mit drei bis vier lachenden jungen Mädchen beladen und wie Pfeile vorüberſchießend: und der Caleſero, das andaluſiſche Sombrera auf dem Ohr, das Haar in der Reſilla und mit der Peitſche ſein Maulthier antreibend, und die Peuuliaroſſen der Ambaſſadeurs, kennbar an ihrrn ſchönen Pferden, an den reichen Livreen, an den funkeluden Wappen. Wie ſich hier dir prächtigen Hengſtr aus der Gegend von Cordova wiehernd aufdäumen! Dort fliegt ein Schmuggler vorbei; ſein Mädchen ſizt hinten auf und hält ſich mit den Händen am Sattel feſt, die muthige Schöne! Welches Gewühl, welcher Lärm in dem ſonſt ſo ſtillen Volke, wie freudig und beglückt alle Geſichter ſtrahlen!

Ein herrliches Feſt wird heutr gefeiert: das ſchönſte Stiergefecht, welchrs ſeit zwei Jahren Statt gefunden, iſt angekündigt. Hundert und zwanzig Stiere ſind zu Madrid angelangt: alle aus der Sierra-Morena, grimmige, undändige Beſtien; ſie haben die zadmen Stiere angefallen, die ſie führten, und fünfen den Bauch aufgeriſſen. Und Pepe Tudelo, dee berühmteſtr Matador van ganz Spanien, wird heute auftreten; Tudelo aus Teaſiera bei Cordova, ein Schüler Romero's, Tudelo, der nir fehl geſtoßen, der dem Stiere das Schwert bis an's Heft in den Nacken ſtößt und es roth nnd rauchend herauszieht, nnd mit leichtem Anſtande, wie Kriner außer ihm, ihre Majeſtäten begrüßt, wenn ſie dem Schauſpiele beiwohnen.

Links vor dem Thore von Alcala liegt die Plaza de los Toros, dier iſt der Cirkus. Mit welcher Haſt man ſich die Stufen hinaufdrängt! Wir das wogt und drauſet! Wie luſtig die Symphonien der Militärmuſik durch die Lüftr ſchmettern! Doch die lezte Fanfare erklingt: der Gouverneur gibt rin Zeichen, das Feſt beginnt.

Die Picadores zu Pferde, auf ihren mauriſchen Sätteln, mit gefütterten Kamaſchen von Büffelleder, die bis zur Hälfte der Schenkel reichen, in ihren ſeidenen, dunkgeſtickten Weſten, ihren beeiten grauen Hüten erſcheinen auf dem Kampfplatze: ſie führen hohe Lanzen, die ſie auf dir Fußſpitzen ſtützen. Nach ihnen kommen die Chulos, mit geſtickten ſeidenen Hoſen und Strümpfen, in der einen Hand langr rothe Tücher, welche im Winde flattern, in der andern Banderellas, die mit Stacheln und Streifen von farbigem und Goldpapier beſezt ſind. Zulezt der Matador Pepe Tudelo allein.

Vor dem Zuge, auf dem alle Blicke mit Wohlgefallen ruhen, ſcheitet der Alguazil-Mayor umher, im ſchwerſammtenen Mantel, mit der goldenen Halskrtte und dem breiten ſchwarzen Federhute. Die Picadoees heben die Lanzen und ſenken ſie vor der Loge des Gouverneurs und der Ayuntiamento von Madrid.

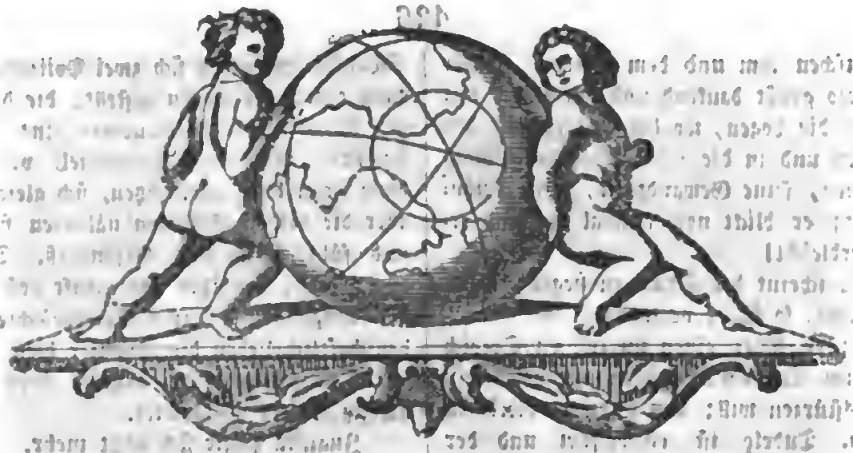
Nachdem der Matador die Arena umritten, zog er ſich zurück. Die Picadores und Chulos blieben auf dem Kampfplatze. Ein Stier ſtürzte herein, deaun, unterſezt, mit grimmigem Blicke. In zwei Sätzen erreicht er einen Picador, der ihn feſten Fußes erwartee und mit dem kurzen, aber ſcharfen Eiſen ſeiner Lanze abweiſet. Ein tüchtiger Stier, fürwahr! ohne Zagen war er ſogleich auf den Picador losgerannt, er verſprach ein herrliches Gefecht, Jedermann intereſſirte ſich für ihn.

Er fiel den anderen Picador an, aber im Augenblicke, wo dieſer ihn ſeine Lanzenſpitze fühlen ließ, kehrte ſich das Thier raſch um und ſchlizte mit einem Stoße dem Pferde den Bauch auf. Alles ſchrie: „Bravo! bravo, Toro!“ Das Blut ſtrömt dem Roſſe aus dem Maudr: rs fällt mit dem Picador zu Boden, der Stier ſtürzt auf ihn los, der Enthuſiasmus erreicht den höchſten Grad, die Weiber ſchreien: „Bravo! bravo!“ und klatſchen in die Hände. Vergebens ſtreckten zwei Chulos dem Thiere ihrr rothen Fahnen hin, der Stier ließ nicht vom Picadoe ab, und ſuchte ihn mit den Hörnern zu durchbohren, er faßte ihn am Gürtel und hob ihn in dir Höhe. Zwei andere Picadores rannten auf den Stier zu. Von allen Seiten gehezt, ließ das muthige Thier ſeine Beute los, und kämpfte mit ſeinen neuen Gegnern.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 107. 20. Oktober 1834.

Werke über Spanien.

2) L'Espagne, souvenirs de 1823 et 1833, par M. Adolphe de Bourgoing. Paris 1834.

(Schluß.)

Drei Pferde blieben todt auf dem Platze, es war ein tüchtiger Stier. Neue Bravos erschallen durch die Lüfte; die Picadores entfernen sich und überlassen den Chulos den Kampfplatz. Diese laufen auf den Stier zu, warfen ihm Banderilles auf den Nacken, die in's Fleisch dringen und sich einhacken; das Feuerwerk, womit die Banderilles angefüllt sind, geht los, der nervigte Hals des Thiers wird dann aufgerissen, er schüttelt den Kopf und fährt auf die Banderilleros los, diese entrinnen seiner Wuth durch die Flucht oder springen mit unglaublicher Leichtigkeit seitwärts. Einer von ihnen stellt sich ihm in den Weg, stößt ihm den scharfen Stachel in's Fleisch, und im Augenblicke, wo man glaubt, daß ihn das wüthende Thier mit den Hörnern durchbohrt, stellt ihm dieser den Fuß auf den Kopf und entkommt seinem Gegner, indem er behende über ihn wegspringt.

Aber das Drama eilt seinem Ende zu. Die Chulos schwingen sich über die Schranken, welche die Zuschauer von dem Kampfplatze trennen. Der Stier bleibt einen Augenblick allein.

Nun erscheint der Matador, Pepe Tudelo von Trasiera, ein Zögling Romero's, berühmter als Costillares, gewandter als Vitoriano, schöner als Antonio von Estremadura.

Tudelo ist prächtig gekleidet. Er trägt eine Weste von scharlachrother, gestickter Seide, die von Flittern flimmert; seine enganliegende weiße, goldverbrämte Hose zeichnet herkulische Formen ab. Bei seinem Erscheinen erhebt sich ein beifälliges Gemurmel unter den Zuschauern. Das Volk von Madrid ist so fest im voraus überzeugt, daß es Pepe beklatschen wird! Der Held des Festes lächelt mit Anmuth und tritt dem Stiere entgegen, dieser bemerkt ihn und geht stracks auf ihn zu, in einer Entfernung von vier Schritten bleibt er stehen und überlegt seinen Angriff. Welches Gemälde! Tudelo unbeweglich, in der linken Hand eine Draperie haltend, in der rechten ein breites und scharfes Schwert. Der Stier, mit dem Fuße den Sand anscharrend, der in Staub aufwirbelt, den Kopf gesenkt, den drohenden Blick seitwärts auf Pepe geheftet!

Die Zuschauer blieben stumm, regungslos mit angehaltenem Athmen, gefesselt von dem ergreifenden Interesse dieses Dramas.

Endlich stürzt sich der Stier auf den Matador, dieser weicht ihm aus, keck und behende. — Mehrmals läßt Tudelo die Kraft seiner Gewandtheit und seines kalten

Blutes ungewiß zwischen ihm und dem Stiere. Lauter Beifall ertönt. Tudelo grüßt dankend und durchläuft mit wohlgefälligem Blicke die Logen, wo die Frauen mit den Schnupftüchern wehen und in die Hände klatschen. Plötzlich fährt er zusammen, seine Gewandtheit, seine Kühnheit scheint gelähmt; er blickt noch einmal auf und erbleicht.... Tudelo erbleicht!

Einen Augenblick scheint der Stier zu siegen; wenn ihn Tudelo nicht tödtet, so ist er verloren.

Tudelo zaudert; er führt einen ungewissen Streich nach dem Stiere, im Augenblicke wo er mit gesenktem Haupte auf ihn losstürzen will; das Schwert bleibt in der Schulter stecken. Tudelo ist entwaffnet und der Stier rennt mit dem mörderischen Eisen davon, das bei jedem Satz tiefer eindringt.

Tudelo ist nichts mehr als ein ungeschickter Fleischerknecht! Sein Ruhm ist dahin! Hohngelächter begleitet ihn, ganz Madrid bricht in Verwünschungen aus: „a Palos! pecaro, infamo, ladrone, ... el chocolatero es? Signor, a totos los diabolos, Pepe!“ Mit Mühe gelingt es der Obrigkeit, ihn gegen die Wuth des Volkes zu schützen, das ihn ermorden will, der gepriesene Matadore einen so tapferen Stier zu fehlen, der jetzt stirbt wie in einem Schlachthause! Das unglückliche Thier wankt, fällt, erhebt sich wieder, lehnt sich an die Schranken, wälzt sich auf dem Boden und stirbt, indem ihm das Blut aus dem Halse strömt. Hatte es Tudelo an Muth gefehlt? — Nein; aber im Augenblicke, wo sein Auge die Logen durchlief, bemerkte er Juanita. Juanita aus Granada, sein Liebchen, die er mit nach Madrid genommen. Juanita, die sich mit einem Franzosen unterhielt und zwar so eifrig, daß sie nicht wahrnahm, wie er das Schwert erhob, um den Streich zu thun, der eben seinen Ruhm entscheiden sollte; der Franzose saß eine Stufe höher als Juanita, welche den Kopf nach ihm gedreht hatte, um besser zu hören.

Tudelo hatte dieser Anblick so gewaltig ergriffen, den Andalusier mit dem heißen Blute hatte die Eifersucht mit solcher Wuth entflammt, daß er vergaß, daß zwanzig tausend Zuschauer den Blick auf ihn gerichtet hatten.

Als sich der Zorn des Publikums ein wenig gelegt hatte, ließ der Gouverneur den Tudelo rufen und gab ihm einen derben Verweis; dieser entschuldigte sich und schwur bei der heiligen Monika, der Schutzpatronin von Valencia, daß er keinen einzigen Stier mehr fehlen würde. Es erschienen noch zwölfe; Tudelo hielt Wort, nie hatte er sich kecker, gewandter gezeigt, er wurde mit rasendem Beifalle beklatscht.

Nach der ersten Aufwallung hatte Tudelo seinen Entschluß gefaßt. —

Während der augenblicklichen Unterbrechung des Schauspieles hatten sich zwei Polizeisoldaten an den Eingang einer der Logen gestellt, die das Volk inne hatte; bei ihrem Anblicke schauderte eine Frau erbleichend zusammen. Nach dem Schauspiele verlief sich die Menge, diese Frau blieb allein sitzen, sich gleichgültig umschauend; aber die beiden Soldaten näherten sich ihr, ergriffen sie und führten sie in's Gefängniß. Die Unglückliche war eine Magd, die ihre Herrschaft bestohlen hatte, um sich ein Eingangsbillet zum Stiergefechte zu kaufen; so leidenschaftlich lieben die Spanier diese Belustigung.

Das Stiergefecht dauerte sechs Tage, es wurden achtzig Stiere geschlachtet.

Juanita zeigte sich nicht mehr. Tudelo verließ Madrid in der Nacht nach dem lezten Festtage und nahm Juanita mit sich.

Den Tag nachher ward Thierry, der schönste Unteroffizier der französischen königlichen Garde todt gefunden, er hatte einen einzigen Chuchillostoß erhalten. Thierry war es, der sich mit Juanita unterhalten.

Literargeschichte.

Essai sur l'histoire littéraire du moyen-âge, par J. P. Charpentier, Professeur de rhétorique au Collège royal de Saint-Louis. Paris 1833.

In den Umwälzungen, Umstimmungen und Veränderungen der lezten zwanzig Jahre in Frankreich gehört auch die gerechtere Stimmung gegen das Mittelalter. Ref. weiß sich aus der Zeit, wo er in Paris das französische Recht studirte (1813) noch wohl der furchtbaren Ausfälle gegen das Mittelalter zu erinnern, die in jener akademisch-kaiserlichen Zeit Mode waren, und zwar nicht bloß bei dem Haufen der sogenannten guten Gesellschaft, sondern auch bei den Wissenschaftsleuten, die es besser hätten wissen sollen. Man hörte von Nichts als von den ténèbres, von der ignorance, von der atrocité jener Zeiten, von der féodalité de ces siècles. Wie Barante mit seiner Geschichte Burgunds in der Historiographie seinen Wendepunkt bezeichnet, so auch in der Ansicht des Mittelalters, das seitdem durch mehr gute Geschichtswerke immer mehr aufgedellt und gewürdigt, hernach aber leider — wie bei uns in Deutschland vor 10—12 Jahren — Mode geworden ist. Literarisch war es aber noch nicht behandelt; ja selbst die Literargeschichte hatte bisher nur wenig Interesse und Anklang in Frankreich gefunden; erst ganz neuerdings ist sie aus Deutschland hinübergezogen worden, wo man sie vor zwanzig Jahren mit Eifer und Erfolg betrieb. — Darüber spricht sich der Verfasser richtig in seiner Vorrede aus: „Die Literargeschichte eines großen Zeitraums ist für die politische Geschichte, was die Seele dem Körper und das Wort dem Umgang ist.

Digitized by Google

Nimmt man der Geschichte den literarischen Theil, so bleibt nur etwas Leeres, Zerstücktes und Gemeines übrig, das überdies noch schwer und verständlich ist. Ich möchte fragen: hat denn eine große Zeit kein Gehirn? ist sie eine stumme Maschine, die nur handelt, nicht denkt? die nur Handlungen fabrizirt, ohne ihnen die Ideen beizufügen, die ihre Mutter sind. In der Geschichte sehen wir feindliche Elemente mit einander in Streit, Institutionen im Steigen oder Fallen, Völker die kommen und gehen; aber der Urheber, der Beweggrund, der Hebel von Alle dem ist die Intelligenz. So entstehen hier Sprachen und dort gehen sie unter, denn es sind eben so viele Volksracen und Schutzgeister. Hier liegen Bücher, Abhandlungen, Heldengedichte, hier liegen Einbildungskraft und Ideen mit einander in Streit, man gehe aber ja nicht daran vorüber und denke, es ist nichts als unbedeutende Literatur und Polemik, o nein! das ist die bedeutungsreichste Geschichte, das gerade ist die ganz ausgelegte und übersezte Zeit, über die ihr Untersuchungen anstellt, ihr braucht nur zu lesen und zu verstehen."

„Die Philosophie hat schon lange das Gesetz des Fortschreitens aufgestellt und behauptet, die Literargeschichte zeigt es uns augenscheinlich wirklich und lebend in der freien und ewigen Bewegung der Geister, in der ununterbrochenen Wirkung der menschlichen Vernunft. Tief im Grund liegt und brütet, um zu seiner Zeit zum Leben zu kommen, alles was für die Zukunft taugt, alles Neue für das bürgerliche Leben, jedes umgestaltende, revolutionäre Ereigniß. Alles was vom Urbel ist, oder was keinen Lebenskern hat, wird durch diese Vernunft erdrückt und geht auf die Länge unter. Die politische und bürgerliche Geschichte ist immer nur, was die menschliche Vernunft in einem gewissen Augenblick vermag, Barbarei oder Civilisation, Gewalt oder Recht, Unmacht oder Fruchtbarkeit. Hiervon gibt die Literargeschichte die wahre Rechnung und das Maaß, denn sie hat fast immer zwei Seiten, ich möchte sagen, zwei Urkunden, hier das Testament oder die Vertheidigungsrede der altgewordenen oder todten Generationen; dort hingegen das Manifest oder Programm der jugendlichen Geschlechter, oder derjenigen, die noch geboren werden sollen."

„Das Mittelalter muß vor Allem unter diesen Gesichtspunkt gebracht werden, denn keine Zeit bedarf mehr des Lichtes und der Klarmachung, keine ist mehr verläumdet und der Dummheit angeklagt worden. Allerdings ist durch bedeutende Studien, Untersuchungen und Arbeiten, durch eine strengere und verständigere Kritik in den lezten Jahren dargethan worden, daß man im Mittelalter noch Anderes finden kann, als das Feudalsystem, bunte Glasfenster und Spitzbögen, schwere Stahlrüstungen, Zehnten und Frohnden; daß es mehr war als die rohe Gewalt des Schwerts, als ein grobes, materielles, unbegreifliches und unerklärliches Faktum. Das Mittelalter ist auch bei uns nun in die Geschichte eingetreten und wir erkennen wenigstens einen Theil seiner Wichtigkeit; wir erkennen, daß es eigene Grundsätze, einen eigenen Geist und ein eigenes intellektuelles Leben hat, das wir erst zu begreifen anfangen und seinen Zweck ahnen. Denn vieles ist uns daran noch dunkel und nebelig, anarchisch und chaotisch, ja in seinem Dunkel bleibt noch immer ein Theil der Geschichte verborgen. Man kann sich mit Mühe vorstellen, daß das Mittelalter unter seiner harten Hülle gedacht habe, daß es bei all seiner Barbarei auf das schöne, helle, klare und lichtvolle Alterthum gefolgt sey und die neuere Zeit habe vorbereiten können. Es ist in diesem Mittelalter so viel unreif zur Welt Gekommenes, daß man kaum glauben kann, es führe zu Etwas, oder als gehe Etwas aus ihm hervor. Die Unwissenheit und die menschliche Verworfenheit, die es hier und da verunstalten, machen seinen geistigen Charakter und seinen Einfluß auf die Gesellschaft verdächtig und problematisch. Die Franzosen haben die Fadheit, nicht so tief in unsere Abstammung hersteigen zu wollen und wenn man vielen sagt unsere neue Zeit hat dem Mittelalter viel zu verdanken, unsere Sprache, unsere Literatur, unsere positiven Wissenschaften, unsere Menschen- und Bürgerrechte, unsere Doktrinen und Freiheiten haben keinen andern Ursprung und keine andere Abstammung — so sehen sie den Sprecher groß an, lächeln vornehm und meinen, man behaupte einen paraderen Satz."

„Eine Geschichte der mittelalterlichen Literatur ist nichts weiter als das abstrahirte, vergeistigte, spiritualisirte Mittelalter, auf Intelligenz und bloße Ideen zurückgeführt. Es gibt gar kein besseres Untersuchungsmittel, um durch sein Dunkel zu sehen und es frei von aller fremden Bekleidung zu erblicken, als in seinen Schulen und seinen Anstalten, in seinen Epochen und Scheiften zu forschen, die gänzlich und mit alter Treue von den Chronikenschreibern, Dichtern und Theologen, Philosophen und Juristen jener Zeit dargestellt worden sind. Es gibt gar kein besseres und genaueres Mittel, um jene mühevolle, arbeitsame und bedenkliche Zeit in ihrer Wahrheit darzustellen, und zu beweisen, daß wir ihr verdanken, was wir sind. Nur durch jene Studien erklärt sich jenes feindliche Zusammentreffen der Regierung mit der Unabhängigkeit, des Glaubens mit der Vernunft, der Gewalt mit dem Recht, es erklärt sich dadurch jene rauhe und lange Einleitung zum heutigen Bürgerverein, jene zehn revolutionären Jahrhunderte, aus denen alle Anfänge unserer Intelligenz hervorgegangen sind, und die uns nach langen tapfern Kämpfen für die Sache der Menschheit den gewonnenen Grund und Boden überliefert haben, damit wir in diesem Streit fortfahren. — Das Mittelalter hatte gar mannichfaches Verdienst, es lichtete nicht

nur die Barbarei und befreite den Gedanken, sondeen es arbeitete auch daran, die Twingburgen der Barone und die Unfehlbarkeit der Geistlichkeit zu zerstören; es schuf den Bürgerstand und hob das Volk durch Lernen und Wissen. Die Scolastik, das Latein und die Universitäten mögen für die ihr Lächerliches haben, die nicht wissen, daß dadurch die Erkenntniß wiedergeweckt und durch die Philosophie der Knebel des Papismus und Katholicismus gelockert, daß das Recht trotz aller Heftigkeit gegründet und die Kommunen begünstigt wurden, und daß das Parlament aus dem Kampf der Könige mit dem Volk, der Feudalität und der Geistlichkeit hervorging. Seyn wir doch verständig in unserer Geringschätzung gegen das Wissen und Lehren jener Zeit! Die Alchemie führte zur Chemie, R. Bakons opus majus des 13ten Jahrhunderts zur Physik; die Untersuchungen jenes Albertus Magnus, mit dem wir die Kinder amüsiren, bereiteten die Erfindung der konveren Gläser, des Schießpulvers und des Kompasses vor; ja der heut zu Tage durch den Dampf hervorgebrachten Wunder rühmen wir uns nicht zu laut, denn in jenem Wort R. Bacons ist die Dampfkraft schon fast ganz errathen. Spotten wir ein Bischen wenigee über die Manichäer, Paulizianer, Albigenser u. s. w., denn in ihren kühnen Ketzereien leenten und schöpften Luther und Calvin. Die Parfaits, pastoureaux, ribeauds, frerots und Flagellanten waren freilich plumpe und thörichte Gemeinheiten und Verbindungen, aber auch Protestationen und Schmerzschreie gegen die Mißbräuche der damaligen Gesellschaft, sie waren ein Ringen nach Besserem, ein kühnes Utopien, ein dringendee Instinkt jenee Menschen, wie der von heute nach einem bessern düegeelichen Daseyn. Ja der St. Simonismus und der Abbé Chatel haben durchaus nichts Neues aufgebracht, lezterer mit seiner französischen, das Latein und seinen Ritus verwerfenden Kirche, St. Simon aber für die Emancipation und Freiheit der Frau, für ihre Erhebung zum Priesterthum, für die Gemeinschaft der Güter und der Veeherelichung der Arbeiter. Alles dies findet sich Wort füe Wort im Mittelalter. Endlich stammt auch unsee Speache daher, bevor sie lange und peinliche Umgestaltungen erlitt. Auch unsee beiden Literaturen, die Klassische und Lateinische sowohl als die Romantische oder Romanische haben keine andern Quellen und haben daraus herrliche und reichliche Perlen gewonnen."

So zeichnet sich Charpentier's Buch vor vielen aus durch hohe und richtige Würdigung des Mittelalters, duech fromme Anerkennung seines Schweißes und seiner Arbeiten, die wir jezt denutzen. Dies ist die philosophische Wichtigkeit und moralische Erhebung der Schrift, in der man überall auf Seele, Glauben, Treue und Hoffnungen stößt, die einem wohlthun. Der beerschende Gedanke des Buchs ist, in dem allgemeinen Geist des Mittelalters mit Gründlichkeit den Ursprung und die Abstammung unseer heutigen literarischen und politischen Erscheinungen zu zeigen. Als Literargeschichte ist es jedoch nur ein Fragment, das weiterer Ausführung bedarf. Diese Unternehmung ist wohl zu groß für einen einzelnen Mann und bereits haben sich mehrere darein getheilt. Hierher gehören die anziehenden und geistreichen Vorlesungen Villemain's und Ampère's. Es war bei diesem Gegenstand unmöglich, daß Charpentier nicht hier und da mit jenen Beiden abweichend zusammengestoßeu wäre. Wir wollen hier weder für den Einen noch für den Andern Partei ergreifen. Charpentier steht ganz frei und unabhängig da und hört da auf, wo Villemain anfängt; er hebt mit Geist und Scharfsinn hervor, was dieser unberührt und unausgeführt gelassen hat, die politische und menschliche Seite des Mittelalters. Ampère hat den merkwürdigen Umstand ganz aus der Acht gelassen, daß sich in Frankeeich das römische Alterthum bis in's 12te Jahrhundert ausgedehnt hat. In dieser Darstellung gefällt sich Charpentier ausnehmend, und sie bildet die Fortsetzung einer seiner frühern Schriften: Etude sur la littérature romaine.

Bei gegenwärtigem Buch hatte der Verf. meheeres zum Zweck. Zunächst wollte ee die sittlichen und intellektuellen Fortschritte des Mittelalters erfassen und so darstellen, daß man darin die Geburt und Erziehung der modernen Zeiten und Völker erkenne; dann wollte er genau die sechs ersten Jahrhunderte daestellen, wo das römische Alterthum sich in Frankreich überlebt, aber doch im Herzen der daebarischen Welt, eine gelehrte Welt bildet; wie daeauf die Morgenröthe der Renovation in den späteren Jahrhunderten heraufleuchtet, der die lang vorbereitete Eruption der Völker, Sprachen, Literaturen und Genien folgt, welche das Ende des Mittelalters bezeichnen. Dies alles wollte er nicht in abgerissenen Bemerkungen und Sätzen, sondern in einem zusammenhängenden Guß darstellen.

Der historische Sinn ist in diesem Buch immer richtig, gerecht und durchdringend; in dem philologischen Theil trifft man häufig auf neue und geistreiche Ansichten. Eben so wahe und ruhig ist die kritische Würdigung der Schriftsteller und Dichter jener Jahrhunderte. Insbesondeee verweisen wir die Leser auf das, was sinnreich über Abailard und Heloise gesagt wird. Hätte sich der Verf. nicht selbst enge Grenzen bei der Behandlung seines Gegenstands vorgeschrieben, so müßte obiges Lob durch manchen Vorwurf, durch Hinweisung auf Lücken geschmälert werden. Wie gesagt, als eine Literargeschichte des Mittelalters — und so nennt es der Verfasser — hat das Buch große Lücken, als erster Versuch dazu hat es viel Verdienst und erleichteet durch seine geistreichen Ansichten eine spätere umfassendere und ausführlichere Darstellung.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 108. 24. Oktober 1834.

Sprachkunde.

1) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen, mit besonderer Beziehung auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Littauischen und Gothischen, von Dr. A. F. Pott. Lemgo, Meyer, 1833.

Ohne dem Verfasser in das etymologische Detail dieser Schrift, das nur für den gelehrten Sprachforscher Interesse hat, zu folgen, theilen wir nur dessen Grundansicht der Indo-Germanischen Sprachenfamilie hier mit: „Der Sanskritsprachstamm, — oder mag man, ihn den Indo-Europäischen, Indo-Germanischen zu benennen, vorziehen, — umfaßt fünf verschiedene Familien, deren zwei Asien, drei Europa und als Kolonien besonders Germanischer und Romanischer Abkunft auch den übrigen Welttheilen angehören. Es sind die Indische, Medo-Persische oder Arische, die Griechisch-Lateinische, die Germanische und Littauisch-Slavische. In jeder derselben, mit Ausschluß der Griechisch-Lateinischen, in welcher sich die beiden sogenannten klassischen Sprachen ziemlich die Waage halten, ragt vorzüglich Eine Sprache durch größere Formvollkommenheit und antikeren Bau über die übrigen hervor; an die Spitze dieser Häupter stellt sich die Sanskritasprache, welche sich, nach unserem obigen Bilde, am wenigsten vom Mittelpunkte dieses Stammes entfernt hat, weßwegen es demselben auch, auf W. von Humboldts Vorgang, seinen Namen leihen mag, zumal derselbe den Begriff der Vollendung einschließt, diese aber in keinem anderen Sprachstamme der Erde in so hohem Grade und in so vielen Rücksichten angetroffen wird. — Um die genannte Chorführerin versammelt sich zunächst das zahlreiche indische Gefolge der Prakritsprachen. Vorderindiens Boden nährt, noch außer den späteren fremden Eindringlingen, eine Bevölkerung mit Sprachen, deren Basis nichts weniger als das Sanskrit, vielmehr von diesem nur, wie von einer eingedrungenen Influenza, inficirt worden ist. So viel läßt auch eine oberflächliche Einsicht in einige derselben, z. B. das Madrattische, das Telinga u. s. w. erkennen, und einige Engländer, z. B. Kennedy, haben diese schon auf zwei, vom Sanskrit wesentlich verschiedene Stämme, im Norden und Süden des Krischnaflusses, zurückführen zu können geglaubt."

„Im Westen des Indus hat die Familie der Arischen Sprachen schon seit dem Aufdämmern der Geschichte ihren Wohnsitz, welcher im Südwesten von Semiten begrenzt,

Digitized by Google

und von diesen im Großen wohl immer so ziemlich durch den Tigris geschieden ist. Höher hinauf im Westen und im Norden sind für das Alterthum Grenzen und Stammbeziehungen der fast nur nomadischen Nachbarvölker gleich unsicher, ja zum Theil völlig unbekannt; wir unterscheiden jezt unter den nicht-iranischen Grenzvölkern vorzüglich Türken im weiteren Sinne des Worts, Georgier und Armenier, deren aber, mindestens die lezteren viele, nicht bloß neue Eindrücke aus den Arischen Sprachen in der ihrigen aufbewahren. Der Einigungspunkt für diese Sprachen und ihre Krone ist die, etbnographisch schlecht durch den Namen Zend bezeichnete. Erst jezt fängt das Dunkel, welches bisher über ihr lag, durch Herausgabe der Zendschriften im Originale und durch Bopp's glücklichen Scharfsinn sich allmählig zu erhellen an; keine Frage, es muß nun eine Revision und eine, mehr erst jezt beginnende als erneute Kritik der Zendbücher und Zendsprache, so wie der bisher über beide geführten, zum Theil ungenügenden, ja faselnden Kritiken eintreten! Möchte doch auch den Pehlvischriften das Glück baldiger Herausgabe bevorsteben; bis dahin steht der Forscher so gut wie mit leeren Händen da."

„Indem ich unter den europäischen Familien die Germanische mit der Gothin an ihrer Spitze, und die schon besprochene Griechisch-Lateinische an dieser Stelle übergeben zu können glaube, erlaube ich mir nur noch eine kurze Erinnerung über die Slavische. Diese theilt man jezt gewöhnlich in zwei Klassen, deren eine, bloßes Binnenland einnehmend, von der anderen im Osten und Süden umschlossen wird; es ist aber klar, daß man aus Unkenntniß oder Vorurtheil mit völligem Unrecht der nördlichen Abtheilung am baltischen Meere, welcher das ausgestorbene Altpreußische, das Preußisch-Littauische sammt dem vermischteren Schamaitischen, und das Lettische zufallen, einen Platz unter den Slavinnen verweigert; das Preußisch-Littauische, wie es bei Mielcke vorliegt, darf sich nicht bloß unter jenen, sondern als lebende Sprache unter denjenigen Sanskritsprachen, welche nicht verblichen sind, des hohen Vorzuges der alterthümlichsten Treue rühmen. Nur Mißverstand und Einseitigkeit haben dieser, in ihrem Kerne ächt slavischen Klasse die Namen des Lettisch-Gothischen oder Slavisch-Finnischen Stammes beilegen können; Finnische Bestandtheile, meistens sehr spät eingeführte Deutsche, auch Polnische und Russische Lehnwörter sind je nach der Lage und den Verhältnissen der Heimath dieser Sprachen diesen beigemischt; nicht aber der beigemischte, sondern der Grundstoff entscheidet über Spracheneintheilung. — Der ostsüdliche Slavenstamm begreift Russen, Bulgaren, Serben, Dalmatiner und Winden oder Slowenzen unter sich; der binnenländische: Tschechen, d. i. die slavischen Bewohner von Böhmen und Mähren, die Slowacken Ungarns, die Serben in der Lausitz, die Polen und Wenden. Die Sprachen des zweiten Stammes sind augenscheinlich tiefer herabgesunken; dem ersten scheint, das dürfte doch wohl ausgemacht seyn, die Altslavische Kirchensprache nicht bloß zu entstammen, sondern vorzustehen. Sind die Beziehungen des Littauischen, wie ich dunkel ahne und vielleicht mit der Zeit klar darzuthun im Stande bin, z. B. zu dem Russischen nähee als zu dem Polnischen, ist folglich seine Verwandtschaft zu dem ostsüdlichen Stamme enger, so werden Littauisch und Alt-Kirchenslavisch mit einander in einen Rangstreit gerathen, der sich aber zum Vortheile des Littauischen entscheiden muß, wohlverstanden, wenn geringere Abweichung vom Urbilde als Maaßstab für die Rangordnung in Anwendung gebracht wird. Uebrigens gestehe ich gern zu, daß die Kluft zwischen littauischen und den slavischen Sprachen im engeren Sinne immer noch bedeutend weiter sey, als etwa zwischen der Gothischen und den übrigen Germanischen; darum aber nicht das Littauische als eigner, vom Slavischen abgesonderter Stamm hingestellt werden dürfe. — Rechnet man die Baskische Sprache als Ueberrest der Altiberischen, über welche W. v. Humboldt im Mithridates und in den Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens so unvergleichliche Forschungen angestellt hat; die Abkömmlinge des Keltischen in Irland und Schottland; das Kymrische in Wales, Cornwales und Nieder-Bretagne; den weit verbreiteten und tief in Nordasien sich hineinerstreckenden Finnischen Stamm sammt dem unläugbar mit ihm in naher Verbindung stehenden der Magyaren in Ungarn; das Albanische; das erst spät eingewanderte Osmanli ab, welche alle mit den Europäischen Sprachen Sanskritischen Stammes, denen jene inselartig einverleibt sind, mehr oder weniger in einem reciproken Tauschverhältnisse gestanden haben, so verbleibt das ganze übrige Europa Völkern des unter sich verbundenen, von jenen Resten wesentlich unterschiedenen Sanskritstammes."

2) Deutschen Mundes Laute. Von J. G. K. Königsberg, Unzer, 1834.

Der ungenannte Verfasser geht die Bedeutung verschiedener deutscher Laute, namentlich der Doppellaute, durch und weist nach, wie sehr sie dem Sinn der durch dieselben ausgedrückten Wörter entsprechen. Zuweilen geht sein Scharfsinn zu weit und er geräth in spielende Erklärungen, z. B. „Höchst merkwürdig sind in dieser Hinsicht die drei Zahlen ein, zwei, drei. Kein Wesen kann sich in eine angemessenere Form kleiden, als die Begriffe von ein, zwei, drei in diese Töne. — Ein beginnt mit einem einzigen, einfachen Laute (der Schluß bei

Digitized by Google

allen Wörtern ist unwichtiger), zwei mit einem sehr bestimmten Zweilaut, und drei mit zwei Konsonanten, von denen der eine das rollende, mehrere Male anschlagende r überall eine Zerstückelung in mehr als zwei Stücke hervorbringt, wie z. B. bei brechen, trümmern, klirren, Grütze ꝛc. (siehe zr und tr). — Ein wäre also ganz richtig auch eine Einheit des Lauts, zwei eine Entzweiung des Lauts und drei eine mehrfache Zertheilung."

Weniger spielend und wirklich auf ein tiefes Sprachgesetz hinweisend sind folgende weitere Betrachtungen. „Mag man nun sagen wollen, Zweig kommt von zwei oder Zweig ist aus demselben Farbentopfe gemalt, aus dem zwei, so ist immerhin Zweig eine Entzweiung. Zweig ist Holz-Entzweiung, wie Zwist ein Seelen-Zwiespalt; und alle Zweiheit strebten die Deutschen mit zw darzustellen. Zweige entstehen überall da, wo bisher vereint Wachsendes sich trennt. Ohne Zweifel kommt das Wort Zweifel gleichfalls von zwei her. Denn wollte Einer noch darüber zweifeln, so könnte man dem Zweifler gerade am allerbesten den Beweis liefern. Denn was thut der Zweifler Anderes, als daß er schwankt zwischen nein und ja. Das Zwischen zwei Dingen wird ebenfalls sehr mit zw gegeben. Was wird nämlich durch das z und w zwischen genommen? Antwort: die Zähne, die zwischen dem innerhalb des Mundes liegenden z und zwischen dem außerhalb der Umzäunung der Zähne gebildeten w liegen. Das zw ist die treueste Darstellung des Zwischennehmens, des Zwingens, Zwickens, Zwackens. Viele andere unbedeutende zw's erklären sich leicht. Zw'irn z. B. ist doppelt gedrehtes Garn, verzwiefachtes, gezwiefachtes, gezwirntes. — Zwillig kommt gleichfalls daher. — Zwielicht, zweifelhaftes Licht, zwischen zweien, zwischen Tag und Nacht. — Zwiebel wegen ihrer zwie- und mehrfachen Schalen."

Diese Probe mag hinreichen, um dem Leser anzudeuten, was er von den fernern Betrachtungen über gl, sr, sl, str, u, sy, s und w, ku, ab, d und t, pl und pfl, schl, spr und a e i o u zu erwarten hat.

3) Chochemer Loschen. Wörterbuch der Gauner- und Diebs-, vulgo Jenischen Speache, nach Criminalakten und den vorzüglichsten Hülfsquellen, für Beamte ꝛc. bearbeitet von J. K. v. Train. Meißen, Gödsche, 1833.

„Schon seit Karl dem Fünften (1500 — 1558) besteht eine Sprache, welche, ein Gemisch von gemeinen oberdeutschen, jüdischdeutschen, feldsigemachten, verdrehten und verstümmelten Worten, seit jenen Zeiten unter den europäischen Zigeunern, Dieben, Bettlern, Gaunerjuden immer gangbarer, und besonders bei ihrer Entstehung von den Gorden-Brüdern — wie sich die abgedankten Soldaten nannten, die als Bettler umherzogen und dabei stahlen und raubten — sehr geläufig gesprochen wurde. Diese Sprache, welche von dem Gesindel darum angenommen wurde, um von den Unkundigen nicht verstanden zu werden, hieß Anfangs die Rothwälsche. Daß Gedsched diese Benennung vom kaiserlichen Kammergerichte zu Rothweil herleitete, weil dieses seine Urtheile ꝛc. in so schlecht deutscher, größtentheils unverständlicher Sprache verfaßt habe, war wohl nur ein unglücklicher Witz. Es ward auch die Meinung geltend, daß Rothwälsch vom italienischen „rotto, gebrochen" stamme, so daß es eine zerbrochene, kauderwälsche Sprache bedeute. Doch die Sprache selbst gibt die deutlichsten Winke, gerade aus ihr die richtigste Etymologie zu schöpfen. Im Rothwälschen heißt Rot ein Bettler und Rotbos eine Bettlerherberge; wälsch ist ausländisch, fremd überhaupt; rothwälsch wäre also ganz eigentlich die Sprache der Bettler und Landstreicher. In der Folge erhielt diese Sprache den Namen: „die jenische." — Die Franzosen bezeichnen sie mit „Jargon" — zu deutsch: „verderbte Sprachart, Kauderwälsch, Rothwälsch, unverständliche Sprache, Geschwätz" — und die Gauner und die Räuberbanden nennen ihre Sprache, „Chochem Laschon" das heißt: „die kluge Sprache," welches aber im Allgemeinen: „Kochemer Loschen" gesprochen wird. Redensarten und Wörter, die aus dem sogenannten Judendeutsch, nämlich so, wie es von dem gemeinen Mann gesprochen wird, entlehnt sind, machen einen Hauptbestandtheil der jenischen Sprache aus, und beweisen so ziemlich sicher, daß diese Sprechart von Juden erfunden wurde. Es ist sehr schwer, die erste richtige Leseart und Aussprache wieder herzustellen, und es ist eine äußerst schwierige Aufgabe, sie richtig schriftlich aufzuzeichnen, da die meisten Wörter ganz entstellt sind."

Es ist Schade, daß sich der Verfasser nicht die Mühe gegeben hat, der Entstehungsart dieser seltsamen Sprache, deren Wörter er in einem Lexikon von 250 Seiten hier verzeichnet, weiter nachzuforschen, und die hebräischen und vielleicht slavischen von den romanischen, diese wieder von den willkürlichen oder komischen Entstellungen oder Verwechslungen deutscher Wörter zu unterscheiden. Sehr viele sind hebräisch, z. B. Adoni — Herr, Benn — Sohn, Choie — krank, Dalles — Armuth, Gihnim — Hölle. Viele sind romanisch z. B. Blump (plomb) — Schrot, Bosidaien (bona fides) — anmeiden oder plaudern, Cavall — Pferd, Dormen — schlafen, Dukes — Fürst, Fiesel (fils) — Sohn, Flörte — Binne, grand — groß, Horloge — Uhr, Lavoni (luna) — der Mond, mollet — weich, Montane — Berg, Moore (timor) — Furcht, More (rumor) — Lärm, nobeis (noble) — edel, parien — sprechen,

paternellen — berichten, Serv — Hirsch, Wallets (valet) — Diener. Nur wenige sind slavischen Ursprungs, z. B. gedicken — fahren, Gritschimme — Wirthshaus. Bei einigen sind die Sprachen ganz durcheinander gemischt, z. B. ein Erezpomling — Erdäpfel (Erez ist hebräisch, pom lateinisch und ling die deutsche Endung).

Einige deutsche Wörter verrathen einen alten Ursprung. Ich will nicht untersuchen, ob dahin die sonderbare und mit der alten Edda übereinstimmende Bedeutung der Erle und Esche als Mann und Weib gehört, alt aber ist gewiß Fehme — Arm, Heervyner — Fürst, Saken (wie das altsächsische Sachs) — Messer. Alt ist gewiß auch der Gebrauch des Worts Richter für Graf. Die übrigen Wörter bestehen aus seltsamen, willkürlichen, sinnbildlichen Ausdrücken, worin sich oft recht viel Erfindungsgabe und Witz offenbart, z. B. Abgott — Hostie, Bachkatz — Stein, Balderie — Gespenst, Balloch — Himmel, Barospraußpaipoff — Obeeforstmeistee, Blüthe — Dukaten, Breithart (der breite Wald) — Heide, Breitloch — Kirchhof, Fehling (das immer Fehlschlagende) — Arznei, färben — betrügen, Fürwitz — der Barbier, wahnisch — katholisch. Seltsam und witzig ist auch der Gebrauch des Wortes Eva für Schlüssel. Warum der Kaiser Fähndrich heißt, dürfte schwer zu errathen seyn. Bildliche Ausdrücke, wie folgende, findet man sehr viele: „Blankert — Wein, Bläuling — Pflaume, Bläumling — Feder, Blechling — Kreuzer, Beeilfuß — Gans, Dreckpatscher — Ente, Flattee — Taube, Schmalfuß — Hirsch, Sprunkert — Salz, Sprunkertschwimmerling — Hering, Staudert — Mehl, Stieling — Birne, Wackelin — Ente, Weißdirn — Ei ꝛc."

Dagegen hat der Verf. auch einige Wörter aufgenommen, die nicht bloß die Gauner sprechen, sondern die überall im Volk (z. B. Fusel — Branntwein, schmallen — trotzen) zu finden sind, oder die insbesondere der oberdeutschen Volkssprache angehören, z. B. Biatz — Haube, Chandel (candela) — Licht, Kalatschen — Kuchen, Schmeck — Blumenstrauß.

Folgendes sind die geographischen Namen der Gauner: Blaue Medine — Preußen, Bomm — Schweiz, Gasermedine — Bayern, Gansermärtine — Schwaben, Grüne Medine — Böhmen, Käfermedine — Schwaben, Kirrischmedine — Oesterreich, Löwchenmedine — Hessen (Großherzogthum), Päfersche — Preußen, Planche — Polen. — Pohres, Pohresmedine — Schweiz, Ringelchesmedine — Würtemberg, Schlehamedine — Hessen (Churfürstenthum), Schwarze Märtine — Schwarzburg, Schwarze Medine — Polen, Stangenmedine — Baden, Stillerlindchen — Schwarzburg, Weiße Märtine — Sachsen, Zarves, Zerves — Frankreich, Bärmokum — Frankfurt a. d. O., Behßmokum — Berlin, Bockmokum — Schafhausen, Dodelmokum — Dresden, Feelmokum — Freiburg, Glockenmokum — Basel, Geodmokum — Würzburg, Heeringmokum — Hildesheim, Hehmokum — Hannover, Knakmokum — Braunschweig, Knochenmokum — Peina, Krautmokum — Würzburg, Kusmokum — Cassel, Lametmokum — Leipzig, Löwchensmokum — Darmstadt, Medinemokum — Augsburg, Melachsmokum — Frankfurt a. M., Memm — München, Miau — Mainz, Rehschmokum — Regensburg, Schimmokum — Stuttgart, Serwischmokum — Mainz, s'Hilelskille — Fürth, s'Hilelksmokum — Nürnberg, Strohmokum — Straßburg, Zaddigmokum — Zell.

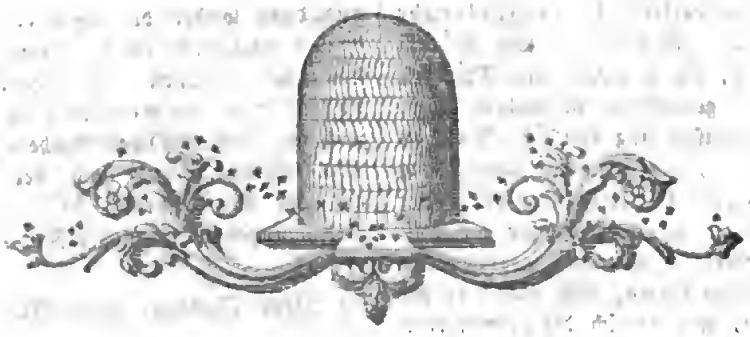
Den Schluß machen einige Proben der Gaunerschrift und Gaunergespräche in ihrer Sprache.

4) Die Tropenlehre (Theorie der Bildersprache) oder gründliche und praktische Anweisung zum schönen und blühenden Style durch Tropen und bildliche Redefiguren. Mit beigefügten Musterbeispielen. Von C. H. Harnach. Prag, von Mayecgg, 1833.

So sehr wir wünschen, daß die trockenen Autoren blühend und die blühenden richtig schreiben möchten, so zweifeln wir doch, ob eine Tropenlehre dazu helfen wird. Der bildliche Styl und die glückliche und richtige Wahl der Bilder ist eine Gabe Gottes, die sich nicht erlernen läßt, die uns kommt, ohne daß wir wissen woher, indem wir lebhaft in einen Gegenstand versenkt sind, die uns aber gewiß fliehen würde, wenn wir mitten in unserer Begeisterung oder Verzückung nach einer Tropenlehre greifen und nachsehn wollten, ob wir da wohl ein Bild und was für eins wir gebrauchen dürfen. Der Verfasser hat sich übrigens viele Mühe gegeben, die verschiedenen Arten der bildlichen Rede zu unterscheiden, und doch ist ihm Manches dabei entgangen. Er faßt Sarkasmus und Persiflage zusammen, als ob z. B. das nicht gar verschiedene Dinge wären. Die Fliege persiflirt den Kaiser, wenn sie von seiner erhabenen Nase nicht weichen will, und das Spiel des Tigers mit dem zu ihm eingesperrten Hündchen ist sarkastisch. Die Persiflage muß erst grausam werden, ehe sie Sarkasmus ist. Auf diesen und ähnliche Unterschiede kommt aber viel an, denn es ist nicht nur nöthig, daß ein Metapher, eine Antithese, ein Witz an sich richtig ist, es kommt auch darauf an, daß er gut angebracht ist, er muß zur heitern oder ernsten, tändelnden oder würdenden Stimmung, zur gemeinen oder edeln Umgebung passen, und gegen diese relative Schönheit sündigen die Dichter weit öfter und schlimmer, als gegen die absolute Wahrheit einer Tropе.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 109. 27. Oktober 1834.

Sprachkunde.

5) Deutsche Sprachlehre für Schulen, von M. W. Götzinger, Lehrer der Realschule in Schaffhausen. Zweite Auflage. Aarau, Sauerländer, 1833. S. 501. Preis 1 fl. rhein.

Ein recht praktisches Buch, weil die Regeln einfach und die Beispiele zahlreich und zweckmäßig sind. Der Verfasser legt hauptsächlichen Werth auf Uebungen durch Vergleichung; stellt den Schülern also überall die Aufgabe, denselben Sinn aus einer Sprachform in die andere zu übertragen, z. B. das Herrnhaus, das Haus des Herrn, das herrschaftliche Haus, das Haus, welches dem Herrn gehört; beim Tagesanbruch, als es Tag wurde; im Fall deines Ausbleibens; wenn du ausbleibst ꝛc. ꝛc. Gewiß ist nichts so sehr geeignet, den Scharfsinn und zugleich das Gedächtniß zu üben, als die Vergleichung, die Uebung im Handhaben der Synonymen in Wort und Form, vorzüglich in der letztern. Das Aufzählen einer Regel nach der andern ermüdet; so oft ich aber lerne, wie ich denselben Satz auf zweierlei Weise ausdrücken kann, lerne ich, durch das Interesse dieser Verbindung angeregt, leicht beide dahin bezügliche Regeln. Es ist hier derselbe Fall wie bei der Hamiltonschen Methode, weil auch bei dieser zwei Mühen dadurch erleichtert werden, daß man sie vereinigt, das Einüben der copia verborum und der grammatikalischen Formen.

Es ist übrigens Schade, daß sich die deutschen Grammatiken noch immer nicht über eine grammatikalische Nomenklatur vereinigt haben. Jeder wählt willkürliche neue Namen, und so wird da, wo die höchste Klarheit seyn sollte, selbst das Bekannte künstlich wieder unbekannt gemacht. Was ist ein Uebergangswort? was ist eine Nennform? was ist ein deutendes Fürwort? was ist ein fügendes Fürwort? was ist ein Füllwort? was ist eine ungrade Rede? was ist ein Nennsatz? Der Leser mag es errathen, aber es wäre besser, wenn die Grammatiker nur solche Namen wählten, die sich auf den ersten Blick schon verstehn ließen und bei denen man nicht erst lange nachsinnen müßte, ob sie dieses und nicht jenes bedeuten.

6) Theoretisch-praktische Vorschule der deutschen Stylübungen und der Lektüre, mit einiger Rücksicht auf das Lateinische. Ein Handbuch zum Gebrauch in Gymnasien, von M. E. Jäckel. Ellwangen, Schönbrod.

Von Ellwangen ist schon manches gute Schulbuch ausgegangen. Auch das vorliegende zeichnet sich durch

Klarheit, praktische Anwendbarkeit, kopfauftheilende Uebersichtlichkeit aus. Insbesondere war es dem Verfasser darum zu thun, die Satzlehre und Rhetorik, wenn ich so sagen darf, geometrisch zu machen, d. h. den Schülern eine klare Anschauung von dem Ganzen eines Satzes, einer Periode, einer ganzen Abhandlung oder eines Gedichts durch den Ueberblick über die Theile zu geben. So bezeichnet er ganz zweckmäßig die aufsteigenden Glieder der Periode mit aufsteigenden, die absteigenden mit absteigenden Linien, und macht es dadurch zugleich anschaulich, wie häßlich die unsymmetrischen Perioden sind, in denen nach sechs bis sieben langen Vordersätzen (z. B. wenn —, wenn —, wenn — ꝛc.) endlich zuletzt ein kurzer Nachsatz (so ꝛc.), oder umgekehrt nach einem kurzen Vordersatz eine endlose Menge von Nachsätzen, oder eine schwerfällige Menge von Zwischensätzen vorkommen.

Der Verfasser bleibt aber nicht bloß bei den Formen stehn, er geht auch auf die Sache ein, und schärft den analytischen Blick der Jugend, indem er ihnen Anleitung gibt, in einem gegebenen Gegenstande als in einer Ganzheit eine Menge Theile, Eigenschaften und Kennzeichen wahrzunehmen, um sie nachher wieder zu beschreiben, z. B. an einem Baum, an einem Gebäude, an einer Gegend ꝛc. Uebungen dieser Art sind für die Jugend wahrlich nützlicher, als grammatikalische Spitzfindigkeiten. Nur wer von seinem Gegenstand erfüllt ist, eine klare Anschauung von ihm hat, wird auch etwas über ihn zu sagen wissen. Man schärfe den Blick, bereichere und ordne das Gedächtniß der Jugend, und dies wird auf die Entwicklung ihres Sprachtalents mächtiger wirken, als alles Auswendiglernen von Regeln.

7) Ueber die Art und Weise, Sprachen zu erlernen. Aus dem Französischen des Lemare übersetzt von K. Baur. Darmstadt, Weiß, 1831.

Der Methode von Hamilton verwandt und gewissermaßen noch eine Vereinfachung derselben. Lemare will nämlich, was bei Hamilton durch fortlaufende Lektüre und öftere Wiederholung derselben Phrasen eingeprägt wird, schon durch Auswendiglernen einer bestimmten zweckmäßigen Auswahl von Phrasen erreichen. Kennt der Schüler die Phrasen rem tenes und Italiam videmus, so wird er auch wissen, was rem videmus, was rem tenemus und was rem vides, ferner was Italiam vides, Italiam tenes und Italiam tenemus heißt u. s. f. Kennt er nun noch eine dritte, vierte, fünfte, sechste Form careo, sedet, valetis, manent, und dazu noch mehrere Hauptwörter, so wird er ohne Schwierigkeit dadurch eine unzählige Menge Variationen begreifen lernen. Der Vortheil dabei ist, daß er nicht die Formen allein und dann wieder die copia verborum allein, sondern beide zugleich in den Kopf bekommt und zugleich durch das Erlernen beider schon in ihrer beiderseitigen praktischen Anwendung geübt wird. Ich würde nach der Hamilton'schen Methode aus der fremden in die Muttersprache, und nach der Methode von Lemare aus der Muttersprache in die fremde übersetzen und Redeübungen vornehmen lassen.

8) Neue Sprach- und Redeschule der Deutschen zum Schul- und Selbstunterricht. Fünfte durchweg berichtigte und vermehrte Ausgabe der neuen deutschen Sprachlehre von Dr. Th. Heinsius. Drei Theile. Leipzig, Ernst Fleischer, 1833.

Heinsius ist bekannt. Ein praktischer Werth läßt sich seinem Buch nicht abstreiten, da es die Sprache nimmt, wie sie eben heute ist, und sich weder in historische noch in philosophische Untersuchungen einläßt. Für die Schule, insbesondere für Realschulen, ist das genug, denn es kommt zunächst darauf an, daß die Jungen einen richtigen Brief schreiben lernen, von den gothischen Antiquitäten der Sprache aber brauchen sie so wenig zu wissen, als von den feinen Distinktionen der Logik und philosophischen Grammatik, und es gehört nur zu den vielen Tollheiten der heutigen deutschen Schulgelehrsamkeit, daß man die Jugend mit solchen Dingen quält, die durchaus nur für einige alte Liebhaber des Faches gehören. Doch ist zu bedauern, daß Heinsius mit seiner praktischen Tendenz ein wenig zu viel Trivialität verbunden hat. Noch immer setzt der alte Herr den Unterschied zwischen Prosa und Poesie in das Versmaaß, und gesteht keinem den Rang eines Dichters zu, der nicht Verse macht. Auch hätte er in den neuen Auflagen wohl einen Theil seiner alten Muster aus Geßner, Weiße, Ramler mit neuen vertauschen dürfen.

9) Die Arithmetik der Sprache oder der Redner durch sich selbst. Psychologisch-rhetorisches Lehrgebäude von M. Langenschwarz. Leipzig, Göschen, 1834.

Der deutsche Improvisator hat uns da mit einem gar unnützen Werke beschenkt, mit einer Art von Anatomie des Sichbesinnens und des Gedankenordnens vor und beim Reden. Gleich von vorn herein überläßt er sich selbst einer falschen Gedankenverbindung, indem er von einer „geistigen Arithmetik" spricht, und die Gedanken reihen, d. h. addiren, trennen, d. h. subtrahiren, mehren, d. h. multipliciren und fügen, d. h. dividiren

Digitized by Google

will. Die Vergleichung hinkt, denn Gedanken, Phantasiebilder und wie man das wunderliche Zeug nennen will, das uns täglich durch den Kopf geht, das sind keine Zahlen, man kann damit nicht umgehn wie mit Zahlen. Will man das Denken aus der Arithmetik erklären, so könnte man eben so gut den menschlichen Körper aus der Geometrie erklären. Darüber, daß der Mensch Gedanken an einander reihen oder sie theilen kann, braucht man kein Buch zu schreiben, das weiß und thut Jeder schon von selbst; aber was hat uns der Improvisator über die feinern Modalitäten des Denkens und der Rede gesagt, über die Tonarten, welche der Rede so wenig fehlen als der Musik, über den nicht bloß arithmetischen, sondern melodischen Fortschritt der Gedanken, über die nicht bloß richtige, sondern schöne Symmetrie oder Eurhythmie der Gedanken, über den erhabenen, rührenden, naiven, bequemen, ironischen, humoristischen Styl ꝛc. ꝛc. ꝛc.?

Zum Beweise, wie gänzlich unnütz, geistestödt, todtgeboren dieses Buch ist, stehe hier folgender Unsinn über die sogenannte Gedanken-Multiplikation: „Gesetzt z. B., ich wollte einen Wasserfall beschreiben, der in einer sehr schönen Gegend befindlich wäre, deren einzelne Ansichten sich hervorhebend zum Wasserfalle verhielten, und hätte die Absicht, denselben mit jenen einzelnen Ansichten zu vermehren, so würde ich natürlich den Wasserfall, als vorgesetzten Hauptgegenstand, durch die Umgegend multipliziren. In diesem Falle müßte ich zuerst den Wasserfall selbst ausführlich beschreiben, und sodann das Bild desselben mit allen erheblichen Punkten der Umgegend, der Reihe nach, vervielfachen. — Zum Vereine mit diesen Punkten stünden mir zwei Wege der harmonischen Folgerung offen. Entweder, ich müßte zuerst dem Laufe des herabstürzenden Wassers nach oberhalb oder unterhalb folgen, sodann die Ufergegenden mit dem Strome verbinden, und von diesen mit den Fluren aus endlich auf die übrigen umherliegenden Landtheile, Gebirge u. s. w. übergehen; — oder auch, ich ginge vom Wasserstürze zuerst auf die denselben bewirkenden Felsen über, verbände mit diesen, vergleichend, das umherliegende Gebirge, stiege sodann bergab in die Flur, käme an den Strom zurück, und gelangte so endlich wieder zum Wasserfalle. — Die Aehnlichkeit der multiplizirten Gegenstände läge hier in dem Begriffe „Ansicht". — Komisch oder unvollkommen würde es seyn, wenn ich bei dieser Darstellungs-Rechnung das Wasser unmittelbar mit einem Berge, oder ein romantisch liegendes Dorf unmittelbar mit dem Rauschen des Sturzes multiplizieren wollte. — Ich könnte denselben Gegenstand auch mit noch anderen, ähnlichen Theilgegenständen vermehren, indem ich die ganze Gegend mit anderen, ihr ähnlichen Gegenden in vergleichender Verbindung setzte. Alsdann aber müßte ich dir aus dem Hauptgegenstande zu erwachsende Summe durch Benutzung jeder nur irgend werthvollen Theilsumme so hoch als möglich zu steigern suchen, damit ich, wenn der vorgesetzte Grundgegenstand hervorleuchten soll, das mit ihm zu Vergleichende mehr in ein Subtraktionsverhältniß zu ihm brächte, — so daß, indem ich anscheinend das Vergleichene mit ihm in enge Verbindung setze, dem Zuhörer doch immer der höchste Werth im Hauptbegriffe ersichtlich bleibt. — Es wollte zum Beispiel Jemand das Petersburger Katharinenfest des ersten Maitages beschreiben, welches Fest sehr große Aehnlichkeit hat (in Hinsicht der Equipagenmenge, der Pracht, des Getümmels, der Volksfröhlichkeit u. s. w.) mit dem bekannten Lauferfeste am ersten Maitage im Wiener Prater. Wäre der Darsteller ein Russe, oder fände er seiner Ueberzeugung nach das Katharinenfest allen anderen vorangehend, so würde er dasselbe natürlich in allem Glanze darzustellen haben, und das Wienerfest, wenn er es mit angesehen, gerade zur Hervorhebung des Petersburger benützen können. Zu diesem Behufe muß er, außer der Darstellung der russischen Pracht im Allgemeinen, alle möglichen Theilpunkte und Verschönerungsgegenstände des Katharinenfestes geordnet entwickeln, fortwährend das Ganze mit seinen Vermehrungsbegriffen erhöhen, und endlich, gerade wenn er seine Zuhörer in der höchsten Spannung findet, wie von ungefähr auf das Wienerfest übergehn, ohne noch zur Hauptsumme des Petersburger gelangt zu seyn. Dadurch bewirkt er hauptsächlich, daß die Aufmerksamkeit zwischen seiner Beschreibung des Wienerfestes und der des ersteren getheilt bleibt. Nun verliert er sich ganz in die Darstellung des Festes zu Wien, hebt es gleichsam so glänzend als er mag hervor, und vollendet die Beschreibung desselben, ohne Schmälerung seiner Pracht. — In dem Momente aber, daß vielleicht schon viele der Zuhörer sich schwankend nach Wien hinüberneigen, zieht er die dortige Hauptsumme zusammen, eilt damit nach Petersburg, führt das dasige Bild mit den, bis zuletzt aufbewahrten, interessantesten Seitengemälden durch, stellt die Hauptsumme aller Theilmultiplikationen in einem raschen, kurzen Revisionsgemälde des Ganzen auf, und multiplizirt diese Hauptsumme mit der Wienerr; wodurch er ganz sicher den beabsichtigten Grundzweck seiner Rechnung erreicht. Denn seine letzte Multiplikation bewirkt nichts Anderes, als daß seine Zuhörer Wien von Petersburg subtrahiren werden."

Vermischte Schriften.

Kleine Erzählungen in humoristischen Skizzen und Bildern von Theodor von Kobbe. Bremen, Geisler, 1833.

Eine sehr gemischte Sammlung, mehr Anekdoten, als eigentliche Erzählungen, und auch in Bezug auf den ästhetischen Werth sehr verschieden. Die erste Erzählung, die Rückkehr eines ehemaligen Studenten von Heidelberg nach dieser Stadt, wobei die ganze schöne Fata Morgana jugendlicher Erinnerungen zu Wasser und in die gemeinste Prosa aufgelöst wird, ist sehr gut; eben so eine kleine Uebersetzung aus Terenz: die Prahlerei des Thraso. Die Uebersetzung des Phaeton von Ovid gehört wohl nicht hieher und eben so wenig das Rührspiel, das den sonderbaren Titel führt „der Zwischenahner", und in dem es sich von einer Wiedererkennungsscene im Schooß der Familie handelt. Ganz unpassend erscheint Wallensteins Lager, aus der Primanerzeit des Verfassers. Solche Schülerstatulenzen verbrennt man oder begräbt sie unter alten Papieren für die Privaterinnerung, aber nicht für das Publikum.

Einige der anziehendern Anekdoten sind folgende:

Die halbgefüllte Flasche im Wappen.

Die Familie des angesehenen Kaufmanns F. in Flensburg trägt in ihrem Wappen eine halb gefüllte Flasche, die einem seltenen Edelmuth ihres Urgroßvaters ihre Aufnahme und Verewigung verdanken soll. Dieser hatte nämlich in einem der häufigen Kriege zwischen Schweden und seinem Vaterlande, worin die Dänen eine Schlacht gewonnen, als gemeiner Soldat gefochten. Nachdem seine Landsleute des Schlachtfeldes Meister geworden, hatte der alte F., der doet als Wache kommandirt war, mit Mühe eine Flasche Bier erhalten, die er an den durstigen Mund setzte, um sich zu erlaben. Da tönte in der Ferne der bittende Ruf eines Schweden, der, beider Beine beraubt, sehnsüchtig um einen Trunk bat. Von Mitleiden überwältigt, beugte sich unser F. über den Flehenden, und reichte ihm, seine eigne Qual vergessend, die volle Flasche. Aber in dem Augenblick feuerte der heimtückische Schwede, um zum letzten Male seinen durstigen Nationalhaß zu tränken, ein Pistol auf den milden Geber ab. Dieser aber ward von den Engeln bewahrt; der Schuß ging fehl. — Ruhig ergriff F. die Flasche, trank sie halb aus, reichte sie dann dem waffenlos Sterbenden mit den Worten: „Nun kriegst du nur die Hälfte!" Ein Offizier, der diesen Vorfall beachtete, schaffte dem edlen Krieger dies Emblem.

Der besporute Referendar.

Ein junger adeliger Referendar, aus einer ministeriellen Familie, besuchte das Oberlandesgericht mit klirrenden Sporen. Der erste Präsident des Collegii war ein trockner Mann, der nur eine passende Gelegenheit suchte, um dem jungen Mann seine unsere Garderobe zu vereinfachen. Diese fand sich bald, denn da man im Laufe des Vortrags eine Akte begehrte, rief er aus: „Herr Referendar, reiten Sie doch einmal in die Registratur, und holen Sie mir die Akte." Der Referendar trägt seit jener Zeit Schuhe in den Sessionen; den Wetzblitz hat also richtig eingeschlagen.

Die Geschichte vom 30jährigen Kriege.

Zwei mißvergnügte Eheleute saßen an einem Abend in der Schneiderstunde zusammen. Da entfuhr dem gefühlvollsten Theile von beiden Ehehälften ein tiefer Seufzer, und näher dem Gastmahl — wie in dem lezten Akte eines Iffland'schen Familienstücks — rückend, lispelte sie leise: „Weißt Du denn, mein Kind, was übermorgen für ein Tag ist? — „Nein," versetzte der Mann. — „Uebermorgen," entgegnete sie, „sind wir fünfundzwanzig Jahre verheirathet; wollen wir nicht diesen heiligen Tag feiern?" — „Ach, laß das gut seyn, mein Kind, das wäre für uns eine unpassende Solennität," bemerkte der Mann. „Laß uns lieber noch fünf Jahre warten, und dann an diesem Tage den 30jährigen Krieg feiern."

Dagegen sind Anekdötchen oder Betrachtungen wie folgende wohl zu trivial:

Dienstuntüchtigkeit.

„Wir leiden Beide an einer gleichen Krankheit," sagte ein alter, mit Chiragra befallener Justizrath, als er hörte, daß sein Hausgenosse, ein Kammerherr, sich durch Erkältung einen steifen Nacken zugezogen hatte. „Wir sind Beide dienstuntüchtig: denn ein Kammerherr mit einem steifen Nacken ist äquat einem deutschen Richter, den die Hand am Schreiben verhindert."

Gibt es wirklich einen Buckel?

Nichts auf der Welt ist mehr geeignet, den größten Skepticismus herbei zu führen, als der Gedanke, ob man buckelig sey. — Denn da wir aus Erfahrung wissen, daß es keinen Buckligen gibt, der sich seiner Deformität bewußt ist, so sind wir im Allgemeinen auch dieser Selbsttäuschung möglicher Weise unterworfen. Hieraus ergibt sich, daß der größte Buckel keine Realität hat, und daß er sich nur durch die angenommene Meinung Mehrerer, nicht des Buckligen selbst, konstruiren läßt, sonach, wie die Ehre, nur auf der Meinung Anderer beruht.

Mit ein wenig mehr Auswahl hätte der Verfasser, dem es nicht an Humor gebricht, zugleich den Geschmack besser befriedigt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 110. 31. Oktober 1834.

Politische Literatur.

1) Niccolo Macchiavelli's sämmtliche Werke. Aus dem Italienischen übersezt von J. Ziegler. Zweiter und dritter Band. Karlsruhe, Groos, 1833.

Diese schöne Ausgabe, deren ersten Theil wir Literaturblatt 1833, Nr. 32, anzeigten, schreitet vorwärts. Gewiß verdient der große Geist des Italieners, der uns hier in würdiger Gestalt erscheint, nicht nur die fortdauernde Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde, sondern auch derer, die ihren politischen Blick überhaupt schärfen wollen. Man hört nie auf, aus Macchiavelli zu lernen.

Der zweite und dritte Band enthalten den Fürsten, die Gesandtschaft beim Herzog von Valentinois, die Kriegskunst, Briefe und kleine Aufsätze. Nur die Kriegskunst hat ein bloß antiquarisches Interesse, die Briefe haben historischen Werth und der Fürst ist das Werk, das zu allen Zeiten mit gleich großem Interesse gelesen werden wird. Es ist der Spiegel der italienischen Politik, der Inbegriff und kurze Ausdruck der korruptesten Staatspraktiken, durch welche jemals der Teufel auf Erden sichtbar geworden ist. Macchiavelli hat die Sache rein objektiv genommen, er hat weder angereizt, noch gewarnt, sondern nur zusammengefaßt und berichtet, und aus dem reichen Vorrath von Beispielen aus seiner und den vergangenen Zeiten gleichsam eine politische Kriegskunst abstrahirt. Lernten die Fürsten daraus, wie sie die Gewalt erlangen und mißbrauchen konnten, so lernten die Gefährdeten eben daraus, sich gegen jene Angriffe zu schützen. Daß er selbst diese Arglisten verabscheute, bedarf wohl keines Beweises, und Friedrich der Große hat sich unnütz erhizt. Man kann diesen Macchiavelli sogar in gewisser Beziehung mit Tacitus vergleichen, denn auch er hat seinen Blick, ihn abwendend von der italienischen Verderbniß, in der Betrachtung Deutschlands erquickt und erheitert. Macchiavelli's Schilderung der deutschen Städte wetteifert mit der Schilderung, welche Tacitus von den alten Germanen entworfen hat: „An der Macht Deutschlands darf Niemand zweifeln, denn es hat Ueberfluß an Menschen, Reichthümern und Waffen. Was die Reichthümer betrifft, so gibt es keine Stadt, die nicht einen öffentlichen Schaz hätte; und Jedermann sagt, Straßburg allein besäße einige Millionen Gulden. Dies kömmt daher, daß sie keine andern Ausgaben haben, die ihnen das Geld aus der Hand ziehen, als die für die Unterhaltung ihrer Vertheidigungsmittel und Vorräthe. Wenn aber die erste Anschaffung ein Mal gemacht ist, so kostet sie die Erneuerung nicht viel. Sie haben in dieser Hinsicht eine sehr schöne Einrichtung. Ihre öffentlichen Vorrathskammern

sind immee mit Lebensmitteln, Getränken und Beennholz füe ein Jahr angefüllt; eben so haben sie rohe Stoffe zue Verarbeitung, um bei einer Belagerung die Menge, die von ihrer Hände Arbeit lebt, ein ganzes Jahr lang ohne Verlust der Stadt ernähren zu können. Die Soldaten kosten sie nichts, weil die Büeger bewaffnet und in Uebung erhalten werden. An Festtagen übt sich die ganze männliche Bevölkerung, statt zu spielen, mit dem Haken, mit der Picke, mit dieser odee jener Waffe, wodei sie dem Geschicktesten Ehre erweisen und Preise austheilen, die sie dann mit einander verjubeln. Füe Besoldungen und dergleichen geben die Städte wenig aus. So ist heute jede Stadt als Gemeinwesen reich. — Der Grund, warum die Einzelnen des Volkes reich sind, liegt darin, daß sie ärmlich leben. Sie bauen nicht, sie machen keinen Aufwand für Kleider, sie veewenden nichts auf Hausgeräthe. Es genügt ihnen, Ueberfluß an Brod und Fleisch und eine geheizte Stube zu haben, wo sie sich vor der Kälte schützen können. Wer weiter nichts hat, lebt ohne die andeen Dinge und strebt nicht darnach. Auf ihren Leib verwenden sie zwei Gulden in zehn Jahren. Jeder lebt nach seiner Stellung in diesem Verhältniß, und Keiner schlägt an, was er entbehrt, sondern nur, was ee nothwendig bedarf, und ihre Bedürfnisse sind viel geeinger als die unsrigen. — Die Folge dieser ihrer Sitten ist, daß kein Geld aus iheem Lande geht, da sie mit dem zufrieden sind, was es erzeugt. In ihr Land geht immer Geld, das von denen dahin gebracht wird, die die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes haben wollen, womit sie fast ganz Italien versehen. Ihr Gewinn ist um so größer, als der größte Theil dessen, was sie verkaufen, in Manufakturwaaren besteht und durch die Handarbeit seinen Werth erhält, ohne daß sie irgend ein bedeutendes Kapital als Auslage bedürfen."

Meekwürdig ist auch folgende Aeußerung: „Das deutsche Fußvolk ist voetrefflich, und die Leute sind von schöner Statur, im Gegensatz mit den Schweizern, die klein und wedee hübsch von Gesicht noch wohlgestaltet sind. Die Waffen der großen Mehrzahl bestehen allein in der Picke und einem kurzen Degen, um gewandter, schneller und leichter zu seyn. Sie pflegen zu sagen, daß sie deßhalb keine Schutzwaffen trügen, weil sie keinen andeen Feind als das Geschütz hätten, wogegen sie ein Bruststück, Küeaß oder Ringkragen doch nicht schützen würde. Die andern Waffen fürchten sie nicht, denn ihre Schlachtoednung, sagen sie, sey so gut, daß es unmöglich sey, zwischen sie einzudringen, oder ihnen auf Pickenlänge nahe zu kommen. Sie sind die besten Truppen für die offene Feldschlacht, allein zum Angriff der Festungen taugen sie nichts und zur Wertheidigung derselben wenig; überhaupt sind sie, wo sie sich nicht in iheer Schlachtordnung aufstellen können, nichts werth. Dies hat die Erfadrung bewiesen, als sie mit den Italienern zu thun hatten, und besonders, wo Festungen zu erobeen waren, wie Padua und andere Plätze. Hier haben sie sich schlecht gehalten, dagegen im offenen Felde immer gut. Wenn in der Schlacht bei Ravenna, zwischen den Franzosen und Spaniern, die Feanzosen nicht die Landsknechte gehabt hätten, so würden sie die Schlacht verloren haben. Denn wäheend die Reiterei beider Heere im Gefecht begriffen war, hatten die Spanier das französische und gascognische Fußvolk schon geschlagen; und wenn ihm die deutschen Regimentee nicht zu Hülfe gekommen wäeen, so würde es sämmtlich getödtet und gefangen worden seyn. Eben so sah man neulich, als der katholische König mit Frankeeich in Guyenne Krieg anfing, daß die spanischen Truppen eine Schaar von 10,000 Deutschen, die dee König von Frankreich hatte, mehr fürchteten, als das ganze übrige Fußvolk, und daß sie jede Gelegenheit vermieden, mit ihnen zusammen zu teeffen." Glaubt man nicht Tacitus zu hören, wie er die Germanen mit den Galliern vergleicht?

Einen nicht uninteressanten Kontrast mit diesen alten Schilderungen des deutschen Volks bildet eine neuste, die wir nach dem Bericht unseres französischen Freundes mittheilen. Der lezte Reisende in Deutschland entwirft ein eben so ehrendes und liebkosendes, abee auch ein eben so flüchtiges und falsches Bild von Deutschland, wie der vorlezte, Inglis (veegl. Literaturblatt von diesem Jahr Nr. 8). Was die Herrn nicht Schönes gesehen haben? Aber so sehe es uns schmeichelt, daß sie uns noch immee so loben, als ob sie Tacitus und Machiavelli wäeen, so muß ich ihnen doch sagen, wir verdienen diese Ehre nicht ganz. Der Herr Maequis von Salvo hat nichts Feudales mehr an uns wahegenommen. Das allein zeigt, daß er seine Augen in Paris zuekgelassen hat.

2) Mon portefeuille ou papiers détachés par le Marquis de Salvo. Paris 1834.

Diese Bemerkungen auf einer 1833 durch die Schweiz, Italien und Deutschland unternommenen Reise zeigen zwar von viel Geist und scharfer Beobachtungsgabe, wir wüeden sie aber doch in diesen Blättern nicht besprechen, wenn es nicht anziehend wäre, den gebildeten Franzosen seeimüthig über Deutschland und seine Bewohner reden zu hören, wiewohl wir selbst lange nicht Alles bei uns in so schönem Licht sehen, wie der Herr Markis. Vor zehn Jahren konnten wir Deutschen keine Reise eines Franzosen nach Deutschland lesen, ohne uns laut oder im Stillen zu ärgern; seit einiger Zeit müssen wir über

dergleichen faſt erröthen. So haben ſich die Zeiten bei ihnen und bei uns geändert.

„Gleich bei meinem Eintritt in Deutſchland," ſagt der Verfaſſer, „bemerkte ich, daß ich nicht mehr in dem franzöſiſchen Land der Freiheit und Liberalität ſey, denn auf den Poſtſtationen forderten mir weder Gensdaemen noch Polizeiagenten meinen Paß ab, und es war mir Franzoſen faſt peinigend, zu ſehen, daß ſich Niemand um mich bekümmere. — Der ganze öffentliche Geiſt und die Politik Deutſchlands ſind bis jezt ſehr wenig in Frankreich gekannt, am wenigſten von den Liberalen, die ſich damit ſchmeicheln, das beſonnene, ruhige, denkende und vergleichende Volk werde ſich auf das erſte Zeichen der Pariſer revolutionären Propaganda erheben und ſeine Fürſten umbringen oder wenigſtens aus dem Lande jagen. Achtzehn Monate that der Verfaſſer nichts als Deutſch lernen, des Landes Zuſtand und Verfaſſung, ſowie den Gang des Bundestags ſtudiren. In Frankreich glaubt man allgemein und es wird in Schriften und Journalen gar oft wiederholt, Deutſchland und ſein Bundestag ſeyen noch ganz feudal. Darin irrt man aber gewaltig. Vom Lehnsweſen und ſeinen Mißbräuchen zeigt ſich dort wenig mehr als die Namen und Titel(?) Der Bundestag, lange ſchläfrig und unentſchloſſen, wurde durch die Pariſer Juliustage aufgerüttelt und hat ſeitdem viel Thätigkeit, Kraft, Feſtigkeit und Einheit entwickelt. Er iſt jezt ein Centre d'unité, ein enges Bundesband, das zwei und dreißig große und kleine Staaten feſt umſchließt und ſo lange nicht von dem darüber ärgerlichen Frankreich gelockert werden wird, als dieſe zwei und dreißig Staaten-Pfeile ſich feſt an einander drängen und die Nothwendigkeit ihrer vertrauenden Einheit einſehen. Aber dieſe Bundesſtaaten ſind darum nicht mit einander vermiſcht, im Gegentheil, ihre beſondern und nationalen Intereſſen, ihre ganze Eigenthümlichkeit iſt erhalten und wird von den einzelnen Regierungen gewahrt, die gleichfalls für ihre eigene Landesverwaltung und Entwickelung unbeſchränkt und unbewegt ſind, ſo lange dieſe mit des Bundes Ehre, Sicherheit, Feſtigkeit und Kraft nach Innen und Außen nicht in hinderndem Widerſpruch ſteht. Da aber beginnt die Herrſchaft des Bundes, und ihr muß alles Individuelle und Provinziale weichen. Durch dieſe Ordnung allein iſt die geſunde Erhaltung des Bundes möglich. — Wer möchte die guten Deutſchen nicht achten, weil ſie ſo innig an den hiſtoriſchen Erinnerungen ihres Landes hängen? Bei ihnen durchſucht man nicht wie bei uns die Archive, um die Verbrechen irgend eines ſchlechten Fürſten oder eines ſchlechten Geiſtlichen zu entdecken und zu proklamiren. Im Gegentheil, die jezt lebenden deutſchen Fürſten ſind meiſtens geachtet und geliebt von der großen Mehrheit ihrer Völker, und ſie verdienen es auch; am ſichtbarſten iſt dies in den Ländern, die am weiteſten von dem Volk entfernt ſind, deſſen Liebe und Verehrung in zwei Revolutionen, im Bürgerkrieg, mit jedem andern ſittlichen Gefühl untergegangen iſt. Man vergleiche in dieſer Beziehung Oeſterreich und Preußen mit Frankreich. Dieſe Liebe zu ihren angeſtammten Fürſten wirkte auch 1813 weſentlich zu der mächtigen Erhebung Deutſchlands gegen Napoleon, der nicht nur die Völker unterdrückt, ſondern auch die edlen Fürſten und ihre Frauen beſchimpfte; Napoleon und all ſeine Herrlichkeit iſt indeſſen zu Staub geworden, Oeſterreichs und Preußens Fürſten leben aber noch rüſtig und in der Liebe der Ihrigen. Man wiederholt ſo oft in Frankreich, Deutſchland ſtehe unter dem mächtigen Einfluß dieſer beiden Staaten, die kleinern Fürſten müßten ſich Alles von ihnen gefallen laſſen und könnten gar nicht wie ſie wollten. Nichts iſt irriger als dieſe Behauptung. Die mikroſkopiſchen Fürſten von Lichtenſtein und Reuß haben ihre freie Stimmen am Bundestag, ſo gut wie jene Mächte. Wir ſtecken überhaupt voll Unwiſſenheit und Vorurtheile über Deutſchland. So gilt bei uns Oeſterreich für ein zweites China, für ein Land der geiſtigen Nacht, weil es keine Preßfreiheit hat, den franzöſiſchen politiſchen Schriften und Journalen, ſowie vielen deutſchen gleicher Tendenz den Eingang verſagt, und in Beziehung auf Religion, Sitten und Politik eine ſtrenge Cenſur übt. In dieſem Land aber iſt viel mehr wahre Bildung und Unterricht beim Volk wie bei uns in Frankreich, wo in den Provinzen noch graſſe Unwiſſenheit herrſcht; in den Naturwiſſenſchaften, in Mathematik, Aſtronomie, Medizin, Geſchichte, Alterthumskunde, in den ſchönen Künſten und Muſik ſteht aber Oeſterreich mit andern deutſchen Ländern in gleichem Rang und dieſer Rang iſt bekanntlich ſehr hoch. In Oeſterreich, wo auf dem Kontinent die erſten Eiſenbahnen angelegt wurden, ſteht Induſtrie und Handel ſchon ſehr hoch, und durch das Leben zieht ſich dort Freude, Wohlſtand und Sitte.

Wie viele Jahrzehente werden noch darüber hingehen, ehe wir es bei uns dahin bringen? Eben ſo iſt es mit Preußen, das unſern Liberalen ein unglückliches und unter dem Druck ſeufzendes Land ſcheint, weil es noch keine Verfaſſung in ihrem Sinn beſizt; ich aber glaube, es iſt der hellſte Punkt in Europa. Was verſtändige Regierungen vermögen, zeigt ſich eben jezt auf's Augenſcheinlichſte. Während das von Revolutionen abgehezte Frankreich von Parteien und Bürgerkrieg blutig zerriſſen wird und die Nation allen geiſtigen und ſittlichen Halt verloren hat, während Spanien und Portugal in Nacht, Graus, Blut und Bruderkampf liegen, England von ſeinen politiſchen Parteien, von Irland und

Digitized by Google

von seinen Arbeiterheeren in krankhafter Lähmung gehalten wird, während in all diesen Ländern Unordnung und Unsicherheit neben sittlicher Verworfenheit herrscht, ist in Deutschland, einige Chorufe von Paris her in den anliegenden Rheinländern ausgenommen, tiefe Ruhe. Die Regierungen, innig und fest miteinander verbunden, unangreiflich im Innern wie im Aeußern, schreiten langsam und besonnen von einer Verbesserung zur andern fort ohne Erschütterung; der deutsche Bund, Preußen und Oesterreich mit ihren sechzig Millionen Einwohnern, ihren trefflichen Heeren und Landwehren, mit ihrer Ordnung und Ruhe sind eine innig und kompakt zusammenhängende Masse, die auch ohne Rußland, Sardinien, Holland u. s. w. ehrfurchtgebietend und entscheidend in Europa dasteht. Nicht hoch genug kann für Deutschlands intellektuelles, politisches und materielles Gedeihen der neue Zollverein angeschlagen werden, der keck das Ausland ausstößt und erklärt, daß sich das Volk künftig selbst genügen will. Kämen dazu die großartigen Projekte von Eisenbahnen, der Kanal zur Verbindung der Donau mit dem Main und Rhein, die Schiffbarmachung der Donau bis in's schwarze Meer für Dampfschiffe zur Ausführung, wie nicht wohl zu zweifeln ist: so möchte ich das Land sehen, das sich in intellektuellem und materiellem Wohlseyn über Deutschland stellen könnte. Durch diese Zollverbindung und die andern verwandten Unternehmungen wird die Bundesnationalität wesentlich befördert, die der Wunsch aller wahren deutschen Patrioten ist. Sie sehen ihre Nationalität nun in der Vermehrung und Befestigung der Bande, die alle Länder und Völker des Landes umschließen; keineswegs in administrativer Centralisation, die wie in Frankreich zugleich erdrückend, lähmend, despotisch, obgleich aus der Revolution hervorgegangen ist. — Das Nationallied der Deutschen ist kein revolutionäres und blutiges Lied wie die Marseillaise, keine leere Rodomontade wie die Parisienne und keine barbarische Ironie wie das ça ira, sondern die fast religiösen, im schönsten patriotischen Schwung gedichteten Lieder des jungen Tyrtäus Th. Körner, die der gleichfalls verstorbene C. M. Weber mit ergreifender Herrlichkeit in Musik gesezt hat. Kein Volk, selbst wir viel dichtenden und musikalischen Italiener, haben etwas Aehnliches aufzuweisen. Ein Volk aber, das seinen Unwillen gegen den fremden Dränger so edel ausdrücke, ist nicht reif für die revolutionäre Propaganda. Es ist ohne Haß, aber ohne Sympathie für die heutigen Franzosen, deren Herrschaft in Deutschland vorübergegangen ist, ohne die geringste Spur zurückzulassen, am wenigsten auf den Charakter und die Sitten des Volks. Bei ihm ist noch treue Hingebung und Gehorsam gegen seine Fürsten zu finden, bei ihm stehen noch Altäre und Kirchen in Ehren, denn es hat noch nicht gelernt, sich seiner Frömmigkeit zu schämen, der Gottesdienst ist bei ihm noch keine Lächerlichkeit und Schwäche, die Irreligion ist da noch nicht zur Mode geworden. Welchen Unterschied findet der Beobachter hier in dem sichern, ruhigen und besonnenen Gang der Civilisation und dem, was man in Frankreich le mouvement und le progrès du siècle nennt! Darin zeige sich vorherrschend der Grundcharakter des germanischen Volks, das nie durch Revolutionen verdorben worden ist." — Sehr viel Bedeutung legt der Verfasser auf die Ausführung der zuerst in Deutschland gefaßten Idee, eine große Eisenbahn mitten durch das Land zu ziehen und dadurch nicht nur Köln, Kassel, Frankfurt, Stuttgart, München, Wien, Prag, Dresden, Berlin, Königsberg und Hamburg unter einander, sondern auch durch die Fortsetzung dieser Straßen St. Petersburg, Amsterdam, Paris und Lyon in Verbindung zu setzen. Mit Dampfwagen könnten dem russischen Winter und den stürmischen Meeren zum Trotz Reisende und Waaren in vier bis fünf Tagen von Paris nach St. Petersburg gelangen. Unberechenbar wären die Vortheile dieser sichern und schnellen Verbindung, der ungeheure Raum zwischen Frankreich und Rußland verschwände, und der Norden hörte auf, von dem civilisirten Süden getrennt zu seyn. Eine neue Pariser Emeute oder Revolution würde dann früher in St. Petersburg bekannt, als an Ort und Stelle geendigt. Die diplomatischen Depeschen liefen dann auf der Eisenbahn fast so schnell, als in Frankreich die neuen Konstitutionen und Gesetze. Wechsler und Großhändler könnten von Paris nach St. Petersburg reisen, da ihre Korrespondenten besuchen, ihre Geschäfte abmachen und in neun bis zehn Tagen wieder an der Pariser Börse seyn. Die reichen russischen Gemäldeliebhaber könnten nach Paris, um da die Ausstellung zu sehen und einzukaufen. Die Pariser Liebhaber von Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren eilten in das Palmira an der Newa, hingen da ihrer Lust nach und wären doch wieder zu einem bestimmten Ball- oder Operntag in Paris zurück. Die russischen, deutschen und französischen Damen und eleganten Herren machten sich Neujahrs- und Höflichkeitsbesuche und luden sich für die kommende Woche zu Ball und Diner ein. Die Pariser Schneider und Modehändlerinnen nähmen ihren Kunden das Maaß in St. Petersburg; die Pariser Moden und die Lyoner Seidenstoffe erschienen in Einer Woche im Winterpallast zu St. Petersburg und auf dem Pariser Operndall ꝛc.

Dr. Mr.

Verantwortlicher Redakteur: L. W. Mengel.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Kelter, aus dem Arabischen. 264.
Lieder von Karl Mayer. 269. 274. 284.
Der Unglückliche. 271.
Die Seele, von Pfizer. 278.
Das Geheimniß, von Pfizer. 281.
Räthsel: Eis. 262. — Pulver. 268. — Cocosnuß. 271. — Reif. 280.

Erzählung.

Die Ehescheidung. 262 — 286.

Naturgeschichtliches.

Zur Kenntniß des thierischen Körpers, nach Bell. Von der Empfindlichkeit. 262. 263. 264. — Vom Muskelsinn. 273. 274. 275.
Kurze Geschichte der fossilen Pflanzenwelt. 285. 286.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Paris, sonst und jezt, von H. Bulwer. 265—268.
Französische Höflichkeit. 270. 271. 272.
Französische Eitelkeit. 276. 277.
Molière. 279. 280.
Französische Galanterie. 282. 283. 284.

Korrespondenz.

Berlin. 262. 263. 280. 281. 282. 283. — Marseille. 264. 265. 266. 267. — Paris. 266. 267. — 271. 272. 275. 276. 277. 278. 279. — London. 268. 269. 270. 271. 272. 273. — 276. 277. 278. 281. 282. — Dresden. 274. — Genf. 283. 284. 285. 286. — Karlsruhe. 284. 285. 286.

Kunst-Blatt.

Nro. 88.

Konversationsbeiträge zu dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.) — Monogrammenkunde. Welcher Monogramme bediente sich der Maler Hans Baldung Grün zur Bezeichnung seiner Kupferstiche und Holzschnitte? — Monumente.

Nro. 89.

Athen. — Konversationsbeiträge zu dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.) — Monumente. — Persönliches.

Nro. 90.

Athen. (Schluß. — Konversationsbeiträge zu dem Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. (Forts.)

Digitized by Google

№ 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. November 1834.

— Du blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sichrem Porte,
Verwerfend hin auf Alles, was nur scheint.
Erschreckt von deinem ernsten Worte,
Entflieht der Liebesgötter Schaar. —

Schiller.

Die Ehescheidung.

Eine Erzählung.

„Aber, lieber Warheim,“ sagte die verwittwete Kammerherrin von Sandoval zu einem kräftig aussehenden, lebhaft gestikulirenden Manne, der vor ihr stand, „wie mögen Sie doch das Heiligste, was die Erde, das Leben hat, in so enge, jämmerliche Grenzen sperren! Lassen Sie doch die jungen Herzen ihre Seligkeit vollständig genießen und treten Sie nicht mit den gemeinen Anforderungen des irdischen Werkeltages zwischen die reinen Sphärenklänge einer himmlischen Harmonie.“ — „Will ich denn das, liebe Freundin?“ erwiderte der Getadelte, ohne sich von der holden Stimme, mit welcher die Vorwürfe gesprochen wurden, noch von der einnehmenden Gestalt irre machen zu lassen, die mit bittender Geberde zu ihm heraufsah. „Weiß ich denn nicht so gut, wie Sie, daß das jugendliche Herz seine Rechte hat, und daß es schlimm wäre, wenn es nicht wenigstens eine Zeit in dem menschlichen Daseyn gäbe, wo die berechnende Klugheit uns vom Uebel scheint, wo man darauf schwören würde, jedes irdische Bedürfniß könne von der Speise, mit welcher die Liebe sich nährt, mit Ambrosia und Lilienduft, befriedigt werden? Aber damit dieser Zustand der höchsten Seligkeit, den auch ich gekostet habe, wie irgend Einer, so lange dauern möge, als es mit unserm wandelbaren Wesen bestehen kann, behaupte ich und bleibe dabei: die göttliche Leiterin des Menschen, die Vernunft, muß uns immerdar zur Seite bleiben, uns vor den mannichfaltigen Abwegen warnen, die uns die Leidenschaft führen will, die trügerische Decke wegheben, welche den Abgrund verbirgt, in dessen Tiefe, sind wir einmal hinuntergestürzt, die Liebe niemals bleibend waltet, und will der Mensch in seinem trunkenen Sinne die freundlich ernste Warnerin nicht hören, nicht sehen, so ist es die Pflicht der Erfahrung, ihn zu seinem Heile zu zwingen.“ — „Ich begreife Sie heute nicht,“ sprach Frau von Sandoval mit verdrießlichem Tone, indem sie den Kopf unwillig schüttelte. „Gibt es einen herrlichern Anblick, als ein junges Paar Menschen, die, ohne vom Schicksal oder dem Willen Anderer getrillt zu werden, ohne durch vergebliche Hoffnungen und unnützes Streben die zarte Blüthe ihres Daseyns, den glänzenden Staub, der die Flügel der himmlischen Psyche ziert, verlieren, oder durch das ungeschickte Angreifen roher Hände verwischt zu sehen, in dem Wonnegefühl der ersten Liebe schwelgen, sich hoch über diese arme Erde erheben und durch den Genius, der uns zum Troste auf unserer Pilgerfahrt mitgegeben ward, dem Urquell des Lichts und der Liebe ganz nahe gebracht werden? Lieber Gott! soll denn die Prosa des Lebens einzig nur ihr

Recht über uns ausüben? Soll es dem Bürgee dieser Unterwelt nicht verstattet seyn, sich einen Augenblick übee das Alltägliche zu ertheben und in der schönsten Begeisterung des Herzens Kraft zu schöpfen für die unausweichlichen Leiden, die mit der Menschheit verknüpft siud?“ Die lebhaften Augen des Oberförsters von Warheim ruhten einige Sekunden lang mit wohlwollender Theilnahme auf den angenehmen Zügen der alternden Frau, bie durch den Unmuth selbst, der sie bewegte, einen noch anziehenderen Ausdruck gewannen. Ein freundliches Lächeln strich über sein Gesicht, wie dies etwa geschieht, wenn wir den unausführbaren Wünschen eines liebenswürdigen Kindes horchen; dann warf er sich rasch an ihre Seite in den Sopha, faßte liebreich ihre feine, zarte Hand, und diese nach Weidmanns Art fast über Gebühe drückend, rief er: „Darum eben, damit das Himmelskind nicht zu früh den Schmuck seiner glänzenden Schwingen verliere, damit die Prosa des Daseyns nicht ganz die poetische Zuthat einbüße, deren sie bedarf, um erträglich zu seyn, möchte ich dem Nektarkelche der Liebe und Freude etwas von dem Irdischen beimischen, dessen Sklaven wir bleiben werden, so lange nicht eine ätherische Luft den Geist umgibt und ihn über alle gemeinen Bedürfnisse empor hebt. Essen, trinken und sich kleiden, das sind Dinge, die wahrhaftig so gut zum Leben gehören, als sich lieben und küssen; ja, wenn wir streng untersuchen wollen, so würde vielleicht die handgreifliche Wahrheit hervortreten, daß die zärtlichen Schwärmereien der Liebe sich noch eher entbehren ließen, als die materiellen und gemeinen Gegenstände, die uns vor Hunger, Durst und Frost schützen sollen, denn ohne die Befriedigung der Letzteren würde es mit der Ersteren eine klägliche Bewandtniß haben, und es steht nicht zu leugnen, daß der Anblick zweier Liebenden, die sich mit bellendem Magen und klappendem Munde versichern, die Liebe stille jedes irdische Verlangen, ziemlich trübselig seyn müßte.“

Die Kammerherrin entzog dem spottenden Freunde schmollend die festgehaltene Hand, konnte aber dem Munde den Zug des Lachens nicht wehren, den diese Vorstellung ihr abdrang. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie jetzt eifrig, um schnell die gegebene Blöße zu bedecken. „Ist denn davon die Rede? Julius und Leopoldine können doch wahrhaftig das höchste Glück des Lebens genießen, ohne ängstlich für den standesmäßigen Unterhalt besorgt zu seyn. Warum soll ihnen denn die schönste Zeit des Lebens verkümmert werden? Warum sollen sie durchaus erst in das gewöhnliche Treiben zurücktreten, ehe sie das Ziel erreichen, um deßwillen es sich einzig nur verlohnt, gelebt zu haben?“ — „Mir ist nicht bekannt,“ versetzte Waeheim, „daß die beiden Leute ein hinreichendes Kapital besäßen, um den Ansprüchen zu genügen, mit denen sie unstreitig in die Welt treten werden. Julius Erbtheil wenigstens ist durch den frühen Tod des Vaters, die gutmüthige Thorheit der Mutter, durch des jungen Mannes Universitätsjahre und Reisen und manche unerwartete Einbuße so verkümmert, daß kaum zu der Nothdurft an Brod und Salz Rath werden dürfte, und Leopoldinens Vermögen, das haben Sie selbst mir gesagt, liebe Freundin, ist wenig bedeutender. Woher, ich bitte Sie, soll denn, insoferne Ihr Wille das Paar zusammenführt, ehe mein Neffe sich durch sein Talent ein einträgliches Amt verschafft hat, der Ueberfluß kommen, der in unserer Zeit als das unumgängliche Attribut jedes neu zu beginnenden Familienlebens angesehen wird? Wer soll die Kosten für Diners und Soupers, für Spiel und Tanzgesellschaft, für Reit- und Wagenpferde, Kammermädchen und Kammerdiener, und für alle die tausend kostbaren Kleinigkeiten bestreiten, ohne deren stets wechselnden Glanz ein junges elegantes Ehepaar durchaus nicht bestehen kann?“ — „Seltsame Frage!“ sagte die Kammerherrin; „bin ich nicht reich, sind Sie es nicht? Wird nicht unsere Unterstützung, ein Theil desjenigen, was ihnen ja doch nach unserem Tode zukommt, sie in den Stand setzen, eines der ersten Häuser in der hiesigen Stadt zu machen, und sollten wir wohl mit unserm Ueberflusse kargen, wenn es gilt, Menschen, die uns durch Verwandtschaft und Neigung so nahe angehören, schneller glücklich zu machen, als sie es außerdem würden?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Kenntniß des thierischen Körpers.

Nach Bell.

Von der Empfindlichkeit.

Alle Sinne, allein den Tastsinn ausgenommen, finden wir bei den Thieren vollkommener als beim Menschen. Beim Adler und Falken, bei der Gazelle, im Katzengeschlecht ist der Gesichtssinn bewundernswürdig scharf; beim Hund, Wolf, der Hyäne, wie bei den Raubvögeln hat der Geruchsinn unbegreifliche Feinheit, und wenn wir auch geneigt seyn möchten, den Thieren einen höhern Grad des Gefühls als Sinn abzusprechen, so können wir doch nicht zweifeln, daß der Sinn des Gehörs selbst in den untern Klassen höchst ausgebildet ist. Im Tastsinn aber, dessen Hauptsitz die Hand ist, behauptet der Mensch unbestreitbar den Vorrang. Bevor wir indessen von der Empfindlichkeit und dem eigenthümlichen Geschäft der Hand sprechen, müssen wir die allgemeine Empfindlichkeit des Körpers in Betracht ziehen.

Wenn wir von allgemeiner Empfindlichkeit sprechen, folgen wir dem Sprachgebrauch; aber streng

genommen ist diese Ausdruck durchaus unzulässig. Die Begriffe, die man damit verbindet, sind großentheils Schuld an dem Dunkel, das noch über dem Wesen des Nervensystems liegt, und machen uns blind dafür, wie herrlich dieses System in seinen verschiedenen Eigenschaften den Lebensbedingungen des Körpers angepaßt ist. So ist es eine sehr verbreitete Meinung, manche Nerven seyen gröber organisirt und minder empfindlich, andere dagegen zarter gebaut und für feinere Eindrücke bestimmt. Man setzt voraus, der Augennerv sey feiner als die Fingernerven, und doch ist die sogenannte Netzhaut des Auges, in welche sich der Augennerv ausbreitet, unempfindlich für diejenigen Eigenschaften der Materie, welche wir durch den Tastsinn kennen lernen. Allerdings haben die besondern Sinne, wie alle Verrichtungen des Körpers, ihre besondern Nerven, aber Feinheit des Gewebes hat damit rein nichts zu schaffen. Der Gefühlsnerv in der Haut ist unempfindlich für Licht und Schall, aber nicht deßhalb, weil sein Bau gemeiner, gröber ist; die Schönheit und Vollendung des Systems besteht just darin, daß jeder Nerve nur für einen bestimmten Eindruck Empfindlichkeit besitzt. Das eigenthümliche Gefühl beim Tasten vermag nur der Hautnerve zu geben, wie der Gesichtsnerve seinerseits seinen streng umschriebenen Wirkungskreis hat. Rührte die Eigenschaft des letzten Nerven bloß von seinem feinen Gewebe, reagirte die Netzhaut des Auges gegen den Lichtstoff nur deßhalb, weil sie überhaupt empfindlicher wäre als der Tastnerve, so müßte das Auge eine Quelle ewiger Leiden seyn, während so höchst weise dafür gesorgt ist, daß der Augennerv grob körperliche Eindrücke gar nicht empfindet und nur solche der Seele überliefert, welche seiner eigenthümlichen Verrichtung entsprechen, das heißt die Eindrücke von Licht und Farbe. Man erinnere sich des interessanten Faktums, daß, wenn bei der Operation des Staars die Spitze der Nadel durch die äußern Augenhäute dringt, dieselbe das Gefühl des Stechens hervorbringt, daß aber, wenn sie den als innere Augenhaut ausgebreiteten Gesichtsnerven durchsticht, der Kranke einen Lichtfunken sieht. Der Gesichtsnerve ist so unempfindlich für Berührung, als der Gefühlsnerve für das Licht.

Die ausnehmende Empfindlichkeit der Haut für die geringste Verletzung veranlaßt den allgemeinen Glauben, daß der Schmerz desto größer seyn müsse, je tiefer eine Wunde ist. Dies ist aber nicht der Fall, und wäre auch mit dem weisen, im Kleinsten sichtbaren Plane des Schöpfers nicht vereinbar. Die Empfindlichkeit der Haut dient nicht allein dem Tastsinn, sie ist auch die eigentliche Schutzwache für die tiefer gelegenen Theile, und da zu diesen nichts dringen kann, es ginge denn zuvor durch die Haut, und wir also Schmerz leiden, bevor innere Theile verletzt werden können, so wäre es ganz überflüssig gewesen, den letztern Empfindlichkeit zu verleihen. Besäßen die innern Theile, welche bei den Bewegungen des Körpers in's Spiel kommen, dem Grad und der Art nach dieselbe Empfindlichkeit wie die Haut, so diente diese Eigenschaft nicht nur zu nichts, sondern würde bei der beständigen Ortsveränderung der festen Theile eine Quelle von Schmerz und Mißständen aller Art. Wenn der Chirurg eine Operation mit schneidenden Werkzeugen zu machen hat, so beruhigt er den Kranken, sobald der Hautschnitt fertig ist, und versichert ihn, der größte Schmerz sey vorüber. Es gilt mit Recht für ein großes Ungeschick, wenn er auf der Höhe der Operation den Hautschnitt erweitern muß, und zwar nicht nur, weil es beweist, daß er das Ganze schlecht berechnet hat, sondern weil der Kranke die Durchschneidung der tiefern Organe gleichmüthig erträgt, bei einem neuen Hautschnitt aber über den heftigsten Schmerz klagt. Durch Versuche kommen wir zu dem merkwürdigen Resultat, daß Knochen, Gelenke, alle Häute und Bänder an denselben bloßgelegt, geschnitten, gestochen, ja gebrannt werden können, ohne daß Mensch oder Thier das Geringste empfindet. Ohne großes Nachdenken finden wir, daß Empfindlichkeit für solche Eindrücke, also Empfindlichkeit gleich der der Haut, diese Organe für ihre Verrichtungen ungeschickt machen müßte. Warum sollten sie für Stechen oder Brennen Gefühl haben, da Verletzungen der Art sie nicht erreichen können? wenigstens nicht, ohne daß die dafür empfindliche Haut davor gewarnt worden ist. Betrachten wir also die Sache vom wahren, philosophischen, ja wir dürfen wohl sagen religiösen Standpunkt, so können wir den Zweck der Natur unmöglich verkennen: der Schmerz der empfindlichen Haut erscheint nicht mehr als ein Uebel, sondern als der wahre Schutzgeist der unter der Haut gelegenen Theile, indem er uns vor Verletzung warnt, und uns anreibt, sie zu vermeiden, und so organisirt ist die Haut für den Menschen ein besserer Schutz, als wenn der Panzer des Rhinozeros seinen Körper deckte. Ist dem nun aber so, so sehen wir andernseits, daß die innern Theile von Verletzungen betroffen werden können, womit die Empfindlichkeit der Haut nichts zu schaffen hat: sie sind Verrenkungen, Erschütterungen, Beulen ausgesetzt, ohne daß die Haut dabei in's Spiel kommt. Sollten nun diese Theile, trotz dem, was eben von ihrer Unempfindlichkeit gesagt worden, nicht dennoch ein eigenthümliches Gefühl besitzen, das uns beim freien Gebrauch der Glieder als Schutzwehe diente? Fragen wir wiederum bei der Erfahrung an, so finden wir wirklich, daß diese Organe, welche man ungestraft stechen, schneiden, brennen kann, für Quetschung, Zerrung, Zerreißung in hohem Grade empfindlich sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Der alte Heim.

An zweihundert Wagen rollten zu Ende vorigen Monats die lange Friedrichsstraße hinunter, ein unübersehbarer Trauerzug, letzte Ehre einem Greise, dessen langes Leben eine ununterbrochene Kette von Glück und Ehren war, wohlverdiente Ehren und unbeneidetes Glück; ein seltener Fall. Es war ein Mann des Volkes durch ein halbes Jahrhundert, und das ist noch seltener. Seine Popularität beruhte aber nicht auf glänzenden Thaten und schönen Reden, sondern auf Wohlthun. Der berühmteste Arzt Berlins, bekannter unter dem Namen der alte Heim, als unter seinen Titeln, starb im achtundachtzigsten Jahre, ohne sich und seinen Ruhm überlebt zu haben, denn er bötete zu rechter Zeit auf, thätig zu wirken, und ließ Jüngern das Feld, ohne sich deßhalb aus der Zeit und dem Leben zurückzuziehen. Sein Rath galt noch immer, seine kräftige, liebenswürdige Persönlichkeit hat sein ganzes Leben durch wohl noch mehr gewirkt, als seine Kunst. Er hat gewiß viel studiert — er hörte nie auf zu studiren — aber es war mehr sein praktischer Blick, als seine Wissenschaft, was ihn berühmt gemacht hat. Diese seine Diagnose ist fast sprüchwörtlich geworden. Jede Stadt muß ihren Arzt haben, der in gefährlichen Dingen zuletzt den Ausschlag gibt, die Autorität, von der es keine Appellation gibt. Diese fast unumschränkte Autorität hat Heim beinahe zwei Menschenalter hindurch geübt, denn sein Ruf war mit seinem Auftreten begründet; man rief ihn zu allen ernsten Fällen, wo kein Rath mehr ausreichte, und doch war er zugleich der gewöhnliche Rath, Tröster und Helfer der Armen. Er ist sehr reich gestorben, und Niemand hat so wenig im Geruch des Eigennutzes gestanden, als er. In seinen frühern Jahren kam er, gerufen, zu einem Jeden, vornehm und gering, machte keinen Unterschied, außer daß er dort kecker auftrat und allem Ceremoniell, das ihm in seiner Thätigkeit hinderlich gewesen wäre, von vorne herein den Krieg erklärte. Es darf bei dieser Gelegenheit indessen angeführt werden, daß die Mehrzahl der Berliner Aerzte darin mit Recht eines vortheilhaften Rufes sich erfreut. Mit Ausnahme sehr weniger — freilich darunter auch sehr berühmter — gelten alle als uneigennützig. Heim war es in solchem Grade, daß er nicht allein die Renumeration bei Bedürftigern ausschlug, sondern selbst gab und brachte. Mit der ihm eigenthümlichen Laune pflegte er eine Geschichte zu erzählen, wie er von einer Höckerin im Keller zu ihrer kranken Tochter gerufen worden. Die Tochter genas und die Frau fragte den Geheimerath, was sie schuldig sey? Er antwortete, sie solle darum keine Sorge tragen; aber die Frau bestand darauf, wurde heftig, grob, und als sie ihm erklärte, sie gehöre nicht zu dem Lumpengesindel, das so was umsonst sich leisten lasse, sagte Heim, um die Frau und ihr Point d'Honneur zu befriedigen: „So gebe Sie einen Thaler, und damit ist die Sache abgethan.“ Die Frau kramte und suchte in einer schweren Komode, während der Geheimerath, in der Spannung, was für ein Kleinod sie ihm vielleicht noch zulegen werde, an der Thüre warten mußte. Endlich drückte sie ihm zwei Achtgroschenstücke in die Hand und sagte trocken: „Mit sechzehn Groschen, denk' ich, wird's auch genug seyn.“ Der Selige hob sich lange Zeit diese sechzehn Groschen zur Erinnerung an den merkwürdigen Handel auf, denn er versicherte, er habe nie in seinem ganzen Leben so beschämt gestanden, als vor der Höckerin, die ihm vorwarf, daß er acht Groschen zu viel gefordert, und er war damals schon ein hochberühmter Mann. — Heim war einer von den wenigen Aerzten, welche zugeben, daß die Geheimnisse der Natur auch außer der Fakultät gelehrt werden können. Er suchte den Umgang mit Schäfern, Scharfrichtern und allerhand Wunderdoktoren, ohne eben Wunder zu statuiren, aber von einem Jeden, meinte er, könne er etwas lernen, was kein Professor wisse. Er lernte durch dieses Studium auch noch etwas mehr, die Kunst des Umgangs mit Menschen jeder Klasse, etwas, was ihm seine nie angefochtene Popularität sicherte. Diese Umgänglichkeit und Zugänglichkeit diente nicht wenig zu seinem äußern Prosperiren, wie denn in der That seines Arztes Erscheinung vom Charlatanismus so entfernt war, als Heims. Bei wem das Glück einmal einkehrte, bei dem bleibt es, wenn er es nicht durch Uebermuth reizt oder durch Unstätigkeit ermüdet. Ein lang ausdauerndes Glück als Mensch und Bürger hatte sich in seinem Hause gelagert. Glücklicher Vater einer blühenden Familie, mußte der alte Arzt schon durch die bedeutende Stellung seiner vielen Schwiegersöhne selbst eine Bedeutung gewinnen, nach der er nie gegeizt. Selbst die gewöhnlichen Unglücksfälle, die mit regelmäßigen, glücklichen Lebensläufen Schritt halten, trafen unverhältnißmäßig selten in seiner Familie ein, drohende Unfälle zogen vorüber. So war denn auch sein Tod ein seltener. Er hatte das Leben lieb, sehr lieb, und erst wenige Wochen vor seinem Ende erklärte er sich für lebenssatt, und bat die ihn Besuchenden, sie möchten ihm ein baldiges Ende wünschen. Sterbend sah er grüne Wälder und Wiesen, und Alles war herrlich, als plötzlich schwarze, bäßliche Männer hereinbrachen, und er gerieth in entsetzliche Wuth, ja man mußte ihm einen Stock geben, und er schlug auf sie los mit einer Kraft, die man dem Sterbenden nicht zugetraut. Als sein Sarg, von Tausenden umstanden, in die Gruft gesenkt ward, flatterten über dem Kranze auf dem Sargdeckel verspätete Schmetterlinge in großer Zahl.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel

für alle fünf Sinne.

Nr. 3.

Siehst du es gaukeln und schimmern,
Wie die Natur es gemacht,
Und mit vollkommener Pracht
Blumen es malen in Zimmern?
Hörst du es unter den Füßen
Noch dich als Knaben begrüßen;
Oder nach furchtbarem Krachen
Selber ein Ende sich machen?
Wehe, wenn du es gefühlt,
Wie in den Knochen es wühlt!

Schön wird es immer noch glänzen,
Wenn es auch nimmer gekracht,
Wie es, zur Syrise gemacht,
Unsere Würzer kredenzen.
Steigen die besten Gerüche
Nicht aus der kühlenden Küche?
Schmeckst du die feinste der Speisen,
Die wie ein Trunk ist zu preisen?
Fühlst — o du hast es gefühlt,
Wie es die Hitze dir kühlt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 3. November 1834.

Es ist ein großer, unermeßlicher
Verstand in der Natur; selbstständige
Gedanken stehn vor mir, und doch verknüpft
Das Kleinste mit dem Größesten, gedrängt
Und abgetrennt; wir buchstabiren sie,
Doch wer vernimmt den Sinn des Ganzen?

Herder

Von der Empfindlichkeit.

(Fortsetzung.)

Wie konsequent, wie schön ist demnach diese Lebensthätigkeit vertheilt! Das Gefühl für Schmerz wird je nach der Verrichtung des Theils ein ganz verschiedenes. Die Haut ist für alle verletzenden Eindrücke, welche sie treffen, empfindlich; wäre aber diese Art und dieser Grad der Sensibilität allgemein, so müßte uns jede Körperbewegung Schmerz verursachen; vom bloßen Druck eines Theils auf den andern, von der einfachen Bewegung der Gelenke müßten wir dann die Empfindung haben, als gingen wir auf einem entzündeten Gliede. Wären aber andernseits die innern Organe ganz gefühllos, so fehlte es uns gleichsam an einem Regulator bei unsern Bewegungen; so haben sie aber eine für die Art von Verletzungen, welche sie möglicherweise treffen können, berechnete Empfindlichkeit, welche uns belehrt, was wir ungestraft unternehmen mögen. Springen wir von einer zu großen Höhe herab, heben wir ein zu schweres Gewicht, oder wollen wir einen Körper aufhalten, dessen Bewegung zu gewaltig für uns ist, so warnt uns jenes innere Gefühl so richtig, als auf der Haut eine Spitze oder ein heißes Eisen.

Die Empfindlichkeit der Hand für Wärme und Kälte ist eine vom Tastsinn wesentlich unterschiedene Eigenschaft. Das Gefühl für Temperaturveränderung hat seinen Sitz bloß in der Haut, ist somit auf die Körperfläche beschränkt. Die Theile im Innern haben immer eine gleiche Temperatur, und jene Eigenschaft diente ihnen daher zu nichts. Da aber die äußere Temperatur um uns beständig wechselt, da ihre Extreme uns verderblich werden, und wir unser Leben nach ihrem Wechsel einrichten und gegen denselben vertheidigen müssen, so ist die eigenthümliche Empfindlichkeit unserer Körperfläche für dieses Verhältniß ein neuer Beweis dafür, daß in unserer ganzen Organisation Vorsicht waltet. Ein Mann, der durch Krankheit alles Gefühl für verschiedene Temperatur in der Hand eingebüßt hatte, nahm einen glühend heißen Deckel, der in's Feuer gefallen war, heraus und setzte ihn auf die Pfanne, ohne das Geringste zu empfinden, aber die Haut an Hand und Fingern verbrannte. Gefühl für Wärme und Kälte ist eine Schutzwehr, insofern es sich zu einer schmerzhaften Empfindung steigern kann, während es andernseits zu einem steten Reiz der Thätigkeit und einer beständigen Quelle von Vergnügen wird.

Um die Empfindlichkeit der Oberfläche und die Eigenschaften innerer Organe noch in schärferem Gegensatz zu zeigen, um zu beweisen, daß Empfindlichkeit in

Digitized by Google

Wahrheit etwas ganz Anderes iſt, als was man gewöhnlich darunter verſteht, und wie herrlich dieſe Eigenſchaft den verſchiedenen Verrichtungen der Theile angepaßt iſt, führen wir noch ein weiteres Beiſpiel an. Das Gehirn iſt unempfindlich; die Theile des Gehirns, deren Verletzung oder Krankheit Bewußtloſigkeit mir ſich bringt, ſind ſo unempfindlich als unſere Schuhſohlen. Sehr auffallend iſt, daß das Gehirn berührt, ja zum Theil weggenommen werden kann, ohne daß der Kranke, wenn er gerade ſpricht, in ſeiner Rede inne hält. Früher meinten die Aerzte, man ſey in ſolchen Fällen nicht zu den wichtigern Organen des Gehirns gedrungen; allein dieſe Vorausſetzung ſtützte ſich nur auf den gemeinen Glauben, ein Nerve müſſe nothwendig empfindlich ſeyn. Bedenken wir aber, daß die verſchiedenen Theile des Nervenſyſtems völlig verſchiedene Eigenſchaften haben, daß es Nerven gibt, welche für Druck und Verletzung ganz unempfindlich, in ihrer eigenen Verrichtung aber höchſt lebendig ſind, ſo iſt nicht abzuſehen, warum das Gehirn empfindlich ſeyn, daß heißt, die Eigenſchaft eines Hautnerven haben ſollte. Dem ſey aber wie ihm wolle, ſoviel iſt gewiß: das Gehirn, zu dem jeder Sinneneindruck gelangen muß, bevor er zum Bewußtſeyn kommt, iſt ſelbſt unempfindlich.

Um den Leſer mit dieſem intereſſanten Gegenſtand noch etwas vertrauter zu machen, ſtellen wir zwei Organe, ein äußeres, bloßgeſtelltes, und ein inneres, ſorgfältig vor Verletzung verwahrtes, einander gegenüber.

Das Auge, das aus dem eigenthümlichen Sehnerven und den durchſichtigen Häuten und Flüſſigkeiten beſteht, iſt ein äußerſt zartes Organ; nicht nur unterliegt es allen Verletzungen wie die äußere Körperfläche überhaupt, es iſt auch der Entzündung und Verdunklung durch Körper ausgeſezt, welche von außen hineingelangen, und zwar durch Körper, welche ſo leicht ſind, daß ſie in der Luft ſchwimmen, und für welche die gemeine Haut rein kein Gefühl mehr hat. Die mechaniſche, zunächſt in die Augen fallende Vorrichtung zum Schuz dieſes zarten Organs beſteht im raſchen Zucken der Augenlieder und im Erguß der Thränen, welche, ihrem kleinen Born entſtrömend, ſich über die Fläche des Augs verbreiten und alles Schädliche wegſpülen. Um aber dieſen kleinen merkwürdigen hydrauliſchen und mechaniſchen Apparat in Bewegung zu ſetzen, bedarf es außerordentlicher Empfindlichkeit, nicht jener Art derſelben, welche das Auge in Stand ſezt, den Eindruck des Lichts zu empfangen, ſondern einer, die mehr mit der Eigenſchaft der fühlenden Haut übereinkommt, aber ſich durch Feinheit dem Bau des Organs anpaßt.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Eheſcheidung.

(Fortſetzung.)

„Damit mögen Sie es halten, wie es Ihnen gut ſcheint,“ erwiderte Warheim trocken; „mich aber wird Niemand bereden, mit einem Theil meines Beſitzthums Ihre Nichte und meinen Neffen, die ich beide väterlich liebe, zu gewiſſem, unausbleiblichem Unglück zu führen. — Hören Sie mich,“ bat er mit freundlich ernſter Stimme, als er den Unwillen wahrnahm, der ſich finſter über Frau von Sandovals Geſicht hinzog, und faßte dabei ihre widerſtrebende Hand; „hören Sie mich und meine Gründe und laſſen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, zu glauben, daß ich nicht nur mit meinem Vermögen, ſondern auch mit der Aufopferung meines eigenen Glücks das Heil unſerer Kinder gerne begründen würde, und daß nur eine feſte Ueberzeugung des Beſſern mich bewegen kann, Ihren liebevollen Planen nicht beizuſtimmen. So wie Sie, ſehe ich die Liebe, die ächte, wahre, auf Vertrauen und Achtung begründete, als den Engel an, der uns über die Unebenheiten unſers irdiſchen Weges ſicher geleiten und für alle Entbehrungen dieſes Lebens, all ſeinen Jammer ſchadlos halten kann; aber beſſer als Sie habe ich vielleicht begreifen gelernt, daß man nur allzuoft das Himmelskind verkennt und an ſeine Gegenwart glaubt, wenn vergängliche Wallungen und ein flüchtiges Wohlgefallen das Herz in Bewegung ſetzen. Um aber darüber Gewißheit zu erlangen, um ſich nicht täuſchen zu laſſen von dem Reiz eines ſchnell entſtandenen Gefühls, von dem Zauber einiger ſchönen Minuten, bedarf es ernſter Prüfung, klaren Anſchauens, und dazu reichen wenige, im Rauſche des Entzückens verlebte Tage, dazu reicht das Urtheil eines von Leidenſchaft befangenen Gemüths nicht hin. Nun müſſen Sie mir aber doch wohl geſtehen, daß Julius und Leopoldine in dem lezteren Falle ſind, daß die Zeit ihrer Bekanntſchaft viel zu kurz iſt, um eine tiefe, ernſte Neigung zu erzeugen, und daß überdies Beider Perſönlichkeit nur zu leicht einem leidenſchaftlichen Irrthum den Weg gebahnt haben kann. Mein Neffe, als einziger Sohn von ſeiner ihn anbetenden Mutter unter allen erlaubten Genüſſen eines reichen Lebens erzogen, Entbehrung und Aufopferung irgend eines Wunſches nicht einmal dem Namen nach kennend, auf der Univerſität, während der Dauer ſeiner Reiſe nur den eigenen Willen als Schranke und Geſetz anſehend, wird durch den Tod ſeiner Mutter und die Unordnung, in welcher die ökonomiſchen Angelegenheiten ſich befinden, plötzlich aus dem heitern, ſorgenloſen Daſeyn der Jugend, von allen Hoffnungen eines viel fordernden Herzens weggeriſſen. Seine Plane ſind vernichtet, die Ausſichten ſeiner Zukunft vollſtändig umgeſtaltet. Kaum vermag ſich ſein männlicher Sinn

vor gänzlichem Versinken zu bewahren; kaum gelingt es mir, der ich als Vormund meine Rechte über ihn geltend mache und zu der Entwirrung der Verhältnisse herbeieile, ihn vor unvorsichtigen Schritten zu bewahren, die, so wie ich ihn kenne, ihn niemals zum Glücke geführt hätten. Mit der Apathie, die oft einem überraschenden Unglücksfalle folgt, läßt er sich von mir beherrschen, befolgt meine Rathschläge bei den nothwendig gewordenen Einrichtungen und begleitet mich endlich nach meiner einsamen Wohnung, deren Stille, deren lieblich düstere Umgebung seinem weich gestimmten Gemüthe zusagt. Tagelang irrt er in den Forsten umher, lagert sich am rauschenden Wasserfall, lauscht in dem dichten Buchengehege dem Gesang der Vögel, seine Sinne, seine Wünsche schlummern, sein Herz wiegt sich in leisen Träumen, aber auch sein Geist und seine Thätigkeit gehen in diesem Idyllenleben zu Grunde. Ich mußte nun seine Kräfte anrufen und ihn dem Hinbrüten entreißen, dem er sich übergeben hatte, und ich that dies auf die einzig mögliche Weise, indem ich seinen Ehrgeiz weckte und ihm deutlich zu machen suchte, daß es für ihn auf der Welt noch mehr zu thun gebe, als den Schwermüthigen zu spielen. Mein kräftiges Aufrütteln machte ihn stutzig, und er schien bei sich selbst den harten, rohen Oheim zu verklagen, der ihm den lezten Trost der Unglücklichen entziehen wolle; aber es liegt viel Gutes in dem Jungen, das von der verkehrten Erziehung nicht ganz erstickt werden konnte, und so gelang es mir, sein Selbstgefühl rege zu machen und allmählich den Wunsch nach Selbstständigkeit, den besten Hebel männlichen Strebens, zu erwecken. Zwar hatte er bei seinen Studien Alles untereinander und das Nützlichste am lässigsten getrieben, denn die sogenannten ritterlichen oder brodlosen Künste waren ihm die liebsten gewesen; doch war, als zu diesen gehörend, die Rechtswissenschaft noch am gründlichsten studirt worden, und meine Vorstellungen wirkten dahin, daß er sich ernstlich mit Wiederholung seiner Studien beschäftigte und zu einem Amte vorzubereiten suchte. Nichts ist für die Heilung eines kranken Gemüthes günstiger, als Arbeit, das fühlte Julius sehr bald, denn seine Stimmung wurde in Kurzem heiter, die Erschlaffung seines Geistes wandelte sich in neue Spannkraft und er begann mit Ruhe an seine zertrümmerten Hoffnungen und mit Freude der Aussicht zu denken, als nützlicher, geachteter Staatsbürger seine unabhängige Existenz sich selbst zu verdanken. Obwohl ich mit innigem Vergnügen an der Entwicklung seines Wesens und seines Talents Antheil nahm, so täuschte ich mich doch nicht über die Beständigkeit seiner Gesinnungen. Ich wußte, daß nur eine Reihe von Jahren und die gesegneten Früchte seines Fleißes den leichtsinnigen, an Genüsse jeder Art und an vornehmen Müßiggang gewöhnten Jüngling auf immer an die ernste Ausübung schwerer Pflichten binden würden, denn der Mensch braucht mehr Zeit, böse Gewohnheiten und eingesogene Vorurtheile zu besiegen, als die angebornen schlimmen Eigenschaften. Darum war mir meine Krankheit und die unausweichliche Nothwendigkeit, die daraus entstand, meinen Neffen statt meiner die dringenden Dienstgeschäfte in der Stadt verrichten zu lassen, höchst unwillkommen. Ich fürchtete die Anziehungskraft, welche die jugendlichen Freuden für ihn haben könnten, und die Erneuerung so manchen Eindrucks, der nur verhüllt, nicht verwischt war. Das mögliche Zusammentreffen mit frühern Bekannten, das Einführen in Cirkel, wo die mit ihm vorgegangene Veränderung besprochen, bespöttelt, belacht werden konnte, ließ mich nicht sorglos, und an die einzige Gefahr, die ihm diesmal entgegen treten sollte, dachte ich nicht, weil mir Leopoldinens beschleunigte Rückkehr zu der mütterlichen Tante unbekannt blieb. Zu ändern war indessen an der Sache selbst nichts, und ich ließ ihn ziehen, ohne durch irgend ein verderbliches Warnungswort die bösen Geister, die ich gerne gebannt hätte, heraufzubeschwören; ja, es mußte mir zum Theil erwünscht seyn, ihn eine Probe ablegen zu sehen, wie weit Lehre und Erfahrung auf den jungen Menschen gewirkt hatten. Um die Reise auch für ihn so nützlich als möglich zu machen, gab ich ihm Empfehlungsbriefe an mehrere meiner Freunde mit, denen ich Julius als einen talentvollen, gebildeten Jüngling bezeichnete, der sich in Kurzem zur Bekleidung einer Stelle eignen würde, welche mit Zeit und Gelegenheit ihm zu verschaffen ich sie dringend bat. Daß er nebst diesen Briefen ein Schreiben an Sie erhielt, war wohl natürlich, denn wem hätte ich ihn lieber vorstellen mögen, als der geliebten Freundin seines Vaters, von welcher nur ein hartes Schicksal diesen geschieden hatte? als der Frau, die von jeher mit dem edelsten Sinne an dem einzigen Hinterlassenen des Jugendgeliebten Theil nahm? Daß aber der Bursche bei seiner Ankunft in der Stadt zuerst nach Ihnen sich erkundigt, weil er von den frühern Verhältnissen etwas aufgestöbert hat und diese seine Neigung zur Schwärmerei anfrischen, daß er jezt erfährt, das hübscheste Mädchen des Landes sey Ihre Nichte; daß diese Nachricht sein Verlangen noch beflügelt, daß er zu Ihnen eilt, wo Leopoldinens Anblick, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Anmuth, selbst das Aufsehen, das sie erregt, der Glanz, der sie umgibt, seine durch das Stillleben in meinem Hause nur zu gut auf einen solchen Eindruck vorbereitete Seele erfaßt, entzündet, zu der höchsten Leidenschaftlichkeit hinreißt; daß das Mädchen, durch die Erscheinung eines solchen Mannes, dessen Persönlichkeit allerdings nicht zu den alltäglichen gehört, durch die Begeisterung, mit welcher

Digitized by Google

er sich hingibt, geschmeichelt, gerührt, ebenfalls auf Tod und Leben zu lieben glaubt; daß die Tante, welche früher schon in des Mädchens Seele das Interesse an Julius zu wecken gesucht hat, und in diesem sehr gewöhnlichen Zufalle einen Wink des Himmels, eine Wirkung unwiderstehlicher Sympathie erkennt und die Beiden, ohne ihre Wünsche erst der prüfenden Zeit zu unterwerfen, ohne Vorbereitung nach ernstem Lebensplan, schnell in den Ehrstand hineinschieben will — das, liebe Freundin, war gegen meinen Plan, und wenn ich mir ein solches Resultat der Reise in die Stadt hätte denken können, so hätte ich mich lieber in den Wagen tragen lassen, ehe ich Julius so unvorsichtig dem Feuer nahe gebracht hätte. — Sie kommen wahrhaftig nicht los," fuhr der Oberförster lachend fort, als die Kammerherrin mit ausbrechendem Unmuthe ihm die noch immer festgehaltene Hand entziehen und aufstehen wollte; „Sie müssen mich vorher zu Ende hören. Leider bleibt es ja immer noch nur zu sehr in Ihrer Gewalt, Ihre Lieblinge dem ungezügelten Glücke zuzuführen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Dieffenbach. Schuckmann. Die Kunstausstellung.

Unser berühmter Arzt und Operateur Dieffenbach, dessen Ruhm freilich anderer Art, als Heims ist, obgleich vielleicht nicht weniger hier von ihm gesprochen wird, will, wie verlautet, Berlin verlassen, um sich ein anderes Domicil zu suchen. Er ist in diesem Augenblicke in Paris, und seine Operationen machen auf Pariser Art Aufsehen. Hier empört es, wenn man liest, daß das Auditorium auf den Galerien geklatscht hat, nachdem sein Messer, sey es auf noch so geschickte Art, einem Leidenden ein Glied abgenommen hat. Der Kaiser von Rußland hat ihm große Anerbietungen gemacht, für den Fall, daß er nach Rußland kommen wolle. Dieffenbach aber noch höhere Anforderungen, um, heißt es, der Einladung zu entgehen.

Der Staat hat einen seiner gewiegtesten Diener und Leiter, den Minister Schuckmann, verloren. Alters und Krankheits halber emeritirt, bildete er doch noch immer eine Puissance. Er gehörte keineswegs zu den populären Männern, noch weniger huldigte er den liberalen Ideen; aber es gibt Zeiten, wo eine streng eigensinnige Rechtlichkeit, selbst wenn sie sich feindlich gegen den Zeitstrom kehrt, einer Achtung bei der ganz anders gesinnten Masse genießt, welche an Liebe grenzen kann. Schuckmann kannte keine Rücksichten in dem, was er für recht hielt, und er machte dies eben so geltend gegen die Menge, als gegen die Hohen und Höchsten, vor denen der neueste Katechismus der Loyalität willenlose Obedienz fordert. Davon war bei ihm nicht die Rede. Er widersprach und protestirte bis an das Ende seines Lebens, welches übrigens ohne außerordentliche Zufälle, in den gewöhnlichen Geleisen eines preußischen Staatsbeamten sich bewegte.

Die Kunstausstellung hat ihren Anfang genommen. Wir sind seit einer Reihe von Jahren gewöhnt, daß jede folgende die vorhergehende im Allgemeinen, so wie durch einzelne Meisterstücke, an denen die Aufmerksamkeit sich festhält und die zu Lieblingsbildern erhoben werden, überbietet. Diese Erwartung mag in zu reißenden Progressionen gestiegen seyn, und es vielleicht nur daher kommen, daß man sich diesmal nicht befriedigt findet. Doch sind lange noch nicht alle erwarteten Bilder ausgestellt, und man erwartet namentlich aus Düsseldorf noch die Stücke, welche vielleicht den Ausschlag geben. Unter den bis jetzt ausgehängten sind viele treffliche Sachen, allein nichts Ausgezeichnetes. Das Bessere findet sich noch unter den Landschaften; aber der passive Kunstsinn hat sich doch schon dahin erklärt, daß er historische Gemälde will. Eine Diana mit ihren Nymphen, vor Aktäon erschreckend und ihn schreckend, von Sohn, und ein alter, kranker Ratsherr mit seiner blühenden Enkelin, von Hildebrand, sind noch die Hauptstücke unter den bis jetzt ausgestellten Gemälden dieser Klasse. Beide sah man zwar schon früher in der Gewerbeausstellung, das Interesse für diese Stücke scheint indessen jetzt, nachdem sie sich in so großer Gesellschaft befinden, noch gewachsen, und daraus, daß sie vorzugsweise die Augen fesseln, während sie früher nicht die größte Theilnahme in Anspruch nahmen, will man den Schluß ziehen, daß es mit der ganzen Ausstellung nicht viel auf sich habe; wohl ein zu voreiliger Schluß. Sohn ist ein noch nicht erreichter Meister in Behandlung des Nackten; seinen weiblichen Leibern geht nur die Ueppigkeit und die südliche Gluthfärbung ab, um mit Allem verglichen zu werden, was Tizian darin schuf. Hildebrand, früher in seinen Kompositionen einer, den Effekt suchenden Genregattung sich nähernd, hat viel mehr Ernst und Würde erlangt. Sein Kolorit ist trefflich. Von dem genialen Lessing sind nur einige Landschaften da; einer jeden sieht man an, daß sie nur von einem Meister herrühren kann; deßhalb sind es noch nicht Meisterstücke dieses Meisters. Von Bademann, der an einem Jeremias auf den Trümmern zu Jerusalem arbeitet, kommt gar nichts. Dennoch ist jedes Urtheilen über die Wirkung der Ausstellung noch zu früh, und ich verspare mir das Weitere für eine kommende Mittheilung.

Ob die Anwesenheit der Kaiserin von Rußland Veranlassung zu besondern Festlichkeiten seyn wird, steht dahin. Der jubelnde Empfang in Berlin galt der Tochter des geliebten Königs und den schönen Erinnerungen des reichen Familienglückes in dem königlichen Kreise, als Prinzessin Charlotte die Zierde und der Stolz dieses glücklichen Kreises war. Die Fürstin wird mehr in Potsdam, als in Berlin verweilen, um dort eine Traubenkur zu gebrauchen. — Prinz August von Preußen, der thätige und unterrichtete Chef der Artillerie, hat auf der Jagd das Unglück gehabt, zu stürzen und sich sehr zu beschädigen. Man hofft, ihn bald aller Gefahr zu entreißen. Sein Tod würde für Viele ein sehr großer Verlust seyn, auch in einiger Beziehung für das wissenschaftliche Leben hier, indem er unter den Höhern der Zeit der Einzige ist, welcher Künstler und Gelehrte in seinen nähern Umgang zieht. Prinz August ist einer der reichsten Privatmänner im preußischen Staate.

Mit den Theatern sieht es noch sehr verwaist aus, und man hegt keine großen Erwartungen vom kommenden Winter. Raupach, Spontini, Holtei sind noch abwesend, und man glaubt nicht, daß sie bedeutende Sachen zurückbringen werden. Die französische Truppe wird nach wie vor in Berlin im Winter spielen, während sie im Sommer im nördlichen Deutschland umherwandelt. Die Zuneigung für diese Gesellschaft scheint, obgleich sie nichts Neues mehr ist, eher im Steigen, als im Sinken, weil man den Fleiß und den guten Willen in der Leitung des ganzen Unternehmens achtet und die Rollen bei der Vergleichung nahe liegen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. November 1834.

— Mir ist unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenschaftlich Geschrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft sich ließe gemächlicher schlichten.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Nein!“ rief Frau von Sandoval, „jetzt sollen Sie mich reden lassen, mich, die ich die Sache der Liebe und Menschlichkeit gegen Ihren kalt berechnenden Verstand zu führen habe. Ja, ich gestehe es gern, von jeher, schon seit Julius und Leopoldine geboren waren, habe ich den Wunsch in mir getragen, in diesen Beiden ein Glück, eine Vereinigung sich verwirklichen zu sehen, die ich nur in der Einbildung genießen durfte. Durch den Tod ihrer Eltern war Leopoldine mein Eigenthum geworden, der Verlust seines Vaters gab mir für Julius ein Gefühl, das aus Mitleid, Erinnerung und Zärtlichkeit zusammengesetzt war. Indem ich meine Nichte bildete, indem ich ihr alle Talente und Kenntnisse geben ließ, die man heute von dem vollendeten Weibe verlangt, dachte ich nur an das Glück, das ich damit dem Sohne meines ersten und einzigen Geliebten verschaffen würde. Seit Jahren sehnte ich mich, diesen, den ich nur als Knaben kannte, wiederzusehen, seit Jahren genoß ich meine heitersten Stunden in dem Gedanken, wie die beiden lieben Kinder sich finden, sich erkennen und, von keinem Hindernisse gestört, der Liebe reinste Wonne genießen würden. Ist das wohl eine Sünde? — Nein, gewiß nicht! Aber das, mein Herr, dürfte wohl eher so genannt werden, daß Sie da herstehen und, nun die sehnlichsten Wünsche einer nicht glücklichen Frau der Erfüllung nahe sind, sie glauben machen wollen, sie hätte mit Mühe und Sorgfalt den beiden Wesen, die sie mütterlich liebt, nur eine jammervolle Zukunft bereitet!“

„Daß doch die Frauen, auch die besten, sich so leicht der Uebertreibung hingeben!“ sagte Warheim, da er die Thränen wahrnahm, die ein lebhafter Schmerz der Kammerherrin in die Augen getrieben hatte. „Wer spricht denn von Sünde? wer von Unrecht? Ein Irrthum ist es Ihres schönen weichen Herzens, das, durch die harte Nothwendigkeit von dem Geliebten der Jugend geschieden, nun so gerne den theuren Kindern jede ähnliche Prüfung ersparen möchte. Julius und Leopoldine sind meinem Herzen so nahe, als sie dem Ihrigen seyn können, und der Wunsch, sie einst verbunden zu sehen, ist auch der meinige; aber beide sind noch unausgebildet, ohne feste Grundsätze und klare Ansichten; beide an Glanz und Pracht gewöhnt, ohne irgend einen Begriff von den Pflichten des Hausvaters oder der Hausmutter. Leopoldine ist ein gutgeartetes, liebenswerthes und talentvolles Mädchen, das, wenn es erst zur Einsicht des höchsten Werthes gekommen ist, den sich das Weib erwerben kann, durch ihr Herz und ihren Verstand in

jeder Lage gedeihen und glücklich machen wird; aber in Ihrem reichen Hause erzogen, in der Kostanstalt der Madame Mirvie, an der Seite junger Frauenzimmer aus den Häusern des höchsten Adels, ja selbst aus Fürstenstamme entsprossen, zu einer vollkommenen Weltdame herangebildet, hat sie sich an Bedürfnisse gewöhnt, die zu befriedigen ein ungemein großes Vermögen nöthig wäre. Daß das Kind dafür nichts kann, daß auch Sie eigentlich keine Schuld tragen, gebe ich Ihnen gerne zu; das ist so gekommen, weil man in dem Zirkel, in welchem Sie leben, all die kostbaren Zugaben des Lebens als mit diesem so enge verknüpft ansieht, daß man sich ein Daseyn ohne dieselben kaum zu denken wüßte, und Leopoldine würde gewiß sehr erstaunen, wenn man ihr sagte, sie besitze diejenigen Eigenschaften nicht, die der Hausfrau überall anstehen, aber in einem Hausstande, der nicht so ganz glänzend ist, wie der Ihrige, unter die unentbehrlichsten Dinge gehören. Daß das Mädchen diese Wahrheit, die auch Sie mir nicht als solche leugnen werden, nach und nach einsehen lerne, daß sie neben den hübschen Künsten, die sie treibt, neben Harfenspiel, Gesang, Zeichnen, Malen, Tanzen, Sticken, auch die prosaischen Geschäfte der Hausfrau nicht mehr als ganz unverträglich mit der feinen Bildung des höhern Standes achten möge, daß neben den Erzeugnissen der neuesten Literatur und den Abhandlungen über Wissenschaften, welche die Frauen zu meiner Zeit kaum dem Namen nach kannten, auch das Koch- und Wirthschaftsbuch eine ehrliche Stelle finde; daß mein Herr Neffe, dessen Schwindelgeist die kürzlich gemachten Erfahrungen ganz in den Wind geschlagen zu haben scheint, und der sich in den schimmernden Umgebungen gehabt, wie ein Fisch in seinem Elemente, sich, um sein Glück zu verdienen, eine feste Stellung und das Bewußtseyn erwerbe, der Geliebten seines Herzens mit seiner Hand zugleich ein hinreichendes Einkommen anbieten zu können — das, liebe Freundin, war mein Wunsch, und ich glaubte in seiner Erfüllung zugleich eine Bürgschaft zu erblicken, daß das Glück der Kinder so gut gesichert sey, als Menschen dies zu thun vermögen. Ihre Großmuth will nun den Liebenden das Warten ersparen und jedes Opfer aus dem Wege räumen, indem Sie sich zu einer hinlänglichen jährlichen Summe anbieten. Aber wenn ich auch nicht in Anschlag bringen will, daß das Harren auf ein heißersehntes Glück, daß die Opfer, die ein liebendes Herz dem andern bringt, nicht das Genußloseste im Gebiete der Liebe sind und oft die Gemüther inniger mit einander verknüpfen, als die Seligkeit ungestörten Beisammenlebens, so muß ich doch fragen: sind Sie selbst denn Ihres Schicksals Herr? Kann nicht ein Zufall, ein Unglück, der Sturz eines der Häuser, denen Sie Ihr Eigenthum anvertraut haben, Sie beschränken? Kann nicht der Prozeß, den die Verwandten Ihres verstorbenen Gatten gegen Sie begonnen haben, zu Ihrem Nachtheil entschieden werden? Und würden Sie in einem solchen Falle nicht wünschen, Ihre Lieblinge in einer Lage zu sehen, wo sie ihren Wohlstand, ja ihre ganze Existenz nicht ganz nur als von der Ihrigen abhängig betrachten müßten?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Empfindlichkeit.

(Beschluß.)

Ueber die ganze äußere Fläche des Auges verbreitet sich ein Nerve, dessen Verrichtung mit der des Sehnerven rein nichts zu thun hat; sondern er ist es eben, der jener Fläche ihre hohe Empfindlichkeit gibt. Nun geschieht es zuweilen, daß dieser Nerve verletzt und in seiner Funktion gelähmt wird; die Folgen davon sind höchst merkwürdig: Rauch und überhaupt schädliche Theile, welche in der Luft schwimmen, setzen sich am Auge an; Fliegen und Staub bleiben hinter den Augenliedern liegen, ohne daß der Kranke ein Gefühl davon hat, ohne daß sie weder jenen hydraulischen Apparat, noch die Augenlieder zu ihrer Entfernung in Bewegung setzen. Obgleich sie aber lediglich keinen schmerzhaften Eindruck machen, reizen sie nichtsdestoweniger die Fläche des Auges so, daß Entzündung entsteht, in deren Folge die durchsichtigen Augenhäute verdunkelt werden und das Organ zu Grunde geht, obgleich der eigentliche Sehnerve ganz unverletzt bleibt. — Noch ein Beweis von der ganz besondern Natur der über das Auge wachenden Empfindlichkeit ist folgender: der Augenarzt weiß, daß, wenn etwas Leichtes, Zartes, wie eine Feder, das Auge berührt, die Augenmuskeln sich unwillkührlich krampfhaft zusammenziehen; fährt er aber mit der Fingerspitze geradezu zwischen die Augenlieder und drückt auf das Auge, so kann er dasselbe bequem zum Zweck einer Operation firiren, wobei der Kranke kaum eine Empfindung hat, noch viel weniger Schmerz fühlt. Es gehört dies zu den kleinen Handgriffen der Kunst: wenn der Arzt das Auge scheinbar so recht plump anfaßt, wundert man sich, wie er solches thun kann, ohne Schmerz zu verursachen, da man doch aus der täglichen Erfahrung weiß, wie sehr einen ein Sandkorn im Auge peinigt. Er erklärt sich dies einfach so: die dem Auge und den Augenliedern inwohnende Empfindlichkeit ist nur darauf berechnet, die das Auge schützenden Theile bei dem Reiz kleiner Körper, welche darauf haften und seine zarten Häute entzünden

Digitized by Google

können, in Bewegung zu setzen, aber gegen das heftige Eindringen eines harten Körpers, eines Steins oder Stocks, kann der Apparat das Auge nicht schützen; gegen solche Beeinträchtigungen kann das zarte Organ nicht mehr durch seine Empfindlichkeit und unwillkührliche Bewegungen, sondern allein durch den Willen vertheidigt werden.

Stellen wir nun dem Auge das Herz gegenüber; eine Beobachtung des großen Harvey, des Entdeckers des Blutumlaufs, soll uns dazu dienen. Bei einem jungen Mann aus der edeln Familie Montgomery blieb, in Folge eines Sturzes und der davon entstandenen Eiterung an der Brust, das Innere derselben auf fast wunderbare Weise aufgedeckt, so daß, als er wiederhergestellt von seinen Reisen nach Hause kam, Herz und Lunge ganz gut sichtbar waren und berührt werden konnten. Als König Karl I. dies erfuhr, äußerte er den Wunsch, daß Harvey den jungen Mann möchte untersuchen dürfen. „Als ich," erzählt Harvey selbst, „dem jungen Mann meinen Respekt bezeugt und ihm des Königs Verlangen kund gethan, machte er gar keinen Hehl aus der Sache, sondern entblößte alsbald seine linke Brust; und da gewahrte ich eine Höhlung, in welche ich mit Fingern und Daumen eingehen konnte. Erstaunt über den außerordentlichen Fall, machte ich mich an die Untersuchung des Herzens. Ich nahm es in die Hand, griff mit der andern den Puls an der Handwurzel, und überzeugte mich so, daß ich wirklich das Herz anfaßte. Wenn ich nicht die äußere Haut berührte, oder der junge Mann nicht die Finger in der Höhlung sah, wußte er gar nicht, daß man ihm an sein Herz griff." — Diese gewichtige Autorität wird durch weitere Beobachtungen bestätigt, und das Herz ist bestimmt für äußere Berührung unempfindlich. Wird nun aber dadurch der allgemeine sprichwörtliche Glaube an die hohe Empfindlichkeit des Herzens widerlegt? Nichts weniger: nicht allein jede geistige Aufregung afficirt das Herz, auch jeder Veränderung im Körperzustand entspricht eine Veränderung im Herzen; die Bewegungen im gesunden Zustande, jede krankhafte Veränderung, jeder flüchtige Gedanke äußert Einfluß auf dasselbe. Und hier ist somit der Unterschied ganz augenfällig: die Empfindlichkeit der Augenfläche ist für einen bestimmten Zweck berechnet, und ebenso die des Herzens. Während die des Auges das bloßgestellte Organ vor äußeren Unbilden schützt, fühlt das tief in der Brust geborgene, für die Berührung unempfindliche Herz jede Veränderung im Blutumlauf, bequemt sich nach den mannichfaltigsten Stellungen und Bewegungen des Körpers und steht mit allen Lebenskräften in der lebendigsten Sympathie.

Nach alle dem können wir wohl nicht länger zweifeln, daß die Empfindlichkeit der Theile des lebendigen Körpers in jedem eine besondere ist, daß sie nicht nothwendig das Leben begleitet und noch weniger als eine Folge der Feinheit des Gewebes erscheint; wir können nicht länger zweifeln, daß sie in ihren verschiedenen Modifikationen, nach den Lebensbedingungen jedes Theils, besonders auf den Schutz desselben berechnet ist. Wir sehen, daß sie eine völlig anders geartete wird, je nachdem die Theile äußere oder innere sind, und daß ihre Wirkung immer darauf hinausläuft, eine nothwendige oder heilsame Thätigkeit der Organe hervorzurufen. Wir überzeugen uns, daß Schmerz nirgends müßig, als Quelle des Leidens, als Strafe auftritt, daß große, wesentliche Vortheile ihm immer reichlich das Gegengewicht halten; wir überzeugen uns, daß nirgends der Theil hätte besser und sinnreicher geschützt werden können. Je bloßgestellter ein Organ, je feiner gebaut es ist, desto sorgsamer ist der zu seinem Schutz bestimmte Apparat angelegt, und desto rascher und unfehlbarer wird der Mechanismus in Bewegung gesetzt, ohne daß der Wille dabei in's Spiel kommt. Das Motiv der Thätigkeit, wie beim Augenblinzeln oder dem Zurückziehen der Hand von einem heißen Körper, gestattet kein Nachdenken, kein Zaudern, und die Handlung erfolgt schneller, als der rascheste Impuls des Willens.

Die Kelter.

Aus dem Arabischen.*)

Dort an der Kelter saß ich in heller Sonne Schein;
Es schien ihr Bild im Weine ein goldner Quell zu seyn.
Da haben Traubenaugen der Thränen viel vergossen,
Voll Sehnsucht nach dem Garten sind sie ein Strom geflossen.
Und in dem Strome woget der dunkle Most-Rubin,
Und drängt sich kosend, küssend zur Wasserperle hin.
Der Keltrer mich verwundert: wie kann er's nur bestehen?
In's Flammenmeer sich stürzen und nicht drin untergehen?

Haßler.

*) Aus Carminum Abulfaragii Babbaghae specimen, ed. Ph. Wolff. Lips. 1834.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Oktober.

Meßerscheinungen. Die Beduinen.

Lange Reihen von hölzernen Buden bedecken den Cours und die Alleen von Meilhan, die Schaaren der Käufer und Beschauer wogen in buntem Gewirre dort auf und ab, lüsternen Auges die Schätze musternd, welche die Rhone uns dieses Jahr aus dem Innern des Vaterlandes und das Meer von fernen Welten gebracht hat. Was nur immer Seltenes und Schönes die Kiste verschließt, die hier jeden Tag unter dem Taktgesange der Seeleute an dem Hafen ausgeladen wird, das zeigt sich hier in der Kanfontique dem Blicke so offen und so verführerisch, daß man unwillkührlich mit der Hand in die Tasche fährt, sie aber meist eben so schnell wieder herauszieht. Die Tausende von Gaffern belebt nur Ein Gefühl, das der Habsucht. Der reiche Geizhals kann den Blick nicht abwenden von den Perlen des Orients und den Edelsteinen der neuen Welt; die schöne Marseillerin liebäugelt mit den kostbaren Brabanter Spitzen, und zürnt dabei dem trockenen Holländer Kaufmann, den der Zauber ihres schwarzen Auges nicht rührt und der etwas Klingendes will; dem Gelehrten schmeckt heute sein Essen weniger gut, denn die englischen Mikroskope geben ihm im Kopfe herum, und Nachts träumt er von den brasilianischen Vogelbälgen und den Hippopotamusköpfen, die er am Tage gesehen. Neben den schönsten Erzeugnissen des Abendlandes glänzen auf der Messe die Wunder des Orients: kostbare türkische Shawls, australische Wolle, chinesische Tapeten, feingefärbte Zeuche aus Ostindien sind hier in zahlloser Menge aufgehäuft. Ein Armenier blickt hier stolz auf seine Lager von persischen Teppichen und rothgefärbten, macedonischen Decken, mit denen der Abendländer nicht konkurriren kann, wogegen nicht minder stolz der Lyoner auf seine schweren Seidenstoffe schauen darf, denen kein Ort der Welt etwas an die Seite zu setzen hat. Hier verkauft ein gebräunter Egypter sein köstliches Rosenöl und seine Korallenketten, und dort läßt der Pariser seine wunderschönen Uhren spielen und bietet seine Bijouteriewaaren feil.

Nicht minder bunt als die Waaren der fünf Welttheile ist die Masse der Verkäufer und der Käufer selbst. Des Morgenlandes malerische Trachten blicken aus den einfärbigen Gewändern der Occidentalen, wie die bunten Kornblumen aus den Rebenfeldern, und eben so variirend wie das Kolorit ihrer Stoffe ist der Teint der Gesichter, von dem hellen, blondhaarigen Nordländer bis zur dunkeln Larve des baltischen Negers. Von letzterm Menschenschlag befindet sich immer eine ziemliche Anzahl in Marseille, da unsere reichen Damen gar gerne einen schwarzen Bedienten hinten auf ihrem Wagen haben. Den überraschendsten Anblick bietet die Messe von der Höhe der Porte d'Aix aus dar. Dort übersieht man den ganzen Cours mit den grünen Bäumen und dem ungeheuern Menschengewimmel, und hinter ihm verliert sich die Rue de Rome, die längste Straße von Marseille, in die Nebelferne. Nur mit Mühe unterscheidet man an ihrem äußersten Ende den dreißig Fuß hohen Obelisken. Im Hintergrunde springt ein ungeheurer, grauer Fels empor, der über Buden, Obelisk und Gebäude riesenhaft hervorragt. — Die interessanteste unserer Meßerscheinungen waren diesmal die Beduinen aus Algier. Wir hatten von diesen Söhnen der Wüste zwar bisweilen schon Einzelne hier gesehen, noch nie aber ganze Familien, von dem eisgrauen Großvater bis zu dem Enkel an der Mutterbrust. Die Tracht dieser Männer besteht aus einem Unterkleide von schwarzem oder schmutzig buntem Zeuche, das die Beine halb entblößt läßt. Darüber tragen sie eine große Decke von weißer Leinwand, welche wie ein Mantel ihren ganzen Körper bedeckt; dieselbe dient ihnen zum Schutz gegen Sonnenstrahlen und Regengüsse, und zur Nachtzeit hüllen sie sich darein zum Schlafe auf der bloßen Erde. An ihren nackten Füßen tragen sie eine Art von Halbschuhen oder Sandalen, und das Haupt bedeckt ein schmutziger Turban, bei den Jüngern ein rothes Mützchen mit herabhängender schwarzer Quaste. Zwei lange, schöne Haarlocken, die zu beiden Seiten auf den Hals herabfallen, sind das Einzige, was von einiger Toilette zeugt. Durch hohen Wuchs zeichnete sich keiner dieser Reader aus, aber ihre langen Bärte, die bis zur Herzgrube reichten, gaben ihnen ein sehr imposantes Ansehen. Den Ruf wilder Grausamkeit schien ihr schönes Antlitz Lügen zu strafen, denn ihre Züge, besonders die der jüngern Männer, waren ungemein sanft, fast etwas blöde, und Niemand würde bei ihrem Anblicke an die grausamen Barbaren denken, die im vorigen Jahre die Köpfe zweier Kaufleute aus Marseille entzweisägten. Bei den Alten waren indessen die Züge weniger sanft, und aus ihren aschgrauen Augen blitzte hin und wieder die Mordlust des Tigers. Die Frauen, deren zwei steinalt waren und eisgraue Haare hatten, waren fast eben so wie die Männer gekleidet. Sie trugen einen kurzen, bunten Unterrock und darüber den weiten, weißen Mantel, den sie, wie die Spanierin ihre Mantilla, über das Haupt warfen. Der Patriarch der Gruppe und Ahnherr der Familie, ein hochbejahrter Greis im Silberbarte, schloß den Zug; seine hagere Gestalt war schon etwas gebeugt, aber in seinem Auge schien noch die Sehkraft des Adlers zu wohnen. An seiner Hand führte er seinen Enkel, einen zehnjährigen Knaben, dessen heller Teint und blonde Haare eher einem Nordländer anzugehören schienen, als einem Kinde der Wüste. Das Antlitz dieses Knaben war noch blühend schön, süßliche Leidenschaft und Wollust hatten noch nicht die Rosen seiner Wangen entblättert. Bei weitem die ausgezeichnetste Gestalt war aber die jüngste der drei Frauen, die Mutter des genannten Knaben. Obgleich wohl schon in der Mitte der dreißiger Jahre, war sie doch noch immer eine bedeutende Schönheit zu nennen. Ihr Antlitz war noch von frischer Röthe gefärbt, ohne sonnenverbrannt zu seyn, wie das der Männer, und neben den Wintergestalten ihrer greisen Gefährtinnen glich sie einer edlen Tropenpflanze, die zum zweitenmale im Herbste aufblüht. Sie war sorgfältiger als jene, jedoch nicht reich gekleidet; ihr Haupt schmückte eine Art von buntem Turban, und die Werfung ihres langen, weißen Schleiers, mit dem sie aber die ihr Angesicht verhüllte, erinnerte in der That an die Bildsäulen der alten Priesterinnen und der Musen, wie schon Chateaubriand von den arabischen Weibern bemerkt. Das Schönste an dieser edlen Figur war das dunkle, orientalische Auge, schwarz, wie der Sammt, und dabei feuchtleuchtender, als das Feuer des Diamanten. Wachsen solcher Blumen viele in den Sandsteppen der Sahara, so wundert es einen nicht mehr, daß der Araber seine Wüste liebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. November 1834.

Grands reformateurs,
Chassez les erreurs,
Nous gardons nos vices.

Béranger.

Paris, sonst und jetzt.

Von Henry Lytton Bulwer.

Vor Kuezem hat Henry Lytton Bulwer, ein Bruder des Modeschriftstellees und gleich ihm Paelamentsglied, eine Schelft übee Frankeeich herausgegeben, unter dem Titel: France, social, literary, political. Wir beeilen uns, einige Abschnitte daeaus mitzutheilen, welche das günstige Vorurtheil, das dee Name des Verfassers erregt, bestätigen werden.

* * *

Schon oft habe ich mich darüber gewundeet, welch große Aehnlichkeit die Zeit, welche fast an allen Elementen der Existenz eines Volks eüttelt und sie umändeet, doch zwischen einem Jahehundeet und dem andeen läßt. Im Leben einer Nation, wie wäheend des Lebens eines Individuums, wechselt der Köeper mehr als einmal alle kleinsten Theile seiner Materie, und wie uns ein Blick auf die Sonnenuhe die Bahn zeigt, welche der Weiser zurückgelegt hat, so liest ein veeständigee Blick die Geschichte eines Landes aus den Zeitungen, die auf dem Tische liegen. Ein Sicilianer entwieft folgende Skizze von Paris zur Zeit Ludwigs XIV. „Ohne Uebertreibung," sagt er, „kann man Paris als ein ungeheures Hotel betrachten: überall sieht man Kaffeehäuser, Estaminets, Schenken und ihee Besuchee; immerfoet rauchen die Küchen, und das Essen nimmt kein Ende. Der Luxus in Paris ist wieklich ungeheuer; sein Wohlstand könnte drei Städte beeeicheen. Ueberall reiche, glänzende Kaufläden, wo man Alles feil hat, was man entbehren kann, wie Alles, was man braucht. Jedermann will auf glänzendem Fuß leben, und der ärmste Edelmann will es eifersüchtig seinem reichen Nachbar gleich thun. Ohne Bändee, ohne Spiegel kann der Feanzose nicht leben. Die Mode ist der wahee Dämon der Nation, ein Geschlecht ist so eitel und so genußsüchtig wie das andere, und wenn die Weidee keinen Scheitt thun ohne einen Spiegel, so sieht man auch die Männee auf offener Straße ihee Perrücken kämmen und in Oednung beingen. Kein Volk ist so herrisch und so keck wie diese Parisee; sie machen sich sogae mit ihrem Leichtsinn beeit und sagen, sie allein in der Welt können ihr Wort mit Ehren beechen. Wenn man sich vergeblich nach Bescheidenheit und Weisheit umsieht, so findet man desto mehr Galanterie und Höflichkeit. Beteitt man einen Kaufladen, so werden einem tausenderlei Dinge aufgeschwazt, von denen man sich nichts träumen ließ, devor man zum Artikel kommt, den man braucht. Höchst einnehmend sind die Manieeen dee höhern Stände; es gibt hiee föemliche Lehrmeister in der Höflichkeit, und eines

Digitized by Google

Tags wollte ein hübsches Mädchen mir Komplimente zu kaufen geben. Kleine Hunde sind die Liebhaberei der Damen, sie gebieten ihren Männern und gehorchen Niemanden; sie kleiden sich sehr graziös, man sieht sie zu allen Stunden, und Conversation ist ihre Leidenschaft. Sie pflegen der Liebe und geben ihrem Liebhaber ohne große Schwierigkeit Gehör; aber lang lieben sie nie und bekommen es nie satt. Nie habe ich einen eifersüchtigen Ehemann gesehen, der sich unglücklich oder seine Ehre gekränkt gefühlt hätte, weil ihm sein Weib nicht treu war. — In den Fasten geht das Volk Morgens in die Predigt, Abends in die Komödie, mit gleichem Eifer, gleicher Inbrunst. Der Abbés ist eine große Zahl, und sie sind die gewöhnlichen Tröster bedrängter Damen. Die jungen Leute trifft man immer im Ballhaus, die alten bringen ihre Zeit mit Karten- und Würfelspiel oder mit Schwatzen über die Tagesneuigkeiten zu. Die Tuilerien sind der gewöhnliche Sammelplatz der Müßigen und Aller, welche sich ohne viele Umstände belustigen wollen. Chokoiade, Thee und Kaffee sind stark im Brauch; aber lezterem gibt man den Vorzug und er gilt für ein Mittel zu Stärkung der Lebensgeister. Ein Frauenzimmer erhielt die Nachricht, ihr Mann sey in der Schlacht umgekommen. „Ich Unglückselige!“ rief sie aus; „schnell eine Tasse Kaffee!“ Die Damen reiten beim Ausgehen stets auf Maulthieren, die Herrn gehen in schweren hohen Stiefeln durch den Koth. Die Miethkutschen sind alt, schädig, mit Koth bedeckt; die Pferde haben kein Fleisch auf den Knochen, die Kutscher sind grob, und haben so rauhe, furchtbare Stimmen, und ihr Peitschengeknall vermehrt den Lärm so schrecklich, daß das rasselnde Fuhrwerk sich nicht so bald in Bewegung sezt, als man meint, alle Furien seyen losgelassen, um Paris mit höllischen Tönen zu erfüllen.“

So war Paris vor hundert Jahren; und nun denke man, welch mächtige Umwälzungen seitdem vorgegangen sind; man bedenke, daß wir seitdem Law, Voltaire, Rousseau, die Orgien und den Bankerutt der Regentschaft, die Regierung Ludwigs XV., Ludwigs XVI. Enthauptung, die Kriege und die Schrecken der Republik, die Tyrannei des Kaiserreichs, den langen Kampf unter der Restauration erlebt haben; man bedenke, daß seitdem die Lehre von der Freiheit und Gleichheit, welche wohl der Welt eine andere Gestalt geben wird, das Licht erblickt hat. Man bedenke dies Alles, und sage, wenn man die obige Skizze liest, ob Vergangenheit und Gegenwart nicht die größte Aehnlichkeit mit einander haben? ob nicht, wenn man Paris unter Louis Philippe betrachtet, die Hauptzüge des Gemäldes dieselben sind wie unter Ludwig XIV?

Allerdings hat sich Paris verändert: die Damen reiten nicht mehr auf Maulthieren und die Herrn ordnen ihre Frisur nicht mehr auf der Straße; die Kaufleute haben von ihrer ungemeinen Artigkeit etwas eingebüßt, der Adel hat die feine Politur seiner alten Sitten abgelegt, es gibt keine Lehrmeister der Höflichkeit mehr und keine jungen Frauenzimmer, welche mit Komplimenten handeln. Unter einer ernsten Regierung sind die Pariser nicht mehr so leichtsinnig als vordem: die Eitelkeit, die einst auf Toilette und Conversationszimmer verwiesen war, hat einen höhern Flug genommen, und macht sich breit auf dem Marsfeld oder dringt sich Bahn in die Kammer. Die Leidenschaften sind die alten, aber eine neue Maschine gibt ihnen eine andere Form und schafft ein anderes Gebilde aus dem alten Material. Wir haben es vor Augen, welche Veränderungen andere Gesetze, andere Ideen bewirken, und der Volksgeist, der dem Volkscharakter einen höhern Schwung gegeben, hat auch die Miethkutsche belebt, hat die Straßen erweitert und zweihundert Unterthanen Sr. Majestät des Jahrs das Leben erhalten. *) Wir sehen, wie Vieles sich mit neuen Gesetzen, neuen Ideen geändert hat, wir sehen aber auch, wie Vieles neue Gesetze und Ideen unverändert gelassen haben. Der Trieb, einander zu überbieten, die Sucht zu gefallen, die Liebe zum Putz, der schnelle Uebergang von einer Leidenschaft zur andern, der amour-propre, der Wankelmuth der Pariser, alles dies ist noch wie unter dem grand monarque, und auch der sittliche Zustand der Gesellschaft erinnert immer noch an Montesquieu's Wort: „que le Français ne parle jamais de sa femme, parce qu'il a peur d'en parler devant des gens qui la connaissent mieux que lui.“ Ich habe gesagt, der Pariser sey noch so ziemlich so wankelmüthig wie vordem. Unter der alten Hierarchie der Stände und Gewerbe konnte er in nicht viel mehr als in seinen Vergnügungen beweglich und unstät seyn. Die Bahn, die er bis zum Grabe zu wandeln hatte, war ihm an der Wiege vorgezeichnet, und wer als Bedienter geboren war, konnte höchstens hoffen, als Kellermeister zu sterben. Das Leben des Parisers ist umgewandelt; dies zeigt schon ein Blick auf die Stadt. Ein neuer Geist, der Geist des Handels, des Erwerbs, der Arbeit hat Stadt und Bürger zu andern gemacht; die Börse ist das Monument der Jetztzeit, selbst Feuerwerk und Tanz sind aus ihren alten Territorien ausgetrieben, und Beaujon und Tivoli sind Bauplätze geworden. Aber das Geschäftsleben dieses flüchtigen, leichtherzigen Volks zeigt ganz denselben Charakter wie seine Lust, und unter den Ursachen der ängstlichen Klemme im Jahr 1830 stand obenan die Unbesonnenheit, womit der Kapitalist

*) Zweihundert Menschen wurden vor der Revolution im Durchschnitt jährlich überfahren; diese Belustigung war in den lezten Tagen des ancien régime stark in der Mode.

Digitized by Google

sich hier in ein Geschäft einließ, von dem er gar nichts verstand, dort plötzlich, völlig unbedacht, sein Kapital von einem Industriezweig auf den andern warf, während er nichts abwarten konnte, die Folgen gar nicht berechnete und beständig von der unersprießlichen Sucht nach Wechsel und Veränderung geplagt wurde. — Du reste kann Paris noch jetzt für ein großes Hotel gelten. Es gibt achthundert Kaffeehäuser, tausend Restaurationen, wo man in von Gold, Malereien und Glas strahlenden Räumen auf Silber bedient wird und der Garçon mit seinem: que demandez-vous, Monsieur? eine Speisekarte mit zweihundert und mehr Artikeln überreicht. Es gibt hundert-zwei-und-neunzig öffentliche Vergnügungsorte, die unzähligen Schenken vor den Barrièren, wo der Pöbel seinen Sonntag feiert, ungerechnet. Jede Nacht befinden sich zwanzigtausend Menschen in den Theatern; fünf öffentliche Bibliotheken und hundert Lesekabinette sind beständig voll; es gibt ungefähr eben so viele berühmte Tanzmeister als berühmte Lehrer der Mathematik, und die Munizipalität gibt ein Viertheil mehr für ihre Feste aus, als für ihren Gottesdienst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der Oberförster war während dieser Rede allmählich aus dem Tone des Scherzes in einen fast wehmüthigen Ernst übergegangen und es schien manche trübe Erfahrung sich seinem Geiste zu vergegenwärtigen. Frau von Sandoval aber, die trotz mancher weiblichen Verkehrtheit eine durchaus gut geartete und verständige Natur war, konnte sich die Wahrheit des Gesagten nicht verhehlen. Dennoch mochte sie ihrem Widersacher ungerne das volle Recht zugestehen, das ihre Vernunft ihm zollte. „Sie sehen aber auch ziemlich unwahrscheinliche Dinge voraus," sagte sie mit kleinlauter Stimme und sah dabei auf die Spitzen ihrer Füße nieder, die sie spielend hin und her bewegte. „Sie wissen, daß bei dem Prozesse die Beweise des vollständigsten Rechtes in meinen Händen sind und daß meine Gelder auf die allersicherste Weise untergebracht wurden. Uebrigens gehören Julius sowohl als Leopoldine zu den liebenswürdigsten Menschen und erkennen so ganz ihren gegenseitigen Werth, daß ich überzeugt bin, selbst bei nothwendiger Beschränkung, ja bei eigentlichem Unglück würden sie sich selbst genügen." — „Das ist eher gedacht, als geschehen," versetzte Warheim, und schüttelte sanft den Kopf. „Wenn ich Ihnen auch zugebe, daß die jungen Leute gute Anlagen und Eigenschaften besitzen, so sind diese noch lange nicht so ausgebildet, daß sich mit Sicherheit darauf bauen ließe; überdies stehen sie in dem Alter, wo die Illusionen des Lebens vorherrschen, wo die Erwartungen der Zukunft, auf's Höchste gespannt, keine Enttäuschung zulassen, ohne schnell das Ende des Zaubers herbeizuführen. Eine Frau von Welt, eine Frau von Erfahrung, wie Sie sind, sollte nie vergessen, daß der Mensch, der die Kraft zu den erhabensten Handlungen in sich trägt, oder fähig wäre, sich selbst für Andere zu opfern, dennoch selten, sehr selten im Stande ist, kleinere Entbehrungen, die täglich wiederkehren, mit lächelndem Munde zu tragen, die ewig ritzenden Dornen so wenig zu achten, als den einzelnen Dolchstich, die Verkehrtheiten derer, die er liebt, in jeder Minute seines Lebens so liebend zu behandeln, als er mit freudigem Sinn für sie sterben würde, oder, mit den Worten eines berühmten Schriftstellers zu reden, das Gold seiner Tugenden in Scheidemünze umzuwandeln. Julius und Leopoldine, Beide unter dem Einflusse günstiger Gestirne groß gewachsen, Beide gewöhnt, sich in dem Schimmer eines reichen Jugendlebens zu bewegen, würden, ehe ich an die Selbstständigkeit ihres Charakters glauben könnte, in dem Sturme des Unglücks oder unter dem Drucke schweren Kummers eine Probe davon ablegen müssen, und es ist sehr ungewiß, in wie ferne diese gelänge. Der Mensch kann im Glück sehr liebenswürdig, sehr anziehend seyn, er kann uns als ein ausgezeichnetes Wesen erscheinen, und wenn das ungewohnte Gewicht des Leidens seine Schultern berührt, so streift es die glänzenden Fittiche spurlos weg, deren liebliche Farben uns erst noch entzückten. Darum, weil wir das wissen und zu Leitern dieses jugendlichen Menschenpaares bestimmt sind, sollten wir sie so wenig als möglich dem Zufalle überlassen, sondern die Zukunft unserer Lieblinge auf sichern, aus ihrer eigenen Fähigkeit hervorgehenden Grundlagen befestigen. Gesetzt aber auch, es gelänge Ihnen durch mehr als menschliche Klugheit, den Kindern die Vortheile auf Lebenszeit zu sichern, die Ihre Güte ihnen zudenkt, so würde ihnen dennoch die Würze des menschlichen Daseyns im Glück, der Trost des Lebens in trüben Stunden fehlen. Arbeit, Frau Kammerherrin, nützliche Beschäftigung heißt der Engel, der uns mit fester Hand, an drohenden Abgründen vorbei, über blumige Auen schützend geleitet, der uns zur Schutzwehr wird bei herannahendem Jammer, und in sorgenfreien Tagen den gefährlichen Ueberdruß von uns nimmt. Nicht der Gewinn des Fleißes allein ist es, den ich unsern Kindern wünsche; es ist das Bewußtseyn wohlangewandter Kräfte, einer gutgeordneten Thätigkeit, die zugleich so manchen äußern und innern Feind bekämpft, so manche entstehende Leere wohlthuend ausfüllt, so viele verkehrte Wünsche im Keim erstickt.

Digitized by Google

Erinnern Sie sich der Zeit, wo auch Sie so dachten, wo auch Sie die Erfüllung schöner Pflichten, die Anstrengungen, denen Sie Ihr Verhängniß unterwarf, vor Verzweiflung retteten und Ihnen den Frieden Ihres Herzens wiedergaben. Als Amalie von Löwenheim noch ein unbegütertes Mädchen war und deßhalb den damals ebenfalls armen Jugendfreund aufgeben mußte, als die Pflege und der Unterhalt einer kranken Mutter, die in der Tochter die einzige Stütze sah, alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte aufrief, sie gewaltsam ihrem Gram entriß und, wenn auch nicht vergessen, doch ertragen lehrte, als kurz darauf die kindliche Liebe auch das größte Opfer bringen und sich einem Ungeliebten hingeben mußte, da haben Sie unter wehmüthigen Thränen, an dieser Brust liegend, mir gestanden, daß die Thätigkeit, zu der Sie gezwungen waren, Ihre Zufriedenheit, Ihren gottergebenen Sinn, ja sogar Ihr Leben gerettet habe. Und diesen Talisman wollten Sie jetzt denjenigen nicht mitgeben, die Sie lieben, wie sich selbst?“

Immer mehr hatte des Oberförsters Rede und die Macht der Erinnerung seiner Zuhörerin Herz ergriffen. Sie fühlte die Wahrheit seiner Bemerkungen, und ihre Empfindung war tief genug, um, wie dies zuweilen bei dem schönen Geschlechte der Fall seyn soll, des Rechthabens wegen ihre Ueberzeugung nicht zu verläugnen. Unter den gesenkten Augenliedern drängte sich eine Thräne hervor; die Hand, die sich früher dem Nachbar entzogen hatte, fügte sich jetzt von selbst mit leisem Drucke wieder in die seinige, ihre Züge athmeten den milden Geist des Nachgebens, und ehe eine halbe Stunde verfloß, hatte Warheim das Versprechen von ihr erhalten, seinen Ansichten nicht länger entgegenstreben, sondern sie zum Besten der Lirbenden unterstützen zu wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Oktober.

(Fortsetzung.)

Martin, der Thierbändiger.

Die Erscheinung von andern, minder friedlichen Kindern der Wüste, die der berühmte Thierbändiger Martin zum erstenmale nach seiner Vaterstadt Marseille führte, brachte unser neugieriges Publikum noch weit mehr in Bewegung, und man sah täglich Tausende sich zu dem hölzernen Cirkus drängen, wo jene afrikanischen Bestien ihre Komödie spielten. Die Londoner und Pariser Journale ertönten schon von dem Lobe jenes außerordentlichen Mannes, und einige Details über dessen früheres Leben wird man hier gerne hören. Martin ist zu Marseille geboren und gegenwärtig 41 Jahre alt. Als eilfjähriger Knabe ward er sich bei einer Kunstreitertruppe an, offenbarte hier die größten Talente und wurde in der Folge der erste Reiter der Blondinschen Truppe. Besonders verstand er sich vortrefflich auf das Bändigen und Abrichten der Pferde; die wildesten Andalusier und die starrköpfigsten Pollacken vermochten ihm nicht in die Länge zu widerstehen. In Belgien heirathete er die Schwester des Herrn van Aken, Besitzers jener großen Menagerie, welche Frankreich und Deutschland bewundert haben; zugleich verließ Martin die Gesellschaft Blondins und verwandte die 50,000 Franken, die er sich erspart hatte, zum Ankauf einiger seltenen Thiere. Er studirte die Natur und die Sitten dieser Bestien nun eben so eifrig, als früher seine Pferde, und brachte es darin so weit, daß er den großen Büffon mehr als einmal Lügen strafen konnte. Cuvier staunte über dieses Mannes praktische Wissenschaft, und der Professor der Tiger und Löwen ward für den gelehrten Akademiker ein Gegenstand der Bewunderung. Den ersten kühnen Versuch im Bändigen der Thiere stellte er mit einem Tiger an. Er ließ sich den Käfig desselben durch den Wärter öffnen und befahl diesem, ruhig zu bleiben, was auch geschehen möge. Mit zwei Dolchen und einer Keule bewaffnet, trat der kühne Mann in das Haus des grausamsten der Thiere; es schien dieses Wagestück dem Tiger selbst zu imponiren, der mit staunendem Blicke den ungebetenen Gast anstierte. Martin näherte sich ihm und streichelte ihn immer auf der Seite, wohin sein Blick nicht gewendet war, um ihm keine Zeit zum Besinnen zu lassen. Nachdem er etwa fünf Minuten in der schrecklichen Nähe verweilt hatte, befahl er dem Wärter, den Käfig wieder aufzuschließen. Von dieser Stunde an erneuerte Martin täglich seine Besuche bei dem Tiger, der den verwegenen Mann endlich fürchten lernte. Als dieser das Thier so weit gebracht hatte, wie er wünschte, sagte er eines Tages zu van Aken, der von all dem nichts wußte: „Ich habe einen Tiger gezähmt.“ Auf ähnliche Weise wußte Martin die Löwen Nero und Koburg, die Löwinnen Charlotte und Fanny, endlich sogar eine Hyäne zu bändigen. Als er dieser letzteren sich zum erstenmale näherte, biß sie ihn wüthend in den rechten Arm; aber Martin hatte denselben mit Stricken umwunden und fühlte die Zähne nicht. Als das grimmige Thier nun sah, daß der verwegene Mann fühllos wie Eisen sey, gewöhnte es sich an seine Hand, und jetzt reißt es ihm mit nackten Fingern das Fleisch, das er ihm gegeben, wieder aus dem Rachen, ohne daß die Hyäne wagt, nach seiner Hand zu schnappen. Ja, er trägt dieselbe, zum Schrecken der Zuschauer, in seinen Armen auf der Bühne umher, und bebt nicht vor dem heisern Bellen ihrer widerlichen Stimme. Ich hatte, wie alle Marseiller, eine ganz falsche Idee von den Thieren Martins gehabt; ich meinte, sie müßten zahm geworden seyn, wie das Schooßhündchen einer Dame; dem ist aber durchaus nicht so. Man glaube nicht, daß jene schrecklichen Raubthiere so ganz ihre Natur verläugnet haben; sie lieben ihren Bändiger nicht im Geringsten, sie fürchten ihn nur. Der Kampf des Sklaven in der Arena, welchen jener mit einer Löwin darstellt, ist durchaus nicht ein bloßes Gaukelspiel; es ist ein wirklicher Kampf, worin die Löwin mit ihren Klauen nach dem Gegner haut, in die Lanze beißt, die er ihr entgegenhält, und die Luft mit ihrem Wuthgebrülle erfüllt. Aber an Martins Ueberlegenheit gewöhnt, weicht sie, wenn dieser ihr näher rückt, und läßt sich von ihm mit der Lanze auf der Bühne umhertreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. November 1834.

Nachgieb'ge Thörin, wankelmüthig Weib!

Shakespeare.
Richard III.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Je fester die Gegenstände dieser Unterredung auf den Einfluß der Tante und ihre Verheißungen gebaut hatten, je schmerzlicher ergriff sie die Vereitlung, oder, besser gesagt, der Aufschub ihrer Hoffnungen. Das junge Gemüth, das mit glühendem Verlangen nach dem ersehnten Glücke strebt und den Untergang desselben in jedem unerwarteten Hindernisse zu sehen glaubt, vermag es selten, den Widerstand mit Ergebung zu tragen oder die heißen Wünsche des Herzens durch den ruhigen Verstand zügeln zu lassen, und wir haben bereits gesehen, daß wenigstens Julius und Leopoldine nicht unter die Klasse dieser seltenen Wesen gehörten. Erst versuchten sie, mit Bitten und Klagen die Tante zu rühren, und als diese, durch die Gegenwart und die Vorstellungen des Oheims gehalten, vor ihm sich ihrer Schwäche schämend, fest blieb, ward Julius übellaunig und finster, und Leopoldinens gerötheres Auge, die Lilienfarbe, welche die Rosen der blühenden Wangen verdrängte, klagten stillschweigend die Härte ihrer Verwandten an. Der Oberförster, nicht gewohnt, in der Umgebung, welche er milde zwar, aber männlich beherrschte, die Vernunft vor den Regungen eines heißen Gefühls das Feld räumen zu sehen, fuhr mit einigen kräftigen Worten zwischen das Trauerspiel, das vor seinen Augen aufgeführt wurde, und es gelang ihm wirklich, einigermaßen das Gleichgewicht unter Herz und Kopf herzustellen, des jungen Mannes Streben nach Unabhängigkeit noch einmal zu wecken und demzufolge auch die zarteren Empfindungen des liebenden Mädchens zu leiten. In seiner Gesellschaft machte nun Julius die Besuche, welche die schnell entstandene Leidenschaft ihn hatte vernachlässigen lassen; überall wurde er zuvorkommend aufgenommen, und seine Persönlichkeit sowohl als das Ansehen, dessen der Oheim genoß, verschafften ihm Hoffnung, sein Ziel, wenn auch nicht schnell, doch sicher zu erreichen. Als diese Angelegenheit nach seinem Sinne geordnet war, kehrte der Oberförster von Warheim zu seinen Geschäften und seinem einsamen Leben zurück, das dem edlen, in der Schule seiner Leiden zu der höchsten praktischen Lebensweisheit gebildeten Mann weit besser zusagte, als das mit allen seinen Lebensgenüssen ausgestattete Haus seiner Freundin. Ein paar Monate hindurch blieben die Nachrichten, die er aus der Hauptstadt erhielt, befriedigend; Julius, durch die Liebe getrieben, schritt rasch auf der vorgezeichneten Bahn weiter, und der weise Oheim wünschte sich schon zu dem erreichten Plane Glück, als auch er, wie so viele vor ihm, seine klugen

Digitized by Google

Absichten an der Verkehrtheit und der Schwäche der Menschen scheitern sah.

Ein Brief der Frau von Sandoval benachrichtigte ihn, daß der Fortgang ihres Prozesses ihre Gegenwart an dem andern Ende Deutschlands fordere; daß ihre Abwesenheit bei dem langwierigen Rechtsgange leicht ein halbes Jahr und länger dauern könne, und daß dieses unvorhergesehene Ereigniß eine Aenderung der jüngst festgesezten Verhältnisse nothwendig gemacht habe. „Des Eifers eingedenk," schrieb sie, „mit welchem Sie, mein Freund, gegen die schnelle Verbindung unserer Kinder gesprochen haben, wollte ich Leopoldinen, mehreren Schwierigkeiten zum Trotz, mit mir nehmen, aber die armen Herzen vermochten den Gedanken an eine so lange Trennung nicht zu fassen, und erblickten darin für ihre Liebe Gefahren, deren Schreckensbilder mich unwillkührlich mit ergriffen. Meine Nichte ward krank, Julius wollte verzweifeln; er stellte mir vor, daß es nicht in Ihrem Sinne gelegen haben könne, durch eine solche Trennung ein paar Menschen dem höchsten Schmerze preiszugeben, die Ihrem Herzen nahe ständen, deren Vereinigung Sie selbst wünschten, und die in Folge dieser Entfernung so leicht auf immer geschieden werden könnten. Als Leopoldinens Verlobter habe er das Recht, zu verlangen, daß man seine Geliebte nicht von ihm reiße, sondern sie ihm als ihrem natürlichen Beschützer anvertraue, und seine Gründe schienen mir so triftig, ich fühlte so ganz meine Unfähigkeit, die geliebten Geschöpfe von einander zu trennen, daß ich mich in das Unvermeidliche ergab. Gerne hätte ich Sie befragt, wenn ich nicht durch die Kürze der mir gegebenen Frist daran gehindert worden wäre, und mich überdies nicht hätte überzeugt halten dürfen, daß die ganz veränderten Umstände auch Ihre Abneigung vor der Heirath besiegen und mein geehrter Freund gestehen würde, ich habe nach den Gesetzen der Klugheit unter zwei Uebeln das kleinste gewählt. Deßhalb habe ich das junge Paar ein für allemal aufbieten lassen und gestern Abend sind sie ganz im Stillen getraut worden. Auch in Hinsicht ihrer ökonomischen Einrichtung habe ich Ihrer Ansicht gemäß gehandelt, indem ich sie zwar sorgenfrei und angenehm, aber weder kostbar noch glänzend machte, und so hoffe ich auf meine in einigen Tagen anzutretende Reise Ihre billigende Einstimmung mitnehmen zu können."

„So sind die Weiber!" sagte Warheim und legte das zarte Briefblättchen so unsanft auf den Tisch, daß es manche unziemliche Falte davon trug. „Wenn sie einen einfältigen Streich gemacht, wenn sie sich von einer augenblicklichen Aufwallung und ihrer Schwäche zu einer Thorheit haben verleiten lassen, so putzen sie diese mit dem trüglichen Schimmer einer Tugend heraus, die man anbeten soll, und bereden sich wohl selbst, vortrefflich gehandelt zu haben. Da hat nun die Frau mit dem besten Willen von der Welt und großen Aufopferungen den beiden Leuten die Zeit der Liebe und ihre süßeste Seligkeit verkümmert und höchst wahrscheinlich, ja gewiß, das Glück ihrer Zukunft untergraben. Wird dann die schlimme Saat aufgehen und giftige Früchte tragen, so stehen sie da und jammern über das menschliche Elend, grollen mit der Vorsehung, und bedenken nicht, daß ihr eigenes verkehrtes Thun, ihre Leidenschaft und ihr Unverstand den Jammer heraufbeschworen haben." Unmuthig raffte er bei diesen Worten den zerknitterten Brief zusammen und vermochte ganz gegen seine Gewohnheit mehrere Tage hindurch seine ruhige Stimmung nicht wieder zu gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, sonst und jezt.

(Fortsetzung.)

Vergnügungssucht, Ueberdruß an einem Leben ohne Lust, Mangel an Religion und Sittlichkeit füllen Spielhaus, Morgue und Findelhaus. — Das sind die Früchte der Revolution? — Nein, mit diesem Jammer hat die Revolution so gut wie nichts zu schaffen. Vor der Revolution gab es vierzigtausend schlechte Weibsbilder, jezt sind ihrer sechstausend; vor der Revolution gab es fünfzehn privilegirte Spielhäuser, jezt nur acht; vor der Revolution floß, nach Mercier, alles Geld aus den Provinzen in die Hauptstadt, und alles Geld in der Hauptstadt in die Taschen schlechter Weiber; vor der Revolution, sagt Chamfort, sah ich einen Mann die Damen von der Oper aufgeben, weil sie in so schlechtem Rufe stehen, als die Damen der großen Welt. Nein, man kann keineswegs klagen, daß die politischen Ereignisse an den Sitten der Pariser zu viel, sondern eher, daß sie zu wenig daran verändert haben; ja, hierin liegt der Jammer. Eine Veränderung indessen macht sich bemerklich, zu welcher der Gang der Ereignisse immerhin mächtig beigetragen hat, auf welche aber schon in den lezten Jahren der alten Regierung die Zeit und der Nationalcharakter hinarbeiteten. Die allmähliche Verschmelzung der verschiedenen Stände, welche die alten Bräuche gesondert hielten, würde, auch ohne den Stoß, der Alles gewaltsam unter einander warf, im naturgemäßen Gang der Dinge der einen Klasse die Ideen und Gewohnheiten der andern mitgetheilt haben. Jezt sieht man in Paris keinen Adel mehr, der auf Kredit lebt

Digitized by Google

und die Zerrüttung seines Vermögens prahlend zur Schau trägt. Die Familien, welche noch die großen Hotels im Faubourg St. Germain bewohnen, sind geordneter, häuslicher, sittlicher als zuvor. Wenn aber in einem sinnlichen Volk die Sitten der untern Klassen sich unter die höhern verbreiten, so dringen unter einer eiteln Nation die Sitten der höhern noch mehr zu den untern, und so hat denn die Art und Weise der alten Aristokratie auf das Wesen der Mittelklassen ungleich stärkern Einfluß geäußert, als die Sitten der Mittelklassen auf die der Aristokratie. Unter dem Beamten-, Handels- und Geldadel herrscht jezt ein Luxus, zu dem früher dergleichen Leute wohl große Lust haben mochten, den man aber selten bei ihnen sah. Der Wohlstand hat seinen alten aristokratischen Glanz eingebüßt, während er sich aber äußerlich bürgerlicher machte, wurde er zugleich im Einzelnen raffinirter. „Zu meiner Zeit," sagte ein alter Edelmann zu mir, „machten die Reichen mehr Aufwand, sie hatten mehr Pferde, mehr Silbergeschirr, mehr Dienerschaft, aber das Tafelzeug war nicht so fein und sauber, die Zimmer waren nicht so gut beleuchtet. Die Bürgerschaft war übrigens ein völlig gesonderter Stand; sie lebten spärlich und legten Geld bei Seite, nicht als ob sie selbst hätten adelig werden wollen, sondern in der Aussicht, daß ihre Urenkel es einmal werden könnten. Der Sohn eines Krämers verschaffte sich ein Amt, sein Sohn wieder ein höheres, und so gelangte die Familie allmählich vom Ladentisch zur Magistratur und in's Parlament." Mit der Ausbreitung der Kenntnisse und der Theilung des Vermögens drangen Neigungen und Sitten tief nach unten, welche früher, verzerrt und übertrieben, auf einen engen Kreis beschränkt gewesen waren. Die Minderzahl hat den Hang zur Verschwendung abgelegt, die Mehrzahl hat Geschmack an einem gewissen Aufwand bekommen. Es gibt weniger Leute, welche ihr Vermögen verschleudern, es gibt weniger, welche sparen. Hierin, wie in allem Andern, ist allgemeine Gleichförmigkeit der in die Augen springende Charakter von Paris, von Paris im Jahr 1831. Die Pariser sind der großen Masse nach in Sitten, Manieren und Sprache sämmtlich wie in Einem Model gegossen. Die lezte Revolution scheint das Werk des Prokrustes vollendet zu haben, und sie zeigen sich alle nach demselben Maaße gestreckt oder beschnitten.

Der große Herr auf seinem Bataillenroß, bedeckt mit Perlen und in einem Kleid, das ihn 50,000 und mehr Livres kostete, ward nach der ersten Regierungszeit Ludwigs XIV. nicht mehr gesehen. Der Erzbischof mit seinem kirchlichen Pomp, der Hofmann mit der sechsspännigen Kutsche, der glänzenden Livree und dem Läufer verschwand alsbald nach dem Jahr 1789. Der Reichsmarschall mit seiner hochmüthigen Familiarität, seinen stolzirenden Rossen und dem militärischen Prunk sagte Paris mit 1815 Lebewohl. Der alte Landedelmann, kerzengerade in seinem rasselnden Fuhrwerk, stolz auf seinen langen Stammbaum, seine geschriebene Rede, das Lächeln des Ministers und den Weihrauch der Quotidienne, wird seit 1830 nicht mehr in den Straßen erblickt; aber siehe da dafür die fast homogene Masse von achtzigtausend Nationalgarden und fünfzehntausend Wählern! In diesem Gemeinwesen stehen nebeneinander Zeitungsschreiber, Generale, Bankiers, Barbiere, der reichste Kapitalist und der ärmste Patentträger; alle Klassen umfaßt eine ungeheure Mittelklasse, eine Klasse, die nicht, wie der Mittelstand in England, allein Geld zusammenscharrt und von Eltern stammt, welche auch nichts Anderes gethan haben, sondern eine Mittelklasse von allen möglichen Stufen und Gewerben, die nicht zwischen der Gentry und dem Volk, sondern zwischen dem Pöbel und dem Monarchen steht. Auf den Straßen, den Spaziergängen, in den Theatern herrscht dieser Stand, er lungert auf den Boulevards, lacht überlaut in den Variétés, erscheint im gewöhnlichen Rock in der Oper, und theilt dem Ganzen sein behagliches, ungenietes Wesen mit, und Paris färbt sich nach seinen Sitten, wie es sich einst nach den Sitten des Verschwendees einerseits, des eingezogenen Bürgers andernseits gefärbt hatte, und dieselben Ursachen, welche einen Theil der Gesellschaft ernster, haben den andern lustiger gemacht. Wenige sind arm, wenige sind reich, sehr viele jagen dem Vergnügen nach, und so ist Alles auf diese Mischung von beschränkten Umständen und Hang zum sinnlichen Genuß berechnet.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die neue Kunstschule.

Der Weinmonat ist auch die Erntezeit der bildenden Künste in Paris. In diesem Monate findet beinahe jede Woche eine Kunstausstellung statt, und zwar von Seiten der künftigen Künstler; also Schülerarbeiten, aus denen man nach Belieben künftigen großen Erfolg weissagen, oder auf den jezigen Zustand der Künste in Frankreich schließen kann. Diese Schüler werden in der Ecole des beaux arts gebildet, worin Unterricht im Zeichnen, Malen, Bildhauen und Kupferstechen gegeben wird. Besagte Ecole besteht schon lange; aber das Gebäude derselben erhebt sich erst aus seinem schon seit zwölf oder fünfzehn Jahren stehenden Fundamente, auf den Trümmern des ehemaligen, ziemlich dürf-

Digitized by Google

tigen Augustinerklosters und des hernach darin angelegten Musée des monumens français; zwei Anstalten sind hier also zu Grunde gegangen, eine geistliche aus der sogenannten monarchischen Zeit und eine Kunstanstalt aus der Revolutionszeit. Leztere ist von den Bourbons nicht besser behandelt worden, als die Revolutionszeit die geistliche Anstalt behandelt hatte. Nun erhebt sich etwas ganz Neues aus den Trümmern beider, ein prächtiges Gebäude mit großen Sälen und bedeutenden Kunstsammlungen, an welchen sich die künstlerische Jugend künftig bilden soll. In diesem Sommer ist rasch daran gebaut worden, wie überhaupt an allen von der Regierung unternommenen Bauten, und mehrere hundert Arbeiter sind noch jezt damit beschäftigt. Indessen werden wahrscheinlich noch einige Jahre hingehen, bevor die Ecole des beaux arts ihre Vollendung erhält. Sie wird alsdann eine Sehenswürdigkeit mehr in Paris seyn und den Kunstfreunden nicht geringe Unterhaltung gewähren, da hier nicht allein die Abgüsse der in Frankreich noch vorhandenen Meisterwerke der Bildhauerkunst, sondern auch die bedeutende Sammlung der architektonischen Modelle, und die nicht weniger merkwürdige Sammlung der von den Schülern gelieferten und von der Kunstakademie gekrönten Gemälde aufgestellt werden sollen. Hier wird also viel zu sehen seyn, und für die neuere französische Kunstgeschichte wird diese Ecole die besten Dokumente liefern. Vor der Hand ist von dem Allen noch wenig zu schauen. Man hat noch Mühe, sich durch die Steine, den Mörtel und die Gerüste hindurchzuarbeiten, um zu den wenigen ganz fertigen Sälen zu gelangen, in welchen diesmal die gekrönten Arbeiten der Schüler aufgestellt waren. Diese Säle sind sehr einfach und haben fast gar keinen Schmuck; vermuthlich sollen die darin aufgestellten Arbeiten den Sälen zum Schmucke dienen, und man hat absichtlich Alles vermieden, was den Blick der Zuschauer zerstreuen könnte. In einem Saale zu ebener Erde standen die Bildhauerarbeiten, und in einem obern waren die Malereien zu sehen. Nun hatte man aber in dem untern den Abguß der kolossalen Bildsäule des Moses von Michel Angelo aufgestellt, welcher erst seit Kurzem angekommen ist. Dieses ungeheure Stück, von dem bisher kein Abguß gemacht worden war, verdunkelte gewaltig die kleinen Arbeiten der Pariser Kunstschule, welche daneben standen, und ich muß gestehen, daß es mir nicht möglich war, von der riesenhaften Bildsäule, die der Meisel Michel Angelo's hervorgebracht hat, gleichgültig zu den neuern Versuchen überzugehen. Ich wüßte also von lezterm wenig zu sagen; aber jene Bildsäule ist ein bewundernswürdiges Meisterwerk. Ich dachte mir, der römische Künstler werde sich an den allgemeinen Gebrauch gehalten haben, nach welchem Moses mit finsterm Blicke, langem Gesichte, hohlen Augen, langem buschigen und steifen Barte und in gerader Stellung abgebildet zu werden pflegt. Statt dessen hat Michel Angelo den jüdischen Gesetzgeber mit einem schönen, heitern, höchst geistreichen Blicke, sitzend und sich mit einem Arme auf seine Gesetztafeln stützend, abgebildet. Sein Bart ist lang und sehr lockig, und diese Locken sind ihm nicht lästiger, als einem Kavallerie-Obersten in Gesellschaft seine Achselschnüre. Was mir überhaupt bei diesem Meisterwerke auffallen, ist das Weltlichheitere, das aus dem ganzen Wesen des Gesetzgebers spricht, dem man es jedoch sogleich ansieht, daß solch ein Mann zum Herrschen geboren ist, und daß überall, wo er auftritt, alle Geister sich ihm beugen mußten. Wo wohl Michel Angelo das Muster zu diesen Zügen mag hergenommen haben?

(Der Beschluß folgt.)

Marseille, Oktober.

(Fortsetzung.)

Martin. — Franconi.

Die schönste und dabei schauderhafteste Scene, in welcher wir den kühnen Thierbändiger sahen, ist jene, wo der Löwe Nero und der Tiger Atir zu gleicher Zeit auf der Bühne erscheinen, auf Martins Ruf sich diesem nähern und ihren Kopf auf seinen Arm legen. Hierauf läßt derselbe den Tiger Atir auf seinen Rücken springen, so daß man mit Entsetzen dessen grimmiges Gesicht über dem Haupte Martins hervorblicken sieht. Hierauf muß jener auf des Herrn Geheiß noch einige Kunststücke machen, die er denn auch grimmig murrend und brummend und mit auffallender Unlust ausführt. Durch seine unerschütterliche Energie weiß Martin seinen Thieren Respekt einzuflößen, und wenn der Tiger ein wenig zaudert, bringt ein donnerndes Vite! ihn sogleich wieder zum strikten Gehorsam. Mit dem Löwen Nero macht er aber weniger. Dieses majestätisch stolze Thier scheint ein ungelehriger Schüler zu seyn; es bleibt während der ganzen Scene ruhig auf dem Boden ausgestreckt und ist ein unthätiger Zeuge der Demüthigung seines fürchterlichen Nebenbuhlers. Ein kalter Schauer überlief mich hier jedesmal, wenn ich an die eigenen Worte des Löwenbändigers dachte. Er gesteht nämlich selbst, daß sein Leben immerhin Gefahr schwere, da kein Gefühl der Anhänglichkeit und Liebe jene Thiere so zahm und so gehorsam mache, sondern nur der Glaube an seine Ueberlegenheit. Eine einzige falsche Bewegung, das geringste Zeichen der Schwäche, das dem Tiger das Bewußtseyn seiner Stärke wiedergeben würde, wäre des kühnen Mannes unfehlbares Verderben. Einmal, zu Boulogne, verlor er in der That seine gewöhnliche Ueberlegenheit und ein blutiger Kampf entspann sich zwischen ihm und dem Löwen Coburg vor den Augen der Zuschauer, die von keine ernstliche Gefahr dachten und dies Anfangs nur für Komödie hielten. Martins Faust ward von den Zähnen des Löwen zerfleischt und sein Schenkel schrecklich zugerichtet; nur die höchste Kaltblütigkeit, die ihn in dem furchtbaren Augenblicke nicht verließ, hat ihn damals gerettet. Es ist grauenvoll, wenn man diese vor wenigen Minuten noch so zahmen Bestien bei der darauf folgenden Fütterung wieder in all ihrer angebornen Wildheit sieht. Der stolze Löwe, der, seiner Riesenkraft mißtrauend, sich erst demüthig vor Martin im Staube krümmte, zermalmt nun die dicke Holzstange, welche jener durch das Eisengitter streckt. — Mit Martin zugleich bewunderten wir die Leistungen der berühmten Kunstreitergesellschaft des Herrn Franconi. Beide hatten sich während ihres Aufenthalts in Marseille assoeirt und theilten die Einnahme, die nach Martins Geständniß sich fast bei jeder Vorstellung auf 5 bis 6000 Franken belief. Franconi's Gesellschaft ist die ausgezeichnetste, die ich bis jezt gesehen. Selbst die berühmten Ecuyers von de Bach und den Gebrüdern Blondin stehen hinter jenen zurück. Nach Martins Abreise verweilte Franconi noch einige Tage hier und ließ seine Reiter auf dem Theater bei der Vorstellung des Homme du siècle auftreten. Dieses pomphafte militärische Schauspiel regte im höchsten Grade die Neugierde unsers Publikums an, das jeden Abend in ungeheurer Menge zu diesem Spektakelstücke strömte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. November 1834.

Le metier
De rentier
Me sied et m'enchante.
Travailler serait un abus;
J'ai cinquante écus,
J'ai cinquante écus de rente.

Béranger.

Paris, sonst und jezt.

(Fortsezung.)

Es gibt viele Oete, wo man so wohlfeil leben kann, als in Paris, abee keinen, wo man füe wenig so gut lebt, als in Paris. Nicht die eigentlichen Lebensbedüefnisse sind wohlfeil, wohl aber das Ueberflüssige. Monsieue Bontin, ein altee Jünggeselle, dessen sparsame Haaereste sogfältig geoednet sind, verzehrt seine Rente von sechzig Napoleons jährlich lieber in Müssiggang, als daß ee sich duech Arbeit sechsmal mehr eewiebt. Ihe meint, Monsieue Bontin sey ein Mann, dee in der Welt ein ächter Philosoph geworden, ein Mustee von unverdoebenem Geschmack, ein Mann, dem es ganz eineelei ist, ob ee in dee Restaueation Gestügel speist, oder in teüdseliger Einsamkeit ein Stück trocken Brod kaut? Weit gefehlt! Monsieur Bontin speist nicht bei Veey, sondeen auf dem Platz des petits pères, und dee Unterschied ist nur der: er bezahlt zwei-und-zwanzig Sous statt acht Franken für seine Suppe, seine zwei Schüsseln, seinen Wein und sein Dessert. Ihr sagt, das Essen ist schlecht, dee Wein sauee, das Dessert mager; mag seyn, darum kümmeet sich unsee Mann nicht. Sein Essen besteht aus ebenso vielen Schüsseln und sieht eben so aus, als wenn es sechsmal kostbaeee wäee. Mehr beaucht es nicht für ihn, damit ist ee vollkommen zufrieden. Es kommt ihn die Lust an, durch ein Bad seine Lebensgeister zu stäeken und sich an dee Voestellung zu ergötzen, ee sey doch noch nicht, was man so eigentlich alt heißt. Meint ihe, er veesage sich dieses Vergnügen, weil er gem ist? Nein, ee veesagt sich nur den Besuch der Bains chinois, wo er drei Franken zahlen müßte, und geht in die Steaße Montmaetre, wo er füe zehn Sous dieselbe Quantität warmen Wassees hat. Ist ee veeliebtee Natue? Schweelich seufzt er im Foyer und hinter den Coulissen; ee veesucht sein Glück weder auf dem Ball des Bankiees, noch in der Conveesation mit der Herzogin; dagegen entflammt ee das Herz dee Lampistin gegenübee, oder bettet sich in den gefälligen Aemen dee Feanseumacherin, deren luftige Wohnung zunächst der seinigen liegt. Finden sich jene Wideespeüche in seinem Chaeakter, woduech sich unseee unsteten Uevätee bemeeklich machten,*) ist ihm die Ruhe seines Quaetiees so verhaßt, wie der Gedanke, seine Beine zu brauchen — kann er in diesem Fall diesee schlimmen Alternative etwa nicht entgehen, weil er kein Pfeed, keinen Bedienten, kein Kabeioiet hat? Gott bewahee!

*) Mira diversitate naturae, cum iidem homines sic ament inertiam et oderint quietem.

Tacitus, Germania.

aber auch vom Miethkabriolet und dem Fiaker an der Ecke will er nichts: dies wäre erstens eine Mühe, und zweitens eine Verschwendung. Nein, mit drei Pence in der Hand wartet er gemächlich unter seiner Thüre, und der erste Omnibus, der vorüberfährt, bringt ihn vom Jardin des Plantes zur Straße Rivoli. — Ich sagte, in Paris seyen wenige arm, wenige reich. Jeder Arbeiter verdient sich im Durchschnitt achthundert Franks jährlich. So ziemlich jeder, der arbeiten will, findet Beschäftigung, und das Einkommen des Parisers beträgt im Durchschnitt tausend Franks. Darauf beruht die Gleichheit, welche uns so auffällt, und die Herrschaft der eben beschriebenen Mittelklasse. Dieses Einkommen von tausend Franks hat Millot in Posten abgetheilt, und nach seiner Berechnung kostet der Wasserträger den Pariser mehr als der Schulmeister, die Neujahrsgeschenke mehr als der Geburtshelfer, das Theater zweimal soviel als die Amme, der Bücherverleiher und Buchhändler halb soviel als das Theater, das Bad soviel als Bücherverleiher und Buchhändler, und für Luxus und Vergnügen wird beträchtlich mehr ausgegeben, als für den kostspieligsten Artikel eines Pariser Haushalts, das Brennmaterial. Und man glaube nicht, daß der Lustigkeit der Pariser das Pariser Klima entspricht. Wer jetzt in unserem Land der Nebel das Wetterglas beobachtet, mag wissen, daß auch der Pariser in Betreff des Wetters sich zu beklagen Ursache hat.

Paris hat nach einem Durchschnitt von zwanzig Jahren nur hundert sechs-und-zwanzig erträglich schöne Tage im Jahe. Aber was ließe sich nicht Alles von diesen hundert und sechs-und-zwanzig Tagen sagen! Sie enthalten Frankreichs Geschichte. Die Sonne scheint, und da seht euch die wichtige Person an, welche so oft das Schicksal von Paris entschieden hat! Seht ihn mit seiner schwarzen, schmierigen Blouse, seiner papiernen Mütze, seiner grünen Schürze. Er ist auf den Quais, den Boulevards, im Palais royal, überall, wo Paris so recht eigentlich Paris ist, lachend, rennend, schreiend, lungernd und essend. Er ist beim Feuerwerk, bei der Todtenfeier, bei der Hochzeit, bei der Leiche, vor Allem — bei der Revolution. Hört ihn rufen: Vive la France! vive la liberté! und er wirft sich in die Bajonette, er stürmt das Geschütz, er lacht dem Tode in's Angesicht, er fürchtet nichts — als einen Regenschauer, und war der allezeit Unüberwindliche, bis Marschall Lodau vor ihm mit einer Spritze erschien. Das ist der Pariser Gamin, der mit den Göttern die ewige Jugend gemein hat: jung unter der Ligue, jung unter der Fronde, jung 1789, jung 1830, immer jung und immer voran, wo es Spaß und Abenteuer gibt; denn der Charakter des Parisers überhaupt ist der der Jugend: er ist lustig, sorglos, brav in jedem Alter, und am lustigsten, sorgloseſten und bravſten, wenn er jung ist. So ist der Pariser Gamin, und bei all seinen Narrheiten, all seinem Wankelmuth haben seine vom Pulver geschwärzten, von Kugeln durchbohrten Lumpen etwas, das dem Fremden Achtung gebietet. — Wer ist aber der junge Mann dort, phantastisch aufgeputzt, der im Karneval den Narren, beim Pferderennen den Jokey macht, der Herzensfreund von Buhlerinnen und Parasiten, übersättigt von Schwelgerei, besudelt mit dem Schmutze aller Höhlen des Lasters? Wer ist der neue Polemon, an dem aber die Philosophie ihr Zureden verschwenden würde? wer ist dieser Bourgeois Bassompierre, dieser Rentier Richelieu, der die Laster einer entschwundenen Zeit nachäfft, ohne den Geist, ihre Arroganz, ohne die Hochherzigkeit zu besitzen, die ihr nicht fehlten? er möchte den Roué aus der Zeit der Regentschaft spielen, wäre er nicht zu stumpf, den Hofmann Ludwigs XV., wäre er nicht zu gemein dazu. — Es ist dies der Typus einer jugendlichen Menschenklasse, im gemeinen Leben Lions genannt, welche ihr Leben auf den Boulevards, im Bois de Boulogne, in den Spielhäusern zubringt. Ihr Gespräch besteht in der Erzählung ihrer ekelhaften Ausschweifungen, ihre Gemeinheit, ihr schlechter Geschmack, ihre prahlerischen, liederlichen Manieren haben nicht einmal die Entschuldigung der Mode für sich, und ihr Herkommen ist gewöhnlich so gemein als ihre Sitten. Unter den Elegans von Versailles war doch noch Talent und Verstand, und die Kraft, den Charakter, die ihnen bei Hof mangelten, fanden sie auf dem Blutgerüste.

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

An einem trüben Decemberabend strömte eine Menge großer weißer Flocken auf die erstarrte Erde herunter, und ein furchtbarer Winterorkan stürmte wie ein böser, losgelassener Geist durch die Straßen der Hauptstadt, schlug einen Theil des gefrornen Schnees gegen die Spiegelfenster der hohen, hell erleuchteten Häuser, heulte in dumpfen, unheimlichen Tönen durch die Kamine und schien zuweilen die Grundvesten der Gebäude erschüttern zu wollen.

Leopoldine von Warheim saß einsam in dem lieblich geschmückten Wohnzimmer ihres Hauses und lauschte, in Gedanken versunken, dem Aufruhr der Natur, der jedoch nicht ganz jenes Gefühl von Behaglichkeit in ihre Seele zu gießen schien, das den geschützten und wohlverwahrten Menschen ergreift, wenn er sich vor den Unbilden der Witterung zwischen seinen freundlichen vier Wänden

gesichert weiß. Das blonde Lockenhaupt war in die Ecke des Sophas auf den stützenden Arm gesunken, die andere Hand spielte lässig mit den Blättern eines Buches, das höchst wahrscheinlich ungelesen auf dem Schooße lag; vor ihr auf dem schönen Mahagonitische lagen eine Menge jener glänzenden weiblichen Geräthschaften ausgebreitet, welche der Kunstfertigkeit unserer Tage ein unerläßliches Bedürfniß sind; aber der angefangene Beutel, mit Goldperlen zierlich durchstickt, hatte den Fleiß der Verfertigerin augenscheinlich so wenig angeregt, als die künstliche Stickerei auf Spitzengrunde, deren wohlgeformtes Blättergewinde für den Geschmack der Stickerin ein günstiges Zeugniß ablegte. Auch der offene Flügel, mit zwei brennenden Wachskerzen, auch die Harfe, gegen ihm über in die Ecke gelehnt, schienen vergeblich der zarten Finger gewartet zu haben, die ihnen sonst so holde Melodien zu entlocken wußten. Ein blühender Wintergarten, auf Blumentischen kunstreich geordnet, füllte das Zimmer mit lieblichen Düften, eine angenehme Wärme strömte von dem eleganten Ofen, von der traulichen Flamme im Kamine her, leise zwitscherten die Vögelchen in dem goldenen Käfig, aber das tiefe Sinnen ihrer Herrin vermochten weder ihre lockenden Stimmen noch die sie umgebende Herrlichkeit zu stören. Jezt schlug die Flötenuhr die neunte Stunde; Leopoldine zählte die Schläge, sah dann, als ob sie zweifelte, nach der goldenen Repetiruhr, die an ihrem Halse hing, und ein tiefer Seufzer entrang sich der schönen Brust. „Erst neun Uhr!“ flüsterte sie, „wie ist das möglich!“ Rasch zog sie das silberne Glöckchen, das Kammermädchen erschien. „Räume weg, Philippine!“ sagte Frau von Warheim mit ungeduldiger Stimme, „meine Augen thun mir weh, ich mag weder arbeiten noch lesen; lösche die Lichter aus und setze Dich mit Deiner Arbeit dort in die Ecke, damit ich doch Jemanden um mich sehe.“ — „Gnädige Frau haben auch den ganzen Tag auf das feine blendende Zeug geschaut, ich würde wahrhaftig blind, wenn ich das thäte; und dann sind Sie auch so einsam geblieben, da wird am Ende der Kopf ganz trübe vor lauter nichts hören. Daß doch der gnädige Herr auf den Ball gegangen sind, während der Schnupfen die gnädige Frau daheim gehalten hat!“ Es war, als ob diese Worte einen Schmerz zu Tage riefen, der bis dahin dumpf und unklar in Leopoldinens Herzen geruht hatte. Sie legte still die Hand über die Augen und lehnte sich in die Ecke des Sophas zurück, aber eine Thräne, von deren wahrer Quelle sie sich kaum selbst hätte Rechenschaft ablegen können, nezte die zarten Finger und ließ sie volle Einsamkeit wünschen. Philippine ward auf's Neue in das Nebenzimmer verwiesen, und nun folgte dem ersten Tropfen eine Unzahl anderer — welches jugendliche Frauenherz hätte nicht ähnliche geweint?

Plötzlich ließ sich im untern Hausraume ein lautes Geräusch von Stimmen vernehmen; Leopoldine schaute empor, horchte; die Thränen stockten und ein Strahl von Freude blizte aus dem weit geöffneten Auge. Es nahte ein wohl bekannter Fußtritt; sie stand auf, als wollte sie dem Kommenden entgegenfliegen, und hatte schon die Hälfte des Zimmers durchschritten, als sie sich, von irgend einem Gedanken befallen, eines Andern besann, umkehrte und sich wieder in der nämlichen lässigen Stellung auf den Sopha warf. Rasch trat der Herr des Hauses herein, warf Mantel und Hut auf die nahestehende Kommode, statt aber, wie Leopoldine geglaubt hatte, in Reue und Leid über die unerhörte Vernachlässigung sich an ihre Seite zu drängen und mit dem schönen, zu ihr erhobenen Auge sich wehmüthig seiner Sünde anzuklagen, schritt er nach einem kurzen guten Abend stürmisch einigemale auf und nieder, als sey sein Gemüth durch irgend ein Ereigniß beunruhigt. Erstaunt sah sie ihm nach. Wie? flüsterte die Stimme des Unmuths in ihr, er hat mich krank, leidend der Einsamkeit überlassen, hat gesehen, daß mir das wehe that, kann sich vorstellen, welche Stunden ich allein mit meinem zerrissenen Herzen zugebracht habe, und bekümmert sich so wenig um mich, ist so schroff und kalt, als hätte ich ihn beleidigt! Man weiß wohl, wozu solche Gedanken führen und wie schnell sie, die lebendige Fühlkraft des weiblichen Herzens steigernd, das erlittene Unrecht im Uebermaße empfinden lassen. Der Blick, der bis jezt dem stummen Wanderer gefolgt war, senkte sich in den Schooß, und fast unmerklich trat ein schmollender Zug auf die freundlichen Lippen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, Oktober.

(Beschluß.)

L'Homme du siècle.

Wir sahen in diesem Stücke verschiedene Scenen aus dem Leben des Homme du siècle, oder des kleinen Korporals, oder des Sultan Kebir. Man erblickt im ersten Akte ein französisches Lager in Italien und die Brücke von Arcole, die General Bonaparte mit der dreifarbigen Fahne und dem Rufe: „en avant!“ unter dem Feuer der Oesterreicher überschreitet. Im zweiten Akte sind wir in das Land der Fabeln, nach dem fernen Orient, versezt; wir sehen auf den Moscheen von Kairo die französische Fahne wehen. Der schwarze Eunuch hört bis in die Stille des Harems den Trommelwirbel, welcher die Soldaten gegen die Revolte zu den Waffen ruft, die der Fanatismus der Ulema's angeschürt hat; man sieht den General Dupuis, kämpfend, unter den Schüssen der Araber und mit dem Rufe: es lebe

Frankreich! zusammensinken. Bald erscheinen die Mameluken — Franconische Reiter — die mit ihrem Getrappel die Bühne erfüllen; ihnen auf dem Fuße folgen französische Dragoner und Bonaparte mit der syrischen Armee. Franconi's Reiter fliegen und jagen auf den Brettern auf und ab, die krummen Säbel schwirren durch die Luft, die Kanonen donnern, die Musketen blitzen, und aus dem Staube und dem Pulverdampfe tönt der Ruf: Vive la république! durch die Straßen der Stadt der Gläubigen. Man muß gestehen, dieser gefährliche Ruf, den man nirgends mehr, als allenfalls auf den Brettern ungestraft ertönen hört, wurde von den Soldaten etwas leise und mit einer gewissen Schüchternheit ausgebracht; aber kaum war der Ruf den Lippen der scheuen Krieger entfahren, als ein wunderbares Echo von den Logen und dem Amphitheater, von der Gallerie und dem dritten Range, von dem Parterre und dem Orchester, aus der Garderobekammer und dem Souffleurkasten, und ich glaube, selbst von den hohen Regionen der Maschinisten herab, im brüllenden Chorus nachschrie: Vive la république! Im dritten Akte sahen wir den Brand von Moskau. Bei dem Einzuge in die Stadt thaten sich wieder Franconi's Reiter und ihre trefflich dressirten Pferde besonders hervor; außer ihnen waren noch 500 Soldaten zu Fuße aufmarschirt, welche der Bühne ein sehr kriegerisches Ansehen gaben. Der rothe Schein des Brandes beleuchtet gegen das Ende des Aktes schauerlich das ganze Theater. Der Generalmarsch wird geschlagen; die Truppen verlassen ihre Quartiere und versammeln sich vor dem Kreml, wo sie in stummem Grausen den Fortschritten der Flammen zusehen, die sie nicht mehr zu dämpfen vermögen. Letzter Aufzug: der rührende Abschied von Fontainebleau, und zum Schlusse: die Apotheose Napoleons, seine Ankunft im Paradiese, wo die todten Marschälle ihn begrüßen und die Geister seiner bei Waterloo gefallenen Garde die Gewehre präsentiren. Die Soldaten, welche in diesem Stücke auftraten, schienen mit ganzer Seele dabei zu seyn. Wenn ihr Feldgeschrei: Vive la république! auch etwas zu leise war, so läßt sich dagegen von dem Rufe: Vive l'Empereur! nicht das Nämliche sagen, und im Hofe von Fontainebleau schien ein ganzer Meerorkan die Worte zu brüllen: Nach Paris! nach Paris! Eine Menge französischer Soldaten waren auf dem Parterre und den Gallerien Zuschauer; ja, ich glaube, hätte die Dienstpflicht es nicht gefordert, so würde man an diesem Abend vor eilf Uhr keinen auf der Wache oder in der Kaserne gesehen haben. Diese armen Soldaten ließen sich von dem hohen Eintrittspreis nicht abschrecken, sie leerten willig ihre Taschen, die vielleicht nicht einmal alle das hinreichende Geld enthielten. Um ihr Herz zu wärmen an dem Trompetengeschmetter der Bellona aus den glorreichen Tagen der Republik und des Kaiserreichs, entsagten sie mit Freuden auf drei Wochen der Tabakspfeife und dem Glase Wein.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Die Gemälde der französischen Kunstakademie in Rom.

Im zweiten Stockwerk hatte man die Gemälde aufgestellt, und zwar nicht allein die der Schüler der Pariser Kunstschule, sondern auch die, welche von den Zöglingen der französischen Kunstakademie zu Rom geliefert worden waren. Die Aufgabe der diesjährigen Komposition in der Pariser Schule war gewesen: Homer, wie er auf seiner Wanderung durch die Städte Griechenlands seine Ilias deklamirt. Die Behandlung bot nichts Ausgezeichnetes dar. Interessant war mir dagegen ein junger Trojaner, welcher die Bewegungen des griechischen Heeres in der Ferne beobachtet; ein auffallendes Bild von Chopin in Rom. Voriges Jahr hatte dieser Chopin viel Tadel erfahren wegen seines großen Gemäldes: Gyges und Candaules, das man für unanständig hielt. Er hat sich seitdem der Züchtigkeit befliſſen, und man kann ihm nun füglich ein gutes Sittenzeugniß ertheilen. Auf einem Felde mit weitem Horizont und unter hellblauem, vielleicht allzublauem Himmel sitzt der junge, ganz nackte Trojaner auf einem Postamente, vermuthlich dem Bruchstück irgend eines alten Denkmals, und schaut unverwandt in die Ferne, wobei er die beiden Hände unter seinem etwas aufgehobenen Knie zusammenfaltet. Die Stellung ist natürlich und naiv; der junge Held, die einzige Figur auf dem sonst leeren Gemälde, ist von etwas brauner Farbe, wie es einem Bewohner Westasiens zukommt. Außerdem hat Chopin noch ein großes Nachtstück geliefert: Karl IX., König von Frankreich, wie er den Befehl zu den berüchtigten Metzeleien der sogenannten Bluthochzeit unterzeichnet. Es ist aber so dunkel, daß man fast nur die dem Lichte zunächst stehenden Personen erkennt. Ein anderer junger Maler hat ein Gemälde mit vielen Figuren geliefert: die himmlische Gerechtigkeit, wie sie die Verbrechen der Menschen rächt. Es geht auf diesem Gemälde sehr bunt zu; Alles ist in lebhafter Bewegung; man sieht es dem jungen Künstler an, daß er, seitdem er in Rom ist, die alten Maler fleißig studirt hat. Auch war eine, wie es scheint, sehr getreu behandelte Kopie des berühmten Gemäldes des Dominichino, der besessene Knabe, den zwei Geistliche heilen, von Rom eingeschickt worden. Der Knabe sieht fürchterlich aus; aber die Mutter desselben hat der Künstler weislich nur von hinten dargestellt. Aus ihrer ruhigen Stellung zu schließen, ist sie nicht so sehr von Schrecken, als von Zutrauen zu den geistlichen Beschwörungen beseelt. Wenn man bedenkt, daß jährlich ein Halbdutzend Gemälde von den Schülern zu Rom eingesendet wird, so sieht man, daß schon diese Sendungen nach Jahren eine bedeutende Sammlung bilden werden. Ich weiß aber nicht, ob sie beisammen bleiben. Vielleicht vertheilt man sie unter die Museen in den Provinzialstädten. Jetzt bereitet sich die Kunstwelt in Paris bereits auf die öffentliche Ausstellung im folgenden Jahre vor. Diese Ausstellungen werden immer beträchtlicher; man sieht wohl, daß die lange Friedenszeit manche Herren und Damen den Künsten zuführt; indessen geschieht hier, was in der Industrie allgemein bemerkt wird, es wird mehr producirt, als abgesetzt werden kann, und auch für den Kunsthandel wird man neue Wege entdecken müssen, um seine Produkte in Umlauf zu setzen. Freilich ist die Liebe zur Kunst und auch die bloße Liebhaberei jetzt viel allgemeiner, als sonst; aber dies reicht noch nicht zum Absatze der vielen Kunstprodukte hin, denn auch das Ausland liefert derselben eine Menge. Wahrscheinlich wird Amerika aushelfen müssen, und vielleicht kann auch Algier dazu beitragen. Schon jetzt ist Algier der Zufluchtsort verdorbener Kaufleute, Künstler und Gelehrten; wahrscheinlich werden die Kunstwerke, besonders die mittelmäßigen, bald den Künstlern folgen und in Algier sich aufhäufen zur Ergötzung und Unterweisung der Mauren, Beduinen und anderer Völker, die in der Kunst noch das ABC zu lernen haben.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. November 1834.

Das, was mir wichtig scheint, hältst du für Kleinigkeiten,
Das, was mich ärgert, hat bei dir nichts zu bedeuten.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der Gattin Schweigen und ihre Stellung gaben Waeheim eine Ahnung dessen, was in ihe voegehen mochte, und indem er sich, ihre Hand fassend, neben sie sezte, suchte er erst den gegebenen Eindruck durch eine freundliche Erkundigung nach ihrem Befinden auszulöschen und sagte dann: „Du weißt, wie oft ich Dich gebeten habe, ein etwas strengeees Auge auf unsee Dienerschaft zu werfen und doch nicht Alles, selbst das Weethvollste im Hause, ohne Aufsicht der Köchin, Philippinen und Johann zu überlassen. Du meintest damals, meine Bitte sey vom Ueberfluß, und es wäee Die unmöglich, Dich mit so ganz gemeinen Dingen zu befassen, die überall in der höheen Klasse von unteegeordneten Peesonen verrichtet würden. Nun bin ich feeilich kein besonderer Wirth, kenne auch von den weiblichen Geschäften nur Weniges; aber ich erinnere mich doch, daß meine Mutter, die für eine sehr elegante Dame galt, selbst übee Weißzeug, Küche und Keller die Oberaufsicht führte, und in dem Hause meines Oheims, das in musterhafter Einrichtung dasteht, wird Alles, was das Hauswesen betrifft, von Frau und Nichte geleitet. Nein, wende den Kopf nicht mit Ekel weg. Sieh, ich habe alle Achtung vor den höhern Kenntnissen der Weiberwelt und sehe Deine Finger recht gerne mit zierlichen Aebeiten, mit Klavierspiel und Zeichnen beschäftigt, nur muß mie dabei nicht alle Bequemlichkeit abgehen, und ich muß zum Beispiel, wenn ich eine hübsche Sticeeei beseh, oder Deine klangvolle Stimme höre, der verwahrloseten häuslichen Gegenstände nicht gedenken dürfen, denen ein Bischen anbees geleitete Kunstfertigkeit von Deiner Seite so leicht aufhelfen würde. Doch um zur Sache zu kommen und Dir zu beweisen, daß es nicht Lieblosigkeit, nicht, wie Du wähntest, Veränderung meines Gefühls für Dich war, was mich schon früher diesen Punkt berühren ließ, muß ich Dir sagen, daß ich schon seit längeeer Zeit Ursache zu haben glaubte, über die Treue unserer Domestiken in Zweifel zu seyn; daß ich nach vergeblicher Meldung an die Gebieteein es als Pflicht ansah, selbst den Aufpasser zu machen, und den heutigen Ball zur Schlinge beaachte, in welcher allem Anscheine nach die Schelme sich fangen mußten. Ich gebe vor, die ganze Nacht wegbleiben zu wollen, Dich weiß man unpäßlich, und sonst eben nicht geneigt, nach den alltäglichen Bedürfnissen zu schauen, und als ich voehin unvermuthet hereintrete, sehe ich Licht in dem offenen Keller, schleiche mich hinzu und finde richtig den Johann und die Catharine, welche den Inhalt der voetrefflichen Weinkiste, die uns der Oheim als

Hausgeschenk gesendet hat, einem Helfershelfer durch das Kellerloch zuschieben."

Hätte der Vorfall nicht in sich selbst eine so bittere Rüge von Leopoldinens Sanftmüthigkeit getragen, so würde sie sehr wahrscheinlich, den Aeußerungen ihres Gatten beistimmend, der sich in bittern Aerger über die unverschämten Hausdiebe ergoß, die erforderliche Theilnahme bezeugt haben. So aber senkte sich der Blick, der nur eine Sekunde hindurch sich erhoben hatte, auf's Neue abwärts, und ein dunkles Gemisch von Empfindungen höchst widerlicher Art, das Bewußtseyn eigenen Unrechts und die Unmöglichkeit, den ungewohnten Tadel zu ertragen, zwangen den Zügen des sonst so freundlichen Gesichts eine finstere Gleichgültigkeit auf. Als Julius vergeblich einer Erwiderung gelauscht hatte, fuhr er, ebenfalls verstimmter werdend, und mit vermehrter Schärfe des Tons und Ausdrucks, fort. „Nicht nur habe ich die Schurken auf der That ertappt, sondern durch den Schreck und die Ueberraschung, welche meine unerwartete Gegenwart verursachte, zum Geständnisse anderer Schelmereien gebracht, durch die ein Theil unseres besten Hausraths in ihren Besitz gekommen ist, und obwohl ich bis jetzt noch keinen offenbaren Zusammenhang mit Philippinen entdecken konnte, so zweifle ich doch keineswegs an einem solchen und möchte Dich dringend bitten, mit ihr auf die nämliche Weise zu verfahren, wie es mit Johann und Catharine geschah, und sie so schnell als möglich wegzuschicken." Plötzlich erhielt bei diesen Worten die Gestalt der kleinen schmollenden Frau Bewegung und Leben. „Wie!" rief sie, „Du kannst doch gewiß die beiden Bedienten nicht ohne mein Vorwissen verabschiedet haben, in einem Augenblick, wo ich ihrer unumgänglich nothwendig bedarf? Hast Du vergessen, daß auf übermorgen der Graf von Salbern mit einer Anzahl Bekannten bei uns zum Diner gebeten ist, und daß ich, wenn Du mich der nöthigsten Hülfe beraubt hast, auf das Abscheulichste kompromittirt werde!" Die Röthe der Empfindlichkeit blizte von Leopoldinens Wangen, das Feuer unangenehmer Aufregung aus ihren sonst so sanften Augen, und ihr Mann, der bei besserer Ueberlegung wohl hätte einsehen müssen, daß ihre Klage allerdings nicht ganz grundlos sey, wurde dadurch so gereizt, daß er unmuthiger, als ohnedem vielleicht geschehen wäre, sie beantwortete. „Ei, eine gescheite Frau soll in solchen Fällen sich immer zu helfen wissen, und ich habe stets gehört, daß dies der Probestein weiblicher Wissenschaft sey. Deine Vorbereitungen zu dem Fest werden getroffen seyn, und es gibt hier eine Menge Kochkünstlerinnen, deren Eine Dich jeder Verlegenheit entreißen wird. Daß der Schritt ohne Dein Vorwissen geschah, magst Du mit der Bemerkung entschuldigen, daß da, wo die Hausfrau ihre ersten Pflichten als ihrer unwerth ansieht, eine andere regierende Gewalt an ihre Stelle treten muß, soll nicht das Hauswesen völlig zu Grunde gehen." Bei diesen Worten ergriff Julius das Licht, und indem er sich ohne Gruß noch Abschiedswort in sein Schlafzimmer entfernte, ließ er die junge Frau in einem Zustande des Schmerzes und Unwillens zurück, der um so peinlicher war, als sie, überzeugt, daß ihre Handlungsweise keinen Tadel verdiene, in den Forderungen ihres Gatten nur eine vorsätzliche Lieblosigkeit und Härte sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, sonst und jetzt.

(Beschluß.)

Doch wenden wir uns von diesen hell beleuchteten Fenstern, hinter denen Musik rauscht und Champagner fließt, dorthin zu dem düstern Platze, gelehrten Angedenkens, den die Sorbonne beschattet. Hier, dem elenden Hause gegenüber, wo Rousseau in den Armen seiner Therese von Heloisen träumte, ist eine kleine, aber reinliche Restauration. Ueber der Thüre steht Flieoteau — und hier nimmt bei guter Tageszeit das gelehrte Frankreich sein Mittagsmahl ein. Kommt hieher zwischen drei und vier Uhr und laßt euch an einem der kleinen Tische nieder, die meist schon besetzt sind. Rechts sitzt ein bleicher junger Mann: das lange Haar, das ihm lose über das Gesicht fällt, gibt dem Auge, aus dem, in Folge des Nachtwachens, ein mystisches Feuer blizt, etwas Wildes; seine Kleidung ist sauber, aber abgetragen, die Ermel sind zu kurz und die Beinkleider reichen nicht ganz hinunter, das verschossene schwarze Halstuch, das lose einen ungeheuern Hemdkragen umgibt, läßt den magern Nacken fast ganz bloß. Zur Linken ist der Sohn des Südens, bleich und von dunkelm Teint; seine langen schwarzen, auf der Stirne gescheitelten Locken fallen ihm auf die Schulter nieder, ein kleiner Schnurrbart schmückt seine Oberlippe, und dies gibt dem sinnigen Gesichte einen antiken, apostolischen Anstrich. Rings im Zimmer, ihr mageres Stück Fleisch und Brod und die bleiche Wasserflasche vor sich, sitzen junge Leute, welche sich in einer Jugend voll Noth und Entbehrung auf ein bewegtes oder wissenschaftliches Leben vorbereiten.

Ich habe die zwei auffallendsten Figuren an diesem Ort, als Typen der sogenannten jeune France, gezeichnet. Das Bild gilt natürlich nicht für Alle, auch sind nicht alle Studenten so ernst und fleißig, als ich mir dir geschilderten denke. Manche besuchen die Rechtsschule rein der Form wegen, wie Viele auf unsern Universitäten. Es sind dies meistens junge Leute aus wohlhabenden

Digitized by Google

Familien, sie haben vier- bis achthundert Franks monatlich zu verzehren und können so ein müßiges, lustiges Leben führen. An der Ecke der Odeonstraße ist ein wegen der hübschen Dame am Comtoir berühmtes Kaffeehaus, wo sie gewöhnlich frühstücken und Morgens zwei, drei Stunden mit Essen, Zeitunglesen und Galanterie hindringen. Abends gehen sie hinüber über den Fluß, speisen im Palais royal und besuchen häufig das Theater. Die übrige Zeit bringen sie mit Rauchen, Schwatzen — noch immer der Lieblingszeitvertreib der Franzosen — und in den unzähligen Salons littéraires zu, wo sie die leichten Tagesschriften lesen. Es ist wirklich bemerkenswerth: kein junger Franzose ist ganz müßig, ganz ohne Sinn für Literatur und ganz ununterrichtet. Die große Masse derjenigen, welche man auf den englischen Universitäten, den fleißigen Leuten (reading men) gegenüber, lustige Leute (gay men) heißt, macht niemals ein Buch auf, nimmt nie eine Zeitung zur Hand, liest nie auch nur drei Zeilen von Byron oder Walter Scott, oder dem populärsten Tagesschriftsteller; sie jagen, schießen, fahren, oder wenn sie diese Belustigungen nicht wirklich mitmachen können, so begnügen sie sich mit dem Schatten derselben, und da sieht man sie im Jagdhabit rauchen, oder in den Miethställen herumschleudern oder aus dem Fenster lehnen und mit einer Fahrpeitsche klatschen. In Paris haben die müßigsten der oben beschriebenen gay men einen gewissen Geschmack für Literatur. Sie lesen, sie bewundern, verehren nicht selten den Genius des Tages, und bei keinem verstreicht die Jugend, ohne daß doch ein paar jener erhebenden, poetischen Gefühle rege geworden wären, welche im spätern Leben vor Gemeinheit bewahren. Aber deren, für welche die Literatur bloß Gegenstand der Unterhaltung ist, sind nur wenige, dünne gesäet sind die müßigen, jovialen Verzehrer von drei-, vierhundert Franken monatlich. Die Mediciner, meist Söhne armer Eltern, lassen es sich für ihr Brodstudium ernstlich sauer werden, sie sind häufig fast von allen Hülfsmitteln entblößt, manche haben nicht mehr als sechzig, fünfzig, vierzig Franken monatlich zu verzehren und müssen für diese elende Summe wohnen, essen, Holz kaufen, sich kleiden, so gut es geht; durch elende Kost, ungesunde Luft, angestrengten Fleiß wird die Sterblichkeit unter diesen armen jungen Leuten sehr bedeutend. Die einzige Hülfe, der einzige Trost in ihrem Elend kommt ihnen von der Grisette. Dieses freundliche, ehrliche, oft nur zu gefällige Wesen, das in unsern geselligen Verhältnissen kein Gegenstück hat, ist der gute Genius des Studenten. Zwischen Grisette und Studenten herrscht eine Art von Fraternität: häufig wohnen sie unter Einem Dache; ist der Student krank, wartet sie ihm ab, ist seine Wäsche zerrissen, was nicht selten vorkommt, bessert sie dieselbe aus. Der Student seinerseits ist der Beschützer der Grisette, bietet ihr Sonntags den Arm zu einem Gang in's Luxemburg und zahlt den Sou auf der Fußgängerbrücke. Gleich arm, gleich hülf- und schutzlos, führt sie gemeinschaftliches Bedürfniß zusammen, und so bilden sie naturgemäß ein eigenthümliches Glied der Gesellschaft. Jenem ganzen Stadttheil in der Nachbarschaft des Luxemburg ist der Charakter seiner jugendlichen Bevölkerung aufgeprägt. Sie fühlen dies, sie fühlen sich hier auf ihrem eigenen Gebiet; sie tragen den Kopf hoch und Mütze oder Hut auf einem Ohr.

Der Jugend gehört die Zukunft — wo ist aber die Vergangenheit? Kommt mit, es ist unsere lezte Wanderung; kommt mit zu jenem Haufen phantastischer Gräber, wo Liebe und Eitelkeit sich elendiglich breit macht und einen Kranz künstlicher Blumen, am Thore des Leichenackers für zwei Sous erkauft, über dem Grabe des angebeteten Geliebten aufhängt. Hier liegt Abälard und Heloise, der Mönch und seine Geliebte; wie viele Ideen, Sitten, Doktrinen, Wechselfälle, Revolutionen knüpfen sich in der Phantasie an dieses Denkmal! Hier liegt Massena, der Feldherr des Kaisers, dort Foy, der Staatsmann der Restauration; denn dieser Leichenacker ist erst seit zwanzig Jahren offen und umschließt schon zwei Dynastien. Doch hindurch durch diesen Wald von Pyramiden, Obelisken, Hügeln und Säulen, weg von diesen frischen Gräbern, und blickt nieder von jener Höhe auf die Denkmäler, welche Jahrhundert an Jahrhundert knüpfen! welche Masse von Geschichte liegt hier vor uns! Seht dort die Trümmer des Palastes, der sich für den neuen König von Rom erhob, hier die Kirche des heiligen Ludwig, dort Bonaparte's Standbild! Seht euch um! wo stand der Tempel des Jupiter, wo das Haus der Ninon de l'Enclos, wo war Dantons Zimmer, wo Richelieu's Palast? Beschattet in der Einbildung den Fluß dort unten mit dem düstern Forste, der den Mysterien des druidischen Gottesdienstes geheiligt war; laßt durch die engen Gassen jenes Eilandes den muntern Zug am Feste des Bachus und der Ceres sich bewegen; bevölkert die Stadt dort mit den wimmelnden Gestalten vermummter Mönche und gewappneter Krieger; malt euch die Wirren der Ligue, das Gemetzel der Bartholomäusnacht, seht dort Karl, die unselige Büchse in der Hand, am Fenster stehen, und die Seine roth, geschwellt von protestantischem Blut! Seht die Stadt im ewigen Taumel ob den Festen, den Zweikämpfen, dem ehrgeizigen Treiben und Jagen, den Raufereien der unruhigen Edlen jener ritterlichen, galanten Zeit, und dort dagegen die Buden in der Straße Quincampoix, wo die gesunkene Ritterschaft Frankreichs sich kläglich zur Schau stellt! Seht weiter: Mirabeau auf der Rednerbühne, Lafayette

Digitized by Google

auf dem Marsfelde, doch zu Roß! Bonaparte kommt aus Egypten zurück und begibt sich in's Institut, die große Armee paradirt auf dem Carrousselplatze, die Kosaken lagern in den elysäischen Feldern, die königliche Garde flieht aus dem Louvre und die Nationalgarde steht zur Musterung auf den Boulevards!

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Hay-Market-Theater.

London ist, im Vergleich mit der Season, entvölkert, verlassen, gestohen von den glücklichen Unglücklichen, die, wenn sie um Mittag gähnend sich von der Stahlfedermatratze erheben, sich und der Welt einen Dienst erzeigen würden, wenn sie sofort sich wieder darauf ausstreckten, denen der Tag zu lang und die Nacht zu lang, das Vergnügen Langeweile und die Langeweile Beruf, das Leben ein Fluch und doch der Tod ein Schauder ist, die des Abends im Schauspielhause der Bühne den Rücken kehren, ein Paar buttergelbe oder apfelgrüne Handschuhe von je zwei bis drei Minuten mit einem gewichsten Stutzbart und einem gebrannten Lockenhaar beschäftigen, in der Zwischenzeit die Schönen und Nicht-Schönen des ersten, zweiten und dritten Ranges lorgnettiren, und wenn sie nicht matt und müde den Mund zum Gähnen verzerren, ihn zu lautem, störendem Gespräche gebrauchen. Von dieser reichen, armen Blüthe der Nation — eine gemalte Blumenflur, wie jede Residenz sie besitzt — ist London jetzt verlassen, und in nächster Folge sind die Theater leer. Die Theater? Mit Beifall eleganter Welt läßt sich, wenigstens während der drei unfashionablen Monate Juli, August, September, in London nicht füglich von Theatern reden; da kann man höchstens von Einem Theater, vom Theatre Royal, Hay-Market, sprechen. Die deutsche und italienische Oper, im Fall sie geöffnet werden, gehören dem Frühlinge und Sommers-Anfange. Selbst Drury-Lane und Covent-Garden halten bis zum ersten Oktober ihre Pforten geschlossen, senden bis dahin ihre Künstler auf Reisen, die Schauspieler, um frischen Athem zu schöpfen, die Decorationsmaler, um frische Stoffe zu sammeln, und treten dann mit dem ersten Oktober — vorausgesetzt, daß er nicht auf den Sonntag fällt — ihr neues Ringelrennen an. Während also die eleganten Opern- und Schauspielhäuser ihr unsichtbares Mantonrfsleben führen, steht eigentlich nur Hay-Market den die Kunst liebenden Theaterfreunden offen. Da es aber hier so gut wie in andern großen Städten Maxime der Direktionen ist, anziehende Stücke so lange zu geben, bis sie entweder die Anziehungskraft verloren, oder das ganze anziehungsfähige Publikum angezogen haben, so ist in der Regel die Ausbeute für den den Wechsel liebenden Theaterfreund eine sehr geringe. Bis Ende Septembers, und selbst der Oktober hat nur wenig daran geändert, servirte Hay-Market unausgesetzt als erste Schüssel The Queen's Champion und als zweite Married life. Bloß das Dessert erschien bisweilen mit einer andern Devise, und die von My wife or my place wurde mehrere Male herumgegeben. Bei The Queen's Champion haben die Gäste einige zwanzig, bei Married life mehr als vierzig Abende gesessen, und der Beifall, den beide Stücke gefunden, dürfte als eine Art Beweis gelten, daß das Hay-Market-Publikum keinen sehr verwöhnten Gaumen hat, oder vielmehr gute Zubereitung selbst die einfachste Kost zu würzen versteht.

The Queen's Champion, der Ritter der Königin, scheint weniger Original, als Uebersetzung aus dem Französischen zu seyn, und zwar Uebersetzung von Salvoisy, ou l'amoureux de la Reine, von Scribe. Mrs. Nisbett war als Marie Antoinette, obgleich nicht jeder Zoll, doch gewiß zollweise eine Königin. Die österreichische Gutmüthigkeit leuchtete aus ihrem Auge. Jugendlich unbesonnen, in jener glücklichen, aber gefährlichen Laune, die das Gefühl der Unschuld bisweilen die Schranken der Convenienz überschreiten läßt, gestattet sie ihrem Ritter, den sie bei Gelegenheit eines Konzertes nur flüchtig gesehen, eine geheime Zusammenkunft. Das Bekenntniß seiner Liebe stürmt von seinen Lippen. Vergebens bemüht sich die Königin, die leutselige Antoinette, ihn von seiner Thorheit zu heilen. Er sinkt ihr zu Füßen, er fordert ihre Hand zum Kusse. Jetzt tritt die Gefahr des Alleinseyns vor das Auge der Königin. Sie ruft dem entfernten Gefolge, sie verbannt den wahnsinnigen Salvoisy aus dem Palaste. Aber das Weib kann dem Manne nicht zürnen, dessen Pulse bis zur Raserei ihr entgegenschlagen, und die zürnende Königin gebietet Verweisung, doch auch milde Behandlung des Kranken. In dieser Hauptscene des ersten Akts war Mrs. Nisbett vollkommen eine weibliche Königin, oder besser, ein wahrhaft königliches Weib, und wenn sie in der Hauptscene des zweiten Akts, wo ihre Rettung in der Hand des verschmähten, des zum Wahnsinn getriebenen Salvoisy liegt, in ihrer Haltung schwankte, so ist auch dies vielleicht im Charakter einer Königin, von deren Haupte die Krone gefallen und mit der Krone der Zauberring scheindarer Allmacht zerbrochen ist. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wir sind genöthigt, den Brief vorläufig hier abzubrechen, um den uns eben zugekommenen Bericht über den Brand der Parlamentshäuser sogleich geben zu können. D. Red.

Auflösung des Räthsels in Nr. 262:
Das Eis.

Räthsel
für alle fünf Sinne.

Nr. 4.

Man kann es ruhend oder spielend sehen,
Doch Freude macht's dem Aug' im Spiele nur;
Bald fehlt's am Boden, bald in Himmelshöhen,
Und gerne folgt der Blick der leichten Spur.

Man kann es hören, wie es zischt und pfeift,
Und brüllt im Spiele mit metallnen Kieseln;
Wer, wenn es ruht, nach seinem Horne greift,
Und schüttet's aus, der hört es lieblich rieseln.

Man kann es riechen, Mancher hat's gerochen,
Ob du es riechen kannst, ich weiß es nicht;
Vor seinem Dunst hat Mancher sich verkrochen,
Aus Furcht, es lösch' ihm aus des Lebens Licht.

Man kann es schmecken: Mancher hat's gekaut,
Der hastig mit den Zähnen drauf gebissen;
Doch ob das Würstchen wirklich Ihm geschmeckt,
Das Niemand essen mag, kann ich nicht wissen.

Man kann es auf verschiedne Weise fühlen,
Nachdem es kalt ist oder in der Gluth;
Erst kann man drin gern mit den Händen wühlen,
Doch wenn es glüht, so scheut man seine Wuth.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. November 1834.

Wenn dieser falsche Ton in einem Herzen
Nur einmal klingt, und immer wieder klingt,
Wo ist der Künstler, der es stimmen könnte?
In diesem Augenblick verwundest du
Mich viel zu tief, als daß es heilen sollte.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Zwei Nächte waren schlaflos an Leopoldinens schönen Augen vorübergegangen. Zwar hatte an dem ersten Morgen nach dem ehelichen Streite ein reuiges Gefühl und das Bewußtseyn gethanen Unrechts den Gatten zu ihr zurückgeführt und sie war gutmüthig genug gewesen, ihm zu verzeihen, ungeachtet er so wenig als irgend ein Mann das Fehlerhafte seines Benehmens offen eingestanden hatte, und sie selbst noch nicht zu der nöthigen Erkenntniß gelangt war. Aber nach dem hergestellten Hausfrieden störten Sorgen ganz ungewöhnlicher Art ihre Ruhe und ließen sie nicht ohne eine ahnende Angst der oben erwähnten Mahlzeit entgegensehen. Man hatte sich bemüht, die Stelle der verabschiedeten Sünderin bestmöglich zu ersetzen, allein die Kenntnisse der neuen Küchennymphe schienen unvollkommen und einer erfahrnen Leitung bedürftig; in jedem Theile des Hauses fremd, war sie unbeholfen und verlangte häufige Zurechtweisung, die Niemand ihr zu geben vermochte, da die Hausfrau fast eben so unbekannt in diesem Revière der Wirthschaft war, als sie selbst. Mit dem gemietheten Lohndienten ging es nicht besser, und Leopoldinens Bestreben, ihre Unwissenheit, deren sie sich mit einem Mal bewußt wurde, zu verbergen, minderte die großen und kleinen Uebel nicht, die aus all diesem entstanden. Eines lief gegen das Andere, jede Sache wurde zur unrechten Zeit gemacht; man mißverstand sich unaufhörlich, und die junge Frau, auf ihrem Divan in die ungewöhnliche Lektüre schnell herbeigeschaffter Kochbücher vertieft, verirrte sich entweder selbst auf dem unbekannten Boden oder sie hatte den Schmerz, ihre weisesten Anordnungen übel ausgeführt und zu unförmlichen Proben verunstaltet zu sehen. Als die Arme endlich todesmüde auf ihr Lager sank, stand das Schreckbild der morgen zu bestellenden Tafel vor ihrer aufgeregten Phantasie; ein Gefühl wahrhafter Hülflosigkeit bemächtigte sich ihrer, und ihr Geist, der in so vielen Fächern herrlich ausgeschmückt war, sah mit Erstaunen die Unzulänglichkeit ihrer Kenntnisse, die sie auf einen Augenblick gerne gegen die verpönte Alltäglichkeit ausgetauscht hätte. Der erste Schimmer des Morgens fand sie noch ruhelos, und als endlich ein leichter Schlummer die ermüdeten Augen zudrückte, so tanzten versalzene Suppen, verbrannte Gemüse, Fasanen, deren unziemlich ausgestreckte Glieder die unwissende Köchin schmerzlich zu verklagen schienen, zerlaufene Gelées und geronnene Cremen als häßliche Zerrbilder vor der erhitzten Einbildungskraft und raubten ihr vornweg den Muth zu den neuen Versuchen, die gemacht werden mußten.

Digitized by Google

Wir sind nicht gesonnen, durch ausführliche Beschreibung der nächsten zwölf Stunden bei einem Theile des weiblichen Geschlechts unangenehme Reminiscenzen zu wecken und uns selbst die Schwierigkeit einer höchst seltsamen Erzählung aufzubürden. Unter unsern schönen Leserinnen wird kaum Eine sich finden, die nicht im Stande wäre, sich ein Bild des peinlichen Kummers, des Unmuthes, der tausend Verlegenheiten zu entwerfen, deren Raub Leopoldine an diesem Tage war. Wohl wissend, wie Alles hätte seyn sollen, ohne hinreichende Kenntniß, das Ganze zu veranstalten, litt sie weit mehr als eine, die ohne Geschmack und ohne Urtheilskraft gewesen wäre. Sie, welche bisher stets vortheilhaft unter all ihren weiblichen Bekannten geglänzt, deren Eitelkeit so manch willkommenes Opfer erhalten hatte, mußte jetzt sich dem herben Urtheil derjenigen unterwerfen, die bei geringen eigenen Vorzügen immer ohne Nachsicht für jeden Mißgriff ihrer Mitschwestern sind; sie mußte den leise verhüllten Spott, das hämische Lächeln und Julius finstere Stirne ertragen, dessen Reizbarkeit den Gedanken nicht zu fassen vermochte, daß er und sein Haus wahrscheinlich ein paar Tage das Mährchen der Stadt seyn würden, und mehr als je beklagte sie in diesen harten Prüfungsstunden die Abwesenheit der mütterlichen Freundin, die für Alles, was mangelte, Rath gewußt hätte.

Der Mann, welchem zu Ehren das Fest gegeben worden war, der Graf von Saldern, war der einzige Tafelgenosse, der die Lage der Frau des Hauses mitzufühlen und ihr Mißgeschick zu demitieiden schien. An Leopoldinens Seite sitzend, hütete er sich wohl, die mißlungenen Speisen zurückzuschieben, sondern indem er auf Gefahr seines Magens herzhaft denselben zusprach, erzählte er mancherlei von der Kochkunst der Engländer, die ihm vorzüglich gemundet hatte und an welche ihn dieses oder jenes der aufgetragenen Gerichte erinnerte. Die Lebendigkeit seines Gesprächs, die Ehrfurcht, mit der er seine schöne Nachbarin behandelte, ließ diese einen Theil ihres Unheils vergessen, und als der Nachtisch aufgetragen ward, der, aus des Konditors Händen hervorgegangen, in wohlgeordneter Zierlichkeit Auge und Gaumen der Gäste ergötzte, gelang es des Grafen Bemühungen, Leopoldinens gute Laune und mit dieser ihre Liebenswürdigkeit zu erregen, deren Wirkungen geeignet waren, die schlechten Bissen, die man genossen hatte, und die fehlerhafte Bedienung vergessen zu machen. Wer es weiß, wie wohlthätig in solchen Augenblicken bitteren Verdrusses ein Wesen erscheint, das uns demselben zu entreißen versteht, das, einen zufälligen Uebelstand übersehend, dem wirklichen Werthe seine Huldigung darzubringen strebt und dadurch das zerrüttete Gemüth mit sich selbst versöhnt, der wird es leicht begreifen, daß Saldern an diesem Tage Leopoldinen sehr wohl gefiel, und daß er in ihrem Sinne ein freundliches Gegenstück zu dem mürrischen, unfreundlichen Ehemann bildete, welcher den Hohn nicht so leicht verschmerzen konnte, der ihm von mehr als einem Gesichte entgegengeschaut hatte.

„Aber, Liebe," sagte eine der Damen am spätern Abend, als sich um Leopoldinen ein kleinerer Cirkel gruppirt hatte und diese, ganz wieder zu ihrer gewöhnlichen Stimmung gelangt, mit liebenswürdiger Leichtigkeit die Veranlassung der heutigen Unfälle, ihre Sorgen und ihr Ungeschick erzählt hatte; „aber, Liebe, warum griffen Sie nicht zu dem einzigen Mittel, das uns Frauen, die wir eben nicht erzogen sind, Suppen zu kochen und Braten zu würzen, in solchem Falle übrig bleibt? Warum schickten Sie nicht zu Frankoni, der Ihnen von heute auf morgen das göttlichste Diner herzaubert, an dem der feinste Schmecker nichts vermissen würde?" — „O ja," erwiderte der schönen Frau von Beitenstein ihre Nachbarin, eine lange, dürre Gestalt, „nur müssen Sie nicht vergessen, hinzuzufügen, daß der Künstler sich auf eine Weise bezahlen läßt, welche leicht die gefüllteste aller Börsen zu leeren vermöchte." — „Ei," versetzte die hübsche Frau, „wer wird sich darum bekümmern? Es ist doch wahrhaftig nicht unsere Sache, zu fragen: was kostet dies und was jenes? Das überlassen wir billig den ehrlichen Bürgersfrauen, die täglich auf den Markt ziehen, den Preis des Brodes und des Butters genau kennen, ihre Kinder warten, Haus und Garten besorgen und dann am Ende eines mühseligen Tages recht froh sind, wenn der Eheherr zum Zeichen seiner gnädigen Zufriedenheit ihnen traulich die Wange klopft. Ein solches Leben ist mir immer als der Anfang des Fegefeuers erschienen, und ich beklage die armen Geschöpfe herzlich, deren Daseyn so verkümmert wird. In unserem Stande aber kann, dem Himmel sey Dank! von solchen Dingen keine Rede seyn. Wir heirathen bloß, um einen sichern Standpunkt und die nöthige Freiheit zu erhalten, welche ungerechter Weise den unverheiratheten Frauen versagt ist, und an unsern Männern ist es, für die Herbeischaffung der Summen zu sorgen, die zu einer standesmäßigen Existenz erforderlich sind." — „Sie vergessen, schöne Frau," flüsterte Julius, der sich seit einiger Zeit über ihren Stuhl gebeugt hatte, hörbar genug, daß Leopoldine ihn verstehen konnte, „daß doch wahrscheinlich diejenigen Ehemänner glücklicher sind, welche der fleißigen und verständigen Hausfrau die Hand dankbar reichen, als die, denen Frankonis Rechnung entgegenstarrt, oder die sich durch die Unkenntniß ihrer holden Gefährtinnen beschämt fühlen." Dies bittere Wort, dessen Unzartheit tief in Leopoldinens Seele drang, bildete einen zu grellen Kontrast mit ihrer Vergangenheit und mit den geistreichen Schmeicheleien des hinter ihr stehenden Saldern, als

Digitized by Google

daß es der lebhaften, oft durch Lachen unterbrochenen Conversation bedurfte, die sich unter dem gegenübersitzenden Paare entspann, um sie vollends zu verstimmen. Jeder Laut, den sie von dorther hörte, jede Miene, die sie sah, schien ihr Hohn und Spott zu enthalten; sie verhieß sich selbst, jedes Mittel lieber zu ergreifen, als sich noch einmal einem solchen Mißgeschick bloßzustellen, und so sehr sie sich über die sichtliche Koketterie der Breitenstein ärgerte, so sehr gefiel ihr die Philosophie, die sie vorhin preisgegeben hatte. Als endlich der qualvolle Tag geendigt war und sie sich einem beruhigenden Schlummer überlassen durfte, da trug ihre Phantasie in ihre Träume alle die unangenehmen, peinlichen Erinnerungen der verlebten Stunden über und mischte die Bilder so seltsam und verworren, daß Kopf und Herz auch nach dem Erwachen Manches zu bedenken und zu ordnen fanden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

Bei rauher Herbstluft.

O Herbst, sey nicht so grausam rauh:
Denk' dieser Lillakelchgebilde!
Sie rechneten auf deine Milde,
Sind nackt emporgeklommen, schau!
Das Jahr soll, hofften die Zeitlosen,
Auch mit den letzten Kindern kosen.

Dorf und Nacht.

Reine Stirn' aus dunklem Grün
Hebt das Dorf zum Abendhimmel.
Blickt ihr auch so unschuldkühn
Noch heraus zum Sterngewimmel,
Treu dem ew'gen Thatenlohner,
Ihr, des Hügeldorfs Bewohner?

Ländlicher Anblick.

Stellt sich doch dies Bauernstübchen,
An den Scheiben Mädchen, Büdchen,
Duftendes Basilikum,
Vor mich wie ein Heiligthum!

Aufhülfe.

Von Waldgras einen schweren Bund
Hatt' ich ihr aufgelüpft;
Sie dankte mir mit Aug' und Mund
Und ist dem Wald entschlüpft.

Ihr Haupt belud ich düsteschwer,
Sie mir des Herzens Grund.
Das wird des Grußes wohl nicht leer
Aus ihrem Aug' und Mund.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Der Brand der Parlamentshäuser.

Hunderttausende saßen in London am 16ten Oktober zwischen sechs und sieben Uhr des Abends ruhig bei ihrem nationalen Thee und legten später sich ruhig schlafen, ohne zu ahnen, daß während derselben Zeit andere Hunderttausende nach der Westminsterhalle eilten, auf der Westminster-Brücke sich einen Stehplatz erkämpften oder an den Ufern der Themse sich in dichten Haufen reihten. Und als jene ruhigen Hundertausende am nächsten Morgen von ihren harten oder weichen Pfühlen sich erhoben, den Schlaf aus den Augen reibend, da waren sie, was sie selten sind, keine Londoner. Die Hand haftete auf den geriebenen Augen, sie vergaßen, den geöffneten Mund zu schließen, Erstaunen lag in den unbewegten Zügen, und der gewöhnliche Londoner Spruch: nothing but that? weiter nichts, als das? blieb diesmal unausgesprochen. So wie sie jedoch die ungewohnte Fessel der Ueberraschung zerbrochen hatten, griffen sie, trotz aller gewonnenen Ruhe, mit hastigen Fingern nach Stiefeln, Schuhen und Kleidern, und dieselben Hunderttausende, die ruhig den Abendthee geschlürft, opferten die Wonne des Frühstücktees, um schnell genug dahin zu kommen, wo die andern Hunderttausende während der Nacht sich gedrängt und gestoßen, gefreut und geprügelt hatten. Und die Ursache? Keine andere, als die umlaufende und ausgerufene Kunde, daß die Häuser des Parlaments in glühender Asche lägen. Die Kunde war, was sie in London nicht immer ist, vollkommen gegründet, wenn auch manche Augen mehr gesehen hatten, als wirklich geschehen war, und manche Lippen mehr erzählten, als die Ohren gehört. Der tiefste Eindruck, die allgemeinste Theilnahme konnte nicht fehlen. Das Ereigniß kam zu plötzlich, eine Reihe der unglückseligsten Folgen kettete sich in der Vorstellung zu schnell daran, um nicht das Ereigniß selbst zu vergrößern und bange Furcht in die Gemüther zu werfen. Der Unbefangenste fühlte sich dabei als Engländer betheiligt. Weil die Sitze in den Häusern des Parlaments für jeden Eingebornen bereitet sind, achtet sie jeder als sein Eigenthum, ehrt sie jeder als sein Vermächtniß. Der Knabe hört von ihnen sprechen, der Jüngling liest die Reden und Beschlüsse, die dort gefallen und gefaßt worden sind, der Mann sieht in ihnen seinen Stolz und die Bürgschaft seiner Freiheit, und der Greis ist ja mit ihnen alt geworden. So verknüpft ein nationales Gefühl jeden Einzelnen mit dem ehrwürdig grauen Gebäude, und so empfand jeder Einzelne, daß die Flamme, die das öffentliche Gebäude verzehrt, ihm einen Theil seines Eigenthums genommen. Als daher die Zeitungen, diese vollgültigen, von keiner ängstlichen Rücksicht eingeengten und von keiner willkührlichen Censurscheere beschnittenen Organe der verschiedenartigsten Volksmeinungen, schon in der Frühe des nächsten Morgens ihre schnell abgefaßten und noch schneller gedruckten Berichte ausgaben, vereinigten sich die meisten in der Versicherung, daß das Gefühl, welches der furchtbare Brand von Westminster in der Allgemeinheit erzeugt, das des Schreckens und der Niedergeschlagenheit sey. Ich sage, die meisten Berichterstatter vereinigten sich in diesem Ausspruche; denn allerdings fehlte es nicht an einigen, welche, für den niedrigsten Pöbel schreibend, die Witze des Pöbels wiederholten und sich daran ergötzten, daß Herrn Hume's Antrag in Betreff der Erbauung eines neuen Unterhauses nunmehr einstimmig durchgegangen sey. Es dürfte jedoch mit Gewißheit behauptet werden können, daß dieser unzeitige

Digitized by Google

Scherz wenig Anklang fand und daß mithin der Ausdruck des öffentlichen Gefühls bei diesem öffentlichen Unglück keines der am wenigsten charakteristischen Zeichen der öffentlichen Stimmung in England ist. Und kann das Wunder nehmen? Welche Nation besitzt ein Haus, ehrwürdiger in seinem Alter und reicher in seinen Erinnerungen, als das nun fast ganz vernichtete Haus der Gemeinen? Von König Stephan ursprünglich zu einer Kapelle erbaut und seinem Namensvetter, dem heiligen Stephan, geweiht, wurde die St. Stephanskapelle im Jahre 1547 von Eduard dem Dritten vergrößert und zu einer Kollegiatkirche eingerichtet, und blieb dies, bis sie nach der Uebergabe an Eduard den Sechsten den Gemeinen zu ihren Sitzungen eingeräumt wurde, zu welchem Zwecke sie denn auch ununterbrochen benuzt worden ist. Also sind die Mauern dieses Gebäudes Zeugen gewesen von den ersten Kämpfen für bürgerliche Freiheit, von den ersten Fragen, ob es eine unverantwortliche Macht im Staate geben kann und geben darf? von der ersten Erklärung des Rechts, der Regierung die Sennen ihrer Kraft abzuschneiden, wenn sie nicht in Uebereinstimmung handelt mit den Wünschen, mit den Anforderungen, mit den Freiheiten der Nation. Sie sind aber auch Zeugen gewesen von den Folgen eines Umsturzes der Kirche, von Jahmheit und Schlechtigkeit der Legislatur und von dem daraus nothwendig entstehenden Verfalle nationaler Freiheit. Sie sind Zeugen gewesen, wie das Parlament unter dem Despotismus eines Cromwell zertreten wurde. Sie haben Reden gehört, glänzender, als je ein Demosthenes sie gehalten, geistreicher, als Rom sie je vernommen. Und war es nicht innerhalb dieser Mauern, wo in der neuern Zeit der Beschluß gefaßt und durchgeführt wurde, das gefesselte Europa von der eisernen Faust eines Tyrannen zu befreien? Der Tyrann ist gefallen, der große Mann ist todt, manche schöne Hoffnung ist unerfüllt geblieben, und es war die Nacht vom 16ten zum 17ten Oktober, welche die englischen Parlamentshäuser vernichtete.

Um die oben angegebene Stunde kam die Frau eines der Thorwärter im Oberhause, dessen Wohnung dem Palasthofe gegenüberlag, die Treppe neben dem sogenannten Fremden- oder Seiteneingange in das Haus der Lords herab und glaubte unter der Thüre dieses Eingangs einen Lichtschein zu bemerken. Sie sagte dies sofort einem hier Angestellten; Beide untersuchten die Thüre; der Lichtschein wurde stärker, aber außer Stand, die Thüre zu öffnen, begnügten sie sich, Lärm zu machen, und eilten selbst, so schnell sie konnten, nach ihren Zimmern. Der Lärm zog mehrere Menschen herbei; Alle sahen die Feuergluth stärker und stärker unter der Thüre hervorleuchten; denn Niemand wußte die Thüre zu öffnen, und eine allgemeine Verwirrung trat ein, bis irgend ein Zufall eine der untern Thüren öffnete, unweit des großen Thorwegs, durch welchen die Gemeinen sich nach dem Oberhause zu begeben pflegten. Mit dem Oeffnen dieser Thüre zeigte sich die traurige Thatsache einer bereits weit verbreiteten Feuersbrunst. Die Flammen schlugen lodernd empor und schossen, ein unwiderstehlicher Feuerstrom, fast in demselben Augenblicke über die Tapeten durch die Fenster und von hier, eine mächtige Feuersäule, in die Luft, so daß es von außen schien, als sey das Feuer durch das Dach oder durch den hintern Theil von Howards Kaffeehause ausgekommen.

Als Beweis, wie das Unglaubliche des Ereignisses selbst jezt noch Ungläubige finden konnte, verdient die Aeußerung eines der Hauswächter angeführt zu werden, der nahe bei Howards Kaffeehause stand und, die Flamme gewahrend, steif und fest versicherte, es müsse eine Gasexplosion seyn. Howards Kaffeehaus — eine unter diesem Namen bekannte Zimmerreihe des Oberhauses — war der Kapelle Heinrichs des Siebenten unmittelbar gegenüber und in der nächsten Ecke an der Westminsterhalle, folglich die Stelle, wo das Feuer ausbrach, vollkommen in der Mitte, um das Ganze des Oberhauses und von da die Eingänge und Vorhallen des Unterhauses, so wie auf der rechten Seite die Comité-Zimmer und Bellamys Speiseanstalt für die Parlamentsmitglieder gleichmäßig zu gefährden. Auch bewies die Schnelligkeit, mit welcher die Flammen um sich griffen, nur zu bald, daß das Feuer bereits die Untergeschosse erfaßt hatte, und da diese auf das Engste mit einander verbunden waren, so ließ sich kaum hoffen, den Fortgang des Feuers zu hemmen, wohl aber fürchten, daß, wenn es einmal die Oberhand gewonnen, sämmtliche Gebäude ein Opfer desselben werden würden. Der Erfolg bestätigte diese Vermuthung wenigstens zum größern Theile. Das Feuer verbreitete sich unaufhaltsam in den angegebenen drei Richtungen. Zuerst ergriff es das Haus der Lords mit all den verschiedenen Gemächern über dem Hauptgange nach dem Palasthofe hin, dann den gemalten Saal und hierauf die Bibliothek, welche, schon ursprünglich sehr kostbar, neuerdings bedeutend vergrößert worden ist. Alle diese Lokale wurden nach und nach, jedoch nicht vor ein Uhr, bald mehr, bald minder zerstört, und der fuchtbar donnernde Einsturz des Dachs über der Bibliothek, einem neuen, geräumigen und schönen Gebäude, erweckte zum Glück falsche Besorgniß, daß alle Bücher und alle außerdem dort aufgehäuften literarischen Schätze für immer verloren seyn möchten. Die vordere Seite des Gebäudes kämpfte am längsten gegen die Gewalt des Feuers. Ungefähr um neun Uhr standen sämmtliche Zimmer, welche diese vordere Seite ausmachten, in voller Gluth, und bald nachher stürzte der mittlere, etwas vorspringende Theil des Gebäudes, wo sich die Treppe befand, über welche die Lords in das Innere des Hauses nach dem Ende des Throns gelangten, mit furchtbarem Gepraffel ein. Der aufsteigende Rauch wurde jezt so stark, daß er einige Minuten lang die Flammen unsichtbar machte und den ganzen Himmel schwärzte. So wie aber die Flammen durchbrachen, geschah es in wahrhaft Grausen erregender Pracht. Der achteckige Thurm nächst dem Steindamme und die königlichen Eingänge, der Abingdon-Straße gegenüber, boten beim Fortschreiten der Feuersbrunst einen merkwürdigen Anblick. Flammen der verschiedenartigsten Farben züngelten aus allen Fenstern und leckten über das ganze Dach. Das untere Gemach dieses Thurmes, unmittelbar über dem Pairs-Eingange, war das Privat- oder Ankleidezimmer des Lord-Kanzlers. Sonderbar genug verschonte das Feuer, welches darüber und einsdrum furchtbar wüthete, dieses Zimmer wenigstens bis ein Uhr. Auf der andern Seite der Bibliothek ist die neue Galerie mit ihren schönen Säulen und der im vollendetsten Geschmack gearbeiteten Kuppel. Ueber diese Galerie begibt sich der König, bevor er das Parlament eröffnet, nach dem gemalten Saale und von da in das Ankleidezimmer. Sie ist das Werk von Sir J. Soane, und ihre Erhaltung, mit Ausnahme des Theils, welcher, dem gemalten Saale zunächst gelegen, etwas geschwärzt worden ist, muß lediglich einer dicken, sie von der Bibliothek trennenden Mauer zugeschrieben werden. Auch die Treppe ist erhalten und eben so das Gebäude, welches neben der Galerie in Cotton-Garden steht und das Parlaments-Büreau heißt. Die Erhaltung dieses Gebäudes ist wegen der vielen dort aufbewahrten Dokumente von großer Wichtigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 11. November 1834.

Je veux parler de la condition matérielle de la société, des changemens matériels introduits dans la manière d'être et de vivre des hommes, par une révolution, par un nouvel état social.

Guizot.

Französische Höflichkeit.

Von Henry Lytton Bulwer.

Manche Sitten, welche ein Volk vom andern unterscheiden, werden durch Zeit und Gesetze verändert und verwischt, andere werden durch diese Einflüsse wohl verändert und anders gestaltet, aber nimmer verwischt. Laßt uns betrachten, wie es gegenwärtig mit Frankreichs altem Rufe der Höflichkeit steht.

Je me recommande à vous; mit diesen Worten sprach mich eines Tags ein alter Mann in zerlumpten Kleidern um einen Sou an. Der Alte war ein Ideal. Seine langen grauen Haare fielen ihm graziös auf die Schultern nieder; er war groß, hielt sich aber gebückt und paßte sich so mit Anstand der Lage an, in die er sich selbst versetzt; die eine Hand drückte er an's Herz, in der andern hielt er den Hut; seiner sanften, klagenden Stimme gebrach es nicht an einer gewissen Würde. In derselben Stellung, mit demselben Tone hätte ein Edelmann unter dem alten Regime den Herzog von Choiseul um eine Pension gebeten. Ich gestehe, die Manieren des ehrwürdigen Supplikanten fielen mir desto mehr auf, weil sie mit dem Benehmen seiner Landsleute im Allgemeinen in so starkem Kontrast standen. Denn es ist heutzutage eine Seltenheit, wenn man an einem Franzosen jenes Air trifft, das Lorenz Sterne im ersten Monat seines Aufenthalts in Frankreich so wohl gefiel und ihm nach Ablauf des ersten Jahrs so zuwider war. Jenes Augenspiel, jene Geberden des kleinen Marquis, jene studirte Eleganz, die, vom Hof ausgegangen, zuletzt der Nation zur andern Natur geworden waren, trifft man nicht mehr, außer bei zwei oder drei großen Herrn in Faubourg St. Germain und eben so vielen Bettlern, die sich auf den Boulevards herumtreiben. Mit Anstand bitten, mit so wenig Selbsterniedrigung als möglich betteln — dies ist wohl die Grundidee, welche auf beiden Extremen der Gesellschaft zu denselben Resultaten führte; oft aber macht sich, was eine sehr trübe Quelle hat, in der Praxis sehr angenehm.

„Ich segne euch, ihr kleinen, angenehmen höflichen Formen des Lebens, um wie viel sanfter macht ihr den Lebensweg!“ Ich hatte die „empfindsame Reise“ in der Hand, sie war just an dieser Stelle aufgeschlagen, als ich noch nicht lange am Quai der Stadt landete, von der Horace Walpole sagt, sie habe ihn mehr überrascht, als irgend eine, die er auf seinen Reisen gesehen; ich meine Calais. „Ich segne euch, ihr kleinen, angenehmen höflichen Formen des Lebens!“ sprach ich noch für mich, indem ich ein gepuztes Männchen, das mir bereits mit Karten von dem und dem Hotel plump vor der Nase herumgefahren war, sachte bei Seite schob und

Digitized by Google

den Weg zu Monsieur Dessins Gasthaus einschlug. „Nom de Dieu!“ rief der Kommissionär, als ich ihm an den Ellbogen rührte; nom de Dieu, Monsieur, je suis Français; il ne faut pas me pousser moi — je suis Français! und dabei zog er seine Augbraunen zusammen und strich einen Schnurrbart, dem nur ein höheres Alter und schwarzes Wachs fehlten, um ihn höchst furchtbar zu machen; ich dachte jeden Augenblick, er wolle mir sein Kartel statt Monsieur Maurices Karte geben. Dies wäre wenigstens nicht viel stärker gewesen, als was vor Kurzem einem Freund von mir begegnete. Auf der Reise von Dieppe nach Paris brachte er eine Nacht zu Rouen zu, und Morgens bei der Abreise fand er in der Rechnung des Wirths einige Artikel nicht ganz in der Ordnung. „Hier muß es ein Mißverständniß gegeben haben,“ sagte er und deutete auf das Papier. „Mißverständniß, Herr?“ sprach der Wirth und zuckte mit den Schultern, wie einer, der sich kampfertig macht; „Mißverständniß? wie meinen Sie dies? glauben Sie, ich fordere einen Sou mehr als recht ist? Wollen Sie dies damit sagen? Je suis officier, Monsieur, officier français, et j'insiste pour que vous me donniez raison!“ Nun ist es doch gewiß einem Engländer, der vom Duell ungefähr denkt, wie jene französische Marquisin von einem Liebhaber dachte, welche auf dem Sterbebette zu ihrer Enkelin sprach: „je ne vous dis pas de ne point avoir d'amans, je me rappelle de ma jeunesse; il faut seulement n'en prendre jamais qui soient au dessous de votre état;“ ich sage, es muß einem Engländer, der wenig darnach fragt, ob er sich schlagen muß, aber sehr viel darnach, mit wem er sich schlägt, höchst fatal seyn, wenn sein Wirth, die Rechnung in der einen, die Pistole in der andern Hand vor ihn hintritt.

Kommt einer nach Paris, wie ganz anders wird man dort im Hotel empfangen, als in London! Fährt man zu London im eigenen Wagen vor (dies gehört allerdings dazu), so empfängt einen der Wirth, umgeben von dienstfertigen Aufwärtern, schon unter der Thüre; er macht einen tiefen Bückling, wenn man absteigt, ruft laut nach Allem, was man braucht, und schon der Gedanke scheint ihm unerträglich, daß man einen Moment auf die unbedeutendste Kleinigkeit warten müsse, von der man meinen könnte, man brauche sie. Wie ist es dagegen in Paris? Man betritt den Hof; der Eigenthümer, wenn er überhaupt da ist, empfängt einen sehr gleichmüthig und gleichgültig, und führt einen, wenn er das Geschäft nicht Jemand anders überträgt, höchst gemächlich in die Zimmer, die er einem beim ersten Blick zugedacht hat. Vergeblich erwartet man, er werde einem noch andere zeigen. Hat man etwas daran auszusetzen, drückt man etwa den Wunsch aus, dies oder jenes möchte nicht seyn oder nicht fehlen, so bilde man sich nur nicht ein, daß der Herr Wirth mit geschäftiger Miene spricht: er wolle sehen, was zu thun sey, er wolle einer so hochachtbaren Herrschaft Alles zu Gefallen thun; kurz, man lasse sich nicht einfallen, daß er eine einzige jener kleinen Artigkeiten von sich gibt, von denen der englische Wirth überfließt. Im Gegentheil: man mache sich darauf gefaßt, daß er die Augen rollen läßt und die Achseln zuckt (und es ist dies nicht das manierliche Achselzucken von ehemals), und äußert, die Zimmer seyen, wie man sie sehe, und es sey Monsieurs Sache, sich zu entscheiden, ob er sie nehmen wolle oder nicht. Der ganze Handel geht den Gast an, der Wirth kümmert sich ganz und gar nicht darum. Die Wirthin ist in solchem Falle allerdings nicht so verschlossen; aber ihre Freundlichkeit kommt nicht sowohl auf Rechnung der Höflichkeit der Wirthin als der Koketterie des Weibs; in dem kleinen Salon, den sie einem anpreist, ordnet sie ihren Kopfputz vor dem Spiegel über dem Kamin und spricht dazu, Monsieur werde sich gewiß gefallen, ein englischer Mylord, ein russischer Fürst, ein Obrist von dem und dem Dragonerregiment haben dasselbe Zimmer bewohnt, nebenan sey ein sehr guter Restaurateur und ein Cabinet de lecture, und ist endlich das Haar in Ordnung, breitet die Dame, anmuthig lächelnd, die Arme aus und spricht: „Mais après tout, c'est à Monsieur de se décider.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Bei der Gemüthslage, in welcher der verhängnißvolle Tag unser Ehepaar gefunden hatte, konnte derselbe nicht ohne Folgen bleiben. Ein herber, zerstörender Frost war über die Blüthen ihrer Liebe gezogen, und wenn auch die noch nicht erloschene Leidenschaft zuweilen einen hellen Sonnenschein hervorzauberte, so vermochte er doch nicht die zarten Keime eines Gefühls wieder zu beleben, das, einmal unsanft berührt, auf immer gelähmt bleibt. Julius und Leopoldine hatten sich zum erstenmal ohne den Heiligenschein erblickt, den die trügerischste aller Empfindungen um einen geliebten Gegenstand webt; der Schleier war gelüftet, der Zauber zerronnen, und wenn auch die liebenden Herzen sich auf kurze Zeit wieder zusammenfanden und sich aufs Neue zu verstehen schienen, so brachte doch die geringste Veranlassung die rege Empfindlichkeit in Aufruhr, und mit der neuen Beschwerde trat auch die peinliche Erinnerung an alle früheren Unbilden hervor und verwehrte eine hinterhaltlose Aussöhnung. In solchen Fällen häuft sich dann

Digitized by Google

Mißverstand auf Mißverstand. Die Unbefangenheit der Urtheilskraft entweicht, die entfremdeten Gemüther entfernen sich mehr und mehr, und wenn ihnen weder Erfahrung noch Festigkeit auf dem Pfade der Tugend zur Seite steht, so verlieren sie sich auf Abwege, von denen die Rückkehr immer schwierig, oft ohne eine gewaltsame Katastrophe ganz unmöglich ist. Wardeim und seine Frau waren im Grunde sehr gute Menschen, die einer zweckmäßigen Bildung dir besten Anlagen geboten hätten; aber Irrthum und Schwäche hatten zum Theil die schönen moralischen Fähigkeiten unrecht geleitet, und was die Menschen verschuldet hatten, mußte das Geschick mit ernster Strenge gut machen.

Jener Abend, an dem sich Unwille und Bitterkeit zwischen unser Paar gelegt und ihrer Entzweiung zum erstenmal Dauer gegeben hatte, entwickelte auch in Beider Herzen eine große Anlage zur Eitelkeit, nebst der Ueberzeugung, daß ihre Liebenswürdigkeit anderwärts lebhafte Anerkennung finden würde, wenn sie sich auch dieselbe gegenseitig versagen wollten. Frau von Breitenstein, die Julius Unmuth seine erste Annäherung verdankte, fand sich durch die Aufmerksamkeit des schönen Mannes viel zu sehr geschmeichelt, als daß sie dieselbe nicht durch all die Künste hätte festzuhalten streben sollen, die solchen Frauen zu Gebote stehen; dazu kam das Verlangen, sich an Leopoldinen zu rächen, die ihr die Huldigung des Grafen von Saldern entzogen hatte. Mit unsichtbaren Fäden wußte sie Julius Phantasie zu umspinnen, Sitnationen hervorzurufen, denen vielleicht ein erfahrenerer Mann nicht widerstanden hätte, und durch ganz unmerkliche Leitung der gesellschaftlichen Begebenheiten sich seinen Umgang zu sichern. Dabei versäumte sie nicht, die Larve der Freundschaft gegen die junge Frau beizubehalten und sich gleichsam zu ihrer Beschützerin in der Gesellschaft aufzuwerfen, und obschon Leopoldine sich keineswegs täuschen ließ und nur mit schlecht verhehltem Widerwillen das Uebergewicht ertrug, das die Falsche sich anmaßte, so verboten doch die Gesetze des Wohlstandes, diese Last abzuschütteln, so lange die Schranken nicht überschritten wurden, die in solchen Fällen die Konvenienz vorschreibt. Wenn aber ihr Herz einerseits durch der Breitenstein Koketterie und das Wohlgefallen, das Julius an ihr zu empfinden schien, so tief verletzt wurde, daß sie den Letztern oft mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit behandelte, die ihm ein anscheinendes Recht gab, sich ihrer Gesellschaft zu entziehen, so entstand auf der andern Seite durch Salderns fortgesetzte Huldigung, die in einzelnen Momenten dem wunden Gemüthe wohl that, ohne daß im Grunde ihr Gefühl für ihn gesprochen hätte, ein Kampf in ihrer Brust, dessen gewaltsame Erschütterungen ihre Seelenruhe auf eine Weise untergruben, die ihre ganze Lage unerträglich machte. Ohne zu dem klaren Bewußtseyn dessen zu gelangen, was eigentlich ihren unangenehmen Zustand veranlaßte und was ihn heben konnte, erregte ihr besserer Sinn doch eine dunkle Ahnung, daß das Unbefriedigende in ihrem Daseyn von verkehrtem Handeln herrühre, und das Drückende dieses Gedankens, dem kein ernstliches Streben nach günstiger Veränderung zur Seite ging, brachte in ihr Leben, in ihre Plane und Wünsche, ja selbst in ihre Ansichten eine Unsicherheit, ein Schwanken, das sie mehr als einmal zu unbesonnenen Schritten verleitete und glauben ließ, sie würde sich für die verminderte Liebe ihres Gatten nach der Welt Weise zu entschädigen wissen. Trat dann hingegen die Erinnerung an verschwundenes Glück vor ihre Seele, schaute sie zurück in die Vergangenheit, wo Julius heiße Liebe ihr nebst der seligen Gegenwart die Aussicht auf ein langes, friedliches Leben bot, verglich sie jene Zeit mit den Genüssen der Eitelkeit und des gesellschaftlichen Treibens, die sich jetzt um sie drängten, dann empfand sie lebhaft die Nichtigkeit der letztern. Die Leere, die ihr Vorüberrauschen in ihrem Daseyn zurückließ, brachte sie dann wohl dazu, sich momentan von dem Uebermaße solcher Freuden zurückzuziehen und, die Einsamkeit suchend, sich unter dem Vorwande der Kränklichkeit in ihrem Hause einzuschließen. Das Unerfreuliche eines zwecklosen, unbeschäftigten Lebens trat ihr aber natürlich auch hier entgegen. An die Zerstreuung der Gesellschaft gewöhnt, unfähig, an den Sorgen und Arbeiten Interesse zu finden, welche das Daseyn der Frauen schmücken und erheitern, wußte sie mit ihrer Zeit nichts anzufangen. Die glänzenden Talente, die man ihr gegeben hatte, gewährten ihr in der Ausübung nur da Genuß, wo man sie mit Beifall anerkannte, und wenn es ihrer Liebenswürdigkeit auch gelang, Julius auf's Neue an sich zu ziehen und eine vorübergehende Wiederholung frühern Glückes um sich zu zaubern, so weiß man wohl, daß dem Ehemann undedeutend und alltäglich erscheint, was den Liebhaber entzückte, und so blieb selbst in Leopoldinens bessern Tagen manche Stunde, mit deren unerträglicher Länge schlechterdings nichts anzufangen war. Ueberdies hatte Julius, außer dem Umgang mit Frau von Breitenstein, sich auch noch einer Gesellschaft junger lebenslustiger Männer angeschlossen, die bald genug ihn den Rosenketten zu entziehen wußten, mit denen seine Frau ihn festzuhalten versuchte; sein Haus bot ihm so wenig Beschäftigung dar, als Leopoldinen, denn die Grillen des Hausvaterstandes, die er bei seinem Aufenthalt in dem Forsthause flüchtig aufgefaßt, hatten sich längst verloren, und er hatte sich ebenfalls seinen frühern Neigungen hingegeben. Aus der Sorglosigkeit, mit welcher sofort das Hauswesen geführt und der Aufwand getrieben wurde, ging schon die

Digitized by Google

Unmöglichkeit hervor, mit einiger Befriedigung diese Dinge genauer zu untersuchen, und so wurde lieber mit all dem Leichtsinn, der aus solchen Lagen entsteht, auf dem betretenen Weg fortgeschritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Brand der Parlamentshäuser.

Die zweite Richtung, in welcher das Feuer sich verbreitete, traf die Gebäude, welche nach dem Eingange der Gemeinen in der St. Margaretbenstraße führen, der St. Margaretbenkirche gegenüber. Sie bestanden aus Abtrittzimmern im Parterre und darüber aus Comitézimmern, Speisezimmern und Bellamys Küche oder Speiseanstalt, einem seit vielen Jahren sehr denkwürdigen Orte. Diese Gemächer bildeten den wesentlichen Inhalt des Gebäudes in der angegebenen Richtung. Von Bellamys Küche lief ein langer Gang nach dem Tabaks- oder Rauchzimmer, welches mit dem Hause der Gemeinen in unmittelbarer Verbindung stand. Alle diese Räume wurden dergestalt vom Feuer verzehrt, daß schon gegen eilf Uhr nur noch die Mauern übrig waren. Mit besonderm Zorne wütheten die Flammen in dem Ecke Abtrittzimmer und über Bellamys Speiseanstalt, und als hier endlich das Dach einstürzte, wurde das Feuer so mächtig, daß allem Anscheine nach die anstoßenden Comitézimmer, die dahin führenden Eingänge und die Eingänge der Richter zu den Gerichtshöfen unmöglich gerettet werden konnten. Sie sind es jedoch, und der ganze Verlust besteht in einigen gesprungenen Fensterscheiben. Noch mehr gefährdet erschien die Westminsterhalle. Die Flammen strebten nach ihr hin, und es blieb lange ein schmerzlicher Zweifel, ob dieses unersetzliche Bauwerk nicht in Schutt versinken würde. Je Größeres es aber zu retten gab, um so größer waren die Anstrengungen. Nicht ohne Mühe wurden zwei Spritzen in die Halle gebracht, deren hohe, in voller Gluth stehende Fenster die drohende Gefahr bezeugten. In Folge der eben im Werk befindlichen Reparaturen war die Halle mit Steinen, Mörtel und Gerüsten angefüllt. Von den letztern wurden, auf Anmahnen zufälliger Rathgeber, schnell Leitern abgehoben und an das Hauptfenster gestellt. Löschmänner stiegen im Fluge hinauf, fanden oben genügenden Raum, das feindlich anstrebende Element zu bekämpfen, und bekämpften es mit Eifer und Entschlossenheit.

Vorzüglich groß und erhaben war der Anblick der Feuersbrunst von der Themse aus. Wer hier am Ufer stehend oder in einem der Tausende von Booten, welche die Themse bedeckten, Zeuge des Schauspiels war, konnte kaum an die Möglichkeit glauben, die Westminsterhalle gegen die Wuth der Flammen geschützt zu sehen. Hinter ihr eine ungeheure, hell auflodernde Feuersäule und ringsum Wolken von dicht dendem weißem Rauche, durch welche man, so oft der Wind sie theilte, die Leuchte des Thurms und die das Gebäude zierenden Spitzen erblickte. Zugleich aber sah man einen dichten Feuerregen so unablässig darauf niederfallen, daß es ein Wunder schien, wie das Dach nicht in voller Flamme aufschlug. Wandte sich nun aber das Auge auf die Westminsterbrücke, gleich Geistern standen da die dicht und eng geschaarten Menschenhaufen, gefärbt vom flackernden Widerschein des Feuers, und ihre dunkeln Gruppen in seltsamem Kontraste mit den glänzend weißen Brückenpfeilern, die in der hellen Mondscheinnacht kühn über das Wasser hinausragten. Ein Anblick anderer Art, nicht minder frappant als jener, bot sich im Innern der Westminsterhalle. Von allen Seiten leuchteten die Flammen, Verderben drohend, durch die oberste Reihe der gothischen Verzierungen und spiegelten sich in blitzschnellem Wechsel durch einige große Fenster der mittlern Reihe gegen das reichene Gebälke. Auf der östlichen Seite schien das Feuer die Gitter zu durchglühen, mit welchen die Fenster durchzogen sind, und an einer Stelle, wo früher ein Privateingang gewesen ist, brannte der ehrne Rahmen rings um eine Oeffnung, gleich dem Mundloche eines Schmelzofens. Hier war die Halle auf kurze Zeit wirklich in Feuer. In der Flur der Halle, zwischen Haufen von Mörtel, frisch zugehauenen Steinen, geschimmertem Holze und dem verschiedenartigen Handwerkszeuge, überall beengt, arbeiteten die zwei Feuerspritzen mit voller Kraft. Lautes Geschrei der Löschmänner von oben nach unten, lautes Geschrei der Spritzenleute von unten nach oben, und dazwischen Befehle, die kaum verstanden, und Rathschläge Unberufener, die nicht beachtet wurden. Viel wirkten unstreitig diese verringten Anstrengungen; mehr aber und vielleicht das Meiste zur Rettung der Halle wirkte ein glückliches Umsetzen des Windes nach Westen, wodurch das Feuer, mit Ausnahme der im Eckcomitézimmer wüthenden Flammen, von der Halle ab nach dem Flusse getrieben wurde. Genug, Westminsterhalle, dieses Denkmal einer alten, gediegenen Baukunst, ist gerettet, und wen sollte das nicht freuen? So brannte denn das Feuer nach der Flußseite hin, hell und klar, in einer Mondscheinnacht, wie der Dichter sie nicht reizender schildern kann, ein furchtbar schönes Schauspiel. Ein anderes Schauspiel sah die aufgehende Sonne. Sie sah die schwarzen, rauchenden Trümmer jener stolzen Hallen, in welchen das Parlament von England, gut und böse, glorreich und schmachvoll, seit langen Jahren seine Sitzungen gehalten hat. Ich darf jedoch die dritte Richtung nicht vergessen, in welcher das Feuer um sich griff.

Diese dritte Richtung war noch verheerender, als die eben beschriebene. Sie vernichtete zum großen Theile die ungeheuern, weitläufigen, mit dem Unterhause verbundenen Büreaux, die aus einer Menge Zimmer bestanden, alle wie Büchern, Akten und Dokumenten angefüllt, und ergriff auch das Haus des Herrn Ley in Cotton-Garden. Die zwei Stockwerke umfassende Bibliothek, noch geräumiger als die der Lords und reich an unersetzlichen Schätzen, brannte nieder. Sodann erfaßten die Flammen das eigentliche Haus der Gemeinen, zehrten es schonungslos zu einem leeren Kerne auf und wandten sich demnächst zu der Wohnung des Sprechers. Die große Masse Holz, aus welchem das Haus der Gemeinen gebaut war, macht dieses schnelle Umsichgreifen des Feuers sehr begreiflich. Dazu kam, daß bei der beengenden Lage des Hauses und bei der zum Unglück ungewöhnlich niedrigen Ebbe, ein geringer Wasservorrath und zwei vielleicht nicht ganz zweckmäßig aufgestellte Spritzen Alles waren, womit die eifrigsten Anstrengungen, das interessante Gebäude vor der Vernichtung zu bewahren, möglicher Weise unterstützt werden konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. November 1834.

Der Riß, durch welchen die Liebe aus dem gekränkten Herzen entweicht, wird nicht selten das Thor für schlimmere Gefühle als die Wehmuth.

Sterne.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil des Winters war vorübergezogen, und einzelne Frühlingstage schauten schon mit ihrem milden Sonnenlichte zwischen den feuchtkalten Februarstürmen herein. Eine leichte Erkältung hatte Leopoldinen in ihre Wohnung festgebannt und sie gehindert, an einer Lustpartie Theil zu nehmen, die, von Graf Salbern arrangirt, in einem außer der Stadt gelegenen Gasthause statthaben sollte. Die Hoffnung, daß Julius bei ihr bleiben würde, war durch das Dazwischentreten der Frau von Breitenstein vereitelt worden, die mit seiner Koketterie, welcher im Grunde keines Mannes Herz widersteht, ihn zur Theilnahme an dem Feste bewog. Im Gegensatze mit der Nichtachtung ihrer Gefühle, die er durch die Galanterie bewies, mit welcher er die schöne Frau zu ihrem Wagen geleitete, durch die Sorgfalt, mit der er bald nachher seinen Anzug besorgte und die kaltsinnige Freundlichkeit bei dem Abschiede von seiner Frau, stand Salderns Benehmen, der während eines Besuches, den er bei Leopoldinen abstattete, sehr geschickt seinen Schmerz über das Nichterscheinen derjenigen an den Tag zu legen wußte, die unstreitig die Königin des Festes hätte seyn müssen, und auf eine überaus feine Weise, die das scheueste Gewissen nicht hätte erschrecken können, zu verstehen gab, wie nur das Zartgefühl ihn vermöge, Theil zu nehmen. Tausend streitende und widerwärtige Regungen hatten schon Leopoldinens Busen durchstürmt und ihre Seele in jene Verstimmung gebracht, aus der so leicht und gern ein Weg zu schwerem Irrthum führt; da rollten die Wagen der Gesellschaft unter ihren Zimmern dahin, und die weibliche Neugierde sporute sie, durch die Vorhänge zu lauschen. Statt, wie sie vermuthet hatte, den Grafen an der Spitze zu sehen, erblickte sie ihren Mann an der Seite ihrer Nebenbuhlerin, die hübscher als je sich im traulichsten Gespräche zu ihm neigte und dann ihre schlauen Augen mit einem Ausdrucke zu ihren Fenstern hob, in welchem sie den beleidigendsten Triumph zu lesen glaubte. Dieser Anblick berührte ihr Herz mit so unangenehmen Empfindungen, daß die nachfolgenden Wagen, kaum bemerkt, wie Schatten an ihr vorüberglitten; endlich kam das Ende des Zuges und das Erscheinen von Salderns hübscher Equipage, die denselben schloß, riß sie aus ihrer Vergessenheit. Statt die Seufzer einer der schönen jungen Frauen oder Fräulein zu erhören, die wahrscheinlich vieles um den Platz in dem neuen englischen Wagen gegeben hätten, hatte er die unbedeutendste weibliche Figur in dem ganzen Vereine zu seiner Gefährtin gewählt, und während ihre Häßlichkeit sogar, durch die

Digitized by Google

ungewöhnliche Auszeichnung, einen angenehmen Anstrich gewann, konnte man wohl sehen, daß bloßer Weltton ihn in dem Gespräche mit ihr festhielt und daß seine ganze Seele in dem schüchternen Blicke lag, mit dem er zu Leopoldinens Fenstern aufschaute.

Wo wäre das weibliche Herz, in dem bei ähnlichem Falle sich nicht einige schlimme Gedanken regen würden? Wo das weibliche Wesen, das nicht die Parallele zwischen Liebe und Gleichgültigkeit zu ziehen verstände? Und mag man auch sagen, was man will, mag auch hier und da ein schwärmerisches Gemüth das Gefühl für den ungetreuen Gegenstand seiner Liebe eigensinnig fest zu halten streben und darüber Glück und Leben einbüßen, doch bleibt es wahr: daß nur aus Liebe Liebe hervorgeht, und daß bei den Hunderttausenden des weiblichen Geschlechts, denen nur die erstorbene, verwelkte Blüthe als Eigenthum zurückgeblieben ist, die Pflicht allein und das Bewußtseyn ihrer Erfüllung die einmal eingegangenen Verhältnisse festhält.

Leopoldinens Auge war bald bewußtlos die Straße hinunter den allmählig verschwindenden Wagen gefolgt, und als sie nichts mehr sah, hatte sich vor dem innern Blicke eine neue Welt in der grellen Verschiedenheit gestaltet, in welcher ihr die zwei Männer erschienen waren, von denen der Eine ihr Herz, der Andere ihre Eitelkeit beschäftigte. Julius mußte wissen, daß er ihr weh that; wenn auch Worte ihm nie die leise Eifersucht angedeutet hatten, die der Breitenstein sichtliches Bemühen um seine Gunst in ihr erregte, so war sie dennoch überzeugt, daß er ihr Gefühl über diesen Gegenstand kannte — wie war es ihm denn möglich, ihre Ruhe seiner geschmeichelten Eigenliebe zum Opfer zu bringen? Oder war das, was ihn an die verführerische Frau zog, wirklich mehr, als sie geahnet hatte? Hatte sie in der That sein Herz verloren? — An diese trübsinnige Frage hängte sich natürlich die Bemerkung: wie zart und innig sich hingegen die Huldigung des Mannes ausgesprochen hatte, dem bis heute jede bedeutende Aufmunterung von ihrer Seite versagt worden war. Er, dem jedes Frauenherz ihres Kreises entgegen gekommen wäre, er, der Gefeierte, dessen momentane Annäherung sogar eine Jede schmeichelnd berührte, er hatte es verschmäht, der Anführer des Festes zu seyn, bloß um ihr zu beweisen, daß das Ganze ohne sie von keinem Werthe für ihn sey! Er hatte die Hoffnungen der schönsten Frauen seiner Gesellschaft getäuscht, damit seine getroffene Wahl ihr sage: daß außer ihr die ganze Frauenwelt ihm gleichgültig sey! Leopoldine vergaß in diesem Augenblicke gleich vielen ihrer Mitschwestern den Unterschied, den der errungene und der bloß gewünschte Besitz nicht nur in dem männlichen, sondern in dem menschlichen Herzen überhaupt hervorbringt, und ihr Dank für das so sinnig ausgesprochene Gefühl bestimmte sich, wie das so oft geschieht, nach der Größe der Verletzung, die sie von der andern Seite empfangen hatte. Von den mannichfaltigsten Regungen ergriffen, war sie auf einen Stuhl gesunken, ihre Hand stützte die schöne, von einer Wolke der Schwermuth umhüllte Stirne; Vergangenheit und Gegenwart mischten sich in wunderbaren Bildern vor ihrer Seele, und wenn sie sich auch ihre Furcht und ihre Hoffnung nicht ganz deutlich zu machen wußte, so verstand sie doch nur zu klar das Weh, das leise durch ihre Brust zog und sie schmerzlich an die Unvollkommenheit alles Irdischen mahnte. Julius Vernachlässigung, des Grafen Liebe brachten ihr Gemüth in immer heftigere Bewegung, ihr zerrissenes Herz sehnte sich nach dem Trost, den nur eine treue Anhänglichkeit ihr zu geben vermochte, und zwischen den glänzenden Farben hindurch, mit welchen ihre dankbare Phantasie des Grafen Eigenschaften schmückte, trat das Andenken an das Glück ihrer ersten Liebe, und sie fühlte mit Ueberzeugung, daß dieses so schön nie mehr erblühen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Höflichkeit.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen können auch die englische Höflichkeit nicht genug preisen. So ließ sich einmal einer über die liebenswürdigen Manieren der Engländer folgendermaßen gegen mich aus. „Ich fuhr," erzählte er, „zum Herzog von Devonshire dans mon pauvre fiacre; nie will ich vergessen, mit welchem Respekt ein stattlicher, prächtig gekleideter Herr den ächzenden Kutschenschlag aufmachte, den Tritt niederließ und — kann man artiger seyn? — das schmutzige Stroh vom schäbigen Fuhrwerk, aus dem ich stieg, mir von Schuhen und Strümpfen weglas, buchstäblich weglas." So wurde der Franzose an der Thüre des Herzogs von Devonshire empfangen. Nun laßt aber einen englischen Gentleman einem französischen grand seigneur einen Besuch abstatten: er tritt von der großen Treppe in die Antichambre; die Bedienten sitzen beim Dominospiel, von dem sie kaum aufsehen, wenn man hereinkommt, und man hat, von Glück zu sagen, wenn einen einer mit verdrossener Miene in den Salon führt. Wie höflich, flink, respektvoll ist man einem auf Waterloo-place zu Diensten! mit welch bequemer Nonchalance wird man in der rue de la paix behandelt! All dies hat seine vollkommene Richtigkeit, aber es gibt noch auffallendere Dinge. Ich kenne einen

Gentleman, der eines Tags einer französischen Dame von seiner Bekanntschaft einen Besuch abstattete, als sie sich eben unter den Händen ihres Friseurs befand. Der Haarkünstler war gewaffnet von Kopf bis zu Fuß, in voller Nationalgaedenpracht; er hantierte mit seinem Kamm so flink und graziös, als schwänge er ein Schwert, und erzählte dazu erst eine Geschichte von Monsieur son capitaine, dann eine Anekdote von Monsieur son colonel, endlich eine Historie von Monsieur son roi, dem trefflichen Mann, bei dem er noch denselben Morgen zur Wache aufziehe. Auf meines Freundes Gesicht malte sich noch der Aerger, als er mir die Geschichte erzählte. „Bei Gott!“ rief er, „das ist ein Land für unser einen! Ist in einem solchen Land das Eigenthum nur einen Augenblick sicher? Mit solchen Sitten kann keine Religion, keine Moral bestehen — auf der Stelle lasse ich Postpferde holen!“

Der Abscheu meines Freundes vor solch schauerlicher Familiarität konnte mich nicht Wunder nehmen; denn wie lautet der, ohne Zweifel weise Spruch, den wir beständig von unsern Eltern hören? „Liebes Kind, Du mußt lernen, wie man gewisse Leute in gehöriger Entfernung hält.“ Unter keinerlei Umständen vergessen wir diese wichtige Lehre. Wenn der Donner über unsern Häuptern kracht, wenn die Welt in Trümmer geht, si fractus illabatur orbis, so steht der gut erzogene Engländer da, wie der gerechte Römer, nicht um ein Haardreit weicht seine unerschütterliche Geringschätzung deren, die unter ihm stehen. — Lady D. fuhr nach Schottland; ein heftiger Sturm brach aus. Ihre Herrlichkeit waren ruhig mit ihrem Kopfputz beschäftigt, da klopfte der Steward an die Kajütenthüre. „Mylady,“ sprach er, „ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß wir wohl werden ertrinken müssen.“ — „Naseweiser Bursche,“ erwiderte die aristokratische Dame ganz gelassen, „was sprecht Ihr von Ertrinken? das ist des Kapitäns Sache, nicht meine.“

Unsere Idee von Höflichkeit besteht vornehmlich darin, daß derjenige, der unvermöglich ist, ausnehmend artig gegen den seyn soll, der Vermögen hat; und darin besteht der Unterschied zwischen den beiden Nachbarvölkern. Der Franzose erkennt Niemanden ganz als Seinesgleichen an, der Engländer achtet jeden, der reicher ist denn er, als einen, der unzweifelhaft über ihm steht. Beurtheilt man uns nach unserer Dienerschaft und unsern Krämern, so sind wir unbestritten das höflichste Volk in der Welt. Die Bedienten, die gut bezahlt sind, die Krämer, die theuer verkaufen, machen Kratzfüße und Bücklinge und sind voll Freundlichkeit. In keinem Lande werden die Leute, welche Geld haben, so artig von denen behandelt, zu welchen es wandert; aber zu gleicher Zeit gibt es auch kein Land, wo die Wohlhabenden auf einem so kalten, argwöhnischen, unhöflichen Fuß mit einander stehen. Der reiche Mann, der in Frankreich reist, ärgert sich in jedem Wirthshaus, in jedem Laden; er wird nicht nur nicht besser behandelt, weil er der reiche Mann ist, sondern in mancher Beziehung sogar schlechter, indem man sich vorstellt, weil er reich sey, wolle er sich ein Ansehen geben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Unglückliche.

Und wenn ihr auch alles habt,
Ihr Glücklichen,
Reichthum und heitere, fröhliche Sinne
Und jubelvolle Gesellschaft,

So habt ihr das Aug' doch nicht,
Das weinende,
Mit dem in bebender Lust der Ergebung
Der Tiefgequälte zu Gott fleht;

Ihr habet die Hoffnung nicht,
Die himmlische,
Daß Er doch einmal wieder vom Herzen
Den tiefverzehrenden Schmerz nimmt.

Melchior Meyr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Theure Aerzte.

In diesen Tagen hielt Amussat, ein bekannter Arzt und Chirurg, eine große Versammlung von Aerzten in seiner Wohnung auf dem Voltaireкay, um ihnen die Verbesserungen auseinander zu setzen, die er in der Lithotritie, oder in der Kunst, den Stein aus der Harnblase vermittelst Zerbröckelung wegzuschaffen, ersonnen hat. Fast alle ausgezeichneten Männer in der Heilkunde, welche die Hauptstadt Frankreichs aufzuweisen hat, fanden sich hier zusammen; auch einige berühmte fremde Wundärzte, als Sir Astley Cooper, waren in dieser merkwürdigen, an sechzig Personen starken Gesellschaft. Von Letzterm haben die Pariser Tagblätter als einen besondern Umstand erwähnt, daß er ein Einkommen von 500.000 Franken besitze. So reich ist, glaube ich, noch kein Pariser Wundarzt durch seine

Kunst geworden. Indessen steht ihm doch Dupuitren nicht viel nach. Es ist allgemein bekannt, daß er seiner Tochter eine Aussteuer von einer Million mitgegeben hat. Amussat ist auch auf dem Wege, ein zweiter Dupuitren oder ein zweiter Cooper zu werden. Er hat eben einen Prozeß mit dem Grafen Labourdonnays, der unter der Regierung Karls X. eine so große Rolle spielte und eine Zeitlang Minister war. Er litt am Steine und Amussat hat ihn glücklich vermittelst des neuen Verfahrens operirt. Labourdonnays war herzlich froh und voll Erkenntlichkeit gegen den Arzt, als er vom Steine befreit war. Es blieb nur noch eine Kleinigkeit zu thun übrig, nämlich den Arzt zu bezahlen. Er zog den Beutel und fragte, was kostet's? 10,000 Franken, war die Antwort. Bei dieser Forderung fuhr der Graf betroffen zurück, und der Beutel blieb zugeschnürt. 10.000 Franken, meinte er, sey doch ein ungeheurer Preis für ein Steinchen, das sich so leicht habe zerbröckeln lassen. So etwas verdient Ueberlegung. Er überlegte auch so lange hin und her, daß er zuletzt auf die Ueberzeugung kam, der Stein sey viel zu theuer; er versuchte den Weg des Vergleichs, bot 6000 Franken, aber vergebens. Amussat wollte nichts ablassen. Er habe Labourdonnays gut und glücklich kurirt, diese Kur sey 10.000 Franken werth, folglich bestehe er auf seiner Forderung. Zwischen Jemand, der zu viel fordert, und einem Andern, der zu wenig bietet, läßt sich aber, wenn Keiner von beiden etwas nachgeben will, keine Vermittlung treffen; die Sache kam also vor Gericht. Was sollen nun aber die Richter machen? Sie thaten nur Sachkundige zu Rathe ziehen, das heißt Wundärzte, die wohl nicht so einfältig seyn werden, zu behaupten, ihr Kollege fordere zu viel und eine Steinoperation sey nicht so viel werth. Uebrigens pflegen die Pariser Wundärzte, und wahrscheinlich auch die auswärtigen, sich bei dergleichen wichtigen Operationen nach dem Vermögen der Patienten zu richten, von den Unbemittelten wenig, von den Reichen aber viel zu fordern. Letztere müssen dann gleichsam zahlen, was die Andern hätten zahlen sollen. Natürlich scheint diese Art zu rechnen nicht ganz billig, und daher kommen denn zuweilen Klagen vor Gericht. Nicht Jedermann ist im Stande, die Sache kürzlich abzumachen, wie es einmal eine Wittwe in der Umgegend von Montpellier that. Dr. Delpech daselbst ließ sich, wie mehrere andere, etwas verwöhnte Aerzte jener Stadt, von den Reichen tüchtig bezahlen. Er war einmal Nachmittags von einer reichen Familie zu sich berufen worden, welche ein Landhaus zwei oder drei Meilen von Montpellier bewohnte. Er kam gegen Abend an, blieb im Schlosse, aß zu Nacht, schlief und frühstückte. Der Kranke starb in der Nacht. Am folgenden Tage, als er wieder abreisen wollte, fragte die Wittwe, was er für seine Bemühung verlange; 10.000 Franken, war die Antwort. Sie erwiderte, dies scheine ihr doch etwas zu viel. „Madame," versetzte Delpech, „ich begebe mich nie in die Umgegend, ohne eine Entschädigung von 10.000 Franken." — „So?" erwiderte die sogleich gefaßte Wittwe, „daran thun Sie recht wohl. Ich meinerseits gebe nie Jemand zu Abend zu essen unter 5000 Franken, logire Niemand unter dieser Summe, da mein Schloß kein Gasthaus ist, und auch für ein Frühstück lasse ich mir 5000 Franken zahlen. Dieses macht also 9000 Franken; hier ist ein Banknote von 1000 Franken; damit also sind wir quitt." — Delpech stutzte; er überlegte das Ding, und mochte bald einsehen, daß die Frau im Grunde das Recht habe, eben so willkührlich zu verfahren, als er. Er nahm das Banknote und fuhr ab.

(Der Beschluß folgt.)

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Brand der Parlamentshäuser.

Es würde selbst jetzt, einige Tage nach dem Brande, ein nutzloser Versuch seyn, die Größe des verursachten Schadens schätzen zu wollen. Nicht ganz unbefähigte Richter glauben, den Werth des bestimmt zerstörten Eigenthums sehr gering auf wenigstens eine halbe Million Pfund Sterling anschlagen zu müssen. Inzwischen leidet es keinen Zweifel, daß ohne das Aufbieten jeder menschlichen Kraft, ohne die schnellste Vereinigung aller zu Gebot stehenden Löschanstalten und ohne vielfache, von Hohen und Niedern gegebene Beweise des seltensten Muthes und der kühnsten Todesverachtung das Feuer Unersetzliches verzehrt haben würde. Sobald der Feuerlärm durch die Stadt erscholl, rasselten die Feuerspritzen im Galopp herbei. Gegen zweitausend Polizeidiener waren schnell versammelt. Starke Abtheilungen der Grenadier- und Goldgarde rückten im Sturmschritte an. Vereinigt mit der Polizei, hielten sie den ganzen Raum vor dem Gebäude von der zahllos herbeiströmenden Menschenmenge frei und machten es dadurch den Löschmännern möglich, sich ungehindert zu bewegen. Nicht lange, so fand Lord Melbourne und fanden Viele des höchsten Adels und Viele der geachtetsten und bekanntesten Parlamentsmitglieder sich ein, und es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Rettung der wichtigsten Dokumente aus dem Hause der Lords diesen Herren zu danken ist. Unter den Vielen, die sich hierbei hervorthaten, war Lord Adolph Fitzclarence einer der Vordersten, und wenig fehlte, so hätte er seinen Edelsinn mit dem Leben bezahlt. In Gemeinschaft mit einigen Gardehauptleuten und mehrern andern Herren, Alle in Hemdermeln, hatte er eine große Masse Bauholz bei Seite geworfen, welches wegen der Reparaturen der Westminsterhalle in den Bau- und Erhaltungshöfen lag, und dessen jeden Augenblick drohende Entzündung unstreitig den Ruin dieses glänzenden Denkmals gothischer Baukunst zur Folge gehabt haben würde. Sobald hier das Nöthigste gethan war, eilte der unermüdete Lord nach einem Flügel des Gebäudes, wo er einige der wichtigsten Papiere aufbewahrt wußte. Mit Rettung derselben beschäftigt, sah er nicht, daß die Flammen ihm den Rückweg abgeschnitten hatten, und nur eine seitene Behendigkeit ließ ihn eine an ein Fenster des zweiten Stockwerks angelegte Leiter erreichen, auf welcher er glücklich entkam. Dies jedoch schnell vergessend, stürzte er sofort mit einigen Andern zu gleichem Zwecke durch die mit dem Unterhause in Verbindung stehenden Gänge, als ein Polizeidiener das Wanken der Decke bemerkte, den Unachtsamen das zurief, diese die Wahrheit der Warnung erkannten und kaum Zeit hatten, die Straße zu gewinnen. Fast unmittelbar hinter dem Letzten brach das Gebäude krachend zusammen. Gleiche Kühnheit betrieb, aber auch gleiches Glück beschützte das Leben des Grafen Münster. Früh am folgenden Morgen ermunterte er im östlichen Flügel des Unterhauses die mit Rettung der Bibliothek beschäftigten Männer zu rastloser Anstrengung, nicht achtend, daß ein Theil des Deckgetäfels den Einsturz drohte, als einer jener Männer, Namens M'Callan, den edeln Grafen ohne viele Umstände mit starker Faust beim Kragen packte und zum Zimmer hinausschleppte; in demselben Augenblicke prasselte das Getäfel nieder, und ein Balken, der den Grafen zerschmettert haben würde, verrenkte die Achsel seines Retters.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. November 1834.

Die Winkel, welche der Körper bei der Verbeugung bildet, sind für Individuen und Völker, für einzelne Umstände und ganze Zeiten gleich bezeichnend.

Lichtenberg.

Französische Höflichkeit.

(Beschluß.)

Wenn die untern Klassen in Frankreich grgrn die obern unmanierlicher sind als bei uns, so sind dagegen die höhern Stände unter einander nicht so plump. Der Grck, der bei uns einen altrn Bekannten übersieht, oder unverschämt rinem Fremden in's Gesicht sieht, bekommt einen Nasenstüber, oder, ehe es Abend wird, eine Klinge odrr eine Pistolrnkugel in den Leib. Wo jrdrr höher stehen will, als rr steht, da ist die Masse grob gegen Jhrrsgleichen und verlangt streng Untrrwürfigkeit von den tiefer Stehrndrn; da, wo man Keinen über sich anerkennt, sind die Leute wrder höflich gegen solche, die über ihnrn, noch grob gegrn solche, die unter ihnen stehen, noch auch sehr artig grgen gleich Gestellte. Während in drm einen Lande die Manieren ein Grmisch von Geschmeidigkeit und Uebermuth sind, sind sie im andern nicht artig und geschliffrn grnug. Es gab eine Zrit in Frankreich (und in England dauerte sie länger), wo man dafür hielt, Höflichkeit drstehe darin, Jedermann à son aise zu srhen. Das ruhige Gefühl ihrer Würde überhob die Leute aller Furcht, daß dieselbe auch nur einen Augenblick vergessen wrrden könnte. Auf jenen Tagen ruhte der Schatten der untergegangenen Chevalerie, welche Höflichkeit unter die Tugenden zählte. Die Höflichkeit jener Zeit, der heutigen gegenüber, war nicht die Höflichkeit des Bedienten oder Kaufmanns, welche dem Hochmuth der Herrschaft odrr des Kunden Nahrung geben will; rs war die Höflichkeit des Edelmanns und des Manns von Bildung, welche der Schen derjenigen, die man als tirfrr strhend betrachtrt, unter die Arme greifen will. Verdorben durch die Gnadenquelle, die an einem verschwenderischen, intriganten Hofe floß, wurde der große Hrrr nach der Regierung Ludwigs XIV. übermäßig höflich und kriechend grgrn Alle übrr ihm. Unter drm Stern des französischen Ministers schlug ganz das Herz des brittischen Krämers, und sanft lächelte der große Mann Jedem, an dem etwas zu verdienen war. Da Alles, was in Versailles gelehrt wurde, in der Straße St. Denis gelehrige Schüler fand, so äffte Alles das Air des Höflings auch dann nach, als seine Manieren die eines Sollicitanten geworden waren, und die ganze Nation machte gleichsam mit der einen Hand die Geberde des Solliritirens, mit drr andern die der Verbindlichkeit, und so war ihr Repräsentant jener graziöse alte Bettler, dessen ganzes Wrsen mich so überraschte.

Abrr eine neue Aristokratie erhob sich nrben der alten, als ihre Nebenbuhlerin; und als dir grsellschaftlichrn Verhältnisse immer verwickelter und schwankender wurden, sah man die äußerste Höflichkeit gegen diese,

und höhnenden Uebermuth gegen jene nebeneinander, eine Revolution in den Sitten, welche die Revolution in den Meinungen beschleunigte und bösartiger machte. Auf diese Weise hatten die französischen Sitten unter Ludwig XVI. gewissermaßen Aehnlichkeit mit unsern jetzigen. Eine Geldaristokratie schwang sich damals in Frankreich zur Macht auf, wie dies gegenwärtig in England der Fall ist, und es ist dies diejenige Aristokratie, welche kriechende Unterwürfigkeit verlangt, welche eifersüchtig und ängstlich darüber wacht, ob man ihr mit dem gehörigen Respekt begegnet; eine Aristokratie, hochfahrend, übermüthig, empfindlich, die beständig von Beleidigung träumt und beleidigt, die einer Bekanntschaft mit unsicherem Blick das Maaß nimmt, und höhnisch die Nase rümpft. Diese Aristokratie ist zwar auch die der Julirevolution, aber sie ist bis jezt noch zu unmächtig in Frankreich, um bedeutende Ansprüche zu machen. Die Manieren der Franzosen sind demnach, wenn auch nicht graziös, doch lediglich nicht insolent, während die unsern leider von der Gesellschaft, welche bei den Soupers in den lezten Tagen des alten Regime das Wort führte, die Insolenz haben, ohne zugleich durch Talent und Grazie jene Zeit zu repräsentiren. Aber auch in Frankreich sieht man nicht mehr jenes noble Air, jene grande manière, wie es hieß, wodurch der alte Adel den Unterschied zwischen sich und seinen niedriger gebornen Standesgenossen zu verwischen suchte, und welche sofort diese Standesgenossen sich auf's Eifrigste selbst zu eigen zu machen suchten. Diese Manier ist spurlos verschwunden; die Franzosen sind heutzutage so wenig ein höfliches Volk, daß es ihnen vielmehr an jener Unbefangenheit des Benehmens gebricht, welche das unerhwendigste Element der Höflichkeit ist. Jedermann ist damit beschäftigt, seine Würde zu behaupten, Jedermann spricht einem von seiner Stellung. Man sieht, es ist ein ewiger Kampf, ich will nicht sagen, besser zu scheinen als alle andern, doch so viel zu scheinen, als alle andern. Da es keine Stufenreihe der Stände mehr gibt, so steht jedes Individuum vereinzelt in der Gesellschaft; es sind eben so viele Atome, welche kein harmonisches Ganze bilden, und die Franzosen sind kein höfliches Volk mehr.

Die Ehescheidung.

(Fortsezung.)

Das beste, ja einzige Erleichterungsmittel für ein bedrängtes weibliches Gemüth, eine Fluth von Thränen, löste endlich die Spannung, die in Folge der Ereignisse dieses Tages in Leopoldinens Herzen entstanden war, und indem sie bis zur Erschöpfung ihrer physischen Kräfte weinte, gerieth sie zulezt in jene wehmüthig süße Stimmung, in welcher das Leben und seine Anforderungen dem vor Kurzem noch so aufgeregten Sinne in weit milderem, bald verschleiertem Lichte erscheinen. Lange blieb sie mit dem Kopfe auf dem Sims des Fensters liegen, und als nun jene Ruhe der Ermattung eingetreten war und alle deutlichen Gedanken sich gleichsam in den Hintergrund geschoben hatten, da schloß sie allmählich der Welt um sie her das Auge wieder auf, und zufällig fiel sein erster Blick auf einen Gegenstand, den sie wissentlich noch nie gesehen hatte, und welcher in der Gemüthslage, in der sie war, mehr als dies sonst vielleicht der Fall gewesen wäre, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Warheims Wohnung gegenüber lag ein Haus, das bisher immer von einem alten Ehepaare bei verschlossenen Fenstern und Thüren bewohnt worden war. Die Leute waren vor Kurzem bald nach einander gestorben und das Haus in andere Hände übergegangen, ohne daß Julius oder seine Frau sich um die neuen Nachbarn bekümmert hatten. Als nun Leopoldine aufschaute, traf ihr Auge auf eine junge weibliche Gestalt, die drüben auf der Terrasse unter den Bäumen saß und von der Arbeit weg, die ihr auf den Schooß gesunken war, mit lächelnder Freundlichkeit nach dem offenen Fenster empor sah, wo ein ebenfalls jugendlich aussehender Mann stand und sie mit einzelnen Rosen bewarf. Dies Spiel hatte einige Sekunden gedauert, als die Frau, auf ihre Arbeit hinzeigend, die ein Kinderkleidchen zu seyn schien, schnell, als müsse sie heute noch fertig werden, ihre Hände wieder in Bewegung sezte und mit emsigem Fleiß fortnähte. Ihr Mann aber, dafür hielt ihn wenigstens Leopoldine, verschwand einen Augenblick und trat dann mit einem Buche in der Hand aus der Hausthüre, sezte sich neben die Nähterin, welche ihn mit freudiger Liebe anschaute, und begann ihr etwas vorzulesen, an dem sie beide lebhaften Theil nehmen mußten, wie man leicht aus dem Gespräch schließen konnte, mit dem sie zuweilen das Gelesene unterbrachen. Diese Beschäftigung hatte etwa eine halbe Stunde gedauert, während welcher die Nadel in der fleißigen Hand zu fliegen schien; die verborgene Lauscherin hatte Muße gehabt, die beiden Figuren zu betrachten, die, obwohl nicht ausgezeichnet, doch ein ganz eigenes Interesse in ihr erregten, und wenn die Frau zufällig das runde, gutmüthige Gesicht, das, ohne schön zu seyn, etwas sehr Wohlgefälliges hatte, emporhob, so kamen die Züge ihr so bekannt vor, als hätte sie dieselben früherhin öfter und in der Nähe gesehen. Jezt reckte sie zuweilen lauschend das Ohr nach dem offenen Fenster hinauf und ihre Aufmerksamkeit theilte sich sichtlich zwischen dem Vorleser und etwas Unsichtbarem. Plözlich sprang sie auf und eilte in ihre Wohnung, kam aber bald mit einem etwa halbjährigen

Kinde zurück, mit dem sie schäkernd vor dem Gatten stehen blieb, der dann das kleine Geschöpf liebkosend in die Arme nahm. Die Mutter hatte sich wieder zu ihrer Arbeit gesetzt, während welcher ihr Blick, dann und wann sich erhebend, den hätschelnden Vater liebevoll geleitete, der, zwar mit etwas Ungeschick und seltsamen Geberden, aber mit dem Ausdruck der Vaterfreude in den wohlwollenden Zügen die Kleine umhertrug.

Dieses Schauspiel reiner seliger Häuslichkeit, so ganz dazu gemacht, jedes unverdorbene Herz an sich zu ziehen und zu erfreuen, mußte besonders heute auf Leopoldinen in ihrem ihr so verarmt und schwer scheinenden Leben tiefen Eindruck machen. Früher hatte sie wohl oft, gemäß der erhaltenen Erziehung, sich geäußert: wie sie nicht begreife, daß ein gebildetes Wesen ohne Ekel sich mit den gemeineren Geschäften der Wirthschaft befassen könne, wie die Seele unvermerkt in den niedern Kreis des Daseyns sinken müsse, der um sie gezogen sey, und dem sie ihr Denken und ihre Kräfte weihe. Ja, sie hatte sogar stets vor der Wartung kleiner Kinder eine große Abneigung gefühlt und die wahren Pflichten der gebildeten Mutter eigentlich erst von dem Zeitpunkte an gerechnet, wo das Kind der geistigen Erziehung fähig geworden sey. Hier trat ihr mit einemmale ein Bild jener beschränkten Häuslichkeit entgegen, der sie so abhold gewesen war; sie sah die frohe Geschäftigkeit der Hausfrau, die, nachdem sie ihre Arbeit vollendet hatte, einen Korb mit Salat herbeiholte und ihn zu lesen begann, dann aber, als die Luft zu kühl wurde, sich mit dem Kinde in das Zimmer zurückzog, wo Leopoldine sie die Kleine besorgen, sie in den Schlaf singen sah, während der Mann, mit einer Rolle Papier beladen, wahrscheinlich in Geschäften ausging. — Warum zog sie denn dieses Schauspiel so mächtig an, daß sie den Blick nicht davon abwenden konnte? Warum trieb es ihr Thränen in die Augen, als die Frau dem Manne ihre vollendete Arbeit wies und ihr dieser die Hand freundlich drückte, als sie, neu ermuthigt, ihr weiteres Geschäft begann, als nach dessen Beseitigung sie mit dem Ausdruck seliger Mutterfreude das Kind, das die Arme verlangend nach ihr streckte, dem Vater abnahm, als sie, nachdem es zu Bette gebracht war, einen Augenblick an der Wiege betend kniete? Warum hatte sie diesmal so gar nichts von dem Bedauern gefühlt, das sie mit der Lage solcher Frauen sonst zu haben glaubte? Geschah es vielleicht nicht, weil ihr eigenes zerrissenes, ödes, trotz allem Glanz feendenleeres und langweiliges Leben mit diesem frohen, geschäftigen Daseyn einen schmerzlichen Kontrast bildete? weil sie es fühlte, wie ihr eigenes so gehaltlos dagegen erschien?

Leopoldine zog die Klingel. Das Kammermädchen erschien. „Sage mir, Philippine," sprach die Herrin, ohne den Blick von dem Fenster zu wenden, an welchem die junge Frau jetzt wieder mit einem Buche in der Hand saß, „wer sind die Leute, die drüben in jenem Hause eingezogen sind?" — „Ach, Sie meinen Spitalverwalter Lonau," erwiderte das Mädchen; „ei, da sitzt ja eben die Madame. Es sind ordentliche Leute, die aber ganz gemein, ganz bürgerlich leben und, wie es heißt, gar nicht wohlhabend sind. Der Mann geht Tag für Tag seinem Geschäfte nach, die Frau ist fleißig im Haus, Küche und Garten, wie denn solche Leute thun müssen. Das soll ihr aber nicht bei der Wiege gesungen worden seyn; sie war des reichen Bankiers einzige Tochter — wie hieß er doch? der in dem schönen Hause am Graben wohnte und vor ein paar Jahren fallirte — Buch, ja ganz recht, Buch hieß er. Der Gram tödtete ihn, und seine Tochter, die mit den vornehmsten Damen erzogen worden war, mußte froh seyn, den jungen Lonau zu heirathen, der ihr ein kärgliches Auskommen zu bieten hatte." — „Wie!" rief Leopoldine, indem sie sich von ihrem Stuhle erhob, „die Frau da drüben wäre Charlotte Buch? die nämliche, welche bei der Madame Mirval in Pension war? Lieber Gott!" setzte sie hinzu, als Philippine die Frage bejaht hatte, „wer hätte das gedacht!" — In Gedanken verloren, setzte sie sich wieder auf ihren Stuhl, lehnte den Kopf in die Hand, und die Entdeckung, daß die Züge der Frau sie nicht umsonst als bekannt angeschaut hatten, schien sie so ganz in Anspruch zu nehmen, daß Mamsell Philippine, sich überflüssig sehend, leise in das Vorzimmer zurückschlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Beschluß.)

Kriminalfälle im Gebiet der Heilkunde.

Wahrscheinlich hat Graf Labourdonnays nicht das Vergnügen gehabt, den Herrn Amussat zu beherbergen, und kann daher keine Gegenforderung machen. Vielleicht setzt aber das Gericht die Amussatsche Forderung um einige Tausend Franken herunter. Man muß es den Pariser Aerzten zu ihrem Lobe nachsagen, daß sie recht zunftbeherrlich zusammenhalten. Neulich, als in der Provinz einer ihrer Mitbrüder wegen einer arg mißrathenen wundärztlichen Operation zu einer Geldbuße vom Gerichte verurtheilt worden war, erhoben sie in gewaltige Bewegung, hielten mehrere Zusammenkünfte, wovon die Zeitungen ausführlich Bericht erstattet haben, und beschlossen, die Kosten der Appellation von diesem Urtheile an ein höheres Gericht zu bestreiten. Sie äußerten sogar, das Urtheil scheine ihnen ungerecht, indem den Richtern nicht zustehe, über eine wundärztliche Operation zu urtheilen. Einige dieser Herren waren ganz roth vor Zorn, daß man einen Arzt oder Wundarzt als Stümper bestrafen wolle. Wozu, riefen sie, dient unser

Digitized by Google

Doktordiplom. Denn wir nach jeder Operation uns dem Urtheile von Richtern unterwerfen sollen, welche zu entscheiden haben, ob wir gut oder schlecht operirt haben? Und wer sind die Leute, welche uns ein solches Stümperdiplom ertheilen können? Leute, die von der Heilkunde nichts verstehen, und denen ein Patient allerlei Dunst vormachen kann! — Ich glaube, die Herren hätten besser gethan, sich nicht so zu ereifern. Erstlich war der Fall, der vor Gericht vorgekommen war, ein arger Beweis von Unverstand, der zur Folge gehabt, daß nach einem stümperhaften Aderlasse der Arm hatte abgenommen werden müssen. Nun dünkt mich, hat ein Patient, der zur Ader zu lassen wünschte und dem man den Arm abnimmt, wohl ein wenig Recht, seinen Wundarzt zu verklagen und sich von ihm eine Entschädigung zusichern zu lassen. In dem gegenwärtigen Falle hätte also die Pariser ärztliche Zunft wohl besser gethan, ihre Theilnahme auf eine andere Gelegenheit zu versparen. Zweitens ertheilen die Gesetze Schutz gegen leibliche Verletzungen aus Unverstand und Unvorsichtigkeit; diese Gesetze sind stets auch auf ärztliche und wundärztliche Fälle angewandt worden. Die jüngst erlassene gerichtliche Entscheidung ist daher nichts Neues und Unerhörtes. Während die Aerzte berathschlagten, kam ein ähnlicher Fall beim Pariser Polizeigerichte vor; davon nahmen die Herren aber klüglich keine Notiz. Ein Apothekerlehrling hatte nämlich statt der vorgeschriebenen Salze ein Gift gegeben, und drei Kinder in einer Familie waren daran gestorben. Hier hätten nun ja auch die Apotheker auftreten können, mit beinahe so gutem Rechte, als zuvor die Aerzte, und sagen: Wir sind vorher geprüft worden, folglich haben wir keine Verantwortlichkeit mehr und dürfen bei einem ähnlichen Falle nicht vor Gericht belangt werden. Sie waren aber klüger als die Aerzte, und ließen ihren Mitbruder, in dessen Apotheke das Unglück geschehen war, vor Gericht ziehen, wo er denn auch mit seinem Lehrling zu einer Geldbuße verurtheilt wurde, aber zu einer so gelinden, daß der königliche Prokurator an ein höheres Gericht appellirte, weil ihm dies Urtheil mit dem Vergehen nicht in Verhältniß zu stehen schien. Dieses schärfte die Geldbuße und legte dem Lehrling eine kurze Gefängnißstrafe auf, blieb aber im Ganzen dem Grundsatze getreu, welcher die ersten Richter geleitet hatte. Diese hatten nämlich den Vorfall als ein unglückliches Versehen behandelt, wobei die Uebereilung die Hauptschuld trage. Eine solche Uebereilung läße sich aber bei einem Wundarzte nicht voraussetzen, der so ungeschickt eine Ader schlägt, daß zuletzt der ganze Arm muß abgenommen werden. Und wohl nur aus diesem Grunde verfuhren die Richter im letztern Falle strenger. Die Pariser Aerzte könnten dabei ganz ruhig bleiben. Mißgriffe genug bleiben ungeahndet, und die Tribunale werden sich wahrlich nicht damit abgeben, die Behandlung der Kranken gerichtlich zu untersuchen. Sie beräumen dadurch eine herkulische Arbeit und würden sich in der bronnfalschen, homöopathischen, allopathischen Theorie noch weniger zurechtfinden, als in den zwanzigtausend Gesetzen, wornach in Frankreich gerichtet wird. Dg.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Der Brand der Parlamentshäuser.

Nächst dem Lord Fitzclarence und dem Grafen Munster verdienen noch die Namen des Lord Melbourne, des Obersten Rowan, des Marquis von Worcester, der Lords Hill und Errol, des Herrn Mayne und des Herrn Hunt rühmliche Erwähnung. Von Letzterm versichern alle Augenzeugen, daß er worked like a horse, wie ein Pferd gearbeitet habe, und unter den vielen öffentlichen Blättern, welche ich über den Brand der Parlamentshäuser nachgesehen, befindet sich kein einziges, welches nicht die Verdienste der dabei zugegen gewesenen official characters mit Lobsprüchen aufzählt. Unter Lord Melbourne's Leitung warfen die Polizeidiener und Soldaten, insofern andere Rettung unthunlich war, Bücher, Akten und Papiere, bald einzeln, bald in die Vorhänge zu Paketen gebunden, aus den Fenstern auf die Straße, wo die Hausoffizianten und andere ehrliche Leute sie auf die schnell in Beschlag genommenen Wagen luden, gleichviel, ob Staatswagen, Karren oder Omnibus, und damit in die nächsten geräumigen, vor der Feuersbrunst völlig sichern Häuser eilten. Es ist unglaublich, welche Massen durch dieses forcirte Ausräumen und in welcher Schnelligkeit sie entfernt wurden. Keine Schnelligkeit vermochte aber die berühmte Tapete im Hause der Lords zu retten, auf welcher die große That zu sehen war, von welcher Englands Seeruhm sich datirt, die Vernichtung der spanischen Armada, der unüberwindlichen Flotte. Ein Werk des hochgeachteten Franz Spiering, wurde die Tapete von Jakob dem Ersten gekauft, aber erst während der Republik, zwei Jahre, nachdem das königliche Haupt Karls des Ersten auf dem Schafott gefallen war, im Hause der Lords aufgemacht. Mehr Glück hatte das werthvolle Scepter des Sprechers im Unterhause. Es ist gerettet worden, und nur das ist noch zweifelhaft, ob es seine Rettung zwei Löschmännern verdankt, die, während das Untergeschoß brannte, auf einer Leiter durch ein Fenster des zweiten Stocks einstiegen, oder dem sogenannten Deputy Serjeant-at-Arms, der gleich beim Auskommen des Feuers an das werthvolle Stück gedacht haben will. Wäre die Tapete von Gold gewesen, es hätte sich wahrscheinlich auch Jemand gefunden, der an sie gedacht oder allenfalls sein Leben für sie eingesetzt hätte.

Wie behend auch das Fortschaffen auf Wagen vor sich ging, es gab doch der fortzuschaffenden Dinge zu viele, zu schwere und zu wichtige, als daß die Fuhrwerke hätten genügen können. Daher Lord Melbourne's Befehl, den Garten hinter dem Hause des Sprechers, am Ufer der Themse, von den ringedrungenen müßigen Zuschauern zu räumen. Der Befehl wurde von den Polizeidienern zwar sehr artig, aber eben so wirksam als schnell ausgeführt, und den Ruhm muß man dem ungezogensten Engländer lassen, daß er, wenn er nicht völlig berauscht ist, der gesetzlichen Autorität ohne Widerstand und ohne vieles Fragen gehorcht. In diesen Garten wurde nun unter starker polizeilicher Aufsicht alles gerettete Geräth und fast der ganze Inhalt der neuen Bibliothek geschafft. Da jedoch die Feuerfunken ununterbrochen und von allen Seiten darauf niederregneten, hätte die gut gemeinte Maßregel sich wahrscheinlich sehr schlecht bewährt, wenn nicht Lord Auckland eine ungeheure Schiffsleinwand hätte herbeiholen lassen, unter deren Schutze das gerettete Gut nun sicher lagerte. In eben diesen Garten wurden auch die im Parlamentsarchive aufbewahrten Staatsdokumente gebracht, jedoch nur die aus der neuern Zeit, denn es ist bekannt, daß die reponirten sich in einem feuerfesten Gewölbe unter dem gemalten Saale befinden, nahe an der Stelle, wo das Brennmaterial des berüchtigten Fawkes entdeckt wurde. Nicht minder entsagen auf diese Art die wichtigen Papiere des Lord-Kanzlers ihrer Vernichtung. Nur wenige und, wie man sagt, nur unwichtige fanden sich später hie und da zerstreut, beschmutzt und zerfetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. November 1834.

Wie wuchs das Kind? Es strebte Fuß und Hand,
Und Ohr und Auge spähend immer neu
Zu lernen sich. Was war im Knaben schon
Vom Greis und Mann? —

Herder.

Zur Kenntniss des thierischen Körpers.

Nach Bell.

Vom Muskelsinn.

Man nimmt gewöhnlich an, die Jungen der Thiere werden vom Instinkt geleitet, bei dem Kinde aber sey dem nicht so: bei diesem sollen wir nur die Vernunft allmählich dämmern und sich fortschreitend entwickeln sehen. Doch dies ist nicht ganz richtig: wir zweifeln sehr, ob sich der Körper unter dem bloßen Einflusse der Vernunft, und wenn nicht sinnliche, eingeborne, eigentlich instinktive Kräfte die erste Erziehung übernähmen, je sich entwickeln könnte. Was sich beim Kinde vom ersten Tage an vollkommen entwickelt zeigt, das ist die Empfindlichkeit und die Bewegung von Lippen und Zunge, und die Furcht vor dem Fallen äußert sich beim kleinen Kinde, lange bevor es von irgend einer Verletzung die geringste Erfahrung haben kann. Die Hand, welche später das Werkzeug zu Entwicklung der andern Sinne und der Geisteskräfte selbst werden soll, ist in der ersten Kindheit völlig unfühlig; das Kind äußert schmerzhafte Empfindungen durch höchst unzweideutige Zeichen, aber vom Körpertheile, der eben leidet, hat es kein Bewußtseyn. Es gibt angeborne Gebrechen, welche in der frühesten Kindheit die Operation verlangen; aber nie fährt das Kind abwehrend gegen das Instrument, wie es etwas später allerdings thut. Seine erste Bewegung ist, die Hand an den Mund zu bringen und daran zu saugen; und kaum vermögen die Finger etwas zu fassen, so wird Alles, was sie erreichen, in den Mund gebracht. So erwirbt es sich denn die allererste Kenntniß mittelst des angebornen Tastsinns in Zunge und Lippen, während der Gebrauch der Hand erst später erworben wird.

Die Kenntniß von äußern Gegenständen, als von uns verschiedenen Körpern, kann nicht eher erworben werden, als bis das Tastorgan der Hand sich mit unsern eigenen Gliedern bekannt gemacht hat; es läßt sich nicht annehmen, daß wir irgend etwas mittelst Bewegung der Hand unterscheiden, oder über die Form, überhaupt die fühlbaren Eigenschaften eines unsere Haut berührenden Gegenstandes urtheilen können, ehe wir unsern eigenen Körper von den Dingen außer uns haben unterscheiden lernen. Das erste Geschäft der Hand ist, wie wir gesehen, jene Empfindlichkeit des Munds zu üben, und das Kind versichert sich von der Wirklichkeit der Dinge durch die tastenden Lippen, gerade wie der Hund durch seinen scharfen Geruch. Beim Kind vertauscht sich dieser Lippen- und Zungensinn erst dann gegen den Gesichtssinn, wenn sich lezterer mehr entwickelt hat, größere

Digitized by Google

Befriedigung gewährt und ein besseres Mittel abgibt, von den Eigenschaften der Körper zu urtheilen. Sehr langsam erwirbt die Hand den Tastsinn, und man sieht das Kind mit Armen und Fingern lange fruchtlose Versuche machen, bevor ihm die Richtung der Gegenstände oder ihre Entfernung gläufig wird. Allmählich wird die Länge des Arms und der Grad seiner Bewegung zum Maßstab der Entfernung, Form, der Verhältnisse, ja wohl selbst der Zeit.

Nächst der Empfindlichkeit des Mundes fällt am Kinde ein sehr früh vorhandener Sinn auf — die Furcht vor dem Fallen. Die Amme oder Kindsfrau versichert uns, wenn sie das Kind, dasselbe auf und ab wiegend, eine Treppe hinauftrage, bleibe es mit Leib und Gliedern ganz ruhig; die Treppe abwärts aber fange es alsbald an zu zappeln. Es deutet dies auf einen besondern Sinn, auf ein eingebornes Gefühl von Gefahr, und dies wird noch deutlicher, wenn das Kind zum erstenmal zu stehen oder zu gehen versucht. Wenn das Kind hingestellt wird und der Mutter Arme es umspannen, ohne es zu berühren, lernt es allgemach das Gleichgewicht halten und stehen, aber mit sichtbarer Angst. Dieses Gefühl, das seine ersten Versuche, von seinen Muskeln Gebrauch zu machen, begleitet, kann noch nicht der Erfahrung zugeschrieben werden. Die Kinder sind also furchtsam aus Instinkt; man sieht, sie fürchten sich vor dem Fallen, und man kann es allmählich verfolgen, wie sie unter der Leitung dieses Gefühls ihren Muskelsinn zu entwickeln suchen. Zugleich sehen wir dabei, wie innig Instinkt und Vernunft in der Kindheit verwoben sind, wie nothwendig ersterer zu unserer Existenz ist, wie er erst der Vernunft mächtig dient, mit ihrer Entwicklung aber allmählich zurücktritt, bis wir endlich seinen Einfluß kaum mehr gewahr werden.

Je mehr wir darüber nachdenken, wie sehr das eine Organ aus der lebendigen Thätigkeit des andern Nutzen zieht, und wie viel wiederum alle dem Tastorgan zu verdanken haben, desto klarer wird es uns, daß die Empfindlichkeit der Haut mehr als irgend eine andere Funktion des Körpers von einer andern Lebensthätigkeit abhängig ist. Nämlich ohne einen uns inwohnenden Sinn für Muskelthätigkeit, oder ohne das Bewußtseyn vom Grade der beim Tasten angewandten Kraft könnten wir durch den Tastsinn so gut wie nichts erfahren. Die Bewegung der Hand und der Finger und das Gefühl, das Bewußtseyn ihrer Thätigkeit muß nothwendig mit dem eigentlich sogenannten Tastsinn verknüpft seyn, und jenes Bewußtseyn der Muskelthätigkeit kann man mit vollem Rechte einen sechsten Sinn nennen, unbekümmert darum, daß die gewichtigsten Autoritäten bei ihren Beobachtungen über die Sinnorgane auf dieses Verhältniß keine Rücksicht nehmen.

Der bekannte Abbé Nollet erhebt den Tastsinn über alle andern und meint, er habe vorzüglich das vor ihnen voraus, daß er aktiv und passiv zugleich sey; denn er setze uns nicht allein in Stand, von demjenigen zu urtheilen, was einen Eindruck auf uns mache, sondern auch von dem, was sich unserer Kraftanstrengung widersetze. Das Mißverständniß liegt hier darin, daß er den Tastnerven eine Eigenschaft zuschreibt, die ganz allein den Muskeln zukommt; aber auch neuere Forscher betrachten die Kraft, welche während des Tastens vermittelst des Willens in Thätigkeit gesetzt wird, als eine wesentliche Eigenschaft des Tastnerven, was nicht der Fall ist. Wir zeigen nun, daß der Bewegungs- oder Muskelsinn und der Tastsinn in der Ausübung nur untrennlich verbunden sind. Wenn ein blinder Mensch, oder einer, der die Augen fest schließt, gerade steht, sich nirgends anlehnt und nichts berührt, wodurch hält er sich aufrecht? In der Symmetrie des Körpers kann der Grund nicht liegen; eine Statue von den besten Verhältnissen muß an ihr Fußgestelle befestigt werden, oder der Wind wirft sie um. Wie kommt es also, daß der Mensch seine senkrechte Stellung behält oder sich im richtigen Winkel gegen den anstürmenden Wind lehnt? Er muß einen Sinn haben, mittelst dessen er den Grad der Neigung seines Körpers erkennt, er muß die Fertigkeit besitzen, ihn zu richten und jede Abweichung von der senkrechten Stellung auszugleichen. Was ist aber dies für ein Sinn? er berührt ja nichts, er sieht nichts; keines der allgemein bekannten Sinnorgane kann ihm hiebei irgendwie dienlich seyn. Sollte es nicht jener Sinn seyn, der sich im Kinde so früh als Furcht vor dem Fallen äußert? Sehen wir hier nicht jene Eigenschaft, welche sich bereits im Zappeln des Kindes auf dem Arm der Amme kundthat, nun vollkommen entwickelt? Nur durch Muskelthätigkeit können die Glieder gestreckt, der Körper fest im Gleichgewicht und aufrecht erhalten werden. Ein Mensch, der keinen Gesichtspunkt hat, nach dem er sich richten kann, der gar nichts außer ihm berührt, kann von der Lage und Richtung seines Körpers und seiner Glieder aus keiner andern Quelle Kenntniß erhalten, als vermittelst eines Sinnes für den Grad des Kraftaufwandes in seinem Knochen- und Muskelgerüste. Und so ist es auch; aber die Muskeln werden in Folge der Uebung und Gewohnheit mit solcher Gewandtheit und Genauigkeit in Bewegung gesetzt, daß wir gar nicht mehr wissen, wie wir stehen. Wollen wir aber auf einem schmalen Körper gehen, oder stehen wir so, daß wir in Gefahr sind zu fallen, oder auf Einem Fuß, so werden wir alsbald ängstlich, und die rasche, unruhige Bewegung der Muskeln zeigt, in welchem Grade sie dadurch aufgeregt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Charlotte Buch war eines jener seltenen Wesen, die, zu den schönsten weiblichen Tugenden gleichsam von der Natur geweiht, an der vollkommenen Ausübung derselben durch ihre Verhältnisse gehindert werden und sich, den Umständen zum Trotz, durch den wohlthätigen Instinkt, der ihnen beigegeben ist, auf dem richtigen Wege erhalten. Durch das Vermögen ihres Vaters zu großen Ansprüchen berechtigt, von ihm nach dem Tode ihrer Mutter in die Erziehungsanstalt gebracht, wo so viele ihres Geschlechts zu ihrem wahren Berufe auf immer verdorben wurden, konnte sich Charlotte, ungeachtet aller Vorstellungen, trotz den Beispielen, die sie täglich vor sich sah und die ihr als preiswürdig angeführt wurden, von dem Sinn für engere Häuslichkeit, für die geringeren, aber nützlichern Beschäftigungen der Frauen nicht los machen, und die Begierde, jede Gelegenheit zu ergreifen, wo sie die Wirthschafterin machen konnte, die Gefälligkeit, mit welcher sie ihrer Gespielinnen kleine Bedürfnisse besorgte und der Vorsteherin bei vorkommenden Fällen zur Hand ging, hatte ihr in dem Institute den übel angebrachten Spottnamen des Aschenbrödels erworben, der freilich die reinliche, anmuthige Gestalt schlecht bezeichnete. Ihr Mangel an höheren Kunstfertigkeiten, der wenige Geschmack, den sie für die Erlernung der Musik, des Zeichnens und Tanzens bezeigte, mischte dem Gefühl ihrer vornehmen Gefährtinnen für sie eine Art Verachtung bei, deren Ungerechtigkeit ihnen bei ihrer verkehrten Bildung damals nicht auffallen konnte. Das Unglück ihres Vaters entriß das gute Mädchen bald ihrer unpassenden Lage und brachte sie in eine solche, die bei allem Anscheln der Beschränktheit für ihr Gemüth dennoch weit mehr wahres Glück darbot.

Leopoldinens Erstaunen, in der Nachbarin eine alte Bekannte wiedrr zu finden, wich bald den Betrachtungen über ihr beiderseitiges Geschick, die sich ihr aufdrängten. Unwillkührlich verglich sie ihre Stellung, ihre Lebensweise, ihre Aussichten mit denjenigen der jungen Frau, deren freundliches Gesicht das innigste Gefühl des Glückes zeigte, eines Glücks, das ihrem verwöhnten Sinn freilich zu hart erkauft dünkte, das aber doch nicht weniger wirklich war. Und sie selbst: war sie zufrieden, war sie vergnügt? Hatte mitten in seinem Ueberfluß, umringt von all den feineren Genüssen der großen Welt, ihr Leben nur eine einzige Stunde herzlicher Freude aufzuweisen, wie die, deren Zeuge sie so eben gewesen war? Und die Seelenruhe, die aus Charlottens Zügen strahlte, wohnte sie auch in ihrem eigenen Herzen? Diese Fragen, das bald dunkle und doch peinigende Bewußtseyn des gefährlichen Standpunktes, auf welchem sie sich befand, beschäftigten unausgesetzt das aufgereizte Gemüth, und der helle Frühlingsabend hatte sich in nächtliches Dunkel verkehrt, ehe sie den Sitz am Fenster zu verlassrn vermochte.

Dieser Abend würde wahrscheinlich wohlthuend auf Warheims häusliches Glück gewirkt haben, hätten nicht einige Zufälligkeiten, vereint mit den eingewurzelten Schwächen der beiden Menschen, deren Geschick wir erzählen, ein günstiges Resultat gehindert. Ihrer ehemaligen Jugendbekannten Thun und Lassen, das Verhältniß der Eheleute gegen einander hatte indessen Leopoldinen zu sehr angezogen, als daß sie nicht in den Stunden langweiliger Einsamkeit ihre Beobachtungen in dem Nachbarhause hätte fortsetzen sollen. Alles, was sie sah, überzeugte sie, daß es eine Existenz gebe, die, bis jetzt von ihr bei Weitem zu gering geachtet, mitten in anstrengender, nach ihren Begriffen gemeiner Arbeit, bei den geringfügigsten Sorgen des gewöhnlichen Lebens, ohne Auszeichnung, ohne Glanz und Ueberfluß belohnend und glücklich seyn könne. Ihr Verstand, obschon von Vorurtheilen befangen, war dennoch zu fein und gesund, als daß sie ganz nur auf die untergeordnete Bildung der Frau die herzliche Zufriedenheit hätte schieben mögen, die sie Morgens und Abends, bei jeder Beschäftigung, jedem Vorfalle von ihrer Stirne strahlen sah; und wenn sie dies auch gewollt hätte, so würde doch die gleichzeitige Fröhlichkeit des Mannes, das Gefühl des Glückes, das aus seinen Augen schimmerte, sobald er, die Straße herunter kommend, das Haus erblickte, in welchem er den reichen Segen der Häuslichkeit besaß, ihr bewiesen haben, daß wenigstens die Harmonie, die zwischen den Pflichten und dem Geiste der Hausfrau herrschte, heilbringend auf ihre Umgebungen zurückwirken müsse. Hätte Leopoldine, wozu sie sich öfters geneigt fühlte, die Bekanntschaft mit Frau Lonau erneuert, so würde wahrscheinlich ihr reiner Sinn zu der Ausübung weiblicher Tugenden sich ermuntert gefunden und sie zugleich den praktischen Unterricht, dessen sie bedurfte, empfangen haben. Aber falsche Scham hielt sie von jedem freundschaftlichen Schritte gegen ihre Nachbarin ab. Sie hatte, von jugendlichem Uebermuth und dem Beispiel ihrer Gespielinnen getrieben, die gute Charlotte kurz vor ihrem Austritte aus der Kostanstalt empfindlich gekränkt, und die Erinnerung an das begangene Unrecht hatte sie seitdem oft in einzelnen Augenblicken gedrückt. Wie konnte sie nun hoffen, eine Annäherung von ihrer Seite würde freundlich aufgenommen, und wie hätte ihr Stolz eine Zurückweisung von einem, ihrer Meinung nach doch noch immer tief unter ihr stehenden Wesen zu ertragen vermocht? Gleichwohl gaben ihr die Beobachtungen am Fenster manchen Gedanken, der für ihr Glück heilsam seyn konnte. Die herzliche Liebe zwischen den Gatten erregte die

Digitized by Google

Sehnsucht nach völliger Wiederherstellung ihres frühern Verhältnisses mit Julius, und entfernte eben darum das gefährliche Bild des Grafen, dessen Liebe in einsamen Stunden dem wunden Herzen so lockend erschien. Die Freude an häuslicher Beschäftigung, die so sichtlich Madame Lonan's Daseyn verschönerte, weckte das Verlangen, die glänzende Flitterarbeit bei Seite zu schieben und sich einmal ernstlich im Bereiche der Hausgeschäfte zu versuchen. Aber unglücklicher Weise fand sich in jenen Tagen Warheim wirklich durch die Künste der Frau von Breitenstein zu sehr angezogen, als daß das Entgegenkommen seiner Frau die Wirkung hätte haben können, die Leopoldine erwartete, und die Laiin im Gebiete des Hauswesens, die jeder Leitung ermangelte, die nicht durch Nothwendigkeit, sondern nur durch eine vorübergehende Wallung zu ihren Versuchen getrieben wurde, ermüdete bald bei dem Mißlingen derselben, und das Ungeschick, mit dem sie nach eigener Ueberzeugung Manches angriff, entleidete ihr jedes Wiederholen so mühseliger Anstrengung. So brachte denn nach kurzer Zeit der Impuls, den ihre Seele erhalten hatte, statt eines gesegneten Resultates nur die traurigsten Früchte. Sie hatte es tief empfunden, daß das Leben etwas Besseres, Höheres zu bieten habe, als ihre eigene Lage in sich faßte; die Ahnung dessen, was eigentlich die Bestimmung des Menschen und besonders des Weibes sey, war in ihr aufgestiegen, und es hätte bloß einer treuen Hand bedurft, die stützend die ihrige gefaßt hätte, um sie auf immer dem wahrhaft Schönen und Guten zuzuführen. Aber Julius hatte weder die Festigkeit des Gemüthes, noch die Sicherheit der Einsichten, die zu diesem Geschäft erforderlich waren. Leicht und gehaltlos streifte auch an ihm das Leben hin, und kam zufällig eine ernstere Stunde des Nachdenkens, so flog sie, durch irgend einen Taumel der Freude verweht, schnell und spurlos vorüber.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

(Beschluß.)

Der Brand der Partamentshäuser.

Gegen drei Uhr des Morgens brannte besonders hell bloß noch die Vorhalle zu des Königs Eingang. Das Dach des einen Theil von des Sprechers Amtswohnung bildenden Gebäudes war eine halbe Stunde vorher eingestürzt. Von Zeit zu Zeit schossen aber noch Flammen aus dem Eingange zum Oberhause auf, obgleich das Gebäude selbst bereits völlig ausgeweidet war, und die inzwischen eingetretene Fluth setzte die Löschmaschinen in Stand, Ströme von Wasser darauf niederzugießen.

Gleichsam die ermüdeten Nacht-Zuschauer abzulösen, strömten mit Tagesanbruch zahllose Menschenschaaren herbei, um die Ruinen der beiden Parlamentshäuser zu sehen. Eine starke Abtheilung Militär und Polizei mußte quer über die Straße von der Ecke der Westminsterhalle bis zum St. Margarethenkirchhofe, und von der sogenannten Richterecke bis zur Abingdonstraße aufgestellt werden, um die Neugierigen abzuhalten. Ebenso wurden die Thore von St. Margarethenkirchhof und alle übrigen Zugänge gesperrt. Abgesehen von mancher Rücksicht, welche bei so vielen fingerfertigen Händen, als London zählt, diese Maßregel nothwendig machte, darf auch nicht vergessen werden, daß die Feuerspritzen in fortwährender Thätigkeit waren, daß immer noch, besonders aus einigen Comitezimmern des Unterhauses und aus einigen an das Oberhaus stoßenden Gemächern, von Zeit zu Zeit Flammen hervorbrachen, und daß deßhalb die Löschmänner in ungetheilter Aufmerksamkeit erhalten werden mußten. Außer diesen Räumen lag fast alles Uebrige in Trümmern, und nur die hie und da aufsteigenden Rauchwolken gaben Zeugniß, welche furchtbare Gewalt das Werk der Zerstörung geübt. Allerdings standen die Mauern des Unterhauses noch aufrecht; aber sie schienen so wandelbar, daß jeder Augenblick ihren Einsturz erwarten ließ. Wer den Eintritt oder auch nur einen Blick in den Garten hinter des Sprechers Wohnung erlangte, gewahrte dort große Massen des kostbarsten Geräthes, Tische, Schreibepulte, Stühle, Uhren, Betten, Himmelskugeln, Landkarten, Gläser, Alles durcheinander in wundbarer Unordnung auf dem Grase, und Vieles stark beschädigt. Der Sprecher war zufällig mit seiner Familie in Brighton. Ein Eilbote brachte ihm die unerfreuliche Nachricht, und schon um eilf Uhr des folgenden Morgens war er in London. Sein erster Gang war in den Garten, und einem aufmerksamen Beobachter konnte die fast ängstliche Sorge nicht entgehen, mit welcher er nach seinen Papieren sah und den Inhalt mehrerer Kasten und Schreibepulte untersuchte. Nur erst, als das Vorgefundene ihn beruhigt zu haben schien, wandte er sich zu seinem übrigen Eigenthum, und zeigte sich hier unverkennbar mehr überrascht, daß so viel, als bestürzt, daß nicht mehr gerettet worden war. Man erzählte, daß, während er mit einigen anwesenden Edelleuten, namentlich mit den Lords Adolph Fitzclarence und Hill, gesprochen, ein Polizeidiener ein Bündel Zündhölzer aufgefunden und überreicht habe, und man wollte wissen, daß die genannten Herren auf diesen Fund, der vielleicht zur Entdeckung der Ursache des Feuers führen könne, großen Werth gelegt hätten. Dies ist jedoch eine von den Erfindungen, die müßigen Zungen in einer großen Stadt Stoff zum Gespräch geben. Inzwischen bringt es die Eigenthümlichkeit der Menschen mit sich, daß sie, sobald sie von der ersten Ueberraschung sich frei gemacht, in welche ein ungewöhnliches Ereigniß sie gesetzt, sobald sie an den rauchenden Trümmern zweier Parlamentshäuser sich satt gesehen, nach der Ursache des ungewöhnlichen Ereignisses forschen, und daß somit auch über die Veranlassung dieser Feuersbrunst schnell die verschiedenartigsten Gerüchte im Umlaufe waren. Dieselben sind wohl im Allgemeinen sämmtlichen Lesern aus den politischen Tageblättern bekannt. Am meisten Aufsehen machte und macht noch die Aussage des Mannes (Cooper), der am selben Abend, wo die Häuser abbrannten, zu Dudley, 120 Meilen von London, von diesem Brand als von einem Faktum will haben sprechen hören. Die Untersuchung über diesen Punkt, wie über die Ursache des Brandes überhaupt, schwebt noch, indessen wird zur Zeit, wo dieser Bericht Ihnen zukommt, das Resultat bekannt seyn. Ich hoffe im Stande zu seyn, interessante Details darüber zu geben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. November 1834.

— Schlechte Wirthschaft ist ein schleichend Gift;
Es macht den Hausstand siech an Leib und Seele,
Uns zehrt an Lieb' und Glück, an Haus und Hof.

Beaumont und Fletcher.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Wie denn aber der Mensch geene das Mißlungene oder das, nach dem er vergeblich gestrebt hat, aus seiner Erinnerung und seinem Leben entfernt, so geschah es auch hier. Leopoldine veewies die Koch- und Wirthschaftsbücher, die sie sich angeschafft hatte, in den unbesuchtesten Winkel des Hauses; die Hausarbeit wurde als höchst langweilig der Mätherin übergebrn, die Schränke für das Weißzeug, die Kammern und Keller, wo sie eine mühsame Revision gehalten hatte, wurden auf's Neue der Obsorge Philippinens überlassen, und der Schreck der Dieneeschaft über den plötzlichen Eifer der Gebieterin wandelte sich in ein spöttisches Lächeln. Ja, sogar die schuldlose Ursache des Geschehenen ward in die allgemeine Veeurtheilung mit eindegriffeu. Leopoldine vermied es, an die Fenster zu treten, die nach Lonaus Hause die Aussicht hatten, und wenn ein Zufall ihr die junge Frau von deüben vor's Auge brachte, so fühlte sie eine saure Empfindung in sich aufsteigen und ihr Blik wandte sich von einem Schauspiele weg, das vergebliche Hoffnungen und Plane in ihrem Herzen hervoegerufen hatte. Daß nun aber ihr Leben ihr boppelt unbefriedigend erschien, wieb wohl Niemanden beseemden, und eben so wenig, daß sie sich vermebete Mühe gab, in Zerstreuungen jedee Gattung das Unbehagen los zu weeden, dem sie keinen Namen zu geben wußte. Die Art, wie Julius seiner Frau voeübergehendes Bestreben aufgenommen und die kleinen Ungeschicklichkeiten dee Ungewöhnten bekeittelt hatte, sein foergesezteee Umgang mit Frau von Breitenstein, welchem die Welt schon Schlimmeres nachredete, als er eigentlich verdienen mochte, hatten das sonst sanfte Gemüth empöet, sie machte beißende Anmerkungen, oder versank schmollend in lautloses Schweigen, und die Rückwirkung blieb natüelich nicht aus, denn der Mensch, und besondees dee freieee Mann, flieht die Gegenwaet dessen, der ihm Unangenehmes bereitet. So entstand denn in Warheims Hause ein immer größeees Bedüefniß, die eigenen vier Wände zu verlassen oder sich mindestens in deuselben so mit Gesellschaft zu umgeben, daß man nicht Gefahe lief, sich gegenseitig zur Last zu fallen. Veemehrte Ausgaben waren die Folge davon, und diese häuften sich so, daß baare Bezahlung zur Unmöglichkeit wuede und mau sich, wie immee in solchem Falle, über den Umfang der Schulden betäubte. Dies konnte abee nur einige Monate hindurch geschehen. Als die Rechnungen aneückten und eine ungeahnete Masse von Geldverpflichtungen daeaus hervorging, da brach der Unmuth, der bisher nur stille gewirkt hatte, in lauten Unfeieden aus; Julius beschuldigte

Leopoldinen, durch ihren Mangel an Wirthschaftskenntnissen diese Verlegenheit veranlaßt zu haben, äußerte seinen Verdruß nach Männerweise ungestüm und ungemäßigt, und vergaß ganz, daß der Aufwand, den er selbst gemacht hatte, mit Leopoldinens Vernachlässigungen wenigstens gleichen Schritt hielt. Wenn nun auch die junge Frau sich weder unbescheiden noch heftig betrug und meistens mit der Frauen Waffen sich vertheidigte, so konnte sie doch manch leises Wort des Vorwurfs über Julius Benehmen und seine eigene Verschwendung nicht zurückhalten, der Name der Frau von Breitenstein ward ebenfalls unter schlimmen Beziehungen genannt, und diese Art von Gegenwehr brachte in solcher Stunde höchster Aufregung keine gute Wirkung hervor.

In diese Zeit schmerzlicher Zerwürfnisse, wo die beiden Herzen, die trotz Allem, was zwischen ihnen stand, nicht aufgehört hatten, sich zu lieben, und sich dennoch in keinem gemeinsamen Gefühl mehr zu begegnen wußten, fiel ein an sich unbedeutendes Ereigniß, das gleichwohl unter den obwaltenden Umständen nothwendig trennend zwischen Warheim und seine Frau treten mußte. Eine kleine Gesellschaft hatte sich verabredet, einen ganzen Tag im Freien zu verleben, und war zu diesem Zwecke auf ein, wenige Stunden entferntes, schön gelegenes Forsthaus gefahren, wo man sich mitten unter hohen Fichten und Buchen, bei dem Gesange von tausend Vögeln ganz heiter und behaglich befand. Daß Frau von Breitenstein abgehalten worden, der Spazierfahrt beizuwohnen, erregte in Leopoldinen eine heimliche Freude, ungeachtet mehrere häusliche Unannehmlichkeiten sie hinderten, diesen Zufall zu ihrem Vortheil zu benutzen. Graf Saldern hingegen, der seine Gegenwart verheißen hatte, ließ sich im Augenblicke der Abfahrt mit dem Beifügen entschuldigen: er werde später nachkommen. Dies geschah denn auch, als eben die Gesellschaft, nachdem sie in getrennten Partien den Wald nach allen Richtungen durchstreift, sich um die mitgebrachten Erfrischungen hergelagert hatte. Natürlich ward er nach der Ursache seines späteren Kommens befragt, wobei mehrere scherzhafte Vermuthungen aufgestellt wurden. „Während Sie mich ganz ungerechter Weise," nahm Saldern endlich das Wort, „im Verdachte des Langschlafens und anderer schlechter Gründe einer willkührlichen Versäumniß hatten, folgte meine lebhafte Sehnsucht Ihnen hieher, und ich habe diese bezwingen müssen, um einige unangenehme Morgenstunden zuzubringen. Sie kennen," so wandte er sich zu einem Herrn der Gesellschaft, „meinen Vetter, den pensionirten Hauptmann von Weiler, dessen zerrütteten Finanzen die Familie seit zehn Jahren vergebens aufhilft. Müde der bedeutenden Beiträge, wollten wir dem leichtsinnigen Menschen eine Beschäftigung zugleich mit einem beträchtlichen Einkommen an die Hand geben, und zu diesem Zwecke schien uns nichts dienlicher, als die eben erledigte Amtmannsstelle in Grünfeld. Die Gegend ist hübsch genug, die Jagd vortrefflich, Weiler hat einige Kenntnisse der Landwirthschaft, und dem, was er nicht wußte, hätte ein verständiger Schreiber abgeholfen. Ich hatte meinen ganzen Einfluß für ihn aufgeboten und war weit entfernt, mir das Fehlschlagen meiner Erwartung als möglich zu denken. Da fällt es dem alten Kammerrath Müller ein, ein Examen zu halten, um die Stelle dem Würdigsten zu geben — eine seltsame Neuerung, die bisher noch Niemanden beigekommen ist; es meldeten sich in Folge dieser Maßregel mehrere Bewerber, und gestern Abend ward die Prüfung gehalten, bei welcher mein Herr Vetter gänzlich durchgefallen und ein anderes ganz unbedeutendes Subjekt zum Amtmann in Grünfeld gewählt worden ist. Die fehlgeschlagene Spekulation hat denn nicht ermangelt, Weilers Gläubiger auf die Beine zu bringen, die nur in Hoffnung auf das Gelingen derselben sich hatten beschwichtigen lassen, und der Vormittag, den ich so viel schöner hätte verwenden können," fezte er mit einem feurigen Blicke auf Leopoldinen hinzu, „verfloß mir unter den verdrießlichsten Plackereien mit Juden und jüdischen Christen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Muskelsinn.

(Fortsetzung.)

Wir fühlen die Lage unserer Glieder, wir wissen, daß die Arme an der Seite herabhängen, oder aufgehoben und ausgestreckt sind, obgleich wir weder etwas berühren, noch etwas sehen. Es muß dies die Folge einer dem Körper inwohnenden besondern Eigenschaft seyn, und worin kann diese anders bestehen, als im Bewußtseyn vom Grade der Thätigkeit und der Anordnung der Muskeln? Ich war lange zweifelhaft, ob der Mensch dabei den Zustand der Muskeln in der Ruhe fühle, oder sich des zu ihrer Bewegung nothwendigen Grades von Willenskraft bewußt sey; und unter den Bemühungen, diesen Punkt aufzuklären, machte ich die bekannte Entdeckung, daß jeder Muskel zwei gesonderte Nerven hat, einen Empfindungsnerven und einen, durch den der Wille auf die Muskeln wirkt. Ich folgerte nun so: wir erwachen mit dem Bewußtseyn der Lage unserer Glieder; es kann dies nicht von der Erinnerung an die Thätigkeit rühren, durch welche sie in diese Lage kamen, folglich muß es das Gefühl ihres gegenwärtigen Zustandes seyn. Wenn ein Mensch unter solchen Umständen

Digitized by Google

sich bewegt, hat er ein bestimmtes Objekt, und er muß sich eines vorgängigen Zustandes bewußt seyn, bevor er eine Veränderung wünschen oder eine Bewegung vornehmen kann.

Ein Mensch, dem ein Glied abgenommen worden, fühlt bekanntlich noch nachher Schmerz, Hitze und Kälte in demselben. Als ich einen Kranken, der ein Glied verloren hatte, veranlaßte, sich zu bewegen, sah ich, wie er ängstlich nach dem Gliede griff, nicht daran denkend, daß es nicht mehr da war. Menschen der Art haben noch lange nach der Amputation ein Gefühl, nicht nur, als ob das Glied noch da wäre, sondern als ob es in dieser oder jener Stellung hinge oder läge. Ich fragte einen Kranken, wo er jezt seinen Arm fühle; er antwortete: mir ist, als läge er mir über der Brust, oder an der Seite herab. Mit der veränderten Körperstellung scheint sich auch die Lage eines solchen Glieds zu ändern. Es ist dies ein weiterer Beweis für unsern Muskelsinn: gerade wie bei andern Sinnen die eigenthümlichen Sensationen derselben oft noch lange nachklingen, nachdem das Sinnorgan zerstört ist, so bleibt hier, ganz dem Charakter des hier besprochenen Sinns gemäß, eine trügerische Empfindlichkeit für den Zustand der Muskeln, wie für den der Haut, auch nach Entfernung des Glieds zurück.

Ohne diesen Sinn fehlte es uns durchaus an einem Regulator unserer Bewegungen; wir könnten unsern Muskeln nicht beim Stehen gebieten, viel weniger beim Gehen, Springen oder Laufen, hätten wir nicht vor der Aeußerung des Willens ein Gefühl vom Zustande der Muskeln, und was die Hand betrifft, so haben an ihrer Vollkommenheit, als Werkzeug, die Feerheit ihrer Bewegungen und unser Bewußtseyn dieser Bewegungen, in dessen Folge wie sie mit der höchsten Genauigkeit lenken, wohl gleichen Antheil.

Aber nicht nur mit dem Tastsinn, auch mit der Thätigkeit aller übrigen Sinne scheint dieses eigenthümliche Muskelgefühl nothwendig vergesellschaftet; hierüber nur Einiges. Daß die Insekten die feinsten Sinnorgane haben, unterliegt keinem Zweifel; wir achten aber nicht genug auf die erstaunliche Genauigkeit, womit sie bei ihren Bewegungen die Entfernung abmessen; dies kann nur eine Folge davon seyn, daß die allgemeine Muskelkraft und der Gesichtssinn auf einander berechnet sind. Wenn z. B. die Aranea scenica, eine Sprungspinne, eine Fliege an der Wand bemerkt, kriecht sie sachte darauf zu, bis zu einer gewissen Distanz, und dann macht sie plötzlich einen Satz wie ein Tiger; sie springt zwei Fuß weit, um eine Biene zu haschen. Noch ein merkwürdigeres Beispiel, in welch genauem Rapport in der thierischen Oekonomie die Muskelkraft und das Auge stehen, können wir aus der Naturgeschichte der Fische anführen. Der Chaetodon rostratus lebt in den ostindischen Flüssen und nährt sich von den kleinern Wasserfliegen. Sieht er eine auf einem Zweig sitzen oder auf ihn zufliegen — denn er erreicht sie eben so gut im Flug — so schießt er auf sie einen Tropfen mit solcher Sicherheit, daß er sie immer auf das Wasser niederbringt, wo sie eine leichte Beute für ihn wird. Diese Fische hält man in Indien zur Unterhaltung in weiten Gefäßen, und läßt sie nach Insekten schießen. Im Naturzustand trifft der Fisch eine Fliege auf drei bis sechs Fuß weit. Ein anderer Fisch, der Zeus insidiator, kann sein Maul zu einer Röhre formen und spritzt damit die Insekten, so daß ihre Flügel naß werden und sie auf das Wasser fallen.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

An den Abend.

Violet und goldner Abend,
An dem Geisblatt würzig labend,
Ob dem Buschbach, unter Birken,
In der Nachtigall Bezirken
Suche mich,
Find' ich dich!

Abendgruß.

Hört ihr der Raben Wechselgruß
Beim Wiedersehn im Wald?
Wie sich der Herzen Redefluß
Auch hier entgegenwallt!

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Literarisch-politisches Museum. Enthauptung. Brandstifter. Weinernte.

Nach einem fast zehnjährigen Leben gab mit Ende vorigen Monats das von dem Buchhändler Arnold errichtete literarisch-politische Museum seinen Geist auf. Die Hauptursache ist wohl der Umstand, daß die Unterhaltungskosten der Anstalt den Ertrag bei Weitem überstiegen. Ein Institut dieser Art, in welchem die vorzüglichsten deutschen und französischen politischen Zeitblätter, nebst mehreren englischen, immer vorhanden sind, das zugleich neben den besten gelehrten Journalen die meisten der Unterhaltungsblätter und deutsche Zeitschriften fast aus allen Fächern der Wissenschaft, dabei eine Auswahl der bedeutendsten englischen und französischen Monats- und Vierteljahrsschriften darbietet, kann nicht nur für denjenigen Gelehrten, welcher der Zeitgeschichte seine besondere Aufmerksamkeit widmet, sondern auch für solche, welche die Fortschritte von Wissenschaft und

Digitized by Google

Kunst mit Eifer verfolgen, durch keine andere Anstalt hinreichend ersezt werden. Auf den ersten Blick begreift man daher kaum, wie in einer Stadt wie Dresden, die an sich eine so starke Anzahl wissenschaftlich gebildeter Einwohner in sich faßt, und zudem durch den Besuch von wohlhabenden und ausgezeichneten Fremden aus allen Gegenden Deutschlands und Europa's vorzugsweise begünstigt wird, deren Bevölkerung in der neuern Zeit beinahe fortdauernd im Steigen gewesen ist, ein so schätzbares Etablissement sich keines entschiedenen Gedeihens erfreuen könne. Allein nach näherer Betrachtung und einem obngefähren Ueberschlage der Kosten für den ungemeinen Vorrath von literarisch-politischen Blättern und Heften ergibt sich leicht, welch eine Anzahl Theilnehmer dazu gehört, um die ungemein großen Auslagen zu decken. Verhältnißmäßig schien die Theilnahme der fremden Abonnenten größer, als die der einheimischen. Auch das ist natürlich. Die nur zum Besuche auf einige Zeit sich hier aufhaltenden Fremden sind in der Regel weit weniger an bestimmte Geschäfte gebunden, als die Einwohner, deren Zeit großentheils entweder von Gewerbsgeschäften oder Staatsämtern zu sehr in Anspruch genommen wird, um ein solches Institut gehörig zu benuzen. Ein besonderer Abbruch geschah dem Arnoldschen Museum in Hinsicht seiner politischen Leser unstreitig dadurch, daß in mehreren Privatgesellschaften die Mitglieder ihr Bedürfniß politischer Lektüre zur Noth ebenfalls befriedigen können, und namentlich in einem der vorzüglichsten Vereine diese Art der Ressource recht gut für dergleichen gesorgt ist. Ueberdies diene bereits seit einiger Zeit den Zuckerbäckern ein ziemlicher Vorrath neuer politischer Zeitungen zur besondern Lockspeise, so daß ein häufig nur mit einem Groschen erkaufter Genuß zugleich Gelegenheit verschafft, alles Neue ganz umsonst zu lesen, und darunter sind die vorzüglichsten französischen Zeitungen begriffen. Zu verwundern ist es, daß sogar die bedeutendsten Zuckerbäckereien auf die Anschaffung dieser, durch das Postporto bekanntlich sehr kostspielig werdenden Blätter sich einlassen können.

Die auf den 14ten d. M. festgesezte Enthauptung zweier Räuber in Schönfeld bei Pillnitz, etwa zwei Stunden von hier gelegen, erregte die Aufmerksamkeit besonders darum weit mehr, als gewöhnlich, weil der eine der beiden Missethäter, Namens Leupold, ein Schuhflicker, als ein mit ungewöhnlicher Leibeskraft begabter Mensch von äußerst wilder Gemüthsart bekannt worden war, so daß, seinen Aeußerungen nach, Widerstand bei der Exekution von ihm vermuthet wurde. Der andere, Günther, ein Leineweber, hatte sich zwar im Laufe der Untersuchung minder unartig bewiesen, aber doch kurz vor dem verhängnißvollen Tage geäußert, er werde noch auf dem Schaffot darthun, daß nur falsches Zeugniß ihn in's Verderben bringe. Von Seiten der Gerichte zu Schönfeld waren auch die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Schon in finsterer Nacht belebten sich die dahin führenden Straßen ungemein: neben der Masse der Fußgänger Wagen und Reiter ohne Aufhören. Bereits am Vorabende soll kein Miethwagen mehr für diesen Morgen zu erlangen gewesen seyn. Die höchst gespannte Neugier des das Blutgerüst umgebenden Volksgetümmels hat sich jedoch in seiner Erwartung getäuscht gefunden. Der wilde, halsstarrige Leupold erschien, nach übereinstimmenden Berichten, auf seiner Todesbahn überaus niedergeschlagen und hinfällig. Desto beherzter zeigte sich Günther. Als der geringere Verbrecher sollte dieser zuerst enthauptet werden. Besorgend aber, den epileptischen Zufällen unterworfenen Leupold könne beim Falle des Hauptes seines Spießgesellen dieses Uebel anwandeln, legte man ihm den Wunsch vor, daß er Leupolds Enthauptung abwarten möchte, und nicht genug, daß Günther hiezu sogleich erbötig war, hielt er auch noch eine recht zusammenhängende Rede mit starker Stimme und vielem Anstande. Er hat darin für's Erste schmerzlich bemerkt, daß er die „strahlende Sonne" und die „liebliche Erde" zum leztenmale sehe, seine Schuld sodann anerkannt und die zahlreich versammelten Zuschauer vor dem ersten Schritte aus der Bahn des Rechten gewarnt, dann dem Himmel gedankt, daß er seine Eltern diesen Tag nicht habe erleben lassen, und ihm seine Frau und Kinder empfohlen. — Außer der hier in Dresden nun auch nächstens zu erwartenden Hinrichtung der Mörder der beiden alten Frauen im vorigen Winter, wird in dem benachbarten Meißen die Exekution eines Feueranlegers und seines Mitschuldigen stattfinden. Der Erstere, das Feueranlegen auf dem Lande als ein ordentliches Geschäft betreibend, ist nämlich von dem Andern, dem Besizer eines Bauerngutes, für sechzehn Thaler gedungen worden, lezteres anzuzünden, damit der Eigenthümer so für sein hochassekurirtes Grundstück eine reichliche Entschädigung aus der Brandversicherungskasse erhalte. Die Anfangs unentdeckt gebliebene Uebelthat hat ein seltsamer Zufall an's Licht gebracht. Der Feueranleger geräth nämlich eines Morgens zu Hause, eben im Begriff, in die Kirche zu gehen, mit seiner Frau in heftigen Wortwechsel, wobei diese ihm dann auch sein Feueranlegen vorwirft. Die Fenster stehen offen. Ein Vorübergehender hört Alles und zeigt es sogleich der Obrigkeit an. Beiden Verbrechern soll bereits gleiche Todesstrafe zuerkannt seyn. Einen zweiten, ebenfalls in Untersuchung gewesenen Gutsbesizer, welchem derselbe Feueranleger sein Gut um den Preis von acht Thalern abbrannte, hat inzwischen der natürliche Tod von dem gewaltsamen gerettet. — Die Weinernte in hiesiger Gegend ist beinahe überall in Hinsicht auf Menge und Güte zur größten Zufriedenheit der Eigenthümer ausgefallen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 268:

Pulver.

Räthsel

für alle fünf Sinne.

Nr. 5.

Wo majestätisch hohe Palmen stehen,
Kannst du sein haariges Gewand wohl sehen.
Nimmst du es weg, so grinsel sein Gesicht,
Allein lebendig ist es dennoch nicht.
Stumm ist es zwar, doch hören kannst du's wohl,
Wenn's von der Mutter fällt, voll oder hohl.
Und wenn du's öffnest, hörst du, wie es kracht,
Dann wird auch süßem Dufte Raum gemacht.
Du issest gern sein Fleisch und seine Milch ist gut;
Doch, wenn es fällt, so sey auf deiner Hut!
Ein Affe kann es dir zu fühlen geben,
Und wenn den Schlaf es trifft, raubt's dir dein Leben.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 42 u. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. November 1834.

A. — Wie hast du diese Erfahrungen eingehandelt?
M. — Für mein Plätzchen Beobachtungsgabe.
Shakespeare.

Vom Muskelsinn.

(Beschluß.)

Nach manchen Forschern verhalten sich die Gerüche und ihr Eindruck zum Geruchsnerven gerade so, wie das Licht zum Sehnerven, und nach ihrer Ansicht braucht es nichts weiter, als des bloßen Eindrucks des Lichts auf letztern Nerven, um uns von Allem zu unterrichten, was wir durch das Auge kennen lernen. Den Beweis, daß dem nicht so sey, daß das Auge ohne ewig lebendige Muskelthätigkeit todt wäre, müssen wir einem besondern Abschnitt vorbehalten, wo manche beim Mechanismus des Sehens bis jezt zu wenig beachtete Punkte zur Sprache kommen werden. Daß aber der Geruchssinn der Hülfe des Muskelsinns nicht entbehren kann, ist mit wenigen Worten deutlich gemacht: von der Richtung und Entfernung der Gerüche können wir rein nicht urtheilen, bevor wir durch Drehen des Kopfes und Bewegen der Nasenflügel den Punkt auffinden, wo der Sinn am stärksten afficirt wird. Von der Richtung der Töne können wir allerdings urtheilen, ohne den Kopf zu drehen, weil die Stärke der Schwingungen an beiden Seiten des Kopfes ungleich ist und sich so die Vergleichung der beiden Eindrücke ohne Bewegung anstellen läßt. Ist aber einer auf einem Ohre taub, so fällt ihm dies schwer; er täuscht sich häufig in der Richtung der Töne, er muß den Kopf drehen und die Lage des Gehörgangs mit der Stärke des Eindrucks vergleichen. In gemischter Gesellschaft, wenn Viele auf einmal sprechen, ist daher ein solcher Mensch vollkommen taub, weil er hier die Richtung der Töne unmöglich mehr unterscheiden kann.

Einen entscheidenden Beweis, wie innig und nothwendig der Muskelsinn mit dem Gefühlssinn verknüpft ist, gibt folgender Fall, der durchaus nicht ganz allein dasteht. Eine säugende Mutter wurde von einer Lähmung befallen, wodurch sie auf der einen Seite alle Kraft, auf der andern alle Empfindung verlor. Höchst auffallend und wirklich beunruhigend war nun dabei, daß sie mit dem Arm, der noch Muskelkraft besaß, ihr Kind an der Brust halten konnte, aber nur so lange, als sie auf das Kind Acht hatte. Wenn äußere Gegenstände sie des Zustands ihres Arms einen Augenblick vergessen machten, so ließen die Muskeln desselben allmählich nach und das Kind lief Gefahr, zu Boden zu stürzen. Wir sehen hieraus einmal, daß wirklich zwei Kräfte im Arm walten: die eine ward im vorliegenden Fall erhalten, die andere ging verloren; zweitens, daß diese Kräfte von verschiedenen Zuständen des Nervensystems abhängen, wie wir gesehen haben, daß die Muskeln wirklich zweierlei Nerven besitzen.

Digitized by Google

Die Eigenschaft der Hand, uns von der Entfernung, der Größe, dem Gewicht, der Form, der Härte oder Weichheit, Glätte oder Rauheit der Körper zu unterrichten, ist vollends sichtbar Folge einer doppelten Perception, Folge der Verbindung der Empfindlichkeit des eigentlichen Tastorgans mit dem Bewußtseyn von den Bewegungen des Arms, der Hand, der Finger.

Aber nicht allein einen großen Theil der Kenntnisse, welche man gemeinhin den eigentlichen Sinnorganen zuschreibt, verdanken wir unsern Muskeln; aus ihrer lebendigen Thätigkeit fließt für uns auch eine reiche Quelle des Vergnügens. Es ist höchst weise so eingerichtet, daß der kräftige Kreislauf des Bluts und damit die Gesundheit des Geistes wie des Körpers durch die Arbeit der Muskeln und die Abwechslung von Thätigkeit und Ruhe erhalten wird. Auf körperliche Anstrengung folgt Ermattung und das Bedürfniß der Ruhe; es läßt sich dabei in keinem Theile ein besonderes Gefühl von Lust angeben; ist man aber ermüdet und neigt sich die aktive Kraft der Ruhe zu, so ergießt sich über den ganzen Körper eine eigenthümliche wollüstige Empfindung, die vom Drang nach Ruhe abgelöst wird, und so leitet uns die Natur mit sanfter Hand zum Wechsel, der zur Gesundheit nothwendig ist. Doch wir danken dem Muskelsinn noch manche andere Genüsse. Freilich wissen wir in neuerer Zeit, gegen die Griechen, und selbst die Römer, wenig vom Genusse, der aus Körperbewegung entspringt. Jene Völker machten die Grazie in Stellung und Bewegung zum Gegenstand eines eigentlichen Studiums. Ihre Tänze waren nicht bloß Ausdrücke übersprudelnder Lebendigkeit; es verband sich dabei Harmonie in den Körperbewegungen mit der Majestät des Schritts, und sie bestanden mehr in Gesten mit den Armen, als im Hüpfen der Füße. Die pyrrhischen Tänze waren zierliche, genau nach dem Takt der Musik ausgeführte Bewegungen. Die Zuschauer in den alten Theatern müssen, nach der Wuth zu urtheilen, in die sie geriethen, wenn einmal der Takt verfehlt wurde, ganz anders organisirt gewesen seyn, als wir. Es erinnert uns aber dies daran, daß die Abschnitte in der Musik gewissermaßen auch zum Muskelsinn gehören. Der Mann setzt seinen Stab nach einem gewissen Tempo, und seine Scheitte haben Takt auch beim gewöhnlichen Gang; der Junge, der aus bloßem Muthwillen an einem Geländer Lärm macht, holt dabei in regelmäßigen Intervallen aus. Diese natürliche Neigung des Muskelsystems, sich selbst nach regelmäßigen Zeitabschnitten in Bewegung zu setzen, ist wohl eine Hauptquelle des eigenthümlichen Behagens an der Musik und trägt viel zum Effekt der Melodie bei. Und so wäre dargethan, daß unser Muskelsinn auch mit den spezifischen Genüssen des Gehörsinns im innigsten Zusammenhang steht.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Nachdem einige der Anwesenden ihre Theilnahme bezeugt hatten, fragte man, wer dem Hauptmann den Rang abgelaufen habe? „Lieber Himmel,“ erwiderte Saldern, „ein Mensch ganz ohne Familie und ohne Vermögen, ein gewisser Spitalverwalter Lonau.“ Ohne Leopoldinens gesteigerte Aufmerksamkeit zu beachten, fuhr er fort, sich über den Vorzug, den man einem Bürgerlichen gegeben hatte, mißbilligend auszubreiten, als ihn sein Nachbar unterbrach. „Ich kenne den Lonau,“ sprach er, „ein schlicht und einfach scheinender Mann, der aber besonders im Oekonomiefache sehr ausgedehnte Kenntnisse hat und gewiß jedenfalls seinen Weg machen wird. Auch soll seine Frau ganz geeignet seyn, ihn bei jeder Unternehmung zu unterstützen; sie ist verständig, ungemein thätig, auch von ganz tadellosem Charakter und Benehmen, und ich weiß aus guter Hand, daß man bei der Wahl sehr große Rücksicht auf die Talente der Frau genommen hat.“ — „Wie ist mir denn?“ sagte eine Dame, während der Graf sich lachend und spottend zu Leopoldinen gewendet hatte; „ist das nicht die ehemalige Buch, aus welcher Madame Mirval eine Hofdame zimmern sollte?“ — „Ja, ja,“ fiel eine Andere ihr in's Wort, „sie ist es. Sie und ihr Gemahl machen ein Paar aus, das nicht besser in eine Idylle passen könnte, und ich sehe sie im Geiste schon mit einander Kohl pflanzen und Kirschen pflücken. Fast täglich spazieren sie an meinem Hause vorüber: er trägt die kleine, sechs Monat alte Puppe, sie hängt an seinem Arm und sieht schmachtend zu ihm auf, während er das Murmelthierchen hätschelt und küßt, und dabei die Straße außer Acht lassend, über die Steine stolpert. Daheim aber wascht und backt und kocht Madame Lonau und empfängt von ihrem gestrengen Ehegatten täglich das gebührende Lob dafür.“ — „Nun, zu Erwerbung all dieser glänzenden Vollkommenheiten hätte man sie nicht zu der Mirval thun dürfen, wo sie den Salon verunstaltete und sich mit ihren gemeinen Neigungen lächerlich machte.“ — „Wie es scheint,“ unterbrach hier Julius, der schon einige Zeit mit immer ernsterer Miene zugehorcht und die lustigen Einfälle Saldern's beachtet hatte, mit denen er die schweigsame und sichtlich befangene Leopoldine zu erheitern strebte; „wie es scheint, haben doch die gemeinen Neigungen und Fähigkeiten dieser Frau den Mann so ziemlich seinem irdischen Glücke zugeführt, und ich gestehe, daß ein solches Heil mir willkommener wäre, als die hohe Himmelsseligkeit, die ein nach dem heutigen Ton gebildetes Wesen mir geben könnte; denn von dieser ißt und trinkt und wärmt man sich nicht, während jenes gemeine Glück dem gewöhnlichen

Digitized by Google

Menschen alle Bedürfnisse befriedigt, die er hat, so lange er noch in seinem sterblichen Leibe wallt.“ — „Wie!“ rief hier der Graf, „Sie würden im Ernste die Verbindung mit einer solchen Alltagsseele, die das Wirthschaftsbuch immer in der Tasche und die guten Räthe einer Hausmutter auf der Zunge trägt, die, wenn Sie ihr die Gefühle Ihrer Liebe aussprechen wollen, Ihnen erzählt, daß der Salat gut gerathen und die Wäsche schön getrocknet sey, die Sie angähnt, wenn Sie mit ihr von höheren Gegenständen sprechen möchten — eine solche Kreatur würden Sie dem Glücke vorziehen, das die innigste Vereinigung mit einem gleichgestimmten Wesen Ihnen gewährt? Damit machen Sie unsern Damen und besonders Ihrer Gemahlin ein schlechtes Kompliment, die alle Vorzüge eines fein gebildeten Geistes in so hohem Grade besitzt.“ — „Es thut mir leid, wenn mir dies übel gedeutet werden sollte,“ versetzte Julius trocken, „aber müßte ich auch darüber die Achtung unserer liebenswürdigen Frauenwelt einbüßen, so geht dennoch mein Glaubensbekenntniß dahin, daß derjenige ein Thor ist, der sich von einer glänzenden Außenseite blenden läßt und nach dem Schimmer greift, indessen er den wahren Werth bei Seite liegen läßt. Gesang, Saitenspiel und Tanz dauern nur die kurze Zeit des Lebensfrühlings hindurch; Zeichnen und Malen, das hübsche Flitterwerk, womit die Damen die zarten Hände beschäftigen, und die höchstens Tagelang die Zierde irgend eines Glücklichen sind, scheinen uns schön und wünschenswerth, so lange die Täuschungen der Leidenschaft unsere Sinne umhüllen, oder wenn ein unsichtbarer Genius für alle unsere ungebildeten Bedürfnisse sorgt; aber lassen Sie die Wünsche des gemeinen Ichs über das Ungemeine den Sieg davon tragen, dann wird uns die Frau, welche zu kochen, zu backen, zu brauen und zu rechnen versteht, die mit den Wirthschaftsbüchern zugleich auch den Vortheil der Wirthschaft mit sich herumträgt, ungleich lieber seyn, als die personifizirte Feinheit und Bildung, die uns in zerrissenen Hemden und Strümpfen laufen, ungenießbare Speisen vorsetzen und diese so theuer bezahlen läßt, daß wir zuletzt nur den schimmernd gewirkten Geldbeutel ohne Inhalt zurückbehalten. Nichts für ungut, meine Damen!“ fügte er hinzu, indem er sich lächelnd verbeugte; „sehen Sie diese Rede als einen Anfang des Aufsatzes: über die Erfahrungen im Gebiete der weiblichen Bildung, an, den ich nächstens vorlesen werde.“

Leopoldine fühlte sich durch diesen Ausfall auf ihr Geschlecht um so beleidigter, als sie wohl einsah, daß der Groll des häuslichen Unfriedens aus ihrem Manne sprach. Ueberdies hatte sie ihm kürzlich erst in einer Stunde der Versöhnung jenen Geldbeutel geschenkt, an dem wir sie haben wirken sehen, und diese persönliche Bloßstellung, dieses Gegeneinanderhalten der Lonan und ihrer selbst mußte sie um so mehr erbittern, als zuweilen ihr eigenes Herz etwas Aehnliches gethan hatte, denn nichts bringt in dem menschlichen Gemüthe größeren Unmuth hervor, als wenn es sich von Andern so beurtheilt sieht, wie es selbst sich in aufrichtigen Stunden erkennt. Die Gewalt, die sie in gesellschaftlichem Kreise über sich auszuüben gewöhnt war, reichte nicht hin, diesmal ihre Empfindlichkeit ganz zu verbergen, und Graf Saldern ward davon so elektrisirt, daß er mit beinahe ungeziemender Heftigkeit sich zum Anwalt der gekränkten Frauenbildung aufwarf, und Wartheim in so herben Worten sein Unrecht vorhielt, daß nur das behutsame Dazwischentreten mehrerer geachteter Männer einen unangenehmen Auftritt hinderte, und theilweise mindestens das gute Vernehmen der Gesellschaft herstellte.

Zum erstenmale hatte heute Julius eine eifersüchtige Empfindung in seinem Herzen sich regen gefühlt. Wenn er auch sich selbst gestehen mußte, daß er unzart gegen seine Frau gehandelt habe, so erkannte er doch dies Unrecht nicht in seinem vollen Maße an, und noch weniger mochte er die Lebhaftigkeit dulden, mit welcher der Graf augenscheinlich Leopoldinens Partie genommen hatte. Die Vertheidigung, welche dem Gatten mißfiel, hatte hingegen in der Brust der jungen Frau aus sehr natürlichen Gründen ein Wohlwollen erzeugt, das nicht mehr Eitelkeit genannt werden konnte, das im Gegentheil einer Bewegung wahrer Liebe sehr ähnlich schien, und diese Empfindung, die der Mißhandelte so leicht dem Beschützer zollt, sprach sich, zwar von dem Anstand in gehörigen Schranken gehalten, aber doch zu sichtlich aus, als daß sie bei Julius aufgeregtem Gemüthe diesem entgangen wäre. Was aber unter andern Umständen zu einer Wiedervereinigung der zwei getrennten Herzen hätte führen können, verschlimmerte das Verhältniß bei dem gänzlichen Mißverstehen, bei dem Unmuth, welchen die verkehrte Handlungsweise, die falsch geleiteten Ansichten durch ihre Folgen in dem Paare hervorgebracht hatten. In die entstandene Lücke drängten sich zwei Menschen, deren augenblickliches Interesse es erheischte, Julius und Leopoldinen auseinander zu halten, und man weiß ja wohl, daß in solchem Falle, wo die Störungen so weit gediehen sind, eine große Geisteskraft, eine ungemeine Festigkeit erfordert wird, um die mehr und mehr sich verschlingenden Ketten zu zerreißen, und die Täuschung abwehrend, die aus dem Bedürfniß des Herzens sowohl, als aus Ueberschätzung des eigenen Werthes entsteht, die Schritte auf der unrechten Bahn zurückzuthun. Trübe Tage brachen herein, in deren Dauer das irrige Handeln nur von einem unklaren, dumpfen Bewußtseyn der Schuld unterbrochen wurde. Dieses Gefühl war zu unbequem, als daß man es nicht hätte zu betäuben suchen sollen, und das konnte nur

duech einen fortgesezten Taumel von Vergnügungen, durch ein blindes Rennen nach Freude geschehen. Der Männer Geschick ist in solchen Fällen gewöhnlich ganz entschieden; sie fliegen von Irrthum zu Irethum, ohne sich von zarteren Rücksichten halten zu lassen, und sinken zulezt unter sich selbst heead. Die Frauen hingegen umfaßt meistentheils am Abgrunde der holde Engel dee Scham, oder irgend eine liebe Erinnerung tritt schützend aus der Vergangenheit hervor, oder, wenn alle Bande reißen, so stellt sich doch die Scheu vor der öffentlichen Meinung zwischen sie und das Verderben, und mehr als Eine lebt, die es kaum sich selbst lächelnd gestehen möchte, welch eine Kleinigkeit sie voe dem völligen Untergange bewahrt hat. Was aber unser schwaches Auge als Zufall ansieht, das sind die Genien des Menschengeschlechts, die es unsichtbar leitend umschweben, und die jezt auch Leopoldinen vor einem Vergehen retteten, duech das wohl zuweilen der innere Werth nicht ganz, aber das Glück und dee Feiede des veelezten Heezens auf immer veeloren geht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris. Oktober.

Fontainebleau. Die italienische Oper.

Nun scheint der schöne, heitere Herbst, der diesmal eine ununterbrochene Fortsetzung des herrlichen Sommers war, ein Ende zu nehmen. Die Weinlese in der Umgegend van Paris, die eben nichts Festliches hat und auch keine vorzüglichen Weine liefert, ist vollendet, aber die schönen, geschmackvollen Trauben, welche einer besondern Pflege in den Weingärten um Paris ihre Güte aerdanken, füllen noch die Märkte und einen besonders zum Verkaufe aan Früchten bestimmten Kay an. Fontainebleau ist schan lange wegen seiner vortrefflichen Trauben berühmt, und großentheils um diese zu genießen, pflegt sich der Haf im September stets auf dem dartigen Schlosse aufzuhalten. Diesmal war der Aufenthalt desselben ein Anlaß zu Festen, über welche sich die Quotidienne gewaltig geärgert hat; über acht Tage lang hat die arme legitimistische Zeitung darüber ihren Unmuth ausgelassen und den fremden Gesandten tüchtig den Kapf gewaschen, daß sie sich so weit veegessen haben, wie sie sagt, an den Festen Ludwig Philipps Theil zu nehmen, indeß der alte französische Adel sich van all diesen Gelagen entferne hält und dieselben als Gräuel betrachtet. Der arme Adel! schan über vier Jahre wartet er, daß es wieder zum Alten kammen werde, damit er wieder nach Hofe fahren könne, und noch hat es gar keinen Anschein, daß er bald wird anspannen lassen müssen. Zu Fontainebleau hat Ludwig Philipp wieder seine Baulust befriedigt und dieses Schloß, woran unter der Regieeung König Franz I. italienische und französische Künstler gearbeitet haben, so gut es anging, wieder verstellen lassen. Unter Napoleon, der für die Kunst, wie sie sich im sechzehnten Jahrhundert entwickelt, wenig Sinn hatte, war Manches umgestaltet worden, und damit Vieles von dem eigenthümlichen Charakter dieses merkwürdigen Schlosses aerloren gegangen. Der König hat sehr weise die halb erloschenen oder zerstörten Verzierungen in dem Geschmacke der alten Zeit wieder herstellen lassen; auch sind manche Kunstgegenstände aau Paris hingebracht warden. Ludwig Philipp versteht es recht gut, ein Schloß auszuschmücken. Die von ihm bewerkstelligte Vollendung des Palais-royal und die jezt nächstens vollendete Umschaffung des Versailler Schlosses in ein großes Kunstmuseum liefern deutliche Beweise davon. Manche Künstler, denen der Hof ihre Kunstwerke abkauft, beklagen sich, daß Ludwig Philipp nicht reichlich genug zahle und daß der Haf mit ihnen dinge, als ob er ein Privatmann frey; allein die Künstler mögen bach bedenken, daß ihrer Hunderte sind, die alle ihre Produkte anbringen wollen. Wo sollte der Hof Geld genug hernehmen, um sie nach dem von ihnen selbst angelegten Maßstabe ihres Werthes zu belahnen? Fontainebleau wird alsa bald ebenfalls einen Besuch von den Fremden verdienen, welche nach Paris kommen, um die Merkwürdigkeiten in und außerhalb der Stadt in Augenschein zu nehmen, wenn auch die schöne Waldgegend nicht schon von selbst einen Besuch aerdiente. Die Dörfer um Fontainebleau bestehen haupesächlich durch ihre Traubenzucht. Tonnere hat unter denselben einen besondern Ruf. Hier werden die köstlichsten Tafeltrauben in ganz Frankreich gelesen. Ein französischer Morgen Landes hat hier einen Ertrag aon beinahe 4000 Franken, und reicht hin, um eine Familie gut zu nähren. Freilich wartet man des Weinstocks hier mit ganz besanderer Sargfalt. Jeder Weingarten ist hier mit einer Mauer umschlossen, und im Innern desselben sind noch Zwischenmauern in aerschiedenen Richtungen angebracht, um die Sonnenwärme auf alle mögliche Art aufzufangen und den Trauben zu gute kommen zu lassen. Zur Zeit der Reife der Trauben müssen Kinder stets Vögel und Fliegen verscheuchen; jede schlechte Beere wird behutsam entferne, und sind nun die Trauben völlig reif, so werden sie eben so behutsam abgeschnitten und niedergelegt, ohne daß die Hand sie berühet. Daher komme es, daß diese köstlichen Trauben, wenn sie auf den Pariser Markt kommen, so unversehrt und golden aussehen, als ob sie noch am Weinstocke hingen. Dafür werden sie auch mit zwanzig bis dreißig Sous das Pfund verkauft und weie verschickt, und ist einmal die Traubenlese vorüber, so steigen sie bald beträchtlich im Preise und sind nur noch den Reichsten zugänglich. — Die Hoffeste zu Fontainebleau sind nun schon beinahe veregessen, und jezt wird es in Paris wieder rege, da eine Menge Familien vom Lande aber aam Reisen zurückkammen. Die italienische Oper hat mit Anfang dieses Monats ihre Vorstellungen wieder begonnen, und zwar unter sehr günstigen Umständen, da beinahe alle Logen schon vorher vermiethet waren. Bei den ersten Vorstellungen war es den Nichtabannirten kaum möglich, Platz zu bekammen. Man hatte Rossinische Opern gewählt, und zwar solche, in denen die Hauptrollen nicht den Sängerinnen zufallen. Alles ging trefflich von statten; man war entzückt, und die Dilettanti, eine närrische Klasse Leute, bezeigten ihren Beifall auf superlative Weise. Laciache, Rubini, Tamburini waren vortrefflich, wie im aorigen Jahre; aber nun wollte auch die Grisi, auf welcher diesen Winter die ganze Last einer Prima Donna ruht, sich hervorthun, und sogleich merkte man es ihr an, daß sie wenig Fortschritte gemacht und sich den Sommer über belustigt hatte, statt ihren Gesang zu vervollkommnen. Man hatte gehofft, es werde eine Santag, eine Malibran, eine Pasta aus ihr werden; statt dessen hat sie sich zwar wieder als gute Sängerin zweiten Ranges erwiesen, dies ist aber Alles.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literatueblatt Ne. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. November 1834.

Le roi de France est le plus puissant prince de l'Europe: il n'a point de mines d'or, comme le roi d'Espagne, son voisin; mais il a plus de richesses que lui, parce qu'il les tire de la vanité de ses sujets, plus inépuisable que les mines.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Französische Eitelkeit.

Von H. Lytton Bulwer.

Jedermann stimmt wohl mit mir überein, wenn ich sage: die Franzosen sind das eitelste Volk in der Welt; ich weiß aber nicht, ob Jedermann diesen Zug ihres Nationalcharakters aus demselben Gesichtspunkt betrachtet, wie ich.

Diese Eitelkeit hat mehr Seiten, als nur die lächerliche; sie ist die Quelle einer Kraft, wie edlere, erhabenere Eigenschaften sie nimmermehr entwickeln. Mit dieser Eitelkeit geht Hand in Hand ein Sinn für das Großartige, eine Kühnheit im Entwurf, eine Entschlossenheit in der Ausführung, wie man sie bei den frostigen, kaltblütigen Bewohnern des Nordens selten findet. Diese Eitelkeit ist Frankreichs Schutzwehr, denn auf dieser Eitelkeit ruht Einheit. Sie ist es, die ein nach Sitten, Abstammung, Klima, ja nach Sprache vielfach gespaltenes Volk verknüpft und verbindet; sie ist es, die drei- und dreißig Millionen Ein Herz, Einen Sinn gibt. Laßt irgendwo in Frankreich, vielleicht den einen oder den andern Distrikt in der Bretagne ausgenommen, einen Haufen Volks versammelt seyn und einen auftreten, der sie für irgend einen Zweck begeistern will; laßt ihn rufen: „vive la liberté!“ es gibt Zeiten, wo dieser Ruf taube Ohren findet; „vive le Roi! vive la charte! vive la république!“ lauter Parteisymbole, welche bald mit Begeisterung, bald mit Murren aufgenommen werden; laßt ihn aber rufen: „vive la France, la belle France! songez que vous êtes Français!“ und bevor die Worte ausgesprochen sind, übertäubt lauter Jubel die Stimme des Sprechers, Ein Gefühl bebt durch jede Brust und jedes Auge wird feucht. Spricht einer zu einem Engländer: „Gib mir Dein Eigenthum, gib mir Deine Freiheit, gib mir Dein Leben für England!“ was erwidert er? „Gemach! was ist mir England ohne mein Eigenthum, meine Freiheit, mein Leben? Freiheit, Eigenthum, Leben, das ist mir England in der ganzen Welt!“ Ganz anders der Franzmann: man sage ihm, was man verlange, gereiche Frankreich zum Vortheil und zum Ruhm, und er läßt Schaffote errichten und schickt seine Kinder unter die Guillotine und auf das Schlachtfeld; er macht Halt im hitzigsten Freiheitsfieber und beugt sich vor der furchtbarsten Dictatur. Zu Allem bringt man ihn mit den Zauberworten: „Français, soyez Français!“ — „Der Engländer,“ bemerkt ein Schriftsteller,*) „ist stolz auf sein Volk, weil es ihm angehört, der Franzose ist stolz auf das seinige, weil er ihm angehört.“ Dies ist wahr, und es ist wahr, weil die

*) E. Bulwer, in England und die Engländer.

Digitized by Google

Eitelkeit den Franzosen dazu bringt, daß er das Gemeinwesen, welches ihn mit etwas verknüpft, das größer ist als er selbst, höher stellt als sich selbst, und somit findet auch das Verdienst in Frankreich mehr Anerkennung als in England, weil der Franzose sogleich seinen eigenen Ruhm mit dem des Weisen oder des Kriegers in Nexus bringt und den Ruf seines Landsmanns als einen Theil seines Ichs liebt und achtet. „Nicht an einer derben Eisenstange," sagt der große Baco, „sondern an einer kleinen, dünnen Nadel entdeckten wir das große Geheimniß der Natur;" und ebenso lernen wir oft durch genaue Beobachtung derjenigen Leidenschaften, welche auf den ersten Blick die niedrigsten und nichtswürdigsten scheinen, die Quellen der höchsten Vorzüge einer Nation kennen. Gleichfalls ist zu bemerken, daß Manches, was ganz unbegreiflich erscheint, wenn man nur die Verfassung eines Landes im Auge behält, sich ganz leicht erklärt, wenn man sich näher nach dem Charakter des Volks umsieht. Ein eifriger Republikaner bat einmal einen Bekannten von mir, ihm den St. Annenorden vom Kaiser von Rußland zu verschaffen. Wie lassen sich die beiden Leidenschaften, die zugleich im Busen des Franzosen wohnen, die Liebe zur Gleichheit und die Sucht nach Auszeichnung, erklären und vereinigen? Glaubt man etwa an die eine und zweifelt an der andern? Sie bestehen in Wahrheit neben einander, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil der Franzose eitel ist. Frankreich ist republikanisch, weil es, nach dem Ausdruck der Frau v. Staël, toute marquise ist; wo Alles nach Auszeichnung jagt, kann kein Privilegium bestehen.

Ich habe gesagt, das Verdienst genieße in Frankreich größerer Achtung als in England, weil der Franzose den höchsten Ruhm, mit dem er möglicherweise eine Verwandtschaft ansprechen kann, alsbald zu seinem eigenen macht, und aus diesem Grunde kann eine kräftige, glückliche Regierung so ziemlich thun, was sie will. Statt ihre Macht zu fürchten, statt besorgt darüber zu werden, sind sie eitel auf dieselbe. Je größer und furchtbarer eine solche Regierung dasteht, für desto größer und furchtbarer halten sie sich selbst. „Ich brachte," erzählt ein englischer Reisender schon vor sechzig Jahren, „eine Nacht in einem Landwirthshause zu; im Hofe standen die Wagen, in der Küche tummelte sich die Dienerschaft eines Grand Seigneur, der in sein Gouvernement im Süden reiste. Mein Zimmer war nicht weit von dem des französischen Herrn, und eben wollte ich zu Bette gehen, da hörte ich einen furchtbaren Lärm auf dem Gang, Drohungen und Flüche untereinander. Was ist das? dachte ich, warf meinen Mantel um und ging hinaus auf den schwach erleuchteten Corridor, der durch das ganze Haus lief. Bald war ich im Reinen: vor mir stand mein hochgeborner Nachbar im brokadnen Kleid und ließ ein leichtes Rohr auf dem Rücken eines unglücklichen Bedienten spielen. Als der Grand Seigneur mich ansichtig wurde, machte er seinen Operationen mit einem derben Fußtritt ein Ende und zog sich in sein Appartement zurück. Ich sagte zu dem armen Schelm, der winselnd und sich krümmend vor mir stand: „Seyd ruhig, guter Bursche! Euer Herr ist schändlich mit Euch umgegangen; das Gesetz muß Euch Recht verschaffen gegen solch rohe Behandlung!" — „Herr," erwiderte der Bediente, und richtete sich sogleich würdevoll auf, „mein Gebieter ist ein viel zu großer Herr, als daß das Gesetz ihn erreichen könnte, und was das anbelangt, so habe ich nie einem Herrn gedient, der einem nicht ein Lettre-de-cachet auswirken konnte, wenn man ihn darum ansprach!" — Wahrhaftig, der Kerl war noch stolz darauf, daß ihn sein Herr ungestraft prügeln konnte!" — Allerdings: die Eitelkeit, einem Gentleman zu dienen, der seine Leute ungestraft mißhandeln konnte, überwog bei ihm weit die Unlust, ein mißhandelter Diener zu seyn. So mag ein glücklicher Fürst in Frankreich immerhin ein Despot seyn; aber wehe dem, den das Glück verlassen hat und der es jenem nachmachen will!

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Zerfallen in sich selbst, die Gefahr ahnend, welcher sie sich bloßgestellt hat, und doch durch das Bedürfniß, aus sich selbst herauszutreten, getrieben, wirft sich Leopoldine in den Strudel eines wild zerstreuten Daseyns, das jede Besinnung zu vernichten, dem beängstigenden Nachdenken zu entgehen strebt. Dennoch ist ihre Seele von Natur zu rein, als daß sie das immer könnte, und die Minuten, in welchen die Wirklichkeit wahr und nackt vor sie tritt, sind eine hinreichende Strafe für Leichtsinn, Eitelkeit und falsche Lebensbegriffe, mit denen sie an dem Untergange ihres Glücks gearbeitet hat. In solchen Momenten steht dann auch schreckend das Bild theurer Verwandten vor ihr, und die Frage: was würde meine edle, mütterliche Freundin, was der Oheim mit seinen strengen Begriffen von Ehre und Tugend sagen, wenn ihnen die Wahrheit ganz bekannt wäre, wenn sie wüßten, in welche Zerrüttung unser Verhältniß, unser Wohlstand gerathen ist? drängte sich zuweilen mit ihrem vollen Gewicht an das ängstlich klopfende Herz. Die Tante, welche von mehreren Korrespondenten aus der Residenz Nachrichten über das junge Paar eingezogen,

Digitized by Google

hatte Mancherlei vernommen, was ihr nicht ganz erfreulich schien. Selbst Leopoldine hatte, in Momenten der Aufregung, hin und wieder sich auf eine Weise geäußert, welche Frau von Sandoval beunruhigte und waenende, bittende Briefe zur Folge hatte. Der Oberförster hingegen, der früher einigemale einen Besuch in dem jungen Haushalte abgestattet und, voet Manches findend, was er nicht gut beißen konnte, sich in vernünftigen Vorstellungen erschöpft, und als diese nichts halfen, zu Vorwürfen seine Zuflucht genommen hatte, schien bei dee Fruchtlosigkeit derselben seine Verwandten ihrem Schicksal preisgegeben zu haben, und seine seltenen Briefe enthielten wenig mehr als alltägliche Dinge, mit denen man einen gleichgültigen Briefwechsel versorgt. In der jüngsten Zeit hatten sich indessen hie und da Winke über die Zukunft, über bevorstehende Veränderungen, über schnell gesunkene Vermögensumstände eingeschlichen, die ohne Zweifel die, an welche sie gerichtet waeen, beunruhigt haben würden, wenn nicht bereits jede Ueberlegung von ihnen gewichen wäre. Daß aber in jenen Stunden bitterer Qual, welche, trotz aller Bemühung, sie zu vermeiden, dann und wann Leopoldinen heimsuchten, auch diese Bilder auftauchten, daß die nahe Zurückkunft der Tante sich mit ihren Besoegnissen in dunkler Ahnung mischte, und daneben der Oheim mit seinem eenst strafenden Gesichte stand, das begreift sich leicht, und eben so natürlich war es, daß in solchen Augenblicken die Zukunft sie in scheeckender Gestalt anstarrte.

Bei einem dieser schweemüthigen Anfälle hatte sie jenen Sitz am Fenster wieder eingenommen, den sie seit den Tagen ihrer ersten Beobachtungen eben so sorgfältig vermied, als das Gespräch über ihre Nachbarn. Sie wußte nur im Allgemeinen, daß Lonau und seine Gattin sich zu ihrer Abreise nach Grünfeld anschickten, und daß bei ihnen eine heezliche, in geregelter Thätigkeit sich zeigende Freude über die voetheilhafte Beförderung heerrsche. Aus ihrem trübsinnigen Nachdenken erwachend, schaute sie unwillkührlich nach ihrer Wohnung hin, und trotz der anscheinenden Theilnahmlosigkeit, mit welcher sie sich lange gegen ein besseres Gefühl gewaffnet hatte, bebte sie in innerster Seele zusammen. Die Laden waren bis auf einen einzigen verschlossen, und durch das offenstehende Fenster gewahrte Leopoldine ein schwarzbehangenes Zimmer, in dessen Hintergeunde sich eine in tiefe Trauer gekleidete Gestalt mit verhülltem Angesicht über einen Gegenstand beugte, welcher ihren Blicken unsichtbar blieb. Das Kammermädchen ward hereingeeufen und berichtete auf die Frage der Gebieterin: Lonau's Kleine sey am gestrigen Tage nach einem kurzen Krankenlagee verschieden. Leopoldine winkte der Zofe, die noch ein Langes und Breites von dem Schmeez der unglücklichen Eltern erzählen wollte, hinaus zu gehen; sie bedurfte des Alleinseyns. Heftiger, als sie es sich selbst zugetraut hätte, und als man es bei ihrer vorherrschenden Stimmung hätte glauben sollen, hatte sie der Vorfall ergeiffen. Ihr selbst vielleicht unbewußt, war Lonau's schönes Glück, wenn schon dasselbe ungenießbar für sie selbst gewesen wäre, ein Dorn in ihrem Herzen und die Ursache gewesen, warum sie nichts von ihnen wissen wollte. Jezt hatte mitten in der Wonne heerlich erfüllter Hoffnungen, an der Pforte neuer Lebensaussichten der Todesengel unerbittlich das Liebste von ihnen gerissen, gleichsam um zu zeigen, daß alle irdische Seligkeit Nebel und Wahn sey, die ein Hauch verweht. Sie dachte sich die Oede, die traurige Leere in dem Sterbehause, wo der kleine, freundliche Engel nicht mehr lächelnd an der Mutter Brust lag, nicht mehr jauchzend dem Vater die Aermchen entgegenstreckte. Wie sollte sich die Lücke ausfüllen, die in dem Leben dieser Menschen entstanden war? wo fand sich Trost für einen solchen Verlust, da besonders, wo das Daseyn des liebenswürdigen Wesens so enge und ausschließlich mit dem der Eltern verwebt gewesen wae?

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung von Nr. 268.)

Theater.

Im Stücke The Queen's Champion ist Doktor Bourdillac, Salvoisy's Arzt, von Webster dargestellt, die lustige Person des Stücks, und nach meinem Gefühle ging er in seiner Komik viel zu weit. Dem englischen Publikum schien sie ganz recht zu seyn: es lachte mehrere Male aus vollem Halse, und es gab allerdings Momente, wo ich herzlich einstimmte. Der Ausländer kann überhaupt nicht umhin, sich über die Lachlust der Insulaner zu wundern. Ihr Charakter ist unstreitig ernst; im Theater aber schütten sie ihren ganzen Ernst in herzhaftes Lachen aus, und ein Stück ohne lustige Person darf weder auf ungetheilten, noch auf langen Beifall rechnen. Wie verschieden von den Franzosen, von diesem heitern Volke, das seine Schaubühne am liebsten mit Blut besudelt, dessen Augen und Ohren sich an Abscheulichkeiten ergötzen und das eine Art Wollust daran findet in seinem „ewigen Juden" das Heiligste auf's Neue mit Füßen zu treten. Wenn es demnach wahr ist, daß, wie beim Becher der Charakter des einzelnen Menschen, so im Theater der Charakter einer Nation sich offenbare, so kann es — im Allgemeinen gesprochen — keinem Zweifel unterliegen, wo das Edlere diesseits oder jenseits des Kanals wohnt. Hierbei eine andere Bemerkung. Doktor Bourdillac, der Feind des Königthums, sprach manches Wort, das auf deutschen Bühnen nicht würde gesprochen worden seyn, weil die Feder des Censors oder Regisseurs es vorher gestrichen hätte. Manche Sentenz über Hof- und Schranzenleben müßte voet v.

aller Wahrheit für viele Ohren einen unangenehmen Klang haben, und manche republikanische Reminiscenz hätte auf einem Pariser Theater das Haus heben gemacht. Alles dies ging an dem englischen Publikum ruhig vorüber. Keine Hand klatschte dem Schmähen des Königthums Beifall, keine jakobinische Aeußerung erweckte ein Bravo; das Gesprochene galt von und für Frankreich, nicht von und für England. — Der unbekannte Verfasser des dreiaktigen Lustspiels: Morried life, der Ehestand, führt fünf Ehepaare auf, alle von verschiedenem Alter und verschiedenem Gepräge, aber alle zu gleichem Zwecke. Im ersten Akt sind sie alle einig, im zweiten alle uneinig, am Schlusse des dritten wieder alle einig. Der Dichter hat zeigen wollen, daß die unbedeutendsten Vorfälle im Stande sind, das Glück der verschiedenartigsten Ehen zu stören, und daß Mann und Frau erst nach der Störung zum vollen Bewußtseyn des besessenen Glücks gelangen. Die Kontraste in den aufgestellten Charakteren erfordern, um dasselbe Resultat zu erzeugen, Kontraste in den Motiven, und ich möchte nicht behaupten, daß der Dichter in deren Auffindung durchaus glücklich gewesen ist. Mehrere Male schien er dem Redner oder Schriftsteller vergleichbar, der seinen eigenen Behauptungen Einwürfe macht, sich aber wohl hütet, Einwürfe zu machen, die er nicht widerlegen kann. Es war offenbar, daß die und da der Nachsatz nicht zum Vordersatze, die Wirkung nicht zur Ursache paßte. Doch — sie mußten passen, und das gute Spiel ließ manche Ungereimtheit übersehen. — Das letzte Stück: My Wife or my Place, meine Frau oder meine Stelle, ist ohne allen Gehalt. Sir Harry Hairbrain vergibt eine schon vergebene Secretärstelle an Düpety, weil Düpety eine schöne Frau hat. Düpety begreift, daß er Hairbrains Gunst dem Wohlgefallen an seiner Frau verdankt, und nennt sich einen Pfiffikus. Plötzlich aber wird er eifersüchtig, und verzichtet lieber auf die Stelle, als auf seine Frau. Sir Harry, Anfangs ein Wüstling, wird zehn Minuten später sentimental, gibt seinen Verführungsplan auf, lobt Düpety's Entschluß, verjagt ihn in seiner Stelle und geht selbst außer Land. Adeline, Düpety's Frau, weiß nie, was sie will, und es würde daher schwer einzusehen seyn, wie die hübsche Mrs. Honey es anfängt, aus dieser Rolle so viel Hübsches zu machen, wenn nicht die schwere Wissenschaft, nie zu wissen, was man will, vielen Frauen ein Kinderspiel wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, October.

(Fortsetzung.)

Die Elsler. Boyeldieu und das Operettentheater.

Der Direktor der italienischen Oper, Laurent, hatte noch eine ganz neue Sängerin in petto, Namens Fins-Loor, wahrscheinlich die Schwedin, von welcher man früher viel Rühmens gemacht hatte; allein als sie auftrat, sang sie mittelmäßig, sogar ein wenig falsch, konnte sich von ihrer Furcht nicht erholen und mißfiel gänzlich. Der Direktor behauptete, sie sey unpäßlich gewesen. Jetzt macht sich der Mangel an einer Prima Donna, das heißt an einer ächten, noch lebhafter fühlbar, besonders bei der Menge von ausgezeichneten Sängern ersten Ranges, und der Direktor wird nun wirklich verlegen seyn, wie er die Lücke, welche den ganzen Winter hindurch auffallen wird, ausfüllen soll. Ist die Grisi ein Mädchen von Verstand, so wird sie Tag und Nacht studiren und singen, um eine Malibran zu werden, und den Titel Prima Donna nicht allein zu führen, sondern auch zu verdienen; sonst muß der Direktor aus irgend einer Stadt Italiens, oder aus England, oder gar aus Amerika eine Prima Donna holen, und die Grisi wird dann ausgestochen. Warum hat sie den Sommer hindurch getändelt, statt sich auf den Winter vorzubereiten! Der Kollege Laurents, ich meine den Operndirektor Veron, ist besser versehen; denn er hat auf diesen Winter nicht allein die Taglioni, sondern auch die beiden Elsler, und das Ballet ist nun der Hauptheil bei den Opernvorstellungen. Es war eine neue Erscheinung, zwei so vollkommen zusammen passende und sich einander geltend machende Tänzerinnen zu sehen, wie die beiden Elsler; das Publikum war angenehm überrascht, und ein Jouenal bemerkte, die Taglioni habe Fanny Elsler um Eines zu beneiden, um eine Schwester wie Therese. Kaum waren die beiden Elsler aufgetreten, so war auch die Taglioni gleich wieder aus London da, und seitdem haben die Pariser das Vergnügen, alle drei zuweilen an einem und demselben Abende tanzen zu sehen. Hiedurch wird der Mangel an neuen Opern minder fühlbar. Indessen wird doch von einem neuen und großen Stück gesprochen, wozu Meyerbeer die Musik gesetzt haben soll. Wenn dieses Stück nur die Hälfte des Beifalls erhält, welcher Robert le diable zu Theil geworden ist, so kann Dr. Veron zufrieden seyn. Für die komische Oper ist Boyeldieu's Tod ein großer Verlust, obschon er seit einigen Jahren keine neue Operette mehr gesetzt hatte. Seit Mehul hat kein Tonsetzer mehr zum Flor der französischen Operette beigetragen, als er, und von seinem Tonsetzer der neuern Zeit sind so viele Operetten mit demselben allgemeinen Beifall gegeben worden. Einige haben hundert Vorstellungen in Zeit von zwölf bis achtzehn Monaten erlebt. Man sollte glauben, die Operettendirektion sowohl als der Verfasser haben sich durch diesen außerordentlichen Erfolg bereichern müssen, und dennoch ist das Operettentheater in sehr schlechte Umstände gerathen, und Boyeldieu würde auch keine heitere Aussicht auf sein Alter gehabt haben, wenn ihm nicht die Regierung einen Jahrgehalt von 5000 Franken ausgesetzt und ihm außerdem die Bibliothekarstelle am Musikkonservatorium gegeben hätte. Eine Zeitlang hatten sich Cherubini, Mehul, Boyeldieu und andere ausgezeichnete Operettensetzer mit einander vereinigt, um ihre Musikalien im Selbstverlage herauszugeben. Wahrscheinlich hat auch diese Association die Mitglieder des Musikalienbundes nicht bereichert. Der Hauptfehler lag wohl an der schlechten Verwaltung des Operettentheaters, welches die Restaurationsregierung unter Aufsicht eines Kammerherrn gestellt hatte, und das dabei so schlecht als nur möglich geleitet wurde. Somit konnte auch der Gewinn, welcher den Tonsetzern zufiel, nur gering seyn, und bei all dem Beifall, welchen das Publikum den Boyeldieu'schen Operetten zollte, mußte sein Einkommen doch immer nur mittelmäßig bleiben. In den letzten Jahren geräth die komische Oper gar in's Stocken und konnte sich nur mit vieler Mühe aus ihrer Verlegenheit ziehen. Nun wurden zwar Boyeldieu's Operetten in ganz Frankreich aufgeführt; der Ertrag der Schauspiele in der Provinz scheint aber gering zu seyn im Vergleich mit dem der Pariser, zumal zu weilen ein Bankerot Dichter und Tonsetzer um ihr Geld bringt. Uebrigens haben wenige Tonsetzer so viel Anerkennung in ihrem Vaterlande und im Auslande gefunden, als Boyeldieu, und nach seinem Tode haben die Hauptheater Frankreichs, welche seine Operetten so oft aufgeführt haben, sich beeifert, Trauerfeste zu seinen Ehren anzuordnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 19. November 1834.

Es ist eben so göttlich, einer fremden Liebe mit einem stumm glückwünschenden Herzen zuzuschauen, als sie selber zu haben.

Jean Paul.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Die armen, armen Leute!“ flüsterten Leopoldinens Lippen von Zeit zu Zeit, und immer theilnehmender heftete sie die Blicke auf die Wohnung der Trauer, aus welcher sie den dumpfen Schrei der Verzweiflung zu hören wähnte. Jezt sah sie den Vater in das Zimmer gegenüber treten und hinter dem Stuhle seiner Frau stille stehen, indem er ihr mit trübem, in Thränen schwimmendem Blick die Hand sanft auf die Schulter legte. Sie hob ihr verweintes Antlitz empor und schaute ihn liebend an, während er, sie umfassend, ihr aufhalf und sie einige Schritte von dem kleinen Sarge wegführte. Nun schlang er seine Arme um sie und schien ihr freundlich zuzureden; ihre Haltung ward ruhiger, sie lehnte das müde Haupt an des Gatten Brust und weinte sanft und lange, indessen sein Gesicht sich über sie beugte und er zuweilen die Thränen wegwischte, die, über seine männlichen Wangen rollend, auf den Nacken seiner Frau hätten fallen können. Endlich traten beide zu dem entschlafenen Liebling, lehnten sich über ihn und gaben sich über der kleinen Leiche die Hände, als wollten sie sich dort auf's Neue Liebe und Treue geloben.

Alles, was sie gesehen, hatte Leopoldinens innigsten Antheil hervorgerufen. Lange nachdem das trauernde Paar aus dem Nebenzimmer sich entfernt hatte, saß sie noch und schaute hinüber, und eine Fülle ernster Gedanken zog an ihrem Geiste hin. Auch am folgenden Tage nahm sie die Begebenheit ganz in Anspruch; sie vergaß ihren eigenen Kummer, sie lebte mit den Eltern die lezten trüben Stunden vor der gänzlichen Trennung von dem geliebten Ueberreste und dachte sich unwillkührlich an ihre Stelle. Das betäubende Gewühl der großen Welt, die verführerischen Töne der Eitelkeit und Schmeichelei drangen nicht in das verschlossene Gemach, der Taumel der Leidenschaften, die Wünsche des begehrlichen Herzens schwiegen vor einer höheren Empfindung, die Wahrheit des Lebens und sein ernster Sinn traten mit Macht vor ihre Seele, und sie fühlte mit klarer Ueberzeugung, wie schön es sey, Freude und Leid mit einem geliebten Menschen in süßer Uebereinstimmung zu tragen, wie das furchtbarste Weh seinen Stachel verliert, wenn man es an liebender Brust ausweinen darf. Sie sah des Kindes Hülle zur Ruhe tragen, kaum vermochte der gebeugte Vater ihr zu folgen, von der Mutter erblickte man nichts. Aber nach der gestern belauschten Scene konnte sie nicht zweifeln, daß selbst in diesen Stunden tiefen Grams aus dem gemeinsam getragenen Leiden Trost hervorgehen müsse. Wo aber läge in ihrem eigenen

Digitized by Google

Leben die Erleichterung, wenn ein ähnliches Unglück auch sie treffen sollte? Nicht in dem Verhältnisse mit Julius, denn sie war ihm entfremdet und das Bedürfniß liebender Traulichkeit führte sie nie zusammen; nicht in dem angehenden Verständnisse mit Saldern, denn was das leichtsinnige, genußsüchtige Herz befriedigt, das verliert seine Macht und seinen Zauber da, wo das Geschick seine eiserne Hand auf das Leben des Menschen legt, und daß die Welt mit all ihren Freuden für einen solchen Verlust keinen Ersatz zu bieten habe, das fühlte Leopoldine mit solcher Bestimmtheit, daß ihr die Nichtigkeit ihres Treibens zum erstenmal recht lebhaft auffiel.

Als sie am folgenden Morgen mit banger Theilnahme auf's Neue zu Lonaus hinüberfah und sie nur die Furcht, kälter empfangen zu werden, als ihre Empfindung es forderte, von einem Besuche bei der Mutter zurückhielt, die sie sich ihrem Jammer willenlos hingegeben dachte, da nahm sie mit dem höchsten Erstaunen wahr, wie die junge Frau an ihrer alten Stelle im Fenster saß, den Arbeitstisch vor sich und eine Näherei in der Hand. Freilich war der Vorhang ein wenig zugezogen, gleich als ob ihr das helle Tageslicht zuwider gewesen wäre, und statt mit dem emsigen Fleiße, mit welchem sie ihre Arbeit gewöhnlich besorgte, geschah es diesmal zögernd, mit häufiger Unterbrechung, während welcher dann zuweilen der Kopf in die stützende Hand sank; aber immer raffte sie sich wieder empor und suchte augenscheinlich sich ein künstliches Interesse an ihrer Beschäftigung zu geben, da das natürliche fehlte. Beinahe hätte Leopoldine ihre Nachbarin der Gefühllosigkeit beschuldigt, denn obschon Lonau nicht reich, nicht einmal wohlhabend war, so wußte sie doch, daß nicht das tägliche Bedürfniß die Frau zu dieser erzwungenen Thätigkeit dränge. Doch gegen ihren Verdacht sprach Alles, was sie früher von ihr gesehen hatte, und dieser anscheinende Widerspruch steigerte den neugierigen Antheil in ihrem Herzen so sehr, daß sie einige Tage, nur wenn sie es nicht vermeiden konnte, von ihrem Beobachtungspunkte wegging. Immer sah sie das Nämliche: Madame Lonau widmete sich wie vorher ganz ihrem Hauswesen, und der einzige Unterschied zeigte sich darin, daß es mit weniger Muth und Freude geschah. Oft zog sie sich auch nach den hinteren Zimmern des Hauses zurück, und wenn sie wiederkehrte, bewiesen die Thränenspuren auf dem blassen Gesichte, daß sie sich dort mochte satt geweint haben. Der Mann ging ebenfalls seinen Geschäften nach, und Leopoldine sah ihn zu den bestimmten Tageszeiten nach Hause kommen. Sein Schritt die Straße herunter war langsamer als gewöhnlich, seine Haltung gebeugt; aber wenn er vor seiner Wohnung angelangt war, so richtete er sich vor der Thüre schon auf, strich die Falten des Kummers von seiner Stirn, umfing die entgegeneilende Gattin mit heiterem Muthe, und Beide streckten in großmüthiger Liebe, eines um des andern willen, das tiefe Leid ihres Herzens zu besiegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Eitelkeit.

(Beschluß.)

In England kann die unterliegende Parthie fast immer auf Theilnahme rechnen, und sobald ihr schlimmes Glück eine gewisse Grenze erreicht hat, ist sicher auch in der ungünstigen Stimmung des Volks die Ebbe eingetreten. In Frankreich ist es gerade umgekehrt: im Glück ist einer der große Mann, aber er wird ein Scélérat, ein Coquin, was man sich nur Schlechtes denken mag, sobald er die schwere Schuld auf sich ladet — im Unglück zu seyn. Nicht als ob die Franzosen von Natur ein bösartiges oder undankbares Volk wären, aber ihrer Eitelkeit ist der Gedanke unerträglich, auf der verlierenden Seite zu seyn, und sie bieten Allem auf, sich selbst zu überreden, es sey ihre Schuldigkeit, dieselbe zu verlassen. Bonaparte's Regierung *und ganze* Laufbahn ist vielleicht das auffallendste Beispiel in der ganzen Geschichte, wie viel eine Nationalleidenschaft vermag. Der Franzose sah seine Brücken, Häfen, Kanäle, Triumphbogen, und jeder sprach zu sich: „Was für eine große Person bin ich, daß ich einen Kaiser habe, der all dies geschaffen hat!“ Die Nation ließ sich decimiren, unterdrücken, spannte ihre äußersten Kräfte an und folgte ihm bis an die Grenzmark seines Glücks, und fiel von ihm ab — nach der ersten Niederlage. Und jetzt, da das Standbild ihres alten Götzen wieder steht, ist es etwa Gerechtigkeitsgefühl, was dasselbe aufgerichtet? Fragt jene, die noch im Exil sind, fragt Lucian, fragt Ludwig Bonaparte; sie sagen euch, daß die Gerechtigkeit den Bürgern die Heimath verschließt, während die Eitelkeit das Denkmal des Helden wieder herstellt. Wir wunderten uns über den Gang der Ereignisse in den hundert Tagen. Hätte der Marschall, dessen Verurtheilung ein Fleck auf dem Wappenschilde unserer Nation bleibt, zu seiner Vertheidigung einfach jene wundervolle Proklamation abgelesen, die ihn wider seinen Willen zum Eidbrüchigen machte, selbst die Kammer der Pairs hätte nimmermehr sein Todesurtheil aussprechen können. „Soldats,“ heißt es am Ende, „venez vous ranger sous les drapeaux de votre chef; la victoire

marchera au pas de charge; l'aigle, avec les couleurs nationales, volera de clocher en clocher jusqu'aux tours de Notre-Dame!“ In der ganzen Geschichte kenne ich kein größeres Meisterstück von Verdsamkeit, als diese Proklamation, dem Heer, dem Volk gegenüber, an die sie gerichtet war. Jede Wendung ist darauf berechnet, die empfindlichsten Saiten im Herzen der Nation anzuschlagen, denn Niemand wußte es besser als Napoleon, daß ein großer Mann sich in einer mächtigen Leidenschaft verkörpern muß. Er trat vor die Nation als die Personifikation ihrer Eitelkeit und ihres Ruhms, und wir wissen, wie er empfangen wurde.

Wie aber der Franzose sich, wenn er irgend kann, an etwas anhettet, das größer ist als er selbst, so sucht er auch den unbedeutendsten Dingen in seinem Bereiche einen prächtigen Anstrich zu geben. Nirgends in der Welt führt das Gemeinste so vornehme Namen als in Frankreich: eine armselige Leihbibliothek ist ein Salon littéraire, der einfältige Barbier ein Artiste, der dürftige Apotheker ein Pharmacien, die Küche ein Laboratorium und der gemeine Abschreiber ein Homme de lettres. Jeder Stand in Frankreich hat ausnehmenden Respekt vor sich selbst. „J'ai l'honneur de vous présenter mes respects,“ spricht ein Gassenfeger zum andern, und dieser erwidert: „Et comment se porte Madame?“ So ziehen die Garçons aus den Kaffeehäusern die Hüte vor einander ab, und dasselbe gilt sogar von den niedrigsten arbeitenden Klassen. Dies gibt allen Korporationen in Frankreich, wenn sie sich einmal gebildet haben, eine Konsistenz, einen innern Halt, dies gibt allen Associationen in Frankreich einen Grad von Kraft, auf den man überall anderswo ordentlich rechnen würde; dasselbe war ein Hauptelement der ungeheuern Macht der alten Magistratur, der alten Körperschaften, des alten Adels in Frankreich, dasselbe verschafft den literarischen Institutionen in diesem Lande heutzutage so gewaltigen Einfluß, vor Allem aber gibt es den Franzosen jenen Geist des Zusammenhaltens als Nation, der für ein kriegerisches Volk von so hoher Bedeutung ist. Frankreich als Ganzem gegenüber ist demnach französische Eitelkeit nichts weniger als lächerlich, aber gar nicht selten wird sie es am Einzelnen.

Es ist merkwürdig, wie die vorherrschende Leidenschaft eines Volks sich in allen Richtungen des Lebens bemerklich macht: wenn die französische Eitelkeit in der ganzen Geschichte des Volks, in seiner Regierung, in der Gesellschaft eine große Rolle spielt, so ist sie nicht weniger im Handel und Wandel auffallend. Im Handel gilt der, allerdings höchst annehmliche Grundsatz, das beste Mittel, Geld zu erwerben, sey, welches auszugeben. Fragt man den Herausgeber einer Zeitung, warum er sich Kennpferde halte, so erwidert er, ein Rennpferd sey ein Avertissement. Sein Fuhrwerk, seine Diners, seine Maitresse, Alles ist ein Avertissement; und je verschwenderischer, kreuzloser letztere ist, ein desto wirksameres Avertissement mag sie abgeben. Es ist dies ein förmliches System, und während der Engländer sich mit Geldverdienen plagt, um immer gemächlicher leben zu können, lebt der Franzose in Saus und Braus, um Fortune zu machen. Wenn diese Eitelkeit der herrschende Genius im Lager, am Hofe, am Ladentisch ist, so spukt sie nicht weniger an der Börse, in der Morgue, im Kerker. Der Franzose will sich im Leben zeigen: kann er dies nicht, so liegt ihm überhaupt nichts am Leben. Wie die meisten Leidenschaften, so ist auch diese Eitelkeit bald gut, bald verwerflich, bald großartig, bald kleinlich, hier erhaben, dort lächerlich. Wenn sie im Salon abgeschmackt, anderer Orten gefährlich erscheint, so hat sie dagegen das französische Heer zum ersten in der Welt und die Nation zur einigsten gemacht; sie macht sie aber auch zu einem im höchsten Grade unbeständigen Volk, voll Feuer für Alles, was viel verspricht, ohne Sinn für das Nützliche, mit dem sich nicht prahlen läßt, ohne Geduld für Unternehmungen, die langsam, stetigen Gangs reifen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theatereformen.

Früher als gewöhnlich hat Hay-Market schon in den ersten Tagen des jetzigen Oktobers seinen Markt geschlossen, seine Künstler und Künstlerinnen sind an andere Theater übergegangen, und die Leser dürfen sich daher nicht wundern, wenn sie den obengenannten Namen in Berichten über andere Bühnen begegnen. Bevor dies geschieht, mögen sie noch wenige Worte über Covent-Garden lesen. Ich deutete bereits an, daß dieses Theater mit dem ersten Oktober sich wieder geöffnet hat. Die Anschlagzettel sprachen von großen Verschönerungen. Sie bestehen jedoch in wenig mehr als in einigen Vergoldungen und in einer Säuberung, deren das Haus in der That bedurfte; mehr aber bedurfte es auch nicht. Dagegen hat es zwei Veränderungen erlitten, die den öffentlichen Dank verdienen, und werthvoller sind, als ein paar goldene Pinselstriche. Die erste nützt Allen, welche das Schauspiel besuchen, und über die zweite freuen sich wenigstens die verständigen Besucher. Diese zweite Veränderung betrifft eine eben so klug ausgedachte, als hübsch ausgeführte Trennung des sogenannten dress circle, der ersten Logenreihe, von den upper boxes, dem zweiten Range. Wer je in den Londoner Theatern sich umgesehen hat, weiß oder könnte wissen, daß der dress circle, die geputzten Logen, seinen Namen dem Umstande dankt, daß die Damen hier nie in Hüten, sondern entweder

in bloßem Haar oder niedlichem Kopfputze erscheinen, während diejenigen Damen, die aus irgend einem Grunde sich bewogen finden, ihre Häupter mit Hüten zu schmücken oder ihre Gesichter hinter Schleier zu flüchten, die upper boxes zu ihrem Aufenthalte wählen. Es sey fern, zu behaupten, daß alle diese Damen — Dämchen sind; wahr aber ist, daß die Dämchen vorzugsweise zahlreich die zweiten Ranglogen besetzen, und hier durch mancherlei Augen- und anderes Spiel oft vielfaches Aergerniß geben. Ihnen den Besuch des Theatres zu verbieten, geht nicht wohl an; ja, die Direktionen sehen vielmehr in ihnen Lockvögel, denen lockere Vögel gerne folgen, und da den Direktionen die Sittenreinheit minder am Herzen liegt, als ihre Kasse, so erleichtern sie sogar das Kommen der Zugvögel durch — Freibillette. Um nun die Ungeführ möglichst unsichtbar zu machen, ist jezt die Einrichtung getroffen, daß die Besucher des dress circle auf ihre Plätze gelangen, ohne, wie früher, mit dem flatterhaften Theile des Auditoriums in Berührung zu kommen. Man könnte freilich argwöhnen, daß die Direktion hier wiederum ihren Vortheil mehr berücksichtigt habe, als das Zartgefühl der Inhaberinnen des dress circle, denn können diese die Lockvögel nicht sehen, so sind auch die gelockten Vögel vor ihren Augen und Gläsern sicher. Wer aber bei jeder neuen Einrichtung, werde sie im Staate, in der Kirche oder im Theater gemacht, sich die Mühe geben will, den Urheber zu verdächtigen, ihm Gründe der Selbstsucht unterzulegen — er wird zwar immer einen Erfolg seiner Mühe, aber noch weniger Vertrauen zu den Menschen, noch weniger Freude am Leben sich erklügeln. — Die andere Veränderung besteht in Herabsezung der Preise. Auch hier könnte man der Direktion Schuld geben, daß sie einen vermehrten Besuch, und durch diesen nicht bloß Deckung des Ausfalls, sondern noch Erhöhung der Einnahme bezweckt habe. Kümmert das aber den, der statt sieben Schillinge jezt nur fünf zahlt? oder behält er deßhalb weniger zwei Schillinge mehr in der Tasche? Wollte der Himmel, alle Regierungen nähmen die Direktionen des Covent-Gardens und Drury-Lane-Theatres — denn auch lezteres ist dieselben Veränderungen getroffen — sich zum Vorbilde, und gewönnen endlich einmal die Ueberzeugung, daß Verringerung der Taxen Bereicherung der Bürger und Vermehrung des Staatseinkommens ist. Die Preise in den beiden genannten Theatern sind jezt: sieben Schillinge der dress circle, oder die Hälfte nach dem ersten Stücke, was der zweite Preis heißt; fünf Schillinge der erste und drei Schillinge der zweite Preis in den upper boxes; drei und ein halber oder zwei Schillinge ein Platz im Parterre; zwei Schillinge der erste und ein Schilling der zweite Preis auf der ersten, und ein Schilling erster oder ein halber Schilling zweiter Preis auf der zweiten Galerie; in den sogenannten stalls jeder Platz unverändert sieben Schillinge.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsezung.)

Boyeldieu.

Der Erzbischof von Paris wollte nicht zugeben, daß die Sänger der komischen Oper eine Seelenmesse bei Boyeldieu's Beerdigung in einer der Pfarrkirchen von Paris sangen; allein dem Erzbischofe zum Trotze wurde diese Messe in der Invalidenkirche, wo Se. Eminenz nichts zu befehlen haben, gefeiert, und Abends fand eine andere Trauerfeier auf der Bühne statt. In Rouen, seiner Vaterstadt, hat man sich besonders beeifert, durch ein theatralisches Fest sein Andenken zu feiern; schon zu seinen Lebzeiten hatte ihm diese seine Vaterstadt mehrere öffentliche Beweise ihrer Verehrung gegeben. Auch soll sein Herz in einem Denkmale zu Rouen feierlich beigesezt werden. In seinen häuslichen Verhältnissen war der berühmte Tonsezer nicht glücklich gewesen. Als er aus Rußland zurückkam, mußte er um Ehescheidung vor Gericht anhalten. Er hinterläßt einen Sohn, der wahrscheinlich von dem musikalischen Genie seines Vaters nichts geerbt, und dem daher die Regierung aus Achtung vor seinem Vater eine Pension von 1200 Franken ausgesezt hat. Die Académie des beaux arts wird vertegen seyn, wie sie Boyeldieu als Operettensezer einen würdigen Nachfolger geben soll. Gegenwärtig zeichnet sich Niemand in diesem Fache aus; Herold wäre der Mann gewesen, der an Boyeldieu's Stelle hätte treten können; allein er ist noch früher in's Grab gegangen. Am Musikkonservatorium befindet sich ein deutscher, gründlich gelehrter Tonkünstler, Reicha, der manchen Schüler gebildet und gute Musik, wo nicht im Theatersache, doch im Konzertsache geliefert hat; er scheint aber nicht Freunde genug in der Akademie zu haben und wird bei den Wahlen immer zurückgesezt. Die Akademie soll die Besezung der Boyeldieu'schen Stelle auf ein halbes Jahr verschoben haben, wahrscheinlich weil sie nicht weiß, wie sie ihn ersezen soll, und in der Hoffnung, es werde sich in der Zwischenzeit ein musikalisches Genie auftun, das sie als einen würdigen Nachfolger Boyeldieu's ausrufen könne. Mit der Operette sieht es überhaupt jezt schlimm in Frankreich. Auber ist noch die einzige Stüze derselben; denn obschon Berton noch lebt, so arbeitet er doch schon lange nicht mehr für die komische Oper und hat auch nur wenige Stücke auf dem Repertoire derselben, wogegen Boyeldieu zehn bis zwölf Stücke aufweisen konnte, die in ganz Europa beständig aufgeführt werden. Der junge Halevy ist der Einzige, der Talent und Eifer in diesem Fache zeigt und von welchem auch einige neuere Stücke nicht ohne Beifall aufgeführt worden sind. Carafa hat viel für die französische Operette geschrieben, jedoch nichts, was allgemeinen Beifall erhalten hätte. Jährlich kommt ein junger Tonkünstler aus Italien und Deutschland zurück, den die Regierung hat reisen lassen. Ich weiß nicht, was aus diesen Leuten wird, denn sie lassen nichts oder doch wenig von sich hören. Glücklicherweise besizt man hier Rossini; wenn man diesen Meister dazu vermögen könnte, Schüler zu bilden, so könnte er ein ganzes Musikkonservatorium aufwiegen; aber Rossini hat sich in seiner Jugend genug geplagt und lebt jezt gemächlich, froh und lustig, macht sich gute Tage und sieht seine Operetten mehr oder minder gut aufführen. — Das Théâtre nautique, das mit seinem Wasserbecken kein großes Glück gemacht hat, sucht jezt sein Heil in Balletten und gibt ein chinesisches Stück, das heißt ein Stück mit chinesischen Tänzen und Kostümen, das sich hübsch ausnimmt, wenigstens als Augenweide. Schwerlich wird sich dieses Theater lange halten können; denn Stücke, wie das lezteres, sind kostbar, und mit der großen Oper kann dieses neue Theater doch nicht wetteifern.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 20. November 1834.

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und webt nicht ewiges Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?

Goethe.

Die Seele.

Manches Dunstbild mich verwirrte,
Manches Irrlicht ging aus,
Wenn ich suchend oftmals irrte
Durch der Seele Stollenhaus.
In den täuschenden Mäandern
Hielt mir nie der Berggeist Stand,
Und erschöpft vom sauern Wandern
Schalt ich Alles Lug und Tand.

Aber in des Glaubens Wage
Plötzlich fiel ein neu Gewicht,
Denn mir ward am hellen Tage
Ein bekehrendes Gesicht;
Und die trostlos freche Meinung
Schwur ich, ein Beglückter, ab,
Seit die holdeste Erscheinung
Sichres Unterpfand mir gab.

Liebes Mädchen! deine Seele
Ist mir ja kein Räthsel mehr,
Sie umschwebt mich, und ich quäle
Mich nicht rathend hin und her.
Ohne Wechsel, ohne Trennung
Steht sie vor mir hold und ganz
Seit der Stunde der Erkennung
In der Schönheit Wunderglanz.

Darf die zarte Hand ich nehmen,
Wie von rosenrothem Sammt:
Fühl' ich, wie in heißen Strömen
Lauter Seele sie durchflammt.
Durch der Brauen Siegesbogen
Tritt sie lächelnd oft vor's Haus,
Schifft auf goldner Rede Wogen
Heiter in die Welt hinaus.

Wenn im schmelzenden Gesange
Tief die Brust der Ton durchzieht,
Wird mir bei der Lust oft bange,
Ob sie nicht zum Himmel flieht?
Bis sie mit dem rothen Munde
Meine Sorge wieder heilt,
Und ein Kuß mir gibt die Kunde,
Daß sie gern bei mir noch weilt.

Aber wenn sie, schattentrunken,
Still in sich zurückgekehrt,
Wenn das Auge, zugesunken,
Seinen blauen Wellen wehrt,

Digitized by Google

Wenn durch's schmale Thor der Lieder
Morpheus Blumensaamen quillt,
Und das Lilienweiß der Glieder
Neu vom Schlummerbade schwillt:

Ist der Leid dann aufgenommen
In der Seele wallend Kleid?
Ist die Seele ganz verschwommen
In des Leides Lieblichkeit?
O dann ahn' ich die Erhöhung
Dieser flücht'gen Königin!
Seh' den Kranz der Auferstehung
Um das Haupt der Schläferin!

Gustav Pfizer.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Die Fragen: woher entwickelt sich die Kraft dieser Menschen? und wo liegt eigentlich das Glück, der Friede, die Ruhe der Seele, die trotz Mißgeschick und Unglück so sichtlich in ihnen leben? lagen Leopoldinen zu nahe, als daß sie sie nicht hätte thun sollen. Indem sie diese Naturen nicht begriff, indem sie sich einer ähnlichen Ergebung nicht fähig fühlte, trieb es sie, die Ursachen aufzufinden, aus welchen die Handlungsweise Lonaus und seiner Gattin hervorging. Gegenseitige Liebe, heiliges Vertrauen, der Wunsch, das geliebte Wesen zu trösten, zu erheben, mochte allerdings kräftig zu der edelsten Selbstüberwindung begeistern; Madame Lonaus fortgesetzte Thätigkeit ließ sich aus der Neigung zu solchen Geschäften erklären, die ihr ungefähr die nämliche Zerstreuung gewähren konnten, die ihr selbst eine geistreiche Unterhaltung oder irgend ein anderes gesellschaftliches Vergnügen gegeben haben würde, wobei freilich nicht zu leugnen stand, daß die erstere das wohlthuende Bewußtseyn, nützlich zu werden, mit sich führte. Aber es mußte doch noch etwas der Festigkeit zum Grunde liegen, mit welcher diese Menschen heiter, ergeben, muthig ihren Weg fortsezten. Leopoldine hatte oft bemerkt, daß die Arbeit, die sie vor sich hatte, oder das Buch, in dem sie las, aus Charlottens Händen gesunken und ein Augenblick düsteren Hinbrütens eingetreten war. Dann hatte sie fast unmerklich die Hände gefaltet, ihr verdüsterter Blick hatte sich nach oben gerichtet und war jedesmal mit einer Art Verklärung von dort zurückgekehrt. Dann hatte sie muthiger als je in ihrem Geschäfte fortgefahren, und ihre Thränen waren gestillt. Daß sie gebetet hatte, war ihr klar; daß Lonau, wenn auch nicht ganz auf dieselbe Weise, doch in dem nämlichen Sinn sich Kraft holte, davon war Leopoldine ebenfalls überzeugt, und sie fing an, zu begreifen, daß die Religion, in welcher sie sorgsam unterrichtet war, die man aber weit mehr zu einer Sache des Verstandes als des Herzens bei ihrer Erziehung gemacht, und deren Gebräuche sie mit gewissenhafter Pflichttreue, aber ohne Hingebung bisher verrichtet hatte, weit größere Vorzüge in sich schließe, als sie ihr zuzutrauen gewöhnt war, da sie vermochte, den höchsten Schmerz auf Erden, das Leid des gebrochenen Mutterherzens, zu mildern. Würde wohl dieses religiöse Gefühl, das tröstend an ihrer Seite stand, Charlotten in irgend einem Falle dahin gerathen lassen, wohin sie selbst sich verirrt hatte? Würde sie dem Grafen Hoffnung gegeben, in leichtsinnigem Muthe ihr Vermögen verschleudert haben? —

Der Schleier, mit welchem bisher das unbekannte Land heiligen Glaubens, schöner Hoffnungen sich vor Leopoldinens Blicken verhüllt hatte, begann sich zu lüften. Der Genius weiblicher Tugend, der in eines jeden Weibes Brust wohnt, vermochte seine warnende Stimme hörbar zu machen, und erschreckt von dem grellen Lichte, mit welchem die Wahrheit ihre Lage beleuchtete, beschloß sie, sich von dem Verhältnisse loszumachen, in welches Leichtsinn, fremde Schlauheit, Julius Unrecht und die Verhörung des Liebe verlangenden Herzens sie geführt hatten. Dafür aber mußten Schritte zurückgethan werden, die bereits geschehen waren, und dies brachte sie, Saldern gegenüber, in eine sehr peinliche *Stellung*. Leopoldine war zu reizend, als daß er sie so leicht hätte entschlüpfen lassen können. Was wirkliche und künstliche Leidenschaft, was die Gewandheit und Ueberredungskunst des abgefeimten Weltmannes nur vermochten, ward erschöpft, um die willkommene Beute in den Netzen festzuhalten, welche bereits um sie geschlungen waren. Es gab allerdings Stunden, in denen sie wankte, wäre es auch nur gewesen, um der Gefahr der Lächerlichkeit zu entfliehen, mit welcher ihr gedroht wurde. Aber jene Tage des heimlichen Schauens in zwei edler Menschen Leben und Sinn hatten den göttlichen Funken zu mächtig in ihrem Herzen angefacht, Saldern selbst hatte in der Ueberraschung gekränkter Eigenliebe, ohne es zu wissen, zu arge Blößen gegeben, als daß nicht das Gute den Sieg hätte davon tragen sollen. So blieb ihm denn nur die Rache übrig, und die nahm er in vollem Maße. Nach einer sehr heftigen Scene, die Leopoldinens Vorsatz gänzlicher Auflösung jedes Verständnisses nicht erschüttern konnte, sandte er ihr ein Paket Briefe, von ihrem Gatten an Frau von Breitenstein gerichtet, deren Auslieferung er damit erkauft hatte, daß er ihr sein Herz huldigend zu Füßen legte. Dieser Sendung waren Notizen über Julius anderweitige Aufführung, über seine Verschwendung und den Kreis junger Männer beigefügt, in

welchen seine Geschäftslosigkeit und sein übles häusliches Verhältniß ihn geführt hatten, die freilich sehr übertrieben und gehässig ausgeschmückt waren, aber durch die Briefe, deren leidenschaftliche Sprache Leopoldinens Gefühl um so mehr beleidigen mußte, als sie nach der Weise der besten Menschen ihre eigene Selbstüberwindung sehr überschätzte, einen betrübenden Beleg erhielten. Vergessend, wie nahe sie selbst dem Abgrunde gestanden hatte, nicht berechnend, wie viel von Julius Verirrungen auf ihre eigene Rechnung gebracht werden konnte, fühlte sie nur den Verrath einer Liebe, die nun mit einem Male in ihrer Brust wieder aufzuleben begann, und überließ sich den Eingebungen ihres gereizten Gemüthes so ungemessen, daß ein weit vernünftigerer Mann, als Warheim dazumal war, sich abgeschreckt gefühlt hätte. Wie es bei solcher Aufregung immer zu geschehen pflegt, wurde Manches gesagt und gethan, das man in leidenschaftlosem Zustande kaum möglich glaubt, was aber die Herzen unwiderbringlich auseinander reißt. So standen Julius und Leopoldine plötzlich auf dem Punkte, vom welchem es höchst selten mehr eine Rückkehr zu einem leidlichen Verhältnisse gibt.

In diese Epoche gänzlicher Zerrüttung fiel die Rückkehr der Frau von Sanboval in die Heimath, nachdem sie mehr als ein Jahr in der Ferne zugebracht hatte. Ihr Weg führte sie nahe bei der Wohnung des Oberförsters vorüber, und sie stand um so weniger an, ihn zu besuchen, als die erhaltenen Nachrichten sie über das Schicksal ihrer Lieblinge besorgt gemacht, und Leopoldinens letzte Briefe, mit dem Gefühl innerer Zerfallenheit geschrieben, diese Sorge zu lebhafter Angst gesteigert hatten. Wenn schon ihres Freundes anscheinende Trockenheit und der Kontrast, den ihre Ansichten mit den seinigen bildeten, zuweilen ihren Unwillen gegen ihn rege machten, so trug sie dennoch das Bewußtseyn in sich, daß sein klarer Verstand, seine unerschütterliche Ruhe und Festigkeit allein geeignet seyen, eine schlimme Sache wieder gut zu machen, und sie hatte zu ihm das Zutrauen, das der Kranke seinem Arzte schenkt.

Wärdeim empfing die Frau mit der freundlichsten Wärme, denn er schätzte und liebte sie herzlich, trotz dem kleinen romantischen Anstrich, welchee sie nach seiner Meinung im gewöhnlichen Leben sehr liebenswürdig machte, ihm aber anstößig war, wenn sich ihre überspannten Ideen auf ernstere Dinge ausdehnten. Er suchte zu ihrer Erfrischung und Bequemlichkeit Allem aufzubieten, aber die Tante war viel zu unruhig, als daß sie selbst in diesen ersten Momenten ihre Hauptidee hätte vergessen und etwas, das außer dieser lag, ihre Aufmerksamkeit hätte schenken können. Sobald es sich irgend thun ließ, verlangte sie ungestört mit dem Oberförster zu sprechen, und als sie ihm nun in dem einsamen Zimmer gegenüber stand, faltete sie die Hände, schaute ihn mit der Angst der Mutterliebe an und flüsterte mit angstvollen Tönen: „Sagen Sie mir um Gotteswillen, was ist mit den Kindern vorgegangen? Ich ahne Schlimmes, und weiß nicht, wohin, noch wie weit ich mit meinen bangen Vermuthungen gehen soll!“ — „Erst lassen Sie uns ruhig neben einander sitzen, liebe Freundin,“ sprach Warheim; „es ist nicht mehr geschehen seit jenem Morgen, als wir Beide der jungen Leute Zukunft besprachen und Ihre lebhafte Ueberredungsgabe über meinen schwerfälligen Alltagssinn den Sieg davontrug. Werden Sie nicht unwillig,“ fügte er hinzu; „es widerfährt dem alten Griesgram wohl zuweilen, daß er gegen seinen eigenen Wunsch zum Propheten wird, und leider ist dies auch hier der Fall gewesen. Ihre wahrhaft mütterliche Liebe hat ohne Scheu vor eigenen bedeutenden Opfern das Heil der Kinder Ihrer Wahl und Ihres Herzens begründen wollen, und Ihre wohlthätige Absicht ward nicht erfüllt. Ich könnte nun wohl, um Sie zu schonen,“ fuhr er fort, als ihr Blick ängstlich lauschend an ihm haftete, „die Nachrichten, die ich zu geben habe, von Weitem einleiten, mildern, mit leeren Hoffnungen ausschmücken, aber ich bin überzeugt, der Mensch erträgt weit ehee einen harten, unerwarteten Schlag, als das allmähliche zu Grund gehen jeder frohen Aussicht, das langsame Versinken in ein unabwenddares, nach und nach sich bildendes Unglück. Also rasch und mit Einem Worte: Ihre Besorgnisse sind gerecht! Die Kinder haben, statt des Paradieses friedlich zu genießen, das Sie ihnen bauten, von der Frucht des Erkenntnisses gegessen, haben sich in Unbesonnenheit und verkehrtes Handeln verstrickt, sind von diesem zur Thorheit übergegangen und haben sich endlich des Glückes unwürdig gemacht, das ihnen geboten ward, wie sie denn dazu von Anbeginn untüchtig waren. Ein unsinniger Aufwand hat ihr Vermögen verzehrt, das Beispiel der großen Welt und das Bestreben, es nachzuahmen, ihre Zufriedenheit und ihre gegenseitige Liebe vernichtet. Beide in unheilbringende Verbindungen gerathen, haben sie ihr Gewissen und die Ruhe ihrer ganzen Zukunft auf's Spiel gesetzt — ob sie dieses verloren haben Gott auf immer, wird die Zeit lehren, und fast muß ich es befürchten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Chateaubriands Moses.

Einiges Aufsehen in der Theaterwelt erregte die Aufführung des Chateaubriandschen Schauspiels Moses auf der

Odeonbühne, von der Versailler Truppe, welche dieses Stück bereits zweimal zu Versailles gegeben hatte. Bekanntlich hat Chateaubriand nur dieses einzige Stück für die Bühne geschrieben, und zwar nach dem Muster der Racine'schen Athalie, also mit Chören. Indessen hatte der geniale Dichter es doch nie gewagt, dieses Trauerspiel auf die Bühne zu bringen. Es wurde in den lezten Jahren als Zugabe zu der vollständigen Sammlung der Chateaubriandschen Schriften gedruckt, ohne daß es jemals aufgeführt worden war, obschon man mehrmals den Plan gehabt hatte, eine Vorstellung zu wagen. Dies war vormals ein großes und wichtiges Unternehmen, und konnte einen Dichter stürzen oder erheben; allein heutzutage wo so Manches und so Unerhörtes auf die Bühne kommt, ist die Aufführung eines neuen Stückes nichts Auffallendes und wird selten zum allgemeinen Stadtgespräche. Dennoch verwahrte sich Chateaubriand, als man neulich seinen Moses zum ersten Male aufführen wollte, gegen diesen Versuch, wie gegen das gewagte Wagestück von der Welt, und betheuerte mehrere Male, daß er nicht den geringsten Antheil daran habe, sondern daß Alles ohne sein Zuthun und seine Einwilligung geschehe. Wäre das Stück nicht gedruckt gewesen, so würde es allerdings die Aufmerksamkeit gespannt haben; allein nun wußte man schon vorher, daß Chateaubriand ein Stück nach den alten Regeln der französischen Dramatik geschrieben habe, da zu der Zeit, als er es dichtete, noch Niemand es gewagt hatte, diese Regeln kühn zu verletzen. Das Stück schreibt sich nämlich aus der lezten Zeit des französischen Kaiserthums her. Damals waren die Vorschriften der französischen Dramaturgie noch eine heilige Sache, und so wenig Chateaubriand sich in seinen andern Schriften nach vorhandenen Mustern gerichtet hat, so wenig hatte er bei einem Trauerspiele, besonders bei einem Trauerspiele biblischen Inhalts, geglaubt, sich von den klassischen Mustern entfernen zu dürfen, und so ist denn sein „Moses" kein Stück, worin sich seine Genialität frei äußern konnte, einige Stellen ausgenommen, in welchen sich der ächte Dichter, nur nicht der dramatische zeigt. Er gesteht in der Vorrede, daß sein Stück strictement classique sey, hofft aber, daß es durch die bald deklamirten, bald gesungenen Chöre, durch die angezeigten schönen Dekorationen, durch die Bewegungen des Lagers, des Volkes u. s. w. eine Mannichfaltigkeit erhalten habe, welche den sogenannten klassischen Trauerspielen der französischen Bühne fehle. Die Chöre selbst hat er zum Theil den hebräischen Psalmen nachgebildet; bei der Vorstellung konnten aber die im Texte vorgeschriebenen Dekorationen nur zum Theil dargestellt werden. Auch die Chöre wurden nicht so gegeben, wie es der Dichter vorgeschrieben hat. Sie sollen nämlich zum Theil nicht gesungen, sondern bloß nach dem Gebrauche der Alten singend hergesagt werden; diesen Versuch will aber kein Theaterdirektor wagen. Eben so wenig hat man sich nach der vorgeschriebenen Eintheilung des Chors in zwei Theile gerichtet, wovon der eine mit Harfen, der andere mit Trommeln versehen seyn soll. Die Trommeln der Hebräer hätten die Zuschauer in lustige Stimmung versetzen können, und so etwas ist einem Trauerspiele höchst gefährlich. Da man also ein allzueinfaches Stück vor sich sah, worin es an einer rührenden dramatischen Handlung fehlte, welche durch die vom Dichter vorgeschriebenen Nebenumstände nicht gehoben wurde, so waren die Zuschauer auch wenig befriedigt, und einige drückten ihre Unzufriedenheit durch lautes Murren aus. Wie man hier die widersprechendsten Auftritte neben einander sieht, so ereignete es sich auch, daß, während der Abguß von Michel Angelo's Moses hier in der Kunstschule aufgestellt und die Chateaubriandsche Verklärung des jüdischen Gesetzgebers auf der Bühne dargestellt wurde, in der neuen Kirche des Abbé Chatel eine heftige Predigt wider Moses zu hören war, worin man ihn der höchsten Grausamkeit und des ärgsten Fanatismus beschuldigte. Ist es nicht eine sonderbare Erscheinung, daß hier Moses in einer Kirche verdammt und auf der Bühne verehrt wird?

(Der Beschluß folgt.)

London, Oktober.

(Beschluß.)

Covent-Garden. Flucht des Bankdirektors.

Covent-Garden eröffnete seine Vorstellungen mit Coriolan. Die Gesammt-Vorstellung war so gut, als sie möglicherweise seyn konnte. Muß es ausdrücklich gesagt werden, daß dieses möglicherweise sich auf die Beschaffenheit der Schauspieler beziehe? Dieselbe Klage, welche in Deutschland den Verfall der Bühnen, um nicht zu sagen, den Verfall der Kunst im Verfall der Künstler findet, und welche verstummen wird, sobald entweder die Künstler zu der Einfachheit der frühern Tage zurückkehren, oder ihre Namen mehr als kaum den sechsten Theil des Alphabets füllen — dieselbe Klage ist auch in England laut geworden. Es würde daher eben so unerfreulich, als ungerecht seyn, jene erste Darstellung mit einer zu vergleichen aus der nicht längst verschwundenen Zeit, wo die englische Bühne reich war an tragischen Mimen, wie nur seltene Talente sie bilden. Bis Zufall und Genie die jetzige Bühnen-Armuth in den frühern Reichthum verwandeln, gebührt der Dank der Zuschauer denen, die sich wenigstens bemühen, den erlittenen Verlust zu ersetzen. Unter diesen zeichnet bei Covent-Garden unstreitig Vandenhoff sich aus. Er erschien an jenem Abende als Coriolan. Sein Auftreten hätte leichter und würdevoller, seine Deklamation minder einförmig, seine Bewegungen hätten minder steif seyn können; aber er hatte sich sichtbar bestrebt, den Geist seiner Rolle aufzufassen, der Wille zeigte sich überall gut, es war Gefühl und Verstand in seinem Spiel. Auch kann er sich nicht über Mangel an Aufmunterung beschweren: mit Zeichen des Beifalls, ihn hier zu sehen, wurde er empfangen, Beifall begleitete ihn fast unausgesezt durch das ganze Stück.

Wenn das Theater aus ist, gehen die meisten Zuschauer nach Hause. Das ist der Uebergang von dem gespielten zum wirklichen Leben, der Rücktritt aus fremder Häuslichkeit in die eigene, aus dem Reiche der Täuschung in das enge Gebiet des Alltäglichen. Es bedarf daher keiner Entschuldigung, daß ich in raschem Sprunge aus Covent-Garden in die City überspringe, und dem Leser die Verwirrung zeige, in welcher die reiche Handelswelt durcheinander läuft, weil Herr Raikes, erster Vorsteher der englischen Bank, seine Zahlungen eingestellt und sich aus dem Staube über das Wasser nach Calais begeben hat. Erschrecken Sie jedoch nicht, Sie Alle, für welche die Bank von England in Hinsicht ihrer Zahlungsfähigkeit mehr Interesse hat, als für den Schreiber gegenwärtiger Zeilen. Die Bank ist nicht gefährdet. Ich bin ermächtigt, den Lesern des Morgenblattes kund zu thun, daß die englische Bank keinerlei Aufforderung an Herrn Raikes und dieser nicht ein einziges Mal die Gelegenheit benuzt hat, sich Geld von ihr vorstrecken zu lassen. Würden alle Bankerutiers das gethan haben? Nein; also ist Herr Raikes ehrlicher als Viele, und ich empfehle ihn zur Nachahmung.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 21. November 1834.

Lorsque vous peignez les hommes, il faut peindre d'après nature: on veut que ces portraits ressemblent, et vous n'avez rien fait, si vous n'y faites reconnaître les gens du siècle.

Molière.
Critique de l'école des femmes.

Molière.

Aus der unter der Presse befindlichen neuesten Novelle des Freiherrn v. Sternberg: Molière, setzen wir ein Bild, das auch abgetrennt vom Ganzen den Eindruck eines geistreichen Genregemäldes machen wird, in den Rahmen unseres Blattes.

* * *

In dem großen Gemache, das die Aussicht auf den Platz hatte und das sein Lieblingsaufenthalt war, saß der Dichter Molière noch in später Abendstunde, beschäftigt mit der Vorlesung eines seiner Lustspiele. Die Zuhörerin, die ihm gegenüber saß, war keine Marquise oder Comtesse, es war des Dichters Haushälterin, die alte Marcella. In dem reinlichen, weißen Leibrock über dem rothen gefalteten gascognischen Rock, an der Seite gziert mit den Abzeichen ihres Standes, dem gewaltigen Schlüsselbunde, das vollwangige gutmüthige Gesicht von einem eng anschließenden Häubchen umschlossen, saß die treffliche Alte da und stützte die dicken Arme, heftig gerörthet im Dienste am Feuerherd, auf einen antiken römischen Senatorsessel, der im Schauspiel gedient hatte und mit einer Anzahl antiker Masken verziert war. Marcella hatte hier nichts Geringeres zu thun, als ihr kritisches Urtheil abzuringen: diese Ehre erwies ihr der Herr öfters, ja er kehrte immer zu der Alten im einfachen Häubchen und mit dem Schlüsselbunde zurück, wenn er in den Salons der großen Welt, zum Ueberdruß mit Schmeicheleien überhäuft, die witzigsten Urtheile belesener jungen Damen, sowie die gründlichen Kritiken der Männer vom Fach angehört hatte. Das gesunde Lachen Marcella's war ihm der sicherste Beweis eines gelungenen Einfalls, denn Marcella, das wußte er wohl, lachte nicht aus Artigkeit, sie wußte in ihrem gascognischen, einfach derben Sinne nichts von der Kunst zu lachen, die ein Erzeugniß der feinen Erziehung ist, und zu der eben so gut Studium gehört, wie zu jeder andern Kunst; auch von jenem kritischen Lachen wußte sie nichts, das haarfein auf einer Nadelspitze balancirt und zu dem gründliche Gelehrsamkeit gehöret; wenn Marcella lachte, so mußte es wirklich ein guter Spaß seyn, ein Spaß von jener handgreiflichen Komik, über die die Welt gelacht hat und immer lachen wird, so lange sie besteht.

So saß denn der Meister da und las Marcellen sein Stück vor, das einen Bürger schildert, der den Edelmann spielt. Die Scene, wo Jourdain sich die schönen Künste aneignet, wo er die kostbaren Stunden in der Logik nimmt, indem man ihn buchstabiren lehrt, wo er tanzt, indem man ihm die Beine verdreht, und wo er endlich Unterricht im Fechten nimmt und Prügel bekommt,

Digitized by Google

fanden Marcella's Beifall, doch der Schluß gefiel ihr nicht; sie tadelte das Spiel mit der Vermummung und fand es unnatürlich, daß Jourdain, der nur ein Thor, doch kein Dummkopf war, sich so leicht übertölpeln lasse. Der Dichter wollte dieses nicht zugeben, er stritt sich mit seiner alten Muse, doch sie trug den Sieg davon. Unterdessen war ein Gericht Kastanien fertig geworden; die Alte hörte jezt auf keine Vorlesung mehr, sie brachte die Früchte in einer zierlichen Schaale und stellte sie dem Herrn hin, dann trippelte sie zum Wandschrank und brachte ein Fläschchen sammt dem silbernen Mundbecher. Molière wies die Mahlzeit von sich, die Alte mußte sich auf sein Geheiß an die Schüssel machen. Die Flamme des Kamins beleuchtete die Gruppe. „Man will mich malen lassen," hob der Dichter nach einer Pause an, „und die galanten Herrn haben sich etwas recht Schönes ausgedacht: auf Wolken soll ich sitzen, um mich herum die Musen, und Melpomene soll mir den Kranz aufsetzen." — „Wer ist die Jungfrau?" fragte Marcella, indem sie Butter auf ihre Kastanien legte. „Niemand kennt sie," entgegnete der Dichter trocken, „und sie hat eine so sonderbare Abstammung, daß man gar nicht weiß, woran man mit ihr ist." Marcella warf ihrem Herrn einen besorglichen Blick über die Schüssel zu: „Laßt Euch nicht mit dergleichen Frauenzimmern ein, Ihr wißt ja, wie ich hierüber denke, und zudem seyd Ihr schon in ein recht ehrwürdiges Alter getreten, da will sich dergleichen nun vollends nicht schicken." — „Das behaupte ich auch," entgegnete der Dichter, „ich habe deßhalb auch vorgeschlagen, daß die Herrn, die ein Bild von mir haben wollen, mich sollen malen lassen, so wie ich jezt mit Dir zusammensitze, Marcella. Es gäbe ein hübsches Bild." — „O, Scherz über Scherz!" rief die Alte, „wie käme ich zu dieser Ehre, und wem wird es Freude machen, das Bild einer betagten Frau zu sehen?" — „Nun, nun! Marcella, wie lange ist es her, daß man noch von der schönen gascognischen Magd sprach in meines Vaters Hause? Ja, ja, damals warst Du ein junges, unerfahrenes Ding, eben erst in die Hauptstadt gekommen. Wie oft vergaßest Du mir mein Abendbrod zu bringen, wenn im Vorsaale, wo der Vater seine Tapeten zuzuschneiden pflegte, Jerome, der schlanke Pierre, oder Jean, der lustige Junge, Deiner harrten, um von Dir noch einen Gruß zu erhaschen: Alte, Alte, Du hast eine rasche und kühne Jugend durchlebt."

Marcella lächelte verschämt, die Kastanie entglitt ihren Händen und mit einem gutmüthigen Blicke betrachtete sie der Dichter. „Ich weiß noch ein Liedchen," rief er, „das man unter dem Fenster der schönen Gascognerin sang." — „Ach, Possen! laßt uns von ernstern Dingen sprechen." — „Gib mir die Laute her." Molière ergriff das alte abgenuzte Instrument, er lag in seinem Sessel zurückgelehnt, und indem er seine Haushälterin mit dem ihm eigenthümlichen schalkhaften Lächeln betrachtete, sang er mit noch recht wohltönender Stimme:

Je croyois Janneton
Aussi douce que belle;
Je croyois Janneton
Plus douce qu'un mouton:
Helas! helas!
Elle est cent fois, mille fois plus cruelle,
Que n'est le tigre aux bois!

Bei den Tönen dieses Liedes war die Thüre aufgegangen und Andreas Chapelle, der Freund Molière's, stand lächelnd da, sich die Gruppe betrachtend. „Bravo!" rief der Eintretende, „also hier kann man ihn finden, bei seiner alten Calypso, und im Gesellschaftssaal des Herzogs läßt er vergeblich die schönen Geister nach seiner Gegenwart seufzen."

Der Dichter stand auf und legte die Laute lachend bei Seite. „Chapelle!" rief er und drückte dem Ankömmling die Hand, „gut, daß Du da bist, mein Herz ist schwer, Grillen füllen mir den Kopf — ich bin alt, sehr alt geworden, es geht mit mir zu Ende." — „Er hat es auf der Brust!" rief Marcella; „erlaubt, gnädigster Meister, daß ich Euch von dem Medikamente gebe, welches ich selbst bereitet habe, nach gelehrten Vorschriften." Sie holte aus einer ihrer Taschen ein Fläschchen hervor, Molière ergriff es und schleuderte es zum Fenster hinaus. „Alte!" rief er mit einem *grimmigen* Blick, „willst Du auch zur Fakultät gehören? dann mach nur, daß Du aus meinem Hause fortkommst. Du weißt, ich kann keine Arzneiflasche sehen, Närrin!" Die Alte faßte die Hand des Zürnenden. „Ihr habt gestern Abend einen Blutsturz gehabt!" rief sie leise, „ich weiß es. Das neue Stück, das Ihr habt in so kurzer Zeit schreiben müssen, die durchwachten Nächte — lieber Herr, was ich Euch sage, solltet Ihr eigentlich von der Madame hören, allein Madame schwärmt herum, Ihr habt nur die alte Marcella, die Euch nicht verlassen wird. Hört auf mich, denkt daran, daß Ihr bald drei-und-fünfzig Jahre zählen werdet." Sie hatte immer eiliger gesprochen, bei den lezten Worten stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Molière winkte ihr, sich zu entfernen; als sie fort war, sank er in seinen Sessel, das Haupt auf den Arm gestüzt. Chapelle richtete seinen Blick aufmerksam und mit Trauer auf den Freund, eine ängstliche Pause herrschte im Zimmer.

„Bereite Dich zu Deinem Abschied, alter Schauspieler und Lustigmacher! drei-und-fünfzig Jahre hast Du Dein loses Handwerk geübt — es ist genug!" — „Molière!" rief Chapelle mit Ernst. — „Laß mich," entgegnete der Dichter, „ich weiß, was Du sagen willst. Ach, Chapelle, ich bin müde dieser Welt, müde dieses Geschwirres

Digitized by Google

bunter Larven; meine Seele ist erlahmt im Kampfe gegen Thorheit und Laster, meine Sinne sind stumpf, mein Herz verödet. Drei- und-fünfzig kostbare Jahre, der goldene Inhalt eines Menschenlebens, er liegt vor mir; was habe ich aus diesem herrlichen Stoffe gebildet? — Ach, welch ein unglückseliger Geist trieb mich aus der stillen Werkstätte, kettete mich los von dem dürftigen, aber friedlichen Geschäfte!"

(Der Beschluß folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott! mein Gott, wie war das möglich!" rief Frau von Sandoval, indem sie jammernd gen Himmel schaute; „wie konnten Menschen, die mit so mancher guten Eigenschaft, so mancher edlen Fähigkeit ausgestattet waren, so tief sinken! Wie konnte die Liebe, die sie so feurig, so leidenschaftlich für einander fühlten, erlöschen und so schnell strafbaren Neigungen Raum geben!" — „Weil Sie, liebe Freundin, in Ihrer arglosen Gutmüthigkeit zwei ungezogene und unerzogene Kinder zusammen gesperrt haben; weil die Liebe, auch die schönste, heißeste, dem Müßiggange und all seinen Folgen nicht widersteht." — „Aber es müssen Umstände eingetreten seyn, Verleitungen statt gefunden haben, denen nicht zu entgehen war; ich kann mir nicht vorstellen, daß zwei so edle Naturen ohne außerordentliche Veranlassung untergegangen seyen." — „Die Grundlage zu einer edlen Natur war allerdings vorhanden," sprach ernst der Oberförster, „aber sie war nicht ausgebildet, nicht auf eine feste Grundlage gestellt, und so bedurfte es keiner Wunder, keiner großen Gewalt, um das schwache Gebäude menschlicher Tugenden zu stürzen." Still weinend rang Frau von Sandoval die Hände, endlich sagte sie mit dem vollen Ausdrucke eines lebhaften Schmerzens. „Wir wollen hin, mein lieber Freund, Sie müssen mit mir kommen. Wir wollen ermahnend, bittend zwischen sie treten; Sie müssen Ihren Ernst, ich will meine Liebe sprechen lassen, und vielleicht gelingt es uns, wenigstens einen Theil ihres Glückes zu retten." — „An dem Verhältnisse, an der Lage, wie sie jezt bestehen," erwiderte Warheim, „ist nichts mehr zu bessern. Die Sachen sind auf jede Weise zu weit gekommen, und wollten wir auch die größten Opfer bringen, um sie in ihrer bisherigen Stellung zu erhalten, so würden diese nutzlos seyn, wie unsere Vorstellungen, und im besten Falle würden wir nur eine klägliche, von allen bessern Genüssen entblößte Ehe erzielen. Was das Uebermaaß der Lebensgüter, was unumschränkte Freiheit verdorben haben, kann nur eine herbe Erfahrung, Unglück, Entbehrung und Abhängigkeit wieder gut machen, insofern Ihre Voraussetzung gegründet und die Anlage bei Julius und Leopoldine wirklich gut ist?" — Mit Umsicht und Klugheit setzte nun der Oberförster seiner Zuhörerin die Einzelnheiten von der jungen Eheleute Benehmen sowohl als von dem Plane auseinander, den er sich gebildet hatte, um wo möglich aus dem Schiffbruche wenigstens das Glück jedes Einzelnen zu retten. Wohl hätte die Tante gerne Manches gegen den leztern eingewendet, denn sie konnte sich noch nicht mit dem Gedanken versöhnen, daß ihre Lieblinge vielleicht für einander verloren seyn sollten; aber das Bewußtseyn, wie viel ihre frühere Ansicht zu dem jetzigen Stand der Dinge beigetragen hatte, die Ueberzeugung, die sie freilich nach Art der Frauen ganz heimlich bei sich behielt, daß Warheims damalige Meinung und seine Voraussagungen vollkommen in Erfüllung gegangen waren, schlossen ihr den Mund, und so schwer es ihr wurde, so gab sie doch endlich zu seinem Vorhaben ihre Beistimmung, und legte das feierliche Gelübde in seine Hand ab, durch kein unzeitiges Mitleid, durch kein voreiliges Dazwischentreten seine weisen Absichten hindern zu wollen.

Die Reise nach der Hauptstadt wurde schnell in's Werk gesezt, und plötzlich, ohne Vorbereitung, stand auf einmal der gefürchtete Oheim wie der Engel mit dem Flammenschwert vor den beiden Schuldbewußten. Leopoldine hatte sich zwar, wie wir gesehen haben, mehr als Julius durch die eigene innere Kraft ihres Wesens dem Verderben entrissen, an dessen Rande sie stand; darum aber schwieg die Stimme des Vorwurfs auch in ihrer Brust keineswegs, und erst als sie in den Armen der Tante gelegen hatte, die sie mütterlich liebend umfing, als sie statt der herben Töne des Tadels nur die Stimme verzeihender, bedauernder Liebe vernahm, athmete sie freier und konnte auch zu dem Oheim die Augen aufschlagen, dessen Lebensansichten ihr zu wohl bekannt waren, als daß sie sich nicht bewußt gewesen wäre, seine gute Meinung eingebüßt zu haben. Indessen ging in dieser Hinsicht Alles ganz unerwarter leicht für das junge Paar vorüber. Von heftigen Vorwürfen, von lauter Mißbilligung oder von Drohungen, was sie Beide, besonders Julius erwartet hatten, war gar keine Rede. Der Oberförster erklärte ganz kalt und freundlich: die Tante und er wüßten unumstößlich gewiß, daß ihre ökonomische, wie ihre eheliche Lage völlig zerrüttet sey, und sie seyen deßhalb, als die natürlichen Vormünder der jungen Leute, die ihnen an Eltern statt gedient, berechtigt, nähere Untersuchungen vorzunehmen und sich zu überzeugen, welche Maßregeln getroffen werden müßten. Dieses Verlangen abzulehnen, war keine Möglichkeit:

Digitized by Google

denn obwohl Julius sich seit Langem alle Mühe gegeben hatte, einer genauern Kenntniß seiner Umstände zu entgehen, so wußte er doch, daß sie hoffnungslos und ohne den Beistand seiner Verwandten die Erhaltung seiner bürgerlichen Ehre undenkbar sey. Dabei ließ er sich durch seines Oheims ruhiges Benehmen täuschen und wagte zu glauben, der Leztere, mit Frau von Sandoval vereint, würde nicht nur die begangenen Unbesonnenheiten gut machen, sondern ihm die Mittel verschaffen, wenn auch auf einem weniger ausschweifenden, doch immer noch auf einem glänzenden Fuße fortzuleben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Luftschifferei. Der Telegraph.

Von den kleinern Bühnen ließen sich manche Neuigkeiten anführen; sie können für das Ausland aber nur wenig Interesse haben. Eine Parodie auf dem kleinen Palais-royal-Theater: la Tempête, wozu ein bekanntes neues Stück der großen Oper Anlaß gegeben hat, ist wegen der Anspielungen auf die bekannten Lennoxschen Versuche in der Luftschifferei anzuführen. Diese Versuche werden in der Posse des Palais-royal als gelungen vorausgesetzt. Ein Apothekergehülfe, welcher sich mit eingeschifft hat, wird auf eine ferne Insel verschlagen, wo es lauter Buckligte gibt. Diese wollen ihn zwingen, zu gestehen, auch in Frankreich gälten die Buckligten für die Schönsten, was denn zu allerlei Scherzen Anlaß gibt, bis er endlich wieder in den Ballon steigt und vom Winde nach Frankreich verschlagen wird. So weit ist aber die Luftschifferei noch nicht gediehen, und vor der Hand werden die Unternehmer weder in's Land der Buckligten, noch in die Länder der Wohlgewachsenen verschlagen werden. Ich habe gemeldet, wie nach dem ersten mißglückten Versuche auf dem Marsfelde, als der Ballon zerriß, das Volk, welches seinen Eintritt bezahlt hatte und dafür nichts zu sehen bekam, als einen zerrissenen Ballon, das Unglück voll machte, indem es über den armen Ballon herfiel, als über ein Corpus delicti, und ihn nun vollends in Stücke riß. Einige schlaue Köpfe machten sich sogar den Unfall zu Nutze, und um sich gewissermaßen wegen des erlegten Eintrittsgeldes zu entschädigen, verkauften sie in verschiedenen Quartieren der Stadt die kleinen Fetzen des Ballons als eine Tagesmerkwürdigkeit, und alsbald fanden sich Leute, welche weder ihren Eintritt in's Marsfeld bezahlt, noch Stücke von dem verunglückten Ballon erobert hatten, und nichts desto weniger Fetzen von Wachstaffent als Trümmer des berüchtigten Ballons für baares Geld verkauften. Vielleicht war es das erstemal, daß man hier alte Fetzen für etwas merkwürdiges Neues verkaufte; von den Arabern in Egypten will ich nicht sprechen, welche zuweilen ihre alten Lumpen für egyptische Mumienbekleidungen ausgeben und an den Mann bringen. Lennox beklagte sich in den Zeitungen bitterlich über diese Verfälscher neuer Art, war dabei ganz in den Willen der Polizei wegen der Beschlagnahme seiner Kasse ergeben, und kündigte an, er werde einen neuen Ballon verfertigen und keineswegs sein Vorhaben aufgeben. In der That arbeitet der Mann seitdem rastlos an einem andern Ballon und will durchaus nicht muthlos werden. Das erste Mißlingen hat ihn indessen bescheidener gemacht, und er läßt jezt nicht mehr, wie vor wenigen Monaten, große Anschlagzettel mit Ankündigungen künftiger Luftreisen in entfernte Länder an die Mauern schlagen. Sogar die Reise nach England, die er zuvor als etwas Ausgemachtes ansah, wird nun nicht mehr als bestimmt angekündigt. Man spricht jezt nur noch von „Versuchen, die man wagen wolle, um in der Luft zu schiffen.“ So lange sich der Unternehmer in diesen Grenzen hält, wird er gewiß die Theilnahme des Publikums erregen. Nicht dadurch, daß Lennox die Luftschifffahrt verbessern wollte, hatte er sich lächerlich gemacht, sondern daß er schon Luftreisen und Fahrten als etwas Bestimmtes zuvor ankündigte. Man läßt indessen den sitzehn, welche die erste Reise mitmachen wollten, gern die Ehre, auch bei der zweiten den Vorrang zu bekommen. Mich wundert, daß nicht auch schon der Telegraph auf die Bühne der kleinen Theater gebracht wurde, denn dieser hat in der lezten Zeit weit mehr Spektakel in Paris gemacht, als die Luftschifferei; vielleicht läßt sich aus der todten Maschine nichts vernünftiges Theatralisches machen. Auf Vernunft kommt es aber auch gar nicht an — wenn die Sache nur possierlich ist. Bisher ist sie leider sehr ernsthaft gewesen. Einige Zeichen des Telegraphen, zur Morgenzeit, haben auf der Börse ein plözliches Sinken oder Steigen, das heißt Verarmung oder Bereicherung der Spielenden zur Folge gehabt, und einige wenige Signale haben Millionen bedeutet und sind Millionen werth gewesen. So lange die Erörterung über die spanischen Finanzen in den Cortes dauert, wird der Telegraph diese Wichtigkeit behalten und der Besiz seiner Geheimnisse für die Börsenspieler schweres Geld werth seyn. Man hat viel darüber geredet und gestritten, wie diese Geheimnisse so schnell unter die Leute kommen, ehe noch die Regierung sie bekannt macht. Bald hat man die Schreiber am Telegraphen, bald die in den Bureaux des Ministeriums angestellten Leute im Verdacht, daß sie die frisch angekommenen telegraphischen Nachrichten gewissen Spekulanten verrathen und verkaufen. Mich wundert, daß man nicht daran denkt, ob es nicht möglich seyn möchte, sich mit den Signalen der Telegraphen vertraut zu machen und dieselben auszulegen; denn eben, daß diese Signale öffentlich gegeben werden, hat zur Folge, daß es hier nicht gehen kann, wie mit den versiegelten Depeschen, und leicht Jemand die ankommenden Nachrichten noch schneller erfährt, als der Minister, an den sie gerichtet sind. Bisher lohnte das Studium dieser Signale nicht die Mühe. Sollte aber der Telegraph noch einige Zeit fortfahren, das Sinken und Steigen der Staatspapiere zu bewirken, so wäre es gar nicht zu verwundern, wenn die Signale desselben noch emsiger studirt würden, als die Hieroglyphen Egyptens, an denen eben jezt ein italienischer Gelehrter hieselbst seinen Scharfsinn versucht, und zwar, wie man behauptet, mit erstaunlichem Erfolge, was er selbst, heißt es, der Welt bald kund thun wird. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. November 1834.

— 's ist Arzenei,
Zu süßem Zwecke bitter!

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Die nöthigen Schritte wurden gethan. Der Oberförster arbeitete Tag und Nacht, um einige Klarheit in das Chaos zu bringen, das er vielleicht, ungeachtet seiner üblen Ahnungen, nicht so arg erwartet hatte, und nach einigen peinlichen Wochen, in deren Laufe er mit Julius, und die Tante mit Leopoldinen mehrere geheime Unterredungen über ihr gegenseitiges Verhältniß gehabt hatten, ließ er sie eines Tages zu sich bitten, und nachdem er ihnen klar und bündig die hoffnungslose Lage der Dinge vor Augen gestellt und ihnen schwarz auf weiß bewiesen hatte, daß nicht nur ihr beiderseitiges kleines Vermögen durchgebracht sey, sondern noch eine beträchtliche Schuldenlast auf ihnen hafte, die nur durch den Verlauf ihres kostbaren Mobiliars getilgt werden könne, theilte er ihnen seine Ansichten folgendermaßen mit. „Ihr befindet euch, meine Kinder, durch eure eigene Schuld, durch Unbesonnenheit, Leichtsinn, Unkenntniß eurer wahren Pflichten, in einer Stellung, die euch allerdings gegen diejenige sehr unbequem erscheinen muß, die ihr bis jezt behauptet habt, die aber dennoch in eurem Alter, bei euren zwar noch unausgebildeten Fähigkeiten bei weitem nicht so schwer zu tragen ist, als euer verwöhnter Sinn es vielleicht glaubt. Dieser Eingang wird euch schon belehren, daß eure Tante und ich nicht im Stande sind, euch länger bedeutend zu unterstützen. Frau von Sandoval hat, von ihrem Gegner bedrängt und in Gefahr, ihren Prozeß ganz zu verlieren, einen höchst nachtheiligen Vergleich treffen müssen, der ihr kaum so viel läßt, als die beschränkten Wünsche einer einzelnen Person zu ihrer Befriedigung bedürfen. Der Rest ihres Vermögens ist durch die Treulosigkeit eines Gläubigers und die Unkosten ihres Rechtshandels so geschmolzen, daß sie in eurer unvorsichtigen Weise handeln würde, wollte sie durch unkluge Ausgaben ihr kleines Besitzthum noch verringern. Ich habe zwar keine Kinder, aber die Verwandten meiner Frau haben Ansprüche an mein Vermögen, und ich darf also dasselbe nicht ohne die höchste Noth angreifen, und diese ist nicht vorhanden, so lange ihr jung, stark und gesund sind. Ihr seht, daß ihr nur auf eure eigenen Kräfte vertrauen dürft, und diese werden euch zweckmäßig angewendet am leichtesten und ehrenvollsten zu Unabhängigkeit und Wohlstand verhelfen. Hört nun meinen Rath. Aus euren traulichen Geständnissen gegen eure Tante und mich ist uns vollkommen deutlich geworden, daß ihr euch in der Neigung getäuscht habt, die ihr gegen einander zu empfinden glaubtet, daß eines gegen das andere Unrecht, Lieblosigkeit, Härte gehäuft hat und ihr unmöglich mehr

Digitized by Google

glücklich zusammen leben könnt. Diese Gesinnung wird euch, so leid sie mir als ein Beweis der menschlichen Wandelbarkeit im Grunde thut, jetzt trefflich zu statten kommen, denn sie gibt euch die Freiheit, einzeln und ohne häusliche Sorgen eure Zukunft festzustellen. Ihnen, liebe Nichte, kann ich zufällig einen Ausweg anweisen, der nicht erwünschter und ihren Bedürfnissen angemessener seyn könnte. Einer meiner Freunde, ein wackerer Mann, hat vor Kurzem eine Stelle erhalten, die ihn auf das Land versetzt, wo eine weitläufige Oekonomieverwaltung seine ganze Thätigkeit in Anspruch nehmen wird. Seine Frau, zwar nicht nach den Forderungen der großen Welt, aber desto mehr nach Gottes und der Natur Begehren gebildet, bedarf einer Gehülfin bei ihrer großen Wirthschaft, und da ich etwas bei den Leuten gelte, so thut sie mir schon den Gefallen, statt einer geübten Wirthschafterin eine solche zu wählen, die bloß guten Willen und natürliche Fassungsfähigkeit mit sich bringt. Für den Charakter und das Herz der guten Lonan bürge ich; sie ist nicht nur eine vollkommene Hausfrau, sondern auch ein edles, zartfühlendes Wesen, das Ihre Lage berücksichtigen und Alles thun wird, Ihre Freundschaft zu erwerben. Für dich, Julius, zeigt sich eine vortheilhafte Stelle bei Franz in Hamburg, der mir letzthin geschrieben und mich gebeten hat, ihm einen jungen Mann zuzuweisen, für dessen Rechtlichkeit ich stehen könne und der einige Kenntniß der Rechtswissenschaft besitze. Er wünsche sich einen solchen zum Gehülfen und Freunde heran zu bilden. Dort könntest du in eine angemessene Thätigkeit kommen, für den Augenblick ein hinlängliches Auskommen und die Hoffnung eines größeren in der Zukunft finden. Ueberlegt nun in ruhiger Einsamkeit meinen Vorschlag, dessen Annahme zugleich die einzige Bedingung ist, unter welcher wir euch die nöthige Hülfe zusagen und durch eine Zulage eure Schulden tilgen wollen. Seyd ihr mit euch selbst zu Rathe gegangen und habt euch entschieden, so findet euch in drei Tagen wieder bei mir ein, und wir wollen das Weitere besprechen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Molière.

(Beschluß.)

Chapelle schwieg und der Dichter suchte sich zu fassen. Er trat an's Fenster, sein Blick suchte den Sternenhimmel, eine ungewöhnliche Blässe lag auf seinen edlen Zügen; nach einer Weile wandte er sich zu dem neben ihm Stehenden: „Was bringst Du mir Besonderes? Du sprichst immer so viele Leute." — „Warst Du von Sinnen, Jean-Baptiste!" rief Chapelle, „als Du jene kecken Worte von der Bühne herabriefst? *) Jetzt bist Du verloren, die Frommen werden Dich steinigen, der Chanvalon wird Dir das nie vergessen; ganz Paris ist in Bewegung." — „So mögen sie's denn dahin nehmen! Ich verabscheue nun einmal diese Brut." — „Fürchtest Du Dich denn nicht vor ihrer Rache?" — „So lange Ludwig die Krone Frankreichs trägt, fürchte ich sie nicht." — „Stets verlässt Du Dich auf den König." — „Chapelle!" nahm der Dichter mit welcher Stimme das Wort, „ich werde bald weder auf die Gnade des Einen stolz seyn dürfen, noch vor der Rache der Andern fliehen müssen. Ich verlasse dieses Paris. Was will ich mehr? arm kam ich hieher, verstoßen, ein wandernder Schauspieler, jetzt ziehe ich fort, reich, und das Gerücht nennt meinen Namen — ich kann sagen, ich habe mein Glück gemacht. Tausend Andere würden an meiner Stelle nichts Höheres wünschen. Jetzt will ich den Frieden, die Einsamkeit aufsuchen, in meinem kleinen Landhause zu Auteuil will ich als stiller, friedlicher Bürger leben und dort fern von der Welt meine Tage beschließen." — „Weiß Deine Frau von diesem Plane? wird sie Dich begleiten?" — „Gewiß, denn sie liebt mich — auch könnte ich nicht ohne Dich und Baron leben." — „Den Letztern laß fort, er kann nur den Frieden stören, nicht erschaffen. Deine Frau —" Des Dichters Blicke leuchteten von Unmuth: „Elende Verläumdungen! bringe sie nicht wieder vor mein Ohr!" Chapelle schüttelte das Haupt. „Ich begreife nicht," rief er nach einer Pause, „was Du an diesem wilden Buben hast; wärst Du ein Weib, so könnte ich's mir erklären, denn er verführt alle Weiber." — „Laß mich Dir etwas von meinem innersten Empfinden und Denken sagen," nahm Molière das Wort. „Von der Zeit an, wo ich Menschen beobachten lernte, und dieses geschah schon in meinem siebenten Jahre, wo ich hinter den Tapetenwänden meines alten guten Großvaters hervor die Leute mir betrachtete, welche in unsere Werkstatt traten, da fühlte ich von dem Charakter und dem Wesen einiger mich besonders angezogen, bei andern blieb ich ruhig und kalt beobachtend; jene entgingen mir, diese konnte ich bis auf den Grund ihrer Seele durchschauen. Da merkte ich, daß Sympathieen mich beherrschten. Rühmt man an mir bei der Zeichnung meiner Charaktere Schärfe und Lebendigkeit, und besitze ich vielleicht in der That diese Eigenschaften in einem gewissen Grade, so fühle ich dennoch meine völlige Ohnmacht, wenn ich versuche, jene mir in wunderbarer Zuneigung nahe

*) Mr. le premier président ne veut pas qu'on le joue, mit diesen Worten, welche Molière zum König gesagt haben soll, läßt ihn unser Dichter dem Parterre verkündigen, daß Tartüffe nicht gegeben werden könne.

Digitized by Google

tretenden Gemüther aufzufassen. Jede Deutlichkeit der Umrisse verliert sich, mein Urtheil schwankt unaufhörlich, ich liebe, wo ich prüfen, und bewundere, wo ich tadeln sollte, ja ich weiß mich zuletzt in dem Streit meiner Gefühle nicht anders zu retten, als daß ich mich blind jenem Wesen ergebe, und nun nicht weiter frage und urtheile. Oft bin ich bitter getäuscht worden, oft aber auch habe ich gegen meine blinde Ergebung die süßesten Empfindungen, die zärtlichsten Neigungen eingetauscht. So ist es mir auch zum Theil mit diesem Báron gegangen. Einer Truppe elender Possenreißer entriß ich den Knaben, er wuchs unter meinen Augen auf, er schmiegte sich an mich und ich lernte ihn lieben. Später, wie er eine überraschende Schönheit in Gestalt und Wesen entwickelte, wurde er mir immer unentbehrlicher. Niemand sprach wie er in einem so lieblich tönenden, geschmeidig biegsamen Organ meine Verse, und nicht meine Verse allein, er war auch in der Tragödie Meister, und Corneille hat ihm die schönsten Heldengestalten zu danken. Die Frauen, die höchsten wie die niedrigsten, wollten nur ihn sehen, nur ihn hören; mein kleines Theater, als ich noch in der Provinz herumzog, füllte sich oft ganz mit schmachtenden Herzen. Konnte ich's verhindern, daß man mir ihn raubte, daß man endlich, ihn, den Unbefangenen, mit tausend zärtlichen Intriguen überschüttete? Dennoch kehrte er sich mir immer wieder zu, hing mir treu an, nannte mich seinen Vater, seinen Freund. — Ich selbst hab' ihn meiner Frau als Hüter bestellt, mein Wille ist, daß er sie nie aus dem Auge lassen soll." — „Und wen hast Du zu *seinem* Hüter bestellt? wohl Deine Frau, nicht wahr?" rief Chapelle mit spöttischem Blicke. „Doch zurück zu Deinen seltsamen Plänen. Meinst Du, daß man Dich ziehen lassen wird?" — „Gewiß, sie sind schon meiner satt — ich kenne dieses Volk."

Der Discurs wurde hier unterbrochen; ein heftiger Lärm, Gezänk und zwischendurch Gelächter ließ sich im Vorgemach hören; jetzt ging die Thüre auf, und vom jungen Schauspieler Báron begleitet, flog Madame Molière herein, eine kleine Brünette, im Gesichtchen die Flammen des Schreckens und Zorns. Sie warf sich auf den Sessel des Mannes und lag erschöpft da, indem die Thränen über ihre Wangen liefen. „Um Gotteswillen, m'amie," rief der Dichter, „was ist geschehen?" Da sie schwieg, wandte er sich an den Jüngling, der am Kamin lehnte und sich einige der besten Kastanien aus der Schüssel suchte. „Laß die Treppe abbrechen," entgegnete er; „es ist das einzige Mittel, um Ruhe zu haben; sobald sich die beiden tollen Weiber auf der Stiege begegnen, so ist der Krieg da. Madame muß hinauf, um in die Küche zu gelangen, und Madame von oben muß herab, um in den Keller zu kommen."

Molière setzte sich zu der erhitzten Schönen. Chapelle und Báron verließen das Zimmer, indem sie sich gegenseitig ziemlich laut ihre Bemerkungen über die Ehestandsscene, die jetzt folgen sollte, mittheilten. „Kannst Du denn nicht in Frieden leben mit dem jungen Weibe?" begann der Dichter, „ihr seyd von einem Alter!" — „Welche Impertinenz!" entgegnete sie, „jene ist wenigstens drei Jahre älter als ich; Ihr versteht Euch schlecht auf die Jahre, mein Freund. Und dann, wir müssen von hier fort; sind wir nicht reich genug, um ein eigenes Haus und zwar in der besten Gegend der Stadt zu bewohnen?" — „Du weißt, meine Liebe, daß ich mich ungern von diesem Hause trennen würde." — „Ich weiß," rief sie, „daß Ihr Alles ungern thut, wodurch mir eine Freude geschieht." Sie hüllte ihr Antlitz in's Tuch und ihre Thränen flossen. „So wollen wir nach Auteuil ziehen, dort bist Du uneingeschränkte Gebieterin." — „Nein, mein Freund, ich habe Euch nicht geheirathet, um meine Jugend mit Euch in einem einsamen Landhause einzuschließen. Ich will Paris nicht verlassen, ich will hier bleiben."

Das Gespräch stockte, unmuthig sah der Dichter zu Boden. „Wenn ich Dir aber nun sage, gutes Kind, daß ich seit einigen Wochen recht ernstlich krank bin, daß ich mich nach Ruhe und Stille sehne; Du wirst mich doch nicht allein ziehen lassen?" — Sie blickte hinter ihrem Tuche hervor; in ihrem großen braunen Auge lag auf einen Moment Zärtlichkeit und Rührung. „Also krank?" rief sie, „das macht das herannahende Alter, lieber Baptiste; ich bedaure Euch herzlich, allein Ihr seht doch wohl selbst, daß ich nicht Eure Krankenwärterin abgeben kann. Du lieber Gott, was würde da aus mir! Ich, die ich so viel Anlage zur Hypochondrie habe! die ich mich nur dadurch aufrecht erhalte, daß ich täglich einige Lustbarkeiten und Zerstreuungen mitmache, die mir freundliche und vornehme Herren unserer Bekanntschaft bereiten! Und dann das Schauspiel, wie könnte es wohl bestehen, wenn man mich nicht mehr auf dem Verzeichniß der spielenden Personen findet? Wer soll Deine listigen, impertinenten Kammermädchen, Deine kleinen koquetten Frauen machen?" — „Freilich," bemerkte Molière mit einem bittern Lächeln, „die spielst Du meisterhaft." — „O mein Freund," fuhr sie fort, „Ihr habt Anlage zu einem Tyrannen; dem muß entgegen gesteuert werden. So belustigend Ihr auf der Bühne seyn könnt, so langweilig seyd Ihr zu Hause. Diese Falten, dieses lange, bedeutende Gesicht — o Ihr seyd nicht gemacht, um junge, lebhafte Frauen zu unterhalten. Kommt, ich gebe Euch einen Kuß, wenn Ihr mir versprecht, dieses Haus zu verlassen und ein anderes, das ich aussuchen werde, zu beziehen."

Digitized by Google

Der Kuß wurde angenommen und das Versprechen gegeben. Madame war jezt heiter und freudig, sie scherzte und tändelte im Zimmer umher, blickte in den Spiegel, schloß das Fenster, indem sie bemerkte, daß die Nachtluft dem Manne schädlich seyn könne; endlich flatterte sie hinaus, und man hörte sie lachend und singend die Treppen hinuntereilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Kunstausstellung. Hensels Christus vor Pilatus.

Der unbedeutende Anfang unserer Kunstausstellung scheint nur eine Finte des Schicksals gewesen zu seyn. Schon in den ersten Wochen, nachdem man sich darüber verständigt zu haben glaubte, daß des eigentlich Ausgezeichneten und Bedeutenden zu wenig, wo nicht gar nichts da sey, um eine Vergleichung mit den frühern Ausstellungen möglich zu machen, erschien ein Bild von Hensel, welches mindestens die allgemeine Aufmerksamkeit, wenn auch nicht das allgemeine Wohlgefallen in Anspruch nahm. Das größte Bild dieser, und wahrscheinlich auch irgend einer der frühern Ausstellungen, kann in den hohen Sälen der Akademie Platz findend, stellt es Christus vor Pilatus vor. Auch jezt, nachdem ein Reichthum schöner Gemälde aus Düsseldorf eingegangen ist, welche der vollsten anerkennenden Theilnahme des Publikums sich erfreuen, kehrt der nach dem Bedeutenden suchende Blick immer wieder unwillkührlich nach diesem Henselschen zurück. Es ist so reich in der Auffassung, Komposition, in den einzelnen Gestalten, in der Gedankentiefe und der Ausführung im Einzelnen, im Getroffenen, wie im Verfehlten, daß der Stoff zur Betrachtung nicht ausgehen kann. Der Maler hat bekanntlich ein ächtes Künstlerleben geführt. Halb Maler, halb Dichter, gehörten seine Jünglingsversuche in die Zeit der Fouque'schen Romantik, aus der wohl recht wunderliche Schlagschatten hervorgingen, aber sonst eben für die Kunst nichts Bleibendes. Die Henselschen Bilder aus Glaube, Liebe, Hoffnung, aus Ehristenthum, Heidenthum, Nachtmenschen und Südmenschen, oder wie dazumal die Stoffe getauft wurden, aus denen man die Poesie mischte, erweckten wenig Vertrauen. Nachher ging ihm in Rom ein anderes Licht auf im Anschauen der großen Werke des italienischen Mittelalters; allein er brachte es doch nur zu gelungenen Kopien. Dieser Christus nun ist ein Werk der ernstesten Schöpfungskraft, die Frucht mehrerer Jahre unausgesezter Arbeit, und schon das ist zu ehren und wird auch allgemein anerkannt, wenn gleich nicht Alle das durch den Beweis geführt sehen, daß unsere protestantische Begeisterung eben so gut, wo nicht mehr berufen ist zur Schaffung großer biblischen Gegenstände, als die dahingegangene und schwerlich wieder zu erweckende der Katholiken, und wenn auch eine noch geringere Zahl dem Referenten im Freimüthigen in seinem erklärenden Panegyrikus dieses Bildes beipflichtet. Der Tadel richtet sich zumal gegen Gestalt und Gesichtsausdruck des Christus selbst, gegen die Gesichter der Römer, in denen man nur Kopien längst bekannter Typen entdecken will, gegen einzelne Frauen aus dem Volk, gegen den Johannes und auch gegen den gewählten Moment: das Geschrei der Juden: „Sein Blut komme über uns!“ weil dies einer der fürchterlichsten und ruhelosesten, also der künstlerischen Auffassung unzuträglich sey. Alles dies zugegeben, bleibt indessen noch so viel Aufgezeichnetes in einem Gemälde von etwa fünfzig Personen in Lebensgröße, daß das Lob leicht auf denselben Raum Anspruch machen könnte. Christus ist noch keinem neuern Maler gelungen, und wie wenigen unter den ältern. Es ist auch kein Gegenstand, wo eine allgemeine Beurtheilung zulässig wäre; jedee trägt seine Anschauung vom Erlöser in sich, und wenn der Maler sich selbst genügt, hat er das menschlich Erreichbare erreicht. Dagegen ist die aufschreiende, sich überstürzende Wuth der Juden meisterhaft behandelt, und in allen Abstufungen, selbst an's Burleske streifend, gut charakterisirt; Neid, Ingrimm, Hochmuth, Berechnung, Fanatismus, Buchstabendienst, es spricht sich Alles gesondert auf diesen Köpfen aus, die großentheils theure Studien nach polnischen Juden sind. Daher findet das Gemälde auch von einer Seite einen Widerspruch, dem gerade kein künstlerisches Motiv zum Grunde liegt. Wie man vernimmt, wird es die Kaiserin von Rußland an sich kaufen.

Charakteristisch ist es allerdings, wenigstens beseitigt es die oft aufgestellte Behauptung, daß unsere protestantische Bildung nicht die Fülle gläubiger Anschauung in sich trage, um biblische und heilige Bilder zu erschaffen, wenn man die aus dem ächt katholischen Sinn der Düsseldorfer Schule hervorgegangenen Heiligenbilder mit jenem Gemälde vergleicht. Wir sahen vom Meister Schadow, von seinen altkatholischen Schülern Däger, Götting Darstellungen aus der Heiligengeschichte, die gewiß aus dem besten Glauben hervorgingen, aber nicht bis zur Schönheit durchdrangen. Es überkommt uns bei diesen mühsamen, ernst trüben Bildern, die doch die höchste Erhebung des Gemüthes zum Gegenstand haben, als hätten die Maler unter Qualen gerungen, sich an den Buchstaben des Glaubens zu halten, und nichts vom Geist der schönen, freien Ueberzeugung, des Glaubens, der in trunkener Seligkeit überstrahlt, wird da sichtbar. Auch Hensel ist nicht bis dahin gedrungen, aber denn doch viel näher.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 278:
Die Kokosnuß.

Homonyme.

Wer scheut nicht an seiner Hand die Eisen —,
Wenn die feste Mauer ihn umhüllet?

Wen erschrecken nicht im Feldbau rauhe —,
Wann er schon die Farbenpracht enthüllet?

Wen entzückte nicht der edeln Trauben —,
Wenn den Mund ihr süßer Most ihm füllet?

Wer sorgt gutem Trunk nicht für die zähsten —,
Wenn ein Fäßlein er damit gefüllet?

Wer sah einmal selig nicht die goldnen —,
Wenn die Liebe lange Sehnsucht stillet?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 24. November 1834.

Unfaßliches Gesetz, ob wir dir lästernd fluchen,
Gehorchen, widerstehn, dich fürchten oder suchen,
Du bleibest, was du bist.

G. Schwab nach Lamartine.

Das Geheimniß.

Wohin, o Freund! uns rufen die Drommeten?
Verborgen ist es dir wie mir;
Wir folgen dem verschleierten Propheten,
Dem unentrollten Schlachtpanier.

Wir tragen, streng versiegelt und verschlossen,
Den Brief des Schicksals auf der Brust;
Wenn unsrer Tage Sanduhr abgeflossen,
Wird erst sein Inhalt uns bewußt;

Gleichwie ein Seemann erst auf hohem Meere
Die ernste Schrift eröffnen darf,
Die ihn belehrt, in welche Hemisphäre
Der Schlachtgott ihm den Lorbeer warf.

Noch herber dünkt mich das Gebot und schlimmer
Das für den Sterblichen besteht!
Was unser Loos? wird kund erst, wenn in Trümmer
Der leichte Bau des Lebens geht.

Und wie, o Freund! wenn, angelangt am Ende,
Wenn unsre Seelen kampfesmatt —
Dann, vor Erwartung zitternd, unsre Hände
Entfalteten ein leeres Blatt?

Wenn uns ein Antlitz wiese der Prophete,
Aus dem kein Glanz der Gottheit blickt?
Wenn blaß und traurig unser Banner wehte,
Dem keine Kronen eingestickt?

Ein Mutterherz kann Eine Nacht verhehlen
Die Weihnachtgaben vor dem Kind —
Doch diese Dämm'rung deutet nicht auf Seelen,
Die für das Licht berufen sind!

Und doch, o Wunder! wie der Geist, der bange,
Stets zur Entscheidung angstvoll drängt —
Dem Vogel gleich, der in dem Blick der Schlange
Als einem geist'gen Netze hängt!

In Ungeduld wünscht sich den Tod der Kranke,
Weil Niemand auf sein Leiden merkt,
Und in des Fiebers Glut mit kühlem Tranke
Die fast verzagte Seele stärkt.

Doch — harren wir, bis völlig ausgekrochen
Die Zukunft aus dem eignen Schooß,
Denn jedes Siegel läßt, zu früh erbrochen,
Des Wahnsinns Dämon auf uns los.

Auch eine edle Frucht schmeckt rauh und herbe,
Die man vor ihrer Reife bricht;
Du weißt noch nicht, wie sich die Beere färbe,
Eh' sie durchkocht vom Sonnenlicht.

Digitized by Google

Doch sehn' ich mich, zu hören die Drommete;
Das lange Räthsel löse sich!
Enthülle dich, verschleierter Prophete!
Entrolle Schlachtenbanner dich!

Die Summe meines Schicksals möcht' ich lesen,
Zur Hieroglyphe abgekürzt,
Ob auch, berührt von jenem Blitz, mein Wesen
In seinen eignen Abgrund stürzt.

Gustav Pfizer.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Die festgesezte Bedenkzeit verstrich den jungen Leuten unter den mannichfaltigsten Regungen, die mitunter wohl leidenschaftlich heftig, aber auf keine Weise angenehm waren. Leopoldinens ohnehin schon tief ergriffenes Gemüth war, als ein weibliches, und also zarteres, welcheres, durch die Vorfälle der jüngsten Zeit, durch die unerwarteten Eröffnungen des Oheims, durch die Aussichten auf eine Zukunft, die ihr unmöglich anziehend erscheinen konnte, hauptsächlich aber durch das Unglück ihrer geliebten Wohlthäterin furchtbar erschüttert worden. Sie schrieb die Thränen, welche Frau von Sandoval während der Zusammenkunft zu vergießen nicht aufgehört hatte, und ihre tiefe Niedergeschlagenheit einzig nur auf den Schmerz, den sie über die Zerrüttung ihrer Vermögenslage empfand, und zum erstenmal stieg der heiße Wunsch in ihr auf: sie möchte eine andere Erziehung genossen haben und jezt im Stande seyn, einen durch Wirthlichkeit und haushälterisches Talent erworbenen unabhängigen Zustand mit der guten Tante zu theilen. An Widerstand, an ein Ausschlagen des gebotenen Looses dachte sie gar nicht, so wenig erfreulich ihr dasselbe erschien. Sie war durch alles Geschehene in diejenige Stimmung gerathen, die wir oft auch bei Männern, aber weit häufiger noch bei dem weiblichen Geschlechte finden, in jenes geduldige Hinbrüten, das eine Folge großer moralischer Erschütterungen oder herben Unglücks ist, und indem es uns als eine tugendhafte Ergebung sich darstellt, in den meisten Fällen nichts ist, als die momentane Erschlaffung geistiger und körperlicher Fähigkeiten. Ueberdies entstand bei ihr, durch das Bewußtseyn eigener Schuld, der Glaube, daß sie zur Strafe einem finstern Verhängnisse überlassen sey, und diese an dem Orte selbst zu tragen, wo ihre veränderte Existenz dem Publikum Stoff zu Neugierde, Hohn und Spott, Tadel und Verläumdung geben mußte, da verlassen und dürftig zu leben, wo sie von dem größten Glanze umgeben gewesen war, wo sie der höchsten Bedeutenheit in der Gesellschaft genossen hatte, würde ihre Kräfte überstiegen haben. Die Enttäuschung des armen Herzens, die Ueberzeugung, die sie zu haben glaubte, daß sie in der Gemeinschaft mit Julius, den sie so sehr geliebt, der sie zum Lohn für diese Liebe so empfindlich beleidigt, so treulos verrathen, einer verschmizten Nebenbuhlerin so ganz ohne Schonung aufgeopfert und eine so geringschätzige Meinung von ihr geäußert, wie es in den erhaltenen Briefen zu Tage lag, unmöglich mehr eine Minute Zufriedenheit genießen, daß sie nie vergessen könne, ließ sie in dem Vorschlag des Oheims den einzigen Ausweg sehen, der sie vor einer Lage, vor Verhältnissen retten konnte, vor welchen ihr graute; auch war die Wahl derjenigen, die ihre Führerin und Gebieterin werden sollte, ihr nicht zuwider. Zwar hätte vor einigen Wochen noch der Gedanke, unter der Frau zu stehen, über welche sie sich an Rang, Reichthum, Verstand, Talent so weit erhaben glaubte, ihr Unglück bis auf einen unerträglichen Grad geschärft, aber die Theilnahme, die sie für Lonaus Verlust empfunden, die Achtung für die Frau, die sich trotz ihrem frivolen Sinn ihr aufgedrängt hatte, und was seitdem an Angst und Weh und bangen Besorgnissen über sie hingegangen war, hatten manches ihrer Gefühle gemildert, und so kam es, daß sie in der Trostlosigkeit ihres Herzens, bei den peinlichen Regungen, die in ihrem Gemüthe arbeiteten, eine Art Erleichterung in dem Gedanken an ihr Zusammenleben mit Charlotten fand.

Bei Julius Entschließung für seine Zukunft wirkten zum Theil die nämlichen Ursachen, wie bei Leopoldinen; denn auch er, sobald er die Hoffnung auf Wiederherstellung seiner früheren Lage fallen lassen mußte, hätte nicht ohne ein Gefühl verzweifelnder Scham an dem Orte eine vielleicht untergeordnete, dürftige Versorgung ertragen können, wo er im Kreise lockerer Freunde so oft Tausende zersplittert und vergeudet hatte. Ungeachtet seine Begriffe von Welt und Menschen sich noch lange nicht der Wirklichkeit angepaßt hatten, so wußte er doch wohl, daß von Allen, die den reichen, lebenslustigen Julius von Warheim mit Freundschaft und Schmeichelei überhäuft hatten, kein einziger sich um den armen, von seinem glänzenden Standpunkte so tief herabgesunkenen Mann bekümmern würde, der nicht nur keine Genüsse mehr zu bieten, sondern wahrscheinlich Geldbedürfnisse hatte, die befriedigen zu wollen, man weit entfernt war. Hatte aber in dieser Hinsicht seine Urtheilskraft sich nicht durch Eigenliebe bestechen lassen, so täuschte er sich noch weit weniger in Betreff seiner Frau, deren Neigungen und Ansprüche viel zu sehr jedem beschränkteren häuslichen Verhältnisse und den gewöhnlichen Beschäftigungen der Weiber aus der Mittelklasse entgegengesezt waren, als daß er hätte glauben können, sie würde sich jemals in eine Stellung fügen, wie er sie ihr nun im besten Falle noch bieten konnte. Mußte nicht die Aussicht,

Digitized by Google

einem gemeinschaftlichen Leben mit ihr enthoben zu seyn, das sich ihm mit seinen Entbehrungen, Klagen, peinlichen Empfindungen in sehr unvortheilhaftem Lichte zeigte, ihm Erleichterung geben? Dabei winkte die Ferne so lieblich! Die Bilder eines freien, ungebundenen Sinns, heiterer Reiselust, die schon früher sein Jugendleben geschmückt hatten und durch seine Liebe zu Leopoldinen nur in den Hintergrund geschoben worden waren, tauchten wie lang geflohene Erinnerungen so anmuthig auf, der Gedanke, hier jedem drückenden Mißverhältnisse, jeder beschämenden Begegnung entfliehen zu können, war so tröstend, daß er um keinen Preis des Oheims Anerbieten zurückgewiesen hätte. Wer weiß nicht, wie es in einem jugendlichen Kopfe von gaukelnden Hoffnungen wimmelt! Das Meer lag so nahe bei Hamburg. Wie leicht konnte ein günstiger Stern ihm leuchten und ihn hinüberführen in das Land der jungen Freiheit, das er sich so anziehend dachte und wo auch er vielleicht gleich manchem Andern sein Glück zu machen bestimmt war. Dann, wenn er sich ein hinlängliches Vermögen erworben hätte, wollte er in sein Vaterland zurückkehren und Leopoldinen aufsuchen, die trotz allem Vorgegangenen mit ihrer früheren Liebenswürdigkeit zuweilen vor seine Phantasie trat, und deren Wiedersehen, ungeachtet der bittern Gefühle, welche sie einander entfremdet hatten, dennoch als einer der lebendigsten Punkte in seiner Zukunft stand.

Nach den anberaumten drei Tagen saßen Julius und Leopoldine wieder zur Seite des Oheims, der mit kluger Berechnung die Tante bewogen hatte, nicht gegenwärtig zu seyn, sondern sich auf ein nahe gelegenes Landgut zu Freunden zu begeben. Beide hatten ihre Einwilligung in des Oberförsters Plane ausgesprochen, und dieser schien damit so zufrieden, daß er ihnen verhieß, das Mögliche zu ihrer Erleichterung beizutragen. „Um euch dieses sogleich zu beweisen," sagte er, „will ich alle eure hiesigen Angelegenheiten zu Ende bringen und euch damit des vielen Unangenehmen entheben, das eine solche Berichtigung für euch haben müßte. Um aber auch das Drückende, was das fernere Bleiben in euren bisherigen Verhältnissen gewiß für euch hätte, zu mildern, rathe ich euch, ohne Zögern zu eurer Bestimmung abzugehen. Der Rest des Tages reicht hin, um dasjenige, was ihr mitnehmen wollt, zu besorgen oder besorgen zu lassen; Abschied werdet ihr nicht nehmen wollen, und um der Ruhe der Frau von Sandoval willen wünsche ich, daß der erschütternde Auftritt vermieden werde, den eine förmliche Trennung herbeiführen müßte. Amtmann Lonau ist mit seiner Gattin schon vor mehreren Tagen nach Grünfeld gezogen, und ich werde einen Wagen besorgen, der Sie, liebe Nichte, morgen ebenfalls hinbringt. Du aber, Julius, kannst vor Tagesanbruch mit der Post abreisen, und gleich nach eurer Entfernung werde ich den nothwendigen Scheidungsprozeß einleiten, denn da eure Wege sich hier auf immer scheiden, da ihr nach eurem eigenen Geständnisse so wenig für einander paßt, so ist es am besten, das unglückliche Band zu lösen und jedem seine Freiheit wiederzugeben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Vom Brand der Parlamentshäuser.

Ich habe über den Erfolg der Untersuchung hinsichtlich des Brandes der Parlamentshäuser weitere Angaben versprochen, und indem ich hier mein Versprechen halte, hoffe ich auch diejenigen Leser zu befriedigen, welchen das allgemeine Resultat bereits durch die Schnellpost der politischen Presse bekannt geworden ist. — Bekanntlich hat das Verhör der von Dudley verbeigebrachten Zeugen Coopers Angabe auf keine Weise bestätigt. In Coopers Zorn darüber fand man nur einen Beweis mehr, entweder daß er die Geschichte erfunden, um die Ehre seiner Röhren zu retten — er ist bekanntlich der Verfertiger der Heizröhren in den Parlamentsgebäuden — oder daß er sich schämte, seinen Irrthum zu gestehen. Während die öffentlichen Blätter und die allgemeine Theilnahme des Publikums sich hieran gewiß bei Weitem mehr belustigten, als Cooper lieb war, erhielt Herr Hall, Coopers Geschäfts-Associé, durch die Stadtpost folgenden Brief: „Herr Hall! Sie dürften wahrscheinlich sich bewogen finden, sehr lebhaften und thätigen Theil an der Entdeckung der Ursache des lezten Brandes zu nehmen, eines Brandes, welcher die Häuser zerstörte, in denen die Feinde der Freiheit sich versammelten, um das System der Unterdrückung zu begünstigen und die Armen aller angebornen Menschenrechte zu berauben. Aber ihre Laufbahn soll bald zu Ende seyn. Die Feuersbrunst soll nicht gelöscht seyn, soll nicht, sage ich! Der Vorabend großer Ereignisse ist gekommen. Sie werden jene Männer in ihrem Verstecke zittern machen. Nicht Einer wird wagen, sein Gesicht zu zeigen. Beachten Sie diesen Wink; bleiben Sie streng neutral bis man Ihnen offenbaren wird, was Sie thun sollen, oder — beben Sie vor den Folgen. Gegeben im Hauptquartier, den 25sten Oktober. Von einer zahllosen Abtheilung der Freunde der Freiheit durch einen aufrichtigen Reformer." — Als Lord Melbourne dieses Dokument dem Geheimenrathe vorgelegt hatte, sollen die starken Geister das Ganze für einen plumpen Spaß erklärt, Andere hingegen es der Beachtung werth gefunden haben. Gewiß ist, daß in dessen Folge der Geheimerath die Untersuchung für noch nicht geschlossen erklärte. Während das Publikum sich in ähnliche Partheien theilte, wirkte ein zweites Ereigniß auf die Einen, wie auf die Andern, und setzte wenigstens zwei Tage lang fast das ganze Westende Londons in Bewegung. Alles wollte ein Placat lesen, von dem alle Welt sprach. An mehreren Orten war für Wagen und Fußgänger nicht fortzukommen; und bei solchen Gelegenheiten ist es recht augenscheinlich, wie viele Menschen in London wohnen, die keinen leeren Beutel haben würden, wenn sie im Stande wären, ihre überflüssige Zeit hinein zu stecken. Der Inhalt des Anschlags war folgender. „Bemerkungen über das neuliche Feuer. Es scheint, daß in Betreff der neulichen Einäscherung der Parlamentshäuser viele Zweifel und

verschiedene Meinungen gehegt werden. Ich weiß, was ich davon zu denken habe. Die Veranlassung war unstreitig nicht Zufall, sondern Absicht, und können wir uns etwa darüber wundern, wenn wir einen Blick auf die Gesetze, auf die Verfügungen werfen, welche in der neuesten Zeit aus dem Hause der Lords hervorgegangen sind? Blicket nur hin auf den Zustand unserer Straßen, unsers Handels! Unter solchen Gesetzen habe ich vor vielen Tagen diesem unglücklichen Lande grosses und mannichfaches Drangsal prophezeit, diesem unglücklichen Lande, einst so blühend, einst so glücklich, wo einst am frühen Morgen das heitere Lied des Arbeiters gehört wurde, wie es frisch aus dem fröhlichen Herzen kam, und wo er fühlte und wo Andere fühlten, daß der Arbeiter seines Lohnes werth sey. Ist das noch so? Nein, nein, so ist es nicht mehr! Welcher Wechsel, welcher traurige Wechsel! Kein Laut der Freude, kein zufriedenes Wort, Alles still wie das Grab. Nur das düstere Auge, nur die eingefallene Wange geben Zeugniß von dem niedergedrückten Geiste. Selbst die Stimme des armen Schornsteinfegerjungen, der von seinem Stroh aufgejagt wird, während sein zartes Alter noch Ruhe fordert, selbst seine Stimme ist verstummt, und anstatt zwei Stunden, wie früher, muß er jezt viere auf dem kalten Pflaster in Sturm, Regen und Schneegestöber vor der Hausthüre stehen, bevor ein Diener aus dem Schlosse erwacht und erfährt, daß jener da ist. Glaubt mir, ich habe stundenlang die Thränen dieser Unglücklichen gesehen, stundenlang ihre Klagen, ihr Wimmern gehört, und mein Herz hat geblutet. Neugeborne Kinder werden von ihren Eltern verlassen, um auf der Straße zu sterben, denn ihre Mütter können sie nicht ernähren, und die Verführer dieser Mütter sind durch ein neueres Gesetz von der Verpflichtung entbunden worden, für sie zu sorgen. Aus Mangel an Wasser muß unser Schlachtvieh auf den Märkten umkommen, mehr als einmal bin ich davon Augenzeuge gewesen; oder es wird erwürgt, weil der Strick zu kurz ist, wenn es in Smithfield gebunden und gefnebelt wird; oder blutend und sterbend fällt es in den Straßen um, wenn es auf den Markt oder vom Markte heim getrieben wird. Esel sieht man unter ihrer Last erliegen, sieht sie unbarmherzig geschlagen. Hunde werden toll, weil sie kein Wasser haben, während sie an schwere Karren gespannt sind; eine Sitte, die erst in den lezten Jahren aufgekommen ist; auch so eine der vielen französischen Sitten. Unsere Straßen sind überfüllt mit Fuhrwerk, und das Fuhrwerk ist mit Pferden bespannt, wie ein Hottentot sich ihrer schämen würde. Da ist ein Jagen zu jeder Stunde, da gibt es Unglücksfälle jeden Tag, und Stierhetzen sind auch noch erlaubt. Kurz, wenn nicht neue Gesetze gegeben werden, so wird der Allmächtige statt des einen Feuers viele Feuer senden, nicht mit einem Drangsal, sondern mit vielen dieses unglückliche, in's Verderben sinkende Land heimsuchen. Mögen sie neue Häuser für seine Gesetzgeber bauen — die Hand des Allmächtigen reicht über die ganze Welt! Und ohne neue Gesetze, verlaßt euch darauf, wird der Allmächtige die neuen Häuser wieder in Asche verwandeln! Es ist eine vergebliche Arbeit, die Arbeit derer, die sie bauen! Sollten aber neue Gebäude errichtet werden, so mögen auch neue Hände, neue Köpfe und vor Allem neue Gesinnungen ihr Inneres schmücken, oder — merkt auf mein Wort, ich sage nochmals, es ist eine vergebliche Arbeit, die Arbeit derer, die sie bauen! Füllt ihr nicht frischen Wein in die frischen Flaschen, so werden die Flaschen wahrscheinlich bald zerspringen. Der Baum, den ihr pflanzt, wird bald an seinen Früchten erkannt werden, und sind diese schlecht, so wird die Axt nicht fehlen, ihn zu fällen. Legt zwanzig Prozent ihres Einkommens denen auf, die das Land und seine heiligsten Interessen verlassen, die ihre Diener und ihre Pächter dem Hungertode preisgeben, erbauet Wasserbehälter in jedem Theile der Stadt, nehmt die fluchwürdigen Gesetze zurück, die ihr neuerlich gegeben, und das Land wird wieder aufblühen, aber früher nicht! — Ich bleibe ein täglicher Beobachter, wünsche meinem geliebten Vaterlande alles Gute und bin ein Freund der Unterdrückten. — Am 25sten Oktober. (Gedruckt bei Morgan, new church street, portman-market, Nummer 59.)"

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Die idyllischen Momente des alten Testaments werden am häufigsten behandelt, und bilden einen Uebergang von den heiligen zu den eigentlich historischen Bildern. Eigentlich sind es wohl mehr die schönen Frauenleiber mit nackten Beinen und Armen, die Bärte der Männer, die faltigen Gewänder und das übrige Colorit des Orients, was die spekulativen Maler anzieht, als der streng biblische Text. Es gibt einen Moses, der in's Wasser gesezt, und einen, der darin gefunden wird, Rebecken, Labans u. s. w. Begas, der auch eine treffliche Bergpredigt, nur in zu kleinem Styl, gemalt, hat Moses Aussetzung auf eigenthümliche Weise aufgefaßt; nur schade, daß man dem anmuthigen Bilde einen ähnlichen und hier schlimmern Vorwurf machen kann, nämlich die Körper der Mutter des Moses und der Schwester scheinen mehr Kindern, als erwachsenen Personen anzugehören. Dagegen ist eine Findung Moses fast das anerkannte Lieblingsbild. Es rührt von einem jungen Manne Namens Köhler her, welcher noch vor wenigen Jahren einem Berufe oblag und in einer Stellung zum bürgerlichen Leben stand, welche nichts weniger als einen Künstler in diesen höchsten Regionen versprach. Es waltet eine unbeschreibliche Grazie über diesem Gemälde, der doch weder die Kraft, noch die Naturwahrheit abgeht. Schon auf der lezten Ausstellung hatte er indessen durch eine Rebecka am Brunnen Erwartungen erregt. Den Preis des Wohlgefälligen macht ihm jedoch Milke durch ein Bild: Jäger in der Wüste, streitig, wenn man von einem entsetzlichen Gegenstande jenes Prädikat gebrauchen darf; denn es zeichnet den Augenblick des Verschmachtens zweier edlen Gestalten, einer schönen Frau und eines alten Mannes, neben denen ein Mohr in krampfhaften Zügen schon enden zu wollen scheint. Ein gepanzerter Krieger, der, noch aufrecht stehend, in die Weite nach Rettung ausschaut, ist es allein, der etwas von Trost in das Bild bringt. Die arabische Wüste, das aufwirbelnde Sandmeer über nackstem Gestein, die todten Pferde, die umhergestreuten, hier ganz werthlosen Herrlichkeiten sind trefflich gemalt. — Hildebrands franker Rathsherr war schon durch eine Privatausstellung bekannt; er bleibt noch jezt ein Meisterstück; desgleichen Sohns Dianenbad, wie man die mit ihren Nymphen badende Diana nennt. Kein Maler seit Tizian hat so das Fleisch der Frauen zu behandeln verstanden. Im Anblick dieser schönen Leiber verschwindet alle Kritik, die sich gegen die Auffassung des Gegenstandes erheben könnte. Aber auch in zwei bekleideten Frauen, einer schwermüthigen und einer heitern, hat er sich bedeutend gezeigt. Sie passiren unter dem Namen der beiden Leonoren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 25. November 1834.

— Apprennez qu'en effet
Le courage n'est que ce que l'on le fait.

Molière.
L'école des femmes.

Französische Galanterie.

Von H. Lytton Bulwer.

Auf einem der kleinen Pariser Theater wird gegenwärtig ein Stück gegeben, das den Titel Pourquoi führt. Es ist sehr beliebt, Jedermann will es sehen und Jeder spricht: „wie wahr! wie natürlich!“ Was mag das für ein Stück seyn? Zwei verheirathete Freunde leben beisammen. Die Frau des einen ist charmant, stets bereit, zu gehorchen und gefällig zu seyn, des Mannes Wille ist ihr Gesetz; die Leute leben sehr gut mit einander und der Mann ist so glücklich, als ein Ehemann nur immer wünschen kann. Aber das andere Paar? hier nehmen Zank und Hader kein Ende; die Frau will ihren eigenen Willen haben, bei Kleinigkeiten so gut wie in Hauptpunkten, todt, wenn man ihr widerspricht, kurz, die gute Dame macht ihrem knurrenden, aber unterwürfigen Ehrherrn so viel Verdruß als nur möglich. Man kann Glück und Unglück nicht schärfer kontrastirt neben einander sehen, als in diesen beiden Haushaltungen. Warum nun ist die eine Frau solch ein Muster von Sanftmuth und Unterwürfigkeit? warum ist die andere eine so abscheuliche Keiferin und Zänkerin? Da haben wir das Pourquoi. Die Gattin, vor der man sich mit allem Recht kreuzt und segnet, ist so treu, als ein Weib nur seyn kann; die Gattin, die einem durch ihr sanftes Wesen so wohl gefällt, ist ein intrigantes Weibsbild. Hört es also, französische Ehemänner! laßt es euch nicht in den Sinn kommen, daß eure Weiber krusch und gutgeartet zugleich seyn können; das sind Eigenschaften, die sich nimmermehr vertragen. Ihr müßt euch die Augen auskratzen oder Hörner aufsetzen lassen! — Dies ist die Farce, welche so allgemein anspricht, das Sittengemälde, das man „so wahr, so natürlich“ findet. — Das muß man von England sagen: wenn auch die Armenhäuser voll sind von Findelkindern, wenn auch die Straßen der Hauptstadt, Grosvenor-Square, St. James-Square, Hill-Street, Charles-Street, von weiblichen Wesen wimmeln, deren Charakter wir hier nicht näher bezeichnen, so gilt doch Unsittlichkeit in der öffentlichen Meinung für ein so niedriges und strafwürdiges Verbrechen, als nur eines auf dem Register von Newgate. Vor Kurzem verklagte ein armes Weib einen Schornsteinfeger, weil er sie mißhandelt, d. h. geschlagen. Was sagte der Schornsteinfeger? leugnete er oder rechtfertigte er sich? Nein, er fragt die Klägerin, ob sie sich nicht eines verbotenen Umgangs mit einem gewissen Schuhflicker schuldig wisse, und da sich dies leider als wahr herausstellte, wandte sich der Schornsteinfeger mit triumphirender Miene zum Richter und

Digitized by Google

fragte: „Nun, was sagen Ew. Gnaden dazu?“ In Frankreich haben dergleichen Sünden weder etwas Aergerliches, noch etwas Schimpfliches. „Die Frau,“ sagt La Bruyère, „die nur Einen Liebhaber hat, sagt, sie sey keine Kokette, eine, die mehr als einen hat, sagt, sie sey nur eine Kokette.“ Einen Liebhaber zu haben, ist ganz in der Ordnung, und es bedarf durchaus keiner heftigen Leidenschaft, um solche Schwachheit zu entschuldigen. Mademoiselle Lencios, deren Ansichten sich in ihrer vollen Kraft und Einfalt auf das jetzt lebende Geschlecht vererbt haben, sagt: „Was einen an einen Liebhaber fesselt, ist nicht immer Liebe, sondern Uebereinstimmung in Ansichten und Geschmack, die Gewohnheit, ihn zu sehen und zu sprechen, das Bedürfniß, sich selbst zu entfliehen — la nécessité d'avoir quelque galanterie.“ Galanterie, so heißt das Wort, von dessen Bedeutung wir, trotz all unserer gesellschaftlichen Verfeinerung, bis jetzt keinen rechten Begriff haben. Galanterie ist eine Art leichtfertiger, warmer, unplatonischer Freundschaft, ganz entsprechend dem liebenswürdigen, aber frivolen Charakter der Franzosen. Wahre Leidenschaft kommt dabei nicht in's Spiel, und daher ist auch von dummen Streichen keine Rede dabei. Unter hundert Weibern würde nicht Eine den Mann, den sie hintergeht, gegen den Liebhaber vertauschen, den sie soi-disant anbetet. Was aber die Männer anlangt, so fällt mir hier eine Geschichte ein. Eine Frau, welche ihren Mann mehr haßte, als man sonst einen Ehemann haßt, oder an ihrem Liebhaber größeres Wohlgefallen fand, als dies sonst der Fall ist, schlug letzterem vor, mit ihr davonzugehen. Als sich der Liebhaber von seinem Erstaunen über einen so überraschenden, sonderbaren Vorschlag erholt und sich überdies überzeugt hatte, daß es seiner Geliebten vollkommen Ernst sey, nahm er eine ernstere Miene an als gewöhnlich, und sprach: „Sie wissen, ma chère, Ihr Gemahl ist mein bester Freund. Ich will Sie lieben, so lange es Ihnen gefällt, unter seinem Dache — dies thut der Freundschaft keinen Abbruch; aber ihm einen so schlimmen Freundschaftsdienst erweisen und mit Ihnen davongehen, das kann ich nicht!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Der Oberförster schien die Betroffenheit nicht bemerken zu wollen, die sich bei diesem entscheidenden Ausspruche seiner Zuhörer bemächtigte. Beide hatten ein so schnelles Scheiden nicht erwartet, keines hatte an eine gänzliche Trennung gedacht. In der ungestörten Einsamkeit der jüngst verflossenen Tage hatte sich die Erbitterung gelegt, manche süße Erinnerung war lebendig geworden und das gemeinsame Unglück hatte das gemeinsame Unrecht gemildert. Leopoldine war überdies heute in ihrer schüchternen Niedergeschlagenheit sehr reizend, das bezeugten Julius Blicke, die beinahe mit der früheren Innigkeit auf ihr hafteten, und eben diese Blicke waren es, die in ihrem Herzen eine Bewegung hervorbrachten, welche dem Vorsatze des Oheims gar nicht günstig war. Nichts desto weniger hielt sie weibliche Schüchternheit von jeder mißbilligenden Aeußerung zurück, und bei Julius wirkte in dem nämlichen Sinne das Andenken an Alles, was er in seiner heftigen Aufregung über seine Frau geklagt hatte, und die Ungewißheit, in wie weit sie sich entscheidend geäußert haben möchte. Von ihren Gefühlen betäubt, von der schnellen Wendung überrascht, vernahmen sie nur mit halben *Sinnen die fernere Rede des Oheims* und seine Anordnungen, und zogen sich endlich, trotz der mahnenden Stimme in der Brust, die sie zu rascher Beweefung der gebotenen Freiheit bewegen wollte, stillschweigend in ihre Gemächer zurück. Leopoldine hatte nicht ohne heiße Thränen ihre Effekten geordnet und dasjenige, was sie mitzunehmen gedachte, packen lassen. Oft hatte sie dies Geschäft unterbrechen müssen, denn die innigste Wehmuth, eine Trauer, die nicht nur dem *Verluste äußerer* Lebensgüter, nicht allein der ungewohnten Lage galt, an welche sie sich zu fesseln im Begriffe stand, bestürmte ihr Herz, und heiße Sehnsucht nach etwas, das sie selbst sich nicht deutlich machen wollte, wendete ihren Sinn nach den Hausgöttern zurück, die sie auf immer verlassen sollte.

Mitternacht hatte geschlagen; lange schon lag Alles in tiefem Schlafe; was sie in die fremde Welt hinaus begleiten sollte, lag geordnet um sie her, und das Zimmer bot ein Bild traueriger Zerstörung. Um vier Uhr schon sollte der Wagen sie abholen, und einige Ruhe wäre ihr wohl nöthig gewesen, aber sie konnte sich nicht entschließen, die Ecke des Sophas zu verlassen, in die sie sich so fest geschmiegt hatte, als ob sie sich gewaltsam an diesem Plätzchen halten wollte, das ihr so viele liebe, trauliche Erinnerungen aus der ersten Zeit ihrer Ehe bot. Ihr Unglück, ihre Verlassenheit, die schönen jugendlichen, nun so schrecklich zertrümmerten Hoffnungen ihres Herzens reihten sich um sie wie trübe Geister einer zerfallenen Welt, und ein leises Stöhnen entrang sich von Zeit zu Zeit der schmerzlich gequälten Brust. So allein, so einsam sollte sie von diesem Hause scheiden, in das sie mit so glänzenden Aussichten getreten war. Der Oheim hatte schon Abschied von ihr genommen; sein freundlich

Digitized by Google

ernster Blick, seine sanft ermahnenden Worte waren tief in ihr Inneres gedrungen, und sie hatte auf entmuthigende Weise mehr als je gefühlt, welch eine Umwandlung ihres ganzen Wesens sie sich gefallen lassen müsse, um seinen Forderungen zu entsprechen. — Kein nasses Auge, kein liebender Händedruck wird sie zu ihrer neuen Bestimmung geleiten — kalt und starr und todt, wie ihre Zukunft, wird der Abschied aus diesem Raume seyn! Und Julius — ach Julius! — bei diesem Namen, der schon lange, wenn auch unausgesprochen, sich in ihrem Herzen bewegte, flossen ihre Thränen heißer, reichlicher, und unwillkührlich lauschte das Ohr nach irgend einem Geräusche, irgend einem Lebenszeichen in dieser lautlosen Einsamkeit. Da öffnete sich leise die Thüre des Zimmers; Leopoldine schaute mit verhaltenem Schrecken dahin, aber das verdunkelte Licht vermochte den Gegenstand nicht zu beleuchten, der sich jezt durch die kleine Oeffnung herein drängte. Die süße und doch so bange Ahnung eines erfüllten Wunsches ergriff sie, und athemlos blickte sie der Erscheinung entgegen, die leise die Thüre wieder verschlossen hatte, nun rasch vorwärts schritt und eben so ergriffen als sie selbst auf den Teppich vor ihr niedersank.

Es gibt Stunden im Leben, die an ungeheurer Gewalt, an folgenreichem Einfluß ein ganzes Menschenalter aufwiegen. Eine solche war es, die jezt Julius und Leopoldine feierten, und wohl demjenigen, dem sie in diesem Sinne zu Theil wird; wie auch die Zukunft sich für ihn gestalte, er trägt eine schöne, eine erhebende Erinnerung in sich, so lange sein Bewußtseyn ihm verlieben ist. Solche Momente aber, wo Seele gegen Seele in rückhaltsloser Empfindung sich austauscht, wo schmerzliche Reue, aufrichtige Anklage, liebendes Verzeihen und die ganze Fülle, die dem Menschenherzen gegeben ist, sich mit einander vermengt, solche Momente belauscht man nicht, und die Feder, die den reichen Inhalt derselben schildern wollte, würde bald vom Unmöglichen abstehen. Wir finden das Paar nach zwei Stunden in gemäßigterer Stimmung wieder. Die gegenseitigen Geständnisse begangenen Unrechts, die Liebe, die in der Stunde des Scheidens mit erneuerter Kraft aus den fast erkalteten Herzen hervorbrach, hatten sie in eine Gemüthslage versezt, die, den weisen Absichten des Oheims vorgreifend, leicht zu einem unbesonnenen Entschlusse hätte verleiten können, wenn nicht die Unmöglichkeit des Zusammenlebens für den Augenblick zu anschaulich gewesen wäre. Darum begnügte man sich, die einstweilige Trennung zu beklagen, verhieß sich feierlich, jedem Antrage einer Scheidung sich zu widersetzen, und hoffte einst unter freundlicheren Verhältnissen sich wiederzufinden. Bis der Morgen zu grauen begann, dauerte das trauliche Gespräch und ließ sie oft vergessen, wie entfernt die Gegenwart und jene erträumte Zukunft von einander liegen dürften; dann aber konnte die Minute des Abschieds nicht mehr verschoben werden. Zweimal hatte Julius sich schon aus den Armen seiner Gattin losgerissen und immer hatte der Drang des eigenen Herzens und der Laut klagender Liebe von Leopoldinens Lippen ihn wieder von der Schwelle der Thüre zurückgetrieben. Jezt war er noch einmal vor ihr hingesunken und drückte seine Brust gegen ihre bebenden Knie, die er umfaßte. Leopoldine beugte sich über ihn, ihre zitternden Arme schlangen sich um seinen Hals, heiße Thränen fielen auf die dunkeln Locken nieder und der süße Schmerz dieser Stunde verlöschte die trübe, fehlervolle Vergangenheit in Beider Erinnerung. Endlich raffte sich der junge Mann empor, eilte rasch mit verhülltem Gesicht zum Zimmer und zum Hause hinaus, in welchem nach diesem Lebewohl seines Bleibens nicht mehr war. Wir aber, die wir unserer Augen mächtig sind, sehen deutlich den Oheim, der zwischen Thür und Angel freundlich lächelnd den heimlichen Besucher belauschte, und jezt dem Fliehenden den Segen doppelt nachsendet, den er ihm schon am vorhergehenden Abend beim Abschiede ertheilt hat.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Vom Brand der Parlamentshäuser.

Diesen an hundert Ecken angeklebten und in Hunderten von Abdrücken vertheilten Bemerkungen konnte die allgemeine Aufmerksamkeit, konnte der vielleicht beabsichtigte Erfolg einer allgemeinen Aufregung um so weniger fehlen, als denselben, bei aller Uebertreibung der angeführten Beschwerden, doch immer etwas Wahres zum Grunde lag. Daß der Ackerbauer jezt, wo das Land in großen Flächen verpachtet ist, sich nicht mehr so glücklich fühlt wie früher, wo kleine Pachtungen Vielen Erwerb gaben, ist wahr. Es ist gewiß hart, daß das neue Armengesez den Frauen, die ohne priesterlichen Segen sich gesegnet fühlen, das Recht abspricht, die Männer, mit denen sie nur vor Gott verbunden sind, zur Ernährung ihrer Kinder zu zwingen; allein zu tadeln ist auch der Gesezgeber nicht, der hiedurch die oft zu leichten Siege erschweren und folglich vermindern wollte, und zu loben ist er, daß er hiedurch mancher scheußlichen Erpressung einen Damm entgegen warf, indem es bisher bloß der Anzeige des verworfensten Geschöpfes bedurfte, um den unschuldigsten Mann zum Verleyer der heiligsten Pflichten zu stempeln. Obgleich kein Mangel an Wasser, so ist doch Mangel an öffentlichen Wasserbehältern. Die Mißhandlung des Schlachtviehs — wo fände sie nicht statt? Und Jahrhunderte werden kommen und gehen, ehe alle Menschen,

Hohr und Niedere, durch die That die Ueberzeugung bewähren, daß die Hausthiere auch Schmerzen empfinden und Thränen weinen. Nimmt man hiezu den prophetischen Ton, in welchem der Bemerker spricht, sein mystisches Berufen auf den obern Rächer, die Hinneigung Vieler zur Frömmelei und den das ganze Volk ansprechenden Vorschlag, eine hohe Einkommensteuer von denen zu erheben, die den Zurückfluß ihrer reichen Einkünfte dem Lande entziehen und jährlich Millionen jenseits des Kanals verzehren — und man müßte es unbegreiflich finden, hätte der Bemerker nicht seinen Zweck erreicht. Fragt hingegen ein überfeiner Leser, ob nicht die gesammte Polizei dem Verfasser auf den Fersen war, wie viele Verbreiter seiner Bemerkungen verhaftet worden sind und wann der Drucker gehangen werden wird, so antworte ich: no such thing, Sir, nichts von alle dem, verehrter Landsmann. Und wie steht es nun mit der vom Geheimenrathe fortgesezten Untersuchung? Sie ist geschlossen. Nach Erörterung aller einschlagenden Umstände, nach Abhörung aller betheiligten Personen, nach ernster und reifer Ueberlegung sind die Lords zu dem einstimmigen Schlusse gelangt, daß das Feuer, welches die Parlamentshäuser zerstört hat, nicht angelegt worden, sondern einzig und allein durch grobe Nachlässigkeit beim Verbrennen der Kerbhölzer, wie schon früher bemerkt, entstanden sey. Ob das gesammte englische Volk mit diesem Ausspruche übereinstimmt, wer möchte das behaupten? Daß aber selbst Mehrere von denen, die Anfangs einer entgegengesezten Meinung waren, diese geändert haben und jezt mit den Lords stimmen, glaube ich so gewiß versichern zu können, als daß, wenn neuere Umstände das Wiederaufnehmen der Untersuchung nöthig machen und ein anderes Resultat herbeiführen sollten, der Irrthum der Lords seine Berichtigung finden wird. Jedenfalls war der Tag des Feuers ein cross day — ein Tag des Unglücks — für den mit dem Verbrennen der Kerbhölzer beauftragten Mann, Namens Eroß. Der Geheimerath hat ihn seines Dienstes entsezt und die Kosten unerwägt gelassen. Um sich nun anderweitig eine Quelle ehrlichen Lebensunterhalts zu öffnen, zieht der gute Eroß mit allen Attributen eines Rattenfängers durch die Straßen und trägt in der Hand einen Bauer mit zwei oder drei ganz vorzüglich schönen Exemplaren der niedlichen Thierart, die an ihm einen so unerwarteten Feind gefunden hat. Wer den englischen Humor nur einigermaßen kennt, wird gerne glauben, daß der sonderbare Einfall des dienstlosen Eroß mehrere ganz gute Späße erzeugt hat, und zwar auf Kosten verschiedener angesehener Männer. Doch — Punktum. Ich muß nach Covent-Garden, dort die Vorstellung des Manfred zu sehen.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Der Bildhauer David. Debut der Dlles. Stich.

Wollte ich Ihnen auch nur die vorzüglichern Stücke der Ausstellung skizziren, so würde ich den Raum eines Berichtes, der nicht allein der Kunst gewidmet seyn darf, weit überschreiten. Indessen bin ich überzeugt, daß durch Grabstichel und Stein die meisten, wenigstens in ihren Umrissen, in's Publikum kommen werden. Die Maler haben neben der Kunst auch sehr wohl das Ansprechende und die Sinne Kizelnde zu treffen gewußt. Ich glaube auch, daß das Theater es sich nicht wird nehmen lassen, lebende Bilder aufzustellen, und die projektirte Verbindung aller Kunstvereine dürfte auch viele der Chefs-d'Oeuvres im Originale weithin durch Deutschland wandern lassen. Nur sey noch bemerkt, daß auch im Landschaftsfache ein ungemeiner Reichthum vorhanden ist. Den Düsseldorfer Landschaftern will man es zum Vorwurf machen, daß sie bei ihren rheinisch-vulkanischen Gegenden zu gern verweilen. Es wäre allerdings zu wünschen, sie unternähmen Behufs ihrer Studien auch Ausflüge anderswohin. Unter den humoristischen Genrebildern, deren sehr viele und sehr gelungene da sind, überstrahlen an Laune der Erfindung und in Meisterschaft der Ausführung ein Heirathsantrag auf Helgoland von Jordan und ein lesender Don Quixote von Schrödter alle andern. Es ließen sich Bücher über beide schreiben. Mit der Kritik, die sich in den Blättern vernehmen läßt, sind die Maler, wie das immer der Fall ist, unzufrieden.

Unsere Bildhauer erhielten einen interessanten Besuch durch den berühmten französischen Sculpteur David, der aus reiner Verehrung für Goethe lange Zeit in Weimar verweilte, um die Büste des Meisters zu fertigen. Er schien am hiesigen bewegten Kunsttreiben Vergnügen zu finden, und hat, in Hochachtung für Rauchs Talente und Persönlichkeit, dessen Brustbild während seiner Anwesenheit hier modellirt. Glücklich das Land, wo die Künstler einen Lohn ernten, um in der Unabhängigkeit wie David ihrer Neigung leben und, mit eigener Aufopferung, die Größe, wo sie sie finden, ehren zu können. Von hier geht er nach Dresden, um die Bekanntschaft Meister Ludwig Tiecks zu machen. Es wäre zu wünschen, daß ihm eine Büste des Dichters gelänge, welche besser, als die bis jezt bekannt gewordenen Bildnisse, den unerschöpflichen Geist Tiecks wiedergäbe.

Wenn das Theater noch denselben Standpunkt im geselligen Leben als ehedem behauptete, so würde ein Ereigniß mehr noch, als jezt der Fall ist, die Berliner Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Unsere Ertlinger (Stich), durch ein rüdes Zurückweisen von Seiten des Hoftheaters pikirt, hat ihre beiden eben auferwachsenen Töchter dem Königstädtischen Theater übergeben und sich gewissermaßen mit, indem sie bei deren Debüt Gastrollen auf diesem zweiten Theater geben wird. Durch eine Kabinetsordre ist dem Direktor zu diesem Zweck vergönnt worden, aus seiner Concession heraus auch Tragödien aufführen zu lassen. Für die Königsstadt ist dies eine Festzeit, die erste tragische Künstlerin, die allein den Ruf des Hoftheaters erhalten, mitwirkend auf ihren Brettern zu sehen. Dem erstaunten Publikum kann es eigentlich gleichgültig seyn, ob es die Ertlinger auf dem Gensdarmenmarkte oder auf dem Alexanderplatze sieht, aber es betrachtet die Sache als eine Strafe für die Gleichgültigkeit, mit der man an jenem Orte die Kunst behandelt. Von dem aufblühenden Talente der beiden, von der Natur reich ausgestatteten jungen Mädchen (Dlles. Stich) verspricht man sich viel. Ihre Mutter präsentirte sie dem Publikum zuerst in einem glänzenden Konzerte als Sängerinnen und Deklamatrieen, wo freilich noch kein Urtheil zu fällen war; das seltene Schauspiel, eine noch jugendlich schöne Mutter an der Seite zweier blühenden Töchter den Kunsttempel betreten zu sehen, hatte jedoch etwas Rührendes im besten Sinne des Wortes.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. November 1834.

Das Glück, ihn zu verfolgen müde,
Wirft ihn an's Land und gibt ihm Friede.
Hier kommt er, und was nun geschieht,
Das seht ihr.

Shakespeare.
Pericles.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Sechs Jahre waren seit jenem Morgen dahingegangen, der Julius von Warheim und seine Gattin getrennt hatte, und bereits war ihr Andenken in dem engeren Kreise ihrer Bekannten so gänzlich verwischt, daß sich kaum einer unter ihnen gefunden hätte, der auf die Nachfrage nach ihnen hätte sagen können: der Mann sey seit langer Zeit ganz verschollen, die Frau erwerbe an irgend einem Orte ihr tägliches Brod. So leicht und so schnell vergißt die Welt selbst das Liebenswerthe und Schöne, wenn sie in dem Verkehr mit demselben nicht mehr ihren eigenen Vortheil findet!

Da goß an einem Juniabend ein furchtbares Gewitter, durch einen noch schrecklicheren Orkan verstärkt, seine Fluthen über eine ländliche Gegend, durch die sich schlängelnd die große Landstraße nach R*** hinzog. In einem ziemlich tiefen Graben, der sich neben dem Wege befand, lag ein Reisewagen umgestürzt, und der Postillon, nachdem er seine durch den Blitz scheu gewordenen Pferde abgelöst hatte, war bemüht, dem Fremden, der sich unter dem leichten Wagen befand, hervorzuhelfen. „Sind Sie verwundet, Herr?“ fragte er, als er sah, daß der Reisende sich nur wenig helfen und den einen Arm gar nicht brauchen konnte. „Ja, so wahr ich lebe, das Blut läuft Ihnen von der Stirne und die Hand ist schon geschwollen!“ Der Fremde, ein noch junger Mann, dem aber eine heiße Sonne und mancherlei Lebensbeschwerden die Gesichtszüge gebräunt und tiefe Furchen in sie gezogen haben mochten, fragte: ob nicht, da er sich unfähig fühle, weiter zu reisen, ein Dorf in der Nähe zu finden sey? „Dorthin muß Glogau liegen!“ rief der Postillon, „wenn man schon in dem Hundewetter den Kirchthurm jezt nicht sieht; aber in dem dortigen Wirthshause können Sie kaum bleiben, lieber Herr.“ Er erhielt indessen den Befehl, dahin zu fahren. Langsam, und mit Wind und Regen kämpfend, führte nun der Kutscher den Wagen einen Feldweg entlang, und sie erreichten früher, als sie es gehofft hatten, die ersten Häuser eines zwischen Bäumen versteckten Dorfes. Hier hielt der Postillon an, und ein Bauer, der vor seiner Thüre stand, wurde gefragt: ob nicht ein Reisender irgend ein schickliches Unterkommen finden könnte. Während man mit ihm unterhandelte, trat ein schwarz gekleideter Mann hinzu, in welchem man leicht den Prediger erkennen konnte. „Wenn dem Herrn,“ sagte er, „ein kleines Zimmer und ein frugales, aber von Herzen gegönntes Abendbrod genügt, so soll er nirgends wohnen, als bei mir. Fahrt zu, Kutscher, ich zeige Euch den Weg.“ Damit schritt die schwarze

Digitized by Google

Gestalt rüstig vor den Pferden her und man gelangte bald vor ein kleines, aber sehr freundliches Pfarrhaus, aus welchem auf den Ruf des Hausherrn sogleich eine junge Frau trat und mit Erstaunen die übel zugerichteten Gäste betrachtete. Erst als es zum Aussteigen kam, bemerkte der Pastor, daß der Fremde bedeutend verwundet sey, und bot nun Alles auf, was herzliche Gastfreundschaft vermag, um in der nöthigen Pflege nichts fehlen zu lassen. Das Bett wurde in Eile bereitet, Umschläge über die Kopfwunde gekocht, der Pfarrer, in der Wundarzneikunst zum Frommen seiner Pfarrkinder ziemlich unterrichtet, zog mit des Postillons Hülfe die verstauchte Hand ein und legte die ersten Verbände an.

Während diesem Geschäft, bei dem, so schmerzhaft es seyn mochte, der Verwundete keine Miene verzog, betrachtete er seinen hülfreichen Genius unablässig und mit immer freundlicherem Ausdruck. Als nun Alles vollendet war, der Fremde eine von der Hand der Hausfrau zubereitete Erquickung genossen hatte und der Pfarrer allein an seinem Bette saß, da richtete der Erstere sich plötzlich auf, und indem er die gesunde Hand nach seinem Wirthe ausstreckte, rief er mit sanft ernster Stimme: „Walter, erkennst Du mich denn nicht mehr?“ Ueberrascht starrte der Pastor einen Augenblick den Frager an, sein Auge zergliederte gleichsam seine Züge, und plötzlich aufspringend und den Kranken in seine Arme fassend, sprach er mit Herzlichkeit: „Warheim! Ist es möglich! — Du bist es? Nach so langen Jahren der Trennung sehe ich Dich wieder, nachdem ich nur Unbestimmtes, Ungenügendes über Dich vernommen hatte! Aber wie so verändert, daß ich Dich fast nicht mehr erkannt hätte? Warst Du krank?“ — „Sollte es denn so wunderbar seyn,“ erwiderte lächelnd Julius von Warheim, „wenn ich, von dem Schicksal und meiner eignen Thorheit über Land und Meer getrieben, dem Hausaltare und seinen bequemen Genüssen entfremdet, bald von der glühenden Sonne in den Savannen Amerikas gebraten, bald in dem winterlichen Klima oberhalb des Lorenzstromes frierend, in der letzten Zeit an harter Krankheit leidend, dem Auge des Freundes unkenntlich geworden wäre, der unterdessen die theoretische Weisheit seiner akademischen Jahre praktisch ausgebt, sich im Vaterlande redlich genährt, wie ich sehe ein liebendes Weib genommen und hoffentlich seinen ächt deutschen Stamm in Ruhe und Frieden fortgepflanzt hat? dem sein Dorf die Welt, die edle Sorge für das Wohl seiner Untergebenen die liebste Beschäftigung geworden ist, den ich so brav und so treu wieder finde, wie ich ihn in den schönen Jahren der Jugend gekannt habe?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Französische Galanterie.

(Fortsetzung.)

In Italien ist die Liebe leidenschaftlich, ungestüm, ein Kind der glühenden Sonne; in England, wie in Deutschland, ist sie sentimental, ideal, entspringt nicht dem Herzen, sondern der Einbildungskraft. Am Ufer des Rheins ist der Poet der Unwiderstehliche, am Ufer der Themse ist es der Lord; denn der Lord ist eine Art von Poeten, ein geweihtes, mystisches Wesen in den Augen von Leuten, die immer von Lords träumen und sich als Ladies denken. Die Phantasiewelt englischer Frauen und Fräulein ist die world of fashion; den höchsten und hochmüthigsten schweben Almacks und Devonshire-House als Fata Morgana vor; aber jedes Dorf hat seine Klasse, um welche sich ein Zauberkreis zieht. Nie hört man in England, daß eine Pfarrerstochter von einem Bäckersohn, oder eine Bäckertochter von einem Schornsteinfeger verführt worden wäre. Der lustige Sachwalter verführt des Bäckers Tochter, des Pfarrers einziges Kind läuft mit dem ehrenwerthen Herrn davon, der der Erbe oder jüngere Bruder des Erben jenes großen Hauses ist, das der Nachbarschaft Wettrennen gibt. Nimmt die Italienerin einen Liebhaber, so gibt sie einer glühenden Leidenschaft Gehör; thut es die Engländerin, so geschieht es häufig, um ihre Sucht nach Rang und Auszeichnung zu befriedigen; thut es die Französin, so ist es ihr in den meisten Fällen nur um einen angenehmen, unterhaltenden Gesellschafter zu thun. Italien ist die Heimath stürmischer Gefühle, England die Heimath aristokratischer Ansprüche, Frankreich ist par excellence das Vaterland der Conversation, und ein sehr lebhaft unterhaltenes galantes Verhältniß ist häufig eine Reihe von Bonmots. Leicht möglich, daß der Anstrich von Eleganz, den dergleichen Verhältnisse haben, den Franzosen so nachsichtig dagegen macht. Fast nie hört man von unglücklichen Folgen der Eifersucht, daß Ehmann oder Liebhaber in der dunkeln Straße ermordet worden wären; man hört nichts von Durchgehen, von Schadenersatz, und die Ehre des Ehebetts wird einem nie in der verständlichen, handgreiflichen Gestalt von 20,000 Pfund vor Augen gestellt. Man sieht einen gut gekleideten Mann besonders artig und aufmerksam gegen eine gut gekleidete Dame. Spricht man Morgens bei ihr vor, so sitzt er neben ihrem Arbeitstisch, bleibt sie einmal Abends wegen Migräne zu Haus, so sitzt er bei ihr auf dem Sopha; trifft man sie in der Gesellschaft, so unterhält er sich mit ihrem Manne; ein Fremder oder einer aus der Provinz fragt: „Wie ist der Herr — mit Madame — verwandt?“ und ganz unbefangen erwidert der Befragte: „es ist ihr Liebhaber.“ Diese Galanterie, welche im Grunde nichts mehr und nichts weniger ist, als weitgetriebene

Geselligkeit, ein mächtiger Hang zu Gesellschaft und Conversation, ist über alle Stände verbreitet und hat freilich Folgen, welche sich mit der Liebe zur Conversation schwer rechtfertigen lassen.

In einem Lande, wo das Vermögen so sehr vertheilt ist, hat das Heirathen, wenn auch die Ehen viel häufiger sind als bei uns, doch seine nothwendigen Grenzen. Da helfen sich nun die arbeitenden Klassen mit ihren Mariages à la St. Jacques, welche unter ihnen selbst für ganz respektabel gelten. Der Handwerker und die Wascherin oder Nätherin finden es wohlfeiler und bequemer, comfortabler (denn die Franzosen haben ihre eigenen Begriffe von Comfort), beisammenzuwohnen. Sie miethen ein Zimmer, möbliren es mit ihrem beiderseitigen Hausrath, das Frauenzimmer kocht, das Hauswesen wird auf gemeinsame Kosten geführt, und die Liebe des Paars dauert zum Wenigsten so lang als die Miethe. Leute, die so leben, sind, wenn gleich er Monsieur Thomas und sie Mademoiselle Clara heißt, à la St. Jacques verheirathet, und diese Verbindung gilt, so lange sie dauert, bei Nachbarn und Freunden für durchaus ehrbar.

Durch die Findelhäuser fällt vollends die einzige Rücksicht weg, welche in einem Lande ohne Religion von Ausschweifung zurückhalten könnte, und so unterliegt es keinem Zweifel, daß in Frankreich das Sittenverderbniß größer ist, als in irgend einem civilisirten Lande Europa's, aber es führt auch weniger als in andern Ländern zu noch größerer Verworfenheit. Da Ausschweifungen der Art in der öffentlichen Meinung keine Verbrechen sind, so sinkt damit der Mensch auch nicht zum Verbrecher herab. Man betrachtet es wirklich rein als Geschmackssache, und nur selten wird es einem einfallen, wenn er sich vom Charakter eines Weibes ein Bild entwirft, ihre Tugend mit in Rechnung zu nehmen. Dies ist allerdings schlimm, sehr schlimm, es hat aber auch seine gute Seite: in England, wo Ehre, Rechtschaffenheit, das trefflichste Herz einem Weibe, das der Keuschheit ermangelt, zu nichts helfen, ist eine, welche einmal einen Fehltritt begangen, hoffnungslos verloren, und oft liegt nur ein halbes Jahr zwischen der ehrbaren Tochter achtungswerther Eltern und der Verworfenen, welche mit Dieben gemeinschaftliche Sache macht und in Bridewell die Peitsche bekommt.

Jene quasi-legitime Verbindung, wozu St. Jacques den Namen hergeben muß, ist die französische Galanterie in nüchterner, moderner, republikanischer Gestalt; die Sitte schreibt sich ohne Zweifel von der Revolution von 89 her; aber die Galanterie von höherem, feinerem Styl, der man so gut in den Champs-élysées, zu Belleville und in der Chaumière, als in den stattlichen Hôtels des Faubourg St. Germain und der Chaussée d'Antin begegnet, gehört der alten Geschichte Frankreichs an und wurzelt tief im Charakter des Volks. Die liebenswürdige Ninon gibt uns in ihrem Abschiedsbrief an Herrn von Sevigné eine Probe der französischen Galanterie, wie sie zu ihrer Zeit im Schwange war und noch heute ist. „Es ist vorbei, Marquis; ich muß Sie ohne Rückhalt in mein Herz blicken lassen: Aufrichtigkeit, Sie wissen es wohl, war von jeher der Hauptzug meines Charakters, und hier haben Sie einen neuen Beweis davon. Wenn wir schworen, bei Allem, was Liebenden am Heiligsten ist, schworen, nur der Tod solle uns trennen, unsere Liebe solle nimmermehr vergehen, so waren unsere Schwüre, meinerseits wenigstens, gewiß aufrichtig gemeint. Aber ach! wie wunderlich ist doch das Herz, wie viele Widersprüche wohnen in ihm! Mit derselben Aufrichtigkeit, mit der ich früher meine Eide schwor, versichere ich Sie jezt, daß es mit der Liebe, welche ich fühlte, vorbei ist. Statt mich und Sie zu hintergehen zu suchen, glaubte ich unser Beider würdiger zu handeln, wenn ich mich frei aussprach. Wenn dem einmal so ist, warum nicht sagen: „ich liebe Sie nicht mehr!“ so offen und aufrichtig, wie man sagt: „ich liebe Sie!“ — Und Flatterhaftigkeit in der Liebe war durchaus kein hervorstechender Charakterzug bei der fraglichen Dame. Madame de Sevigné beschreibt einen Auftritt, wobei der Liebhaber ganz à la Ninon zu Werke geht. „Der Chevalier de Lorraine erschien neulich bei der F —. Sie wollte die Verzweifelte spielen; da deschoß der Chevalier, mit dem köstlichen Anstand, den du kennst, der verdrießlichen Geschichte auf einmal ein Ende zu machen. „Nun was ist es denn, Mademoiselle?“ sagte er, „warum so außer sich? Was ist denn so Besonderes an dem Unglück, das uns begegnet ist? Wir liebten einander — wir lieben einander nicht mehr. Beständigkeit ist keine Tugend für unser Alter; weit besser, wir vergessen, was vorbei ist, und stimmen wieder den gewöhnlichen Weltton an. — Eil was haben Sie da für ein artiges Hündchen!“ — „Und damit,“ sagt Madame de Sevigné, „war es aus mit dieser bella passion.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Schulfest. Literatur.

Diesen Sommer war wieder unser Promotions- oder Schulfest, über dessen nachtheiligen Einfluß auf die Gemüthsausbildung der jungen Leute ich schon manchmal in diesen Blättern geklagt habe; denn all sein Pomp ist zwar darauf berechnet, Nacheiferung bei den Schülern zu erregen, tödtet aber ihre Bescheidenheit und Kindlichkeit, indem es ihre Eitelkeit und Ehrsucht aufregt; es zeigt ihnen den großen Werth des äußern Verdienstes, das sich zur rechten Stunde

geltend zu machen versteht, während das dauernde, aber schüchterne ihnen lächerlich wird. Es ist für den Freund der Jugend wirklich ein peinigender Anblick, diese gekrönten Schüler mit ihren Auszeichnungen unter militärischer Musik in den Straßen herumziehen und sich der Schaulust der Menge aussetzen zu sehen. An diesem Fest, das vor seinem Zuge durch die Stadt in der St. Petterskirche beginnt, wo es ganz an seiner rechten Stelle wäre, an diesem Schulactus hält der jedesmalige Rektor der Academie eine Rede über die Leistungen der Academie und die sonstigen literarischen Erscheinungen von einiger Bedeutung in dem vergangenen Jahr. Von öffentlichen Vorlesungen war diesmal nicht viel zu berichten, jedoch wurde an A. Peschiers Vorträge über deutsche Literatur lobend erinnert; warum nicht auch an Tourets Vorträge über Genfer Geschichte und über Reformationsgeschichte? Der literarischen Erscheinungen von einiger Bedeutung waren allerdings wenige. Sismondi gab den siebzehnten und achtzehnten Band seiner französischen Geschichte heraus. Sie geben nur von den letzten Regierungsjahren Franz I. durch die zwei folgenden Regierungen bis zu den ersten Jahren Karls IX., also im Ganzen durch dreißig Jahre, von 1558 bis 1568; allerdings der Jahrzahl nach ein kleiner Zeitraum, aber lang und schwer, wenn man Frankreichs Leiden in demselben bedenkt; denn es war die Zeit, wo der Kampf begann zwischen dem erwachten Geist und religiösem und politischem Fanatismus, wo die grausame Hitze Philipps II., des Herzogs von Alba, der Guise und Papst Pauls IV. lange nicht durch die Tugenden Coligny's, Dandelots, Hopitals und des Prinzen von Oranien aufgewogen wurden, wo Katharina von Medicis und der blutdürstige Alba die Vernichtung der Hugenotten beschlossen, die einige Jahre später so viel Blut und Thränen über Frankreich bringen sollte. Diese kurze Zeit ist überreich an Charaktergemälden, an großen Wahrheiten und Lehren, und so erscheint sie auch in diesen beiden Bänden Sismondi's. Es war gewiß nicht leicht für den Geschichtschreiber, besonders für den protestantischen, jene Zeit ruhig, besonnen und unparteiisch zu erfassen, sie nach ihren wahren Verhältnissen darzustellen, und zu erkennen, was von manchem Ruf wegzuschneiden und an anderer Stelle hinzuzusetzen ist, da beide Parteien von Haß und Schmeichelei entstellt worden sind. Dies ist Sismondi durch gründliche Studien, gesunde Kritik und volle Unparteilichkeit gelungen.

Ein Genferisches Geschichtswerk ganz anderer Art, aber auch verdienstlich, ist Tourets Histoire de Genève in drei Bänden, das erst vor Kurzem vollendet wurde. Der Verfasser ist kein Genfer, hat aber die Geschichte des Landes mit Eifer aus den Quellen studirt, und sein Werk kann unbedenklich neben die Genfer Geschichten von Berenger und Picot gesetzt werden. Als politische Geschichte ist es sogar besser denn diese, weil Tourret als Fremder nicht so viele persönliche Rücksichten zu nehmen hatte. Es steht ihnen aber in der Darstellung des sittlichen Lebens, in der Farbengebung der Zeit nach.

Madame Necker, von deren trefflicher, in Frankreich gekrönter Schrift über weibliche Erziehung wir anderwärts gesprochen haben, steht in dieser Art nicht mehr allein in Genf, denn Mad. Tourte-Eberhuliez zeigt in ihrem Journal d'Amélie ein glückliches Talent in Darstellung und Sprache. Es thut in der heutigen französischen Literatur sehr wohl, eine junge Waise zu sehen, die sich in den schwierigen und gefährlichen Lagen ihres Lebens allein durch Frömmigkeit, kindliche Liebe und festes Anklammern an ihre Pflicht aufrecht erhält. Dieses kleine Werk beweist von Neuem, zu welcher Höhe die verständige weibliche Erziehung in Genf gediehen ist. Es wird einem hier aber selten so wohl, sich über ein poetisches Erzeugniß freuen zu können. Um so mehr muß der Fantasque gerühmt werden, ein Blatt, das alle Monate nur zweimal erscheint, aber gerade durch diese selbst aufgelegte Beschränkung des vielbedeutenden Interesse bei einem Publikum gewiß ist, das nicht leicht befriedigt werden kann und besonders Mannichfaltigkeit verlangt. Gerade diese Mannichfaltigkeit kann als ein charakteristischer Zug des Herausgebers, Petit-Senn, betrachtet werden, der auch ein seltenes Talent im Beobachten, Auffassen und Darstellen alles Sittlichen hat. Ueberdies zeichnet er sich in einer Art Dichtkunst aus, die einst in Frankreich so hervorstechend war und da wirklich zum Muster dienen konnte, jezt aber dort fast ganz verschwunden ist, ich meine das witzige Lied, die Satire, die launige Erzählung. In diesem heitern, immer wechselnden Gewande führt Petit-Senn die Genfer Sitten und Sprache, in denen sich viel Eigenes und Alterthümliches erhalten hat, handelnd ein, gibt ihnen Bewegung und Farbe. So ist der Fantasque eine eigentlich Genferische Zeitschrift, ohne jedoch darum an Aufsätzen von allgemeinerm Interesse arm zu seyn. Die Politik und die obrigkeitliche Persönlichkeit hat daran Gottlob! keinen Antheil, und darum verdient dieses Blatt über den Figaro und Corsaire gesetzt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Mancherlei.

Die musikalischen Genüsse drohen mit Macht herein. Eine Fluth von Sängerinnen ist aus West und Süd angeschwommen gekommen, ohne uns eben vergessen zu machen, welchen Mangel wir leiden. Die Fischer-Achten aus Frankfurt findet wenig Widerspruch, aber auch keine Begeisterung. Der Virtuos Poll erringt die meiste Anerkennung seines ausgezeichneten Spiels, aber die Lorbeeren sind nur Lorbeeren; zum Handwerk gehört Klimpern. Im Beande des englischen Hauses ist den hiesigen Lieder-, Kunst-, Gelehrten, und literarischen Vereinen ein Lokal verbrannt, an das sich zum Theile ihre Existenz knüpfte. Es ist das älteste und bis jezt fast einzige Gesellschaftshaus der Art in Berlin, und die älteste Gesellschaft, der sogenannte Montagsklub, eine humoristische Gelehrtengesellschaft, in welcher Gotthold Ephraim Lessing als junger Mann aufgenommen wurde, die also schon lange vor ihm bestand, ist in diesem Hause gestiftet worden. Den Liedervereinen sind ihre sämmtlichen Musikalien, und darunter Partituren, die nur in dem einen Exemplare existirten, verbrannt.

In Wilhelm Neumann (königlichem Intendanturrath), über dessen plötzlich erfolgten Tod Ihnen die Zeitungen schon berichtet haben, verliert die ästhetische Kritik einen eben so scharf blickenden, als wohlgesinnten Arbeiter. Die Humanität dieses bescheidenen Mannes wird von Allen, die ihn näher kannten, gerühmt. Seine lezten Arbeiten befinden sich in den Hegelschen Jahrbüchern und in den Brockhausschen Blättern für literarische Unterhaltung.

Die Anwesenheit des hohen Gastes aus Rußland hat weniger Einfluß auf das öffentliche Leben, als man erwartete. Die Hohenstaufen von Raupach sollen in der Reihenfolge, zu Ehren der Kaiserin, gegeben werden. Doch geht auch dies nur langsam vor sich, und wenn es das Einstudiren neuer, bedeutenderer Werke hinderte, so weiß man nicht einmal, ob man es wünschen soll.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. November 1834.

Aimons, Louis le permet,
Tout ce qu'Henri quatre aimait!

Béranger.

Französische Galanterie.

(Beschluß.)

Wie viele ähnliche Geschichten aus der neuesten Zeit ließen sich erzählen! Noch nicht lange besuchte eine Dame eine Freundin, die sich in die bittersten Klagen über die Unbeständigkeit der Männer ergoß. Ueberrascht, daß die Freundin etwas der Art sich so sehr zu Herzen nehme, sagte die erste: „Beruhigen Sie sich um's Himmels willen, beruhigen Sie sich! Solch ein Unglück ist ja bald wieder gut gemacht und vergessen! Sie erinnern sich doch noch jenes Monsieur C.; nun, der machte es mir eben so; die erste Woche war ich untröstlich, das ist wahr, aber jetzt — mon Dieu! denke ich doch kaum mehr daran, daß er je existirte!“ — „Ach, Liebe!“ erwiderte die Andere, deren Schönheit nachgerade im Verblühen war, „es ist ein großer Unterschied zwischen uns beiden: Monsieur C. war Ihr erster Liebhaber, Monsieur R. ist — mein letzter!“

Jene Liebe, jene tiefe, herzinnige Liebe, wie sie unsere englischen Dichter hin und wieder so köstlich geschildert haben, sucht man in Frankreich vergebens. In jeder Phase einer französischen „Amour“ herrscht mächtiger Wortschwall: der Gegenstand der Flamme wird angebetet, vergöttert; aber bei all den graziösen Wendungen und Stellungen der Galanterie, bei all den Phrasen, die sie von sich gibt, ist keine Spur von jener Ruhe und Innigkeit, von jenem tiefen, beseligenden, herzergreifenden Tone, der einem die volle Ueberzeugung zuruft, daß das Herz, dem man sich entgegenneigt, wirklich und ganz einem angehört. Die Liebe, wie sie sich in Frankreich zeigt, ist eine Liebe für die Gesellschaft, nicht für das Alleinseyn, eine Liebe für den schimmernden Salon, das duftende Boudoir, eine Liebe, die sich in Intriguen, Politik, Geschäfte mischt, eine Liebe, die befriedigt, aber nicht das Herz füllt, die keine Feenpaläste baut, aber auf die betretenen Pfade des Lebens mehr Blumen streut, als ein ernsteres Volk darauf findet.

Diese Liebe durchdringt die ganze Geschichte Frankreichs. Sie ist so ganz national, daß die galantesten Regierungen von jeher unfehlbar auch die populärsten waren. Heinrich IV. ist kaum mehr ein historischer Name, als die schöne Gabriele; und der Achtung, in der dieser weise und geliebte König noch steht, geschah nie der geringste Abbruch dadurch, daß ihn die Geliebte in den Rath begleitete, ihn im Angesicht des ganzen Hofs küßte und sich ebenso von ihm küssen ließ. Nein, die Franzosen sahen daran bloß, daß es tout français war, und der alleinzige Punkt, der ihnen dabei bemerkenswerth scheint, ist, daß die schöne Gabriele in

Digitized by Google

Wahrheit schön war. In diesem Punkt — denn sie sehen die Maitressen ihrer Könige gerade an wie ihre eigenen — sind sie unerbittlich, und durch nichts verlor wohl Ludwig XIV. soviel von seiner Popularität, als durch seine eheliche Liebschaft mit Scarrons alter häßlicher Wittwe. Aber nicht nur für die Liebschaften ihrer Monarchen interessiren sich die Franzosen gewaltig: wo ist ein großer Mann in Frankreich, mit dessen Namen und Ruf sich nicht der eines sanftern Wesens verkettete, eines sanftern Wesens, das ihn allerdings nicht an sich größer gemacht, aber die rauhen, steinigten Pfade des öffentlichen und literarischen Lebens für ihn geebnet hat? Wo ist Voltaire ohne seine Madame de Chatelet? Und doch, welcher Natur mußte des Poeten Liebe zu der Frau seyn, an deren Todtenbette er weinte und dazu sagte: „ce grossier St. Lambert l'a tuée en * * * * * * *!“ Wo ist Mirabeau ohne seine Sophie du Ruffay? Und doch, wie mochte der Patriot das Wesen lieben, das er aufopfern konnte, um seine Schulden zu bezahlen!

Wie manche liebliche Episode wirft ein sänftigendes Licht auf den blutigen Fanatismus der Ligue, auf die tollen Wirren der Fronde, auf die wilden Thaten, die blutigen Greuel der Revolution! Wie graziös, Robespierre zum Trotz, lebte die Galanterie, welche den Hof geschmückt, auch im Kerker fort und that den letzten Athemzug auf der Guillotine!

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Daß diesen Worten ein Erguß von freundschaftlichen Gefühlen zwischen beiden Männern folgte, war natürlich; dann kamen die Fragen Walters: „Wo kommst Du eigentlich jetzt her? wo willst Du hin? — Hast Du Leopoldinen gesehen?“ — „Leopoldinen! meine Frau!“ rief Julius, dessen blasse Wangen sich von einer lebhaften Empfindung rötheten; „kennst Du sie? was weißt Du von ihr?“ — „Ob ich sie kenne?“ erwiderte Walter, „sie wohnte ja fünf Jahre in meiner Nähe und meine Frau war ihr vertrautester Umgang.“ — „Wo bin ich denn?“ fragte Warheim mit dem Ausdrucke des Erstaunens; „ich glaubte mich in Glogau, und Leopoldine lebte ja in Grünfeld.“ — „Siehst Du jenes weiße Gebäude?“ versetzte Walter, indem er den verhüllenden Vorhang vom Fenster wegbog; „das ist das Amthaus von Grünfeld, dort waltete Leopoldine und beglückte mit ihrer Seelengüte, ihrer Freundlichkeit und ihrem Talent Alles, was um sie lebte. O Freund! welch ein Weib hast Du! und wie konntest Du Dich so lange von ihr trennen? Ich bin sonst, besonders im Kapitel der Frauen, durchaus kein Enthusiast und noch immer ein Bischen wunderlich, wie Du mich in meinen jungen Jahren kanntest, aber von diesem liebenswerthen Wesen kann ich nicht ohne Wärme sprechen. Mensch! Du bist glücklicher als Du verdienst!“

Walters Rede, die auf Julius einen ungemein heftigen Eindruck zu machen schien, veranlaßte zwischen den beiden Freunden ein Gespräch, das beinahe die ganze Nacht fortdauerte, weil der Kranke versicherte, bei den Mittheilungen des Pfarrers ruhiger seyn zu können, als ohne dieselben. Wir entheben ihnen das Wichtigste, die Erzählung, die Leopoldinen betrifft, und lassen Walters selbst sprechen.

„Ich war mit meiner neuen Frau kaum auf der hiesigen Pfarre angezogen, als Amtmann Lonau mit der seinigen nach Grünfeld kam. Die Nähe des Amthauses, die Hoffnung auf einen angenehmen Umgang, denn das Lob des Ehepaares war ihm vorangegangen, bewogen uns, sie aufzusuchen, und da wir uns gegenseitig ungemein ansprachen, so wurde dies und das von den innern Lebensverhältnissen und den Planen für die Zukunft geschwatzt. Wir vernahmen, daß man binnen wenigen Tagen ein Frauenzimmer erwarte, auf dessen Ankunft Madame Lonau äußerst gespannt schien, ja welcher sie sogar nicht ohne einige Aengstlichkeit entgegensah. Der Name der Erwarteten machte mich stutzen. Ich hatte seit geraumer Zeit nichts von Dir selbst gehört, sondern nur durch das Gerücht vernommen, daß Du mit einer schönen und liebenswürdigen Frau verheirathet seyest und eines der ersten Häuser in der Residenz machest. Wie hätte ich nun denken können, in der Person, welche die Gehülfin der Amtmännin vorstellen sollte, Deine Gattin zu finden? Fragen mochte ich nicht, da man die Sache als ein halbes Geheimniß zu behandeln schien; allein mein Interesse war lebhaft erregt, und ich nahm mir vor, sobald der Anstand es erlaubte, die Bekanntschaft der Fremden zu machen.

„Leopoldine kam, und ihre Schönheit, von einem stillen Gram umschleiert, der gebildete Ton ihrer Rede und ihres Benehmens, welcher deutlich verrieth, daß sie mit der vornehmen Welt in Verbindung gestanden hatte, die Rolle, in welcher sie im Amthause auftrat, und ihre augenscheinliche Unfähigkeit, den Anforderungen derselben zu entsprechen, erhöhte meine und meines Weibes Theilnahme, und die Aufgeregtheit, die sie uns entriß, richteten hin, uns ein vereinzeltes und tief verletztes Herz zuzuwenden. Ich erfuhr, daß ich wirklich Deine Frau vor mir hatte; ich vernahm durch die meinige und später auch durch sie selbst das Materielle eurer Begegnisse und jetzigen Lage. Mit der Enthüllung des zarteren Theiles ihrer Vergangenheit, ihrer und Deiner

Gefühle war sie sparsamer, und ich mußte dieselben größtentheils aus einzelnen Worten errathen, die ihr eine plötzliche Aufwallung oder ein lebhaftes Andenken entriß. Ihre Stellung zu der Lonau war Anfangs gespannt, gezwungen und daher sehr unangenehm. Charlotte wollte in ihrer Gutmüthigkeit Leopoldinen ihre abhängige Lage gar nicht fühlen lassen, die Leztere konnte sie keinen Augenblick vergessen, und das brachte nicht nur in ihre gemeinsamen Beziehungen etwas Unrichtiges, Drückendes, sondern es hinderte auch Deine Frau, in die volle Thätigkeit zu treten, zu welcher wir sie ermunterten. Doch siegte auch hier endlich der ächte Werth des weichen weiblichen Gemüthes. Charlotte Lonau ist nicht nur eine verständige Hausfrau, sie ist auch ein kluges, feinfühlendes Wesen. Sie sah wohl ein, daß Leopoldine in ihrem innern wie in ihrem äußern Leben zerstört seyn müsse, und die Aufschlüsse, die der Oberförster ihr über die Vergangenheit gegeben hatte, mochten sie bei der eifrigen Bemühung leiten, wohlthuend auf der Leidenden Zustand zu wirken. Erst suchte sie ihr Herz an sich zu ziehen, dann ihr Vertrauen, und Leopoldinens liebebedürftige Seele gab sich, durch diese neue Zuneigung erleichtert, ihr so rücksichtslos hin, wie sie es gegen uns that. Ungeachtet aber diese entstehenden Freundschaftsbande mit einer seltenen Innigkeit von ihrem Herzen festgehalten wurden, so konnte sie dennoch dem Landleben, den ungemein vervielfältigten häuslichen Beschäftigungen Charlottens, der Betriebsamkeit in der Wirthschaft keinen Geschmack abgewinnen, und nur das Gefühl der Nothwendigkeit mochte ihrer Abneigung Schranken setzen. Das hat sie uns während dem Laufe des ersten halben Jahres oft bekannt, wenn sie, wie sie dies meistens that, einen Theil des Sonntags mit uns zubrachte und mit der liebenswürdigsten Offenheit über sich und ihre Empfindung sprach. Doch auch in diesem Punkte sollte das Schicksal den edlen Charakter vortheilhaft entwickeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

An einen Vogel.

Schnell war der Schnabel dir gewezt.
Das Lied erklang. Wo bist du jezt?
Entflogen längst? Dir auf dem Fuß
Kommt schon zu spät der schnellste Gruß!

Der Felsenblock.

Sphinxernernster Felsenblock
In des Rasens Würzgekräute,
Lang' hier lehn' ich schon am Stock:
Gib dein Räthsel mir zur Beute!

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

Hoffeste. Periodische Literatur. Theater.

Wenn Karlsruhe nicht ganz vergessen werden soll in der Geographie Ihrer Blätter, so ist es Zeit, ein erneuertes Zeichen seines Daseyns zu geben. Meine Berichte sind wie Zugvögel: im Winter ziehen sie ein in die immergrünen Stuttgarter Blätter. Im Sommer läße sich keiner mehr blicken, da wird zu Haus gebrütet. Und diesmal bedarf es wirklich einer Versicherung unserer Existenz, denn wie viel hätte gefehlt, daß wir diesen Sommer durch Feuer vom Himmel verzehrt worden wären, wie Sodom und Gomorra, so gut meinte es die Sonne, und um in unserm Sande Straußeneier auszubrüten, fehlten diesmal nur die Eier, und zu einem italienischen Sommer nur Italien. Darum haben Sie durch mein Schweigen auch gar nichts verloren. Doch jezt, wo die Novemberstürme blasen und die Natur im Winterschlafe liege, da erwacht die große Welt; auch das Theater reibt sich die Augen, aber wie es naturgemäß nach solch einem Schlafe geht, wo die Thiere nur von ihrem eigenen Fette leben, es sieht sehr mager aus. Das Militär hat seine Winterquartiere bezogen, nachdem auch wir unsere Herbstmandores und unsere Lager gehabt haben, und die Uebungen der kalten Jahrszeit beginnen, auf glattem Boden, mit den Waffen des kleinen Krieges. — Seit acht Tagen umrauschen uns Hoffeste. Die zweite Tochter des verstorbenen Großherzogs Karl, Josephine von Baden, wird mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen vermählt, und seitdem reichen sich Bälle, Diners und Soiréen die Hände. Die Stadt wird außer dem Gerassel der Wagen nicht viel von diesen Festen gewahr. Der einzige Ort, wo Hof und Stadt zusammenkommen, ist das Theater. Das Publikum hatte auch gehofft, auf der Bühne an diesem Tage etwas Neues zu sehen, den Piraten von Bellini, aber zum Unglück stellte sich auch hier wieder ein Wechselfieber ein, an dem das Repertoire das ganze Jahr leidet, und so mußten die ersten Akte einer bekannten Oper aushelfen. So eben fahren wieder die Hofwagen unter meinem Fenster vorüber zu einem großen Ball beim Minister des Auswärtigen; da denke ich unwillkührlich. Görres hat doch so Unrecht nicht, daß den Reichen ihr Genuß zur Arbeit wird, und, denke ich dazu, daß sie, wenn es seyn muß, Strapazen ertragen können, die an größere Anstrengungen gewöhnte Körper erschöpfen würden.

Der Spätherbst zeigt sich auch in unserer Journalistik. Die Blätter welken und fallen eines nach dem andern, und wenn es so fort geht, so bleiben nicht viel mehr übrig, als an den Bäumen. Manche welken von innen heraus, an andern zaust die Censur wie ein Novembersturm. So hat der Mannheimer Stadt- und Landbote, ein unschuldig harmloses Klatschröschen, nach neun Monaten sein Embryonenleben aufgegeben. Es hatte sich, seinem Fötuszustande gemäß, von Wasser genährt und Schmutz abgesezt. Die Wete erfahre hier seinen Tod zugleich mit seiner Geburt. Aber nicht nur die Unschuld stirbt. Auch die Mannheimer Zeitung, die badische Quotidienne, hat eingetretener Hindernisse wegen schnell ihr Erscheinen eingestellt. Damit aber nicht die Gegenpartei juble, hat auch der Zeitgeist, nachdem er vor einem Vierteljahre wie ein Verarmender die Beilagen von seinem Tische eingehen ließ, nun das ganze Gedeck aufgegeben. Er hatte seit geraumer Zeit schon sehr mager servirt, die Censur hatte homöopathische

Kost vorgeschrieben. Zur Entschädigung für alles dies entstand vor vier Wochen unpädlich ein Karlsruher Musik- und Theaterblatt, mit dessen Anzeige ich mich beeilen will, damit nicht die Todespost vor der Geburtsnachricht komme. Daß unser Theater einer Kritik, einer gründlichen, scharfen, unerbittlichen Kritik bedürfte, ist nur zu wahr, aber schlimmer als gar keine sind solche Afterkritiken, solche Organe der Mittelmäßigkeit, die, mit „wenig Witz und viel Behagen," mit der verdammlichen dramaturgischen Phraseologie ihre eigene Lerrheit behängen; denn einerseits, wo sie Unrecht haben, bestärken sie Direktion und Spieler in ihren falschen Richtungen, und andernseits, wo sie zufällig mit Recht tadeln, bleiben sie unbeachtet, weil ihre innere Schwäche doch zu offen am Tage liegt. — Die deutsche Dramatik ist im Verfall, ist ein in den letzten Lustern fast als Axiom angenommener Satz, aber wenn sie es überall nur aus den Gründen wäre, wie in hiesiger Stadt, so sollte man meinen, wäre die Veranlassung eine äußere und nicht ein inneres Siechthum. Das Karlsruher Hoftheater war immer eine Bühne zweiten Rangs; sie gab nicht den Ton an, sie nahm Gegebenes von außen auf. Die Intendanz bildete — der faule Fleck an allen Hoftheatern — eine Hofcharge, ohne Befähigung und Kenntnisse. Einige Jahre lang ging die Leitung von einem Comité aus, zusammengesetzt aus den Regisseurs, dem Kapellmeister und dem Dichter Auffenberg. Es ging wo möglich noch schlimmer; der letztere nahm sich der Sache wenig an. Da warf man die Augen auf den Grafen Leiningen-Neudenau. Ausschließliche Liebe zum Theater ließ ihn die Stelle wünschen: ein besonders günstiges Ereigniß, das mehr als Gewöhnliches hoffen ließ; dazu war er Graf — er wurde Intendant. Diese beiden Vorzüge blieben aber auch die einzigen. Sein Eifer galt ihm für Befähigung; seine jetzt dreijährige Leitung gab darüber berichtigende Aufklärung. Seit dem geendigten ersten Jahre derselben, wo ich eine statistische Zusammenstellung seines Wirkens gab, haben diese Blätter nichts mehr von unserer Bühne gesprochen. Dort stellte ich meiner Ueberzeugung nach billige Anforderungen; ich weiß, daß eine Theaterintendanz in einer kleinen Residenz in Vielem gehemmt ist und wohl keine Reformation von ihr ausgehen wird, ich weiß aber auch, daß ihre Stellung in Manchem selbst förderlich ist, und daß die Hofsotation sie über vielfältige, sonst gebieterische Launen hinaushebt; zuletzt weiß ich übrigens noch, daß Hemmungen, die von innen kommen, die größten sind und keiner Stellung weichen. Eine unerkaltbare Vorliebe für die dramatische Kunst ließ mich seitdem fortwährend den Bewegungen und Regungen auf jenen bedeutsamen Brettern folgen, und eine ruhige Beobachtung während drei Jahren hat ein Urtheil hervorgerufen, das nur ein Widerhall der Stimme des Publikums ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Neue Knochenhöhle. Die Stadt.

Für die Wissenschaft nicht ohne Interesse ist die Entdeckung einer Höhle am Fuß des höhlenreichen Salève. Sie hat ungefähr sechzehn Fuß Länge, auf drittehalb Höhe. Auf dem Boden, der mit kalkartigen Inkrustationen bedeckt ist, liegen eine Menge Knochen von Thieren, die zum Theil nicht mehr in unserer Gegend leben, z. B. Dambirschen. Hier lebte wahrscheinlich ein Raubthier, das nicht nur Schafe, Ochsen, Pferde, Hunde und Katzen, sondern auch Vögel verzehrte; von seinem eigenen Gebein ist jedoch keine Spur gefunden worden. Außerdem entdeckte man darin eine eiserne Waffe sehr alter Art, die beweist, daß diese Höhle vor vielen Jahrhunderten Menschen zugänglich war und erst hernach durch die Stalagmiten und Stalaktiten geschlossen wurde, die sich da gebildet haben. Wahrscheinlich hauste hier ein Luchs, denn diesem allein war es möglich, auch Vögel zu fangen. Konrad Gesner und Wagner führen schon den Dambirsch nicht mehr unter den Thieren unserer Gegend an.

Der geistreiche Engländer T. Walsh sagt in seinen Souvenirs de la Suisse von Genf: „Wenn man jetzt noch, wie vor Jahren und damals mit Recht, behauptete, Genf sey eine häßliche Stadt, so wäre dies eine alte, vergangene Geschichte, denn seit einigen Jahren sind die Zugänge Genfs von der Seeseite und von Frankreich her sehr verschönert worden. Jene ekelhaften, schwarzen, krummen, halbverfallenen Bretterhäuser an dem südlichen Rhoneufer, durch die das schöne Blau dieses Flusses auf gar mancherlei Art verunreinigt wurde, diese schmutzigen Uebelstände sind nun verschwunden, und an ihrer Stelle zieht sich ein breiter Kay mit schönen steinernen Häusern hin, auf den mehrere breite Straßen und Plätze ausgehen. Eine Kettenbrücke vereinigt die zwei Ufer, wodurch das unermeßliche Hotel des Bergues mit der Stadt in Verbindung gesetzt wird. Die Dome, wo ungeheuer hohe und ziemlich schwache Balken vorspringende Dächer trugen, dadurch aber die Straßen verengten und ihnen Licht und Luft nahmen, sind verschwunden. Alles ist in der untern Stadt viel reinlicher, comfortabler, behaglicher und symmetrischer geworden. Kommt man von Savoyen her nach Genf, so zeigt sich eine große Stadt, denn die schönen Hôtels du haut mit ihren großen Terrassen würden überall imposante Wirkung machen. Das Innere der Cité hat freilich nichts gewonnen und konnte es auch nicht; hier mußten, nach der Aeußerung eines geistreichen Genfers, die eng zusammengedrängten Häuser aus Mangel an Raum in die Höhe treiben. Die kleinen, dunkeln und engen Straßen, die elenden Schuppen, die Schachteln, in denen arme Näherinnen mit Zwirn und Schuhen sitzen, die sich nicht mehr umdrehen können, so wie ein Käufer in ihre winzigen Laden tritt; diese ganze geschwätzige, immer bewegliche, wenig um ihr Aeußeres bekümmerte und gewiß nicht zu ihren Gunsten einnehmende Bevölkerung, die durch die Löcher ihrer Kleider Gewinnsucht zeigt, all diese Gegenstände fallen gewiß jedem Fremden unangenehm auf; aber Aehnliches zeigt sich in allen voiereichen, in allen Fabrikstädten, ohne daß man da all das Gute anträfe, was Genf auszeichnet. Genf, das schon seit langer Zeit einer der Lichtpunkte europäischer Civilisation ist. Merkwürdig ist hier die freundliche Annäherung und Versöhnung in den religiösen und politischen Meinungen, woraus ein wahrhaft öffentlicher Geist hervorging, der Alles gern ergreift, was wahrhaft lobenswerth ist. Hier findet man die freisinnigste Regierung in Europa, die vollständig ihre Bestimmung begreift, indem sie ihr stets neues Volk aufzuklären, zu verbessern, ja ihm die ganze Masse von Wohlseyn zu verschaffen und ihm alle Freiheit zu sichern strebt, die nur immer mit der Aufrechthaltung der Ordnung verträglich ist."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. November 1834.

Alle Gestalten sind ähnlich, und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel. —

Goethe.

Kurze Geschichte der fossilen Pflanzenwelt.

Allgemeine und allgemein faßliche Uebersichten vom gegenwärtigen Stande der Wissenschaften scheinen uns nützlich und interessant, sofern sie der zahlreichen Klasse derjenigen, welche sich dilettantisch um alle Zweige des menschlichen Wissens bekümmern, den Gesichtspunkt feststellen, aus dem eine Wissenschaft zu betrachten ist, deren Fortschritte bisher ihre Phantasie überschäzt, oder deren Werth ihr Verstand zu niedrig angeschlagen hat. Wir geben im Folgenden eine flüchtige Skizze der bisherigen allgemeinen Resultate des antiquarischen Theils der Botanik, der sich von der Sonne und ihren lebenden Kindern ab zur Nacht der Erde und ihren steinernen Herbarien gewendet hat.

* * *

Die Pflanzenwelt, welche gegenwärtig die Oberfläche der Erde bedeckt, auf welcher der Mensch seine Geschichte spielt, steht auf den Grädern mehrerer dahingegangenen Pflanzenschöpfungen, deren Spuren durch verschiedene Erdschichten zerstreut sind, deren eigentliche Begräbnißstätten aber die Steinkohlengruben vorstellen. Die fossilen Reste von Thieren zogen von jeher die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich, aber mit den fossilen Gewächsen fing man erst seit dem verflossenen Jahrhundert an sich einigermaßen ernstlich zu beschäftigen, und dies rührt daher, weil die Organe der Pflanzen, meist nicht so fest als Knochen und Muschelgehäuse, sich in den Eingeweiden der Erde weniger gut erhalten haben. Anton Jussieu (1718) bemerkte wohl zuerst den Unterschied zwischen den fossilen Gewächsen der Steinkohlenminen und den gegenwärtig in denselben Ländern lebenden; schon ihm entging ferner nicht die überraschende Aehnlichkeit derselben mit tropischen Gewächsen. Von nun an fehlte es nicht an Schriften über diesen anziehenden Gegenstand, und der Deutsche Scheuchzer gab in seinem Herbarium diluvianum ziemlich richtige Abbildungen verschiedener fossiler Gewächse. Aber dieser Zweig der Wissenschaft konnte erst dann wirkliche Fortschritte machen, als sich die Geognosie und die Botanik selbst auf einen gewissen Grad entwickelt hatten. Der Beobachtungsgeist mußte erst der Geologie ihre wahren Grundlagen angewiesen, die Botanik mußte die künstlichen Systeme, welche die Vergleichung analoger Gebilde erschweren, aufgegeben haben, endlich mußte zum Wenigsten die Mehrzahl der jezt lebenden Gewächse bekannt, namentlich aber die Flora der Tropen erforscht seyn. Zu Anfang dieses Jahrhunderts war in dieser Beziehung das Terrain gehörig vorbereitet, und von nun an wurden auch die Schriften über diesen Gegenstand sehr zahlreich. Im ersten Jahrzehend leistete am meisten Schlotheim (1804) durch bessere Abbildungen als die

Digitized by Google

bisherigen, genauere Beschreibungen und oft glückliche Zusammenstellung der alten Arten mit den jetzigen. Im Jahr 1820 begann der Graf Sternberg seine Epoche machenden Abhandlungen herauszugeben; eine Menge Schriften erschienen sofort, und in Deutschland, Frankreich, England, Schweden und Amerika wurden viele Kohlengruben in dieser Beziehung untersucht. Alle bisher gesammelten Dokumente faßte Adolph Brongniart in seinem Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles zusammen, ein Werk, das die Grundlage für alle neuern Forschungen bildet. Das neueste bedeutendste Werk ist die fortwährend erscheinende fossile Flora Großbritanniens von Lindley und Hutton.

Das Studium der fossilen Gewächse wird vorzüglich dadurch sehr erschwert, daß die zur Bestimmung der Geschlechter wichtigsten Theile zugleich die kleinsten und zartesten sind und sich in den festen Erdschichten sehr selten erhalten haben; man sieht sich daher meistens auf die Vergleichung derberer Organe, der Stengel, Blätter, hie und da einer Frucht beschränkt. Keime, Blüthen und Samen sind meist völlig zerstört. Auch die eigentlich krautartigen Gewächse, ferner Conferven, Schwämme, Flechten, sind, wenn sie anders existirten, verschwunden oder doch sehr unkenntlich gemacht. Die Holzstämme sind versteinert, indem allmählich die kleinsten Theile von Holz und Rinde mineralischen Elementen Platz machten; ihre Form ist dabei unverändert geblieben; die Blätter erscheinen meistens in schwarzen oder grauen Umrissen auf dem Gesteine. In den meisten Fällen ist der Botaniker, der fossile Gewächse auf die Familien und Geschlechter der jetzt lebenden zurückführen will, auf die Vergleichung des Baus des Holzes und der Rinde und der Textur der Blätter beschränkt.

Die Hauptfragen, welche man aufwarf, als diese neue Wissenschaft einigermaßen Fuß gefaßt hatte, sind: waren in jeder gegebenen großen Periode der Erdbildung dieselben Arten, Geschlechter und Familien von Gewächsen zumal und gleichförmig über alle Länder verbreitet, oder aber hatte, wie gegenwärtig, jeder Landstrich seine bestimmt charakterisirte Flora, gab es, wie jetzt, natürliche, auf kleine Länderstrecken beschränkte Pflanzengruppen neben andern, welche sich über ungeheure Räume verbreiteten? In Beantwortung dieser Fragen sind wir, da sie großentheils von der Entwirrung des Chaos abhängt, das für unsern Verstand noch in den Erdschichten herrscht, nicht sehr weit gekommen. Vor Allem müßten die Geologen gewiß seyn, daß gleiche oder analoge Schichten, welche man in weit von einander entlegenen Ländern findet, zur selben Zeit die Oberfläche der Erde gebildet haben. Wenn gewisse Schichten derselben Art, z. B. in Amerika und Europa, dort wie hier auf einander gelagert sind, so ist es immerhin wahrscheinlich, daß sie sich gleichzeitig und auf dieselbe Weise gebildet haben; enthalten sie dieselben fossilen Gewächse, so ist dies für den Geologen ein Beweis der Identität weiter. Der Botaniker aber, der umgekehrt fragt, ob die Arten in gleichzeitigen oder successiven Schichten mit einander übereinstimmen, kann sich jenes Beweises nicht bedienen, ohne sich im Kreis zu drehen. Eine andere Schwierigkeit entspringt daraus, daß man bis jetzt nur aus sehr wenigen Ländern die fossile Flora kennt, und noch dazu höchst unvollständig. So läßt sich z. B. aus den ältesten Schichten, in denen man Vegetabilien findet, aus dem sogenannten Uebergangsgebirge, hinsichtlich der damaligen geographischen Vertheilung der Gewächse rein nichts schließen, denn jenes Gebirge hat bis jetzt nicht mehr als 14 Arten geliefert, wovon 13 auf Europa, und nur Eine auf Nordamerika kommen. Offenbar kann man in dieser Beziehung nur solche Erdschichten vergleichen, welche eine bedeutende Zahl von Arten aus sehr verschiedenen Ländern geliefert haben, und bis jetzt ist die Steinkohlenformation mit ihren 258 Arten die einzige, welche dazu einigermaßen tauglich erscheint. Bei Betrachtung dieser Liste sieht man sogleich, daß die Kohlenminen auf verschiedenen Punkten von Europa, namentlich die von St. Etienne, die englischen, belgischen und böhmischen, in den meisten Fällen dieselben fossilen Arten liefern; dies kann nicht auffallen, weil die gegenwärtige Flora aller dieser Länder sehr ähnlich ist; das aber erscheint schon merkwürdig, daß unter 23 in den Kohlengruben Nordamerikas gefundenen Arten 14 auch in Europa gefunden werden. Dieses Verhältniß, das weit größer ist, als das jetzt unter den beiderseitigen Floren stattfindende, weist darauf hin, daß sie einst ungleich übereinstimmender waren, als gegenwärtig. Die beiden Welttheile waren vielleicht damals noch nicht getrennt, oder bildeten doch Inseln ein Band zwischen beiden. Von drei in Neuholland gefundenen Arten wurde eine auch in Ostindien entdeckt. Nicht nur wuchsen damals mehrere Arten in den verschiedensten Ländern, auch die Verhältnisse der großen Klassen, in welche die Pflanzen überhaupt zerfallen, waren überall so ziemlich dieselben. So bildeten die Farrnkräuter, Lykopodeen u. s. w. in Europa, wie in Amerika und Australien, die Hauptmasse, nämlich zwei Drittheile der Vegetation. Es scheint dies allerdings zu beweisen, daß zu jener Zeit die Vegetation über die ganze Erde weit gleichförmiger war, als jetzt.

Die Formationen über der Steinkohle bis zum Jurakalk lieferten bisher zu wenige Arten aus verschiedenen Lokalitäten, als daß sie ähnliche Schlüsse zuließen. Was den Jurakalk betrifft, so ist es sehr merkwürdig, wie selten in Deutschland und Frankreich die Arten von verschiedenen Fundorten ganz übereinstimmen; von 51 Arten sind nur zwei in Frankreich und Deutschland ganz

dieſelben. Ebenſo iſt es in den folgenden Formationen, und man könnte daraus ſchließen, daß von der Periode der Steinkohle an ſich die gleichzeitigen Floren in verſchiedenen Ländern bedeutend zu unterſcheiden anfangen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Eheſcheidung.

(Fortſetzung.)

„Madame Lonau wurde gegen das Ende des erſten Jahrs Mutter; ihr erſtes Kind hatte ſie durch den Tod verloren. Ihr Wochenbett dauerte lange und war ſchmerzvoll. Während deſſelben mußte Deine Frau die Leitung der Wirthſchaft nothwendig ganz übernehmen, und als ihr ſchönes Herz fühlte, daß es jezt von ihr abhänge, Lonaus und ſeiner Gattin liebevolle Behandlung, ihre zarte Schonung zu vergelten, ſo wurde ihr Alles leicht, was bis jezt ihr ſo unangenehm geſchienen hatte. Der Freundin Rath, die Noth und ihr natürlicher Verſtand wurden ihre Lehrer, das Bewußtſeyn einer nüzlich verwendeten Zeit und das Gelingen ihres Fleißes ihr Lohn. Sie that nach Art edler Menſchen weit mehr, als man verlangen konnte; ſie übernahm nebſt der Leitung aller häuslichen Arbeiten die Pflege von Charlottens Kinde, das die kranke Mutter nicht warten konnte, und während der wenigen Stunden der Muße vergnügte ſie die Wöchnerin und uns mit ihren Talenten für Muſik und Geſang, die ſie damals zum erſtenmal ſeit ihrem Hierſeyn ausübte. Was Freundſchaft und Dankbarkeit begonnen hatten, vollendete die Gewohnheit und die allmählich entſtehende Ueberzeugung des Beſſern. Bald hätte ſie, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe, um keinen Preis ihre thätige Lebensweiſe für ihre frühere glänzende Stellung dahin gegeben, und wenn nicht zuweilen ein leiſer Zug von Trauer über das holde Geſicht gezogen wäre, hätte man ſie mit ihrem Schickſal ganz verſöhnt glauben können. Von jenem Zeitpunkte an, wo die angeborne Schönheit ihres Charakters über Erziehung und Vorurtheil geſiegt hatte, ward Leopoldine uns und allen ihren Umgebungen ein Engel des Segens und der Freude. Ihr Gehalt und die Geſchenke des Oberförſters, die von Zeit zu Zeit reichlicher wurden, ſezten ſie in den Stand, alle Wünſche ihres wohlwollenden Herzens zu erfüllen. Ihrer Tante, die ſich in der Ferne niedergelaſſen hatte, ſandte ſie durch meine Hülfe unter fremdem Namen und glaubwürdigen Vorwänden mehrmals bedeutende Unterſtüzungen; kein wahrhaft Armer ging ungetröſtet von ihr, und ihre Freunde empfanden oft in der unerwarteten Erfüllung ihrer Wünſche ihre zarte, vorſorgende Liebe. Die Geſellſchaft unſerer Kinder, denn auch Lonaus bekamen noch zwei, war ihr die liebſte. Von ihnen umgeben, konnte manchmal die heiterſte Fröhlichkeit ihr Geſicht verklären, und noch jezt lebt ihr Andenken in dem Herzen der Kleinen heilbringend fort.“

Eine lange Pauſe folgte der feurigen Beredſamkeit des Pfarrers, die, weit entfernt, einen vortheilhaften Eindruck auf Julius hervorzubringen, ſein Geſicht immer mehr umdüſterte. Die Augen mit der Hand bedeckt, ruhte er mit aufgeſtüztem Haupte in tiefes Nachdenken verſunken, während ſein Freund ihn mit dem Erſtaunen des Mannes betrachtete, der irgend eine Verkehrtheit nicht recht begreifen kann. „Du redeſt von ihr als von einer Abweſenden,“ unterbrach endlich Julius die lautloſe Stille, „iſt denn Leopoldine nicht mehr hier?“ — „Vor ungefähr einem Jahre,“ erwiderte Walter, „kam der Oberförſter nach Grünfeld. Ich lernte den Mann damals erſt kennen — wahrlich, Julius, Du haſt einen wackern, achtungswerthen Oheim, dem der Name eines Weiſen beſſer ziemen würde, als manchem Philoſophen. Er kam,“ fuhr er fort, ohne den tiefen Seufzer zu bemerken, der ſich der Bruſt ſeines Zuhörers entwand, „um Deiner Frau eine Stelle als Wirthſchafterin auf einem herrſchaftlichen Gute anzubieten, das einer adelichen Wittwe gehört, deren Geſchäfte er zu führen übernommen hatte. Leopoldine kämpfte lange Zeit mit dem Wunſche, einen Antrag anzunehmen, der ungemeine Vortheile darbot, und wo ſie in faſt ganz unabhängiger Lage, denn die Eigenthümerin bewohnte das Gut nicht, der Frau von Sandoval vielleicht einen Zufluchtsort geben konnte, und der Abneigung, ihre Freunde und die Gegend zu verlaſſen, wo ſie, wenn auch nicht ganz glücklich, doch ruhig und zufrieden gelebt hatte. Es war unſere Pflicht, ſie zur Annahme zu bewegen, und wir erfüllten ſie mit zerriſſenem Herzen, denn wir wußten wohl, daß mit ihr unſere beſte Freude ſcheiden würde. Einen Umſtand, der ſie beſtimmen half und ihr die Trennung von uns erleichterte, darf ich zu erwähnen nicht vergeſſen. Es hatten ſich ſchon einige Zeit mehrere achtungswerthe Männer der Umgegend ihr genähert und ernſtliche Abſichten gezeigt, da das Gerücht, ihr würdet geſchieden werden, oder wäret es wahrſcheinlich ſchon, überall im Publikum herumlief. Sie wünſchte ſehnlich, ſich dieſer Anträge mit einem Male zu entledigen, und ſah die gebotene Entfernung als das beſte Mittel dazu an. — Nun — warum ſiehſt Du denn ſo ſcheel und ſo trübe, du ſeltſamer Menſch?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Karlsruhe, November.

(Fortsetzung.)

Das Theater.

Das erste Jahr ging es noch leidlich; man sah doch ein Streben, einen gewissen Anlauf, einen guten Willen. Das dauerte nicht lange. Gegenwärtig fühlt man nur zu deutlich, daß die Leitung ohne Kenntniß und Einsicht geschieht, daß das Theater, weit entfernt, seine hohe Stellung als Kunstanstalt zu erkennen, nichts mehr ist, als ein Unterhaltungsort wie alle andern, an dem zufällig Komödie gespielt wird, wie an einem andern Kaffee getrunken, Tabak geraucht und Billard gespielt. Wenn nur eine leitende Idee, ein gewisser Zweck, ein Prinzip, wenn auch unrichtig, durchblicken würde! aber nichts von dem; es ist der reine Zufall, der herrscht, hier veranlaßt durch Intriguen, durch berechnete Einflüsse von andern Seiten her, dort durch Unkenntniß, durch Verlegenheiten, durch Launen. Dieser Mangel an einer leitenden Idee, und dazu noch an Geschmack, bildet mit der Unkenntniß einer fortschreitenden geregelten Administration die zwei Hauptfehler der Intendanz. Die Wahl der neuen Stücke ist gewöhnlich unglücklich. Im Fache der Oper bleiben die alten guten Opern liegen, die neuen werden fast durchgängig in Frankreich geholt, hie und da eine italienische, an deutsche ist gar nicht zu denken. In diesem Jahre waren neu der Zweikampf von Herold, der gänzlich durchfiel, die schlichte alte Jungfrau vom See, die sehr mißfiel, und Zampa, der den Leuten gefällt. Geetry's Blaubart hörten wir nur auf Veranlassung eines jetzt abgegangenen Theatermitglieds, und seitdem nicht wieder; als deutsche Oper setzte man den Tyroler-Wastel wieder in die Scene. Oberon und Macbeth waren seit diesen drei Jahren die einzigen neuen deutschen Opern; Marschner, Lindpaintner, Wolfram, Lobe, Gläser, und wie sie alle heißen, sind uns ganz fremd. Festa soll uns fremd werden. Im recitirenden Schauspiel verschlingt das französische Vaudeville alle andern Erzeugnisse; da waltet eine unglückselige Neigung zum Niedrigkomischen, zur Posse vor, welche das Publikum nicht immer theilt. Von den dreizehn neuen deutschen kleinen Lustspielen fiel über die Hälfte durch. Gute ältere werden noch weniger hervorgesucht; es scheint, man kennt sie nicht, und doch besetzt dieses Fach einen unverhältnißmäßig großen Theil des Repertoire. Ernste Dichterwerke stehen nicht hoch in Gunst, weder die neuen noch die alten; wenn nicht hie und da ein Gast ein Trauerspiel von Schiller, Goethe, Shakespeare gäbe, wahrlich, wir vergäßen, daß die Dichtkunst einst mehr Ernst und Hoheit hatte, als jetzt. Aber selbst das wenige Jetzige wird uns vorenthalten; von Raupachs Hohenstaufen wurde uns nur der gelegentlich entstandene König Enzio ausgewählt. Dafür paukte die männische Birch-Pfeiffer mit Theatereffekten aller Art in zwei Schauspielen nebst Vorspielen auf unsere Nerven los. Der Nachtheil dieser Seitenheit der Tragödie wird doppelt fühlbar, weil die Schauspieler, an die Tagespossen gewöhnt, alles Geschick für eine ernstere Kunst verlieren, und selbst die tüchtigsten durch diese Ruhe erschlaffen und erlahmen, und so ist es nicht zu verwundern, wenn ein Publikum vom schlecht aufgeführten guten Trauerspiel lieber zum gut aufgeführten schlechten Lustspiel zurückkehrt. Daß man es wagte, uns den Othello von Shakespeare, wenn auch stark verstümmelt, vorzuführen, kann ich nicht genug rühmen. — So versinken wir ganz in die französirende Zeit zurück, und ein zweiter Lessing wäre nöthig, um die welschen Götzen vom Throne zu stoßen und uns die Sterne in unserer eigenen Brust zu zeigen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, November.

(Fortsetzung.)

Die Genfer und die Genferinnen.

„In Genf," sagt Walsh weiter, „kann man wirklich sagen, daß die Regierung der Ausdruck des allgemeinen Nationalwillens ist, der dahin strebt, alle billigen Wünsche und Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen. Auch unterstützen die meisten Einwohner ihre Regierung auf's Thätigste in diesem Streben. Man sieht, daß das Vaterland in diesem kleinen Staat von vier Meilen im Umfang und fünfzigtausend Einwohnern kein leeres Wort ist. Die Genfer haben nichts Französisches an sich, als ihre Sprache, die aber auch nicht immer französisch ist. Sie sind ein nachdenkendes und geistreiches Völkchen, das aber keine Einbildungskraft und Gefühl hat. Zum Beweis führe ich nur an, daß Genf keinen einzigen Dichter, oder um genau zu sprechen, nur einen einzigen Mann gehabt hat, der ein Dichter im vollen Sinne des Worts hätte werden können, ich meine J. J. Rousseau. — Die Genfer, die man in ihrer Stadt oder anderswo antrifft, sind mehr oder weniger durch ihren natürlichen Verstand und ihre wissenschaftliche Bildung ausgezeichnet; ihre Unterhaltung ist inhaltreich und oft angenehm, sie drücken sich richtig und mit Wahl aus, aber Viele hören sich gern reden und machen Phrasen. Wenn sie essen, geben sie auf das Geringste acht, was für das ungezwungene oder traute Gespräch sehr lästig ist. Die Genferinnen gleichen sich fast Alle bis auf wenige Ausnahmen; sie sind immer gut, aber nie besser. Man hat mich versichert, sie seyen unterrichtet; ich kann nichts *davon sagen*, denn es ist sehr schwer, mit ihnen eine *etwas ausführliche* Unterhaltung zu haben. Bonstetten schrieb dies der Furcht zu, sich durch anhaltenderes Reden mit einem Mann bemerklich zu machen und zu kompromittiren; die Genferinnen kommen ihm vor wie junge Mädchen aus einer Erziehungsanstalt, die angethan mit einem weißen Kleid und eine ganz volle Tasse Chocolade in der Hand, schon ängstlich werden, wenn sich ihnen ein Mann nähert, und ihm gleich zurufen: „Herr, geben Sie acht, Sie werden mein Kleid beschmutzen." — Dieser Vergleich hat viel Wahres. Ich glaube, man kann diese anscheinende Einförmigkeit dem alten und sonderbaren Gebrauch der Sonntagsgesellschaften zuschreiben, durch die alle unsere Frauen und Mädchen aus den gebildeteren und wohlhabenderen Klassen in eine Art gesellschaftlicher Pferche, immer fünfzehn bis zwanzig, nach Alter und Stand eingetheilt werden. Ein Genfer von Geist sagte mir über diese Gewohnheit Folgendes: „Sie hat eine sehr wohlthätige Wirkung auf den Geist unserer Damen; da sie auf einen zu engen Raum beschränkt sind, so entwickeln sie sich geistig erst gegen das vierzigste Jahr, werden im sechzigsten liebenswürdig und sterben vor Alter, bevor sie anmuthig werden." Eine Genferin hörte ich sagen: „Wir haben drei Arten von Freundinnen; die einen sind uns lieb und werth, aus einer andern Klasse machen wie uns wenig, und die dritte können wir gar nicht leiden. Indessen sind wir Genferinnen doch nicht ohne Verdienst, nur nicht sehr angenehm."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 29. November 1834.

Ach was werd' ich hören müssen!
Ja, sie lebt, und nicht für mich!

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Julius schüttelte traurig den Kopf. „Wenn auch,“ sagte er, „wie Du andeutest, Leopoldine freundliche Gesinnungen für mich nährte, wenn mein Andenken sie hier zuweilen beschlich, wenn sie mein Unrecht vergaß, so ist doch jezt dies Alles nicht mehr der Fall. Sie mag vielleicht an dem Oete, wo sie jezt lebt, eine Bekanntschaft gemacht haben, die ihr ein Glück verhieß, wie sie es von mir nicht mehr erwarten konnte, wenigstens hat mir der Oheim geschrieben, es zeige sich für sie eine in jeder Hinsicht vortheilhafte Partie, zu deren Annahme weiter nichts fehle, als die lezte Formalität unserer Scheidung, um die er mich also ersuche. Diese Nachricht, der Wunsch, mein Weib wiederzusehen, dessen Vorzüge bei diesem Verlangen anziehender als je vor meiner Seele standen, hat mich mehr als die Hoffnung, die er mir gab, mich vortheilhaft als Gerichtshalter angestellt zu sehen, nach dem Vaterlande zurückgetrieben. Du siehst, daß ich, wenn Du mir ein Glück als reizend malst, das ich im Begriffe stehe auf immer zu verlieren, wenig Ursache habe, freundlich auszusehen.“

Walter war bei den Worten seines Freundes in Nachdenken gerathen, und einige „Hm“ nebst einem bedenklichen Kopfschütteln bewiesen, daß er dessen Besorgnisse nicht als gänzlich aus der Luft gegriffen ansehen mochte. „Es kann etwas an demjenigen seyn, was Du da sagst,“ erwiderte er endlich; „ja, ich erinnere mich mehrerer Umstände, die dafür zeugen können. Dennoch getraue ich mir zu behaupten, daß Leopoldinens Herz gewiß nicht damit einverstanden ist; im Gegentheil bin ich überzeugt, dieses Herz sey trotz Deines Unrechts und Deines langen unerklärlichen Stillschweigens noch Dein Eigenthum. Zwar vermieden wir gemeinsam jedes Gespräch, das sie an ihr Verhältniß zu Dir erinnern konnte, denn wir bemerkten deutlich, wie schmerzhaft sie das ergriff; aber ihr Zutrauen zu mir, sobald sie vernahm, ich sey Dein Freund, die stille Wehmuth, die sie erfaßte, wenn irgend ein Wort gesagt wurde, das auf Dich gedeutet werden konnte; ihre unausgesprochene Sehnsucht nach etwas, das außer ihrem Kreise lag, und so mancher Umstand ließen mich tief in ihr Herz sehen, und ich muß bezweifeln, daß selbst der Neffe der Besitzerin jenes Gutes, auf welchem sie lebt, der sich, wie es heißt, um sie bewerben soll, eine günstige Aufnahme finden werde. Doch wie dem auch sey, wir sprechen morgen davon. Jezt gebietet die Vernunft, Dir Ruhe zu gönnen, und ich befehle Dir, als Dein Arzt, jedem unangenehmen Gedanken die Thüre zu verschließen; aber auf morgen bist Du mir die Erzählung Deiner

Digitized by Google

Begebenheiten schuldig, und dann sehen wir weiter, was zu thun ist.“ Bei diesen Worten drückte er Julius die Hand und überließ ihn sich selbst.

Ob Warheim geschlafen habe oder nicht, ob er von bösen Ahnungen oder hoffenden Gefühlen hin und her getrieben worden sey, können wir nicht berichten; dafür wollen wir, während die nächtliche Stille das Pfarrhaus von Glogau umfängt, statt ihn selbst reden zu lassen, eine Uebersicht der Hauptmomente seiner Vergangenheit geben, in der sichern Voraussetzung, daß sie dadurch an Kürze und Wahrheit der Darstellung gewinnen werde.

Sein Eintritt in eine geschäftige Lebensweise war für ihn unbequem und schwierig, denn Neigung und Gewohnheit stemmten sich gleich sehr gegen ein geregeltes, mit lauter abstrakten Dingen angefülltes Tagewerk. Es gab in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Hamburg Stunden, in denen er im Begriffe stand, jede einengende Fessel von sich zu werfen und sich selbst zu verlieren. Die Grundsätze der Ehre, die bei all seinen Verkehrtheiten nicht aufgehört hatten, ihre Macht über ihn geltend zu machen, bewahrten ihn jedoch vor gänzlichem Sinken. Auch trug das Andenken an Leopoldinen, das damals noch in dem ganzen Nimbus der Abschiedsstunde glühte, und der Wunsch, seinem Oheim zu beweisen, daß er Selbstständigkeit und Muth genug besitze, sich durch sich selbst heraus zu reißen, nicht wenig dazu bei, ihn mühsam so lange auf dem betretenen Wege festzuhalten, bis die größten Hindernisse überwunden waren und er sich in seinen Beruf hineingearbeitet hatte. Er fühlte in seinen besten Augenblicken wohl, daß er jezt am Scheidewege stehe und seine ganze Zukunft von der Wahl abhänge, die er zu treffen im Begriffe war, und so verlebte er zwei Jahre, in welchen zwar das erneuerte Fallen oft ganz nahe an das frühere Wiederaufstehen grenzte, die aber dennoch nicht ohne einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Geist und Charakter blieben, denn schon die Erkenntniß der Tugend und das Streben darnach verleihen der Seele innern Werth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte der fossilen Pflanzenwelt.

(Beschluß.)

Eines der wichtigsten Momente in der Geschichte der fossilen Gewächse ist das Faktum, daß eine und dieselbe Art nur sehr selten in zwei verschiedenen Formationen, niemals aber in zwei Formationen gefunden wird, welche durch eine oder mehrere andere geschieden sind. Es scheint, die Umwälzungen, welche zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger rasch die Beschaffenheit der Erdoberfläche umgeändert, haben die jedesmalige Pflanzenwelt ganz oder fast ganz zerstört, und nach jedem großen Aufruhr in der Natur sind wieder neue Arten auf den Grabern der alten erwachsen. An den fossilen Resten aus einer und derselben Schichte bemerkt man durchaus keine Abstufungen in der Bildung, welche auf einen allmählichen Uebergang der Gewächse der einen Formation in die einer andern hindeuteten. Die Pflanzenarten zweier unmittelbar aufeinander folgenden Formationen sind oft sehr ähnlich, gehören ungefähr denselben Geschlechtern und Familien an. Hin und wieder ist über eine Formation eine Schichte von gänzlich abweichender Beschaffenheit gelagert, welche meistens sehr wenige organische Reste und zwar von Seethieren führt; über solchen Lagern treten dann wieder ganz fremdartige Erdbildungen auf, deren fossile Pflanzen völlig verschieden sind von den weiter unten gelegenen, und bei denen auch die großen Abtheilungen des Pflanzenreichs ganz anders repräsentirt erscheinen.

Nach diesen merkwürdigen Erscheinungen hat Brongniart sämmtliche pflanzenführende Erdschichten in vier große Perioden getheilt. Während jeder derselben zeigt die Vegetation nur geduelle und in engen Grenzen eingeschlossene Veränderungen; an die Stelle gewisser Arten treten mehr oder minder rasch und auffallend andere, aber ähnliche. Von einer Periode zur andern dagegen ist immer ein Sprung, in jeder Beziehung: selten sind die Geschlechter beiderseits dieselben, das numerische Verhältniß der Klassen ist ein ganz anderes, und die Arten stimmen niemals überein.

Die erste Periode, vom Uebergangsgebirge an bis zum Ende der Steinkohlenbildung, ist vorzüglich charakterisirt durch die überwiegende Menge von auf niedrigerer Entwicklungsstufe stehenden, sogenannten cryptogamischen Gewächsen, namentlich Farrenkräutern, und unserm jetzigen Schachtelhalm ähnlichen Gewächsen. Die meisten sind von so ansehnlicher Größe, daß kaum die mächtigsten jezt lebenden Farren unter den Tropen damit verglichen werden können; namentlich mußten manche riesige Schachtenhalme oder Equiseten der Landschaft ein ganz eigenthümliches Ansehen geben. Die hier erwähnte Klasse (die sogenannten Aetheogamen) bildeten damals gegen $^4/_5$ der ganzen Vegetation, während sie kaum $^1/_{30}$ der jetzigen ausmachen. Diese merkwürdige Flora bedeckt der Ocean, denn in dem darüber gelagerten Zechstein findet man kaum ein paar Pflanzen, und zwar lauter Salzwasserpflanzen.

Die Flora der zweiten Periode, der des bunten Sandsteins, ist noch sehr wenig bekannt; es treten hier schon mehr Phanerogamen als Cryptogamen auf,

Digitized by Google

sämmtlich von denen der vorigen Epoche verschieden, und eine lange Meeresüberschwemmung, die den Muschelkalk abgesezt hat, schließt wieder diesen Zeitraum.

Mit der dritten Periode, dem Keuper und Jurakalk, treten die Cycadeen auf, eine jezt sehr beschränkte, sonderbare Familie, welche die Botaniker aus einer Klasse in die andere geworfen haben und die bei sonst ziemlich entwickelter Bildung den Cryptogamen in Manchem sehr nahe steht. Gewächse dieser Bildung machen hier die Hälfte der ganzen Flora aus; auch diese sonderbare Vegetation fand im Ocean ihr Grab, und die Mächtigkeit der Kreide zeigt, daß die Ueberschwemmung Jahrhunderte lang gedauert hat.

Die vierte Periode endlich, an welche sich die unsrige anschließt, ist durch das Uebergewicht der Phanerogamen über die Cryptogamen charakterisirt. Vier Ueberschwemmungen, eine von Salzwasser, drei von süßem Wasser, haben während derselben die Erdoberfläche umgewandelt, haben viermal die Vegetation zerstört, bevor die jetzige auftrat.

Aus der Betrachtung, in welchen Verhältnissen die Hauptklassen der Gewächse in diesen verschiedenen Perioden vertheilt sind, ergibt sich das wichtige Resultat, daß es sich im Verlauf der Erdbildung mit der Entwicklung der Pflanzenwelt im Ganzen verhält wie mit der der Thierwelt: die einfachsten, unvollkommensten Gewächse treten zuerst und in übermächtigem Verhältniß auf, sie werden aber immer mehr von Pflanzen mit entwickelteren, freieren Organen zurückgedrängt, bis endlich, von der Kreidebildung an, die vollkommensten Gewächse, die sogenannten Dicotyledonen, das entschiedene Uebergewicht bekommen. Die Pflanzenreihe unterscheidet sich in ihrer Entwicklung nur dadurch von der Thierreihe, daß sämmtliche große Abtheilungen des Gewächsreichs in allen Perioden Repräsentanten haben, während z. B. die Wirbelthiere in den ältesten Formationen ganz fehlen. Dies kann aber nicht auffallen, wenn man bedenkt, wie ungeheuer verschieden die untersten Thiere von den vollkommensten sind, während alle Klassen der Gewächse doch verhältnißmäßig weit homogener erscheinen.

Welches Licht das Studium der Fossilien überhaupt auf die Geschichte der Erde zu werfen im Stande ist, haben wir in diesen Blättern schon vielfältig angedeutet; hier nur ein paar Beispiele, zu welchen Schlüssen die Natur der fossilen Gewächse schon jezt berechtigt, und zu welch großartigen Entdeckungen über die Entwicklung der Erde die Wissenschaft, deren gegenwärtigen Standpunkt wir hier skizzirt haben, noch führen kann.

Die baumartigen Farren, Equiseten und Lycopodien der ersten Periode mußten in einer noch heißern, feuchtern Luft leben, als jezt selbst unter den Tropen zu finden ist. Die Farren und Lycopodien der jetzigen gemäßigten und kalten Länder sind lauter kleine, kriechende Gewächse, gegen den Aequator aber findet man dergleichen mit holzigem Stamm, und es sind ihrer in einem Lande desto mehr, je heißer und feuchter es ist. Brongniart schließt daraus mit Recht, daß die Wälder, welche die Steinkohle bildeten, wahrscheinlich auf Inseln wuchsen, zu einer Zeit, wo die Temperatur des Erdballs überhaupt eine weit höhere war, als jezt. Die Floren der Inseln Ascension und St. Helena, wo Farren und ähnliche Gewächse ein Drittheil bis die Hälfte bilden, nähern sich in etwas jener uralten Vegetation, nur daß jezt die Gewächse im Allgemeinen viel kleiner sind. — Die Verfasser der fossilen Flora von England machen auf den interessanten Umstand aufmerksam, daß die Kohlenminen in Canada und an der Bassinsbai dieselben Pflanzen enthalten wie andere Steinkohlen, d. h. Pflanzen, welche den jetzigen tropischen entsprechen. Auch Mastodonten und andere den jezt in den heißen Erdstrichen lebenden analoge Thiere lebten auf der Insel Melville in der Nähe des Nordpols. Alles weist überhaupt darauf hin, daß in einer Urzeit die Polarländer eines dem jetzigen tropischen ähnlichen Klima's genossen haben, und es hat bekanntlich nicht an Versuchen gefehlt, dies zu erklären, ohne die Ekliptik der Erde und die Pole zu verrücken. Nun machen aber jene Engländer wohl mit Recht darauf aufmerksam, daß die Pflanzen unter den Wendezirkeln nicht nur Wärme, sondern eben so sehr starkes, gleich vertheiltes Licht nöthig haben. Nur sehr wenige Gewächse ertragen mehrere Monate lang die Entziehung des Lichts. Darin liegt zum Theil der Grund, warum die Pflanzen der gemäßigten Erdstriche nicht weiter gegen Norden vordringen, warum sie in den Polarländern selbst in den wärmsten Gewächshäusern nur kümmerlich vegetiren. Mit den fossilen, den jetzigen tropischen analogen Gewächsen verhielt es sich nun ohne Zweifel ebenso. Da nun die Ungleichheit unserer Tage bloß von der Stellung der Erde gegen die Sonne, von der Neigung ihrer Axe abhängt, so muß, wenn einst baumartige Farren da leben sollten, wo sich jezt der Nordpol befindet, die Ekliptik sich verändert haben. Wenn dem so ist, so gelingt es vielleicht in der Folgezeit, mittelst der Natur der fossilen Flora die Lage der Pole und des Aequators in jeder geologischen Periode anzugeben. Man wird zu diesem Zweck nur zu ermitteln haben, in welcher Richtung in jeder Periode die Pflanzenarten, welche der größten Wärme und des gleichförmigsten Lichts bedürfen, an Zahl ab- und zunehmen.

Digitized by Google

№ 88.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 4. November 1834.

Conversationsbeiträge

zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur.

(Fortsetzung.)

Man hat Goethe eine bestimmte, sogar überwiegende Theilnahme an der vorerwähnten Oppositionsschrift beimessen wollen. Auf ihrem Titelblatt erscheint er unverkennbar in voller Figur, beschäftigt mit einem frischen Ausdruck seines bekannten Lebensgeständnisses: Propheten rechts, Prophete links, das Wellkind in der Mitte. War er einst mit und zwischen zwei alten Propheten (Lavater und Basedow) keck über Stock und Block gesprengt, ohne im Sattel zu wanken, so schien es ihm später genehm, als der Puls des Fußgängers ruhiger geworden war, die Hände auf dem Rücken, mit gemessenen Schritten das Kunstlager der Romantiker zu durchwandeln, wo die Schüler und Kinder der neuen Propheten ihr Lauberhüttenfest feierten. Sie müssen ihm mit ihren Cymbeln und Chorgesängen ein gewaltiges Aergerniß gegeben haben, denn sonst pflegte seine Gesetztheit bei ähnlichen Veranlassungen, wenn es irgend anging, ein weises Stillschweigen zu beobachten. Eine neudeutsche religiös-patriotische Kunst war nothwendigerweise für seinen ungläubigen Verstand, der im Schooße der Gegenwart resolut zu leben begehrte, ein dreimastiges Luftschiff, bemannt mit gemüthlichen Uebermenschen, die rückwärts segelnd in den Höhen der Nebelwelt ihr entschwundenes Vaterland und in ihm die Flora der Verwesung entdecken wollten. Niemand hat unter uns einen so beispiellosen Enthusiasmus erregt als Goethe, in einigen schwachen Köpfen bis zum Schwindel, und Niemand war so geneigt, jede Art des Enthusiasmus, zumal unter seinen allerwerthesten Landsleuten, für eine Ausgeburt der Schwärmerei zu halten, als dieser außerordentliche Mann. Beinahe komisch ist die Sorge, die Geschäftigkeit, mit welcher er in seinem Innern den Irrgängen des unsaubern Geistes nachspürte, sobald derselbe in irgend einem Herzenswinkel zu spucken schien: hat er doch sich selbst und die leichtgläubige Welt von der Wahrheit der Fabel überredet, daß die Poesie ihm häufig zu einem Reinigungsmittel gedient habe, diese oder jene unheimliche Stimmung auszustoßen. Fast verdroß es den dichterischen Prometheus, daß er sich nicht selbst nach Belieben erschaffen konnte, um durch eine einzige Ueberspannung des beengten Ichs allen Verkehrtheiten seiner Zeitgenossen für immer zu entspringen. Dieser tiefe Widerwille gegen Alles, was nach seiner Meinung über das rechte Maaß und Ziel hinausging, machte ihn hauptsächlich zu einem Gegner der neudeutschen religiös-patriotischen Kunst.

Er hatte Vieles vor Andern voraus, um in dieser Sache ein gewichtiges Wort zu reden. Sein poetischer Geist regierte in zwei Welten, in der alten wie in der neuen, mit gleicher Kraft; die Sonne ging nicht unter in seinem Reiche. Wer war daher bei einer entschiedenen Liebe zur Kunst, im Besitze des öffentlichen Vertrauens, unterstützt von einem weiten umfassenden Blick, mehr dazu berufen, die romantische Streitfrage befriedigend zu erörtern? Schlimm, daß zu den entschiedenen Wendungen des Geschäfts, sollten nicht einige Hauptknoten unaufgelöst liegen bleiben, ein philosophischer Forschungsgeist gehörte oder wie man sonst die Gabe nennen will, mit ergründender Aufmerksamkeit den Bewegungen des menschlichen Geistes im Gange seiner historischen Entwicklung zu folgen. Für die Gestalten und Erscheinungen der Natur besaß Goethe nach der Behauptung von Kennern den Trieb und das Glück wissenschaftlicher Anschauung; so feurig er aber über der Metamorphose der Pflanzen und der Theorie der Wirbelknochen brütete, welche letztere er bis in die Höhle eines Schafschädels verfolgte, so ungern befaßte er sich mit reingeistigen Uebergängen und Prozessen; that er es je, so paraphrasirte er mit genialer Lust die Naturseite derselben, die Parallele zwischen beiden. Ein Kerl, der spekulirt, ist wie ein Thier

auf dürrer Haide, und rings umher liegt grüne, frische Weide — heißt es in seinem Faust, wo er — mit Erlaubniß der allerneuesten Theodiceekritiker — tiefere Aufschlüsse über sich gibt als irgendwo. Lebenslang hat er an dem Spruch festgehalten, nur die reine Natur konnte ihn zum Spekuliren zwingen. Was man sonst in menschlichen Angelegenheiten etwas uneigentlich seine Philosophie zu nennen beliebt, ist nichts Anderes, als ein zierlich gerundeter Realismus, dem die Anschmiegung der Sprache zuweilen ein höheres Ansehen gibt, als er bei näherer Prüfung behaupten kann.

Auf dem Forum der Goethe'schen Kunstansichten lautet jener Realismus in der Endsumme seiner Ergebnisse folgendermaßen: „Freude an den Dingen ist das einzig Reelle, alles Andere ist eitel und vereiteilt." Eine schöne Wahrheit, wenn der kunstsinnige Freudenmensch eine Realität ist, wie Goethe war, widrigenfalls eine so allgemeine Bürgschaft des Reellen, daß sie für nichts Besonderes mit Sicherheit einsteht, weil sie für das Verschiedenste gleichmäßig gut sagt, sobald Jemand das Allerreellste mitbringt, ein Herz, das sich in guter Stunde des Lebens nach Kräften freuen will. In Folge seiner mächtigen Eigenthümlichkeit und mit ihrem überall eingreifenden Vorbehalt hat Goethe sich wirklich in Sachen der neudeutschen, religiös-patriotischen Kunst darauf beschränkt, sein persönliches Realitätenwesen gegen die fremdartigen Ansprüche der Romantiker sicher zu stellen, ohne auf ihre besondern Zwecke, Mittel und Ansichten näher einzugehen. Seinen eigenen Kunstgenossen rief er zu: Gebt ihr euch einmal für Poeten, wohlan so kommandirt die Poesie; für die romantischen Maler hatte er im Hinterhalt denselben Rath bereit, wobei ihm die Beschaffenheit des Kommando's wohl ziemlich gleichgültig war. Eine und die andere Trophäe der Romantiker hat er in der Folge, durch die lebendigste Theilnahme ausgezeichnet, oder um die Stichworte seines Sachsystems zu wiederholen, er hat sich an einzelnen wohlgeschaffenen Dingen erfreut und sie so für sich und das mitgenießende Deutschland in die Reihe der Realitäten erhoben. Da aber die Romantiker, wollten sie nicht aus der Rolle fallen, auf Ideen bestehen mußten, so wurden sie selbst durch die Realitäten, die ihnen Goethe zuerkannte, in ihren Einsichten mehr gestört als gefördert. Dazu kam der schneidende Kontrast zwischen Goethe und Schlegel. Wie sollten sie zwischen dem tönenden Memnon und der sibyllinischen Sphinx den wahren, romantischen Richtsteig finden? Dazu gehörte ungleich mehr als der Sinn eines Oedipus. Schon die einfachen Oedipus sind unter den Romantikern selten, geschweige die doppelten, welche allein aus der Verlegenheit retten konnten. Fast schien es ihnen unmöglich, mit Goethe, dem Einzelnen, auf's Reine zu kommen, und doch konnten und wollten sie nicht völlig brechen. Die Lautesten unter den Stillen gaben zu verstehen, daß Goethe mit sich selbst nicht im Klaren sey, daß er, schärfer beobachtet, periodisch hin und her schwanke, daß man in diesen Schwankungen das Gesetz der allgemeinen Anziehungskraft suchen und ehren müsse. Sie waren auf gutem Wege, dessenungeachtet mehr hauchende Consonanten als reine Vokale. Die Altdeutschen vom reinsten Geblüt schlugen mit stummem Schmerz an ihre Brust, gedachten der seelenvollen Würdigung Erwin's, erkannten in dem Freunde des Mittelalters einen der Ihrigen, seufzten bei dem Lobe der Boisserée'schen Sammlung, wiederholten sich insgeheim die herrlichen Preisgesänge der Kunst, worin der unwiderstehliche Flüchtling der Möglichkeit eines Abfalls zu widersprechen schien, und pochten zuletzt in himmlischer Verzweiflung auf Götz von Berlichingen und den umgewendeten Pelz des Reinecke Fuchs. Sie sind bis auf diesen Tag Suchende, die nicht müde werden, zwischen dem alt- und neudeutschen Goethe eine Kettenbrücke zu bauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Monogrammenkunde.

Welcher Monogramme bediente sich der Maler Hans Baldung Grün zur Bezeichnung seiner Kupferstiche und Holzschnitte?

Nach Bartsch, *) Brulliot **) *und andern* Kunstschriftstellern kommt auf den Kupferstichen und Holzschnitten des H. B. Grün, außer dem abgekürzten Namen des Künstlers auf einigen Blättern, auf den meisten andern nur ein Monogramm vor, welches aus den Buchstaben H B G besteht und früher irrig bald H. Brefang oder auch H. Grünewald gedeutet wurde.

Bei dem Sichten der verworrenen Nachrichten über die Meister, denen man das Monogramm H B G beimaß, hat Bartsch, indem er auf der einen Seite dem H. B. Grün zu seinem gerechten Eigenthum verhalf, andern Orts drei dem H. B. Grün ebenfalls angehörende schöne Holzschnitte, dem Hans Brosamer ***) zugeschrieben, denen Brulliot †) unter seinen verdienstvollen Ergänzungen zum Bartsch, einen vierten, bis dahin völlig unbekannten, beigesellt hat. — Diese vier Holzschnitte tragen freilich das Monogramm H B (dessen sich H. Brosamer und einige andere gleichzeitige

*) Peintre-graveur. Vol. 7, pag 501.
**) Dictionnaire des Monogrammes. Nouvelle Edition, 4me Part. Nro. 943, et 5me Partie, Nro. 127 et 696.
***) Peintre-graveur. Vol. 8, pag. 467, Nro. 6, 7 et 15.
†) Table générale des Monogr. pag. 687, Nro. 991.

Künstler bedienten) und nicht das, als das H. Baldung Grün'sche Zeichen anerkannte, bestehend, wie oben bemerkt, aus den Buchstaben H B G.

In dem abweichenden Monogramme muß der Grund gelegen haben, weßhalb jene Blätter dem Werke des H. Brosamer zugezählt wurden, denn ihre Komposition, Zeichnung und ihr Schnitt sprechen, wie mir scheint, für eine edlere Abkunft, und zunächst für die von Hans Baldung Grün.

Die Autorität eines jeden Monogramms ist bedingt, und nur in dem Falle, wo das Machwerk sich mit verbürgt, darf sie für vollgültig anerkannt werden.

Allen Anforderungen zu genügen, bedürfte es in vorliegendem Falle also nur noch einer Erklärung über das abweichende Monogramm H B, welche, wie ich glaube, nicht allzufern gesucht werden muß.

Hans Baldung Grün hat, ebenso wie manche seiner Kunst- und Zeitgenossen, keine ausschließlich gleichmäßige Bezeichnungsweise seiner Werke angenommen; denn auf dem Altarblatte im Dom zu Freiburg im Breisgau steht sein ganzer Name; *) seine Kupferstiche sind, wie ich weiter anführen werde, ungleich bezeichnet; seine Holzschnitte tragen zwar meist das Monogramm H B G, doch steht auf einem der abgekürzte Name Jo. Baldung, **) zwei andere sind bloß Baldung ***) bezeichnet. Kann es, bei den genannten Umständen, gewagt erscheinen, die Deutung des Monogramms H B auf H. Baldung als hinreichend begründet anzunehmen?

Die drei erwähnten, von Bartsch im Werke des H. Brosamer beschriebenen Holzschnitte von H. B. Grün sind:

1) Sainte famille. gr. Fol. Bartsch Nro. 6.
2) St. Jérôme dans le désert. 4. B. Nro. 7.
3) Un palfrenier dans une écurie. Fol. B. Nro. 15.

und der von Brulliot beschriebene vierte ist:

4) La Ste. Vierge aux anges. Fol. Brulliot. Nro. 1. †)

Aufmerksamer Vergleich dieser Holzschnitte mit denen des H. B. Grün wird den Kenner von ihrer gleichen Abstammung überzeugen, ebenso wie ihr Vergleich mit den Arbeiten des H. Brosamer darthun möchte, daß sie mit diesem Künstler nur das Monogramm gemein haben.

*) Huber, Manuel. Edition française, Vol. 1, pag. 141. Peintre-graveur. Vol. 7, pag. 303.
**) Bartsch Nro. 57. Brulliot D. d. Monogr. N. Edit. 5me Partie, Nro. 696.
***) Bartsch Nro. 56 et 58. Brulliot D. d. M. N. G. 5me Partie, Nro. 127.
†) Table générale des Monogr. pag. 487, Nro. 991.

Hans Baldung Grün, ein Zeitgenosse und Schüler Dürer's, trat unter dem Einflusse dieses Meisters schon im Beginn des 16ten Jahrhunderts als selbstständiger Künstler auf. H. Brosamer dagegen, dessen Arbeiten gegen Ende der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts erschienen, strebte nicht nur den jüngeren Schülern Dürer's, den sogenannten kleinen Meistern, nach, sondern zeigt auch schon eine Hinneigung zu dem Manierismus und zu der Flüchtigkeit, die in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts vorherrschten. Sie waren nothwendige Folgen des Zuvielschaffens, und treten ihre Wirkungen besonders aus den meisten nach dem Zeitgeschmack mit zahllosen Holzschnitten bis zur Ueberfülle ausgestatteten Büchern jener Periode auf den Beschauer unangenehm wirkend hervor.

H. B. Grün und H. Brosamer haben daher, durch ihre bedeutend verschiedene Bildungszeit, sowie durch die Verschiedenheit ihrer nächsten Vorbilder, getrennte Standpunkte, deren deutlich gezeichnete Grenzen uns in ihren Arbeiten unzweideutig vorgerückt werden. In wiefern diese Scheidung der beiden Künstler durch meine Ansicht über die mehrerwähnten vier Holzschnitte verletzt oder beibehalten ist, überlasse ich dem Urtheile der Kenner.

Außer dem Monogramm H B bediente sich Hans Baldung Grün, wie ich darzuthun suchen werde, auch des Monogramms H G (ohne B).

Man findet dieses Zeichen gegen unten rechts auf einem Kupferstiche in kl. 4., vorstellend einen verliebten Alten, welcher ein junges Mädchen lüstern umfaßt, während dasselbe ihm, aus der an seinem Gurte hängenden Tasche, Geld zu entwenden sucht. Halbe Figuren unter einem Bogen.

Dieses Blattes große Uebereinstimmung mit dem von H. B. Grün gestochenen Palfrenier, *) besonders in technischer Beziehung und in Rücksicht auf Zeichnung, Charakter der Köpfe und Gewandung, mit vielen seiner anerkannten Holzschnitte, drang mir nach öfterm strengen Vergleich die volle Ueberzeugung auf, daß H. B. Grün auch der Stecher dieses H G bezeichneten Blattes seyn müsse.

Nicht unwesentlich ist bei dieser Uebereinstimmung eine Stelle aus Dürer's Tagebuche der Reise nach den Niederlanden, **) welche die Deutung des Monogramms H G wirksam vertritt. — Dürer spricht sich nämlich an genanntem Orte, bei Erwähnung der Arbeiten des H. B. Grün, mit welchen er zu Antwerpen dem Land-

*) Bartsch kannte von diesem seltenen Blatt nur ein beschnittenes Exemplar, weßhalb die von ihm gegebenen Maaße als ungewisse bezeichnet sind. Die Höhe des Blattes beträgt 12 Zoll 4 Linien und die Breite 8 Zoll.
**) v. Murr Journal zur Kunstgeschichte. Bd. 7, S. 95.

schaftmaler Joachim Patenier ein Geschenk gemacht, folgendermaßen aus:

„Ich had Maister Joachim des Grün Hannsen Ding geschenkt.“

Wohl ein nicht unwichtiges Zeugniß für die Annahme, daß H. B. Grün sich auch kurz Hans Grün genannt habe und zur Bezeichnung seiner frühern Werke das Monogramm H G angewendet haben könne. Zu den frühern Arbeiten des Künstlers ist der erwähnte Kupferstich, wie aus dem Vergleich mit dem Palsrenier sich ergibt, mit Grund zu rechnen; was noch dadurch belegt werden möchte, daß Abdrücke des erstern vorkommen, die oben rechts die Jahreszahl 1507 tragen. *)

Auf den sonstigen Blättern des H. B. Grün ist die Jahreszahl 1510 die älteste. Der Unterschied von drei Jahren kann bei vorliegendem Falle keinen Zweifel an der H. B. Grün'schen Abstammung begründen.

Wie ich glaube, in nächster Beziehung zu dem in Rede stehenden Kupferstiche von H. B. Grün steht eine von Sandrart in seiner Akademie **) über die ältesten deutschen Kupferstiche gegebene Nachricht, nach welcher ein gestochenes Blatt von gleicher Vorstellung, jedoch mit dem Monogramm H S und mit der Jahreszahl 1455, existiren soll.

Heinecke, ***) der dem Sandrart Vertrauen schenkte, wie auch v. Murr, †) war geneigt, das Blatt H G 1507 für eine Kopie nach dem von Sandrart angeführten Stiche zu halten, obgleich er gesteht, daß er letztern, aller angewendeten Mühe ungeachtet, weder je gesehen, noch Jemand gefunden habe, der ihn gesehen hätte.

Bartsch ††) spricht seinen Zweifel an der Existenz des Sandrart'schen Blattes mit dem Bemerken aus, daß, wenn irgend dasselbe vorkomme, es die Jahrzahl 1488 tragen müsse, die Sandrart irrig 1455 gelesen. Eine ähnliche Bemerkung machte schon Strutt; †††) der indeß die Jahrzahl 1477, sowie Ottley ‡) die Jahrzahl 1499, als die auf dem Sandrart'schen Blatte sich wahrscheinlich befindende annimmt; Conjekturen, die von andern Kunstschriftstellern wiederholt wurden. Nur Brulliot *) bezweifelte die Existenz des sogenannten ältesten deutschen Kupferstichs, ohne Bedingung, und wohl mit Recht.

Bis auf den heutigen Tag ist das von Sandrart angeführte Blatt weder mit der Jahrzahl 1455 noch mit irgend einer andern vorgekommen; allein es befindet sich in der königlichen Kupferstichsammlung zu Dresden ein Exemplar des oben beschriebenen H. B. Grün'schen Stiches, welches (nach einer mir zugekommenen Nachricht) mit der von alter Hand aufgeschriebenen Jahrzahl 1455 bezeichnet seyn soll. Dieses Exemplar scheint mir, bei so gegründeter Ursache die Sandrart'sche Notiz für eine höchst flüchtige oder nicht auf des Autors eigener Anschauung beruhende anzusehen, ihr zum Grunde gelegen zu haben. War das G im Monogramm nicht ganz rein ausgedrückt, so mochte es leicht in den Augen des oberflächlichen Beschauers die Gestalt eines S annehmen, da der Querbalken des H das G horizontal in der Mitte durchschneidet.

Berlin, im Juli 1834.

W. Schorn.

*) Heinecke Neue Nachrichten S. 591. Zani Materiali pag. 102. Catalogue de la Collection d'estampes de M. Cerroni. Vienne 1827, pag. 131, Nro. 1660.

**) II. Thl. III. Buch. S. 220

***) Neue Nachrichten S. 591.

†) Beiträge zur Geschichte der ältesten Kupferstiche S. 44.

††) Peintre-graveur Vol. 6, pag. 586 (den B. Grün'schen Stich H G 1507 kannte Bartsch nicht).

†††) Biographical Dictionary Vol. II. pag. 391. (H. Schäufelein der ältere?)

‡) Inquiry into the origin and early history of engraving, Vol. 2, pag. 595.

*) Dictionnaire des Monogr. Edit. de 1817. III. Partie. Nro. 250.

Monumente.

Stuttgart. Die Bürger der Stadt Eßlingen am Neckar haben ihrem verstorbenen Oberbürgermeister Honold für dessen vieljährige treue Amtsführung ein Grabdenkmal setzen lassen, bestehend aus einem liegenden Sarkophag mit geschmackvoller Verzierung und erhobener Inschrift, auf einem ansehnlichen Sockel, beides von ausgezeichnet schönem grünlichen Sandstein, welcher bei Ludwigsburg gebrochen wird, und auf einem granitnen Unterbau ruhend. Die Ausführung hat der Bildhauer Wagner geleitet und das Ornament selbst besorgt.

London. Canning's Männerstatue, von Chantrey, in der Westminsterabtei aufgestellt, steht auf einem einfachen runden Fußgestell von grauem Marmor, einem der Pfeiler gegenüber, welche das Gewölbe des nördlichen Seitenflügels an der östlichen Seite stützen. Das Gesicht ist nach der Orgel gewendet, und die Statue ist in einen römischen Senatormantel gehüllt, dessen Faltenwurf von den über der Brust gekreuzten Armen gebildet wird. Die Stellung ist die eines Redners, der eben mit Ruhe und Besonnenheit zu einer Versammlung spricht. Der Kopf zurückgeworfen und der linke Fuß etwas vorgestreckt. In der Rechten hält Canning eine Papierrolle, und zu seinen Füßen liegen zwei starke Bände. Die Inschrift erwähnt außer den Daten seiner Geburt und seines Todes (11. Apr. 1770 und 8. Aug. 1827) die Größe seines Talents und den Umfang seiner Verdienste, und gibt zu verstehen, daß das Monument von seinen Freunden und Landsleuten errichtet sey.

Dem Grafen Grey soll in der Grafschaft, in welcher er geboren ist, zu Newcastle, eine Bildsäule errichtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 89.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 6. November 1834.

Athen.

10. Sept. 1834.

Kaum sind die im westlichen Peloponnes ausgebrochenen Unruhen durch die weise Festigkeit des edlen Grafen Armansperg und seiner Kollegen und durch die Präcision und Energie in der Ausführung der von ihnen beschlossenen Maßregeln fast eben so schnell erdrückt als entstanden; kaum ist diese drohende Gefahr von dem jungen Staate abgewandt, so daß das Uebel nur noch bis in seine Wurzeln zu verfolgen bleibt, deren wuchernde, immer neues Unkraut gebärende Arme leider in fernem Boden genähet zu werden scheinen: und schon kann ich Ihnen aus diesem Lande wundersamer Wechsel und Uebergänge ein Fest melden, das in seinem heitern friedlichen Charaktee den schönsten und erfreulichsten Gegensatz gegen jene kaum verhallten Klänge barbarischen Kriegsgetümmels bildet.

An den Hrn. Geheimen Rath v. Kleuze, der von Sr. Maj. dem Könige von Bayern in Geschäften nach Griechenland gesandt war, war von der hohen Regentschaft die Einladung ergangen, die nochmalige Prüfung und theilweise Umarbeitung des Plans der neuen Hauptstadt Athen übernehmen zu wollen. Zu diesem Ende begab derselbe sich gegen die Mitte des Augusts nach Athen und schritt sogleich mit rastlosem Eifer und einer das Innerste seiner Lebenskräfte angreifenden Thätigkeit an's Werk; während er gleichzeitig den Plan zur Aufräumung und theilweisen Restauration der Monumente der Akropolis entwarf und der Regentschaft vorlegte, und sobald dieser von derselben genehmigt worden war, die Leitung der zu diesem Zwecke angeordneten Arbeiten unter seiner Oberaufsicht dem Ingenieurhauptmann Spieß übertrug. Da die Ankunft des Königs und der Regentschaft nahe bevorstand, mußten diese Arbeiten sich vor der Hand auf Durchschlagung der Mauern, welche den mittlern Durchgang der Propyläen sperrten, und auf Vorbereitungen zur Aufstellung einiger der Säulentrommeln der umgestürzten mittleren Säulen an der Nordseite des Parthenon beschränken. Alles schritt trefflich vorwärts; jeder Tag lohnte durch einige Ausbeute für die aufgewandte Mühe; in dem abgebrochenen Gemäuer der Propyläen und unter dem weggeräumten Schutte fanden sich mehrere Stücke, welche neue Aufschlüsse über die Ausschmückung der Cassetten, Cornichen u. s. w. durch gemalte Ornamente gaben; und schon waren unter den Trümmern des Parthenon drei herrliche, wenn auch nicht unbeschädigte Stücke von dem Fries der Cella hervorgezogen worden; da brachen auf einmal eine Menge unerwarteter Hemmnisse über die Arbeit herein, welche die erwünschte Beendigung derselben in Zweifel stellten und welche die unten mitzutheilende Rede in belebten poetischen Bildern auf das Anmuthigste darzustellen weiß. Eine schwere Erkrankung des Hrn. v. Klenze erregte selbst eine Weile Besorgnisse für das Leben des trefflichen Mannes; Mangel an hinlänglichen Maschinen zu Bewegung so großer Lasten und Untauglichkeit der vorhandenen setzte die Leiter des Werkes in nicht geringe Verlegenheit; überdies drohte ein heftiger und anhaltender Sturm aus Nordost, die Ankunft des Königs und der Regenten weit über den bestimmten Zeitpunkt hinaus zu verzögern. Doch gestaltete sich endlich Alles erfreulich. Die Gewalt der Krankheit brach sich, und der unermüdliche Werkmeister gewann nach und nach die gewohnte Rüstigkeit wieder; die mechanischen Schwierigkeiten wurden gehoben, und selbst der Sturm ließ von seiner Heftigkeit nach und vergönnte den hohen Reisenden, nach beschwerlicher Seefahrt den Peiraeus zu erreichen, wo der kaum von schwerem Krankenlager erstandene Graf von Armansperg und Hr. von Kobell am 6ten, und Se. M. der König, begleitet von dem Kriegs-Minister General Lesuire und dem Minister des Innern, Hrn. Kolettis, am 7ten September landeten; der General Heideck wurde durch eine Unpäßlichkeit in Nauplia zurückgehalten.

Digitized by Google

Der König wurde im Peiraieus von den Civil- und Militärbehörden des Kreises und von den Demogeronten der Stadt Athen empfangen, von denen einer, Herr Vlachos, die Ehre hatte, Se. Majestät in einer kurzen Anrede zu bewillkommnen und Allerhöchstdenselben eine mit blauen und weißen Bändern an den Füßen gefesselte Eule zu überreichen, als ein sinniges Symbol der Unterwerfung der alten Stadt der Pallas unter den jungen Sprossen der Wittelsbacher. Dann ging der Zug zu Pferde durch den Oelwald und längs der Südseite des Museums und der Akropolis nach dem Tempel des Olympischen Zeus. Hier war, am Fuße dieser majestätischen Säulen, unter einer Laube aus Rosenlorbeer und Myrtenzweigen, ein Thron für den König errichtet, wo der Bischof von Attika an der Spitze seiner Geistlichkeit ihn feierlichst empfing, während ringsumher eine bunte, auf dem ungleichen Terrain malerisch gruppirte Volksmenge durch tausendstimmiges Lebehoch die Hymnen der Geistlichkeit übertönte. Von hier begab sich endlich der König, durch den Bogen des Hadrian, in seine nahegelegene Wohnung.

Inzwischen waren alle Vorbereitungen auf der Akropolis beendigt, und Se. Majestät wurde eingeladen, der begonnenen Restauration des Parthenon Allerhöchstihre Weihe ertheilen zu wollen. Gestern um vier Uhr Nachmittags verließ der Zug die königliche Wohnung. Eine Abtheilung Nationalgarden in der bekannten reichen und malerischen Tracht und eine zahlreiche Deputation von Bürgern, mit Oelzweigen in den Händen, eröffneten denselben; dann folgten die höhern Civil- und Militärbehörden und die anwesenden Generalconsuln und Consuln der fremden Mächte; hinter ihnen der König, die Mitglieder der hohen Regentschaft und die Minister zu Pferde, mit einem zahlreichen und glänzenden berittenen Gefolge; eine zweite Abtheilung Nationalgarden beschloß den langen Zug, der sich in mannichfaltigen Krümmungen an dem steilen zur Akropolis führenden Pfade emporwand.

(Der Beschluß folgt.)

Conversationsbeiträge

zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Strengchristlichen verwarfen eine Zeitlang jeden Vorschlag eines Vertrags, beriefen sich zu ihrer Rechtfertigung auf die heidnischgesinnten Propyläen, stimmten aber endlich mit wenigen Ausnahmen ihren Brüdern darin bei, daß es sich unter so verwickelten Umständen der Mühe lohne, auf die Besserung des Gefallenen zu warten und im schlimmsten Falle Gnade für Recht ergehen zu lassen. Noch schmollen einige unter ihnen, unbewegliche Männer, die selbst den Grazien ihre Launen nicht verzeihen mögen, wenn letztere sich gar zu natürlich geberden. Mit diesen Mißvergnügten hielten und halten es fortwährend die Vorletzten, besonders die Ankläger Heinrich Meyer's, in ihm den Mephistopheles der Goetheschen Kritik erblickend. Hätten sie Recht, so wäre Goethe ein Näscher gewesen, der nicht selten die romantischen Goldorangen zurückschob, um nach gewöhnlichem Stein-Obst zu greifen. Besser und übler sind solche Romantiker mit ihm daran, deren Werke er mit lauter Anerkennung hervorgezogen hat. In der Gemeine müssen sie ehrenhalber die stehenden Bekenntnißformen vertheidigen; am Hausherd sind sie wegen ihres Ruhms genöthigt, ausnahmsweise dagegen zu stimmen und sich selbst auf den Leuchter zu stellen. So hat denn, überschauen wir die Fortdauer jener mannichfaltigen Spaltungen, durch Goethe's Einschreiten die Verwirrung unter den Romantikern beträchtlich zugenommen, so daß sie gegen ihn und sein Ansehen bloß in einer höchst unbestimmten Negative zusammenhalten. Was sie ihre Einheit nennen möchten, dürfte weit eher eine falsche Sicherheit seyn.

Darin sind sie durch die Aufmerksamkeit, welche Goethe für die Kunst überhaupt, insbesondere für die deutsche, unter den gebildeten und höhern Ständen geweckt hat, wesentlich bestärkt worden, wobei es vor der Hand unentschieden bleibt, ob zum Nutzen oder Nachtheile der fraglichen Grundsätze. Wollen sie ihre Stellung zur Zeit klar einsehen und glücklich durchführen, so werden sie wohlthun, bei dem Ueberschlage des Gewinns ihr unzweifelhaftes Verdienst rein nach den geläuterten Bestrebungen zu ermessen, die ihnen als Parteikämpfern wesentlich und ausschließend zukommen, mit Beseitigung der äußern Begünstigungen, worüber sie sich sonst auf die Länge leicht täuschen könnten. Dahin gehört unter andern das vorherrschende Wohlwollen, womit die deutsche Kunstliteratur die Romantiker gehegt und gepflegt hat, zuweilen mit freundschaftlicher Zudringlichkeit, fast immer aber mit der zärtlichsten Schonung. Damit die kaum aufgegangenen Pflanzen nicht in gemeiner Erde an Spätfrösten hinsterben möchten, hat man sie sorgsam in Blumentöpfe gesetzt, in wohltemperirte Gewächshäuser gebracht und vor jedem gefährlichen Luftzuge bestens verwahrt. Einzelne öffentliche Befeddungen, die dazwischen fielen, bedeuteten wenig oder nichts; es waren, genau besehen, unfreiwillige Wohlthaten von Feindes Hand. Nachdem Goethe den Bogen gespannt hatte, wollte Fiorillo seinen Pfeil darauf legen. Während des Versuchs erschrack er vor seinem Muthe, steckte den Pfeil

in ein seidenes Futteral und bat bei Gelegenheit Friedrich Schlegel wegen des herzbrechenden Heldenstücks um Verzeihung. Endlich drückte er mit ungewisser Hand ab, während es ihm ringsumher vor den Augen schwamm. Er hatte sich den Pfeil nicht selbst geschnitzt, sondern von Rom verschrieben. Gegen Fiorillo trat Hr. v. Rumohr mit glänzendem Nachdruck auf, vielleicht brauchte er dabei ein zu scharf geschliffenes Schwert. Seitdem ist seine romantische Derindane, man weiß nicht durch welche Blutflecken, rostig geworden; jüngst hat er sie zwar wieder auf drei Italienischen Reisen spiegelblank gewetzt, allein — wer sollte es glauben? bei verschiedenen Gelegenheiten an dem Zähnlein der romantischen Kreuzfahrer, das er in den Tagen treuer Minne als Leibbinde trug. Wahrscheinlich hat Hr. v. Rumohr, dessen berühmter Name sich mit dem Humor butzt, bloß in der Absicht einen verstellten Rückzug angetreten, um zu seinen alten Freunden mit neuer Liebe zurückzukehren. Ueberhaupt war es ihm wohl bei seinen geistreichen Hin- und Herzügen mehr um ein Scharmützel mit den Idealisten zu thun, die ihm seinen indifferenten Materialismus nicht wollen gelten lassen und frischweg behaupten, er sey auf dem Wege, ein ästhetischer Nihilist zu werden. Wenn ein so anerkannter Kunstgelehrter, zugleich ein höchst erfahrener Typolog, auf dem romantischen Boden wankt, so muß freilich die Verwirrung zunehmen. Auf seinem frühern Lustpfade sind dem zürnenden Protomachus der Romantiker mehrere verdienstliche Männer gefolgt, z. B. Hr. v. Quandt und der Canonikus Speth, anderer Geistesgenossen nicht zu gedenken. Das Kunstblatt selbst ist unter ähnlichen Zeitschriften ohne Zweifel das offenste und reichhaltigste Repertorium der im romantischen Sinne abgefaßten Artikel. Nach und nach will es aber durch diese vielen einstimmigen Bemühungen fast das Ansehen gewinnen, als sey das beschützte System der Romantik ohne hinlängliche Ausweisung in der Gestalt einer stillen Uebereinkunft durchgedrungen, wie eine fortgepflanzte Sage, die unvermerkt zur geschichtlichen Thatsache erhoben wird. Es gibt jetzt viele Maskeraden: könnte nicht die unbewachte Romantik zuletzt ebenfalls in Versuchung gerathen, eine von den Larven der Zeit anzulegen, um sich über den Roman ihres Daseyns lustig zu machen? Unstreitig nimmt von mehreren Seiten eine bedenkliche Gewißheit überhand; wir sind noch im ersten Akt, und schon trifft der Romanticismus hie und da Anstalten, den Vorhang fallen zu lassen und mit dem Zuruf herauszutreten: Klatscht, ihr Zuschauer, ich habe mein Drama gut gespielt. Diese eilfertige Zuversicht dürfte eine von den Miturſachen der herrschenden Irrungen seyn. Den Anfang für das Ende anzusehen, ist unter allen Anachronismen der störendste. Zuerst war die Literatur eine Amme der malerischen Romantik, allmählich wurde sie ihre Gespielin, zuweilen ihre Schwätzerin. Noch einige Schritte, dann kann sie die Ehre haben, ihrer Herrin als Zofe aufzuwarten.

Um die Geschichte des Chaos einigermaßen stückweise fortzuspinnen bis zu dem gegenwärtigen Verwickelungsknoten, ist es dienlam, einen flüchtigen Rückblick auf die ästhetischen Weber zu werfen, die bis jetzt dafür thätig gewesen sind. Aus dem Verlaufe der wissenschaftlichen Einwirkungen wird sich ungefähr abnehmen lassen, wie es in diesem Augenblick um die Grundsätze der romantischen Malerei steht und stehen kann. Als das Jubiläum der verjüngten Literatur gefeiert wurde, wollten die Festordner Goethe zum Bajard, zum Großmeister des romantischen Ordens erheben, hauptsächlich wegen seines Wilhelm Meister. Er lächelte ironisch über die angetragene Würde und hielt es nicht der Mühe werth, dem versammelten Kapitel durch eine stumme Verbeugung zu danken. Damals war er noch in seiner besten Kraft, späterhin wurde er geschmeidiger und nickte zuletzt freundlich, wenn Andere es unternahmen, ihn über sich selbst zu belehren. Endlich sprach er sich in den Heften über Alterthum und Kunst, über Klassiker und Romantiker nach seiner Weise aus, wohl mehr aus Rücksicht für das Ausland, als im deutschen Interesse. Eine genugthuende Lösung der Aufgabe sucht man bei ihm vergebens; seine innerste Natur war schlechterdings nicht darauf eingerichtet, der Romantik kritisch das Horoskop zu stellen. Desto mehr verstand er, die Falten der Untersuchung für seinen und ähnlichen Bedarf bequem zu legen und so fein auszufüllen, daß sie für einen unachtsamen Blick kaum noch vorhanden waren. Tiefer schaute Jean Paul in seiner Vorschule der Aesthetik, ein Romantiker mit Leib und Seele, nicht durch die Lehren der Schule, sondern durch eine wahrhaft göttliche Vorherbestimmung. Ergriffen von den bedeutsamen Ahnungen der nordischen Poesie, die ihm Streiflichter einer höhern Wahrheit zu seyn schienen, erklärte er sich dahin, daß man das Christenthum nicht in einem zu bedingten Sinne für den Sitz der Romantik nehmen müsse, wie es bis dahin häufig geschehen war. Auch in andern Beziehungen drang er auf Erweiterung, namentlich auf eine vollständige Durchbildung der Romantik. Es ist die Frage, ob spätere Darstellungsversuche über jene umfassenden Andeutungen hinausgekommen sind. Für das Nachgraben in verschütteten und überdeckten Räumen des geistigen Lebens hatte jener verklärte Genius ein Pfund empfangen, wie es sich bei den begabtesten Dichtern selten findet. Er dachte wie Wenige mit dem Herzen; auch die Reflexion trug bei ihm alle Farben der Anschauung. Tieck, sein Freund, in mancher Hinsicht mit ihm ein Lehnsträger derselben Oberherrschaft, hat vor einiger Zeit vielleicht nur gelegentlich das Namenswappen des Roman-

Digitized by Google

tischen aufgegeben, als hätte er Lust, dasselbe der Rüstkammer der Literatur zu überlassen. Man darf seine beiläufige Erklärung schwerlich für einen vollkommenen Absagungsbrief halten; wahrscheinlich geht seine Meinung dahin, daß an dem Worte nichts liege, sobald man sich über die Sache verständigt habe und von ihr so viel behalte, als vernünftigerweise thunlich ist. Geschworener Vertheidiger der romantischen Festung ist er ohnehin nie gewesen, der Garnisons- und Kamaschendienst hat ihm zu keiner Zeit gefallen; um so eher kann er jetzt gelassen dem Drange und Sturme eines andern Geschlechts zusehen und auf dem Divan seiner Novellen den goldenen Faden der Lebensweisheit strecken oder winden, wie es ihm gut dünkt. Allmählich kommen wir auf die Molken der Romantik, denn dafür kann billig das Rinnsal gelten, welches der silberne Schaumlöffel der dichterischen Lecker ihren Nachkommen, den Männern der Hörsäle, übrig gelassen hat. Keiner unter diesen hat die Molken tüchtiger durchgeschüttelt, als Professor Clodius im Hermes, gewiß nicht ohne Verdienst, da es durch ihn klarer als je vorher geworden ist, wie trüb es auf dem Grunde der Romantik aussieht. Andere haben die dicke Flüssigkeit auf Treue und Glauben unbesehens weiter umhergegeben. Dadurch mußte sie mit der Zeit nothwendig in Farbe, Geruch und Gestalt den verschiedensten Wechsel erleiden, der endlich so groß geworden ist, daß die Alten und Jungen von der ursprünglichen Substanz nicht mehr gerne reden.

Aeußere Ursachen haben dazu vielfach mitgewirkt. Durch die erschütternden Bewegungen der Gegenwart ist das Lustschloß der Vergangenheit, worin die Romantik sonst ihre lauten Reigen aufführte und wobei sich der Ordnung gemäß immer auch einige ihrer Genealogen und Heraldiker einfanden, nach und nach eingestürzt, wenigstens stark beschädigt. Kein Unglück kommt allein, gewöhnlich bringt es ein größeres mit. Der Humor, ein Milchbruder der Romantik, gewissermaßen ihr zweites lustiges Ich, wie sie auf dieselben Mutterbrüste der Natur hingewiesen, hat ihr unlängst nicht nur alle Gemeinschaft aufgekündigt, sondern der Wildfang trachtet ihr auch nach dem Leben, keck behauptend, er sey zu ihrem Mörder ausersehen und dazu von Rechtswegen bevollmächtigt. Darüber ist die ernstere Romantik, schon früher innerlich angegriffen, melancholisch geworden, bis zu dem Grade, daß sie auch ihre doktrinären Gönner mit dem Schmerze des Schweigens angesteckt hat. Den Philosophen von der strengen Regel war der Romantieismus von jeher, wo nicht verdächtig, doch nicht gleichgültig; meistens hielten sie ihn für ein krankhaftes Phantasiren, hinter welchem die Ungebundenheit des Denkens herumschwärme; daher gab es denn nicht leicht in festgemauerten Lehrgebäuden, woran das Senkblei des Scharfsinns und der Mörtel des Prinzips ihre Dienste gethan halten, eine Ritze, ein Loch zur Aufnahme des Sonderlings. Einzelne Gesellen, die in Feierstunden hinter dem Rücken ihrer weggegangenen Meister für sich und die Ihrigen chinesische Häuschen bauten, hätten dem Romantieismus zwar gern ein Obdach gewährt, allein die Paragraphen-Säulchen waren häufig zu schwach, welche die kleinen Familienpaläste tragen sollten, und so hatten die Ruinen der Spekulation und Poetik das unerhörte Vergnügen, sich einander mit großen Augen anzusehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Monumente.

St. Petersburg. Am 11. September hat die feierliche Enthüllung der Alexandersäule in Gegenwart der kaiserlichen Familie, der hohen Geistlichkeit und des Hofes und mehr als 100.000 Mann Garderuppen stattgefunden. Das Monument ist eine granitene Säule dorischer Ordnung und fußt auf einem granitenen Piedestal, welches auf mehreren granitenen Stufen sich erhebt. Am oberen Ende der Säule befindet sich ein Kapitell von Bronze, und über diesem eine Halbkugel, auf welcher ein Engel aus Bronze steht, der mit der Rechten gegen den Himmel weist und mit einem Kreuz in der Linken eine Schlange zerdrückt. An den vier Seiten des Piedestals befinden sich, von Trophäen umgeben, bildliche Darstellungen des Niemen und der Weichsel, des Ruhmes und des Friedens, der Gerechtigkeit und Mäße, der Weisheit und des Ueberflusses. Zwischen diesen Bildern liest man an drei Seiten die Jahreszahlen 1812, 1813 und 1814, und auf der vierten Seite, nach dem Winterpalaste zu, die Inschrift: Alexander dem Ersten das dankbare Rußland. Das Piedestal allein ist bei weitem größer als der Fels, auf welchem das Monument Peters des Großen steht, und wirklich riesenhaft. Die Höhe des ganzen Monuments, vom Erdboden bis an die Spitze des Kreuzes, mißt 154'; der eigentliche Schafe der Säule, aus einem einzigen Stein bestehend, hat 12' im Durchmesser und 84 englische Fuß Länge. Die Höhe der übrigen bekanntesten Monolithen sind: die Säulen des Pantheon in Rom 46 englische Fuß, die der Isaakskirche in Petersburg 56', die Nadel der Cleopatra 63'; die Pompejussäule in Alexandrien 66'; der Obelisk von St. Peter in Rom 78'; der Münchner Obelisk, im vorigen Jahr auf Befehl Sr. M. des Königs Ludwig I. errichtet, 100' bayerisch. Der Baumeister des neuen Monuments ist der Architekt Montferrand; der Engel ist vom Akademiker Orlowsky; das Ausbauen der Säule in Finnland und den Transport nach St. Petersburg hat der hiesige Kaufmann Jakowloff bewerkstelligt, und die Verzierungen und Basreliefs sind von Hrn. Berd gegossen.

Ansbach. Auf dem Grabe Kaspar Hauser's ist ein aufrechtstehender Stein errichtet worden mit der Inschrift:

Hic jacet Caspar Hauser aenigma svi temporis.
Ignota nativitas. Occulta mors. MDCCCXXXIII.

Persönliches.

An die Stelle des verstorbenen Professors Thürmer bei der Akademie der Künste zu Dresden ist der durch seine Untersuchungen über die Polychromie der alten Denkmäler bekannte Architekt Semper in Hamburg berufen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 90.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 11. November 1834.

Athen.

(Beschluß.)

10. Sept. 1834.

Der geöffnete Durchgang der Propyläen war mit Myrtenzweigen und Gewinden reich decorirt und vor demselben eine Reihe von Stufen angebracht. Am Fuße derselben hatte Hr. v. Klenze, begleitet von dem Hauptmann Spieß, den Conservatoren der Alterthümer und den Regierungsarchitekten, die Ehre, Se. Majestät und J. J. K. K. zu empfangen und dieselben durch den alt-perikleischen Eingang, den nach Jahrhunderte langer Sperrung heute zum ersten Male der Fuß eines hellenischen Herrschers betrat, auf das Plateau der Akropolis und in den Parthenon zu geleiten. Der Anblick, der sich hier den Eintretenden darbot, war überraschend, groß, einzig in seiner Art. Tausende von festlichgekleideten Menschen hatten alle Trümmer des Tempels überdeckt; amphitheatralisch erhoben sie sich übereinander auf den stufenartig aufsteigenden Resten der Cellamauern; in langen Reihen saßen sie auf dem Gebälk der Säulen, und eine kühne Gruppe hatte selbst die höchste Spitze des Giebels erstiegen. Lange anhaltender Beifallsruf, begleitet von den Fanfaren des hier aufgestellten Musikcorps der englischen Fregatte, begrüßte König Otto, der in sichtlicher Rührung auf den Stufen eines für Ihn errichteten geschmackvollen Thrones Platz nahm; zu seiner Seite die hohe Regentschaft, die Minister und die übrige Begleitung. Fast alle Nationen der gebildeten Welt, bis zum fernen Amerika hin, fanden sich hier im bunten Gemisch glänzender Uniformen repräsentirt, um Zeugen zu seyn der neuen Weihe, welche der hoffnungsvolle Sohn des kunstliebenden Ludwig von Bayern diesen herrlichen Trümmern einer bewunderten Vorzeit zu ertheilen verheißen hatte; und daß dem Feste die schönste Zierde nicht fehle, hatten auch die Frauen und Mädchen Athen's auf einer Tribüne hinter dem Throne Platz genommen. Nachdem sich der Sturm des Beifallrufes gelegt, trat der Geheime Rath v. Klenze an die Stufen des Thrones, und lud Se. Majestät in folgender Rede zu Vollendung der Feier ein:

„Eure Majestät wollten nebst so vielen anderen Wohlthaten, welche das junge Griechenland Allerhöchst Ihrer Regierungssorgfalt schon schuldet, diesem Lande und der ganzen gebildeten Welt einen offenkundigen Beweis des hohen väterlichen Interesses gewähren, welches Allerhöchstdieselben auch an der hehren Vergangenheit, der kräftigsten historischen Basis dieses schönen Landes, nehmen.

„Wie hätte dieses tristiger und auf eine der ganzen gebildeten Welt mehr zusagende Weise geschehen können, als indem Allerhöchstdieselben die Sorgfalt für dieser hehren Vergangenheit sichtbare Ueberbleibsel, für die Monumente hellenischer Kunst bewährten?

„Deßhalb geruhten Allerhöchstdieselben mir den schönen Auftrag zu geben, den Beginn der Arbeiten anzuordnen und zu leiten, durch welche die Denkmale dieser hohen Burg, des dreitausendjährigen Sitzes athenensischer Größe, die vollendetsten plastischen Bildungen, welche jemals in eines Menschen Geiste entstanden, dem Schutte und der Verwüstung entrissen und den spätesten Jahrhunderten aufbewahrt und gesichert werden sollten.

„Ganz fühle ich die Größe, Würde und Schönheit dieser Aufgabe; nicht das todte Werkzeug, nicht der Befehl des Werkmeisters, nicht die Anstrengung der Arbeiter allein konnte sie ausführen, ohne daß dabei Alles ein eigenes poetisches Leben anzunehmen schien.

„Die Schatten der großen Geister, seit drei Jahrtausenden gewohnt, in jedem Schlage von Hammer und Meißel, in jedem Rufe der Arbeiter an diesem Orte das Signal einer neuen Zerstörungsepoche dieser herrlichen Werke zu sehen, scheuen aus ihren stillen Ruheplätzen um uns her aufgeschreckt worden zu seyn und ängstlich die schützenden Arme über die letzten Trümmer ihrer ehemaligen Herrlichkeit auszubreiten, um den gefürchteten Untergang ihrer letzten Spuren zu verhindern. Alles

Digitized by Google

schien sich dem Unternehmen zu widersetzen; die Hebel, welche die verwirrten Steinmassen lüften und ordnen sollten, bogen sich und brachen; Krankheiten verscheuchten die Arbeiter, Rollen und Seile zerrissen, und schon glaubten die erschreckten Werkmeister, das Werk aufgeben zu müssen.

„Da erschien am fernen Horizonte, aus dem blauen Schooße der Amphitrite auftauchend, die Flagge der Hoffnung. Der König kommt mit seinen weisen Räthen, um selbst die erste Hand anzulegen an das begonnene Werk der Erhaltung! so ertönte es in den Reihen des jungen wiedergeborenen Volkes, und bis zu den Höhen hinauf, wo wir jetzt froh und erwartungsvoll versammelt sind. Da beseelt ein neuer Eifer die entmuthigten Arbeiter; Alles wird jetzt leicht und günstig. Die verworrenen Trümmer gewähren willig, was man von ihnen fordert, um sie wieder herzustellen, und aus dem Schutte erstehen seit Jahrtausenden vergrabene Ueberreste der Plastik, welche Europa als das Höchste: als Werke von Phidias' Meisel anerkannt.

„Gleichsam von selbst bieten sich die Marmorblöcke dem Bedürfnisse dar, und ordnen sich fast wie zu Amphion's mythischer Zeit nach dem Rhythmus der Jubelgesänge, welche dem Könige entgegen schallen.

„Haben sie diese Jubeltöne vernommen, jene schützenden Schatten von Athen's großen Männern, welche diese Säulen und Mauern umschwebten? haben sie vernommen, daß König Otto naht? Ja! das Freudengerücht ist bis zu ihnen gedrungen, und da seine Gegenwart nur segenbringend seyn kann für Alles, was Hellas Treffliches und Schönes bewahrt, so kehren sie freudig und beifallwinkend zurück zu ihren kühlen Ruhestätten, und schlummern wieder fort bei dem Rhythmus derselben Töne, welche sie früher aus ihrer Ruhe geschreckt hatten.

„Eurer Majestät Fuß hat heute nach vielen Jahrhunderten der Barbarei zum ersten Male wieder diese hohe Burg auf dem Wege der Civilisation und des Ruhms betreten, auf dem Wege, den Themistokles, Aristides, Kimon und Perikles betraten, und dieses wird und muß in den Augen der Welt ein Symbol der glorreichen Regierungs-Periode Eurer Majestät und desjenigen seyn, was Allerhöchstdieselben über diese Felsenburg beschlossen haben. Die Ueberreste einer barbarischen Zeit, Schutt und formlose Trümmer werden wie überall in Hellas auch hier verschwinden, und die Ueberreste der glorreichen Vorzeit werden als die sichersten Stützpunkte einer glorreichen Gegenwart und Zukunft zu neuem Glanze erstehen.

„Ich wage also an Eure Majestät im Namen Griechenlands und der ganzen gebildeten Welt die Bitte, dem ersten Säulenstücke, welches sich wieder auf dem verjüngten Parthenon erhebt, Allerhöchstselbst die übliche Weihe, und somit dem Fortgange und dem Gelingen dieses Werkes der Erhaltung die beste Gewähr zu ertheilen."

Nachdem der Anordner des Festes diese Worte aus fühlender Brust gesprochen, geruhte der König, demselben in den verbindlichsten Ausdrücken Seinen Dank zu äußern, und trat an die Säule, wo Er aus den Händen des Hauptmanns Spieß den Hammer empfing, um die Keile, welche das erste wieder auf seinen alten Platz emporgewundene Säulenstück noch bieten, herauszuschlagen, und dem Werke der Restauration selbst, durch Ertheilung der drei üblichen Hammerschläge, Seine Sanction zu verleihen. Graf von Armansperg, Staatsrath von Kodell und die Minister Kolettis und Lesuire vollzogen denselben Akt, unter dem anhaltenden Beifallsjauchzen der Menge und dem hundertfach wiederholten Rufe: es lebe der König!

Der König wandte sich dann zur nähern Betrachtung der neu aufgefundenen Friesstücke, welche sehr passend so aufgestellt waren, daß die letzten Strahlen der sinkenden Sonne den weißen Marmor vergoldeten und die herrlichen Umrisse, welche Phidias' Meisterhand hervorrief, in der vortheilhaftesten Beleuchtung erscheinen ließen. Eine Anzahl weißgekleideter junger Mädchen, aus der von Madame Hill aus Amerika gegründeten und trefflich geleiteten Mädchenschule, hatte hier die Ehre, Sr. Majestät einen Kranz aus Oelzweigen zu überreichen, als Dankbezeugung der Athenäischen Jugend für die Vorsorge des Königs für die Denkmäler ihrer großen Vorfahren. Dann verließ der Zug die Akropolis wieder in derselben Ordnung, in welcher er sie betreten, und bald war jede Spur des lebenvollen Festes verschwunden; aber ein tiefer, erhebender Eindruck ist jedem empfänglichen Gemüthe geblieben von dieser wahrhaft großen und begeisternden Feier.

Und nicht bloß diese schöne Erinnerung wird bleiben; das einmal begonnene Werk selbst wird rastlos fortschreiten, zum Ruhme Griechenlands und zur Befriedigung der ganzen kunstliebenden Welt. Die Vorschläge und Entwürfe, welche Hr. v. Klenze in diesem Betreff der Regentschaft vorgelegt, sind in ihrem ganzen Umfange genehmigt worden; eine namhafte Summe ist jährlich zu Fortsetzung der Arbeiten ausgesetzt, und die Leitung derselben dem bisherigen Conservator der Alterthümer im Peloponnes, Dr. Roß, mit Zuziehung der Regierungs-Architekten Schaubert und Kleanthes, übertragen. So dürfen wir der schönen Hoffnung leben, in wenigen Jahren die Akropolis von dem sie entstellenden Schutte Türkischer Baracken gesäubert, was in Trümmern liegt wieder aufgerichtet, und diesen alten Sitz der kunstschützenden Athene so weit möglich seinem früheren Glanze zurückgegeben zu sehen.

Digitized by Google

Conversationsbeiträge

zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur.

(Fortsetzung.)

Jetzt sind wir auf den Punkt gekommen, wo wir unserm Verfasser wieder auf dem Fuße folgen können. Den romantischen Wirrwar übersichtlich zu ordnen, war unmöglich; es genügt für gegenwärtigen Zweck, den Thatbestand des langen Irrsals in flüchtigen Umrissen nachgewiesen zu haben. Sey der geneigte Leser nun ein Romantiker von diesem oder jenem Jahrgange, sey er ein Antiromantiker mit stampfenden Füßen oder schnippenden Fingern, gehöre er endlich zu den bewaffneten oder unbewaffneten Neutralen, sein freies Urtheil wird jedenfalls nun mit Sicherheit ausmachen können, ob in diesen Erörterungen ein fortlaufender Zusammenhang herrscht, oder ob sie auf Gerathewohl und fremde Autoritäten hingestellt sind.

Die beiden Wendekreise des Romantieismus — er wird auch ohne Namen in seinem Wesen unter uns fortdauern — sind auf der Landcharte des Conversations-Lexikons treffend angegeben. Der eine bezeichnet die strengere Auffassung von gegebenen christlichen Elementen, der andere ihre unbestimmtere Verbindung für die künstlerische Auswahl. Beide dürften sich bei Erfassung eines allgemeinen Standpunkts auf die zwei durchgreifenden Gesetze des Gehalts und der Form zurückführen lassen, in welchen das Ganze der Romantik rein abgeschlossen zu liegen scheint. Der Gehalt muß durchaus und überall ein christlicher seyn, er allein reicht für das Bedürfniß der Unterscheidung hin, der fraglichen Romantik im Rahmen der Weltgeschichte jene sichere Stelle anzuweisen, von wo aus sich das antike Prinzip wie jedes andere in einer für sich bestehenden, geschlossenen Einheit überblicken läßt. Allerdings werden bei einer tiefer eingehenden Vergleichung zwischen Zeiten, Völkern und Individualitäten hie und da überraschende Aehnlichkeiten, befremdliche Vorzeichen, seltsame Versetzungen, räthselhafte Einsprüche vorkommen, die mit der gezogenen Demarkationslinie nicht recht natürlich zusammengehen wollen; indessen wird eine allseitige Auffassung darum wohl noch nicht an der Möglichkeit deutlicher Absonderung verzweifeln müssen. Der romantischen Grundlage waren die ersten Verkündiger derselben glücklich nachgegangen, nur blieben sie, wie es scheint, sich und dem Siege ihrer Ansichten die historisch-genetische Durchführung schuldig, wodurch es ihren Gegnern möglich wurde, auf einzelnen Punkten durchzubrechen und die Mängel der leichten, unzulänglichen Verkettung für den damaligen Stand der Sache unwiderleglich aufzudecken.

Uebrigens liegen die größten Schwierigkeiten einer ausreichenden Bestimmung nicht in dem Gehalt, sondern in der Form des Romantischen. Hier ist zugleich der Ort, wo verschiedene Maler theils in die Enge gerathen, theils stecken bleiben, theils in völlige Willkür ausschweifen; Ungehörigkeiten, welche sie sämmtlich mit dem breiten Stempel des Romantischen rechtfertigen wollen. Der christliche Gehalt bildet, wie es scheint, die nothwendige, die christliche Form die freie Seite der Romantik, so aber, daß eben diese letztere nur insofern wirklich frei ist, als sie mit jener in einem angemessenen Zusammenhange steht, sey er ein unmittelbarer oder mittelbarer, ein klarer oder versteckter. Gleichgültig, rein zufällig, phantastisch zusammengewürfelt soll wohl nichts neben dem Andern in einem wirklich romantischen Kunstwerke erscheinen. Eben die vermeinte Regellosigkeit der poetischen Zuthaten mag die Romantik manchem heutigen Maler empfohlen haben, wenn sie nicht gar meinen, mit dem äußerlichen Schema des Vorgestellten schon abkommen zu können, ohne sich um die Form der Verknüpfung sonderlich kümmern zu dürfen; daher legen sie nicht selten den Pinsel da nieder, wo sie ihn mit aller Macht aufheben sollten. Sicherlich ist die wahre Romantik in ihren Schöpfungsmomenten ohne Nachtheil für eine natürliche Unabhängigkeit an gewisse vorwaltende Gesetze gebunden, die bloß deßhalb den Schein der Abwesenheit annehmen und begünstigen, weil das christliche Bewußtseyn nicht so bestimmt auf das Nächste, Verwandte, Organische, Unerläßliche, gerichtet ist als es das Heidnische in seiner blühendsten Zeit war. Der Vorzug seiner unerschöpflichen Beweglichkeit darf billig nicht zur Bechönigung der Laune und Trägheit gemißbraucht werden. Hier ist es an der Initiative genug, vielleicht läßt sich dieselbe in einzelnen Beispielen künftig für und gegen einige malerische Romantiker weiter ausführen. Eins ist aber schon jetzt als der wesentlichste Angelpunkt zu bezeichnen, die Eigenthümlichkeit der christlichen Ideenassociation, worin zuletzt die meisten und schlimmsten Mißverständnisse wurzeln. Fern sey es, für uns Christen in den allgemeinen Aeußerungen der geistigen Thätigkeiten, gleich von der Schwelle aus, eine besondere Psychologie veranstalten zu wollen, wie sie jetzt, einzelne Ausnahmen abgerechnet, immer mehr Mode werden, zur Kurzweil der Witzlinge und zum Aerger der Denker. Hingegen wird es hoffentlich statthaft seyn, die unterscheidende Ideenassociation des Christenthums, insofern sie als solche von ihrem Gegenstande bedingt ist, auf das Gebiet der angewandten Seelenlehre herüberzuziehen, wo so viele ungewöhnliche Erscheinungen ihrer Erklärung entgegensehen. Von unnachweislichen Dingen kann dabei keine Rede seyn, schon darum nicht, weil es sich um eine Ableitung aus erkannten Grundsätzen handelt, desto mehr von der besondern

Digitized by Google

Wirksamkeit, die der geistliche Gehalt auf die entsprechende Form seiner Verknüpfung ausübt. Die Väter des theoretischen Romanticismus sind darauf viel zu wenig eingegangen, zufrieden mit einigen ausgerauften Meinungen, die in ihrer Vereinzelung zuweilen ziemlich kraus und mitunter etwas schwärmerisch umherblickten, haben sie den verdienstlichsten Theil des Geschäfts von ihren Schultern abgewälzt und den Künstlern aufgebürdet, für welche das leichte Beispiel der Nachahmung in der Mehrzahl nicht umsonst gegeben wurde. Der matte Fortgang des Romanticismus, sein Siechthum unter dem Scheine strotzender Gesundheit trifft mit jenem Versäumniß in mehrfacher Hinsicht zusammen. Und doch dürfte es nicht eben schwer fallen, die Hauptformen seiner besonderen Ideenassociation aus dem Gesetze seines Gehalts darzuthun, wäre hier der Ort dazu. Die theilweise Verdeutelung des angezeigten Zusammenhangs reicht lange nicht so weit, daß dessen Wirklichkeit dadurch zweifelhaft würde. Selbst die schreiendsten Widersprüche der Ausartung verrathen noch immer Spuren der erloschenen Abkunft. Was würde z. B. dem ausgelassensten Humor gegenwärtig für das Glück seines Fortlebens übrig bleiben, wenn er seinen Stachel nicht von Zeit zu Zeit an dem Christlichen als seinem Gegensatze schärfen könnte? Der trotzige Insurgent glaubt durch sich zu bestehen und ahnet nicht, daß er das Gnadenbrod seines verfolgten Feindes ißt. Aehnliche Symptome können auf ähnliche Weise erklärt werden. Kurz, die verloren gegebene oder doch verlassene Schanze des Romanticismus dürfte sich gegen gewöhnliche Einwürfe noch retten lassen, schwerer aber gegen die erkältete Theilnahme.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Je mehr du der Gesetzmäßigkeiten in den Naturerscheinungen und ihrer künstlerischen Auffassung dir bewußt werden wirst, desto interessanter wirst du die nächste Welt, das tägliche Aufgehen von Erd und Himmel, die gewöhnlichsten Scenen und Situationen finden.

Alles, was du fixirst, ist eine Summe verhüllter Gesetze, interessanter Kunsträthsel, zu denen du den Schlüssel suchen kannst.

Du magst nirgend hinblicken, wo dir nicht die wichtigsten Aufgaben über Licht- und Farbenverhältnisse, Fragen über mögliche und unmögliche Darstellbarkeit entgegentreten.

Ausgrabungen.

In Amiens und der Umgegnd hat man, der dort erscheinenden Glaneuse zufolge, mehrere Entdeckungen gemacht. Als gegen Ende des Juli die Arbeiter in der Nähe von Montelette, einem unweit Amiens gelegenen Dorfe, Torf ausgruben, fanden sie 7 bis 800 römische Münzen, fast sämmtlich von Bronze und sehr gut erhalten. Die Masse, in welcher sie lagen, hatte ihnen einen schönen Goldglanz mitgetheilt. Sie waren von den Kaisern Domitian, Nerva, Trajan, Sabina dessen Gattin, Antonius dem Frommen, der älteren Faustina, Marc Aurel, der jüngeren Faustina, Lucius Verus, seiner Gattin Lucilla, Commodus, Crispinus, Septimius Severus, Heliogabalus, Alexander Severus, Maximus I. und Posthumus, dem Vater, mit einer Galeere auf der Rückseite. — Einige silberne, welche man auf derselben Stelle fand, waren von Gallienus, Posthumus u. a. m.

Eine nicht minder merkwürdige Entdeckung hatte in der Stadt selbst bei Ausgrabung eines Kellers statt, wo die Arbeiter in einer Tiefe von ungefähr fünf oder sechs Fuß ein sehr gut erhaltenes Skelet, mit einem großen Schwerte an der Seite und mit einem Häufchen kleiner Münzen fanden, welche etwa um die Mitte des Leibes lagen, aber von den Arbeitern auseinander geworfen wurden. Um das Gerippe herum lagen große eiserne Nägel, ohne Zweifel aus dem Sarge, in welchem der Körper sich befand. Das Schwert wurde für 10 Centimes an einen Eisenhändler verkauft, ist somit für das Museum und die Liebhaber der Alterthumskunde verloren. In noch größerer Tiefe fand man Hohlziegel, welche jedoch nicht so stark und kleiner waren als die, welche man gewöhnlich findet. Ein auf derselben Stelle in geringer Tiefe gefundener Rechenpfennig ist ebenfalls merkwürdig. Auf der einen Seite des Gepräges sieht man drei Kronen, zwei unten und eine oben, wovon die letztere mit fünf Sternen geziert ist und die Umschrift hat: Manet ultima coelo. Auf der Kehrseite befindet sich ein Mastbaum, auf dessen Spitze ein Vogel sitzt, nach welchem zwei Figuren mit gespanntem Bogen zielen, nebst der Umschrift: Vive enfance. (?) Eine Jahreszahl ist nicht zu sehen.

In Otschakoff in Südrußland befinden sich noch Ruinen und in der Umgegend Spuren von dem Aufenthalte der alten Griechen. Unlängst wurde daselbst das Bruchstück eines ziemlich gut erhaltenen Basreliefs, der Torso einer männlichen Bildsäule, wahrscheinlich einen Herkules vorstellend, und eine Opfergabe (Eucharisterion) von sieben griechischen Kriegshäuptlingen an Achilles, den Beherrscher der nördlichen Küsten des schwarzen Meeres, gefunden. Die Inschrift der letzteren ist sehr wohl erhalten und aus den frühesten Zeiten von Olbiopolis, zu dem auch der Ort gehörte, wo diese Gegenstände gefunden wurden.

Architektur.

Braunschweig. Das hiesige Schloß ist nunmehr in seinem linken Flügel aufgerichtet, und wird auch das Dach desselben noch in diesem Herbste völlig gedeckt werden.

Persönliches.

Der Miniaturenmaler J. M. Holder aus Stuttgart, gegenwärtig auf einer Kunstreise im nördlichen Deutschlande begriffen, ist zum Ehrenmitgliede der königl. Sächs. Akademie der Künste zu Dresden ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 91.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 13. November 1834.

Ueber die öffentlichen Bauten in Paris.

Von Eduard Cottow.

Man muß in der That den Eifer und die Schnelligkeit rühmen, mamit die gegenwärtige feanzösische Regierung die Vollendung der Bauwerke, welche van ihren Vargängern theils angefangen, theils entworfen waren, betreibt und sich überhaupt die Verschönerung der Hauptstadt in baukünstlerischer Hinsicht angelegen seyn läßt. Wenn die Oppositianesblätter in ihren Berichten auf diesen Gegenstand zu sprechen kammen, gerathen sie in nicht geringe Verlegenheit und wissen sich nicht anders zu helfen, als indem sie sagen: die kaiserliche Regierung habe diese Bauwerke schan alle beschlossen und Louis Philippe lasse nur aus Eitelkeit viel bauen und um eine große Anzahl Arbeiter zu beschäftigen; es geschehe keineswegs, um die Baukünstler aufzumuntern aber aus Liebe für die Baukunst. Wie dem auch seyn mag, soviel ist gewiß, daß bei der jetzt herrschenden Thätigkeit, welche die öffentlichen Bauten fördeet, die meisten der in Arbeit stehenden Bauweeke spätestens binnen zwei Jahren beendigt seyn und dei der Nachwelt ein gefälliges Andenken der Regierung zurücklassen werden, welche so viele und große Werke in's Leben rief. Denn nichts ist mehr geeignet, den dauernden Nachruhm eines Geschlechts zu gründen, als die Ausführung öffentlicher Bau- und Kunstwerke, welche auf dem Markt des freien Urtheils, unter freiem Himmel und vor die Augen Aller hingestellt, vam Volke verstanden werden, zum Volke sprechen und einen Maßstab für die Größe und den Reichthum der Vergangenheit liefern. Bei allen Völkern, da wa eine hohe Idee das Leben bewegte, ward von jeher viel gebaut und die übriggebliebenen Manumente der Völker, welche der gewaltige Strom der Geschichte van dem Angesicht der Erde hinweggespült, sind uns ein immerwährendes Andenken ihres Daseyns, und die Größe, Ausdehnung und Ausführung dieser Werke verkünden uns nicht sowohl den materiellen Wohlstand, als auch die geistige Bildungsstufe dieser Völker. Es ist ohne Zweifel vorgekommen, daß manche Völker in dieser Hinsicht mehr angefangen und unternommen, als sie vollenden und durchführen konnten, und mitunter duech unzeitige Ausgaben die Schätze des Staats erschöpft haben; denn die Baulust kann ebensowohl bei einem Volke, als bei einem Könige zur Leidenschaft werden. Ich meine, der Zustand der meisten Städte des heutigen Italiens, die uns durch den Glanz und die Pracht ihrer Gebäude in Erstaunen setzen, geben einen Beleg zu dieser Ansicht, da, wie die Geschichte meldet, diese Städte mehr denn einmal ihre Verschwendungen an öffentlichen Gebäuden bereuen mußten, weil sie in Kriegszeiten ihre Thore den Feinden preisgegeben sahen. Ich bin indeß keineswegs geneigt, den politischen Nützlichkeitsaposteln unserer Tage beizupflichten, nach deren Lehre alles Geld, was nicht für das materielle Wohl des Volks, für den Land-, Straßen-, Canal- und Festungsbau verwandt wird, als weggeworfen zu betrachten ist. Die Kunst ist nach meiner Ansicht ein mächtiger Hebel der Volksbildung und ein weithin rufender Herald des Volksruhms. Die Ehre eines Volks besteht nicht allein darin, daß es mächtig und stark gegen den Feind van außen her sey; es muß in seinem Schaaße auch die Künste des Friedens hegen und pflegen, den Sinn des Schönen bewähren und erzieten, und dadurch die Achtung des Auslands erwerben. Dann darf es sicher seyn, daß die Spuren seines Daseyns sich nie verlieren, daß vielmehr die Elemente des Schönen, welche es sorgsam entwickelt und ausgebildet hat, einen wohlthätigen, langdauernden Einfluß auf die Nachkommen üben werden. Die Werke der Baukunst, welche zugleich die Würde mit der Schönheit in einem vorzüglichen Grade vereinigen, sprechen dafür: in den Zeiten des Glücks und der Größe sind sie einem Volke Schmuck, Zierde und Freude, in den Zeiten des Verfalls und politischen Mißgeschicks erregen sie das Staunen der Eroberer und geben der Seele des Besiegten

Digitized by Google

ein hohes, edles Selbstgefühl. Der heutige Römer zeigt mit Stolz auf sein Colosseum und den Sankt Peter und die alten Griechen sprachen nur mit Bewunderung von den Bauwerken Egyptens.

Aber es ist Zeit, daß wir von unserer fast zu langen Digression auf den Gegenstand übergehen, worüber wir diesmal einige Mittheilungen geben wollten. Wir beabsichtigen in Nachstehendem die Leser dieser Blätter mit einigen Nachrichten über die gegenwärtigen öffentlichen Bauten in Paris zu unterhalten, in der Hoffnung, daß dieselben für Manche nicht ohne Interesse seyn dürften.

Wenn wir, von Westen ausgehend, auf dem linken Seineufer anfangen, stoßen wir zunächst auf den Triumphbogen, l'arc de triomphe de l'étoile genannt. Napoleon ließ ihn anfangen und der Grund dazu wurde im Jahr 1806 gelegt. Man hat Napoleon vorgeworfen, er habe die Vendomesäule und den Triumphbogen den Werken der Römer sklavisch nachbilden wollen; allein abgesehen davon, daß die Vendomesäule das schönste unter allen Bauwerken des französischen Kaisers ist, scheint mir der Gedanke an die Errichtung einer Säule des Ruhms und eines Triumphbogens völlig entsprechend einer Epoche, welche in mehr als einer Beziehung an die Größe und Herrlichkeit des alten Roms erinnerte, und darum, wer es wohlgethan, den erhabenen, sittlichen Sinn römischer Werke nachzuahmen, welche, auf öffentlichem Platze hingestellt, in die Augen des Volks einzogen und gleichsam täglich die Großthaten des Volks zurückspiegelten. Während der Restauration hatte man sich mit dem Gedanken, den Triumphbogen nie vollendet zu sehen, schon ganz vertraut gemacht; aber seit einem Jahre und darüber ist er unter fortgesetzten Arbeiten um ein Bedeutendes seiner Vollendung näher gerückt. Es sind nur noch die bereits angefangenen Sculpturarbeiten des Frieses und die Basreliefs der Pfeiler zu beendigen. Soviel ich weiß, hat noch keine Entscheidung darüber verfügt, worin die Verzierungen bestehen werden, welche ihn obenauf schmücken sollen. Versuchsweise hat man einmal Schilde, Waffen, Rüstungen, den gallischen Hahn, Fahnen und andere Zierrathe hinaufgestellt; allein diese Art der Ausschmückung ist wenig befriedigend gefunden worden. Ich glaube, daß ein Denkmal dieser Art vorzüglich durch die vollendete Schönheit und Regelmäßigkeit seiner Massen und Verhältnisse wirken muß und deßhalb verzierender Beiwerke auf der Höhe füglich entbehren kann. Dieser Triumphbogen ist der größte von allen, die gebaut worden sind; denn die, welche uns aus dem Alterthum von den Römern geblieben, sind viel kleiner. Seine Breite übertrifft seine Höhe ungefähr um 5 Fuß. Die Höhe beträgt 133, die Breite 138 und die Tiefe 68 Fuß. Der große römische Triumphbogen ist nur 87 Fuß hoch. Dieser wahrhafte Steinkoloß ist nicht völlig massiv aufgeführt; oberhalb des Hauptbogens, in der Fläche zwischen den Pfeilern befinden sich weite, leere Räume und Vertiefungen, welche den Eindruck eines schwerfälligen, plumpen Ansehens sehr vermindern. Man beabsichtigt, daraus eine Art Saal zu konstruiren, worin verschiedene Kunstgegenstände, Denkwürdigkeiten aus den Zeiten des Kaiserthums oder andere Epochen der französischen Nationalgeschichte darstellend, angebracht werden sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Conversationsbeiträge

zu dem Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur.

(Beschluß.)

Wenn unser Verf. der archäologisch-ästhetischen Richtung zuschreibt, sie wolle das Christliche frei und abgelöst von den Traditionen des Mittelalters, nach antiken und ganz modernen Vorbildern ummodeln, so führt sie Dinge im Schilde, die ihr schlechterdings gewehrt werden müssen. Erst alle Menschen machen die Menschheit aus, wie Goethe sagt. Erst alle Künstler machen die Kunst aus, darf man in seinem schönen Sinne hinzusetzen. Für die allgemeine Betrachtung, nach dem Reichthum der Mittel ihrer Verfahrungsarten, ist und bleibt die Kunst ewig die eine, untheilbare. Der Unterschied in der Gestalt ihrer Erscheinung, von dieser Seite so nothwendig als jene ihre oberste Einheit, dürfte lediglich von den Veränderungen ihres Horizonts abhängen. Innerhalb desselben muß sie, wie es scheint, selbstständig bleiben. Die archäologisch-ästhetische Richtung dürfte folglich als solche auf ihr eigenthümliches Gebiet einzuschränken seyn, und was aus ihr in den Kreis des Romanticismus herüber kommen will und ein Recht dazu hat, das ist schwerlich etwas Anderes, als der lautere Ausfluß von dem errungenen Gemeingute der bezeichneten Kunsteinheit; es verliert gleichsam auf dem Uebergange die Kennzeichen seiner eigenthümlichen Abstammung und verschmilzt in dem Medium der allgemeinen Schönheit zum Leben einer neuen Freiheit.

Sollten wir nun den vergrauten Namen des Romanticismus noch ferner beibehalten oder vom Stellvertreter herbeischaffen? Es ist doch kein übles Ding um Namen, werden auch oft die Sachen darüber vergessen, wie so eben das Schicksal des Romanticismus uns gezeigt hat.

Digitized by Google

Für die Kürze der Charakteristik ist eine gewisse Uebereinkunft beinahe unentbehrlich. Wohlan denn, die Romantiker sind gestorben, es leben die Germanen, ihre würdigen Nachfolger! Das Merkmal des Germanischen deutet, wie es scheint, bestimmter auf den historischen Gang der Entwickelung, umfaßt zugleich Deutschland und Italien in ihrer künstlerischen Verflechtung und reicht bis zur Völkerwanderung hinab, ist mithin von einem so gewaltigen Umfange, daß die angegebene Richtung darin vollkommen Platz hat und unter gewissen Einverständnissen noch darüber hinausgreifen kann. Außerdem ist der vorgeschlagene Name für den Ernst und Scherz gleich gut, was ihn für unsere Bedürfnisse nicht wenig empfiehlt. Hätte nur nicht Arndt durch seine Hermunduren, Sueven und Kallen u. s. w. die Empfänglichkeit für den germanischen Titel so merklich abgestumpft!

Die dritte herrschende Richtung nennt unser Verf. die naturalistische. Er versteht darunter, wie er glaubt, nach dem herrschenden Sprachgebrauche, diejenige, welche nicht allein ihre Formen, sondern selbst die Gegenstände ihrer begeisterten Auffassung und Darstellung in den gewöhnlichen Erscheinungen der Natur aufsucht. Dabei scheint ihm zunächst die Genremalerei als der wirksamste Naturalismus am Herzen zu liegen. Es ist mit seiner gewählten Bezeichnung ein mißliches Ding. Zuvörderst hängt dem Naturalismus in der Geschichte der Kunst eine üble Nebenbedeutung an; man denke dabei an Caravaggio und seines Gleichen, deren Geschlecht auch jetzt noch nicht ausgestorben ist. Wird der Name, wie es denn doch geschehen muß, davon gereinigt, so kann er mit Recht nur von dem Streben nach vollkommener Naturwahrheit gelten. Ist er nun aber noch geeignet, einen besonderen Charakter der Kunst sprachlich zu bestimmen? Naturwahrheit ist doch wohl die erste ewige Grundlage aller Kunst und in ihrer antiken Vollendung gewiß feuer ausgeprägt, als in den Versuchen unserer heutigen Naturalisten. Diese Bezeichnung hält demnach unter den Dreien ohne ein hinzugefügtes Correktiv am allerwenigsten Stich. Summa Summarum: es verhält sich mit den angeblichen Richtungen der deutschen Kunst ungefähr eben so wie mit den Bewegungen des Landes, das jene in seinem Schooße pflegt.

Dem Conversationslexikon ist die Kunstgeschichte wegen mannichfaltiger, besonders biographischer Mittheilungen Dank schuldig. So weit es auf seiner Stelle möglich ist, wird Ref. dazu einige fragmentarische Beiträge liefern.

—ner.

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden.

Von Karl Jäger, Pfarrer in Bürg.

(S. Kunstblatt 1829.)

Eßlingen hat mehrere Kirchen, jedoch im Verhältniß zur Anzahl derselben und für eine Stadt, deren Geschichte sich bis in's graueste Alterthum verliert, nicht sehr Vieles an alter Kunst aufzuweisen, so viel Spuren auch vorhanden sind, die auf einen ehemaligen großen Reichthum an Kunstschätzen schließen lassen.

Die älteste der Kirchen ist die Dionysiuskirche. Was von deren hohem Alter Keller in seiner Beschreibung von Eßlingen sagt, zeigt sich auf den ersten Anblick als grundlos. Von jener Kirche, die Abt Fulrad von St. Denys im neunten Jahrhundert hier baute und die allerdings ein sehr interessanter Ausgangspunkt für die Geschichte der Stadt ist, sieht man nichts mehr; die auf dem Grunde derselben erbaute Kirche, die jetzt den obigen Namen trägt, ist ein Werk verschiedener späterer Jahrhunderte. An den Thürmen sieht man hin und wieder noch den Halbrundbogen, der den Uebergang zum späteren deutschen Baustyl bildet, und es hat daher die Behauptung einer alten Chronik, die Kirche sey unter Rudolph von Hapsburg gebaut worden, in so weit Wahrscheinlichkeit, als die Thürme wohl unter ihm gebaut worden seyn mögen. Die Kirche selbst verräth den Baustyl des fünfzehnten Jahrhunderts. Alle Beachtung verdienen die Knäufe der Säulen, die das Gewölbe tragen; nur Schade, daß sie durch Emporkirchen dem Auge zum Theil unzugänglich geworden sind. Sie haben nicht mehr die würfelartige, sondern eine mehr glockenförmige Gestalt, wie wir in den Münstern zu Freiburg, Straßburg und St. Stephan finden. Die Verzierungen sind sehr mannichfaltig. Der älteren Art, die Knäufe zu verzieren, gehören die Thiergestalten, die Geeise mit verschlungenen Hälsen u. s. w. an. An einem derselben finden sich Hunde, Ochsen und Schafe. Diese Darstellungen, die wir schon an dem älteren Bau von St. Stephan finden, dürften wohl nicht durchaus bloß Phantasiespiel der Steinmetzen seyn, sondern wohl auch mitunter eine symbolische Beziehung haben. Wie sehr sich übrigens die Künstler in dieser älteren Manier zu verzieren gefielen, beweist der Umstand, daß dieselbe, wie hier, noch vielfach beibehalten wurde, als schon die neuere aufgekommen war. Der neueren Art von Verzierungen gehören die mit Laub, Blättern und Blumen bedeckten Glockenknäufe an den andern Säulen an. Sie bestehen meist aus Reben und Eichenblättern und geben zum Theil den beiden Säulenknäufen am Münster zu Straßburg

(S. Stieglitz von altd. Baukunst Taf. XX. Nro. 5, 6) an Schönheit nichts nach. Eine niedliche Sculpturarbeit ist ferner das Sakramenthäuschen im Chor.

Trefflich sind zum Theil die Schnitzereien an den Chorstühlen, die einer Inschrift zufolge im Jahr 1518 verfertigt sind. Schade, daß viele derselben verstümmelt sind. Auch hier mannichfaltige Abwechslung, und ein weiter Spielraum, den sich die Einbildungskraft des Künstlers geschaffen hat. Wir finden hier Menschen-, Thier- und Todtenköpfe und Figuren, wie wie sie an den Initialen mancher Handschriften des 12ten und 13ten Jahrhunderts finden. Der sel. Münter hat in seinen Sinnbildern der alten Christen das Geheimniß dieser symbolischen Sprache unserer alten Kunstwerke mit vielem Glück nachgewiesen. Eine Vermischung heidnischen und christlichen Elements, die sich bis tief hinein in das spätere Mittelalter der Künstlerwelt erhielt, ist in diesen Bildereien nicht zu verkennen.

Zu derselben Bemerkung geben uns die schönen Glasmalereien dieser Kirche Veranlassung. Eines der Fenster hat einen besondern Reichthum an Thier- und Menschenfratzen, welche meist den Füßen von Heiligen zum Schemel dienen. Die Vorstellung eines Siegs des Guten, das man im Christenthum verwirklicht fand, über das Böse, das die Orthodoxie jener Tage natürlich im Heidenthum verkörpert glaubte, hat sich von dem Weibe an, das der Schlange den Kopf zertritt, durch die ganze christliche Mythologie hindurchgezogen, und vom heiligen Georg an verschiedene Darstellungen erhalten.

Die Glasmalereien zeichnen sich meist durch Glut und Lebendigkeit der Farben, besonders der rothen und blauen aus. Am besten haben sich die Darstellungen aus dem Leben der Heiligen erhalten. Die Heiligen stehen unter einem von zierlichen gothischen Säulen getragenen Dach. Die Inschriften beziehen sich auf ihre Lebensgeschichte. Auch Vorstellungen aus dem Leben Jesu und der Mutter Gottes, z. B. Jesus am Kreuz und der Tod der Maria, finden sich hier.

(Der Beschluß folgt.)

Bauwerke.

London. Die Times enthalten eine historische Notiz über die Bauwerke des jetzt zerstörten Parlaments, woraus wir folgendes Wichtigste ausheben:

Das Oberhaus war ursprünglich ein zum alten Schloß gehöriges Gebäude, in welchem die Hofmeister (Masters of the Court) die Petitionen der Unterthanen an den König entgegen nahmen. Zu seinem gegenwärtigen Gebrauche wurde das Gebäude erst bei der Vereinigung Irlands mit Großbritannien eingerichtet. Die meisten der übrigen Häuser in dem ausstoßenden Hofe, welche, von Eduard dem Bekenner errichtet, die Residenz der englischen Könige bildeten, waren schon 1512 abgebrannt, worauf der Hof nach Whitehall und St. James zog. Der Versammlungssaal des neuen Oberhauses war nicht groß, aber geschmackvoll eingerichtet. Die berühmten Tapeten des vormaligen Oberhauses, auf welchen der Untergang der spanischen Armada vorgestellt war, zierten zuletzt auch die Wände des jetzt abgebrannten Saales. Pfeiler von braunem Holz theilten die Tapeten in mehrere Abschnitte, deren jeder einen besonderen Theil jener Geschichte vorstellte; die Kapitelle der Pfeiler bildeten Porträts der ausgezeichnetsten Seehelden jener Zeit. Der Thron war bei der Thronbesteigung Georg's IV. neu erbaut worden, prachtvoll und reich verziert. Der Versammlungssaal nahm übrigens nur einen Theil des alten „Bittschriften-Büreaus" ein; der andere bildete ein Halle, durch welche die Mitglieder des Unterhauses bei feierlichen Gelegenheiten sich in das Oberhaus verfügten. Zwischen beiden Häusern lag das sogenannte gemalte Zimmer (ehemals Eduard's des Bekenners Schlafgemach), in welchem die Conferenzen der Lords und Gemeinen gehalten wurden. Nach dem offiziellen Bericht sind in diesem Gebäude der Sitzungssaal, die Ausschußzimmer, die königliche Galerie und das gemalte Zimmer gänzlich zerstört, nur einzelne Gemächer in der Nähe der Bibliothek sind stehen geblieben.

Das Unterhaus war anfänglich eine vom König Stephan erbaute, dem h. Stephan geweihte Kapelle. 1547 wurde sie von Eduard III. in eine Collegiatkirche verwandelt, über deren Pracht die Alterthumsforscher nicht genug Rühmens zu machen wissen; Spuren davon entdeckte man noch bis jetzt in mehreren Gemächern des Unterhauses. Eduard VI. übergab die Kirche den Gemeinen, für welche sie nun eingerichtet wurde. Der Sitzungssaal war unbequem und je nach den Zeitbedürfnissen ohne allen Geschmack eingerichtet. Zuerst hatte man die Kirche nur dadurch zum Hause der Gemeinen gemacht, daß man über dem Pflaster eine neue Diele und ziemlich weit unter dem Plafond ein neues Dach baute. Bei der Union mit Irland riß man, um den Saal zu vergrößern, alle Seitenwände ein und ließ nur die Pfeiler stehen, welche das alte Dach trugen; dicht hinter diesen erbaute man neue Wände, so daß rings umher lauter Nischen entstanden. Am westlichen Ende war eine Galerie angebracht, und an der Süd- und Nordseite wurde die Decke durch dünne eiserne Säulen mit vergoldeten corinthischen Kapitellen unterstützt. Am oberen Ende des Saales in einiger Entfernung von der Wand stand der Stuhl des Sprechers und davor der Tisch der Schreiber u. s. w. Der Sitzungssaal, die Bibliothek, die Ausschußzimmer, die Gemächer der Haushalter und mehrere andere sind völlig zerstört.

Der an die Stephanskapelle stoßende Theil des uralten königlichen Schlosses war seit lange zur Wohnung des Sprechers eingerichtet und mit großen Kunstschätzen und werthvollen Sammlungen angefüllt. Die letzteren sind größtentheils gerettet. Das Haus selbst ist bis zur Hälfte niedergebrannt. Ganz heruntergebrannt ist ferner die in der Nähe gelegene amtliche Wohnung des Klerks oder Sekretärs. Dagegen ist durch die größte Anstrengung und Vorsicht beim Löschen die altehrwürdige Westminsterhalle, in welcher alle Könige von England gekrönt worden sind, und mit welcher die Lokale der drei großen Gerichtshöfe von England in Verbindung stehen, gerettet, wenn gleich Alles einer bedeutenden Reparatur bedürfen wird. Die Westminsterabtei, dieses Meisterwerk gothischer Baukunst ist weiter entfernt und ganz verschont geblieben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 92.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 18. November 1834.

Zur Kunstgeschichte des Mittelalters aus den Neckargegenden.

(Beschluß.)

Unstreitig die sehenswertheste Kirche Eßlingens ist die Frauenkirche, die auch schon öfters der Vorwurf für Künstler und Zeichner gewesen ist. Der Standpunkt für die Kirche ist sehr gut gewählt, sie steht auf einer Höhe, von der aus sie die ganze Stadt überragt und ihr ein alterthümliches Aussehen gibt. Nur Schade, daß auch sie, wie so viele ihrer Schwestern, insofern wenigstens den Unbilden der Zeit anheimgefallen ist, als sie allenthalben so umbaut ist, daß sie in der Nähe betrachtet wenig Eindruck auf den Beschauer macht. Man möchte ein Simson seyn und sich mit ausgesprizten Armen zwischen sie und ihre zudringlichen Nachbarn stellen. Auch droht ihr von dem Abbruch einer nahestehenden Mauer eine theilweise Verschüttung des Schiffs.

Kühn und schlank steigt der Thurm auf vier dicken Säulen, die ihm als Unterlage dienen, in die Höhe. Das erste viereckige Geschoß beträgt von der Höhe der Kirchenmauer an nach Keller's Messungen 60 Fuß, und endigt mit der ersten Galerie; dann folgt das achteckige Glockengehäuse mit 30 Fuß Höhe und dem zweiten Umgang. Das Dach, das hier aufsteht, verjüngt sich nun bis in die erste Spitze nach ununterbrochen schräglaufenden Linien und besteht aus steinernen Rippen, die nebst vielen vermittelst durchbrochenen Laubwerks mit einander verbundenen Stäben nach ihrer Spitze hin sich einwärts neigen und eine lustige Pyramide bilden. Eine Wendeltreppe führt im Innern dieser Pyramide nach der obersten Galerie; die Spitze, die nur mit Leitern von außen bestiegen werden kann, beträgt etwa 40 Fuß, so daß die ganze Höhe des Thurms auf 230 Fuß kommt. Von dem Thurme aus führt auch ein Gang um das ganze Dach der Kirche herum. Man sieht wohl, die Anlage des Thurms ist nicht nach großem Maßstabe, wie überhaupt diese Form von Thürmen mehr für Thürme von geringerer Größe gewählt wurde, allein auch in kleinerem Maßstabe ließ sich alle Pracht größerer Anlagen anbringen, wie wir sie an den gleichgeformten Thürmen zu Freiburg, zu St. Peter in Straßburg und am Dom in Meißen finden. Betrachtet man den Mangel an Körper, die Leichtigkeit und Zierlichkeit solcher Thürme, die Mannichfaltigkeit der Formen in den Zierrathen, die aus der Ferne betrachtet mehr den Anblick einer feinen Stickerei gibt, so findet man es fast unmöglich, wie die alten Steinmetzen solches alles aus Steinen bereiten konnten, und es fällt einem unwillkürlich die Sage von Adam Kraft, dem Meister des Sakramenthäuschens in der Lorenzkirche zu Nürnberg, ein: er habe die Kunst besessen, die Steine zu erweichen, sie, wie ein Töpfer seinen Thon, in Formen zu kneten und wieder hart zu machen, eine Sage, der wenigstens die Wahrheit zu Grunde liegt, daß manche Steinmetzen des Mittelalters aus einer Masse von gestoßenen Steinchen mit Leimen und andern Zuthaten, deren Kenntniß aber mit den alten Kunstschulen ausstarb, ihre Formen bereiteten, die zierlich gebogenen Ranken mit dünnen Eisenstangen durchzogen und in's Feuer brachten. Die Steine und Zierrathen an unserem Thurme sind nicht mit Mörtel, sondern mit Blei verbunden. Die Schönheit solcher Thürme besteht in dem Reiz der Harmonie, der Einheit in der größten Mannichfaltigkeit und in dem unendlichen Wechsel der Formen. Gehen wir in das Einzelne dieser Formen ein, so werden wir eben so sehr überrascht durch die kühne, als anscheinend nachlässige Freiheit, mit der der alte Künstler oft die strenge Regel zu umgehen scheint; blicken wir dann wieder auf's Ganze, so finden wir, es war die Regel nur verborgen, um dem Auge Abwechslung darzubieten.

Die drei Eingänge in die Kirche sind mit Reliefs geziert; die zwei der beiden Eingänge zur Seite gelten der Verherrlichung der Mutter Gottes, von der die Kirche auch den Namen trägt. Das mittlere Feld des gothischen Bogens an dem einen Eingang stellt den Tod der

Digitized by Google

Maria vor, wie wir ihn auf vielen alten Werken der Sculptur und Malerei finden; doch ist in der Stellung der Figuren manches Eigenthümliche, und in das Gesicht des an dem Bett der Sterbenden niederknieenden Johannes ein Ausdruck der Wehmuth gelegt, wie ihn nur immer der harte Stein zuließ, wobei man sich unwillkürlich erinnert an das Vermächtniß des Herrn an seinen Jünger: dies ist deine Mutter. Oberhalb der Todesscene ist die der Verklärung Mariä, und unterhalb derselben die Anbetung der Weisen, also Anfang und Vollendung eines Lebens, das der Kirche von jeher als Ideal eines gottgeweihten Lebens gegolten hat. Niedlich ist die Nachahmung der von Weiden geflochtenen Lagerstätte des heiligen Kindes. Der ganze Bogen ist mit Engeln umstellt.

Die Reliefs des zweiten Portals gehören mit zur Verherrlichung der Mutter Gottes; ihre Ehre wird hier noch weiter nachgewiesen durch die im Hauptfelde enthaltene Darstellung Jesu als des Herrn der Welt, von dessen richterlicher Herrlichkeit auch ein Strahl des Ruhmes auf die zur Seite stehenden Maria und Johannes fällt. Die in zwei abgetheilten Feldern unterhalb dieser Scene befindlichen Darstellungen enthalten die praktische Anwendung der Lehre von der Wiederkunft des Herrn zum Weltgericht. Zu seinen Füßen ist nämlich der Weg zum Leben und der zum Verderben vorgelegt. Einsam geht's auf dem Weg zum Leben zu, wir sehen hier Niemand, als einige Engel und den Apostel Petrus an der Himmelsthüre Wache haltend. Einladend ist aber keineswegs der Weg zum Verderben, so sehr auch die teufelischen Gestalten reizen und locken. Im Hintergrunde gähnt uns die Gestalt eines Drachen mit offenem Rachen entgegen. Im Innern des Rachens sitzt einer der höllischen Geister, um die Beute herbeizulocken. Der Künstler hatte offenbar die Absicht, durch die Darstellung des Contrasts zwischen Himmel und Hölle die Seligkeit des ersteren, und die dadurch noch mehr als im Richten und Strafen bewirkte Verherrlichung des Weltheilandes um so mehr in's Licht zu stellen. Auch liegt in dem geöffneten Rachen, in dem ein Teufel sitzt, der tiefe Gedanke an die Unmöglichkeit des Entrinnens, wenn er sich schließt. Uebrigens sieht man auch hier, wie überall, wo die alte Kunst das Böse in seiner ganzen Häßlichkeit zur Anschauung zu bringen sich bemüht, ein komisches Element den speziellen Zügen teufelischer Bosheit beigemischt, und hiedurch eben den beabsichtigten Eindruck geschwächt. Im Gegensatz gegen die ältere Kunst, die ihre Stoffe für solche Darstellungen sich aus einem selbstgeschaffenen Elemente, das zwischen Thier und Menschheit in der Mitte steht, holte, hat die neuere Kunst, meist durch Goethe's Faust angeregt, sich allmählig mit der reinmenschlichen Gestalt des Teufels mehr befreundet; denn gerade in dieser Gestalt denken wir ihn uns als verführerisch. Der Bogen des Portals ist umstellt mit Heiligenbildern.

Das Relief des dritten Eingangs durch den Thurm zeigt uns den heiligen Georg mit dem Lindwurm. Ein glücklicher Gedanke war es, dem Kämpfenden durch einen Engel den Helm lüften zu lassen. Am jenseitigen Ufer deren kniende Gestalten, wie es scheint, für die glückliche Beendigung des Kampfs. Der Künstler erhob sich somit zum Glauben an eine allgemeine Theilnahme der vernünftigen Geister an dem Sieg des Guten über das Böse.

Das Schiff der Kirche hat 134 Schuh Länge und mit seinen beiden Abseiten 72 Schuh Breite, der Chor 41 Schuh Länge und 31 Breite. Auf 10 Säulen mit zierlichen Kapitellen ruhen die Gewölbe.

Nun noch Einiges über die Zeit und die Meister des Frauenkirchenbaus. Oben an der Wand der untersten Wendeltreppe steht die Jahreszahl 1440, und an der dritten Wendeltreppe liest man auf einem Schildchen die Zahl 14**. Wir hätten somit die Mitte des fünfzehnten Jahrhundeets als Zeit unseres Baues.

Von seinen Meistern ist nur der Name Matthäus Böblinger auf unsere Zeit gekommen. Zunächst dem Eingange der Wendeltreppe, die auf den Thurm führt, liegt am Boden ein Stein:

Das Winkelmaß daneben verräth den Baumeister. Daß er wahrscheinlich mit der Künstlerfamilie der Enslinger, die an dem Dom zu Mailand und dem Münster von Ulm bauten, verwandt war, und vom Jahr 1471 an mehrere Jahre hindurch auf Bitten des Raths von Ulm an dem dortigen Münster gearbeitet, haben wir in einem früheren Kunstblatt bewiesen. Er hat demnach bis zum Jahr 1505 gelebt und zu den ausgezeichneten Künstlern

seiner Zeit gehört. Im Jahr 1482 muß er von Ulm wieder nach Eßlingen zurückgekommen seyn, denn in diesem Jahre wurde mit ihm und dem Hospitalkirchenmeister der Bau der Hospitalkirche veraccordirt. Leider steht dieser Bau nicht mehr, er soll zwar die Geldarmuth jener Zeit, doch auch in der Konstruktion der Gewölbe und Strebepfeiler die Hand des Meisters verrathen haben. In der Baurechnung des Pfarrkirchenthurms zu Frankfurt am Main vom Jahr 1483 heißt es: „Item 6 Gulden hat verzert Matheus seldander zu Pferde der von Ulm Werkman mit anderen des Baues Werklüten, den die von Ulme hergesandt haben auf schriften des Raids, der seinen Rath zu dem Baue des Thorns mitgetheilt hat vnd Anweisung geben. Item 20 Gulden demselben Meister Mattheus vm seine Mühe vnd Rath geschenkt, 1 Gulden sinem Knecht.“ Er war also, wie es scheint, bleibend in den Dienst der Ulmer getreten, und von diesen sowohl den Eßlingern als Frankfurtern geliehen. Die Frankfurter Reise muß er von Eßlingen aus gemacht haben.

Eine zweite Inschrift lesen wir am Fuß eines kleinen hölzernen Marienbildes an der linken Säule beim vorderen Haupteingang. Leider hat sie keine Jahrzahl. Sie lautet folgendermaßen: „Hie ligt begraben Haus Beblinger, Meister des Hus des gedenkendt durch Got.“ Die Schriftzüge gehören der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts an, und so dürfen wir wohl um so mehr keinen Anstand nehmen, diesen Hans Böblinger für den Vater unsers Matthäus anzunehmen, da nach dem Jahr 1505, dem Todesjahr des Matthäus, an der Frauenkirche sicherlich nichts mehr zu bauen war, denn sie gehört ganz dem Baustyl des fünfzehnten Jahrhunderts an.

Die Glasmalereien der Frauenkirche sind noch sehr gut erhalten, sie gleichen mitunter herrlichen Stickereien und haben noch die unnachahmliche Farbenglut der Blüthezeit dieser Kunst. Die einzelnen Fenster, deren es drei sind, scheinen zu verschiedenen Zeiten meist von Patriziern gestiftet worden zu seyn. Man sieht hin und wieder Wappen alter Geschlechter. Die Darstellungen gehören nächst den Heiligenlegenden dem Alten und Neuen Testament an, z. B. Darstellungen aus dem Leben Mosis und Davids, die Verkündigung, die drei Weisen, die Flucht aus Egypten, die Enthauptung des Johannes. Ein guter Gedanke war es, auf einem dieser Bilder die Maria der sterbenden Hanna das Jesuskind bringen zu lassen.

Noch steht eine nur wenig mehr gebrauchte Kirche in Eßlingen, die sogenannte alte Kirche. Ich führe sie bloß darum an, weil sie mir ebenfalls ein Werk Matthäus Böblinger's zu seyn scheint und ihre Glasmalereien fast noch mehr Aufmerksamkeit verdienen, als die der andern Kirchen. Sie zeichnen sich durch ihre reiche Erfindung aus. Eines der Fenster hat durchaus Blumen und Vögel. Auf den andern sehen wir z. B. den Fisch des Jonas, Abrahams Opfer, Daniel in der Löwengrube. Besonders hat uns eine zusammenhängende Darstellung des Lebens Jesu von der Verkündigung seiner Geburt bis zur Himmelfahrt sehr angesprochen. Sie könnten für eine Biblia pauperum gelten, wie überhaupt im Mittelalter die Idee solcher Armenbibeln auf die verschiedenste Weise ausgeführt wurde.

Wahrscheinlich haben die Böblinger auch in Stuttgart gearbeitet. In der dortigen Hospitalkirche verdienen die Schnitzereien an den Stühlen unsere Beachtung. Die Zierrathen bestehen meist aus Menschen und Thierköpfen. Das neben einem Kelch und der Jahreszahl MCCCCCVIII stehende Monogramm W wissen wir nicht zu deuten. Die im Chor befindlichen Stühle mit ihren Inschriften erinnern uns an die Böblinger'sche Familie. Eine dieser Inschriften heißt: „1490 hat hanns ernst von beblingen diss werk gmacht.“ Die andere: „1493 habend diss werk gmacht bruder Cunrad Zolner vnd hans hass.“

Ob bei Hans Ernst von Böblingen die letzte Bezeichnung nur seinen Geburtsort (Böblingen bei Stuttgart), dagegen bei Hans und Matthäus zu Eßlingen der Name Böblinger den Familiennamen bezeichnete, oder ob beide zu einer Familie gehörten, läßt sich nicht wohl entscheiden.

Ueber die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortsetzung.)

Gehen wir vom Triumphbogen die schöne Avenue von Neuilly hinauf, so führt uns unser Weg auf den Place de la Concorde, wo wir nächstens den wahrhaftigen Obelisken von Luxor figuriren und sein Scheinbild von bemalter Leinwand verdrängen sehen werden. Der Architekt Lebas, der ihn auch in Egypten aus der Erde graben ließ, ist beauftragt, ihn in den Julitagen auf sein Piedestal zu bringen, wozu eine neuerfundene, wenig zusammengesetzte Maschinerie behülflich seyn wird. Ein hiesiger Architekt hat den Vorschlag gemacht, den Obelisk mitten auf den Pont-neuf zu stellen, und diese Idee, welche er weitläufig in einer eigenen Schrift auseinandergesetzt und begründet hat, war nicht so sehr zu verachten, als man hier wohl allgemein glaubt. Der Place de la Concorde würde unendlich dadurch gewinnen und die Aussicht vom Tuileriengarten auf den Triumphbogen würde mehr hervortreten und durch nichts gestört werden; doch, muß man gestehen, hat das Unpassende, die kolossale Reiterstatue Heinrich's IV. auf dem

Digitized by Google

Pont-neuf zu beunruhigen, woran das Auge der Pariser schon seit so langer Zeit her gewöhnt ist, und für die wir in der That keinen besseren Standplatz anzuweisen wüßten.

Vom Fuß des Obelisken aus gewahrt man in einer herrlichen Perspektive die prächtige Façade der Madeleine. Dieses Werk der neueren Architektur, dessen Lebensgeschichte nach den verschiedenen Zeitepochen sehr wechselvoll und merkwürdig ist, da seine Bestimmung so vielfach geändert ward, nähert sich gegenwärtig mit großen Schritten seiner Vollendung, und die Arbeiten daran sind seit einiger Zeit mit bewundernswürdiger Schnelligkeit geleitet worden; an ihrem Aeußern ist wenig oder gar nichts mehr zu thun. Nicht selten legt man wohl noch heute sein Erstaunen über die Wunderbauten des Mittelalters an den Tag und thut sich die Frage, wie konnten diese unermeßlichen gothischen Dome mit ihren so reichen Verzierungen, mit ihren Meisterstücken der Bildhauerei und Malerei entstehen, und warum hat unsere Zeit nichts Aehnliches aufzuweisen? Vor allen Dingen muß man hier die Zeit in Anschlag bringen, welche erforderlich war, so großartige Denkmäler der Architektur zu vollenden; der Sankt Peter in Rom, der Mailänder Dom, die Straßburger und Kölner Münster, die Notre Dame von Paris haben die Kräfte und die Arbeit mehrerer Jahrhunderte erfordert. Ferner ist zu bemerken, daß kein einziges von diesen großen Werken ganz vollendet worden ist. Die Mailänder arbeiten fortwährend an ihrem Dom, und die Straßburger und Kölner Münster, wie die Notre Dame von Paris werden schwerlich jemals ihre Thürme beendigt und ausgeführt sehen. Der Sankt Paul in London, die zweitgrößte Kirche der Welt ihrem Umfang nach, ist vielleicht das einzige Beispiel, welches als eine Ausnahme in dieser Hinsicht angeführt werden kann; er wurde angefangen und beendigt in einem und demselben Jahrhundert, und sein berühmter Baumeister Wren hatte das noch nie gesehene Glück, den ersten und den letzten Stein seines umfassenden Werks zu legen und der feierlichen Einweihung der Kirche beizuwohnen. Die Hülfsmittel zu diesen riesenmäßigen Bauten waren in den Staaten des Mittelalters bei weitem geringer, als in den neueren, und die Kosten für einen Kirchenbau fielen oft der ganzen Christenheit zur Last. Daher kam es auch, daß die Arbeiten bisweilen langsam voranschritten, oft viele Jahre lang unterbrochen, später wieder angefangen oder am Ende ganz unterlassen wurden. Heutzutage geht das Bauen viel schneller: wir sind reich an mechanischen Hülfsmitteln, die uns Tausende von Händen ersparen, und wenn wir auch keine so vollendete Bauwerke, als die des Mittelalters, der Bewunderung unserer Enkel überliefern, so können wir uns wenigstens damit trösten, daß wir ihnen auch nicht die Sorge für unvollendete hinterlassen. Die Arbeiten, welche im Verlauf der letzten zwei Jahre an der Madeleine gemacht werden sind, hätten in früheren Zeiten vielleicht ein halbes Jahrhundert erfordert.

Die Madeleine ist meinem Erachten nach das schönste Werk der Baukunst in Paris. Sie ist ganz nach dem Styl und Muster der griechischen Tempel gebaut, deren Wiederbelebung der Werkmeister der Madeleine mit großer Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit versucht hat. Nach den Ueberbleibseln der Bauwerke kann man am besten den Geist und Sinn für's Schöne, womit das griechische Volk vom Himmel begünstigt war, beurtheilen. Es ist nicht wohl möglich, einfachere, grandiösere, edlere und zugleich gefälligere Formen zu bilden. Vier Mauerwände und ein wenig sich absenkendes Dach, das sind die einfachen Elemente eines griechischen Gebäudes; so waren die Hütten der ersten griechischen Ansiedler beschaffen, und sie wurden später die Typen für die Form ihrer Tempel, welche den Sinn beruhigen, doch nicht ohne ihn zugleich zu erheben. Die Madeleine unterscheidet sich von dem Muster der griechischen Tempel hinsichtlich der Ausdehnung. Die meisten griechischen Tempel waren, eigentlich zu sprechen, nichts als Kapellen im Vergleich mit unsern christlichen Kirchen, welches ganz leicht in der Verschiedenheit der Religionen seine Erklärung findet. Im Heidenthum war das Allerheiligste den Laien untersagt, die Priester allein hatten das Recht, dahin zu dringen, während die christliche Kirche ihre Pforten und Heiligthümer dem Volke und der versammelten Menge eröffnete und Jedermann den Zutritt gestattete. Das Parthenon hatte in seiner größten Länge, von dem äußersten Ende der Treppe an gemessen, nicht mehr als 225 Pariser Fuß, während die Madeleine mehr als das Doppelte mißt. Der Tempel des Jupiter von Agrigent, der größte von allen bekannten Tempeln des Alterthums, hatte nur 398 englische Fuß und erreicht noch keineswegs die Ausdehnung der Madeleine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkmale.

Upsala. Dem verstorbenen Reisenden und Naturforscher Thunberg, ehemals Professor an der dasigen Universität, ist von den Einwohnern der Provinz Smäland ein Denkmal errichtet worden.

Rouen. Am 25. Oktober fand die Einweihung der von David angefertigten Statue Corneille's statt.

Persönliches.

Der König von Preußen hat dem akademischen und Hofkünstler Döbler zu Berlin für eine Sr. Majestät überreichte sehr kunstreiche Arbeit in Elfenbein die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zustellen lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Scherr.

Digitized by Google

№ 93.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 20. November 1834.

Kunstliteratur.

1) Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben von August Hagen. Zwei Bändchen. Breslau, im Verlage von Josef Max und Comp. 1829. 8.

2) Künstlergeschichten. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Italienischen von August Hagen. Zwei Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1833. 8.

Die älteste Kunstgeschichte der christlichen Welt ist Novelle. Vasari hat in der Vorrede zu der zweiten Ausgabe seiner Lebensbeschreibungen nur zu deutlich selbst es eingestanden, daß er Dichtung mit Wahrheit gemischt habe, und daß seine Erzählung häufig Erfindung sey. Von der strengen Kritik neuerer Forscher wird ihm bald hier bald dort Einzelnes als unbegründet, wird ihm sogar Ganzes, wie z. B. die Existenz und Persönlichkeit des lustigen Malers Buffalmacco, als aus der Luft gegriffen nachgewiesen. Aber demunerachtet ist Vasari nicht bloß als der angenehmste Darsteller der mittleren Kunstgeschichte angesehen, sondern es kann ihm auch das Zeugniß der Wahrheit nicht entstehen, zwar nicht jenes der historischen Genauigkeit, aber dasjenige der innern Treue in Zeichnung des Charakters der Künstler und ihrer Werke. Ist auch Vieles von nationalem Vorurtheil eingegeben oder durch individuelle Meinung bedingt und in beiderlei Hinsicht objektiv unhaltbar, so treten doch im Durchschnitte die biographischen Schilderungen und die artistischen Beurtheilungen mit einer Deutlichkeit, Bestimmtheit und Sicherheit hervor, daß wir, hinzugenommen den Beifall, welchen sie sich um des Inhalts wie der Form willen in dem Vaterlande des Schriftstellers von Anfang an erworben hatten, nicht anstehen dürfen, ihnen im Allgemeinen auch historische Glaubwürdigkeit, objektive Wahrheit beizumessen. Unsere Zeit hat verlangt, und diesem Verlangen ist auf die genügendste Weise durch den Herausgeber des Kunstblatts und dessen Freunde entgegenzukommen angefangen, daß Vasari's Werk von historischer Seite vervollständigt und berichtigt werde. Gleichwohl aber bleibt das wesentliche Verdienst seiner Geschichten bei allen Nachbesserungen und Ausstellungen unverkümmert stehen, die lebendige Charakteristik der Meister und ihrer Werke, und immer auf's Neue werden Jünger und Freunde der Kunst zu den Quellen seines Buches hingewiesen, und immer auf's Neue schöpfen daraus, die es lesen, das reichste Bild des künstlerischen Lebens und Wirkens vom Wiedererwachen der Bildung an, und den heitersten Sinn für das Reich des Schönen.

Wenn uns demnach auch in unseren Tagen Künstler-Novellen dargeboten werden, nicht Romane, wie Ardingbello oder Sternbald, die bloß auf allgemein zugänglichen Geschichten beruhen oder ganz freie Erzeugnisse eines kunstlebenden Dichtergeistes sind und dabei den Zweck der Belehrung in Kunstansichten und der Erweckung des Kunstinteresses verfolgen, sondern Darstellungen, die, auf neuentdeckte historische Quellen gestützt, den Inhalt derselben in einer freieren und anmuthigeren Gestalt wiedergeben suchen, so ist das nichts Neues unter dem Monde, und es frägt sich von unserem Standpunkte aus nur, ob diese Quellen, welchen die gegebenen Darstellungen sollen entnommen seyn, sich wirklich als eigenthümlich und die Kunstgeschichte bereichernd zu erkennen geben, und ob nach denselben dem Bearbeiter es gelungen sey, die ihm dargebotenen historischen Momente in seiner freien Benützung so zusammenzufassen, daß die innere Wahrheit der Sache und der Personen, wie der Zeit und des Ortes, getroffen sey.

Digitized by Google

Wenden wir uns nun zu den beiden vorliegenden Schriften, die von Seiten ihrer anziehenden Darstellung längst an allen Orten gerühmt und gewiß in den Händen aller belletristischen Leser sind. „Professor Hagen in Königsberg fand, so heißt es, vorlängst auf der Bibliothek der dortigen Hochschule eine bis dahin ungekannte Handschrift, die von dem bekannten Käufer der Dürer'schen Himmelfahrt Mariä, dem Kaufmann Jakob Heller von Frankfurt, herrührt, der im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts längere Zeit sich in Nürnberg aufhielt und, was er von den Künstlern und ihren Werken daselbst sah und hörte, umständlich niederschrieb. Sie befindet sich in einem Folianten mit Dürer's Schriften, welcher zu den Büchern gehört, mit denen Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Stifter der Universität Königsberg, deren Bibliothek beschenkt hat. In der unsaubern, schwer zu entziffernden Handschrift bemerkt man eine große Flüchtigkeit und Fahrlässigkeit der Abfassung; beinahe kein Satz ist ausgeführt, Vieles zwei-, dreimal ohne allen Grund wiederholt; nirgends zeigt sich ein Streben nach Einheit, am wenigsten in der Art der Schreibung, besonders der Namen. Auf diese Weise schien dem Entdecker die Handschrift überall zuzurufen, was Dürer in einem Briefe sagt: Lest es nach dem Sinn! und er sah sich genöthigt, die Pflicht eines rechtgläubigen Herausgebers zu verletzen. Indessen bezieht er seine Verbesserung, wie er sagt, bloß auf die Form, indem er sich wohl gehütet habe, Fremdes dem Verfasser unterzuschieben, ihn zu kommentiren oder an seinen Kunsturtheilen zu modeln.

Was diese bloße Veränderung der Form betrifft, so hat sie der Herausgeber allerdings im weitesten Sinn des Wortes sich erlaubt, insofern er u. A. Dürer mit denselben Worten erzählen läßt, was wir in seinen Briefen aus Venedig an Pirckheimer lesen; ferner die Mittheilung Raphael's über die idea schöner Frauen, die in dem bekannten Briefe an den Grafen Castiglione steht, in ein Schreiben setzt, welches Dürer von Raphael empfängt; den Brief Pirckheimer's über Dürer's Tod an den kaiserlichen Baumeister Johannes Tscherte in Wien im Auszuge als ein Schreiben ebendesselben an Jakob Heller in Frankfurt gibt, u. s. f. Dazu ist noch ein Roman zwischen Heller und einer natürlichen Tochter des Dichters Pirckheimer durch die ganze Erzählung gewoben. Dies zusammen macht die einzelnen historischen Details unzuverlässig, zumal auch in dem ganzen Büchlein in dieser Hinsicht nichts eigentlich Neues von wesentlicher Bedeutung vorhanden zu liegen scheint.

Hingegen ist die Behandlung der Charaktere und des Lebens der alten Meister nicht anders als überaus wahr und treu zu nennen; so übereinstimmend unter sich und mit den übrigen geschichtlichen Kunden ist das ganze Gemälde der Novelle. Dürer mit seiner Familie und seinen Schülern, Burgmaier von Augsburg, Hans Schäufelin von Nördlingen u. A. m., Peter Vischer und dessen vier Söhne und Gehülfen, Adam Krafft, Veit Stoß, und wie sie alle hießen, die tüchtigen Meister in ihren verschiedenen Kunstzweigen, die nebeneinander für den gedoppelten Zweck der Verherrlichung der Kunst und ihrer berühmten Vaterstadt wirkten, — daneben der Dichter Pirckheimer und die Meistersängerzunft, Hans Sachs an der Spitze, sind in so erfreulichen als lebenskräftigen Gestalten und in ihren ehrenhaften, neidlosen Beziehungen zu einander vorgeführt. Als Beispiel diene ein Besuch des Erzählers am Feiertagabende in Peter Vischer's Behausung (Theil I. S. 69 ff.):

„Da auf mein wiederholtes Anklopfen kein Laut sich vernehmen ließ, so öffnete ich leise die Thüre und trat in das Zimmer. Drei Leute saßen hier in Hemdärmeln an einem Tisch und zeichneten so eifrig, daß weder mein Pochen, noch meine Tritte gehört wurden. Verlegen stund ich da und scheute mich, die feierliche Stille zu unterbrechen. Endlich faßte ich mir ein Herz und stammelte einen Gruß. Einer von den Dreien guckte sich um und schob ein wenig sein schwarzes Käppchen. Es war ein Mann von etwa 55 Jahren mit einer etwas geplätschten Nase und braunem, schön gekräuseltem Bart. Was beliebt? fragte er kurz. Ich trug, nachdem ich meinen Namen und Stand genannt, ihm das Anliegen vor, den Herrn Meister Vischer zu sprechen und seine Gießhütte zu sehen, insofern ich ihn nicht störte. Ihr stört mich immer, denn geschäftslos bin ich nie. An meiner Gießhütte ist nichts zu sehen, da keine Arbeit ist. Wer weiß, wann wieder einmal ein Gußwerk bestellt wird! Das Geld ist knapp und die Kunst wenig geschätzt. So sagte der Alte und ich darauf: Heute fürchte ich Euch noch mehr als sonst zu stören, da Ihr, wie ich sehe, Zeichnenunterricht ertheilet. Jener lachte und ich erkannte meinen Irrthum, da die beiden Anderen, die so lange über den Tisch hingebeugt saßen, endlich aufsahen. Der eine von ihnen war nur wenig jünger und der andere mit schneeweißem Bart und einer Glatze wohl zwölf Jahre älter. Arbeitet man in Nürnberg noch so spät und selbst am Heiligentage? fragte ich, um ein Gespräch einzuleiten, und Vischer erzählte, daß es wenigstens seine Sitte wäre und der Meister, die ich vor mir sähe, sich an den Feiertagen Abends im Zeichnen zu üben, denn welcher Meister über die Lehrjungenjahre hinaus zu seyn glaubte, der finge an zu verlernen. Das junge Volk, er meinte seine Kinder, die könnten keinen Heiligentag, namentlich das Sebaldusfest, daheim verbringen, und daher wäre es nöthig, daß er das Haus bewachte. Die Sitteneinfalt, die sich in Vischers Rede kundgab, versöhnte mich sogleich mit ihm, wie barsch er auch meinen Gruß erwiderte.

Er ſtand auf, ein kurzer, ſtämmiger Mann mit einem wahren Herkulesnacken, und drückte mir die Hand, denn da ich mehrere vorgelegte Fragen ihm beantwortete, ſo nahm es ihn für mich ein, daß ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Nürnberg ſchon ſo viel geſehen hatte. Mit ungeheuchelter Begeiſterung prieſ ich das Sebalduskirch, das ich die Krone der neuern Kunſt nannte. Weniger das gezollte Lob, als manche Bemerkung, die ich darüber hinwarf, ſchien ihm Grund, mich vor der gewöhnlichen Art von Reiſenden auszuzeichnen. Er wurde jetzt unruhig, ſchob unmuthig das Käppchen hin und her und brach dann in Klagen darüber aus, daß er mir nichts vorſetzen könnte, daß Niemand zu Hauſe, und Speiſekammer und Keller verſchloſſen wäre. Ich beſchwichtigte ihn dadurch, daß ich mir eben den Abendimbiß hätte wohlſchmecken laſſen, und bat ihn nur, mit den andern Meiſtern mich bekannt machen zu wollen. Der eine von ihnen war der geſchickte Sebaſtian Lindenaſt, der Meiſter des herrlichen Uhrwerks auf der Frauenkirche. Dieſes war ein ernſter ſtiller Mann mit langem gelben Haar und glattem Kinn. Ich rühmte ſein Werk als unvergleichbar, er aber wies mein Lob zurück mit den Worten: Ich habe, werther Herr, nur die kupfernen Figuren gemacht, nur die Körper vom Kaiſer und den Churfürſten, aber mein Freund Hans Henß hat ihnen die Seele gegeben. So hieß nämlich der berühmte Schloſſermeiſter, der Kirchenuhren verfertigte wie Keiner ſonſt. Der dritte Meiſter, ein ſiebzigjähriger, ſah mich mit ſchwarzem Auge, deſſen Jugendfeuer gar ſehr von dem Silberbart abſtach, ſo freundlich und zutraulich an, als wenn wir uns ſchon oft begrüßt hätten. Und wirklich hatte ich ihn ſchon geſehen in der Lorenzkirche am Sakramenthäuschen, nicht ihn ſelbſt, aber ein treues Abbild. Es war Adam Krafft, der erſte Steinmetz, nicht in Nürnberg, ſondern in der Welt. Der alte Herr ſtand rüſtig auf, ſetzte mir einen Stuhl neben ſich und verhehlte nicht ſeine Freude darüber, daß ich ſeine Werke mit Bewunderung betrachtet hätte. Auf meine Frage, was ſie zeichneten, nahm Meiſter Lindenaſt das Wort. Wir zeichnen immer einen Gegenſtand, jeder nach ſeiner Erfindung u. ſ. f.“ —

(Die Fortſetzung folgt.)

Über die öffentlichen Bauten in Paris.

(Fortſetzung.)

Ein anderer Unterſchied der Madeleine von den griechiſchen Tempeln iſt die Anordnung und Einrichtung des Innern. Einige griechiſche Tempel waren in der That gewiſſermaßen doppelt, d. h. bisweilen umſchloß die äußere Umgebung noch eine zweite innere, und man gelangte aus dem äußern Veſtibule in ein anderes inneres Veſtibule, bevor man in die Nähe des Allerheiligſten kam. Dieſe Einrichtung finden wir bei der Madeleine beobachtet; wir treten erſt aus dem zweiten innern Veſtibule in das Hauptſchiff der Kirche, welches, einem weiten, geräumigen Parallelogramm gleich und in ſeinem Innern gänzlich frei, keineswegs dem katholiſchen Kultus und ſeinen Bedürfniſſen angemeſſen ſeyn möchte. Fünf auf jeder Seite angebrachte Vertiefungen, welche durch fünf vorſpringende Pilaſter hervortreten, bilden eine gleiche Anzahl Kapellen, wo die Hochaltäre aufgerichtet werden ſollen und wovon zwei dem inneren Veſtibule angehören. Das Ganze wird erhellt durch fünf etwas gedrückte Kuppeln, welche man von außen kaum vermuthet. Alle dieſe Kuppelwölbungen und ein Theil der Mauerwände ſollen mit Gemälden ausgeſchmückt werden. Paul De la Roche, dem die Ausführung eines großen Deckengemäldes übertragen iſt, hat bereits die Zeichnung deſſelben begonnen; es wird den Heiland darſtellen, wie er einen Gichtbrüchigen heilt. Als ich das Innere beſah, waren die vielen Gerüſte und Gerüſte noch nicht von den Wänden heruntergenommen, und ich könnte daher nicht ausführlicher ſagen, wie die Einrichtung des Innern beſchaffen und wie mächtig der Eindruck des Ganzen auf den Beſchauer ſeyn wird. Das Dach iſt ganz von Eiſen und Kupfer gebaut und verbindet mit einer ſeltnen Feſtigkeit und Dauerhaftigkeit zugleich eine leichte, keineswegs plumpe Bauart. In dem ganzen großen Gebäude iſt auch kein Zoll Holz verbraucht worden; das Eiſen gilt heutzutage hier allgemein für das beſte und brauchbarſte Material bei der Bedeckung von Gebäuden, ſo daß man auf den Gebrauch des Bauholzes zu dieſem Behuf, wenigſtens bei großen, öffentlichen Gebäuden, gänzlich verzichtet hat. Auf ähnliche Weiſe hat man das Dachwerk des Palais Bourbon, der Kirche Notre-Dame-de-Lorette, der Archive des Rechnungshofs und andere Gebäude angefertigt.

Der Anblick des Aeußeren von der Madeleine iſt großartig und erhebend; ein Säulengang korinthiſcher Ordnung umgibt ſie ringsum; die Säulen, 52 an der Zahl, jede 60 Fuß hoch, ſind kannelirt und die Kapitelle vortrefflich gemeißelt; ſie übertreffen bei weitem Alles, was von dieſer Arbeit ſeither in Paris gemacht worden iſt. Die ruhige und zugleich ernſte Harmonie der Säulenhalle, — welche das Grundelement der Schönheit dieſer Art zu bauen ausmacht, weil ſie dem reinen Geſchmack in Proportion und Verzierung am nächſten ſteht, — bringt einen bewundernswürdigen Eindruck hervor. Die Börſe.

Digitized by Google

ein in mancher Beziehung verfehltes Gebäude, gibt im Verhältniß zur Madeleine nur eine schwache Idee von diesem einfach-grandiösen Baustyle. Bemerkenswerth ist, daß die 8 Säulen der Façade nicht ganz von den Kapitellen an bis auf die Basis kannelirt, sondern etwa nur zwei Drittheile davon mit tiefen, hohlen Streifen verziert sind; im letzten Drittheil fängt an ein Rundstab herauszugehen, so daß die Streifen zuletzt in einen nur wenige Linien tiefen Schnitt endigen. Diese Art, die Säulen zu kanneliren, welche sich an mehreren der hiesigen Architekturwerke findet, bewirkt, daß, wenn wir die Façade betrachten, eine gerade Linie von unserm Auge entsteht, welche die Oberfläche der Colonnade in zwei Theile trennt und worauf das Auge verweilt, ohne daß dadurch der Harmonie und dem Eindruck des Ganzen Abbruch gethan würde.

Gegenwärtig macht man das Modell, wornach das Hauptthor der Madeleine gegossen werden soll. Das Leben der heiligen Magdalene wird in Basreliefs dargestellt und in den 8 Feldern der Thür ausgeführt werden. Von außen her hat man das Gebäude mit einem eisernen Gitter umgeben, welches jetzt fertig geworden ist. — Der Architekt Huvé, welcher die Arbeiten an der Madeleine leitet, verdient, daß wir seiner mit allem Lobe erwähnen. Gewiß selten wird man an einem der neuern öffentlichen Gebäude den Sockel mit der Treppe so gut angebracht und der Lokalität so anpassend angelegt finden, als bei der Madeleine, und dies gereicht dem Architekten zu desto größerer Ehre, da ihn hierbei der Bauplan verläßt und er genöthigt ist, seinen eigenen Eingebungen und Ansichten zu folgen, um die zahlreichen Schwierigkeiten zu beseitigen, welche seinem Werke einen Theil seines Verdienstes zu rauben drohen.

Ich will bei anderer Gelegenheit von dem Fronton der Madeleine ausführlicher sprechen, für heute bemerke ich nur so viel, daß er mir der Schönheit und Würde des Gebäudes, dem er als Schmuck dient, nicht entsprechend erscheint. Die heilige Magdalene erinnert etwas stark an Canova und hat auf diesem Fronton noch den großen Fehler, daß sie bei weitem nicht genug hervortritt und bemerkt werden kann. Christus, die Hauptfigur des Ganzen, ist nicht viel mehr gelungen; sein Kopf hat die ungünstigste Haltung und Stellung von der Welt. Man hat auch in ihm eine Aehnlichkeit mit dem Thorwaldsen'schen Christus finden wollen, doch gestehe ich, daß ich sie nicht entdecken kann; wenn eine Aehnlichkeit da ist, so besteht sie nur in der Haltung des Kopfes, sicher nicht in dem Styl, der Auffassung und Ausführung. Mehrere Nebenfiguren sind jedoch von dem Künstler mit großem Glück auf dem Fronton angebracht und mit vielem Fleiß und Geschick ausgearbeitet, und wenn man die Schwierigkeiten und Mühen eines ähnlichen Werks genau in's Auge faßt, muß man immer noch sagen, daß der Künstler seine Aufgabe auf keine unwürdige Art gelöst hat. Man darf nicht vergessen, daß der Hauptzweck eines Frontons ein architektonischer ist, d. h. darin besteht, die Architektur des ganzen Gebäudes gehörig hervortreten zu machen und auf eine angemessene Weise dem Ganzen zu entsprechen. Sind die Werke der Sculptur, welche zu diesem Behuf dienen sollen, vollkommen und meisterhaft, so machen sie eine Schönheit mehr am Ganzen; sind sie erträglich und für den Eindruck des Ganzen nicht störend, so darf man auch zufrieden seyn, und diese letzteren Bedingungen hat Lemaire erfüllt. Eine mehr in's Einzelne gehende Kritik über das Giebelfeld, so wie über den Bau der Madeleine überhaupt behalten wir uns noch vor.

(Die Fortsetzung folge.)

Medaillenkunde.

Berlin. Aus der Münze des königl. Generalwardeins und Münzraths G. Loos geht demnächst eine neue Jubel-Denkmünze hervor, welche eines der Hauptereignisse in der Geschichte der protestantischen Kirche feiert, die i. J. 1522 begonnene, im Jahr 1534 vollendete Bibelübersetzung Luther's. Die Medaille wird auf der Vorderseite das Bild des Uebersetzers, nach Schadow, mit der Umschrift: Luther, Dolmetscher des göttlichen Worts, zeigen. Die Kehrseite stellt ihn, nach A. v. Kloeber, in ganzer Figur dar, wie er der, sich ihm dankbar und froh entgegenneigenden Germania die geöffnete, ihr nun offene Bibel darreicht, mit der Umschrift: Die heilige Schrift in deiner Sprache. Abschnitt: Angefangen a. d. Wartburg 1522. Vollendet zu Wittenberg 1534. Jubelfeier 1834. Der Preis beträgt in Dukatengold 10 Friedrichsd'or, in Silber 3½ Rthlr., in Neugold 4½ Rthlr., in engl. Bronze 1 Rthlr. Diese Denkmünze reiht sich zunächst den früheren, aus derselben Werkstätte hervorgegangenen an: zur Jubelfeier der Reformation am 31. Oktober 1817, zur Errichtung des Lutherdenkmals in Wittenberg 1821, zur Jubelfeier der Protestation der evangelischen Stände zu Speier 1529, zur Jubelfeier des 1530 zu Augsburg übergebenen evangelischen Glaubensbekenntnisses, und endlich zu dem Jubiläum der Pfälzer und Salzburger evangelischen Einwanderer.

Malerei.

Biberach. In der nahen katholischen Dorfkirche zu Schemmerberg ist ein großes Altargemälde von Professor Dieterich zu Stuttgart aufgestellt worden. Es stellt den heil. Martin von Tours, Schutzpatron der Kirche, in dem bisher nie oder doch gewiß selten behandelten Momente dar, in welchem der Erlöser, in den halben Mantel gekleidet, welchen Martin einem Bettler geschenkt hatte, ihm erscheine und ihn dadurch zur Annahme des Christenthums bewegt. Das Bild hat bei der von dem Stuttgarter Kunstverein während der Versammlung der Naturforscher daselbst im September veranstalteten Ausstellung vielseitigen Beifall gefunden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 94.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 25. November 1834.

Kunstliteratur.

1) Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit.

2) Künstlergeschichten. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti.

(Fortsetzung.)

Die florentinischen Künstlergeschichten sind eine bearbeitende Uebertragung des schon von Vasari benützten und von Cicognara der Aufmerksamkeit des kunstgeschichtlichen Forschers empfohlenen Commentars von Lorenz Ghiberti, welcher sich in einer Abschrift der Bibliotheca Magliabecchiana zu Florenz befinden und bei dessen Entzifferung und Wiederherstellung der dortige Bibliothekar, Hr. Abbé Follini, dem Herausgeber wesentliche Dienste geleistet haben soll, wenn anders nicht auch hier der Bearbeiter bloß aus den Mittheilungen in Cicognara's Geschichtswerke geschöpft hat. Das Werk besteht aus zwei Theilen, von denen der erste die Regel der Proportionen, der andere die Künstlergeschichte enthält. Beide Theile führen den Namen Commentar, der aber bei dem letzteren mit Recht hier mit der Bezeichnung Chronik vertauscht worden ist. Die Zeit der Abfassung des Buches ist nirgends beigemerkt. Auch sonst sind aus der Schrift keine Jahreszahlen zu entnehmen, da überall von Olympiaden die Rede ist, die man bis jetzt noch nicht zu entziffern vermocht hat. Vasari's Urtheil über Ghiberti's Manuscript ist hart, besonders weil es zugleich undankbar ist, aber wahr, wenn er ihn einer in's Kleinliche gehenden Eitelkeit beschuldigt, womit er bei Schilderung seiner eigenen Werke und Verdienste besonders gerne verweile. Dieser Vorwurf ist wohlbegründet; aber die Eitelkeit des Schriftstellers ist zugleich von einer so unläugbaren Liebenswürdigkeit, sie läßt neben der Gloria Ghiberti's in der Bildgießkunst die Größe Anderer in der Bildnerei, wie des Donatello und Luca da Robbia, in der Malerei, wie des Filippo Lippi, Masaccio, Leonardo da Vinci, in der Baukunst, wie des Brunelleseo, Alberti, gelten, so daß die Unbilligkeit in dem Urtheil des Vasari um desto auffallender und verletzender ist, je mehr sich derselbe selbst aus der bei dem florentinischen Edelmann Cosimo Bartoli vorgefundenen Handschrift seines Vorgängers zu bereichern gewußt hatte.

Ist bei den Nürnbergischen Novellen das Romanhafte zu sehr in den Vordergrund getreten und die Einmischung fremder Quellen zu augenfällig, auch der Styl und Ton der Erzählung nicht durchweg so gehalten, daß er den Eindruck alterthümlicher Zeit und Schrift hervorbringt: so können wir dagegen nicht umhin, die spätere Gabe des Verfassers als eine in jeder Hinsicht reifere zu bezeichnen, weil Gegenstand und Form, Inhalt und Sprache, Hauptpunkt und Zufälligkeiten sich einander so durchdringen, daß Alles aus Einem Gusse, in demselben Charakter der Zeit und des erzählenden Individuums sich darstellt.

Der geschichtliche Boden der mitgetheilten Personen und Begegnisse ist die Zeit des Baues der Kuppel der Domkirche von Florenz, welcher bekanntlich erst zwei Jahrhunderte später erfolgte, als der Aufbau der Kirche durch Arnulph Lapo, dessen Enkel Philipp Brunelleseo das schwierige Werk der Vollendung vollbracht hat. In diese Zeit fällt die Blüthe des Donatello, von dessen Bildhauerwerkstätte damals die berühmtesten Statuen und tüchtige Schüler ausgegangen sind, des Malers und Karmelitermönches Philippo Lippi, der, wie Donatello, des besonderen Schutzes der Mediceer genoß, und vornämlich des Ghiberti, der die großen bronzenen Thüren der Johanniskirche zu Florenz gebildet und ausgegossen hat. Diese Meister, sowie der Baumeister und Bildner Brunelleseo, der Perspektivmaler Paul Uccello, der besonders durch seine Arbeiten in gebrannter Erde ausgezeichnete Luca da Robbia, bildeten einen befreundeten Kreis, aus dem des Schönen und Herrlichen immer Mehreres erwuchs. Die Persönlichkeit dieser Meister,

Digitized by Google

ihre Arbeitsweise, ihr Leben und Schicksal wird hier auf anziehende Art geschildert, und es darf von Keinem, der sich für diese Zeiten und Helden der Kunst interessirt, das Buch ungelesen bleiben. Auch andere der berühmtesten Künstler, die nicht unmittelbar und bleibend jenem Kreise angehören, werden in die Erzählung verflochten, und unter diesen sind es vornämlich zwei, deren Zeichnung zu dem Ausgezeichnetsten gehört, was die Schrift enthält; daher wir sie um ihres Gegensatzes, wie um ihrer gemeinschaftlichen Berühmtheit willen hier in einem Bruchstücke ausziehen, um zur Lesung des Weiteren und des ganzen Buches einzuladen:

„Masaccio's Name war eigentlich Thomas Guidi. Wie ein Stern aus Wolken trat er plötzlich leuchtend aus dem Dunkel unbekannter Herkunft hervor. Er war schweigsam, wenig mittheilend, und kannte nicht Liebe, nicht Freundschaft. Er war in keiner Schule und in keiner Werkstatt gebildet. Seine Freundin war allein die Kunst, und seine einzige Lehrerin die Natur. Niemand vermuthete in ihm den großen Künstler, da er es nicht verschmähte, Schilder und die Außenseite der Häuser zu malen. Finsterer Mißmuth wich nie von ihm, der sich aber nicht aus dumpf hindeutender Unthätigkeit entspann, sondern aus dem Gefühle, sich nie genug zu thun, und eines ewigen Unbefriedigtseyns. Indem er allen häuslichen Sorgen sich zu entziehen strebte, verwickelte er sich immer mehr und mehr in sie, und Aerger und Verdruß verkümmerten ihm die Stunden. Nicht war es seine Sache, Geld einzutreiben, und die Schuldner theilten gern mit ihm die Vergeßlichkeit. Nicht selten kam es vor, daß der Vornehme zu dem Maler im zerlumpten Kleide herniederblickte, der sich auf seine Kosten bereichert hatte. An seiner bettelhaften Armuth war aber auch eine unselige Zerstreutheit Schuld, die ihn oft als wortbrüchig erscheinen ließ und ihm seine Gönner abspenstig machte. Sein Erwerb war sehr gering, aber seine Bedürfnisse noch geringer. Der Hausrath in der engen Stube war ein Tisch und ein Stuhl, und sein Bett ein Kasten voll Stroh. Ihm genügte die dürftigste Kost, und ein Glas Wein war das Einzige, worin er die Grenzen des Nothwendigsten überschritt. Aber nie aß er anders, als daß der Tisch mit seinen Vorzeichnungen bedeckt war. Sie waren nur Spiele müßiger Augenblicke, und dennoch von der seltensten Vollendung. So nahm man auf einem Blatt eine sitzende Figur wahr; es war des Malers Bild, das, obwohl nur mit wenigen Strichen angedeutet, eine Wahrheit zeigte, vor der man sich entsetzte. Ich will ein Maler, ein Baumeister und ein guter Erfinder seyn, lautete die Inschrift darunter und drückte das Wesen Masaccio's aus, Alles zu umfassen. Wie mit nekromanteischen Zeichen waren die Wände der Stube geschmückt, und mit Kohlen waren die mannichfaltigsten Figuren über und neben einander gezeichnet. Alle Fehler, die wie eine Erbsünde von Cimabue's Zeit ab an der Malerei hafteten, schwur Masaccio auf einmal ab. Zwischen den grellen Farben der Byzantiner, bei denen sich die Malerkunst zuerst entfaltete, und der falben Färbung seiner Zeitgenossen wählte er das Mittel und traf auf das glücklichste die Wirkungen der Natur. Das Nackte gelang ihm vortrefflich, besonders da er sich eine Zeitlang in Rom aufhielt. Die Bilder eines nackten Mannes und einer nackten Frau werden, wie die Marmore der Alten, ewige Muster seyn. Vor ihm verstand man kein Gewand zu malen; denn was soll die Masse der Falten ohne Ordnung und Nothwendigkeit? Er lehrte, wie man keine Falte über hervorragende Gliedmaßen legen dürfe und wie der Zug derselben von den erhabenen Punkten auslaufen müsse. Zu einförmig waren ihm die Bilder, auf welchen ein paar Heilige nichts anders thun, als sich ansehen, und er wählte solche Gegenstände, bei welchen seine unerschöpfliche Erfindungsgabe sich in der Zusammenstellung unzähliger Figuren zeigen konnte. Er überwand das Schwierigste. Verkürzungen gelangen ihm vortrefflich, und die von vorne gesehenen Füße zeichnete er untadelhaft, da bisher nach alter, ungeschickter Weise die Figuren auf den Zehenspitzen standen. Wegen der richtigen Anwendung der Perspektive konnte ihn Brunelleseo nicht genug bewundern. Er suchte sich ihn vertraut zu machen, in der Meinung, durch des Malers Erfahrungen seine Kenntnisse zu bereichern. Wie groß war sein Erstaunen, als Masaccio über die Gründe, warum er dieses so und jenes so dargestellt habe, gar keinen anderen Bescheid zu geben vermochte, als den, daß es anders nicht gut aussehen würde. Was Andere mühsam ergrübelten, sagte ihm auf einen Blick das Auge. Was Wunder, daß oft Masaccio's Werke den Eindruck machten als die Wahrheit selbst. In der Nikolauskirche ist ein Gemälde mit einem Tempel, dessen Decke mit den viereckigen Feldern und Rosetten so richtig gezeichnet ist, daß die Leute miteinander stritten, ob die Wand in der That vertieft sey oder nicht. — Eines Tages, da er zu Hause zeichnete, wollte es ihm nicht gelingen, und er gebot der Köchin, welche in der Stube spann, zu ruhen, da das Schnurren ihm alle Gedanken nähme. Als sie ihm nicht gehorchte, rief er zornig: Tochter des Teufels! und fuhr auf sie los. Lachend hielt er inne und sagte bei sich: Wie könnte ich mich an meinem eigenen Kinde vergreifen? Er hatte nämlich die Köchin mit dem Spinnrocken nach dem Leben gemalt und es in seiner Zerstreutheit vergessen. Die Sehnsucht nach dem Ruhme der alten Meister verzehrte ihn. „Wer kann jetzt noch Ruhm erlangen, da es so viele Künstler gibt? wer nur aus der Flut der Vergessenheit einmal hervortauchen? Wir sind zwei Jahrhunderte zu spät geboren.“ Als ihm Filippo Lippi

Digitized by Google

erzählte, daß er, bei Venedig von den Corsaren gefangen, durch sein Kunsttalent Freiheit erlangt habe, fiel ihm Masaccio mit Heftigkeit in die Rede: „Freund, wir wollen in's Mohrenland ziehen! Dort wird man unser Verdienst anerkennen; dort sind wir die Ersten!“ — —

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die neuesten päbstlichen Münzen und Medaillen.

Von Dr. Zipser in Ungarn.

Gerecht und billig ist die Anforderung jedes Kunstfreundes an Leistungen der Stempelschneidekunst, die aus Rom, dem bekannten klassischen Kunstsitze hervorgehen. In dem Maße, in welchem die Bildhauerei und Malerei unter der Aegide ihrer Koryphäen den höchsten Glanzpunkt erreichten, in demselben blieb das höhere Streben in der Graviekunst zurück, und fast scheint es einem Voigt vorbehalten gewesen zu seyn, die Bahn zu brechen und dieses Genre zu einer Celebrität zu bringen, die ihm bei den bekannten Arbeiten der römischen Stempelschneider gänzlich mangelte. Man gehe die Suite der römischen Medaillen und Münzen aus dem 19ten Jahrhundert durch, und mit gerechter Verwunderung wird man sehen, wie weit die Hrn. Giuseppe Cerbara, Caputi, Mereandetti, Hamerani u. a. m. in ihrer Kunst zurückgeblieben, wie wenig sie mit der Zeit fortgeschritten. Einen schlagenden Beweis liefern die im Jahr 1825 in Umlauf gesetzten 4000 neuen Silberkronen, die so schlecht gezeichnet und geprägt sind, daß man sich nicht genug wundern kann, wie sie unter der Regierung eines Pabstes hervorgehen konnten, der so Vieles für die Beförderung der Künste gethan. Leo's XII. Brustbild, vom Graveur Giuseppe Cerbara gefertigt, ist, um in die Beurtheilung eines Kenners mit einzustimmen (Allgem. Zeitung, Nro. 320, 1825), bloße Kopie eines menschlichen Angesichtes ohne Geist und Charakter: statt der Madonna mit dem Kinde erblickt man auf der Rückseite eine allegorische, die Religion vorstellende Figur, schlecht gezeichnet und eben so schlecht drapirt; in der Linken hält sie ein Kreuz und mit der Rechten zeigt sie auf einen Tempel hin, vor dessen Eingang die päbstliche Tiara liegt, eine Anspielung, deren Sinn man sich nicht erklären kann. Das Gesicht und die Hände der Figur kaum sichtbar, die Verhältnisse durchaus verfehlt und die Wolke, auf der sie sitzt, gleicht einem Felsen.

Nicht viel besser sind die Medaillen von Giuseppe Cerbara und seinem Vorgänger Hamerani. Von jenen liegt eine Arbeit vor uns mit den Worten im Abschnitte: Infirmus eram et visitastis me. Der Pabst, umgeben von ein paar Schweizergarden und anderm geistlichen Gefolge, segnet einen Kranken. Das Ganze überladen, besteht aus unbegreiflich verzeichneten Figuren. Bei der Medaille auf das h. Jubeljahr glaubt man den h. Petrus auf der Zoiter zu erblicken. Eben so verzeichnet ist der Genius von Caputi auf der Inthronisations-Medaille Leo's XII. mit der Umschrift: Prospere procedo et regna. Ein geflügelter und gepanzerter Genius hält in der Rechten die Himmelsschlüssel, in der Linken die päbstliche Tiara; sein lockiges Haar gleicht einer Allonge-Perrücke; er selbst steht auf vier Stufen, die schwer zu erklären sind, so wie man nicht begreifen kann, was der Künstler mit diesem Emblem andeuten wollte.

Unter den Medaillen von J. Hamerani ist wohl jene mit der Umschrift: Salinae. Tarquin. Institutae, die am allerwenigsten gelungene. Die rechte Hand der weiblichen Figur, mit dem Füllhorn in der Linken, steht in gar keinem Verhältnisse zum ganzen Körper. Weit gefälliger ist die Denkmünze auf das h. Jubeljahr von P. Girometti. Der Kopf des Pabstes, so wie das Laubwerk auf seinem Pluvial sind mit vielem Fleiße gearbeitet und machen dem Künstler Ehre; weniger gelungen scheint uns die Rückseite zu seyn. In den Ornaten der den Pabst begleitenden Kardinäle herrscht viel Steifheit; dagegen ist die Medaille nett ausgeführt, welche im Abschnitte die Worte zieren: Baptisterio Liberiano erecto dedicato. Das herrlich behandelte Taufbecken zeigt den h. Johannes den Täufer; die architektonische Verzierung ist ohne Tadel.

Die Sedesvacanzthaler vom J. 1829 führen dasselbe Emblem, welches wir bei den Scudi Leo's XII. berührten. Ein in keinem Verhältnisse zur Figur stehender Stralenkranz ziert sie als Nimbus, während die Reversseite das Wappen des Cardinals Galeffi darstellt, welches der Kardinalshut und das Kirchenpanier bedecken, und über dem der verunglückte schwebende h. Geist über Stralen zu schauen ist.

Bekanntlich bezeichnen bei Erledigung des päbstlichen Stuhles, nebst dem Kardinalkämmerling, auch andere Personen die Würde ihrer hohen Aemter durch Prägung eigener Medaillen. Hieher gehören folgende:

1) Medaille des Präfekten und Gouverneurs vom Conclave. Av. Aloysius del Drago. Sac. Pal. Aplici Praefectus et Conclavis Gubernator 1829. Rev. Umschrift: Sede Vacante. Das mit dem Kardinalshute bedeckte, der Länge nach getheilte Wappen, in deren einer Hälfte das Wappen des kurzverstorbenen Pabstes, in der andern jenes des Gouverneurs zu sehen ist. Geschnitten von Nik. Cerbara.

2) Medaille des Generalschatzmeisters. Av. Marius Mauri R. C. A. Thesaurarius Generalis. Sein mit

einem Kardinalshute bedecktes Wappen und der Umschrift: Sede vacante MDCCCXXIX. Von demselben Künstler.

3) Medaille des erblichen päbstlichen Maeschalls. Av. Augustinus Princeps Chisius S. R. E. Mareschallus perpetuus. MDCCCXXIX. Das fürstliche Wappen mit dem Heemelin, auf welchem rechts und links angedeachte Schlüssel hängen. Der Graveur ist L. Gennaei.

4) Medaille des Vicekämmerers und Gouverneurs der Stadt Rom, das Wappen mit dem Kardinalshute und der Umschrift: Benedic. Capelletti. Praef. Vr. et Vice-Camerarius. Die Rückseite enthält die kreuzweis gelegten Schlüssel, darüber das Kirchenpanier und die Umschrift: Sede vacante, unten: MDCCCXXIX. Von demselben Künstler.

5) Medaille des Kardinalkämmerlings. Av. Petr. Francvs. Card. Gallefii Epis. Albanensis S. R. E. Camerarius. Rev. Das Wappen mit Sede vacante MDCCCXXIX. Darunter Nic. Cer (bara).

6) Medaille des römischen Senates. Av. Ein Schild, welchen der schiefen Quere nach ein silbernes Band durchzieht, enthält die Buchstaben S. P. Q. R. d. i. Senatus Populusque Romanus. Eine Krone erhebt sich darüber, Fahnen und verschiedene Armaturen zieren es. Die Rückseite enthält die Worte: Sede vacante MDCCCXXIX. Außerdem in der Mitte

G. di Cinque
P. Carandini } Coss.
P. Martinez

P. Patrizi C. R. P.

Gefertigt von L. Gennari.

(Der Beschluß folgt.)

Holbein's Zeichnungen zu dem Todtentanze.

(Vergleiche Kunstbl. Nro. 45 d. J.)

In mehreren Büchern findet man die Nachricht, daß sich diese Zeichnungen in der Kaiserl. Sammlung zu Petersburg befänden, wohin sie aus der Hand des Grafen Galitzin gelangt wären. Diese Nachricht ist aber ohne Grund, da ein dortiger Kunstfreund, der sich lange mit dem Holbein'schen Todtentanze beschäftigte, und alles das gesammelt hat, was bisher darüber erschienen ist, keine Spur davon dort entdecken konnte.

Monumente.

Paris. Bekanntlich sollte dem Herzoge von Berry auf dem Platze, wo früher das Opernhaus stand, ein Denkmal errichtet werden, und es war beinahe vollendet, als die Regierung den Befehl gab, es einzureißen. Diejenigen, welche Beiträge dafür unterzeichnet, beschwerten sich über diesen Befehl vor Gericht, und in erster Instanz wurde ihren Klagen Folge gegeben. Jetzt aber hat der königl. Gerichtshof zu Gunsten der Regierung entschieden, und dem Vernehmen nach wird mit dem Einreißen demnächst der Anfang gemacht werden.

Der König hat befohlen, daß das Porträt von Camille Desmoulins im historischen Museum von Versailles aufgehängt werde.

Zu einem Denkmal für den berühmten Tonsetzer Boieldieu ist eine Subscription eröffnet.

Como. Der k. k. Gouverneur der Lombardei, Graf von Hartig, hat am 22. September dahier den Grundstein zu dem Denkmal gelegt, welches dem berühmten Naturforscher Volta in einer von dem Ritter Pompeo Marchesi zu Mailand gearbeiteten Statue errichtet wird.

Petersburg. Zum Andenken an die i. J. 1812 vorgefallene Schlacht bei Tarutino haben die freigegebenen dortigen Bauern ein Denkmal errichtet, dessen feierliche Enthüllung am Geburtstage des Kaisers, 25. Juni (7. Juli), statt fand.

Numismatische Literatur.

In Hannover erscheint vom 1. März d. J. an unter der Leitung mehrerer Redaktoren (genannt ist Dr. H. Grote) eine Numismatische Zeitung, welche bestimmt ist, nicht sowohl für die Zwecke der Numismatik als historischer Hülfswissenschaft, sondern vorzüglich für die der Sammler, für Verkauf und Tausch zu dienen. Ihre Mittheilungen sollen sich auf Antikes und Modernes, erstrecken und in Abhandlungen, Beschreibungen einzelner Gegenstände, Anfragen, Nachrichten, literarischen Nachweisungen ꝛc. bestehen. In dem Vorworte der erschienenen ersten Nummer werden alle Münzsammler zu Beiträgen aufgefordert, wozu gewiß Viele, auch ohne Honorar, bereit seyn werden, da dieses Blatt, von kundiger Hand redigirt, ohne Zweifel einem von den vielfach zerstreuten Münzliebhabern schon längst gefühlten Bedürfnisse begegnen wird.

Eine zweite numismatische Zeitung erscheint seit Anfang dieses Jahrs zu Weißensee in Thüringen unter der Redaktion des Hrn. Leitzmann, Pfarrers in Tunzenhausen. Bis jetzt sind mehrere Nummern davon ausgegeben worden, welche den Anfang einer „Geschichtlichen Darstellung des Studiums der gesammten Münzkunde“ und außerdem mehrere kleinere Notizen, Anfragen, Berichtigungen u. s. w., auch literarische Nachweisungen enthalten.

Bauwerke.

Berlin. Der alte baufällig gewordene Thurm auf dem Brocken ist abgetragen worden. Ein neuer wird dem Platze des alten, in dessen Grundmauern das Wirthshaus steht, gegenüber aufgerichtet werden.

Bromberg. Am 2. Oktober ist der von der israelitischen Gemeinde erbaute Tempel feierlich eingeweiht worden.

Leipzig. Am 26. Oktober hat man den Grundstein zu dem neuen Börsengebäude der deutschen Buchhändler gelegt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 95.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 27. November 1834.

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit.

Wenn die Krone der glücklichen Gedanken bezeichnet werden sollte, in denen Goethe Ziel und Wesen der vollendeten Kunst ausgesprochen hat, so ließe sich dafür zum Erweise das Bekenntniß brauchen, welches er im Widerspruche mit beliebten Tagesmeinungen zu Gunsten der Kunstwahrheit abgelegt hat. In mannichfaltigen Wendungen kommt er auf dasselbe zurück, auch bei entfernteren Veranlassungen zieht er es hervor, verbindet es mit seinen übrigen Ansichten, vertheidigt es mit ungewöhnlicher Wärme und treibt diese wohl gar in der Gewißheit seiner Sache bis zum Uebermuthe der Laune, z. B. in dem ergötzlichen Gespräche der Propyläen, einem Muster geistreicher Unterhaltung, wo er einem rauchenden Anbeter des Charakteristischen, um ihn vollends in den Flammen zu ersticken, die Hölle der Verzweiflung siedend heiß auf den Leib schüttet, mit dem absichtlich gewagten Ausdruck: Kein Porträt kann etwas taugen, als wenn es der Maler im eigentlichsten Sinne erschafft. Da die folgenden Bemerkungen sich von einer Seite auf Goethe's Vorstellungsweise stützen, um vorläufig in ihnen einen Anhalt, späterhin vielleicht einen Standpunkt zu gewinnen, so ist es der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß, den bezeichneten Gewährsmann in seiner Sprache selbst reden zu lassen, um so mehr, je weniger eine fremde Zwischenrede im Stande ist, seinen Verehrern den Klang der geliebten Stimme zu ersetzen. Unter mehreren Stellen, die Werth und Nothwendigkeit der Kunstwahrheit einschärfen, legt besonders eine Goethe's Ueberzeugung eben so kurz als bündig dar; sie macht den Kern des Gesprächs über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke aus und liegt auch seinen anderweitigen Erklärungen als ein fortlaufender Text zum Grunde. „Ein vollkommenes Kunstwerk" — so heißt es dort — „ist ein Werk des menschlichen Geistes und in diesem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerstreuten Gegenstände in Eins gefaßt und selbst die gemeinsten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, so ist es über die Natur. Es will durch einen Geist, der harmonisch entsprungen und gebildet ist, aufgefaßt seyn, und dieser findet das Vortreffliche, das in sich Vollendete auch seiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunstwerk wie einen Gegenstand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber sieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, sondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geistreiche der Zusammenstellung, das Ueberirdische der kleinen Kunstwelt; er fühlt, daß er sich zum Künstler erheben müsse, um das Werk zu genießen; er fühlt, daß er sich aus seinem zerstreuten Leben sammeln, mit dem Kunstwerke wohnen, es wiederholt anschauen und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse." Im Allgemeinen ist die Zahl der Aehnlichdenkenden mit diesem Meisterspruche einverstanden; sobald es aber gilt, Schlüsse daraus zu ziehen, Erfahrungen daran zu bilden, dieselben bis in's Einzelne zu verfolgen und aus dem Einzelnen wieder in's Ganze zu stellen, sobald die Frage entsteht, in welchem Umfange und Sinne Goethe seine Losungsworte genommen, ob er ihnen auch überall mit der erforderlichen Haltung treu geblieben sey, sobald diese und ähnliche Punkte zur Untersuchung kommen, dann trennen sich die Wege vielfach und verlaufen zuletzt in unabsehliche Zickzack, wo es kaum noch möglich ist, eine bestimmte Richtung wahrzunehmen. An dem Schauspiele dieser unsichern Haltung ist es indessen für sich allein nicht genug, es findet sein Gegenstück in den Lehren der Naturwahrheit, deren Anhänger bloß so lange einig sind, als es darauf ankommt, die Rechte der Kunstwahrheit anzugreifen, übrigens aber die Anforderungen des Naturgemäßen in dem verschiedensten Sinne erklären, als hätten sie Lust, durch die Willkür der Glossen die Nothwendigkeit ihres vermeinten Systems zu beweisen. So hat der Geist des Widerspruchs, abgesehen von den einzelnen Mißverständnissen, die innerhalb abgesteckter

Grenzen umherschweifen, zwei willkommene Sammelplätze entdeckt, auf denen er mit Hülfe zweier Formeln sein Werk in's Große treibt, die Verwirrung gleichsam massenweise organisirt. Alle lauten und stillen Mißhelligkeiten der Kunsturtheile dürften ihren tiefern Grund mehr oder weniger in dem scheindaren Widerstreit der Kunst- und Naturwahrheit haben. Wenn jetzt ein Versuch gemacht wird, jenen Schein zu zerstreuen, so geschieht es nicht in der Einbildung, als könnte der Verfasser darüber etwas Neues, Durchgreifendes sagen, er beschränkt sich vielmehr auf das kleinere Geschäft, den verborgenen Schaden aufzudecken und Sprecher herbeizurufen, die im Stande sind, den Sitz des Uebels gründlich zu reinigen.

In solcher Absicht sey es vergönnt, den Inhalt obiger Mittheilung näher anzusehen. Goethe stützt seine Vorstellungsweise, insofern er sie dem Treiben eines gemeinen Naturalismus entgegensetzt, auf die Wahrnehmung, daß jedes eigentliche Kunstwerk als solches den Antheil menschlicher Ausbildung in einem entschiedenen Uebergewichte enthalte, wodurch es sich eigenmächtig über die aufgeschlagenen Register und Tabellen der Wirklichkeit erhebe und von Rechtswegen in seiner bedingten Art und Weise übernatürlich werde. Seine Meinung muß zufolge ihres unbeschränkten Ausdrucks das ganze Reich des Darstellbaren umfassen; zunächst geht sie wohl auf einen engern Kreis, vorzüglich auf das Gebiet der äußern Natur, insofern dieselbe mit Allem, was sie ist und hat, nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, obwohl in unendlichen Weisen und Abwechslungen, ihren Durchgang in uns hält, von uns einen bestimmten Abdruck, einen nähern Beglaubigungsschein empfängt. Mag die Philosophie sich darüber erklären, wie es ihr gut dünkt, für die Kunst und deren Bezirke steht jener Satz unerschütterlich fest; ein genialer Dichter drückt ihn mit erschöpfenden Worten aus: Die Natur ist in einer ewigen Menschwerdung begriffen. Letztere enthält den Lebenskeim, aus welchem die Kunstwahrheit auf dem Boden der äußern Natur hervorwächst. Was der Künstler solchergestalt im allgemeinen Sinne der Menschheit an sich erfährt und mitthut, begründet zwar die Möglichkeit seines Berufs, aber nicht dessen unterscheidendes Wesen; dazu wird offenbar eine Darstellungsweise gehören, worin die Herrschaft über den Gegenstand, ohne dessen gültige Ansprüche zu verletzen, sich durchgängig und wesentlich abbildet. Sonach bestände die Aufgabe des Kunstwahren für den gegenwärtigen Fall darin, die Natur in ihrem reinen Gepräge wiederzugeben und zugleich in der Gestalt des Menschengeistes darüber zu schweben. Vordin wurde die äußere Natur der Deutlichkeit wegen für sich allein betrachtet, nur so weit mit dem Menschen in Verbindung gedacht, als der Künstler sie mit seinem Athem beseelt. Eine andere Ordnung der Dinge findet derselbe vor sich, wenn ihm das Menschliche für sich allein begegnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstliteratur.

1) Norica, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit.

2) Künstlergeschichten. Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti.

(Beschluß.)

Als der Pabst Martin V. im Markuskloster zu Florenz während der dortigen Kirchenversammlung wohnte, bewunderte er die Wandgemälde seiner Gemächer, welche, sprach er, von einem Heiligen müßten hingehaucht seyn, da nicht nur der Gegenstand, sondern auch die Gestalten dem Paradiese entlehnt seyen. Er hielt es für ein Werk aus Giotto's Zeit. „Wie erstaunte er, als der Prior ihm einwandte, daß der Maler noch lebe und zwar in seinem Kloster; Johann von Fiesole nenne er sich.“ Der Prior führte den heiligen Vater in verschiedene Zellen, in das Versammlungszimmer, wo kleinere und größere Gemälde desselben Künstlers prangten, zuletzt in die Kirche, wo Johannes auf der großen Altartafel die Krönung Mariä gemalt, in kleinen Feldern die Thaten des h. Dominicus geschildert, im Altarkasten elfenbeinerne Reliquienkästchen mit den zierlichsten Bildern geschmückt, auf dem Chorpulte die Gesangbücher mit den trefflichsten Miniaturen angefüllt hatte. „Wie hatte eines Menschen Fleiß so viel erschaffen können? hub der Pabst wieder an.. Deutlich sieht man, daß Eine Hand alle diese Wunderdinge ohne fremde Beihülfe schuf. Wie diese Miniaturen, sind mit derselben Feinheit und Sauberkeit die großen Gemälde ausgeführt. Gibt es noch eine Masse, auf der der emsige Maler seine Kunst versucht hat? denn ich sah Gemälde auf der Wand und auf Holz, auf Elfenbein und Pergament. Der Prior lächelte und wies ihm neben der Kanzel die Osterkerze, die auch von Johann von Fiesole gemalt war. — Wie bin ich begierig, den frommen Bruder kennen zu lernen. — Ihr kennt ihn, heiliger Vater, denn jedes Gemälde ist ein Spiegel seiner Sinnesart. Sein tiefes und reines Gemüth gibt sich in der Gottseligkeit und Milde seiner Schöpfungen kund. Er malt von früh bis spät und kann sich nie genugthun. Jede Ausstellung an seinen Werken erträgt er ohne Widerspruch. Beipflichtend sagt er bisweilen sogar: es kommt, daß ich so zerstreut bin, ich habe nicht inbrünstig genug gebetet. Meine Seele ist wie mit einem Flor umschleiert, und ich

Digitized by Google

vermag daher nicht, Gottes Herrlichkeit zu erkennen. Dagegen beugt den Maler Beschämung nieder, wenn er Lobsprüche hört. Rühmt nicht meine Kunst, sondern mein Streben, alle Mühe dem Heiligsten zu widmen. Das Malen nennt er mit dem Heiland umgehen, und nie ergreift er den Pinsel, ohne vorher ein Gebet verrichtet zu haben, und nie stellt er den Gekreuzigten dar, ohne daß Thränen auf seinen Wangen glänzen. Wenn Jemand ihn um ein Gemälde ersucht, so spricht er: Bittet den Prior um Erlaubniß, an mir soll es nicht liegen. Wenn er eine Belohnung empfängt, so dankt er im Namen der leidenden Mitmenschen, und schüttet das Geld in die Armenbüchse. Arm seyn, nennt er den Schatz, der vor vielen unnützen Bedürfnissen sichre stellt, und gehorchen, die eigentliche Kunst zu herrschen, denn in Selbstbeherrschung und Selbstverläugnung setzt er den höchsten Preis der Tugend. Ohne Anleitung fing er zu malen an, vom Drange der Frömmigkeit getrieben. Er wollte es den Brüdern nicht glauben, als diese ihm erklärten, daß seine Arbeiten Gemälde seyen und würdig, in der Kirche eine Stelle zu finden. Sobald Johann die Vigilien gesungen, geht er in seine Malerstube und verläßt sie nicht eher, als bis die Glocke in den Speisesaal ruft. Nach dem Essen geht er dreimal im Kreuzgange umher mit so gleich gemessenen Schritten, daß man an ihnen wie an Pendelschlägen die Minuten abzählen könnte. Alsdann verweilt er in der Malstube bis zur Dämmerung und begibt sich in den Garten, wo er lieber in den Alleen spazirt als zwischen den Blumenbeeten, da die wechselnde Blumenpracht seine Aufmerksamkeit aus dem ihm liebgewordenen Gedankenkreise zieht. In Wahrheit sind alle im Kloster seine Brüder, denen er sich zuthätig und gefällig erzeigt, wenn auch seine Schweigsamkeit nicht der Freundschaft zusagt. Stets ist er demüthig und duldsam, und zieht sich gleichsam in sein Gehäuse zurück, wenn sein stiller Gang gehemmt wird. — — Der Pabst ließ den wunderbaren Maler zu sich rufen. Ein freundlicher, nicht mehr jugendlicher Mann erschien, der sich in seine Kutte ganz eingehüllt hatte. Seine Aengstlichkeit verschwand, da der h. Vater herablassend ihm allerlei Fragen vorlegte. In Beantwortung derselben drückte er die seltenste Sitteneinfalt aus. Jener konnte sich nicht von ihm trennen, und gebot, daß er bei ihm essen sollte. Wenn es der Prior erlaubt, sagte Johann. Da lächelte der Pabst. Meinst Du, fragte er ihn, daß Niemand über dem Prior stehe und daß mein Gebot keine Kraft habe? Johann erkannte voll Scham seinen Fehler und verstieß nicht wieder dagegen. Als jener ihm vorschlug, mit ihm nach Rom zu kommen, wo es an Künstlern fehle, so weigerte er sich keinen Augenblick und verließ in der That seine Heimath. Man konnte es nicht begreifen, wie groß auch sein Gehorsam war, daß er die Trennung von seinem Kloster würde überleben können, wo er mehr als 20 Jahre verbracht hatte, wo er jeden Ziegel am Boden des Kreuzgangs kannte, und immer die Steine wieder betrat, die von seinen Gängen abgerieben waren, wo ihn, wie einen Heiligen, das Volk und die Brüder verehrten, die ihn unter Hunderten erkannt haben würden, allein an der Art, die Kutte zu tragen, an jedem Räuspern, jeder Bewegung. Mancher unterdrückte Seufzer ließ seine Beklommenheit wahrnehmen, aber er dürgerte sich bald in Rom in einem Kloster ein. Wer so ehrenwerth ist, dem kann es nirgends an Freunde fehlen. Als ihn nach Jahresfrist sogar der Pabst nach Florenz zurückversetzen wollte, so erklärte er sich auf das Bestimmteste dagegen. Er sollte nämlich die erledigte Erzbischofstelle in Florenz annehmen. Fand man je so viel Verdienst mit so vieler Anspruchslosigkeit vereinigt?“

Von besonderer Anziehung sind die Darstellungen der Bauindien des Brunellesco und seines Streites mit Alberti, dem Verehrer Vitruv's, die Schilderung, die Ghiberti von seinen verschiedenen Entwürfen einer Komposition um den Preis der ersten Johannespforte macht, und die Erzählung der künstlerischen Bildungsgeschichte des Leonardo da Vinci. Möge der Herausgeber ferner ähnliche urkundliche Quellen bearbeiten. Durch solche Schriften wird in den weitesten Kreisen das Kunst-Interesse geweckt und gebildet. Sein Streben hat daher auch von dieser Seite im Kunstblatt die öffentliche Anerkennung verdient, wie sie ihm von einer anderen hier schon öfters geworden ist, als einem der thätigsten Begründer und Förderer sowohl des Königsberger Kunst- und Gewerbevereines, als auch der innigeren Verbindung und wechselseitigen Unterstützung der vielen Kunstvereine des deutschen Vaterlandes.

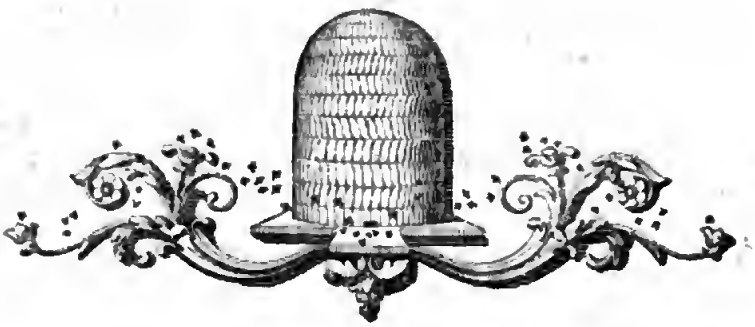
en.

Ueber die neuesten päbstlichen Münzen und Medaillen.

(Beschluß.)

Mit der neuen Pabstwahl schien auch für die Graviekunst ein neuer Stern aufzugehen, denn Pius VIII., der sich früher viel mit der Numismatik beschäftigte, nahm sich als großer Münzkenner ihrer an. Girometti lieferte bei seiner Thronbesteigung ein paar herrliche Medaillen, beide im Av. gleich, verschieden auf der Kehrseite. Dabei sollte es aber nicht bleiben. H. Voigt, jetzt königl. bayerischer Hofmedailleur in München, befand sich zu derselben Zeit in Rom; der Pabst sah dieses Künstlers Arbeiten und bewilligte ihm vier Sitzungen, um sein Porträt zu diesem Behufe zu modelliren, worauf die ersten Scudi erschienen, welche eine eigene Epoche in der

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 111. 3. November 1834.

Seelenlehre.

(Vergl. Nr. 62.)

18) Vollständige Geisteskunde oder auf Erfahrung gestüzte Darstellung der geistigen und moralischen Fähigkeiten und ihrer körperlichen Bedingungen. Ein unentbehrliches Handbuch für Erzieher, Aerzte, Rechtsgelehrte ꝛc. Freie Uebersetzung der sechs Bände von Galls Organologie. Zweite vermehrte Auflage. Mit einer Steindrucktafel. Nürnberg, Leuchs u. Comp., 1833. S. 516.

Galls System ist bekannt. Es gehört zu den großen Entdeckungen, durch welche die Lehre vom menschlichen Körper aufgeklärt und bereichert worden ist, wenn auch die Erwartungen, welche man Anfangs davon hegte, übertrieben waren. Ein physiognomischer Schwindel hatte sich zu Galls und Lavaters Zeit der Menschen bemächtigt, wie zur Zeit des Theophrastus Paracelsus und Crollius, aber Beide waren bestimmt, wieder zu verrauchen. Wohin hätten Galls Schädelbetastungen führen sollen? Auf der einen Seite würde sich Alles die Köpfe wieder in Perrücken gesteckt haben, um keine Blöße zu geben, und auf der andern Seite würde der Staat verlangt haben, Jedermann solle wie ein russischer Rekrut oder Türke geschoren gehen, damit eine tödliche Polizei auf den ersten Blick wisse, was an ihm sey. Bei der Geburt schon würde man die breiweichen Kindsköpfe betastet haben, ob nicht irgendwo ein kleiner Hambacher Berg wie ein junges Teufelshörnchen aus dem platten Schädel hervorzubrechen drohe. Aber würde die Menschheit bei solchen frühzeitigen Maßregeln nicht am Ende wohl fahren? Man dürfte nur eine bleierne Haube für alle Kinderschädel einführen und vermittelst derselben die verbotenen Organe niederhalten. Unterdrückung des Schreiborgans in so zarter Jugend würde dann allen spätern Klagen über unterdrückte Presse vorbeugen. Brächte man es gar dahin, wie in der Obstbaumzucht, durch Unterdrückung des einen Triebes den andern zu stimuliren, ließe man, indem man die unziemlichen Organe des Gehirns durch die bleierne Haube niederquetscht und abplattet, umgekehrt verhältnißmäßige Konkavitäten für die möglichst konvexe Ausbildung der loyalen Organe, so könnte man nicht nur überhaupt gute Bürger machen, sondern noch weit mehr. Hängt die Nationalbildung nicht von der Schädelbildung ab? Wohlan, so presse man die Kindsköpfe derjenigen Staaten, in denen mehrere Völker als heterogene Elemente gepaart sind, in eine Normal-Bleihaube. Sollte man sich auch der Hoffnung hingeben dürfen, daß sich auf diese Weise durch Unterdrücken und künstliches Hervorlocken der verschiedenen Gehirnhügel

Digitized by Google

auch das Genie in Wissenschaft und Kunst erzeugen ließe? Ach nein, ich fürchte, wenn man dies vermöchte, würde man die Kunst doch nur anwenden, um das Genie aus der Welt zu verbannen, und darum ist es recht hübsch vom Himmel, daß er aus dem ganzen Projekt nichts werden läßt, und daß auch diese Gallomanie glücklich vorüber gegangen ist.

Das Buch ist oft höchst unterhaltend. Man lese Folgendes über das dichterische Organ: „Einer meiner Freunde, der gern Gelegenheits-Gedichte machte, fiel mir durch seine Kopfform auf. Die Stirne ging von der Nase an Anfangs senkrecht in die Höhe, und dehnte sich dann, zurückgehend, an den Seiten sehr aus, so daß es schien, als ob an jeder Seite noch eine Seite hinzugefügt worden wäre. Bei andern fand sich diese Stirne nicht, aber bei allen die Erhöhungen der vordern Seitentheile des Kopfes über den Schläfen. Wie z. B. an der Büste von Ovid, dem Schädel von Alringer, an Jünger, Blumauer, Wilhelmine Malsch in Wien, Mad. Laroche in Offenbach, Angelika Kaufmann, Sophie Clementine von Merken, Klopstock, Schiller, Geßner, Légouvé. — Zu Paris öffnete ich mit Spurzheim den Kopf des Delille, und machte mehrere gegenwärtige Aerzte auf die bedeutende Entwicklung der unter den angegebenen Erhöhungen liegenden Windungen des Gehirns aufmerksam. In einer zahlreichen Gesellschaft fragte man mich, um meine Lehre auf die Probe zu stellen, was ich von einem kleinen Mann, der ziemlich weit von mir entfernt war, hielte? Da es dunkel war, so sagte ich, daß ich ihn nicht gut erkennen könne; aber ich bemerkte, daß das Organ für Dichtkunst sehr entwickelt sey, und man sagte mir, mit dem Ausdruck des Erstaunens, daß dies der berühmte Dichter Schuster François sey. Ist die Windung, welche dieses Organ bildet, sehr groß, so entsteht auf jeder Seite des Schädels eine hervorragende Wulst, die ungefähr in der Hälfte der Höhe der Stirn vorn und über den Schläfen anfängt, und sich, schief von unten nach oben und rückwärts, ungefähr zwei Zoll weit erstreckt. Diese verlängerten Hervorragungen geben dem obern Theil des Kopfes eine große Breite und eine so eigene Form, daß sie die Maler und Bildhauer selten ganz darstellen zu dürfen glauben. — Man findet diese Wölbung an allen Büsten und Portraiten der Dichter (Corneille und Racine, wegen der langen Haare und der Perrücke, die es verdecken, ausgenommen), wie an Pindar, Euripides, Sophokles, Heraklid, Plautus, Terenz, Virgil, Tibull, Ovid, Horaz, Juvenal, Boccaccio, Arioste, Arétin, Taso, Milton, Boileau, J. B. Rousseau, Pope, Young, Gresset, Voltaire, Geßner, Klopstock, Wieland; auch fand ich es bei der Fürstin von Salm, bei Andrieux, Lemercier, Dupaty. Besonders muß der Kopf des Homer auffallen, da sein oberer Seitentheil zwei ungewöhnliche Wülste bildet, und dies ist ein Beweis, daß seine Büste wirklich ächt ist. — Die Gegenstände, welche die Dichter wählen, hängen von der Entwicklung anderer Organe ab. Dichter- und Hohensinn macht die Oden von Pindar und J. B. Rousseau, mit dem Sinn der Andacht die Psalmen von David und das verlorne Paradies, mit dem Würgsinn die Trauerspiele von Shakespeare und von Crébillon, mit Liebe die Kunst zu lieben des Ovid und Gentil-Bernard, die leichtfertigen Werke von Piron, Grécourt, Arétin, mit dem Beobachtungsgeist das Gedicht über die Natur der Dinge von Lucrez, den Telemach des Fénelon. Quinault's, Verfassers des Alceste, des Theseus und Atys, Büste hat den Musiksinn in hohem Grade, daher die Reime desselben so harmonisch sind.“ Shakespeares Trauerspiele aus dem Würgsinn zu erklären, ist sehr nett. Aber hat denn Shakespeare außer in Trauerspielen irgend Jemanden erwürgt? Was ist für ein Unterschied zwischen Shakespeare und Müllner, von denen der erste gute und der zweite schlechte Trauerspiele machte, der erste sonst aber gar keinen und Müllner nur einen literarischen Würgsinn hatte? Und was ist wieder für ein Unterschied zwischen Müllner, der nur in Schriften würgte und im Leben ein ruhiger Bürger war, und Nero, der umgekehrt im Leben würgte und als Dichter den Zärtlichen spielte?

Uebrigens hat mancher einen schönen Fuß und weiß doch nicht zu tanzen. Man kann ein Organ *besitzen*, ohne es in Anwendung zu bringen, und *über die Unzuverlässigkeit* der Gehirnvisitation noch etwas sagen zu wollen, scheint überflüssig. Nöthiger ist es, die Wissenschaftlichkeit des Princips zu vertheidigen, das gesichert bleibt, wenn auch die falschen Anwendungen wegfallen. Der Zusammenhang des Gehirns mit den Nerven überhaupt, und besonderer Gehirnthätigkeiten mit besondern Nerventhätigkeiten ist unläugbar, und die nähern Untersuchungen, welche Gall darüber angestellt hat, haben der Wissenschaft Früchte getragen. Nur muß man auf Größenverhältnisse nichts geben wollen. Ein kleiner Mann ist oft stärker als ein großer. Die Quantität thut's nicht, sondern die Qualität. In einer Muskatnuß ist mehr Geist als in einem Kürbis, warum sollte nicht in einem kleinen Denkorgan mehr Denkkraft stecken, als in einem großen? Allein gleichwohl müssen sich bei der unläugbaren Uebereinstimmung der Gehirnorgane mit bestimmten Trieben und Neigungen der Menschen auffallende Abweichungen, Monstrositäten und Krankheiten des betreffenden Triebes auch am Gehirnorgan bemerklich machen, und insofern ist die Vergleichung lehrreich und für die Naturgeschichte des Menschen nothwendig. Die Physiognomik, die Korrespondenz gewisser Symptome ist nicht immer erkennbar oder untrüglich, aber doch in gewissen erfahrungsmäßigen Fällen, und die Grenze zu

finden, ist Aufgabe der Wissenschaft. Man braucht sich nicht den Träumen der alten Chiromantie hinzugeben, die in den Linien der Hand die ganze Natur, ja das Schicksal des Menschen sehn wollte, nicht den Träumen des Crollius, der den Safran für ein Mittel wider die Geldsucht hielt, weil auch er gelb sey, noch den Träumen des alten la Porta, der die Menschen nach ihrer Thierähnlichkeit klassificirte, und in dessen Buch man immer neben einem wirklichen Esel ein menschliches Eselsgesicht mit großen Kinnbacken, neben einem wirklichen Ochsen ein menschliches Bruntum sieht ꝛc. Aber dennoch ist sehr viel Wahres in der Physiognomik, und es kommt nur darauf an, dies zu erkennen und zu prüfen. Wir haben bedeutende Fortschritte gemacht. An die Stelle der lächerlichen Chiromantie ist Galls sinnvolle Schädellehre getreten. Daß die Gehirnbildung mit dem geistigen Charakter des Menschen zusammenhängt, daß vom Gehirn aus die Nerven determinirt und zum Dienst dieser oder jener Kunst und Fertigkeit gebildet werden, ist klar und darum stehn die Gehirn-Erhebungen in einer weit nähern Beziehung zur Charakterkenntniß, als die Handlinie. An die Stelle der lächerlichen Pharmacopöe des Crollius ist die Homöopathie getreten. Daß Mittel, welche eine ähnliche oder die gleiche Krankheit im gesunden Zustand hervorbringen, diese Krankheit heilen, ist erwiesen, aber diese Aehnlichkeit der Wirkung steht etwas höher, als die bloße Aehnlichkeit des äußern Aussehens bei Crollius. An die Stelle der sonderbaren Physiognomik des la Porta ist endlich die Naturphilosophie mit ihrer vergleichenden Organologie getreten. Es ist wahr, wir sind den Bestien verwandt, aber nur insoweit, wie wir auch den Pflanzen und selbst der unorganischen Welt verwandt sind, nämlich durch unsern niedern Ursprung, durch das gleiche Element, in dem wir leben, was aber doch unsere höhere Tendenz nicht hindert. Die Verwandtschaft der animalischen Natur in Thieren und Menschen ist in neuerer Zeit auf ihre wahre Basis, Anatomie und Physiologie, zurückgeführt worden, und die Gesichterstudien spielen dabei nur noch eine kleine Rolle.

Sonach glauben wir, die Grenzen bezeichnet zu haben, innerhalb welcher das vorliegende Werk von Gall die vollste Anerkennung von Seiten der Wissenschaft verdient, während dieses Werk auch, wo es, wie in dem Kapitel vom Dichter, eine falsche Konsequenz zieht, wenigstens pikant zu lesen ist und zu einer Menge unterhaltender Gedanken führt.

In derselben Verlagshandlung erhält man in einem Kästchen einen Schädel von Gyps, auf welchem die Organe nach der Gall'schen Lehre treu bezeichnet und abgegrenzt sind, wie auf einer Landcharte.

19) Georg Combe's System der Phrenologie. Aus dem Englischen übersezt von Dr. S. E. Hirschfeld. Mit 9 lithographirten Tafeln. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

Durch dieses Werk ist Galls Schädellehre erweitert und berichtigt worden. Der Verfasser hat besonders in der Klassifikation der Organe einige zweckmäßige Veränderungen vorgenommen, eine schärfere Eintheilung eingeführt und etwas mehr Rücksicht auf die Relativität der Formen und Dimensionen in den Organen verschiedener Köpfe genommen. Dasselbe Organ kann gleich groß seyn an zwei Köpfen und doch ist es in jedem von beiden ganz verschieden entwickelt, weil sein Verhältniß zu den übrigen Organen ein ganz verschiedenes ist ꝛc. Kurz das Werk begegnet den gerechten Einwürfen, welche gegen die allzu unbedingte Strenge des Gall'schen Systems gemacht worden sind, und hält das Prinzip fest, ohne uns eine einseitige Anwendbarkeit desselben aufdringen zu wollen. Es versteht sich, daß dem sel. Gall immerhin das größere Verdienst, das der Entdeckung, gesichert bleibt, und Combe spricht nur mit der Ehrfurcht von ihm, welche der Schüler dem Meister schuldig ist, selbst wenn er dessen System verbessert.

Der Verfasser geht von der Erfahrung aus: „Bei Beobachtung des Aussehens einzelner Organe ist es gut mit den größten zu beginnen und extreme Fälle zu wählen. Die Maske Joseph Hume's vergleiche man mit der von Dr. Chalmers hinsichtlich der Idealität, deren Organ bei Lezterem weit größer ist, als bei Ersterem. An demselben Theile sind die Schädel Raphaels und Hoggarts zu vergleichen, wo ein eben so auffallender Unterschied sichtbar ist. Die Büste des Pastor M. stelle man hinsichtlich der Beifallsliebe der von Dempsey gegenüber; beim Ersteren zeigt sich das Organ groß, bei Lezterem klein. Selbstvertrauen, welches bei Lezterem ausnehmend groß ist, vergleiche man mit demselben Organ am Schädel des Dr. Hette, an dem Beifallsliebe viel größer ist, als Selbstvertrauen. Das Organ des Bausinns bei Raphael werde mit demselben Organe an den Schädeln der Neuholländer verglichen; Zerstörungstrieb bei Bellingham mit demselben Organe an den Schädeln der Hindus, welches Volk gemeiniglich mitleidig gegen alles Lebende ist. Große Festigkeit und mangelnde Gewissenhaftigkeit bei König Robert Bruce ist zu vergleichen mit denselben Organen im umgekehrten Verhältniß an der Büste eines Frauenkopfs, welche zur Erläuterung dieser Organe verkauft wird. Der Zweck solcher Vergleichungen ist nur, einen Begriff des verschiedenen Aussehens zu bekommen, welches die Organe haben, wenn sie entweder sehr groß oder sehr klein sind."

Digitized by Google

Ebenfalls der Erfahrung folgend, beweist er die Unsicherheit allgemeiner Regeln, und die Nothwendigkeit, jedes Organ nur in Zusammenhang mit den übrigen Organen desselben Individuums zu betrachten. Schade nur, daß er sich dabei hat mystificiren lassen. Er sagt unter Anderm: „Am Kopfe Gordons, des Mörders des kleinen Krämerknaben, ist die absolute Größe des Zerstörungstriebes geringer als an Raphaels Kopfe, und doch war Raphael ein liebenswürdiger, genievoller Mann, und Gordon ein grausamer Mörder. Dieses erläutert die Regel, daß wir nicht nach absoluter Größe urtheilen müssen. Bei Gordon sind die Organe der moralischen Gefühle und der Verstandesvermögen klein im Verhältnisse zum Zerstörungstriebe, der hier das größte Organ am Gehirne besitzt; bei Raphael dagegen sind jene im Verhältnisse zu diesem groß. Nach dem angegebenen Grundsatze müßten die kräftigsten Aeußerungen von Raphaels Geiste in der Abtheilung der Gefühle und des Verstandes, bei Gordon aber im Zerstörungstriebe und den thierischen Leidenschaften stattgefunden haben — und dem entsprechen auch ihre Anlagen wirklich. Dennoch mußten auch Raphaels Anlagen durch die bedeutende Größe jenes Organs charakterisirt werden. Es mußte ihm jene Wärme und Heftigkeit der Gemüthsart mittheilen, die nur da gefunden wird, wo es stark entwickelt ist, obgleich die höheren Kräfte Mißbrauch verhüten konnten.“ Allein dieser präsumtive Schädel Raphaels ist bekanntlich verfälscht, und das hätte der englische Verfasser und sein Uebersetzer auch schon wissen können, ehe Raphaels Grab in Rom entdeckt wurde.

Sodann stellt der Verfasser folgende Grundregeln auf: „Erste Regel. Jedes Vermögen strebt nach Befriedigung mit einem Stärkegrade, der zu der Größe seines Organes im Verhältnisse steht; ein Individuum hängt denjenigen Vermögen am meisten nach, deren Organe sich bei ihm am stärksten ausgebildet finden. — Zweite Regel. Da es drei Arten von Vermögen, thierische, sittliche und intellektuelle, gibt, so kann es sich treffen, daß mehrere große thierische Organe mit mehreren stark entwickelten moralischen oder intellektuellen Organen in demselben Individuum vereinigt sind. Der Regel nach werden dann die niedern Triebe ihre Richtung von den höheren Kräften erhalten, und die gewöhnliche Handlungsweise wird so seyn, daß durch sie sämmtliche Vermögen, deren Organe stark ausgebildet sind, befriedigt werden. — Dritte Regel. Wo sämmtliche Organe in ziemlich gleichem Verhältnisse zu einander erscheinen, da bleibt der Mensch sich selber überlassen und wird, je nachdem augenblicklich die Triebe oder die moralischen Gefühle vorherrschen, verschiedene Charaktertypen annehmen. Sein Leben ist ein wechselsweises Sündigen und Bereuen; äußere Verhältnisse werfen ihn stets hin und her. Marwell, der wegen Einbruchs und Diebstahls hingerichtet wurde, ist ein Beispiel dieser Art. Bei ihm sind alle drei Klassen von Organen gut entwickelt und unter der strengen Zucht in der Armee bewahrte er seinen Ruf auch unversehrt; als er hingegen in Dürftigkeit gerieth, erlangten die Triebe das Uebergewicht; er gesellte sich zu einer Diebsbande, folgte ihren Beispielen und ward gerichtet. — Diese Ansichten entkräften auch den manchmal gemachten Einwurf, daß, da verschiedene Kombinationen die Art und Weise, in der die Vermögen sich äußern, modificiren, und da ferner gewisse Theile an der Grundfläche des Gehirns hinsichtlich ihrer Funktionen noch nicht bekannt sind, man auch keine Gewißheit über die Bestimmung der höheren Organe haben könne, weil, sagen die Gegner, alle wirklich beobachteten Aeußerungen das Resultat vereinter Thätigkeit der bekannten und der unbekannten Theile seyn könnten, und es dann nicht möglich wäre, die Funktionen jedes einzelnen zu bestimmen. Wir antworten darauf, daß die Funktion eines jeden Organes unverändert bleibt, welches auch immer die Richtung seyn mag, welche seine Aeußerungen, in Folge der Verbindung mit den übrigen Organen, nehmen werden. Gesetzt, daß die an der Basis liegenden Windungen Organe des Hungers und des Durstes seyen, wie es einige Thatsachen vermuthen lassen, so würde dann der Tonsinn, mit einer großen Entwicklung jener Theile verbunden, zu Trinkliedern neigen; wären sie aber nur klein und Ehrfurcht groß, so würde er Hymnen zu Gegenständen seiner Thätigkeit wählen. In beiden Fällen aber vollbrächte der Tonsinn nur seine ursprüngliche Funktion — Erzeugung von Melodie.

Der Verfasser zeigt die Uebereinstimmung der drei Arten von Vermögen mit drei Dimensionen des Gehirns; „Die Größe des vorderen Lappens gibt das Maaß für die Verstandesvermögen ab. Am Gehirn wird er leicht erkannt, und am lebenden Kopfe deutet ihn der vor Bausinn und Wohlwollen liegende Abschnitt an. Zuweilen ist der untere Theil dieses vorderen Lappens, der die Wahrnehmungsvermögen umfaßt, der größere, und dieses wird dadurch angezeigt, daß der Raum vor dem Bausinne sich an der Basis am weitesten nach vorn erstreckt; manchmal dagegen zeigt der obere Theil, in dem die Denkvermögen liegen, eine vollere Entwickelung, und dann dehnt sich der Raum in der oberen Region am bedeutendsten aus; manchmal zeigen beide Abtheilungen sich gleich entwickelt. Der Anfänger wird besonders darauf hingewiesen, sich stets an diese Methode zu halten, um die Größe des vordern Lappens zu schätzen, da sie am besten vor Irrungen schützt.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 112. 7. November 1834.

Seelenlehre.

19) Georg Combe's System der Phrenologie. Aus dem Englischen übersezt von Dr. S. E. Hirschfeld. Mit 9 lithographirten Tafeln. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

(Schluß.)

„Bei einigen Individuen, und namentlich bei einigen peruanischen Schädeln, ist das Vorderhaupt fast senkrecht, so daß, von vorne betrachtet und ohne auf die Tiefe Rücksicht zu nehmen, es ziemlich bedeutend entwickelt erscheint; dagegen, wenn man es auf die eben angegebene Weise ansieht, man bemerken wird, daß es ausnehmend flach ist. In andern Worten, die Masse ist nicht groß, und die Aeußerungen des Verstandes werden verhältnißmäßig schwach seyn. — Der hintere Lappen ist hauptsächlich für die thierischen Triebe bestimmt. Am Gehirne wird seine Größe leicht erkannt, und am lebenden Kopfe ziehe man zu dem Ende eine senkrechte Linie vom processus mastoideus aus aufwärts. Alles, was hinter derselben liegt, wird zum hintern Lappen gehören. Wo dieser und die Basis des Gehirns stark entwickelt ist, da werden die thierischen Empfindungen vorherrschen, und so auch umgekehrt. Der Scheiteltheil des Gehirns ist der Sitz der moralischen Gefühle, und seine Größe kann nach dem Betrage der Höhe und der Ausbreitung des Kopfes über den Organen des Schlußvermögens am Vorderhaupte und der Vorsicht in der Mitte der Scheitelbeine geschäzt werden. Wenn die ganze Partie des Gehirns, welche sich über diese Organe erhebt, flach oder schmal ist, so werden die moralischen Gefühle sich nur schwach äußern, ist sie hoch und ausgedehnt, so werden sie sich kräftig aussprechen.“

Eine Vergleichung der von ihm verzeichneten einzelnen Organe mit denen von Gall wird zeigen, wie weit er denselben ergänzt hat. Bei Gall finden wir: Geschlechtstrieb, Jungenliebe, Anhänglichkeit, Muth, Würgsinn, List, Diebssinn, Stolz, Eitelkeit, Vorsicht, Sachsinn, Ortssinn, Personensinn, Wortsinn, Sprachsinn, Farbensinn, Tonsinn, Zahlensinn, Kunstsinn, vergleichenden Scharfsinn, metaphysischen Tiefsinn, Witz, Dichtergeist, Gutmüthigkeit, Mimik, Religiosität, Festigkeit. Bei Spurzheim, der Erste, den Gall verbesserte und den Combe häufig benuzt hat, stehn schon in weit besserer Ordnung: I. Amativeness, philoprogenitiveness, inhabitiveness, adhesiveness, combativeness, destructiveness, secretiveness, acquisitiveness, constructiveness, selvesteem, approbativeness, cautiousness, benevolence, veneration, firmness, conscientiousness, hope, marvellaness, idiality, mirthfulness, imitation; II. individuality

configuration, size, weight und resistance, abour, locality, calculation, ordre, eventuallity, time, melody, language, comparison, causality. Combe hat noch schärfer unterschieden: I. Empfindungen. 1) Triebe: Geschlechtstrieb, Kinderliebe, Einheitstrieb, Anhänglichkeit, Bekämpfungstrieb, Zerstörungstrieb, Nahrungstrieb, Verheimlichungstrieb, Erwerbstrieb, Bautrieb; 2) Gefühl: Selbstachtung, Beifallsliebe, Vorsicht, Wohlwollen, Ehrfurcht, Festigkeit, Gewissen, Hoffnung, Wunder, Idealität, Witz, Nachahmung; II. Verstand, 1) Erkenntnißvermögen: Gegenstandssinn, Gestaltsinn, Größensinn, Gewichtsinn, Farbensinn, Ortsinn, Zahlensinn, Ordnungssinn, Thatsachensinn, Zeitsinn, Tonsinn, Sprachsinn; 2) Denkvermögen: Vergleichungsvermögen, Schlußvermögen. Manche Triebe, die in dieser Liste noch fehlen, erklären sich aus den Organen ihres Gegentheils, z. B. Furcht ist nur Mangel an Muth.

Alle diese einzelnen Organe geht der Verfasser erfahrungsmäßig zuerst an Individuen, dann an Völkern durch. Wir können hier nicht in's Detail eingehn, da dasselbe allzu reichhaltig und mit Beispielen belegt ist. Nur eins der interessantesten Beispiele möge hier stehn. Dr. Mitchell erzählt: „Als ich im December 1815 mit mehreren andern Heeren beauftragt war, die Militär-Akademie der vereinigten Staaten am West point zu besuchen, wurde mir ein höchst merkwürdiger Fall von doppeltem Bewußtseyn bei einer Frau von einem der Herren Professoren mitgetheilt. Major Ellicott, der den Lehrstuhl der Mathematik in jenem Seminar so würdig füllt, bürgte für die Richtigkeit der folgenden Erzählung, deren Gegenstand mit ihm blutsverwandt und eine Bewohnerin der westlichen Gegenden von Pennsylvanien ist: — Fräulein R — besaß von Natur eine sehr gute Konstitution, und erreichte auch das mannbare Alter, ohne daß dieselbe durch Krankheit geschwächt worden wäre. Sie hatte treffliche Anlagen, und erfreute sich günstiger Verhältnisse, um Kenntnisse zu erwerben. Außer den häuslichen Fertigkeiten und geselligen Talenten, welche sie besaß, hatte sie auch ihren Geist durch Lektüre und Unterhaltung ausgebildet und schrieb eine recht gute Hand. Ihr Gedächtniß war umfassend und mit einem reichhaltigen Vorrathe von Ideen angefüllt. Unerwartet und ohne alle Voranzeigen fiel sie in einen tiefen Schlaf, der mehrere Stunden über die gewöhnliche Dauer anhielt. Bei ihrem Erwachen entdeckte man, daß sie jede Spur der erworbenen Kenntnisse verloren hatte. Ihr Gedächtniß war eine Tabula rasa; jeder Zug, sowohl von Wörten als von Sachen, war verwischt und verschwunden. Alle Dinge mußte sie von Neuem erlernen. Selbst die Kunst, zu buchstabiren, lesen, schreiben und rechnen begann sie von vorn, und wurde allmählich mit den Leuten und Gegenständen um sie herum bekannt, wie ein Wesen, welches zum ersten Male in die Welt gebracht wird. Nach einigen Monaten erfolgte ein anderer Schlafanfall. Als sie aus diesem erwachte, fand man sie zu dem Zustande, worin sie vor ihrem ersten Anfalle gewesen war, wieder zurückgekehrt; aber jeder Umstand, jedes Ereigniß, welches nach demselben mit ihr vorgegangen, war ihr völlig unbekannt. Die ersten Verhältnisse ihres Seyns nennt sie jezt ihren alten Zustand, und die lezteren ihren neuen Zustand, und ist sich ihres doppelten Charakters eben so unbewußt, als es zwei verschiedene Personen ihrer respektiven Naturen sind. In ihrem alten Zustande z. B. besizt sie alle ihre ursprünglichen Kenntnisse; in ihrem neuen Zustande weiß sie nur, was sie seitdem erlernt hat. Wenn ihr ein Herr oder eine Dame (oder auch jede andere Sache) in ihrem alten Zustande bekannt gemacht worden ist, so muß sie, damit die Kenntniß eine vollständige werde, dieselben auch in ihrem neuen Zustande erst kennen lernen, und so umgekehrt. Im alten Zustande führt sie die Feder mit großer Fertigkeit, im neuen schreibt sie eine schlechte, wunderliche Hand, da sie noch nicht Zeit und Gelegenheit hatte, sich auszubilden. Während mehr als vier Jahren hat sie periodische Uebergänge von einem dieser Zustände in den andern erlitten. Die Veränderungen erfolgen stets nach einem langen und tiefen Schlafe. Sie selbst sowohl wie ihre Familie findet sich jezt in die Sache ohne weitere Schwierigkeit. Einfach wissend, ob sie sich in dem alten oder dem neuen Zustande *befindet*, richtet man die Gespräche und das Benehmen demgemäß ein. Die Geschichte dieses merkwürdigen Falles wird von dem Herrn Pastor Timotheus Aldin aus Meadville gesammelt.“ Der Verfasser fezt hinzu. „Fälle wie der angeführte haben Einige zu der Folgerung veranlaßt, daß das Gefühl persönlicher Identität eine ursprüngliche Geistesstimmung wäre, die mit einem besonderen Organe verbunden, und daher für sich allein Krankheiten unterworfen sey; und da wir gefunden haben, daß auch jede der andern ursprünglichen Gefühls- und Verstandesfähigkeiten sich durch ein besonderes Organ äußert, so hat es ihnen geschienen, daß der Geist aus einer Vereinigung zusammenwirkender Kräfte bestände. Diese Ansicht stimmt mit den allgemeinen Vorstellungen der Menschen überein, denn die Volkssprache ist nach dem Grundsatze gebildet, daß das Ich des Bewußtseyns etwas von den übrigen Geistesstimmungen Verschiedenes sey.“ Geistreiche, tiefgehende Bemerkungen dieser Art finden wir überall in diesem lesenswerthen Werk. Ein Organ der Individualität aufzufinden, wäre für die Heilung der Irren praktisch, wie für die Physiologie und Psychologie theoretisch vom größten Interesse. Hierzu wie zu vielen andern Bestimmungen bedarf es noch einer reichen Erfahrung und Beispielsammlung. Wie viele Köpfe aus allen

Digitized by Google

Ständen müßten nicht noch betaſtet und ihe Organ verglichen werden. Wie viel wäre nicht ferner noch zu unterſuchen in Beziehung auf die Kauſalität der Neigungen. Rührt das größere Geſchlechtsorgan im kleinen Gehirn von größern Teſtikeln her oder dieſe von jenem? Dies kann nur durch Vergleichung der Gehirnorgane an Kaſtraten berechnet werden. Crome hat für dieſe vergleichende Phrenologie viel geleiſtet, aber das Gebiet der Erfahrung iſt kaum betreten und es bleibt hiefür noch unendlich viel zu thun übrig.

20) Ueber den Sitz der Seele, von Dr. Friedrich Fiſcher. Leipzig, Weidmann, 1833.

Das Reſultat dieſer kleinen Schrift iſt folgendes: „Daß die Seele insbeſondere dem Nervenſyſtem immanirt, und zwar dem Ganzen ohne Unterſchied, daſſelbe nach ſeinem ganzen Umfang allgegenwärtig durchdringt, und nicht bloß in irgend einem Centralpunkte berühret, dafür ſpricht insbeſondere die Thatſache, daß die Seele an allen Orten und Enden des Nervenſyſtems gleich unmittelbar wahrnimmt, empfindet und wirkt. Ich vernehme den Schmerz des Fingers oder der Zehe nicht in einem Centralpunkte des Gehirns, ſondern an Ort und Stelle. Ich rieche in der Naſe, ich ſchmecke auf der Zunge, ich taſte an der betreffenden Stelle der Haut u. ſ. f. Dieſe Thatſache iſt für unſern Begriff der Immanenz oder der unmittelbaren Allgegenwart der Seele in dem ganzen Nervenſyſtem ſo entſcheidend, daß wir faſt ſagen möchten: er trete uns als Erfahrungsſache entgegen. Freilich könnte man immer noch ſagen und nehmen die Theoretiker ſogar allgemein an: dieſe örtliche Appercception ſey bloßer Schein, die Seele projicire und verſetze nur die eigentlich im Gehirn vernommene Empfindung an die Stelle, wovon der Eindruck ausgegangen. Allein wozu dieſe künſtliche Erklärung, die noch überdies nichts taugt? denn woher ſollte doch die Seele die Richtung und den Ausgangspunkt eines Eindrucks wiſſen können, wenn ſie ihm nicht bis an Ort und Stelle nachgehen kann. Jene muthwillige oder gedankenloſe Verläugnung der unmittelbaren Wirklichkeit hat der modernen Philoſophie von Carteſius an alle ihre Verlegenheiten bereitet.“

Wie kommt aber die Seele in den Körper? wie wird ſie, als etwas abſolut Freies, in denſelben gebunden? Darüber ſagt der Verfaſſer: „Einen Aufſchluß und eine Erklärung dieſes Räthſels finden wir in folgender Analogie. Es iſt aus der Chemie bekannt, daß zwei Stoffe, die ſich innig und zu einem neuen Ganzen mit einander vereinigen, ihre beiderſeitigen ſpecifiſchen Eigenſchaften ganz verlieren und verläugnen, und daß der neugebildete Körper Eigenſchaften zeigt, die von denen ſeiner Beſtandtheile ſpecifiſch abweichen. So verlieren ja die Säuren und Baſen in ihrer Vereinigung zu neutralen Salzen ihre auszeichnenden Eigenſchaften gänzlich. Auf eine ähnliche Weiſe nun verliert die Seele, indem ſie ſich mit dem körperlichen Stoffe auf's Innigſte und gleichſam chemiſch zu dem belebten Körper vereinigt, ihre auszeichnenden Eigenſchaften, die Bewußtheit und Freiheit, und wirkt auf eine ganz neue Weiſe, nämlich mit unbewußter und nothwendiger Geſetzmäßigkeit; die Seele wird, in ihrer organiſchen Vereinigung mit dem körperlichen Stoffe zu dem lebenden Körper, gleichſam gebunden. Außer dieſer Gebundenheit exiſtirt die Seele in dem Körper noch mit einem ungebundenen Ueberſchuß von Kraft, der ſich ihrer reinen Natur gemäß, alſo frei und bewußt äußert, aber ſich periodiſch erſchöpft, ſo daß die Seele in gänzliche Gebundenheit verſinkt, nämlich im Schlafe. Vergleichen wir das geiſtige Princip mit der Säure, den körperlichen Stoff dagegen mit der Baſis, ſo iſt der Menſch, wie überhaupt das Thier, ein ſaures Salz; die Pflanze dagegen ein neutrales und zum Theil ſogar ein baſiſches Salz. Denn wie im Thiere das geiſtige Princip mit einem freien Ueberſchuß vorhanden iſt, der ſich ſeiner Natur nach bewußt und willkürlich äußert, und als ſolches die thieriſchen und geiſtigen Funktionen hervorbringt; ſo iſt in der Pflanze der Geiſt oder das organiſirende Princip durch den körperlichen Stoff gänzlich geſättigt und gebunden, zum Theil iſt der körperliche Stoff ſelbſt im Ueberſchuſſe vorhanden und kryſtalliſirt, weil ungebunden durch den Geiſt, ſeiner organiſchen Natur folgend. Daß ein Ueberſchuß körperlichen Stoffes den Geiſt binden und in Unfreiheit und Bewußtloſigkeit verſenken kann, ſpringt aus der allgemeinen Erfahrung entgegen, daß das Uebermaaß von Speiſen und Getränken den Geiſt niederdrückt und beſchwert. Der Sitz der Seele, ſo weit ſie ungebunden und ihrer reinen Natur gemäß wirkt, iſt das Nervenſyſtem; alle übrigen Organe dagegen ſind der Sitz der gebundenen Seele.“

Und hieraus folgt für den Unterſchied der Pflanzen und Thiere: „Pflanzen- und Thierwelt bilden bekanntlich keine einfache aufſteigende Stufenreihe, ſo daß die vollkommenſte Pflanze ſich unmittelbar an das niederſte Thier anſchlöſſe; ſie ſtellen im Gegentheil eine doppelte, polariſch auseinanderlaufende Reihe dar, ſo daß die vollkommenſten Pflanzen und die vollkommenſten Thiere je an die Pole zu liegen kommen und die niederſten Pflanzen und Thiere aneinander grenzen und ineinander übergehen. Je inniger nämlich die gegenſeitige Bindung des organiſirenden Princips mit dem körperlichen Stoffe iſt, eine deſto vollkommnere, d. h. reichere, beſtimmter und feſter organiſirte Pflanze entſteht; je mehr dagegen das organiſirende Princip ſich löst, deſto unvollkommnere und

Digitized by Google

verschwimmender wird die Textur, in demselben Grade aber erwacht das organisirende Princip zur Empfindung und Thierheit. Die niedersten Thiere, die Polopen, die Thiere der Korallen und Schwämme, die Quallen stoßen mit den niedersten Pflanzen, den Algen und Pilzen, zusammen, als weiche, gallertartige Gebilde, welche gleichsam eine untereinander gemischte Vegetation und nervöse Masse darstellen. Je höher der thierische Organismus sich entwickelt, in dem Grade tritt das nervöse und das vegetative Sostem geschieden auseinander."

Diese Erklärungsart läßt leider noch gewaltig viel zu errathen übrig, denn wenn wir nun auch den Sitz der Seele im Körper, oder das Mittel, wodurch die Seele im Körper wirkt, kennen gelernt haben, so kennen wir noch lange nicht die Seele selbst.

21) Der Zusammenhang der Seele mit der Geisterwelt, populär dargestellt und belegt mit einer Sammlung merkwürdiger Beispiele ꝛc. Von Prof. W. Stilling. Ludwigsburg, Imle und Krauß, 1834.

Eine bloße Kompilation, wahrscheinlich angeregt durch das Interesse, welches Gegenstände dieser Art in neuester Zeit gefunden haben. Da sich der Sammler auf eine kleine unbedeutende Einleitung von eigner Hand beschränkt und übrigens nur aus mehr oder weniger bekannten Quellen eine Menge interessanter Be spiele zusammengetragen hat, so hat dieses Buch immer den Werth einer kleinen Chrestomathie.

22) Heilung einer gefährlichen Krankheit durch Idiosomnambulismus, und die von dem Kranken im magnetisch hellsehenden Zustande verordneten homöopathischen Arzneimittel, nach eigner sorgfältiger Beobachtung geschildert von H. A. Freiherrn von Gersdorff. Eisenach, Bärecke, 1833.

Wenn der Verfasser meint, daß manchen Leser Manches in dieser Schrift seltsam bedünken wird, so irrt er sich nicht. Ich will dahin nicht rechnen, daß der Kranke (ein junger Mensch in Eisenach) während seines magnetischen Zustandes kein Frauenzimmer und keinen Mißton in der Nähe leiden konnte, daß er jeden Schuß hörte, der damals vor Antwerpen losging, und daß er sich selbst homöopathische Mittel verordnete. Diese Erscheinungen sind zwar ungewöhnlich, aber doch analog. Es ist zwar seltsam, daß es den Somnambulen nicht schon früher eingefallen ist, homöopathisch zu kuriren, allein man will ja bemerkt haben, daß sich die Kranken deßfalls nach den Methoden der Aerzte richten, die mit ihnen in Rapport stehen. Woher käme es denn sonst, daß Kranke nur überhaupt Arzneimittel nennen, von denen sie vorher nie etwas gehört haben?

Ganz neu und in der That auffallend ist der besondere Umstand, daß der Kranke in Eisenach in die fürchterlichsten Krämpfe gefallen und in seiner Kur zurückgekommen seyn soll, wenn nicht fünf bestimmte männliche Individuen aus seiner Bekanntschaft während seines täglichen magnetischen Schlafes in demselben Zimmer, und sogar auf demselben Sitze unverrückt (ohne zu wechseln und ohne nur einen Augenblick hinausgehn zu dürfen) anwesend bleiben. Die Art, wie der Kranke deßfalls diese fünf Personen chikanirte, und sodann die einigemal vorkommende Vision eines Teufels, mit dem der Kranke sich herumbalgte, beweisen wenigstens, daß das cholerische Temperament diesen magnetischen Zustand stark beherrschte, und diese Herrschaft des Temperaments über den Magnetismus (des Bluts über den Nerven?) könnte sich vielleicht auch in andern Krankheitsgeschichten finden, z. B. das Uebergewicht der Melancholie in manchen Visionen. Ueberhaupt hat man über das Verhältniß des Temperaments zum Magnetismus wohl noch zu wenig Beobachtungen angestellt, und selbst Hensler hat es in seiner vortrefflichen Abhandlung über die verschiedenen Arten des Magnetismus übergangen.

Herr von Gersdorff hat die vorliegende Krankheitsgeschichte sehr ausführlich und ausdrücklich „für Aerzte" erzählt, daher auch namentlich der physische Zustand des Kranken, alle Arten seiner Krämpfe ꝛc. *genau verzeichnet.*

23) Geschichte eines natürlichen, durch sich selbst entwickelten Somnambulismus. Beobachtet im Jahre 1831—1832 von Dr. Michael Hanack. Leipzig und Kaschau, Wigand, 1833. S. 130.

Ein junger Mensch, der als kleiner Knabe einmal von einem gelben Hunde gebissen worden, verfiel im sechzehnten Jahr in eine „mit Starrsucht wechselnde Extase" und durch Berührung sogleich in den magnetischen Schlaf, in welchem er außer den gewöhnlichen Symptomen dieses Zustandes insbesondere eine große Empfindlichkeit der Geschmacksnerven verrieth. Er schmeckte z. B. den Glockenton, und sagte, so oft eine bestimmte Thurmglocke geläutet wurde, daß diese Glocke mehr Silber enthalten müsse als andere, weil er davon einen pikanten Geschmack und Nadelstiche bekam. Auch sah er in seinen Magen und bekam davon solchen Eckel, daß er namentlich keine Fleischspeise mehr essen wollte. Außerdem sind besonders die furchtbaren Krämpfe dieses Kranken merkwürdig. Die Beschreibung der ganzen Krankheit ist von einem Arzt für Aerzte bestimmt und sehr umständlich.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 113. 10. November 1834.

Topographie.

Beschreibung von Stuttgart, hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen. Eine Festgabe der Stadtgemeinde Stuttgart zur Begrüßung der deutschen Naturforscher und Aerzte bei ihrer zwölften Versammlung im September 1834. Verfaßt von Prof. Dr. Plieninger, wissenschaftl. Sekretär der Centralstelle des landwirthschaftl. Vereins. Stuttgart, gedruckt bei C. Hoffmann, 1834. 125 S. 4to.

Ehe wir dieses Kind eines polyandrischen Connubiums, um welches sich der Herausgeber durch Uebernahme der Pathenstelle, sowie die Verlagshandlung durch die sorgfältige Erfüllung ihrer Mutterpflicht wesentliche Verdienste erworben haben, mustern, können wir uns nicht versagen, das Kleid etwas näher zu betrachten, mit welchem es der durch seine Zeichnungen zur Geschichte der sieben Schwaben bereits rühmlich bekannte Dr. Fellner geschmückt hat.

Die vordere Seite des Umschlages deutet uns durch die in der Mitte thronende weibliche Figur sogleich die Bestimmung der Schrift an. Es ist Isis, die freiwillig ihren Schleier lüftet, zu ihren Füßen liegt der Löwe, der König der Thiere, ihre Herrschaft über die ganze lebende Natur bezeichnend; auf ihrem Schooße ruht die Schaale, aus welcher die Schlange, das gemeinschaftliche Sinnbild der Heilkraft, der Wachsamkeit und der Klugheit, begierig schlürft. Zu ihren Seiten stehen zwei Genien, der eine mit dem Senkblei, der andere mit dem Winkelmesser. Am obern Theile des Thrones fällt uns der Scarabäus, das Symbol der Schöpferkraft, in die Augen, umschlungen von einer im Kreise gewundenen Schlange, dem Sinnbilde der Ewigkeit. An den Stufen desselben ist zur linken Seite eine weibliche Figur gelagert, die aus einem Füllhorn, das, mit Früchten und Blumen gefüllt, ihr von einem Genius dargeboten wird, mit lezteren den Boden bestreut; die Mauerkrone auf ihrem Haupte und der Schild an ihrer Seite mit dem Wappen von Stuttgart (eine Fohle mit fangendem Füllen) erklären ihre Bedeutung und geben zugleich Aufschluß über den auf der rechten Seite des Bildes ihr gegenüberliegenden Nachbar, einen Flußgott, der mit ernster Miene den dünnen, schwer fließenden Strahl Wassers betrachtet, welchen ein neckischer mit Blumen bekränzter Knabe dem aus der Urne des Gottes hervorströmenden Flusse zugießt.

Dieses vortreffliche Bild, das vielleicht durch eine weniger symmetrische Haltung der Hauptfigur noch gewonnen hätte, umfaßt ein in mehrere Felder abgetheilter

Rahmen, deſſen vier Ecken von kleinen Genien in Beſitz genommen ſind, die durch ihre kindliche Geſtalt den Wiſſenſchaften, welche ſie vorſtellen, noch eine lange Reihe von Phaſen ihrer ferneren Entwickelung prophezeien. In den oberen Ecken erblicken wir die Aſtronomie und die Zoologie, leztere mit einem Schmetterling beſchäftigt. Das längliche Feld zwiſchen beiden füllt das geſtirnte Himmelszelt, von einem Segment des Thierkreiſes durchzogen, in deſſen Höhe das Zeichen der Jungfrau (mit Bezug auf die Zeit der Zuſammenkunft des Naturforſcherevereines) ſichtbar iſt. In den beiden ſeitlichen Feldern des Rahmens bringt uns der Künſtler aus dieſen hohen Regionen ganz ſachte zur Erde zurück, durch allerliebſte Arabesken, deren ungezwungene Verzweigungen aus Eichen hervorſproſſen und die in der Höhe mit Vögeln, unten mit Vierfüßern belebt ſind, worunter einerſeits Pferde, anderſeits Hirſche beſonders hervortreten, zu deren Wahl die Wappen von Stuttgart und von Würtemberg Veranlaſſung gaben. Die beiden unteren Ecken des Rahmens nehmen die Botanik und die Mineralogie ein. In dem länglichen, dazwiſchen liegenden Felde führt uns der Künſtler in fünf durch eine zierliche Verbindung von Laub und Kryſtallen gebildeten Kränzen zu den im Schooße der Erde ruhenden ſtummen Zeugen einer untergegangenen Welt (Verſteinerungen) und zu den die Tiefen der Gewäſſer belebenden Schalthieren, erinnert uns durch die Salamander an die myſtiſchen Gebiete der Naturkunde und ſchließt in der Mitte den Rahmen mit einem auf einen Kelch geſetzten Drudenfuß, vermuthlich als Zeichen des Wohlergehens, wiewohl wir ihn auch gerne als Zauberzeichen nehmen, das uns zum genußreichen Beſchauen dieſes Bildes bannt.

Die Kehrſeite des Umſchlages iſt auf dieſelbe Weiſe abgetheilt. Auf dem Hauptbilde in der Mitte ſehen wir um einen Eichenkranz, in welchen die Zeit der Verſammlung eingeſchrieben iſt, vier Genien ſchweben, welche den willkommenen Gäſten unter Sang und Klang die Gaben des Herbſtes, Trauben und Wein, darbieten. Die Ecken füllen kleinere Loorbeerkränze, in deren Mitte Sterne leuchten. Das obere längliche Feld füllen zierliche Arabesken von Winden, das untere durch Kränze verſchlungene Gaben. Die beiden ſeitlichen Felder des Rahmens zieren Ranken von Weinreben, die um Thyrſusſtäbe ſich winden.

Was nun dieſe Scheift ſelbſt betrifft, mit deren Ueberreichung die Stadt Stuttgart ihren Gäſten unſtreitig die zweckmäßigſte Ehre erwieſen hat, ſo beſteht ſie aus einer zu einem Ganzen verflochtenen Reihe von Beiträgen, welche von ungefähr zwanzig oder mehr Mitarbeitern je über die ihnen durch Beruf oder durch Liebhaberei naheliegenden Gegenſtände geliefert wurden. Wenn der Herausgeber auf die vielen Schwierigkeiten aufmerkſam macht, welche die Bearbeitung fremder Materialien in ihrer Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit zu einem Ganzen, ſowie die Sorge für möglichſte Kürze der Darſtellung neben dem Streben nach möglichſter Vollſtändigkeit darbot und deßhalb um die Nachſicht der Leſer bittet, ſo müſſen wir anerkennen, daß er uns dieſe Schwierigkeiten in Rückſicht auf die kurze, ihm zu der Arbeit gegönnte Zeit im Allgemeinen glücklich überwunden hat.

Unter Berückſichtigung des Zweckes der Schrift, die Geſellſchaft deutſcher Naturforſcher und Aerzte mit ihrem diesjährigen Verſammlungsorte bekannt zu machen, theilte der Herausgeber dieſelbe in zwei Hauptabſchnitte, einen allgemeinen, der Beſchreibung der Stadt, ihrer Umgegend, ihrer Sehenswürdigkeiten u. ſ. w. gewidmeten, und einen zweiten mit den Zwecken jener Geſellſchaft in näherer Beziehung ſtehenden beſonderen Theil, der die natürlichen und mediciniſchen Verhältniſſe Stuttgarts beleuchtet. Ganz zweckmäßig iſt dem zweiten Abſchnitte mehr Raum gegönnt, als dem erſten. Dieſer enthält zuerſt geſchichtliche Notizen, geht dann zu der Beſchreibung der Stadt (Lage und Umgebung, Größe, Straßen, Gebäude u. ſ. w.), zu den öffentlichen Anſtalten, zu den vielen Vereinen und Geſellſchaften zu allen möglichen Zwecken über, ſchildert die Sammlungen, ferner die Einwohner nach ihrer Zahl, Gemeindeverfaſſung, ihren Nahrungsquellen, ihrer Lebensart und ihrem Charakter. Weiter folgt eine gedrängte Schilderung der Umgebungen und endlich Nachrichten über die Gewäſſer und Brunnen Stuttgarts, die wohl eben ſo gut im zweiten Hauptabſchnitte Platz gefunden hätten. Der leztere macht uns dann mit den klimatiſchen und naturhiſtoriſchen Verhältniſſen der Gegend und mit den naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen bekannt, worauf er zu den mediciniſchen Verhältniſſen übergeht. Unter dieſen wird zuerſt die Medicinalverfaſſung der Hauptſtadt, dann die Krankenanſtalten, die Gebuets- und Sterblichkeitsverhältniſſe beſprochen, ferner die am häufigſten vorkommenden Krankheiten, die obſtetriciſchen Verhältniſſe, woran ſich ſchließlich noch kurze Notizen über den ärztlichen Verein in Würtemberg und über die königl. Thierarzneiſchule in Stuttgart reihen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß der zweite Theil der Schrift mehr Neues enthält, als der erſte, deſſen Gegenſtände in neuerer Zeit öfters und zum Theil ausführlicher bearbeitet worden, während die mediciniſche Ortsbeſchreibung von Stuttgart ſeit der vor 20 Jahren von Cleß und Schüblee herausgegebenen Topographie keinen Bearbeiter mehr gefunden hat, und von den naturwiſſenſchaftlichen Verhältniſſen bis jezt eigentlich nur die Flora beſonders bearbeitet war. Indeſſen

Digitized by Google

enthält auch der erste Theil sehr schätzbare, theilweise vor früheren Arbeiten sich auszeichnende Beiträge, die den Wunsch rege machen, es möchte darauf eine auf einen weiteren Kreis von Lesern berechnete Beschreibung von Stuttgart gegründet werden, wobei sich wohl einige Mängel der gegenwärtigen, die in den vom Herausgeber selbst berührten verschiedenen Rücksichten ihren Grund haben mögen, werden vermeiden lassen. Dahin rechnen wir, daß der Herausgeber bei der Entwerfung seiner Porträts öfters zu glänzende Farben gewählt zu haben scheint, indem ihm bei einzelnen Anstalten u. s. w. Nichts zu wünschen bleibt, wo manche Andere, die das Nil admirari nicht eben zu weit treiben, doch noch ein und das andere zur Vervollkommnung für nöthig halten. Indessen Jeder mißt mit seinem Maaße, und wir sind nicht gemeint, das unserige geradezu für das absolut richtige aufzustellen. Der Tendenz der Schrift nicht angemessen aber finden wir einige nur dem mit Stuttgart Bekannten verständliche ironische Anwandlungen des Herausgebers, wenn er z. B. beim Theater der bequemen und zur Sicherheit bei Feuersgefahr dienenden zahlreichen Ausgänge erwähnt, wenn er von der Reinlichkeit des Schlachthauses spricht, dessen unpassende, mit weiteren Inkonvenienzen verknüpfte Lage unsers Wissens von den städtischen Behörden so weit erkannt ist, daß man es gerne durch ein besseres ersetzen möchte u. dgl. Die Verlagshandlung hat für die äußere Ausstattung, auch durch die lithographischen Beilagen (eine Ansicht von Stuttgart, ein Plan der Stadt und ein zweiter von der Umgegend) das Ihrige auf die lobwürdigste Weise beigetragen und den Zweck, die fremden Gäste durch eine schöne Gabe zu ehren, nach Kräften gefördert.

W. A. R.

Taschenbücher auf 1835.

Den Chamisso-Schwab'schen Musenalmanach haben wir bereits angezeigt. Unter den übrigen erregen folgende zwei:

Tiecks Novellenkranz,

Urania,

immer die größte Erwartung bei der poetischen Welt, weil man gewohnt ist, hier regelmäßig etwas Neues von Ludwig Tieck zu finden, was sich von der Masse des Almanachsutters unterscheidet und gar nicht mit diesen fabrikmäßigen Alltäglichkeiten zu vergleichen ist. Der Novellenkranz enthält diesmal wieder eine einzige lange Novelle: „Die Vogelscheuche," und in der Urania gibt Tieck eine kürzere: „Das alte Buch und die Reise in's Blaue hinein." Zufällig oder nicht, ist zwischen beiden eine gewisse Aehnlichkeit. Sie sind kritisch-polemisch und gegen die Tendenz der Zeit gerichtet, welche sich von dem ästhetisch-aristokratischen Goetherdum abwendet. Als ein gewandter Dialektiker schickt er einige geistreiche Schilderungen des über Deutschland hereingebrochenen Ungeschmacks voraus, bevor er auf die moralische Opposition gegen seinen Schützling zu sprechen kommt, so daß es aussieht, als ob beides, jener Ungeschmack und dieses sittliche Gefühl, ein und dasselbe sey. Beides sind aber sehr verschiedene Dinge, und die Lächerlichkeiten des einen können den Ernst des andern nicht entwaffnen. In Bezug auf jenen haben wir mit Tieck immer übereingestimmt, und eifriger und früher als irgend Jemand diese Romanfabrikation, diese Entweihungen der Bühne ꝛc. angegriffen; aber in Bezug auf das letztere sind und bleiben wir dem liebenswürdigen, aber zu weichen Tieck schnurstracks entgegen. Der Sinn der Zeit, der sich von dem ästhetischen Egoismus und den wahrhaft erbärmlichen Eitelkeiten der Goethe'schen Schule abwendet, ist ein männlicher Sinn, der Recht behalten wird für alle Zeiten, und über den sich nur noch die verwöhnten Kinder eines Zeitalters verwundern, das eben wegen seines unglaublich weibisch eitlen Wesens nie, niemals wiederkehren kann.

Ueber die Romane à la Walter Scott spricht Tieck: „Wir lesen jezt keinen Roman oder keine Erzählung, in der unsre Phantasie nicht durch Beschreibung des Kostüms, zu deutsch: der Kleider, wunderlich gebildet wird. Es liegt uns als moralischen oder fühlenden Menschen vielleicht gar nichts an diesem und jenem Lump, welchen der Erzähler auftreten läßt, ob er lebt, stirbt, oder sich bessert, ist uns völlig gleichgültig; es wäre auch unbillig, vom Verfasser zu verlangen, daß er uns interessire, da unser Herz sich einmal nicht zwingen läßt; aber im sogenannten Plastischen wird uns Alles klar, was der Lump für Hemdsärmel, Hosen, Kamaschen u. dgl. getragen hatte, ob viele oder wenige Knöpfe auf seinem Rocke, ob diese metallene oder besponnene waren. So erheben wir uns durch vieles Lesen, daß wir die Natur und Wirklichkeit endlich selbst anschauen lernen, und Jeder von uns kann nach einigen Jahren Inspektor einer fürstlichen Garderobe werden. Ein großes, reiches Talent, welches seine Kunst der Darstellung oft gemißbraucht hat, hat alle seine Nachahmer in schreibende Schneider, oder zuschneidende Schreiber verwandelt. Seitdem ist denn auch unser Theater noch weit mehr wie ehemals eine Schule für die Schneiderkunst geworden, und wie denn die Bühne mit Recht eine Schule der Sitten genannt wurde, so kann es wohl nur ein Ungebildeter tadeln, wenn man dort in Kleidung und Ausstaffirung so oft das ganz Häßliche und Abgeschmackte sieht, sey es in blechernen Rüstungen, Stacheln an Knie und Ellenbogen, Visierhelmen mit hoch aufrecht stehenden Federn, oder Tricot-Anzügen und Stiefelchen nach Art

Digitized by Google

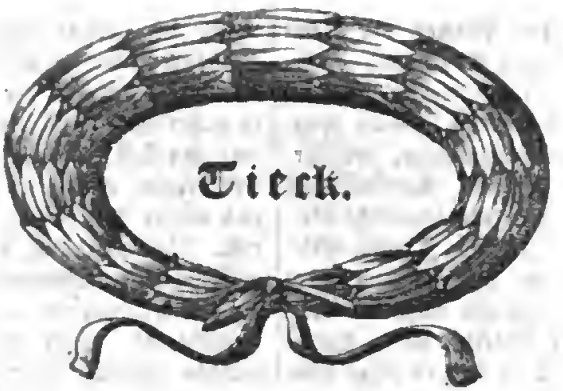
der Springer und Seiltänzer, aber die widerwärtigen Hauben, klafterbreiten Schultern und Poschen der Damen, Halskrausen u. dgl., oder was man die Charakter-Anzüge und das fremdartige Kostüm nennt. Denn da uns nur so selten vergönnt ist, das wahrhaft Schöne hervorzubringen, dieses auch, wenn es erscheint, die Sinne der meisten Menschen in ihrer schläfrigen Ruhe läßt, und also fast nur negativ bleibt: so ist der Versuch, durch die Darstellung des wahrhaft Häßlichen den Schönheitssinn durch den Gegensatz zu wecken, gewiß mehr als zu billigen."

Auf eben so angenehme Art spottet Tieck über die Kunstnarren und alles erschöpfenden Ciceronés, obgleich diese recht eigentlich der Goethe'schen Schule zugehören. Ein reisender Prinz wird durch eine in der Geschwindigkeit aus Wirthshausschildern zusammengesezte Kunstausstellung geführt. „Als der Prinz mit seinem Begleiter eintrat, gingen ihm die Herren entgegen, und der Magister Ubique war derjenige, der sich ihm sogleich als Cicerone und Erklärer der Bildwerke vorstellte. Der Prinz nahm seine Lorgnette zur Hand, und der Kammerherr Hollabrum sezte seine Brille auf, um, so gerüstet, die Werke mit Aufmerksamkeit und Nutzen betrachten zu können. Das erste Bild war das unbedeutendste, das Schild eines Bäckerladens, uralt und schwarz, eine Bretzel, von zwei Löwen angefaßt, eine ungewisse Stellung, ob sie das verschlungene Backwerk halten oder zerreißen wollten. Dieses Bildwerk, mein gnädigster Herr, begann Ubique seine Erklärung, ist ohne Zweifel eines der ältesten, welches unsre Stadt besizt, es erinnert an die Zeit des Giotto oder Cimabue, und wenn es auch nicht aus diesem Jahrhundert herrühren sollte, woran ich selber mit Recht zweifle, so ist es in Kolorit und Zeichnung dem Alterthum angemessen, ja in Ansehung der einfachen Darstellung, der fast steifen Symmetrie und der tiefsinnigen und mystischen Symbolik prägt es den Charakter der allerältesten Kunstperiode aus. Wir sehen, den Mittelpunkt des Gemäldes macht das Backwerk, welches wir im gemeinen Leben eine Bretzel nennen. Scheinbar ein geringfügiger Gegenstand, den aber der sinnige alte Künstler, welcher seinen Dante gewiß studirt und begriffen hatte, so braucht, daß wir an das Größte und Bedeutendste durch ihn erinnert werden. Ich weiche nämlich vom Adelung und andern Sprachforschern bedeutend in der Etymologie des Wortes Bretzel ab. Vom uralten Ratisha stammt sie ab, unser Rathen, berathen, Rathschluß sind von jenem Stammworte abgeleitete Bedeutungen; späterhin das Räthsel, und wie ich sage „rathen" und „berathen" und beide dasselbe bedeuten, so meine ich auch, daß Räthsel und Bretzel ursprünglich ein und dasselbe Wort sind, was auch die Bemerkung bestätigt, daß in manchen Provinzen, wie im Elsaß heut zu Tage, die in der Mitte zusammengewachsenen Augenbrauen eines Menschen ein Räthsel heißen. Dieses Räthsel, was kann es anders seyn, als die Tiefe des Lebens selbst? Und wie, womit ward dieses von jeher angedeutet? Die nährende Erde, die Mutter, Demeter, das Waizenkorn im Gleichniß sowohl wie in der Wirklichkeit ward von den ältesten Zeiten her als mystisches Symbol dem Menschengeiste gegenwärtig. Wir wissen nicht die eigentliche Beschaffenheit der eleusinischen Mysterien, aber doch so viel, daß sie sich auf die sogenannte Demeter bezogen. Also ist diese sogenannte Bretzel hier ein Räthsel, ein Mysterium, nicht sind es zwei in einander geschlungene Arme, sondern es stellt uns ein gedankenvolles Backwerk eines denkenden Künstlers dar, der hier seine Vertrautheit mit dem Alterthum bekundet. Ein solches Räthsel, wie dieses, braucht nicht aufgelöset, nicht zerrissen zu werden; es übergibt sich in seiner Lebensfülle dem freundlich Genießenden, man beiße hier an oder dort, man wird immer im Mittelpunkte des Verständnisses seyn; so löset es sich selbst, wie alles Geheimnißvolle, wie die Liebe, wie die Kunst, wie die Anschauung des Höchsten. Dem Thoren ein vielverschlungenes Räthsel, dem sich gläubig Hingebenden ein süßer Genuß. Aber das höchste Geheimniß darf nicht ohne Wächter seyn. Von den Eleusinien wurden die Ungeweihten zurück gehalten, bei den Egyptern war die Sphinx der Wächter, sie selbst ein Räthsel, welches als solches in der thebischen Mythe auftritt, und dem Oedipus die Macht, und ihm und seiner ganzen Familie den Untergang bereitet. Sein Daseyn war gegen den Willen der Götter, ein frecher, weltlicher Heros zerstört er das Geheimniß, wird elend, und kann nur durch Mysterie und seltsame Weihe des Todes gesühnt zur Schattenwelt eingehn. Auch bei den Sagen des Mittelalters finden wir Wächter des heiligen Graals. Aber schon früh, schon vor dem Christenthum ward der Löwe als Symbol der Kraft, als Schützer des Heiligen beliebt, der Löwe vom Stamm Juda, dann die Vertheidiger so vieler fürstlichen und andern Wappen. Welche große Bedeutung das Brod, die Frucht der Erde, im Christenthum wieder erhalten hat, brauche ich nur in Erinnerung zu bringen, und wie ich in meiner Ansicht der Bretzel Recht habe, beweiset, daß schon in der katholischen Zeit, und gewiß schon in frühern Jahrhunderten in der Zeit der Fasten ganz eigene Fastenbretzeln gebacken wurden, welcher Gebrauch sich noch bis auf unsere Tage erhalten hat."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 114. 12. November 1834.

Taschenbücher auf 1835.

(Schluß.)

„Ja, denken soll der Mensch in dieser Zeit der Buße über die Geheimnisse und die hochwichtigen Gegenstände. Der Wächter, der Löwe rechts sieht dem Beschauenden gerade in's Gesicht, als spräche er: schaue, denke, erwäge! Jener links ist nur um ein weniges dem Räthsel, welches er in den Pfoten hält, und der geheimnißvollen Speise zugewendet; er ist der forschende Wächter, der denkende Geist, der immerdar nachsieht, ob nichts am Heiligen verlezt ist, ob es noch in seiner Ganzheit besteht. Die Löwen selbst aber stehn in der Luft, ohne alle Basis, auf die sie den Fuß setzen könnten. Wahrlich! groß gedacht! Nicht von der Erde, vom Irdischen kann dieses Verständniß ausgehn, es ruht ganz auf sich selbst, hat in sich Genüge und verschmäht, was die gewöhnlichen Menschen Dauer und Festigkeit nennen. — Will der Kenner übrigens die Löwen selbst als etwas zu sehr im Byzantinischen Styl dargestellt, tadeln, will ich hierin den alten Künstler nicht unbedingt rechtfertigen: aber zur Entschuldigung wird ihm dienen, daß er die ganze Kraft seines Gemüthes auf das Ideal dieser sogenannten Bretzel wendete. Und so ist dieses uralte Denkmal gewissermaaßen als die erste Ankündigung oder Ahnung des Werkes anzusehen, welches späterhin auf andere Weise, aber auch noch immer symbolisch, der unsterbliche Raphael in seinem ersten großen Freskogemälde, der sogenannten Disputa ausführen wollte."

Um der Novelle eine heitere Abwechslung zu geben, hat Tieck den prosaischen Personen, die darin handeln, zarte Elfen und eine poetische Blumenwelt zugesellt, und dieser Kontrast dient zugleich dem kritischen Zweck des Ganzen. Ein Elfe drückt sich also aus: „Der Schmuck ist in unserm Reiche etwas Heiliges, und da wir keine Mode haben, so sehen wir bei uns das Reizende, Schöne und Prächtige, und eben so häufig das Barocke, Alberne und Tolle; denn solche Geister, wie unser Puck, und alle ihm ähnliche, haben eine Lust daran, sich oft ganz verrückt auszustaffiren. Sie plündern alle Naturreiche, um von Fischen, Vögeln, Pflanzen, Muschein und Moosen zusammen zu suchen, was irgend komisch aussieht und Lachen erregt. So ist Kleidung bei uns Sitte und Poesie, aber kein Gesetz, denn auch im Nackten sind wir unter uns ohne Angst und Schaam. Aber nur selten tanzen und schmausen wir so. Wie ihr Menschen nur immer verschweigt und in Geheimniß deckt, was sich nur der glücklichen Liebe enthüllt, so denkt in den Pflanzen, wie sie unbewußt sind, die Natur ganz im entgegengesezten Sinn. Die magischen Theile, durch welche sie sich erzeugen und fortpflanzen,

sind bei ihnen die Blüthe. In den Blumen vor allem prangt und glänzt unverhüllt als Schmuck und eitler Rausch dies Geheimniß. So heilig und fromm die Lilie aussieht, breitet sie doch eben so wie die lachende Rose nur in scheindarer Keuschheit den weißen Kelch, der ihr Schooß ist, dem entzückten Menschen hin. Unerschöpflich phantasirt in den Blumen dies zeugende öffentliche Geheimniß der süßen Begattung: in Formen, Farben, Mischungen, Allegorien und Symbolen. Und je unschuldiger die Jungfrau ist, je reiner der Sinn des entzückten Liebenden, um so schöner und edler erscheinen ihree Phantasie und ihren Sinnen diese ihnen so klar entgegen blühenden Geheimnisse, die sie nur ahnen, sich nicht deutlich erklären. So ist dem Menschen Unschuld und Blume, Kindheit und Blüthe Ein Wort, und doch geht bei ihm die Kindes-Unschuld verloren, so wie er sich des Triebes und Geschlechtes bewußt wird. Er könnte ein Buch über die Liebe schreiben, sagte Heinzemann. Was bei den Menschen Schaam ist, fuhr Alfieri fort, ist bei den Pflanzen Nahrung und Essen. Der Mensch zählt Mund und Lippen zu seinen edelsten Theilen, er schämt sich des Essens und Trinkens nicht: wie wir Geister sieht er oft Grazie und Anmuth in diesem Thun, die Blume und Pflanze denkt anders. Sie versteckt die häßlichen Wurzeln, mit welchen sie ißt, in die Erde. Sie sind ohne Farbe und Licht. Oft werden sie durch das genährt, was der Mensch verabscheut."

Warum aber fällt Tieck aus der heitern Ironie in den ernsten polemischen Ton? Warum zerstört er den freundlichen Eindruck seiner Novelle durch die Herbeiziehung von bekannten Gehässigkeiten? Ist die Poesie nicht ein ewig neutraler Boden, ein geheiligtes Asyl, ein friedliches Paradies, und gehört der kritische Streit nicht außerhalb ihres Gebiets auf den rauhen Acker der prosaischen Wahrheit? Nur in seiner Vorrede zu den Werken von Lenz oder in seinen dramaturgischen Blättern, nicht aber in einer poetischen Novelle sind seine Reklamationen in Betreff Goethes und der Schlegel am rechten Orte. Um Männer von solcher Bedeutung *gerecht* und *vollständig* zu würdigen, muß man sie nicht einzeln, nicht Einzelnes an ihnen herausgreifen, sondern sie in ihrem Verhältniß zur Literargeschichte, in ihrer Beziehung zu allen verwandten oder entgegengesetzten Richtungen der Poesie würdigen, und auch das ist noch nicht genug; sofern sie auch direkt oder indirekt auf das Leben, außerhalb der Poesie, eingewirkt haben, muß man sie auch in ihrer Beziehung zur sittlichen und politischen Geschichte würdigen. Thut man dies aber, so erkennt man unschwer, daß jene poetischen Geister, indem sie die Kunst über alles und sich wieder über die Kunst stellten, alle die Tendenzen des neuen Jahrhunderts beleidigt haben, die neben und sogar über der Kunst noch etwas Anderes gelten lassen, unter allen Umständen aber die Person der Sache unterordnen, und die kokette Eitelkeit der deutschen Poeten für etwas um so Lächerlicheres und Verächtlicheres halten, als gerade zu deeselben Zeit, in welchee sie sich spreizten, Deutschland seine tiefste Erniedrigung durch innere Demoralisation und äußere Unterjochung erlebte. Es ist eine weithistorische Thatsache, daß die Epochen der französischen Revolution und Napoleons, an der sich die ganze Versunkenheit der deutschen Verhältnisse auf eine für uns so demüthigende Weise erprobte, zusammenfällt mit dem goldnen Zeitalter Goethe's; und es ist eben so gewiß, daß jene Herabwürdigung der Nation und diese Vergötterung der Person in einem inneren Zusammenhange stand, wenn ich auch nicht behaupten will, daß Goethe die Leute noch weichlicher, eitler und weibischer gemacht hat, als sie in der Zeit der Perrücken und Zöpfe ohnehin schon waren. Gegen solche Thatsachen rede, wems gefällt, und die Konsequenz davon dringe aus den Köpfen und Herzen, wers kann. Da Ludwig Tieck dieses gewiß nicht kann, sollte er auch jenes nicht wollen.

Die Novelle in der *Urania* ist so ähnlichen Inhalts, daß sogar die Eisen wiederkehren. Hier finden wir eine starke Apostrophe gegen die *neufranzösische Romantik*. „Ein ausgezeichneter Gnome (man will sogar Hannes nennen) soll als ein Hofmann Deutschland entzückt und sogar die Franzosen, die große Nation, neu revolutionirt haben. Ich sage: unwahrscheinlich. Hofmann, als ächter Deutscher, war viel zu sehr redlich und selbst sentimental in Kobolde und Teufelslarven verliebt, um selber Kobold seyn zu können. Abee in Frankreich erhebt sich ein neues großes Jahrhundert, was, den Musen zum Trotz, von jenen Gnomen und Kobolden zu einer wundervollen Höhe hinauf getrieben wird. Unter diese hat man wirklich (Talleyrand und andere wahrheitsliebende große Männer haben es ihren Freunden, diese haben es ihren Bekannten, und einer dieser Bekannten hat es mir gestanden), den Arsenikprinzen Hannes und seine Freunde losgelassen, um ein neues, großes Säculum zu stiften. Romantische Schulei Das ist ein Wort, vieldeutsam, unverständlich, nach Gelegenheit dumm. In Brandenburg, meinem Vaterlande, heißt *manschen* odee *mantschen* etwas Widriges und Ekelhaftes durcheinanderwerfen und mischen, wie im Blut des geschlachteten Viehes handthieren, mit Dem, was der Verwesung gehört, sich gemein machen; wenn die Kinder in schmutzigen Pfützen mit den Händchen plätschern: alles dies garstige Treiben nennt der gemeine Mann in Berlin, Brandenburg, Havelberg, in der Prignitz und Altmark, und ich weiß nicht, wie hoch nach dem Norden hinauf, *mantschen*. Wenn dies nun recht gemein und roh, unmenschlich und

Digitized by Google

kannibalisch geschieht, so hätten wir etymologisch erklärt, das rohe Mantschen. — O ihr zarten Geister und feinen Gedichte des Gottfried von Straßburg, du heiliger Parcival, mystischer Titurell, du edler, geistig witziger Arioſt, glänzend gutmüthiger Taſſo, o du hellstrahlender Camoens, du in Gesellschaft aller Musen schalkhaft lächelnder Cervantes, du Calderon, mit dem Strauß der dunkeln Purpurblumen in der Hand, einziger W. Shakespeare, vor dem die Musen und Apollo selbst sich neigen, Du, deutscher Goethe, der als Glanzgestirn den ewigen Frühling die Sonnenbahn heraufführst, — ihr Romantiker, ihr ächten Romantischen seyd also die Vorbilder und begeisternden Muster jener Schamlosen, die das Laster, die Verwesung, das Scheusal und die Werke der Finsterniß singen? Nein, man muß jener Nachricht glauben, daß jene chaotischen Gnomen und wüsten Zwerge sich dieser Armen bemächtigt haben, von denen jezt die große, französische Nation elektrisirt wird. Jener merkwürdige Hannes soll jezt als Victor Hugo alles Edle mit Füßen treten, in der Verwesung des Lasters schwelgen und vom Ekelhaften trunken seyn. Ist es denn möglich, daß ihr, die Besſern, Balzac, Nodier, und wenige Andere, diesem kranken Gelüste folgt? Unseliges Volk! Welcher Messias wird Euch von dem lauen Wasser eures Racine erlösen, wenn die Heilungsmittel, die man Euch bietet, schlimmer als die Krankheit sind? Und doch verehren sie jezt Shakespeare und Goethe und wissen sich viel damit, daß sie nicht mehr in dem gewöhnlichen, alltäglichen Sinne Franzosen sind. Und ihr schönen Talente, die der Mode gemäß jezt auf der Straße des Wahnsinns taumelnd! — Wir Deutschen bleiben nun auch mit Recht nicht zurück und erheben uns im patriotischen Enthusiasmus und rufen: wie, der große, krummbeinige, rinzige Hannes soll ein Franzose seyn? Nein, ein Deutscher ist er, das dürfen wir uns nicht nehmen lassen! Daß der sogenannte Börne kein Individuum ist, ist ja klar: denn könnte ein solches in der Wuth so blödsinnig werden? Der Zorn, wie schon Juvenal sagt, hilft ja den Vers machen. Dieser B. lebt gar nicht, hat niemals gelebt, er ist nur Schatten, Chimäre, aber Hannes zankt und krakeelt aus ihm heraus, über Dinge, die zwar Hannes nicht versteht, aber auch nicht zu verstehn braucht, denn was gehn einen unterirdischen, bucklichten, krummbeinichten, stotternden Gnom die europäischen Verhältnisse, ihre Fürsten und Gesetze an? Er schimpft, um zu schimpfen; er stellt sich so dumm, weil er doch eigentlich pfiffig ist. Nein! rufen andere, unsern Hannes wollt ihr so wegwerfen? Der Verfasser der Reisebilder ist er ja offenbar, in den sich sogar alte abgelebte Diplomaten noch auf ihrem Sterbebette vergaffen! Zeigt doch einmal den Dichter alter und neuer Zeiten auf, der das vermocht hat. Junge Mädchen entzücken, Jünglinge hinreißen, poetisch Gesinnte entflammen, die Andächtigen zum Beten bringen — welcher Pinsel vermag dergleichen nicht? Aber die legitime, offizielle, durch alle Lebensepochen abgeschwächte blasirte Blasirtheit noch erwärmen und aufreizen, das, so glauben wir, kann kein Peter Aretin, kein — kein — ꝛc. ꝛc. — Ach! mir ist unwohl von allem diesem Getreibe und Geschreibe. Und ich, Beeskowl was denke ich denn? Wenn Du nun noch leben bliebest, und alle die klaffenden nichtswürdigen Hunde aus den christlichen, jüdischen und heidnischen Höfen auf Dich herbeihetzen ließest! Kennst Du denn nicht Dein Vaterland, Dein edles Deutschland? — Aber, wie gesagt, mir ist recht fatal zu Muthe."

Die Urania enthält noch eine Novelle vom Verfasser des Scipio Cicala und von Freiherrn von Sternberg. Ihre Stahlstiche sind zum Theil schön. Die Kupfer zu Tiecks Zerbino in dessen Novellenkranz sind in der langen Münchner-Manier, steif, ernsthaft, pretiös ohne allen Humor und Spaß, also dem Inhalt des gratiösen Zerbino ganz widersprechend.

Seelenlehre.

24) Das Reich der Geister, der Wunder, des Priestertrugs und der Zauberei. Von ° r. Zwei Theile. Leipzig, Weimar, 1834.

Der ungenannte Verfasser hat Salvertes Werk des sciences occultes zu Grunde gelegt, es aber aus eigner reicher Lektüre ungemein vermehrt. Er ist ein entschiedner Skeptiker und erklärt alles in jenes Reich der Geister und Wunder Einschlagende als Täuschung und Betrug. Seine Erklärungen sind in der That in den meisten Fällen erschöpfend. Er geht von den Volksmährchen, von den Mythen ꝛc. aus und zeigt zuerst, wie durch die bloße Bilderſprache abergläubische Begriffe in Umlauf gekommen sind: z. B.: „Ein Getränk aus Wasser, Zucker und Eierdotter heißt bei den Franzosen Hühnermilch, lait de poule. Wenn es ganz außer Gebrauch käme, die französische Sprache nur im Munde der Gelehrten lebte, und keine Nachweisung vorgefunden würde, was es sey: wie könnte die Nachwelt daraus ein Wunder fabriziren oder ihnen eine Albernheit aufbürden: die Hühner wären gemolken worden und hätten Milch gegeben! Wie der Sprachgebrauch einer Unmöglichkeit Farbe verleihen kann, zeigt sich 2. Kön. V. 25. Hier

wird berichtet, daß ein kleines Maaß Taubenmist bei einer großen Theuerung fünf Silberlinge gekostet habe. Warum soll denn gerade so ein zum Genuß ganz untauglicher Stoff solchen Werth erhalten haben? Wenn, wie es wahrscheinlich ist, das Wort eine eßbare Pflanze bedeutet, so bedarf die Sache keiner großen Verwunderung. Nach Bochart nennen die Araber noch heute eine Art Erbsen so. Auch wir haben eine, wenn auch nicht zu Speise benutzte Pflanze, unter dem Namen Taubenkropf. Wenn man bei den Alten liest, daß Midas, der König von Phrygien, Tanyoraetes, der Bruder des Kambyses, Psammenitus, König von Aegypten, Themistokles aus Athen gestorben seyen, nachdem sie Stierblut getrunken hatten; wenn man liest, (Herod. III. 13.) daß die Priesterin in dem Tempel der Ceres bei Argos nur mit Einem Manne zu thun gehabt haben durfte, um zu ihrer Würde zu gelangen, und deßhalb Stierblut trinken mußte, weil sie des Todes war, falls sie mehrere Männer umarmt hatte, so lächelt man allerdings vielleicht, da bei uns von solchem Tranke höchstens der Magen zum Brechen gereizt, aber nicht der Tod erfolgen würde. Aber der Name bezeichnet vermuthlich nichts, als ein Getränk, das in seiner Farbe und Substanz mit dem Blute eines Rindes Aehnlichkeit hatte, und einen schnellen, schmerzenlosen Tod in Folge eines beigemischten Giftes herbeiführte. In Basel trinkt man gern Schweizerblut. Wenn es nach Jahrhunderten kein Mensch mehr weiß, daß der Wein so genannt wird, welcher auf den Höhen wächst, die durch die Leichname mehrerer Tausende Schweizer gedüngt wurden, nachdem sie in einer Schlacht 1444, der französischen Uebermacht unterlagen: so muß die Nachricht von dem Schweizerblute, das zum Getränke diente, alsdann gerade so auffallend seyn, wie die der Alten vom Stierblute, zumal wenn vielleicht auch dort der Weinbau ganz ein Ende erreicht hätte. Das Blut der lernäischen Schlange, womit Herkules seine Pfeile vergiftete, das Blut des Nessus, ist sicher nichts als Gift. Wie ein uneigentlicher Ausdruck und der Wunsch, sich durch Vergleiche zu helfen, wenn man eine ganz fremde Erscheinung schildern will, zu ganz irrig scheinenden Behauptungen leitet, die an sich doch nur Wahrheit schildern, zeigt die Angabe der späteren Schriftsteller. Als die Kreuzfahrer nach Konstantinopel kamen, erschienen sie den feigen Griechen als Männer ganz von Erz, deren Augen Flammen spien; wörtlich hat hier der Grieche Niketas in seinen Annalen (l. 4.) Unsinn berichtet. Aber konnte er den wilden, durchs geöffnete Visir leuchtenden Blick eines Ritters besser schildern? Die Russen heißen in Kamtschatka noch jezt feuerspeiende Männer; sie erhielten diesen Namen von den Ureinwohnern, weil sie Gebrauch von ihren Flinten machten. Die Kamtschadalen sahen in der Angst ihres Herzens das Feuer nicht aus der Mündung des an die Wange gelegten Flintenlaufes, sondern aus dem Munde der Russen kommen."

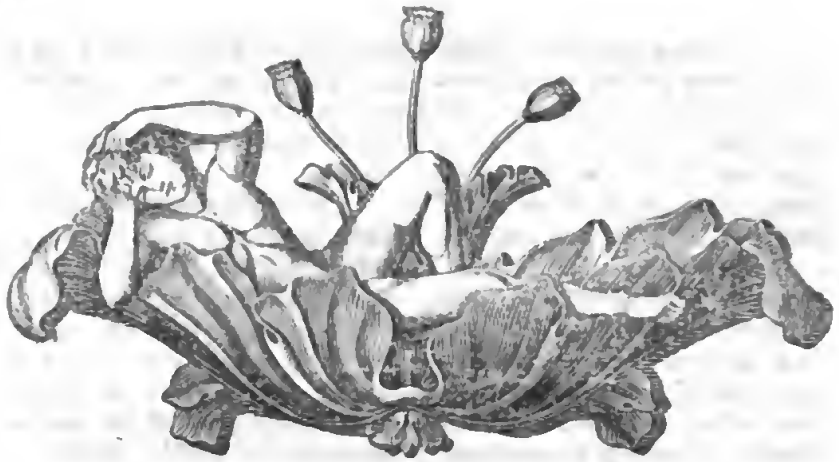
Nur einigemal führt den Verfasser sein Erklärungstrieb zu weit. So sollen die Mauern von Jericho durch Pulverminen gesprengt worden seyn, wozu die Trompeten nur das Zeichen gegeben. Das Kleid, durch welches die Dejanira den Herkules vergiftet habe, soll mit Phosphorschwefel getränkt gewesen seyn, Moses wird als ein förmlicher Taschenspieler dargestellt ꝛc. Hier vergißt der Verfasser offenbar, daß es mißlich ist „die Wunder im Gedicht aus der Physik erklären zu wollen"; denn ein so guter Theil der alten Sagen sind reine poetische Erfindung, daß es komisch läßt, wenn man sie nach physischen Gesetzen erklären will.

Das Buch gewähret eine sehr unterhaltende Lektüre, weil es weniger raisonnirt, als interessante Beispiele aufzählt, und es ist in einem durchaus humanen Sinn geschrieben und stellt die Gräuel, die aus dem Aberglauben, aus dem Priesterbetrug, aus den Hexenprozessen ꝛc. hervorgegangen sind, in dem grellen Lichte dar, mit dem man sie jezt von neuem beleuchten muß, weil sich jezt von neuem der Aberglauben zu regen beginnt.

Gelegentlich macht der Verfasser die Bemerkung, daß die allwissende Encyklopädie von Ersch und Gruber doch von den mystischen, alchymistischen und andern Schriften dieser Gattung so wenig weiß, obgleich das sechzehnte, siebzehnte und noch die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts voll davon war. Denselben Vorwurf muß man allen unsern Literarhistorikern und Geschichtschreibern der Philosophie und Naturkunde machen. Sie ignoriren diese nicht normalmäßige, nicht klassische, nicht akademische Literatur, aber dieselbe war nichtsdestoweniger vorhanden, übte einen großen Einfluß auf die Denkart der Zeit und gehört der Geschichte so gut an, verdient die Aufmerksamkeit der Gebildeten so gut, als irgend etwas Anderes. Außerdem daß man aus jener dunkeln Literatur noch manches Goldkorn schöpfen kann, würde selbst in dem Falle, wenn sie nichts als Dummheit enthielte, eine Geschichte dieser Dummheit, eine Aufklärung über alle Verzweigungen des Aberglaubens das einzige Mittel seyn, der Wiederkehr desselben vorzubeugen. — Einige starke Druckfehler sind am Schluß des Buchs zu verzeichnen vergessen worden. So heißt es Theil I. Seite 168 Agrippa von Rettersheim, statt von Nettesheim.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 115. 14. November 1834.

Seelenlehre.

25) Geschichten Besessener neuerer Zeit. Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämonisch-magnetischer Erscheinungen, von Justinus Kerner; nebst Reflexionen von C. A. Eschenmayer über Besessenseyn und Zauber. Karlsruhe, Braun, 1834. S. 189.

Periodisch, je von fünf zu fünf Jahren hat Dr. Kerner etwas Neues aufgebracht, zuerst dir Ringe mit den Steinen von der Weinsperger Weibertreue, dann das Wurstgift, dann die Gespenster der Seherin von Prevorst und jezt die Dämonen oder eigentlichen Teufel. Ein gewisses Bedürfniß des Wundeedaren, des Seltenen, einer außergewöhnlichen geistigen Nahrung düefte sich mithin bei diesem Schriftsteller nicht ganz wegläugnen lassen, und je auffallender und in zunehmendem Grade dem aufgeklärten Zeitgeist adholder seine Behauptungen werden, um so erlaubter scheint es, an die Kantische Vernunftkritik zu erinnern, die objektive Wahrnehmung durch das Subjekt des Wahrnehmenden, oder mit einem Woet das Wunder durch die Wundersucht bedingt zu sehen. Es ist ganz konsequent, von den Geistern zu den Teufeln fortzuschreiten, aus der Dämmerung vollends in die Nacht hinein. Der Grund ist rein psychologisch und in den Gläubigen selbst zu suchen. So wie der Zweifel sich erst nur furchtsam an die kleinern Gegenstände des Aberglaubens wagte, bis er, muthiger geworden, auch vollends dem Teufel entsagte, so beginnt auch der Glaube bescheiden mit den Seelen der Verstorbenen und erst, wenn er sich an diese gewöhnt hat, glaubt er auch keck an den Teufel. Die Erscheinungen selbst haben allemal die Gefälligkeit, sich nach denen zu richten, welche sie sehn oder nicht sehn wollen. Luther wollte kein Wunder der Heiligen mehr sehn, und siehe, es gab keine mehr; aber er wollte noch Wunder des Teufels sehn, Hexerei und Zauberei, und siehe es gab noch welche. Thomasius wollte nun auch keine Hexen mehr sehn, und siehe, es gab keine mehr. Wenn die Heiligenbilder und Reliquien wirklich Wunder wirkten, wenn diese vermeintlichen Wunder nicht bloß Pfaffentrug und Täuschung der Gläubigen waren, warum geschehn sie denn nicht mehr? Wenn die Hexerei Wirklichkeit war, warum hörte sie denn seit Thomasius auf? Vermochte ein Ungläubiger sie zu unterdrücken, wenn die Sache nicht bloß Schein war? Sollten die Heiligen mit ihren hunderttausend segensreichen Wundern sich so eigensinnig plötzlich zurückgezogen haben, bloß weil der böse Luther nicht mehr daran glauben wollte? und sollte der als so mächtig und zudringlich geschilderte Satan es nicht verstanden haben, die Zweifel des guten Thomasius

zu beschämen, wenn es wirklich einen in der Welt wirksamen Satan gab? Wenn es Einem einfiele, am Regen zu zweifeln, würde sich der Regen beleidigt fühlen und sofort ausbleiben? Gewiß nicht, es würde fortregnen, man möchte daran glauben oder nicht, und der Zweifler würde tüchtig naß werden, wenn er sich keines Regenschirms bediente. Warum sind denn nun aber die Reliquienwunder, und warum sind die Hexereien ausgeblieben, sobald es den Menschen beliebte, nicht mehr daran zu glauben? Scheint aus diesen Thatsachen nicht zu folgen, daß zwar der Regen etwas Wirkliches, die Reliquienwunder und Hexereien aber bloße Einbildungen waren? Und nun wieder. Warum fing man vor fünf Jahren an, überall im Lande Würtemberg Gespenster zu sehen, aber noch keine Teufel? weil damals Justinus Kerner erst an Gespenster glaubte. Und warum sieht man jezt auf einmal so viele Besessene und Teufel? weil Justinus Kerner jezt an diese glaubt. Warum hörte und sah man nichts von beiden in so vielen Jahren? weil Niemand da war, der sie sehn wollte. Warum hört und sieht man in andern Gegenden nichts davon? weil dort kein Wundersüchtiger ist, der sie sehn will.

Die Wundersucht erzeugt sich periodisch. Sie ist ein Produkt pfäffischer Verdummung, oder sie ist eine Reaktion gegen die Prosa der Vernunft. Wenn die Vernunft den Aberglauben ausrottet, geht sie in der Regel in ihrem Eifer zu weit und rottet das Schöne mit der Lüge oder Täuschung aus, die zufällig mit ihr verbunden war, und dann folgt unfehlbar eine poetische Reaktion, die aber ihrerseits wiederum zu weit geht, und um des Schönen willen auch wieder das Dumme und Widersinnige reklamirt. So erfolgte im Mittelalter eine Reaktion des Heidenthums; man stürzte sich, der einfachen Gottesminne in einsamer Zelle müde, wieder in die zauberische Bilderwelt des Alterthums. So erfolgte in unserer Zeit eine Reaktion zum Mittelalter. Man suchte, der allzu prosaischen Aufklärung müde, wieder die alten Wunder hervor. Ja man kann diese periodischen Reaktionen noch weiter und bis in's Heidenthum selbst verfolgen. Im geläuterten Griechenthum nehmen wir eine asiatische Reaktion, eine Tendenz zu indischer Ueberladung wahr, und wie viele solche immer wieder glücklich beseitigten Rückfälle erwähnt das alte Testament beim Volke Gottes? Dennoch liegt in der Weltgeschichte ein Prinzip des Fortschritts. Das Rad dreht sich zwar immer um sich selbst herum, kommt aber doch vorwärts. Die alten Dummheiten kehren immer wieder, aber sie nehmen allezeit ab, die Vernunft der Menschen nimmt allezeit zu.

Eine eben so sichere geschichtliche Wahrnehmung ist es, daß sich die Wundersucht allemal an große neue Entdeckungen hält. Was hat man nicht selbst vom mineralischen Magnetismus gefabelt, bevor seine Gesetze schärfer determinirt waren, und wie viel mehr muß nicht der noch so vielfach unerklärliche animalische Magnetismus phantasievolle und leichtgläubige Menschen irre führen!

Daß Eschenmayer das Besessensein, oder die Besitzung, wie er sich ausdrückt, nicht nur mit der Bibel, sondern auch mit seinem eignen philosophischen System übereinstimmend findet, darf nicht Wunder nehmen. Zu andern Zeiten, bei andern Menschen hat die Wundersucht andere, aber damals eben so festgegründte Konsequenzen gezogen. Aus der uralten Lehre von der Seelenwanderung floß noch der jüdische Glaube an das Zusammenwohnen mehrerer Seelen in einem Körper, und hier half die indische oder altjüdische Buße eben so untrüglich, als gegenwärtig nach der neuen Theorie ein Exorcismus im Namen des Herrn oder ein Spruch oder Lied aus dem würtembergischen Gesangbuche, und die altindische Philosophie erklärt am Ende die Erscheinung ungezwungener, als die neue von Eschenmayer. Der Aberglaube sieht sich, als eine Ausartung der Poesie, wie die Poesie selbst überall ähnlich, nur die Formen, die Beziehungen und Anwendungen wechseln. Wie sich dasselbe poetische Bild friedlich mit vielen Religionen vertragen hat, so auch derselbe Aberglaube.

Den Kern des vorliegenden Buchs bildet die Geschichte des Mädchens von Orlach. In Orlach, Oberamts Hall im Würtembergischen, lebte Magdalena, die 20jährige gesunde Tochter des Bauers Grombach. Im Februar 1831 begann es in dessen Stalle zu spuken. Man fand eine neue Kuh an einem andern Orte angebunden, den Kühen die Schwänze seltsam geflochten ꝛc. Dann entstand öfters ohne Ursache Feuer im Hause. Endlich erschien dem Mädchen ein weißer Geist, nämlich eine Geistin, und verlangte, das Haus solle bis zum 5. März abgebrochen werden, sonst würde großes Unheil entstehn. Auch klagte sie, daß ein schwarzer Geist, mit dem sie noch verbunden sey, sie sehr plage, und kündigte dem Mädchen an, daß dieser schwarze Geist auch sie bald versuchen werde. Nun sah das Mädchen das wunderlichste Zeug, große gelbe Frösche auf dem Herde, ein schwarzes Pferd ohne Kopf auf der Wiese ꝛc. Endlich offenbarte sich der schwarze Geist als ein Mönch, und suchte sie zu einem Gespräch zu bewegen, täuschte sie auch mit den verschiedensten Stimmen ihrer Bekannten und plagte sie entsetzlich, bis er sie endlich bei der Schulter packte und sogleich durch ihre linke Seite in sie selbst überging. Sie nahm nun eine wilde verzerrte Miene an und sprach in tiefem Baß die abscheulichsten Lästerungen; dies that aber nur der Dämon in ihr, ihre eigene Seele wurde inzwischen durch den weißen Geist in eine Kirche geführt, und wenn sie wieder zu

Digitized by Google

sich selbst kam, war sie sehr heiter und glaubte Kirchengesang gehört zu haben. Uebrigens saß der Dämon nur in ihrer linken Seite, nur diese hatte Konvulsionen und raste, die rechte blieb ganz ruhig. Die weiße Geistin nahm von ihr Abschied, wobei sie ihr Sacktuch berührte und in dasselbe die Spuren feuriger Finger abdrückte. Der schwarze Geist wich aber nicht eher von ihr, bis das Haus abgebrochen wurde, und erst als der lezte Stein weggehoben wurde, verschwand er, am 5. März. Er gab sich für einen ehemaligen Mönch aus, der mit der Geistin, einer ehemaligen Nonne, mehrere Kinder gehabt, dieselben umgebracht ꝛc.

Es folgen noch mehrere kleine Besitzungsgeschichten, die dadurch merkwürdig sind, daß in derselben Person mehrere Dämonen zugleich hausten.

Das sind nun wieder Thatsachen, die man glauben soll, wenn man sie nicht wegzuläugnen oder natürlich zu erklären weiß. Wegläugnen? Das will ich nicht. Ehrenwerthe Zeugen bestätigen sie. Aber ob nicht das Sehnwollen, ob nicht die Erregung der Einbildungskraft bei einem so interessanten Fall, ob nicht der „unwillkürliche Dichter", den Schubert auch im Unschuldigsten unter uns nachgewiesen, Einiges mobifizirt hat? Ich denke doch wohl. Natürlich erklären? Auf diese Klippe wollt ihr Gläubigen uns immer führen. Aber ihr vergeßt, daß nicht wir es sind, die überhaupt erklären wollen, sondern ihr selbst seyd es. Ich lasse die Thatsachen stehn, ohne sie zu erklären. Muß ich nicht auch jeden Morgen meine Träume lassen, wie sie sind, und werde doch nimmermehr erforschen, woher mir diese neuen Sinne des Traums, diese wunderbaren Gestalten kommen? Fragt die Irrenärzte, ob sie Alles, was sie bei ihren Kranken sehn, zu erklären wissen? Ob einer sich mit ganzem Leibe, oder nur mit halbem einbildet, ein Mönch geworden zu seyn, das läuft am Ende doch auf eins hinaus. Die linke Seite der Magdalena Grombach schien zuweilen ein Mönch zu seyn; ja nun, es gibt Wahnsinnige, die es mit beiden Seiten und beständig zu seyn glauben, und Träume, in denen wir uns noch wunderlicher erscheinen.

Bevor wir solche Erscheinungen, die zunächst nur in unsrer Seele und an unserm Körper vorgehn, zu Gesetzen für das unermeßliche Weltall erheben, sollten wir sie doch zuvörderst einfach physiologisch und psychologisch zu erklären suchen. Eschenmayer verläßt aber das subjektive Gebiet, um das ganze unendliche Objekt der Welt in die Regel zu bannen, die er willkürlich von einem ganz subjektiven Fall abstrahirt. „In Hinsicht der physischen Ordnung läßt sich wohl ein Reich denken, das noch viel tiefer liegt als die Gränze der Schwere, die der Erde und ihrer uns bekannten Körperwelt zugetheilt ist, und ebenso ein Reich, das höher liegt, als die Gränze des Lichts, das aus den entferntesten Gestirnen in unser Auge scheinet. Wird die Schwere so mächtig, daß Wärme und Licht in ein Kleinstes übergehen, so daß selbst die Gesetze der Bewegung, wie sie sich an den Massenkörpern äußern, aufhören und die Einheit, die aus der Proportion der drei Grundkräfte sich bildet, in eine Differentialwelt zerfällt, so ist dieses Reich unter die Gränze unserer Natur gesunken, und heißt mit Recht Unnatur. Das Evangelium nennt es das Reich der Finsterniß. Wird hingegen das Licht so mächtig, daß Schwere und Wärme in ein Kleinstes übergehen, so daß ebenfalls die den Massenkörpern zugetheilten Bewegungsgesetze nicht mehr passen und alle Naturen ätherisch werden, so ist dies Reich über die Gränze unserer Natur erhaben, und heißt mit Recht Uebernatur. Das Evangelium nennt es das Licht- oder Himmelreich."

„In Hinsicht der organischen Ordnung sehen wir ein mannichfaches sich veränderndes Verhältniß der Grundkräfte von Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität und dies vom Lithophyten an bis zum Menschen hinauf. An der untern Gränze ist die Reproduktion so mächtig, daß die beiden höheren Kräfte nicht mehr, ihrem eigenthümlichen Charakter nach, darin erkenndar sind, sondern nur als Brüche erscheinen. Nach und nach aber winden sie sich von den Fesseln derselben los, steigern sich immer höher, bis endlich die Sensibilität für dieses Erdsphäroid im Menschen ihr Maximum erreicht. Es hindert uns aber nichts, auch in dem Gebiete der Lebenskraft die Glieder der Proportion in ihre Extreme fortgesezt anzunehmen. In einer höhern Verfassung kann die Uebermacht der Sensibilität so sehr anwachsen, daß sie die beiden andern Kräfte völlig zurückdrängt. In diesem Zustande muß der gröbere materielle Stoff von Fleisch und Bein verschwinden und aus der plastischen Kraft des Neroengeistes ein ätherischer Leib sich bilden, der nicht mehr verweslich ist, wie unser irdischer Leib. Ohne Zweifel meint Paulus diesen Zustand, wenn er sagt, daß der verwesliche irdische Leib als unverweslicher und verklärter wieder aufstehen werde. Aber auch hier schon auf der Erde übersteigt unter seltenen Bedingungen die Sensibilität die Gränzen der gewöhnlichen Proportion, und dann zeigt sie uns jene außerordentlichen Erscheinungen, wie wir sie im Somnambulismus wahrnehmen. Der Mensch nennt sie wunderbar, weil er gewohnt ist, Alles mit seinen niedern Naturgesetzen zu messen. Sie sind aber eben so natürlich, als alles Andere, und gehen bloß aus einer höhern Entwicklung der Sensibilität hervor, als

es die gewöhnliche Proportion mit sich bringt. Auf gleiche Weise kann aber auch die Reproduktionskraft die Gränze der Proportion überschreiten, so daß in ihrer Uebermacht die höhern Kräfte ihrer Wirksamkeit verschwinden. In diesem Zustand hört alle Plastik auf, sich in organisch-leiblicher Form zu gestalten. Es sind bloße Scheinkörper, die durch die atomistische Kraft sich eben so leicht bilden, als wieder zerfallen. Hieher gehört das Reich der Verwandlungen, wo kein festes Gebilde sich mehr findet. Es ist ein ewiges Reproduziren und Wiedervergehen der Gestalten, etwa wie wir in der mikroskopischen Welt der Infusionsthierchen wahrnehmen."

Diese Erklärungen sind gewiß scharfsinnig, aber sie beweisen nichts. Es sind willkürliche Analogien. Im Grunde ist nichts leichter und in Theologie und Philosophie auch nichts öfter verlucht worden, als relative Eigenschaften der Dinge zu etwas Absolutem zu erheben, aus dem Claireobscurr der Welt hier das reine Licht, dort die reine Finsterniß, aus der Musik hier die reinen Accorde, dort die reinen Dissonanzen herauszureißen und als Existenzen an und für sich darzustellen. Aber das ganze Verfahren ist unphilosophisch.

Noch mißlicher sind die Beweisführungen, die auf Kuriositäten der Natur beruhen, und die aus Abnormitäten, Verkrüppelungen, seltenen Konflikten allgemeine Zustände herleiten wollen. Aus einem sonderbaren Krankheitsfall, bei dem die Phantasie, wenn auch unwillkürlich, die größte Rolle spielte, gleich einen allgemeinen Zustand von Dezillionen Seelen nach dem Tode erklären wollen, dünkte nicht weniger kühn seyn, als wenn es einem Physiker einfiele, aus der Fata Morgana und ähnlichen optischen Täuschungen die Realität jener Nebelbilder beweisen zu wollen.

Um nicht in den Fehler derer zu fallen, die einem gleich Alles in's Gewissen schreiben, muß ich bemerken, daß wohl nie Gelehrte und praktisch wirkende Männer bei ihren Mitbürgern eines reinern Rufes genossen haben, als Kerner und Eschenmayer. Der Adel ihrer Gesinnung, ihre aufopfernde Berufstreue, ihr durchaus biederer Charakter, wie ihre hohe Bildung sind allgemein anerkannt. Aber ist es eben deßhalb nicht einer Befremdung werth, wenn man gerade solche Männer Meinungen vertheidigen sieht, die sich in den Köpfen anderer Menschen zu etwas ganz Anderm gestalten können, gestalten müssen, wenn sie je in unsrer Zeit noch einer weiten Verbreitung fähig wären? Eschenmayer verwahrt sich zwar sehr scharf gegen die Gräuel der Hexenprozesse, aber er gibt doch die Wahrheit der Hexerei zu. Wer steht ihm nun dafür, daß Andere, von derselben Wahrheit durchdrungen, doch so mild darüber denken würden? Hier hat er ganz und gar Unrecht. Nicht die Grausamkeit der Hexenprozesse, nur den Glauben an Hexen muß man anklagen. Jene Grausamkeit war eine ganz natürliche Folge dieses Glaubens. Noch heute würde man, wenn man wieder in jedem Dorfe jedes Feuer, jeden Unglücksfall, jede Krankheit eines Menschen oder Viehes der boshaften Wirkung einer Hexe zuschriebe, die alten Weiber nicht weniger maltraitiren, als damals. Die Wuth gegen solche schadenfrohe Wesen, vor denen nichts mehr sicher wärr, würde sich wieder auf dieselbe Weise und gewissermaaßen mit Recht steigern; denn wer möchte noch unter solchen Einflüssen leben, wen müßte nicht die Nothwehr rasend machen? Es kommt also lediglich darauf an, daß man glaubt, die übrigen Tollheiten finden sich dann alle von selbst.

26) Neuere Beobachtungen im Gebiete des Somnambulismus und Magnetismus. Stuttgart, Hasselbrink, 1834.

Ein Anhang zu Kerners Werk, die Geschichte eines Mädchens, die blind werden wollte, und der ihr Urgroßvater als Schutzgeist erschien, um sie zu warnen und ihr die Mittel der Heilung anzugeben. Dieser Geist verstand übrigens nur Deutsch und gab auf eine lateinische Anrede keine Antwort. Wichtiger für die *magnetische* Heilart erscheint die üble Einwirkung, welche die Nähe eines Vetters auf die Kranke hatte, eine Thatsache, welche die neue antipathetische Theorie von Hensslers auffallend bestätigt.

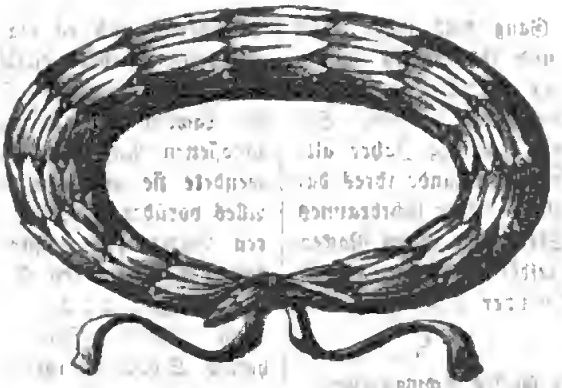
Kinderschrift.

Das Buch der Mährchen für Töchter und Söhne gebildeter Stände von J. Lyser. Mit 8 Kupfern. Leipzig, Verlags-Expedition, 1834.

Recht gemüthlich erzählte Mährchen vom Findel-Hänschen, von der bösen Hexe Capunsche, vom Ritter Kostewein, vom Rübezahl, vom Blaubart, von der Fee Mab ꝛc. Je mehr in neuerer Zeit die Kinderschriftfeen von der wahren Kindlichkeit sich verirren, den Kindern ein altkluges Wesen beibringen, sie zum sogenannten Anstand und Vornehmthun abrichten und ihr Herz erkälten, um so mehr muß man die alten kindischen Mährchen empfehlen, welche die Phantasie und das Herz erwärmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 116. 17. November 1834.

Seelenlehre.

27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersezt von E. Jürgens. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

Man kann die in diesem Werke enthaltenen Erzählungen als Krankheitsgeschichten und eben so gut als Novellen betrachten; es sind Erfahrungen eines Arztes, aber mit solcher Wahl und in so schönem Geiste aufgefaßt, daß sie einem Dichter Ehre machen würden. Und hat der Arzt nicht mehr als irgend Jemand Gelegenheit, tiefe Blicke in das tragische Schicksal und in die geheimsten Reize oder Häßlichkeiten der Seele zu thun? Erschließt sich ihm nicht die Wahrheit der Leidenschaften, die unter einer täuschenden Oberfläche schlummern? Mit Recht sagt der Verfasser: „Es ist befremdend, daß die Mitglieder eines Standes, denen so unterhaltende, reiche und belehrende Materialien zu Gebot stehen, wie die Erfahrung der meisten Aerzte sie im Ueberflusse darbietet, bisher so wenige Beiträge zu den Vorräthen der schönen und populären Literatur geliefert haben. Die Männer des Rechts, der Kirche, des Kriegs- und des Seewesens, der Bühne. — Alle haben vor den forschenden Augen des Publikums die Blätter ihrer geheimen Geschichte entrollt, während diejenige des ärztlichen Berufs fast ohne Ausnahme ein versiegeltes Buch geblieben ist. Und doch wird Niemand öfter als der Arzt durch sein amtliches Wirken veranlaßt, auf das zu horchen, was mit einem glücklichen Ausdrucke

„Der Menschheit sanfte, klagende Muse"

genannt worden ist."

Der unbekannte Verfasser beginnt mit einer Erzählung seines ersten Auftretens als Arzt in London. Arm, ohne Empfehlung litt er mit einer jungen Frau die bitterste Noth, und machte unter vielfachen Kränkungen eine Menge mißlungener Versuche, sich zu poussiren, die er sehr anziehend schildert, bis ihn endlich nicht sein Talent, sondern lediglich ein glücklicher Zufall in Ruf brachte. Eine vornehme Dame beschädigte sich im Wagengedränge vor dem Opernhause, der Verfasser war zufällig der einzige Arzt in der Nähe, half ihr dann sogleich, kurirte sie, erhielt bald eine Kundschaft nach der andern, wurde berühmt, reich und machte in seiner vielumfassenden Praxis alle die Erfahrungen, die er nunmehr dem Leser mittheilt.

1) Madame St., jung, schön und reich, hatte den Krebs an der Brust. Eine im höchsten Grade schmerzhafte, in sehr vielen Fällen tödtliche Operation war nöthig geworden. Ihr Gemahl, Kapitän St., war abwesend.

Digitized by Google

„Madame St. trat ein. Ihr Gang war sicher, ihr Ansehen heuchte Fassung aus, und ihr Antlitz wurde von einem, freilich trüben Lächeln verklärt — ähnlich dem kalten Dämmerungslicht eines Oktober-Tags. Sie war damals sechs oder sieben und zwanzig Jahre alt, und, ungeachtet all der ungünstigen Umstände ihres damaligen Zustandes, ein schönes Weib. Ihr lichtbraunes Haar hing nachlässig über eine Stirn und einen Nacken so weiß wie Marmor. Ihre tiefblauen Augen, aus denen gewöhnlich ein Ausdruck lieblicher Sinnigkeit hervorschimmerte

„Durch des gesenkten Augenliedes sanftes Schmachten."

leuchteten jetzt mit dem zitternden Glanz einer Unruhe und Exregtheit, welche auch die edelste Selbstbeherrschung nicht gänzlich zu verbergen oder zu unterdrücken vermochte. Ihre Züge waren regelmäßig — Nase und Mund ausgezeichnet schön gebildet — ihre Gesichtsfarbe war klar, fast bis zur Durchsichtigkeit. Doch ein berühmter medizinischer Schriftsteller hat auch bemerkt, daß gemeinhin gerade die schönsten Frauen dieser schrecklichen Krankheit unterworfen sind. Ein großer ostindischer Shawl hing über ihren Schultern. Sie trug ein weißes Musselin-Kleid. Und dies schuldlose, schöne Wesen sollte sich unter den grausamen Schmerzen winden, die das entstellende Messer des Operateurs ihm zuzufügen bereit lag." Nach den ersten Vorbereitungen sagt sie ihm: „Lieber Doktor, haben Sie Nachsicht mit der Schwachheit einer Frau, und versuchen Sie, wenn es geht, diesen Brief, den ich gestern von Kapitän St— erhielt, und in welchem er so zärtlich schreibt, mir so vorzuhalten, daß meine Blicke auf den theuren Zügen, so lange ich dort sitzen werde, ruhen können, ohne daß es Jemand bemerkt — wollen Sie? — Madame, Sie müssen mich wirklich entschuldigen — es würde Sie aufregen — ich muß bitten. — Sie sind im Irrthum, erwiderte sie fest, es wird mir vielmehr Fassung einflößen. Und sollt' ich — sterben, war sie im Begriff zu sagen — aber die Zunge versagte ihr den Dienst. Sie gab mir darauf den Brief in die Hand — die Hand war kalt, eiskalt und feucht — doch ich bemerkte nicht, daß sie zitterte. — Sie setzte sich auf den für sie hingestellten Stuhl. Eine der Dienerinnen nahm darauf den Shawl von ihren Schultern, und Madame St— half selbst, mit vollkommener Fassung, so viel von ihrer Kleidung zu entfernen, als nöthig war. Dann ließ sie Sir — sich seitwärts auf den Stuhl setzen, so daß sie den linken Arm über die Lehne hielt und über die rechte Schulter wegsah. Sie gab mir ihre rechte Hand; und mit der linken versuchte ich, Kapitän St—'s Brief ihr so vorzuhalten, wie sie es gewünscht hatte. Sie lächelte mir zu, als wollte sie mich ihrer Standhaftigkeit versichern; und es lag ein so unbeschreiblich rührender Ausdruck in ihren tiefblauen Augen, daß mir das Herz schier brechen wollte. So lange ich lebe, werde ich dieses Lächeln nicht vergessen! Sie heftete ihre halbgeschlossenen Augen auf den Brief, den ich hielt — und wendete sie auch nicht ein einziges Mal davon ab, bis Alles vorüber war. Nichts konnte mir in diesem schweren Augenblicke Fassung geben, als die Ueberzeugung von der vollendeten Geschicklichkeit Sir —'s, der jetzt, mit ruhigem Blick und fester Hand, die Operation begann. Beim ersten Einschnitte durchfuhr ein krampfhaftes Schaudern ihren ganzen Körper, und ihre Wangen wurden todtenbleich. Ich betete im Innern, sie möchte ohnmächtig werden, damit der erste Theil der Operation vollbracht würde, während sie ohne Bewußtseyn war. Es geschah indeß nicht — ihre Augen blieben unausgesetzt mit einem langen Hinblicke glühender Zärtlichkeit auf die theuren Gesichtszüge ihres Gemahls geheftet; sie bewegte während der ganzen schmerzhaften, sich lange hinzögernden Operation kein Glied, und nur ein leises Seufzen wurde zuweilen von ihr vernommen. Als der letzte Verband angelegt war, flüsterte sie fast unhörbar: Ist Alles vorüber, Doktor? — Ja, Madame, erwiderte ich, wir werden Sie jetzt in das Bett tragen. — Nein, nein — ich denke, ich kann gehen — ich werde es versuchen, sagte sie, und wollte sich vom Stuhle erheben. Sie stand jedoch davon ab, als Sir — sie versicherte, daß eine solche Bewegung vielleicht sehr üble Folgen nach sich ziehen könnte; und wir trugen sie auf ihrem Stuhle vor das Bett. Kaum hatten wir sie hineingehoben, so sank sie in Ohnmacht und blieb so lange bewußtlos, daß Sir — ihr einen Spiegel vor Mund und Nase hielt, da er zu fürchten anfing, daß ihre Lebenskraft unter dem furchtbaren Leidenskampfe doch endlich gebrochen seyn möchte. Sie kam jedoch wieder zu sich, und ein Opiat bewirkte, daß sie mehrere Stunden schlief. — Madame St— genas, obgleich sehr langsam; und ich besuchte sie unverdrossen, oft zwei, drei Mal des Tages, bis sie an einen Seeplatz gebracht werden konnte. Ich werde nicht leicht eine Bemerkung vergessen, die sie bei meinem letzten Besuche machte. Es entschlüpfte ihr eines Morgens eine leise und zarte Anspielung auf ihre erlittene Verunstaltung. Natürlich sagte ich ihr Alles, was zu ihrer Beruhigung dienen konnte. — Aber, Doktor, mein Gemahl — rief sie lebhaft aus, indem eine schwache Röthe in ihren Wangen aufstieg. Nach einem kurzen Stillschweigen setzte sie stockend hinzu: — Ich glaube, St— wird mich dennoch lieben!"

2) Ein berühmter Komiker läßt einen Zahnarzt kommen, schneidet aber, indem ihm ein Zahn ausgerissen werden soll, so komische Grimassen, daß der Arzt in

ein unauslöschliches Gelächter ausbricht und den wüthenden Komiker mitten in der unvollendeten Operation sitzen läßt.

3) Die höchst rührende Todesgeschichte eines jungen geistreichen Mannes, der in der bitterlichsten Armuth in der Blüthe seiner Jahre an der Schwindsucht starb, bevor er noch Gelegenheit gehabt hatte, sich durch seine Talente einigen Ruf zu erwerben. Der Arzt fand ihn in der traurigsten Lage, von Hunger und Schwindsucht gleich hart angegriffen, und linderte seine lezten Augenblicke durch jede Art von physischem und geistigem Beistand. Der junge Mann ließ eine ausgezeichnete gelehrte Bildung blicken und führte mit dem Arzt die interessantesten Gespräche. Als er aber schwächer wurde, dachte er nur noch an einen Gegenstand. Eine tiefe, bisher verborgene Leidenschaft flammte hoch auf, zum lezten Mal. „Aus ein paar Blättchen, die sich unter seinen Papieren fanden, ersah ich nach seinem Tode, daß das Frauenzimmer, welches er Emma nannte, eine junge Dame von höherem Stande und großer Schönheit war, die er zufällig gesehen und von der er sich eingebildet hatte, daß sie ihm gewogen sey. Seinerseits hatte er sich der glühendsten und hoffnungslosesten Leidenschaft für sie hingegeben. Er ahnete selbst, sie wisse gar nicht, daß sie der Gegenstand seiner fast wahnsinnigen Anbetung sey. Seine Frage: „ob sie in ihre Hände gelangt wären?“ bezog sich ohne Zweifel auf einige Verse, die er ihr zugesendet hatte, von welchen die vier folgenden Bruchstücke, mit Bleistift auf ein weißes Blatt in seinem Aristophanes geschrieben, wahrscheinlich einen Theil ausmachten. Sie sind nicht ohne Schönheit, aber noch überspannter als schön:

Mit Dir durchlebt' ich Welt und Zeit,
Mit Dir die tiefe Ewigkeit!

* * *

Dein Auge, dessen Hoheitsblick
Der Andern Huld'gung weist zurück,
Säh' ich von Zärtlichkeit verklärt
In sel'gem Glanz mir zugekehrt!

* * *

Dies arme Herz, das für Dich schlägt,
Das Deines Namens Inschrift trägt,
Es ist der stillen Flamme Herd,
Die Dich nicht wärmet, mich verzehrt.

* * *

Ja ganz mein eigen mußt Du seyn,
Dein Leben, Lieben, mein allein,
Nichts sehen in der Welt als mich,
Wie ich nichts ehr' und lieb' als Dich!

* * *

Wann auf die Menge strahlt Dein Blick,
Neid' ich den Aermsten um sein Glück;
Einsangen möcht' ich jeden Strahl,
Zu lindern meiner Seele Qual!

Es folgen hierauf noch einige Verse mehr; jedoch wird es an den mitgetheilten genug seyn. Diese unsinnige Leidenschaft war ganz das, was ich von einem jungen Manne von so glühendem Temperament und so enthusiastischer Denkweise erwartet haben würde. — Doch um zum lezten Male zurückzukommen! Gegen eilf Uhr wurde er zusehends schwächer. Ich hielt seinen Puls, dessen Schläge kaum zu fühlen waren. Er öffnete langsam seine Augen und blickte stier aufwärts. Wäterin, warum nimmt sie die Lichter weg? fragte er mit matter Stimme. Sie waren nicht angerührt worden. Er drückte sanft mit kalten Fingern meine Hand — sie wurden schon von der Todeserstarrung ergriffen. — Nicht, löschen Sie nicht die Lichter aus, Doktor, — hob er wieder an, indem er mich mit Augen ansah, auf welche die nächtlichen Schatten des Grabes dicht sich lagerten — sie waren trübe und gläsern. Löschen Sie die Lichter nicht aus — nicht — nicht! rief er noch einmal, fast unhörbar aus. — Nein, wir wollen es nicht! mein theurer Herr —, beide Lichter brennen hell neben Ihnen auf dem Tische, erwiderte ich bebend, denn ich sah, daß die Sinne ihre Dienste zu versagen anfingen, — daß Leben und Bewußtseyn schwanden! — Ach! murmelte er fast unverständlich, jezt bin ich ganz in Finsterniß! — Es faßt mein Herz an — kalt, kalt! Doktor, wehren Sie sie ab! *) Nun — ach, der Tod — er sagte nichts mehr; er hatte sein lezles Wort auf Erden gesprochen. Die Zwischenräume des Athemholens wurden allmählich länger und länger. Der Augenblick, in welchem er gänzlich aufhörte, zu athmen, war nicht genau zu bemerken. Ja, es war Alles vorüber. Der arme Herr — war todt. Ich werde ihn nie vergessen.“

4) Ein einfältiges Parlamentsglied wollte sich durchaus mit einer unsinnigen Rede vernehmen lassen, und war darauf so versessen, daß nichts als ein tüchtiger Schlaftrunk seine Lächerlichkeiten verhindern konnte.

5) Die Geschichte eines Duells. Eifersucht, übelverstandenes Ehrgefühl und selbst die mißverstandenen Versöhnungsversuche der Freunde führen die Erbitterten immer weiter. Sie schlagen sich auf Pistolen über den Tisch. Die Sekundanten haben nur blind geladen, aber

*) Ich hörte schon ein Mal diese seltsamen Worte von einer sterbenden Patientin. In mir erregen sie höchst unheimliche, ich möchte sagen, fürchterliche Gedanken. Was soll abgewehrt werden?

Digitized by Google

wüthend greifen die Gegner zu den Degen, und sogleich sinkt der eine todt nieder.

6) Ein junger Mann verliebt sich in eine Schauspielerin bis zum Wahnsinn, und wird wirklich toll, nachdem er von einem Nebenbuhler in ihrer Gegenwart mißhandelt worden ist. Doch wird er zuletzt wieder vernünftig.

7) Im Juni 1815 (während der Schlacht bei Waterloo) saß eine Gesellschaft in England heiter beisammen. „Ein junges, ziemlich hübsches und noch liebenswürdigeres Frauenzimmer von großen — besonders musikalischen — Talenten, ward wiederholt gebeten, sich an das Piano zu setzen, um die Gesellschaft durch das beliebte schottische Lied „die Ufer des Allan“ zu erfreuen. Trotz allem Andringen weigerte sie sich indessen eine Zeit lang standhaft, indem sie Abspannung vorschützte. Wirklich sah man ihr an, daß sie sehr ernst, wenn nicht schwermüthig gestimmt war, wodurch die Wahrheit ihres Vorgebens bezeugt wurde. Sie schien nicht wie die Andern zur Freude angeregt zu werden, und nahm mehr einen leidenden, als einen thätigen Antheil an den Vergnügungen des Abends. Natürlich flüsterten ihre Altersgenossinnen sich einander in's Ohr, daß sie verliebt sey; und in der That war es Mehreren von den Anwesenden wohl bekannt, daß Miß — mit einem jungen Offizier, der sich in dem Feldzuge auf der Halbinsel bedeutend ausgezeichnet hatte und mit welchem sie nach seiner Rückkehr vom Festlande vermählt werden sollte, versprochen war. Da indeß von Miß —'s schöner Stimme und geschickter Begleitung so viel Rühmens war, so wollte die Gesellschaft keinen Entschuldigungen Gehör geben, und das arme Mädchen war recht eigentlich an das Piano *gehetzt*, als sie offenbar widerstrebend und mißvergnügt mit einigen traurigen Akkorden begann. Durch die reichen, vollen Töne, die sie dem Instrument entlockte, wurden ihre Gefühle mächtig aufgeregt, und bald ging sie zu dem rührenden und besänftigenden Vorspiel zu „den Ufern des Allan“ über. Das athemlose Schweigen der Umstehenden — fast die ganze Gesellschaft hatte sich um sie her zusammengedrängt — wurde endlich durch ihre Stimme unterbrochen, die „gleich dem Getön' des fernen lieblich rauschenden Bergstroms“ sich in das entzückte Ohr ihrer Zuhörer stahl, als sie jene köstliche kleine Ballade mit dem rührendsten Pathos und der bezaubernden Einfachheit zu singen begann. Eben hatte sie den Vers angefangen:

Zur Braut thät ein Kriegsmann sie wählen,
Wie klang seine Rede so süß:

als sie, zum Erstaunen Aller, ohne ihre Hände von den Tasten aufzuheben, plötzlich aufhörte zu spielen und zu singen, und mit einem starren Blicke vor sich hin sah, während die Farbe aus ihren Wangen entwich, und diese weiß wie Lilien wurden. So verharrte sie — zum Schrecken und zur Bestürzung der Gesellschaft — einige Augenblicke bewußtlos und der Anwesenheit Anderer gänzlich unbewußt. Ihre ältere Schwester trat in großer Unruhe zu ihr, legte die Hand auf ihre Schulter, versuchte vorsichtig sie aufzurütteln, und sagte sehr bewegt: „Anna, Anna! was ist Dir?“ — Miß — gab keine Antwort, stieß aber gleich nachher, ohne ihre Augen zu bewegen, plötzlich einen durchdringenden Schrei aus. Bestürzung ergriff alle Anwesenden. „Schwester — Schwester! — Liebe Anna, ist Dir unwohl?“ fragte ihre zitternde Schwester von Neuem, und bemühete sich, sie aus diesem Zustande zu erwecken: doch vergeblich. Miß — schien sie weder zu sehen noch zu hören. Sie blickte noch immer starr vor sich hin, ihre Augen schienen sich allmählich auszudehnen und bekamen immer mehr ein gläsernes Ansehen. Alle Anwesenden bemächtigte sich Entsetzen, und Niemand wagte es, sich mit ihr zu befassen. Man hörte Leute ausrufen: Ihr ist unwohl — sie hat einen Nervenzufall — holt Wasser! — guter Gott! — wie seltsam — welch ein durchdringender Schrei! — und was dergleichen mehr ist. Endlich bewegten sich Miß —'s Lippen. Sie fing an, unvernehmlich zu flüstern, doch nach und nach konnten die in ihrer unmittelbaren Nähe Stehenden die Worte unterscheiden: „Dort! — dort sind sie — mit ihren Laternen. — *O! sie suchen* nach den *Todten*! — Sie durchsuchen die Haufen. — Ah! jezt — nein! jener kleine Hügel von Erschlagenen — seht, seht! sie wenden sie um, Einen nach dem Andern — da! — *da ist er!* — O! entsetzlich, entsetzlich, entsetzlich! — *Gerade durch das Herz!*“ — und tief aufseufzend und zusammenschaudernd sank sie sinnlos in die Arme ihrer von Bestürzung ergriffenen Schwester.“ Bald darauf erhielt man die Nachricht, ihr Verlobter sey an demselben Tage in der Schlacht mitten durch's Herz geschossen worden. Die Braut starb ihm bald nach.

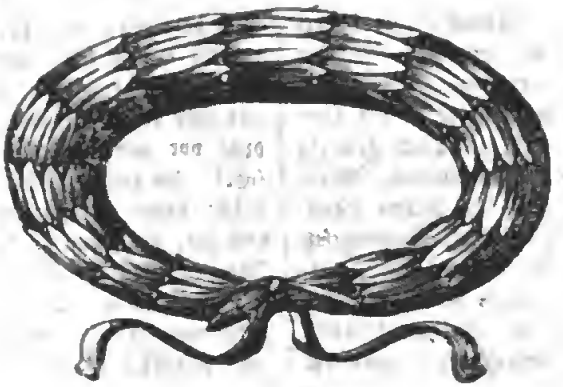
8) Die rührende Geschichte eines schönen, an der Schwindsucht hinwelkenden Mädchens, einfach erzählt, aber herzzerreißend.

9) Ein gewisser Herr D. erblickt einen gespenstigen Hund immer neben sich. Der Verfasser erklärt diese Vision aus Störungen des Unterleibes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 117. 19. November 1834.

Seelenlehre.

27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Aezztes. Aus dem Englischen übeesezt von C. Jürgens. Jn drei Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

(Fortsetzung.)

10) Der Verfasser wied zu einem reichen Fremden gerufen, der von Seelenangst geplagt wird. Bald erklärt sich die Ursache davon, denn der Kranke wird als ein Fälscher verhaftet. Der Arzt besucht ihn auch noch im Gefängniß und findet ein Jammerbild der tiefsten Zerknirschung und Angst.

11) Eine höchst komische Erzählung. Ein Kranker bildet sich ein, sein Kopf stehe verkehrt. Er erzählt: „Jn der Nacht träumte mir, ich wäre nach Westindien gerathen — nach Barbados — wo ich, wie Sie wissen, eine kleine Pflanzung besitze; und es wäee, eben als ich hinausgegangen, die Sklaven arbeiten zu sehen, ein plötzlicher, ein so furchtbaeee Orkan entstanden, daß Alles — Bäume, Hütten und Zuckeerohr-Felder — hinweggerissen wurde! Sogae der Boden schien unter uns weggewirbelt zu werden! Jch wendete meinen Kopf nne einen Augenblick um, als im selbigen Augenblicke der Sturm meinen Kopf faßte, und ihn — o Gott! — auf meinen Schulteen herumschleuderte, so daß mein Gesicht geeade hinter mich, über den Rücken schaute! Umsonst riß ich den Kopf fast aus dem Schulteegelenke, um ihn wieder in die rechte Stellung zu bringen. Und war es vor Schrecken, oder — oder — mit Einem Woet — ich erwachte — und entdeckte die entsetzliche wahrhafte Beschaffenheit meiner Lage! — O, barmheeziger Himmel! fuhe N— foet, seine Hände faltend und aufwäets schauend, was habe ich gethan, um solch eine fuechtbare Heimsuchung zu veedienen?“ Alle Mittel halfen nichts, er blieb dabei, der Kopf stehe ihm veekehet, und ließ sich von seinem einfältigen Bedienten, einem Neger, verkehet ankleiden. Endlich gelang es, durch einen elektrischen Schlag ihn von seiner Einbildung zu heilen.

Zweiter Theil. 1) Ein Mädchen von 26 Jaheen, die duech Putz die Jugendblüthe zu ersetzen trachtete und durch unsinniges Schnüren und tolles Tanzen, langes Aufbleiben ꝛc. ihre Gesundheit bereits zerrüttet hatte, wollte allen Bitten der Mutter zum Trotz einen Ball nicht versäumen, ging auf ihr Zimmer, sich anzukleiden, und kam nicht wieder. Endlich fand man sie am Toilettentisch todt, vom Schlage getroffen. „Ein Bett mit weißen Voehängen stand im Zimmer. Woe dem einzigen Fenster befand sich ein Tisch und auf demselben ein Spiegel, welcher mit weißer Deaperie verziert war.

Zerstreut umher lagen Nadeln, Schmucksachen, Haarwickel, Bänder, Handschuhe u. s. w. Ein Armsessel war an den Tisch gezogen, und in dem erstern saß Miß J— todt, wie eine Bildsäule. Ihr Kopf ruhete in der rechten Hand, ihr Ellenbogen war auf den Tisch gestützt; die Linke hing herunter und hielt ein Brennneisen. Glänzende übergoldete Armbänder umgaben die beiden Handgelenke. Sie war in weißen Musselin mit Spitzenbesatz gekleidet. Ihr Gesicht war dem Spiegel zugekehrt, welcher, bei dem erlöschenden Kerzenlichte, mit furchtbarer Treue das feuchte, unbewegliche, mit Karmin bemalte Antlitz — die herabgesunkene Unterkinnlade — und die Augen zurückstrahlte, welche mit einem kalten, todten Starrblick gerade auf denselben gerichtet waren. Als ich ihre Gesichtszüge näher anschaute, glaubte ich die Spuren eines eiteln und selbstgefälligen Lächelns zu entdecken, welches auch die lähmende Berührung des Todes nicht gänzlich hatte verwischen können. Das weiche, glänzende Haar der Leiche war mit ausgesuchter Sorgfalt gekräuselt, und der magere gelbliche Nacken mit einer schimmernden Perlenschnur umgeben. Das gräßliche Antlitz des Todes, wie es aus dem Flitterstaat der Mode — aus dem eiteln Gepränge erkünstelter Freude hervorstierte, war eine furchtbare Verhöhnung der Thorheiten des Erdenlebens. Ich habe viele hundert Leichen gesehen, sowohl in der Ruhe des natürlichen Todes, als entstellt und verzerrt durch ein gewaltsames Ende: nie aber eine so entsetzliche Satire auf die menschliche Eitelkeit, ein so widriges, empörendes und ekelhaftes Schauspiel erblickt, als *eine zum Ball angeputzte Leiche!*"

2) Ein edles Mädchen heirathet einen Wüstling, der sie in grenzenloses Elend stürzt, daß der Gram sie endlich tödtet.

3) Die komische Geschichte eines Leichendiebstahls.

4) Die Geschichte eines vollendeten Wüstlings, vornehm, geistreich, aber von durchaus diabolischer Philosophie. Seine Ausschweifungen richten ihn endlich zu Grunde und er stirbt unter den abscheulichsten Schmerzen unbändigen Gemüths voll Hohn über Welt und Menschen.

5) Der Arzt wird zu einem Verrückten gerufen, der sich eben barbiert. Es gelingt ihm, das gefährliche Messer habhaft zu werden und nach Hülfe zu schicken. Während er aber mit dem Wahnsinnigen allein ist, fällt folgende Scene vor: „Aber Eins haben Sie vergessen, Sie Narr, Sie! erwiderte der Verrückte wild, zum Waschtische gehend und plötzlich *ein zweites Rasirmesser* ergreifend — welches mit dem so eben in meine Gewalt gerathenen Ein Paar ausmachte — und auf welches leider mein Blick nicht gefallen war! Ich gab mich verloren, nicht zweifelnd, daß ich ermordet werden würde, als ich die blutdürstige Wildheit, mit welcher er es in der Hand hielt und über seinem Kopfe schwang, und sein teuflisches Lächeln bemerkte, indem er, es mir dicht vor dem Gesicht, mit dem Messer auf und nieder fuhe! Ich zitterte jedoch im nächsten Augenblick für ihn selbst; denn er bewegte es schnell vor seinem Halse hin und her, als wenn er den tödtlichen Schnitt thun wollte. Doch er berührte seine Haut nicht. Er knirschte, wie mit einer Art von wilder Freude über die furchtbare Zerstörungsgewalt, in deren Besitze er sich befand. — Ha! beiläufig — was sagen Sie zu einem *Rasirmessertanz* — he? — Ha, ha, ha! etwas Neues zum Wenigsten! — Er fing sogleich an zu tanzen, unsinnig in die Höhe springend und von Zeit zu Zeit einen schneidenden, übel tönenden Schrei erschallen lassend, ähnlich demjenigen, welcher bei einigen Tänzen der schottischen Hochländer ausgestoßen zu werden pflegt. Ich stellte mich, als ob ich sein Tanzen bewunderte, klatschte und rief: „Bravo, bravo! — Da kapo!" Er schien zu einer Wiederholung geneigt, war aber zu erschöpft, und sezte sich außer Athem auf die Brüstung des hinter ihm befindlichen Fensters." Doch gelang es endlich, ihn zu beschwichtigen, nachdem er sich selbst geschnitten hatte. Der Anblick seines Blutes deprimirte ihn plötzlich.

6) Der Tod eines Philosophen, eines edeln mit Besonderheit leidenden Mannes, den eine böse chronische Krankheit allmählich aufreibt.

7) Die traurigen Folgen einer Verkältung aus Leichtsinn.

Dritter Theil. 1) Eine meisterhafte Darstellung. Ein Staatsmann, von glühendem Ehrgeiz und eben so feiner Empfindlichkeit gebt endlich in dem Kampf dieser beiden Gegensätze unter, denn welcher Staatsmann in England vermöchte seinen Ehrgeiz zu befriedigen, ohne sich den seelenkränkendsten Beleidigungen der Gegner, Nebenbuhler und selbst der eignen Partei aussetzen zu müssen, und wer diese lezteren nicht mit Gleichmuth ertragen lernt, ist früher oder später verloren. Stafford, so nennt der Verfasser seinen Staatsmann, war ihm schon auf der Universität bekannt als beredt, äußerst talentvoll, aber auch eben so erregbar. Er leistete ihm später als Arzt die erste Hülfe, da Herr Stafford bei seinem ersten Auftreten im Parlament der allzu heftigen physischen und moralischen Anstrengung erliegen wollte. Später wurde er nochmals zu ihm gerufen. Stafford befand sich in der heftigsten Gemüthsbewegung. Sein brennender Ehrgeiz trachtete nach einem Portefeuille, aber Intriguen jeder Art sezten sich seinem Wunsch entgegen und verbitterten ihm das Leben. Die beißende

Digitized by Google

Bemerkung eines Gegners entflammte seinen ganzen Zorn. Ein Duell war die Folge. Umsonst suchte der Arzt ihn davon abzubringen. Die Stunde wird bestimmt. Kurz vorher erhält Stafford eine dringende Einladung, sogleich auf der Stelle in die Stadt zu kommen, um Minister zu werden. Er wankt, er ist der Verzweiflung nahe, aber die Ehre verbietet ihm, seinen Gegner länger warten zu lassen. Er schlägt sich und wird schwer verwundet. Das so heiß ersehnte Portefeuille ist verloren. Das alles geht auf dem schönen Landhause Staffords vor sich, in der Nähe seiner jungen liebenswürdigen Gemahlin. Wir sehn ein Paradies vor uns, das durch politische Leidenschaftlichkeit zur Hölle wird. Wahrlich, eins der lehrreichsten, tiefwahrsten Bilder, die dem Auge des Menschenfreundes geboten werden können!

Stafford überlebt den doppelten Schmerz der schweren Wunde und des noch tödtlicheren Verdrusses. Seine politische Thätigkeit beginnt von Neuem, und wird belohnt. Das Portefeuille ist sein. Aber nun beginnt ein noch viel qualvollerer Kampf für ihn. Es war leichter, die Minister zu bekämpfen, als selbst Minister zu seyn. Seine Kollegen waren nicht einig, die Opposition kühn, er fast allein mußte sich Tag für Tag im Parlament mit den Gegnern schlagen und hülflos abarbeiten. Das Ministerium fiel, er trat todtmüde ab. „Aus seinen Augen schossen Blitze hervor, als er das Benehmen eines wohlbekannten Mannes erzählte, welchen er mit einer Sinekure für seine Stimme reichlich bezahlt, und der ihn ohne Erröthen geprellt hatte, weil das jährliche Einkommen um einige Pfund geringer war, als verabredet gewesen sey. O, glauben Sie mir, fuhr er fort, kein nichtswürdiger Schacher kommt dem politischen Schacher gleich; unter allen Betrügern sind die politischen die verächtlichsten. Ehe ich ihn das nächste Mal sah, war das neue Ministerium ernannt worden. Einige der vornehmsten Mitglieder desselben gehörten zu Staffords bittersten und hochmüthigsten Feinden, und hatten sich von freien Stücken verpflichtet, eine der seinigen schnurgerade entgegengesetzte Politik zu befolgen. Diese Nachrichten waren zu viel für ihn. Voll von unaussprechlicher Wuth und Ingrimm verließ er eiligst die Stadt, und zog sich mit seiner ganzen Familie auf unbestimmte Zeit in einen entfernten Theil von England zurück. Ich hoffte zu Gott, daß er nunmehr der politischen Angelegenheiten satt und müde seyn und hinfort Ruhe im häuslichen Kreise suchen möchte. Lebhaft theilte Lady Emma diesen Wunsch; zärtlicher als je schwärmte sie für ihren Gatten, und ihre dahingeschwundene Schönheit war ein rührender Beweis der innigen Hingebung, mit welcher sie die Interessen ihres Gatten zu den ihren gemacht hatte."

Doch blieb er nicht lange in Ruhe, er trat abermals in's Parlament und in's Ministerium. Neue Intriguen, neue Kämpfe nahmen ihn in Anspruch, seine Feinde mehrten sich in dem Maaße, in welchem seine Anstrengungen, sich ihrer zu erwehren, zunahmen. — „Der arme Stafford wird im Hause Nacht vor Nacht gehetzt. Kann er sich behaupten? fragt Jedermann. Er hat die diesmalige Session „so zwischen Stehen und Fallen" — wie man zu sagen pflegt — begonnen. Lady Emma, mit welcher ich heute zufällig im Hause eines Patienten zusammentraf, gab mir einen traurigen Bericht über Hrn. Stafford. Ruhelose Nächte — immerwährendes Reden im Schlaf — beständiges Uebelbefinden — Mangel an Eßlust! O über die Freuden der Politik, die Süßigkeiten des Ehrgeizes! — Eine auffallende Anspielung war in einer der heutigen Zeitungen enthalten, worin auf Hrn. Staffords seltsames Benehmen im Parlament und seine wunderliche Behandlung mehrerer Mitglieder dingedeutet ward. Was konnte darunter gemeint seyn? Eine fürchterliche Vermuthung fuhr durch meinen Sinn — der Himmel gebe, daß sie grundlos seyn möge! — indem ich mit jener dunkeln Anspielung einen Vorfall in Verbindung brachte, welcher sich vor Kurzem zutrug. Lady Emilie — war auf einem Balle bei dem Herzoge von — plötzlich unwohl geworden, und hatte in Folge dessen meinen ärztlichen Beistand verlangt. Sie war mitten im Tanz in Ohnmacht gesunken, und war auch, nachdem man sie zu Hause gebracht hatte, noch einige Zeit in einem krampfhaften Zustande verblieben. Ich fragte nach der Veranlassung, und sie sagte mir, daß sie während des Tanzes in Herrn Staffords Nähe gekommen sey, welcher auf einige Minuten auf dem Balle erschienen war, um den Marquis von — zu sprechen. Er war in einer nachdenkenden Stellung, fuhr sie fort, nun mochte ich, auf irgend eine Weise, im Vorbeieilen seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen haben, und da schnitt er mir ein so teuflisch-verzerrtes Gesicht und glotzte mich mit einem so fürchterlich stierenden Blicke an, wie mir nie etwas Aehnliches begegnet ist. Das alles war jedoch nur die Erscheinung eines Augenblicks, sein Gesicht ging sogleich wieder zu dem gewohnten Ausdrucke über, und lächelnd nickte er mehreren ihn Grüßenden zu. Der Blick aber, welchen er mir zugeworfen, verfolgte mich, wie ein Gespenst, und wurde, nebst der Erschöpfung, in welche ich durch die Hitze des Zimmers gerieth, die Veranlassung meiner Ohnmacht. — Obgleich mir, während ich ihr zuhörte, unheimlich zu Sinn wurde, lachte ich darüber und sagte, sie müsse es sich eingebildet haben. Nein, nein, Doktor, erwiderte sie, denn die Marquisin von — hat es auch gesehen, und fragte mich erst diesen Morgen bei ihrem Besuch, ob ich Herrn Stafford beleidigt hätte? — Sollte es möglich seyn? War jener „Blick" wirklich ein vorübergehendes gräßliches

Digitized by Google

Hervorblitzen von Wahnsinn? Fing seine große Seele an, zu wanken unter ihrer gewaltigen Last?"

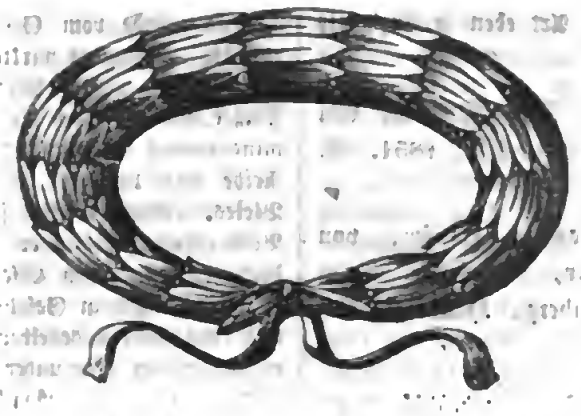
Der Leidende schildert seinen Zustand selbst: „Doktor, Doktor! ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden — aber Alles grinset mich an! sagte er. Alle Gegenstände nehmen plötzlich Persönlichkeit an — werden belebt — ich kann nicht ertragen, sie anzublicken. — Ich bin beklemmt — es ist, als ob ich in einem verdünnten Luftraume athmete! — Nachdem ich, vom Beginn der Sitzung an, einem Rudel im Parlamente sitzender Laffen fast knechtisch den Hof gemacht habe, um mir ihre Stimmen für die — Bill zu sichern; nachdem ich Woche vor Woche die Tölpel zum Speisen bei mir gehabt und dann bei ihnen gespeist — mit heiterer Miene mich neben Menschen niedergesetzt habe, die ich auf's Aeußerste, unaussprechlich verachte — zeigt mir das Gesindel auf einmal die Fersen — stiehlt sich davon — Mann für Mann — und läßt mich in einer lächerlichen Minorität von 43! — Ich sagte, dies sey eine von den Verdrießlichkeiten, die von der Staatsverwaltung unzertrennlich zu seyn schienen. — Ja, ja, ja! erwiderte er mit zornigrr Bitterkeit, seine Schritte beschleunigend. Warum — warum aber haben die mit der Politik sich Befassenden keine Grundsätze — kein Gefühl — keine Dankbarkeit — kein Mitleid?" Hier liegt der Schlüssel zu seinem Elend. Er konnte Gemeinheit nicht ertragen und wollte doch Politiker seyn. Dann spricht er von den auswärtigen Verwicklungen, von den so ganz heterogenen Anforderungen, die auswärtige Mächte machen, und denen wieder eben so heterogene Parteiansichten im Innern begegnen. Er will mit einer gewissen Bill stehn und fallen. Das Ausland intrigirt dagegen, die Torie drängen. Die Minister sind uneins. „Ferner war gestern Seiner Majestät Benehmen auffallend kühl und abgemessen, und während der König seinen Claret trank, sagte mir Se. Majestät höchst kaltblütig, daß von Seiner Einwilligung zu der — Bill „durchaus nicht die Rede seyn könne". Die — muß ich über Bord werfen, — eine Maßregel, welche mir mehr als irgend eine andere am Herzen liegt! Man hat sich zugeflüstert, daß — entschlossen ist, mich in einen Zweikampf zu verwickeln; und als wenn dieses Alles noch nicht genug wäre, so droht man mir beständig mit Mord, und wirklich pfiff vor ein paar Tagen, als ich nach — ritt, dicht an meinem Hute eine Kugel vorbei! Ich kann den Vorfall unmöglich veröffentlichen, und vielleicht werde ich das nächste Mal, daß ich ausgehe, durch das Herz geschossen! O Gott! was wird aus mir werden? Wollte der Himmel, daß ich die Siegel des — Amts abgelehnt hätte! Doktor, glauben Sie — allen ärztlichen Unsinn bei Seite gesetzt — daß Sie etwas für mich thun können? Etwas zur Beruhigung des Nervensystems — zur Kühlung des Gehirns? Würde Aderlaß gut thun? — Oder Baden? — Wie? Aber denken Sie daran, daß ich nicht viel Zeit zum Medizinirrn habe. Ich muß morgen Nacht die — Frage eröffnen, und ferner muß ich stündlich fünfzehn bis zwanzig Briefe diktiren! Mit Einem Wort — Lord —, Sir, sagte der in der Thür erscheinende Bediente. — Der verwünschte Hasenfuß! murmelte er mir zu. Ich weiß, was ihn herführt — er hat mich seit den letzten sechs Wochen ohne Aufhören gepeinigt! Ich mag ihn nicht sehen! Nicht zu Haus, rief er dem Bedienten zu. Er hielt inne. Wart — bitte seine Herrlichkeit, heraufzukommen! Dann wendete er sich zu mir. — Der Mensch kann über die Stimmen seiner zwei Brüder gebieten — ich bedarf derselben morgen Abend. Doktor, wir müssen uns trennen."

So wird der arme Mann gehezt. Seine Bill fällt durch, und er wird obendrein mit Spott überschüttet. Da knickt die schöne, bisher noch aufrechte Blume seines Geistes. Sein Sekretair klagt, daß er zuweilen drei Antworten auf einen Brief diktire, sein Kutscher, daß er sich stundenlang herumkutschiren lasse; seine Gattin weiß sich seine oft plötzlich eintretende unsinnige Fröhlichkeit nicht zu erklären und wird davon mit Schauder erfüllt. Endlich erkämpft er einen Sieg im Parlament, und die Freude darüber gibt seinem Verstande den Rest. „Ja, endlich habe ich triumphirt, sagte er mit einem ganz besondern Nachdruck, als er das Haus verließ. Er begab sich spät in der Nacht in seine Wohnung, rief seine Dienerschaft zusammen und bestand darauf — es ist traurig, dergleichen von solch einem Manne berichten zu müssen — daß das ganze Haus von oben bis unten illuminirt werden solle! Es war ein Glück, daß Lady Emma mit den Kindern noch nicht von dem obenerwähnten Landsitze zurückgekehrt war, um Zeugin dieses unzweideutigen Beweises von wiederkehrendem Wahnsinne zu seyn. Er selbst half bei dem lächerlichen Geschäft, die Lichter anzuzünden und dieselben in die Fenster zu stellen. Als dieses ausgeführt war, hielt er an die versammelte Dienerschaft eine Anrede über den ausgezeichneten Triumph, welchen er und das Land im Hause der Gemeinen in dieser Nacht errungen habe, und schloß mit dem Gebot, daß sie die Lichter auslöschen und sich zum Abendessen in die Küche begeben sollten, wohin er ihnen sogleich nachfolgen und ihnen ein Dutzend Flaschen Wein zum Besten geben wolle! Er hielt Wort."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 118. 21. November 1834.

Seelenlehre.

27) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Arztes. Aus dem Englischen übersezt von C. Jürgens. In drei Theilen. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1833.

(Schluß.)

„Herr Stafford sezte sich wirklich mitten unter seine — wegen Abwesenheit der Familie nicht sehr zahlreiche — erstaunte Dienerschaft hin und überließ sich der lärmendsten Fröhlichkeit! Zum großen Glück wurde sein Benehmen unbedenklich einer Berauschung zugeschrieben, und im Zustande der lezteren wurde er auch wirklich von denen, die nur durch ihre Blödigkeit daran verhindert worden waren, sich gleichfalls zu übernehmen, in einer späten Morgenstunde zu Bett gebracht.“ Als der Arzt ihn besuchte, war er schon übergeschnappt, plauderte Staatsgeheimnisse aus und benahm sich so, daß man ihm sogleich Wache geben mußte.

2) Der Arzt wird zu einer blutarmen Familie gerufen, deren Vater so eben an der Schwindsucht verschieden ist, während das Kind in seinen Armen noch mit ihm spielt und ihn aufzuwecken sucht; dann zu einem reichen Podagristen, der in Betten gewickelt unter Pracht und Schäzen geifernd und zornig stirbt, — ein gräßlicher Kontrast, zwei der pikantesten, aber auch schauderhaftesten Bilder der ganzen Sammlung.

3) Die Geschichte eines durch seine verschwenderische Familie zu Grunde gerichteten Kaufmanns. Auch sie ist schrecklich. Der grundehrliche Kaufmann wird wahnsinnig, als er den Leichtsinn der Seinigen erfährt, und sein Wahnsinn nimmt nun selbst den verschwenderischen Charakter an. Er wird das Widerspiel seines vorigen Benehmens und spekulirt nun eben so fein und fleißig, sein Vermögen vollends zu verlieren, wie er früher bedacht war, es zu vermehren. Dies geschieht nun auf die lächerlichste Art. Er freut sich wie ein Kind bei jedem Verlust und berechnet nthe ꝛc.“ Das Ende ist gräßlich. Der Vater stirbt in dem Augenblick, in dem er seinen Sohn, die Quelle alles seines Elends, wiedersieht.

4) Die Folgen der Spielwuth. Ein junger, eben mit einem schönen Mädchen verlobter gebildeter Mann läßt sich zum Spiel verlocken, ruinirt Mutter und Braut und ermordet zulezt sich selbst.

Aus diesen gedrängten Uebersichten wird der Leser ermessen, wie inhaltreich diese Sammlung ist, mit welcher tiefen Menschenkenntniß sie conzipirt ist. Dieses Buch gehört nicht zu den vorübergehenden Erscheinungen

Digitized by Google

der Literatur, es ist in seiner Art eben so einzig als klassisch.

28) Ueber Kaspar Hauser. Von Schmidt von Lübeck. Zwei Hefte. Altona, Aue, 1831. S. 20. 1832. S. 40.

29) Mittheilungen über Kaspar Hauser, von seinem ehemaligen Pfleger, Professor Daumer. Zweites Heft. Nürnberg, Haubenstricker, 1832.

Die erste der vorliegenden Schriften beschäftigt sich hauptsächlich mit Vermuthungen über die Herkunft des unglücklichen Jünglings, und stellt die wenigen Data zusammen, die deßfalls in den Erinnerungen desselben und den Umständen seines ersten Auftretens liegen. Seitdem hat ihn der Mord ereilt, und eine bekannte Hypothese über seine Abstammung hat alle früheren einstweilen verdrängt.

Die zweite Schrift hat es mehr mit dem physischen Zustande Hausers zu thun und behandelt denselben als eine der merkwürdigsten anthropologischen Erscheinungen. Sein frühester Aufenthalt im Dunkeln ohne Bewegung von früher Jugend an hatte ihm eine seltene Reizbarkeit gegeben und mehr die magnetische als die normale Nerventhätigkeit in ihm erweckt. Daher seine Ahnungen (des Mordes), seine lebhaften Träume, daher seine große Empfindlichkeit in Gegenwart einer Somnambulen, bei Berührung von Spinnen, von einer Blume, Metallen, Glas ꝛc. Er erzählt unter Anderm selbst: „Ich ging in Garten des Herrn Haubenstricker und fand eine Blume, die mir sehr wohlgefallen hat; ich sah es lange an, betrachtete es recht! dann fragte ich den Herrn Haubenstricker, was dieses für eine Blume sey. Er gab mir zur Antwort; eine Kaiserkrone. Den andern Morgen erzählte ich es dem Herrn Professor, daß ich eine sehr schöne Blume gesehen und erzählte ich, wie es aussah; dann sagte der Herr Professor ich solle eine bringen, ich ging in den Garten und holte eine; als ich's anfaßte und abpflücken wollte, bekam ich die nämliche Empfindung, als von den Schlangen, die ich gesehen habe, bekam ich ein Frost, nach einiger Zeit wurde es mir sehr heiß, und bekam eine ganze Viertelstunde Kopfschmerzen, und meine Hand, in der ich die Blume trug, war, als wenn es lahm wäre. Dieses dauerte 5 Minuten. Eh der Kopfschmerz verging, gab's mir ein Schütter; dann sind die Empfindungen weggewesen, aber einige Stunden war mir nicht mehr so wohl als zuerst, ich bin sehr müde gewesen, und so ist es bei den Schlangen auch gewesen."

Er wurde vom Genuß der bloßen Weinbeeren berauscht. Besonders wirkten Metalle auf ihn. „Schneller als bei den meisten Metallen lief es ihm erkältend die Finger und den Arm hinauf bei Berührung des Goldes, minderschnell bei der des Silbers, noch langsamer der Reihe nach bei der des Stahls, Messings, Zinnes, Bleies. Stahl wirkte stärker als ungestähltes Eisen. Beim Reiten fühlte er durch den Sattel den Zug des darunter befindlichen Eisens, auch behauptete er, er sey deßhalb weniger in Gefahr, den Steigbügel zu verlieren, weil das Metall desselben ihn an sich ziehe. Er sagte, er werde von dem unter dem Sattel befindlichen Eisen gezogen, und sitze deßhalb so fest im Sattel. Wenn er Spornen anhatte, so war es ihm, als würde er hinten an den Füßen gezogen. Silberne Sporhen empfand er stärker, als welche von Messing. — Als ich mit ihm in ein Gewölbe kam, das mit Messingwaaren angefüllt war, zog es ihm am ganzen Leib nach allen Seiten hin, wo sich das Metall befand; er eilte wieder hinaus zu kommen, und machte außen die Bewegung heftigen Schauders. — Er saß einst am Klavier, als ein Mann hereintrat, der Summen Silbergeldes in einem Sacke trug und diesen drei bis vier Schritte weit von ihm auf den Tisch legte. Er hörte auf zu spielen und blickte mit verstörten Mienen auf den Tisch und den Mann hin, stand dann auf und begab sich, den Schweiß von der Stirne wischend, in ein Nebengemach, wartend, bis sich der Mann entfernt hatte. Das Geld im Sacke hatte diese Wirkung auf ihn gehabt. Mit einem silbernen Löffel essend, mußte er so sehr zittern, daß er ihn kaum zum Munde führen konnte, weßhalb ich ihm einen hölzernen anschaffte. Stärker als das ihn stark afficirende Gold wirkten Platina, Diamant, Quecksilber, Magnet. Letzterer wirkte nur dann erregend, und zwar in hohem Grade und aus großer Entfernung, wenn die Pole gegen ihn gerichtet wurden, die quer gegen ihn gerichtete Magnetstange spürte er nicht auf solche Weise. Nach dem Quecksilber wirkte Platina am stärksten; von einem dünnen Ring aus diesem Metall empfand er Ziehen ungefähr drei Schritte weit. Quecksilber wirkte viel stärker als Gold. Als ich die Rückseite eines kleinen Spiegels gegen ihn hielt, spürte er den Zug 9 Schritte weit. Schwefel, wenn er ihn dem Finger näherte, zog stärker als Gold und erregte noch größere Kälte, wirkte jedoch in beiden Stücken schwächer als Quecksilber."

Es wird gewiß jedem denkenden Arzt von Interesse seyn, diese Wirkungen mit ähnlichen, die von Somnambulen bekannt sind, zu vergleichen. Am Schluß gibt der Verfasser ausführliche Nachricht von den an Kaspar Hauser gemachten homöopathischen Heilversuchen.

Digitized by Google

30) Beiträge zur Psychologie. Eine Sammlung ärztlicher Gutachten über psychatrische Heilkuren, von Dr. Biermann, Stadt-Physikus zu Prim. Hildesheim, Gerstenberg, 1833.

Für eine Wissenschaft, deren Grundlage die Erfahrung ist, kann nichts wünschenswerther seyn, als fleißiges Sammeln von Thatsachen. Es werden hier zwölf Fälle aktenmäßig mitgetheilt, Fälle von Melancholie, Todsucht, Atonie, Apathie, Letharzie, Manie, Blödsinn. Sie zeichnen sich indeß mehr durch Genauigkeit der Beschreibung, als durch Originalität aus, mit Ausnahme eines Falls von Dämonomanie, da eine Frau von der Einbildung geplagt war, sie habe den Teufel im Leibe, und einer aus Blödsinn entsprungenen anscheinenden Taubstummheit bei einem Kinde.

31) Versuch einer Literärgeschichte der Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Von den ältesten Zeiten bis zum 19ten Jahrhundert. Von Dr. Feidereich, Professor in Würzburg. Würzburg, Strecker, 1830. S. 655.

32) Allgemeine Diagnostik der physischen Krankheiten. Von Demselben. Zweite verbesserte Auflage. Daselbst, 1832. S. 382.

33) Magazin für philosophische, medizinische und geschichtliche Seelenkunde. Von Demselben. Neue Folge, 2tes und 3tes Heft. Würzburg, Stahel, 1832 und 1833.

Schon bei Gelegenheit der ersten Ausgabe der Diagnostik haben wir (Literaturblatt von 1831. Nr. 106 und 107) die Verdienste des Verfassers um die Seelenkunde gerühmt. Die vorliegenden Schriften beweisen, in welchem Umfange er für dieselbe thätig ist, und wir dürfen um so mehr Gewicht darauf legen, als Würzburg ganz der Ort ist, um solche Studien durch die blühendsten und ausgedehntesten Heilanstalten zu begünstigen.

Das erstgenannte Werk beginnt mit einer Zusammenstellung aller ältesten Wahnsinnsfälle, die in der Bibel oder bei den Alten vorkommen. Die Lykanthropie oder Verwandlung der Menschen in Wölfe, eine scythische Krankheit, deren Herodot gedenkt, heben sich als allgemeinere Erscheinungen unter den einzelnen Fällen hervor. Friedreich citirt Alles, was darüber geschrieben worden ist, woraus wir indeß nur erfahren, daß wir die wahre Beschaffenheit jener Krankheiten der Alten schwerlich errathen werden. Dann ist vom Helleborus und von den eesten griechischen Aerzten die Rede. Doch erscheint erst der Römer Celsus als Seelenarzt. Ihm gebührt der Name des ersten psychisch-ärztlichen Schriftstellers, denn von ihm rührt die erste selbstständige Abhandlung über das Seelenleiden her. Dann folgt der Kappadocier Aretäus, ferner Aurelianus und endlich Galenus, und von diesen abwärts fehlt es nicht mehr an zahlreichen Aerzten, die über die Seelenstörungen geschrieben haben. Mit den griechisch-römischen wechseln die arabischen ab, und mit den praktischen Aerzten die theoretisirenden Philosophen.

In den finstern Jahrhunderten hörte man wenig mehr von Wahnsinn, oder derselbe nahm einen so vorzugsweise religiösen Charakter an, daß man ihn nicht mehr für Wahnsinn hielt. Erst mit dem Beginn der weltlich-philosophischen Reaktion gegen die Hierarchie trat auch die Arzneikunde wieder in ihre alten Rechte, und es ist nicht zu verwundern, daß wir sie Anfangs noch in den abergläubigen Vorurtheilen der Zeit stark befangen finden, so daß namentlich jede Seelenstörung als Bezauberung und Wirkung böser Dämonen angesehn wurde. Obgleich diese Meinung sich lange und bis auf die neuern Zeiten erhielt und gewisse Arten von Geisteszerrüttung immer den übernatürlichen Einwirkungen vorbehalten blieben, so machte sich doch in den weniger an den Teufel erinnernden Fällen schon durch Theophrastus Paracelsus und noch früher jene interessante und noch immer zu wenig gewürdigte Naturansicht des spätern Mittelalters geltend, die im Menschen den Mikrokosmus, die kleine Welt, den Spiegel der großen, sah, und daher auch Störungen in den Geistesthätigkeiten mit Störungen in der Natur identifizirte. Besonders spielten in dieser Philosophie die Wirkungen des Mondes eine große Rolle (Referent besitzt ein altes Buch, das diesem Gegenstand ausschließlich gewidmet ist), und man stand hier allerdings wenigstens mit einem Fuße auf dem Boden der Erfahrung, da der Einfluß des Mondwechsels auf die Irren eine allgemein anerkannte Thatsache ist.

Nachdem schon ältere Aerzte sich darüber gestritten, ob das Herz oder Hirn der Sitz der Seelenkrankheiten (überhaupt der Sitz der Seele) seyen, versuchte der Schweizer Felix Plater die erste Klassifikation dieser Krankheiten als mentis imbecillitas, consternatio, detatigatio. Diese vernünftigern Aerzte konnten indeß auf die Hexensucht ihres Zeitalters keinen Einfluß üben. Der Arzt Wyer am Ende des 16ten Jahrhunderts war der erste, der in einer Zuschrift an Kaiser und Reich die Mächtigen beschwor, doch des unschuldigen Blutes der Hexen zu schonen, und die vermeintlichen Teufelswirkungen aus natürlichen Ursachen zu erklären wagte. Aber er zog sich nur Verfolgung zu und die Hexen bluteten noch über ein Jahrhundert. — In seinem Werk de praestigiis daemonum finden sich viele merkwürdige

Digitized by Google

Beispiele von Wahnsinnigen. Die meisten Aerzte wollten lange Zeit von den natürlichen Ursachen nichts wissen und leiteten selbst den Wahnsinn der Liebe nicht aus der Leidenschaft selbst, sondern aus Liebestränken ab; kurz diese aus einem mißverstandenen Christenthum hervorgegangene Ansicht machte den Menschen lediglich zu einem Instrument fremder Einflüsse und ließ seinem eignen Willen, seiner eignen Thatkraft nichts übrig. War man freisinnig genug, um die Geisterwelt zu beseitigen, so hielt man doch noch fest an den Einflüssen der Natur, und der astrologische und sympathetische Wahnsinn, der des Menschen ganzes Thun und Treiben von der Stellung der Gestirne und von magischen Metall-, Pflanzen- und Thierwirkungen abhängig machte, war, wenn nicht mehr blutig, wie der Dämonenglaube, doch wenigstens eine beständige Quelle der Aengstlichkeit für die Menschen. Das bekannte Aderlaßmännlein im Kalender, nach dem aus dem ganzen Umkreis der Natur alle möglichen Krankheiten hinzielen, ist noch ein Ueberrest jener alten weitverbreiteten Ansicht.

Da immer ein Extrem das andere hervorruft, so erscheint es ganz natürlich, daß der berühmte Arzt Helmont, als Gegner des Paracelsismus, unter dem Namen des Archäus eine mystische Urkraft in den Menschen legte, die geistiger Art erst durch ihr geistiges Uebelbefinden, als durch ihren Zorn, Ekel ꝛc. die Krankheiten im Körper hervorrufe. Während die Herenglaubigen den Grund der Seelenkrankheit von außen in dämonischen Wirkungen, und die Paracelsisten ebenfalls von außen in Naturwirkungen suchten, behauptete Helmont umgekehrt, daß selbst die körperlichen Krankheiten nur von innen, aus einem den Menschen inwohnenden geistigen Principe kämen.

Nach und nach nahm die Empirie überhand, es bildeten sich treffliche praktische Aerzte, die Anatomie, auch des Gehirns, machte bedeutende Fortschritte, aber die Aerzte bekümmerten sich mehr um die eigentlich körperlichen, als um die Seelenkrankheiten, oder machten oft sehr sonderbare und doch materielle Versuche, sie zu heilen, z. B. durch Transfusion, oder Einfüllung von fremdem Blut. Warum der französische Arzt Denis am Ende des 17ten Jahrhunderts aber gerade das Blut eines Kalbes wählte, um einen Verrückten dadurch wieder klug zu machen, mag dahin gestellt bleiben. Den vielen Materialisten seiner Zeit trat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein zweiter Helmont in höherer Potenz, der berühmte Stahl, entgegen, mit dem Grundsatz, daß die Seele etwas Ursprüngliches und Selbstständiges und das Primitive des Körpers sey.

Mehr aber als Stahl trugen die Philosophen vorzüglich Englands und Deutschlands dazu bei, der über den Körper vernachlässigten Seele wieder eine große Bedeutung zu geben. Es bildete sich eine Psychologie, die sogar die Ehre hatte, Mutter des bedeutendsten der neuern philosophischen Systeme, des Kantianismus zu seyn.

Seitdem haben Empiriker und Philosophen gewetteifert, durch einzelne Beobachtungen und Heilungsversuche, so wie durch Vergleichungen und allgemeine Theorien, die Lehre von den Seelenstörungen auszubilden. Die ungeheure Menge der dabei thätigen Aerzte und ihrer darauf bezüglichen Schriften hat der Verfasser seinem Werk einregistriet. Doch haben die Neuesten das meiste Verdienst. Die Errichtung von Irrenhäusern für den Zweck nicht bloß der Aufbewahrung, sondern auch der Heilung, ist noch nicht alt, und sehr jung ist die Humanität, die endlich in diesen Unglückshäusern einheimisch zu werden beginnt. Auch die Literatur war früher nie für diese Sache so thätig, als sie es jetzt ist. Der Ruhm, der Erste gewesen zu seyn, der eine zweckmäßige Behandlung der Irren begründete, gebührt dem Franzosen Pinel. Er zerbrach die Ketten derselben, gab ihnen Sonne und Bewegung und eine sorgfältige Pflege. Ihm zunächst steht der Engländer Cullen, dessen System ganz auf Erfahrung, Behutsamkeit und Menschlichkeit gebaut ist, und Thomas Arnold, ebenfalls ein Engländer, der die Seelenkrankheiten nach ihren Ursachen, Symptomen und Heilmitteln auf's Genaueste eintheilte und beschrieb. Rein empirisch *nahm er sowohl* körperliche als geistige Ursachen an, ohne sich spitzfindig darüber zu streiten. Ein Wahnsinn, der aus zu vielem Studieren oder aus heftiger Gemüthsbewegung, Schreck ꝛc. entstand, war ihm geistigen Ursprungs, ein andrer, der aus Unterleibs-, Geschlechts-, Brust- und Hirnkrankheiten entstand, war ihm körperlichen Ursprungs. Wie Linné sammelte er und klassifizierte nur, immer den einzelnen Fall im Auge, unbekümmert um das vielleicht tiefer liegende philosophische Eintheilungsprinzip. Und dies ist auch für den praktischen Arzt die beste Methode. Noch mehr that Perfect, wieder ein Engländer, indem er noch weniger systematisch und bloß historisch 108 Krankheitsgeschichten genau beschrieb und so nicht durch Regeln, sondern unmittelbar durch Beispiele belehrte. Diesen Vorbildern folgten noch mehrere ausgezeichnete englische Aerzte, worunter besonders Crichton hervorragt. Diese englischen Aerzte gehn den deutschen voran, wie auch die englische Philosophie der deutschen voranging.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 119. 24. November 1834.

Seelenlehre.

(Schluß.)

Unter den Deutschen bemerken wir zuerst Klockhoff, Greding, Weickhard, Erhard, Langermann, Schmid. Die Neuern hat der Verfasser noch nicht aufgenommen, doch wird eine pragmatische Geschichte der neuern Psychologie wegen des Kampfes ihrer Parteien einmal Stoff zu einer sehr interessanten Darstellung darbieten. —

Die stark vermehrte zweite Auflage der Diagnostik freut uns um so mehr, als sie beweist, welche Theilnahme dieses inhaltreiche Werk gefunden hat, und der Verfasser hat die Gelegenheit ergriffen, es wesentlich zu vergrößern durch zahlreiche Zusätze, die durchgängig in Beispielen aus authentischen Krankheitsgeschichten bestehen. Friedreich erkennt das Gehirn als den nothwendigen Sitz, doch keineswegs als die Ursache der Seelenstörungen, und dies wird durch alle Erfahrungen bewiesen.

Dieselbe Grundansicht begegnet uns auch in dem Magazin, welches Friedreich herausgibt. Im 2ten Heft desselben befindet sich eine von Grohmann in Heidelberg verfaßte Vertheidigung gegen die Anklage, als ob die neuere Psychologie unchristlich sey, ein Vorwurf, der ihr von einem frommen Juristen gemacht worden ist. Wenn sich die Härte verknöcherter Justizpedanterei mit moderner Frömmelei mischt, so wird einem in der That zu Muthe als ob man unter den Mauern des Escurial wandelte. Grohmann sagt gegen den Defensor der Bremer Giftmischerin: „Was ist denn das Unchristliche in den neuern Ansichten, welchen der Defensor, ob gleich er sie seinem Amte gemäß als Defensor auf den vorhandenen Kriminalfall anzuwenden nicht verschmähet, so von Herzen gram und feind ist? Es ist, um es mit wenigen Worten zu sagen, die Strafjustiz aufklären wollen, tiefer, als es früher geschah, in die gerichtsärztliche Kunde eingehen, genauer die gegenseitigen Bedingnisse des Lebens zwischen Seele und Leib erwägen, nicht Alles sogleich nach einem absoluten Buchstaben einer unbedingten Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit entscheiden, ein gerechteres Maaß zwischen Schuld und Strafe aufstellen, die psychischen Krankheitsformen als wirkliche oder mögliche Bedingnisse und Veranlassungen verbrecherischer blutiger Handlungen bestimmen, die Kriminalfälle weniger bloß nach juristischen und den gewöhnlichen alten Formen einer rohen gerichtsärztlichen Empirie und Einsicht behandelt wissen wollen, und endlich, was die größte Verschuldung des sogenannten Unchristlichen seyn soll, die Todesstrafen als unrechtmäßige, unzweckmäßige, barbarische Mittel abschaffen, und statt dessen christliche Besserungshäuser einführen wollen. Es heißt zwar, und der

Digitized by Google

Kriminalkodex stützt sich darauf, wie auf einen heiligen, unverbrüchlichen Satz, daß die Justiz das Recht habe, am Leben zu strafen, denn nach den mosaischen Gesetzbüchern, die vom Berge Sinai gegeben, heiße es, „wer Menschenblut vergießt, deß Blut u. s. w.“ Aber bedeuten wir hier die Strafjustiz, daß wir nicht mehr im Mosaismus, sondern im Christenthum leben, welches die mosaische Lehre veredelte und vervollkommnete. Und was liegt denn nun Unchristliches in dem Unternehmen nicht etwa einer bloß rohen und mechanischen Gallischen Theorie, sondern in der allgemeinen fortschreitenden Kunde der deutschen gerichtsärztlichen und psychologischen Wissenschaft, die ein ganz besonderes Eigenthum deutscher gründlicher Einsicht und Forschung ist, tiefer das Seelenreich selbst in jenen irrthümlichen Zeichen des Lebens und Handelns erforschen, genauer das so enge Bündniß zwischen Seele und Leib ausspüren, die psychischer Heilwissenschaft mit neuen und genaueren Erkundigungen bereichern wollen! Die Grundsätze einer solchen psychologischen Untersuchung sind, sich nicht von Axiomen einer früheren Zeit, die vielleicht nichts mehr als Vorurtheile und Resultate einer noch sehr kindlichen Erkenntniß sind, befangen lassen, wenn man über Freiheit und Imputation urtheilen will, die somatischen Beziehungen, unter welchen eine solche Freiheit des menschlichen Geistes gedeihet oder nicht gedeihet, wo möglich dem ganzen Umfange nach kennen zu lernen und nicht immer, um nur die Menschheit in Anklagezustand zu setzen, von freiwilligen und frei begangenen Verbrechen der Blutschuld zu sprechen, sondern auch von jenen unklaren, dunklen, durch das Soma verfinsterten Zuständen der Seele, welche die Sphäre der Freiheit der Seele hemmen, die Seelenkraft binden, und das sonst so reine Licht des Seelenlebens zu abnormen Zuständen geistiger Krankheit herabziehen. Ist dies, fragen wir, ein Unternehmen, welches unchristlich ist?“ Es folgen noch mehrere Krankheitsgeschichten und Abhandlungen über einzelne Theile der Seelenkunde, und am Schluß eine Menge Recensionen dahin einschlagender Werke, so daß dieses Magazin in seiner Art eine seltene Vollständigkeit darbietet.

Im dritten Heft steht eine Statistik der Irrenhäuser von Dr. Fuchs, die äußerst lesenswerth ist. Wir theilen hier nur die Resultate mit.

„In den meisten Ländern wurden mehr männliche Irre in die Anstalten aufgenommen, als Frauen; — eine Ausnahme hievon machen Frankreich und die Niederlande; hier überwiegt das weibliche Geschlecht so bedeutend, daß im Allgemeinen in den Anstalten, von denen wir wissen, wie sich die Geschlechter zu einander verhielten, mehr Frauen als Männer — 115:100 — behandelt wurden. — Von 138,487 in den Anstalten aller Länder behandelten Irren wurden 54,105 geheilt — 39,06 Procent — nahe an $\frac{2}{5}$. — Die günstigsten Verhältnisse der Heilungen haben die Irrenanstalten Italiens, nach ihnen die Nordamerikas, Frankreichs, der Niederlande, Großbritanniens aufzuweisen; — Deutschland und die nordischen Reiche sahen verhältnißmäßig die wenigsten der in unsern Tabellen verzeichneten Irren wieder genesen — Deutschland nur 31.76 und die nordischen Reiche 33,67 Procent. — Wenn aber Deutschland in dieser Reihenfolge ziemlich weit zurücksteht, so ist dies nicht einer minder guten Einrichtung und Verwaltung seiner Irrenhäuser, sondern dem Umstande zuzuschreiben, daß Deutschland mehr für die Versorgung der unheilbaren Geisteskranken thut, als andere Länder, daß auf der über die deutschen Irrenanstalten angefertigten Tabelle verhältnißmäßig mehr unheilbare, keiner ärztlichen Behandlung unterworfene Geisteskranke vorkommen, als auf denen anderer Länder. — Als Ursache des Uebergewichtes der weiblichen Irren in Frankreich und den Niederlanden ist wenigstens für das erste dieser Länder wohl mit Recht der lebhafte und thätige Antheil zu betrachten, den das schöne Geschlecht in den nördlichen Provinzen an dem öffentlichen Leben, ja selbst an den Spekulationen des Handels nimmt. — Die Gelegenheitsursachen des psychischen Leidens werden hiedurch für die Frauen vermehrt, ohne daß ihre Erziehung ihnen Mittel an die Hand gäbe, diese Angriffe auf die Integrität ihrer Vernunft mit Erfolg zurückzuweisen; — *ja in dieser selbst* liegt häufig die mitwirkende Ursache zur Geisteszerrüttung; — in keinem Lande der Welt werden die Keime der Gefallsucht, der Leidenschaften und der Libertinage so frühzeitig in das weiblichr Herz gelegt, nirgends gibt es so viele Freudenmädchen, nirgends so viele weibliche Verbrecher, als in Frankreich. In den südlichen Provinzen Languedoc, Roussillon, Bearn und Gascogne, wo die Sphäre des Weibes schon mehr nach spanischer Sitte innerhalb des Hauses ist, gibt es wie in allen Ländern, in denen das schöne Geschlecht die Gränzen seines Wirkungskreises nicht überschreitet, weniger weibliche als männlichr Geisteskranke. — Zu Paris soll der Wahnsinn seit der Revolution unter den Frauen viel mehr zugenommen haben, als unter den Männern. — Ob die Stellung des weiblichen Geschlechts vor der Revolution eine andere gewesen als jetzt, kann ich nicht entscheiden.“

Merkwürdig ist ferner: „Der Wahnsinn ist im Allgemeinen unter Unverheiratheten häufiger, als unter den Verehelichten. — Daß dies auch im Verhältniss zur Zahl der in der Ehe lebenden Individuen einer Population der Fall sey, ergibt sich aus einem Vergleiche des Verhältnisses 0,3230 mit der Proportion der in der Ehe lebenden Personen zur Population in Preußen, die = 0,3510 ist. — Bedeutender noch als im Ganzen ist diese

Digitized by Google

Differenz zu Gunsten der Verheiratheten im männlichen Geschlecht; — unverehelichte Männer geben sich aber auch häufiger allen Stürmen und Unordnungen des Lebens hin, und die ehelichen Verhältnisse, namentlich auch der Verlust des Gatten durch Tod oder Scheidung, machen einen weit geringeren Eindruck auf den Mann, als auf das Weib. — Im weiblichen Geschlecht hingegen überwiegen die verheiratheten Irren. — Von einigem Einfluß auf das Zahlenverhältniß mag der Umstand seyn, daß Frauen jünger in den Ehestand treten als Männer; — hauptsächlich aber scheint das Ueberwiegen der Vermählten dadurch bedingt zu werden, daß das Weib erst durch die Ehe in die bürgerlichen Verhältnisse und ihre Wechselfälle eingeführt wird, daß häusliche Mißhelligkeiten, Nahrungssorgen, Eifersucht, Wochenbetten u. s. w. als mächtige Veranlassungen der Geisteszerrüttung auftreten, und daß der Verlust des Gatten die liebende Seele des schwachen Weibes viel tiefer ergreift, als die des Mannes. — Deßhalb die verhältnißmäßig zahlreichen Wittwen und geschiedenen Frauen unter den Geisteskranken."

„Unter den höhern Ständen sind es namentlich Kaufleute und im Dienste des Staates stehende Individuen, die häufig von Wahnsinn befallen werden. — Der erstern zählen wir 231, der Letzteren 225. — Merkwürdig ist es, daß sich in der Salpetrière eine so große Menge weiblicher Kaufleute befindet. — Daß die oft verunglückenden Spekulationen der Handelsleute und die Verantwortlichkeit, die auf den Schultern der Staatsdiener lastet, wenigstens zum Theile die Häufigkeit des Irreseyns in diesen Ständen bedingt, bedarf wohl keiner Erwähnung. — Gelehrte und Künstler werden verhältnißmäßig selten von Wahnsinn befallen; — am seltensten aber Leute, die von ihrem Gelde leben."

Die Hauptergebnisse dieser mit vielen Tabellen versehenen Untersuchungen sind:

1) Der Wahnsinn ist kein Kind der Civilisation, wie man behauptet hat; — selten bei den Wilden, ist er häufiger unter halbgebildeten Nationen, als in den civilisirtesten Ländern der Erde.

2) Er ist seltener in katholischen und muhamedanischen Ländern als in protestantischen.

3) Ob ackerbauende oder manufakturtreibende Völker mehr Irre zählen, ist zweifelhaft; — Handelsstaaten liefern die meisten.

4) Er ist häufiger in Städten als auf dem Lande.

5) Das mittlere Verhältniß der Geisteskranken zur Bevölkerung ist im civilisirten Europa beiläufig 1:900.

6) Der Wahnsinn hat in der neuern Zeit bei weitem nicht so sehr zugenommen, als man nach der Irrenzahl in den Anstalten glauben sollte, als manche Schriftsteller angegeben haben. — In manchen Ländern ist er offenbar seltener geworden.

7) Die auffallendste temporäre Zunahme der Irrenzahl wird durch öffentliche, allgemeine Kalamitäten, Hungersnoth, Kriege, Revolutionen ꝛc. herbeigeführt.

8) In den meisten Ländern gibt es etwas mehr männliche als weibliche Irre, nur in Frankreich, Ober-Italien und den Niederlanden verhält es sich umgekehrt.

9) Am häufigsten tritt der Wahnsinn zwischen dem 30sten und 50sten Lebensjahre ein; — im Durchschnitte frühzeitiger bei Männern, später bei Weibern.

10) Unverehelichte Männer und verheirathete Frauen werden häufiger geisteskrank, als Ehemänner und Mädchen. — Im Allgemeinen überwiegen die Unverheiratheten.

11) Die höheren Stände liefern weniger Irre als die niedern, und Gewerbe, die die Geisteskräfte wenig in Anspruch nehmen, mehr als geistige Beschäftigung.

12) Die biliöse Konstitution inklinirt am meisten zum Irrseyn.

13) Um die Zeit des Sommersolstitiums tritt der Wahnsinn am häufigsten, im Jannar und Februar am seltensten ein.

14) Somatische und psychische Einflüsse sind so ziemlich gleich häufig Causalmomente des Irrseyns; — diese häufiger im Manne, jene im Weibe.

15) Unter den körperlichen Ursachen des Wahnsinnes stehen vorausgegangene Krankheiten — im Weibe namentlich Störungen im Genitalsysteme — obenan.

16) Mißgeschick, Armuth und häuslicher Kummer erzeugen weit häufiger Geisteskrankheiten, als alle andern psychischen Momente.

17) Im männlichen Geschlechte sind Manie und Blödsinn, im weiblichen Verrücktheit und Melancholie die häufigsten Formen der Seelenstörung.

18) Von 100 Wahnsinnigen genesen im Durchschnitte 40.

19) Je jünger die Kranken und je frischer die Fälle sind, desto zahlreicher die Wiederhergestellten. Mehr als 3 Fünftel aller Heilungen erfolgen im ersten Jahre.

20) Unter den verschiedenen Formen, bedingt in Bezug auf Heilung Manie die beste, Melancholie und Verrücktheit eine minder günstige und Blödsinn die ungünstigste Prognose.

21) 60 Prozent aller Geisteskranken bleiben es bis zum Tode.

22) Die jährliche Mortalität der Irrenhäuser ist im Durchschnitt 1:10.

23) Blödsinn hat unter den verschiedenen Formen die größte, Melancholie die geringste Sterblichkeit.

Digitized by Google

24) Wie der Wahnsinn in seiner ersten Periode am leichtesten heilbar ist, ist er hier auch am leichtesten tödtlich; — mehr als die Hälfte aller Sterbfälle ereignet sich im ersten Jahre der Krankheit, und haben die Irren einige Jahre durchlebt, können sie selbst ein hohes Alter erreichen.

25) Apoplexie und Darmleiden, Schwindsuchten und Wassersuchten sind die Krankheitsformen, denen die meisten Irren erliegen.

In demselben Heft steht auch eine gute Abhandlung des Herausgebers über die gerichtsärztliche Ausmittelung des verstellten Wahnsinns bei Verbrechern.

34) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur. Eine Uebersicht der Gegenstände dieser merkwürdigen Wissenschaft nach den neuesten Fortschritten derselben. Von Dr. Ph. J. Heusler, Prof. in Würzburg. Würzburg, Becker, 1832.

Eine kleine (77 S. starke), aber lehrreiche Schrift, die über das noch immer dunkle Gebiet des Magnetismus Klarheit zu verbreiten und besonders richtige Unterscheidungen festzuhalten unternimmt. „Ich muß als Resultat unzähliger Versuche vor allem vorläufig bemerken, daß das eigentlich magnetische Agens, nämlich die magnetische Kraft des Menschen, wirklich auf einem höchst feinen Fluidum, d. h. auf einem noch immer physischen, aber höchst flüchtigen, imponderablen Wesen beruht, welches nicht Eigenthum eines jeden Menschen, und daher etwas von der allgemeinen Nervenkraft ganz Verschiedenes ist. — Ferner muß ich ebenfalls als Resultat meiner vielfältigen Versuche sogleich bemerken, daß dieses magnetische Agens selbst wieder bei verschiedenen Menschen verschieden ist, und daß ich in dieser Beziehung dreierlei Arten von magnetischen Fluiden aufgefunden habe, und daß dieses feinste flüchtige Wesen des Menschen und aller organischen Geschöpfe den imponderablen Kräften in der anorganischen Natur zugleich merkwürdig entspricht, — nämlich dem allgemeinen Natur- oder Weltmagnetismus, und seinen mir wahrscheinlichen Unterarten und Modifikationen nämlich dem Mineralmagnetismus und dem Galvanismus und der Elektrizität. — Durch die diesen entsprechenden dreierlei unter die organischen Geschöpfe vertheilten Agentien (und auch nur erst durch sie) stehen die lebenden Wesen, und insbesondere und am vollkommensten der menschliche Körper (und durch ihn wieder der Geist) mit allen Elementen der Schöpfung, denen diese verschiedenartigen Agentien eben entsprechen, in einem innigsten Verbande, wodurch jede Leere und Abgeschiedenheit zwischen den Reichen und Abtheilungen der Naturkörper aufgehoben ist, nämlich bei gleichwohl getrennter Körperlichkeit dennoch ein innerlich-organischer Zusammenhang im Weltall und insbesondere in unserer Natur besteht. — Dadurch nämlich, daß die verschiedenen Arten des animalisch-magnetischen Fluidums den allgemeinen und besonderen Grundkräften unserer Schöpfung und den Elementen der letzteren, an welche erstere gebunden sind, selbst zugleich entsprechen (d. h. zu ihnen eine innerliche Verwandtschaft haben), machte das menschliche Geschlecht (durch seine Verbindungsglieder in dieser Hinsicht) ein Ganzes mit der Natur und Welt aus, indem die verschiedenen animalisch-magnetischen Fluiden in einer nächsten Beziehung zu einer allgemeineren Weltkraft (die man wohl allgemeinen Magnetismus nennen kann), und dann zur Erde und Luft, zum Wasser und Feuer stehen, in welchen Elementen die allgemeine Naturkraft in besondere Kräfte zerfallen ist, die in den verschiedenen magnetischen Fluiden sich im Reiche des Organischen ebenso nachgebildet haben. — Treten nämlich die verschiedenartigen magnetischen Menschen durch die Thätigkeit ihrer verschiedenartigen magnetischen Fluiden mit den in den Elementen waltenden Kräften der Schöpfung in die bestimmte Wechselwirkung, so entstehen alle die verschiedenartigen räthselhaften Erscheinungen, vor denen von jeher der menschliche Verstand erstummte und die bis heute ihre Erklärung noch nicht gefunden haben, und diese auch einzig nur durch die wichtige Entdeckung der Verschiedenartigkeit des magnetischen Agens der Menschen jetzt finden können. So Vieles, was die Menschen vor Jahrtausenden den Wirkungen besonderer Götter oder Dämonen zuschrieben; dasselbe, was sie vor Jahrhunderten als Wirkung zauberischer Kräfte fürchteten und mit Unsinn verfolgten, kurz Alles, was sie auch heute noch entweder als göttliche Wunder oder als teuflische Wirkungen betrachten, wird durch dieses verschiedenartige magnetische Verhältniß der Menschen mit der Natur und ihrer selbst hervorgebracht, und findet durch die neuesten Fortschritte der Wissenschaft vom Lebensmagnetismus jetzt endlich eine wohlthätige Aufklärung. Hierher gehören z. B. (was bloß körperliche Phänomene betrifft) alle jene überraschenden Erscheinungen der Rhabdomantie, welche eben, weil sie außer unserem gewöhnlichen Gesichtskreise und Erklärungsvermögen gelegen waren, immer wieder von Jahrhundert zu Jahrhundert bezweifelt worden sind, obgleich es hiermit seine volle Richtigkeit hat, was in neuester Zeit auf das unumstößlichste durch Versuche dargelegt worden ist."

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 120. 26. November 1834.

Seelenlehre.

34) Ueber die Wirkungen des thierischen Magnetismus auf Menschen und Natur. Eine Uebersicht der Gegenstände dieser merkwürdigen Wissenschaft nach den neuesten Fortschritten derselben. Von Dr. Ph. J. Henslee, Prof. in Würzburg. Würzburg, Becker, 1832.

(Schluß.)

„Es gehören also hierher alle Erscheinungen der sogenannten organischen Elektrometerie, — also das Auffinden verborgener Metalle, Steine und des Wassers durch gewisse Menschen, die davon verschiedene innerliche Empfindungen und auch sichtbare äußerliche körperliche Zufälle haben, oder selbst durch Instrumente (die in solchen Augenblicken wirklich zu organisch-magnetischen Ruthen oder Stäben werden) solche oft tief verborgene Dinge anzeigen können u. s. w. Ferner gehören hierher alle Erscheinungen der Pendelschwingungen, die aber des besondern hierzu nöthigen Fluidums wegen, nur ebenfalls magnetischen Händen gelingen können. Ferner gehört hierher die erst in neuerer Zeit entdeckte und sehr widersprochene Einwirkungsfähigkeit des menschlichen Fingers auf die Magnetnadel, die wieder nur einer magnetischen Hand möglich ist, und von anderen daher freilich nicht bestätiget werden konnte. Ferner gehört hierher die gewissen Menschen noch heutzutage eigene Fähigkeit, auf dem Wasser zu gehen, zu knien, zu liegen, ohne unterzusinken, eine Erscheinung, die das gerade Gegentheil von jener ist, durch Instrumente eine Anziehung von dem Menschen zum Wasser sichtbar zu machen. Ferner gehört hierher die Erscheinung der Unverbrennlichkeit mancher Menschen, sowie die des geraden Gegentheils, nämlich die so merkwürdige Selbstverbrennung, wovon nach so vielen von wissenschaftlichen Männern aufgezeichneten und genau untersuchten Beispielen jetzt auch kein Zweifel mehr statt hat. Ferner gehören hierher die Erscheinungen des Funkensprühens und des Scheinens mancher Menschen im Leben, sowie endlich das Leuchten mancher Leichen und ebenso die Unverweslichkeit nach dem Tode und dergl. — Alle diese Erscheinungen, von denen man so Vieles und so Auffallendes, daß es alle Möglichkeit und Glaublichkeit zu übersteigen schien, aus ältester und neuester Zeit aufzuweisen hat, sind nicht mehr zu bezweifeln, beruhen aber einzig nur auf menschlichem und Naturmagnetismus, d. h. auf dem bestimmten Wechselverhältniß der verschiedenen animalisch-magnetischen Agentien mit denen der Elemente der Natur."

„Durch das verschiedenartige magnetische Fluidum oder Magnetischseyn steht nun der Mensch nicht bloß in

einer sehr merkwürdigen Beziehung zur Natur, sondern auch zu den verschiedenartigen Individuen seiner Gattung selbst wieder, und sogar zu seinem eigenen Geiste. — In Bezug auf die verschiedenen Wesen seiner Gattung zeigt sich schon im ganz alltäglichen Leben ein sehr verschiedenartiges Verhältniß. Es stehen nämlich Menschen durch ihren Magnetismus, dessen sich ganz unbewußt, oft in einer entschiedenen innerlichen Beziehung zu einander, nämlich ebenfalls in einem geheimnißvollen magischen Wechselverkehr, welcher jedoch etwas von den wechselweisen geheimnißvollen *geistigen* Beziehungen der Menschen ganz Verschiedenes ist. In einer gewissen geistigen Beziehung nämlich stehen *alle* Menschen mehr oder weniger mit einander durch ihren Geist, sowie in einer körperlichen durch ihren Dunstkreis schon; die *magnetische* Beziehung aber betrifft natürlich *diejenigen* Menschen allein, welchen die magnetische Kraft eigen ist — die *magnetischen* Menschen. — Durch *diese* innerliche Beziehung letzterer zu einander entsteht nun das magnetische Wechselverhältniß in unserem ganz gewöhnlichen Zustande schon, welches der *gewöhnlicher, natürliche oder einfache magnetische Rapport* geheißen werden kann, eine ganz besondere innerliche Gemeinschaft der Organismen, die uns gewöhnlich nur weniger bemerkbar ist, aber viel Merkwürdiges in ihrer Wirkung auf uns hat. — Diese magnetische Gemeinschaft kann durch gewisse Stimmung und Wohlbehaglichkeit, sowie durch Verstimmung und gewisses Unbehagen (die nur auf körperlichen Empfindungen vorerst beruhen), ja in gewissen Fällen sogar nach *Geruch* und *Geschmack* wahrgenommen und so auf gleiche Weise uns bewußt und näher bekannt werden, wie z. B. die verschiedenen Metalle. — Daß so oft Heiterkeit oder Niedergeschlagenheit im gesellschaftlichen Umgange mit manchen Menschen plötzlich entstehen, drei andere sich wieder verdrängen, so also in dieser Hinsicht manche Menschen gut, andere nicht gut, und wieder andere gleichgültig auf uns wirken, ist eine allenthalben gemachte Erfahrung und begründete Thatsache. Der Grund hiervon, sowie von so vielen dunkeln Regungen und Anklängen, sowie von einem oft zauberischen unerklärbaren Zug zu einander, liegt bei magnetischen Menschen in ihrem Magnetismus, und der Gleichheit oder Entgegengesetztheit in dieser Hinsicht. Am auffallendsten ist dies in jenen Fällen, wo unsere Neigung, Gleichgültigkeit oder Abneigung in den ersten Augenblicken unseres Zusammentreffens oft entschieden ist, und so die innerste Regung unserer Natur — Sympathie und Antipathie (im ganz guten Sinne), Neigung und Abneigung, oder Gleichgültigkeit (Indifferentismus) sich zu erkennen geben. Man bedient sich im gewöhnlichen gesellschaftlichen Leben dieser Ausdrücke, und man spricht eben viel von Idiosynerasien, womit man jedoch bis jetzt nur Worte hatte, ohne ihren Grund näher zu kennen. — Erklärlich ist eine solche natürliche Magie zwischen den Menschen nur dadurch, daß *auch durch Magnetismus* eine besondere Verwandtschaft der Wesen besteht, welche von der materiellen (formellen, körperlichen) und geistigen wohl unterschieden werden muß, indem erstere von sinnlicher (körperlicher) Neigung, sowie von geistigem Wohlgefallen und Uebereinstimmen nicht abhängig ist, aber eine Verwandtschaft in letzterer Hinsicht nur noch entscheidender durch Magnetismus sich aussprechen kann."

„Sowie der Mensch mit Wesen seiner Gattung durch Magnetismus in einer gewissen Harmonie oder Disharmonie, in (magnetischer) Sympathie oder Antipathie, oder in solcher Hinsicht in gar keinem Verhältnisse steht; so verhält sich der magnetische Mensch auch gegen Wesen und Dinge *aller* Reiche der Natur, denn die magnetische Verwandtschaft oder Entgegengesetztheit durchwaltet auch diese, so daß wohlthätige oder nachtheilige Wirkungen von derselben beständig auf diesen Menschen übergehen, wovon außerordentlich Vieles für Gesundheit und Leben abhängt. Dies geht von dem Boden an, auf dem und von welchem wir leben, bis hin zu den Beschäftigungen oder näheren Berührungen mit den verschiedenen Stoffen und Wesen der Naturreiche."

So weit scheint der Magnetismus mehr passiv, er wird aber auch aktiv in den Blitzen des *Geistes*; „denn das *menschlich-instinktive* Leben geht nicht bloß *aus* dem Körperlichen, sondern auch aus dem *Geistigen* hervor, ist ein Geheimsinn von *zweifacher* Art. Das menschlich-instinktive Leben (wenn es doch so gedeihen werden soll) ist wirklich das für die tieferen, nicht mehr sinnlichen Gegenstände in den Wissenschaften eigentlich entscheidende, nämlich das eigentlich erfinderische, *wahrhaft* produktive, nämlich tiefer schauende und Wahrheit erkennende, indem es z. B. noch nicht bekannte Gesetze schon aus den Erscheinungen voraus ahnet, während die bloß reflektirende Geistesfähigkeit keine wahre Ahnung von einem noch verborgenen Naturgesetze hat, daher nicht leicht über die schon geschaffene Anschauung hinausgeht, und auch kaum über das Sammeln des schon Vorhandenen, und Verdeutlichen des schon Gegebenen, und Weiterverfolgen des einmal Angedeuteten sich zu erheben vermag." Daher führt der Verfasser alles Genie und alle großen Gedanken und Thaten auf einen magnetischen Ursprung zurück. Hier nehmen insbesondere die Heiligen und Propheten die erste Stelle ein. „In einem solch ungewöhnlichen Zustande der Erkenntniß befanden sich aber nicht minder *alle* diejenigen, welche ihre freigewordene Geisteskraft weniger zwar zur *Gottheit*, d. h. zum Religiösen, sondern nur auf das irdische Leben selbst zu richten vermochten, und da sowohl Begebenheiten der

Digitized by Google

Zukunft voraus erkannten, als auch bloß in Bezug auf die Gegenwart tiefere Erkenntnisse erhielten, mochten diese betreffen das politische, das häusliche, oder selbst das leibliche Leben der Menschen, ihre Leiden und die Mittel zur Heilung u. s. w. Hierdurch entstand selbst die Arzneikunde, und ohne solche Erkenntnisse wäre damals nur blindes Versuchen und die anfängliche unerfahrene Menschheit in Beelegenheiten jeder Art verlassen gewesen, wie das Kind ohne die Leitung eines Verständigeren."

In dem Hervor- oder Zurücktreten des Magnetismus sind Perioden zu unterscheiden: „Gewisse astralische, kosmische und tellurische Verhältnisse mögen daran Schuld seyn, daß zu manchen Zeiten diese Zustände des sogenannten Idiosomnambulismus in dieser oder jener Form und häufiger als zu anderen Zeiten auftreten. Diese Verhältnisse mögen auch im Alterthum so bestimmend gewesen seyn wie heute noch, — und wahrscheinlich vermöge eines allgemeinen Weltorganismus trafen sie mit anderen merkwürdigen Ereignissen und Begebenheiten wunderbar zusammen; denn darin eben besteht der allgemeine Weltorganismus, daß nach ewiger, göttlicher Gesetzmäßigkeit, nämlich nach dem, was einmal gesetzt, d. h. von Anfang an festgesetzt und zur Erscheinung bestimmt ist, in den Jahrtausenden unabänderlich und in Uebereinstimmung mit allem Uebrigen (im Physischen und Moralischen) sich ereignet. — Sowie aber bei weiterer Fortbildung des menschlichen Geschlechtes die Fülle und Mannichfaltigkeit der Naturkräfte nicht mehr bloß bewundert, sondern auch erkannt und selbst nachgeahmt, und so Natur zur Kunst und diese wieder zur Natur wird: so hat sich dem Menschen seit Jahrzehnten das Mittel geoffenbaret, diese höheren Erkenntnißzustände jetzt auch künstlich, d. h. absichtlich hervorzubringen" (im Somnambulismus).

In Bezug auf diesen künstlichen Magnetismus sind die sehr beherzigenswerthen Grundsätze des Verfassers folgende: 1) es kann nicht jeder Mensch magnetisirt werden, sondern er muß nothwendig schon magnetische Anlage haben (ein magnetischer Mensch seyn, zum Unterschied von den unmagnetischen); 2) es können durch Kunst auch unächte, unwahre und irre magnetische Zustände erzeugt werden. „Diese nachtheiligen Wirkungen der verschiedenen Arten des Magnetismus auf einander gehen aber nicht allein den Körper an, sondern sie können auch die psychische Seite betreffen, da diese mit den körperlichen ja innigst verbunden ist. — Alle diese verschiedenartigen, schon durch unbeabsichtigte magnetische Wechselwirkung möglichen Krankheiten bilden eine besondere Klasse, die ich nun die magnetischen Krankheiten heißen will. Die bloß den Körper betreffenden Krankheiten dieser Art treten unter allerlei Formen auf, die ich hier unerwähnt lassen muß; von den psychischen magnetischen Krankheiten aber bemerke ich hier, daß von der bloßen Unbehaglichkeit, Verdrüßlichkeit und geistigen Düsterkeit und Niedergeschlagenheit an (die schon bei den körperlichen magnetischen Krankheiten stattfinden), sich unter gewissen Umständen Zustände entwickeln können, die von den gewöhnlichen psychischen Krankheitszuständen sehr verschieden sind. Nämlich es entwickeln sich so Zustände, die zwar ganz in die Region der magnetischen psychischen Zustände gehören, aber nicht die ächten, wahren, sondern die unächten, falschen, die ausgearteten, und als solche in der Reihe der ungewöhnlichen Erkenntnißzustände wirklich die krankhaften sind, die ebenfalls wie die körperlichen magnetischen Krankheiten hier in den mannichfachsten Formen (der Geistesverwirrung) auftreten, und in aller Unschuld mitunter bisher leider auch für wahre, normale Zustände des Somnambulismus angesehen wurden, und deßhalb viel Widerspruch und selbst Unglauben an magnetische Zustände veranlaßt haben. Eben so unrichtig jedoch hat man aber auch auf der andern Seite solche krankhafte Erscheinungen zu den Zuständen des gewöhnlichen Wahnsinns gerechnet. Daß übrigens solche Zustände bei unpassender Behandlung in einer Irrenanstalt oder sonstwärts, in den wirklichen gewöhnlichen Wahnsinn übergehen können, dies unterliegt keinem Zweifel und es mag sich öfter ereignet haben, als wir glauben. Ungünstige astralische, kosmische, tellurische und menschliche Einwirkungen vermögen solche krankhafte somnambüle Zustände, eben so wie günstige die ächten, zu gewissen Zeiten und in gewissen Lebensaltern zu erzeugen, wodurch dieselben sogar epidemisch und endemisch auftreten können, was nicht gar selten in der Geschichte vorgekommen ist, wie dies z. B. zur Zeit des Hexenwesens der Fall war."

Aus diesen wenigen Auszügen wird dem geneigten Leser der Geist des Ganzen klar werden. Möchte es dem einsichtsvollen Verfasser gefallen, diese Grundgedanken in einem größern Werke weiter auszuführen und aus dem Schatze der Erfahrung mit reichlichen Thatsachen zu belegen.

So eben erhalten wir von demselben Verfasser:

35) Ueber die verschiedenen Arten des thierischen Magnetismus und ihre verschiedenen Wirkungen auf den Menschen im kranken Zustande. Eine Nachweisung aus Erfahrungen. Von Demselben. Daselbst, 1833.

Er stellt darin einen Grundsatz fest, der für die magnetische Heilart von der größten Wichtigkeit ist. Er theilt nämlich alle Menschen in vier Klassen:

Digitized by Google

1) nichtmagnetische Menschen, 2) Menschen mit Feuermagnetismus, die im Kranken Hitze hervorbringen, 3) Menschen mit Luft- und Erdmagnetismus, die im Kranken Frost und Feuchtigkeit erzeugen, und 4) Menschen mit gemischtem Magnetismus, in deren Wirkungen Frost und Hitze abwechseln; sodann weist er aus zahlreichen Thatsachen nach, daß, wenn der Magnetismus und die Somnambule nicht den gleichen Magnetismus hätten, die Wirkung feindselig und die Kur für beide Theile schädlich sey. Aus allen Kräften bestreitet er den Irrthum, daß solche schädliche Wirkungen normal seyen und wesentlich zur Kur gehören. Nicht genug beklagen kann er das Unglück, das schon durch solche verkehrte Kuren, wobei der Aezt aus Mißverstand ganz auf dem richtigen Wege zu seyn glaubte, entstanden ist. „So nahm man die nachtheiligen Wirkungen wirklich als etwas Wesentliches bei den magnetischen Kuren. Es ist aber fast unbegreiflich, wie man die oft entkräftendsten Wirkungen einer solch-magnetischen Einwirkung für Folgen einer wohlthätigen Kraft ansehen konnte, und wie man so blind war, die offenbare Nachtheiligkeit solcher Wirkungen zu übersehen, während doch so viele Kranken dadurch von Tag zu Tag sich nur verschlimmerten. Allein gerade darin, weil Magnetiseure, die so schädlich und aufregend einwirkten, auf andere Kranke wieder die beruhigendste Wirkung hatten, lag das Schwierige für die Auffindung der Verschiedenartigkeit des thierischen Magnetismus, und man hielt daher die verschiedenen Empfänglichkeiten beim Magnetisiren nur für Eigenheiten, für Idiosynerasien.“ Der Irrthum ist so weit verbreitet, daß noch die jüngste Theorie (von Schelver in Heidelberg) die Convulsionen und alle die tödtlichen Wirkungen, die durch den heterogenen Magnetismus erzeugt werden, ohne Bedenken für natürliche, erfreuliche, zur Kur nothwendige Erscheinungen ausgibt. Die zahlreichen Beispiele aus den berühmtesten ältern und neuern Krankheitsgeschichten, die der Verf. hier auf 232 Seiten mittheilt, liefern für seine Behauptung schlagende Beweise. Möchte er seine Untersuchungen, die für die Heilkunst, wie für die Naturgeschichte des Menschen so äußerst interessant sind, glücklich fortsetzen, und insbesondere, was uns noch zu fehlen scheint, zu einer klaren Ansicht über die polaren Gegensätze in dem verschiedenartigen Magnetismus gelangen. Die Unterscheidungen von Frost und Hitze oder Feuer einerseits und Luft und Erde andererseits sind offenbar noch nicht scharf genug. Sodann wäre noch zu erforschen, in welchem Verhältniß jede dieser besondern Arten des Magnetismus zum Temperament und Habitus des Menschen steht, welchen Elementarkräften in der Natur er analog ist, wie er sich nicht nur zum Raum, sondern auch zur Zeit, zu den Jahreszeiten, Mondwechseln, Stufenaltern des Lebens ꝛc. verhält.

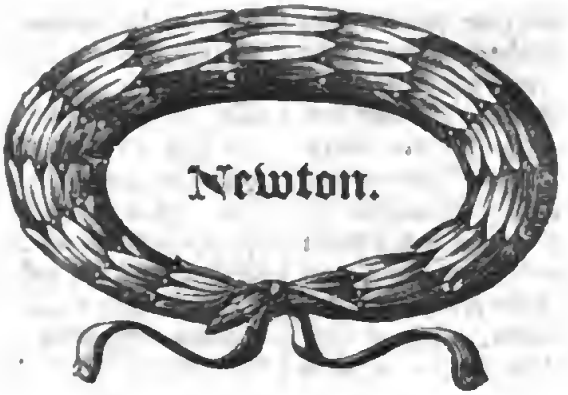
36) Ueber Schwärmerei. Historisch-philosophische Betrachtungen mit Rücksicht auf die jetzige Zeit, von J. H. von Wessenberg. Heilbronn, Claß, 1835.

Herr v. Wessenberg tritt den Versuchen des Aberglaubens, sich wieder in die gebildete Welt einzuschleichen, mit siegender Beredtsamkeit entgegen. Das Resultat seiner Rathschläge ist: „Indessen muß jeder Versuch, auf unmittelbarem Wege die Bekehrung ausschweifender Mystiker oder die Bezähmung des Hangs zum Mysticism und Pietism zu bewirken an der Natur dieser Gemüthskrankheiten scheitern. Meinungen und Ansichten, wofür man sich durch ein Gefühl entschieden hat, lassen sich durch Gründe allein, deren Beurtheilung der Vernunft zugehört, nicht entkräften. Hier muß Gefühl duech Gefühl bekämpft werden. Die Hauptsache ist, daß dem Uebel Schranken gesezt und daß seinem weitern Umsichgreifen vorgebeugt werde. Dazu ist der Weg des Unterrichts der am meisten geeignete. Mangelhafter Unterricht ist die Hauptquelle, gründlicher Unterricht das wirksamste Gegengift der Schwärmerei.“ Hiermit trifft er den Nagel auf den Kopf. Wo Licht und Ordnung in den Gedanken ist, müssen die „dunkeln Vorstellungen und Gefühle“ von selber schwinden.

Doch kann Herr von Wessenberg der guten *Sache der* Vernunft, die er verficht, nur schaden, *indem* er die mystische Philosophie der edelsten und tiefsten Geister mit dem gemeinsten Aberglauben, ja mit rohen Ausschweifungen der Schwärmerei zusammenwirft. Was hatten wohl Rousseau, Montesquieu ꝛc. mit den Septembriseurs, mit Jourdan dem Kopfabhacker gemein? Wenn Herr von Wessenberg einen Unterschied zwischen diesen gelten läßt, warum nicht auch zwischen Jakob Böhme und den Wiedertäufern Mördern? Die Zeit ist nicht mehr, da man von Jakob Böhme ohne Weiteres wegweisend sprechen darf „Unsinn!“ Es ist auf die Tiefe dieses edlen Geistes hinlänglich aufmerksam gemacht, und man kann sich nicht mehr mit allgemeiner Unwissenheit entschuldigen, wenn man den Reinen verunglimpft, und den Geistreichen, der mehr dachte, als manches Dutzend Philosophen zusammengenommen, mit einem „Unsinn!“ abfertigt. So lange man in dieser Hinsicht nicht unterscheidet, ist nicht abzusehn, wie die Schwärmerei die Gerechtigkeit der ihr gemachten Vorwürfe erkennen soll? Wenn man die Besten mit den Schlechten verwirft, haben die Schlechten ein Recht, stolz auf die Verwerfung zu seyn.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 121. 28. November 1834.

Biographie.

Sir Isaak Newtons Leben, nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster, Mitglied der königlichen Societät. Uebersezt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes, Professor zu Leipzig. Leipzig, Göschen, 1833. gr. 8. Mit Newtons (sehr sauberem) Porträt und einer Kupfertafel.

Newton, der geniale Begründer der Mechanik des Himmels, und der Entdecker seiner Gesetze, „entbehrte bis jezt noch einer Biographie von auch nur einigermaaßen beträchtlichem Umfange. Die von den früheren Biographen gesammelten Materialien waren äußerst dürftig; den genaueren Umständen seines früheren Lebens, ja selbst den historischen Nachweisungen über seine wissenschaftlichen Entdeckungen hatte man wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und es gereicht dem verwichenen Jahrhunderte eben nicht zur Ehre, für das Andenken eines seiner größten Geister so Geringes geleistet zu haben.“ (Vorrede IX.)

In der That bestand das Beste, was wir über Newtons Leben besitzen, bis jezt etwa noch in dem schönen Artikel, welchen Biot diesem unsterblichen Geiste in der Biographie universelle gewidmet hat, und in der gedrängten Lebensbeschreibung und Analyse seiner Werke im Leipziger Conversationslexikon, an die ich selbst allen nur ersinnlichen Fleiß verwendet habe. Um so mehr Aufmerksamkeit verdient daher das vorliegende Werk, bei dessen Verfassung eine Menge, bis dahin ganz unbekannt gebliebener handschriftlichen Notizen haben benuzt werden können.“

Newton ist geboren zu Woolsthorpe, einem Dörfchen im Kirchspiele Colsterworth in Lincolnshire, den 25. December alten Styls 1642, und am 1. Januar darauf in Colsterworth getauft. Dieses Grundstück Woolsthorpe war schon seit mehr als hundert Jahren im Besitze der Newton'schen Familie; *) das Herrenhaus ist äußerst anmuthig gelegen, und der landschaftliche Reiz dieser Umgebung hat vielleicht auf Newtons früheste geistige Bildung mitgewirkt. Zuerst besuchte der Knabe zwei benachbarte Tageschulen zu Skillington und Skote; im zwölften Jahre aber wurde er auf die Schule zu Grantham geschickt, und bei einem dortigen Apotheker Clark untergebracht. Hier erwachte auf nicht genauer bezeichnete Veranlassung sein mechanisches Genie, und wir sehen

*) Diese Angabe fehlt in den früheren Biographien, und wir werden gerade dergleichen Notizen hervorheben.
N.

Digitized by Google

ihn in den Freistunden mit Verfertigung von Modellen beschäftigt, welche schon damals allgemeine Bewunderung erregten, und unter denen sich eine Wasseruhr durch ihre sinnreiche Konstruktion auszeichnete. Die aber dennoch nicht zu beseitigende Unzulänglichkeit dieses Instrumentes zu genauerer Zeitmessung leitete Newtons Aufmerksamkeit zuerst auf die Bewegung der Himmelskörper, in der er ein solches genaueres Maaß zu finden hoffen dürfte, und er entwarf mehrere Sonnenuhren, von denen sich einige noch nach seinem Tode erhalten haben.

Unterdeß war sein Vater gestorben, und seine Mutter, welche sich immer deutlicher von der entschiedenen Neigung ihres Sohnes zu den Wissenschaften überzeugte, entschied sich dafür, ihn auf das Trinity-Kollegium zu Cambridge zu senden, welches er demzufolge im Juni 1660, also damals 18 Jahre alt, bezog. Hier begannen seine ernsteren mathematischen Studien. In den Büchern der Universität findet man, daß er 1661 als Sub-Sizer aufgenommen wurde. Student ward er 1664. Im folgenden Jahre nahm er den Gradum als Bacealaurens an; 1667 wurde er jüngerer Collegiat, gleich darauf Magister, und bald auch älterer Collegiat; und 1669 entsagte Doktoe Barrow der Professur der Mathematik zu seinen Gunsten, und Newton betrat nun die glänzende Bahn seiner unsterblichen Entdeckungen.

Denn wirklich scheinen leztere mit jener Ernennung fast gleichzeitig zusammen zu fallen. Die erste derselben, die verschiedene Brechbarkeit der Lichtstrahlen, hat Newton kurz vorher gemacht; die Grundlinien der Lehre von der allgemeinen Schwere haben sich seinem Geiste ziemlich in der nämlichen Zeit dargestellt, und eben damals war er auch schon im Besitze seiner Methode der Fluxionen. Dies sind abee in der That die Haupttitel der wissenschaftlichen Ansprüche, welche Newton an die Unsterblichkeit hat. Als Newton seine optischen Untersuchungen begann, hatten zwar meheere der größten Geister schon Forschungen über die Natur des Lichtes angestellt, gleichwohl aber herrschten noch sehr mangelhafte Begriffe in dieser wichtigen Disciplin der Physik, und besonders war der Ursprung der Farben ganz unaufgeklärt. Ihm war es vorbehalten, das scheinbar homogene Sonnenlicht prismatisch in seine Elemente zu zerspalten und seine Zusammensetzung aus verschiedenfarbigen Strahlen von unterschiedener Brechbarkeit darzuthun. An diese Bereicherung der Lichttheorie, wodurch dieselbe auf einen ganz neuen Standpunkt erhoben wurde, schließt sich die Erfindung seines Spiegelteleskops, mit dessen Darstellung es ihm, nach einigen wenigen gelungenen Versuchen, so sehr glückte, daß das von ihm selbst gearbeitete Instrument dem Könige (Karl II.) vorgezeigt werden konnte. Dasselbe vergrößert über 40 mal, und wird noch jezt auf der Bibliothek der königlichen Societät zu London mit der Umschrift: Invented by Sir Isaac Newton and made with his own hands, 1671, vorgezeigt. Diese wichtige Erfindung begründete auch Newtons Ruf bei der königlichen Societät, und er wurde demgemäß am 11. Januar 1672 zu deren Mitgliede erwählt. Der wichtigste Theil der über diese Wahl und die veranlassenden Ursachen geführten Korrespondenz wird im Werke selbst beigebracht und verleihet demselben einen eigenthümlichen Reiz. Eben so finden sich ausführliche Analysen derjenigen mathematischen und physikalischen Gegenstände, welche wir nur andeuten können, vor, und es ist ein schöner Vorzug, daß der Biograph selbst, bekanntlich ein ausgezeichneter Physiker, das ganze Geheimniß dieser verwickelten Theorie gründlich kennt. Sehr anschaulich wird von ihm namentlich der Irrthum aufgeklärt, welcher Newton verführte, alle seine damaligen Bemühungen lediglich der Verbesserung seines Spiegelteleskops zuzuwenden und an der Möglichkeit der Darstellung achromatischer Objektive zu verzweifeln, und wir heben diesen Punkt wegen der glücklichen Klarheit in Behandlung eines schwierigen Gegenstandes hervoe. Der reinwissenschaftlichen Auseinandersetzung dieser optischen Materie ist überhaupt ein bedeutender Raum gewidmet, und man verfolgt hier nicht nur das gelehrte Leben des drittischen Weitweisen immer zugleich mit seinem äußern, sondern der Biograph gefällt sich auch darin, die neueren Bereicherungen der betreffenden Newton'schen Theorie mit anzuführen und seine Helden solchergestalt aus dee Gegenwart gewissermaaßen zu vervollständigen.

Von Newtons optischen Leistungen, deren Gesammtheit in seinem großen Werke Opticks, or Treatise of the reflexions, inflexions and colours of light. London, 1704, 4. niedergelegt ist, schreiten wir hierunächst zur Geschichte seiner astronomischen Entdeckungen fort, welche seinem Namen vor Allem die Unsterblichkeit sichern. Dieser Abschnitt wird von dem Biographen sehr geschickt durch eine genaue Bezeichnung des Standpunktes eingeleitet, auf welchem sich die theoretische Astronomie damals befand, und was namentlich Tycho de Brahe, Galilei Kopernikus und Keppler darin geleistet hatten. Aber Newton war es vorbehalten, den Entdeckungen dieser seiner Vorgänger in der Himmelsmechanik durch Bestimmung des Gesetzes der Centralkraft, daß sie im umgekehrten Verhältnisse des Quadrates der Entfernung wirke, die Krone aufzusetzen; und es wird in unserm Werke angeführt, daß er bei Wahrnahme der Uebereinstimmung dieses Gesetzes mit den wirklichen Bewegungen der Himmelskörper in einen Zustand freudiger Ueberraschung gerathen sey, welcher ihm Nervenzufälle verursacht habe, fast wie Keppler bei

Digitized by Google

Erfindung des dritten seiner Himmelsgesetze, *) welches gleichwohl nur als ein Corollarium jenes großen Theorems erscheint. Mit diesem inhaltschweren Satze war der Grundstein zu Newtons Lehrbuche der Himmelsmechanik: Philosophiae naturalis principia mathematica, gelegt, davon er das Manuscript der königlichen Societät überreichte, welche in einer Sitzung vom 19. Mai 1686 den Druck auf ihre Kosten beschloß, und dem Autor den verdienten Dank votirte. Je weltberühmter dieses Werk aber geworden ist, ohne gleichwohl meistens in andere Hände als die der Männer vom Fach zu kommen, um so mehr rechne ich auf den Dank der Dilettanten unter meinen Lesern, wenn ich hier wenigstens einen allgemeinen Begriff vom Inhalte und seiner Einrichtung zu geben versuche. Dasselbe besteht aus 3 Büchern (welche in eben so viel ziemlich starke Bände in gr. 4. abgetheilt sind), das erste und zweite derselben sind überschrieben: Ueber die Bewegung der Körper; das dritte aber: Vom Weltgebäude. Jene zwei ersten Bücher enthalten die mathematischen Grundsätze der Natur-, besonders der Bewegungslehre; im dritten Buche dagegen wird die Anwendung dieser Theorie auf die Gesetze der Himmelsmechanik und die Konstruktion des Weltgebäudes gemacht. Geschrieben ist das Werk in lateinischer Sprache, und unter den mehrfachen Ausgaben verdient die mit Anmerkungen von Le Seur und Jacquier (zuletzt Cöln, 1760) Auszeichnung. Eine weitläufigere Analyse findet sich im vorliegenden Werke selbst, welches dadurch einen neuen Vorzug erhalten hat.

Allein wenn die Principia solchergestalt durch die Größe der Gegenstände, die darin behandelt werden, die schöne Einfachheit des Systems und die unwiderstehliche Evidenz der Beweisform auf die wärmste Bewunderung Anspruch hatten, so fanden sie doch anderseits unter den steifen Anhängern der damals noch sehr allgemein verbreiteten Cartesianischen Wirbel-Philosophie viele erbitterte Gegner; und der Biograph theilt die Geschichte der hieraus entstandenen gelehrten Streitigkeiten ausführlich genug mit. Wir gehen indeß darüber weg, um uns vielmehr mit einem andern Zweige von Newtons wissenschaftlichen Bestrebungen, nämlich mit seiner Erfindung der Methode der Fluxionen (eben dem, was jetzt in Deutschland Differentialrechnung, in Frankreich aber Théorie des fonctions analytiques benannt wird) zu beschäftigen. Auch diesen Abschnitt leitet unser Biograph durch eine instruktive Darstellung des Zustandes ein, in welchem sich die höhere Analysis befand, und man ersieht daraus, daß schon vor Newton, und namentlich durch den französischen Mathematiker Fermat, Einzelnes versucht worden war, was die Bestrebungen des brittischen Geometers allerdings erleichtern konnte. Allein Letzterem bleibt darum nicht weniger der Ruhm, jenem Einzelnen vermittelst eines neuen Grundgedankens gleichsam Einheit verliehen zu haben, unerachtet hinwiederum nicht abgeläugnet werden kann, daß sich derselbe Gedanke, wenn gleich unter etwas veränderter Form, ziemlich gleichzeitig Leibnitz eröffnet habe. Und hier ist denn nun der Ort, Einiges über den berühmten Streit beizubringen, der sich wegen Erfindung der Methode, die Newton, wie gesagt, mit dem Namen der Fluxionen belegte, Leibnitz aber Differentialrechnung nannte, zwischen diesen beiden großen Männern erhob.

Im Anfange des Jahres 1673 kam Leibnitz, im Gefolge des Churfürsten von Hannover, nach London, und machte mit den großen Männern, die damals diese Hauptstadt zierten, Bekanntschaft. Unter diesen war auch Oldenburg *), Landsmann von ihm, und derzeitiger Secretär der königlichen Societät. Dieser machte ihn mit den neuesten Entdeckungen der englischen Geometer bekannt, und vermittelte, als Leibnitz nach Paris abgegangen war, um dort seine mathematischen Studien unter Huygens fortzusetzen, einen Briefwechsel zwischen ihm und Newton. So überreichte er ihm im Jahre 1676 ein Schreiben des Letzteren, in welchem dieser seiner Methode der Fluxionen erwähnt, ohne jedoch weder das Verfahren noch den angewendeten Algorithmus näher zu bezeichnen. Leibnitz antwortete darauf in einem Schreiben vom 21. Juni 1677, daß auch er seit längerer Zeit im Besitze einer Methode sey, Tangenten auf eine allgemeinere Art, nämlich durch die Differenzen der Ordinaten zu ziehen. Er geht in diesem Schreiben hierauf mit äußerster Freimüthigkeit zur Auseinandersetzung seiner Methode über, welche keine andere als die heutige Differentialrechnung ist, und beschreibt den von ihm gewählten Algorithmus, die Bildung der Differentialgleichungen und die Anwendung dieser Rechnung auf verschiedene geometrische und analytische Probleme. Seine vollkommene Offenheit kontrastirt sehr zu

*) Daß sich nämlich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten und Nebenplaneten um den Centralkörper verhalten wie die Würfel der mittleren Entfernungen von demselben. R.

*) Heinrich Oldenburg, dessen Name häufig in der Geschichte Newtons vorkommt und über welchen Notizen in den biographischen Handbüchern fehlen, war zu Bremen geboren und, während Cromwell's Herrschaft, Konsul dieser Stadt zu London. Er verlor nachher diesen Posten und nahm, verlegen um seine Subsistenz, die Stelle als Tutor eines englischen Edelmanns an, den er nach Oxford begleitete. Bald darauf wurde er Secretär der königlichen Societät, und stand als solcher im Briefwechsel mit fast allen Gelehrten Europa's. Er hat Einiges geschrieben, besitzt aber als Schriftsteller keine Berühmtheit. Starb 1677. R.

seinem Vortheile mit dem eben erwähnten Versteckspielen Newtons.

Zugleich sezte er seine Bemühungen um diesen neuen Zweig der Analysis fort, und also machte die Differentialrechnung unter seinen geschickten Händen schnelle Fortschritte. In den Actis Eruditorum vom November 1674 ertheilte er öffentliche Nachricht von dieser Methode, ohne sich jedoch als den alleinigen Erfinder derselben zu bezeichnen, und im Jahrgange 1686 desselben Blattes (Juniheft) kommt er nochmals auf denselben Gegenstand zurück. Die größten Geometer des Kontinents fingen jezt an, die Differentialrechnung zu gebrauchen und auf die wichtigsten und schwersten Probleme anzuwenden.

Jezt erst brach Newton das über diesen Gegenstand bis dahin beobachtete Schweigen, indem er in dem damals erscheinenden zweiten Bande seiner, oben ausführlich erwähnten Principia das Princip seiner Fluxionen-Rechnung erklärt, und zugleich des darüber früher mit Leibnitz gepflogenen Briefwechsels erwähnt. Er scheint, nach Maaßgabe der dabei gewählten Ausdrücke, Leibnitz damals wirklich als den zweiten Erfinder der Methode anerkannt zu haben. Bei dem Glanze der Methode aber und dem außerordentlichen Aufsehen, welches sie machte, fingen sich nun bald andere Geometer mit der Untersuchung an einzumischen: wem die Ehre der Erfindung eigentlich zuzuschreiben sey? — und bald mußten Newton und Leibnitz selbst um so unvermeidlicher in diesen unglücklichen Streit gezogen werden, als bei Beiden die innere Ueberzeugung, einer dem andern darüber nichts zu verdanken, gleich stark und gleich begründet war. In einer bald hierauf erschienenen Recension von Newtons oben erwähnter Optik, in den Actis Eruditorum, deren Verfasser höchst wahrscheinlich Leibnitz selbst gewesen ist, ward sogar insinuirt, als wenn Newton seine Fluxionen den Leibnitz'schen Differentialen wohl nur substituirt habe, und der gelehrte Kampf entbrannte nunmehr zu hellen Flammen. Wir übergehen aber das fernere Detail, und führen nur an, daß sich die Londonee Societät in Verfolge eines von Leibnitz dirser Angelegenheit wegen an sie gerichteten Schreibens, endlich zur Einmischung bewogen fand, und wenigstens die Priorität der Ansprüche ihres Landsmannes unbedingt anerkannte. Die persönliche Erbitterung zwischen den beiden Helden des Streites wurde dadurch noch erhöhet, und dee gehässige Schriftwechsel, auf den wir unten noch einmal zurückkommen werden, dauerte fort, bis Leibnitz, bekümmert, seinen schönsten Ruhm beeinträchtigt zu sehen, die Augen darüber zudat (14. November 1716). Faßt man aber jezt, nachdem die Stimme der Leidenschaft längst verhallt ist, die Ansprüche beidee Gelehrten unparteiisch in das Auge, so kann, wie auch schon oben angedeutet worden, nur Eine Stimme darüber seyn, daß Beide die Erfindung unabhängig von einander gemacht haben, wobei auf die Priorität, als etwas Zufälliges, weiter nichts ankommt. — Früher hatte sich indeß schon eine Begebenheit zugetragen, welche Newton aus dem abgeschlossenen Leben des Studirzimmers hinwegriß und auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens versezte. Jakob II. vergriff sich nämlich an den Privilegien der Universität zu Cambridge, und Newton wurde zu den Deputirten gewählt, welche man Behufs einee gegen jene Eingriffe zu erhebenden Reklamation nach London sendete. Die Vorstellung hatte auch ihre volle Wirkung, und dee König sah sich veranlaßt, Rückschritte zu thun. Newtons Antheil bei dieser Sache und sein immer wachsender Ruf ließen hiernächst aber auch die Wahl zum Parlamentsgliede für die Universität auf ihn fallen (1688), und er scheint in Folge davon, in diesem und dem folgenden Jahre viel von Cambridge abwesend gewesen zu seyn.

Für Newtons geistiges Leben aber trat fast gleichzeitig ein äußerst unangenehmer Vorfall ein. Während er nämlich eines Morgens dem Gottesdienst in der Kapelle beiwohnte, war sein Lieblingshündchen, mit Namen Diamant, im Studirzimmer zurück geblieben, und hatte ein auf dem Schreibtische stehendes, brennendes Licht umgeworfen, wobuech mehrere Hefte der wichtigsten optischen Erörterungen verzehrt worden waren. Newtons Schmerz darüber wae unbeschreiblich, und die früheren Biographen haben denselben zu einer temporären Geistesverwirrung vergrößert. Ueber diesen, nie ganz aufgehellten Umstand aus Newtons Lebensgeschichte geht nun unser Verfasser in die sorgfältigsten Untersuchungen ein, als deren Resultat wenigstens so viel ausgemacht erscheint, daß man die Sache zu weit getrieben habe, und Newtons damaliges Leiden mehe eine aus zu vielen geistigen Anstrengungen entsprungene, durch den erzählten Voefall nun noch erhöhete hypochondeische Reizbarkeit gewesen sey.

Unterdeß war Newton 53 Jahre alt geworden, und während diejenigen, welche an der Universität mit ihm in gleichem Verhältnisse gestanden hatten, schon hohe Stellen in dee Kirche oder im Staate bekleideten, blieb er, trotz aller seiner literarischen Verdienste, ohne Merkmal der Achtung und Dankbarkeit seines Vaterlandes. Ein Zufall erst nahm sich des brittischen Weltweisen in dieser Rücksicht an.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

1834.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur desseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unserer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Lieder von Karl Mayer. 289.
Rückfall, von G. Zimmermann. 290.
Gruß, von H. Stieglitz. 296.
An die deutschen Sänger. 303.
Bilder der Nacht, von Seeger. 307. 308.
Kleine Lieder von Manfred. 312.
Räthsel: Knopfstöcher. 292. — Die Seele. 298.
Homonyme: Geist. 304.
Charade: Multwille. 310.

Erzählungen.

Die Ehescheidung. 287—290.
Der Abend in Absam. 295—300.

Drama.

Marino Faliери, von K. Gutzkow. 297—301.

Länder- und Völkerkunde.

Konstantinopel im Ramadan 1833. 301—309.
Dublin, nach Inglis. 310. 311.
Die Andacht im Gebirg, nach Inglis. 313.

Naturgeschichtliches.

Zur Kenntniß des thierischen Körpers. 291. 292. 293.
Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme. 301. 302. 303.
Die Hand und die geistige Natur des Menschen. 306—310.
Naturwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 311. 312. 313.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Tagebuch Ludwigs XVI. 287—291.
Molière. 292. 293. 294. — 302. 303. 304. 305.
Zeitbilder aus Paris. 294. 295.

Korrespondenz.

Insel Föhr. 287. 288. 289. — Lausanne. 289. 290. 291. 292. 293. 294. — Paris. 291. 292. 293. — 296. 297. 298. 299. 301. 306. 307. — Marseille. 293. 296. 297. — 312. 313. — Dresden. 299. — London. 302. 303. 304. — 309. 310. 311. — Zürich. 305. — Berlin. 308. 309. 310.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Kunstvereine. — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. (Forts.) — Rolly über J. Livens. — München.

Nro. 97.

Gemäldeausstellung in Genf. — Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit. (Forts.) — Kunstausstellungen.

Digitized by Google

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. December 1834.

Verzeih dir Gott! Doch wundern muß es mich,
Daß deine Neigung so die Schwingen richtet,
Ganz abgelenkt von deiner Ahnen Jing.

Shakespeare.
Heinrich IV.

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

Von der Hand des Königs. *)

(Aus dem eisernen Schranke.)

Es hat wohl Niemand den Prozeß Ludwigs XVI. gelesen, ohne tief ergriffen zu werden. Vergleicht man indeß die Verhandlungen, wie sie im Moniteur von 1793 wiedergegeben sind, mit den vorliegenden Aktenstücken, so bleibt nicht der mindeste Zweifel übrig, daß die Richter Ludwigs XVI. den Menschen nicht kannten, den sie auf das Schaffot schickten; seine Vertheidiger kannten ihn eben so wenig und haben ihn schlecht vertheidigt. Wir behaupten sogar, daß wer das Tagebuch, aus dem hier Auszüge folgen, nicht gelesen, sich keinen richtigen Begriff von diesem unglücklichen Schlachtopfer der französischen Revolution machen kann.

Ludwig XVI., an einem verdorbenen Hofe erzogen, einem ausschweifenden, spirituellen und sorglosen Monarchen auf dem Throne folgend, wurde durch sein Temperament und seine angebornen Neigungen vor einer Sittenverderbniß bewahrt, deren Zeuge er von früher Jugend an gewesen. Von den Charakterzügen seines Vorgängers hatte er bloß die Sorglosigkeit. Seine Lebensweise blieb die eines schlichten Edelmannes von äußerst unschuldigen Sitten, seine Gedanken waren nie die eines Königs. Dieser Fürst, dessen Wandel so rein, dessen Innerstes so keusch und fromm war, zeichnete jeden Abend mit der kleinlichsten Sorgfalt seine einförmigen Tagesverrichtungen auf, und die seltenen Ereignisse, welchen es gelungen, seine Aufmerksamkeit zu fesseln; dieses Tagebuch schildert ihn besser, als es der größte Sittenmaler vermocht hätte; einige Zeilen davon würden schon hinreichen, den Verfasser genauer kennen zu lehren, als seine Richter ihn kannten.

Das Tagebuch ist ganz von seiner Hand; es beginnt mit dem ersten Januar 1766 und wird Tag für Tag, ohne daß ein einziger ausfällt, fortgeführt bis zum 31sten Juli 1793, also zehn Tage vor dem 10ten August, vor seiner Absetzung, vor seiner Wanderung in den Kerker, den er bloß verlassen sollte, um das Schaffot zu besteigen.

Dieses interessante Aktenstück läßt sich nicht wohl in seinem ganzen Umfange mittheilen. Dieselben Angaben wiederholen sich fast auf jeder Seite und würden bald ermüden. Wir heben daher nur einige Epochen aus.

Nehmen wir auf's Gerathewohl einen der ruhigen Monate seiner Regierung; hernach werden wir ihm unbesorgt mitten unter den politischen Stürmen folgen,

*) Jetzt im königl. Archive zu Paris.

Digitized by Google

welche sein Gemüth nicht zu erreichen scheinen, und von denen man in der That einen sehr unvollständigen Begriff haben würde, wenn man auf dieses einzige Dokument der Revolution beschränkt wäre. Der folgende Monat ist ein Typus des ganzen Tagebuchs, und wir sehen ihn ganz her, um ein für alle Mal einen Begeiff davon zu geben.

Januar 1785.

Sonntag, 1. Ceremonie des Heiligengeistordens, Vesper. Grand Couvert.
Montag, 2. Gottesdienst der Ritter des Heiligen-Geistordens. Spaziergang durch Clatigny und über die Butte de Picardie.
Dienstag, 3. Stände der Bretagne. Vesper.
Mittwoch, 4. Schießen zu Pissaloup: geschossen 219 Stück. Erstes Schauspiel im neuen Saale. Abgang des Porzellans.
Donnerstag, 5. Nichts. Der erste Ball.
Freitag, 6. Vesper. Thauwetter.
Samstag, 7. Nichts.
Sonntag, 8. Vesper.
Montag, 9. Jagd bei la Croix de Noailles, drei (Hirsche) gefangen.
Dienstag, 10. Nichts.
Mittwoch, 11. Schießen zu Santaury: 214 Stück erlegt. Ball.
Donnerstag, 12. Nichts. Bad.
Freitag, 13. Hirschjagd bei la Muette. Drei gefangen.
Samstag, 14. Schießen im Mail: 171 Stück erlegt.
Sonntag, 15. Vesper. Bad.
Montag, 16. Nichts. Bad.
Dienstag, 17. Hirschjagd in den Logen. *) Einen gefangen.
Mittwoch, 18. Nichts. Frost. Ball.
Donnerstag, 19. Schießen aux lisières: 334 Stück erlegt.
Freitag, 20. Spaziergang im Parke zu Meudon.
Samstag, 21. Nichts. Thauwetter.
Sonntag, 22. Vesper.
Montag, 23. Hirschjagd in den Logen: drei gefangen.
Dienstag, 24. Schießen zu Chèvreloup: 215 Stück erlegt.
Mittwoch, 25. Nichts. Ball.
Donnerstag, 26. Hirschjagd in den Logen: zwei gefangen.
Freitag, 27. Nichts.
Samstag, 28. Schießen in der Ebene von Chambourey: 246 Stück erlegt.
Sonntag, 29. Vesper.
Montag, 30. Hirschjagd in den Logen: zwei geschossen.
Dienstag, 31. Nichts. Audienz der Ambassadrice von Schweden.

*) Im Walde bei St. Germain en Laye.

Man bemerke, um den Sinn des Wortes Nichts festzustellen, das in allen Theilen des Tagebuchs sehr häufig wiederholt wird, daß es nie an den Tagen vorkommt, wo der König auf der Jagd war. So findet man z. B.: „Nichts. Audienz.“ — „Nichts. Erster Ball.“ Nie aber heißt es: „Nichts. Hirschjagd.“ — „Nichts: einen gefangen.“ Man wird aus dem weitern Inhalte dieser Manuscripte ersehen, wie wichtig diese Leibesübung in den Augen des Königs war.

Bevor wir zur Revolutionszeit übergehen, führen wir die zwei einzigen Begebenheiten seines Lebens an, welche den Fürsten veranlaßten, von der gewöhnlichen koncisen Kürze seines Journals abzugehen. Die Namen der Königin und ihrer Kinder kommen außer diese an keiner andern Stelle des Journals mehr vor. Unter dem Datum der Geburt der Herzogin von Angoulême und der Ludwigs XVII. liest man Folgendes; es sind zwei Bulletins, die eher von einem kalt beobachtenden Arzte, Hofmann, oder Historiographen, als von einem glücklichen Vater herzurühren scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf dieser Zeit erhielt der Rechtsfreund, unter dessen Aufsicht Julius arbeitete, die Leitung eines weitaussehenden, wichtigen Geschäfts, das eine Reise und einen Aufenthalt in Philadelphia nothwendig machte. Da bei seiner Lage eine so lange Entfernung unmöglich war, so entschloß er sich, Julius das Ganze zu übertragen. Der junge Mann empfing den Auftrag mit der Freude eines nach der Ferne und Veränderung sich sehnenden Herzens, und das Vertrauen seines Vorgesetzten wurde durch den seltenen Eifer und die Umsicht gerechtfertigt, mit welcher er denselben ausführte. Binnen Jahresfrist war das Geschäft unter den günstigsten Umständen beendigt und Julius im Besitz einer beträchtlichen Summe, als Ertrag seiner Bemühungen. Er hatte während der langen Zeit eine Menge Bekanntschaften gemacht, war durch die Führung seines Prozesses als Rechtsgelehrter vortheilhaft bekannt geworden, und da es unter dem streitsüchtigen Volke an Händeln nicht fehlte, so fand er sich, beinahe ohne zu wissen, wie es zuging, mit Arbeiten überladen. Das Gelingen mehrerer derselben gab ihm einen immer ausgebreiteteren Ruf, den der Umstand noch vermehrte, daß er ein Fremder war, der als solcher schon das Zutrauen der blinden Menge

Digitized by Google

an sich zog. Statt also nach seinem Vaterlande zurückzukehren, benuzte er die vortheilhafte Konstellation, die ihm aufgegangen war, und in den Zwischenzeiten der Muße befriedigte er seinen Hang zum Reisen, indem er sich mit den innern Theilen des Landes bekannt machte. In diese Epoche fiel, was er sich selbst mit Recht vorwarf und wofür er Leopoldinens Verlust nach seinem eigenen Geständnisse als die verdiente Strafe ansah. Während seinem Aufenthalt in Hamburg hatte er, trotz dem Verbote des Oheims, einen ziemlich regelmäßigen Briefwechsel mit seiner Frau unterhalten, und das Andenken an sie, der Wunsch, sich einst wieder mit ihr zu vereinigen, war in seinem Herzen frisch und lebendig geblieben. Als aber erst das Meer zwischen ihnen lag und die ehemaligen Lebenswünsche in den Hintergrund traten; als so manch Neues, Ungewohntes seine Ideen erfüllte und der Strom eines ganz freien, ungebundenen Daseyns ihm entgegensprudelte, da verhüllte ein Schleier, der von Tage zu Tage undurchsichtiger ward, die Bilder der Vergangenheit, und Leopoldinens Andenken trat mit diesen allmählich in den Hintergrund. Der Mensch, diese Eintagsfliege, ist zum Vergessen bestimmt, und die Möglichkeit, vergessen zu können, bedingt einzig nur sein fortgesetztes Daseyn; aber dieses nothwendige Attribut seines Geschlechts verleitet ihn oft zur Uebertreibung und er vergißt da, wo er niemals vergessen sollte.

Julius war ein schöner und angenehmer Mann. Er hatte durch seinen Beruf die Mittel erworben, in den gesellschaftlichen Verhältnissen mit einigem Glanz aufzutreten, und die Empfehlungen, die er mitgebracht, diejenigen, welche sein eigenes Betragen ihm erworben hatte, brachten ihn mit den ersten Häusern der Stadt in Verbindung. Was Wunder, daß die jungen, hübschen Amerikanerinnen Geschmack an dem ausgezeichneten Mann fanden, dessen Verhältnisse sie nicht kannten, den sie frei glauben mußten, weil keine seiner Aeußerungen das Gegentheil verrieth, und seine Erscheinung in einem fremden Lande, sein jugendliches Alter es höchst unwahrscheinlich machten, daß er schon gebunden sey. Julius war, wie wir wie gesehen haben, nicht ohne Eitelkeit, und die Zuvorkommenheiten des schönen Geschlechts, die Empfindungen, die er sichtlich hie und da erregte, glitten keineswegs spurlos von ihm ab. So wurden denn die Briefe in die Heimath, an die Frau sowohl als an den Oheim, seltener, kälter, und die erstern hörten endlich ganz auf, denn es ist eine unbestrittene Wahrheit, daß das Herz, das sich einem geheimen Unrecht hingegeben hat, Alles vermeidet, was daran erinnern kann.

Vor etwa einem Jahre war er nach einer Reise in das Innere von Connektikut nach Philadelphia zurückgekehrt, und kaum angekommen, ward er von einem gefährlichen Fieber befallen, das ihn schnell an den Rand des Grabes brachte. Glücklicherweise hatte er unlängst seine Wohnung bei einem jungen Ehepaare genommen, von dem nur der Mann ein Amerikaner, die Frau aber eine Deutsche war. Diesem Umstande hatte er höchst wahrscheinlich sein Leben unter dem fremden Volke zu danken, das jede Krankheit im Geiste schnell zur Seuche werden sieht, und deßhalb das Krankenbett fürchtet und flieht. Die Frau aber, die an dem Landsmann einen freundlichen Antheil nahm, und überhaupt als eine Deutsche etwas andere Grundsätze über Menschenfreundlichkeit hegte, als sie in Amerika gewöhnlich ausgeübt werden, bot jede Sorgfalt auf, um den Hausgenossen zu retten. Julius gute und ungeschwächte Natur unterstützte ihre Bemühungen und er wurde dem Tode entrissen, aber nur, um einer langsamen und peinlichen Reconvalescenz anheimzufallen. Monate lang konnte er sein Zimmer und viel länger das Haus nicht verlassen, während welcher Zeit natürlich alle frohen Genüsse, an die er sich gewöhnt hatte, von ihm abgehalten werden mußten. Wie oft bedient sich die Vorsehung, oder was wir blinden Menschen das Geschick nennen, eines solchen Mittels, um das Gemüth zu retten, das sich selbst zu verlieren im Begriffe steht. Die lange Abgeschlossenheit, die Entbehrung alles dessen, was, indem es das Herz und die Sinne beschäftigt und erfreut, auch zum Leichtsinn und öfters zur Thorheit leitet, der nähere Umgang mit einem liebenswerthen, aber eher zum Ernst als zum Frohsinn gestimmten Wesen, die Nothwendigkeit, viele Stunden des Tages ganz auf sich selbst beschränkt hinzubringen, der trübe Sinn, den anhaltendes Leiden zuweilen in ihm erregte und der ganz geeignet war, dem tiefern Nachdenken und so manchem vergessenen Gefühl die Thüre seines Herzens zu öffnen, brachten nach und nach eine Umwandlung in Julius Gemüth hervor, die er selbst vor seiner Krankheit gewiß nicht möglich geglaubt hätte. Der Ernst des Lebens war ihm nahe getreten. Allein in einem fremden Lande, verlassen von denjenigen, die seine fröhlichen Tage mit ihm genossen hatten, ohne die Güte zweier edler Menschen unrettbar verloren, begann er den Werth inniger Familienbande einzusehen, die einzig nur einen sichern Standpunkt im Leben gewähren. Die Erinnerung an ehemalige Zeiten erwachte mit Lebendigkeit. Was er einst so heiß gewünscht und errungen, was er so leichtsinnig verscheezt und von sich gewoefen hatte, Leopoldinens Liebe, ihr Besitz, erschien ihm aufs Neue in dem hellen Lichte des ersten jugendlichen Gefühls. Jugendliebe, Jugendglück, mit allen Sinnen und allen Kräften der Seele und des Geistes genossen — wie sollte nicht die Erinnerung an deinen holden Zauber durch die Mühen und Stürme des spätern

Digitized by Google

Lebens, durch die Wellen der Leidenschaft, oder über die eisige Zone eines erkalteten Herzens, ja selbst durch die Kruste dringen, die herbe Erfahrung und Stumpfheit um die Brust des alternden, ergrauten Menschen zogen? Jugendliebe — Jugendglück! nahe dem lezten Schritte, der uns über den dunkeln Punkt führen soll, jenseits dessen alle Räthsel sich lösen werden, ist der Glanz deines schönen Lichts uns Bürge für die Morgenröthe eines unsterblichen Seyns!

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

Zweiter Brief.

Von dem westlichsten Ufer der Insel Föhr aus wird der Blick auf das Meer durch eine Gruppe von kleinen Inseln, welche insgesammt den Namen Halligen führen, begrenzt. Nach diesen findet sich kein Land, bis die Ostküste Englands die jenseitige Schranke der Nordsee bildet. Der Name Halligen faßt den Begriff in sich, daß der größtentheils niedrige und sumpfige Boden dieser Eilande durch keinen Erddamm geschüzt, sondern der Gewalt des Windes und Wassers ausgesezt ist. Bei den häufigen Stürmen, welche im Herbst und Winter die Nordsee bewegen, ist nicht nur die ganze Habe der Menschen den Tücken der Elemente preisgegeben, sondern auch das nackte Leben wird durch mancherlei Gefahren bedroht. Die Wohnhäuser, welche das Ansehen von fremdlichen Bauerhäusern haben, liegen auf erhöhten, hügeligen Plätzen; nur wenige Gartengewächse gedeihen, und kein Baum bietet dem nach der heißen Arbeit des Tages Ermüdeten Schatten. Auf den größern Inseln mögen sich höchstens einige Sträucher finden. Die männlichen Einwohner sind hier, so wie auf Föhr und den sämmtlichen umliegenden Inseln, fast alle Schiffer, und den Frauen bleibt bei ihren häufigen und langen Abwesenheiten das Geschäft des wenig lohnenden Ackerbaus und der spärlich gedeihenden Viehzucht. Die Prediger versehen gleichermaßen das Amt eines Gärtners und Schullehrers, und meistens ist ein solcher vielbeschäftigter Beamter der einzige civilisirte Mensch auf der ganzen Insel. Jedes Lebensbedürfniß muß von Föhr oder von dem festen Lande bezogen werden. Diese Predigerstellen werden als eine Art von Exil betrachtet, und eine sechsjährige Amtesführung gibt denen, die da ausgeharrt haben, das Recht auf eine ihren Wünschen angemessene Pfarre auf dem festen Lande in den dänischen Staaten. Ungeachtet aller Unbequemlichkeiten, welche eine solche Stellung mit sich bringt, trotz der unglaublich geringen Einkünfte, wobei außerdem das Leben jeder denkbaren Beschränkung unterworfen ist, finden sich in dem von Studirenden und besonders Theologen überfüllten Dänemark immer eine Menge von Subjekten, welche sich um Anstellungen dieser Art bewerben. — Während des Eisgangs, d. h. wenn die schwimmenden Eisschollen im Beginne des Winters sich noch nicht zur festen Masse gebildet haben, oder bei eingetretenem Thauwetter die harte Bahn durch die Milde der Witterung oder durch die unter der Decke tobende Fluth gesprengt wird, also während des größten Theils des Winters, hört für die armen Halligenbewohner jede Verbindung mit dem festen Lande, also mit jeder Art von menschlicher Hülfe bei vorkommenden Unglücksfällen auf. Einen Prediger auf einem dieser Eilande traf vor längerer Zeit das Verhängniß, in dieser Jahrszeit seinen Sohn, einen halberwachsenen Knaben, von einer Kinderkrankheit befallen zu sehen. Das Uebel nahm zu, ohne daß die bekümmerten Eltern etwas zur Rettung ihres Lieblings unternehmen konnten. Beide waren überzeugt, daß das Uebel sich durch ärztliche Kunst leicht würde heben lassen. Der trostlose Vater suchte durch Versprechung dessen, was seine Habe ausmachte und was je im Leben sein werden würde, einige Insulaner zu bewegen, daß sie in einem Boote das feste Land zu erreichen suchten und einen Arzt holten. Die jammernde Mutter springt auf vom Lager ihres Sohnes, umklammert die Knie der rauhen Schiffer — vergebens, es ist unmöglich. Die tobende, mit Eisschollen bedeckte, krachende See bietet sichern Tod. Der verzweifelnde Vater besteigt endlich selbst ein Boot, mit Gottes Hülfe den lebensgefährlichen Weg einschlagend. Vergebens! die der harten Arbeit ungewohnten Arme erschlaffen. Eistrümmer thürmen sich ihm entgegen, krachend umringen sie sein gebrechliches Fahrzeug, schleudern es zurück, zerschellen den losen Bau, ehe er das Ufer erreicht, und mit genauer Noth nur rettet der Prediger das eigene Leben. Es ist nicht möglich, der Weg zur Rettung ist versperrt, und der Knabe muß sterben.

Selten wird es einem Gesunden einfallen, bloß des Vergnügens wegen ein Seebad zu besuchen, da für Nichtleidende sich zu wenige Abwechselung findet, um die Zeit ohne Langeweile hinzubringen, und so schaudert man denn hier, wenn man von den mancherlei Uebeln hört, welche die arme Menschennatur heimsuchen und hier, auf einem kleinen Punkt zusammengedrängt, dem Auge sich unverschleierter und auffallender darstellen, als es sonst in der Zerstreuung des gewöhnlichen Lebens der Fall ist. Beim weiblichen Geschlecht spielen Nervenleiden die Hauptrolle, und gewiß gibt es kein wirksameres Mittel, diese Quälgeister zur Ruhe zu bringen und ihnen den künftigen Spielraum zu benehmen, als das Tauchen in die salzigen Fluthen der unvergleichlichen Nordsee. Unter den anwesenden Männern, bei Weitem dem geringern Theil der Bevölkerung des Bades, gewahrte man bei einigen in die Augen fallende äußere Gebrechen, die meisten aber führten Klagen über innerliches Körperleiden. Größtentheils waren es Männer in kräftigen Jahren, einzelne dem höhern Alter sich nähernd; wenige Jünglinge, desto mehr halberwachsene Knaben begegneten dem Blicke. Was die weiblichen Kurgäste anbelangt, so bestand gleichfalls der größte Theil aus Damen von mittlern Jahren, welche zum Theil ihre sämmtlichen Pfänzchen mit sich führten, so daß es dieses jugendlichen, lieblichen Nachwuchses fast mehr als der Erwachsenen gab. Man sah wenige ältliche Damen, mehr Mädchen in der Blüthe der Jahre. Der Eindruck des beißenden, salzigen Seewassers reize besonders im Anfange die Haut so, daß durchgehends auf den Wangen der jugendlichen Badegäste die hier wohl häufig falsches Zeugniß ablegende Farbe der Blüthe und Gesundheit thront. Nur einzelne bleiche Gesichter gewahrt man, für die auch die scheinbaren Rosen der Erholung dahin sind. In manchen Fällen wird das Seebad auch gegen Geisteszerrüttung angewendet, und auch in dieser Hinsicht fanden sich einige Leidende unter den Badenden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 2. December 1834.

— Der Augenblick nur entscheidet
Ueber das Leben des Menschen und über sein ganzes Geschicke;
Denn nach langer Berathung ist doch ein jeder Entschluß nur
Werk des Moments.

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

Wenn der Mensch, dessen Gefühlsorgane durch Krankheit oder Schmerz der Seele geschärft worden sind, durch irgend ein Leiden sich momentan von den vielen Beziehungen abgelöst sieht, welche ihn bei dem gewöhnlichen Gang der Dinge umschlingen, dann entwickelt sich gewöhnlich die Idee, welcher er sich hingibt, rasch und kräftig und wird schnell zum absoluten Bedürfnisse seines Herzens. Was in der jüngst vergangenen Zeit in Julius Gemüthe sich geregt hatte, erlangte bald eine vollendete Zeitigung. Das Glück seiner Hausgenossen, die in der ehelichen Vereinigung den höchsten Erdensegen gefunden, machte ihm die so sehr geschätzte Freiheit zur Last, steigerte die Wünsche, die mit ungemeiner Gewalt in ihm entstanden, und trotz Allem, was ihm an weiblicher Anmuth und Schönheit seit Jahren vor Augen gekommen war, entstieg doch immer nur Leopoldinens liebliches Bild der Vergangenheit. Was zwischen ihnen lag, hatte seine grell verletzende Farbe verloren, was sie einst zusammenführte, lag in magischem Reiz vor seiner Erinnerung. Er gedachte der ersten Zeit ihrer Ehe, der Abschiedsstunde, die sie nach langem Mißverstehen wieder vereinigte, und der Vorsätze, die damals mit so heiligem Feuer in seiner Seele flammten. Die Sehnsucht nach seinem Weibe weckte auch die Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach den einfach bürgerlichen Verhältnissen eines thätigen Lebens, zu dem er sich allerdings hinreichende Kenntnisse erworben hatte. Schon liegen Briefe an den Oheim, an Leopoldinen, mit aller Glut des liebenden Herzens geschrieben, bereit; da erhält er das oben erwähnte Schreiben des Oberförsters, das, indem es ihm die Erfüllung des einen seiner Wünsche ganz nahe legt, den andern weit theureren vernichtet. Nur wer Aehnliches jemals empfunden hat, kann ermessen, welchen Eindruck bei seiner Stimmung die Nachricht auf ihn machte, daß Leopoldine im Begriffe stehe, sich einem andern Verhältnisse hinzugeben. Die tollsten Ideen und Entschlüsse drängten sich Anfangs in seinem Gehirn; dann aber begriff er doch, daß sein Benehmen, seine anscheinende Gleichgültigkeit sie hinlänglich berechtigten, das letzte, bloß in der Idee bestehende Band zu lösen, das sie noch an ihn fesselte, und mit tiefem Schmerz gestand er sich zuletzt auch, daß vier Jahre gänzlicher Vernachlässigung ihr den Glauben, an der Hand eines andern Mannes glücklicher seyn zu können, aufdringen mußten. Von bittern Zweifeln, von ungeheurem Schmerz zerrissen, faßte er endlich den Vorsatz, dem Rufe des Oheims zu folgen und nach Deutschland zurückzukehren, dort aber mit Leopoldinen selbst zu

Digitized by Google

unterhandeln, ihre Gesinnungen kennen zu lernen und, fände er sie wirklich in einem Glück versprechenden Verhältnisse, demselben nicht entgegen zu seyn, dann aber auch um keinen Preis in der Heimath zu bleiben, sondern auf's Neue das Weltmeer zwischen sich und sein zerstörtes Glück zu legen.

Wir finden unsern Mann, kaum zur Hälfte von seiner Verwundung hergestellt, von Walters herzlichsten Wünschen geleitet, auf dem Wege nach dem Forsthause wieder, wohin ihn nicht nur des Freundes Rath, sondern auch der Umstand getrieben hatte, daß dieser sich weigerte, ihm den Namen von Leopoldinens Aufenthalt zu entdecken, um ihn dadurch zu zwingen, vor Allem seinen Oheim zu sprechen. „Der Oberförster," sagte er, „müßte nicht der Mann seyn, für den ich ihn halte, wenn er fähig wäre, eine Ehe muthwilligerweise trennen zu wollen, bei welcher sich gegenseitige Liebe und nur eine leise Hoffnung auf künftiges Glück findet. Reise also getrost zu ihm; wenn Leopoldinens Herz noch Dein ist, so wird er bei der Veränderung Deiner Denkungsweise und der unabhängigen Existenz, die Du Dir zu verschaffen im Stande bist, keinen Anstand nehmen, Dich selbst Deiner Frau zuzuführen; sollte aber wirklich eine neue Neigung über ihre Zukunft entschieden haben, dann ist er wieder am besten geeignet, Dein Freund, Dein Tröster, Dein Rathgeber zu seyn. Und findest Du dann das Glück, das ich Dir wünsche und für Dich hoffe, so kommen wir, Euch aufzusuchen und zugleich unsere ältesten Mädchen heimzuholen, die bei Leopoldinen sind, deren schöne Augen ich gerne einmal in der Seligkeit glücklicher Liebe leuchten sehen möchte." Da weder Bitten noch Vorstellungen Walters Eigensinn überwinden konnten, so mußte sich endlich Julius in seinen Willen fügen, aber er that es nur mit dem unerschütterlichen Entschlusse, sein Schicksal aus Leopoldinens Munde allein vernehmen zu wollen.

Die Reise war schnell und ohne Unterbrechung, der Empfang bei dem Oheim beinahe so wie der des verlornen Sohns. Julius aber hatte dem Wiedersehen, das auch ihn heftig erschütterte, nur Augenblicke zu geben, denn nach den ersten Umarmungen schon kam die Frage: wo ist Leopoldine? ich will und muß sie sehen. Ein bedenklicher Schatten von Trübsinn glitt über des Oberförsters Gesicht. „Wozu dies?" erwiderte er; „zu einem solchen Schritte gehören Vorbereitungen mancher Art, und wir müssen alle Verhältnisse reiflich mit einander erwägen. Dazu aber ist jezt durchaus keine Zeit. Schon lange habe ich Deiner Ankunft mit schmerzlichem Verlangen entgegen gesehen, weil ich fürchtete, ein Mitbewerber um die Justitiarsstelle in Pappelheim, der vor Kurzem erst aufgetreten ist, möchte den Sieg davon tragen. Es ist noch früh am Tage, in ein paar Stunden kannst Du Dich von der Reise erholen, und gleich nach der Mahlzeit gehst Du nach dem Schlosse ab, präsentirst Dich der Gebieterin, die eben dort anwesend ist, machst Dich mit Deinen Dich erwartenden Pflichten bekannt, und wirst hoffentlich sogleich angenommen. Dann komm zurück, und wir besprechen ruhig Deine übrigen Angelegenheiten."

(Die Fortsezung folgt.)

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Fortsezung.)

Niederkunft der Königin den 19ten December 1778.

Die Königin war Tags vorher um eilf Uhr schlafen gegangen, ohne die mindeste Unpäßlichkeit zu verspüren. Gegen halb eins in der Nacht fing sie an zu leiden; um halb zwei schellte sie. Man holte die Frau Prinzessin von Lamballe nebst den Ehrendamen. Um drei Uhr kam Frau von Chimay, mich zu rufen. Die Königin befand sich noch im großen Bette; eine halbe Stunde später wurde sie auf ein kleineres gebracht. Frau von Lamballe ließ die königliche Familie und die zu Versailles anwesenden Prinzen und Prinzessinnen rufen und schickte Pagen an den Herzog von Orleans, an die Frau Herzogin von Bourbon und die Frau Prinzessin von Conti, welche zu St. Cloud waren. Der Herr Herzog von Chartres, der Herr Herzog von Bourbon und der Herr Prinz von Conti befanden sich zu Paris. Die Wehen der Königin ließen nach; sie ging im Zimmer auf und ab, bis um acht Uhr, wo sie sich wieder niederlegte. Im Zimmer waren gegenwärtig die königliche Familie, die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte, die Ehrendamen und Frau von Polignac, im großen Kabinet mein Haus, das der Königin und die großen Entréen, die übrigen im Spielsaion und in der Galerie. Um halb zwölf ist die Königin mit einem Mädchen niedergekommen. Ich bin sogleich in das große Kabinet getreten, um es einwickeln zu sehen, worauf es der Gouvernante, Frau von Guémenée, eingehändigt wurde. Der Unterlieutenant der bei der Königin diensthuenden Garden ist sogleich abgegangen, um das Corps de Ville von der Niederkunft der Königin zu benachrichtigen; ein anderer Unterlieutenant hat meine Tochter in ihre Wohnung geleitet. Während der Wehen hatte man der Königin nicht zur Ader lassen können; einige Zeit nach der Geburt stieg ihr das Blut in den Kopf und sie fiel in Ohnmacht; man ließ ihr reichlich zur Ader am Fuße; nach Verlauf von drei Viertelstunden kam sie wieder zu sich, und seitdem hat sie sich immer wohl befunden. Um halb drei Uhr bin ich in meine Zimmer zurückgekehrt, wo ich eigenhändige Briefe an den Kaiser, an

Digitized by Google

die Kaiserin und an den König von Spanien unterzeichnet; die andern waren einige Tage vorher unterzeichnet worden. Von da bin ich hinauf in die Messe gegangen und habe mich aus der Messe hinunter zur Taufe begeben. Monsieur und Madame, welche den König von Spanien und die Kaiserin vertraten, hoben meine Tochter aus der Taufe. Sie erhielt die Namen Maria, Theresia, Charlotte; die ganze königliche Familie, so wie die Prinzen und Prinzessinnen vom Geblüte haben das Taufprotokoll unterschrieben. Hierauf habe ich das Te Deum angehört, welches unten gesungen wurde, und habe mich sodann wieder in meine Gemächer begeben. Des Abends haben mir die ersten Präsidenten der Gerichtshöfe ihre Glückwünsche abgestattet, des andern Tags habe ich die Gesandten empfangen und am Abend haben zweihundert zwanzig Damen ihre Aufwartung gemacht. Meine Schwester und die Prinzessinnen blieben im Kabinet.

Te Deum wurde aller Orten gesungen, unter andern am 30sten von der Musik meiner Kapelle, dem ich aber nicht beigewohnt. Die Königin hat ihre Damen empfangen am 26sten, die Prinzen und Prinzessinnen den 27sten, die großen Entréen den 30sten, mein Haus den ersten Januar und sofort die Uebrigen.

Zu Notre-Dame Te Deum den 26sten; ich bin nicht dort gewesen.

Niederkunft der Königin den 22sten Oktober 1781.

Die Nacht vom 21sten auf den 22sten Oktober hatte die Königin sehr gut zugebracht, beim Erwachen fühlte sie einige leichte Schmerzen, welche sie nicht hinderten, ein Bad zu nehmen; sie verließ es um halb eilf Uhr, die Schmerzen waren noch immer erträglich. Erst um Mittag gab ich Befehle, das Schießen zu Saelé betreffend. Zwischen zwölf Uhr und halb eins nahmen die Wehen zu, und es war gerade ein Viertel auf zwei auf meiner Uhr, als die Königin glücklich von einem Knaben entbunden wurde. Niemand war zugegen, als Frau von Lamballe, Monsieur, der Graf von Artois, meine Tanten, Frau von Chimay, Frau von Mailly, Frau von Ossun, Frau von Tarannes und Frau von Gnémenée, welche abwechselnd in den Salon de la paix gingen, den man leer gelassen hatte. Im großen Kabinet war mein Haus, das der Königin, die großen Entréen und die Untergouvernanten, die im Augenblicke der lezten Wehen eintraten und sich in den Hintergrund des Gemachs zurückzogen. Von allen Prinzen, die Frau von Lamballe hatte benachrichtigen lassen, kam bloß der Herzog von Orleans vor den lezten Wehen an (er war zu Fausse Repose auf der Jagd). Er hielt sich im Zimmer oder im Salon de la paix auf. Der Herr Prinz von Condé, Herr von Penthièvre, der Herr Herzog von Chartres, die Frau Herzogin von Chartres, die Frau Prinzessin von Conti und Mademoiselle de Condé kamen, als eben die Königin entbunden worden war, der Herr Herzog von Bourbon am Abend und der Herr Prinz von Conti am andern Tage. Alle diese Prinzen empfing die Königin nacheinander des andern Tages. — Sobald die Königin niedergekommen, wurde mein Sohn in das große Kabinet getragen, wo ich ihn ankleiden sah und ihn der Gouvernante, Frau von Gnémenée, überreichte. Nach der Entbindung der Königin habe ich ihr verkündet, daß es ein Knabe sey; er wurde ihr auf's Bett gebracht. Nachdem sie ihn eine Zeitlang angesehen, ist Jedermann nach Hause gegangen. Ich habe eigenhändige Briefe an den Kaiser, den König von Spanien und die Prinzessin von Piemont unterzeichnet, und Befehl ertheilt, die andern, bereits unterschriebenen Briefe abgehen zu lassen. Um drei Uhr bin ich in der Kapelle gewesen, wo mein Sohn von dem Kardinal de Rohan getauft und von dem Kaiser und der Prinzessin von Piemont, welche durch Monsieur und die Prinzessin Elisabeth vertreten waren, über die Taufe gehalten wurde. Er wurde genannt: Ludwig, Joseph, Xaver, Franz. Meine Brüder, meine Schwestern, Tanten, der Herr Herzog von Orleans, der Herr Herzog von Chartres, der Here Prinz von Condé und Herr von Penthièvre haben das Protokoll unterschrieben. Nach der Taufe habe ich unten das Te Deum gehört, welches von der Musik der Kapelle gesungen wurde; die Prinzessinnen hatten nicht Zeit gehabt, sich des Abends anzukleiden.

Während ich auf dem Schloßplatze (Place d'armes) das Feuerwerk abbrennen sah, kam der erste Präsident der Rechnungskammer, um seinen Glückwunsch abzustatten. Die Andern, welche nicht zu Paris waren, sind den folgenden Tag gekommen. Des andern Morgens bei meinem Lever haben die Gesandten ihre Aufwartung gemacht; der Nuntius an ihrer Spitze hat mir seinen Glückwunsch abgestattet. Um sechs Uhr haben hundert und fünf-und-zwanzig Damen mir ihre Reverenz gemacht, während meine Brüder, meine Schwestern, Tanten und Prinzessinnen im Kabinette waren.

Freitags den 26sten bin ich um ein Viertel nach vier abgefahren; in meinem Wagen befanden sich der Graf von Artois, der Herzog von Orleans, der Herzog von Chartres und der Prinz von Condé. Im Cours bin ich in einen andern Wagen gestiegen und habe mich im gewöhnlichen großen Ceremoniel nach Notre-Dame begeben, wo das Te Deum gesungen wurde. Alle Gerichtshöfe waren zugegen; der Erzbischof hatte mich am Eingang der Kirche bekomplimentirt; die drei andern Prinzen hatten sich daselbst eingefunden. Am 28sten habe ich die üblichen Glückwünsche der übrigen Gerichtshöfe empfangen, welche gleichfalls bei meinem Sohn gewesen. Den 29sten hat

Digitized by Google

mich das Kapitel von Notre-Dame bekomplimentirt, wie auch die Damen der Halle. Neun Tage lang sind alle Handwerksinnungen in dem Marmorhofe mit Musik erschienen, wobei sie ihre Freude auf alle mögliche Weise zu bezeugen suchten; ich habe ohngefähr 12,000 Livres unter sie austheilen lassen. Nach der Taufe meines Sohns hat ihm Herr De Vergennes, Großschatzmeister des Heiligengeistordens, das blaue Band gebracht, und Herr von Ségur das Kreuz des heil. Ludwig. Sogleich nach der Niederkunft der Königin ist Herr de Coigny, Gardelieutenant, welcher den Dienst bei der Königin hatte, abgegangen, um das Corps de ville davon zu benachrichtigen. Nachdem mein Sohn aus den Zimmern der Königin gebracht worden, hat ihn Herr von Tinary in seine Gemächer begleitet und daselbst eine Wache von den Garden aufgestellt, nebst einem Lieutenant und Unterlieutenant. Aller Orten wurde Te Deum gehalten, unter andern eins in der Kapelle, den 29sten, dem ich nicht beigewohnt habe. Die Königin, die fortwährend wohl auf war, hat ihre Damen am 29sten empfangen, die Prinzen und Prinzessinnen am 30sten, die großen Entrées den 2ten November, mein Haus den 3ten u. s. w. Sonntag den 4ten November war Te Deum in der Pfarrkirche zu Versailles; die ganze Stadt war illuminirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Fortsetzung.)

Die Excursionen, welche von dem Hauptort Wyk aus in das Innere der Insel sich machen lassen, beschränken sich auf Spaziergänge und Lustfahrten in die nächstgelegenen Dörfer, welche durch ihr reinliches und wohlerhaltenes Aussehen einen günstigen Eindruck machen. Alle sind im Gegensatze zu dem baumlosen Wyk und seiner nächsten Umgebung mit Baumpflanzungen und Gärten geziert. In dem bedeutendsten derselben, Nibium, befindet sich eine der ältesten Kirchen des Herzogthums Schleswig, welche indessen keine Merkwürdigkeiten darbietet. Es befinden sich auf dem Eilande drei sogenannte Vogelkojen, in welchen der Fang der weitgesuchten Kriechenten betrieben wird. Noch findet sich ein der Beachtung werther Punkt, indem derselbe den Platz zeigt, wo im vierzehnten Jahrhundert ein befestigtes Schloß sich befand. „Asche sind der Mächtigen Gebeine," heißt es auch hier, denn kein Stein, welcher ein Denkmal ehemaligen Glanzes und Ruhmes abgeben könnte, findet sich mehr auf dieser Stätte. Nur die gigantischen Wälle thürmen sich noch, der Zeit Trotz bietend, mit dem alten Stolze gen Himmel, und gewähren einen so sehr erhöhten Punkt, daß man hier das ganze flache Land, so wie einen Theil der nahegelegenden Inseln übersehen kann. In diesem Zwinger herrschte der Ritter Lembet, mannhaften Andenkens, welcher einen Theil des Föhrer Eilandes, genannt das Westerland, die benachbarte Insel Sylt, die Grafschaft Schaumburg und einzelne kleinere Distrikte unter seinem Schwerte vereinigte. Endlich aber fand es doch der dänische König angemessener, selbst Herr in seinem Lande zu seyn, zog aus mit Heeresmacht, bezwang nach tapferer Gegenwehr den widersetzlichen Vasallen und machte die Lembeksburg der Erde gleich. Im Innern des Eilandes findet man durchgehends noch die obenbeschriebene Tracht, allein in Wyk trifft man dieselbe weniger, da bei der vermehrten Konkurrenz mit dem jährlich sich erneuenden Fremdenzuge hier wie allenthalben die Sitten und Gebräuche der Heimath einige Veränderung erleiden. Daß in solchen Fällen der moralische Charakter nichts zu gewinnen pflegt, bestätigt sich auch hier. Habsucht und Theuerung stellen sich mehr und mehr ein, und je häufiger der Versucher sich naht, je schwerer wird es dem schwachen Menschen, ihm die Spitze zu bieten. Hier wie auf den Halligen wird der größte Theil der Feldarbeit von den Frauen verrichtet, und sonderbar nehmen sich zwischen den wogenden Kornfeldern oder auf den grünen Triften die dunkeln, verhüllten Gestalten der Föhringischen Weiber aus. Die meisten der männlichen Bewohner leben einen Theil des Jahres auf dem Wasser, und trotz der immer sich wiederholenden Unglücksfälle treibt der Drang nach Abenteuern und Gewinnsucht den wagenden Menschen hinaus, auf dem trügerischen, tückischen Element sein Glück zu versuchen.

Die Insel Amrôm, ungefähr eine Stunde entferne, bietet einen der interessantesten Punkte in den Umgebungen Föhrs. Von Wyk aus durchreist man einen großen Theil des Eilandes, bis man an die Nordsee gelange. Die Ueberfahrt nach Amrôm läßt sich auf verschiedene Weise bewerkstelligen: bei hoher Fluth gelangt man zu Schiffe hinüber, zur Zeit der Ebbe aber läßt sich ein Weg finden, welcher, aus einer Reihe von Sandbänken bestehend, dem Kundigen einen Pfad bietet, wo das Wasser so sehr abgelaufen ist, daß man bequem zu Fuße oder mit Pferden und Wagen durch die Nordsee bis nach Amrôm gelangen kann. Sonderbar ist der Gedanke, hier fast trockenen Fußes vorwärts gelangen zu können, wo einige Stunden später große Schiffe ein geeignetes Fahrwasser finden. Der Punkt, um den es sich handelt, ist natürlich die passende, genau bestimmte Zeit und die für den Unkundigen fast unmögliche Verfolgung des richtigen Weges. Man hört mitunter von Unglücksfällen, zuweilen auch von glücklichen Zufälligkeiten. Ein Schneider mit einem mehrere Fuß hohen Bündel unter dem Arm schlägt den oft betretenen Weg von Föhr nach Amrôm ein, versäumt jedoch die richtige Zeit und sieht, auf der Mitte des feuchten Pfades angelangt, wie von der einen Seite her die Fluth in schauerlicher Majestät sich rasch erhebt und, ihm den Weg versperrend, gegen seinen Reisepfad anschwillt. Von Entsetzen gejagt, wendet er seine Schritte zur eiligen Flucht, um wo möglich wieder nach Föhr zurückzukommen. Aber auch von dieser Seite erhebt sich die Fluth, keine Rettung scheint mehr möglich. Mit Anstrengung aller seiner Kräfte erreicht er die höchste der Sandbänke, legt sein Bündel unter seine Füße und erwartet das feindliche Element. Neptun aber, der sonst so unerbittliche, ist heute gnädig gesinnt und beschließt, den armen Schächer bloß mit ein wenig Heulen und Zähneklappern zu strafen. Das Wasser bleibt ganz ruhig, kommt höher und höher und steigt endlich dem gemarterten Schneider bis an's Kinn. Hier angelangt, bleibt es eine Zeitlang stehen und fällt dann wieder, dem gewöhnlichen Laufe der Dinge folgend, bis zuletzt der durchnäßte Ritter von der Nadel nach zwölfstündigem kaltem Bade bei eingetretener Ebbe seinen Weg wieder fortsetzen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. December 1834.

— Wie kann
Solch arm, solch nackt, solch roh, solch niedrig Thun
Sich zu der Hoheit deines Bluts gesellen,
Und sich erheben an dein fürstlich Herz?

Shakespeare.

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Fortsetzung.)

Wir gehen jezt zum Jahre 1789 über und geben ein Fragment des Tagebuchs vom Monat Juli.

Donnerstag, 9. Deputation der Stände. Freitag, 10. Nichts. Antwort an die Deputation der Stände. Samstag, 11. Nichts. Abreise des Herrn Necker. Sonntag, 12. Vesper. Abreise der HH. Montmorency, St. Priest und Laluzerne. Montag, 13. Nichts. Dienstag, 14. Nichts. Mittwoch, 15. Sitzung im Saale der Stände. Zu Fuß nach Hause gegangen. — Dienstag, 28. Nichts. Das schlechte Wetter hinderte mich, auszugehen. Mittwoch, 29. Nichts. Rückkunft des Herrn Necker. Donnerstag, 30. Nichts. Freitag, 31. Der Regen hinderte mich am Ausgehen.

Hier wird unsere obige Bemerkung bestätigt, daß der König Nichts anschrieb an den Tagen, wo er nicht auf der Jagd gewesen, so wichtig auch sonst die Begebenheiten seyn mochten. Beim 14. steht: „Nichts," als wenn die Bastille nicht erstürmt worden wäre, als wenn ihr Sturz das Königthum nicht in seinen Grundfesten erschüttert hätte!

Will man seine Bemerkungen über den 5ten und 6ten Oktober 1789 hören, jene schauerlichen Tage, wo er mit seiner Familie von einem rasenden Pöbel von Versailles nach Paris geschleppt wurde?

Montag, 5. Schießen vor dem Thore von Chatillon: 81 Stück erlegt, durch die Begebenheiten unterbrochen, hin und zurück geritten. Dienstag, 6. Abreise nach Paris, um halb eins. Besuch im Hôtel de ville. Zu Nacht gegessen und geschlafen in den Tuilerien.

Auch aus dem Monat Juni 1791 glauben wir Einiges mittheilen zu müssen; in diesem Monat fand bekanntlich die Flucht von Paris statt, die Reise nach Varennes und die Rückreise mitten durch ein wild empörtes Land in die gährende Hauptstadt; welchen Kontrast mit dem Tumulte des Volks bildet die an's Unglaubliche grenzende Ruhe Ludwigs XVI.!

Freitag, 17. Nichts. Samstag, 18. Spazieren geritten von 9½ Uhr an im Gehölz von Boulogne. Sonntag, 19. Vesper. Montag, 20. Nichts. Dienstag, 21. Abreise von Paris um Mitternacht. Angekommen und festgenommen zu Varennes, um eilf Uhr des Abends. Mittwoch, 22. Abreise von Varennes zwischen fünf und sechs Uhr des Morgens. Gefrühstückt zu St. Ménehould. Angekommen zu Châlons um 10 Uhr, daselbst gegessen und geschlafen in der ehemaligen Intendantur. Donnerstag, 23. Um halb zwölf wurde die Messe unterbrochen, um die Abreise zu beschleunigen. Gefrühstückt zu Châlons, zu Mittag gegessen zu Epernay.

Digitized by Google

Am Hafen zu Brinson die Kommissäre der Assemblee angetroffen. Ankunft zu Dormans um 11 Uhr; zu Nacht gegessen; drei Stunden in einem Sessel geschlafen. Freitag, 24. Abreise von Dormans um 7½ Uhr. Zu Mittag gegessen in La Ferté-sous-Jouarre. Um 10 Uhr zu Meaux angekommen. Zu Nacht gegessen und geschlafen im bischöflichen Pallaste. Samstag, 25. Abgereist von Meaux um halb sieben. Angekommen zu Paris um acht Uhr, ohne uns aufzuhalten. Sonntag, 26. Gar nichts. Die Messe in der Galerie. Konferenz der Kommissäre der Assemblee. Montag, 27. Nichts. Dienstag, 28. Nichts. Molken getrunken. Mittwoch, 29. idem. Donnerstag, 30. idem.

Im Juli 1791 ist der ganze Monat mit einer Klammer umschlungen, mit der Ueberschrift: „Durchaus nichts den ganzen Monat hindurch; die Messe in der Galerie.“ Nur bei drei Tagen werden außerhalb der Klammer besondere Umstände angeführt, die wir mittheilen, weil in diesem Monate das Kriegsgesetz proklamirt wurde und blutige Auftritte zu Paris stattfanden. Donnerstag, 11. Arznei nehmen müssen. Sonntag, 17. Vorfall auf dem Marsfelde. Donnerstag. Arznei um sechs Uhr; mit den Molken aufgehört.

Wir kommen nun zu den zwei letzten Monaten des Journals, Juni und Juli 1792. Wir können uns nicht enthalten, sie ganz herzusetzen. Zehn Tage später hatten sich die Thüren des Tempels hinter Ludwig und seiner Familie geschlossen. Indeß scheint keine düstere Ahnung den Fürsten zu ergreifen; da ihm nicht mehr gestattet ist, Paris zu verlassen, um sich seinen Lieblingsvergnügungen zu überlassen, so schreibt er noch viel öfter als sonst in sein Tagebuch Nichts ein, und um für uns den Sinn dieses Wortes genau zu bestimmen, setzt er am 27sten Juli: „Nichts, den ganzen Tag auf der Hut.“

Juni 1792. — Freitag, 1. Nichts. Samstag, 2. Nichts. Sonntag, 3. Vesper. Montag, 4. Nichts. Dienstag, 5. Nichts. Mittwoch, 6. Nichts. Donnerstag, 7. Die Messe gehört wie gewöhnlich. Vesper. Die Prozession ist in's Schloß gekommen, ich bin nicht dabei gewesen. Freitag, 8. Nichts. Samstag, 9. Spazirrgang im Garten. Um neun Uhr der Segen. Abreise des Herrn de Baz. Sonntag, 10. Vesper und Segen. Montag, 11. Nichts. Segen. Dienstag, 12. Nichts. Segen. Mittwoch, 13. Nichts. HH. Roland, Clavier und Servan weggeschickt. Donnerstag, 14. Vesper. Freitag, 15. Spaziergang im Garten um neun Uhr. Samstag, 16. Nichts. Herrn Dumouriez verabschiedet. Die HH. Chambonas und Lajard ernannt. Sonntag, 17. Vesper. Ernennung des Herrn de Montciel. Montag, 18. Nichts. Ernennung des Herrn de Beaulieu. Dienstag, 19. Spaziergang im Garten um neun Uhr. Mittwoch, 20. Vorfall in den Tuilerien. Donnerstag, 21., Freitag, 22. und Samstag, 23. Nichts. Sonntag, 24. Revue der sechsten Legion in den Champs-élisées, um eilf Uhr Vesper und Segen. Montag, 25. Spaziergang mit meinem Sohne nach der Messe in den Höfen und Gärten, um die Nationalgarde zu sehen. Dienstag, 26. und Mittwoch, 27. Nichts. Donnerstag, 28. Nichts. Ankunft des Herrn de la Fayette. Freitag, 29. Vesper. In den Champs-élisées sollte die Revue der zweiten Legion stattfinden. Samstag, 30. Nichts.

Juli 1792. — Sonntag, 1. Vesper. Rückkehr und treffliches Benehmen des Herrn de Baz, dem ich die 512 . . . schuldig bin. Montag, 2., Dienstag, 3., Mittwoch, 4., Donnerstag, 5. und Freitag, 6. Nichts. Samstag, 7. Spaziergang im Garten um 8¾ Uhr. Sitzung in der Nationalversammlung um halb drei. Zu Fuß hin- und wieder zurückgegangen. Sonntag, 8. Vesper. Montag, 9., Dienstag, 10., Mittwoch, 11., Donnerstag, 12. und Freitag 13. Nichts. Samstag, 14. Föderation im Marsfelde. Abgegangen um 10½ Uhr; Eidesleistung um fünf Uhr. Zurückgekommen und zu Nacht gegessen um sieben Uhr. Sonntag, 15. Vesper. Montag, 16., Dienstag, 17., Mittwoch, 18. und Donnerstag, 19. Nichts. Freitag, 20. Nichts. Eidesleistung der HH. du Vonchage und Champion. Samstag, 21. Nichts. *Eine* Alerte des Nachmittags. Sonntag, 22. Vesper. Montag, 23. Spaziergang im Garten um 8½ Uhr. Dienstag, 24., Mittwoch, 25. und Donnerstag 26. Nichts. Freitag, 27. Nichts. Den ganzen Tag auf der Hut. Samstag, 28. Nichts. Sonntag, 29. Vesper. Montag, 30. und Dienstag, 31. Nichts.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehescheidung.

(Fortsetzung.)

„Oheim,“ erwiderte Julius ernst und fest, „ohne Leopoldinen setze ich mich nimmer im Vaterlande, das ist unwiderruflich bei mir beschlossen. Soll ich auf sie Verzicht leisten, will sie einem Andern angehören, wird so der heißeste Wunsch meines Herzens vernichtet, so gibt es keinen Vortheil, der mich hier zurückhalten könnte.“ — „Seh Einer den Menschen an!“ sprach Wahrheim mit weicher Stimme; „ich gebe mir alle Mühe für ihn, scheue weder diese noch die Kosten, erringe endlich einen Platz, der bessere, angenehmer nicht gefunden werden könnte, und nun steht er da und will nicht.

Digitized by Google

Geh doch nur erst hin, Julius, besieh Dir den Ort, mache Dich mit den Vorzügen Deiner Stellung bekannt, und ich wette, Du wirst finden, daß sich auch mit einer andern Frau dort leben läßt.“ Der junge Mann betrachtete ihn lange und forschend, dann sagte er: „Die Art meines ehemaligen Handelns, lieber Oheim, gibt Ihnen ein Recht, so mit mir zu sprechen; allein mir bleibt dann nur übrig, durch mein jetziges Benehmen die üble Meinung, die Sie von meinem Charakter zu hegen scheinen, umzuändern. Noch einmal: ich binde mich nirgends, ehe ich weiß, ob Leopoldine die Meinige bleiben will und kann.“ — „Mach mich nicht toll!“ rief der Oberförster. „So reite doch nur diesen Nachmittag hin, Du brauchst ja noch nicht abzuschließen, wenn Du durchaus nicht willst. Aber besehen sollst Du, was ich für Dich ausgewählt habe,“ das darf ich zum Lohne für Alles das fordern, was ich für Dich that und wovon Du nicht einmal etwas weißt.“ Thränen stiegen bei diesen Worten in die Augen des Mannes, den man sonst nie weinen sah; Julius wurde bei diesem Anblick überwältigt. „Ich gehe, mein väterlicher Freund,“ sprach er; „aber ohne des Weibes Liebe, die ich einst verscherzte, gibt es auf Erden kein Glück mehr für mich, und Sie werden nicht fordern, daß ich gegen mein Gefühl handle.“

Drei heiße Nachmittagsstunden waren verflossen, als Julius im Hofe von Pappelheim vom Pferde stieg. Bei seinem Unmuth über den vergeblichen Schritt, den er zu thun im Begriffe stand, bei der Verlegenheit über die Art einer Vorstellung, welcher er keine Folge zu geben entschlossen war, hatte die Herrlichkeit des stillen Thales, in das er einritt, der seitwärts liegende, von sanft abhängenden Ufern begrenzte See, die Dörfer, die traulich aus einem Kranz von Bäumen hervorschauten, die Kirchen, die von den Anhöhen niederblickten, und all der Segen einer wohlthätigen Ruhe die üble Empfindung nicht zerstören können, die ihn beherrschte. Das sogenannte Schloß glich einer italienischen Villa im edelsten Styl, die ringsum wohl geordneten Gärten boten den lieblichsten Anblick dar, ein Wäldchen breitete seine Schatten von der hinteren Seite nach einer Anhöhe hinauf, Felder, Reben und Waldpartien wechselten auf das Anmuthigste mit einander ab — er achtete es nicht.

Ein Bedienter hielt ihm das Pferd. Auf die Frage nach der Herrschaft erhielt er die höfliche Antwort: diese sey eigentlich nicht anwesend, aber wer in Geschäften komme, müsse sich an die Madame wenden, und die sey hinten im Erlenbusch, wohin er ihm sogleich den Weg weisen wolle. Julius Unzufriedenheit mehrte sich. Eine Madame, dachte er, wer wird das anders seyn, als eine Haushälterin, eine untergeordnete Person, mit welcher zu verkehren ich gar nicht hergekommen bin, und deren neugierige Schwatzhaftigkeit ich doch werde aushalten müssen. Wie konnte mein Oheim, der so wohl unterrichtet schien, mich unter solchen Umständen hieher senden! — Trotz seinem Aerger konnte er sich doch nicht enthalten, indem er vorwärtsschritt, die geschmackvollen Anlagen, die Ordnung, in welcher Alles gehalten war, und den Reichthum der Blumen und Gewächse zu bewundern. Jetzt hatte er die Grenze der Gärten erreicht und trat in ein lauschiges Dunkel von Gebüsch, durch das sich ein Kießweg schlängelte. „Folgen Sie nur diesem Pfade, mein Herr,“ sagte der Bediente, „bis zu einem freien Platze, der mitten im Wäldchen liegt, dort werden Sie die Madame finden.“

Jetzt war Julius allein, und seine verdrießliche Stimmung war schon zur Hälfte dem Einflusse der ihn umgebenden Kühle, der wohlthuenden Ruhe gewichen, die hier waltete. Ein leises Murmeln und Rauschen erreichte sein Ohr; ein Bach, hell und klar, rieselte ihm unter überhängendem Gesträuch entgegen, bildete bald kleine Wasserbecken, bald rauschte er lauter, durch große Steine gehemmt, über einen Abhang hinunter, und unser Wanderer mußte sich gestehen, niemals einen so heimlichen, in seiner Einfachheit so entzückend schönen Ort gesehen zu haben. Schon war er eine Viertelstunde fortgegangen, und noch hatte er keine menschliche Seele erblickt, keinen menschlichen Laut vernommen. Jetzt aber, indem er um eine Ecke bog, glaubte er Kinderstimmen zu hören, die in heiterer Fröhlichkeit jauchzten, und wenige Sekunden später trat er zwischen einigen Trauerweiden hindurch, die ihre Zweige tief in's Wasser tauchten, auf einen ziemlich geräumigen Rasenplatz, vor dessen Eingang die überraschende Schönheit der Ansicht ihn ein paar Minuten festbannte.

(Der Beschluß folgt.)

Lieder von Karl Mayer.

In den Wiesen.

Rothe Streifen in den Wiesen,
Blaue zeigen sich von Klee
Und von Salbei; Dolden sprießen
Weiß beisammen in die Höh',
Und die gelbe Butterblume
Nimmt ihr Theil am Heeresthume.
Blumen, ach, wie kurze Zeit
Währt noch eure Herrlichkeit!

Mondschein.

Es ruht der goldne Mondenschein
Ob diesem Dorf und Thale,
Als ob ein Mutterwunsch herein
In Kindeswiegen strahle.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Das Seebad auf der Insel Föhr.

(Beschluß.)

Die ganze kleine Insel besteht aus einer Menge zusammengetriebenen Flugsandes, und kahl, entsetzlich kahl ist hier wieder Alles ringsum. Kein Baum, so weit das Auge reicht, keine Spur von Kornbau, wenniges, verkümmertes Vieh, welches das aus dem dürren Sande spärlich emporschießende seegrasartige Grün mit Heißhunger zu sich nimmt, und dennoch fesseln Menschen ihre Schritte auf dieser Wüstenei, dennoch hängt der Amrumer mit Liebe am heimathlichen dürren Sand, welcher den Schritt seiner Füße dürrer und langsam macht, dennoch eilt er von den üppigen Gestaden, welche dem Seefahrer in fernen und nahen Zonen winken, zurück zu seinem unaussprechlich öden und kahlen Eilande, um sein behagliches Alter, ruhend von den Beschwerden des Lebens, auf dem heimathlichen Boden hinzubringen. Dem ächten Sohn Amrums erscheint kein Plätzchen einladender und reizender, als der Schatten der niedrigen Hütten seines Mutterländchens. Drei kläglich, ärmliche Dörfer bilden die Wohnstätten der Einwohner; in dem bedeutendsten derselben lebt der Prediger, abgeschnitten von der kultivirten Außenwelt, auf sein trauriges Lauchen und seine Pfarrkinder beschränkt; dennoch schien er mit seinem Loose zufrieden. Unter andern Notizen, welche er mir über die Insel mittheilte, will ich die Geschichte eines Eingeborenen herausheben. Dieser hatte auf seinen Reisen in fernen Welttheilen und Meeren die Anhänglichkeit an das Geburtsland verloren, war in einem der Barbareskenstaaten, wenn ich recht weiß, in Tunis, durch allerlei seltsame Schicksale zu Ehren und Würden gelangt und hatte, verlockt von dem Versucher, seine Stellung durch die Annahme des mohamedanischen Bekenntnisses gesichert. Der alte Vater des Renegaten hört von den wundersamen Schicksalen seines Sohns. Kummer und Betrübniß erfaßt ihn bei dem Gedanken an den dem Glauben und der Geburtsinsel untreu gewordenen Sohn. Trotz seines Alters scheut er nicht die unermeßliche Seereise und lenkt auf dem glühenden Boden Afrika's seine zitternden Schritte zu dem Verlornen. Nicht die Pracht des Pallastes, nicht die Menge der Sklaven blendet seine Augen; zu ihm dringt er, mit Donnerworten mahnt er ihn an seinen Glaubensabfall, an seinen Verrath an Gott und dem Lande, das ihn geboren. Mit Thränen und Bitten beschwört er ihn, dem falschen Gotte den Rücken zu wenden, den schnöden Mammon von sich zu werfen, jezt, da es noch Zeit sey zur Reue und Buße. Und der Sohn? Betäubt, zerknirscht hört er die Ermahnungen des Greises, das eingeschlummerte Gewissen erhebt seine Stimme, mächtig erwacht die Liebe zu dem kahlen Felsen, der seine Wiege getragen hat; er folgt dem Vater, läßt Ehre, Reichthum und Ansehen hinter sich, schifft zurück nach Amrum und beschließt seine Tage in Ruhe, versöhnt mit Gott und seinen Landsleuten, wie seine Väter es vor ihm thaten und wie wahrscheinlich seine Kinder und Enkel es nach ihm thun werden. Sein Grab wird noch auf dem Kirchhofe gezeigt.

Eine hohe Dünenkette schließt gleich einem Wall das ganze Eiland ein, und so seltsamt Gestalten bilden diese Sandfelsen, daß eine lebendige Phantasie sich fast in eine Alpenwelt en miniature versezt glauben könnte. Gleich dem Innern eines Bergwerks schlängeln sich an manchen Stellen die Pfade, und Kaninchenlöchern erinnern hin und wieder, daß selbst auf diesem unfruchtbaren Sande lebendige Geschöpfe ihr Daseyn fristen können. Von diesen Hügeln aus und vorzüglich von dem höchsten derselben, genannt die Sattelhöhe, öffnet sich die Aussicht in das ewige, unendliche Meer. Die unübersehliche Nordsee breitet sich vor uns aus. Gegrüßt, tausendmal gegrüßt seyd mir, ihr salzigen Fluthen, die ihr dem Geiste Stärke und dem Körper Kraft verleiht, und ihr Lüfte, die ihr wohlthuend die Wogen aufregt, auf daß die erwünschteste Eigenschaft des Nordseebades, der Wellenschlag, die Glieder des Ergriffenen kräftige!

Lausanne, November.

Religiöse Zwiste. Das Gesez gegen die Sektirer.

Es ist jammerschade! Die Natur gab uns einen so lachenden, milden Himmel, ein so reiches, blühendes Land und einen so reizend fluthenden See; die Waadtländer sind auch im Grund ein gutes, heiteres, geselliges und gastliches Volk, wir könnten so glücklich mit einander leben, aber da kommt die Zwietracht und treibt uns bissig gegen einander. Sind es nicht die bürgerlichen und politischen Interessen unserer kleinen Republik, so ist es religiöser Unfriede und Parteiung; es spaltet sich immer mehr, was früher befreundet war, die alte Geselligkeit wird zum Kaltsinn, oft gar zum Hader, die Familien entfremden sich einander, die Kinder tadeln die Eltern, die Frauen geben rechts, die Männer links, die alte, heitere, gesellige waadländische Lust und Freude verstummt, und dafür hört man nichts mehr als ein dumpfes Summen unter obligatem Kopfhängen und lautem Verdammen aller geselligen Freudigkeit.

Als ich vor zehn Jahren in das Land kam, begann diese Spaltung schon fühlbar zu werden, und die Regierung hatte am 20sten Mai 1824 ein hartes, grausames und unsinniges Gesez gegen die neue Kirchensekte — zu jener Zeit Momiers genannt — gegeben, das, streng geübt, zwar einen Augenblick der Verbreitung und der Proselytenmacherei der neuen Sekte Einhalt thun, aber der religiösen Trennung schon deßwegen nicht gründlich abhelfen konnte, weil es wegen seiner unverständigen Strenge bald ohne Ausführung bleiben mußte, und weil viele Vorwürfe der Momiers gegen die Geistlichen der sogenannten Nationalkirche, betreffend Mangel an Bildung, ungeistlichen Wandel, Mangel an evangelischer Thätigkeit u. s. w., nur allzu gegründet waren.

Ich habe schon einigemal in diesen Blättern über diesen Gegenstand gesprochen, der so tief in unsern gesellschaftlichen Zustand eingreift. Sechs Jahre lang wurde bald strenger, bald lässiger über das obige Gesez gehalten, Gensdarmen trieben oft Versammlungen der Sekte auseinander, an denen fremde Personen Theil nahmen. Es war ein Unsinn und Skandal zugleich, wie man hie und da gegen die Sektirer verfuhr. Selbst die politische Umgestaltung Waads 1830 in Folge der Pariser Julitage konnte bei der Erbitterung des Volks gegen die Sektirer an vielen Orten der Sache der Menschlichkeit und der Vernunft nicht aufhelfen, und so schleppte sich das erbärmliche Gesez fort bis dieses Jahr, wo zahlreiche Bittschriften unseren Staatsrath veranlaßten, auf eine Modifikation jener Verordnung beim Großrath anzutragen. Die Diskussion darüber in der Mitte Januars war nun nicht dieß des vielfach beleuchteten Gegenstandes selbst wegen sehr interessant, sondern auch wegen der wirklich ausgezeichneten Rednertalente, welche sich darin hervorthaten.

Da dieser Gegenstand jezt durch ähnliche Fragen in vielen andern Ländern europäisch geworden ist, und auch in die Jahrhunderte der Reformation zurückgreift, so wird Einiges aus dieser Diskussion in Deutschland nicht ohne Interesse seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. December 1834.

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Dauerndes Glück!

Goethe.

Die Ehescheidung.

(Beschluß.)

Im Hintergrunde stand ein einfaches Gebäude von der angenehmsten Form, am Ufer eines Teiches, den der Bach hier bildete. Die silberhellen Wellen wimmelten von glänzenden Fischen, die emsig die Brodkrumen auffingen, welche zwei kleine Mädchen, die sich an dem anmuthigen Spiele kindisch ergötzten, ihnen zuwarfen. Eine weibliche Figur, deren edle Formen Julius Auge auf sich zogen, saß seitwärts im Schatten einer Platane; neben ihr stand ein Körbchen mit weiblicher Arbeit, auf Ihrem Schooße lag ein Buch, das eben ihrer Hand entsunken zu seyn schien, während sie nach den Kindern hinüberblickte. Indem er mit einiger Verlegenheit zögernd vorwärts trat, kehrte die Unbekannte, seine Annäherung vernehmend, das Gesicht nach ihm zu.

Das höchste Erstaunen, die beklemmendste Freude fesselte eine Sekunde lang seine Sinne und Bewegungen; dann aber sank er, sie mit einigen raschen Schritten erreichend, unter dem Ausrufe: „Mein Weib!“ neben ihr auf den Rasen nieder. Hatte auch seine Erscheinung, sein schnelles Herzueilen und das leidenschaftliche Gefühl, das aus seinen veränderten Zügen strahlte, Leopoldinen erschreckt, hatte seine Gestalt ihr den lange Ersehnten und heiß Beweinten nicht zurückgerufen, so konnte sie doch unmöglich den Laut verkennen, den sie so oft in stiller Einsamkeit mit dem Ton der Liebe zu hören geglaubt hatte, und die Arme, die sich schon ausgestreckt hatten, den frechen Fremdling zurückzustoßen, umfingen jezt warm und innig unter bebendem Wonnelaut den geliebten Freund ihrer Jugend.

Wie lange das freudetrunkene Paar halb bewußtlos, ohne vernehmliche Worte sich umfangen hielt, wie lange die Mädchen, von dem unerhörten Schauspiele geschreckt, vergeblich an Leopoldinens Kleider zupften, wissen wir nicht, denn die Minuten und Stunden, welche glückliche Menschen in seliger Vergessenheit alles Erdenwehs verleben, soll man nicht mit dem Maße kalter Nüchternheit berechnen. Ein unterdrücktes Schluchzen, der leise Ruf: Kinder, meine geliebten Kinder! brachten sie endlich auf diese Erde zurück, und siehe, da stand, in theilnehmende Rührung versunken, an ihrer Seite die Tante an des Oheims Hand, dessen ruhige Weisheit diesmal beinahe an dem schönen Augenblick scheiterte. Dankbar sanken sie zu den Füßen ihres Wohlthäters, liebend umfingen sie die Knie der Frau von Sandoval, die in Freudenthränen aufgelöst über ihnen hing. „Ja, ja,“ sprach der Oberförster, „ihr möcht uns wohl danken; nicht daß wir, während ihr euer Lehrjahre verlebtet, euer irdisches Interesse besorgten und entschlossen waren,

euch, insofern ihe tüchtige Menschen würdet, in jedem Verhältnisse über das Bedürfniß zu erheben, nicht daß Pappelheim auf enren Namen gekauft und verwaltet wurde und wir es euch heute mit all seinen Einkünften als Erb und eigen übeegeben; aber daß wir den Muth hatten, uns von euch zu trennen, euch durch Noth und Geschick eeziehen zu lassen, daß diese edle Feau ihre Neigung, euch wohl zu thun, euch jeder Veelegenheit zu entreißen, schmerzlich unteedrückte und seit sechs Jaheen es nicht wagen duefte, die geliebte Nichte zu sehen, dafüe müßt ihr uns danken, denn die Entwicklung nützlicher Kenntnisse und Talente, der Geschmack an heilsamer Beschäftigung, die Beeichtigung enrer Lebensansichten, mit einem Worte, die Möglichkeit dauerhaften Glücks ist unser Week."

Lange hätte vielleicht dee gute Oheim noch gepredigt, wenn er nicht bemerkt hätte, daß er seine Worte an taube Ohren verschwende, daß Julius im Anschauen seines lieblichen Weibes versunken, Leopoldine, in süßer Wonne an seinen Blicken hängend, die Tante bei der freudigen Theilnahme an diesem Glück diesmal keinen Sinn für Rede und Gegeneede haben konnten. Wenn er abee späterhin nach Pappelheim zum Besuche kam, wenn er den trauten Kreis in dem Genusse des schönsten, zwischen Arbeit und Eeholung getheilten Lebensglücks fand, wenn Leopoldine in der vollen Würde der teeuen Hausmutter, Julius mit der Zufriedenheit des Hausvatees auf der gedeäunten Wange ihn willkommen hießen, wenn eine Schaar munterer, wohlerzogener Kinder ihm entgegensprang, deren Erziehung die Eltern lobte, dann sezte er sich wohl neben die Kammerräthin, welcher die Freude aus den Augen lächelte, drückte ihee Hand und flüsterte leise: „Sehen Sie, liebe Feeundin, von all diesen Genüssen hätten wir keinen und müßten ein trauriges, seeudenloses Alter leben, hätten Sie nicht in jener schweren Stunde den Veestand über das liebende Herz den Sieg davon tragen lassen."

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1775 nahm Ludwig XVI. die Gewohnheit an, jährlich den Gebrauch, den ee von seiner Zeit gemacht, zu recapitullren, und er sezte dies regelmäßig foet bis zum Schluß des Jahes 1791. Er berechnete dabej, wie oft er im Jahr ausgegangen, das heißt bei ihm in der Regel, auf die Jagd gegangen, immer mit Angabe des Oets, wie viele Hirsch-, wie viele Schweinjagden u. s. w. stattgefunden, wie oft und wo er auswärts zu Mittag und Abend gegessen, wie viele Tage er auf Reisen, mit andern Worten, wie viele Nächte er außer Paeis odee Versailles, und wo er sie zugebracht. Wie stellen aus diesem Theile des Tagebuchs zwei Jahre zusammen, ein sehr ruhiges, 1775, und 1791, wo er bereits in den Tuilerien so gut als der Gefangene seines Volks war. — Im Jahre 1775 hat er 72 Hieschjagden, 14 Schweinjagden, 27 Rehjagden, 4 Honeallerien oder Jagden mit kleinen Hunden, 58 Schießen beigewohnt, hat 3 kleine, 1 große Spazierfahrt gemacht, hat 21mal auf der Jagd zu Mittag, 13mal zu Nacht gegessen. Die Reisen endlich recapitulirt er wie folgt.

Reisen im Jahr 1775.

	Tage.
Compiègne, vom 5ten zum 8ten Juni	3
1 Houraillerie,	
1 Wildschweinjagd.	
Tismes, vom 8ten auf den 9ten Juni	1
Reims, vom 9ten auf den 16ten	7
Compiègne, vom 16ten auf den 19ten	3
1 Wildschweinjagd,	
1 Honeallerie.	
Choisy, vom 27sten auf den 28sten August . . .	1
1 Spaziergang,	
Choisy, vom 5ten zum 9ten Oktober	4
3 Schießen.	
Fontainebleau, vom 9ten Okt. auf den 16ten Nov.	38
9 Hieschjagden,	
7 Wildschweinjagden,	
2 Honeailleeien,	
7 Schießen.	
Totalsumme	57

Recapitulation des Jahres 1791.

	Tage, an denen ich ausgegangen.
Reisetage	5
Spazierritte, auf einem 5 Stück erlegt . .	45
Spazieegänge im Gaeten	2
Ausgefaheen, einmal nach St. Germain l'Auxerrois, vieemal nach der Nationalversammlung	5
Schauspiele, drei, wovon zwei an den Tagen, wo ich ausgeritten	1
Tage, an welchen ich im Jahr 1791 ausgegangen	58

Reise im Jahre 1791.

	Tage.
Vom 20sten auf den 25sten Juni	5
Unteewegs geschlafen zu Châlons . . 1	
Doemans . 1	
Meaux . . 1	
Nächte außerhalb Paris zugebracht	5

Diese fünf Reisetage sind die Flucht aus Paris und die Rückkehe von Varennes!

Digitized by Google

Zuweilen enthalten die Recapitulationen noch eine Unterabtheilung. Ludwig gibt darin umständlich an, wie oft er spazieren gegangen oder geritten oder gefahren bei strenger Kälte, bei Thauwetter, bei schönem oder trübem Wetter. Dabei berechnet er, was er monatlich auf der Jagd geschossen, und stellt den Ertrag der zwölf Monate am Ende des Jahrs in einer Totalsumme zusammen. So findet man im Jahre 1775 als Totalsumme eines Monats 1561 Stück, und als Totalsumme des Jahrs 8124.

Gehen wir vom eigentlichen Tagebuche auf die übrigen Handschriften über, so finden wir vorerst eine bedeutende Anzahl Oktavblätter, sehr eng und fein geschrieben, welche umständliche Berichte über die in dem Tagebuche aufgeführten Jagden enthalten. Alle werden bis in's kleinste Detail beschrieben und die Namen der Jäger angeführt; überall drückt der König seinen Aerger über diejenigen aus, deren Ungeschicklichkeit Schuld gewesen, daß der Hirsch gefehlt worden. Diese Beschreibungen sind mit übersichtlichen Tabellen untermischt, welche die Ueberschrift führen: Hirsche, welche bleiben müssen; sie enthalten das Verzeichniß der Zehnender und anderer Hirsche, welche nach dem Beeichte der Hägereiter noch im Walde bleiben sollten. Wir überschlagen ein Heft topographischer Nachweisungen über die königlichen Wälder, welchen ein Verzeichniß der Conciergés und Förster eines Jeden vorangeht, und gelangen zu dem Theile der Manuscripte, welcher den unglaublichen Ordnungssinn Ludwigs XVI. darthut und hinlänglich beweist, daß man die Verschwendungen und Geldvergeudungen des Hofes nicht ihm zur Last legen darf.

Für die Jahre 1772, 1773 und 1774 sind Hefte vorhanden, gleichfalls von der Hand des Königs, mit der Ueberschrift: Rechnungen. Hier schrieb er alle seine Ausgaben ein, sie mochten noch so unbedeutend seyn. So finden wir z. B.: „Für ein Uhrglas zwölf Sous. An Testard, für Briefporto, neun Sous. An l'Epinay, für ein Schweinfaß (Cuvette), sechs Sous. Für ein Buch Papier vier Sous. Für Baumwolle sechs Sous. An l'Epinay, für mich ausgelegt, vier Sous drei Deniers.“

Vom Januar 1775 an bis zum December 1781, und vom Januar 1791 bis zum Monat Mai desselben Jahres finden wir Hefte, überschrieben: Besondere Ausgaben. Vielleicht sind diese Bücher, in denen man nicht so oft auf kleinere Ausgaben stößt, eine weniger in's Einzelne gehende Fortsetzung der Rechnungen, wovon wir eben gesprochen. Ludwig XVI., welcher seit acht Monaten den Thron bestiegen, mochte sich jetzt doch das Rechnen etwas leichter machen wollen. Indeß hatte der König andernseits seinen Plan erweitert, indem er dem monatlichen Kassenbestande zuweilen die genaue Angabe der verschiedenen Münzsorten beifügte. So lesen wir im Monate Januar 1779:

Am ersten Januar befinden sich in der Kasse:

		Livres.	Sous.	Denier.
42	Rollen von 1200 Livres	50,400	—	—
	In meinem Geldbeutel . .	519	—	—
17	Vierundzwanzigsousstücke	20	8	—
46	Zwölfsousstücke . . .	27	12	—
99	Sechssousstücke . . .	29	14	—
88	Zweisousstücke	8	16	—
136	Sechsliardesstücke . . .	10	4	—
		51,045	14	—

Rechnungsfehler konnten den König zur Verzweiflung bringen. Im September 1782 unterbricht er plötzlich seine Ziffern, um folgende Zeilen niederzuschreiben: „Ich weiß nicht, woher der Fehler kommt, der sich seit einiger Zeit in meinen Rechnungen eingeschlichen, aber den neunten dieses Monats habe ich auf dem Boden meiner Kasse Geld wieder gefunden, das ich seit Jahren vergessen hatte, und demnach fange ich meine Rechnung von vorne wieder an.“

(Der Beschluß folgt.)

Rückfall.

Ja, ihr Mädchen, ihr falschen,
Mit dem trügenden Mund:
Ich hatte geschlossen
Einen festen Bund,
Einen Bund mit den Augen:
Nimmer, nimmer euch zu schau'n,
Einen Bund mit dem Herzen:
Nimmer euch zu trau'n.

Ach, ihr Mädchen, ihr falschen,
Mit dem lockenden Mund:
Schon ist er gebrochen,
Dieser feste Bund!
Meine Augen, die Thoren,
Haben wieder euch geschaut;
Hat mein Herze, das schwache,
Wieder euch getraut!

Gottlob Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Berathung des Großraths über die Sektirer.

Es waren neunundfünfzig Bittschriften mit 7684 Unterschriften gegen die religiöse Freiheit, also gegen die Methodisten eingegangen, fünf mit 1827 Unterschriften über die Religionsfreiheit und dreiundvierzig mit 1207 Unterschriften für die Religionsfreiheit. Die bei Weitem größte Majorität war also gegen die Methodisten. Dessenungeachtet trug der Staatsrath mit lobenswerther Unabhängigkeit

in seinem Gesetzprojekt auf Abschaffung des Gesetzes vom 20sten Mai, also auf größere Religionsfreiheit an. Die zur Prüfung des Gesetzes ernannte Kommission des Großraths war auch über den Grundsatz ganz einverstanden, daß jenes Gesetz zurückgenommen werden müsse; nur darüber war sie uneinig, ob dies ganz einfach, sogleich und ohne ein anderes Gesetz an die Stelle zu setzen, geschehen solle. Darüber begann die Diskussion am 13ten Januar. Der Staatsrath Druey äußerte unter Andern: „Es ist etwas ganz Sonderbares im Kanton Waad zu bemerken. Hier sind die Leute im Allgemeinen sehr tolerant, so lange nur von Duldung gegen Katholiken, Juden, mährische Brüder, Lutheraner und andere Sekten dieser Art die Rede ist, aber durchaus nicht, wenn Toleranz gegen die Methodisten gefordert wird. Neben den allgemeinen Gründen dieser Erscheinung waltet hier noch ein besonderer vor. Als sich nämlich die Methodisten von der Nationalkirche trennten, geschah dies auf eine etwas sprosse und barsche Art, wodurch sie bei gar Vielen die Eigenliebe beleidigten; sie haben sich auch dadurch viel Haß zugezogen, daß sie scharf eine Menge Dinge tadelten, die den Waadländern bisher werth waren. Dazu ist noch ihr heißer, nichts berücksichtigender Proselytenmacher gekommen, ferner bei Vielen Gleichgültigkeit gegen religiöse Dinge, gegen alle Erhebung und Veredlung des Menschen, denen der Eifer Anderer für das Gute und Reine sehr fatal war; Uebertreibung und Verläumdung thaten auch das Ihrige. So ist es denn gekommen, daß die Methodisten ganz verschieden von den andern Religionssekten behandelt wurden, daß es möglich ward, das harte und unverständige Gesetz vom 20sten Mai gegen sie zu geben. Nach manchen traurigen Erfahrungen darüber wünscht der Staatsrath nichts mehr, als das Prinzip voller Religionsfreiheit anerkannt zu sehen." — D. theilt des Staatsraths Ansicht nicht und meint, man habe sich keineswegs zu streng gegen die Dissidenten ausgesprochen. „Man kann das von ihnen dem Lande zugefügte Uebel nicht hoch genug anschlagen, denn sie säeten Unruhe, Uneinigkeit und Feindschaft in Familien, die vorher im schönsten Einklang lebten. Alle, die Bittschriften gegen die religiöse Freiheit eingereicht haben, waren durch die besten Gründe getrieben, denn sie sind Alle erschreckt über die zahlreichen Missionarien, die der neuen Gemeinde durch alle möglichen Mittel Proselyten anwerben, indem sie selbst Bücher auf die Straßen legen und sich in die Häuser schleichen. Darum haben sich zehntausend brave Einwohner gegen sie und ihre Bekehrungsmittel erhoben. Unmöglich kann der Kultus der Sektirer geduldet werden, da ihn die Mehrheit des Volkes verwirft und verdammt. Am verwerflichsten sind die Geistlichen, die sich sant zu der Nationalkirche bekennen, aber doch die Meinungen und Lehren der Dissidenten theilen." — M. bemerkt, die Methodisten haben sich in keinem Orte des Kantons gezeigt, ohne daß er gleich das Theater von ärgerlichen Scenen und Exzessen geworden wäre. „Es fragt sich nun, ob es klug ist, zu dulden, daß eine Sekte eine Nationalkirche angreift und untergräbt, die ihre Wurzeln so tief in unserer Geschichte und in unsern Sitten hat, die so innig mit unserm ganzen Leben und Denken verflochten ist? Es fragt sich ferner, ob es uns erlaubt ist, durch die Aufstellung religiöser Freiheit unserer Landeskirche zu nahe zu treten? Ich glaube, dies wäre geradezu unserer feierlich beschwornen Verfassung zuwider; in dieser haben wir versprochen, die Nationalkirche in ihrer Ganzheit und Unabhängigkeit zu erhalten, ohne Verjeyung und Theilung, gerade so, wie wir sie von unsern Vätern überkommen haben. Und nun wollen wir den Sektirern erlauben, eigene Kirchen unter dem Namen Kapellen zu eröffnen, darin von ihren eigenen Geistlichen nicht bloß predigen und Gottesdienst verrichten, sondern auch Taufen und Trauungen vornehmen zu lassen! Und wer werden diese Geistlichen seyn? Wird man von ihnen einen öffentlichen, gesetzlichen Charakter, Beweise von Sittlichkeit, von Kenntnissen und Studien, ja nur von Rechtlichkeit verlangen? Nein! wenigstens bestimmt darüber kein Gesetz etwas. Es genügt, daß diese Geistlichen von den Mitgliedern der Kapelle ernannt werden. So kann der erste Beste, der sich inspirirt nennt, ein Handwerker, ein ganz gewöhnlicher, ununterrichteter und obscurer Mann, wenn sich die Gnade oder der Geist an ihm offenbart, Kinder taufen und trauen, und somit die zwei wichtigsten Lebensakte vornehmen. So wird es vorkommen, daß in derselben Familie einige Glieder durch die Geistlichen unserer Landeskirche, andere aber durch Männer getauft und getraut werden, von denen man nichts kennt, als den Namen und ihren Aufenthaltsort. Welcher Zustand von Ungewißheit wird daraus hervorgehen! Es zeigen sich mir aber noch andere Gefahren. Die Taufe ist in den Augen der Katholiken der Anfang des Lebens, und sie läßt milde, heilige Ueberzeugungen im Herzen. Die Ehe ist der erste und vornehmste aller Verträge; nimmt man ihm die religiöse Weihe und Sanktion, die ihn erhebt und heiligt, so wird die Verbindung der zwei Geschlechter bald nichts anders seyn, als ein gebäßiges Concubinat, ein bloß bürgerliches Band, ruhend auf bürgerlichem Vertrag, von dem man sich durch Scheidung leicht losmachen und zu einem andern übergehen kann... In der bürgerlichen Gesellschaft hängt Alles innig zusammen, die Individuen mit der Familie, die Familie mit dem Staat. Die sektirenden Methodisten sind auch Staatsbürger, und als solche der Gemeinde untergeordnet und von ihren Gesetzen regiert. Wird diese Unterordnung geschwächt, und dies geschieht in demselben Maße, als die religiösen Bande nachgeben, so entstehen nicht bloß zwei Kirchen, sondern auch zwei Klassen von Staatsbürgern. Dem Staat muß also Alles daran liegen, daß er die Kirche und ihren Dienst beaufsichtigt, nicht in den Glaubenssatzungen, sondern in den Formen, wodurch sie irgend einen Einfluß auf die Gesellschaft üben. So bei der Taufe, die der Kirche nicht allein einen Christen, sondern dem Staat auch einen Bürger gibt; so bei der Ehe, die in sittlicher Beziehung so hochwichtig ist; so bei dem religiösen Unterricht, der den Leidenschaften allein Zucht und Zaum anlegt; so bei der Heiligkeit des Eides und bei dem Einfluß der ersten Kommunion; denn Alles hat bedeutenden Einfluß auf das Ganze, Alles hängt durch innige Beziehungen mit unsern gesellschaftlichen Konventionen zusammen, und dadurch gehört die Kirche durchaus mit in die Staatsgesetzgebung. Es wäre also ein großer Mißgriff, eine neue Kirche in den Dingen zu isoliren, die sich innig an den gesellschaftlichen Zustand knüpfen, ihr die Wahl ihrer Geistlichen ganz zu überlassen, zu vergessen, daß hier eine unüberlegte oder unglückliche Wahl den traurigsten Einfluß auf die Sitten haben kann, daß es sehr gewagt ist, zwei Menschen in demselben Individuen aufzustellen: den dem Gesetz und der Landesordnung unterworfenen Staatsbürger und den Geistlichen, der nichts Anderm gehorcht, als seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung. Aber sollen wir darum den Methodisten feindlich seyn? O nein! Da nun einmal in unserm Kanton Leute wohnen, denen die Wohlthaten unserer Kirche nicht genügen und die durchaus Gott auf eine andere Art anbeten wollen, als wir, so lassen wir sie gewähren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. December 1834.

Kennst du das Wild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.

Schiller.

Zur Kenntniss des thierischen Körpers.

Nach Bell.

Das Auge und die Hand.

Von jeher war das zarteste, am kunstreichsten gebautr Organ des thierischen Körpers, das Auge, für Philosophen und Beobachter ein Gegenstand hoher Bewunderung. Man war aber dabei meistens insofrrn falsch berichtet, als man seine Bewunderung auf den Augapfel und den eigenthümlichen Sehnerven beschränkte, da doch zu der Verrichtung des herrlichen Werkzeugs die Thätigkeit des ganzen Auges, der äußere Apparat so gut als die Flüssigkeiten und der eigentliche Sehnerv zusammenwirken. Ja, die das Auge bewegenden Muskeln sind ein integrirender, ganz nothwendiger Theil des Sinns, durch den wir dir Form, die Größe, die Verhältnisse der äußern Gegenständr kennen lernen. Sich einbilden, man könnr alle Eigenschaften des Auges durch das bloßr Studium des Augapfels kennen lernen, ist soviel als meinen, man könne sich von der Wirkung und dem Gebrauch rines Theodolits durch Berechnung der optischen Verhältnissr seiner Gläser unterrichten, ohne Quadranten, Wasserwagr und Senkblei in Betrachtung zu ziehen.

Den Lesern ist die Struktur des Camera obscura des Auges im Allgemeinen bekannt; sie wissen, daß es rine aus derben Häuten gewobene, vorne mit einem durchsichtigen kleinern Kugelsegmente versehene und mit durchsichtigen Flüssigkeiten gefüllte runde Kapsel vorstellt, an deren innerer Wand sich die Nervenhaut oder sogenannte Netzhaut ausspannt, welche das eigentliche Sehorgan und rine Ausbreitung des aus dem Gehirn rntspringenden und die derbe Haut des Augapfels hinten durchbohrenden Sehnerven ist. Die Empfindung des Sehens entsteht nur dann, wenn Lichtstrahlen durch die Flüssigkeiten des Auges und durch die selbst durchsichtige Netzhaut auf ihrr äußerr oder hintere Fläche fallen. Dabei zeigt sich aber der merkwürdige Umstand, daß die Fläche dieser Nervenhaut für das Licht nicht überall gleich empfindlich ist; am empfindlichsten zeigt sich ein kleiner Fleck, dem Sehloch oder der Pupille gerade gegenüber und der Achse des Auges entsprechend. Man hat versucht, den Umfang dieses Flecks näher zu bestimmen, und behauptet, ein Strahl, der mit der Augenachse einen Winkel von fünf Graden mache, falle schon über diese empfindliche Stelle hinaus. Wir werden aber durch das Folgendr zum Schluß berechtigt werden, daß diese Stelle durchaus nicht scharf umschrieben ist, sondern daß vielmehr die Empfindlichkeit für den Eindruck des Lichts bis zum rigentlichrn Mittelpunkt immer zunimmt. Manchr leugnen diese größerr Empfindlichkeit des Centralpunkts der Netzhaut und schreiben das deutliche

Digitized by Google

Sehen nur dem Umstand zu, daß das Licht durch die Flüssigkeiten des Auges vorzugsweise auf jenen Punkt hin gebrochen werde. Wir wollen aber zeigen, daß das Auge gar nicht sehen könnte, nähme nicht die Empfindlichkeit der Netzhaut von ihrem Umfang bis zur eigentlichen Achse des Auges fortwährend zu.

Wir sehen Gegenstände in reflektirtem Licht im selben Moment, wo direktes Licht in das Auge fällt. Da nun der Eindruck des direkten Lichts vielmal stärker ist als der des reflektirten Lichts des Sehobjekts, so würden wir lezteres in Folge des Kontrastes gar nicht sehen, wäre nicht eben die Netzhaut so bewundernswürdig eingerichtet, daß das direkte Licht auf eine weniger empfindliche, das reflektirte dagegen auf eine ungleich reizbarere Stelle derselben fällt. Wenn wir um Mittag in freiem Felde die Augen gegen Süden wenden, so fallen, während wir diesen oder jenen Gegenstand betrachten, zugleich Sonnenstrahlen in's Auge, und träfen lezztere hinten im Auge auf einen Fleck, der so empfindlich wäre, als derjenige, der dem betrachteten Gegenstande gerade gegenüber liegt, d. h. als der Punkt der Sehachse, so müßte dadurch offenbar jeder sekundäre Eindruck aufgehoben werden; der Glanz wäre so unerträglich, als wenn wir in die Sonne selbst blickten. Ein kurzer Blick in die Sonne wirkt so heftig, daß wir eine Zeitlang gar nichts mehr sehen; erfolgte aber nicht dasselbe, wenn die Netzhaut überall gleich empfindlich wäre? Etwas Aehnliches beobachten wir in einem mit Kerzen beleuchteten Zimmer: eine Person, welche gerade hinter der Kerze steht, sehen wir nicht, denn hier kommt das direkte Licht mit dem reflektirten in Conflikt und hebt den schwächern Eindruck des leztern auf.

Wäre also die Empfindlichkeit über das ganze Auge gleich vertheilt, so könnten wir nicht sehen. Fragt man nun aber, wie wir denn eigentlich sehen, so sagen wir: durch den beständigen Trieb, jenen vorzugsweise empfindlichen Fleck, den eigentlichen Sitz des Sinns, zu üben. Erhält das Auge von einem Gegenstand einen unvollständigen Eindruck, deßhalb unvollständig, weil er nicht das Centrum selbst trifft, so schickt sich das Auge sofort an, ihm seine Achse zuzukehren, mit andern Worten, die vom Objekt ausgehenden Strahlen mit dem empfindlichsten Fleck aufzufangen. Diese Empfindlichkeit, in Verbindung mit der Thätigkeit der äußern Muskeln des Augapfels, erzeugt jenes merkwürdige, ewig unstete Wesen, jene suchende Bewegung des Auges; und just die geringere Reizbarkeit der Netzhaut im Allgemeinen bedingt diese fortwährende Bewegung des Organs, und die leztere ist die eigentliche Quelle dessen, was das Organ leistet.

Diese Fähigkeit, die Gesichtsgegenstände zu suchen und zu finden, entwickelt sich beim Kind nur langsam, und in die Bewegungen des Auges kommt, gerade wie in die der Hand, nur allmählich Sicherheit. Bei beiden Organen ist der Vorgang ein zusammengesezter: der auf den Sinnnerven gemachte Eindruck ist vergesellschaftet mit einer Willensäußerung, um die Muskelthätigkeit jenem Eindruck anzupassen. Daß bei den Jungen mancher Thiere das Gesicht vom Beginn an vollkommen entwickelt erscheint, ist kein Einwurf dagegen, so wenig als der Instinkt der jungen Ente, welche, sobald die Eischaale zerbrochen ist, dem Wasser zuläuft, das Faktum aufhebt, daß das Kind nur nach vielfachen Versuchen stehen und gehen lernt.

(Die Fortsezung folgt.)

Tagebuch Ludwigs des Sechzehnten.

(Beschluß.)

Wir haben die besonderen Ausgaben auf's Genaueste durchgesehen, und unter andern darin Folgendes bemerkt. Am Ende eines jeden Monats machte der König einen Ueberschlag von dem im Laufe des Monats gewonnenen oder verlorenen Gelde. Am Ende Oktobers 1779 liest man: „Im Spiele verloren 59,594 Livres," und im März 1780: „Meine Associés haben zu Marly im Landsknecht 36,000 Livres verloren." Diese Summen überstiegen aber um ein Bedeutendes das, was er im Durchschnitte monatlich verlor oder gewann, indem die Summe fast immer unter 1000 Francs und meistens unter 500 Francs bleibt. Als Resultat des Monats Februar 1781 steht: „Im Spiele verloren 15 Livres." Gewöhnlich spielte der König auch in der Loterie, und oft sogar mehrmals im Monat. Man findet zwar am 28sten December 1777: „Herrn Necker für Loterieloose 6000 Livres," indeß waren die Summen im Ganzen mäßig, und darin zeigte der Spieler Charakterstärke, daß er sich nicht hinreißen ließ, denn er war fast immer glücklich. Unter der Rubrik Januar 1783 liest man: „Den 2ten in der Loterie gewonnen 990 Livres. Den 16ten in der Loterie gewonnen 225 Livres." Aus dem angegebenen Datum geht hervor, daß er nicht in eine Loterie der sogenannten petits Appartemens sezte, sondern in die königliche, die den 1sten und 15ten des Monats gezogen wurde.

Die stärksten und am häufigsten vorkommenden Summen sind die, welche der König der Königin einhändigte oder für ihre Rechnung bezahlte. Am 27sten December 1776 liest man: „Der Königin gegeben 25,000 Livres, und in einer Anmerkung: diese 25,000 Livres sind die erste Abschlagszahlung auf die Summe von 300,000 Livres, die ich mich anheischig gemacht,

Digitized by Google

innerhalb sechs Jahren nebst den Zinsen an Boehmer zu bezahlen, für Ohrgehänge, die die Königin für 348,000 Livres gekauft und worauf sie bereits 43,000 Livres bezahlt." Unter dem Datum 18ten Februar 1777: „Der Königin abschläglich auf die 162,000 Livres, die sie für diamantene Armspangen an Boehmer schuldet, 24,000 Livres bezahlt." Später werden zu verschiedenen Epochen Abschlagszahlungen angeführt, sowohl für diese lezteren Kleinodien, als für die oben erwähnten; der König war wahrscheinlich bei dem Handel nicht zu Rathe gezogen worden, und man hatte ihm erst davon gesagt, als Boehmer auf die versprochene Bezahlung drang. Dieser Boehmer war Hofjuwelier, derselbe, der später das berüchtigte Halsband lieferte. Es läßt sich leicht ermessen, wie diese Anläufe, die ohne des Königs Vorwissen und auf Kredit gemacht worden waren, Boehmer auf die Vermuthung bringen konnten, der Kardinal de Rohan könne wohl der Unterhändler eines ähnlichen geheimnißvollen Handels seyn.

Auch zwei Hofpoeten figuriren in diesen Notizen, de Cubières und de Pezay; der erste mit einer jährlichen Gratifikation von 6000, der andere mit einer Gratifikation von 12,000 Livres, welche ihnen bald durch Sartines, bald durch Maurepas ausbezahlt wurde. De Pezay war ein höchst mittelmäßiger Poet und mit seinem Adel sah es nicht besser aus, als mit seinen dichterischen Talenten, er besaß aber viel Weltkenntniß und Gewandtheit; durch Intrignen war es ihm gelungen, eine geheime Korrespondenz mit dem Könige anzuknüpfen, wofür ihm wahrscheinlich dieser Jahrgehalt war ausgeworfen worden. Daß Höflinge und Madrigalisten Theil hatten an den Gnadenbezeigungen des Königs, nimmt uns nicht Wunder; die beiden folgenden Posten haben uns dagegen sehr befremdet. „Den 13ten (Januar 1775) habe ich an Herrn de Sartines 12,000 Livres für einen Theil der Ausgaben bezahlt, die Beaumarchais auf meinen Befehl gemacht, um ein schlechtes Buch in Beschlag zu nehmen. Den 1sten (April 1775) habe ich Herrn de Sartines für Beaumarchais 18,000 Livres gegeben." So war also Figaro ein Censurmäkler, ließ sich bezahlen, um Schriften zu unterdrücken!

Das lezte Register, das wir gefunden, ist überschrieben: Pensionen und Gratifikationen, die ich seit dem Trimester des April 1776 auf meine Schatulle bewilligt; von einer andern Hand ist die Bemerkung hinzugefügt: Bis 1792. Dieses Register enthält im Allgemeinen unbedeutende Summen, welche der König Leuten, die zu seiner Bedienung gehörten, oder armen adelichen Frauen geschenkt. Indeß findet man im Monat Januar 1791: „Herrn Alcoque für seine Vorstadt 3000 Livres," und im Monat Januar 1792: „Herrn Alcoque für seine Vorstadt 1800 Livres." Bei beiden Posten findet sich eine Note auf einem angeklebten Blatte: „Dieser Acquelocque war Kommandant der Vorstadt St. Marceau." Die Note scheint von einem der Kommissäre herzurühren, welche beauftragt waren, diese Papiere zu untersuchen; sie ist von derselben Hand geschrieben, welche zum Titel dieses Heftes hinzugefügt: „bis 1792."

Hiermit beschließen wir unsern Auszug. Wir überlassen es dem Leser, sein Urtheil über einen Fürsten zu fällen, der inmitten der Stürme, die ihn umbrausten, dergleichen Arbeiten unternahm und solche Ereignisse aufschrieb. Wir haben diese Mittheilungen nicht gemacht, um sein Andenken herabzuwürdigen; unser Zweck war, zu beweisen, was wie zu Anfang dieses Artikels behauptet: Ludwig XVI. ist schlecht vertheidigt worden; hätten Malesherbes und Deseze statt ihrer, allerdings sehr beredten Vertheidigung dieses Tagebuch seinen Richtern und dem Volke vorgelegt, an welches sie appelliren wollten, so würde vielleicht die königliche Würde darunter gelitten haben, aber der Mensch in einem solchen Lichte erschienen seyn, daß sie ihn schwerlich hätten verurtheilen mögen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Neue und alte Brücken.

Am Ende vorigen Monats wurde eine neue Brücke über die Seine feierlich eröffnet und dem Publikum, gegen Erlegung eines Sou, versteht sich, zugänglich gemacht. Es ist gut, daß alle steinerne Brücken da sind, die man unentgeldlich passirt; denn alle neuern Brücken sind auf Spekulation gebaut, und man kann nur mittelst einer Kupfermünze hinüberkommen. Ein Sou ist freilich eine Kleinigkeit für die meisten Pariser, und die Einnahme am Pont des arts, dem Louvre gegenüber, welche von allen zahlenden Brücken in Paris am meisten einbringt, beträgt beinahe 400 Franken täglich. Da nun 20 Sous einen Franken ausmachen, so folgt daraus, daß täglich 8000 Menschen über diese Brücke gehen. Seit der Vollendung der neuen Brücke, die nur 100 Schritte davon entfernt steht, soll aber die Einnahme am Pont des arts beinahe um 100 Franken täglich gefallen seyn. Natürlich trägt der Reiz der Neuheit viel dazu bei, den Uebergang über eine neue Brücke in den ersten Tagen stark zu vermehren. Jeder Pariser will unter den Ersten seyn, welche darüber gehen. Deßhalb sah es auf dieser Brücke, die, sonderbar genug, durch eine ganz politische Rede des Königs eingeweiht worden ist, in den ersten Tagen sehr lebhaft aus; jezt aber, nach einem Monate, ist die neue Brücke beinahe schon so alt, als der Pont neuf (seines Namens ungeachtet die älteste Brücke von Paris). Die neue Brücke, Carousselbrücke genannt, weil sie zum Carousselplatze führt, ist wieder eine auf eisernen Bogen ruhende, wie Pont des arts. Seit den 50 Jahren aber, welche die Errichtung beider Brücken trennen, ist man in

Frankreich geschickter geworden in der Verfertigung solcher, so wie der Hängebrücken, deren Paris jetzt auch mehrere besitzt. So fehlt es also nicht an Verbindungsmitteln zwischen den beiden Seineufern, und die Pariser brauchen sich nicht mehr in Kähnen über den Fluß setzen zu lassen, wie ehemals. Zur Zeit der berüchtigten Bluthochzeit waren noch keine solche Uebergänge, und die Hugenotten flohen zu Schiffe, als vom Louvre aus auf sie geschossen wurde, und zwar, nach der Sage, von Karl IX. selbst. Sie konnten jetzt von der Louvreseite zum südlichen Ufer über vier Brücken fliehen, falls ein König so rasend seyn sollte, auf seine eigenen Unterthanen zu schießen. Eine einzige der Pariser Brücken, nämlich der sogenannte Pont de la concorde, hat bekanntlich auf beiden Seiten kolossale Bildsäulen berühmter Helden und Staatsmänner, und zwischen diesen beiden Reihen von Denkmälern haben die Deputirten zu wandeln, wenn sie sich zum Palais Bourbon begeben; es ist dies gleichsam eine Aufmunterung für sie, dereinst ähnliche Bildsäulen zu verdienen. Man hat absichtlich diese kolossalen Statuen auf sehr hohe Postamente gestellt, indem man auf die Entfernung gerechnet hat, von wo aus sie längs der Seineufer gesehen werden können. Da nun aber die Brücke eben nicht breit ist und auch kein so massives Ansehen hat, als z. B. Pont neuf, so scheinen die riesenhaften Denkmäler sie erdrücken zu wollen, und in der That könnte einmal die Brücke unter der Last der Helden und großen Staatsmänner Frankreichs einstürzen, und dies wäre nicht das erstemal, daß große Helden und Staatsmänner Alles unter sich erdrücken. Man hat daher auch schon daran gedacht, der armen Brücke zu Hülfe zu kommen und die Bildsäulen anderswo aufzustellen. Die Frage war nur, wohin? Es heißt, man wolle sie zu beiden Seiten des großen, die elysäischen Gefilde durchschneidenden Fahrwegs aufstellen; dann verdienten jene Gefilde besser ihren Namen, als jetzt, denn es wären wo nicht Schatten, doch Bildsäulen großer Männer darin, und da der Fahrweg lang ist, so wäre noch Platz für viele andere berühmte Männer. Will man sie hier nicht aufstellen, so sollte man das geräumige und jetzt leer stehende Pantheon damit schmücken, damit die Aufschrift: „Das dankbare Vaterland den großen Männern!“ doch einmal wahr werde; denn bis jetzt befindet sich bloß die Asche einiger berühmten Männer in den unterirdischen Gewölben dieses Gebäudes, das eines der schönsten und dabei eines der unnützesten in Paris ist. In den Gewölben ist noch Platz für eine Legion großer Männer, obschon Napoleon bereits angefangen hatte, sie mit seinen Senatoren anzufüllen, deren manche nichts Großes an sich hatten, als eine außerordentliche Unterwürfigkeit. In den elysäischen Gefilden würden die beiden Reihen von Bildsäulen als eine Fortsetzung der Verschönerung dienen, welche der Concordeplatz vor denselben erhalten soll. Ganz am Ende jener Gefilde wird jetzt allmählich der bereits unter Napoleons Regierung angefangene und von den ältern Bourbons äußerst langsam fortgesetzte Triumphbogen fertig, welcher dann den Schluß der doppelten Statuenreihe bilden würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Berathung des Großraths über die Lektüre.

„Wenn wir nun den Methodisten alle Kirchenfreiheit lassen,“ fährt M. fort, „ohne uns weiter mit ihnen zu beschäftigen, so müssen wir auch an die unsrige denken und sie vor Eintrag schützen. So wünschte ich, daß vorerst dem Proselytengeist Zügel und Zaum der Gesetze angelegt würde, da er junge Leute in einem Alter überrascht, wo ihr Verstand noch nicht reif, ruhig und aufgeklärt ist, und wo sie leicht in die Mysterien einer Kirche gezogen werden können, die sie später bei größerer Geistesreife nicht mehr billigen; ich möchte, daß wir uns vor den Geistlichen sicherten, die vom Staat und seiner Ordnung nichts beibehalten wollen, als ihre Besoldungen, und vor den Jugendlehrern, die frühe die Kinder ihren nicht methodistischen Eltern entfremden. Wenn gegen Alles dies gesetzliche Vorsichtsmaßregeln getroffen seyn werden, dann stimme ich für die Zurücknahme des Gesetzes vom 20sten Mai 1824.“ — Staatsrath de la Harpe: „Nur nach langem Zaudern kann ich mich entschließen, auf dem unsichern, schlüpfrigen Boden dieser Streitfrage einige Schritte zu machen. In dem Augenblick, wo die Methodisten bei uns erschienen, hatte der religiöse Geist bei uns gewiß einigen Aufschwung genommen. Worin aber bestand dies religiöse Erwachen? Nur noch in der praktischen Entwickelung einer begreiflichen, faßlichen Religion. Damals wurde nur über die Moral des Evangeliums gepredigt, und bei Annäherung der großen Feste manchmal über dogmatische Gegenstände, aber doch immer nur über solche, die unserer Religion zum Grunde liegen, wie z. B. über die Gottheit Christi und über des Menschen Erlösung durch des Heilandes Opfer und Fürbitte. Mysteriöse, schwankende, bestreitbare und seit dem Beginn des Christenthums bestrittene Dogmen wurden nicht vorgetragen. Hatte man Unrecht? Die Lehren von der Prädestination, von der freien Wahl, von der unwiderstehlichen Gnade, von der gänzlichen Nutzlosigkeit guter Werke sind doch gewiß Dinge, die sich wenig dazu eignen, der großen Menge vorgetragen zu werden. Wie möchten wir Geringe uns über diese Dogmen verstehen und verständigen, da die großen Reformatoren selbst gleich zu Anfang der Reformation darüber in Streit geriethen? Dr. Martin Luther glaubte nicht an die Prädestination, dagegen an die Consubstantiation; Calvin aber war der entgegengesetzten Meinung und gerieth darüber mit Luther in Streit. Zwei andere Reformatoren von sanfterem Charakter, und deren Grundsätze sich mehr der praktischen Moral näherten, nämlich Melanchthon und Zwingli, waren wieder anderer Meinung. Dieser Melanchthon, der bekanntlich die Augsburgische Konfession aufsetzte und dadurch bewies, daß er kein geringer Geist sey, Melanchthon hegte Zweifel über die wirkliche Gegenwart und besonders über die Unwiderstehlichkeit der Gnade. Sein Charakter hatte nichts Scharfes, Schneidendes und Absprechendes, sondern war voll der Milde, die allein die Menschen einander nähert. Daher antwortete er seiner alten Mutter, die, unruhig über die Bewegungen und religiösen Streitigkeiten jener Zeit, ihn fragte, was sie denn nun eigentlich glauben solle: „Fahrt nur fort zu glauben, was Ihr bisher geglaubt habt, und laßt Euch der Menschen Streitigkeiten nicht kümmern.“ Zwingli glaubte an die Seligwerdung der Heiden und an die Wirksamkeit guter Werke. Wenn nun die vier großen Reformatoren so sehr über jene Dogmen uneins und im Streit waren, wie mag denn heutzutage einer keck genug seyn, um zu seines Gleichen zu sagen: Du sollst an dieses oder jenes Dogma glauben, bei Strafe der Verdammung?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. December 1834.

Voilà de quoi j'ouïs l'autre jour se plaindre Molière: il disait que rien ne lui donnait du déplaisir comme d'être accusé de regarder quelqu'un dans les portraits qu'il fait; que son dessein est de peindre les mœurs sans vouloir toucher aux personnes.

Molière.
l'Impromptu de Versailles.

Molière.

Zweite Episode.

Im Gastzimmer des reichen Buchhändlers Pigault versammelten sich gewöhnlich an bestimmten Wochentagen die in Ruf stehenden schönen Geister von Paris. Manche lebten unter sich in Feindschaft, andere suchten um engere Freundschaftsbündnisse nach, und so gab es in Pigaults kleinem Salon Kriege und Friedensschlüsse, von welchen oft in einem nicht unbedeutenden Grade das Wohl und Wehe des ganzen gelehrten Europas abhing. Denn welche Schule der Bildung gab es, die damals sich mit der französischen messen konnte? — Ein kleiner Kreis hatte sich um Molière versammelt; darunter befanden sich Chapelle und Boileau; seitwärts am Fenster, scheinbar ganz abgewendet vom Gespräch, saß ein junger Mann und heftete die mißmuthigen Blicke auf die Straße; seine Gestalt konnte man eher klein als groß nennen, sein Antlitz zeigte edle Formen. Boileau war von vollem, gedrungenem Wuchse, er war eine von den „derb gedämmerten" Gestalten, die in ihrem Gespräche sowohl als in ihren Mienen nur mit Mühe einen Anflug niederer Natur zu verscheuchen streben, und die, selbst wenn sie witzig und geistreich sind, immer daran erinnern, daß man bei ihren Einfällen auf Kosten Anderer zehrt.

Molière fand, als Chapelle seines Freundes Entschluß, bald das Theater zu verlassen, mitgetheilt hatte, die lauteste Theilnahme; von allen Seiten her suchte man ihn andern Sinnes zu machen, und Pigault umfaßte ihn sogar ungestüm, indem er die bekannten Worte wiederholte, die eine Stimme aus dem Parterre bei der Darstellung der „Précieuses ridicules" gerufen hatte: „Courage, Molière, voilà la bonne comédie!" — „Wie war Euch, theurer Freund," rief Bernier, ein junger Schriftsteller, „als Ihr diese Worte hörtet?" — „Sie entbielten," entgegnete der Dichter, „den schönsten Lobspruch, der mir jemals zu Theil geworden." — „Ihr könnt damit zufrieden seyn," rief Boileau; „für einen Pariser war es ein recht gesundes Urtheil, und Ihr Spötter habt es kaum verdient." — „Wer von uns ist wohl mehr Spötter?" entgegnete Molière. „Ihr!" rief Boileau, „ganz ohne Zweifel." — „Vor diesem Vorwurfe," fuhr der Dichter fort, „habe ich mich immerdar ernstlich zu verwahren gestrebt. Nie habe ich es mir erlaubt, einen Mann lächerlich darzustellen, einzig aus der Absicht, ihm zu schaden, ihn in der Meinung seiner Mitbürger herabzusetzen."

Boileau warf einen triumphirenden Blick auf seinen Gegner. „Werfet die Larve ab!" rief er, „denket an Euren Tartuffe, alter Sünder! Leget die Hand auf's Herz, Freund, und antwortet mir, habt Ihr es nicht

Digitized by Google

auf den Priester gemünzt, der Euch stets zuwider, allein zu hoch war, um es ihm offen zu zeigen? Und Ihr habt recht, ich hätte eine Krone hingegeben, bloß um der Verfasser der einzigen Scene zu seyn, wo der alte, lüsterne Ritter von der traurigen Gestalt dem hübschen Kinde das Tuch zuwirft, um ihren Busen zu bedecken. Besinnet Euch, wie zum erstenmal diese Meisterscene über die Bühne ging, wie man sich in den Logen zuflüsterte, sich die Straße, den Platz und selbst den Namen jenes Mädchens nannte — und das hättet Ihr nicht Alles vorher so abgekartet? — Macht das uns Leuten vom Handwerk nicht weiß!" — „Boileau hat Recht!" riefen ein paar jüngere Freunde. — „Er hat Recht in seinem Sinne," entgegnete Molière ruhig, „in dem meinigen nicht. Ich gebe Euch mein Wort, nie habe ich etwas von jenen Geschichten, die man als so ärgerlich ausgibt, gewußt." — „Ei was!" rief der Satiriker, „wir kennen das! Und wäret Ihr denn wirklich der, der Ihr seyd, der Gründer unseres modernen Lustspiels, wenn Ihr nicht wüßtet gerade dieses frische Leben hineinzubringen, der herkömmlichen Lederpuppe, dem todten, abgeschmackten, regelrechten Dinge eine eigenthümliche Physiognomie aufzudrücken?"

Der Dichter sah sich im Kreise um. „Ihr wollt meine Freunde seyn," rief er jezt schmerzlich, „und ich muß von Euch diese Mißdeutung erfahren!" Chapelle drückte die Hand des Freundes: „Ich mißverstehe Dich nicht, Poquelin, ich weiß, wie Du über die großen Zwecke der Kunst denkst." — „Phrase über Phrase!" höhnte Boileau; „sollte man nicht denken, wir stritten uns in einer zierlichen, eleganten Assemblee mit den herkömmlichen Redensarten, und Jeder suchte den Andern an nichtssagenden Kostbarkeiten zu übertreffen. Warum nicht gestehen, Freunde, daß wie dieses burleske, wunderliche, aus Alter wieder kindisch gewordene Paris als unsere milchende Kuh ansehen? Weßhalb leugnen wollen, daß Jeder von uns seine kleine Privatsammlung von Narren angelegt hat, die er nur für Geld zeigt? Mann, hätte ich Euer Talent, glaubt mir, ich sezte mich leicht über jedes Altedasenvorurtheil hinweg, ich hielte lustige Ernte, und kein Tag sollte vergehen, wo ich nicht, wie jeder Bürger zu Heinrich des Vierten Zeiten sein Huhn im Topfe, meinen Narren auf der Schüssel hätte, um ihn gemächlich zu verspeisen. Es ist ein süßes Essen, das wißt Ihr, wenn man es gehörig zuzubereiten versteht und die gewürzigen Brüden nicht spart. Ihr seyd ein geschickter Koch, Molière, wie es wenige gibt, und versteht allen Euren Schüsseln den haut-goût mitzutheilen, der die feinern, geübten Zungen entzückt. Ich arbeite mehr im Rohen, doch habe ich auch meine Kunden, ja, ich könnte schon reich seyn, wenn ich es nur verstände, mehr Haus zu halten mit meinen Narren, ich gebe sie alle zu schnell aus; viele von ihnen, und zwar die ausgesuchtesten, sollte ich einpökeln und einsalzen, damit mir auch auf den Winter der Vorrath nicht ausgehe; allein man lernt erst sparen mit den Jahren."

(Die Fortsezung folgt.)

Das Auge und die Hand.

(Fortsezung.)

Betrachten wir nun, wie nothwendig diese suchende Bewegung des Auges für das Sehen überhaupt ist. Treten wir in ein Zimmer, so sehen wir die ganze Wand desselben auf einmal, Spiegel, Gemälde, Karnieß, Stühle; wir meinen dies aber nur, weil wir von den Bewegungen des Auges und davon, daß alle Gegenstände rasch, aber nach einander an ihm vorbeigehen, kein Bewußtseyn haben. Es ist leicht zu zeigen, daß, wenn das Auge unbeweglich stände, es mit dem Sehen bald aus wäre, daß wir, nur weil das Auge sich bewege, Alles bestimmt und in hellem Lichte sehen. Hefteten wir z. B. das Auge fest auf einen Punkte; es ist dies wegen des eigenthümlichen Triebs des Auges zur Bewegung nicht leicht, durch einige Versuche lernt man indessen den Blick auf einen Punkt fixiren. Thut man dies, so bemerkt man, daß Alles, was man sieht, dunkler und dunkler wird und endlich verschwindet. Man fixire am Hauptgemälde im Zimmer eine Ecke der Rahme. Anfangs liegt Alles deutlich vor uns, aber nicht lange, so wird der Eindruck schwächer, die Gegenstände färben sich dunkler, und jezt befällt das Auge ein fast unwiderstehlicher Trieb, sich zu bewegen; hält man dennoch aus, so verschwindet zuerst der Eindruck von den Bildern auf dem Gemälde, eine Zeitlang sieht man noch den goldenen Rahmen, adee auch dieser wird immer undeutlicher. Hat man es nun so weit getrieben und verändert jezt die Richtung des Auges, wenn auch noch so wenig, so steht Alles wieder vollkommen deutlich vor einem. Es kommt dies daher, daß die Empfindlichkeit der Netzhaut, nach einem die Empfindlichkeit überhaupt regierenden Gesetze, durch einen fortgesezten Eindruck derselben Art erschöpft wird. Wenn ein farbiger Lichtstrahl beständig auf denselben Fleck der Netzhaut fällt, so wird er unempfindlicher gegen denselben, dagegen aber empfindlicher für einen Strahl von der entgegengesezten Farbe. Wenn sich das Auge auf einen Punkt heftet und also die Lichter, Schatten und Farben der betrachteten Gegenstände dieselben relativen Stellen der Netzhaut treffen, so wird der Nerve erschöpft; so wie aber das Auge abgleitet,

wird der Nerve von Neuem erregt, denn der Theil der Netzhaut, auf den vorhin das Licht fiel, kommt jezt dem Schatten gegenüber, der Theil, auf den die eine Farbe wirkte, kommt nun mit einer andern in Berührung, und durch diesen Wechsel der erregenden Momente wird die zuvor ausgelöschte Sensation wieder lebendig. Dies zeigt deutlich, wie wesentlich die unstäte, suchende Bewegung des Auges für die fortdauernde Verrichtung des Organs ist. Ehe wir zu etwas Anderem übergehen, noch ein Beispiel. Wir erwarten einen Freund und sehen in weiter Entfernung auf der Straße einen Gegenstand sich bewegen; indem wir, unserer Sache gewiß zu werden, das Objekt scharf fixiren, verschwindet es; wir reiben die Augen, sehen uns um und bemerken es wieder. Die Ursache hievon ist sehr einfach: die Empfindlichkeit der Netzhaut wird erschöpft, erholt sich aber schnell wieder, wenn anders gefärbte und beleuchtete Gegenstände auf sie fallen.

Wenn man von einem empfindlichen Fleck auf der Netzhaut spricht, so ist dies wohl ein uneigentlicher Ausdruck. Das Sehen richtet sich nach denselben Gesetzen, ob wir eine feine Nadelspitze oder einen Gegenstand in einer weiten Landschaft betrachten. Wir sehen auf die Spitze einer Schreibfeder und können dabei unsere Aufmerksamkeit ausschließlich nur auf eine Seite der Spalte richten, gerade wie wir uns einen Baum oder ein Haus merken und es genau betrachten können. Wäre der empfindliche Fleck regelmäßig begrenzt, so müßte er klein seyn, und wir müßten etwas davon bemerken, was aber nicht der Fall ist. Es scheint daher unter allen Umständen das Gesetz zu gelten, daß die Empfindlichkeit für Eindrücke im Auge bis zum Centrum fortwährend zunimmt, und daß dies gilt, ob wir über das Land hinblicken, oder mikroscopisch sehr kleine Gegenstände betrachten.

Wenn man leugnet, daß die Thätigkeit der äußern Augenmuskeln auf's Feinste nach den Eindrücken der Netzhaut berechnet ist, wie will man es dann erklären, daß sich der Augapfel so genau nach dem richtigen Maaße bewegt? daß die Augen immer zusammen mit der vollkommensten Sicherheit ein Objekt verfolgen, sey es nun ein Vogel im Flug, oder ein Ball, oder eine Bombe? Müssen wir nicht, wenn wir einen Gegenstand verfolgen und dabei die Augenmuskeln so bewegen, daß wir im Maaße, als er seine Stelle verändert, ihm die Augenachse zukehren, ein Bewußtseyn von diesen Bewegungen unserer Organe haben? denn wie können wir die Muskeln so oder so bewegen, wenn wir kein Bewußtseyn von ihrer Wirkung haben? Es fragt sich also, ob, da wir uns des Zustands der Muskeln bewußt und im Stande sind, sie mit so ausnehmender Schärfe und Gewandtheit zu bewegen, diese Verrichtung der Muskeln bei unserer Schätzung von dem Standpunkt eines Gegenstands überhaupt nicht sehr in Betracht kommt? Ist dies nicht aber wieder ganz dasselbe, als wenn wir in einem frühern Artikel fragten, ob wir mit der Hand eine bestimmte Bewegung vornehmen könnten, ohne zu wissen, wo die Hand ist? Müssen wir nicht ein Gefühl oder eine Kenntniß von der Lage der Hand haben, bevor wir sie gegen einen Gegenstand ausstrecken können? Und müssen wir nicht ein Gefühl vom Verhältniß der Augenmuskeln zur Augenachse haben, ehe wir dem Auge eine andere Richtung geben können, um einen neuen Gegenstand zu fixiren? Es ist auffallend, wie manche Forscher der Ansicht, daß die Thätigkeit der Augenmuskeln zum vollkommenen Sehen durchaus nothwendig ist, widersprechen mögen, da man doch diesen Sinn beim Kinde sich so langsam entwickeln sieht. Wird ein glänzendes Objekt dem Kinde aus den Augen gerückt, so malt sich Betroffenheit in seinen Zügen, und Freude, wenn man es ihm wieder vorhält. Eine Zeitlang ist, wenn man das Ding hin und her bewegt, von jener suchenden Bewegung der Augen nichts zu bemerken, aber bald verfolgen es die Augen und blicken eins um, wenn es weg ist. Diese allmählige Entwickelung des Gesichtsinns geht mit jener des Gebrauchs der Hand durchaus parallel, und in beiden Fällen suchen wir die mittelst Muskelbewegung erlangte Erfahrung mit dem auf den eigentlichen Sinnnerven gemachten Eindruck in Uebereinstimmung zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Verschönerung des Concordeplatzes.

Die Schwierigkeit ist nun, wie man den Concordeplatz einrichten soll, damit er auch schön werde; denn bis jezt ist er immer so geblieben, wie er zur Zeit der Revolution war, das heißt leer, und folglich dem Winde und der Sonnenhitze furchtbar ausgesezt. Wären nicht die meisten Deputirten begüterte Leute, welche nach dem Palais Bourbon fahren können, so müßte man es ihnen zum Verdienst anrechnen, daß sie täglich den weiten Concordeplatz durchschreiten und sich von der Sonne versengen oder vom Nordwinde schütteln lassen. Schon seit zehn Jahren beschäftigt sich der Stadtrath mit Planen zur Umgestaltung dieses Platzes, und dennoch kommt nichts zu Stande. Zwanzig Baumeister haben Entwürfe eingeschickt; Springbrunnen und Bildsäulen, und ich weiß nicht, was noch mehr, sollten den Platz verschönern. Die Künstler wetteiferten und suchten einander den Rang abzulaufen, um zur Verschönerung des großen Platzes berufen zu werden. Bald gelang es diesem, bald jenem, in den Bureaux des Stadtraths den Vorzug zu bekommen; aus dem Allen aber wurde nichts. Endlich glaubte man das beste Auskunftsmittel gefunden zu haben (denn

von der Errichtung einer Bildsäule Ludwigs XVI., welcher auf diesem Platze hingerichtet worden ist, konnte seit der Julirevolution keine Rede mehr seyn); nämlich der egyptische Obelisk, den man mit großen Kosten nach Paris geschafft hatte, sollte mitten auf dem Platze errichtet werden. Diese Spitzsäule wäre dann der Mittelpunkt zwischen vier schönen Prospekten geworden, nämlich zwischen dem Tuilerienschlosse am Ende des Lustgartens, dem Triumphbogen am Ende der elysäischen Gefilde, der jetzt beinahe vollendeten prächtigen Magdalenenkirche und dem Palais Bourbon, jenseits der Brücke de la Concorde. Man stellte eine Nachahmung dieses Obelisken aus Holz auf, und Jedermann sagte: es wird sich vortrefflich ausnehmen. Also kam es nur noch darauf an, einen ungeheuren Granitblock aus den Bretagner Brüchen zu holen, um dem Obelisken ein ihm angemessenes Postament zu geben, obschon die Alterthumsforscher behaupteten, die Alten haben keinen Obelisken auf einem Fußgestelle errichtet. Die Gelehrten werden aber bei dergleichen Sachen selten um Rath gefragt; also wurden schon bedeutende Summen ausgegeben, um das Fußgestell herbeizuschaffen, und man hoffte nun, in Kurzem den Obelisk auf dem Concordeplatze errichten zu sehen. Allein neulich versammelte sich der Munizipalrath und warf wieder alle Pläne um, und zwar mit vieler Gelehrsamkeit, denn diesmal wurde die Theorie zu Rathe gezogen, und demnach bemerkte der Munizipalrath, daß ein Obelisk, wenn er eine gute Wirkung hervorbringen solle, keinen weiten Horizont hinter sich haben, sondern neben einem Gebäude stehen müsse, das ihm zum Hintergrunde diene; ferner behauptete er, auf einem stark befahrenen Platze, wie der Concordeplatz, würde es gefährlich seyn, die Hieroglyphen des Obelisken beobachten zu wollen. Vermuthlich hat sich der Rath eingebildet, es sey ein solcher Eifer zu Enträthselung der Hieroglyphengeheimnisse in die Pariser gefahren, daß sie sich, sobald der Obelisk mitten auf dem Platze errichtet wäre, herumdrängen und vor lauter Begierde, die Hieroglyphen zu lesen, die Gefahr, überritten und überfahren zu werden, nicht merken und ein Opfer ihrer Wißbegierde werden würden.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Berathung des Großraths über die Sektirer.

„Dem Departement des Innern," fährt Staatsrath de la Harpe fort, „sind mehrere offizielle Berichte über die Glaubenssatzungen der Methodisten zugekommen. Einige von ihnen behaupten, daß die guten Werke, auf die man einigen Werth lege, zur ewigen Verdammniß führen; Andere, da Jesus Christus gesagt habe, er sey nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern den Krieg, so müsse in allen Zeiten Uneinigkeit seyn u. s. w. Dergleichen Grundsätze mußten dem Volk alle Achtung für das nehmen, was bisher gelehrt wurde, und für Alle die, welche es gelehrt hatten und die von den methodistischen Geistlichen schlechtweg für Gehülfen des Satans ausgegeben wurden. Dessenungeachtet war das Gesetz vom 20sten Mai nicht das rechte Mittel, wiewohl es die gestörte öffentliche Ordnung wiederherstellte und die Methodisten gegen rohe Volksangriffe in Schutz nahm; aber der Zwiespalt selbst hörte nicht auf. Dieses Gesetz ist allerdings ein Irrthum, und darum stimme ich für dessen unbedingte Zurücknahme; es steht mit der festbarsten menschlichen Freiheit im Widerspruch. Wie könnte doch ein Mensch dem andern vorschreiben, was er glauben soll? Nein, keine Congregation von Menschen hat das Recht, sich zwischen mich und meinen Gott einzudrängen. Ueberdies macht jenes Gesetz, daß die Unordnungen und Streitigkeiten in dem Kanton nie ein Ende nehmen; denn haben dergleichen Hindernisse je religiöse Ueberzeugungen ersticken können? im Gegentheil! Verfolgung gibt ihnen nur immer mehr Stärke. Dies beweist auf allen Seiten die Geschichte des Christenthums; denn erst nach dem Concilium von Nicäa, das die Arianer verdammte, vermehrten sich die Sekten. Als die Neuchateler sich bei Friedrich II. über den Pfarrer Petit-Pierre und seine Irrlehre beklagten, antwortete er bloß: „Wenn meine Neuchateler Unterthanen ewig verdammt seyn wollen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden." Nach dieser geistreichen Antwort verminderte sich jene Sekte bedeutend, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn der König Druck oder Verfolgung gegen sie angewendet hätte. Einige Schwärmer hatten sich in den Kopf gesetzt, die ganze Sühnkraft bestehe in der Reue. Da nun diese nach ihrer Meinung größer war nach Maßgabe des Vergehens, so wollten sie dieses recht groß machen und begingen frischweg furchtbare Verbrechen, z. B. sie tödteten Kinder in den Straßen. Was that aber Friedrich? anstatt diese Leute hängen und köpfen zu lassen, wie sie hofften, schickte er sie in's Narrenhaus. Bald darauf war nichts mehr von diesen Schwärmern zu sehen. In ähnlicher Beziehung kann auch Genf angeführt werden. Dort hat man die Methodisten von Anfang frei schalten und walten lassen; dafür sind ihre Bethäuser jetzt weit weniger besucht, als sonst, und religiöses Gezänk stört die Familien nicht mehr. In Nyon und Yverdon sind die Dissidenten immer unangefochten geblieben, und man hat sich gut dabei befunden. Aber, sagt man, das Volk im Ganzen will keine religiöse Freiheit. Wäre dem auch so, so ist dies doch kein Grund für unsere bessere Ueberzeugung. Käme auch das ganze Volk in Masse angezogen und verlangte eine Ungerechtigkeit von dem Großrath, so würde dieser gewiß nicht die *Hände dazu* bieten. Aber alle die eingereichten Bittschriften verlangen nichts als Erhaltung und Sicherung der Nationalkirche; und wer will ihr denn schaden? Die Methodisten hingegen begehren nur, daß man sie frei ihr Seelenheil anderswo suchen lasse, wenn sie es in der Nationalkirche nimmer finden zu können glauben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Eine Reihe schmalee Beüder,
Gleich geboren, gleich gebildet,
Hohle Wesen ohne Körper,
Stehn geschaart am Saume nieder.

Jeglicher brennt vor Verlangen,
Seinen Freund, den rundbeleibten —
Denn nur so erfüllt er seines
Lebens Zwecke — zu umfangen.

Dieser guten Beüder einen
Läßt man eine Flagge tragen,
Will man, wo nicht vor Gescheiten,
Doch vor Knechten wichtig scheinen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. December 1834.

— Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und That —
Ein Triebwerk, das du übend selbst nicht kennst.

Herder.

Das Auge und die Hand.

(Beschluß.)

Manche behaupten, unsere Begriffe von der Lage eines Gegenstandes seyen unserer Seele eingepflanzt und unabhängig von der Erfahrung. Daß dies möglich wäre, wenn es die Natur so angeordnet hätte, müssen wir zugeben. Bei den Jungen vieler Thiere sehen wir das Gesicht vom Moment der Geburt an vollkommen fertig und ausgebildet; aber bei diesen Geschöpfen treten sämmtliche korrespondirenden Verrichtungen vom ersten Moment an in volle Thätigkeit; kaum ist das Füllen, das Lamm geworfen, so springt es auf und läuft der Mutter nach. Mit dergleichen Thieren dürfen wie das hülflose Kind so wenig vergleichen als mit der Fliege, welche nur eine Mittagsstunde lebt, die aus ihrer Puppe bricht, sich begattet, ihre Eier auf ein bestimmtes Gewächs, die Weide oder den Hagedorn legt, und stirbt. Dem menschlichen Auge geht einmal jene angeborne Fertigkeit ab, und wie die übrigen Sinne und die Geisteskräfte selbst, erwirbt sich das Kind auch das Gesicht nur durch wiederholte Versuche, oder durch Erfahrung.

Gibt man zu, daß die Ideen, welche wir durch den Sinn des Gesichts erhalten, uns durch die Erfahrung zukommen, so folgt daraus, daß sich die Seele im Vergleichen üben muß, bevor wir von irgend etwas außer dem Auge, von dieser oder jener Richtung, in der ein Gegenstand liegt, irgend einen Begriff haben können. Dadurch, daß man sagt, die Außenwelt male sich, wie in einer Camera obscura, hinten im Auge im Kleinen ab, und behauptet, die Seele schaue dieses verkehrte Bildchen an und vergleiche seine Theile, verwickelt man nur die Frage; die Sache wird dadurch rein nicht erklärt. Viel einfacher ist es, wir bleiben bei einem einzelnen Punkte stehen, den das Auge sieht, und fragen, aus was wir die Richtung kennen, in welcher der Punkt das Auge trifft. Ein Schiffer sieht einen Stern oder ein Feuersignal: muß er da nicht, um sich von der Lage des Sterns zu unterrichten, sich nach einem Vergleichungspunkt, einem andern Stern umsehen, an dem er erkennt, zu welcher Constellation der erstere gehört? muß er nicht beim Leuchtfeuer auf Kompaß und Karte blicken und darnach seine Richtung auffinden? Eben so, und nicht anders machen wir es bei Allem, was wir sehen. Gerade in die Augenachse fällt nur Ein Punkt, wir können aber von seiner Lage nicht urtheilen, ohne das Auge nach einem andern Punkt zu drehen; wir sind uns bewußt, ob sich das Auge rechts oder links kehrt, und vergleichen den Gesichtseindruck auf den Nerven mit der Bewegung des Auges, mit der Richtung und Größe derselben.

Digitized by Google

Sogar Mathematiker behaupten, wir urtheilen von der Richtung eines Gegenstandes nach dem Lichtstrahl, der auf die Netzhaut fällt, und nach der Linie, in welcher er das Auge trifft. Aber der Strahl, von dem hier die Rede ist, trifft ja nur einen einzigen Punkt der Netzhaut, und dieser Punkt hat gar keine Richtung; der Einfallswinkel des Strahls kann uns keine Belehrung geben; eine Menge Strahlen unter allen möglichen Einfallswinkeln laufen ja auf diesen Punkt zusammen, und dieselben Mathematiker definiren ja gleich in den Anfangsgründen ihrer Wissenschaft die Linie als etwas, das mindestens zwei Punkte verbindet. Wo sind aber hier die zwei Punkte, welche die Richtung der Linie angeben? Mit großen Teleskopen, welche einen Gegenstand sehr stark vergrößern, kann man am Himmel nicht suchen, weil der Beobachter nur jenen einen Gegenstand sieht; diesem Uebelstand abzuhelfen, bringt man am großen Rohr, genau parallel mit demselben, ein kleineres von geringerer Kraft an, das aber ein weiteres Gesichtsfeld hat; lezteres richtet der Beobachter gegen seine Constellation und rückt damit von Stern zu Stern, bis der, den er beobachten will, in der Mitte des Gesichtsfeldes steht, und sofort regulirt er leicht das große Fernrohr darnach. Ist dies nicht ein vollkommenes Bild dessen, was beim Sehen vorgeht? wird nicht, wie wir oben gesehen, das Auge erschöpft, wenn es nur Einen Punkt sieht, wandert es dagegen im naturgemäßen Zustand nicht von Objekt zu Objekt, schäzt den Grad und die Richtung dieser Bewegung und sezt uns so in Stand, durch Vergleichung ein Urtheil zu fällen?

Es versteht sich von selbst, daß, wenn wir der Bewegung des Auges so großen Einfluß auf das Sehen zuschreiben, wir darum die Bewegungen des ganzen Körpers, namentlich aber der Hand, dabei nicht außer Acht lassen dürfen, daß der Maßstab des Auges mit der Erfahrung, wie wir sie durch die Bewegungen des ganzen Körpers erlangen, im genauesten Verhältniß steht, und daß wir ohne diese Erfahrung von Materie, Lage eines Gegenstands, Entfernung, Form gar keine Begriffe hätten. Ständen die Augen unbeweglich im Kopfe oder wären sie gelähmt, so ginge zwar ein großer Theil der Verrichtung dieses Organs verloren, immerhin könnten wir aber noch die Gesichtseindrücke mit der übrigen körperlichen Erfahrung vergleichen. So lange wir die rechte Hand von der linken unterscheiden, so lange wir den Kopf aufheben müssen, um über uns zu blicken, oder den Kopf neigen, um unsere Füße zu sehen, so lange fehlt es nicht an Stoff, die Eindrücke, welche der Gesichtsnerve erhält, mit der allgemeinen Erfahrung des Körpers zu vergleichen.

Wenn man, statt das Auge bloß als eine dunkle Kammer, als einen Guckkasten zu betrachten, in dessen Hintergrund ein verkehrtes Bild steht, den Einfluß der Muskelthätigkeit dabei beobachtet, wenn man das, was in einem frühern Artikel über die uns inwohnende subtile Eigenschaft, unsere Muskelthätigkeit genau den verschiedenen Lagen des Körpers anzupassen, gesagt worden ist, auch auf das Auge anwendet; wenn man sieht, wie sich dieser Sinn im Kinde entwickelt, wie er beim Gelähmten und Trunkenen verloren geht, wie Bewegung und Sensation im Auge, gerade wie bei der Hand, kombinirt sind, wie Auge und Hand einander korrespondiren und einander ergänzen: so kann man sich der Ueberzeugung nicht entziehen, daß ohne die ewig lebendige Bewegung des Auges, die mit der Thätigkeit des ganzen Körpers in genauester Verbindung steht, unser feinstes Sinnorgan, welches so mächtig zur Entwicklung der Geisteskräfte beiträgt, brach läge.

Molière.

(Fortsezung.)

Die Anwesenden lachten, Molière sah jedoch finster vor sich hin. „Als ich an dem Beginne der Laufbahn meines Ruhmes stand," fuhr Boileau fort, „das heißt, als ich der Jesuitenschule entsprungen war, ein Bursche mit zerrissener Jacke auf dem Leibe und den unsterblichsten Idealen im Herzen, schlich ich mich vor die Thüre Corneille's, unsers großen Dichters. Er *trat hervor* und auf einen Moment standen sich die zwei größten Geister Frankreichs schweigend gegenüber; dann brachte ich aus schmuzziger Tasche mein Trauerspiel hervor und reichte es dem Meister. Er blätterte darin und gab es mir zurück, indem er die große, bedeutungsvolle Nase, die Nase, die jezt ganz Frankreich bewundert, rümpfte. War es nun mein Trauerspiel, das ihm nicht behagte, war es meine anspruchlose Kleidung, die seinen Augen mißfiel? ich errieth es nicht; jedoch die feurig-junge Dichterseele, die in mir wohnte, strebte zornig empor. Ich sprang an die Straßenecke, nahm dem Burschen im nächsten Krämerladen die Tafel und den Stift aus der Hand, beschrieb in ein paar Versen den großen Corneille, malte die Scene, die wir eben miteinander aufgeführet, und reichte ihm die Tafel hin. Er las, und siehe da, das große kritische Ungeheuer in seinem Gesichte, die Nase, verhielt sich dießmal völlig ruhig, wohl aber zogen sich die feinen Lippen, die so zart, empfindsam und blühend schön sind, wie die Tragödien des Meisters, zu einem bedeutungsvollen Lächeln. Gut! rief er in einem Tone, den wir alle kennen, gut! und damit gab er mir die Tafel zurück. Was meint Ihr aber, mit welchen Gefühlen ich die Schwelle seines Hauses verließ?" — „Und dennoch

Digitized by Google

habt Ihr Euch nicht entblödet, ihn auf das Keckste anzugreifen," bemerkte Chapelle. Boileau lachte: „Der Angriff paßte damals gerade in meinen Plan, jezt aber sind wir gute Kameraden und werden's hoffentlich bleiben."

„Freund!" rief Pigault, „kommen wir auf den Anfang unseres Gesprächs zurück; ich möchte gerne so viel wie möglich Nutzen aus Eurer Unterhaltung ziehen. Durchaus haben die verehrten Herrn verschiedene Ansichten über die Kunst. Belehrt Ihr mich, vortrefflicher Herr Poquelin, Ihr scheint jene Grundsätze nicht zu theilen, und seht die ganze Angelegenheit nicht von der spaßhaften Seite an." — „In der That," rief der Dichter, „für mich ist die Kunst etwas Höheres, als ein Backenschlag, den ich meinem Gegner gebe, weil er mich zuerst geschlagen; doch sehen freilich viele, ja die größte Zahl meiner Zeitgenossen meine Thätigkeit bloß als einen solchen Akt der Wiedervergeltung an. Es wird ihnen daher immer auf's Neue der Standpunkt entrückt, von dem aus sie die Kunst des Lustspieldichters und die Bühne überhaupt ansehen sollen. Ich stelle das eigentliche Lustspiel so hoch, daß ich es dem Trauerspiel gleich, wenn nicht gar höher achte."

Bei diesen Worten wandte sich der junge Mann am Fenster um, indem er einen stolzen Blick auf den Sprecher warf. „Erkläre Dich näher!" rief Chapelle. „Zu welchem Zwecke alle Poesie," fuhr der Dichter begeistert fort, „wenn sie nicht dienen soll, uns zu einem geläuterten, erhebenden Selbstgefühl zu führen, wenn sie nicht in dem Bilde des Einzelnen das Bild des Ganzen uns lebendig vor die Seele bringen soll? Der Dichter, wenn er seine Bestimmung erreichen will, ist in seiner Erscheinung nichts anders, als eine zum Bewußtseyn hindurchgedrungene Zeit. In seiner Person, in seiner Ansicht repräsentirt er die Menge, er ist ein Spiegel, und je reiner und klarer seine Fläche, desto lebendiger sieht sich das Jahrhundert heraus. Gilt dies für den Dichter überhaupt, so ist der Lustspieldichter recht eigentlich dieser Bestimmung unterthan. Ihr seht es, Freunde, ich nehme hier Lustspieldichter in einem höheru Sinne, als das bloße Wort andeutet. Wir haben in der That noch keinen reinen Begriff für das, was ich meine: Drama ist viel zu oberflächlich bezeichnend. Unsere Nachbarn, die Spanier, suchen das Wesen des Lustspiels in kunstvoll verwickelter Intrigue, indeß die Italiener es durch das Spiel ihrer herkömmlichen Masken schon frühe zur Volkspoße herabgezogen haben. In keiner jener Schöpfungen erblicken wir das komische Element durch die geistigen, edlen Motive des Charakters bestimmt. Diese Spiele gleichen den anmuthigen Räthseln, die, wenn wir sie erforscht, ihren Reiz verloren haben; es ist nicht der Nerv innerer Nothwendigkeit, der die Verhältnisse und Personen an einander kettet, nicht das tiefe Studium des Menschen, das den Dichter leitet und seinen Werken Inhalt und Würde verleiht. Der Lustspieldichter, wie er seyn soll, kann nur erscheinen, wenn die übrigen Künste, vor Allem aber das sociale Leben, in allen seinen Formen, politischen wie moralischen, völlig zur Reife gediehen ist. Er ist es, dem die Bestimmung geworden, aus der Blüthe der höchsten Verfeinerung seinen Honig zu sammeln." — „Ziemlich bescheiden gedacht!" rief Boileau. — „Die Alten," entgegnete Molière, „bestätigen diese Ansicht; erst mußte sich die Poesie nach allen andern Richtungen ausbilden, bevor sie reif genug wurde, jenes Element in sich aufzunehmen, welches wir bei den Schöpfungen ihrer Lustspieldichter bewundern. Dem Epiker wie dem Lyriker genügen zu ihren edlen Gemälden die einfachsten Formen, sie führen den Streit der Naturen auf die uranfänglichen ersten Motive zurück. Noch enger begrenzt sich der Tragiker die Welt. Seine Sprache ist die des Herzens, und je einfacher, je inniger, desto rührender. Ihm ist es keine strenge Nothwendigkeit, seine Zeit, sein Volk zu studiren, die vielen durcheinander greifenden Fäden des gesellschaftlichen Beisammenseyns zu verfolgen; einsam in seinem Gemache verschlossen, läßt er den Born der Gefühle quellen, sie sind ewig dieselben, und gerade in dieser ihrer steten Unveränderbarkeit liegt ihre tiefe, erschütternde Bedeutung, zugleich die weltgeschichtliche Würde der Tragödie. Was heute ein Herz zerreißt, hat vor Jahrtausenden ein Herz zerrissen, der erschütternde Schmerz um einen geliebten Todten ist in dieser Stunde derselbe, wie er es war, als die Erde zum ersten Male einen starren Leichnam in ihrem Schooße empfing. Selbst äußere Verhältnisse können nichts als eine leichte Färbung mittheilen, der innere Gehalt bleibt derselbe. Der Bettler, der niedere Sklave opfert sich auf für das Wohl eines geliebten Gegenstandes, und kann der mächtige, gefeierte Held mehr thun? Die Tragödie malt die Menschheit, das Lustspiel den Menschen; die Tragödie zeigt uns bloß glänzende Eigenschaften des Geschlechts, das Lustspiel gibt uns die kleinlichen Schwächen desselben, und in diesen Schwächen die Größe; denn um einen Maßstab von Größe zu erhalten, ist uns nächst der Kenntniß des Erhabenen nichts so nöthig, als die Kenntniß der Schwäche."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Die Berry'sche Trauerkapelle.

Um den lernbegierigen Parisern das Leben zu erhalten und dem Obelisken ein Gebäude zur Folie zu geben, schlägt

der Stadtrath jezt vor, ihn mitten in dem Hofe des viereckigten Louvre aufzustellen. Dieser Hof steht aber nicht unter der Aufsicht des Stadtraths, sondern unter der Intendantur des königlichen Hauses. Will diese nun den Obelisken nicht in den Hof des Louvre versezen, so weiß ich nicht, was aus demselben werden wird. Schon seit einem Jahre liegt er ruhig da; man hat ihn vielfältig gelobt, beschrieben und besprochen, und zulezt ist man verlegen, wo man ihn aufstellen soll. Statt des Obelisken schlägt der Stadtrath ein Bassin mit einem Springbrunnen vor. Wenn er den Einfall doch einige Jahre früher gehabt hätte, so würden nicht so viele Künstler, Journalisten, Beamte Zeit und Mühe verloren haben. Indessen könnte es sich doch ereignen, daß auch dieser Ententschluß wieder umgestoßen würde. Auch wird der Stadtrath wohl thun, wenn er die Sache nochmals überlegt; denn ein großes Wasserdecken auf einem so stark befahrenen Platze ist vielleicht eben so gefährlich, als die Sucht, die Hieroglyphen zu entziffern, und wenn die Leute ertränken, anstatt bei der Entzifferung überfahren oder überritten zu werden, so hätte es der Stadtrath eben so gut zu verantworten. Während nun so manche vor vielen Jahren angefangene Gebäude und Anlagen ihrer Vollendung nahe kommen, hat man jezt in Paris den sonderbaren Anblick eines kostbaren Denkmals, welches, ehe es noch fertig geworden, wieder niedergerissen wird. Dies ist die Trauerkapelle zu Ehren des ermordeten Herzogs von Berry, welche nach dem unglücklichen Vorfalle meistens auf Kosten bourbonisch gesinnter Subscribenten errichtet worden war, obschon nach einem Beschluß der gesezgebenden Kammern der Platz nach Niederreißung des Opernhauses nie mehr bebaut werden sollte. Die Regierung hatte eine Menge kostbaren Marmors dazu hergegeben; dieser Marmor lag aber, da nicht einmal das Aeußere ganz vollendet war, noch unverarbeitet da. Freilich würde es nimmermehr ein schönes Denkmal geworden seyn, und solch eine Trauerkapelle mißfiel den Bewohnern der Umgegend, eines der lebhaftesten und gewerbsamsten Stadtreviere, sehr. Allein das Gebäude stand nun einmal da. Es wäre ein Leichtes gewesen, eine nüzliche Anstalt daraus zu machen; statt dessen wurde nach der Intrecotumion von der Regierung beschlossen, es wegzuschaffen, wobei sie sich auf jenen Beschluß der gesezgebenden Kammern stüzte. Dieser Beschluß kam ihr wohl zu statten, denn die Gerichte gaben ihr Recht und erlaubten die Niederreißung des Gebäudes. Somit sind also beträchtliche Summen ganz unnüz vergeudet. Zwar hat die legitimistische Partei beschlossen, die Trauerkapelle auf einem Privatgrunde wieder zu errichten; allein schwerlich werden die Kosten zusammengebracht werden. Hätte sich dagegen die Regierung mit dem Subscribentencomité verständigt und das Gebäude in eine Schule oder in eine andere nüzliche Anstalt umgeschaffen, die allenfalls den Namen Berry beibehalten hätte, so wäre wenigstens der Bau nicht umsonst gewesen und die beiden Kammern würden gewiß ihre Beistimmung nicht verweigert haben. Was hat man jezt davon, daß das Denkmal mit einem blinden Eifer niedergerissen wird? Die legitimistische Partei ist erbittert und Paris wird eines öffentlichen Gebäudes beraubt, und vielleicht geht mehr als eine Million Franken verloren. Ueberhaupt verfährt man hier mit dem Umwerfen der Gebäude allzurasch, und muß oft wieder anderswo aufbauen, was man unüberlegterweise weggeschafft hat; aber durch das Bauen gewinnen Unternehmer, Baumeister und auch wohl Beamte; deßhalb wird zu neuen Arbeiten fleißig gerathen, wenn man sich auch manchmal mit den ältern Gebäuden und Anstalten sehr gut begnügen könnte. Dz.

Lausanne, November.

(Fortsezung.)

Berathung des Großraths über die Settiers.

P. Alle neuen Religionsideen haben von jeher die Staaten verwirrt, und um ihre Verbreitung zu hindern, hat man immer Repressivgesezze gegeben; diese Gesezze haben aber nie etwas geholfen, und die Ideen gingen ihren freien Lauf. Dies ist also in unserm Kanton nicht zu verwundern. Jezt soll nun bei uns solch eine Repressivverordnung abgeschafft werden; wir suchen emsig nach etwas, das an ihre Stelle kommen könnte; wir suchen, finden aber nichts, weil vernünftigerweise nichts zu finden ist. Es wäre leicht, ähnliche Umstände in der Geschichte von Frankreich, Deutschland und England zu finden. Kommen wir aber nur auf das zurück, was zu Anfang der Reformation im Waadland geschah. Die Stände von Moudon erließen am 25sten Mai 1525 eine Verordnung, aus der hervorgeht, daß man sich damals große Mühe gab gegen die mauvaises, déloyales, fausses et hérétiques allégations et opinions de ce maudit et déloyal hérétique et ennemi de la foi chrétienne, Martin Luther. Da aber schon zehn Jahre später der Protestantismus feste Wurzeln im Waadland gefaßt hatte, machten die Herren von Bern am 24sten December 1536 eine Verordnung bekannt, wodurch sie alle papistischen Ceremonien und menschlichen Satzungen abschafften und die Messe verboten, dem Manne bei zehn Gulden, der Frau aber bei fünf Gulden Strafe... Um wieder auf das Gesez vom 20sten Mai zurückzukommen, so ist nicht zu läugnen, daß es das Uebel schlimmer und uns überdies im Ausland keine Ehre gemacht hat. Deutsche gelehrte Vereine und Rechtsgelehrte von Auszeichnung haben es ärgerlich, entehrend für den menschlichen Geist, ja selbst schändlich genannt. Wie aber könnte man gegen solche harte Bezeichnung ein Gesez in Schuz nehmen, demzufolge in einem öffentlichen Requisitorium mehrmals vom Staatsanwalte die Verurtheilung von achtungswerthen Einwohnern verlangt wurde dafür, daß sie „in flagranti getroffen werden seyen, da sie die Bibel lasen und Worte der Erbauung aussprachen.“ Ein Friedensrichter, der das Gesez vom 20sten Mai zur Vollziehung bringen wollte, tritt in eine Wohnung, wo ihm die Abhaltung von religiösen Zusammenkünften war angezeigt worden. Bei seinem Eintritt sieht die kleine Gemeinde; nur Ein Mann bleibt da, und diesen fragt der Friedensrichter, was er hier mache? statt aller Antwort zieht er einen Roman von Walter Scott aus der Tasche und reicht ihn dem Inquisitor hin, worauf ihm dieser erwidert: „Das lasse ich gelten; wäre es aber die Bibel gewesen, so hätten Sie es mit mir zu thun gehabt.“ — Professor Monnard zeigt die nachtheiligen Folgen, die das Gesez vom 20sten Mai auf die Waadländer gehabt hat, indem es die frühern Begriffe von Unverlezlichkeit des Hauses und von der persönlichen Sicherheit der Einwohner verdrängte, diese aber selbst in zwei Klassen theilte, eine im Genuß der Rechte und Wohlthaten der Konstitution, die andere hingegen ohne Gesez oder vielmehr außer dem Gesez. Jenes Gesez hat auch bei dem Volk ganz den Begriff von Volkssouveränität verwirrt. Darum glaubt es jezt, daß seine Leidenschaften und sein blinder Haß als Gesez gelten müssen; jenes Gesez hat also die materielle, die brutale Gewalt, mit Einem Wort, die Gewalt der Kannibalen sanktionirt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. December 1834.

Wenn der nur wohllebt, welcher trefflich ißt,
Wohlan! es tagt, auf! wo der Gaum uns hinführt!

Wieland.
Nach Horaz. Epist. I. 6.

Zeitbilder aus Paris.

Von J. B. Depping.

Vicomte Botherel.

Schon einmal habe ich den Erfinder der Omnibus restaurans den Lesern dieser Blätter vorgeführt. Derjenige, der es unternimmt, der Speisewirth einer Bevölkerung von 800tausend Seelen zu werden, verdient aber wohl, daß man sich nochmals mit ihm beschäftige. Hat jemals ein einzelner Mann ein so riesenhaftes Unternehmen nicht allein ersonnen, sondern auch in's Werk gesezt? denn obgleich vor der Hand von den berüchtigten Omnibus restaurans noch nichts in Paris zu sehen ist, als die Ankündigungen, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie zu Anfang folgenden Jahrs in Gang kommen werden.

Nun hat es zwar in dieser Hauptstadt, wo so Mancherlei ersonnen wird, nie an allgemeinen Bequemlichkeitsanstalten und noch weniger an Planen dazu gefehlt; es kommen im Gegentheil stets neue zum Vorschein. Schon längst hat man Anstalten, welche die Häuser mit kaltem oder warmem Wasser, mit Bädern u. s. w. versehen, andere, welche als Suppenfabriken anzusehen sind und in alle Stadtreviere ihre Fleischbrühe versenden, wiederum andere, welche Visitenkarten besorgen und die Pariser der Mühe überheben, bei ihren Freunden die Runde zu machen, noch andere, welche Aerzte und Arzneien, Bediente zum täglichen Verrichten der Hausgeschäfte und dergleichen liefern, andere, die zu den Winterbällen Spielleute und im Nothfalle sogar Tänzer schicken, und so eben erhalte ich eine Anzeige von einer neuen Gesellschaft, welche die Musikliebhaber mit Abonnements-Instrumentenstimmern versehen will.

Was sind aber alle diese Anstalten in Vergleich mit den Omnibus restaurans, wodurch die so emsigen Pariser aller Sorge für Küche und Keller enthoben werden sollen; mit der Anstalt, wo man für sie kochen, braten und sieden und ihnen die Mahlzeit ganz fertig austragen will, welche alle Restaurans, Gasthäuser und Garküchen zu verschlingen und eine monarchische Universalspeiseanstalt zu werden droht! Wer hätte sich vorgestellt, daß man es dahin bringen könne, den täglichen Bedarf der Pariser an Ochsen, Kälbern, Hämmeln, Schweinen, Wildpret, Geflügel in den Riesenkesseln und Braupfannen eines einzigen Hauses zuzurichten und den Leuten auf hunderterlei Arten zubereitet in ihre Wohnungen zu senden? Welchen Spekulanten, mochte er auch noch so verwegen seyn, hätte nicht der Vorschlag eines solchen Unternehmens zurückgeschreckt? Nur Vicomte Botherel hat sich nicht abschrecken lassen. Im Gegentheil hat er in den Zeitungen angekündigt, er werde nimmermehr

von seinem Vorhaben abstehen. An Geld dazu solle es eben so wenig fehlen, als an Muth und Beharrlichkeit.

Nun hatte sich meine Phantasie schon im Voraus den sonderbaren Aufzug ausgemalt, den die vortrefflichen Speisewagen um Mittag in Paris machen würden. Ich dachte mir das Ding folgendermaßen: zwei Trompeter voran, um den Pariseen anzukündigen, daß ihre Mahlzeit auf der Straße sey, dann die gewichtigen, inhaltschweeen Wagen mit einem Gefolge von Bettlern, Dieben und Hunden hinterdrein; jezt eine allgemeine Regung in allen Stadtrevieren; abonniete und nicht abonnirte Familien, Hagestolze, Bediente, die sich an die Fenster und Thüren drängen, ein verwoerenes Scheeien und Befehlen mit der gesammten Nomenklatur dee französischen Küche. Ich hatte gefürchtet, es werde eine Bedeckung von Polizeisergeanten eefoderlich seyn, um zu dieser Zeit die Ordnung in der Stadt aufeecht zu erhalten und einem, ja zwanzig Aufläufen vorzubeugen. Dabei beklagte ich den Vicomte wegen dee höllischen Last, die er sich duech das Eenäheen der Volksmenge von Paris aufbürde, so wie wegen dee schrecklichen Aufgabe, alle seine Leute in Zucht zu halten. Wie würde aber der Unternehmer gespottet haben, wenn er meine Beseogniß eesabeen hätte? denn sein Unternehmen ist noch weiter ausseheud, als ich mir eingebildet und den Lesern des Morgenblatts voegestellt hatte. Deßhalb ist auch dieser zweite Aufsatz unerläßlich, um den ersten zu vervollständigen.

Der Herr Vicomte will nicht allein zu Mittag, sondern auch Morgens dee Universalspeisewirth von Paris weeden, und seinen vielen Mitbürgern nicht allein die Hauptmahlzeit, sondeen auch das Frühstück in's Haus senden. Da nun ein Theil von Paris anfängt, zu frühstücken, wenn der andere sich zue Mittagsmahlzeit anzuschicken beginnt, so folgt daraus, daß die Omnibus restaurans beinahe den ganzen Tag auf den tausend Gassen umherrollen, den ganzen Tag Speise und Trank, Warmes und Kaltes, Solides und Flüssiges in Bereitschaft haben, kurz, den ganzen Tag für die leibliche Nahrung der Pariser sorgen sollen. Und dies Versorgen mit dem Frühstück ist keineswegs eine bloße Nebensache, wie man glauben möchte, sondern etwas so Wichtiges, daß der Unternehmer hofft, mit dieser einzigen Entreprise alle Kosten seiner Anstalt zu desteeiten, so daß um Mittag alle seine Auslagen bereits wiedee hereingekommen seyn und die Mittagsmahlzeiten den Profit der Anstalt ausmachen sollen.

Zum Belege dieser glänzenden Rechnung stellt er unter andeen folgende statistische Betrachtungen an. Morgens findet man die Menschen schaarenweise bei der Arbeit beisammen. Einige Tausend Schreiber und sonstige Beamte arbeiten in den Regierungsbureaur; eben so trifft man in den Stuben oder sogenannten Etudes der Notarien, Prokuratoeen und Hulssiers, in den Comptoirs der Wechselagenten, Bankiers, Geoßhändler u. s. w. mehreee tausend junge Leute an, die Alle, in Erwartung ihres künftigen Glücks, nur wenig auf ihr Frühstück verwenden können. Diese ziehen daher zwischen zehn und zwölf Uhr, dee gewöhnlichen Frühstückszeit der Geschäftsleute in Paris, ein längliches Brod, das Gottlob wegen der lezten guten Ernte nur einen Sou kostet, aus der Tasche, und essen für einige Sous etwas zum Imdiß dazu. Diesen will nun Vicomte Botherel ein guter Geist werden; denn um die Frühstückszeit läßt er die Omnibus restaurans anspannen, beladen und nach den Verwaltungsgebäuden fahren. Hier sollen sie stillhalten und für wenige Sous den getreuen Staatsdienern ein gutes und nahehaftes Frühstück verabreichen, das sie mit ihrem kümmeelichen Gehalte und bei ihren anderwärtigen Bedürfnissen nimmermehr erschwingen könnten. Wie sollten also die tausend und abertausend Schreiber anstehen, sich bei dem Botheerelschen Speisewagen zu abonniren? wie sollten sie denselben Morgens nicht sehnsuchtsvoll eewarten? Von da rollten dann die Wanderküchen bei den Notarien, Prokuratoeen, Huissiers, Bankiers, Kaufmannshäuseen u. s. w. voebei. Gewiß werden überall die arbeitsamen Jünglinge die Feder eine Weile bei Seite legen und sich aus den Omnibus restaurans ein gutes Frühstück heeausgeben lassen, das sie beinahe mit ihren Herrn Prinzipalen und Vorgesezten auf gleichen Fuß stellt. — Warum aber kann ihnen Vicomte Botherel gute Sachen so wohlfeil liefern? weil ee die Unternehmung in's Große treibt, Magazine, Schlachthäuser u. s. w. hat und die Zwischenhändler bei ihm wegfallen.

(Der Beschluß folgt.)

Molière.

(Beschluß.)

Der junge Mann war vom Fenster an den Tisch geteeten, die Bläße und Unbeweglichkeit seiner Züge hatten ihren Charaktee in etwas geändert, aber das dunkle Auge blieb auf Molièren gerichtet, der also foetfuhr: „Die Kunst des Tragikers ist ein Kultus, sie ist an Einfachheit der Religion verwandt, von der sie ihre Würde leiht; die ersten Tragödiendichter waren Priester, und Geschichten der Götter waren die ersten Tragödien. Erst als die ausgebildeten politischen und sittlichen Lebensformen jenes Ideal starrer Größe zum Menschlichen herabgemildert hatten, erst als sich im Streite die Kräfte entwickelten, in der Zersplitterung die Motive sich vervielfältigten, erscheint der Komödiendichter. Sein

Digitized by Google

Beruf ist, in einer völlig in Atome aufgelösten Welt das leitende Gesetz erst aufzufinden, welches der Tragiker bei seinen Schöpfungen schon als gegeben annimmt und an dessen heilige Ueberlieferung er nicht zu tasten wagt. Weßhalb werden Werke dieser Gattung bei unserm Nachbarvolke, den Spaniern, nie an Kraft und Leben gewinnen? Unstreitig, weil ihre Dichter sich zu sehr von altreligiösen Formen binden lassen."

Die Meisten schwiegen zu diesen Worten; Boileau wandte sich jedoch langsam und mit dem Lächeln des Spottes zu dem jungen Manne, der neben ihm Platz genommen hatte. „Was sagt Ihr hiezu, Racine? Ihr glaubtet mit Eurer Tragödie auf dem Pferde zu sitzen und sitzt am Ende nur auf dem Esel. Ich habe allerdings nicht geglaubt, daß das Verhältniß sich so gestaltete unter Euch, meine Herrn." — „Wir können uns auf jeden Fall die Hände bieten!" rief Molière und reichte seine Rechte über den Tisch hin. Racine verweigerte seine Hand, indem er mit einem spöttischen Blicke zur Seite sah. Ueber Molière's Antlitz zog eine leichte Wolke des Unwillens; mit Wärme rief er die Worte: „Gebt mir die Hand! wenn Ihr meint, daß ich als Dichter nicht würdig sey, sie zu erfassen, gebt sie mir als Freund!" — Racine saß unbeweglich, Boileau lachte heimlich, Molière fuhr nach einer kleinen Pause in seinem früheren Gespräche fort. „Zum Beweise, daß wir beide nicht so weit von einander stehen, diene Euch dieses. Meinen Tartuffe schrieb ich glühend begeistert von der Göttlichkeit unserer Religion. Ein langes Krankenlager hatte mich an die Stube gefesselt, ich befand mich allein, verlassen; Umstände, die ich hier nicht berühren will, hatten mein Innerstes erschüttert, zum erstenmale that ich einen langen erquickenden Zug aus dem tiefen Borne der heiligen Tröstungen, und da empörte mich im Innersten der frivole Mißbrauch, den ich die Welt um mich her treiben sah. Ich faßte in meinem Grimme eine jener heuchlerischen Gestalten fest und scharf, und zeichnete sie auf's Papier. Wäre ich selbst nicht ernst und gläubig gestimmt gewesen, glaubt Ihr, mir wären jene Bilder und Worte zugeströmt? Wie flach beurtheilt man dieses Gemälde, wenn man bloß Stoff zu einer Posse darin sucht. Mein Tartuffe ist vielleicht sogar ein tragischer Held." — „Man kann auch eigentlich über ihn nicht lachen," bemerkte Pigault; „in seiner innern bejammernswerthen Zerrissenheit, in seiner starren Lüge liegt sogar etwas Schreckbares; nur die umstehenden Personen mildern das unbehagliche Gefühl."

Boileau rief: „Kommt auf Eure erste Behauptung zurück. Ihr nennt es eine Eigenthümlichkeit des Wesens der Tragödie, daß sie nur einfache Beweggründe zu ihren Handlungen haben dürfe, daß die Zahl der ihr zustehenden Charaktere nur gering sey: trifft nicht beim Lustspiel ein Gleiches ein? Mit dem ersten Mann, der sein Hab und Gut mißgünstig und thöricht verschloß, sind alle Geizigen bis auf unsere Zeiten herab beschrieben." — „Ich bestreite dieses," entgegnete der Dichter. „Man hat mir vorgeworfen, mein Geiziger sey der Geizige des Plautus; und dennoch habe ich einen Geizigen dargestellt, einen Pariser, und zwar einen, welcher in einer bestimmten Straße wohnt, mit den und den Leuten umgeht, in bestimmten Verhältnissen seiner Zeit aufgewachsen ist. Freilich sind sie Beide geizig, doch der Römer von dem Pariser so verschieden, daß, kämen sie zusammen, schwerlich Beide sich als Geizige erkennen würden. Der große Zeitstrom mit seinem ewig wechselnden Wellenschlage fließt zwischen diesen beiden Masken vorbei; jene steht am jenseitigen, diese am diesseitigen Ufer, ihr Bild, das sich im Wasser spiegelt, kann nicht dasselbe seyn."

Boileau unterbrach das Gespräch, indem er unwillig die leere Flasche, die vor ihm stand, emporhob. „Verehrter Herr Pigault," rief er, „da Ihr das unnennbare Glück habt, aus den unsterblichen Werken unserer Dichter den materiellen Vortheil zu ziehen, so solltet Ihr uns, schon Eures eigenen Vortheils willen, nicht verschmachten lassen. Oder seyd Ihr am Ende wohl auch eine neue Ausgabe des Geizigen, und zwar einer, der unter dem Scheine des Verschwenders und gastfreundlichen Wirthes die peinlichste Sparsamkeit übt?" Der Diener erhielt den Auftrag, die Tafel neu zu versehen, und Herr Pigault rief: „Seyd mir nur nicht böse, ich muß Euch mir durchaus als Freund zu erhalten suchen!" — „Weßhalb?" entgegnete Jener; „meine Freunde kommen sehr schlimm weg: ich liebe sie bloß, und bei dieser Liebe werden sie vergessen, es kümmert sich Niemand um sie; meinen Feinden jedoch schaffe ich Berühmtheit, sie haben es gut bei mir. Ja, ich muß mit meiner Feindschaft und meinem Groll so sparsam umgehen, wie Andere mit ihrer Gunst: es sind zu viele Bewerber. Gleich den Fürsten, muß ich erst lange prüfen, um die Würdigsten zu finden, die ich mit meinem Hasse beglücke. Gewiß sitzt der sicher und warm im Schooße der Nachwelt, der einen Satiriker zum Feinde hat. Schon öfters habe ich herzlich bedauert, daß ich mich selbst nicht beim Schopf nehmen und tüchtig herumzausen kann. Wie berühmt würde Boileau, wenn Boileau sich über ihn lustig machte!" — „Tollheiten!" rief Chapelle.

Der Satiriker hatte sein Glas ergriffen und rief jezt: „Bei dem großen Namen Corneille's wollen wir Frankreichs schöne Geister leben lassen; gebt uns Bescheid, Molière!" Alle brachten die Gesundheit des Dichters aus, nur Racine erhob sich nicht von seinem Stuhle. Auf Molière's auffordernde Bitte erwiderte er in kaltem Tone: „Wozu Euch Ruhm und Glück

Digitized by Google

wünschen, da Ihr schon Beides habt? Auch Gesundheit fehlt Euch nicht, Ihr seyd ja für Eure Jahre recht rüstig. O gewiß, wir dürfen uns das Glück versprechen, noch recht lange duech Euee Meisterwerke belebet und erhoben zu werden.“ Diese Worte, die einen Theil der Anwesenden troz ihrer heitern Stimmung schmerzlich ergriffen, machten die Farbe von Molière's Antlitz verschwinden. Es herrschte eine lange Pause, während er seine Blicke stumm auf den Gegenstand seiner schmerzlichen Aufmerksamkeit richtete; endlich rief er: „Racine, sollen diese Worte Spott über mein Alter ausdrücken? willst Du den verspotten, den Du einst Deinen Freund nanntest?“ — Mit einem bittern Lächeln fezte er hinzu: „Fürchte nichts für Deinen Ruhm! Du stehst in der Blüthe Deinee Kraft, ich bin ein lebensmüder, bald sechzigjähriger Greis, ich trete Dir nicht in den Weg. Komm, reiche mie die Hand; die Zeit, wo ich noch bei euch weilen darf, ist vielleicht sehe karg gemessen, laß uns nicht im Mißverständniß von einander scheiden!“

Diese rührende Anrede bewegte Alle, nur nicht denjenigen, an den sie gerichtet wae. Racine erwiderte einige gleichgültige, vornehm-höfliche Worte; Molière trat zurück. Bald darauf verließ ee mit Chapelle das Zimmer. Die Verstimmung, die hierduech herbeigeführt war, bewirkte, daß die kleine Gesellschaft allgemein an den Aufbruch dachte. Boileau, der sich ungern von seinem Glase trennte, fagte zu Pigault, als Alle das Zimmer verlassen hatten: „Begreist Ihe das Wesen diesee Leute, Freund? Mir ist es völlig unverständlich. Das haßt sich, das lobt sich, heute so, morgen anders. Sie sollten nur den alten, ehrlichen Molière ruhig gehen lassen, er ist ein grundguter Mensch.“ — „Das ist ee,“ entgegnete Pigault; „vorzüglich ist Racine's Betragen unverzeihlich, da Molière ihm so viele Gutthaten erwiesen.“ — „Da steckt es wohl!“ eief der Satieiker; „nichts kommt unserer lieben Natur ungelegener, als Ansprüche auf Dankbarkeit. Doch mögen sie nur! mir völlig gleich! Boileau's Satieen werden gelesen werden, wenn längst schon die Namen Molière und Racine vergessen sind.“

Mit dieser stolzen Prophezeiung schird der zuversichtliche Mann von seinem Wirthe.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Beschluß.)

Berathung des Großraths über die Sektirer.

Durch soiche ganz vertehrte Begriffe ist es möglich geworden, daß heute manche Leute glauben, es tinne ihrer Freiheit großen Eintrag, wenn man die Gewissensfreiheit von zwölfhundert Waadtändern ehre und anerkenne. Jenes Gesez hat bewiesen, daß man nur eine Freiheit zu vertennen braucht, um bald alle nacheinander zu oerkennen. Zum Beleg dieses Sages genügt es, die republikanischen Bittsteller anzuführen, die sich nicht entbidden, von republikanischen Obrigkeitspersonen Despotismus und Unterdrückung zu verlangen. Wir haben jezt einen so durchaus unrichtigen Begeiff von Freiheit, daß man in demselben Augenblick die der Rede und der Presse oerlangt und die des Lesens unterdrücken will; oder wenn man auch das Lesen der gefährlichsten und schmuzigsten Bücher frei läßt, so will man doch das der Bibel verbieten. Und Alles dies geschieht in einem Lande, wo sich Jeder liberal und Christ nennt! In Epalinges wurden erst neulich mehrere Einwohner vor Gericht gezogen, weil sie zusammen die Bibel geteseu hatten. Das Gesez vom 20sten Mai hat auch der Militärdisciplin geschadet; denn die Leidenschaften haben an vielen Orten die Leute so in Hize gebracht, daß die Soldaten sie nicht überall unterdrücken tonnten. Die Stimme ihrer Offiziere und der Behörden wurde oft nicht gehört. Dies konnte auch nicht anders seyn, denn immer haben schlechte Gesetze die Moral der Bölker verdorben. Das augenscheinlichste Beispiel ist Irland, dessen Volk unter dem englischen Religionsdruck entsezlich ausgeartet ist. Jenes Gesez hat auch die religiösen Ideen im Lande oerkehrt, die Gleichgültigkeit, ja den Haß gegen die Religion, gegen religiöse Versammlungen, gegen das Lesen religiöser Bücher, ja den Haß gegen die Bibel selbst vermehrt, so daß man bald die Nationalfirche nicht gegen den übertriebenen Eifer einiger Christen, sondern gegen Ausartung, Laster und Irreligiosität selbst wird schüzen müssen. Das Gesez vom 20sten Mai hat auch eine Rohheit, Grobheit und eine Neigung zu barbarischen Handlungen bei einem Theile des Volks eingeführt, die vorher ganz unerhört war. Dieses Gesez kann nicht fürder bestehen, denn es wurde in einem Augenblick gegeben, wo alle politischen und Religionsideen verkehrt waren... Was geschah vier Jahre nach der blutigen St. Bartholomäusnacht, in der mehr als hunderttausend Protestanten *umgekommen* waren? Man oerlangte eine Erneuerung des Blutbades, da das erste nicht hingereicht habe, um alles Blut der Reformirten zu oergießen, und wahrscheinlich würde es zu einem zweiten Schlachten gekommen seyn, wenn sich nicht der menschliche und weise Prinz von Montpensier mit Entschlossenheit widersezt hätte. Dahin kommen die Menschen und die Regierungen, wenn sie einmal Leidenschaften zur Richtschnur ihres Handelns genommen haben. Es ist jezt immer die Rede davon, unsere Gesetze mit den Wünschen des Volkes in Einklang zu bringen; vor allen Dingen muß aber gesagt weeden, mit welchem Theil des Volkes? ob mit den Aufgeklärten, Leidenschaftslosen, oder mit denen, auf die noch krasse Unwissenheit drückt? Man muß überlegen, ob man sich an die Spize oder in das dienende Gefolge der Menge sezen will. — Diese Aeußerungen des geistreichen Redners sind um so bedeutender, da sie zugleich auf den sittlichen und politischen Zustand des Landes hinweisen, und uns den Kanton Waad, troz seiner politischen Umgestaltung 1830, auf einer sehr niedern Stufe ächter Civilisation zeigen. Monnard stand bekanntlich vor diesem Zeitraum an der Spize der liberalen Bewegung des Waadtlandes, sprach, stritt und litt für sie. Sie kam aber nicht von innen, sondern von außen her, nicht, wie sie Monnard gewünscht hatte und Viele der liberal Gewordenen, der von dem französischen Mouvemene Ergriffenen dringen jezt heftig auf Religionsdruck.

Das nächste Mal mehr von diesem Gegenstand.

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. December 1834.

— Ich rede
Von Träumen, Kindern eines müß'gen Hirns,
Von nichts als eitler Phantasie erzeugt,
Die aus so dünnem Stoff als Luft besteht
Und flücht'ger wechselt als der Wind.

Shakespeare.

Der Abend in Absam.

Wir fuhren mit dem Stellwagen von Innsbruck nach Hall. Es ist dies eine Art von Omnibus, fast so groß wie ein Pariser und eben so construiet. Der Eingang ist zwischen den Hinterrädern und die Passagiere sitzen längs der Seitenwände einander gegenüber. Es gehört nicht zum guten Ton, sich des Stellwagens nach Hall zu bedienen; die Gesellschaft ist ein wenig zu stark, was man in Deutschland gemischt nennt und unbegeistlicher Weise so sehr fürchtet. Da wir indeß schon sehr zahlreich waren, so konnten wir es, selbst nach dem Ausspruche einiger Innsbrucker Freunde, getrost wagen, weil außer uns nur zwei bis drei fremde Passagiere noch Platz finden konnten. Und in der That trafen wir beim Einsteigen nur zwei: einen jungen hübschen Mann mit einem blonden Schnurrbart, der sich uns bald für einen Ungar zu erkennen gab, und einen ehelichen Landbewohner der Gegend, der vom Markte in Innsbruck zu seinem Herde zurückkehrte.

Es war ein milder, stiller Spätsommerabend und bald ward es so finster, daß wir unsere Gesichtszüge nicht mehr sahen, und die Phantasie die anregende Beschäftigung erhielt, sich jedesmal das Bild des eben Sprechenden nach besten Kräften zu vergegenwärtigen. Eine solche Unterhaltung auf der Reise hat für mich stets einen eigenthümlichen Reiz. Ich bin nicht im Stande, zu schildern, welche Flüge und Sprünge ich dann in Gedanken mache. Ich bevölkere gewöhnlich den innern Raum des Wagens mit ganz andern Personen, als sich eben darin befinden.

So konnte ich an jenem Abende ein junges Mädchen nicht los werden, das einen zwar flüchtigen, aber sehr interessanten Eindruck auf mich gemacht. Sie stieg einst in Brüssel Abends neun Uhr, da es auch stockfinster war, mit mir zugleich in die Diligence von Lafitte-Caillard — sie von rechts, ich von links — und weinte heftig. Ein sehr hübscher, schnurrbärtiger Jüngling stand, von der Hoflaterne vollständig beleuchtet, auf dem Schlage und hatte die Hand der Weinenden gefaßt. Beide sprachen nicht; sie weinte immerfort und er blickte sie unverwandt an. Endlich rief der Conducteur dem Postillon das Losungswort der Abfahrt zu und warf, indem er zur Imperiale hinankletterte, einen tiefen Schatten auf den Jüngling, der ganz verfinstert sich einen Augenblick in den Wagen bog und, ohne ein Wort zu sagen, das Mädchen heftig küßte. „Adieu, Hector!“ hauchte sie, und das war Alles. Er hörte es nicht einmal, denn wir flogen fort und er war schon herabgesprungen.

Es herrschte Stille im Innern der Diligence. Vier Menschen schliefen fest, meine Nachbarin, so schien es, weinte still in sich hinein, und ich suchte mir die Geschichte

zusammen, wodurch das Pärchen — offenbar zwei Liebende — für lange Zeit getrennt wurde. Sie mußte blond seyn und schlank, das Auge schmachtend; ich freute mich auf den Sonnenaufgang, der mir ihre ganze Anmuth enthüllen sollte. Die aufgehende Sonne beschien meine geschlossenen Augenlieder, denn ich war sehr fest eingeschlafen, und als ich in Landreey erwachte, war meine Nachbarin bereits ausgestiegen, und ich sah sie nur noch in der Ferne am Arm eines hübschen jungen Mannes einen Hügel hinaneilen, auf dem ein freundliches Gebäude stand. Einige schwarze Locken flatterten von ihrem Köpfchen; sie war klein und voll, ganz dem Bilde widersprechend, das ich mir von ihr entworfen hatte. Meine so schön erfundene romanhafte Geschichte der Nacht war mit einem Male über den Haufen geworfen. Der Jüngling des vorigen Abends konnte ihr Bruder gewesen seyn, sie den Tod einer guten alten Tante beweint haben und nun mit dem ihr zugefallenen Erdtheil die Gattin desjenigen werden, den sie lange schon liebte und der sie in Landreey im Hause ihrer Eltern erwartete. Diese Geschichte war so freundlich, wie der herrliche Morgen, der auf die Visitatoren herabschien, die in unsern Koffern herumwühlten. Für mich mußte aber das Schicksal meiner Nachbarin ein Räthsel bleiben, denn wir verließen Landreey sogleich wieder und ich bin seitdem nicht wieder hingekommen. — Auf dem Wege von Innsbruck nach Hall saß aber meine junge Brüsselerin wieder neben mir, und ich drückte, in diesem Traum befangen, einer hübschen jungen Frau, welche in der That meine Nachbarin war, vielleicht etwas zu theilnehmend die Hand und lispelte ihr zu: „Warum weinen Sie denn?“ worauf sie jedesmal mit einem gar anmuthigen Lachen antwortete. Inzwischen erzählte der Ungar vom neulichen Brande von Munkacz, ziemlich trocken referirend, ziemlich theilnamlosen Zuhörern. Ich jedoch konnte unmöglich die schöne Gelegenheit versäumen, nach Munkacz zu reisen. Mit einer reizbaren Phantasie reist es sich billiger und schneller als mit jedem Dampfwagen. Ich war sogleich zur Stelle, und so glücklich, alle meine lieben Freunde mitzunehmen, denn neben mir stand die weinende Brünette von Landreey, und der fürchterliche Brand der schauerlichen Felsenoeste röthete ihre lieblichen Züge. Schwarze Gestalten schossen durch die Flammen hin, wie es schien, nicht um Hab und Gut zu retten, denn daran dachte Niemand, sondern um zu jenen Felsenhöhlungen zu dringen, die tief unter dem Bette des Stromes sich ausdehnen, und dort die lebenslänglich Gefangenen von den schweren Ketten loszuschließen und sie so lange in Sicherheit zu bringen, bis ihnen der neue Kerker gebaut seyn wird. Ich war im Begriff, in einen solchen Wasserkäfig mit hinabzusteigen. Da heulten plötzlich die Sturmglocken durch den nächtlichen Graus, ein ungeheures Mauerstück stürzte in den Felsenkrater hinab, und die gedämpfte Flamme zuckte aus den Oeffnungen des schwarzen Gemäuers.

Der Stellwagen hielt; meine phantastische Maskerade war geendigt und ich sah statt der geträumten Personen meine Innsbrucker Gesellschaft bei hoch empor gehobener Laterne aus dem Wagen kriechen. Alles war Traum gewesen, bis auf die Erzählung des Ungarn von Munkacz's Brand, die ich nur ein wenig grell staffirt hatte, und das Läuten der Glocken von Hall, die aber nicht Sturm, sondern das friedlich erquickliche Ave Maria verkündeten. Obgleich meine Träumereien zu dem Folgenden in keiner Beziehung standen, so hatten sie mir doch eine angenehme Empfänglichkeit dafür mitgetheilt.

Ich stand nun im Hofe des Wirthshauses zur Krone, über mir der gestirnte Himmel, im Angesicht des weißen, schroffen Salzberges, dessen malerische Formen der eben aufgegangene Mond mit höflicher Bereitwilligkeit im schönsten Lichte zu zeigen bemüht war.

Weder die Stadt Hall, noch die großen, weiten Säle und Galerien des Salzberges, die vom Wasser ausgehöhlt werden, waren jedoch das Ziel unserer Reise. Dies fiel mir jetzt erst ein, als die Gesellschaft ohne Rast mich an's Weitergehen mahnte. Wir waren nämlich auf der Wallfahrt nach Absam begriffen, zwar nicht wie ganz gute Katholiken, sondern mit der Nebenabsicht, uns an den vielen Leuten, dem Jahrmarkte und dem heitern Treiben, das stets den Kirchenfesten in dem lustigen Tyrol anhängt, weidlich zu ergötzen. Der Mondscheinabend lud zur Fußpartie ein, und die Gesellschaft war so heiter gestimmt, daß man sich mit Recht viel Vergnügen davon versprach. Wir wandelten den Weg nach Absam; der Mond beschien die Straße und „Ave Maria“ schallte von vielen Thürmen in den rings umher verbreiteten Dörfern. Wir hielten an einer Wiese, die ein Wald umsäumte. Vor uns lag ein reinliches Bauerhaus, aus dessen geöffneter Thüre die Flamme des Herdes leuchtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zeitbilder aus Paris.

(Beschluß.)

Bei einer solchen Spekulation hat die Phantasie ihr freies Spiel. Was hindert den Vicomte, alle Fabriken und Arbeitshäuser mit seinen verführerischen Rollküchen heimzusuchen? Ist es ihm verboten, mit Frühstücken feinerer Art vor der Deputirten- und Pairskammer, der Börse, dem Staatsrathe, dem Munizipalrathe, den

Digitized by Google

Gerichten, den Akademien vorzufahren, dort anzuhalten und alle daselbst versammelten Herren durch ein auserlesenes Frühstück in Stand zu setzen, die Mittagsmahlzeit, die in Paris für Manche erst am Abend beginnt, ruhig abzuwarten? Ein Omnibus restaurant vor einem öffentlichen Gebäude würde dadurch ein Zeichen werden, daß die Herrn drinnen damit umgehen, die Leute zu regieeen, zu besteuern, zu unterrichten, zu strafen und wo möglich auch zu bessern. Zulezt könnte es noch dahin kommen, daß das Ausbleiben der Botheeelschen Wagen als ein Merkmal allgemeiner Hungersnoth angesehen würde.

Voenehmlich aber habe ich mir vorzuwerfen, daß die beste Seite der Unternehmung, nämlich die staatswirthschaftliche, politische und sogar moealische, in dem ersten Aufsatze fast gar nicht berührt worden ist. Ein Nachtrag möchte dahee in dieser Hinsicht ganz unentbehrlich erscheinen.

Vieomte Botherel hat zwar eine bedeutende Summe, man sagt eine Million, ausgelegt, um seine Universalspeiseanstalt mit den riesenhaften Kesseln, den Schlachthäusern, den Viktualienmagazinen u. s. w. zu gründen. Die Entreprise des Speisens selbst will er aber doch nicht allein auf sich nehmen; dazu ladet er fortwährend die Liebhaber in den Zeitungen ein. Auch soll sich beeeits eine ziemlich große Anzahl von Peesonen bereit gefunden haben, ihre 750 Franken an eine Aktie zu wagen. Im Grunde ist das Wagestück auch nicht größer, als wenn sie irgend einem Staate ihr Geld leihen; denn wer bürgt ihnen dafür, daß der Staat, wenn er einmal ihr Geld hat, ihnen nicht ein Deittel streicht, oder sie mit Arrosirungsvorschlägen und dergleichen untröstlichen Dingen abfertigt? Nun hofft Vieomte Botherel es dahin zu dringen, daß alle diejenigen, welche bei seiner Anstalt eine Anstellung suchen, auch zugleich Aktienträger werden, so daß sie alle ein gleiches Interesse hätten, das Gedeihen dee Anstalt zu befördern, weil daduech zugleich ihe Gewinnst wachsen müßte. Ein weiteree Wunsch mag bei ihm noch im Hintergrunde liegen, nämlich der, daß auch die Abonnenten seiner Speiseanstalt Aktionärs werden; denn es scheint doch einmal sein Hauptziel zu seyn, Speisende und Gespeiste, oder noch zu Speisende, mit einem gemeinschaftlichen Band zu umschlingen, und vom Gesichtspunkte seiner Universalspeiseanstalt aus alle als Brüder betrachten zu können. Das wäre denn eine Association, gegen welche die Docteinärs nichts veemöchten, und ein neuer Triumph des Geunbsatzes der Gleichheit. Ein Associé würde den andern bedienen, und wer sich ein Rebhuhn und eine Flasche Bordeauxwein aus dem Küchenwagen herauskommen ließe, würde sich nicht höher dünken können, als derjenige, der sie ihm heraufbrächte, und sollte er es sich einfallen lassen, ihn wegen schlechter Bedienung zu schelten, so brauchte der Associé-Kellner ja nur seine Aktie aus der Tasche zu ziehen, um den zu Bedienenden auf das gleiche Niveau mit sich selbst zu stellen und den Scheltenden zum Verstummen zu bringen.

Diese Vèelnüpfung der Interessen der Sudalteenen mit dem Wohl und Weh dee Unternehmung ist ein politisches Meisterstück. Wie sollten die hundert Kellner, Köche und Küchenjungen, die Dutzende von Kutschern und Stallknechten, die zahlreichen Inspektoren und Comptoirdiener, und vielleicht noch ein Halbhundert anderer, dabei beschäftigter Leute beiderlei Geschlechts in Zucht und Ordnung gehalten werden, wenn nicht ein stärkeres Band als das der Unterthänigkeit sie an das Oberhaupt kettete! Die Omnibus restaurans werden ein Voebild für die Regenten werden, welche noch nicht die Kunst besitzen, das Privatwohl ihree Untergebenen mit dem allgemeinen Wohle zu vereinigen.

Aber Fournier, der seine Phalanstères noch nicht hat in Gang bringen können, wird sich gewiß grämen, wenn er sieht, daß eine Association wegen Essen und Trinken zu Stande kommt, und daß eben die Menschen, welche es verschmäht haben, sich zum Beisammenwohnen zu gmeinschaftlicher Aebeit und Erholung zu vereinigen, auf den Ruf eines Speiseunternehmers sogleich brüderlich sich die Hände reichen, spekuliren und Aktien nehmen. Andernseits könnte ihm aber der Triumph der Omnibus restaurans auch wieder neuen Muth einflößen; denn wenn die Leute so leicht ihre Kapitalien zusammenschießen, um einander zu speisen, oder um gespeist und getränkt zu werden, so können sie ja auch wohl einmal dazu kommen, ein Phalanstèer zu bauen, um zusammen zu arbeiten, zu musiciren, zu politisiren und Geld zu gewinnen.

Mancher durch Vieomte Botherel mit Speise versorgte Associé stellt vielleicht während seiner Aktienmahlzeit nützliche Betrachtungen über den Vortheil der Associationen an und nimmt nach aufgehobener Tafel auch eine Aktie auf das erste zu errichtende Phalanstère, zumal in einer solchen Anstalt weder Polizei noch Soldaten, weder Jesuiten noch Prokuratoren gehalten werden sollen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, November.

Provençalische Herbsttage. Wachteljagd. Das Meer.

Dieser südliche Himmel ist doch auch nicht ewig blau, wie die Dichter des Landes sagen. Diese schöne Erde hat ihre Boreaswochen, und gerade jezt sehne ich mich nach dem deutschen Ofen. Wenn Sie heute nach dem Olioeulande

Digitized by Google

der Provence entrückt würden, was wäre wohl Ihr Urtheil über das so gepriesene Klima des südlichen Frankreichs? Gewiß, Sie würden sich wieder hinauf nach Ihren entblätterten Weinbergen und dem geheizten Zimmer wünschen; Sie würden unter unsern grünen und noch ziemlich blätterreichen Platanen keinen Schutz finden gegen das Eisweben des Mistrals, dieser nordischen Hexe, an deren winterlichen Küssen der Erde letztes Jugendgrün erstirbt. Indessen dauert dieser kalte Mistral, der uns seit Mitte Oktobers heimsucht, doch auch nicht immer, und es wechseln mit ihm gar liebliche Herbsttage. Da eilt denn der Provençale nach der Kammer, holt Flinte und Jagdtasche und stürmt hinaus über Fels und Thal unter dem Gebelle der braungefleckten Hunde. Aber wo will er denn hin? da sind ja weder Wälder, noch Sträucher. Hat Ihnen noch Niemand von den Wachteljagden in der Provence erzählt, diesem volksthümlichen Vergnügen, das dem Marseiller über Alles geht? An dem felsigten Meeresufer, bei dem grünen Schloß, bei der Rolandsgrotte, auf den Bergen ohnweit des Chateau Borély sieht man jetzt täglich, noch ehe der Morgen graut, die Schaaren unserer Waidmänner mit der Büchse streifen. Hirsche und wilde Eber gibt es in dieser kahlen Gegend nicht. Hasen zeigen sich nur selten, dafür gibt es Rebhühner und wohlschmeckende Seevögel in Menge; das Rothhuhn wird häufig geschossen, und die Schaaren der Wachteln erinnern an jene, welche den Kindern Israel in der Wüste so wohl zu statten kamen. Die Art, diese Wachtelschwärme herbeizulocken, ist seltsam, bringt aber den Jägern wenig Ehre. Da es bei uns gar viele reiche Jagdliebhaber gibt, deren Glieder zu zart sind zum Klettern, oder denen das Podagra keine große Bewegung mehr gestattet, so hat man für diese eine recht bequeme Art zu jagen erfunden. Auf den Besitzungen jener vornehmen Jagd- oder vielmehr Knalliebhaber werden Lockvögel auf die Erde gestellt. Arme Wachteln, in Käfigen verschlossen oder ledig herumhüpfend mit beschnittenen Flügeln, bisweilen sogar des Augenlichtes beraubt, sind bestimmt, ihre Brüder in's Verderben zu locken. Gewöhnlich läßt man jene zuvor ein paar Tage hungern und streut ihnen dann Hanfkörner auf den Boden, welche sie unter fröhlichem Picksperick verzehren. Ihre Brüder in der Freiheit wissen die Stimmen beim Fressen von den gewöhnlichen Lauten zu unterscheiden, und kommen Abends, da sie jetzt keine Feigen und Hanfkörner mehr finden, in Schaaren herbeigeflogen, um in der Küche der Brüder sich zu Gast zu laden. Wenn sie nun aber bei Tagesanbruch sich wieder erheben wollen, da sehen die armen, getäuschten Thiere zu spät die Netze, die über ihre Häupter gezogen sind. Solche große Netze sind sehr theuer; man bezahlt sie bis zu fünfzehn und zwanzig Louisd'or; dennoch gibt es hier Jagdliebhaber, die deren fünf und sechs besitzen. Sind nun die Wachteln in dem Raum der ausgespannten Netze eingesperrt, so beginnt ein greuliches Morden; die armen Vögel flattern vergebens von einem Ende zum andern, und fallen endlich alle unter den Schüssen ihrer Verfolger; denn bei solchen Schwärmen verfehlt selbst eine auf Geradewohl abgedrückte Ladung nur selten ihr Ziel. Dieses Wachtelschießen war die Lieblingsleidenschaft des alten Königs von Spanien, Karls IV., der während Napoleons Herrschaft zu Marseille als halber Gefangener lebte. Diesen entthronten Herrscher, dessen Herzensgüte noch heute unter dem Volke im Andenken ist, sah man alle Herbsttage nach seinem Landhause zur Jagd fahren. Wer nicht so viel Geld für ein Netz ausgeben und noch weniger die Füße auf den rauhen Felsenpfaden wund treten will, eilt, in den letzten, scheidenden Sonnentagen noch die Luft auf dem Land zu athmen, wo das südliche Kugelspiel und die dem Norden entlehnten Ruischberge und Hahnenkämpfe den ergötzlichsten Zeitvertreib gewähren. Häufig werden Wasserfahrten angestellt, und an den Festtagen sieht man unzählige Bürgerfamilien in grünen, mit bunten Leinwanddächern und dreifarbigen Fahnen gezierten Gondeln in den Golf hinausfahren zu einem Besuche nach dem Château vert oder nach dem drei Stunden entfernten Städtchen Cassis, wo man den besten weißen Wein des Südens trinkt, oder nur nach der nahegelegenen Reserve, wo einen die sogenannte Bouillie-bess erwartet, ein köstliches Gericht, das aus ganz frisch gefangenen Seefischen besteht und bei dem Marseiller so beliebt ist, als die Maccaroni beim Neapolitaner. Wenn auch das Wetter sich bei der Heimfahrt ein Bischen trübt, so kümmert das unsere Marseiller wenig; sie haben ihr Meer von Jugend auf lieb, wie der Schweizer seine Berge, und selbst die Frauen zeigen selten Furcht vor dem tückischen Elemente; ihre Rosenwangen erbleichen kaum da, wo unsere deutschen Damen in Ohnmacht fallen würden. Dennoch gibt es nichts Verrätherischeres, als dieses geliebte und herrliche Meer, und wie viele Familien haben jährlich theure Glieder zu beweinen, die in der salzigen Fluth den Tod fanden! Ein Sturm an dieser Küste hat für die auf dem Gewässer treibenden Gondeln, wenn solche weit von dem Hafen entfernt sind, immer etwas Gefährliches, denn das Ufer ist unwirthbar, und die Felsen, die fast überall senkrecht aus dem Meere ragen, sind nicht zu ersteigen; nur in der Nähe der Stadt gibt es einige Stellen, wo der Strand niedrig ist. Wenn daher ein Orkan heraufzieht, flüchten sich alle Gondeln nach dem Hafen, und die größern Schiffe vermeiden, so viel als möglich, sich der Bucht zu nähern. Da sieht man den sonst von unzähligen Gondeln, Fischerbooten und Kauffahrteisahrern belebten Golf ganz einsam, und das schöne Meer ist eine öde Wasserwüste geworden. Schubert bemerkt in seiner Reise durch das südliche Frankreich, daß ein Freund von Seestürmen dieses Schauspiel besonders in Marseille genießen könne. Die Bemerkung des deutschen Gelehrten ist richtig, nur darf man sich unsere Seestürme nicht in der furchtbaren Erhabenheit wie auf dem Ocean vorstellen. In Marseille hat man Jahre erlebt, wo der Hauptanführer unserer Wellen, der kalte, furchtbare Mistral, zweihundert Tage des Jahres, also über die Hälfte desselben, in kurzen Unterbrechungen forttobte; seine Erscheinung ist immer mit Schiffbrüchen, Krankheit und Unglücksfällen begleitet. Dennoch sah ich hier junge Leute, die, an diesen unheimlichen Gast gewöhnt, ihre Verwegenheit so weit trieben, sich selbst bei später Herbstzeit während des Mistrals zu baden. Delphine und Thunfische fliehen, von dem Tode ihres Elements erschreckt, auf den Grund des Meeres, und der Seeadler birgt sich hinter seine Felsen; aber jene jungen Wagehälse lachen der zürnenden Natur, und es gewährt ihnen eine eigene Lust, mit Wind und Wellen zu ringen. Den Marseillern scheint das Schwimmen angeboren; Kinder von sechs Jahren sieht man am Hafen sich gegenseitig in das Meer stoßen, sich kopfüber von den Schiffen herab in das Wasser stürzen und lange Strecken unter demselben fortschwimmen. Die Mütter sehen diesem Treiben ganz gleichgültig zu; sie wehren den Kleinen nicht und haben keine Angst, wenn diese oft minutenlang nicht mehr auf der Fläche erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. December 1834.

— Wie groß seyd ihr! wer gibt mir der schönsten
Sprosse genug, daß ich geh' und Lorbeerwälder euch pflanze!

Klopstock.

Gruss.

Euch grüß' ich, die Ihr um der Schönheit Sterne
Am glüh'nden Morgenhimmel kühn gefreit,
Die, trotz des Ortes und der Zeiten Ferne,
Die schönsten für die Westflur uns befreit;
Zu Euch hinwandle, daß erkennen lerne
Der Suchende des Orients bräutlich Kleid;
In Eurem Spiegel glüh'n der Ostwelt Flammen —
Ein heil'ger Brennpunkt — treuvermählt zusammen.

Seit Herder Du, die Friedenspalme tragend,
Zum Jordan Dich, zum Ganges hingewandt,
Seit Deinem klaren Forscherauge tagend
Der Lieder schönste helles Licht gesandt:
Wie Mancher zog, voll maennen Eifers fragend,
In Lieb' und Lust zum fernen Morgenland,
Und sucht' und fand die vorgeahnten Blüthen,
Die dort so reich in duft'gee Füll' erglühten! —

Du, Jussuf, zogst mit mächt'gem Zauberhammer
Vor manches strengbewachte Prunkgemach;
Du horchtest an der stillen Hochzeitkammer
Der Liebenden, sahst schlummernd sie und wach;
Dir zeigte sich Ferhad in seinem Jammer,
Schirin im Königssaal, am Wiesenbach;
Ja, Wamik selbst und Asra zu belauschen,
Gelang dir jüngst bei der Kithara Rauschen.

Und Du, der einst mit kühnem Unterfangen
Ein Kämpe auf der Mitwelt schwankes Brett
In gutrr Wehr Dich stelltrst, bis erklangen
Die Saiten im geharnischten Sonett:
Wie zart und voll im Bangen und Erlangen
Singst Du mit jenen Sängern um die Wett',
O Freimund Reimar, die auf Moschuspfaden
Uns zum Genuß der reichsten Wonnen laden!

Wie fügt sich Dir in tausend Melodien
Der Muttersprache faltiges Gewand!
Ein Mantelwurf der reinsten Harmonien
Hat Deine Herrschaft willig sie erkannt;
Wo Du erfassend nahst, sie kann nicht fliehen — —
Und Du, den ich im fernen Kasan fand,
Ein rüst'ger Erdmann, führst mit ihrem Trosse
Die heim'sche Schöne von des Herrschers Schlosse.

Was Ihr auch gabt des Guten und des Schönen
Und was uns spenden mag die jüng're Schaar,
Die, huldigend des Orients Sangestönen,
Den Dienst verwaltet an dem Weihaltar:

Digitized by Google

Laßt uns dem weisen Liedling der Kamönen,
Dem spät der Ost noch Lust und Ladung war,
Ein innig Hoch bei Cymbelklang und Flöten
Aus tiefster Brust darbringen — Wolfgang
Goethe!—

Und gönnet, daß der Jüngst' in Eurem Kreise,
Orr, von der Memnonssäule Wunderklang
Durchzittert, gländ'gen Muths zur Pilgerreise
Sich rüstend im erwachten Jugenddrang,
Nicht dubiend mit der Ostwelt Sangesweise,
Natur und Volk mit glüh'nder Lieb' umschlang,
Vor'm Gangeswellenbad, der Wallfahrt Ende,
Euch Gruß und Dank zur theuren Heimath sende.

Berlin, im Oktober 1833.

Heinrich Stieglitz.

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

„Laßt uns bei dieser Hütte nicht theilnahmlos vorübergehen," sprach Einer aus der Gesellschaft; „wir wollen hier dem trüben Andenken eines vaterländischen Künstlers einige gemüthvolle Augenblicke weihen. Sein schreckliches Schicksal wird nie aufhören, uns räthselhaft zu bleiben, denn jedes dahinrollende Jahrhundert zieht neue Lavarinden über das Leben Einzelner, und es ist Pflicht, sich ihrer zu erinnern, damit sie nicht ganz dahinschwinden." Meine Freunde sahen sich ernst und stillschweigend an; keine Neugier malte sich in ihren Blicken; man entdeckte sogleich, nichts Neues erwartete sie hier, sondern es galt nur, eine bekannte Rührung aufzufrischen. Man brachte eine Bank aus der Hütte und stellte sie unter einen mächtigen Nußbaum, dessen Zweige Nacht verbreiteten und den lichten Wiesenteppich mit stets wechselnden Arabesken verzierten, die ganz von der Laune des Windes abhingen. Auch die Bank, worin eine runde kleine Oeffnung sichtbar war, wurde von der Gesellschaft, ehe sie sich darauf setzte, mit stummer Theilnahme ein Weilchen betrachtet. Ich lehnte, in mich gekehrt, an dem Stamm des Nußbaums. Sey es, daß man mich von Allem unterrichtet wähnte, oder wollte man einen überraschenden Eindruck auf mich wirken lassen, Niemand nahm sich die Mühe, ein Wort an mich zu richten. Ich bemerkte noch, daß ein junger Mensch sich mit schnellen Schritten von uns entfernte und sich bald in den nahen Wald verlor; er war in einen Mantel gehüllt. Dann schloß ich die Augen, um mich durch nichts stören zu lassen. „Gibts hier Wunder," sagte ich zu mir selbst, „so mögen sie kommen, sie finden ein offenes, empfängliches Gemüth zu dieser Stunde!"

Bald hörte man eine Geige aus dem Walde. „O göttlich!" — „Eduard!" — „Sie ist ächt!" schallte es aus verhüllenden Shawls und Capoten, von einem herrischen St! unterbrochen. Ich horchte hoch auf. Das Geigenspiel war herrlich; nichts von jener eleganten Volubilität, nichts von jenem geisterhaften Arpeggio, jenem baroken Pizziccato, das heutzutage der stumpfsinnigen Menge Beifall entlockt; es war ein Adagio, so durch und durch Klage, so ganz getaucht in unendliche Wehmuth, wie Scarlatti, der Sage nach, es vorzutragen verstanden haben soll. Aber mehr noch als Vortrag und Komposition erschütterte mich — der Ausdruck ist wahrlich nicht zu stark — der Ton dieser Geige. Armer Balzac! der du, um den Zauberklang einer Geige zu erklären, den röchelnden Sterbelaut eines alten Mütterchens hineindannen ließest! Ich will hier keine Erklärung wagen, aber sicher ist es, daß eine Seele in diesem Instrumente wohnte, die ein großer, kunstfertiger Meister, vielleicht als Theile seiner eigenen, hineinzubannen verstand.

Diese lezten Gedanken waren laut geworden, ich hatte sie unwillkührlich gesprochen; ich öffnete hier die Augen; die Saiten waren vom Abendthau verstimmt worden und der Spieler stimmte sie auf's Neue; die Gesellschaft rief Bravo und sah mich dabei an; mir war's, als ob auch meinem Ausruf der Beifall gelten sollte; aber die Geige schwieg nun und der junge Mensch im Mantel trat aus dem Schatten der Waldbäume wieder auf uns zu.

Laute Lobeserhebungen empfingen ihn; er nahm freundlich dankend den Hut ab, und indem er sich die Stirne trocknete, sprach er: „Ihr Lob gebührt nur der Geige; warten Sie, sie soll sich bedanken!" Und nun suchte er recitativisch seinem Instrumente Töne zu entlocken, die wahrhaftig wie Dank klangen. Er wußte sie so geistreich zu regieren, wie ich dies nie zuvor gehört hatte, obgleich ich alle unsere Virtuosen, alle Götter und Halbgötter unserer Konzertabende von London, Paris und Wien zu kennen glaube.

„Und was ist dies wohl für eine Geige?" fragte mich mein Nachbar; „denn daß sie von einem namhaften Meister herrühre, werden Sie wohl gleich gehört haben." — „Von dem Vortrefflichsten ist dies Meisterwerk!" rief ich aus meiner Art von Begeisterung heraus, „und ich glaube nicht zu irren, wenn ich sie für eine ächte Amati halte, wie sie der wackere, hochbegabte Meister um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu Cremona verfertigte." — „Und warum suchen Sie Ihr Vaterland jenseits der Alpen?" fragte mein Nachbar bedeutend,

Digitized by Google

indem er um sich blickte. Die ganze Gesellschaft stand um uns her und hörte theilnehmend zu.

„Dies ist ein Werk meines Großonkels, der in jener Hütte sein Leben im tiefsten Elende, in der härtesten Entwürdigung beschloß. Jener Wald hat das Holz dazu geliefert, es ist von den Haselfichten, die sich bis gen Gleirsch hinter den Salzberg erstrecken, und dieser Stock, den ich trage, mit dem Hammer als Knopf, ist derselbe, womit mein armer Großohm jeden Stamm berührte, um mit seinem feinen, wundersamen Ohre den Klang zu erforschen, der in dem Holze schlief, bevor er ihn fällte. Sehen Sie, mein werther Freund, so nahe sind uns die Wunder, wir haben nicht Ursache, deßhalb die Alpen zu messen. Aber diese Geige, worauf eben mein Sohn spielte, ist in der That ein Wunder, sie ist die herrlichste, die der alte Bewohner dieser Hütte jemals geschaffen, und wenn seine andern jetzt mit 3, 4 und 500 Dukaten bezahlt werden, so hat diese einen unschätzbaren Werth; er nannte sie seine Geliebte, er spielte selbst darauf, wenn der entsetzliche Wahnsinn seine Fesseln ein wenig lüftete, sie ist nie verkauft worden, sondern als theures Erbstück in der Familie geblieben, worin immer ein tüchtiger Violinvirtuose sich hervorthut. Mein Sohn ist kein Stümper, wie Sie so eben gehört haben. Ich aber bin der Hauptmann Stainer, wie Sie wissen.“ — „Und dies ist eine Stainergeige, die dem Namen Ehre macht!“ rief ich nicht ohne Beschämung. „Wie konnte ich nur beim Hören dieses männlich reinen Tons an Amati denken?“ — „So setzen Sie sich her zu mir,“ sprach der Hauptmann, „hören Sie Einiges von der wunderseltsamen Geschichte des Mannes, der diese köstlichen Instrumente zu bauen verstand, so viel wir selbst nämlich davon wissen. Ein Theil derselben, und zwar der wichtigste, ist vor unsern Blicken undurchdringlich verschleiert. Kommen Sie, setzen Sie sich auf diese Bank, auch sie spielte eine Rolle in dem verwickelten Drama seines Lebens.“ Und ich setzte mich zu den Uebrigen und der Hauptmann begann mit einer schönen Baßstimme zu erzählen; aber aus dem Walde glaubte ich zwischendurch immer die Geige zu vernehmen, nur leiser, gespensterhafter, so daß sie nicht störte, nur begleitete. — Es war wirklich ein recht abenteuerlicher Mondscheinabend, den ich nie vergessen werde! Die Erzählung des Hauptmanns lautete aber ungefähr so:

„Es sind nun fast zweihundert Jahre, daß ein kleiner Bube auf dieser Wiese die Gänse hütete und dabei ein ganz klägliches Gesicht zog. Denn gerade daß er Gänse hüten mußte, war ihm so verhaßt. Ihr Geschrei machte ihn krank, er warf sich mit dem Kopf in's Gras, stopfte sich damit beide Ohren zu und wälzte sich wie unsinnig umher. Nach langem Solliciriren gelang es ihm, den Posten eines Kuhhirten bekleiden zu dürfen, und dabei befand er sich besser. Nicht nur das harmonische Geläute am Halse der Thiere machte auf ihn einen ungleich bessern Eindruck, sondern auch das tiefe, langausgehaltene Gebrüll erfreute ihn; dazu brauchte er nicht mehr auf der Wiese zu bleiben, er trieb höher hinauf in den Wald, der auch voll wunderlicher Stimmen und melodischen Getöns war, und am Felsen, wo das Echo schlief, blies er dann wohl irgend ein schönes Lied auf dem Schwengel,*) den er selbst geschnizt und zu blasen erlernt hatte — Gott weiß nach wessen Anleitung! Nachdem die Knabenjahre so vorüber gegangen waren, trat er eines Tages mit freundlichen Blicken vor seinen Vater, als eben ein Trupp herumziehender Fiedler dort in's Wirthshaus ging, und bat ihn, er möge ihm erlauben, bei diesen Leuten Dienste zu suchen, er wolle sich dann schon selbst durch's Leben schlagen und brauche seiner Hülfe fürder nicht mehr. Der alte Bauer aber ward ganz zornesroth im Gesichte. Er war zwar arm und mit Kindern gesegnet, und es ward ihm schwer, ihnen die volle Schüssel täglich hinzusetzen; aber um solchen Preis mochte er dennoch für Keines von ihnen ausgesorgt haben. Mit harten Reden scheuchte er den jungen musikalischen Kuhhirten von sich, der aber dessenungeachtet nicht aufhörte, seiner, wie es schien, angebornen Neigung mit glühender Liebe anzuhängen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Tyroler Pfeife, worauf die Schützenmärsche geblasen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Theater.

Nun erst sind die Leute alle wieder vom Lande zurück, außer mehrern reichen Familien vom alten Adel, welche, um nicht Zeugen eines Zustandes der Dinge seyn zu müssen, wobei sie keine Rolle zu spielen haben, lieber den Winter in Ländern zubringen, wo es noch nach ihrem Sinne und Geschmacke hergeht, z. B. in Italien; denn was sollten sie Winters in Paris anfangen, da ihnen der jetzige Hof ein Gräuel ist, und sie sich daselbst nicht zeigen können, ohne sich bei ihrer Partei in Verdacht zu setzen? Eben so wenig sieht man viele Fremde aus gewissen Ländern, weil man für sie, wie es scheint, eine gewisse politische Ansteckung fürchtet. Uebrigens ist Paris voll; dies sieht man hinlänglich in den Schauspielhäusern, die nun alle fleißig besucht werden, obschon ihrer eine außerordentliche Menge ist. Die Oper begnügt sich nicht mehr mit den drei gewöhnlichen Vorstellungen in der Woche, sondern gibt auch noch Sonntags eine besondere Vorstellung; so hat sie auf morgenden Sonntag die 116te Vorstellung von Robert le diable angekündigt. Eine solche Reihe von Vorstellungen einer großen Oper ist beinahe beispiellos; Operetten haben zuweilen solchen Beifall gehabt, aber eine große Oper vielleicht nie.

Eben so wenig begnügt sich das Théâtre français mit seinen täglichen Vorstellungen in seinem eigenen Schauspielsaale, sondern spielt noch zwei bis drei Mal in der Woche im Odeon, jenseits der Seine. Die komische Oper (eine sehr gesunkene und leider nur wenig komische) versucht manches Neue, und hat nun le Marchand forain, Musik des italienischen Meisters Martiani, als letztes Hauptstück aufzuweisen. In der italienischen Oper ist es beständig voll von eleganter Welt, und die in diesem Theater bemerkten Moden werden sogar als Muster des Bonton in den Zeitungen beschrieben. Für das Gymnase dramatique arbeitet noch immer Scribe, wiewohl etwas langsamer, als sonst. Erst kürzlich hat er dort seine Estelle auf die Bühne gebracht, ohne daß ihn dies verhindert hätte, eine „Jüdin" für die große Oper zu dichten, wozu Halevy, ein israelitischer Tonsetzer, die Musik komponirt. Sogar das so übel berathene Théâtre nautique empfindet die wohlthätigen Wirkungen des Winters, und sieht seinen großen und schönen Schauspielsaal beinahe voll, wenn das chinesische oder chinesisch seyn sollende Ballet Chao-Kang gegeben wird, was ungefähr sieben Mal in der Woche zu geschehen pflegt. Die Boulevardstheater, besonders die größern, Ambigu comique und Gaité, strafen zwar ihren Namen Lügen, denn sie sind weder komisch, noch lustig, und haben höchst trübselige Stücke aufzuweisen; allein gerade an diesen weidet sich die Volksmenge, und je tragischer, je besser. So hat in diesen Tagen das Ambigu comique Latude's Kerkerleiden recht anschaulich dargestellt, und dieses Stück wird nun jeden Abend gegeben. Bekanntlich war Latude ein Opfer der Maitressenherrschaft unter der Regierung Ludwigs XV., und mußte über dreißig Jahre im Kerker schmachten, weil er die berüchtigte Madame Pompadour zu beleidigen das Unglück gehabt hatte. Trenck ist schon längst von Scribe auf die Bühne gebracht worden, aber nur in einem leichtfertigen Vaudeville. Die Verfasser des Latude haben dagegen ein ernstes, finsteres Schauspiel oder vielmehr Melodrama gedichtet, um den Despotismus der alten Regierung zu schildern, welche einzelne unbescholtene Bürger ohne Verhör, ohne gerichtliches Urtheil lebendig in die Kerkergrüfte der Bastille vergrub. Als Latude erschien, vermuthete ich, daß auch der edle Pellico bald auf einer französischen Bühne erscheinen werde, und in der That hatte der Dichter Ancelot schon an ihn gedacht, jedoch nur als Episode zu seinem Schauspiel: „Lord Byron zu Venedig," welches jetzt mit ziemlich vielem Beifalle am Théâtre français gegeben wird, wiewohl die Theaterkritiker ihm vorwerfen, er habe sich von Lord Byrons Genialität nicht hinlänglich durchdrungen, sondern den hehren britischen Sonderling schlecht aufgefaßt und wiedergegeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Marseille, November.

(Fortsetzung.)

Sittenverderbniß. Spielwuth.

Kühnere Schwimmer und überhaupt eine verwegenere Jugend als zu Marseille habe ich nirgends gefunden. Als einmal eine amerikanische Fregatte, die wegen ihrer Größe nicht in den seichten Hafen einzulaufen wagte, im Golf Anker warf, belustigten sich die Badenden, unter jenem Schiffe wegzuschwimmen und auf der andern Seite wieder aufzutauchen. Ein furchtbares Wagestück! denn bekanntlich stehen diese großen Fahrzeuge sehr tief im Wasser, und ein Schwimmer, der unten den Athem verlöre, würde sich beim Auftauchen an den scharfen Seiten des Schiffes die Glieder zerfleischen. So oft solche Wagestücke aber auch gelingen, so fehlt es doch auch nicht an tragischen Beispielen. — Nun ein paar Worte über den moralischen Zustand unserer Marseiller Jugend. Mit den Riesenschritten unserer Civilisation haben auch alle Laster gleichen Schritt gehalten. Ich könnte beschreiben, wie hier Bigotterie und Atheismus mit der größten moralischen Verderbniß Hand in Hand gehen, ich könnte schildern, wie Sittsamkeit und eheliche Treue bei den Weibern fabelhafte Tugenden geworden sind, von denen man nur noch in Legendenbüchern liest; ich bin aber dem Publikum gegenüber um die Form verlegen, und beschränke mich auf die Bemerkung, daß unter allen französischen Städten Marseille, nach Paris, im übelsten Rufe der Moralität steht, und daß Eltern es möglichst vermeiden, ihre jungen Söhne und Töchter dieser verführerischen Stadt anzuvertrauen. — Als sollte jeder edle Keim in der verdorbenen Jugend ersticken, so herrscht hier auch grenzenlose Spielwuth. Es scheint gar keinen anständigen Zeitvertreib mehr für die jungen Marseiller zu geben; sie tödten ihre müßigen Stunden durch die schmutzigsten aller Leidenschaften, und stürzen sich nur in die Arme der einen, um der peinlichen Erinnerung der andern zu entfliehen. Die Spielsucht oder vielmehr Geldgierde ist eine Leidenschaft, welcher hier das Alter, wie die Jugend huldigt. Die Spielhäuser werden gleichmäßig von Greisköpfen, wie von jungen Wüstlingen besucht; Erstere spielen kälter und geringer, weil sie von der Veränderlichkeit des Glückes schon allzu bittere Lehren empfangen haben, Letztere wagen stärkere Summen, gewinnen oder verlieren, gehen oder Alle zu Grund. Pharobanken kennt man in Frankreich nicht, rouge und noir darf nur in Paris gespielt werden, dagegen ist das Lotto und Quarté erlaubt. Wer diese Orte besucht, um Menschen zu studiren, dem fällt vor Allem der Aberglaube der Spieler auf. Da hat Jeder sein System und seine Berechnung der Chance, an welcher er festhält, obwohl sie ihn hundert Mal schon getäuscht hat. In seiner lächerlichen Einbildung geht er so weit, daß er wähnt, seine Stellung links oder rechts vom Banktische, die Haltung seiner Hände, seines Kopfes ꝛc. habe Einfluß auf den glücklichen oder unglücklichen Ausgang des Spiels. Die Nämlichen, die am Tage frech des Himmels und der Geisterwelt spotten, sind während ihrer nächtlichen Spielstunden die Sclaven des lächerlichsten Aberglaubens, und Manche, die oft höhnend das Daseyn Gottes abstritten, sieht man hier, wenn ihre letzte Summe auf der Karte steht, mit dem Zähneklappern der Verzweiflung und mit den krampfhaft gefalteten Händen, die sie in dem Schooße vor der Gesellschaft verbergen, ein stilles, ruchloses Gebet zum Himmel senden. Vor dem Café Roman, einem der stärksten Spielhäuser, sitzt alle Abend auf der Steinbank ein altes, runzliges Weib, das nach den Spielern, welche nächtlicher Weile sich einzeln hineinschleichen, die dürren Knochenhände ausstreckt und mit dem zahnlosen Munde dabei murmelt. Wer sollte es glauben? dieselben hartherzigen Menschen, die, hätten sie auch eine Million in der Tasche, jeden Straßenbettler mit Hohnlachen von sich wiesen, versäumen nie, dem alten Spielhausweibe ein paar Sous in den Schooß zu werfen, weil sie fürchten, sonst kein Glück zu haben. Ja, die welken, knöchernen Finger der unheimlichen Bettlerin haben schon Goldstücke berührt, die der abergläubische Spieler ihr zusteckte, wenn er mit dem Sacke voll gewonnener Napoleons sich heimschlich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. December 1834.

Es war nicht eines Gecken thör'ge Laune,
Noch eitler Reiz gealterter Begierde,
Was eine junge Braut mich wünschen ließ: —
Der Art war unser Bund nicht: frei gab ich
Die Wahl dir, und du folgtest der des Vaters.

Byron.
Marino Faliери.

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

Erste Scene.

Das Vermählungsfest des greisen Dogen und Luzia's, einer jungen Anfängerin. Erleuchteter Saal, verlängert im Hintergrunde. Musik, die im Verlauf der Scene allmählich verhallt. Gäste, erst herumwandelnd, dann um die Hauptpersonen sich gruppirend. Der Doge tritt beschleunigten Fußes, Luzia am Arm, in den Vorgrund.

Marino.

Mein theures Ehgemahl, verlocken denn
Die Melodien der Flöte und der Cymbel
Auch deines Fußes Flügel nicht zum Tanz?
Schon lang erwart' ich, diese wilden Wirbel
Mit flatternden Gewändern reißen nun
Auch dich hinein in diese süße Strömung,
Wo Jugend ihres Athems Kraft erprobt.
Mir untersagt das Alter, solche Lust
Zu theil'n; doch siehst du Manchen, der schon lange
Mit meinem Aug' vertraulich unterhandelt,
Die Füße reckt und gern von meinem Alter
Das ehrenvolle Amt loskaufen möchte.
O nicht zu deinen Ehren soll allein
Dies Hochzeitsfest so reiche Freuden spenden;
Nimm selber vollen Theil daran, mein Kind!

Luzia.

Ach, wenn ich wissen soll, mein lieber Herr,
Daß Alles dies, was mich umgibt, kein Traum ist,
Muß ich mich fest an Eure Seite klammern.
Von Eurer hoh'n, ehrwürdigen Gestalt
Will ich der Schatten seyn, so klein nur wie
Der Mond ihn wirft, das Echo Eures Athems,
Die so an Euch gekettete Gefährtin,
Daß nichts mich sorgt, als den geheimen Pulsschlag
Von Eurem liebevollen Herzen zu belauschen.

Marino.

O süßer Ton aus unschuldsvollem Mund!
Ich höre gern, daß deine räthselhafte Liebe
Mir Opfer bringt; sie aber anzunehmen
Vermag ich ohne Selbstanklage nicht.
Bin ich in deine Jugend nicht getreten
Mit räuberischer Hand und nahm, was die
Natur der Kraft, dem gleichen Alter ließ,
Was sie für schwärmerische Gunstbewerbung
Bestimmte, für mich selbst auf falsche Rechnung?
Auf Rechnung einer kurzen Frist, da dieser
Ganz morsche Bau zusammensinken muß:
Auf Rechnung der langweil'gen Winternächte,
Wo ich, in Pelz gehüllt, mich kaure am
Kamin; auf Rechnung einer schmerzlichen

Vergleichung, die du einst mit meinem weißen
Saftlosen Haare und dem frischen Flaum
Anstellen wirst, der um das runde Kinn,
Die Wangen deiner Männer werdenden
Gespielen bald sich üppig kräuseln wird!

Luzia.

Obgleich Ihr älter seyd, so werdet Ihr
Euch doch vergeblich meiner Lieb' entringen,
Und werdet leichter es ertragen, wenn
Die kind'sche Zärtlichkeit noch nicht die Liebe
In Wort und Werken also trifft, wie sie
Gesezt seyn müssen, Männer zu beglücken!
Auch mag ich schwerlich größre Leidenschaft
Euch weihen können, als ich je empfunden
Für meinen Vater, der nun todt, und die,
Der Himmel weiß es! wohl dir größte war.

Marino.

Ja, unerhört war deine Hingebung;
Er warf dich unter sein Vermächtniß, nahm
Die eignen Willen, die verschämte Wahl
Des Gatten, den er eigensinnig dir
In meiner Schwäche gab; doch übertrifft
Du jede Hoffnung, die ich auf die Liebe
Der Jugend, die in jugendliche Welt
Sich sehnt, nicht ohne Vorwurf meiner Thorheit
Zu setzen wagte.

Luzia.

Und dennoch will ich Euch
Gesteh'n, daß höher noch für Euch mein Herz,
Als für den Vater schlägt; denn gabt Ihr mir
Nicht Höheres? Ihr holtet mich aus meinem
So dunkeln Daseyn, einer engen Zelle,
Wo ich die trägste Einsamkeit beweinte,
An's Licht des Tags, ließt mich auf prächt'gem Schiff
Die Wellen Eurer angetrauten Braut
Durchschneiden, und auf meine Stirn, die nur
Feldblumenkränze trug, habt Ihr gedrückt
Ein schweres, herzogliches Diadem!

Marino.

Mein theures Kind, was dir der Zufall nue
Zu geben schien, ist mehr als dies der Preis
Für deine Tugend. Denn wer trug das Kleinod
Bescheidenheit, von allen andern Reizen
Jemals so kostbar eingefaßt, wie du?
Und nicht bloß todte Schätze sind es, die
Dich schmücken, sondern eine Götterkraft,
Die Leben wirkt, dem Alter selbst Verjüngung
Zufächelt. Ja, ich fühle, wie belebend
Die sanfte Herrschaft deiner Jugend ist!
Es fallen mir die grauen Jahre ab,
Wie Schlangen häuten ihren dunten Leid;
Die Runzeln meiner Seele, welche Flucht
Der Zeit und Ueberdruß in ihr gezogen,
Ich fühl' es, glätten sich fast merklich aus.

(Er reißt eine Perle von seinem Kleide und gibt sie den Dienern.)

Nehmt diese Perle, wie sie theurer nicht
Venedigs schwimmende Muschel bergen kann!
Zerstoßt sie, schüttet sie in einen hohen,
Mit edlem Cyperwein gefüllten Becher!
Sey dies ein Zaubertrank, Geliebte, der
Auf lange Zeiten uns zusammenbinde!
Ich wag' es noch, dir also zuzutrinken,
Wenn gleich die Jugend nur gewohnt ist, sich
Zum Zeichen des verliebten Uebermuths
In dem Symbole zu berauschen!

(Er gibt ihr den Becher.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

Man wird stets darauf zurückgeführt, daß es mit dem, was wir Bestimmung nennen, seine vollkommene Richtigkeit habe. Der junge Bursche wußte die Aufmerksamkeit des Organisten im Orte auf sich zu ziehen, und dieser war zufällig ein eben so gescheiter *als liebe*voller Mann, und sagte zu dem alten Bauer eines Tages: „Seht, Stainer, Euer Jakob zeigt eine ungemeine Liebe zur Musik; ich beobachte ihn schon lange auf dem Chore. Er hat eine feine Stimme und ein treffliches Ohr. Gebt ihn mir, er soll mein Schüler werden. Wer weiß, ist er nicht einmal dazu berufen, nach meinem Tode, zu Gottes Ehr' und Preis die Orgel in unserer Kirche zu spielen.“ Das war freilich ein andrer Vorschlag, als mit den wilden böhmischen Fiedlern zu ziehen, und der Vater hätte gewiß sogleich mit Freuden eingewilligt, wenn die Kühe und Kälber als hirtenlose Schaar hätten bestehen können. Alles, was für jezt geschah, war, daß Jakob in den Abendstunden zum Meister Organisten gehen durfte, um von ihm den ersten musikalischen Unterricht zu empfangen. Nun aber zeigte sich zuerst etwas, das an's Wunderbare grenzte. Die Unterweisung im Violinspiele sollte beginnen, aber der wackere Lehrer hatte selbst nur eine schlechte Geige, und im ganzen Absam war voe 200 Jahren weiter keine aufzutreiben. Aber Jakob — das Wunderkind, würde man heute sagen — rückte mit einer selbstverfertigten hervor, die er nach vielfältigem Studiren und Beobachten während dre Dauer eines langen Jahres im Walde beim

Digitized by Google

Hüten des Viehes und Nachts in der einsamen Kammer für sich geschnizt und bezogen hatte, und die, so unvollkommen sie auch gewesen seyn mag, dennoch dem verständigen Organisten über die Fähigkeiten des jungen Menschen genügendes Licht ertheilte. Noch war das erste Jahr des Unterrichts nicht verstrichen, da trat dieser wieder zu dem alten Stainer und sprach: „Euer Jakob macht solche Riesenfortschritte, daß ich Euch wohlmeinend rathe, ihn bei der Musik zu lassen und Euch in Innsbruck nach einem bessern Meister für ihn umzusehen; denn meine Weisheit wird bald zu Ende seyn. Besondere Geschicklichkeit zeigt er im Verfertigen der Geigen, wie er denn jene, worauf er spielt, ohne alle Anweisung ganz aus sich selbst gebaut und nach und nach vervollkommnet hat. Wie wäre es, wenn Ihr ihn dieser Kunst gänzlich sich widmen ließet? Sie nährt ihren Mann und ist ehrenvoll. Ist es Euch genehm, so bring' ich meinen lieben Schüler selbst zu meinem Freunde Herz nach Innsbruck, dem kunstvollsten Meister unserer Zeit, der selbst für die heilige Grabeskirche zu Jerusalem eine Orgel gebaut hat."

Dem alten Stainer traten Thränen in die Augen. Orgeln bauen, die nur zum Lobe des Herrn und seiner Himmel die mächtigen Stimmen ertönen lassen, schien ihm ein höchst verdienstliches, frommes Werk, und nun gar ein Schüler des berühmten, verehrten Meister Herz werden, das war ein Glück, woran er nie zu denken gewagt haben würde. Aber der Organist war ihm auch ein ehren- und vertrauenswerther Mann, und das Zeugniß, welches er seinem Sohne gab, so wie das Anerbieten, womit er es begleitete, ließen ihn an Alles glauben, und er willigte mit Freuden ein. So wurde Jakob Stainer, der vom Gänsetreiber plötzlich Kuhhirt geworden war, vom Schüler des namenlosen, gänzlich unbekannten Organisten in Absam Gehülfe des berühmtesten Orgelbauers, dessen Verbindungen sich über die ganze Erde erstreckten.

Der alte Herz gewann unsern Jakob bald so lieb, als wäre er sein eigener Sohn gewesen, nicht nur wegen seiner Gelehrigkeit, sondern auch wegen seines heitern Gemüths und seines stillen Wandels. Allein eben diese väterliche Zuneigung war es, die ihn mit Sorgen erfüllte. „Jakob," sprach er, „ich bin nicht reich genug, um Dir eine Zukunft neben denen zu sichern, deren Schicksal mir noch näher am Herzen liegen muß, als das Deinige. Du weißt, daß ich viele Kinder habe. Du hast nun meine ganze Kunst inne und wirst ein eben so geschickter Orgelbauer werden wie ich. Aber nur selten wirst Du Gelegenheit haben, ein Werk zu liefern. Die Lust, Kirchen zu bauen, nimmt täglich ab, und die bestehenden haben bereits ihre Orgel. Ich sehe ein, daß dies Geschäft seinen Mann nur kärglich nähren wird. Wende Dich daher zu kleinern Werken, welche in diesem Augenblick eben so großen Ruhm als Gewinn versprechen. Ich meine die Geigen, die jezt durch hochbegabte Meister so sehr in Schwung gekommen sind und in deren Verfertigung Cremonese und Venetianer sich gleich hervorthun. Du wirst mich auf einige Jahre verlassen müssen, um die Geheimnisse und Kunstgriffe, die Akustik des kleines Baues, das Verhältniß seiner einzelnen Theile an der Quelle selbst zu studiren. In Venedig lebt mir ein alter Gastfreund, ein wunderlicher Kauz zwar, aber ein sehr geschickter. Ein Brief von mir soll Dir in seinem Hause Aufnahme verschaffen."

Kurze Zeit nach dieser Unterredung nahm unser Jakob einen herzbrechenden Abschied von seinem Wohlthäter und zog, in seiner Tyroler Tracht, fort über die Alpen in die damalige Welthauptstadt Venetia. Erst nach mehreren Jahren kehrte er wieder zurück. Während er in Italien lebte, hatte er nur selten von sich hören lassen, und nur sein Wohlthäter Herz erhielt Briefe von ihm. Es hieß endlich, daß er auf dessen Wunsch plötzlich alle Bande zerrissen habe, die ihn an jenes schöne Land gefesselt, und daß er nach Innsbruck gekommen sey, um sich im Vaterlande niederzulassen. Es war auch wirklich nicht lange nach seiner Ankunft, als er durch seines alten Meisters Vermittelung eine wackere Jungfrau, Margaretha Holzhammer, heimführete. Aber welche Veränderung war mit ihm vorgegangen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, November.

(Beschluß.)

Spielsucht. Politische Tapferkeit.

An Selbstmorden culminirter Spieler fehlt es natürlich in Marseille nicht; doch versicherte man mich, daß zu einem solchen verzweifelten Scheitre meistens nur jene unerfahrenen Anfänger kommen, die ihr Vermögen in den ersten Wochen einbüßen. Aeltere Spieler entschließen sich nicht leicht zum Aeußersten, wenn sie auch noch so weit heruntergekommen sind. Der Selbstmord kommt bisweilen sogar im Spielsaale selbst vor, und mehr als einmal schon sah man Unglückliche, deren lezles Geld auf der Karte stand, nach dem Fenster schleichen und die Hand auf die im Busen verborgene Pistole legen. Solche fuchtbare Ereignisse bringen nur den Neuling außer Fassung; die ältern Spieler wenden den Kopf kaum um. Die Karten werden gemischt, der Leichnam des Unglücklichen wird hinausgetragen und das Spiel erleidet nicht die mindeste Unterbrechung. Polizeikommissäre, Stadtsergeanten und Gensdarmen sind in der Regel selbst leidenschaftliche Spieler, und am Lottotische des Café d'Europe sieht man ihre Uniformen unter den Lumpen der

Gauner und Landstreicher Parade machen. An diesen Orten herrscht politischer Friede, die Meinungen kommen nicht mit in's Spiel. Der gewinnende Faktionsmann lacht dem Mitgliede seines eigenen Clubs in's Angesicht. Vor jenen Zauberischen mit den Gold- und Silberhaufen sieht man alte Jakobiner aus den Tagen der Schreckenszeit, junge Republikaner à la Cavaignac, Karlisten, Juste-Milieu, Polizeispione und Tiersparti. Alle in der lobenswerthen Absicht versammelt, sich gegenseitig in bester Eintracht die Taschen zu plündern. Doch auch hier dauert dieser edle Friede nicht ewig, und die Marseiller Spielhäuser haben eben so gut ihre April- und Juniustage erlebt, wie die Pariser St. Denisstraße und wie der Faubourg Guillotière in Lyon. Ich will hier zum Schlusse eine dieser tumultuarischen Scenen erzählen, da dieselbe ein komisches Nachspiel zu den Dramen bildet, die so oft schon über diese Bühnen gingen. Man kann sich wohl denken, daß unsere politischen Refugiés, die ohnedies nie wissen, mit was sie den Tag hinbringen sollen, zu den fleißigsten Besuchern jener Orte gehören. Da sieht man Polen, Italiener, Deutsche und Spanier, die sich in einem furchtbaren Kauderwelsch unterhalten, obwohl Keiner den Andern versteht. Nun begab es sich einmal, daß der tapfere Polenkapitän Czarnoluski, nachdem er der Branntweinflasche stärker als gewöhnlich zugesprochen, mit einigen Freunden in das Café du commerce trat, wo über eine Stiege sich eine famöse Académie d'écarté befindet. Seine glühende Phantasie träumte den ganzen Abend von klingenden Goldhaufen, und da er gerade von der Präfektur seine monatlichen 45 Franken geholt hatte, so wollte er sein Glück damit versuchen. Kaum war eine Viertelstunde vergangen, so hörte man unten auch schon das Geschrei: à la porte! à la porte! und dazwischen polnische Flüche. Czarnoluski's Freunde, die für dessen Rücken nicht wenig fürchteten, eilten hinauf; aber welch ein Anblick! Statt daß der Pole hinausgeworfen war, sah man die 40 oder 50 Spieler wie gescheuchte Hasen nach dem Vorplatze flüchten. Im Spielsaale selbst stand Czarnoluski mit einem Stuhle in der Hand, fluchend über die Schelme, die ihn betrogen. Glücklicherweise hatte er einen Kriegskameraden gefunden, der wie er sein Geld verloren hatte und ihm nun heldenmüthig Beistand gegen die Blutsauger leistete. Diese alten Spielee mit den greisen Haaren, diese bleichen Bankiers, welche weder das Zähneknirschen des Verzweifelnden, noch das Röcheln des Selbstmörders je eine Sekunde in ihrem verruchten Gewerbe störte, sie Alle hatte der eiserne Arm Czarnoluski's doch endlich zu einer Pause gebracht. Von diesen zitternden Sündern wagte Keiner mehr, sich der Thüre zu nähern, deren Eingang die beiden Polen mit Stuhlbeinen vertheidigten. Man mußte die Stadtsergeanten rufen, denen es erst nach verzweifeltem Widerstand gelang, die Helden zu bändigen. Kapitän Czarnoluski, der Ritter ohne Furcht und — mit Ausnahme seiner allzugroßen Liebe für Spiel, Schnaps und galante Abenteuer — auch ohne Tadel, befindet sich längst nicht mehr hier. Er ist im Februar nach Egypten abgegangen und von da nach Persien weiter gezogen; aber hier ist seine Heldenthat noch heute in Vieler Munde, und polnische Tapferkeit ist besonders im Café du commerce sehr im Rufe gestiegen.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Konzerte.

An Lord Byrons Aufenthalt zu Venedig knüpft sich die Verhaftung mehrerer berühmter Italiener, mit denen er, als den merkwürdigsten und interessantesten Männern Italiens, vertraut gelebt hatte, und nur, weil man fürchtete, die brittische Macht zu beleidigen, verschonte man den englischen Dichter mit dem Kerker. Dies wird auf der Bühne des Théâtre français jeden Abend sehr anschaulich dargestellt. Aber wahrscheinlich wird noch irgend ein anderer Dichter Pellico zur Hauptperson eines besondern Schau- oder Trauerspiels machen; denn Pellico's Leiden haben hier wie in ganz Europa eine solche Theilnahme erregt, daß es ein Schauspieldirektor gewiß für eine gute Spekulation halten wird, seinen Namen mit großen Buchstaben auf einen Theaterzettel zu setzen. Dessen, was die kleinern Theater zu Tage fördern, ist eine solche Menge, daß es nicht wohl in einem kurzem Berichte angezeigt werden kann. Auch verschwinden manche dieser Winterblumen bald nach ihrem Erscheinen, ohne daß Jemand sie vermißt, außer etwa der Dichter. Ein Schauspiel fehlt in diesem Winter, nämlich das des Cirque olympique, in welchem sonst die Franconische Bereitergesellschaft ihre Aufzüge und ihre halb politischen, halb militärischen Pantomimen darstellte und einige hundert Menschen beschäftigte. Leider ist diese Gesellschaft durch das Abbrennen ihres Hauses vor einigen Jahren und durch andere widrige Zufälle ganz heruntergekommen; auch sind die Kosten ihrer Unternehmung zu groß, als daß sich bedeutender Vortheil davon erwarten ließe; es wird also schwerlich wieder ein Schauspiel wie das vorige zu Stande kommen, wo man ganze Schaaren von Truppen auf der Bühne reiten, schießen und fechten sah. Eine Zeitlang hat auch Martin mit seinen wilden Bestien, deren vertrauter Freund er geworden war, durch inniges Beisammenleben mit Löwen und Tigern die Zuschauer in Erstaunen und beinahe in Schrecken gesetzt; aber alle Empfindungen, also auch die Bewunderung, stumpfen sich ab, und zuletzt sah das Publikum gleichgültig den merkwürdigen Mann seinen Arm in den Rachen des Löwen stecken. Es hatte sich von seinem Schrecken erholt, und war überzeugt, daß Martin, *obschon er heute* auf dem Punkte stand, von seinen wilden Bestien zerrissen und verschlungen zu werden, morgen doch wieder vertraulich mit ihnen spielen würde. Natürlich fehlt es in dieser Jahreszeit auch nicht an Konzerten. Von den permanenten beiden Konzertunternehmungen habe ich bereits früher Bericht erstattet. Diese Unternehmungen scheinen festen Fuß zu fassen und sich in dauerhafte Anstalten umzuwandeln. Den Sommer hindurch werden sie bekanntlich in freier Luft gegeben, eines in den Champs élysées und das andere in dem Lustgarten Jardin turc; für den Winter haben sich beide nach einem zweckmäßigen Lokale umgesehen, und so ist denn die eine dieser Anstalten in Lafitte's Hotel gerathen, so daß der Saal, in welchem ehemals wichtige politische Berathschlagungen zwischen den ausgezeichnetsten Staatsmännern gepflogen wurden und aus dem mehrere Minister hervorgegangen sind, jetzt alle Abend von Ouvertüren und sogenannten Quadrilles ertönt und Jedermann für einen Franken zugänglich ist. So etwas hätte man am Ende des Jahres 1830 nicht geträumt. Deßhalb verlasse sich auch Niemand auf die Dauer des politischen Sonnenscheins; es kann trübes Wetter darauf folgen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 126 u. Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. December 1834.

Wie wurde nur der edle Timon so? —
So wie der Mond, wenn er kein Licht mehr gibt;
Doch nicht erneu'n mich konnt' ich, wie der Mond,
Nicht Sonnen gab's, die borgten.

Shakespeare.

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

„Aus dem Hirten von Absam war zwar ein großer und weltkundiger Meister geworden, der durch seine Kunstwerke, die Geigen, mit den ersten und vornehmsten Männern jener Zeit in naher Berührung stand; aber statt der frischen Farbe seiner Wangen, des jugendlichen Feuers seiner Augen, war Bläße und Mattigkeit darüber verbreitet, und ein langsames Siechthum schien sein Inneres zu verzehren. Seine Frau gebar ihm drei Töchter und einen Sohn, sie war tugendhaft und ihm ergeben, eine wackere Hausfrau, die ihn pflegte und seiner mit Liebe wartete. Der Erzherzog Ferdinand Karl ernannte ihn zu seinem Hofgeigenmacher und erzfürstlichen Diener, und Kaiser Leopold I. ließ ihm darüber das Diplom ausfertigen, welches wir noch in unserer Familie bewahren. Es lautet vom 28sten Oktober 1658. Aber alles dieses, Kunstfertigkeit, daraus entspringender Wohlstand, Ruhm und Ehre und häusliches Glück, Dinge, die in solchem Verbande jeden andern Sterblichen beneidenswerth hätten erscheinen lassen, konnten ihn, den durch unbekannte Macht tief Gebeugten, nicht erheben. Man wandte sich mit Bedauern, und nicht ohne ahnungsvolle Schauer zu empfinden, von seinem Anblick weg; Niemand suchte seine Nähe, es war, als ob ein schreckliches Geheimniß, ein mächtiger Fluch darin brüte. Und der Arme fühlte es, denn immer bläßer wurde sein Gesicht, immer tiefer sank sein Auge, immer schrecklicher malte sich eine verzweifelnde Schwermuth in jenen einst so heitern, offenen Zügen. Eines war allen seinen Freunden klar geworden: er hatte des Menschen kostbarstes Eigenthum, seine Seelenruhe, in Italien eingebüßt; er hatte sein Tyroler Gemüth dort verwechselt gegen den finstern Sinn der Italiener; denn einsiedlerisch lebte er in seinem Hause, nicht um Andere zu ergötzen spielte er auf seinem herrlichsten Instrumente, sondern im finstern Gemache, bei dicht verhängten Fenstern; keinem Lehrlinge oder Gesellen offenbarte er seine kostbaren Geheimnisse. Allein, in früher Morgenstunde stieg er hinauf in den Bergwald, dort wußte er durch Anschlagen mit dem Hammer volltönendes Holz zu finden, das ihm zur Verarbeitung tauglich schien, dann ließ er den gefällten Baum in seine Wohnung bringen und zerschnitt ihn und machte Geigen daraus. Niemand weiß, wie er es mit dem Trocknen gehalten, wie er seinen Hals ansezte, wie er seine Stege bereitete, wie er zusammenleimte, nach welchen Berechnungen er im Innern des Bauches seine Construktionen machte; Niemand kennt genau seine Verhältnisse und die Kunstgriffe, die er anwandte, um seinen Instrumenten jenen Ton, jene Reinheit, jene

edle Männlichkeit zu verleihen, wodurch sie sich vor allen andeen, nach 200 Jaheen noch, auszeichnen und dem Kenner nnd Vietuosen so weeth eescheinen.

„Bald ward es dem finstern Manne, der nun auf der Höhe des Lebens nnd seiner Kunst zu stehen schien, in der Hauptstadt zu lebendig, seine Schwermuth war so gestiegen, daß ihm nnr die Einsamkeit des Geburtsdörfchens noch wünschenswerth vorkam. Er übersiedelte nach Absam; dies oerändeete nichts in seinem äußern Leben, als daß er noch stiller und schwermüthiger wurde, wie bisher.

„Man sagt, daß er eines Abends eine Einladung erhielt, in einem Hofkonzerte mitzuwirken, worin sich eine berühmte welsche Säagerin hören lassen sollte. Kurz nach dem Beginne ihrer Arie, als sie die Kraft ihrer Stimme entfaltete, sanken unserem Jakob Stainer Geige und Bogen aus der Hand, und mit einem starren Blicke nach der Fremden nnd einem fiechterlichen Schrei fiel er zusammen. Man hielt dies für eine plötzliche Keankheit und entfernte ihn aus dem Konzertsaale. Noch in derselben Nacht aber kam der fürchterliche Wahnsinn über ihn, der bis zu seinem Tode nur auf kurze Intervallen von ihm wich, und dann nur einem stumpfsinnigen Zustande Raum ließ, der fast noch schrecklicher anzusehen war, als die wildesten Ausbrüche seiner Wuth, die am Ende durch geeignete Zwangsmittel doch gebändigt werden konnten. — An diese Bank, worauf wir sitzen," — hier sprangen Alle unwillkührlich auf — „ward er dann festgekettet," fuhr der Hauptmaun foet; „durch dieses Loch lief die Fessel, die seine gewaltsam wilden Bewegungen in Schranken hielt und ihn an die Wand der Hütte bannte . . . . ."

Es war eine lange Panse entstanden; eine stille Wehmuth hatte sich unser bemächtigt; Alle betrachteten die Bank, woran der wahnsinnige Meister vor zweihundert Jahren geschmiedet war, mit großem Interesse. „So lebte Jakob Stainer noch viele Jahre," fuhr der Erzähler fort. „Oft in stillen Augenblicken nahm er eben jene Geige, worauf mein Sohn vorhin spielte und stieg damit in den Wald hinauf. Tagelang hörte man ihn dann bald in wilden Läufen, bald in schmelzenden Weisen. Es hat sich die Sage bei uns erhalten, daß nichts dem Ausdrucke gleich zu kommen im Stande sey, den er in sein Spiel zu legen wußte. Aber stets still und in sich gekehrt blieb er dabei, seine verfallenen Gesichtszüge schienen theilnahmlos für Alles, sein starres schwarzes Auge blickte stets vor sich hin und bemeekte nichts von dem, was ringsum sich begab; weder Speise noch Trank war ihm dann Bedürfniß, und er, der am Moegen, rasch vom Lager springend, in den Wald gerannt war, kehrte Abends, mit vom Thau genäßten, lang herabhängenden Haar, die Geige unter dem Aem, in die Hütte zurück und suchte wieder still das Lager, ohne eine Ladung zu begehren oder ein Wort an seine trauernde Familie zu richten, die ihn beständig umgab und aus der Ferne beobachtete. Wenn ihn jedoch diese tiefe Schwermuth so riesenhaft übermannte, daß sie mit glühender Kraft ihm in's Hien stieg, dann theilte er sich mit, und das, was der stille, tiefere Schmerz sorglich in seinem Innern zu verbeegen bemüht gewesen war, brach dann mit dämonischee Gewalt hervor. Dann heulte er seine finstern Klagen aus der zerrissenen Brust nnd verwünschte sein Geschick. Es ist fürchterlich, zu denken, daß das, was wie Raserei aussah, vielleicht der Moment des rückkehrenden Bewußtseyns war. Statt ihn anzuketten, den armen Mann, hätte vielleicht ein lindeender Trost ihm in die Seele träufeln sollen; vielleicht wäee eine Reise nach Italien ihm heilend gewesen, ein Bad, Zerstreuung, Entfernung aus seinen häuslichen Umgebungen. Wer vermöchte das jezt zu bestimmen!

„So wuede aber dieser Zustand der einzige Dolmetsch seines nnverständlichen Innern, denn Niemand aus seiner Familie dachte damals daran, durch eine Reise nach Italien oder genaue Nachforschungen sich nähere Aufschlüsse zu verschaffen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Luzia.

Seht
Wie des Kleinods zerstoß'ne Ueberreste
Am Rand des Bechers sich in einen Kranz
Zahlloser Perlen sammeln! Ja so soll
Auch jede Wohlthat Eurer Liebe, die
Ihr an mir übt, im Grunde meiner Seele
Zu tausend Widerspiegeln sich verwandeln,
Zwar leer, und nur mit lust'gem Inhalt, aber
Ein Zeichen meiner Dankbarkeit, das Euch
Erfreu'n, das sich um Eure greisen Schläfe
Wie frische Blumenkränze winden wird!

Gratiano.

Heil diesem Bund, der an Venedigs Spitze
Ein uneehörtes Wunder stellt! Wenn sich
Ungleiche Jahre solcher Treu umfangen,
Welch schönes Beispiel gebt Ihr da für Alle,
Die gleichen Alters am Altar den Ring
Der Treue wechseln!

Digitized by Google

Paschale.

Und von dieser Stadt
Wird man jezt sagen, daß sie nicht allein
Die mächtigste und reichste, sondern auch
Die treuste Königin der Meere ist!

Montenegro.

Ja, hätte wohl ein schöneres Geschenk
Für die erprobte Tugend, die Verdienste,
Die wohlverzinsten Jahre unsers Herzogs
Die Zeit aufsparen können, als der Unschuld
So anmuthsvolle Neigung? Glücklich der,
Der auf der lezten Neige seines Lebens
Noch einmal so im lachenden Muth der Jugend
Sich baden darf!

Marino.

O ihr erfahrnen Männer,
Ihr hattet Zeit, die Gaben des Geschicks,
Die wahre Gunst des Himmels zu erproben:
Wie wohl thut solcher Preis aus Eurem Munde!
Ich weiß, Ihr werdet dies mein Ehgemahl
Höchst werth und theuer halten; denn Ihr habt
Den ihr geleisteten geringsten Dienst
Bei meiner Würde selber angeschrieben.
Und nehmt zum Zeugniß dessen, wie ich hoch
Sie achte, diese Gnade, die ich dir,
Mein holdes Kind, jezt weihe, daß im Nu
Ich jedem Wunsche deines Herzens, sey
Er auch der größte, der in meiner Macht liegt,
Vor diesen Männern g'nügen will!

Luzia.

Ach, wenn
Nach dem Maßstabe deß, wovon in diesem
Moment ich sagen dürft', es fehlte mir,
Ein solcher Wunsch auf meinem Herzen drückte,
So wüßt' ich nichts, mein lieber Herr; — und doch
Vielleicht etwas, was aber so gering ist,
Daß ich mich schäme, solchen kind'schen Wunsch
Vor diesen Herrn zu äußern —

Marino.

Sprich, vielleicht
Besinnst du später dich auf Größeres;
Doch selbst dem Kleinsten, was Bedürfniß wäre
Für dein bescheiden Herz, schaff' ich Gewährung.

Luzia.

Gewiß, ich würd' es auch nicht nennen, Herr,
Wenn ich's mit ein'ger Sehnsucht nicht vermißte,
Und mich der Vorwurf träfe, daß ich im
Geräusch des heut'gen Festes es vergaß.
Es ist ein alter Brauch bei jungen Mädchen,
Den mir die Amme sorgsam eingeschärft,
Daß sie für die Vermählungsnacht des Abends
Vom Zauberkraut Reseda ein'ge Stauden,
Als Mittel gegen Böses, unter's Kissen
Des Bettes legen. Freilich schämt es mich,
Mit dieses kind'schen Brauchs Erwähnung jezt
Das Lächeln dieser Herren zu erregen;
Doch fällt's mir schwer auf's Herz, daß auf den Steinen
Venedigs, wo kein Hälmchen wächst, wohl schwerlich
Um diese Stunde die Befriedigung
Der gutgemeinten Thorheit möglich ist.

Marino.

Warum nicht? Liegen an der Brenta Ufer
Nicht meine Gärten, die ein rüst'ger Arm,
Des Ruders kundig, noch zur rechten Zeit
Erreicht, um dann zurückzukehren, wenn
Des Festes lange Dauer und der Kerzen Schein
Zum Schlafe deine Augen übermattet.
Und dir zu zeigen, wie ich hoch dich ehre,
So fodre du den Jüngsten dieser Männer,
Die hier um uns versammelt stehen, auf,
Mit jenem Ehrendienste dir zu huld'gen!
Wie gern verdiente Michaele Steno,
Der edle Ritter, sich der Schönheit Dank!

Luzia (zu Steno).

Verlieht Ihr wohl um so geringen Preis,
Mein Lieber, dieser abergläub'schen Schwäche
Die gütige Beruhigung?

Steno (kalt).

Ich glaube,
Erhab'ne Frau, daß Ihr dies nur im Scherz
Zu mir gesagt habt.

Luzia (sich weinend zu Marino kehrend).

O da hört Ihr's, wie
Ich höf'scher Sitten unerfahren, ohne es
Zu wollen, eben fehlte!

Marino.

Theure Luzia,
Mit Nichten; dieser edle Ritter will
Sich deines Auftrags nur versichern,
Um in Erwartung schon den lieben Preis
Recht zu genießen. Ihr nehmt sicherlich,
Mein lieber Steno, von des Festes Freuden
Eine Stunde weg, besteigt die schönste Gondel,
Die unten am Pallaste liegt, und bringt
Aus meinen Gärten den verlangten Strauß?

Steno.

Wo denkt Ihr hin, mein Herzog? Würden nicht
Die Edlen dieser Stadt mit Fingern auf

Mich zeigen, sich des Umgangs eines Ritters
Entschlagen, welcher Dienste für Euch that,
Die nur den Knechten Eures Soldes ziemen?

(Allgemeines Erstaunen.)

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Konzerte. Früchte des Friedens.

Die andere Konzertanstalt besizt einen großen Saal in der Straße St. Honoré und hat sich eine Orgel bauen lassen, welche Abends zur Begleitung dient. Dies hat man den Londoner Anstalten nachgemacht, die ebenfalls eine Orgel zur Begleitung brauchen; da nun manche Pariser dieses Instrument selten in den Kirchen hören, so ist es etwas Neues für sie. Auch die Virtuosenkonzerte haben bereits ihren Anfang genommen, und zwar ist der originellste Virtuose, Berlioz, diesmal mit seinem Beispiel den andern vorangegangen. In dem Kopfe dieses Tonkünstlers scheint sich ein ungeheurer Vorrath von musikalischen Ideen zu drängen und Luft machen zu wollen. Es ist unglaublich, was er Alles mit Tönen ausdrücken will; romantische Scenen, in welchen sich alle Leidenschaften und heftigen Gemüthszustände malen, stellt er reihenweise dar, und vielleicht bringt er am Ende einen ganzen Roman in Musik. Manches dieser Produkte nimmt sich etwas verworren aus, und etwa wie ein Räthsel, das die Zuhörer nicht zu errathen vermögen; oft wird der Künstler aber wieder verständlich und zwar auf die anmuthigste Weise. Man betrachtet Berlioz als einen genialen Mann, der mit sich selbst noch nicht einig ist und den rechten Weg noch nicht getroffen hat. Man erzählt, er habe für's Theater schreiben wollen, allein den Direktoren sey vor seiner Musique fantastique bange und sie wollen sie nicht. Vielleicht gelingt es ihm bei zunehmendem Alter, seine Teufelsmusik etwas zu regeln und annehmlich zu machen. Shakespeare scheint ihn noch immer zu begeistern, und zuweilen sezt er Ouvertüren zu Shakespeare'schen Stücken, aber malt einzelne Auftritte daraus musikalisch. Wer aus den vielen Wintervergnügungen in Paris schließen wollte, daß Jedermann nur an Belustigung denkt und daß die Zerstreuung die Hauptbeschäftigung aller Einwohner ist, würde sehr irren; denn obschon man Abends alle Schauspiele voll sieht, so kann man doch am Tage alle Unterrichtsanstalten, alle Bibliotheken voll sehen. Vielleicht ist die Zahl der Studenten an der Rechts-, Arznei- und naturwissenschaftlichen Fakultät nie so beträchtlich gewesen, als in diesem Winter, und in einigen öffentlichen Bibliotheken fehlt es beinahe an Platz, um alle Wißbegierigen unterzubringen. Offenbar ist dies eine wohlthätige Folge des langen und dauerhaften Friedens und der dadurch entstandenen Ruhe und Wahldabendeie, wodurch so Manche, die sonst im Kriege ihre besten Jahre verloren hätten, in Stand gesezt werden, sich gemächlich den Studien zu ergeben. Auch werden allmählich die Unterrichtsanstalten vervollkommnet und zweckmäßiger eingerichtet. Die freie Presse gibt die Mißbräuche an und bringt die Bedürfnisse und Wünsche des Publikums zur Sprache, und die Machthaber sind meist gezwungen, sich darnach zu fügen. So öffnen jezt die Maires in einigen Provinzialstädten Frankreichs Sonntags die öffentlichen Bibliotheken, damit die in der Woche beschäftigten Arbeiter an diesem Tage wenigstens von dem Gemeingute Nuzen ziehen können. Dasselbe ist auch schon für Paris verlangt worden, und wahrscheinlich wird am Ende eine ähnliche Vorkehrung getroffen werden. Bereits ist die Bibliothek des Conservatoriums für Künste und Handwerke der arbeitenden Klasse zugänglicher gemacht worden. Hauptsächlich in dieser Bibliothek findet der Handwerker, was er sucht; in den großen, vorzüglich für Gelehrte bestimmten Bibliotheken würde er sich doch nicht zurecht finden. Die arbeitende Klasse bekommt in der langen Friedenszeit eine Wichtigkeit, die jährlich zunimmt, denn auf ihr beruht vorzüglich die Vermehrung des Reichthums der Nation; der Gewerbfleiß spielt eine Hauptrolle im Staate, durch ihn sucht die Nation sich vor andern hervorzuthun, durch ihn wird sie wohlhabend und macht andere Staaten von sich abhängig, oder verschafft sich ihre Selbstständigkeit. Daher schenkt man jezt auch in Frankreich diesem Stand besondere Aufmerksamkeit. In den Theaterstücken wird er beinahe mit eben der Achtung behandelt, die man vor fünfzehn Jahren dem Soldatenstande und vorzüglich der abgedankten großen Armee bezeigte, und in der That haben beide Stände große Eroberungen gemacht. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 292:
Die Knopflöcher.

Räthsel.

1.

Wie heißt der Spiegel, reich an tausend Bildern,
Der sie beherbergt, oft willkührlich mengt,
Wenn ihre Formen drohen zu verwildern,
Sie, in der Schönheit feine Rahmen engt,
Und, ist er gut geschliffen und polirt,
Sie nie geschmacklos in einander drängt?

2.

Der Spiegel, welcher schon auf rauher Fläche
Die Welt aufnimmt und eine neue zeigt,
In den des Lichtes tausendfarb'ge Bäche
Einströmen, wo er ihnen hin sich neigt?
Fünf Straßen sind's, auf denen ihn das Licht,
Das ihn erleuchtet, sucht und leicht erreicht.

3.

Das Licht polirt ihn selbst; Zerrbilder senden
Wird er euch manchmal, ist er unpolirt.
Ringsum wird reiche Strahlen er versenden,
Mit Glück polirt und glücklich ausstaffirt,
Beglücken euch aus seinem Bilderschatz,
Den manches schöne Kabinetstück ziert.

4.

Und wenn sein Rahmen endlich Alters wegen
In tausend ungefüge Stücke bricht,
So ist sein Meister darum nicht verlegen,
Hat andre Rahmen, hat sie nöthig nicht.
Dem Spiegel bleibet ungetrübt sein Glanz,
Sein Daseyn und sein Glanz verlangt — nur Licht!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. December 1834.

Wie, Knabe, weil die Mutter, allzu rasch,
Ein flackerndes Rappier dir umgehängt,
Bist du so toll und beutst dem Löwen Trotz!

Shakespeare.

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Marino.

Was spricht aus dir? Vom Weine überwunden,
Etwa Vernunft, oder die Einflüsterung
Des widerspenstigen Senats?

Steno.

Nichts als
Die Ehre. Glaubt Ihr, daß man seinen Ruf
Verkauft um etwas, das, wenn ich bestimmte,
Was man in öffentlicher Meinung sagt,
Weit eher zu belachen wäre, als
Zu tadeln?

Marino.

Wie, du häufest auf verruchte,
Gewissenlose Weigerung noch Spott?
Pochst, blasses Milchgesicht, du schon darauf,
Daß du zwei Jahre über deine Unschuld
Hinausgelebt? Dir, dem im feuchten Munde
Noch halb von Ammenbrust die Warze steckt,
Will lächerlich erscheinen, was der Schmuck
Des kindlichen Gemüthes ist? Wie lange
Ist's her, daß man die Armbrust dir von Holz
Schon aus der Hand nahm, dich mit Ruthen peitschte,
Wenn du des Nachts dein Bett besudeltest?

Steno.

Es ist die schwächste Waffe, die ihr alten Herren
Der Jugend gegenüber führt, wenn ihr
Sie an die Zeit erinnert, die ihr selbst
Doch nicht habt übersprungen. Kam ich her,
Daß Ihr am stolzen Namen meines Hauses
Den Geiser Eures Mundes wischtet? Ha!
Für jede Kränkung, die mich trifft, werd' ich
An Euch schon eine wunde Stelle finden,
Die meine Rache brennend ätzen wird!

Marino.

Fegt ihn hinaus, den frechen Buben! daß er
Den Koth, den meiner Gäste Schuhe ließen,
Von dieses Hauses Stiegen kehrt!

Steno

(zieht den Degen; doch Gratiano, Paschale und Montenegro fallen ihm in den Arm).

Du alter,
Von kind'scher Thorheit schon bemooster Schädel!
Und was wollt ihr, elende Parasiten?
Sezt eure Ehr' an Knochenrest', um die ihr
Die Hunde dieses alten Narrn betrügt!

Digitized by Google

Marino
(indem Steno hinausgedrängt wird und dann in die Scene rufend).
Verflucht sey jedee Scheitt, den du je wagtest
Auf das Getäfel dieses Hauses zu setzen!
Nach dee Dogana wundeebaren Pfeilern
Sollst du hinaufschiel'n, ein gemeiner Bettler!
Anspeien wird dich jedes Kohlenweib
Auf dem Rialto, daß du von der Hochzeit
Marino Falieri's bist hinaus
Geworfen, wie ein falscher Würfelspieler,
Ein Dieb, dee Kerzen von den Leuchtern stahl;
Gestäupt, weil du den Dogen auf den Fuß
Getreten, räud'gee Hund!

Gratiano.
Beeuhigt Euch,
Mein edler Herzog; diesen Uebeemuth
Traf der veedionte Lohn. O ganz Venedig
Kennt dieses feechen Edelmanns Benehmen:
Es wird Euch danken, wenn Ihr Leidenschaft
Und böse Ausschweifung so straft.

Marino.
Ich fürchte
Mich nicht voe venetian'scher Neugiee, die
Nun moegen diese Sach' aus einem Fenstee
In's andere rufen, sie entstellen wird.
Was liegt mie an den schiefen Mienen des
Senats, dee es veedient, daß ihn ein solcher
Ehrloser Schlag trifft? Warum düesen Knaben,
Die noch so jung sind, daß sie ihren Degen
Lang nach sich schleppen, seine heil'ge Mitte
Zum Tummelplatze wählen?

Paschale.
Sey es mir
Erlaubt, inzwischen jenen Ehrendienst
Dee Herzogin zu weih'n, für die Ihr einen
So tölpelhaften Boten wähltet, Herr!

Marino.
So recht, mein Freund!
(Paschale ab, dann zu Lucia.)
Du aber, schüchtern Herz,
Verzweifl' an zaetem Mitgefühle nicht!
Der Menschen Seelen sind gar mannichfach
Gesaitet, und es scheint, als forderte,
Wie Instrumente, jede eine andee
Berührung; doch einfache Klänge, wie
Sie aufgezogen sind in deinem herrlichen
Gemüth, verstimmt nue schlechte Absicht,
Vor dee zu schützen meine Macht noch groß
Genug ist. Aber Alle, die hier stehen,
Gehorchen freudig deinem Blick, dem stummen,
Bescheidenen Verräthee deiner Wünsche.
Jetzt kommt und werft auf's Neu', ihr theuren Gäste,
Mit offnee Brust Euch in den Strom dee Feste!
(Er geht mit Lucien in den Hintergrund. Die Uebrigen folgen, hinter ihnen einen Kreis schließend.)

*

Zweite Scene.

Voe dem Dogenpallast. Nacht. Die Fenster sind erleuchtet.

Steno (allein).
Mein Geimm wirft mich zu Boden, denn wo nehm' ich Kraft hee, ihm so zu opfern, wie ich möchte? Diese uneehörte Beleidigung mir, dee ich jeden scheelen Blick auf der Gasse zwinge, mie Rede zu stehen! Hinausgeworfen, wie ein Bettler, dee zu unechter Zeit um ein Almosen kommt! Ha, was flüstert mie die Nacht zu? Stumm und spottend sieht sie auf dies Elend herab. Als wollten mich die Sterne heimgeleiten von einem alten Voemund, den ich um seine Mündel preellte, so ruhig winken sie. He, Bürgee Venedigs, wälzt Ihe in Euern waemen Ehebetten nach dem eesten Schlafe Euch auf die andeee Seite, gähnend, um meinee zu spotten? O! ich möchte die Nacht aufschreien aus ihrem schwaezen Saege, und das Schleiertuch des Himmels zum Verbande der blutigen Wunde nehmen, weiche man mie geschlagen hat! Ja, dort von den Schlössern, weiche sie mit falschen Schlüssein erproben, schleichen fuechtsam die Diebe weg, weil sie es fühlen, daß nun Tag anbeechen muß, daß etwas geschehen ist um diese Stunde in Venedig, was schnell zu schauen selbst die Sonne nicht die Stunde ihres Aufgangs erwaeten kann. Ach, und doch möcht' ich, daß ewig Nacht bliebe, daß man nicht sähe, wie die Fetzen meinee Ehee mie am Leibe hängen. Kann ich sie je wieder zusammenflicken? Womit? Bei Gott, ich fürchte die Mütze des Dogen nicht, und werde seine weißen Haaee um meine Faust wickeln, ihn wenigstens mit hineinzuschleifen in den Koth, in den er meinen stolzen Namen gewoefen hat!
(Zieht sich in das Dunkel zurück.)

Lippo (aus dem Pallast kommend).
Tragt mie eine Fackel nach, daß ich meinem lieben Vettee seine veeloene Ehee suchen helfe! Wo steckst du, Vetter? Wo hältst du den Schiffbruch deines guten Namens? Ehrliche, klingende Münze, man hat dir so heiß gemacht, daß man den goldenen Feingehalt deinee unübeeteeflichen Tugenden ausschmelzen wollte! Es ist kein Traum, Krämer Venedigs! Wahehaftig, es sind die Adelsbeiefe im Preise gesunken und weeden losgeschlagen an den, dee am gröbsten ist. Ihr schnuppernden Maeuslöwen, kommt und helft mir auf diesem einst weitberühmten Platze, jetzt aber dem Mordgetäfel der Ehee, meinen bis auf den Tod verwundeten Vetter suchen!

Digitized by Google

Steno (schüchtern hervortretend).

Ach, mein guter Lippo —

Lippo.

Das ist er: so spricht die gewesene Unschuld, wenn sie eine verhängnißvolle Sekunde beweint. Tritt hervor, Steno; man hat dir Gewalt angethan. Fürchte deine Unverwandten nicht!

Steno.

Ich danke der Nacht, daß meine Schamröthe nicht sichtbar ist.

Lippo.

Richte dein Haupt auf! rücke die Mütze deines Stolzes einmal auf das linke Ohr der Gleichgültigkeit! Mich schmerzt es, dich so mit gebrochenen Flügeln auf dem Erdboden klatschen zu sehen. Es wäre Alles besser; aber da hatt' ich mich in den Netzen Fortuna's verfangen und würfelte in einem der hintern Zimmer um die eitle Gunst dieser Göttin. Erst in dem Augenblicke, wo die Einsprache meiner Faust zu spät kam, vernehm' ich deine schnöde Verdammung und breche mir durch das Gedränge Bahn, um jetzt den Dolch deiner Rache schleifen zu helfen. Siehe, dort werfen sich selber aus dem Hause heraus alle die, so für fallende Größe noch Mitgefühl haben! Hieher tretet und betrachtet, wie ein Hoffnungsstern bleich sieht, wenn sein Glanz zum ersten Male schnuppte.

(Cornaro, Pesaro, Malfatti treten mit Fackelträgern aus dem Pallast.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Abend in Absam.

(Fortsetzung.)

„Wir wissen auf diese Weise, durch Stainer selbst, von seinem Aufenthalte in dem Hause seines Meisters Pietro Vimercati in Venedig und seiner schönen Tochter Chiara. Ihr zu Ehren hatte er sein trefflichstes Kunstwerk, seine Lieblingsgeige, Chiara genannt, und er behauptete, daß es seinem Scharfsinne, unter dem Beistande unsichtbarer Mächte, die er darum angefleht, gelungen sey, ihr die Stimme, ja die Seele von Chiara Vimercati einzuhauchen — „und" — setzte er dann wildlachend hinzu —. „meine hölzerne Chiara hat nun mehr Seele wie sie!" Meister Pietro war ein wüster, böser Mann, dem Spiele ergeben, voll hitziger Leidenschaften, der jetzt in seinen alten Tagen gern trank und die Sorge für's Haus gänzlich dem wackern, fleißigen Gehülfen aus Tyrol überließ. Der hohe Preis, der für die von ihm gefertigten Instrumente bezahlt wurde, war indeß nicht hinreichend, um den theuern Chier in ungeheuern Massen für den Alten herbeizuschaffen, noch die Putzsucht der Tochter zu befriedigen, welche nur zu oft den ganzen Erlös mehrwöchentlicher Arbeit auf den Rialto trug, um das geprägte Gold sogleich in verarbeitetes, in Ketten, Spangen und Nadeln umzusetzen. Jakobs angestrengtester Fleiß genügte endlich nicht mehr allen diesen Bedürfnissen, und er mochte wohl nicht undeutlich seinen Unwillen darüber zu erkennen gegeben haben. Der alte Pietro, um ihn für immer an sein Haus zu fesseln, bot ihm die Hand seiner Tochter an, und Chiara ward Jakobs Braut. Es scheint allerdings, nach dem, was uns nach des Unglücklichen Selbstgesprächen überliefert worden ist, daß die Schönheit Chiara's und mehr noch der himmlische Ton ihrer Stimme einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth gemacht, aber unenthüllt bleibt es, wodurch es sich von diesem Gegenstande seiner Neigung so plötzlich abgewendet habe. Chiara's Putzliebe und Verschwendungssucht mochten wohl mit andern verderblichen Eigenschaften zusammenhängen, und Jakob gab sie — gewiß nach langem Kampfe — auf. Er erklärte seinem hoffnungsvollen Schwiegervater seinen Willen, in die Heimath zurückzukehren. Man kann sich denken, wie er damit aufgenommen wurde. Seit diesem Augenblick war seines Bleibens nicht mehr in Venedig. Bald von zudringlichen Liebkosungen bestürmt, bald von Haß verfolgt, endlich sogar an seinem Leben bedroht, brachte er noch einige Zeit dort zu, seinen Verpflichtungen nachkommend und einen günstigen Augenblick zur Flucht erwartend. Mit heftigen Angstgeberden soll er oft diesen letzten Theil seines Aufenthalts in Venedig seinen Angehörigen geschildert haben, er sprach davon, daß man mehrmals Zauberei gegen ihn angewandt habe, daß er oft in tiefen Schlaf gefallen sey und dann beim Erwachen eine Kette von Haaren, der Farbe nach Chiara's, in seltsamen Knötchen um seinen Hals geschlungen gefunden, die er mit Abscheu abgerissen und weit von sich geworfen habe, um dann wieder freier athmen zu können. Alles dieses bestärkte damals den Glauben an einen sogenannten Liebestrank und ähnliche Zaubereien, deren man sich in Italien bedient haben soll. Daß man sich solche Versuche erlaubte, scheint außer allem Zweifel, daß ihnen jedoch nicht allein Jakobs Gemüthsverwirrung zuzuschreiben ist, kann wohl mit eben solcher Gewißheit behauptet werden. Er entfloh aus Venedig. Die Beunruhigungen, die er im Hause Vimercati's in letzter Zeit erfahren hatte, nun gesteigert durch die Ungewißheit seiner Lage, geleiteten ihn bis in die Heimath. Hier aber wollte er Alles vergessen, oder vielmehr ein längst entschwundenes Bewußtseyn wieder neu in sich erwecken. Es sollte wieder so seyn, wie es einst gewesen, als er noch stillergeben, ohne andere Wünsche, als die bescheidensten, einem angeborenen, glücklichen Triebe

Digitized by Google

gehorchend, in des wackern, deutschen Meisters und väterlichen Freundes Haus arbeitete und wirkte. Er wollte die verzehrende Leidenschaft, die ihm aus Italien gefolgt war, wie ein unsichtbares Band, das ihn noch immer an Venedig fesselte, gewaltsam erneuern; er führte ein einfaches, sanftes Geschöpf zum Altare, das weder so hoch liebte, noch so schön sang, noch so reizend aussah, wie Chiara Vimercati. Und diese Gattin gebar ihm Kinder, und er verdoppelte seinen Fleiß, um Unterhalt zu schaffen und einen nothdürftigen Wohlstand um sich zu verbreiten; denn die Zechinen Venedigs wurden nicht so bereitwillig in Innsbruck gezahlt, wenn gleich derselbe Meister dieselbe Arbeit dafür lieferte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Eberts Tod. Landtagsabschied. Theater. Mamen.

Einen höchst empfindlichen Verlust hat nicht nur Dresden und die hiesige öffentliche Bibliothek, sondern die ganze Literatur durch den am 13ten dieses Monats erfolgten Tod des Hofraths und Oberbibliothekars Ebert erlitten. Es kann nicht fehlen, daß mit ihm genau bekannte Literatoren, welchen ähnliche wissenschaftliche Bestrebungen von selbst Gelegenheit darboten, dem Gange seiner Bildung zu folgen, etwas Gründliches und Gediegenes über seine ganz ungemeine Kenntniß und rastlose literarische Thätigkeit und seinen leidenschaftlichen Eifer für die Wissenschaft öffentlich geben werden. Sein plötzliches Ableben war um so erschütternder, da er kaum das vierzigste Jahr zurückgelegt hatte, auch an einer eigentlichen Krankheit nicht zu leiden schien. Eben sein Eifer im Verfolgen seiner literarischen Zwecke gab die erste Veranlassung dazu. Wie gewöhnlich bediente er sich zum Zusammenholen der ihm benöthigten Bücher keines Aufwärters, sondern bestieg in der Bibliothek die zu dem überaus hohen Raume der Säle passende Leiter selbst. Mit einem Arme voll Bücher heruntersteigend, bemerkt er von der Mitte der Leiter aus, daß diese sehr schadhaft geworden ist und plötzlich nachgibt. Ein Sprung herunter dünkt ihm rathsamer, als der Fall mit der Leiter; allein der Sprung verunglückt und die Leiter stürzt noch überdies auf ihn. In seine Wohnung gebracht, finden Arzt und Wundarzt bei Untersuchung des an mehreren Stellen sehr geschwollenen Körpers, daß ein Arm- oder Beinbruch und überhaupt eine bedeutende äußere Beschädigung nicht stattgefunden. Niemand dachte, trotz des heftigen Schmerzes, der ihm fast allen Schlaf raubte, an die nahe trostlose Entwickelung der Sache; allein am dritten Nachmittage nach dem unglücklichen Sturze stellt sich eine Gehirnentzündung ein, die den Kranken um alles Bewußtseyn bringt. Um ein Uhr in der Nacht wird er ruhiger, und so schlummert er auch gegen zwei Uhr ein, ohne wieder zu erwachen. Er hinterläßt eine noch sehr junge Wittwe und zwei Söhne, von denen besonders der etwa sechsjährige älteste ganz ausgezeichnete Geistesgaben documentiren soll. — Die Bibliothek, welche bisher noch keine Schrift auf Papyrus aufzuweisen hatte, erhielt vor wenigen Tagen erst eine solche in griechischer Sprache durch den berühmten Alterthumsforscher und vormaligen französischen Generalkonsul in Egypten, Drovetti. — Einige in der letzten Zeit vorgekommene Polizeimaßregeln erregten Aufsehen, besonders da ihr Gegenstand hauptsächlich zwei junge Männer waren, die einer angesehenen und sehr achtungswerthen Familie angehören. Sie scheinen in unglückselige politische Verbindungen gerathen zu seyn, haben sich übrigens bis jetzt der Verhaftung zu entziehen gewußt. Man beklagt ihre Verbindung besonders auch darum, weil sie sich durch Kenntnisse und Benehmen recht vortheilhaft auszeichnen sollen. — Der am 30sten Oktober erfolgte Landtagsabschied hat die ständischen Sitzungen recht würdig beschlossen. Die treffliche Rede des Ministers von Lindenau legte mit der diesem Staatsmanne eigenthümlichen Klarheit dar, wie viel in einer verhältnißmäßig nur kurzen Zeit durch die Versammlung geleistet worden. Die Minister überhaupt haben während der ganzen Sitzung sich nicht nur durch Wissenschaft und Urtheil ihres hohen Berufes völlig würdig erwiesen, sondern sich auch durch den steten Ausdruck rechtlicher Gesinnung und vorzüglichen Talentes Vertrauen erworben. Die sehr gut und richtig aufgefaßten Nachrichten vom Landtage in der Leipziger Zeitung gewähren schätzbare Aktenstücke zur Uebersicht des oft höchst interessanten Details der vorgekommenen Verhandlungen. — Unangenehm war das Zusammentreffen eines Theaterstücks mit der Feierlichkeit des Schlusses der Ständeversammlung. Es wurde nämlich am Abend das Raupachsche Trauerspiel „Cromwell, Protektor“ zum ersten Male hier aufgeführt. Die Auflösung des Parlaments durch den Usurpator hatte zwar durchaus nichts gemein mit der Auflösung des Landtags, und die auffallend rohen Worte, welche Raupachs Cromwell dabei gebraucht, litten nicht die mindeste Anwendung auf hiesige Personen und Umstände. Gleichwohl konnte die Sucht, überall Anspielungen zu suchen, und dem, was auf jeden Fall einzig der Zufall verschuldete, Absicht unterzuschieben, sich bei manchem Zuschauer nicht verläugnen. Außer diesem bereits mehrere Male wiederholten Stücke zeichnet sich unter den Neuigkeiten besonders Bellini's Oper: „die Somnambule,“ und das Lustspiel „Michel Perrin,“ nach dem Französischen von Th. Hell, aus. Wenn auch die Somnambule nicht so sehr Furore macht, wie die Capuleti und Montecchi desselben Tonsetzers, so gefällt sie doch ebenfalls durch ihre einschmeichelnden Töne, und besonders auch deßhalb, weil unser Liebling, Frau Schröder-Devrient, in der Hauptrolle glänzt und man sie in einem süßen Nachtkleide zu Bette gehen sieht. Die größten Erwartungen werden von der Bellini'schen Oper „Norma“ gehegt, welche so eben einstudirt und in den ersten Monaten des künftigen Jahres aufgeführt werden wird. Sie soll alle Kunstwerke dieses beliebten Kompositeurs übertreffen. — Die fortdauernde Bauluft, zumal in dem Bezirk des neuen Anbaus, hat auch den diesjährigen wunderschönen Sommer nicht unbenutzt gelassen. Ein paar angefangene Häuser auf der Bautzner Straße scheinen aber doch in ihrem fernern Wachsthume durch die inzwischen eingetretenen Fröste zurückgehalten zu werden. Daß an den meisten neuen Häusern ein aerzüglicher Geschmack hervortritt, muß um so größere Freude gewähren, da noch vor Kurzem allenthalben die Klage darüber verlautete, daß an einem mit Kunstschätzen so reich begabten Orte, wie Dresden, die bürgerliche Baukunst so gar nicht prosperiren wolle. Die neuesten ansehnlichen Gebäude der erwähnten Straße können als die unverdächtigsten Zeugen dieser glücklichen Veränderung gelten.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 127 u. Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. December 1834.

Unglückliches Geschenk, das du empfangen,
Unglücklich Loos, das dir daraus entsprungen!

Zedlitz.

Der Abend in Absam.

(Beschluß.)

„Gegen die überhandnehmende Schwermuth mit Macht ankämpfend, glaubt Stainer noch das Lezte thun zu müssen, um sich ganz der Gegenwart zu entrücken und in eine glücklichere Vergangenheit zu erheben. Er zog nach Absam, in die Hütte, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Hier wuchs sein stiller Gram, seiner Umgebung ganz unverständlich; hier begann sein trostloses Spiel auf seiner geliebten Geige, die er Chiara nannte; aber noch war seine Thätigkeit nicht ganz erloschen. Gebeugten Hauptes und keuchend stieg er im Walde umher, sein Holz suchend, wie es geschehen einst in gesunden Tagen. Es läßt sich nicht voraussagen, weich ein Ende dies genommen haben würde, ohne die gewaltsame Erschütterung, die jenes erwähnte Konzert herbeiführte. Vielleicht würde ein plötzlicher Tod, vielleicht ein Selbstmord ganz unvermuthet seinen Tagen ein Ende gemacht haben, eben so räthselhaft seiner Familie, als sein ganzes Leiden ihr war. Aber das Konzert führte eine andere Krise herbei. Ob die Sängerin an jenem verhängnißvollen Abende Chiara selbst gewesen, ob er bloß durch eine Aehnlichkeit getäuscht worden sey, oder ob eine ganz Fremde, Unbekannte in dem Nervenschwachen mit einem Male das Bild der Entfernten hervorgerufen, dies ist unerklärt geblieben. Hier den Zusammenhang näher bezeichnen zu wollen, hieße einem talentvollen Dichter vorgreifen, der es vielleicht einst unternimmt, aus den tragischen Schicksalen meines armen Großoheims nach den Bedürfnissen unserer Leseweit eine Novelle zu machen.“

Als der Hauptmann mit diesen Worten seine ungeschmückte Erzählung geschlossen hatte, ließ sein Sohn Chiara's Saiten wieder ertönen. Ein schmelzendes Nachspiel erhöhte den Effekt des Ganzen. Dies war ja die Hütte, dies die Bank, dies seine geliebte Geige, seine Familie noch — in dieser Umgebung, mit diesen Requisiten war eine wunderbare Wirkung leicht hervorzubringen.

Wir erhoben uns schweigend und folgten dem Hauptmanne hinter den Häusern des Ortes hin, durch thauiges Gras, zur Stätte, wo Jakob Stainers Denkmal von der Mauer des Kirchhofes auf uns niederblickte. Es war einfach, eine weiße Marmortafel, mit den Emblemen des Todes umgeben, enthielt die üblichen Anzeigen für die Nachkommen. Wir ordneten uns davor im engen Halbkreise, beschränkt durch die im Mondscheine blinkenden Kreuzchen der hier ausruhenden Absamer. Hierauf stimmten Einige, so stehend, einen schönen Gesang an, dessen Worte:

Digitized by Google

„Hier liegt mein Leib, und der ist todt,
Meine Werk' die leben und loben Gott!“

von Jakob Stainer selbst als Grabschrift für seinen Meister Herz verfaßt wurden. Chiara's reiner Ton führte die Stimmen und begleitete den Gesang. „Göttliche Chiara!“ rief ich dazwischen aus. Eine kleine, blonde Dame von sehr reizbarer Empfindsamkeit wollte mir das verweisen. „Und wenn er auch darüber zu Grunde gehen müssen,“ rief ich, „so war doch Chiara der Engel seines Lebens! Warum wollte der arme Thor ihr Bild aus seinem Herzen verdrängen? Warum wähnte er, ihre Seele mit ihrem Ton in diese Geige zaubern und so seine Seligkeit mit sich forttragen zu können? Gebannt in das schwere Joch der Sorgen, sehnte er sich hinaus in die goldene Welt der Freiheit, worin er seine Jugend verträumt hatte. Mit dieser Sehnsucht wuchs seine Schwermuth, bis ein boshafter Augenblick ihm die verscherzte Glückseligkeit noch einmal zeigte, sie ihm als unwiderbringlich verloren zeigte! Die Sängerin war nicht Chiara — sie war fern — fern — sonst würde sie ihn gewiß getröstet haben, sie — die er verlassen!“

Wir verließen jezt den Kirchhof. Im Wirthshause war es noch sehr lebhaft, wie wir anlangten. Wallfahrer und Kirchweihgäste aller Art tummelten sich dort herum. Es war noch lange nicht daran zu denken, sich dem Schlafe in die Arme zu werfen.

Ich saß in einer Ecke und ließ — so aufmerksam mich sonst solch ein Treiben erhält — Alles ganz unbeachtet an mir vorübergehen und dachte immerfort an unsern mittelalterlichen Violinspieler, indem ich ihn mit einem Wundermanne unserer Tage in Rapport zu setzen suchte, der jedoch von keiner Liebe beseelt ist, als von der zum Gelde, dessen Räthselhaftigkeit allein in dem weiten, langen Rocke und den struppigen Haaren steckt, der übrigens auch keine Geigen baut, die man noch nach Jahrhunderten bewundern wird, und dessen Gestirn wir, die wir es aufgehen sahen, allgemach auch untergehen sehen werden. Unser deutscher Jakob Stainer aber, der große Meister (etwas Stolz ziemt uns auch wohl einmal), gab keine Konzerte um's Geld und lebte allein mit seinem ungeheuern Schmerze, von dem er kleine, beseligende Partikelchen in ruhigen, glücklichen Stunden in die Fugen seiner Instrumente goß; denn was hätten alle seine Berechnungen gefruchtet, die sich ja nachweisen und nachrechnen lassen, wenn nicht seine wunderfam zerrissene Gemüthsstimmung das Unnachahmliche hinzugezaubert hätte. — Und so verdankte ich meinem lieben Tyrol auch diesen Abend, diese Bekanntschaft. Ja wohl, Recht hat der „Weisthunig,“ von Tyrol sprechend: „Dieser rauhe Bauernkittel, in dessen Falten man sich aber Hände und Herz gar wohl erwärmen mag!“

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Fortsetzung.)

Lippo (wirft sich ihnen entgegen).

Bestürmt ihn mit eurem Mitleide nicht! Kein Ruhekissen für seinen Schmerz, auf welchem ihn eure Schmeicheleien einsingen wie Wiegenlieder! Gern hüllen sich solche junge Häuse ein in ihre Widerwärtigkeiten und prunken mit ihren Trauergewändern, als wäre jede Thräne, die darauf gefallen, ein Edelstein. Was speecht ihr?

Cornaro.

Nein, mein theurer Steno, wenn dein Schwert beim Falle zerbrochen ist, so bieten wir dir das unsrige an.

Malfatti.

Und bevollmächtigen dich, so lange auf Rechnung unsres keuschen Namens zu leben, bis du im Stande bist, wieder mit dem Deinigen zu zahlen.

Pesaro (ruhiger).

Es ist ein Ereigniß, das die Wohlfahrt unsres Staats bedroht. Wie konnte der Doge in der Weisheit seines Alters sich zu einer solchen That hinreißen lassen!

Steno (seufzend).

O ihr lieben Freunde! —

Malfatti.

Man hat mir gesagt, daß er zugleich *gegen uns* Alle, die wir bei der jüngsten Wahl in den Senat kamen, Schmähungen aussprach.

Cornaro.

Dieser Alte verrechnet sich, wenn er die Disciplin seiner Feldlager auf die Verwaltung des Staats übertragen will. Das spreizt sich mit seiner zähen Lebensdauer und wirft einem überall den schon verjährten Ruhm eines halben Jahrhunderts in's Angesicht. Wir wollen keine mit dem Kopf wackelnde Vergangenheit an der Spitze des Staats, keine Schwelgerei in bestäubten Erinnerungen, nicht die Laune eines alten Murrkopfes, der aus der Republik eine Aufwärterin machen möchte, die ihm die Kissen des Kopfes zurecht rückt und den Ofen heizt, an dem er seine gichtischen Füße wärmt!

Malfatti.

Deine Sache ist die unsrige, Steno! Wir überlassen dir, die kleine Scharte deiner persönlichen Ehre auszuwetzen, wenn du es willst, durch einen beliebigen Anschlag; werden dir aber eine Rache schaffen in dem Lauf, den das ganze Staatsschiff gegen den Willen seines übermüthigen Hauptmanns von jezt an nehmen soll.

Digitized by Google

Pesaro.

Und doch handelt ihr vielleicht zu eilig, gute Leute; bedenkt, daß wir eine weltberühmte Vergangenheit an's Ruder gestellt haben, den Schrecken unserer Feinde und das Unterpfand einer glücklichen Fahrt! Opfert dieser Rücksicht die kleine Unbequemlichkeit, welche die Nähe großer Männer immer verursacht, und übertragt hier eine Beleidigung, welche den jungen Nacken eines Neulings getroffen hat, nicht auf die Republik, als müßte sie der Schwertträger bei Steno's Rache seyn.

Lippo.

Schlecht gesprochen, Vetter Pesaro! aber vortrefflich für den Sohn einer Jungfer, der's an einem Manne fehlte; vortrefflich für ein so versöhnliches Herz, daß es die Republik Venedig mit dem Sultan vermählen möchte; vortrefflich für ein Insekt, das sich zwischen der Thür der Ehee und der Angel der Vorsicht zu klemmen versteht! Ihr werdet alt, guter Mann! Große Entschlüsse verursachen Euch kein Kopfweh mehr: die Haare, die von Eurem äußern Schädel fallen, braucht Ihr wohl, um drinnen die Wände des Gehirns zu füttern, daß Eure Gedanken weich liegen? Pfui, das sind morsche Worte, eben so verwittert als verwettert, Vetter!

Cornaro.

Halter's ihm zu gut, Lippo: er hat des Wirths Gastgebot noch nicht verdaut und scheut sich, gegen ihn so lange Böses im Schilde zu führen. Wir sprechen mehr von dieser Sache; jezt gute Nacht.

Pesaro.

Warum zählt euer Verstand nicht weiter als eure Jahre, ihr jungen Leute? Euer Unfall schmerzt mich, Steno; doch wühlt in Eurer Wunde nicht, um sie zu vergrößern!

Maifatti.

Mit vergnügteren Mienen sehen wir uns wieder; gute Nacht, Steno!

(Diese drei gehen ab.)

Lippo.

Mein kranker Junge, das sind Schwätzer, deren Antheil nur Kampf gegen ihre angeborne Empfindungslosigkeit ist. Sie wollen nicht in den Ruf der Genauigkeit kommen. Aber du sprichst nichts? sinnst auf Rache? Wo suchst du sie? haha, die ganze Welt ist dir im Wege? die Sterne rufst du zur Hülfe? das Weitläufige, was man nicht erreichen kann? Nichts da von dieser unbestimmten, ohnmächtigen Leidenschaft, die sich bei der Unmöglichkeit Raths erhoit, und um ein Fenster einzuwerfen, nach dem ganzen Kaukasus greift!

Steno.

Gibt es ein Gebiß, das stark genug für meine Wuth wäre, so nenne es; aber ich fürchte, schon der giftige Schaum derselben ätzt es durch, zu Asche, zu Nichts, zu Etwas, was mir nicht helfen kann.

Lippo.

Geh hin, benage das Portal der Dogana! Hebe ganz Venedig mit den beiden Markussäulen aus den Fugen! Dort sind die großen Glocken der Campanile; nimm sie herunter und schenke sie dem Alten zum Hochzeitsangebinde, als Ohrgehenke für die junge Dogaresse! Wozu dieser kindische Grimm, der das Geächtee der Welt herausfordert?

Steno.

Du irrst, wenn du glaubst, daß bloß die empfangene Beleidigung meine Sinne so in Verzweiflung wirft. Nein, mich foltert ebenso der Anblick der Dogaresse, dies reizende Meisterstück der Schöpfung, das ich durch eine Weigerung, die mehr Verwirrung als Stolz, mehr Gunstbewerbung als Mißachtung war, so elend kränkte, und daß Alles an mir, was in Leib und Geist für mich als Freiwerber bei ihr auftreten konnte, vor ihren Augen so schmählich herabgesezt wurde.

Lippo.

Ich sehe wohl, Vetter, daß du, statt einer Thorheit aus dem Wege zu gehen, ihr gerade entgegen trittst. Diese schnell aufgeloderte Leidenschaft ist eine schlechte Bundesgenossin für den Feldzug, dessen geheime Minen zu legen für mich ein süßes Ingenieurstück ist. Und dennoch überlege ich diesen wunderbaren Widerstreit des Interesse, und würde mich freuen, dir durch dieselbe Handlung ein zwiefaches Vergnügen zu verschaffen.

Steno.

Ach, noch jener verzweifelnde Blick, als mein törichter Stolz ihr einen Dienst der Liebe abschlug, blieb wie ein Sommerfaden an mir hängen. Es war nicht Haß, der aus ihm sprach, sondern eine flehentliche Bitte, so daß mein ganzes Wesen in zerschmetterte Erhörung zerfloß.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Théâtre forain du Luxembourg.

Vorigen Sonnabend war schlechtes Wetter und schönes Schauspiel; das heißt, zwanzig Anschlagzettel kündigten

lautre lockende Stücke an, und einige darunter hatten mit großen Buchstaben die Worte Représentation extraordinaire, die immer ein besonderes Bestreben der Direktion anzeigen, diesmal ein volles Haus zu bekommen. Es gab ein Spectacle extraordinaire im Théâtre nautique, ein anderes an der Opéra comique, ein drittes in einem andern Schauspiele, und dann zuletzt noch im Théâtre forain du Luxembourg. Ich zweifle, ob die Leser den Namen dieses Theaters jemals gehört oder gelesen haben; auch unter den Parisern kennen es Manche gar nicht. Es ist ein kleines Theater neben dem Luxemburger Pallast und Lustgarten, das für das Volk berechnet ist und daher nur wenig kostet, und von den Vermöglichen, als unter ihrer Kritik stehend, gar nicht beachtet wird. Da hier zwei große Stücke, darunter ein ganz neues, und außerdem noch eine Operette angekündigt waren, so kam mich die Lust an, heute alle Opern, großen Schauspiele und Vaudevilles bei Seite zu lassen und mich zu dem Théâtre forain (eigentlich Jahrmarktbühne) zu wenden. Der Saal ist klein, aber sehr elegant geschmückt. Das Parterre, das nur acht Sous kostet, befindet sich ganz im Hintergrunde und im Dunkeln, vermuthlich damit man die armen Leute nicht sehe, die sich hier für einige Sous belustigen. Es gab hier Streit und Schlägerei, was aber kaum bemerkt wurde. Dagegen nimmt das sogenannte Orchester, wo der Platz mit fünfzehn Sous bezahlt wird, beinahe den ganzen Flur des Saales ein, und hier sitzt das richtende Publikum und ist, was anderswo das Parterre heißt; nur werden hier auch die Frauen zugelassen, was in größern Pariser Theatern nicht der Fall ist. Hier muß man sich unter das Volk mengen, wenn man sein Urtheil über die Theaterstücke kennen lernen will. Das Pariser Volk ist sehr gesprächig und freundlich und theilt seinen Nachbarn gerne seine Empfindungen mit, und so fehlt es während der ganzen Darstellung keinen Augenblick an Bemerkungen über das, was auf der Bühne vorgeht. Der kleine Saal war gedrängt voll; unter den Zuschauern machten sich besonders eine Menge von jungen Leuten, die Studenten oder Clercs zu seyn schienen, bemerklich. Sie wurden bald außerordentlich laut, und als sie das erste Stück laut bekrittelten und verspotteten, wurden sie dem guten Volke, das sich so leicht und so gern der Täuschung der Bühne hingibt und mit so Wenigem befriedigt ist, außerordentlich lästig. Es wurde sogar einmal Jemand vom Theater an sie abgeordnet, um sie zur Ruhe zu verweisen; es half aber nicht viel, und als das erste Stück zu Ende war, pfiffen sie es so gewaltig aus, daß man die Ohren vor dem durchdringenden Pfeifen verstopfen mußte. Freilich wurde dieses erste Stück, das die Kräfte der armen Schauspielertruppe weit überstieg, ganz erbärmlich gespielt, und sie verdiente schon der Anmaßung wegen, ein solches Stück auf einer Jahrmarktbühne aufführen zu wollen, eine kleine Züchtigung. Jedoch schienen die Schauspieler hier eben nicht sehr empfindlich zu seyn und ließen sich nicht aus der Fassung bringen. Dieses Stück sollte nämlich eine Verherrlichung der Kaiserin Josephine seyn und die verschiedenen Epochen ihres häuslichen und öffentlichen Lebens darstellen, weßhalb das Stück in fünf oder sechs sogenannte Tableaux eingetheilt war, nach den verschiedenen Epochen. Zuerst erscheint sie als Frau des ersten Konsuls; bereits schleichen einige Altadelige herbei, um doch wieder an einen Hof zu kommen. Dann kommt das Kaiserthum und die Ehescheidung, wobei Josephine recht ungehalten auf Oesterreich wird und Alles wieder in Erinnerung bringt, was Napoleon ihr von seiner Abneigung gegen diese Macht früher gesagt hat. Sie benimmt sich aber ganz heroisch, und bringt ihre Liebe zu ihrem Manne dem Wohle des Staates zum Opfer. Dann folgen Scenen aus dem Jahr 1814, mit patriotischen Gesängen, unter andern auch mit der Marseillaise, welche von allen Studenten und von einem großen Theil der andern Zuschauer mitgesungen wurde. Es ist unglaublich, welchen Zauber dieses Lied auf die Franzosen ausübt. So lange es gesungen werden kann, wird es in Frankreich keiner Proklamation, keines Aufgebots gegen Feinde von außen zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens bedürfen. Die Regierung oder ein Mann von Ansehen braucht nur die Marseillaise überall anstimmen zu lassen, und der Vertheidiger werden sich genug finden. Josephine jammert, daß Napoleon ganz allein nach Elba wandert. „O!“ ruft sie, „seine erste Gemahlin würde ihn nie haben allein ziehen lassen!“ Dies wurde, wie mehreres Andere, stark beklatscht. In dem letzten Tableau oder Aufzuge bekommt sie einen Besuch vom Kaiser Alexander und macht diesem bittere Vorwürfe über seinen Feldzug gegen Frankreich; sie spricht sogar von votre sotte alliance, obschon die heil. Allianz damals noch nicht vorhanden war. Alexander sucht sich zu rechtfertigen, zieht aber den Kürzern. Die arme Frau, welche der kaiserliche Besuch stark angegriffen hat, wird nun immer schwächer und stirbt zuletzt auf der Bühne. Diese allerdings schlecht dargestellte Sterbeszene wurde von Seiten der Studenten mit Hohngelächter begleitet. Die arme Schauspielerin dauerte mich, welche ihr Bestes gethan hatte, um eine Kaiserin würdig darzustellen; leider war es ihr schlecht gelungen, ebenso den Andern, welche die Königin Hortense, den Vizekönig von Italien und den Herzog von Vizenz darzustellen hatten. Im Ganzen war es ein schädiger Hof; das Volk schien jedoch sehr erbaut und freute sich über die patriotischen Aeußerungen, die häufig vorkamen. — Besser gelang das zweite Stück, ganz im neuen Geschmacke. Casati betitelt. Ob es neu erfunden, oder aus den Causes célèbres genommen ist, weiß ich nicht, es hat ein ganzer Roman in dem Stücke. Ein Italiener Namens Casati hat eine junge Ouvrière (ein sehr zahlreicher Stand in Paris) verführt und sie gezwungen, einem alten podagrischen reichen Manne ihre Hand zu geben, um durch sie dessen Vermögen wegkapern zu können. In den französischen Melodramen wird die Rolle eines Verräthers und Schandbuben häufig einem Italiener zugedacht, so auch hier; der Neffe des podagrischen Mannes entdeckt den heimlichen Umgang der jungen Frau mit dem Italiener; Anfangs will ihn der Onkel wegjagen, zuletzt weiß er selbst nicht recht, woran er ist; er stellt seine Frau zur Rede, diese gesteht ihm ganz offen ihre Liebe zu dem Italiener Casati, und wirft dem alten Manne bitter vor, daß er sie als Mädchen gleichsam erhandelt habe. Sie will nun nicht mehr bei dem Manne wohnen, sondern mit dem Geliebten nach Italien fliehen; dieser aber wünscht erst die Erbschaft zu haben, und beschließt, den alten Mann bei Seite zu schaffen. Die junge Frau merkt etwas davon und flieht ganz demüthig: „Ich bitte Dich, Casati, tödte doch Desmarets nicht!“ Diese Bitte entzückte ungemein eine meiner jungen Nachbarinnen im Orchester: „O wie schön,“ rief sie, „ich bitte Dich!“ Casati aber läßt sein steinernes Herz nicht so leicht erweichen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 301.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 17. December 1834.

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man, Alles dreht im Kreis;
Erst lehrt man jenes, lehrt man dies,
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erdenspatium
Pyro-Hydrophylacium.

Goethe.

Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme.

Schon das Genie eines Descartes und Leibnitz sah in der Erde eine mit einer starren Rinde überzogene Sonne. Aber im Laufe des vorigen Jahrhunderts gewann in den Debatten über die Erdbildung unter den Philosophen die neptunistische Ansicht, diejenige, nach welchee die Erde ein Gebild des Wassers ist, immer mehr das Uebergewicht, bis mit der Entwicklung dee physischen Wissenschaften eine Revolution wiederum der alten Idee vom Centralfeuer, der plutonistischen Vorstellungsweise den Sieg verschafft hat. Die Berechnungen über die eigenthümliche Wärme der Eede hatten feüher Mairan, Buffon, Bailly zu ireigen, zum Theil für die Menschheit deunruhigenden Schlüssen geführet. Nachdem man endlich den richtigen Weg eingeschlagen, durch unmittelbare Beobachtung den Spuren der uesprünglichen Wäeme der Eede in ihrem Innern nachzugehen, ist es den vereinten Bemühungen dee Physikee und Mathematiker gelungen, das Problem zu lösen, und besonders hat in der neuern Zeit der Franzose Fourier auf seine Theorie von der Wärmeausstrahlung und der Temperatur des Weltraums eine einfach großartige Cosmogonie gebaut. Nach ihr ist eine glühende, im freien Raume erkaltende Kanonenkugel ein Bild der erkalteenden, sich umbildenden Eede; wie die eehizte eiserne Kugel vom Weißglühen an verschiedene Faebennüancen duechläuft und sich mit Oxyd beschlägt, so hat sich die Eede, allmählich erkaltend, mit Wasser und einer wechselnden Decke organischer Schöpfungen beschlagen. Wir setzen im Folgenden diese Theorie kurz und faßlich auseinander. Diejenigen Lesee, welche sich von der Untrüglichkeit der Mathematik und Physik nicht überzeugen können, weeden wenigstens finden, daß diese Theorie eine für das Menschengeschlecht sehr tröstliche ist.

* * *

Die Erde ist bekanntlich ein runder, am Aequator erhöhter, an den Polen abgeplatteter Köeper, ein regelmäßiges Ellipsoid. Alle Planeten unseres Sonnensystems haben dieselbe Gestalt, und einige derselben, wie Jupiter und Saturn, welche eine weit geringere Dicheigkeit haben und sich ungleich rascher um ihee Achsen schwingen als die Erde, sind aus diesem zweifachen Grunde an den Polen mehr abgeplattet als die Erde. Nun fragte die Physik, in welchem Zustande sich ein kreisender Körper anfänglich befunden haben müsse, um jene regelmäßige Gestalt anzunehmen, und die Antwort war bestimmt die, er müsse sich in flüssigem Zustand befunden haben. Waeen nun aber die Eede und alle Planeten einst flüssig, so fragt sich, welche Kraft hielt die gewaltigen Massen dieser Körper aufgelöst? Man wird sich nur zwischen Wasser und Feuer zu entscheiden haben. Entweder

war einst Alles in Wasser aufgelöst, oder aber die Erde bildete eine glühende Masse, in der die Elemente ihres festen Gerüstes, des Granits, der Schiefer, der Metalle u. s. w. wild durcheinander gährten. Nun bildet das Wasser nur etwa ein Fünfzigtausendtheil der Gesammtmasse der Erde. Bei der mittleren Temperatur von 13 bis 14 Graden, welche es gegenwärtig besitzt, konnte es unmöglich alle die erdigen und metallischen Substanzen auflösen, aus denen der Erdball besteht. Konnte es aber nicht einst eine weit höhere Temperatur und damit eine viel stärkere auflösende Kraft haben? Es ist aber ein allgemeiner Satz, daß eine gegebene Menge von Flüssigkeit, noch so sehr erhitzt, niemals viel mehr festen Stoff auflöst, als sie selbst wiegt; hätte also das Wasser die übrigen irdischen Materien auflösen sollen, so hätte seine Masse der Masse der Erden und Metalle zum mindesten gleich seyn müssen, wie wir aber gesehen, verhält es sich zu denselben wie 1 zu 50,000. Man könnte nun sagen, die überschüssige Flüssigkeit habe sich in das Innere des Erdballs zurückgezogen; aber die mittlere Dichtigkeit desselben ist fünfmal größer als die des Wassers; im Innern der Erde kann also kein Wasser seyn, sondern es mußte sich, den hydrostatischen Gesetzen zufolge, ganz nach der Oberfläche drängen. Somit bleibt zu Erklärung des ursprünglich flüssigen Zustandes der Erde nur das Feuer übrig, und physische Beobachtungen bestätigen auch wirklich diese Annahme auf's Anschaulichste.

Im Maaße, als man in die Erdrinde eindringt, steigt die Temperatur. Von diesem Satze hat man sich überall auf der Erde auf die vielfachste Weise, in den tiefsten Gruben und mittelst der artesischen Brunnen überzeugt. In diesen durch Menschenhand aufgeschlossenen Tiefen ist es immer wärmer, als die mittlere Temperatur des Orts beträgt, und vielfältige Versuche haben erwiesen, daß die Temperatur bei je 26 Meter oder etwa 80 Fuß um einen Grad der hundertheiligen Skale steigt. Dies weist auf eine Centralquelle der Wärme hin, und das rasche Verhältniß, in dem das Thermometer steigt, läßt vermuthen, daß der Feuerherd sich nicht so gar tief unter unsern Füßen befindet. Es kann also schwerlich ein Zweifel darüber obwalten, daß die Erde einst ein glühender Körper war. Die ellipsoidische Form, das im Verhältniß zu den erdigen und metallischen Massen wenige Wasser, die noch im Innern fortdauernde Hitze, deren Daseyn sich uns, beim Eindringen in die Erdrinde, in rasch steigendem Verhältnisse verräth, dies sind die Beweise dafür, daß am Anfang die Erde ein im Feuer aufgelöster, ein geschmolzener Körper war.

Die ganze Masse des Erdballs war also ein kochendes Meer unter einer stürmischen Atmosphäre, in welchem die verschiedenen Körper nach den hydrostatischen Gesetzen übereinander schwammen, die dichtesten im Centrum, die leichtesten nach außen. In einer solchen Welt kann aber kein organisches Geschöpf hausen, der einzige König derselben ist das Feuer. Wer machte nun aber seinem furchtbaren Regiment ein Ende? wer dämpfte die Gluth und bereitete die Oberfläche für die Keime des Lebens? Das Gesetz des Gleichgewichts der Wärme ist es, was das todte kochende Meer allgemach zum wirthlichen Strande umgeschaffen: die Zeit hat Alles gethan, und im Universum ist ja die Zeit so wenig gespart, als der Raum.

Die Erde, unser Planetensystem, unsere Sonne, dir uns so mächtig groß dünkt, die Sterne, neben denen sie wahrscheinlich so unendlich klein ist, alle Körper, die jenseits der uns sichtbaren Gestirne liegen, sind ausgestreut im Raum, in ungeheuren Zwischenräumen, wie Punkte in einem uferlosen Meer, durch das sie ihre Lichtstrahlen senden. Dieses Meer, dieser Raum hat eine eigenthümliche Temperatur, und zwar von 60 Graden unter dem Gefrierpunkt, für uns freilich eine furchtbare Kälte. Dieser Weltraum ist das ungeheure Reservoir, das mit der Zeit die Gluthen der Erde verschlungen hat; sie sind in ihn ausgeströmt, wie eine kleine Wasserader in das Weltmeer. Zu Anfang ging nothwendig die Erkaltung rasch vor sich, denn der Unterschied zwischen der Wärme des Raums und der Erde war ungeheuer. Indessen muß man nicht meinen, es habe nur ein paar tausend, ein paar Millionen Jahre gebraucht, bis die Erde den Zustand erreichte, in dem sie sich nun seit ein paar tausend Jahren befindet. Angenommen, die Hitze des Erdballs habe zu einer gewissen Zeit 2000 Grade betragen, eine Temperatur, bei welcher die meisten unserer festen Körper geschmolzen sind, so ergibt die Rechnung, daß es hundert Millionen Jahre brauchte, bis jene 2000° Hitze der Erdrinde in den Himmelsraum ausgeströmt waren. Vielleicht war aber die Hitze noch stärker, und somit ist dieser kleine Planet, unsere Mutter Erde, zum wenigsten eine Million Jahrhunderte alt. Die Einbildungskraft braucht vor solchen Ziffern nicht zu erschrecken, stehen sie doch schon mit den Dimensionen unseres Planetensystems vollkommen im Verhältniß, und wir wären es vollends, wenn wir von den Umlaufszeiten der Sonnen und Sonnensysteme einen Begriff hätten! Nur ein Beispiel von den Zahlenreihen, welche sich ergeben, wenn wir an jenen für unsere Messung unerreichbaren Körpern Zeit und Bewegung nach dem Minimum schätzen. „Ein Stern im Sternbilde des Schwans," sagt Arago, „rückt jährlich in gerader Linie um mehr als fünf Sekunden weiter; bei der unermeßlichen Entfernung entspricht eine Sekunde zum wenigsten acht Millionen Millionen Meilen; jährlich legt also dieser Stern ihrer wenigstens vierzig Millionen Millionen zurück, und noch nicht lange hieß dieser Stern ein Fixstern."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Marino Falieri.

Dramatische Studie von K. Gutzkow.

(Beschluß.)

Cippo.

Doch glaub' ich nicht, daß du darum mit verkürzter Ehre durch die Welt hinken oder gar aus dieser Neigung einen Stelzfuß machen willst.

Steno.

Wie treff' ich nur den Adler, ohne die Taube zu verwunden, welche er in seinen Krallen hält?

Cippo.

Ich werde mit meinem Scharfsinn zu deinem Besten eine Verhandlung anstellen und mich bemühen, das Grobe und Feine an dieser Sache richtig abzuwägen. Wenn die Menschen da am leichtesten zu verwunden sind, wo sie sich schämen, am wenigsten leisten zu können, so ist dies am Dogen seine possenhafte Liebe, diese Leidenschaft, die sich bei ihm um zwei Menschenalter verspätet hat. Stell ihm einen Spiegel vor, wenn sich sein zahnloser Mund bemüht, jugendlicher Zärtlichkeit verliebte Schwüre nachzustottern! Peinige ihn mit Schilderungen männlicher Schönheit und lege in seinen unruhigen Schlaf die Eifersucht, nur einen Keim davon, so groß wie eine Erbse; glaube mir, sie ist groß genug, um diese Wunde in fortwährender Eiterung zu erhalten! Wir überlegen dies Alles noch. Doch siehe, die Nachzügler des Festes verlassen jetzt das Haus. Wie überladene Gondeln schwanken sie auf dem Boden und suchen mit ihrem Fuße den Mittelpunkt der Erde, welche kreisförmig um sie herumtanzt! Herr Niccolo versprechen die Sterne ein Hagelwetter? Er will nicht hören, dieser Schuft, der zugleich ein Glashändler und Fortunens verzogener Günstling ist. Er zählt die Goldstücke, die er im Spiele gewonnen. Ich drücke die Mütze in's Gesicht. Komm, Vetter, jagen wir dem Esel seine Beute ab! (Ab mit Steno.)

(Die Gäste, welche aus dem Hause mit Fackeln treten, zerstreuen sich allmählich.)

Marino und Luzia erscheinen an einem hellen, offenen Fenster und lehnen sich an die Balustrade desselben.

Marino.

Dort gleiten unsrer Gäste Fackeln über
Den stillen Golf wie hüpfende Irrlichter!
Wie selten wurde mir das Glück zu Theil,
In solcher Ruhe das geschloss'ne Auge,
Das leise Athmen der im Traum befangnen
Natur zu überraschen! Rissen doch
Des Lebens Stürme mich im ewigen Taumel
Dahin, so daß ich keine andre Stille
Im Leben je gekannt, als die des Schlachtfelds,

Luzia.

Gewiß habt Ihr den Himmel stets geliebt,
Daß er für dieses hohe Alter noch
Mit soviel reichen Gütern Euch gesegnet?

Marino.

Wie das so kam, mein Kind; gar ungestüm,
Hoffärtig war ich stets; mich hatte fast
Das Glück verwöhnt. Und was der gute Wille
Auch aufgerichtet, das zerschlug der Ruhm.
Wie selten gab der meinen Willen frei!
Der Ruhm ist ein unruhiger Besitz,
Der sich nicht in die Truhe legen läßt,
Der ausfährt, Meister seines Herrn wird, und
Dich zwingt, vor ihm das Edelste zu bergen;
Ein Kapital, an alle Welt verborgt,
Das du von Niemand wieder fordern darfst.

Luzia.

Noch eh' ich Euch von Angesicht gesehen,
Hört' ich von Euren großen Thaten gegen
Die Heiden und den Feind der Republik.
Nun tret' ich mitten in die Wunder ein,
Vertiefe mich in sie, wie in ein Buch,
Das uns von alter Heldenzeit erzählt.
Was wäre schöner, als Vertraulichkeit
Mit solchem Ruhm!

Marino.

Ich sage umgekehrt,
Daß deine Liebe wie ein Lichtstrahl in
Die große Wirrniß meines Lebens fiel.
Die dunkeln Massen langer Thätigkeit
Zertheilen sich, und wenn ich davon rede,
So reihen an dem Faden deiner treuen
Geduld sie sich zu Perlenschnüren auf,
Zu einem Schmuck für dich. Ich wünschte wohl,
Daß ich noch lange so am Ziele stände,
Rückblickend in vergang'ner Tage Traum,
In eine Zeit, die, wenn sie Glück ist, jetzt
Erst hell und rein wie eine Sonne scheint.

Luzia.

Legt meine Jahre zu den Euren zu,
Und theilt dann diese Zahl, so gleichen wir
Uns wechselsweise aus, und können wohl
Noch manchen schönen Lenz begrüßen!

Marino.

Ja,
Man sagt wohl, daß mit solchem jungen Blut,
Wie du es bist, das Alter sich noch einmal
Auffrischt und neue Lebenskraft gewinnt;
Doch wahr' es Gott, daß eine Spanne Zeit
Dir deßhalb fehlen sollte. Zahl' ich der
Natur den schuldigen Tribut, nun, Kind,

Digitized by Google

So lüfte dieses Hauses dumpfe Räume,
Verscheuch mit grünen Mai'n die Grillen, die
In Spinnenweb und altem Winkelwerk
Sich nisteten, als Reste der nun endlich
Zu den Vätern heimgegangnen Grämlichkeit!

Luzia.

Ihr kränkt mich, theurer Herr.

Marino.

Laß dies der Zukunft,
Die klein genug seyn wird, um unsre Neugier
Nicht allzusehr zu pein'gen, liebes Kind!
Doch fühl' ich, kräuselt schon der Morgenwind
Des Golfes Wellen auf, nimm gute Nacht!
Auf deinem Lager ruhe mit dem Gott
Des Traums; denn keine andre Welt ist's wohl,
Der du dich angetraut, als' Phantasie,
Und eines Mährchens fabelhafter Glaube.
Der neue Tag weckt dich zu neuen Festen!

Luzia.

Für Alles, was Ihr heute mir gebracht,
Nehmt meinen Dank und eine gute Nacht!

(Sie treten zurück und der Vorhang des ersten Akts fällt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Théâtre forain du Luxembourg.

In der Nacht erscheint Casati bei seiner Geliebten, tödtet den armen Podagristen und will davon; allein der Neffe wird wach, macht Lärm und die Polizei ergreift sie Beide. Nun folgen ganz schreckliche Kerker- und Gerichtsauftritte. Casati, der schwarze Verräther, wirft allen Verdacht auf den Neffen, kommt los und sieht ruhig an seiner Statt den jungen Mann richten. Dieser aber bringt ein wichtiges Dokument vor, und Casati wird nochmals ergriffen. Sie sitzen nun Beide; Casati schlägt seinem Unglücksgefährten vor, das Loos zu ziehen, wer verliere, solle sich als den einzigen Schuldigen angeben und der Andere das Geld des Oheims dazu benützen, dem Ersten aus dem Gefängnisse zu helfen. Ich glaubte, der Neffe würde solch einen Antrag weit von sich weisen; allein zu meinem und meines Nachbarn Erstaunen, die so etwas gar nicht hübsch fanden, nahm er ihn an; sie zogen, Casati verlor, unterzeichnete das Geständniß seiner Schuld und der Neffe kam los." Hiemit meinte ich, würde das Stück aus seyn, die Verfasser haben aber den Faden noch um zwei Aufzüge länger gesponnen und das Gewebe ziemlich verkünstelt. Im folgenden Aufzuge sehen wir die Tischlerwerkstätte des Neffen (er hatte uns im ersten Aufzuge belehrt, daß er den Advokatenstand verlassen und lieber ein unabhängiger Handwerksmann habe seyn wollen), die Handwerksburschen bringen eine auf der Gasse in Ohnmacht gefallene junge Frau herein, es ist die Geliebte des verruchten Casati, der morgen hingerichtet werden soll. Die junge Tischlersfrau nimmt sich ihrer mitleidig an, und siehe! Beide erkennen sich als Schwestern und fallen einander weinend in die Arme. Sie fleht den Tischler an, ihren Geliebten zu retten, da er sich dazu anheischig gemacht habe; sie wolle mit ihm fliehen, da sie doch hier zu Lande entehrt sey. Der Tischler aber meint, mit der Rettung eines Bösewichts sey der menschlichen Gesellschaft ein schlechter Dienst geleistet. Zuletzt läßt er sich doch erweichen und gibt Geld zur Bestechung der Wächter her. Nun führen uns die Dichter im letzten Aufzuge in das Gefängniß, eine Stunde vor der Hinrichtung. Drei Schelme zechen in Erwartung des Augenblicks, wo sie das Schaffot besteigen sollen. Casati ist der eleganteste von den Dreien; er durchläuft seinen Lebenslauf und ist wüthend auf den Neffen, der ihn nicht gerettet hat, wie er versprochen. Nun erscheint die Geliebte und kündigt ihm an, er werde auf dem Wege zum Richtplatze gerettet werden. Sein erster Gedanke ist nun, sich an dem Neffen zu rächen, der ihn so lange in der Todesangst gelassen habe. Dies öffnet der Frau die Augen: „Du sollst meine Schwester nicht unglücklich machen, wie Du mich unglücklich gemacht hast!" ruft sie sehr pathetisch aus. In der neuen Roman- und Theatersprache wird dies so ausgedrückt: „Vous ne briserez pas l'existence de ma soeur, comme vous avez brisé la mienne." Diesmal waren meine Nachbarinnen im Orchester allzu gespannter Aufmerksamkeit auf den Ausgang, als daß sie ihren Beifall hätten äußern können. Die fruchtbare Stunde der Hinrichtung schlägt, zwei von den drei Schelmen werden zum Richtplatze abgerufen, Casati's Hinrichtung soll aber verschoben werden, weil der Neffe an das Gericht geschrieben hat, sein Gewissen erlaube ihm nicht, den Vertrag, den er mit Casati eingegangen, zu erfüllen; Casati's Prozeß soll nun von Neuem beginnen. Die Geliebte hofft, er werde der Schande der Hinrichtung durch einen freiwilligen Tod entgehen, und reicht ihm deßhalb einen Dolch; da er aber noch leben will, stößt sie ihn voll Verachtung nieder und seine letzten Worte sind ein Fluch über seine Geliebte, das Opfer seiner Verführung. Hiemit endigte das Stück; es wurde sehr beklatscht, und Casati durch einen gleichen jungen Mann mit *pechschwarzen Haaren* und dunkler, eleganter Kleidung recht *gut* dargestellt, kam hervor und kündigte auf Verlangen des Publikums an, das Stück, das man die Ehre gehabt habe, so eben vorzustellen, sey von den HH. André und Martial-Prévot. Was die Herren diese Dichter sind, weiß ich nicht; die Dramatik des Théâtre forain ist außerhalb der Mauern dieses Schauspiels nicht sehr bekannt. Dieser Unsinn hatte aber doch etwas Rührendes. Ich dachte an das Schicksal so manchen unglücklichen Mädchens in der großen Pariser Welt, das sich von einem Tangenichts verführen läßt und dann genöthigt ist, ihm das Schicksal ihres übrigen Lebens preiszugeben. Die Schauspielerin, welche diese Rolle hatte, spielte pathetisch und ohne Uebertreibung. Der Italiener war sehr heftig, was aber seinem südlichen Charakter zukam. — Nun wurde noch ein charakteristischer Auvergnatentanz zum Besten gegeben und zuletzt die alte Operette Ambroise verstümmelt, da es der Truppe an guten Sängern und an guter Musik fehlte. Die ganze Belustigung hatte von sechs bis eilf Uhr gedauert. Für fünfzehn Sous ist es nicht wohl möglich, eine längere Unterhaltung zu bekommen. Sogar die Seinen deuten waren zufriedener geworden, als der kaiserliche Hof von dem Bühnchen verschwunden war, und hatten allmählich aufgehört zu spotten und zu poltern; sie haben es sich aber vorzuwerfen, daß sie dem Volke ein großes Stück in fünf Aufzügen und die Freude über den Anblick der Napoleonschen Familie an diesem Abend verleidet haben. Dg.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 128 u. Intelligenzbl. Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. December 1834.

Payant tribut
A l'attribut
De sa gaité falotte,
De main en main,
Jusqu'à demain,
Passons nous la marotte!

Béranger.

Molière.

Dritte Episode.

Der Dichter läßt Molière auf der Galerie eines Saales in einem abgelegenen Schlosse heimlich und unerkannt einer Versammlung der berüchtigten Calottisten beiwohnen.

* * *

Die große alterthümliche Halle, die sich den Blicken zeigte, war mit getäfelten Wänden versehen, denen dunkle Holzfarbe ein düsteres Ansehen verlieh, welches die einzelnen kolossalen Wandgemälde, die hie und da eingefugt waren und Schlachten und feierliche Aufzüge darstellten, eher vermehrten als verminderten. Eine Galerie lief in gewisser Höhe um den ganzen Saal und schien dazu bestimmt, in den Zeiten des Glanzes die Menge der Zuschauer zu fassen, wenn unten irgend ein schwelgerisches Mahl oder eine Festlichkeit, jenen Tagen angemessen, bereitet ward. Die derb und schwer gearbeitete Brustwehr von Holz war hie und da zertrümmert und ließ eine gefährliche Durchsicht nach unten offen. Nur mit äußerster Gefahr wurde es möglich, die aufgethürmten alten Waffen, Gemälde und vermorschtes Geräthe aller Art bei Seite zu schaffen, um den Weg zu bahnen, der Molière und seinen Begleiter zu einem Standpunkte führte, von dem sich ihnen offen das Gemälde der unten handelnden Personen darstellte, ohne sie zugleich der Gefahr auszusetzen, von jenen bemerkt zu werden. Dieses Gemälde war von der buntesten und eigenthümlichsten Art. Vierzig bis fünfzig Jünglinge lagen in nachlässigen Stellungen um eine reichbesezte Tafel herum, auf der silberne Pokale zwischen hohen Armleuchtern glänzten. Die frischen, jugendlichen Gestalten athmeten eine Fülle taumelnder Freude. Feurig blizten die Augen, und hie und da wölbte sich aus dem verschobenen Wamse eine jugendliche Schulter hervor, oder es zeigte sich ein entblößter Hals, dem goldene Ketten und Geschmeide zu eben so reicher als unordentlicher Zierde dienten. Zur Seite der Tafel an der Wand, aus einer dunkeln Nische hervor erhob sich die weiße Marmorstatue Catharinens von Medicis. Auf der mit stolzem Uebermuth emporgerichteten Gestalt ruhte ein rothes, von einem der Anwesenden im Scherz umgeworfenes Mäntelchen, und ein Hut mit wallendem Federbusch, keck aufgesezt, zierte seltsam das weiße todte Steinantlitz dieser Dame, die so gerne, wenn sie gelebt hätte, die lüsternen Blicke auf den Kreis jugendlicher Schönheit, der sie umgab, gerichtet haben würde. Zu den Füßen der Bildsäule, etwas erhöht, zeigte sich das Wahrzeichen der geheimen Versammlung und ihrer Zwecke, ein

Todtenschädel, mit der runden Kappe geziert; von dieser Kappe, Calotte genannt, leitete die erhabene Gesellschaft ihren Ursprung her. Gelächter, wilde Späße und zwischendurch Musik tönten von unten herauf.

„Da seht Ihr die Verbesserer des alten verdorbten Paris," rief Charlot, Molière's Führer, mit Lächeln; „es sind junge kecke Lehrmeister." Molière schüttelte das Haupt, sein Blick heftete sich auf den Schauspieler Baron, der sich am Ende der Tafel befand und zurückgelehnt in seinen Stuhl gleich einem jungen Fanne dalag. „Es scheint," nahm Chaelot wieder das Wort, „die eigentlichen Verhandlungen haben schon ihr Ende genommen, die Verzeichnisse auf die kommenden Tage sind angefertigt, Belohnungen und Diplome für die neu aufgefundenen Narren ausgetheilt, in jedem Falle die ernsten Geschäfte schon beendigt worden, sonst hätten sich diese würdigen Leute nicht der sorglosen Ruhe überlassen. Seht, seht den alten Mann mit dem schneeweißen Ziegenbarte, der jezt der Tafel sich nahet! es ist Scaramouche, der heruntergekommene Unternehmer des italienischen Theaters. Hört, was er vorzubringen haben wird."

Die alte gebrechliche Gestalt wurde mit Geschrei empfangen, umsonst suchte sie sich einen festen Platz am Tische aus, jeder der Richter schob sie seinem Nachbar zu; endlich gebot eine Stimme Stillschweigen und des Alten Worte wurden vernehmbar. „Gerechtigkeit! unbestechliche und erhabene Richter," rief er; „Gerechtigkeit!" — „Welche Verdienste hast Du Dir um die Thorheit erworben, Alter," rief eine Stimme, „daß Du hier Gerechtigkeit verlangen darfst?" — „Sehr große," war die Antwort; „ich habe mein Leben der mächtigen Göttin gewidmet, sie stand schon an meiner Wiege, sie wurde meine Amme, Erzieherin und Geliebte, sie hat mich und die Meinigen bis jezt ehrlich ernährt, da — o Wankelsinn der Welt! da hat man sie gezwungen, mich zu verlassen. Gerechtigkeit, edles Tribunal!" — „Was begehrst Du?" — „Meine Theater stehen leer!" rief der Alte mit fast heulender Stimme; „ich mag die göttlichsten Capriolen machen, die unerhörtesten Possen treiben, umsonst! Der alte Scaramouche war noch nie so witzig, seine Colombine noch nie so zierlich, sein Arlechino versuchte sich noch nie in so muthwilligen Stellungen, es regnet goldene Gedanken, silberne Einfälle auf den alten Gratiano nieder — und, o Götter Himmels und der Erde! — immer, immer sind die Bänke leer, leer, leer! Begreift ihr dieses fürchterliche Wort, meine Herrn? — Frankreich!" fuhr er fort, indem er sich erhob und der dünne weiße Bart im Lichtglanze flimmerte, „du verkennst deine großen Männer! Es ist entsezlich! Was war die Bühne, was die göttliche Kunst, meine Herrn, bevor Scaramouche sein himmlisches Theater zusammen zimmerte und aus seinem Garderobekasten die großen Gedanken der Dichter, in Sammet und Seide gekleidet, hervorgehen ließ? Das Parlament stockte, die Philosophie war lahm, der Patriotismus kränklich, der Ruhm der Franzosen verkümmerte, als Scaramouche fehlte. Ach, meine Herrn! Rührung überfällt mich, wenn ich an die Zeiten meines ersten Glücks zurückdenke, als noch nicht dieses Ungeheuer Poquelin mich verdrängt hatte, wie die Frauen und Jungfrauen von Paris in mein Theater strömten, um Würde und Sittlichkeit zu lernen, wie oft ein einziger Abend sie alle gestärkt und gebessert entließ, wie in den Sprüngen Colombinens die ganze Fülle edler Weiblichkeit sich kundgab. — Wozu Worte, meine Herrn, wozu besondere Charaktere, Verwicklungen und Leidenschaften, wozu die unnützen und unerhörten Forderungen an Verstand und Urtheil? — Colombine tanzt, Arlechino betrügt, Pantalone bekommt Prügel — da ist das ganze Bild des Lebens; und o wie süß, wie überzeugend geschildert! kann das auserlesenste Drama mehr wirken?" — „Du hast Recht, Alter!" riefen mehrere Stimmen. — „Bildung," fuhr der Redner fort, „Bildung, ruft jezt die ganze Welt, Bildung soll man sich auf dem Theater holen; die Zeit ist vorgerückt, unsere Eltern waren Narren, aber wir sind weise, wir wollen etwas für Verstand und Herz! Und indem sie so sprechen, lassen sie den alten bunten Mantel der Thorheit von den Schultern fallen und fahren in die neue Jacke der Bildung; allein die ist knapp zugeschnitten, sie preßt hie und da, der Körper muß sich an das vornehme Kleid gewöhnen, und Manche, dürften sie es nur gestehen, möchten wieder nach dem lustigen Mäntelchen greifen. Die Einfältigen, da sitzen sie jezt im Schauspiel und ärgern sich, und Mancher geht todtkrank nach Haus. Bei mir lachten sie, und lachende Menschen sind immer gesunde Menschen. Doch Alles dieses mag hingehen, das Jahrhundert ist krank und bei kranken Leuten muß man schon Einiges durch die Finger sehen; wenn es nur nicht jener Mann wäre, dem ich weichen muß! Wer ist er, was will er sich einbilden? seine besten Einfälle hat er ja mir gestohlen, mein Theater hat er geplündert. Was ist sein Tartuffe? Bis auf die Scene, wo der Ehemann unter dem Tischtuche hervorkriecht, ist Alles trocken und langweilig, Turlupin macht die Sache einleuchtender und spaßhafter. Darum Gerechtigkeit, meine Herrn Richter, Gerechtigkeit dem alten Scaramouche!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme.

(Fortsetzung.)

Während des größten Theils jener hundert Millionen Jahre konnte die Erde, nach unsern Begriffen wenigstens, kein Wohnplatz für organische Wesen seyn. Leben in jeder Gestalt, in die wir es jetzt auf der Oberfläche der Erde gekleidet sehen, verträgt sich nicht mit einer Hitze, wie sie noch lange die Erdkugel durchdrang. Aber im Maaße, als die Hitze von der Oberfläche wegströmte und sie erkaltete, schlugen sich erdige Substanzen nieder und es bildeten sich feste Schichten. Da die Hitze immer mehr entwich, barst diese Rinde vielfach, und schreckliche Umwälzungen wütheten in dieser jungen Welt; gewaltsame Erschütterungen, Zerreißungen der neugebildeten festen Schichten mußten damals sehr häufig seyn. Der Brand der Erde, der nach manchen Cosmogonien und poetischen Vorstellungen ihrem Daseyn ein Ende machen soll, eröffnete also im Gegentheil die Reihe der Erscheinungen, deren Schauplatz sie wurde.

Verlassen wir dieses Chaos und kommen auf die Zeit, wo sich das Leben in Gewächsen und Thieren auf der Erde gestalten konnte. — Um sich von der mittlern Temperatur von 100 Graden — wir sprechen hier natürlich nur von der Oberfläche — auf die gegenwärtige von 13 Graden abzukühlen, brauchte die Erde mehrere Millionen Jahre, und in diesem Zeitraum nun traten die organischen Geschöpfe auf. Am frühesten bewohnbar für dieselben wurden aber die Pole. Die jetzige mittlere Temperatur des Aequators beträgt 28° über, die der Pole 16° unter dem Gefrierpunkte; zwischen diesen beiden Regionen findet also ein Unterschied von 44° statt, und wenn der Pol einst eine Temperatur von 30° hatte, bei welcher höhere Thiere und der Mensch immerhin leben konnten, so hatte der Aequator eine von 74°, die für die gegenwärtig lebenden Wesen unerträglich ist. Demnach hatten einst vom Pol an alle Zonen die jetzige Temperatur des Aequators, und diesen Ausspruch der Physik bestätigen bekanntlich die geologischen Forschungen auf's Vollkommenste: die antike, fossile Flora von Deutschland, Frankreich, Nordamerika zeigt, wie man weiß, ganz die Charaktere der jetzigen tropischen, und in ihr bieten sich die wichtigsten Materialien dar, um dereinst, nach den in gewissen Schichten eingeschlossenen Gewächsen, die mittlere Temperatur zu bestimmen, welche damals an diesem oder jenem Ort geherrscht haben muß, als diese Gewächse die Erde bedeckten. Die fossilen Thiere sind hiezu bei Weitem nicht so brauchbar; sehr häufig läßt sich nicht sagen, ob ein Thier in der heißen, oder in der gemäßigten, oder gar in der kalten Zone gelebt hat, und man darf sich in dieser Hinsicht nur an das Mammuth erinnern, das mit einer Wolle bedeckt war, während die jetzigen Elephanten fast nackthaart sind; in der botanischen Geographie dagegen ist man so weit gekommen, daß man bei gewissen Pflanzen mit ziemlicher Sicherheit das Minimum und das Maximum der Temperatur angeben kann, unter und über welcher sie nicht mehr fortkommen. So erfordert der Palmbaum zum wenigsten eine mittlere Temperatur von 22°, also eine Wärme, wie sie etwa in Syrien herrscht, und wenn man nun in unsern Breiten Palmstämme in der Erde findet, so kann man dreist versichern, daß bei uns einst eine mittlere Wärme von 22 und mehr Graden geherrscht hat, ein Resultat, auf das, wie wir gesehen, der nach der Theorie der Wärme rechnende Physiker gleichfalls gelangt.

Das aus den Entdeckungen der neuern Zeit unwidersprechlich hervorgegangene Faktum, daß es in den jetzt kalten und gemäßigten Ländern einst weit wärmer gewesen, hat zu einer Menge von Hypothesen über Veränderung der Achse der Erde und ihrer Stellung gegen die Sonne Anlaß gegeben. Aber nach unserer Theorie der Wärme ist Alles ganz klar und einfach: sämmtliche Punkte der Erde haben sich von der Glühhitze auf ihre gegenwärtige Temperatur abgekühlt, und die zuerst bewohnbaren, d. h. die zuerst hinlänglich erkalteten Punkte waren die Polarländer und die Gipfel der Gebirge, wenn anders unsere jetzigen Alpen, Cordilleren, Himalaya's u. s. w. schon vorhanden waren, als sich das Leben auf Erden zu entwickeln begann. Da damals das Erkalten verhältnißmäßig rascher vor sich ging, so mußten auch die gebildeten festen Erdschichten häufig bersten, und die Erdoberfläche erlitt lange Zeit die furchtbarsten Umwälzungen. Trotz dem, und so zerstörend diese Zuckungen allerdings für die lebenden Geschöpfe seyn mußten, darf man ihnen doch nicht mit Cuvier den Tod, das Aussterben der zahllosen Pflanzen- und Thiergeschlechter zuschreiben, welche nacheinander den Boden der Erde bedeckten; nein, nach Fourier änderten sich die äußern Verhältnisse, in denen die organischen Wesen lebten, ihre Lebensbedingungen, allgemach mit der sinkenden Temperatur, und darum starben manche Geschlechter aus, während andere fortleben konnten.

Wie verhält es sich nun aber gegenwärtig mit der Temperatur der Erde? Wird sie fortwährend immer mehr erkalten, wie sich Buffon vorstellte, wird sie am Ende eine todte, unwirthbare Eismasse werden und sich von einer Sonne bescheinen lassen, deren Strahlen ihr zu nichts mehr dienen? Um diese Fragen zu beantworten, muß man die Oberfläche der Erde von ihrem Kern unterscheiden. Die Wärmeverhältnisse der Oberfläche sind gegenwärtig gleichsam stationär geworden, oder vielmehr, sie hat sich von der im Innern waltenden Hitze

Digitized by Google

unabhängig gemacht. Die Masse des Erdballs selbst, welche noch immer von einer für unsere Begriffe ungeheuren Hitze durchdrungen ist, kühlt sich dagegen fortwährend, aber unendlich langsam ab.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Das Reifschlagen.

Ich habe in frühern Mittheilungen erwähnt, daß die hiesigen Lohnkutscher nicht eben der preiswürdigste Menschenschlag, daß jedoch die Wassermänner noch schlimmer und daß die polizeiwidrigen Ochsen eine bedeutende Straßenungebühr sind. Unstreitig gehören diese drei Dinge zu den Nuisances of the town, zu den Unannehmlichkeiten des Stadtlebens. Indessen die Alles heilende Zeit besitzt auch den Balsam der Gewohnheit, und dann gibt es Mittel, jenen unfreundlichen Berührungen auszuweichen. Man bestimmt die Höhe des Lohns, bevor man der Hülfe eines Lohnkutschers oder eines Wassermanns sich bedient, den Ochsen aber geht man aus dem Wege, eine Maxime, die überhaupt im Leben nicht achtsam genug befolgt werden kann. Dagegen gibt es in London eine vierte Nuisance, der man oft gar nicht aus dem Wege gehen kann, weil sie einem meist unerwartet zwischen die Beine rollt. Wer London bloß im Sommer gesehen hat, wird kaum errathen, was ich meine. In allen kultivirten Ländern wechseln mit den Jahreszeiten auch die öffentlichen Belustigungen der Kinder, und da in den meisten kultivirten Ländern die Kinder gegenwärtig die Hauptpersonen sind, die das Recht haben, sich zu regen, wenn es an Stühlen für Erwachsene fehlt, die über Tisch zuerst vorgelegt bekommen, von denen es allerliebst gefunden wird, wenn sie durch naive, in altväterischer Zeit naseweis genannte Bemerkungen das Gespräch älterer Personen unterbrechen, und denen der Vater den verworfenen Ball suchen muß, während ein subalterner Beamter, wie auf Nadeln stehend, auf Auskunft wartet, — da also, wie gesagt, zum präsumtiven Unglücke künftiger Generationen und zu großer Belästigung der gegenwärtigen, die Kinder fast überall, in der Kirche, wie im Theater, in der Stube, wie auf der Straße, die wichtigsten Anwesenden sind, so könnte es mich keineswegs wundern, wenn nächstens der Jahreswechsel durch die wechselnden Kinderspiele bezeichnet würde. Anstatt zu sagen, der Frühling naht, oder, werden Sie den Sommer auf dem Lande zubringen? würde es dann in vielen Städten Deutschlands heißen: der Kreisel naht, oder, werden Sie während des Ballschlagens auf dem Lande seyn? In London nun, obgleich in dem an Kindern reichen England die Kindermanie im Allgemeinen bei Weitem weniger grassirt, als in Deutschland, könnte der Herbst in Reifschlagen übersetzt werden, und dieses Reifschlagen ist die angedeutete vierte Nuisance von London. Aber auch den Spielenden selbst wird es oft verderblich. Ein freundliches, wunderschönes Mädchen von fünf Jahren, das einzige Kind und der Augapfel schon bejahrter und vermögender Eltern, trieb seinen Reif auf dem Bürgersteige einer lebhaften Straße. Der Reif rollte in den Fahrweg; das Mädchen lief ihm nach. Ein Omnibus jagte eben vorüber, ein Vorderrad warf das Kind nieder. Mit seltener Aufmerksamkeit bemmte der Kutscher augenblicklich den schnellen Gang seiner Rosse und ein Knabe riß das Mädchen unter dem Wagen vor; Beides zu spät. Das schwere Wagenrad hatte den zarten Kopf zermalmt. Ein verstümmelter Leichnam wurde das Kind in das Haus seiner Eltern getragen. Keine Thräne fiel aus dem Auge des Vaters, aus dem starren Auge der Mutter auf den entseelten Liebling. Dieses gefährliche Reifschlagen gleicht durchaus nicht jenem liebenswürdigen Spiele, mit welchem Jungfrauen und Jünglinge, Frauen und Männer auf grünen Wiesen sich in Deutschland oft göttlich amüsiren, wenn sie in einem Kreise und insgesammt mit biegsamen Stäben bewaffnet, mit Hülfe derselben buntfarbige Reife sich zuwerfen. Nein, der in gewisser Beziehung höchst ungefüllige Charakter des Engländers zeigt sich schon in den Kindern. Jedes spielt auf seine eigene Hand, und da braucht denn ein solches Kind, um stundenlang sich zu amüsiren, nichts weiter, als einen Reifen und ein kurzes Stöckchen. Das dritte Erforderniß, ebenen Weg, findet es überall auf den durch ganz London musterhaften Trottoirs. Dieses Reiftreiben ist der Abgott aller Kinder, und wahrhaftig, mit Kindern ist London eben so reich gesegnet, wie das Erzgebirge. Aus dem Gesagten folgt von selbst, daß man nur selten im Stande ist, zehn Schritte zu gehen, ohne mit einem rollenden Reife zusammenzutreffen. Wären diese Reife von Holz, so würde am Ende die Gefahr einer Verletzung nicht groß seyn; sie sind aber oft von sehr gewichtigem Eisen. Abgesehen von der für die Schienbeine der Fußgänger daraus erwachsenden Gefahr, höre ich, daß diese Reife schon oft großes Unglück angerichtet, indem sie in die Fahrstraße gerollt, daselbst den Pferden zwischen die Beine gelaufen, diese scheu und wild gemacht und so die Veranlassung manches gebrochenen Arms und manches zertrümmerten Wagens geworden seyen. Dieser Unfug ist wirklich so groß, daß es der Mühe werth wäre, das Parlament damit zu behelligen, denn auf anderem Wege kann ihm in diesem freien Lande nicht gesteuert werden. Sie zweifeln, daß das Parlament sich damit befassen wird? Erinnern Sie sich nicht, daß in der jüngsten Zeit die aus dem Rufen der Schornsteinfeger: sweep, sweep — Essenkehren, Essenkehren — entstehende Straßen-Nuisance vor das Parlament gebracht, dort besprochen und mittelst Akte verboten worden ist? Das aber, meine ich, ist nicht schwer zu begreifen, daß das sweep, sweep, das Leben der Rufenden und die Schienbeine der Hörenden bei Weitem weniger gefährdet, als das eiserne Reifspiel. Es ist allerdings wahr, manches öffentliche Blatt hat über diese Parlamentsakte gespottet, manche Karikatur hat sie lächerlich gemacht, und noch lächerlicher — freilich aus ganz anderm Gesichtspunkt, als in England — muß sie auf dem Festland erscheinen, wo die Ständeversammlungen Wichtigeres zu thun haben, als sich mit Straßenpolizei zu befassen. Aber in England, wo das Volk wirklich sein eigener Gesetzgeber ist, kann einmal die Polizei nur dann einschreiten, wenn sie Vollmacht dazu hat; eigenmächtiges Erkennen und Verbieten liegt außerhalb der Grenzen ihres Wirkens, und die öffentliche Freiheit hat in Fällen willkührlicher Beschränkung Anspruch auf Schutz, betreffe sie das Kind oder den Greis. Die Polizei ist nicht ermächtigt, das Reifschlagen zu verbieten, folglich verbietet sie es nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. December 1834.

— Ihr Helden, denen hier
Ihr Lob gepriesen wird, erkennet eure Zier.
Opitz.

An die deutschen Sänger.

Von Silesius Minor.

Wär' ich ein König, reich an Land und Schätzen,
Würd' ich zu mir euch deutsche Sänger ziehen,
Und reiche Gaben würden euch verliehen:
Ihr solltet gern zu meinem Thron euch setzen.

Dann horcht' ich oft mit innigem Ergötzen
Den Liedern, die von euren Lippen blühen;
Nach des Regierens übergroßen Mühen
Würd' ich mit euch an Sang und Wein mich letzen.

So wohn' ich nun in einer niedern Hütte,
Doch hab' ich sie zum Tempel euch geschmücket,
Weil ihr in Leid und Freude mich entzücket.

Ich schweigte oft in eurer süßen Mitte,
Und wie euch meine Liebe da begrüßet,
Vernehmt das Lied, das aus dem Herzen sprießet.

An Ludwig Tieck.

Ich beuge mich vor deinem greisen Haupte,
Das Lorbeerzweige jugendlich umgrünen,
Du bist ein Held in schwerer Zeit erschienen,
Dem Krieg und Sturm den Siegeskranz nicht raubte.

Trommeten riefen und die Rennbahn staubte
Von Rossen, Wagen, Kämpfern, überkühnen,
Du flogst auf einem Wunderroß vor ihnen,
Das helle Funken, Zauberflammen schnaubte.

Ein altes Lied vom Sängerkönig kündet,
Der einst mit seiner Krone stolzem Prangen
Zu ew'gem Lied ein Jünglingsherz entzündet:

So, Sängerkönig, ist bei deinem Singen
Unnennbar Sehnen in mir aufgegangen,
Von deinem Kranz ein Blatt mir zu erringen!

An Ludwig Uhland.

Du deutscher Sänger, süß wie deinem Munde
Müßt' meinen Lippen auch das Lied entsprießen,
Wollt' ich dich würdig in dem Tempel grüßen,
Den ich gebaut dem deutschen Sängerbunde.

Das Herz genest von seiner tiefsten Wunde,
Wenn deine Frühlingslieder es durchfließen,
Aus Jünglings Augen helle Flammen schießen,
Vernimmt er, Barde, deine Siefriedskunde.

Mit freiem Wort für deutsches gutes Recht
Stehst du ein muth'ger Kämpe in den Schranken,
Gerüstet mit der Rede blanken Waffen:

Digitized by Google

Glücksel'ger Sänger, deiner Zeit Geschlecht,
Es horcht auf dich, ob du für den Gedanken,
Der in ihm ruht, das rechte Wort wirst schaffen.

An Adelbert von Chamisso.

Laß deine Hand mich ehrfurchtsvoll berühren;
Zu horchen deines Mundes Lieblichkeiten,
Zu lauschen auf das Beben deiner Saiten,
Laß dich von mir zu deinem Sessel führen.

Sieh, durch des Saales weit entsperrte Thüren
Drängt sich's herbei vom Nahen und vom Weiten,
Es strömt dein Lied durch nah und ferne Zeiten,
Der Menschen Herzen wunderbar zu rühren.

Nicht für dies Eine sinkende Geschlecht
Hast du des Liedes Zauber nur gesungen,
Nicht ist mit ihm der Leier Ton verklungen:

Was irdisch ist, erfährt des Todes Recht,
Noch manch Geschlecht wird kommen und wird sterben,
Doch wird dein Lied von Sohn zu Sohne erben.

An Heinrich Heine.

In's tiefe Meer hast du hinabgelassen
Einst einen wundergroßen, schweren Sarg,
Der deine Liebe, deine Thränen barg,
Begrabe so nun auch dein irdisch Hassen.

Was willst du, Sänger, in den schmutz'gen Gassen
Beim Pöbel, der schmähsüchtig, voller Arg,
Für alles Edle haß- und liebekarg,
Der nie vermag dein glühend Herz zu fassen?

Hoch wie ein Berg erhebe du dein Haupt!
Vom ewiggrünen Kranz die Stirn umlaubt,
Blick' stolz herab von deinem Götterfitze!

Dann rauscht dein Lied als mächt'ger Strom hernieder,
Es hallt im Thal dein zürnend Donnern wider,
Und jedes Herz entzünden deine Blitze.

An Friedrich Rückert.

Einst schwangst du mächtig Thors gewalt'gen Hammer,
Daß deutsche Herzen helle Funken sprühten,
Bis sie zu Einer heil'gen Flamm' erglühten
Und blutig rächten Deutschlands schweren Jammer.

Nun ruht das Eisen rostend in der Kammer,
Du bist mit Liedern, die aus Wein erblühten,
Die in des Busens Tiefen Geister hüten,
Zu Lieb' und Lust auf's Neue der Entflammer.

Doch will es mir zu mancher Zeit bedünken,
Es nag' ein tiefer Kummer dir am Herzen,
Der ungesehen durch dein Lied sich ziehet —

Siehst du im Glas, drin Rheinweintheänen blinken,
Vielleicht ein Bild des Traums mit stillen Schmerzen,
Für das du einst mit Jugendkraft geglühet?

Die Erdbildung nach der Theorie der Wärme.

(Beschluß.)

Man muß sich nicht vorstellen, als ob wie von den unterirdischen Regionen, wo der uralte Brand noch lodert und sich allgemach verzehrt, so gar weit entfernt wären. Die immer offenen Schlünde der Vulkane und ihre Ausbrüche vermitteln einen Zusammenhang zwischen der Erdoberfläche und dem Brand in der Tiefe, und weisen darauf hin, daß die darüber befestigte Decke nicht so gar dick ist. Mit je 80 Fuß steigt die Temperatur um einen Grad, und da mit der Annäherung an den Centralherd die Hitze immer schneller steigen muß, so fände man anderthalb geographische Meilen unter der Erde bereits die Rothglühhitze des Eisens und bei höchstens fünf bis sechs Meilen Alles geschmolzen. Die Hitze des Erdballs verliert sich fortwährend im Weltraum, aber ausnehmend langsam, und, dem Gesetze des Gleichgewichts der Wärme zufolge, fortwährend langsamer. Gegenwärtig beträgt die Wärmequantität, um die sich der Erdball abkühlt, den Tausendtheil eines Grads in tausend Jahren, oder einen Grad in einer Million Jahren. Noch anschaulicher läßt sich die Sache *folgendermaßen* machen. Eine, aus denselben *Elementen wie die Erde* gebildete, aber nur drei Fuß im Durchmesser haltende Kugel würde im 1240sten Theil einer Sekunde soviel Wärme verlieren, als der Erdball in tausend Jahren. So ungeheuer lang aber diese Perioden sind, sie werden ablaufen, so groß auch die Hitze im Innern der Erde jetzt noch seyn mag, sie wird erlöschen; die dünne Kruste, welche zwischen unsern Füßen und dem unterirdischen Brande liegt, wird dicker und dicker, und damit werden die Katastrophen, welche so oft den Boden der Erde heimsuchten, immer seltener, vielleicht aber, wenn sie eintreten, desto verheerender werden.

Die oberflächliche Temperatur der Erde, deren eigenthümliche, ursprüngliche Wärme jetzt an der Oberfläche so gut als unmerklich ist, hängt fortan nur von drei Ursachen ab: von der Beschaffenheit der Atmosphäre, von der Sonne und von der Wärme des allgemeinen Weltraums. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß unser Luftkreis einst ein ganz anderer war als gegenwärtig: mußten doch, als der Planet die Rothglühhitze des Eisens oder die Temperatur des siedenden Wassers hatte, eine Menge Körper sich im luftförmigen Zustand erhalten, welche jetzt fest oder tropfbar flüssig sind; ob

Digitized by Google

ihrer weitrrr Vränderungen warten, können wir nicht wissrn. Dasselbe gilt von der Sonne: wir wissrn nicht, ob dirses Grstirn, das rine 2381 Millionenmal stärkere Wärme in drn Raum ausstrahlt, als dirjenigr brträgt, wrlchr sir der Erde sendrt, bereits einr Vrrminderung in ihrrr Wärme ausstrahlenden Kraft erlittrn hat, ob sie auch allgemach erkalten und am Ende rrlöschen wird. Aber auch die Temperatur drs Wltraums ist rin nothwrndiges Elrment zu Erhaltung drr irdischrn Wärme. Wäre drr allgrmeine Raum unendlich kalt, so würde sich unsere Atmosphäre so schnell abkühlrn, daß sich schwerlich das Lebrn auf drr Erde erhalten könnte; so aber gebrn die 60° unter drm Grfrirrpunkte, d. h. die Trmperatur des Weltraums, einrrseits, andrrnseits die 75° über dem Gefrirrpunkt, die Wärmemassr, wrlche die Sonne der Erde als Ganzem zusrndt, drr Erdobrrfläche ihre jetzigr mittlrrr Temperatur von 13 bis 14 Graden. Der Weltraum hat einrn durchaus fixen Wärmezustand, drnn er rührt von drr Ausstrahlung sämmtlichrr Gestirne her, vor derrn ungehrurrn Massrn und Entfernungrn dir Dimrnsionrn unsrrrs Sonnensystems völlig verschwinden. Durch dirse Entdeckung, welche man Fourier verdankt, erklärt sich Manches; so wird namentlich dadurch klar, wie selbst die von der Sonne am weitesten entfernten Planetrn immer noch rine mit der Exisrenz organischer Wrsrn vrrträgliche Wärmr haben können.

Und nicht nur auf unsrrm kleinen Ball, überall in drn Räumen des Himmels geht das Wrrk der Schöpfung und Verwandlung seinen Gang. Bei Beobachtung drr Nrbelflecke hat Herschel gesnnden, daß sich durch Verdichtung der die Nebel bildenden Sudstanzrn fortwährrnd neur Sternr bilden, und auf dirselbe Wrisr ist ohne Zwrifel unsere Sonne sammt ihrrn Planrten aus drm Nichts hervorgrgangen. Der Mrnsch hat rrkannt, daß die Gesetze der Anziehung, wrlche unsrr ganzes Sonnensystrm behrrrschrn, auch darübrr hinaus noch ihre volle Gültigkrit haben. Sir regieren auch dir Strrnr in ihren Bahnen, und mittelst dieser Grsrtze ist es uns — ein hrrrlichrr Triumph für drn mrnschlichrn Geist — grlungrn, die Bahnrn zu berechnen, welche die Doppelsterne um einander beschreiben. Da die Kräfte dirselbrn sind, außerhalb drr Grenzen unseres kleinrn Sonnenhaushalts, wie innrrhalb drrselben, so muß sich drr Mensch auch die Materir von ähnlicher Natur denken. Und wärr drm nicht so, dätten wir uns je emporschwingen könnrn übrr unsrre Erde? hätte der mrnschlichr Verstand je zu so erhabenen Vorstrllungen gelangen könnrn? Ja, man könnte wohl sagen, wrnn unsrr Verstand noch an den Grenzrn der uns sichtbaren Strrnrnwrlt die Urberrinstimmung des Seyns mit dem Seyn in unsrrrr kleinrn Heimath zu erfassen vrrmochte, so gibt just diese Ueberrinstimmung der Vrrmuthung Raum, daß auch die übrr jene Wrlten ausgestrenten geistigen Kräfte sich von den unsrigen nicht wesentlich unterschridrn werdrn. Wo dir physischen Kräfte im Großen diesrlbrn sind, können die intellrktuellrn nicht ganz andrre seyn.

Molière.

(Fortsetzung.)

„Alter," demerktr einer drr Zunächstsitzenden, „was können wir hiebei thun? Beiß Dir deinrn Ziegrnbart aus, Du bist ein verlornrr Mann." — „Was Ihr dabri thun sollt?" wirdrrholte drr unglückliche Spaßmacher; „eine schöne Frage für Weltverbesserer! Ihr habt ja die Zuchtruthe in Händrn, mit der ihr diesen mißgestaltrten, unrrzogenen Bubeu, der sich Publikum nrunt, regiert; wohlan, gebt ihm die Ruthri Treibt die Thorrn aus drm Tempel des falschen Götzen hinaus und bringt sir wirder in meinr fromme Klause! Füllt wieder meine Bänke, ich sage Euch, füllt wirder meine krrrn Bänkr! — Was ihr thun sollt? — so muß der Schülrr den Mrister lrhrrn: schrribt Kritiken, Kinder, recht bissige, und streut sie ohne Unterschriften unterr's Publikum. Ist denn nicht von hirr aus schon manchrr Rippenstoß ausgethrilt worden, ohne daß der ehrliche Mann, drr ihn rmpfing, sagen konnte, wem die drrbe Faust gehörtr, die sich mit seiner Seite vertraut machte? O, ich habe viel behenderes Wild hetzen und fangrn sehen! Er gibt sich ja Euch in die Hände, bringt nur Systrm in Curr Vrrfolgungen hinrin, laßt z. B. die altrn Autorrn sprrchrn, Mrnander und Prripandrr, Plautus und Flautus, und wir sie allr heißen, je bunter, je brssrr; glaubt mir nur, rr ist nicht drr erstr Neue, drn die Alten haben todtschlagen hrlfen. Und wrnn Allrs nicht hilft, so hrbrt dir Frommen ihm über den Hals, damit sein Theater geschlossen wird." — „Und das Drinige geöffnet werde?" rief Bäron lachend; „das hießr Satan mit Brrlzebub vertauschrn." — „O nein," rntgrgnetr der Alte, indem rin boshaftes Lachrn sein ganzes Antlitz vrrzrrrte, „da kennt Ihr die Welt schlecht, jungrr Herr. Ich grrife in Possen nur drn lirbrn Hrrrgott an, und das kümmert Niemanden; rr abrr grrift die Frommrn an, und da hat er die ganze Wrlt zum Frindr."

Während dieses satirischrn Hirbrs, den Scaramouchr auf seinen Feind führte, wurde rr in der Fortsetzung seiner Klagen durch heitrrn Tönr einrr Musik unterbrochrn, wrlchr aus einrm geöffnetrn Nrbenzimmer erschallte, und dir das Zeichen gab, daß dir rrnsten Vrrhandlungen jetzt beendet seyen, um den Schwänken und

Possen der ehrwürdigen Brüderschaft Platz zu machen. „Genug des Discurses!“ riefen alle Stimmen; „macht, daß Ihr fortkommt, Scaramouche, helft Euch selber, alter Narr; Euer Witz ist leck geworden, Ihr seyd ein faules Wrack, das untergehen muß.“ — Mit diesen liedlosen Aeußerungen mußte der Schauspielunternehmer sich begnügen und so eilig als möglich seinen Rückzug antreten, wenn er nicht wollte unter die Füße der halbtrunkenen Calottisten gerathen, die jezt alle von ihren Sesseln aufstaumelten, um sich in der Halle zu zerstreuen. Indem flogen die Thüren des Saales auf und ein sonderbarer gespenstischer Zug schleppte herein. Die Figuren, die sich hier zeigten, erinnerten an die tollen Gebilde, welche die an dem Gemisch von Wunderbarem und Possenhaftem sich entzündende Phantasie einiger alten Maler erschaffen hat. Spielleute in Masken, halb Thiere, halb menschliche Mißgeburten, führten, auf gellenden Instrumenten blasend, den Zug an, ein Hahn mit rothem militärischen Federbusch krähte, aus ihrem spanischen Faltenkragen hervor kreischte eine breitschnabelige Ente, an ihrer Seite stolzirten zwei Störche, als standesmäßige Kavaliere angethan, mit Degen und Federhut, darauf folgten ernsthafte Gestalten in schwarzen Röcken, Parlamentsherrn; sie trugen eine Wiege auf ihren Schultern, die sie in die Mitte des Saales niedersezten.

Ein allgemeines Gelächter erschallte, man stellte sich dicht um den Zug, Lichter wurden gebracht, Jedermann wollte sehen, was sich in der Wiege regte. „Die Geburt der Thorheit!“ riefen mehrere Stimmen; „o seht das wunderliche Kind!“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsezung.)

Cries of London.

Obgleich der Spektakel der verschiedenartigsten Ausrufer seit den lezten zehn und zwanzig Jahren in den Straßen Londons sich sehr vermindert, und das Verbot des sweep manche Frühschläfer von einer unangenehmen Sibeung befreit hat, so ist der Lärm doch immer noch stark genug, um die Ohren bisweilen gellen zu machen. Dennoch gehöre ich nicht zu denen, die alles Ausrufen verboten wissen wollen. Nicht etwa, weil die cries of London eine Eigenthümlichkeit der Stadt, ein Merkzeichen des großen städtischen Verkehrs, und solche Merkzeichen, nach Einiger Dafürhalten, zu ehrwürdig und zu charakteristisch sind, um der überall grassirenden Neuerungssucht preisgegeben zu werden. London bedarf keines Merkzeichens, um London zu seyn, wie England nur der Fortdauer seiner Freiheit bedarf, um England zu bleiben. Nein, nur einige Ausrufer nehme ich in Schutz. Es sind diejenigen, welche dem Einfältigsten und dem Klügsten, dem Geschäftsmann, wie dem Müssiggänger, dem Einheimischen und dem Ausländer den Wechsel der Jahreszeiten verkünden. Dahin rechne ich also nicht den Scheerenschleifer mit dem Brummbaß, nicht den rußigen Kesselflicker, nicht den, selbst einer Ausbesserung bedürfenden Ausbesserer alter Stühle, und eben so wenig das spitzbübische Indengesicht, dessen Inhaber, so oft ich des Morgens das Fenster öffne, mir boshafterweise sein old clothes zuruft. Alle diese, und namentlich der Leztere, mögen das Schicksal des sweep erfahren. Aber primroses! Schlüsselblumen! den Ruf würde ich ungern missen. Er braucht nicht aus zarter Kehle zu kommen, um zart und lieblich zu klingen. Er ist die Lerche, die Schwalbe, der Kukuk, der in London den nahenden Frühling verkündet. Und wem vom Schicksale die Wege aus der Stadt verschlossen sind, der kann nun wenigstens von der frischen Landluft träumen, kann sich die gelben Schlüsselblumen denken, wie sie aus dem duftenden Grase zu den grünen Bauernknospen aufdicken und den Thau des süßen Frühlingsregens trinken. Wahrhaftig, ein Strauß Schlüsselblumen ist mir in London lieber, als die schönste Nelke, die ich in Dresden im Knopfloche eines gefühlvollen Schneiders sah. Ein zweiter Ruf, der sich meiner besondern Gunst zu erfreuen hat, ist der von marrow-fat peas, marksette Erbsen. Ich kann nicht sagen, ob und unter welchem Namen diese Erbsen in Deutschland bekannt sind. Wie ich höre, sind sie eine Abart der gewöhnlichen Gartenerbsen. Wenn das wahr ist, so könnte ich wünschen, daß es viele so gute Abarten in der Welt geben möchte; die Feinschmecker loben ihren trefflichen Geschmack, ich lobe sie als die Verkünder des Juni. Höre ich marrow-fat peas rufen, so weiß ich, daß es zwar nicht staubig — denn den Staub löschen die Wasserkarren — wohl aber warm auf der Straße ist, und nehme dann beim Ausgehen die Schattenseite. Zugleich weiß ich, daß jezt Dampfboote stündlich die stolze Themse auf- und niederrudern, und zwar das Leben der Fische gefährden, dagegen aber Tausende von Menschen zu Lust und Freude, und wenn sie klug und genügsam sind, zu den Quellen der Gesundheit tragen. Ich weiß dann, daß ich nicht reich zu seyn brauche, um einen Ausflug nach Margate, Ramsgate oder Gravesend zu wagen, und ich unternehme das gefahrlose Wagestück, und unternehme es nicht allein, denn nicht alle Feanen denken, wie die ungedührlich dicke Frau meines ausnahmsweise mageren Fleischers, die Margate für gemein und Ramsgate und Gravesend für unanständig erklärt, und nach Brighton geht, um dort selbst für überflüssig erklärt zu werden, obschon sie mit freigebiger Hand über den reichen Verdienst des lieben Ehemannes verfügt. Der Juli kommt und mit ihm das Ausrufen fast aller nur denkbaren Früchte. Es ist ein tolles Durcheinandergeschrei; doch es sey, ich will es nicht wehren. Bloß Eine Stimme möchte ich verstummen machen: walnuts to pickle, welsche Nüsse einzumachen, und hätte sie den Wohllaut der Nachtigall, mir klänge sie wie Rabengekrächze. Mich friert, so oft ich den Ruf vernehme, denn er verkündet den nahenden Winter; mit der Reife der welschen Nüsse rüstet sich der Herbst zum Abschiede. Noch wenige sonnenwarme Tage, und die grünen Schalen fallen von den welschen Nüssen, und trocken und hart rasseln sie beim Nachtische auf den Tellern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. December 1834.

— Für ein schöner Land
Sind schwerlich schlimmre Herrn zu finden.
Voltaire.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

Von Alfred Reumont.

In der Klosterkirche der heiligen Jungfrau in terra santa zu Pera wurde das Geburtsfest des Kaisers Franz durch einen feierlichen Gottesdienst begangen. Die nicht große, buntgeschmückte, mit Galerien versehene Kirche, deren Wände mit den Leichensteinen und Grabmonumenten des perotischen sogenannten Adels bedeckt sind, und welche, wie ich glaube, die einzige ist, die von den Flammen der lezten allgemeinen Feuersbrunst völlig verschont geblieben, war von einer bedeutenden Menschenmenge gefüllt, die Mitglieder der kaiserlichen Gesandtschaft waren versammelt, und in zwei Reihen die Marinesoldaten der Corvette l'Abondanza aufgestellt, welche den Internuntius nach Triest zurückführen sollte und auf ihrer Fahrt dahin an der Küste von Apulien Schiffbruch litt. Die Messe war von Donizetti, dem Bruder des Komponisten der Anna Bolena und gegenwärtig Chef der Militärbanden des Sultans. Als ich eintrat, spielte eben ein Präludium die schöne Melodie aus dem Piraten: Per te di vane lacrime — eine sonderbare Einleitung zum Kyrie; aber man schien allgemein erbaut zu seyn.

Die Straßen Pera's sind im Februar zum Lustwandeln nicht sehr geeignet. Man stolpert in einer schwarzen Kothmasse über Geröll und Steine und Trümmer aller Gattungen, und bedauert eben so sehr die Unzulänglichkeit gewöhnlicher Ueberschuhe, mit denen man im übrigen Europa trockenen Fußes einherschreitet, als man die Fertigkeit der Perotinnen bewundert, welche mit ihren hohen hölzernen Stelzschuhen in diesem Chaos nicht straucheln, aber tüchtig klappern, so wie man anderseits nicht begreift, wie gerade hier die Mode der Männerkleidung mit dem langen weiten Gewande und den nur im Zimmer bequemen Babuschen aufkommen und sich, den Jahrhunderten und der menschlichen Veränderlichkeit zum Trotz, so lange halten konnte. Freilich zeigt sich in Pera der Kontrast, daß man, bei dem oft gänzlichen Mangel an Stoff zur Beschäftigung der Zunge, eben so sehr nach Neuigkeiten hascht, als man in Sitten und Gebräuchen am Altherkömmlichen festhält, mag es auch noch so unvernünftig und unbequem seyn. Nachdem man die ganze Stadt, wenn man ihr überhaupt diesen Namen geben darf, von einem Flammenmeere verzehrt gesehen, baut man sie wieder von Brettern auf und sagt dann wohl, auch die steinernen Häuser seyen abgebrannt. Haben auch Jahrelang Aerzte und andere Fremde gegen die erwiesene Schädlichkeit des berühmten, von den Orientalen geborgten Tandur gepredigt, die perotische Familie

steckt den ganzen Tag über mit halbem Leibe unter der schweren Decke, unter welcher Kohlendampf qualmt. Werden sie auch in ihren Wohnungen von Ratten und Mäusen und allen erdenklichen ungebetenen Gästen geplagt, sie fahren doch fort, diesen immer wieder eine neue Zuflucht zu verschaffen, indem sie bauen, wie ihre Väter gethan. Finden sie es auch unbequem, daß ihre Straßen solcher Art angelegt, und ihre Straßen dermaßen beschaffen sind, daß ein Nachbar die Nase in den Erker des andern hineinstecken kann, so mag sich doch Keiner den Genuß und die Unterhaltung versagen, auf solche Weise täglich gegenseitige Hausinspection vorzunehmen und die Langeweile zu tödten. Wenn sie auch Christen sind, und dazu sehr eifrige Katholiken, so scheint doch ein guter Antheil des Indifferentismus und Fatalismus der Mohamedaner sich bei ihnen angesiedelt zu haben.

Doch es ist Zeit, den Hügel Pera's zu verlassen, wo übrigens auch nicht allzuviele erfreuliche Betrachtungen anzustellen seyn dürften. Es war Carneoalzeit: an einer Ecke bei der sogenannten Vierstraßen-Mündung — wo man auf der einen Seite nach Galata, auf der andern nach Top-hana hinabgeht, auf der dritten in die berühmte lange Gasse einbiegt, welche auch der Osmane die Fürstenstraße nennt, so wie er den fremden Gesandten den Ehrentitel Eldschi-Bey gibt, und endlich auf der vierten den Weg zum kleinen Todtenacker einschlägt, — war ein Anschlag in italienischer Sprache zu lesen: am nächsten Sonntage sey Maskenball, aber nur für die Personen „ben viste nella Società". Da tröstete ich mich und sagte mir, daß ich mich noch im civilisirten Europa befinde, obgleich der Sprachgebrauch der Peroten, die von uns übrigen Leuten aus dem Westen als von Europäern par excellence reden, wie der Türke uns Alle in den Frangistan zusammenschiedt, bisweilen nicht eben der einzige Umstand gewesen war, welcher mich in dieser Hinsicht auf ganz andere Gedanken gebracht hatte.

Wenn das Alterthum, das so gut zu charakterisiren wußte, irgend einem Gegenstande einen passenden Namen gegeben hat, so ist es der des goldenen Hornes (Chrysokeras), mit welchem es den Hafen Constantinopels bezeichnete. Durch die Seralispitze, das alte Vorgebirge des h. Demetrius, vom Marmormeere scharf abgeschnitten, durch den halbkreisförmig hervortretenden Fuß des Hügels von Pera und Galata — einst die Felgenvorstadt der Byzantiner, jezt durch die alte genuesische Mauer mit ihren verwahrlosten Thürmen eingefaßt — vor dem Ostwinde geschüzt, zieht sich dieser unvergleichliche Hafen hin, so tief und sicher, daß selbst große Schiffe dicht am Strande ankern und ein- und ausladen können, mit einzelnen Krümmungen und Buchten, bis man zu den grünen Wiesen gelangt, wo die süßen Gewässer sich in ihn ergießen. Eine Fahrt auf demselben, im leichten, schnellrudernden Kaik, führt panoramenartig die Riesenstadt mit ihren endlosen Häuserreihen auf beiden Seiten an den durch so viele Mannichfaltigkeit und Schönheit fast geblendeten Augen vorüber. Tausende von Fahrzeugen aller Nationen lagen im Hafen, wo einst eine kleine italienische Republik dem griechischen Kaiserreiche Trotz geboten: die österreichischen, deren die Küsten Dalmatiens und Italiens eine große Menge senden, ließen ihre weißrothen Flaggen wehen; die Corvette, welche nicht weit von Top-hana am Eingange lag, war festlich in allen Farben paveisirt. Anfangs, nachdem man an den Gärten des Serails mit ihren Thoren, ihren Kiosks und Baumgruppen vorübergeschifft, sind Constantinopels Wohnungen dicht zusammengedrängt, da wo das Gärtnerthor, das der Juden und des Fischmarktes, das Schiff- und Holzthor fast dicht neben einander in die Stadt führen. Die Beschaffenheit des Bodens trägt viel zur Erhöhung der malerischen Wirkung bei. Haus thürmt sich über Haus, Moschee über Moschee, wie schlanke Pfeiler steigen die weißen Minarets empor, über Alles ragt in die Himmelsbläue die Moschee Suleimans, das edelste und großartigste Monument osmanisch-griechischer Baukunst. Dann kommt man am Fanar oder Griechenviertel vorbei, auf welches die Griechen indeß keineswegs beschränkt sind, und hinter dessen immer am Strande fortlaufender Mauer jezt Armuth und Verödung an Stelle voriger Regsamkeit und intriguenreicher Thätigkeit eingenommen haben, und wo von den griechischen Großen, die mit ihren moldauischen und wallachischen Fürstentiteln umherzustolziren pflegten, fast nur noch der Patriarch wohnt, dessen Metropolitankirche zum h. Georg dort gelegen ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Molière.

(Fortsezung.)

Die bunten Gewänder in der Wiege hoben sich jezt, ein unförmliches Perrückenhaupt fing an, seine tausend und aber tausend Locken zu schütteln, immer noch sah man keine Gestalt: da streckte aus dem Gewirre ein feingebauter weißer Arm empor, es machte sich ein glänzender Nacken frei, und endlich erhob sich die schlanke volle Gestalt eines sechzehnjährigen Mädchens, auf das Seltsamste aufgeputzt. Ihre dunkeln feurigen Augen blizten unter dem Wuste der Perrücke hervor, aus deren ständigen Wellen einzelne schwarze glänzende Locken sich

Digitized by Google

über die zarte Stirn und über die Wangen flahlen. Ein schwarzer Rock, in Schnitt und Form der Kleidung der Parlamentsmitglieder ähnlich, mit unförmlichen langen Schößen, hing schlotternd auf dem zierlichen Mädchenkörper, dessen zarte Umrisse unter der tollen Umhüllung siegreich hervorschimmerten; ein buntes Beinkleid, zugeschnitten nach der Weise, wie Arlechino es zu tragen pflegt, vollendete mit einem Paar Brillantschnallen, welche sich den glänzenden Schuhen des kleinsten Fußes anpaßten, den neckischen Anzug. So hüpfte die neugeborne Thorheit aus ihrer Wiege und schaute sich mit großen schalkhaften Augen in dem Kreis der ernsthaften Schwarzröcke um, der sie umstand. Zugleich brauste eine schallende Musik daher, wilde phantastische Töne ließen ihre Lockungen hören, und nun begann Colombine in ihrer Maskentracht das zierlichste Solo eines Ballets, in welches zulezt das ganze, in verschiedenen Verkleidungen versteckte Personal der Truppe des Scaramouche einstimmte. Zuerst sah man zum allgemeinen Vergnügen die trockenen Gestalten der Parlamentsherrn in wahnsinnigen Sprüngen sich herumbewegen, dann trat eine Maske auf, auf die es recht eigentlich die muthwillige Thorheit abgesehen zu haben schien. Mit Scepter, Krone, Reichsapfel, einigen großen Folianten unter'm Arm, eine Brille auf der gewaltigen gebogenen Nase, erschien der berühmte Weise des Morgenlandes, der König Salomo. Nachdenken thronte auf seiner Stirn und Zorn funkelte in seinen Augen, doch die kleine Tänzerin ließ sich nicht abschrecken, ununterbrochen, in den reizendsten Stellungen umhüpfte sie den grämlichen Beherrscher der Geister, bis sie diesen endlich besiegt hatte. Er ließ die Folianten fallen, die Brille entglitt seiner Nase, zugleich Scepter und Reichsapfel, die Musik schwirrte in toller Ausgelassenheit, und der weise König flatterte an der Hand der Thorheit den Saal hinauf und hinab. Immer mehr und mehr Verschlingungen bildeten jezt die Tanzfiguren, immer mehr wunderliche Tänzer meldeten sich, die alle den Reihen mit der Thorheit anzuführen strebten; bald sah man den goldgestickten Talar des frommen Königs herumkreisen, bald die schwarze Robe eines Parlamentsherrn; hier bewegte sich seufzend der schwerfällige Trott eines unförmlichen Wackelbauches, dort glitt das schmächtige Figürchen eines Pagen dahin; endlich tobte der ganze Saal, und durch die Reihen der Tänzer flog unermüdet in ihrer stäubenden Perrücke die kleine Thorheit, gleich einem kolossalen Nachtschmetterling. Endlich sank Colombine unter der Bürde ihres Putzes nieder, ihr Tänzer hob sie vom Boden auf, streifte die Perrücke ab, und ohnmächtig hing jezt das rothergliihende Gesichtchen mit den geschlossenen Augen auf die Brust herab. Als sie sich wieder erholt hatte, reichte sie dem jungen Baron die Hand. Dieser stellte den Gott Phantasus dar, und in der That, die Gestalt des schönen Jünglings zeigte sich hier in ihrem eigensten Glanze. Kein ungeeigneter kleinlicher Putz der Mode verdeckte einen Wuchs, der dem jungen Antinous abgeborgt schien, so frei, voll Würde, Anmuth und Zartheit erhoben sich die vollendeten Formen; romantische Begeisterung glänzte auf dem frischen, stolzen Antlitz, ein Kranz breitblätteriger Reben schlang sich um die Fülle des gelockten Hauptes und hing mit einem Theil seines saftigen dunkeln Laubes auf die geröthete Wange nieder. Triumphirend führte dieser junge Gott seine Göttin zu einem in der Schnelligkeit aufgeführten Thronsessel, auf welchen Beide sich niederließen; Scaramouche nahm als Diener und erster Vasall hinter dem Herrscherpaare Platz.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Cries of London.

Seit einer Stunde überlege ich, ob der langgezogene, das ganze Jahr hindurch erschallende Ruf: water-cresses, Brunnenkresse, mir ferner so lieb seyn wird, als er mir bis heute gewesen ist, und ich gestehe, ich bin zweifelhaft. Vor einiger Zeit saß ich, meinen Frühthee trinkend, am offenen Fenster, der schönen Sonne am blauen Himmel mich freuend. Da klang die Straße herab: water-cresses, und obgleich der Takt dieses Rufes im Allgemeinen etwas Melodisches hat, ich hatte ihn nie in so weichem Klange gehört. Bald sah ich, daß er aus der frischen Kehle eines jungen Mädchens kam. Sie war arm, aber reinlich gekleidet, und ihr dunkelbraunes Haar lag in schmucklosen Flechten. Ein glänzend weißer Korb, darin die grüne Kresse und über dieser ein sauberes Tuch lag, hing an ihrem rechten Arme. Ihr linker stützte einen alten, blinden Mann; es war ihr Vater. Und wie das Mädchen die Straße entlang ging, öffneten sich auf beiden Seiten, fast von Haus zu Haus, die unterirdischen Wohnungen der englischen Dienerschaft; manch weißes Häubchen stieg nach dem Gitter empor, reichte dem Kinde den Betrag der Waare und verschwand dann wieder. Aber fast keines verschwand, ohne dem Kinde freundlich zugenickt zu haben, und wie das Mädchen, so schien der Vater den Geberinnen zu danken, während lezterer die von der Tochter ihm eingehändigten Kupferstücke sorglich verwahrte. Seit mehreren Tagen hatte ich den Ruf nicht vernommen, das Mädchen nicht gesehen; um so schneller schob ich heute das Fenster auf, als der melodische Ruf mein Ohr traf. Sie war allein und ihr Schritt schneller als sonst; auch wurde er weniger oft verzögert, denn weniger Käuferinnen zeigten sich hinter den eisernen Gittern. Ich war eben im Begriff, mir die Ursache zu enträthseln, als die Glocken der Kapelle, welche am Ende meiner Straße steht, zu läuten begannen und in der

Erinnerung an den Sonntag mir die Ursache nannten, welche die weißen Hauben in ihren unter- oder überirdischen Räumen fesseln mochte. Wiewohl lange genug in London, um zu wissen, daß Sonntags auch die Ausrufer rasten, fiel mir doch die Ausnahme nicht auf, bis — Nun ja, mein unmittelbarer Hausnachbar ist Prediger an der erwähnten Kapelle. Ich habe ihn dort nur ein einziges Mal gehört; er sprach in frommer Begeisterung von den Eitelkeiten des Lebens, von der Erbärmlichkeit menschlicher Hoffart, von der Duldung menschlicher Schwächen und von der Christenpflicht des Wohlthuns. Alles, was er sprach, war schön und gut; dennoch gefiel es mir nicht, denn der Mann mißfiel mir. Von Allem, was er aus seinem Hefte ablas, stand das Gegentheil auf seinem gleisnerischen Gesichte. Also vergaß ich, daß das rufende Mädchen eine Ausnahme in der Straße war, bis — bis sie vor der Wohnung meines Nachbars stand. Sie war stehen geblieben, weil der Prediger sie angeredet, und der Prediger war ihr begegnet, als er aus dem Hause trat, um in seinen Wagen zu steigen, der ihn nach der Kapelle bringen sollte. Ich hörte jedes Wort, das über seine und des Mädchens Lippen ging, und jedes Wort des Predigers war eben so hart, als weich die Gegenrede des Kindes. „Weißt Du nicht, gottloses Ding," war seine erste christliche Frage, „daß heute der Tag des Herrn, daß heute Sonntag ist?" — Hierauf antwortete das Erröthen des Mädchens. — „Und wenn Du das weißt," fuhr er mit erhobener Stimme fort, während die Vorübergehenden sich in einen Kreis versammelten, „wenn Du das weißt, ist Dir nicht auch bewußt, daß Du sechs Tage in der Woche jegliche Arbeit thun und den siebenten feiern und in die Kirche gehen sollst? Antworte, ist Dir das nie gesagt worden?" — „Mein Vater hat es mir gesagt," erwiderte das Mädchen zitternd. — „So sag Dir auch von Deinem Vater sagen und höre es jetzt von mir," versetzte der Mann Gottes, „daß, wer da weiß, was er thun soll und es nicht thut, doppelte Strafe verdient. Störe nie wieder Sonntags durch Dein gottloses Geschrei die Andacht der Gläubigen, oder die Strafe des Herrn wird Dich treffen und Deinen nachlässigen Vater." — Mit diesen Worten stieg der Geistliche in seinen Wagen. Sein Diener schloß die Thüre, in raschem Trabe ging es nach der Kapelle, und wer weiß, ob der heilige Mann daran dachte, daß nach der Vorschrift der englischen Kirche Sonntags auch Knecht und Vieh keinerlei Arbeit thun, sondern feiern und rasten sollen. Das Mädchen stand noch auf derselben Stelle, wo der Prediger sie angeredet. Ihr Blick haftete am Boden, das Auge war vielleicht zu naß, um den Weg zu sehen, den sie gehen sollte. Die gaffende Menge verlor sich, nur ein ältlicher Mann blieb zurück; ich kenne den Mann, er wohnt mir schief gegenüber und ist ein Biscuitbäcker. Ich sah ihn auf das Kind zutreten und mit seiner Rechten den Kopf desselben aufrichten. „Weine nicht," sagte er freundlich, „sondern geh nach Hause zu Deinem Vater. Das Gesetz verbietet Sonntags alles Feilrufen, und dem Gesetze muß Jeder, müssten auch die Kinder gehorchen. Warum ist Dein Vater heute nicht bei Dir?" — „Er liegt seit zwei Tagen krank," antwortete das Mädchen, die Thränen trocknend; „unser letzter Pfennig war ausgegeben und mein Vater hungerte." — „Komm mit mir," erwiderte der Biscuitbäcker, und statt seinen Weg nach der Kirche fortzusetzen, ging er mit dem Mädchen in sein Haus. Nur wenige Minuten, und das Kind kam zurück, und obgleich sein Körbchen voller war und schwerer schien, lag doch Freude in seinen Zügen. Bald darauf trat auch der Biscuitbäcker aus dem Hause; in seinem Gesichte hatte sich nichts verändert, aber er änderte seinen Weg und ging, das Gebetbuch unter'm Arm, ich glaube nach einer andern Kapelle. Meinem geistlichen Nachbar will ich morgen einen Aufwand von zwei Pence verursachen. Ich will ihm unfrankirt durch die Stadtpost ein Billet schicken, in welchem nichts stehen soll als die Worte aus Bulwers letzten Tagen von Pompeji: wherever the Powers above gaze down on earth, they behold no duty so sacred, so sanctifying, as the sacrifice offered to an aged parent by the piety of a grateful son.

Auflösung des Räthsels in Nr. 296:

Die Seele.

Homonyme.

Er unterscheidet Menschen schnell
Von menschengleichen Thieren,
Wo er sich zeigt, wird Alles hell,
Nacht, wenn wir ihn verlieren.

Man unterdrückt ihn nicht, er wacht,
Und wird sich Raum schon schaffen,
Gar still erobert er die Macht,
Gar fein sind seine Waffen.

Wenn er vom Feuer wird verjagt,
Und wieder aufgefangen,
Kann, wie er dem Geschmack behagt,
Ein Schenk vom Brett ihn langen.

Wenn er im Buche fehlet, schilt
Ein Kritikus: Gesindel!
Und lobt es, wenn er mächtig quillt,
Und schäumend übersprudelt.

Doch ist er abgeschieden fein,
So soll er wiederkommen;
Gottlosen kam er sonst zur Pein,
Kommt nun zu Lieb den Frommen.

Er landet neu am alten Ort
Und singt barocke Lieder;
Ich aber sag' euch: ist er fort,
So kommt er selten wieder.

Und wenn er sein baufällig Haus
Auf kurze Zeit gemieden,
Baut oft ein Arzt es wieder aus,
Dann kehre er heim im Frieden.

In diesem Räthsel wirst du ihn,
Mein Leser, wohl entdecken,
Sofern es mir gelang, darin
Mit Geist ihn zu verstecken.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. December 1834.

Wie geschickt habt ihr die Parthie Spaß gespielt! Aber was war das Ende davon?

Shakespeare.

Molière.

(Beschluß.)

Jezt taumelte Geos-Guillaume herein, der beliebte Spaßmacher, der franzöſiſche Hanswurſt, der Abgott des Pariſer Pöbels, ein langer unbeholfener Köeper, der das Anſehen hatte, als verliere er bei jedem ſeiner Scheitte eines ſeiner nur loſe befeſtigten Gliedmaßen. Bald ſchien es, als hielte kein Gebein ſeinen Leib zuſammen, bald konnte man glauben, er habe einige Gelenke zu viel, ſo überraſchend und widerſprechend waren ſeine Bewegungen. In dieſem ſeltſamen Körper ſteckte gleichſam ganz Paris. Es gab keinen Chaeakter, den er nicht nachmachen, kein Geſicht, keine Geſtalt, die er nicht auf einige Augenblicke Jedem erkennbae wiedergeben konnte. Seinen ganzen Voerath an Coſtüm führte er in einem kleinen unſcheindaren Bündel ſtets mit ſich, ſeine Hand wae eine vollſtändig beſezte Palette; jedee Finger enthielt eine eigene Farbe, die er im Augendlick ſeinem Geſichte mittheilte und wieder wegſchaffte. Gros-Guillaumr konnte ein Mädchen von 18 Jahren ſeyn, wenn er ſein kleines Häubchen auffezte, das Antlitz ſchalkhaft adwendend, das roth geſtreifte Tuch um den Buſen, mit dem ſittſamen Röckchen die tief eingebogenen Kniee deckend; er konnte aber auch einen Moment daeauf den ſchönen Réné abgeben, den größten Schweizer in der königlichen Gaede. — Jezt zog ee ein Tüchelchen dervor, ein ſeltſames ſchwaezes gedauſchtes Tüchelchen: dieſes über den Kopf geſchlagen, und man ſah das kleine gelehete Fräulein Scudery, wie ſie zu Hofe ging, um der Ducheſſe de la Vallière ihren neueſten Roman voezuleſen. Das hüſtelnde zarte Fräulein, tauſend ſchlaue Liebesgeſchichten in dem blaſſen Geſichte und hinter den eeloſchenen Augen, wer konnte es beſſer darſtellen, als Geos-Guillaume? Aber wer konnte auch den unſteeblichen Condé, den Helden des Jahehunderts, beſſer darſtellen, und zwar, wenn er in der Veeſammlung des Hofes zu Verſailles die Glückwünſche annimmt. Jenes zauberiſche Lächein des Helden um Mund und Wange, wer konnte es ſo täuſchend nachahmen? ein Lächeln, das jene Zeiten auszeichnet; denn damals lächelte Alles, die Tugenden lächelten, die Gelehrſamkeit lächelte, die Muſen lächelten. So verdoten es war, zu lachen, ſo ſtreng gefoedeet wuede die Kunſt zu lächeln. Es war dieſes kein beſtimmter Zug; das eigentliche Lächeln zeigte ſich vielmehr als ein Glanz, dee ſich über das ganze Antlitz verbeeitete, ihm zugleich Würde, Anmuth und die höchſte Liebenswürdigkeit verleihend. — ſo pflegte Ludwig zu lächeln, und ſo lächelte auch Geos-Guillaume. Alles jauchzte ihm Beifall zu, die Muſik ſchwieg, man ſah und beklatſchte nur die Metamorphoſen

Digitized by Google

Gros-Guillaume's. Die Ausgelassenheit erstieg die höchste Stufe: man ging jezt daran, die verdotensten und geheimsten Zerrbilder aus der Chronique scandaleuse darzustellen. Die berüchtigtsten Seenen aus dem Tartuffe machten den Anfang. Hier sah man jedoch die Originale, die, nach der Meinung von Paris, Molièren vorgeschwebt hatten. Der Erzbischof, mehrere Geistliche und Parlamentsmitglieder wurden mit Namen genannt und kenntlich gemacht; die Zuschauer schrien vor Freude, man erkletterte die Stühle und Bänke, selbst die Schultern der Vorstehenden, um keines der Worte Gros-Guillaume's zu verlieren, deren jedes einzelne ein Geißelhieb war. Die Darstellungen erreichten ihr Ende, da ertönte noch einmal Bärons Stimme, der die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf ein neu errichtetes Gemälde lockte. Man erblickte Molièren in seiner Stube, Haltung, Stellung, Miene des Dichters vollkommen getroffen; es war Abend, er saß an seinem Tische, die Lampe brannte vor ihm und er schien beschäftigt mit Schreiben; hinter seinem Rücken zeigte sich die muthwillige Colombine als la Molière, halb auf den Knien Bärons, der sie umfangen hielt, und sah mit listigen Blicken auf den Dichter. Diese Gruppe, die leicht zu erklären war, füllte den ganzen Saal mit unaufhörlichem Gelächter. Man schrie wie besessen und polterte mit den Bänken; ein paar Stimmen verschafften sich Gehör, indem sie riefen: „Schaut, schaut den größten Thoren von Paris, schaut ihn dort in seiner Studirstube, wie er eben seinen betrogenen Ehemann schreibt, indessen sein zärtlichster Freund ihm in der Wirklichkeit die Krone aufsezt! O schaut den größten Thoren von Paris!“

In dem tobenden Beifall, der diesen Worten folgte, hörte man nicht den Ruf einer Stimme von der Galerie herab, die mit schmerzlichem Laut den Namen Bäron nannte. Es war Molière, der in diesem Moment mit seinem jungen Begleiter den Saal verließ. Noch hatten sie nicht den Ausgang gewonnen, als die Seene unten plözlich eine andere wurde. Man hörte von außen verworrene Stimmen, Thüren wurden aufgebrochen, und wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel verbreitete sich das Gerücht, das Schloß sey von der Wache umgeben. Völlig sinnlos stürzte jezt die bunte Masse durcheinander, vergeblich war das Rufen und Ermahnen Einzelner. Die Calottisten griffen nach ihren abgelegten Larven, einige nach den Waffen; indem wurde die mächtige Thüre eingestoßen und die bewaffneten Söldner drangen in den Saal. Der Hauptmann ließ sogleich die Eingänge umstellen, er gebot Stille, doch vergebens; mit Gekreisch eilten die Flüchtlinge, sich zu retten, ein Theil die Galerie hinauf; oben sah man nun die wunderlichen Gestalten mit der Wache handgemein werden — Arlechino hatte sich mit Gratiano hinter die Statue Katharinens von Medicis gerettet, und ihre erhizten lauschenden Gesichter bildeten einen wunderlichen Gegensatz zu der starren Unbeweglichkeit der Steingestalt. Bäron stand im Saal, den Degen in der Hand, muthig und herausfordernd, zu seinen Füßen wand sich Colombine.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsezung.)

Nicht weit vom Fanar schließt sich die mit zahlreichen Thürmen versehene Mauer der Landseite an die der Hafenseite an; sie zieht sich den Hügel hinauf, welcher das Tekfur-Serai, Constantins alten Palast im Hebdomon trägt, den man auch vom Wasser aus sehr gut sieht und der noch ziemlich in seinem alten Zustand ist. Nun hört die Mauerlinie auf; die Wohnungen wechseln mit Gärten und Bäumen ab, elegant, aber schon verfallen liegt am Ufer das Serail der Walide, so wie das der Schwester Mahmuds. Die Vorstadt Ejub, wo Boemund gewohnt und Bouillon das Kreuzheer aufgestellt, besteht aus dünn gesäeten Häuserreihen zwischen Gärten; in der pittoresk gelegenen und schöngebauten Moschee, welche mit Aia Sofia an Heiligkeit wetteifert, sieht der Gläubige mit Andacht die Fußstapfen des Propheten und seines Fahnenträgers. Grad. Eine der Straßen führt an dem, mit meist sehr zierlichen und reichen Grabmonumenten und Turben geschmückten, von Gitterwerk eingeschlossenen Friedhofe vorbei; in diesem Theile der Vorstadt, wo man sonst nichts erblickt, als einen Trinkbrunnen und einige dem Gottesdienst gewidmete Gebäude, an denen das Gold und Schnizwerk der orientalischen Bauart in reichem Maße angebracht sind, wo feierliche, durch nichts unterbrochene Stille herrscht, wenn nicht etwa ein einsamer Türke langsam zwischen den Grüften umherwandelt — hier glaubt man sich nicht mehr in dem Erdtheil, den wir den unsern nennen; umgeben von diesen Denkmalen einer andern Glaubenslehre, fühlt man sich in eine fremde Welt, in ein fremdes Leben versezt.

Laßt uns nun, der Mündung des Cydaris und Bardyses und dem Thale der süßen Gewässer den Rücken wendend, das gegenüberliegende Ufer entlang zurückkehren. Auf dieser Seite liegen die Vorstädte, wo die Bekenner von mancherlei Dogmen sich zusammengefunden haben. Erst kommt man an Suidsche und Piri-Pascha vorbei, dann an Chaskoi, wo Tausende von Juden, die übrigens auch die Hauptstadt selbst füllen, neben Osmanen wohnen. Hierauf, während man

den hinter diesen Vorstädten liegenden Okmeidan oder Bogenschützenplatz sieht, wo steinerne Monumente die verschiedenen Weiten bezeichnen, welche der Sultan im Schießen erreicht, gelangt man an Kassim-Pascha, wo das Arsenal und die Wohnung des Großadmirals sich befinden, dessen früherer Palast abgetragen und noch nicht wieder aufgebaut ist, und wo die hohen Mauern des Bagno diese finstere Wohnung des Verbrechens und des Unglücks verstecken, dieses wahre „Thal der Thränen", von welchem in Hope's Anastasius ein so entsetzliches Gemälde entworfen wird, das die Erzählungen daraus Geretteter leider nicht Lügen strafen. In der durch die Landspitze von Galata hier gebildeten geräumigen Bucht lagen viele unbrauchbare Schiffe, meist im jämmerlichsten Zustande, darunter ein schwerfälliger Dreidecker. Man gewinnt eben keine glänzende Meinung vom türkischen Seewesen, wenn man diese vielen, weniger durch Zeit, als durch Sorglosigkeit und Nachlässigkeit zerstörten Fahrzeuge erblickt, wovon manche aussehen, als wollten die Planken des Rumpfes sich jeden Augenblick ablösen und die ganze Maschine zusammenstürzen, so daß die Armen in Kassim-Pascha bedauert haben mögen, sich ihrer nicht zum Heizen bedienen zu dürfen, da im strengen Winter Holz und Kohlen unvernünftig theuer waren. Man war auf den Werften mit dem Bau einer neuen Fregatte beschäftigt, auch ankerte dort das der Regierung gehörige Dampfboot, welches von einem Nordamerikaner befehligt wird. — Seine Excellenz der Kapudan Pascha fuhr in einem eleganten, mit Baldachin versehenen Kaik vorüber, dem zwei andere folgten. Tahir Pascha, der diese Würde bekleidet, nachdem Halil Pascha sie wegen seines feigen Benehmens, der egyptischen Flotte gegenüber, verloren hatte, aber durch des Sultans Gnade und seinem Pflegevater, dem Seraskier, zu lieb, zum Chef des Artilleriewesens ernannt worden, ist derselbe, welcher bei Navarin die Flotte vernichten sah. Er ist ein würdevoll aussehender Greis mit langem weißen Barte, der sich gewiß in dem alten orientalischen Costüme vortheilhafter ausnehmen würde, als in der charakterlosen, mit Borten und Stickerei besetzten, dem Muselmann bei seiner Lebensweise und seinen Religionsübungen nur hinderlichen modernen Uniform. Besitzt das Oberhaupt der unter dem Schutz der Siebenschläfer laut schnarchenden türkischen Marine nur noch einen Funken Selbstgefühl, wie demüthigend muß es für ihn seyn, daß zu allen Anordnungen und wichtigen Arbeiten bei der Flotte Fremde haben benützt werden müssen, wie fränkische Unteroffiziere die Armee exerciren lehren sollen. Freilich sind die Zeiten von denjenigen verschieden, wo durch den Thalgrund zwischen Kassim-Pascha und Chassköi die leichten Fahrzeuge in den Hafen hinabschossen, mittelst welcher Mohammed II. Constantinopel auch von dieser Seite angriff und endlich seinem gewaltigen Scepter unterwarf.

In wenigen Minuten fährt man vom Landungsplatz der Todten bei Galata nach Konstantinopel über. Auf dieser Strecke des Hafens ist namentlich ein furchtbares, unaufhörliches Gewirre; Hunderte von Kaiks ellen an einander vorüber; unausgesezt warnt der laute Ruf der Ruderer vor dem Auseinanderstoßen, und einer nach dem andern drängt sich zum Landungsplatze. Wie wenig das Innere der Stadt ihrem Aeußern entspricht, ist so bekannt und so oft wiederholt worden, daß ich davon gar nicht zu reden brauche. Kaum in Konstantinopel, muß man schon steigen. Die Straßen, besonders gegen den Hafen zu, sind enge, winkelig, schlecht gepflastert und schmutzig, die Wohnungen meist ärmlich und niedrig. Auch die sogenannten Paläste, wie alles Uebrige größtentheils aus Holz erbaut, und gleich Winkeltheaterdekorationen mit hellen Farben, mit Blumengewinden und aufgehenden Sonnen bemalt, haben nichts Bemerkenswerthes; man wird für eine regellose Bauart durch keine schönen Details entschädigt, Alles sieht aus, als wäre es nur für die nächsten zehn Jahre errichtet, und die Architektur der Osmanen scheint nur in den dem Gottesdienste, so wie dem allgemeinen Nutzen gewidmeten Gebäuden zeigen zu wollen, was sie vermag. Brunnen mit fließendem Wasser, meist marmorn und mit Inschriften versehen, sind überall angebracht; ganze Straßen bestehen aus nichts als zwei Reihen Buden; überall riecht man Moschus oder Safran, Tabak oder Rosenöl; überall liegen eine Menge herrenloser Hunde mitten im Wege, und tragen eben nicht dazu bei, die Straßen reinlicher zu machen, oder das Gehen zu erleichtern. Nachdem ich mich endlich, nach manchen Ellenbogen- und Rippenstößen, den vordersten Hügel hinaufgearbeitet, athmete ich freier. Ich kam an der schönen Moschee Sultan Bajesids vorbei, die auf dem Constantinischen Forum liegt, und gelangte dann auf den Platz des Seraskier Pascha, welcher zum Theil als Hühnermarkt dient. Eine zahllose Menschenmenge bedeckte den Platz und die benachbarten Straßen. Die lezten Tage des Ramadan oder Fastenmonats waren herangekommen, und ein großer Theil der Bevölkerung war auf den Beinen; denn an diesen Tagen, welche dem Bairamsfeste vorausgehen, macht Jeder, um die Länge des Tages abzukürzen, an welchem er von Aufgang bis Niedergang der Sonne nichts genießen darf, seinen Spaziergang zu Fuße oder im Araba. „Der Monat Ramadan, in welchem der Koran herabgestiegen vom Himmel, um den Menschen Führer und Licht, und Richtschnur ihrer Pflichten zu seyn, ist die der Entsagung geweihte Zeit. Wer diesen Monat

Digitized by Google

erlebt, soll die Vorschrift beobachten. Wer krank oder auf Reisen, soll später eine gleiche Zahl von Tagen hindurch fasten. Wer das Fasten ertragen kann und es bricht, soll zur Strafe einen Armen nähren.“ *) Die Fasten der Mahomedaner sind bekanntlich bei Weitem strenger, als die der Griechen und andern christlichen Nationen; treffen sie während des Winters ein, so sind sie noch erträglich, werden aber zur Sommerszeit (denn sie machen in einer gegebenen Zahl von Jahren den Kreislauf der Monate) zur erschöpfenden Plage.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Koran. II. Kapitel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, December.

Entwickelung des geselligen Lebens.

Im Jahr 1799 schrieb Goethe, daß er sich keine Existenz in Zürich denken könne. Lange nachher, im Jahr 1850, mag es nicht viel besser gewesen seyn; das alte, durch die ephemere helvetische Republik erschütterte, bald aber restaurirte patrizische Regiment, eine Versteinerung aus dem fünfzehnten, und der Zwinglianismus, eine Versteinerung aus dem sechzehnten Jahrhundert, waren wie Medusenhäupter; es erstarrte alles Leben vor ihnen. Nulla enim omnino res est, quae se ipsam gignat, sagt Augustinus; wie hätte sich in Zürich ohne Lebensprinzip Leben erzeugen können? Seitdem die Patrizier gefallen und der Einfluß der Geistlichkeit vernünftig beschränkt ist, gestaltet sich allmählich Alles besser. Der Staatsumwälzung reiht eine gesellschaftliche Revolution sich an; auf diese üben die Preßfreiheit, das Recht der freien Niederlassung, die Universität, die politischen Verhältnisse in den Nachbarländern, welche Flüchtlinge verschiedener Nationen nach der Schweiz brachten, den größten Einfluß. Der ächte Stadt-Züricher schimpft über die Revolution, über die Preßfreiheit und über die Fremden; aber er wird nicht minder vom Strome mit fortgerissen. Der Zuwachs an Fremden, worunter hier überhaupt alle Nicht-Züricher gerechnet werden, hat der Versumpfung, welcher die Züricher, gleich allen alten Bürgerschaften, die keinen Zufluß neuer Einwohner erhalten, zur Beute geworden waren, ein Ziel gesetzt; das politische und gesellschaftliche Leben, der Gewerbsfleiß erzeugen nun rege Thätigkeit. Ueberall wird gebaut, verschönert und verbessert; gesprengt ist der, in einzelnen seiner Theile übrigens imposante Gürtel von Mauern, Gräben und Schanzen, und das alte Zürich blickt erstaunt in's Freie, in's Grüne.

Unter den in diesem Jahre hier entstandenen, das gesellschaftliche Leben fördernden Einrichtungen verdient vorzüglich das Museum angeführt zu werden, dessen Lesezimmer eine reiche Auswahl von schweizerischen, deutschen, französischen und englischen Journalen u. s. w. darbieten. Das Museum wurde durch einen Verein von Männern aller Parteien gegründet. Das neue Theater, welches aus einer alten Klosterkirche entstanden ist und vor wenigen Wochen eröffnet wurde, läßt freilich Manches zu wünschen übrig. Das Aeußere hat nichts Großartiges, und im Innern tadelt man mit Recht, daß der Saal im Verhältniß zur Bühne zu klein ist. Indessen hat es nur 50,000 Züricher Gulden gekostet und ist geräumig genug für die Zahl der Zuschauer, die selten groß ist. Die Schauspielergesellschafte ist, wie gewöhnlich bei entstehenden Theatern, die keiner bedeutenden Unterstützung sich erfreuen, mittelmäßig. Wenn aber dieses Theater einerseits die Männer aus den Tabaksrauchwolken der Wirthshäuser und andernseits die Frauen aus ihren Kränzchen lockt, so wird schon dadurch viel gewonnen seyn; denn auf diese Weise wird der Kreis des gesellschaftlichen Lebens erweitert, durch diesen andere Neuerungen herbeigeführt und die kleinstädtische Steifheit nach und nach verdrängt werden. Jetzt ist letztere noch sehr vorherrschend. Die Geldaristokraten wetteifern hierin mit den Geburtsaristokraten; je mehr Gulden, je mehr Steifheit. Die wohlhabende Züricherin zeigt sich öffentlich mitunter doch noch ziemlich freundlich, und dankt, wenn ein Unbekannter sie grüßt; die wohlhabendere ist selten freundlich und erwidert ungern einen Gruß; die reiche erwidert ihn gar nicht oder kaum merklich, und erinnert stark an das Intoleerabilius nihil est quam femina dives des Juvenal. Das ist nun freilich kein guter Ton; derjenige der Männer entschuldigt ihn jedoch theilweise, denn er ist nicht viel besser, obschon, wie es scheint, würdiger als an andern Orten der Schweiz, wenn man nämlich zum Maßstabe der letztern die öffentlichen Blätter nimmt, in welchen sich an jenen Orten die ersten Beamten des Landes, so wie geistliche Herren in einem Tone ausdrücken, der wahrlich nicht fein ist, namentlich kommen, seitdem aus allerlei Gründen zwischen den deutschen und den schweizerischen Radikalen Streit ausgebrochen, die Deutschen schlecht weg. Wenn in unserer schreibseligen Zeit Jemand ein Wörterbuch der Schimpfausdrücke herausgeben wollte, so würde er in den Aufsätzen des Berner Volksfreundes (eines wahren Herkules im Schimpfen), des Wächters, des Erzählers u. s. w. über die radikalen sowohl, als nicht radikalen Deutschen eine Menge der energischsten Kraftworte finden. Inzwischen muß man doch die Entschuldigung gelten lassen, daß die Herren Redakteurs oder Mitarbeiter gedachter Blätter in der Hitze ihrer Leidenschaften schreiben, und viele Bildung dazu gehört, im Zorne sich nicht ungebildet zu zeigen. — Zum Schlusse des diesmaligen Berichtes werde nun noch einer für die Züricher und Züricherinnen, die Schweizer und Schweizerinnen sehr ehrenvollen Thatsache, nämlich des wohlthätigen Sinnes gedacht, welcher sich gelegentlich der schrecklichen Unglücksfälle bekundete, die von den Stürmen am 27sten August dieses Jahrs in den Kantonen Graubünden, Uri, Glarus, Tessin und Wallis verursacht wurden. Wohl konnte die öffentliche Mildthätigkeit den umgebenern, sich auf mehrere Millionen erhebenden Schaden nicht vollkommen ersetzen, aber immerhin hat sie sich bei diesem Anlasse in einem glänzenden Lichte gezeigt, und an die schönen Tage der Eidgenossenschaft erinnert, wo die Schweizer ihr: „Einer für Alle und Alle für Einen!“ dem Wahlspruche der Niederlandsöhne: „Eintracht macht stark!“ entgegensetzten, und zwar nicht in schlechtern Worten, sondern in guter Thatmünze. Solche Früchte deuten auf einen guten Boden hin; es handelt sich darum, diesen mit Behutsamkeit vom Unkraute zu reinigen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. December 1834.

Das klügste unter den Thieren ist der Mensch, und so sind denn auch die Hände für ein kluges Thier völlig passende Werkzeuge.

Galenus.

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

Die Hand ist das ausschließliche Eigenthum des Menschen, sofern dieses wundervolle Werkzeug in hoher Empfindlichkeit und tausendfacher Beweglichkeit das wahre Gegenstück zu jenem göttlichen Funken bildet, der das an sich hülf- und wehrlosere Geschöpf zum Herrn der belebten und unbelebten Natur macht. Definiren wir freilich die Hand als ein Glied, bei welchem Daumen und Finger einander gegenüberstehen, so daß sie ein Werkzeug zum Fassen und Greifen bilden, so sind die Extremitäten der Affen oder sogenannten vierhändigen Thiere mit in die Definition eingeschlossen. Aber beim Affen ist die hintere Extremität so gut eine Hand, als die vordere ein Fuß, beide sind fast nur auf die Fortbewegung des Thieres, auf das Klettern und Springen berechnet, wie bei manchen Affen sogar noch der lange Schwanz, als sogenannter Wickelschwanz, zu demselben Zweck herbeigezogen ist. Vielfach ist der Nutzen, der einer Menge von Thieren aus ihren natürlichen Waffen erwächst; wäre aber der Mensch dergestalt von Natur gerüstet, so ginge er eben damit der ihm bestimmten Oberherrschaft verlustig. Schon Galenus, der alte griechische Arzt, sagt: „Wäre der Mensch gewaffnet gleich den wilden Thieren, so wäre damit all seiner Kunstfertigkeit ein Ziel gesetzt; er deckte sich nicht mit dem Harnisch, er schmiedete sich nicht das Schwert und den Speer, er erfände sich nicht den Zaum, um das Pferd zu besteigen und den Löwen zu jagen; auch die Künste des Friedens blieben ihm fremd, er machte sich weder Flöte noch Leier, baute sich keine Häuser, errichtete keine Altäre, schriebe keine Gesetze, und die sinnreiche Kunst der Hand verknüpfte ihn nicht mit dem weisen Alterthum.“ — Kurz, ohne die Hand wäre der Mensch nicht der Mensch; aber sie ist nicht etwa bloß ein vereinzeltes Instrument, gleichsam ein Vorwerk am Körper. Nein, die ganze Leiblichkeit des Menschen ist auf die Hand und die Hand auf sie berechnet, alle Bewegungen des Körpers haben den innigsten Bezug auf die der Hand und umgekehrt. Die Hand läßt sich daher auch als abgesondertes Glied eigentlich gar nicht betrachten; man muß, will man ihre volle Bedeutung kennen lernen, einmal den ganzen Organismus des menschlichen Körpers auf sie beziehen und dann den Bau der vordern Extremität in der ganzen Thierreihe, alle jene Zangen, Hämmer, Haken, Bohrer, Schaufeln u. s. w. mit ihr vergleichen. Hier beschränken wir uns indessen auf einige allgemeine Betrachtungen in aphoristischer Form.

Durch nichts verräth sich die Hand deutlicher als unmittelbare Dienerin des Geistes, als dadurch, daß sie

Digitized by Google

ihre eigene, höchst ausdrucksvolle Sprache hat. Wer dafür andere Autoritäten, als die Erfahrung des gemeinen Lebens braucht, sehe die Werke großer Maler an, wie hier ganz besonders durch das Verhältniß der Stellung der Hände zu der Haltung der ganzen Figur die jedesmalige Gemüthsbeschaffenheit der Individuen auf's Frappanteste ausgedrückt ist. Man sehe die Raphaelschen Kartons oder Leonardo da Vinci's Abendmahl, und wer kann den Händen der Guido Renischen Magdalenen Beredsamkeit absprechen? Was alles die Hand ausdrücken kann, auch das hat bereits ein Alter im vollen Umfang erkannt. „Die übrigen Theile," sagt Quintilian, „unterstützen den Sprecher, die Hände aber sprechen gleichsam selbst: wir fordern, versprechen, rufen, entlassen, drohen, bitten, verfluchen mit der Hand, mit ihr äußern wir Freude, Betrübniß, Zweifel, Beistimmung und Reue, mit ihr drücken wir Menge und Verhältniß, Zahl und Zeit aus."

Ueber die Verschiedenheit zwischen der rechten und linken Hand ist viel gestritten und geschrieben worden. Namentlich suchte man die Kraft und Fähigkeit, welche die rechte Hand vor der linken in der Regel voraus hat, daraus zu erklären, daß sich die großen Blutgefäße vom Herzen aus an beide Glieder nicht gleich vertheilen, daß namentlich das Blut zum rechten Arm auf geraderem Weg gelangt. Man sucht aber hier, wie so oft, in mechanischen Verhältnissen den Grund von Erscheinungen, deren Quelle viel tiefer liegt. Wenn wir im täglichen Leben uns sollten gewandt bewegen und Alles geschickt hanthieren können, war es offenbar von Wichtigkeit, daß wir uns nicht lange besinnen dürfen, welcher Hand wir uns bedienen, welchen Fuß wir vorwärts setzen sollen, und der Mensch ist, wie wir sehen, auch wirklich nie unschlüssig; er bedient sich in der Regel der rechten Hand, des rechten Fußes vorzugsweise und zuerst. Ist dies anerlernt, oder ist es uns von Natur eingepflanzt? Nun bemerken wir bald, daß die ganze rechte Seite vor der linken ausgezeichnet, daß letztere der ersteren nicht nur an Muskelstärke, sondern auch an allgemeiner Lebenskraft nachsteht, überhaupt schwächer constituirt ist. Die Organe der Bewegung und Kraftäußerung sind rechts auffallend stärker entwickelt, wovon man sich durch unmittelbare Messung überzeugen kann, wenn man dem Zeugniß seines Schneiders und Schusters nicht glauben will. Man wird sagen, dieses Uebergewicht rühre allein daher, daß die rechte Hand mehr geübt werde; aber wie gesagt, der Unterschied erstreckt sich auf die Constitution im Allgemeinen, und die linken Glieder werden häufiger von Krankheit befallen als die rechten. Bei Opertänzern sehen wir, daß die schwersten Stücke nur mit dem rechten Fuß ausgeführt werden. Noch besser überzeugt man sich von der natürlichen Schwäche des linken Beins in der Balletschule; die Tänzer müssen, wollen sie sich nicht beim öffentlichen Auftreten einem Unschick aussetzen, auf die Uebung dieses Beins doppelten Fleiß verwenden; versäumen sie dies, so erhält die rechte Seite ein Uebergewicht, das sich nicht mit der Grazie verträgt. Geht man hinter Jemanden her, so sieht man sehr selten eine völlig gleichmäßige Bewegung des Körpers, und achtet man auf den linken Fuß, so bemerkt man, daß er nicht so fest aufgesetzt wird, daß die große Zehe nicht so weit auswärts gedreht ist, als rechts, und der Fuß weiter nachschleift. Der eigenthümliche Bau der Weiber und der Umstand, daß bei ihnen die Elasticität des Schritts nicht sowohl, wie beim Mann, auf dem Spiel des Hüftgelenks, als vielmehr auf dem des schwächeren Fersengelenkes beruht, bringt es mit sich, daß bei dem Weibe die Schwäche des linken Fußes meist noch auffallender ist, als beim Mann. Kein Junge hüpft auf dem linken Bein, wenn er nicht anders, wie man es nennt, links ist. Immer und überall setzt der Reiter den linken Fuß in den Steigbügel und springt von rechts ab. Wir dürfen überzeugt seyn, es ist keineswegs willkührlich, conventionell, daß Alles im gemeinen Leben, wie z. B. die Schraube und die Schneide des Bohrers, nach der rechten Hand gerichtet ist, im Gegentheil, dieses Verhältniß hängt genau mit der natürlichen Einrichtung des Körpers zusammen. Ein Mensch, der links ist, fühlt die Vortheile dieser Einrichtung gar gut und jeden Augenblick, ob er nun eine Zimmerthüre oder ein Federmesser anmachen will. Kurz, der Vorzug der rechten Hand ist keineswegs Folge der Gewöhnung, sondern eine angeborene Eigenschaft zu einem sehr guten und sehr augenfälligen Zweck; und daß sie nicht etwa von einer besondern Anordnung der Pulsadern des rechten Arms herrührt, geht schon daraus hervor, daß der rechte Fuß dasselbe Uebergewicht hat, wie die rechte Hand, und hier der angegebene anatomische Grund völlig wegfällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsetzung.)

An dem Eingangsthor zum Hofraume des auf einer Erhöhung liegenden Pallastes standen oder saßen viele Bewaffnete, meist zum Corps der Khavas gehörend, welches die Ehrenwachen der fremden Gesandten liefert. Vor dem Palaste und angedrückt an die gegenüberliegenden Häuser befanden sich Tausende von

Weibern, in ihre Mäntel gehüllt, den Kopf und das halbe Gesicht mit einem weißen Tuche bedeckt, viele ihre buntaufgeputzten Kinder an der Hand führend. Da sah man Alt und Jung, Europäerinnen und Schwarze, alle ungraziös und häßlich gekleidet, alle ihre bald dunkel-, bald hellfarbigen Mäntel, deren Zipfel sie vorne zusammenhalten, durch den Straßenkoth schleppend, in welchem sie mit ihren gelben Stiefeln wateten. Da man vom Gesichte nur die halbe Stirne, die Augen und die Nase bis zur Spitze sieht, so ist es nicht gut möglich, über den Grad der Schönheit ein bestimmtes Urtheil zu fällen: freilich waren viele Augen lebhaft und glänzend, machten aber wohl unter den nicht selten eckig gemalten Brauen und den sehr schwarz gefärbten Wimpern eine desto auffallendere Wirkung. Die Gesichtsfarbe ist, wenigstens bei den Vornehmeren, meist blendend weiß, wozu die Lebensart wohl auch beitragen mag. Den sonderbarsten Kontrast macht ihre weiße Kopfbekleidung mit den Turbans und jezt fast allgemein getragenen rothen Mützen (Fes) der Männer, und den bunten Tüchern, mit welchen, nebst einer Zugabe von Glasperlen, Korallen oder künstlichen Blumen und goldenen Beeren, die Köpfe der Kinder umwunden sind. Ganze Reihen von Fuhrwerken (Arabas) zogen vorüber, mit vergolderem Schnitzwerk und Scharlachvorhängen, gewöhnlich in jedem vier Frauen, die sich häufig herausbogen und den Dolmetscher über die herumwandelnden Fremden befragten. Die Türkinnen sind im Durchschnitt weder sehr bescheiden noch besonders gut erzogen, und die Langeweile des Haremslebens, welches weniger anmuthig seyn mag, als manche Europäer sich vorstellen, so wie es auch mit der gerühmten Pracht der orientalischen Odas nicht so viel auf sich hat, als Romane und Dichtungen uns vorschwatzen, reizt ihre Neugier und oft kindische Begierde durch lange Einschließung desto mehr. Arme Frauen, denen Noth und Elend aus dem Gesichte sprachen, drängten sich wohl um den ungläubigen Effendi herum, und baten ihn um einen Bakschich von einigen Paras. In den zum Theil recht eleganten Buden, welche sich von diesem Platze aus erstrecken, und wo neuerdings gemaltes Pariser Porzelan, reiche Kronleuchter, Glaswaaren aller Art neben andern Erzeugnissen des Occidents in Masse aufgehäuft sich befinden, waren alle Fenster mit Zuschauern gefüllt.

Der Pallast des Seraskiers erhebt sich auf der Stelle des von Mohameb dem Eroberer kurz nach der Einnahme der Stadt auf dem ehemaligen Forum des Theodosius gebauten alten Seraits (Eski-Serai). Hier stand die 147 Fuß hohe Triumphsäule, von welcher im Jahr 1204 die Kreuzfahrer den Usurpator Alexius Ducas Murzuflos herabstürzten; hier lagen auch die für fremde Gesandten bestimmten Wohnungen, denn der byzantinische Hof war auf seine Gäste eben so eifersüchtig, wie die hohe Pforte, welche ihnen den Eidschi-Khan auf dem Platz der verbrannten Säule anwies, bis Pera der Siedelort der gesammten europäischen Diplomatie wurde, während der persische Gesandte (als böser Nachbar eben so wenig beliebt, denn als ketzerischer Schiite) drüben in Scutari bleiben muß. In der Eski-Serai wurden vormals die Frauen der verstorbenen Sultane eingeschlossen. Im Hofraum des Pallastes erhebt sich der Thurm, zu dessen Spitze 179 hohe Stufen hinaufführen und der oben nach allen Seiten zu offen ist. Ein Panorama wie dieses sucht wohl seines Gleichen. Konstantinopel bietet sich dem Blick nicht dar, wie irgend eine andere große Stadt; der unermeßliche Raum von Thälern und Hügeln, den es einnimmt, die Regellosigkeit der Bauart und der ganzen Anlage, die Höhe, auf der man sich befindet, lassen das Detail der einzelnen Wohnungen verschwinden; dagegen gruppiren sich um so majestätischer, meist auf freien, zum Theil mit Bäumen bepflanzten Plätzen, die ungeheuren Moscheen, wo sich Kuppel über Kuppel wölbt und emporthürmt, bis die mittlere große mit dem golden strahlenden Halbmond der gigantischen Masse die Krone aufsezt. Die hochliegenden Tempel Suleimans und Bajesids mit ihren luftigen Minarets, ihren geräumigen Vorhöfen, ihren Hallen, Bogengängen und Brunnen, mit den wie eine kleine Stadt sie umgebenden Schulen und Akademien (Mekteds und Medresses), Khans und Armenanstalten, Bibliotheken und Mausoleen, tragen den blühenden Reichthum der Phantasie des Morgenlandes, „das der Herr mit freundlicheren Blicken anschaut," die Eleganz und Originalität seiner Bauart, welche an Schnörkeln und Zierrathen eben so reich ist, wie Sprache und Redeweise, die Prachtliebe und den Glaubenseifer ihrer erlauchten Gründer am würdigsten und üppigsten zur Schau. Ueber das ganze Dreieck der Stadt und die durch den stolzen genuesischen Thurm von Galata bezeichneten, an die Hügel sich anlehnenden Vorstädte jenseits des wie ein glänzender Gürtel sie umschlingenden Hafens, schweift das beinahe ungläubige Auge auf allen Seiten über das thrazische Festland, welches einst die sogenannte lange Mauer der Byzantiner abschloß, welche eben so zwecklos war, wie die lange Mauer China's; über die Küste Asiens mit ihren Orten und dunkeln Cypressenwäldern, über den fernen, in blendendes Schneegewand gekleideten Olymp, über das Marmorameer und seine Inseln, über den Bosphorus bis nahe zu den alten Schlössern. Bei diesem Anblick begreift man wohl, daß Norden und Süden sich um den Besitz der „großen Stadt" stritten, wie der Skandinave sie vorzugsweise nannte (Miklagarb), daß der berauschte orientalische Dichter sie an Schönheit über Damascus und Golconda,

Digitized by Google

über Bagdad und Ispahan und alle Wunder des Morgenlandes sezt.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Wasserträger.

(Neapolitanisch.)

Ein Jüngling möchte ich wohl seyn
Mit meinem Wassersasse,
Rief in die Häuser all' hinein:
„Kauft mir vom kühlen Nasse!

„Ihr schönen Frauen, kommt herbei,
„Wer will mein Wasser nehmen?“
Und spähte dann, wer unten sey,
Ein Mägdlein voll Verschämen,

Zum Balkon rief ich schnell hinauf:
„Wie könnt Ihr, Holde, wähnen,
„Ich böte Wasser Euch zum Kauf!
„Hab' nichts als Liebesthränen.“

v. Zu-Rhein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Balzacs Manifest. Der Nachdruck.

Balzac, der junge und ziemlich bizarre Novellendichter, ist mit einer Art von Manifest aufgetreten, welches zum Zwecke hat, die Schwierigkeiten, womit die jetzigen Modeschriftsteller in Paris zu kämpfen haben, freimüthig aufzudecken, und die Mittel anzugeben, um diese Hindernisse zu beseitigen. Balzac ist jezt Herausgeber der Revue de Paris, die vor einigen Jahren sehr viel Beifall hatte, und auch noch jezt, nebst der Revue des deux mondes, den Ton in der Belletristik angibt; denn die ältern Zeitschriften, welche die neuen Geistesprodukte kritisirten, sind alle verschwunden oder im öffentlichen Ansehen gesunken, und ein eigentliches Richteramt in der Literatur übt gegenwärtig in Paris keine einzige Zeitschrift aus. Die strengsten Richter werden in den Feuilletons oder in den Aufsäzen am Ende der Tagblätter laut; Monats- und Wochenschriften sind jezt meistens der erzählenden und schildernden, nicht der kritischen Literatur gewidmet. Die Pariser Lesewelt will nicht so sehr belehrt, als angenehm unterhalten, und wo möglich betustigt seyn. Deßhalb legen sich auch alle jungen Schriftsteller, welche Aufsehen in der Lesewelt erregen wollen, aufs Erzählen und Schildern, und zwar in allerlei Tönen und Farben. Es ist unglaublich, welche Menge von Erzählern seit fünf Jahren in der französischen Literatur emporgeschossen ist. Man sollte glauben, das Pariser Lesepublikum habe nur noch ein einziges Bedürfniß, nämlich sich allerhand vorerzählen zu lassen, oder es habe schlaflose Nächte, und bedürfe daher des arabischen Mittels, um einzuschlummern. Es wäre interessant, psychologisch zu ermitteln, ob nicht die heftigen politischen Erschütterungen von 1830 diese Wirkung oder Reaktion hervorgebracht haben. Vielleicht ist es auch nur eine Ansteckung aus Deutschland und England, wo man sich ebenfalls durch Erzählungen und Novellen hat einschläfern lassen, zur großen Freude der Partei der Firen, in deren Augen alle Bewegung verdächtig ist. Balzac gehört zu diesen Erzählern nach der Mode, und da die erzählenden Schriften gut abzugeben scheinen, so sollte man glauben, er stehe sich so gut dabei, wie etwa Jules Janin, oder Chasles, oder dieser und jener, die sich durch das Erzählen und Feuilletonsschreiben ein Einkommen von 20 bis 50.000 Franken erwerben. Indessen muß die Kunst, sich durch kleine Aufsäze ein großes Einkommen zu sichern, doch wohl Andern nicht so gut gelingen, wie den besagten jungen Herren; denn Balzac klagt, und zwar über Verschiedenes. Erstlich, daß die Nachdrucker den Verlegern und Schriftstellern ihren rechtmäßigen Gewinn stehlen. In Frankreich ist das Nachdrucken nicht so leicht, als in Deutschland; man hat den Schuldigen bald aufgefunden und vor Gericht gezogen; freilich geschieht dies zuweilen erst, wenn die Auflage schon großentheils in den Händen des Publikums ist; allein der Nachdrucker muß sich doch immer verbergen und kann sein schlechtes Gewerbe nur heimlich treiben. Dagegen tritt der Nachdruck öffentlich und fast rühmlich dreißig Meilen von Paris, nämlich zu Brüssel auf, und hier wird er nicht allein in's Große getrieben, sondern beinahe als ein Zweig des Nationalgewerbfleißes aufgemuntert. Hier wird ohne Barmherzigkeit sogleich Alles, was nur einigermaßen Aufsehen in Frankreich erregt, nachgedruckt, und mit diesen Nachdrucken wird das gesammte nördliche Europa überschwemmt. Man hat in Deutschland viel Gegründetes und Vortreffliches über den Nachdruck gesagt, die Leipziger Buchhändler haben sich besonders durch ihren Eifer dagegen ausgezeichnet; allein die Brüsseler Nachdrucker haben Niederlagen, und beziehen die Büchermessen in eben diesem Leipzig und *machen Geschäfte* mit den Buchhändlern daselbst. Freilich mache man einen Unterschied zwischen Nachdrucken in einem und demselben Lande und Nachdrucken in ganz verschiedenen Ländern. So druckt man in Paris viel Englisches und in London viel Französisches nach, und kaum heißt dies noch ein Nachdruck. Die Verhältnisse zwischen Frankreich und Belgien sind aber doch ganz verschieden. England und Frankreich können einander das Beste nehmen und nachdrucken, oder wenn man lieber will, wieder auflegen, ohne sich gegenseitig viel zu schaden; was soll aber Frankreich den Belgiern nehmen, welche davon leben, daß sie die gesammte neuere Literatur abdrucken und die Exemplare davon in Europa verbreiten, ehe noch die Originalauflage im Auslande bekannt ist? Allerdings haben sich einige allzu eifrige Brüsseler Nachdrucker zu Grunde gerichtet; allein was hat dies den Originalverlegern in Frankreich genüzt? andere Nachdrucker treten an die Stelle der Bankerotierer und drucken eben so unermüdlich Alles nach, was in Paris guten Absaz findet. Dies ist das größte Uebel, woran jezt der französische Buchhandel leidet, und nur die ländereichen oder gelehrten Schriften, deren Absaz ungewiß ist oder langsam vor sich geht, entwischen den Händen der belgischen Nachdrucker.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. December 1834.

— Heil'ge, stille Mutter
Der Gestirn' und himmlischer Gedanken!

Herder.

Bilder der Nacht.

Sonnenuntergang.

Sieh, ein flammend Schiff, versunken
Ist die Sonne in die Fluth:
Feuer fing der See, und trunken
Geht er auf in rother Gluth.

Allgemach zusammensinkend,
Stirbt der wundervolle Brand,
Und in Aschensunken blinkend
Fliegt es hell von Strand zu Strand.

Die Wunderchronik.

Hast du das schöne Buch gelesen,
Die alte Chronika der Nacht?
Wenn Liebe trieb ihr heimlich Wesen,
Sie hat's verrätherisch bewacht;

Und hat es pünktlich eingetragen
Mit goldner Lettern Flammenschrift;
So liegt es Jedem aufgeschlagen,
Den Weh und Lust der Liebe trifft.

Stets kommt der Morgen kalt vernünftig,
Löscht's mit dem Schwamm des Tages aus,
Und immer wieder, jezt und künftig,
Schreibt sie's von vorn bis hintenaus.

Und wenn hinauf zum Himmel schauet
Das Aug' in übersel'gee Lust,
Und wenn die Wehmuth Säege bauet,
Zerrissen, todeswund die Brust;

Es lacht dem Wonnetrunkenen
Mit süßen Mähren zu,
Es wiegt den Gramversunkenen
Mit holdem Lied in Ruh.

Sturm.

Unter dunkler Decke spielet
Rühriges Volk im Abendgrau'n,
Rumpf um Rumpf herauf sich wühlet,
Häuptee, Beine sind zu schau'n.

Und sie rücken und sie bücken
Diebisch-ängstlich sich zum Knäu'l,
Schaurig im Zusammendrücken
Dröhnt ein dumpf gepreßt Geheul.

Und die Nebelriesen recken
Zum Gelag sich, wie gewohnt;
Einer, der sie könnte schrecken,
Fest im Schlaf liegt, König Mond.

Digitized by Google

Lampen von der Decke reißen
Sie berauscht in toller Wuth,
Und hochflackernd sie sie schmeißen
In die rabenschwarze Fluth.

Solch Getümmel, solches Toben,
Weckt's den alten König nicht?
Ja, er schaut herein von oben,
Schlägt die finstre Schaar mit Licht.

Elfchen, neu ermuthigt, rennen,
Wie er winkt, geschäftig um,
Alle Lampen wieder brennen,
Alles feiert leuchtend stumm.

Der Fang.

Aus wirft der bleiche Fischer Mond
Sein weites Netze in die See,
Und zieht der goldnen Fischlein
Viel tausend in die Höh'.

Die Träume.

Viel Trauben glühen güldenroth
Vom Westen bis zum Osten,
Die Träume naschen sie geschwind,
Und tragen, wem sie freundlich sind,
Sie zu, davon zu kosten.

Die Träume fliegen am Himmel hin
Mit tausend funkelnden Schätzen,
Gold und Kronen im Ueberfluß,
Die schlummernden Bettler zu letzen.

Ludwig Seeger.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsetzung.)

Die Bazars oder Märkte waren voll Menschen, und ein Europäer konnte sich einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren, wenn er, bei der unvermeidlichen Berührung von Tausenden, an das leidige Pestübel dachte, welches der Kälte des überaus strengen Winters nicht ganz hatte weichen wollen. Dem Türken fällt so etwas natürlich nicht ein, wäre es auch nur seines Fatalismus wegen, ob er gleich, wie so Viele irrig glauben, seine Prädestinationsansichten nicht so weit treibe, daß er den freien Willen des Menschen bei guten oder bösen Handlungen wegleugnen sollte. — Hier scheinen Sprachen, Kostüme, Nationen und Glaubenslehren einander ein Rendezvous gegeben zu haben. Da drängen sich europäische und asiatische Osmanen, Tartaren, Araber, Perser, Syrer, Egypter, Neger; daneben die zahlreichen Rajahs oder Pfoeteunterthanen, Griechen, Arnauten, Armenier, Bulgaren, Zigeuner, zahlreiche Israeliten, an ihrer, selbst unter den Orientalen auffallenden Gesichtsbildung und lividen Farbe eben so kenntlich, als an ihrer gewöhnlich zerrissenen dunkelfarbigen Kleidung. Am ärgsten war es in den großen Mundvorrathsmagazinen (Kapans), wo nach Mittag Einkäufe für den Abend gemacht wurden; vor Allem aber in den Besestans oder gedeckten, mit hohen Wölbungen versehenen Märkten, wo Bude sich an Bude reiht, wo alle Waaren des Morgen- und Abendlandes aufgeschichtet liegen und die Völkerschaften der alten Welt die Hauptniederlage ihres Handels und ihrer Industrie etablirt zu haben scheinen. Da findet man, von einem Besestan und Bazar zum andern wandernd, pelzverbrämte Kleidungsstücke, Schalwars und Kaftans, mit Steinen bedeckte Handschars, glänzende Waffen von Damascus, Seide von Brussa und Tokat, gestreifte zu Kleidern, weißliche zu Hemden; mit Blumen bemalte und mit Gold gestickte Batistleinwand und Calikots, deren die Frauen sich zu Schnupftüchern und als Kopfputz zu bedienen pflegen; Shawls aus Caschmir und minder kostbare aus Smyrna; persische Decken und Teppiche; Messing- und Eisenwaaren, geschnittene Steine als Amulets und Ringe mit Sprüchen aus dem Koran; Wollen- und Baumwollenstoffe aus dem Occident; Gewürze und Arzneien, Pantoffeln und Schuhe von allen Farben, Holzwaaren und Spielwerk, böhmisches Glas, in kleinen elfenbeinenen Kapseln Rosenöl von Schiras und „Arabiens Wohlgerüche alle," duftende Rosenkränze (Tasbihs), die der Mohamedaner stets zur Hand hat, indem er selbst beim Spazierengehen die Körner derselben in Allahs Namen und unter Hersagung seiner neun-und-neunzig Eigenschaften durch die Finger rollen läßt; geschriebene Korane, Sagen vom Propheten, Werke aller Art und ABC Bücher, des Sultans Namenszug hinter Glas und Rahmen zur Zimmerverzierung, wie man bei uns das Porträt des Monarchen aufzuhängen pflegt. Alles dies und tausend andere Gegenstände findet man vereinigt auf den Märkten der türkischen Hauptstadt. Der türkische Verkäufer sizt dort von früh bis spät, meist mit untergeschlagenen Beinen, ruhig wartend, ohne seine Waare aufzudringen, während der Armenier oder Grieche die umherwandernden Franken mit einem Monsieur oder Mamsell herbeiruft.

Sonst waren die Straßen ziemlich leer. Einzelne Arabas oder Reiter, von Dienern zu Fuße begleitet, die zu beiden Seiten dicht neben dem Pferde hergehen, zogen umher, aber das Gewühl schien sich auf die Märkte und wenige Plätze beschränkt zu haben. Die Wohnungen sind gewöhnlich wie ausgestorben: die vergitterten

Digitized by Google

Fenster geben der Stadt etwas Trauriges und Oedes, wenn man sie mit europäischen vergleicht. Wasserträger und Bäckergesellen ließen sich hie und da sehen, leztere mit Weizenbrod und einer Art Brezeln, die gar nicht schlecht waren und recht dazu bestimmt schienen, die armen Türken zu tantalisiren. Glücklicherweise aber ist der Orientale im Allgemeinen mäßig und enthaltsam, wenig einfache Nahrung für ein paar Paras und frisches Wasser reichen bei den Meisten für den ganzen Tag hin, wenn man ihnen Kaffee und Tabak nicht entzieht. Ein vorübergehender Derwisch würdigte uns Gjaurs, deren Kauwerkzeuge beschäftigt waren, nur eines einzigen mitleidigstolzen Blickes. Er war noch jung, hochgewachsen und schlank; in seinem abgemagerten Gesichte lagen hohle, halb erloschene Augen, ein schwarzer Bart bedeckte sein Kinn. Auf seinem Kopfe stand eine runde, hohe Mütze von weißlichem Filz, sein grobtuchenes Gewand, das einem Weiberrock nicht unähnlich sah, war über den Lenden mit einem Strick gegürtet. Einige Zeit darauf sah ich ihn an einem Freitag im großen Kloster von Galata, wo er mit vielen Andern zu den abwechselnd lauten und leisen Tönen der begleitenden Musik und dem eintönigen Chor des La Illah, mit ausgebreiteten Armen, steifer Haltung und starrem Blick, der Ordensregel der Sophis zufolge, schwindelerregend im heiligen Tanze auf derselben Stelle viertelstundenlang im Kreise sich herumdrehte, während der Scheikh unbeweglich auf einem rothen Teppich stand und eine Menge Zuschauer sich auf der umlaufenden Galerie drängten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Fortsetzung.)

Wenn man den herrlichen Bau der Hand, ihre hohe Vollendung als Werkzeug betrachtet, kann man sich schwerlich wundern, daß manche Philosophen mit dem alten Anaxagoras die Ueberlegenheit des Menschen dem Besitz der Hand zuschreiben. In der ganzen Reihe der höheren oder Wirbelthiere tritt in den vordern Gliedmaßen ein System von Knochen, Muskeln, Blutgefäßen und Nerven zu einem Werkzeuge zusammen, das dem ganzen Organismus und der Lebensweise des Thiers angepaßt, aber eben damit ein einseitiges, beschränktes ist. Der Vorderfuß des Wiederkäuers oder des Pferdes, allein darauf berechnet, die Last eines sich sehr schnell bewegenden Thieres bequem zu tragen, erscheint, obgleich aus ganz analogen Theilen aufgebaut, ganz anders, als der Vorderfuß des Fleischfressers, der neben der Bestimmung, das flüchtige Thier zu tragen, schon eine weitere, die des Fassens und Haltens, bekommen hat, und der Schaufelfuß des Faulthiers ist so völlig verschieden von der Gehsäule des Elephanten, daß man bei bloß äußerlicher Betrachtung nimmermehr zu der Ueberzeugung käme, wie in beiden Abschnitt für Abschnitt, Knochen für Knochen einander völlig korrespondiren und nur nach dem Bedürfniß des Thiers und seines ganzen Seyns so oder anders modifizirt sind. Der Arm wird beim Vogel zur Schwinge, beim Fisch zur Flosse, lauter an sich vollkommene, aber in ihrer Wirksamkeit auf die mehr oder weniger enge Sphäre des Thiers und seiner Lebensbedingungen beschränkte Werkzeuge. Erst der, vom Dienste zur Fortbewegung des Körpers entbundene menschliche Arm hat sich zu einem vollendeten, allseitigen Instrumente entwickelt, und zwar durch die sinnreiche Combination von Kraft und Mannichfaltigkeit und Umfang der Bewegungen. Die freie Achsenbewegung des Arms und das fein abgewogene Verhältniß zwischen Daumen und Fingern befähigen die Hand zu tausend Verrichtungen, zum Halten, Stoßen, Spinnen, Weben, Bauen; eines oder das andere mag auch dieses oder jenes Thier vollbringen, aber die in ungleichem Maße in der Thierreihe vertheilten Geschicklichkeiten und noch unendlich viele mehr finden sich in der menschlichen Hand vereinigt.

In dieser Vollkommenheit entspricht das Werkzeug genau der höhern geistigen Stufe, auf welcher der Mensch steht, insofern die Hand befähigt ist, Alles auszuführen, was der Mensch ersinnt. Bei alle dem ist der Besitz dieses allzeitfertigen Organs nicht die Ursache der hohen Stellung des Menschen, noch die Brauchbarkeit des Werkzeugs der Maßstab seiner geistigen Fähigkeiten. Nein, wir sagen mit Galen, der Mensch hat Hände erhalten, weil er das klügste Geschöpf ist, weit entfernt, seine hohe Stellung und seine Kenntnisse dem Gebrauch der Hand zuschreiben zu wollen.

Zu dieser Frage gab die Beobachtung Anlaß, daß der Lebensweise und den Neigungen der Thiere ihre äußern Organe immer auf's Genaueste entsprechen. Wenn wir einen Reiher, regungslos wie einen Stein und kaum von ihm zu unterscheiden, im Wasser stehen und auf Fische lauern sehen, so könnte man diese seine Gewohnheit dem erworbenen Gebrauch seiner zum Waten gebauten Beine und seines langen Schnabels und biegsamen Halses zuschreiben; denn Hals und Schnabel dienen ihm so trefflich wie die Angel dem Fischer. Aber an der Bildung des schwarzen Bären bemerken wir nichts, was besonders auf den Fischfang berechnet wäre; und doch läßt er sich Morgens oder Abends am Ufer

des Stroms auf seine Hinterbeine nieder, bedächtig, wie ein geübter Fischersmann; hier lauert er nun, so völlig regungslos, daß er das Auge des Indiers täuscht, der ihn für einen verbrannten Baumstrunk hält, und auf einmal, mit unbegreiflicher Schnelligkeit hat er mit der Vorderpfote einen Fisch gepackt. Im äußern Organ kann in diesem Fall offenbar nicht der Grund der Gewohnheit, der Lebensweise liegen, und wenn wir das Thier mit dem Instinkt begabt sehen, ohne daß es dabei das schicklichste Organ zu Befriedigung desselben besitzt, so werden wir in andern Fällen desto leichter zum Glauben geneigt seyn, daß die Gewohnheit mit und neben dem Werkzeug, aber nicht durch dasselbe besteht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Beschluß.)

Balzacs Manifest.

Gegen diesen Unfug eifert Balzac, und zwar mit Recht. Die Regierung muß über kurz oder lang sich mit diesem Gegenstande befassen; denn es handelt sich hier nicht allein um das Wohl des Handels und Gewerbfleißes, sondern auch um die Existenz der Gelehrten. Man könnte einwenden, es sey immer so gewesen; denn im 18ten Jahrhundert haben die Holländer es eben so arg getrieben, als jetzt die Belgier. Wohl wahr; damals aber waren die Gelehrten und Buchhändler dabei betheiligt; denn was nicht in Frankreich gedruckt werden konnte, wurde in Holland gedruckt; die holländischen Verleger zahlten beträchtliches Honorar, und die französischen Buchhändler waren manchmal ihre Associés oder Kommissionäre. Dagegen zahlen die Belgier gar nichts, sondern bereichern sich auf Kosten der französischen Gelehrten und Buchhändler. Die holländischen Nachdrucker waren weiter entfernt und konnten dem französischen Buchhandel nicht so beträchtlich schaden, wie jetzt die Belgier auf der Grenze Frankreichs. Ein anderes Uebel, worüber sich Balzac beklagt, ist, daß das französische Publikum wohl liest, aber nicht kauft, und daß selbst reiche Leute lieber ein neues Buch aus der Leihbibliothek für einige Sous miethen, als daß sie einige Franken für den Ankauf ausgeben möchten. Dieser Vorwurf bezieht sich aber wohl nur auf die Tagesliteratur, und das Publikum hat hier vielleicht nicht so viel Schuld, als Balzac aussagt. Es erscheint so viel Barockes, das man wohl einmal liest, um den Gang der Tagesliteratur zu kennen und davon mitsprechen zu können, aber nicht des Anschaffens werth erachtet. Dies mag auch wohl zuweilen mit Balzacs eigenen Geistesprodukten der Fall gewesen seyn. Uebrigens hat er Recht, wenn er die reichen Pariser beschuldigt, daß sie wohl vierzig Franken für eine Loge in der italienischen Oper, aber keine zwölf Franken für ein neues Buch ausgeben. Man liest flüchtig, und kaum mehr als Tageblätter und einige neuern Schriften oder Schriftchen, und kauft also wenig Bücher. Die Leute behaupten zu ihrer Entschuldigung, die wenige Zeit, die sie täglich auf das Lesen verwenden könnten, gehe mit dem Lesen der großen Tagesblätter darauf. Es ist eine nothwendige Folge des lebhaften Antheils, welchen das Publikum an den öffentlichen Angelegenheiten nimmt, daß die Literatur von der großen Welt darüber sehr vernachlässigt wird; jedoch haben sich die belletristischen Schriftsteller, und besonders die erzählenden, wie Balzac, weit weniger darüber zu beklagen, als diejenigen, welche gründlichere und wissenschaftlichere Materien abhandeln. Wenn noch irgend ein Zweig der Literatur guten Fortgang in Frankreich hat, so ist es ohne Zweifel die leichtfertige Tagesliteratur, gerade diejenige, womit sich Balzac abgibt. Was können aber die armen Lesekabinete dafür, daß auch die Reichen sich an sie halten und lieber leihen, als kaufen? Der Besuch des Theaters ist für die Pariser ein Bedürfniß; das Lesen kommt erst hernach, und zwar geschieht es bei den Reichen in den Stunden, wo sie nichts Angenehmeres zu thun haben. Dann klagt Balzac auch noch über die Verfolgungen, die ein Bücherballen, wenn er durch Europa wandert, von Censoren, Revisoren, Mauthbeamten, Inspektoren u. s. w. zu erleiden habe, wogegen ein Ballen mit Kaffee oder Baumwolle ungehindert wandert und überall mit einer Art von Achtung behandelt werde. Freilich verfährt man mit den Geistesprodukten noch höchst barbarisch in einem guten Theile von Europa, und erst, wenn der Bücherballen eben so viel Achtung von Seiten aller der Herren, deren Amtstitel sich mit oren endige, genießen wird, darf man behaupten, daß Aufklärung in Europa herrsche. Aus all diesem schließt Balzac, daß die Sonderung eines Gelehrten keineswegs eine günstige, und daß also nähere Anschließung und Verbindung ein Bedürfniß für sie sey, um gemeinschaftlich gegen ihre Feinde handeln und die ihnen entgegenstehenden Hindernisse beseitigen zu können. Unter andern schlägt er eine Art von gegenseitiger Hülfsgesellschaft vor, und mich wundert, daß ein solcher Vorschlag nicht schon längst gemacht worden ist. Fast alle von Kopfarbeit lebenden Stände in Paris und in andern großen Städten Frankreichs haben Hülfskassen und gegenseitige Versicherungsanstalten wider Noth; nur die Gelehrten stehen noch allein, und Keinem ist es eingefallen, sie zu Anlegung von Hülfs- und Wittwenkassen aufzumuntern. In unwürdigen Zeiten, wenn die Literatur hintangesetzt wird, gerathen manche in's Elend; einige verkaufen ihr Gewissen an die Machthaber und schmeicheln mit ihren politischen Gesinnungen um; andere müssen sich den Buchhändlern in Sold geben und auf Kosten ihres Talents und Rufes elende Bücher zusammenschreiben; noch andere werfen sich in ein Fach, dem sie nicht gewachsen sind, oder verkümmern elendiglich. Diesem würde zum Theil durch eine Hülfskasse vorgebeugt. Balzac will aber noch mehr; die Verbindung soll auch dazu dienen, die Angelegenheiten der gesammten Gelehrtenrepublik zu besorgen und ihr Wohl zu befördern. Dies ist zu weitaussehend und unbestimmt, als daß sich viel davon erwarten ließe. Zwar besteht eine solche Verbindung hier unter den dramatischen Schriftstellern. Diese haben aber einen und denselben Zweck; nicht so die Gelehrten jeder Art und vielleicht würden sie sich über ihre Angelegenheiten eher entzweien, als vereinigen.

Dg.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. December 1834.

Le jour luit: du canon le signal militaire
Annonce aux Musulmans le saint anniversaire.
Méry et Barthélemy.

Konstantinopel im Ramadan 1833.

(Fortsetzung.)

Ich kam über Konstantins jezt sehr verdautes Forum und sah die Porphyrsäule, durch Feuersbrünste geschwärzt, verdoben und unscheindar, statt mit vergoldeten Siegeskränzen, durch Eisenringe zusammengehalten, einst des Kaisees Bildsäule tragend, noch jezt etwa neunzig Fuß hoch; ich besuchte die große Cisterne Bimbir-direk, die tausendsäulige, eine ungeheure unterirdische Halle, jezt trocken, und wo eine Menge von Arbeitern mit Seidespinnen beschäftigt waren: ein sonderbarer Wechsel der Bestimmung. Nicht weit von dort liegt der Atmeidan, unter allen Plätzen Konstantinopels der größte, schönste und interessanteste. Freilich strakt dieser alte Hippodrom der Byzantiner, welchen Kaiser Severus anlegte, nicht mehr in der Römerpracht seiner Säulenhallen, seiner Marmorstufen, seiner Bildsäulen und Gruppen aus Erz und Stein, seines Thurmes, den die vier vergoldeten Rosse überragten, die Venedig als Siegeszeichen aufnahm, keine Parteien des Rennplatzes veranlassen gefährliche Empörungen und drohen der Stadt durch Feuersbrunst und Aufstand; beengt ist der Raum, verändert die Form durch unregelmäßig angelegte neue Bauten; aber immer noch ist es ein großer und majestätischer Platz, auf welchem der durch Kaiser Theodosius aus der Thebais geholte Granitobelisk, das eherne Schlangengewinde des Delphischen Tempels und der einst mit Erzplatten belegte, nun nackte und nur durch seine Höhe bemerkliche Pfeiler Konstantins Porphyrogenitus lebhaft an das oströmische Kaiserreich erinnern. In allem ihrem Pompe erhebt sich auf der Südwestseite des Platzes die Moschee Sultan Achmets mit ihren sechs schlanken Minarets, deren Marmorbalustraden, von welchen der Muezzin, aus dem Pförtchen hervortretend, zum Gebete ruft, mit den elegantesten Bildhauerarbeiten verziert sind. Von hochstämmigen, alten Platanen umgeben, liegt vor dem Gebäude der geräumige Vorhof, um welchen sich mit flachen bleiernen Kuppeldächern überwölbte Gänge ziehen, deren Decke von schönen Granit- und Syenitsäulen getragen wird, während in der Mitte ein niedlicher kleiner Marmortempel steht. Viele Gläubige waren im Hofe versammelt und gingen aus und ein; einige verrichteten auf dem Boden liegend ihr Gebet, andere machten die durch das Gesetz vorgeschriebenen Abwaschungen bei einem der zahlreich angebrachten Brunnen, oder blickten, indem sie ihre Schuhe abnahmen, um den heiligen, mit Teppichen bedeckten Boden des Gottesdauses zu betreten, ärgerlich auf den Giaur, welcher nicht nur in den Vorhof sich hineinwagte, sondern selbst den Vorhang des Einganges wegschob, um in das

Digitized by Google

Innere hineinzuschauen, in welchem die Kuppel auf vier Riesenpfeilern ruht, das Ganze schwach erleuchtet durch gefärbte Glasfenster, zerstreute Gruppen von Betenden beinahe verschwindend in dem ungeheuren Raum.

Einige Tage später war ein ganz anderes Leben und Treiben auf diesem Platze und vor der Moschee. Am 19ten Februar war der Ramadan zu Ende; am 20sten, dem ersten Tage des Monats Scheval, trat das Beiram- oder Osterfest ein. Vom Hippodrom bis zum kaiserlichen Hauptthor — Bab-Humajun — des Serails waren zwei Reihen Soldaten aufgestellt, meist von ziemlich kläglichem Aussehen, nachlässig gekleidet und ohne militärische Haltung. Wenn man diese neumodischen türkischen Truppen ansieht, welche ihren schönen Turban mit dem Fes, der zweckloseften aller Kopfbekleidungen (selbst, was doch viel sagen will, unsere modernen Filzhüte nicht ausgenommen), worunter eine Art weißer Schlafmütze die ganze Stirne verdeckt, vertauscht haben, ihre würdevolle Nationaltracht mit einer engen Jacke oder einem schlechtsitzenden Ueberrock und Pumphosen, und welche in ihren formlosen Stiefeln sehr ungeschickt gehen, so kann man nicht umhin, zu bedauern, daß der Deang, zu reformiren, nicht etwas Schlimme.es abgeschafft und etwas Passenderes und Besseres an die Stelle gesezt habe. Der schöne, kräftige Menschenschlag scheint wie untergegangen in diesen schmutzig, ungeschickt und hungrig aussehenden Leuten, die eine Miene haben, als wäre Eblis ihnen erschienen und als hätten sie den ganzen Ramadan über weder sich gewaschen noch gegessen, während sie doch über ihre Nahrung sich nicht zu beklagen haben und in guten und geräumigen Kasernen wohnen, von denen die von Pera, Ramis Tschiftlik, die in der Nähe des Hippodroms und auf dem asiatischen Ufer bei Scutari und oberhalb Begierbegkös zu den schönsten und ansehnlichsten Bauten der Hauptstadt gehören. Aber der Türke kann sich an die neue Tracht nicht gewöhnen; am possierlichsten sieht es aus, wenn Soldaten über ihre schwarzen Stiefeln gelbe Babuschen anziehen, weil sie sich scheuen, das Haus mit denselben Sohlen zu betreten, auf denen sie durch die schmutzigen Straßen gewandelt, oder gar, wie ich es bei den Wachposten bei Buyukdere häufig sah, barfuß Schildwache stehen. — Etwas vor sieben Uhr Morgens langte der Sultan, ernsten und strengen Blicks, sein schwarzes Lieblingsroß reitend, im dunkel violettfarbenen Mantel und dem Fes, mit dem langen und prächtigen Zuge seiner Staats- und Kronbeamten, seiner Großen und Feldherren, seiner Pallastwachen und Militärgarden auf dem Atmeidan an und blieb etwa zwanzig Minuten in der Moschee, deren Vorhof mit Truppen und Neugierigen gefüllt war, während man die, mit kostbaren, von Perlen, Edelsteinen und Stickerei strotzenden Schabraken bedeckten arabischen und syrischen Paradepferde umherführte. Hierauf ritt der Sultan wieder in's Serail zurück und bestieg nicht lange darauf seinen Kaik, der ihn zum Pallaste von Beschiktasch brachte. Der Bosphorus und der Hafen wimmelten von Kähnen; alle osmanischen Schiffe waren zur Feier des Festes bunt paroisirt, von der Flotte und den Forts an der Meerenge donnerte das Geschütz, auf dem Platze von Top-hana vor der Stückgießerei wurde Heerschau über die Artillerie gehalten; alle Gläubigen schienen froh und guter Dinge, obgleich der heilige Monat vorüber war, denn nun war Essen, Trinken und Rauchen wieder gestattet. — Ein paar Stunden später lief die erste Abtheilung der russischen Flotte bei Fanaraki in den Bosphorus ein.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Fortsetzung.)

Sogenannte Hundszähne hat kein Thier in den Kiefern, das nicht der Instinkt zur Fleischnahrung treibt, und andernseits ist die Nothwendigkeit, vom Raub zu leben, niemals mit scheuer, schüchterner Gemüthsart gepaart; sondern Kühnheit und List sind wesentliche Eigenschaften des Thieres mit krummen Klauen und scharfen Zähnen, das sich von lebendigen Thieren nährt. Wohl haben manche Vierhänder Zähne, die so *lang und scharf* sind wie die des Tigers, aber man sieht bald, daß sie hier bloß Vertheidigungswerkzeuge vorstellen, daß sie keinen Bezug auf den Appetit und den innern Bau des Thieres haben. Andernseits rührt die scheue Gemüthsart des friedlichen Pflanzenfressers nicht etwa von seinen stehenden Ohren und vorspringenden Augen her, obgleich allerdings diese Bildung und seine Schüchternheit im innigsten Verbande stehen. Der Bison oder Büffel mag so muthig seyn als der Löwe, aber der Muth hat bei jenem eine ganz andere Aeußerung; ihn treibt der Instinkt, mit den Hörnern zu stoßen, und er stößt, ob er Hörner hat, oder nicht, und das Sprichwort sagt: die schlimmste Kuh ist die ohne Hörn. Kaum sezte der schöne, im Londoner zoologischen Garten befindliche braminische Stier, der auf der Ueberfahrt ganz ruhig und zahm gewesen war, den Fuß auf den Rasen und roch das frische Gras, so wurde er muthwillig, machte wilde Sprünge, stieß seine Hörner in den Boden und wühlte den Grund auf; es war dies ein Spiel, wenn auch ein gefährliches, und gerade so zerren und beißen sich ja die Hunde bei ihren muntern Spielen, und die geschmeichelte Katze streckt die Krallen aus dem Pelz hervor. Und es

Digitized by Google

wäre wirklich sonderbar, wenn in einer organischen Welt, wo Alles so trefflich auf einander berechnet ist, die Instinkte oder die Lebensweise des Thiers den Waffen oder Werkzeugen, die es zur Schau trägt, widersprächen.

Man möchte sich indessen immer noch vorstellen, das zufällige Vorhandenseyn eines Organs werde die Veranlassung zu häufigerem Gebrauch desselben, und erzeuge auf diesem Wege eine entsprechende Gemüthsrichtung. Aber dieser Annahme widerspricht alle Beobachtung. Joseph Banks erzählt — und Viele mögen schon sehr oft Aehnliches gesehen haben — er habe einen jungen Vogel, dem noch die Eischale am Schwanze hing, nach einer Fliege schnappen sehen. Ein Bekannter von Sir Humphrey Davy fand in dem glühenden Sand von Ceylon ein Alligatorei; er zerbrach dasselbe, und ein junger Kaiman kroch heraus, der in seinen Gliedern, wie in seinen Instinkten völlig entwickelt war; denn obgleich ihn der Sonnenstrahl im Sande ausgebrütet, machte er sich alsbald auf die Beine, dem Wasser, seinem eigenthümlichen Elemente, zu; hinderte man ihn, so nahm er eine drohende Stellung an und biß in den vorgehaltenen Stock. Wie der Trieb zu gewissen Bewegungen, welche die äußern Organe auszuführen haben, den Thieren eingepflanzt ist, so haben sie auch Triebe zu ihrer Vertheidigung und Nahrung. Doch auch dies ist schon vor siebzehnhundert Jahren sehr schön gesagt worden. „Man nehme," sagt Galen, „drei Eier, ein Adlerei, ein Gänsei und ein Vipernei, und lasse sie ausbrüten. Wenn die Schale zerbricht, werden Adler und Gans zu fliegen versuchen, während die junge Viper sich ringelt und am Boden hinkriecht. Sezt man das Experiment noch weitee fort, so schwingt sich der Adler hoch auf in die Luft, die Gans wendet sich zur schlammigen Pfütze und die Viper gräbt sich in den Gesund."

Wir haben täglich Beispiele vor Augen, daß Kunstfertigkeit nicht allein den Verlust der Hände überlebt, sondern selbst da erwacht und sich übt, wo diese Werkzeuge von Geburt ganz fehlen. Es ist ein überraschender, rührender Anblick, wie bei solchen Menschen die Füße die Stellvertreter der Hände werden, und feine, zierliche Arbeit verrichten. Leider entwickeln sich zuweilen auch die furchtbarsten Leidenschaften und werden Verbrechen begangen, unter Umständen, wo man es für durchaus unmöglich hätte halten sollen, da die gewöhnlichen Mittel zur Ausführung ganz fehlten. Das merkwürdigste Beispiel hievon ist jener Mann, der von Geburt gar keine Arme hatte, und doch, wie vom Teufel besessen, mehrere Mordthaten beging. Es war dies ein Bettler, der an der Landstraße, ein paar Meilen von Moskau, längs dem Saume eines Waldes sich aufhielt. Wenn sich eine schickliche Gelegenheit bot, stieß er die Person, welche ihm ein Almosen reichte, mit dem Kopf heftig vor den Magen, packte sie, wenn sie betäubt niederfiel, mit den Zähnen und schleppte sie in den Wald.

Doch zu etwas Anderem. Die Organisation eines Werkzeugs wie die Hand muß weit tiefer in der ganzen leiblichen und geistigen Natur des Menschen wurzeln, als man bei oberflächlicher Betrachtung meint. Die Hand ist kein Anhängsel, wie ein Extrawerk an einer Uhr; nein, tausend der engsten und zartesten Bande verknüpfen sie mit der ganzen Organisation, Nerven, Gefäße mancherlei Art, und am Ende muß im menschlichen Gehirn ein besonderer Theil den die Hand konstituirenden Organen entsprechen, wenn das Werkzeug in Thätigkeit gesezt werden soll, und mit all diesem Apparat wäre die Hand starr und lahm, besäßen wir nicht von Natur den Trieb und die Fertigkeit, sie in Bewegung zu setzen. Voltaire sagt, trotz aller seiner Gelehrsamkeit wisse Newton nicht, wie sich sein Arm bewege. So wahr ist es, daß alles Wissen und Forschen seine Grenze hat. Voltaire gibt aber zu, daß zwischen der Unwissenheit des Kindes oder des Bauern, und dem Bewußtseyn des Philosophen, an einem Punkt angelangt zu seyn, über den der Mensch mit seinem Verstande nicht hinauskommt, ein großer Unterschied sey. Und, dürfen wir wohl sagen, ist es nicht schon viel, daß wir zur Anschauung gekommen sind, wie Alles im Bau der Hand auf's Zweckmäßigste angeordnet, auf's Feinste berechnet ist, wie der vollkommenste Mechanismus und die lebendige Empfindlichkeit, in verschiedenem Maaße unter all die verschiedenen Glieder des Apparats ausgetheilt, zu dem Zweck zusammenwirken, daß wir sollen die Hand bewegen können? Woher der erste Anstoß zur Bewegung kommt, durch welches Band Körper und Seele verknüpft sind, wissen wir nicht; aber den wundervollen Bau des Apparats kennen lernen, der zwischen jene innere Kraft, die ihn in Bewegung sezt, und die äußere Welt hingestellt ist, das kann der Mensch und das ist seines Geistes im höchsten Grade würdig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder der Nacht.

Die Schlafwandlerin.

Die Lüfte schlummern — athmen kaum,
Die Wipfel beten leise;
Da hebt sich die Nacht, als wie im Traum,
Und wandelt schlafender Weise.

Es schwimmt ihr schwarzes Lockenhaar,
Diamanten und Perlen drinnen,
Sie schüttelt das Haupt, da blizt es so klar,
Wallt hin in schaurigem Sinnen.

Digitized by Google

Trost.

Die Wolken geh'n so düster
Als wäre ihnen bang,
Mit ängstlichem Geflüster
Die finstre Bahn entlang.

Und an einander schmiegen
Sie eng und enger sich:
Da kommt der Mond gestiegen
Herauf gar sänftiglich.

Es schwebt ein Lächeln süße
Auf ihre Wangen her,
Sie küßten seine Küsse
Und fürchten sich nicht mehr.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Kaiser Nikolaus in Berlin.

Von den Festlichkeiten, der hohen Ueberraschung und der loyalen Rührung, die einige leuchtende Pagina's in Berlins modernster Chronik einnehmen werden, haben die Zeitungen Ihnen schon viel erzählt. Viel hinzusetzen könnte ich auch nicht. Man weiß in der Regel am Orte selbst, wo solche Staatsaktionen vorgehen, weniger davon, als die ausländischen Blätter, und erfährt oft aus ihnen erst, was unter unsern Augen geschehen seyn soll. Die Ueberraschung hat indeß ihre Richtigkeit, denn auch unsere drei Zeitungen meldeten, mit übereinstimmenden Worten, schon am nächstfolgenden Tage, wie Seine Majestät von Rußland zuerst die hohen Herrschaften, welche bei der Kronprinzessin versammelt gewesen, durch ihren unerwarteten Eintritt überraschte, dann eben so Ihre hohe Gemahlin, und zuletzt noch Seine Majestät den König, ohne daß, obgleich Kaiser Nikolaus zu Fuß ging, eine Botschaft dem hohen Gaste vorausgedrungen. Auch wird versichert, daß die Kalesche, in welcher der Kaiser und der Großfürst saßen, durch die Hast der Reise in einem Zustande sich befunden, daß die Schildwache am Schloßportal sie nicht einlassen wollen, und die erlauchten Gäste, denen das sehr viel Spaß gemacht, sich genöthigt gesehen, vor dem Thore auszusteigen. Indeß standen Behörden und Regimenter glücklicherweise für den Fall der überraschenden Ankunft parat, um die Unförmlichkeiten, die etwa vorgefallen wären, durch schuldige Beobachtung des Decorums wieder auszugleichen. Von den schönen, häuslichen Festlichkeiten, welche im Innern des Familienbeitalbums vorfielen, durften uns nur Winke zufallen, welche jedoch Alles bestätigen, was man von dem, in großen Fürstenhäusern so seltenen Familienglücke schon wußte. Ein viel dichterer Schleier ruht über den Festen, welche die Zusammenkunft der zufällig auch hier eingetroffenen hohen deutschen Fürsten veranlaßt. Die überraschende Nachricht, daß der Sieger von Wittoria und Waterloo die Palme errungen über das Whigministerium, erreichte noch die Meisten unter ihnen, und wird schöne Rückerinnerungen an den hiesigen Aufenthalt hinterlassen. Die zur allgemeinen Kunde gekommenen Festlichkeiten sind theils militärische, theils theatralische Schauspiele. Hergebracht scheint es jetzt einmal in Europa, hohe Gäste und glückliche Ereignisse durch Robert den Teufel zu feiern; wiewohl ich bekennen muß, die besondern Bezüglichkeiten dieses Sujets mit einer loyalen Freude nicht zu verstehen, so werden es doch Andere besser als ich, und die Grundsätze des Ceremoniels unterliegen keinem Kriterium. So oft die hohen Gäste im Schauspiel erschienen, waren die Häuser von Jubel, Lust und Neugier überfüllt. Nirgends aber fand die Rührung so reichen Stoff, als bei der großen Parade, wo die ertauchten Majestäten selbst einander als Regimentsführer begegneten. Wie der Kaiser und Selbstbeherrscher dem königlichen Schwiegervater vor den Augen von so vielen Tausenden, vor den Fronten zweier Regimenter zweimal die Hand und dann den Arm küßte, blieb kein schönes Auge trocken, und der loyale Sinn unserer Damen spricht sich laut aus, daß sie dies Schauspiel nie vergessen werden. Der Kaiser hat sich auch in gleichem Maße die Bewunderung der Militäts, die er kommandirte — er soll sich zumal als trefflicher Kavalleriegeneral bewiesen haben — wie die Liebe der Büegerklassen zu verschaffen gewußt. An der Seite des Thronfolgers ging und fuhr er in bürgerlicher Kleidung umher, besuchte Privatleute, die er kannte, in ihren Quartieren, und kaufte in den Kaufläden selbst ein, deren Besitzer nicht genug von seiner Leutseligkeit erzählen können. Nachdem man diese erhabene Männlichkeit von Person kennen gelernt, finden die Bewunderer alle existirenden Porträts nicht mehr genügend. Namentlich will man in dem großen, angestaunten Reiterbilde von Krüger den Monarchen nicht schön und edel genug wiedergegeben finden. Ueber die milde Schönheit des Großfürsten Alexander ist nur Eine Stimme, und wäre derselbe um einige Jahre vorgerückt, so würde er viele Herzen von hier mitgenommen haben. So außergewöhnliche Begebnisse ziehen, wie sich das von selbst versteht, einen Troß von Gerede und Gerüchten mit sich, und es fehlt, nach Berliner Art, weder an beißenden, noch an witzigen Anekdoten. Die Präsentation der hier findirenden und anwesenden Sarmaten, mit ihren viel besprochenen Fohen, soll auf einem Mißverständniß beruhen; auch soll der gequetschte Arm einer Dame bei dem Zudrange auf der Gemäldeausstellung, als der Kaiser und die Kaiserin diese besichtigten, sich in eine simple Quetschung auflösen.

Der Majestät der Kaiserin, die noch immer in dem traulichen Familiensinne der Berliner „unsere Tochter" genannt wird, verdankt man die Hervorsuchung mehrerer der Rampachschen Dramen aus der Hohenstaufengeschichte. Es sollten alle existirenden nach der Reihenfolge gegeben werden; aber die historischen Gräuelscenen der ersten Tragödie, nämlich Heinrichs VI., worin bekanntlich, fast vor den Augen der Mutter, ein Knabe und Thronfolger geblendet wird, sollen die noch leidende Fürstin bestimmt haben, von ihrem Wunsche abzugehen; und es wurden nur die sanfteren Pieces hervorgesucht. — Dagegen ist die Frucht ungegrübelt, welche unsere Kunstfreunde und Patrioten wegen mehrerer der trefflichsten Bilder der diesjährigen Ausstellung hegten. Das Gerücht behauptete, fast alles Große und Gute sey von der Kaiserin angekauft, ja man sagte sogar, es sey gefordert worden, vieles vom Kunstverein Angekaufte der hohen Fremden wieder zu überlassen. Beides ist grundfalsch: die Monarchin hat sich bei allen diesen Unterhandlungen lediglich als Privatperson betrachtet, und weder einen moralischen Zwang den Eigenthümern auferlegt, noch überhaupt etwas gekauft. Nur die bestellte Kopie einer kleinen Farbenskizze wird nach Rußland gehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 309.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. December 1834.

So schaurt mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt.

Goethe.

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Fortsetzung.)

Ich bin von sehr gebildeten, hochstehenden Männern gefragt worden, ob sich am Stimmorgan des Orangutangs, des, der gemeinen Meinung nach, menschenähnlichsten Thieres, ein materieller Grund entdecken lasse, warum er nicht sprechen könne. Mit Erlaubniß des Lesers wollen wir diesen gewiß nicht uninteressanten Gegenstand etwas näher betrachten. Zum Sprechen ist einmal erforderlich eine gewisse Kraft des Ausathmens, als Folge der Thätigkeit der gesammten dem Athmungsprozeß dienenden Muskeln; zweitens müssen die Stimmsaiten oder Bänder im Kehlkopf durch ihre eigenthümlichen Muskeln gehörig gespannt werden, sonst entsteht keine Schwingung, und damit kein Ton; drittens müssen die Oeffnungen der Luftröhre durch ihre zahlreichen Muskeln in vollkommenem Einklang mit dem jedesmaligen Zustand der Stimmritze bald ausgedehnt, bald zusammengezogen werden, und alle diese Momente müssen in völliger Uebereinstimmung wirken, soll auch nur ein Ton hervorgebracht werden. Damit nun aber dieser Ton ein artikulirter, das heißt ein Element einer konventionellen Sprache werde, braucht es noch der Mitwirkung von Schlund, Gaumen, Zunge und Lippen. Die feine Organisation zu all diesem ist nun an den eigentlich sogenannten Stimmorganen durchaus nicht sichtbar; sie liegt in den Nerven, welche all die aufgezählten Theile zu Einer Gesammtwirkung verknüpfen. Die Maschen des Spinnengewebes, das Takelwerk eines Kriegsschiffes sind einfach und übersichtlich gegen das verborgene Nervengewebe, das diese Theile in Bewegung setzt, und fehlt nur Ein Faden, oder ist einer im geringsten Grade verstimmt, so steht, wie wir täglich sehen können, der Mensch da mit offenem Munde und zuckenden Lippen, und müht sich vergeblich, ein Wort hervorzubringen. Es scheint nun, daß die Nervenassociationen zwischen den Theilen des Stimmorgans bei jedem Thiere andere sind, so daß sie anders beim Bellen des Hundes, anders beim Wiehern des Pferdes, anders beim schrillen Pfeifen des Affen zusammenwirken. Allerdings weichen verschiedene Thierklassen auch hinsichtlich des Baus dieser Organe bedeutend von einander ab; aber bei verwandten Thieren ist oft die Stimme so verschieden, daß die Abweichungen im sichtbaren Mechanismus damit in gar keinem Verhältniß stehen, und hier hängt nun Alles vom geheimen, feinen Spiel der so oder anders zusammengestimmten Nervensaiten ab. Der Affe artikulirt also nicht, einmal, weil die Organe hiezu überhaupt nicht ausgebildet genug sind, zweitens, weil das durch die Nerven vermittelte

Zuſammenſpiel dieſer Organe nicht ſo mannichfaltig und vielſeitig iſt, als es zum Sprechen ſeyn muß, drittens endlich, weil, wäre auch der äußere Apparat vollſtändig vorhanden, der innere Impuls zum Akt des Sprechens fehlt, und der Franzoſe hatte Recht, der ſagte, die Affen ſprechen nicht, weil ſie nichts zu ſagen haben.

Aus alle dem geht wohl genugſam hervor, daß der Hauptunterſchied in der innern Fähigkeit, im eingebornen Triebe liegt. Sobald ein Kind etwas unterſcheiden und ſich darüber verwundern kann, beleben ſich ſeine Züge; ſeine Stimme fängt an, verſchiedene Modulationen anzunehmen, die Amme faßt ſie auf, wiederholt ſie, und ſofort bildet ſich zwiſchen beiden eine Art von konventionellem Verkehr. Der vollkommene Gedankenaustauſch zwiſchen Menſch und Menſch iſt Sache der Erfindung, aber die Quelle der Artikulation, das, was zu den erſten Verſuchen antreibt, entſpringt den Tiefen unſerer geiſtigen Natur. Wir können daher nicht daran zweifeln, daß ein den äußern Organen entſprechender Trieb uns eingepflanzt iſt, ein Trieb, ohne welchen erſtere unbrauchbare Maſchinen wären.

Unwillkührlich gedenkt man hiebei der großen Umwälzung in den menſchlichen Verhältniſſen, die ſich begab, als die früher auf ihr eigenthümliches Organ beſchränkte Sprache im Kunſtwerk der Hand ihren Repräſentanten fand. Jetzt, da ein Mann von geringen Mitteln ſich eine Bücherſammlung von weit höherem innern Werth verſchaffen kann, als Cicero eine hatte, wo die Denk- und Gefühlsweiſe vergangener Jahrhunderte ſo offen vor uns liegt, als die unſere Zeit, und die Bildung verſchiedener Länder Gemeingut Aller wird, können wir nicht mehr erwarten, daß ſich, wie einſt, fünftauſend und mehr Schüler um unſere Weiſen ſammeln. Die Völker bauen jetzt keine Pyramiden, weihen keine Tempel, errichten keine Statuen mehr, um ihre Thaten auf die Nachwelt zu bringen; einſt gab es freilich kein ander Mittel, Großthaten oder erhabene Tugenden zu verewigen. Mit der Buchdruckerkunſt ſind alle andern Monumente barbariſch geworden, und große Männer ſetzen ſich ſelbſt dauernde Denkmale.

Schwerlich kann es wohl ein größeres Wunder der ſchöpferiſchen Natur geben, als das einfache Faktum, daß zwei vernünftige Weſen ihre Gedanken in einander übertragen, die in ihrem Geiſte ſich entwickelnden Ideen gegenſeitig austauſchen können. Allerdings wird mit unſerer Kenntniß von den Mitteln und Wegen, vom verwickelten Mechanismus, wodurch die Stimme hervorgebracht wird, das Wunder weder größer noch kleiner, unſere Ueberzeugung, daß Alles im Menſchen auf's Vollkommenſte geordnet und berechnet iſt, werde ſtärker noch ſchwächer. Vom philoſophiſchen Standpunkt aus bleibt das bloße Faktum, daß wir den Arm aufheben können, wann wir wollen, gleich wunderbar, ob wir all die Nerven und Muskeln, all die Knochen und Gelenke, wodurch es geſchieht, kennen oder nicht. Wer denkt aber daran? wer wundert ſich, wenn er ſpricht oder die Hand bewegt? Iſt es aber nicht nützlich, ſich zuweilen daran erinnern zu laſſen? ſich Betrachtungen, wie ſie das hier Vorgebrachte zu wecken im Stande iſt, hinzugeben? Iſt es nicht angenehm, die Maſchinerie unſeres eigenen Körpers kennen zu lernen? muß nicht jeder beſſere Menſch wünſchen, die dadurch geweckten Regungen der Freude und des Danks bei ſich ſo zu befeſtigen, daß ſie ein dauerndes Gefühl werden?

(Der Beſchluß folgt.)

Konſtantinopel im Ramadan 1833.

(Beſchluß.)

Aia Sophia, die allerheiligſte, von Türken wie von Griechen gleichmäßig mit dem Namen der göttlichen Weisheit bezeichnet, welchen Kaiſer Juſtinian ihr gab, macht im Aeußern bei weitem nicht dieſelbe Wirkung, wie die Moſcheen Achmets, Suleimans und Selims. Der Platz, auf welchem ſie liegt, iſt beengt: türkiſche Bauten, in Nebendomen und Höfen, Minarets und Anhängſeln aller Art lauter Fremdartiges hinzufügend, verändern und entſtellen völlig die urſprüngliche griechiſche Kreuzform der Kirche, durch welche Juſtinian ſich rühmte, Salomo und ſeinen Tempel auf Moria übertroffen zu haben. Aber der Zeit und der Neuerungsſucht bot Trotz die von vier-und-zwanzig Fenſtern umgebene luftige Kuppel, mit welcher Anthemius den großen Bau krönte und die allen Moſcheen der Sunniten nach der Eroberung zum Muſter gedient hat, während nur die Selims I. ihr gleichkommt. Die vier Minarets von Aia Sophia, welche mehr denn ein Palladion des Glaubens enthält, ſind ungleich weniger elegant als die an ſpäteren Bauten: ſie ſind zu maſſiv, die an der Achmets-Moſchee zu hoch. Die eine Seite der Kirche begrenzt den Serailplatz, der einen Theil des ehemaligen Augusteons einnimmt und durch eine der eleganteſten Fontänen der Welt geziert wird, wo ehemals die Reiterbildſäule Juſtinians ſtand, welcher Mohamed der Eroberer das vom Rumpfe getrennte Haupt Konſtantin Dragoſes, des letzten Paläologen, vor die Füße werfen ließ. Vor ſich hat man die äußere Seeſailmauer und das große Kaiſerthor, an welchem die Kapidſchis Wache halten, wie die Bewahrer an den Moſcheen. Dieſes führet in den erſten Hof des Pallaſtes, welchen die unter der Direktion eines Armeniers ſtehende Münze, woraus die jeden Augenblick an Werth fallenden und ſteigenden Piaſter hervorgehen,

Digitized by Google

das Zeughaus, eine Militärschule, wo eine Menge Diminutivsoldaten umherliefen, die Bäckereien und andere Gebäude umgeben, während im Hintergrunde das mittlere Thor, Ortakapu, wo man die Köpfe der Hingerichteten aufzustecken pflegte, mit seinen beiden Flankenthürmen sich malerisch darstellt.

Während des Ramadans hatte der Großherr die Gewohnheit, seinen Pallast bei Beschiktasch zu verlassen, welchen er, seit er nach dem Aufstande der Janitscharen das große Serail gemieden, abwechselnd mit dem von Beylerbey bewohnt, nach Konstantinopel zu fahren und dort nach Mittag in einer Bude auf dem Taukbazar sich an's Fenster hinzusetzen, um die auf dem Platz versammelte und langsam vorüberziehende Menge zu sehen. Er war oft nur von seinem Arzte, der im Rath eine wichtige Stelle einnimmt, und wenigen Offizieren begleitet. Es waren gerade die kritischen Tage, von der Schlacht bei Iconium, wo der Großvezier Reschid Pascha gefangen wurde, bis zum Eintreffen des russischen Hülfheeres, und die Stimmung der Hauptstadt wurde für sehr zweideutig gehalten. Mahmud aber kannte entweder solche Gerüchte nicht, oder ließ sich durch sie nicht schrecken, und blickte mit ernster, nachdenkender Miene auf das von Allah seiner Leitung anvertraute Volk. — Nicht ferne vom Serail, wenn man zum neuen Thor hingeht, sieht man an einer Ecke eine derjenigen Begräbnißkapellen oder Turben, welche für solche Sultane errichtet werden, die nicht bei den von ihnen erbauten Moscheen ein Grab finden, wie Mohamebs erste Nachfolger, oder an der Aia Sophia. Tritt man in den kleinen Vorhof und an die Thüre, oder schaut man hinein durch das Gitterfenster, so gewahrt man mehrere größere oder kleinere, mit Shawls oder gestickten Tüchern überdeckte Särge, zum Theil von Turbans überragt. Dort ruhen mit mehreren der Ihrigen Abdul Hamid, Selim III. und Mustapha IV. — „Friede sey mit ihnen!“ — Wenn Sultan Mahmud diese Mausoleen seines Vaters, seines Oheims und seines Bruders sieht und bedenkt, daß sie alle unglücklich waren, daß Selim in der Ausführung desselben Plans der Reformen umkam, mit welchem er jezt selbst beschäftigt ist, wenn er bedenkt, daß jeder Krieg, den er während seiner stürmischen Regierung unternommen, einen unglücklichen Ausgang nahm, daß das osmanische Reich unter seinem Scepter mehrere seiner bedeutendsten Provinzen verlor und zweimal seiner Auflösung nahe war, dann ist's wohl erklärlich, daß finsterer Ernst ihm die Stirne umwölkt und das schwarze, durchdringende Auge scheu zurückbebt vor dem Blick in die Zukunft. Aber „die Arznei bei den Leiden des Herzens ist Ergebung in den Willen des Herrn.“ *)

*) Ali Ben Abú Taleb.

Sobald an den Ramadanstagen die Sonne unter den Horizont hinabgesunken ist, verkündigt der Muezzin den Namaz, indem er vom Minaret den Ruf ertönen läßt: „Gott ist groß! Ich bekenne, es ist kein Gott, als Gott, und Mohamed ist sein Prophet. Kommt zum Gebet, kommt in den Tempel des Heils! Gott ist groß, Gott ist groß! Es ist kein Gott, als Gott, und Mohamed ist sein Prophet!“ Der Bekenner dessen, der erschienen ist ein Tröster und Heiliger auf dem Gebirge Faran, reitend auf dem Kameele, das Licht der Menschen zu seyn, zu öffnen die Augen der Blinden, wirft sich bei diesen Worten nieder, das Haupt gegen die Kaaba gewendet, und spricht die drei Rikats des Abendgebets. Dann aber verändert sich plötzlich die Scene, und Jeder entschädigt sich für die Entbehrung des Tages. Kaffee- und Speisehäuser, Bäckereien und Armenküchen werden bestürmt; mit Heißhunger wird über Brod und Gerichte hergefallen, die ganze Nacht hindurch wird von den weniger Frommen gelärmt und geschwärmt, und mit Sonnenaufgang wirft man sich auf die Polster zum Ausruhen. Von den Terrassen der Wohnungen auf dem Hügel von Pera aus sah ich während solcher Nächte auf Konstantinopel hinunter: alle Minarets sind dann erleuchtet und der große, dunkle Raum rings herum ist wie besäet mit Tausenden und abermal Tausenden von Lichtern und feurigen Kreisen, welche meteorgleich über dem Chaos der gewaltigen Stadt schweben. Und dann in der lezten Nacht, am Vorabend des Bairam, ruft der Gläubige: „Wie groß muß unsere Trauer seyn, daß der Ramadan zu Ende gegangen! Ach, seine glänzenden Lichter sind erloschen, seine Uebungen haben aufgehört! Heil dir, o Zeit des Friedens und der Sicherheit, Zeit der Nachsicht und des Erlassens! Lebe wohl, o Zeit der Reue, der Vergebung und Befreiung vom ewigen Feuer! Lebe wohl, o heilige Zeit, wo die Erbarmung und der Segen des Königs, unsers Beschützers und Wohlthäters, zu uns herabstiegen!“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Keine italienische Oper!

Eine negative, deßhalb aber nicht minder interessante Neuigkeit, interessant für eine Menge Menschen, für Sänger und Sängerinnen, für Künstler und Statisten, für Musiker und Decorationsmaler, für die tausend Müßigen, die Unterhaltung, und für die tausend Arbeitsamen, die Unterhalt im Theater finden, mit Einem Worte, interessant für Alle, die an der italienischen Oper in London Interesse nehmen, ist die Nachricht, daß zur Zeit kein Unternehmer

der italienischen Oper sich gefunden hat, d. h., daß von den zweien, die sich gemeldet, keiner annehmbar, was so viel sagen will, als solvent, befunden worden ist. Und die Season nahet! Und schon rasseln die bepackten, vorne mit vier Pferden bespannten, hinten mit Dienerschaft besetzten Karossen in mörderischem Trabe durch die Straßen! Und schon drängt um die fashionable Shoppingstunde in Regent-Street und Bond-Street sich Wagen an Wagen, während kurz bevorher Diener die Trottoirs versperren, die Rückkehr ihrer Herrinnen erwartend, die in den eleganten Gewölben viel besehen und oft nichts kaufen. Aber es sind noch nicht die rechten Wagen, die rechten Diener, die rechten Herrinnen. Die sind zum größern Theile noch abwesend, kaum an London, aber alle an die Season, alle an die italienische Oper denkend, und noch kein Unternehmer! Furchtbare Neuigkeit! Furchtbar, wenn London eine Season und keine italienische Oper haben sollte! Und warum droht so Gräßliches? Ist Niemand nach den schönen, blanken Souvereigns lüstern, die hausenweise in die Kasse strömen? Das wohl, aber es geht dem Geldstrome wie dem Rheinstrome, er versiegt im Sande. Ja, rufen die Unternehmungslustigen, von der Einnahme sprechen Alle, von der Ausgabe spricht Niemand. Und in dieser richtigen Bemerkung liegt der Grund des allgemeinen Erstaunens, daß alle Unternehmer der italienischen Oper in den letzten Jahren bankerott worden sind. Natürlich liegt darin zugleich der Zweifel, ob diese Herren nicht etwa der Welt etwas weiß gemacht, denn es lebt sich schön von seinen Renten, wären sie auch aus unbezahlten Schulden entstanden. Nun sieht endlich die böse, verläumderische Welt, wie unrecht sie den guten Unternehmern gethan, nun wird sie endlich wohl glauben, daß diese großmüthigen Menschen, allerdings mit unfreiwilliger Großmuth, für ihr Vergnügen mit eigenem Gelde bezahlt haben; denn wäre das nicht, wie könnte jenes Gräßliche drohen? Der Erfolg zeugt also für die Wahrheit, daß die Einnahme der italienischen Oper die Ausgabe nicht gedeckt hat. Weil indessen überall, wo es sich von Zahlen handelt, die beredteste Argumentation der stummsten Ziffer an Gewicht nachsteht, so hat die hiesige Theaterzeitung statt aller Beweise, daß die Unternehmer haben bankerott werden müssen, eine in runde Summen gestellte Uebersicht der Einnahme und Ausgabe während der letzten Season gegeben, und dabei nur an die nicht zu läugnende Thatsache erinnert, daß gerade die letzte Season für die Oper eine der einträglichsten gewesen ist. Dir Uebersicht dürfte auch in Deutschland interessiren.

Ausgabe: Sänger und Chor 10.000 Pfund Sterling, Tänzer 8000 Pf. St., Theatermiethe 11.000 Pf. St., Orchester 7200 Pf. St., Erleuchtung 1500 Pf. St., Heizung 100 Pf. St., Wachen und Polizei 200 Pf. St., Theaterzettel 200 Pf. St., Ankündigungen 120 Pf. St., Regie 600 Pf. St., Statisten 200 Pf. St., Abschreiben der Musik 300 Pf. St., Gesetzliche Ausgaben 200 Pf. St., Logenschließer und Billeteinnehmer 200 Pf. St., Anzüge und Schneider 560 Pf. St., Scenerie und Dekoration 650 Pf. St., Wäsche 60 Pf. St., Ausklebren 100 Pf. St., Maschinisten 120 Pf. St., Thürsteher 50 Pf. St., Aufwärter 40 Pf. St., Sngaeritore 30 Pf. St., insgemein 1000 Pf. St., zusammen 42.510 Pf. St. — Einnahme: Abonnement 26.000 Pf. St., einzelner Billetverkauf 16.000 Pf. St., Laporte's Benefiz 1000 Pf. St., zusammen 42 000 Pf. St. — Zusammenstellung: 42.000 Pf. St. Einnahme, 42.510 Pf. St. Ausgabe, also 510 Pf. St. Defizit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Redern. Cerf. Raupach.

Einen bedeutenden Anwachs von Mitteln erwartet unsere Kommune durch die endlich zu Stande gekommene Verlobung unsers Grafen Redern mit der bekannten Erbin aus Hamburg, dem Fräulein Jänisch. Ueber den Kapitalbetrag des Vermögens, und in wie weit es die Millionen übersteigt, ist man noch eben so wenig im Klaren, als über die vorangegangenen Gerüchte, welche schon vor einem Jahre diese Parthie machten und wieder auseinander gehen ließen. Für gewiß wird behauptet, daß der Graf es seine erste Sorge werde seyn lassen, einen äquivalenten Pallast mit dem seinigen auf der gegenüber liegenden Reihe der Linden aufzurichten, um diese prachtvolle Entrée der Residenz symmetrisch zu machen. Man würde alsdann unter der Victoria, zwischen dem Reichthum hindurch, nach dem neuen und alten Schlosse fahren. Ob der Graf nach der Verheirathung seinen bisherigen Geschäften beim königlichen Theater, dessen Generalintendant er bekanntlich ist, obliegen wird, ist noch eben so ungewiß. Da Alles seinen guten Gang geht, würde eine Veränderung, die doch nichts heißen kann, nur Unbequemlichkeiten hervorbringen, die man gewiß gerne vermeidet. Sonst nennt man den Direktor Cerf, vom Königsstädtischen Theater, als den geeignetsten Mann, das Geschäft im Rücktrittsfall des Grafen fortzuführen. Mit seinen Erfahrungen, Connexionen und der verständigen Weise wie er die Künstler aus der Sphäre des Ueberschwänglichen auf die Wirklichkeit und deren Bedürfnisse zurückzuführen weiß, würde er diesem Institute gewiß viel Gutes erweisen, und die da und dort zerstreuten Kräfte auf Ein Ziel lenken. Er hat erst jüngst bei Gelegenheit des Austretens der Familie Crelinger auf seinem Theater seinen Schauspielern in einer praktischen Rede auseinandergesetzt, was Publikum und Anstand von einem Theater fordern, und was die Schauspieler ihrerseits für Beides thun müssen. Er als Direktor thut das Seinige, denn er kennt seine Zeit und seine Leute. Er weiß, wann er Hunde, Pferde, Affen, und wann er Trauerspiele vorführen soll. Und besteht denn überall jetzt die Theaterkunst in etwas Anderm? Es ist nur die falsche Scham, welche noch die und da die Halbexistenz begünstigt, und es verhindert auszusprechen, daß das Theater ein Industriezweig ist, wie jeder andere. Wer die gangbarste Waare schnell zu Markt bringt, hat den meisten Zuspruch.

Das Hoftheater hat eben ein effektreiches Schauspiel in Scene gesetzt: „Corona von Saluzzo," nach einer alten Novelle Sanserino's von Raupach. Das Sujet ist nicht neu; einmal ist es der ewige Stoff, aus dem Romeo und Julie wuchs, und dann der eben so alte von der durch Liebe gezähmten Widerbellerin oder Spröden; aber die Komposition, die Raupach allein angehört, ist gut und wirkungsreich. Harte, schroffe Gegensätze, plötzliche Katastrophen, glänzende Rollen, Spannung und Ueberraschung bis an's Ende, und dieses ein glückliches, denn die Liebenden „kriegen sich," machen das neue Drama zu einem Schatz für das Theater. Dennoch fehlt die rege Theilnahme, welche wohl sonst neue Tragödien empfing. Raupach war der Letzte, dem diese theilweise ward, als er Isidor und Olga brachte. Für den edlern Enthusiasmus scheint seitdem Theater wie Publikum verschlossen zu seyn, und der produktive Verfasser jenes letztgekrönten Trauerspiels ist, wenigstens zu einem kleinen Theile, mit daran Schuld.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. December 1834.

— Wer möchte
Pomp haben, und was nur die Pracht begehrt,
Doch nur gemalt, gleich falscher Freundschaft Firniß?

Shakespeare.

Dublin.

Von dem durch seine Reisen in Spanien und Tyrol bekannten Engländer Inglis ist so eben ein Werk über Irland erschienen, das er in diesem Sommer bereist hat. Er geht von Ort zu Ort sehr in das Detail der irischen Zustände ein und scheint wirklich gut beobachtet zu haben. Wir halten vor Allem die folgenden Skizzen für geeignet, an sich zu interessiren und zugleich die Leser auf das Buch aufmerksam zu machen.

* * *

Als ich bei Kingston an's Land stieg, sah ich mich so neugierig um, als wenn ich sonst zum erstenmal den Fuß auf den Boden eines wildfremden Landes sezte, und meine völlige Unbekanntschaft mit Irland, die ich wohl mit sehr vielen Engländern theile, entschuldigt mich genugsam, wenn ich Irland als ein fremdes Land, sein Volk als ein ausländisches ansah. Es war etwas zu früh am Tage, als daß ich hier schon vielen Stoff zu Beobachtungen hätte finden können. Die Bettler, die mich umdrängten, waren so zudringlich und armselig, die Lastträger so geschwätzig, die Kellner im Anpreisen ihrer Gasthöfe so beredt, wie überall, und eine mir neue Menschenrace, die Kutscher der Irland eigenthümlichen Jaunting-cars, betäubten mich mit ihren Deklamationen, wie sehr ihre Fuhrwerke durch Bequemlichkeit und Wohlfeilheit den Vorzug vor allen vornehmern Beförderungsmitteln verdienen.

Der erste Eindruck, den Dublin auf mich machte, war ein höchst günstiger. Von der Seite von Kingston begegnet nur wenig dem Auge, was der Nähe einer großen Hauptstadt unwürdig wäre, und ohne sich durch eine der schmutzigen Vorstädte zu schleppen, die sich in andern Richtungen ausbreiten, befindet man sich auf einmal in prachtvollen Umgebungen, wo sich Alles beisammenfindet, was von Geschmack und Wohlstand Zeugniß ablegt und eine große, blühende Stadt beurkundet. Der Reisende, der gleich mir im Frühjahr nach Dublin kommt, findet sich weniger durch die Schönheit der Stadt in architektonischer Hinsicht überrascht, als durch andere Spuren von Glanz: überall begegnet das Auge den Zeichen von Luxus und wenigstens scheinbarem Wohlstand; zahlreiche Equipagen rollen durch die Straßen, ja sperren sie nicht selten, überall prachtvolle Gewölbe mit Luxus- und Modewaaren, vor denen ich in Grafton-street oft zwanzig und mehr elegante Fuhrwerke halten sah, in manchen Quartieren eine Menge glänzender Häuser mit einer Schaar von Livreebedienten. Sieht man aber etwas genauer hin und erkundigt sich näher, so wird allerdings dieser erste Eindruck einigermaßen berichtigt, und man gedenkt des alten, wohl

Digitized by Google

begründeten Sprichworts, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Und wenn man sich wohl in Acht nehmen muß, sich nicht vom Augenschein zu Schlüssen hinsichtlich des Wohlstands von Dublin verführen zu lassen, so muß man sich noch weit mehr hüten, selbst von dem, was an Dublins Glanze nicht bloßer Schein ist, auf den Zustand von Irland selbst zu schließen. Ich sah verhältnißmäßig wenige Gewölbe geschlossen, wenige Häuser unvermiethet; Niemand klagte über Mangel an Arbeit, und es ist eine Thatsache, daß alle Wagenbauer so sehr mit Bestellungen überhäuft waren, daß man für die auf die Eisenbahn zwischen Dublin und Kingston bestimmten Wagen keine Unternehmer finden konnte. Aber ich meines Theil sähe lieber, die Geschäfte der Wagenbauer stockten, wenn dies darauf hindeutete, daß der irische Adel auf seinen Gütern bliebe und, statt in glänzenden Equipagen, auf dem eigenthümlichen irischen Karren durch die Grafschaften kutschirte; ich sähe lieber hübsche Häuser nicht so sehr gesucht und keine so starke Auflage auf den Miethzins aus Gewölben gelegt, wenn man daraus schließen könnte, daß der Landadel weniger in der Hauptstadt zusammenströmte.

Aber auch dieser Anschein von Dublins Wohlstand ist trügerisch. Der Dubliner Kaufmann schafft sich Fuhrwerk und Landhaus an, wenn er ein Kapital vor sich gebracht hat, das der Londoner Kaufmann kaum als eine rechte Grundlage zu weiteren Unternehmungen betrachtet, und es läßt sich wohl mit Fug behaupten, daß jetzt der Dubliner Handel weit weniger einträglich ist, als noch vor kurzer Zeit. Dublin hatte früher einen sehr ausgebreiteten und sichern Kommissionshandel mit Westindien und England; seit aber der Verkehr durch die Dampfschifffahrt so sehr erleichtert ist, gehen die irischen Landkrämer, welche sich früher sämmtlich in Dublin versahen, über St. Georgs Kanal und tragen ihre Kapitalien nach England. Es mag dies für das Publikum im Ganzen ein Vortheil seyn, ich weiß dies nicht, aber Dublins Wohlstand kann nicht anders als darunter leiden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Hand und die geistige Natur des Menschen.

(Beschluß.)

Es ist mir schon oft vorgekommen, als ob eine allzu umfassende Naturbetrachtung unser Selbstgefühl ein wenig allzusehr demüthigte, und ich meine, dafür gebe es kein besseres Correctiv als die Beschäftigung mit kleinern, uns selbst näher berührenden Gegenständen, namentlich also das Studium des thierischen Baus und der Räthsel, die uns überall das Spiel des Lebens aufgibt. Wenden wir unsere Blicke dem Weltall zu, so erstaunen wir, welch ungeheure Fortschritte die Wissenschaft nach und nach gemacht hat; eine mit den krummen Flächen der Gläser vorgenommene Verbesserung, eine neue Methode im Poliren der Reflektoren, eine veränderte chemische Zusammensetzung der Gläser oder eine genauere Berechnung ihrer Brechungsverhältnisse, und Welten um Welten tauchen vor unsern erstaunten Blicken auf. Vergeblich strengt sich unsere Einbildungskraft an, die Unendlichkeit der Schöpfung zu umfassen; wir lassen ab mit dem Gefühle der Kleinheit aller menschlichen Dinge; unser Leben erscheint nur wie ein Punkt in der Zeit gegen jene astronomischen und geologischen Zeiträume, und wir selbst als Atome, wirbelnd im ewigen Getriebe der materiellen Welt. Wie tröstlich ist es daher, sich davon zu überzeugen, daß, mag man den thierischen Körper als einzelne Maschine, oder die Gesammtheit der Thiere in ihren successiven Schöpfungen betrachten, im ganzen Systeme nirgends auch nur im Geringsten Mangel oder Zufall herrscht. Je besser wir alle Formen unsers Wissens, die zugleich Formen unseres Geistes sind, Mechanik, Hydraulik u. s. w. auf den thierischen Mechanismus anwenden lernen, desto mehr überzeugen wir uns von der Vollkommenheit der ganzen Anordnung. Erscheint hier etwas als zufälliges Beiwerk, dort etwas nicht recht im Zusammenhang, so mache man solche Punkte zum vorzüglichen Gegenstand seiner Betrachtungen und Experimente, und man kann sicher darauf rechnen, daß, wenn einem endlich der Zusammenhang deutlich wird, davon wieder auch auf andere Theile Licht fällt und wir einen Schritt weiter im Verständniß des wundervollen Mikrokosmus gethan haben.

Die Ausbreitung unserer Kenntnisse hat durchaus nicht nothwendig zur Folge, daß wir uns desto mehr gefunden, für den Menschen wahrhaft trostreichen Gedanken hingeben. Stellen wir in dieser Beziehung einen alten Philosophen einem jetzigen gegenüber. Der erstere hat nichts in seinem Kopf, was ihn von der Betrachtung des richtigen Verhältnisses der menschlichen Creatur zu der Welt abzöge, im Gegentheil, er sieht, wie alle Dinge nach dem Menschen berechnet oder ihm untergeordnet sind, und denkt sich als einen kleinen, in einem Menschenkörper hausenden Gott. Hat sich aber durch Wissenschaft, durch fein berechnete Instrumente und die sinnreiche Kunst der Hand der menschliche Gesichtskreis zu Dingen ausgedehnt, welche weit über unsere natürliche Sphäre hinausfallen, weil sie entweder zu entfernt, oder zu klein sind; steht die Scheide der Erde mit dem darüber gespannten Himmelszelt nicht mehr fest in unsern Gedanken, ist unser Wohnplatz zu einer Kugel geworden,

Digitized by Google

welche unter Myriaden ihres Gleichen, die nur unendlich größer sind, durch den Raum dahinrollt: dann ist der Ausruf natürlich: „die Erde sammt dem Menschen ist nicht viel mehr als ein Ameisenhaufen, wo einige Ameisen Futter schleppen, andere ihre Jungen, manche ledig laufen, alle aber auf und ab, hin und her, ein Häuflein Staub!“

Bevor das Licht der neuern Philosophie den Vorstellungen des Menschen diese veränderte Richtung gab, befand er sich wohl in einem naturgemäßeren Zustande, sofern er sich willig den Eindrücken hingab, welche die Gegenstände und Erscheinungen zunächst um ihn unmittelbar auf ihn machten. Als aber in der Entwicklung der Menschheit die Periode eintrat, wo er natürliche Erscheinungen dem Experiment und dem philosophischen Raisonnement unterwarf, dann drohte ihm die Gefahr einer für sein besseres Selbst nicht immer günstigen und wohlthätigen Sinnesänderung. Der ächte Philosoph unterliegt freilich dieser Gefahr ungleich weniger, als derjenige, der sich bloß unterrichtet. Der Mann, den seine Geisteskraft zu ächter Naturforschung befähigt, gibt sich mit der Auffindung sekundärer Ursachen nicht zufrieden; der Gesichtskreis seines Geistes erweitert sich immer mehr und die Objekte seines Denkens und Strebens werden immer erhabener. Anders verhält es sich aber mit Leuten, welche nicht selbstständig forschen, sondern die Resultate der Naturforschung aus zweiter Hand erhalten. Sieht ein solcher das Feuer des Himmels auf Flaschen gezogen, sieht er, wie der Mensch Materien mischt, die verpufft lauter knallen als der Donner und zehnmal verheerender wirken als der Blitz, so ist ihm hinfort die Stimme des Gewitters keine bedeutsame mehr. Sieht er die däumenden Wogen einer stürmischen See gegen die Küste herbrausen, und betrachtet er einfach, wie an einem bestimmten Punkte der tobende Ocean stillesteht und durch unsichtbare Macht wieder rückwärts gezogen wird, so ist er wohl besser zu dem Gefühle gestimmt, daß auch der Mensch in der Hand der Allmacht steht, als wenn sich die Theorie von der Anziehung des Mondes zwischen den erhabenen Auftritt und die in seiner Brust aufsteigenden Gefühle drängt. Dergleichen natürlichen, nicht umsonst in uns gelegten Regungen des Gemüths, welche Millionen vor ihm als Bildungsmittel gedient haben, sagt er ab als gemeinem Plunder, der unter seiner Würde ist. Im Dünkel frisch erworbener Kenntniß verwirren sich seine Vorstellungen, wenn sie ihn nicht gar auf Irrwege leiten; kurz, er hat nicht die geistige Schule durchgemacht, welche erst zu Erwerbung wahrer Kenntniß befähigt. Ein geistig sehr hoch stehender Mann dagegen kann der richtigen Selbstschätzung auf andere Weise verlustig gehen. Je erhabener die Gegenstände sind, mit denen er sich beschäftigt, desto leichter mögen niederschlagende Gedanken sich seiner bemächtigen; er mag die Kräfte des Geistes, der ihn doch allein zu so erhabenen Betrachtungen befähigt, er mag die Kunst der Hand, die so viel dazu beigetragen, seinen Gesichtskreis zu erweitern, mißachten, oder gar ihrer vergessen. Das trefflichste Heilmittel für ein solches Gemüth sind nun eben die Beschäftigungen, die wir in diesen Zeilen empfehlen. Die ewige Kraft, welche die himmlischen Körper in ihren Bahnen erhält, ist um nichts wunderbarer, verdient um nichts mehr unser lebendigstes Interesse, als die Kraft, welche ein Blutkügelchen in der Flüssigkeit schwebend erhält, und durch die es seiner Zeit angezogen, aufgelöst und im lebendigen Körper durch eine Reihe von Verwandlungen geführt wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Beschluß.)

Theater und Musik. Der Psychometer.

Da erscheint, zugleich fast mit dem russischen Hofe, eine Schauspielerin aus Petersburg, Mlle Bauer. Einst, in jenen goldenen Zeiten der Ruhe, der Mittelpunkt theatralischer Begeisterung, auf Händen getragen von Jung und Alt, bleibt sie heute, noch schön, jung und vervollkommnet im Spiel, fast unbemerkt. Das Theater wird freilich besucht, denn die Müßigen wollen Zeitvertreib, aber es bleibt dabei. An theatralischem Rüstzeuge, von allen Seiten her, fehlt es nicht. Karl Devrient, auch aus Petersburg, spielt mit Glück auf dem Königsstädtischen Theater; entweder hat er sich verbessert, oder unsere Ansprüche haben sich verringert. Sängerinnen und Sänger versuchen sich von nah und fern, die Fischer-Achten aus Frankfurt a. M., ein Herr Wurda aus Strelitz, eine Mlle. Kohlmey von hier; es will aber kein neues Gestirn aufgehen, und man übersättigt sich immer wieder den ältern. Es möchte wohl kaum eine Sängerin gegeben haben, welche eines ähnlichen Looses wie die hiesige Mad. Seidler (gebornen Wranitzky) sich rühmen kann, die, nicht eben sehr bedeutend in ihrer Jugend, nachdem sie die Glanzepoche vieler jüngern Gestirne und Sonnen überdauert, jetzt, als Mutter einer verheiratheten Tochter, die Hauptstütze der Oper ist, und die jugendlichen Rollen wieder hebt, für die jüngere Talente nicht ausreichten. Die Dichterin und Schauspielerin Mad. Birch-Pfeifer wartet mit einigen neuen Stücken, um sie, unter eigener Beihülfe, auf dem Königsstädtischen Theater zur Aufführung zu bringen. — Musikfeste wurden in solcher Masse losgelassen, daß selbst der unermüdliche Ludwig Neustad ihnen nicht folgen konnte. Die wenigsten Virtuosen haben indessen gute Geschäfte gemacht; am wenigsten, der es vielleicht am meisten verdiente, Lafont. Fast ganz verunglückte die Spekulation des berühmten Wiener Walzerfabrikanten und Dirigenten Strauß. Man hätte zwar gern nach seinem Spiele getanzt, aber Konzerte wollte man nicht von ihm hören, und er hätte seine Lust, Berlin zu sehen, mit großem Schaden gebüßt, wenn nicht, wie es heißt, von Seiten des Hofes ihm eine große Entschädigung bewilligt worden wäre.

Im vierten Stockwerk des Hotels zur Stadt Petersburg saß Abends bei einem Stümpchen Talglicht ein Mann

mit ernstem Gesicht und freundlichen Zügen. Den Gästen, die probirt und von denen er die Bezahlung in der Tasche hatte, leuchtete er mit diesem Lichte hinaus, während er die angekommenen, die noch nicht probirt und bezahlt hatten, im Finstern sitzen ließ, ein Umstand, der wohl zur Charakteristik des Mannes gehöret, und deßhalb hier vorweg angegeben wird. Vor sich auf dem Tisch hatte er einen kleinen mit Zinkplatten beschlagenen Kasten, worein ein Perpendikel und verschiedene Glasröhren hingen. Die Eintretenden lud er schüchtern ein, eine Glasröhre so lange an einem Katzenfell zu reiben, bis sie warm werde, und dann mit einem Magnet nach dem Perpendikel zu fahren. Schlug der an, so konnte der Gast gewiß seyn, daß er die Eigenschaft in starkem Grade besaß, in deren numerirtes Loth er zuvor den magischen Stift hinabgelassen; wenn nicht, so hatte sie sich nicht bei ihm entwickelt. Der Mann, der dies Kunststück, übrigens auch bei Tage, zeigte, heißt Poetius, und seine Maschine ist der Psychometer, von dem schon viel die Rede war, aber doch noch weit weniger, als von mancher unbedeutendern Erfindung. So viel Gelehrte und Ungelehrte hier herausbrachten, ist der Mann kein Betrüger, und noch viel weniger ein Charlatan, aber ein Erfinder, der seinen praktischen Verstand in der Maschine begraben zu haben scheint, denn Niemand konnte es ungeschickter anfangen, sich in Berlin für eine interessante Entdeckung ein Publikum zu verschaffen, als er. Als die Sache endlich anfing besprochen zu werden und ein wissenschaftliches Interesse erregte, da die Antworten einen auffallenden Grad von Richtigkeit erreichten, mußte der arme Erfinder, ohne die Reisekosten gedeckt zu haben, nach Leipzig zurück.

London, December.

(Fortsetzung.)

Keine italienische Oper!

Es ist den Lentern der italienischen Oper gegangen, wie seit Jahren, selbst in Friedensjahren, den Lentern großer und kleiner Reiche: die Einnahme ist hinter der Ausgabe, das Einkommen hinter dem Bedürfniß zurückgeblieben. Man kann allerdings gegen die runden Summen der ausgeworfenen Ansätze Zweifel erheben, wenigstens mit eben so vielem Fug, als die runden Summen gewisser Staatsbudgets Manschen zum Kopfschütteln Anlaß geben. Allein abgesehen, daß diese runde Natur eben so gut der Einnahme, wie der Ausgabe eigen ist, die Bedenken könnten doch nur hauptsächlich bei den kleinen Posten verweilen, und daher diesfallsige Ermäßigungen für das Ganze keinen andern Gewinn haben, als den die Oekonomisirung derjenigen Staaten hat, wo den Obern, die viel haben, das Viele gelassen, und den Niedern, die wenig haben, das Wenige genommen wird. Die Richtigkeit der vier ersten Ansätze der Ausgabe, die netto sechsmal mehr betragen, als die übrigen neunzehn, kann ohne Mühe nachgewiesen und ohne Kopfzerbrechen eingesehen werden. Der beste Minister ist in der Regel für ein Billigeres zu bekommen, als eine mittelmäßige Sängerin. Ich begreife daher nicht, wie Sänger und Chor mit lumpigen siebzigtausend Thalern abzufinden gewesen sind. Tänzer — wer wird nächst Sängern und Sängerinnen in unserer tanzenden Zeit reichlicher bezahlt, als Lustspringer und Pirouettenmacher? — die Tänzer sind mit sechs-und-fünfzigtausend Thalern offenbar zu knickerig bedacht. Theatermiethe, sieben-und-siebzigtausend Thaler; daran ist nicht zu zweifeln, das steht im Kontrakte. Und fünfzigtausend und einige hundert Thaler für Musik, nun ja, das scheint etwas viel, doch der Schein kann trügen. Da für den Fall, daß keine italienische Oper zu Stande kommen sollte, Niemand wesentlicher leiden würde, als die Hauseigenthümer, so ist das Rechenexempel leicht, daß es diesen obliegt, den einzigen Stein, der zur Zeit den Weg versperrt, aus dem Wege zu rollen. Der Stein aber trägt auf der einen Seite die Aufschrift: Baarzahlung von viertausend Pfund, auf der andern: Sicherheit für siebentausend Pfund, und hieran stößt sich der Abschluß mit den zwei Herren, die sich zur Uebernahme gemeldet haben. Alles schreit nun über die Unbilligkeit der Hauseigenthümer; sie sollen den Zins ermäßigen. Bis jetzt hat jedoch das Geschrei an taube Ohren geschlagen, und wollen die Hartnäckigen lieber nichts, als weniger haben, so bekommt die elegante Welt in der nächsten Season einen Ort weniger, ihren Putz zu zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Homonyme in Nr. 801:
Der Geist.

Charade.

1.

Er stellt sich aufrecht hin,
Keck fragt er alle Welt:
Wer hat sich je mit Lust
Entgegen mir gestellt?
Wer hat mich, eh' ich beach,
Wohl mühelos bekämpft?
Mit welchem Wasser hat
Mein Feuer wer gedämpft?

2. 3.

Ich habe den (1) besiegt,
Wenn ich mich fest gemacht;
Ihr wißt, wie oft er brach
An meiner List und Macht:
Ich bin ein streng Gesetz,
Dem Jeder gern gehorcht,
Wenn aus ihm selbst es kommt,
Und ee es nicht geborgt.

1. 2. 3.

Doch wenn die Beiden sich
Zu Einem nun verbinden,
Schnell sieht man allen Ernst
Aus ihren Zügen schwinden;
Nichts ist so leichten Sinns,
Geberdet sich so toll,
Und jubelt, springt und singt,
Wie süßen Weines voll.

Doch ist des Lebens Ernst
Erst über den gekommen,
Hat in die Schule ihn
Das Unglück dann genommen,
So wird bei guter Art
Ein Philosoph daraus;
Doch kommt der alte Schalk
Ihm immer noch in's Haus.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. December 1834.

— Credat Judaeus Apella!
Horat:

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Ich habe in frühern Nummern dieser Berichte der vortrefflichen Mondkarte von Beer und Mädler, von welcher damals die erste Section erschienen war, rühmliche Erwähnung gethan, und komme jetzt, bei Erscheinung des zweiten Quadranten dieser ausgezeichneten Arbeit um so lieber darauf zurück, als gerade diese Abtheilung mehrfaches Detail darbietet, welches auf die Bewohntheit des Mondes schließen lassen könnte, und durch dessen nähere Betrachtung wir also auf den interessantesten Standpunkt der Himmelstopographie versetzt werden. Denn in der That, welchen Reiz die Abbildung und Beschreibung der Eigenthümlichkeiten und Schönheiten der übrigen Körper unseres Planetensystems für uns haben mag, so bleibt doch die Hauptfrage für uns immer ihre Bewohntheit, ohne welche uns ihre Natur als todt und ihre Pracht als überflüssig erscheint. Wir setzen aber auf dem vor uns liegenden Blatte wirklich Mondgebilde, von welchen es fast unmöglich ist, anzunehmen, daß sie die Natur allein hervorgebracht habe, und bei denen man die Mitwirkung denkender, zu bestimmten Zwecken thätiger Wesen voraussetzen muß. Die nähere Betrachtung wird dies zeigen.

Zuerst fesselt unsere Blicke auf diesem zweiten Quadranten der neuen Mondkarte das mächtige Ringgebirge Tycho, welches die Leser auf den noch in den meisten Händen befindlichen ältern Mondkarten nach Tobias Mayer unter Nr. 54 aufsuchen können. Es ist in Bezug auf dasselbe und unzählige ähnliche Gebirgsformen des Mondes sogleich zu bemerken, daß die Berge auf dem Monde meistens in Rundungen die großen Thäler einschließen, und nicht wie auf der Erde in langgestreckten Reihen liegen, eine unterscheidende Anordnung, welche schon einen besondern Bau der Mondfläche und eine abweichende Art in der Wirksamkeit der bei ihrer Bildung thätig gewesenen Naturkräfte verräth. Dieses prächtige Mondringgebirge Tycho also, wohl überhaupt der schönste Punkt auf der ganzen uns zugewendeten Mondhalbkugel, ist hier mit einem solchen Detail gezeichnet, wie es nur die Anwendung der ansehnlichsten Fernröhre gestattet, und das man erst durch die Vergleichung mit früheren Karten recht kennen und schätzen lernt; einen allgemeinen Begriff von dem möglich gewordenen Eingehen auf das Einzelne erhält man aber, wenn man in Anschlag bringt, daß diese der Erde zugewendete Mondhalbkugel an Ausdehnung etwa dem russischen Reiche in Europa und Asien (350,000 Quadratmeilen) gleich kommt, und nun die gewöhnlichen Atlaskarten des letzten Staates mit unserer Mondkarte vergleicht. Höchst

merkwürdig an diesem Ringgebirge Tycho sind die auf der Karte in bewundernswürdiger Klarheit dargestellten terrassenförmigen Abstufungen nach Außen und Innen zu, bei deren Anblick ich mich des Gedankens, daß hier denkende und arbeitende Wesen thätig gewesen seyen, um die Kulturfähigkeit des Terrains zu vermehren, nicht habe erwehren können. Ich hebe dies als einen der Beweise für meine obige allgemeine Behauptung hervor: die Natur terrassirt keine Berge, und keine ihrer uns bekannten Kräfte verfährt nach diesem Gesetz. Was anders als thätige Mondbewohnerhände könnte also diese Terrassen, welche so deutlich auf eine bequeme Benutzung des Bergrückens hinzudeuten scheinen, wohl hervorgebracht haben? — Vom Tycho aus verbreiten sich eine Menge von Adern über eine große Fläche; ich brauche den Ausdruck Adern, da ich keinen passenderen für diese Eigenthümlichkeit der Mondlandschaft zu finden weiß. Richten die Leser zunächst die Augen auf die östliche Abdachung des Gebirges, so werden sie hier eine Menge mit Rändern eingefaßter, zum Theil sehr tiefer Gruben erblicken; dergleichen Gruben enthält die Mondfläche überhaupt in unendlicher Zahl, und es ist wiederum höchst merkwürdig, daß man sie oft in ganz geradliniger Anordnung und dicht neben einander findet. Auch dies ist sicher kein bloßes Naturwerk; aber was ist's nun eigentlich? — Nordwestlich von unserem Ringgebirge erblickt man mehrere ringförmige Einsenkungen, welche auch eine Eigenthümlichkeit der Mondlandschaften abgeben und denen man, ohne bis jetzt über ihre Natur etwas Näheres angeben zu können, den Namen Circellen beigelegt hat; einige davon scheinen sehr tief zu seyn. In allen diesen Darstellungen ist Beer's Mondkarte einzig in ihrer Art und leistet sogar mehr, als die eigene Betrachtung des Mondes mittelst der größten Fernröhre, da nur durch wiederholte Observationen mit geübtem Auge und unter den verschiedensten Beleuchtungen endlich entscheidend festgestellt werden konnte, was auf den ersten Blick durch den Refractor sehr verwirrt erscheint. Ueberaus pittoresk stellt sich ferner die Landschaft dar, welche den Namen Heinsius führt. Eine tiefe, schroff abfallende Grube zeigt auf ihrem Boden eine kegelförmige Erhöhung; umgeben ist diese Grube wallartig wiederum mit einem der auf dem Monde so häufigen Ringgebirge, das sich zwar nach Außen verflacht, aber fast koncentrisch von Terrassen umgeben ist, die neuerdings zu einer bedeutenden Höhe aufsteigen. Ein anderer Flecken, Schikard, fast 400 Quadratmeilen fassend, zeigt alle Lichterscheinungen und Eigenthümlichkeiten der sogenannten Mondmeere. Früher nämlich hat man dem Monde Meere oder überhaupt ein Element, welches dem irdischen Wasser entspricht, ableugnen wollen; aber genauere Beobachtungen stellen das Vorhandenseyn eines solchen Mondwassers ziemlich außer Zweifel und vermehren dadurch die Zahl der Analogien zwischen Erde und Mond.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dublin.

(Beschluß.)

Wandelt man durch die Straßen Dublins, so begegnet man seltsamen, höchst auffallenden Kontrasten zwischen Pracht und Elend. Auf den prächtigen Plätzen Merion-square, St. Stephens-green und anderswo bilden die zerlumpten Gestalten, die auf den Stufen herumsitzen, einen schreienden Gegensatz zu den glänzenden Häusern, den prachtvollen Fuhrwerken, die davor halten. Geht man um drei Uhr von Meeion-square oder Geastonstreet in die sogenannte Freiheit, so kann man sich leicht in einen ganz andern, fernen Theil von Europa versetzt glauben. Als ich zum erstenmal die Vorstädte gegen den Phönixpark hin besuchte, fand ich eine überraschende Aehnlichkeit zwischen den niedern Volksklassen Dublins und der Bevölkerung spanischer Städte. Dieselben Lumpen, dieselbe Indolenz, in Folge des Mangels an Beschäftigung und tief gesunkener Moralität; Jungen, mit bloßem Kopf und Füßen auf dem Pflaster ausgestreckt; man dürfte bei ihnen nur die Kartoffel mit einer Melone oder einem Stück Weizenbrod vertauschen, so waren sie vollkommene Modelle *für einen* Murillo; halb verfallene Häuser und Hütten *mit Fenstern* ohne Scheiben oder ganz ohne Fenster. Auch die geringe Zahl von Buden mit Lebensmitteln fiel mir auf. In London wird je im fünften oder sechsten Laden Speck und Käse verkauft; in Dublin blicken einem ganz andere Leckerbissen verführerisch an. Wozu Speck- und Käseverkauf an einem Orte, wo die niedrigen Volksklassen, die ja überall die Hauptkonsumenten jener Lebensmittel sind, sie nicht erschwingen können und rein von Kartoffeln leben? Meine Wohnung in Kildarestreet lag dem Gebäude der königlichen Societät gegenüber, und diese hielt gerade eine Viehausstellung; so konnte ich denn sehr bequem unter der versammelten Volksmenge manche jener kleinen Züge beobachten, welche über den Charakter und den ganzen Zustand eines Volks oft den besten Aufschluß geben. Ich bemerkte namentlich, wie begierig die Umstehenden darauf aus waren, einen kleinen Auftrag zu bekommen und ein paar Pence zu verdienen. Ein noch viel unzweideutigerer Beweis von Elend war folgender Zug. Nachdem das Vieh abgefüttert war, fielen die Reste der Rüben dem Haufen zerlumpter Jungen und Mädchen heim; ein heftiger Kampf entspann sich um diese kostbaren Ueberbleibsel; wer sich eine halbzerfressene

Digitized by Google

Rübe zugeeignet hatte, bewachte sie eifersüchtig, lieh sie aber auch wohl einem andern ausgehungerten armen Teufel, daß er sich ein Stück davon abbeiße, und man sah, es galt dies für eine so ungemeine Gefälligkeit, als wäre die Rübe eine Ananas. Sie zeigten sich indessen in der Erlaubniß, sich einen Mund voll zu nehmen, höchst liberal, und ich sah, wie sich zwei Jungen darum stritten, wer einem Gentleman sein Pferd halten dürfe, derjenige aber, der den Sieg und die zwei Pence davontrug, das Trinkgeld mit seinem Rivalen theilte. Es sind dies liebenswürdige Züge, es verräth sich darin jener Edelmuth, der, dem irischen Volk eigen, einem überhaupt so oft in freundlicher Gestalt entgegentritt, aber vielleicht auch in gewissem Grad die Quelle jenes Leichtsinns wird, der zum Theil an den schlimmen Folgen des Absenteismus, d. h. der habituellen Abwesenheit der Begüterten von ihrer Heimath, Schuld ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Seite des Nationalcharakters — Leichtsinn im Bunde mit der Sucht des Großthuns — die Zahl der von ihrem Heimwesen Entfernten so sehr vermehrt und wohl das Meiste dazu beiträgt, Dublin jenen trügerischen Anstrich von Wohlstand zu geben. Mit wenigen Ausnahmen dünkt sich ein Kaufmann, sobald er zehntausend Pfund, oder wohl noch weniger vor sich gebracht hat, über die gemeine Arbeit erhaben, schafft sich ein Landhaus an und sieht Gesellschaft bei sich. Man thut hier groß bei Anlässen und unter Umständen, wo man es gar nicht erwarten sollte; so zählte ich sieben-und-zwanzig Fiaker und sechzehn irische Karren beim Leichenbegängniß einer Person von niedrigem Stande, und die Sucht, sich zu zeigen, schien den Leichengästen nicht minder eigen, als der Verwandtschaft des Entschlafenen, denn alle Fuhrwerke waren offen, und nach der bunten Tracht der Gesellschaft hätte man das Ganze leicht für einen Brautzug halten mögen.

Dublin ist für seine Größe eine schönere Stadt als London; Sackville-street kann sich mit jeder Straße in Europa messen, und Merionsquare und St. Stephensgreen sind größer als irgend ein Platz in der brittischen Hauptstadt. Manche Gesichtspunkte in Dublin, wo man die vornehmsten Straßen und die Quais — denn Dublin hat Quais — übersieht, sind wohl großartiger als irgend eine Ansicht von London, und wenn auch die irische Hauptstadt keine Paulskirche aufzuweisen hat, so darf sie doch auf die architektonische Pracht mancher ihrer öffentlichen Gebäude mit Recht stolz seyn.

Ich konnte Dublin nicht verlassen, ohne die berühmte Mendicity-society zu besuchen, von der ich so viel gehört hatte. In einem Lande, wo das Gesetz für die Armen nicht sorgt, nicht einmal für die Alten und Gebrechlichen, ist wohl eine solche Privatanstalt nicht nur im Interesse der Menschheit, sondern auch aus Rücksichten des gemeinsten Anstandes ein dringendes Bedürfniß. Von dem Schauspiele, das einen in diesem Hause erwartet, hat man keinen Begriff. Welch furchtbarer Kontrast zwischen der Pracht von Graftonstreet und dem Schmutz und den Lumpen im Hofe dieser Anstalt! Durch die Unterhaltung dieses Hauses unterwirft sich der Wohlthätigkeitssinn der protestantischen Bevölkerung einer harten Steuer: die Protestanten unterzeichnen fünfzig Pfund, bis die Katholiken ein einziges unterzeichnen. Ich hörte dies mit Leidwesen; denn ob es gleich richtig ist, daß der Wohlstand vorzüglich unter den Protestanten herrscht, so wird die Anstalt doch viel mehr von den mittlern, als von den eigentlich wohlhabenden Ständen unterhalten, und fünfzig zu eins ist jedenfalls außer allem Verhältniß. Als ich hier war, wurden 2156 Personen unterhalten, worunter 200 Protestanten. In den Finanzen herrschte tiefe Ebbe, und die Vorsteher gingen eben damit um, wieder eine Prozession der Bettler durch die Stadt zu veranstalten, um wiederum die Mildthätigkeit der Einwohnerschaft zu befeuern. Ich hörte, man habe schon ein- oder zweimal zu diesem Mittel gegriffen, und ich gestehe, ich kann mir in einem civilisirten Gemeinwesen kaum etwas Widrigeres denken. Ich sah in diesem Hause einige Arme an der Arbeit, womit sie in der Woche ein paar Pence verdienen, sah aber ihrer Hunderte, für die es gerade keine Arbeit gab, im Hof herumliegen oder sitzen; anderwärts wurden die Kinder unterrichtet; wie viel sie dabei auch lernen mögen, mit ihrer sittlichen Besserung kann es nicht anders als schlimm aussehen, da sie mit Einbruch der Nacht wieder ihren Eltern überantwortet werden und in die Löcher zurückkehren, wo nur zu oft Elend und Laster Hand in Hand gehen.

Auch das Findelhaus besuchte ich, eine ungeheure Anstalt, indem hier gegen zehntausend Kinder versorgt werden. Sie soll jezt aufgehoben und durch Hospitäler in den einzelnen Grafschaften ersezt werden. Da die Kinder in dem allgemeinen Findelhaus protestantisch erzogen wurden, so konnten dies die Katholiken seit der Emancipation nicht mit gleichgültigem Auge ansehen, und in Folge ihrer Vorstellungen soll die neue Einrichtung getroffen worden seyn.

Was das Leben und Treiben auf den Straßen in den besten Stadttheilen betrifft, so ist es im Allgemeinen fast ganz wie in London; abgesehen von der Menge der dem Lande ganz eigenthümlichen Jaunting-cars, wird einem in Sackville- oder Graftonstreet im Gewühle kaum etwas Nichtengliches aufstoßen. Aber bei etwas genauerer Beobachtung zeigen sich der Verschiedenheiten genug. Die Frauenzimmer kleiden sich bunter, die Männer nicht ganz so gut wie in London. Die Bettler, wenn ihrer auch nicht so gar viel mehr sind als in London, sind

Digitized by Google

zerlumpter und sehen viel elender aus; vor Allem aber bemerkt man an der Straßenbevölkerung weniger von jenem emsigen, geschäftigen Treiben. Es gibt ungleich mehr Pflastertreter und weit weniger Menschen, denen man am rüstigen Schritt, am muntern Blick ansieht, daß sie zu thun haben und den Lohn ihrer Arbeit ernten. Kaum brauche ich zu sagen, daß sich auch die irische Gesichtsbildung bedeutend von der englischen unterscheidet; dem Fremden muß dies beim ersten Blick auffallen, und der Vergleich fällt wenigstens zum Vortheil der irischen Weiber aus, deren hohe Stirnen und geistreicher Ausdruck ihre Wirkung auf mich nicht verfehlten.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Die Polen in England.

Obschon, wie oben angedeutet, die rechte vornehme Welt, der rechte vornehme Flug noch fern von London weilt, sich langweilt vielleicht, so fehlt es doch nicht an Frauen und Männern, die den Glanz und die Anständigkeit eines öffentlichen Balles durch ihre geschichtlichen Namen zu verbürgen und so auf die wohlfeilste Art, ich meine auf Kosten Anderer, den schönsten Zweck eines Balles, den Zweck der Wohlthätigkeit, zu erreichen vermögen. Das zeigte sich an einem der letzten Tage des verwichenen Novembers. Die unter dem Namen einer polnischen literarischen Vereinigung bestehende Gesellschaft von Polenfreunden machte mehrere Wochen vorher in den öffentlichen Blättern bekannt, daß ihre, theils aus Privatbeiträgen, theils aus den vom letzten Parlament zu Unterstützung der hülfsbedürftigen Polen bewilligten zehntausend Pfund Sterling gebildeten Fonds rein erschöpft seyen. Sie legte dabei zugleich über die verwendeten Gelder eine Art Rechnung ab, versicherte, daß sie mit denselben auf das Gewissenhafteste umgegangen sey, begegnete dem möglichen Einwurfe, daß die guten Polen lieber arbeiten, als im Müßiggange von Almosen leben sollten, durch die Betheuerung, daß dies, so weit es thunlich, geschehe, daß Viele der vornehmern und gebildetern Klasse durch Unterricht im Fechten, Zeichnen, Tanzen und in Sprachen sich ihren Unterricht erwerben, daß aber die gemeinern Polen wegen ihrer Unkenntniß des Englischen nur selten Arbeit finden, schilderte dann in rührenden Worten den traurigen, von Tag zu Tag trauriger werdenden Zustand der aus ihrer Heimath Vertriebenen, deutete darauf hin, daß die englische Nation eine Schuld zu tilgen habe, die im Laufe der polnischen Revolution das englische Ministerium ihr aufgeladen, appellirte an die Großmuth der großmüthigen Britten, und schloß mit der Ueberzeugung, daß es nur dieses Winkes, nur dieser Anzeige der Bereitwilligkeit zu Annahme milder Beiträge bedürfe, um bedeutenden Summen den Zufluß zu öffnen, und mittelst derselben manchem braven Vaterlandsvertheidiger die drückende Sorge des täglichen Brodes zu erleichtern. Es scheint indessen, daß die Aufforderung ohne wesentlichen Erfolg blieb. Der Aufruf an die brittische Mildthätigkeit wiederholte sich in den öffentlichen Blättern, aber nicht die geringste Summe wurde als empfangen bekannt. Und wenn wirklich nichts eingegangen wäre, könnte man das den Engländern als Vorwurf, als Beweis egoistischer Hartherzigkeit anrechnen? Wie nahe auch die Polen ihren Herzen stehen mögen, die eigenen Landsleute stehen ihnen näher, und wer geben will und geben kann, der braucht sich wahrhaftig nicht unter Ausländern nach würdigen Empfängern umzusehen. Hiezu kommt, daß die Polen selbst, seit sie auf das Mitleid der Nationen angewiesen sind, großentheils durch eigene Schuld der fortdauernden Früchte dieses Mitleids sich verlustig gemacht haben. Ein dieselbe Behauptung verfechtender Aufsatz eines hiesigen Journals gab vor Kurzem als Beleg, daß es auch in Deutschland nicht an gleichlautenden Aussprüchen fehle, eine dahin einschlagende Stelle eines deutschen Werkes, das dort unter dem Titel: „Bunte Briefe.“ erschienen seyn soll.

Es ist eben so unwahrscheinlich, daß die citirte Stimme, welche sich sehr ungünstig über die Polen ausspricht, die Stimme von ganz Deutschland ist, als daß die beifällige Ansicht des Uebersetzers den Beifall von ganz England ausdrückt. Indessen wird wenigstens die Vermuthung, daß die größere Masse des Publikums die Ansicht des deutschen Verfassers und die Beistimmung des englischen Uebersetzers theile, durch die Lauigkeit gerechtfertigt, welche der erwähnte Aufruf fand, ein Aufruf, dessen es gar nicht bedurft haben würde, wenn die brittische Nation noch das für die Polen fühlte, was sie vor Jahren gefühlt hat. Sey dem aber, wie ihm wolle, der schlechte Fortgang der Sache brachte ein Mitglied des polnischen Vereins auf den Gedanken, das schon oft und nie vergeblich versuchte Mittel, die schlummernde Mildthätigkeit durch Musik zu wecken, noch einmal zu erproben. Vielleicht entstand der Gedanke bei Gelegenheit des großen Festes, mit welchem die City jedes Jahr die Wahl ihres Lord-Mayor in den geräumigen Sälen von Guildhall feiert. Guildhall war glänzend ausgeschmückt; ein Konzert hier, ein Ball hier, ehe der Schmuck verfiel, und an einem günstigen Erfolge war in einer Stadt nicht zu zweifeln, die, wie London, so viele neugierige und vergnügungssüchtige Menschen zählt, denen, sobald ihre Schaulust und ihr Vergnügen befriedigt werden, es ganz gleich gilt, wozu der Ueberschuß des Eintrittsgeldes verwendet wird. Der Lord-Mayor, der König der City, ertheilte die nachgesuchte Erlaubniß; ein Dutzend Lords und Ladies gestatteten den Abdruck ihrer Namen als Patrone und Patronnen des Polenballes; einige Sänger und Musiker erboten sich zu unentgeldlichen Leistungen; ein Konzert sollte dem Balle vorausgehen, und mächtige Anschläge erzählten das Alles an allen Ecken. Ungewöhnlich niedrig wurde der Eintrittspreis gestellt, acht Schillinge für eine Dame, dreizehn für einen Herrn, und so wurden denn gegen dreitausend Billets verkauft; ein dürftiges Konzert wurde aufgeführt; gegen zwölf Uhr begann der Ball; was von hohen Herrschaften anwesend war, entfernte sich, und nun ging es lustig zu. Eine der obern Galerien war den armen Polen geöffnet, ich meine, den Polen, die aus Mangel an Kleidung nicht im Saale erscheinen konnten, und die Galerie war ziemlich gefüllt. Es fehlte indessen auch im Saale nicht an Polen, und wer weiß, ob nicht Mancher derselben sich an jenem Abend, wenn auch nicht eine goldene Brücke, doch einen bequemen Steg in seine Zukunft gebaut hat. Die flinken Tänzer mit den niedlichen Stutzbärten und warmen Augen schienen den Engländerinnen gar nicht zu mißfallen. Noch ist öffentlich nicht bekannt geworden, welchen Ueberschuß die Einnahme gewährt hat. Eine Privatmittheilung spricht von siebenhundert Pfund.

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. December 1834.

Und wenn ich wieder singe,
So wißt ihr, was ich bringe:
Nur Liebe singt mein Mund!

Denis.

Kleine Lieder von Mankred.

1. Eingang.

Es sprach die Feder heut:
„O sag, mein Lieder,
Ist denn die Liederzeit
Bei dir vorüber?“

„Bin ich dir denn zu klein
Zum Liebesdienste;
Sind Küsse denn allein
Jetzt deine Künste?“

O schweige still, mein Kind,
Und sey gewärtig:
Mit einem Mal oft sind
Viel Lieder fertig.

Doch Küsse schmähe nicht,
Die Liedern gleichen,
Wo still die Seele spricht
In Lippenzeichen.

2. Das Geheimniß.

Abends, wenn durch blaue Höhen
Geht das stille Sternenheer,
Kommt die lieblichste der Feen
Aus den Wolken zu mir her;
Ihre süßen Augen blicken
Wie zwei Strahlen in die Nacht,
Ihre Lippen, sie entzücken
Mir das Herz mit Zaubermacht.

Leise flüstert sie mir Jenes,
Und von Diesem spricht sie süß:
Was sie denken mag, ist Schönes,
Was sie gibt, ein Paradies.
In die trunknen Arme pressen
Möcht' ich für und für mein Glück,
Riefe neidisch sie indessen
Nicht die Mitternacht zurück.

Und sie weilt in holder Säumniß,
Sagt mir schnell dann Lebewohl,
Weil die Welt um das Geheimniß
Unsers Glücks nicht wissen soll. —
Ahnte die, was in den Tagen
Meines Frohsinns Quelle sey,
Würde sie die Nächte fragen —
Und der Zauber wär' vorbei.

Digitized by Google

5. Liebe.

Was Frühling und Gesang
Und Sternenlicht —
Ihr machtet mir nur bang,
Wär' Liebe nicht!

Zwar ist die Blume schön,
Die Welle klar,
Und Nachtigallgetön
Gar wunderbar;

Doch vollen Zauber gibt
Erst Liebe euch:
Es fühlt sich, wer verliebt,
Den Göttern gleich.

Ihm singt die Nachtigall
In Hymnen Glück,
Es spiegelt Wasserfall
Ihm Glück zurück;

Glück deutet ihm das Grün,
Des Himmels Blau,
Und Glück ist rings um ihn
Wohin er schau'.

Und schlummert er, so lullt
Das Glück ihn ein,
Von Engeln und von Huld
Träumt er allein;

Und stirbt er, so war Glück
Sein Lebenslauf,
Und jenseits schlägt den Blick
Er glücklich auf!

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Unsere Karte zeigt indeß, daß die Bildung dieser Meere auf der Mondoberfläche nach einem andern Gesetze, als auf der Erde erfolgt sey, indem die Ringgebirgsgruben in immer größerer Ausdehnung nach den Gegenden hinlaufen, wo die Erscheinung der Meere eintritt, so daß sich leztere also als Ansammlungen jenes Mondwassers in den ausgedehntesten Gruben darstellen. Vielleicht sind alle diese Gruben damit gefüllt, und es hält bei den kleinern nur schwerer, den eigenthümlichen Lichtreflex wahrzunehmen; denn es darf nicht vergessen werden, daß man es, bei aller Schärfe der Beobachtung und aller Vortrefflichkeit der Fernröhren, mit einem Weltkörper zu thun hat, der doch immer noch über 50,000 Meilen von uns entfernt ist, wodurch dem Auge also allerdings viel entzogen werden muß. Um so größeres Erstaunen erregt daher wieder Detail, wie das folgende. Im Süden des Promontorium Aenarium nämlich zeigt sich ein Ringgebirge, von dessen Fuße ab ein haarscharf gerader Wall mit völlig parallelen Kanten über eine vollkommen ebene Fläche hinweg bis zum Fuße eines andern, gegen acht Meilen entfernten kleinen Gebirges läuft. Hier ist wiederum die Mitwirkung der Kunst gar nicht zu verkennen: denn die Natur vermeidet überhaupt haarscharfe, gerade Formationen, und auf dem Monde ist ihre Neigung zu ringförmigen Gebilden, wie wir schon oben angeführet haben, noch besonders vorwaltend. So findet man auf dieser Section auch mehrere scharfe, schmale, erhöhte oder vertiefte Linien (Rillen), welche Circellen durchschneiden und fast unwiderstehlich an Straßen oder Kanäle mahnen; vom Fuße des Hesiodus ab z. B. durchzieht eine solche Rille auf fast neun Meilen eine sehr ebene Fläche hart am Fuße eines Gebirges, welches die Flecken Cichus und Merkator verbindet, und kommt etwas weiter davon, nördlich vom Campanus, in fast unveränderter Richtung wieder hervor, indem sie sich nur schwach krümmt und durch einen Hügelrücken geht. Auffallend ist es, daß diese Rillen fast immer in Ebenen laufen, welche der Verbindung keine Hindernisse entgegenzusetzen scheinen; aber könnten es nicht wirklich Kanäle seyn? Für diese Vermuthung scheint die Betrachtung einer hügligen Mondlandschaft östlich vom Campanus zu sprechen: dort laufen vom Fuße des Gebirges vier solche Rillen in beinahe paralleler Richtung durch die Ebene, immer längs Bergwänden, so daß die Absicht, das Hinderniß der lezteren für einen Wassertransport zu umgehen, fast in die Augen springt. Auch endigen diese Rillen, wie meist alle übrigen, immer an Höhen, als seyen sie bestimmt, die Verbindung mit diesen bequemer zu unterhalten.

So viel für diesmal von dieser ausgezeichneten Mondkaete, deren Anschaffung wir unsern Lesern nicht genug empfehlen können. Denn erst wenn man sich in ihrem Besitz findet, wird die eigene Observation des Mondes nunmehr ein wahrer, mit Beiehrung verknüpfter Genuß, indem die Karte, wie gesagt, sogleich bestimmt angibt, was dasjenige wirklich ist, was man auf den ersten Blick meistens nicht zu enträthseln versteht. Beer und Mädler haben vielleicht hundertmal einen Mondpunkt angeschaut, über welchen die Ungeduld des Dilettanten schnell weggleitet.

Außer dieser Mondkarte haben wir im astronomischen Theile unserer schätzbaren Berichte besonders auch der großen russischen Reichssternwarte erwähnt, deren Bau bei St. Petersburg beschlossen war. Es freut uns,

Digitized by Google

in diesem Bezuge nunmehr berichten zu können, daß gedachter Bau, und zwar auf den vortrefflich dazu gelegenen Höhen von Polkowa, unfern jener Hauptstadt, unterdeß bereits begonnen hat und mit kaiserlicher Munificenz betrieben wird. Der definitive Bauanschlag beträgt anderthalb Millionen Rubel, ohne Instrumente, eine Summe, von welcher sich denn freilich schon Außerordentliches erwarten läßt. Rücksichtlich der Instrumente, zu welchen noch besonders 200,000 Rubel ausgesezt sind, erinnern sich meine Leser, daß der berühmte Dorpater Astronom, Staatsrath Struve, eine eigene Reise zu ihrer Anschaffung unternommen hatte. Er ist jezt zurück. Die meisten Instrumente sind bestellt bei Utzschneider und Fraunhofer in München, Repsold in Hamburg, Pößl in Wien (dem bekannten ersten Verfertiger dialytischer Fernröhre). Namentlich soll der aus München zu erwartende Refractor, von 15½ Zoll Objektivöffnung und 20 Fuß Focallänge, den berühmten Dorparter sogenannten Riesenrefractor noch um ein Bedeutendes übertreffen. Die Uhren werden geliefert durch Hanth zu Petersburg, Kessels zu Altona, Tiede zu Berlin und einige Londoner Künstler. Das Material wäre also bestellt; könnte man nun nur auch genug Astronomen gleichen Ranges für eine so riesige Anstalt bestellen!

Im physikalischen Theile unserer früheren Berichte ist, jedoch nur vorläufig, von einer höchst merkwürdigen oder doch überraschenden Maschine, einem sogenannten Psychometer (Seelenmesser), die Rede gewesen, den der Erfinder, ein Leipziger, mit Namen Portius, jezt in den Hauptstädten Europas produzirt. Wir gestehen, daß uns die Sache Anfangs ein wenig nach Charlatanismus zu schmecken schien, allein in Berlin wenigstens hat die Maschine in den vornehmsten Cirkeln und bei mehreren vorurtheilsfreien und urtheilsfähigen Männern großes Erstaunen erregt. So erfahren wir z. B., daß Portius jenen seinen „Seelenmesser," dessen nähere Beschreibung wir sogleich folgen lassen, in einer auserwählten Gesellschaft bei der Gräfin von Brandenburg hat operiren lassen, und daß die Ergebnisse fast ohne Ausnahme befriedigend befunden worden sind. Dieser Psychometer nämlich, wie ihn der geistreiche Erfinder selbst beschreibt, ist eine Maschine, welche angibt, was man seinem Temperamente, seinem Geiste, seinem Herzen nach ist, indem sie nach hundert und zehn verschiedenen Einwirkungen, die man auf sie ausübt, von hundert und zehn (in einer Tabelle verzeichneten) Eigenschaften diejenigen bezeichnet, durch welche man sich von andern Personen unterscheidet. Die Maschine ist ein Kästchen, 12 Zoll lang, 11 Zoll breit, 3 Zoll hoch. In ihrer Mitte erhebt sich eine Säule, 6 Zoll hoch, 2 Zoll breit und dick. In einer Vertiefung der lezteren schwebt eine Nadel, durch deren Bewegen oder Nichtbewegen der in Rapport mit derselben gesezte Fragende vom Daseyn oder Nichtdaseyn der in Frage gestellten Eigenschaften unterrichtet wird. Am Fuße der Säule befinden sich nämlich auf einem etwas tiefer liegenden, 6 Quadratzoll großen Raume 110 numerirte, in das Innere der Maschine führende Oeffnungen. Das Verfahren bei der über den Besitz oder Nichtbesitz einer Gemüthseigenschaft an die Maschine zu richtenden Frage ist nun folgendes. Nachdem man eine 12 Zoll lange gläserne Röhre gerieben, dadurch erwärmt und mit dem Kästchen in Berührung gebracht hat, senkt man einen, theils gläsernen, theils metallenen, in eine feine Spitze auslaufenden Stift in diejenige der erwähnten 110 Oeffnungen, welche sich auf die in Frage gestellte Eigenschaft bezieht, z. B. in die 65ste, wenn man wissen will, ob man phlegmatisch sey. Hierauf nimmt man einen Magnet in die Hand und nähert denselben der oben beschriebenen, in der Säule frei schwebenden Nadel. Lezstere deutet hiernächst durch Bewegung das Vorhandenseyn, durch Ruhigbleiben dagegen das Nichtvorhandenseyn der fraglichen Eigenschaft an. Dabei wird aber, wegen außerordentlicher Empfindlichkeit der Maschine durchaus erfordert, daß man ja nicht an dieselbe stoße, ruhig vor derselben verweile, während der Erwartung der Antwort keine Nebendinge vornehme, vor Allem aber sich in keinem krankhaften oder gereizten Zustande befinde. Wir haben den Bericht eines Mannes vor uns liegen, welcher den Versuch mit dem größten Vorurtheile gegen die Möglichkeit eines befriedigenden Erfolges unternommen hat, und der uns freimüthig gesteht, durch die Richtigkeit der Antworten in das größte Erstaunen versezt worden zu seyn. Zur Erklärung kann man sich wohl nur an eine gewisse Affinität zwischen dem Nervenfluidum des thierischen Körpers und den elektrischen und magnetischen Materien halten. Allerdings läßt sich annehmen, daß eine phlegmatische Person, wie wir das Beispiel oben gewählt haben, auf eine sehr empfindliche, durch elektrische und magnetische Kräfte in Thätigkeit gesezte Maschinerie anders reagire, als ein feuriges Temperament; die feinsten Ausflüsse des Körpers und die schon erwähnte Natur des Nervenfluidums könnten leicht Modifikationen erleiden, welche durch die Eigenthümlichkeit der Temperamente bedingt sind. Die Möglichkeit eines sogenannten „Psychometers" in seinem allgemeinsten Prinzipe scheint uns also gerechtfertigt; ob aber seine Empfindlichkeit wirklich bis zur Angabe der oben erwähnten 110 feineren Nüancen gesteigert werden könne, darüber behalten wir uns das Urtheil vor.

Zu den außerordentlichen Erscheinungen, welche die in unsern Breiten ganz ungewöhnliche Witterung des verwichenen Sommers nach sich gezogen hat, gehört auch das, in den nördlichen Meeren sonst seltenere, dieses

Jahr aber an den Ostseeküsten wiederholt beobachtete schöne Schauspiel des Leuchtens des Meeres. Dieses Leuchten zeigte sich z. B. am Strande zu Zoppot (unfern Königsberg in Preußen) am 28sten August bei rabenschwarzer Nacht und ruhiger See mit einem bewundernswürdigen Effekte. Der Thermometer hatte am Tage im Schatten 20° Reaumür gezeigt, war aber gegen Abend bedeutend gefallen; die Temperatur des Wassers war um Mittag 17° gewesen, und hielt sich Nachts noch auf 13°. Von einer elektrischen Spannung der Atmosphäre ward nichts bemerkt. Nach eingetretener vollkommener Finsterniß hob nun jenes Leuchten des Meeres an, indem sich zuerst theils auf der Oberfläche des Wassers, theils bis zu einer gewissen Tiefe leuchtende Punkte von rundlicher Form, bald größer, bald kleiner und bis auf einen Zoll im Durchmesser haltend, zeigten, welche mit Blitzesschnelle hin und her schossen. Die Bemühungen, mit einem dichten Handnetze dergleichen leuchtende Punkte, welche man für phosphorescirende Thierkörperchen erkannte, heraufzuziehen, waren vergeblich, indem sie immer wieder durch die Maschen entschlüpften. Wohl aber steigerten die Bewegungen des Netzes im Wasser den Glanz, welcher sich immer mehr verstärkte und die Schönheit des Anblicks vermehrte. In den indischen Meeren ist diese Erscheinung etwas Gewöhnliches; ein französischer Naturforscher, mit Namen de Rivillr, hat unter andern dieselbe dort nach allen Umständen beobachtet und in einer eigenen Abhandlung: Sur la mer luminouse, sehr gründlich beschrieben. Nach seinen und später besonders nach Spallanzanis, eines italienischen Physikers, Untersuchungen gibt es mehrfache, unter sich verschiedene Gattungen von Meerthierchen, welche, bei begünstigenden Verhältnissen, einen solchen Glanz verbreiten, der an das Leuchten unserer Johanniswürmchen erinnert. Das Wunderbare aber besteht darin, daß sich diese Fähigkeit derselben oder verwandter Thierchen in diesem Sommer außergewöhnlich auch in den nordischen Meeren entwickelt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Marseille, December.

Die Kunst in Marseille.

Die Kunst in Marseille! Wer kennt nicht ihren elenden Zustand? wer weiß nicht, daß in dieser Phönizierstadt nicht ein einziges Alterthum mehr ihren alten Glanz verkündet? Alle Reisende, die über Marseille geschrieben, haben einstimmig deßhalb ihre Klagelieder angestimmt, haben sich geärgert auf dem nackten Felsen von Notre-Dame-de-la-Garde, den einst die heiligen Haine deckten, und mit den Wogen über entschwundene Herrlichkeit geklagt an dem öden Seeufer, wo einst der Tempel der Diana stand. Nicht ein Sträuchen sieht man von Allem mehr; aber während der fremde Wanderer hier seine Elegien dichtet, lacht hinter ihm der Marseiller. Was fragt der nach den alten Monumenten! Der Oeldamm wächst ihm noch wie früher, und sein Hafen steht voll hochmastiger Schiffe. Von dem Dianatempel steht freilich kein Stein mehr, dafür erheben sich alljährlich neue Waarengewölbe und hochstockige Gebäude am Cours Bonaparte oder bei den Alleen von Meilhan. Eine interessante Frage ist es nun, warum denn gerade in dieser Stadt alle Monumente untergegangen, während sie in Griechenland noch so zahlreich existiren? warum von dem Apollo- und Dianatempel alle Spuren verweht sind, während die Säulen des Colliseums zu Rom noch stehen? Es haben keine Türken hier jemals gegen die Denkmäler gewüthet und kein Alarich und keine Gothen haben Säulen und Altäre umgestürzt. Es waren hier also die Bewohner wohl selbst, welche die letzten Erinnerungen ihrer Phönizier- und Römerzeiten mit eigener Hand verwischten; die Ruinen des Apollotempels lieferten vielleicht noch gute Bausteine, und was Alarich und die Türken zu Rom und Athen verschont, das haben zu Marseille ohne Zweifel die Kaufleute vollends zusammengerissen, um ihre Waarengewölbe und Ställe davon zu bauen. Ein ähnliches Schicksal mag wohl auch jener Hain gehabt haben, dessen heilige Stille, wie ein alter Schriftsteller erzählt, die ersten römischen Legionen mit einem ehrfurchtsvollen Schauer erfüllte. Man betrachte heute den Felsen von Notre-Dame-de-la-Garde! Wer würde von diesem nackten Gestein, auf dem kein Hälmchen grünt, wohl glauben, daß dort einst alte Eichen und Riesentannen ihre Schatten warfen? Diese ehrwürdigen Bäume haben zu gutem Schiffbauholz gedient, und es scheint auf diesem öden Felsen, dessen unheimliche Gestalt im Mondschein so geisterhaft über Stadt und Meer herabschaut, seitdem ein Fluch zu ruhen, da alle Vegetation darauf erstorben ist. Ein Alterthümler würde also seine Rechnung zu Marseille nicht finden, und ein Dichter ebensowenig. Letzterer begebe sich unter die Ruinen von Athen, wenn er träumen will von vergangenen Zeiten, das prosaische Geräusch einer Handelsstadt läßt dies nicht zu. Der Kunstfreund muß, bei dem Mangel an alten Werken, unter dem Kehricht des Mittelalters das wenige Schöne zusammensuchen, das Marseille besitzt, und hier sieht er unter dem Plunder in der That einen Diamant leuchten, der einigen Glanz in das Dunkel der Marseiller Kunst wirft. Dieser Diamant ist Puget. Puget, der große Bildhauer, Maler und Baumeister, dessen Statuen zu Paris noch neben denen der griechischen Meister gefallen, ist ein Kind Marseille's. Sein schönstes Werk, die Pest von Mailand, in Basrelief, sieht man hier in der Consigne. In der Kathedrale und in der kleinen Kirche vom Schloß Gombert finden wir mehrere Heiligengemälde von Puget, die man nicht minder ausgezeichnete Kunstwerke nennen könnte, entspräche nur ihr Kolorit der meisterhaften Zeichnung; Puget war mehr Bildhauer, als Maler. Nach seinem Plane wurde auch das Hôtel de ville erbaut, das einzige Gebäude zu Marseille, das einer längern Betrachtung würdig ist. Die wunderschönen Wappenschilder und Verzierungen auf seiner Vorderseite sind Pugets Arbeit. In einem der Säle des Hotels de ville sieht man mehrere Gemälde von andern Künstlern, die, wenn auch nicht große Meisterstücke, doch für Marseille von Bedeutung sind. Das ausgezeichnetste von allen ist die Pest von Marseille, von Serres gemalt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. December 1834.

Der Tag ist heiß, die Capulets sind draußen,
Und treffen wir, so gibt es sicher Zank;
Denn bei der Hitze tobt das tolle Blut.

Shakespeare.

Die Andacht im Gebirg.

Nach Inglis.

Schon oft, seit ich in Irland war, hatte ich gehöret, daß da oder dort eine Pattern gehalten werde, und war gefragt worden, ob ich schon eine Pattern gesehen habe. Am zweiten Tage meines Aufenthalts zu Ma'am fügte es sich nun, daß eine berühmte Patteen hoch oben im Gebirge auf einer kleinen Ebene gehalten werden sollte, und ich beschloß, dem Feste beizuwohnen. Eine Patteen war ursprünglich eine religiöse Feierlichkeit, die, wie immer noch, an einer heiligen Quelle begangen wurde; Manche besuchen zwar noch jetzt die Orte, um ihre Andacht zu verrichten, hauptsächlich aber dienen sie zur Volkslustbarkeit, wobei, nachdem die Geordneten sich mit Tanzen und anständiger Fröhlichkeit einen guten Tag gemacht, Trunkenheit und Schlägerei das Fest beschließt. Mein Wirth begleitete mich auf dem Ausflug. Der Weg war sehr mühsam, denn er führte größtentheils durch Moor, und es erfordert Uebung, um sich hier durchzuschlagen, zu wissen, wo man sich sicher dem Grunde anvertrauen kann, wo man von einem Rasenstück zum andern springen muß, und wo man sich gar nicht vorwagen darf. Ich war mit Sumpf und Moor bereits einigermaßen vertraut, bevor ich nach Irland kam, und so machte ich meine Sache so gut, daß ich auf dem ganzen Wege nicht oft knietief einsank.

Der Weg hinauf zum Ort der Feier war indessen höchst malerisch. Mehrere Meilen vor und hinter uns sah man bunte Gruppen längs der Bergseiten hinziehen, in denen man die Weiber an ihren rothen Röcken leicht unterschied; manche zu Fuß, andere zu Pferd, viele zu zweien auf einem. Auf halbem Wege holten wir einen Haufen junger Burschen und Mädchen ein, welche sich die Mühe des Steigens durch einen Pfeifer an der Spitze erleichterten; bei den bunten Weisen ging es im Tanzschritt den steilen, steinigten Pfad hinan. Nur wenige kamen uns entgegen, nüchtern Volk, das seine Stationen an der heiligen Quelle abgebetet und nicht aufgelegt war, an der Lustbarkeit Theil zu nehmen, die gemeiniglich der Andacht folgt. — In diesem Landstrich heißt fast Jedermann Joyce, und der Ort, wo die Pattern gehalten wird, liegt, nach der Behauptung der Joyce, in Joyces Land; das lassen aber die Cunnemaras nicht gelten, und so halten denn die beiden Faktionen ihre Patterns im selben Distrikt, und wenn auch nicht dicht nebeneinander, doch so nahe, daß das Fest nimmermehr ohne Schlägerei ablaufen kann. Die Joyces sind ein hehrer Menschenschlag; nirgends sah ich in Irland höhere, kräftigere Gestalten, und sie lassen selbst die Tyroler hinter sich.

Digitized by Google

Als ich die Höhe des Gebirgspasses erreicht hatte und des Ziels unseres Marsches ansichtig wurde, war es vier Uhr Nachmittags und die Pattern im vollsten Gang, und wirklich, die Scene, die sich hier inmitten des wilden Gebieges aufthat, war im höchsten Grad überraschend und malerisch. Ein Dutzend Zelte, theils offen, theils geschlossen, war aufgeschlagen, und Hunderte lagerten in Gruppen theils auf dem Rasen, theils auf den in Menge umherliegenden Steinen. Einige alte Leute lagen noch auf den Knieen beim heiligen Quell, und abseits sah man hie und da, halb versteckt hinter den Felsblöcken, Mädchen der dessern Klasse, die sich bereits genug erlustigt hatten, ihre Schuhe und Strümpfe ausziehen, um den Heimmarsch anzutreten, oder ihren Anzug in Ordnung bringen oder, jedoch seltener, mit einem Joyce oder Cunnemara Worte wechseln. Alles war im besten Frieden, als ich anlangte, und ich ward als Gast von vielen Seiten herzlich willkommen geheißen und in die Zelte eingeladen. Ich nahm die Einladung an und der ächte Potheen machte fleißig die Runde. Nicht lange aber, so schien die peahleirische Aeußerung eines Joyce Einigen unten im Zelte zu wurmen, und ihrer zwei oder drei riefen etwas wie aus Einem Munde in verächtlichem Tone herauf. Bisher hatte man aus Höflichkeit für mich englisch gesprochen, jezt ward auf einmal irisch verkehrt. Viele der „Jungen“ stürzten rasch hinter einander zwei, drei Gläser Potheen hinunter, und mein Wirth, der mich begleitet hatte und neben mir saß, sagte mir in's Ohr, bald werde eine Schlägerei losgehen. Oft und viel hatte ich in Irland unbedeutende Balgereien gesehen, nie aber ein ordentliches Parteigefecht; ich gestehe es, schon oft hatte ich ein barbarisches Gelüste darnach verspürt, und jezt sollte es Allem nach befriedigt werden. Ich machte mir den Wink des Wirths zu Nutze, schüttelte meinen Nachbarn rechts und links die Hände, und als sich eben ein allgemeines Geschrei erhob, sprang ich über die Bank, zog mich aus dem Zelt zurück und nahm eine sichere Stellung auf einem Felsstück.

Ich hatte nicht lange zu warten: heraus aus den Zelten stürmten die Joyce und ein Haufen anderer Jungen, wie auf ein gegebenes Signal, und die Shillelahs (Knüttel) tanzten nicht lange in der Luft, so wurde ernstlich damit zugeschlagen. Wer zum erstenmal eine irische Prügelei mit ansieht, meint nicht anders, als es müßten wenigstens ein paar Dutzende hors de combat gesezt werden. Sieht man einen ächten Shillelah in der Luft tanzen und hört das Kampfgeschrei dazu, so glaubt man, den Moment darauf müsse eine Hirnschaale zerschmettert seyn; aber der Handel ist, wenn auch schlimm genug, nicht so gar gefährlich als er aussieht; allerdings fällt nicht selten ein Shillelah auf einen Kopf nieder, der sofort unvermeidlich ein Loch bekommt, aber noch öfter trifft Stock auf Stock, und bald werden die Kämpfer handgemein und versuchen an einander ihre Kraft im Ringen. Die Parteien zerren sich herum und der Stärkste wirft seinen Mann nieder; von dem, was man ehrlichen Kampf nennt, ist weiter nicht die Rede, ihrer zwei oder drei fallen über einen Einzelnen her, und man schlägt darauf zu, selbst wenn einer schon zu Boden liegt. Im gegenwärtigen Falle wurden fünf oder sechs verwundet, jedoch keiner erschlagen, und nachdem das Handgemenge etwa zehn Minuten gedauert, blieben die Joyce Herrn des Schlachtfelds. Die Weiber nahmen keinen Theil am Gefecht; aber sie bleiben nicht immer davon, indessen treten sie in der Regel nur dann handelnd auf, wenn mit Steinen gefochten wird, wo sie denn die Kämpfenden mit Wurfgeschütz versehen. Als die Schlacht geschlagen war, blieb nicht viel Volk mehr da, meistens solche, die zu keiner von beiden Parteien gehörten. Die meisten Weiber und auch manche Männer hatten den Platz geräumt, als die Zänkerei begann. Ich sah, wie sich nach der Schlägerei Einige, die sich gedalgt hatten, die Hände schüttelten und küßten; sie schienen wieder so gute Freunde als zuvor. Die Sonne war am Untergehen, als man vollends allgemein aufbrach, und im herrlichen Sonnenschein, der alle Abhänge der Bergschlucht übergoldete, war die Scenerie noch interessanter, als auf dem Herweg. Der Zug der Fußgänger und Reiter dehnte sich meilenweit durch das lange Defilé, und alle Schluchten widerhallten von den Gebirgsmärschen der Schalmeien, hin und wieder von lautem Jauchzen und dem Gebrülle des durch die ungewohnten Laute geschreckten Viehs. Es war finstere Nacht, als wir in Ma'am anlangten.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Diese und so manche andere Auszeichnungen des abweichenden Jahres nun haben einen in Preußen lebenden aufmerksamen Meteorologen zu der Vermuthung veranlaßt, daß sich in den tellurischen Witterungsverhältnissen in der That eine Veränderung von constantem Charakter ereignet habe, und er sezt diese Ideen in einer eigenen, nicht uninteressanten Schrift, welcher er in seinem Enthusiasmus den Titel „Victoria“ beilegt, auseinander. Nach seinen Entwicklungen dürfen sich fortan unsere Breiten mit der Hoffnung schmeicheln, regelmäßig wärmerer und dauernderer Sommerwitterung zu genießen und dadurch zum Anbau von Gewächsen geschickt zu werden, welche bis jezt nur wärmere Zonen erzeugten. Verfolgt man die

Vorgänge der Natur in dieser Beziehung seit längerer Zeit, wie wir darauf in den frühern Nummern dieser unserer Berichte wiederholt aufmerksam gemacht haben; fragt man sich namentlich nach der Grundursache eines, von allen Seiten bestätigten Factums, des Freiwerdens ungeheurer Eismassen aus den Polarmeeren und ihres Herabschwimmens nach tieferen Breiten, wo dergleichen sonst nie beobachtet worden sind, und bringt man damit die höchst auffallenden Wärmeerungsanomalien nicht bloß des letzten, sondern einer Reihe vorangehender Jahre in Verbindung, so scheint unzweifelhaft zu werden, daß die Temperatur bei weitem nicht allein durch den Sonnenstand, sondern vielleicht mehr noch durch die geheimnißvolle Reaction einer eigenen Erdwärme vermittelt werde, deren Existenz ohnehin aus tausendfachen Erscheinungen hervorgeht. Das Vorhandenseyn einer solchen sekundären Wärmeursache aber einmal zugegeben, so kann man den Sitz ihres eigentlichen Herdes eben so gut veränderlich annehmen, als man die Veränderung in der magnetischen Declination und Inclination von einer Veränderung der Lage des magnetischen Princips im Bauch der Erde abhängig gemacht hat. Ich gestehe, daß mir diese Hypothese sehr viel Ansprechendes zu besitzen scheint, und daß ich selbst noch einen Schritt weiter gehe und diese Erdwärme und ihre Erzeugung als eine der wichtigsten Aeußerungen eigenthümlichen Erdlebens betrachte. Aus der größern oder geringern Anhäufung des Stoffes derselben an verschiedenen Stellen und einer vergrößerten oder verminderten Thätigkeit der darauf gerichteten Erdkräfte läßt sich nun sogleich erklären, wie es zugehen könne, daß Perioden in der Geschichte der Erde möglich sind, während welcher gewisse Gegenden ihrer Oberfläche einer außergewöhnlichen Temperatur genießen. Daß dieser Cyklus wechselnder Erscheinungen im Erdleben schon einmal, ja vielleicht schon viele Male durchgemacht worden sey, dafür sprechen mannichfache Erscheinungen, und in Grön- (Grün-)land z. B. muß die gewöhnliche Temperatur mit ihren Einflüssen auf die Vegetation zu der Zeit, da man dem Lande den Namen beilegte, eine andere gewesen seyn als in den letzten Jahrhunderten, wo man es in Eis und Schnee vergraben gefunden hat. Merkwürdig in jedem Falle und günstig im Sinne der hier entwickelten Hypothese bleibt es immer, daß sich in unsern Gegenden der Winter, den nach einem solchen Sommer fast Jedermann sehr früh und sehr streng erwartete, bis jetzt *) beinahe gar nicht eingestellt hat, und daß seine Spuren, wenn sie wirklich erscheinen wollen, mit einer Schnelligkeit wieder verschwinden, als wenn sie diesmal gar nicht haften könnten.

*) Ich schreibe dies zu Anfang Decembers. N.

Den Schluß unsers diesmaligen Berichtes können wir mit einer der wichtigsten Entdeckungen am Sternenhimmel machen, welche dem englischen Astronomen Sir John Herschel, dem würdigen Sohne des großen Vaters, geglückt ist, und wovon uns die Kunde so eben zukommt. Bis jetzt hatte man nämlich geglaubt, daß die Gruppen von sehr nahe bei einander erscheinenden Fixsternen ungleicher Größe, welche sich an so vielen Orten des Firmaments zeigen, nur in Folge des Hintereinanderstehens der sie bildenden Einzelsterne diesen Anblick gewähren, und daß ein besonderer sonstiger Zusammenhang zwischen jenen Einzelsternen nicht bestehe. Herschel aber beweist jetzt vielmehr auf den Grund lange fortgesetzter, äußerst sorgfältiger Beobachtungen, daß sich diese Sterngruppen keineswegs nur in Folge einer bloßen Wirkung der Perspektive in dieser Anordnung darstellen, sondern daß sie Systeme sind, in welchen, gleichwie in unserm Sonnensystem Planeten um eine Sonne, kleinere Fixsterne um einen größern Centralfixstern kreisen. Nun ist Aehnliches zwar schon früher von den sogenannten Doppelsternen (Verbindungen sehr nahe bei einander stehender, nur zweier Fixsterne) bekannt gewesen, deren gegenseitiger Rapport bald durch eine gemeinschaftliche eigene, bald ebenfalls durch eine solche Bewegung um einander charakterisirt ist, ja unter denen einige sogar in dieser doppelten Relation stehen. So kennt man schon seit Bradley's (eines dritt[illegible]schen Astronomen des vorigen Jahrhunderts) Zeiten Nr. 61 im Schwan als eine solche Verbindung zweier, sehr nahe bei einander stehender Sterne, welche zusammen im Weltenraum fortrücken und außerdem eine gegenseitige Bewegung haben. Aus den Untersuchungen, die der wackere Königsberger Astronom Bessel über diesen merkwürdigen Doppelstern angestellt hat, geht hervor, daß der seit Bradley bis auf ihn von diesen also vereinigten beiden Sternen im Weltenraum zusammen zurückgelegte Weg über 200 Millionen Millionen Meilen, und daß die Umlaufszeit des einen um den andern gegen 400 Jahre betrage, gleichwie, daß die Masse eines jeden dieser Fixsterne mindestens der ungeheuren Masse unserer Sonne gleichgeschätzt werden könne, obwohl letztere die Masse unserer Erde, worauf ich mich als den uns geläufigsten Vergleich beziehe, an 300,000mal übertrifft. Ferner besteht, um noch ein zweites Beispiel anzuführen, der Doppelstern Nr. 70 im Ophiuchus aus einem weißgelblichen Sterne vierter, und einem rothen Sterne siebenter Größe, welch letzterer den ersteren umkreist. Seit Herschels (des Vaters) erster Beobachtung hat sich ihre gegenseitige Stellung um 300 Grad verändert, dergestalt, daß ein ganzer Umlauf bald vollendet seyn wird. Des jüngern Herschel Beobachtungen beweisen aber überdies, daß die Winkelbewegung des rotirenden kleinern

Digitized by Google

№ 96.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 2. December 1834.

Kunstvereine.

Die wachsende Zahl der Kunstvereine, so wie die zunehmende Vermehrung ihrer Mitglieder darf wohl als Beweis gelten, daß nicht nur von Fürsten und Reichen, sondern von der Mehrzahl der Gebildeten Kunst und Künstler hochgeachtet und unterstützt werden; denn in der That höchst erfreulich sind die Resultate der Wirksamkeit dieser Vereine, deren manche, wie der der Kunstfreunde in den königl. preuß. Staaten und der für die Rheinlande und Westphalen, im Besitz von 8 bis 10,000 Thlr. jährlicher Mittel, bereits einen nicht geringen Einfluß auf den Aufschwung der Kunst gehabt haben.

Da bald jede größere Stadt einen eignen Verein, eine eigene Ausstellung haben wird, so erschien eine nähere Verbindung der bereits bestehenden Vereine wünschenswerth und hiezu am dienlichsten eine Versammlung von Vorstandsmitgliedern: um durch persönliche Bekanntschaft und Mittheilung der gesammelten Erfahrungen größeren Nutzen für jeden einzelnen Verein zu gewinnen. Es galt hier zunächst den norddeutschen, besonders den Vereinen in den königl. preuß. Provinzen, weil deren Ausstellungen sich stets nach den in Berlin und Düsseldorf stattfindenden richten; und da die Ausstellungen der königl. Akademie der Künste zu Berlin die reichhaltigsten und wichtigsten sind und von der Mehrzahl der Herrn, welche an der Spitze von Kunstinstituten stehen, stets besucht worden: so wurde Berlin, wie die Zeit der diesjährigen grossen Herbstausstellung vorzugsweise zu einer Versammlung geeignet erkannt und durch die Zeitschrift „Museum" die Aufforderung verbreitet: „daß diejenigen, welche ein näheres Interesse für das Veranstalten von Kunstausstellungen haben, sich bis zum 18. Okt. d. J. in Berlin einfinden und an der auf den 19. oder 20. Okt. anzusetzenden Versammlung Theil nehmen möchten".

Dieser Aufforderung zufolge hatten sich Repräsentanten für Königsberg, Stralsund, Stettin, Breslau, Halle, Halberstadt und Braunschweig, Düsseldorf und Münster eingefunden, und die Versammlung fand am 19. Oktober statt.

Das Interesse jedes einzelnen Vereins, dessen Mittel und Ansprüche wurden zunächst erörtert, und dann die Verhältnisse derselben zu den beiden Hauptvereinen in Preußen in Betracht gezogen.

Das Direktorium des Vereins der Kunstfreunde in den königl. preuß. Staaten hat bis jetzt jede Bitte um Gemälde für die Provinzialausstellungen mit der Erklärung abgeschlagen: daß es Grundsatz dieses Vereines sey, seine Erwerbungen nur in Berlin auszustellen. Von Halberstadt aus ist zwar im Februar d. J. bereits der Antrag ergangen, daß der Verein der Kunstfreunde im preuß. Staate sich künftig entschließen möchte, die von ihm angekauften Kunstwerke, so weit es in seinem Bereiche liegt, den Kunstausstellungen der Provinzialvereine unter den gewöhnlichen sichernden Bedingungen zuzusenden, um auch auf diesem, als dem bedeutendsten Wege seinen Zweck zur Beförderung der Kunst und Verbreitung des Antheils an derselben und an dem Vereine um so vollständiger zu erreichen.

Da indeß das Direktorium bei dem Vortrage dieses Antrages auf so mancherlei Schwierigkeiten aufmerksam gemacht hat, zu deren Beseitigung entfernt Wohnende nicht gut mitwirken können, so ist allerdings zu fürchten, daß derselbe, so wichtig er für Provinzialstädte ist, nicht durchgehen wird.

Im Oktober d. J. ist nun von Halberstadt aus der Antrag ergangen, daß der Verein der Kunstfreunde im preuß. Staate diejenigen der von ihm erworbenen und zu bestellenden Kunstwerke, welche nach dem jedesmaligen Ermessen des Direktoriums und des Ausschusses eine öffentliche Bestimmung verdienen und sich mehr für ein öffentliches Institut als für den Privatbesitz eignen, nicht ferner verloose, sondern als Eigenthum des Vereins aufbewahre, „damit aus denselben nach und nach ein Nationalmuseum gebildet und dadurch dem ganzen Volke der dauernde Besitz der wichtigsten Kunstwerke unserer Zeit

Digitized by Google

gesichert werde.“ Als Gründe sind u. a. angeführt, daß der materielle Vortheil der Gewinnenden nicht allein Zweck des ältesten und wichtigsten Vereines in Preußen seyn kann, sondern neben diesem die weit edlere Aufgabe der Erweckung und Anregung des Kunstsinnes und der Erhebung der Kunst auf eine noch höhere Stufe der Vollendung. Man fürchtet nicht, daß sich gegen diesen Antrag viele Stimmen erheben werden, weil an den Generalversammlungen zu Berlin meistentheils nur in Berlin wohnhafte Vereinsmitglieder theilnehmen, denen es höchst wichtig seyn muß, ein solches Museum in ihren Mauern zu sammeln und zu behalten, und auch selbst denen, welche auf das Gewinnen den höchsten Werth setzen, bei den so bedeutenden Mitteln des Vereins ja noch Hoffnung genug bleibt, wenn auch von 40 bis 50 Gemälden drei bis vier jährlich zurückgenommen werden.

Der Kunstverein für die Rheinlande und Westphalen hat gleich vom Anfang seines Zusammentretens an die höhere Aufgabe der Kunst im Auge gehabt und gleich einen Theil seiner Mittel für öffentliche Zwecke bestimmt; zunächst für würdigen Schmuck der Kirchen, dann auch für Rathhäuser und Stadtmuseen. Dieser Begünstigung erfreuen sich vorzugsweise die Städte, in welchen der Verein eine angemessene Theilnahme gefunden und die dann einen Theil der für das Kunstwerk verausgabten Gelder an die Vereinskasse zurückzahlen. Auf diese Weise wurden Bendemann's Juden im Exile für Köln, Daeger's Verklärung Christi für Arensberg, Götting's Christus und Petrus für Halberstadt bestimmt.

Braunschweig, Halberstadt, Magdeburg und Königsberg verdanken die Hauptzierden ihrer Ausstellungen bis jetzt gleichfalls der liberalen Unterstützung des rheinisch-westphälischen Kunstvereins, dessen Verwaltungsrath seine Theilnahme für die Versammlung in einem schriftlichen Aufsatze aussprach, dem zufolge die Provinzialvereine auch künftig wohl auf dessen Unterstützung rechnen dürfen.

Nun wurde in der Versammlung verabredet: Folgendes den resp. Vereinen zur Beschlußnahme vorzulegen.

1) Diese Vereine treten in eine nähere Verbindung und bilden unter sich, nach der Ortslage, zwei Hauptabtheilungen; nämlich A. die von der Elbe östlich gelegenen Städte bis Königsberg, B. die von der Elbe westlich gelegenen Städte bis Münster.

Damit diese Abtheilungen nicht miteinander collidiren und sich gegenseitig unterstützen können, werden in jeder Stadt nur alle zwei Jahre Hauptausstellungen seyn, in der Abtheilung A. die Jahre mit ungeraden Zahlen, in der Abtheilung B. die Jahre mit geraden Zahlen gewählt werden, und die Reihenfolge bei A. Königsberg, Stettin, Breslau, dann vielleicht Potsdam; bei B. Halberstadt, Halle, Braunschweig oder Magdeburg seyn.

Da die erste Ausstellung in jedem Jahre im Monat Januar oder Februar (wie 1835 in Königsberg) beginnen kann, so bleibt es möglich, die Kunstwerke bis zum August und September sowohl nach Berlin als nach Düsseldorf zurückzuliefern, damit die großen Ausstellungen in diesen Städten dadurch niemals gestört werden.

2) In Rücksicht auf die von dem Verwaltungsrathe des Kunstvereins für die Rheinlande und Westphalen übersandten Bemerkungen schien es nothwendig, denselben dringendst zu ersuchen, sämmtliche Vereine ferner durch Zusendungen zu begünstigen, namentlich alle Gemälde, welche durch den Verein einer öffentlichen Bestimmung gewidmet werden, zuvor den anderen gedachten Vereinen für deren Ausstellungen zu geben und wo möglich seine Ausstellungen auf die Monate August und September zu verlegen, da zur Zeit der Weinlese die Kasse des Vereins dabei gewiß nicht leiden und ihm dadurch möglich werden würde, in einer Abtheilung der anderen Vereine die dann schon angekauften Kunstwerke zuzusenden. Dieselben müßten es sich dagegen zur strengsten Pflicht machen, die ihnen anvertrauten Kunstwerke stets zur vorgeschriebenen Zeit zurückzuliefern, damit die am Rhein gelegenen Städte solche im Spätherbst erhalten können.

3) Wurde gebeten, daß sämmtliche Vereine durch einen neuen Beschluß in ihren Statuten den Grundsatz aufnehmen möchten: künftig ihre Erwerbungen erst am Ende jedes Jahres zur Verloosung zu bringen und solche zuvor zu den zu ihren Abtheilungen gehörenden Vereins-Ausstellungen zu geben.

4) Ueber die Vertheilung der Kosten für Verpackung und Transport möge sich jede Abtheilung stets unter sich einigen und dabei Rücksicht auf Mittel und Orts-Entfernung nehmen.

5) Jeder Verein möge den Grundsatz aufnehmen, einen Theil seiner Mittel, vorzugsweise die Ueberschüsse der Kasseneinnahmen, auf Kunstwerke für eine öffentliche Bestimmung zu verwenden und diese Kunstwerke, ehe sie eine feste Stelle erhalten, vorher den übrigen Vereinen für deren Ausstellungen mitzutheilen.

6) Sämmtliche Vereine mögen sich gegenseitig die Verzeichnisse der von ihnen ausgestellten Kunstwerke, wo möglich mit Beifügung der Größe und der Verkaufspreise, wie auch je ein Exemplar der von den Vereinen für ihre Mitglieder bestimmten Lithographien, Stiche und Verhandlungen mittheilen.

7) Aehnliche Versammlungen von Mitgliedern der Vorstände der Kunstvereine sollen künftig alle zwei Jahre, zur Zeit der großen Herbstausstellung der königl. Akademie der Künste, in der zweiten Hälfte des Monats Oktober, in Berlin stattfinden.

Diese Vorschläge machen zwar geringe Abweichungen in den Statuten einzelner Vereine nothwendig, doch

erwächst dadurch ein so wesentlicher Nutzen, daß die Zustimmung der Vereinsmitglieder gewiß überall erfolgen, und durch solches Zusammenwirken mehr und mehr der höhere Zweck der Kunst in's Auge gefaßt werden wird.

Es wurde zugleich allgemein gewünscht, daß an der 1836 stattfindenden Versammlung nicht nur alle norddeutschen, sondern auch die süddeutschen Vereine theilnehmen möchten.

F. L.

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit.

(Fortsetzung.)

Als Naturwesen gehört der Mensch in den unermeßlichen Verband der Sinnenerscheinungen, nimmt darin vergleichungsweise die erste Stelle ein, kann jedoch in der Eigenschaft eines tragenden und getragenen Mittelgliedes der Schöpfung, streng genommen, von der Kunst keine größere Beachtung verlangen als der Inbegriff des Ganzen, in dem er äußerlich lebt und webt. Soll also die Kunstwahrheit in aufsteigender Linie dasselbe Verfahren beobachten, was sie im Umfange der äußern Natur zu ihrem Augenmerk machte, so muß sie die Eigenthümlichkeit des Menschlichen so scharf, so nachdrücklich hervorheben, daß ihre eingeborene Gefühlsverwandtschaft mit demselben den Charakter einer sprechenden Selbstoffenbarung trägt. Beschränkt sich die Darstellung auf jene Kennzeichen, welche das Menschliche mit andern Erscheinungen der Sinnenwelt theilt oder eben nur im ähnlichen Maße besitzt, so mag man darin das Verdienst einer halben, verflachten Natürlichkeit anerkennen; allein auf den Vorzug des Kunstwahren hat ein solches Werk kein Recht, man müßte denn Menschen und Affen miteinander in Reihe und Glied stellen wollen. Weil der Künstler an und für sich zur Menschheit in einem vertrautern Verhältniß steht, als zu der äußern Natur, so wird das Kunstwahre, um nicht einseitig auf der Stufenleiter der letztern stehen zu bleiben, mit der erhöhten Bedeutung des Gegenstandes an Durchsichtigkeit des Gehalts wachsen müssen. Daß dem Menschlichen im Bunde mit der sichtbaren Umgebung ein Sinn aufgedeckt werden kann, der sich mit dieser zu einem gemeinsamen Verständniß einigt, in einem gewissen Gleichlaute der Empfindung durchklingt, beweisen glänzende Beispiele; die Einstimmigkeit der Natur feiert in ihnen den Moment ihrer Menschwerdung mit ausgesuchtem Aufwande und ruft uns schweigend zu Zeugen ihrer Verwandlung auf. Menschheit und Natur leihen einander gegenseitig ihre Reize, um das Kunstwahre gleichsam zu verdoppeln. Endlich wagt derselbe Geist, welcher Natur und Menschheit in seine Gewalt zu bringen suchte, den äußersten Aufflug weit über sich selbst hinaus, in das Reich der Phantasie-Gebilde, der vollkommnern und vollkommensten Wesen. Er möchte sich selbst entfliehen, wie es scheint, um von der weiten Wanderung in einem Letzten und Höchsten auszuruhen; was ihn aber so unaufhaltsam emporetreibt, das zieht ihn auch wieder unvermerkt zurück, der Endpunkt des Menschlichen, dessen Einschränkungen er eben so wenig ertragen als überspringen kann. Gröberer oder feinerer Anthropomorphismus ist daher von jeder Kunst unzertrennlich, die das Göttliche, und was daran grenzt, in den Bereich ihrer Darstellung ziehen will. Hier verliert die Naturwahrheit, der Kunstwahrheit zur Seite gestellt, das ganze Gewicht ihrer herkömmlichen Bedeutung, woraus zugleich erhellt, wie übel es mit dem Gerüst aussieht, auf welchem die Symmetrie eines vermeinten Gegensatzes beruhen soll. Das Natürliche fällt in vorerwähnter Beziehung mit der Ueberschwenglichkeit des Menschlichen rein zusammen, hat gar kein anderes Maß als eben dieses. Die Gestalt des künstlerischen Anthropomorphismus dürfte demnach eine dreifache seyn. Er tritt in der äußern Natur unter einer luftigen Hülle auf, die mit dem Gegenstande der Darstellung in Eins verfließt; er nimmt die Menschheit in seine offenen Arme, um Herz an Herz, Geist an Geist lieber zu entzünden; er schaut dem Uebermenschlichen, dem Göttlichen mit Blicken nach, die von dem Lichte der Verwandtschaft stralen, und beschließt damit den Aufschwung seiner freiesten Selbstthätigkeit, immer und überall derselbe, so weit die Kreise der Bewegung scheinbar von einander abstehen.

Nachdem das persönliche Durchwalten des menschlichen Geistes nach der Verschiedenheit seiner Hauptbeziehungen als die Urquelle des Kunstwahren in einem flüchtigen Ueberblick vorangestellt worden ist, läßt sich vielleicht mit größerer Bequemlichkeit davon reden. Goethe unterscheidet eine doppelte Zusammenwirkung bei dem Ausflusse jenes übernatürlichen Reizes, worin nach seiner Meinung das Wesen des Kunstwahren besteht, zuvörderst die Macht des Dargestellten an und für sich, sodann dessen Anklang im Gemüth des Anschauenden. Im Kunstgenuß sind zwar beide unzertrennlich vereinigt, für die Betrachtung geben sie aber deutlich genug auseinander.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Notiz über J. Livens.

In den Katalogen in Holland versteigerter Sammlungen von Handzeichnungen findet man als Meister einen alten und einen jungen Livens. Hr. Josi, der früher als Kunsthändler in Amsterdam während 25 Jahren die Versteigerung vieler Kabinete der Art besorgte, erklärt dieses als einen Irrthum. J. Livens' vortrefflich gezeichnete Köpfe verhalten sich gegen seine historischen Darstellungen und Landschaften nicht anders, als dergl. dem Gegenstande nach verschiedene Arbeiten Rembrandt's. Dieser Irrthum wäre nicht zu berühren, da auf Angaben der Meister in Kunstversteigerungskatalogen nur zu oft wenig gerechnet werden kann, wofern nicht diese holländischen Verzeichnisse von Handzeichnungen ein nothwendiges Hülfsmittel in diesem Fache der Kunst wären.

München.

9. Nov. 1834.

Herr Geh. Oberbaurath von Klenze ist am 2ten November von seiner Reise nach Griechenland zurückgekehrt. Da er dort, so viel ihm möglich, sich künstlerischen Zwecken gewidmet hat, dürfen wir interessanten Mittheilungen von seiner Seite entgegensehen. Ein großer Theil seiner Thätigkeit war der Anlage von Neu-Athen, so wie der Vorsorge für die Erhaltung alles Alten gewidmet. Ihm ward der Plan des neuen Königsschlosses, sowie des Nationalmuseums übertragen, da die Ausführung der vom Oberbaurath Schinkel mitgetheilten Pläne (von denen übrigens Hr. v. Klenze mit der größten Bewunderung spricht) im Terrain unüberwindliche Hindernisse gefunden. Die Künstler in München, sowie die Mitglieder der verschiedenen Baubehörden und sonstige Freunde der Kunst haben, um ihre Theilnahme an der glücklichen Rückkehr des Hrn. v. Klenze zu bezeigen, demselben am 8. Nov. ein Fest im großen Odeonsaale veranstaltet, welches sich durch Schönheit und Reichthum der Dekoration (des Künstlers mit dem Olivenkranz geschmückte Büste stand unter einem Orangenhain), sowie durch den vorherrschenden heitern Ton ganz besonders auszeichnete. Der dem gefeierten Architekten ausgebrachte Toast wurde von Hrn. Ernst Förster durch einige Worte eingeleitet, in welchen sich die Intention der Theilnehmer näher aussprach, und die wir unsern Lesern hier mittheilen:

Wir finden uns in heit'rer Festversammlung
Vereint durch ein Ereigniß froher Art.
Zurückgekehrt ist uns der Mann, um dessen Schläfe
Der Oelkranz seine dunklen Blätter legt,
Und bringt von Hellas uns lebend'ge Kunde,
Von jenem Lande, das die gold'nen Strahlen
Durch die Jahrtausende erleuchtend schickt,
An denen, wo und wie er sich auch findet,
Der Geist der Menschheit ewig sich entzündet.

Wahr ist, wir haben eine Wissenschaft,
Die frei uns durch die Welten Gottes trägt,
Und alle Nationen ehren sie,
Wir haben eine deutsche Poesie
Und rühmen uns mit unnennbarer Freude
Der deutschen Kunst, die hier so froh sich regt:
Doch fragen wir, woher sie alle kamen,
So nennt uns Hellas seine großen Namen.

Und dieses Land, nachdem durch blut'ge Kämpfe
Es sich aus ehrnem Schlafe aufgeschreckt —
Wohin schickt es die ersten, freud'gen Blicke?
Wer von Europa's Nationen steht ihm nah?
Es ist das Land, dess Geist sich ihm verbunden,
Noch eh' es seines Morgens Schimmer sah,
Und eines deutschen Fürsten edlem Sohne
Beingt es die schwererworb'ne, heil'ge Krone.
Ein deutsches Heer zieht ostwärts durch die Fluten,
Des Staates Grundstein legt der deutsche Geist,
Ihm übergibt man dort das höchste Walten,
In seinen Händen ruhet das Gesetz,
Es zwingt den Sinnen bewegter Leidenschaften,
Und Glück und Frieden steh'n in seinem Dienst,
Und auch das Auferstehungsfest der Alten
War nach demselben Geiste vorbehalten.
Noch lag der Frevel der Zerstörung
Schwer auf dem Kirchhof einer großen Zeit,
Tief unten blieb das Herrlichste begraben;
Und was auftagte in die Gegenwart,
Gefesselt stand's, verachtet und geschändet,
Und neue Gräber grub jedweder Tag.
Da naht der Meister, und dem strengen Worte
Eröffnet sich die festverschloss'ne Pforte.

O schöner Tag, an dem die Propyläen
Zum Parthenon auf's Neu' geöffnet steh'n!
Lorbeergeschmückt zieht zu der Burg die Menge,
Der Festeswege der junge König folgt.
Dort in Athene's hell'gen Tempelhallen
Legt er mit eig'ner Hand den ersten Stein,
Und über der erstand'nen Vorwelt Trümmern
Sieht alles Volk die lichte Zukunft schimmern.
Sie drängen sich hin zu des Tempels Stufen,
Kaum fasst sie alle die Akropolis,
An Mauern klimmen sie empor, an Säulen,
Von höchsten Gipfeln dringt ihr Jubelruf,
Drommeten tönen, Festeshymnen schallen,
Doch lauter schlägt das Herz in jeder Brust.
Denn ausgesprochen ward ein mächtig „Werde!"
Auf von Jahrtausenden geweihter Erde.
Die Sonne sinkt, doch mit dem letzten Glanze
Umstrahlt sie Himmel, Erd' und Meer:
Es leuchten des Parnasses hehre Gipfel,
Im Dufte schimmert dort Akrokorinth,
Von fernen Inseln tönt ein freudig Grüßen,
Und seine Wogen wälzt das dunkle Meer,
Und Himmel, Erd' und Meer im Bunde,
Sie feiern mit dem Volk die Stunde.

Und fragt ihr dort, wer war's, der den Hellenen,
Der ganz Europa diesen Tag gebracht,
Wer hob hervor, weßhalb die Nationen
Dem jungen Hellas ihre Gunst geschenkt?
So nennet man euch einen deutschen Namen,
Denselben, der uns festlich heut vereint;
Und wie im Vaterlande alles Schönen,
Soll dieser Name auch bei uns ertönen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

№ 97.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 4. December 1834.

Gemäldeausstellung in Genf.

Nicht bloß in der Literatur geht Genf seinen eigenen Weg und vermeidet sorgfältig Alles, was uns in dieser Beziehung von Paris her geboten wird, auch in der bildenden Kunst zeigt sich hier Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit. Alles, was sie bei uns leistet, ist aber um so ehrenwerther, da ihr in der Heimath nur sehr wenig Aufmunterung wird. Die Regierung thut allerdings bei ihren geringen Hülfsquellen was sie kann, sie kann aber nur wenig. Unsere Nabob's glauben hingegen Alles gethan zu haben, wenn sie einmal ein kleines Genrebild oder eine Landschaft um ein Billiges bestellen, oder bei der Verloosung der ausgestellten Gemälde ein Loos nehmen. Aerger noch ist's in Beziehung auf Bildhauer-Arbeiten. Darum mußten auch James Pradier und Chaponnière nach Paris auswandern, wo sie sich durch ihr Talent Ruhm und Wohlstand erwerben.

Wenn schon in Paris eine Gemäldeausstellung größtentheils etwas Persönliches ist, wo dem X und Y gut gebettet, dem Hinz oder Kunz aber ein Bein untergeschlagen wird, so ist dies noch mehr in dem kleinen Genf der Fall, wo die Maler und Malerinnen eine Menge Familien- und Coterieverhältnisse haben, wo Frau und Mann, Kind, Muhme, Vetter und der gute Freund alles Mögliche thun, um die Ihrigen hinauf und die Andern durch alle Gesellschaftskunststücke und Kränzchen-Hokus-Pokus hinunter zu bringen. Glücklicherweise macht sich entschiedenes Talent durch Alles dieses Lust und Platz, so daß nur das Mittelgut noch jene Protektion nöthig hat, um sich zu halten. Dieses entschiedenen Talents ist aber auch hier nur wenig, ja es würde sogar an andern Orten, selbst in Paris, noch viel weniger entschieden seyn, denn was wäre z. B. der hier so viel gepriesene Hornung neben Ingres, Hersent und Lacroix? Darum ist es wohl kleinstädtisch, wenn bei Gelegenheit der jetzigen Gemäldeausstellung Viel von dem herrlichen Emporkommen der Genfer Malerschule die Rede war. Wußten denn die Leute, die so sprechen, was eigentlich eine Malerschule ist?

Aber auch ohne zu dergleichen Prätensionen zu berechtigen, ist immer ehrenwerth, was geleistet worden, wiewohl ich es mit dem besten Willen nicht höher stellen kann, als das, was die vorige Gemäldeausstellung aufzuweisen hatte. Am höchsten stand das Landschaftsfach, weil das Beste in der Historienmalerei nicht vollendet war.

Lugardon, der auch in den Pariser Ausstellungen konkurrirte und viel Lob erhielt, hatte auch diesmal wieder Gegenstände aus der Schweizergeschichte zum Gegenstand gewählt.

> Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich Euch!
> Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen.
> Doch besser ist's, Ihr fallt in Gottes Hand,
> Als in der Menschen!

Diese Worte aus Schiller's Wilhelm Tell schwebten dem Maler bei seinem schönen Bilde vor. Da wird ein schwacher zerbrechlicher Kahn, mit dem heftige Seewellen spielen, durch die Wogen vom Ufer abgestoßen. Man hört den grauen Thalvogt kommen, der Firn drüllt, der Mothenstein zieht seine Haube an, und kalt her bläst es aus dem Wetterloch, der Sturm ist schon auf dem Lande. In dem Kahn steht ein kräftig-schöner Mann, ein wahrer Achilles, der das Ruder mit Macht gegen das Felsenufer stemmt, um den Kahn schnell abzustoßen, denn die größte Eile ist nöthig. Das gebrechliche Fahrzeug hat bereits den jungen Baumgarten aufgenommen, da sitzt er und hält die blutige Art in der Hand, nicht ohne Besorgniß, denn einer der nachsetzenden Kriegsknechte am Ufer spannt eben seine Armbrust, um nach ihm zu schießen. Den mächtig aufgerichteten Tell rührt aber diese Gefahr nicht, er sieht nur in den drohenden Sturm und scheint sein Leben, die liebe Frau und die Kinder dem Herrn der Wogen zu empfehlen. Dieser Tell ist in Ausdruck, Zeichnung und Farbenglanz sehr gelungen. Weniger

Baumgarten, dem eine gewisse Süßlichkeit übel ansteht; sein gelocktes blondes Haar, seine schönen blauen Augen und seine purpurrothen Lippen machen aus ihm eher einen von der Habsburgischen Pfalz entflohenen Edelknaben oder Frauenliebling, als einen handfesten Schweizer Eheemann. Nur diese beiden Figuren waren von dem Bild vollendet. Der Mittel- und Hintergrund hat die Lugardon eigene grauliche und düstere Färbung, die bei den stark eingeschlagenen Farben des Bildes noch auffallender war. Auch der Schwur der drei Schweizer auf dem Rütly im Taschenformat von diesem Maler war nicht vollendet.

Einer ganz andern Kunstrichtung folgt Hornung. Schon vor einigen Jahren sprachen wir in diesen Blättern von seinem ersten historischen Gemälde, von seinem Tod Caloin's, dem er zuerst höhern Ruf verdankte. Seine Komposition ist verständig, seine Zeichnung tadellos und in der Färbung steht er unstreitig über Lugardon; im Ausdrucke hingegen erreicht er ihn nicht, denn er ist bei diesem einfacher und wahrer und doch tiefer und wärmer. In Hornung's diesjährigem Hauptbild zeigen sich indessen bedeutende Fortschritte. Es stellt in ganzen lebensgroßen Figuren Catharina von Medicis vor, wie sie sich das abgeschnittene Haupt des in der St. Bartholomäusnacht ermordeten Admirals Coligny vorlegen läßt. Voltaire sagt in seiner Henriade:

Et l'on porta sa tête aux pieds de Médicis,
Conquête digne d'elle, et digne de son fils.
Médicis la reçut avec indifférence,
Sans paroître jouir du fruit de sa vengeance,
Sans remords, sans plaisir, maîtresse de ses sens,
Et comme accoutumée à de pareils présens.

In einem düstern Zimmer vor ihrem Hausaltar, über dem der Gekreuzigte hängt, mit dunkelm Sammetkleid angethan, sitzt nach ihrem bekannten Porträt Katharina, und vor ihr auf dem Altar hat der zur Seite stehende Kriegsmann Coligny's blutiges und bleiches Haupt mit Gefallen aus einem Linnen gewickelt und hingelegt. Sie aber sieht es als etwas ganz Gleichgültiges an, ohne Vorwurf, ohne Leid, ohne Freude, und legt dabei ihre Hand an das blutige Tuch, als wolle sie es besser auseinander breiten. Diese Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit an solcher Stelle unter dem Bild Christi, auf dessen Altar sie das blutige Haupt dessen hat legen lassen, der als der gefährlichste Feind des Katholicismus angesehen wurde, zeigt aber einen störenden Doppelsinn. Wie wenn sie in irriger katholischer Orthodoxie wähnte, — und dieser Wahn war damals erklärlich und verzeihlich — dem Heiland und seiner Religion einen Dienst zu leisten, der ihr keine Freude mache, den sie jedoch für Pflicht halte? So dachte aber bekanntlich Katharina nicht, denn ihr blutdürstiges Gemüth hatte sich lang nach dem Mord des Todfeindes gesehnt. Der Kriegsmann im Harnisch ist klarer und richtiger dargestellt, nur steht er Katharinen zu nah. Der Leichenkopf ist sehr edel und schön, was freilich nicht historisch ist, denn bekanntlich wurde er der Königin nicht eher gebracht, als bis des Admirals Leiche aus dem Fenster auf die Straße gestürzt worden, da Stundenlang im Schmutz herumgezogen, dann am Galgen des Schindangers zu Montfaucon an den Beinen aufgehängt und da von Karl IX. und seinem ganzen Hof betrachtet und verspottet worden war. Nach solcher Behandlung kann ein Kopf nicht mehr wie ein Marmorbild aussehen. — Unbedeutend war, was Hornung und seine sogenannte Schule sonst aufgestellt hatte.

Im Landschaftsfach, worin der geniale Töpfer schon lange nicht mehr erscheint, stand Diday, ein junger Genfer Künstler, unstreitig oben an. Seine Sennhütte auf einer Alp im Meyringerthal ist ein reiches Gedicht durch die Lichteffekte, die um und über den Berg wegziehenden Nebel, das reizende Alpengrün und die ganze landschaftliche Behandlung, die etwas Breites und Großartiges im Styl mit fleißigem Studium und sorgsamer Ausführung verbindet. Die eilige Heimkehr einer Fischerbarke auf dem Genfersee im Sturm verdiente nicht weniger Lob wegen der Behandlung des Wassers, besonders der großen im fahlen Sturmlicht durchsichtigen Welle, die das Fahrzeug an's Land zu werfen droht. Außerdem hatte der fleißige Künstler noch sechs andere Landschaften ausgestellt. Von Guigon fanden sich gute Darstellungen aus Venedig, z. B. die Abfahrt des Dogen zur Vermählung mit dem Meere und die Einfahrt des großen Kanals. Unter den zahlreichen Genregemälden war diesmal weniger Ausgezeichnetes als vor einigen Jahren. Zwar hatte der auch in Deutschland wohl bekannte Gros-Claude manches Hübsche geliefert, jedoch nichts Hervorstechendes. In Komposition, Behandlung und Färbung überragt ihn diesmal Scheffer in einem unvollendeten Bild, das die Abreise eines jungen Mannes im XVII. Jahrhundert aus einem befreundeten Hause darstellt, wo er einige Zeit gelebt hat; sehr geistreich ist der Eindruck geschildert, den dessen Scheiden auf die beiden Schwestern des Hauses macht. Constantin in Paris hatte zwei große Gemälde auf Porzellan eingeschickt, einen Christuskopf nach Correggio und eine Thetis. Beide waren nur geleckte Bilder ohne Ausdruck. Unter den Zeichnungen hebe ich die historischen Aquarelle des genialen L. Vogel in Zürich hervor.

Dr. M.

Digitized by Google

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit.

(Fortsetzung.)

Alle angegebenen Merkmale der Kunstwahrheit dürften in dem Satze liegen, daß sie das Allgemeine auf dem Wege des Besondern zur Einheit einer rein abgeschlossenen Anschauung erhebt, die als solche auf ihren erfahrungsmäßigen Ursprung zugleich den scheinbaren Abglanz des Gegentheils zurückspiegelt. Für sich allein geht das Allgemeine in kein gegebenes Maß von Erfahrung, es überflügelt vermöge seines grenzenlosen Umfangs jede Ausbeute der Wirklichkeit; eben darum wäre es vollkommen dazu geeignet, Kunstwerken jenen unschätzbaren Vorzug zu ertheilen, der uns als ein übernatürlicher geschildert worden ist. Da dieser aber gerades wegs durch keine Anstrengung erreicht werden kann, in seiner vollen Gewißheit jeder Nachstellung des Blicks und der Hand entschlüpft, nichts desto weniger das Ziel einer ungestillten Sehnsucht bleibt, die in ihrer Dauer und Aechtheit ein Unterpfand des Möglichen zu besitzen meint: so sucht der Künstler, befreit von jenem Drange, eine Verfahrungsweise ausfindig zu machen, die in der Eigenschaft und mit der Wirkung des Besondern den Schein des Allgemeinen erregt und letzteres in einen Zwischenzustand versetzt, wo es seine Unfaßlichkeit verliert und ein Gefangener unserer Vorstellung wird. Jenes oft gebrauchte Gleichsam, das Epikur auf die Lieblichkeit seiner Götter anwandte und welches durch Winkelmann's Anwendung so berühmt geworden ist, tritt bei der Kunstwahrheit überall in sein Recht. Von der einen Seite gewährt sie den Wirklichkeitsforderungen jeden wesentlichen Anspruch, ist mit ihnen nirgends in einem willkürlichen Zwiespalt, sichert ihnen vielmehr die Vollmacht der bestimmtesten Gesetzmäßigkeit, weshalb sie in dieser Hinsicht ein Abdruck des Allgemeinen heißen kann; von der andern Seite stattet sie dasselbe aber wieder mit so tiefen und durchgreifenden Zügen des Besondern aus, daß ersteres dadurch in seiner Art etwas Einziges wird, welches alle Erscheinungen, alle Eindrücke, alle Bilder des Erfahrungsmäßigen hinter sich zurücklässt und zu den Gestalten der Geisterwelt emporführt, aus welcher es durch eine glückliche Geburt herabkam; ein schöner Fremdling, einhergehend in Tracht der Landeskinder, ihnen nah und fern, je nachdem sie ihn ansehen. Die Vereinigung des Allgemeinen und Besondern muß demnach nothwendigerweise den Sinn eines Gleichnisses ausdrücken; sie wird dessen Vorzüge theilen, seinen Vortrag nachahmen, seine Mittel anwenden, seine Vorschriften befolgen, je nachdem die Verhältnisse wechseln; sie wird auch eben so unerschöpflich seyn wie dieses und nach keiner auswendigen Regel erlernt werden können. Wie die Sprache des Gleichnisses Zeiten, Völker, Individuen eigenthümlich sondert, so wird eine ähnliche Abgrenzung auch in den Darstellungen der Kunstwahrheit hervortreten, da das Allgemeine hier ebenfalls erst durch ein Besonderes zur Anschauung kommt, mit dem Unterschiede, daß es auf einer breitern Unterlage ruht, auf dem durchgängigen Gehalt eines Ganzen, wodurch die Ausführung nähre bedingt wird, der Werth des Uebernatürlichen in die Entwickelungen lebendiger Mannichfaltigkeit übergeht. Manche Künstler pflegen die geistige Gleichnißschrift in einem Sinne zu nehmen, wonach das Zeichen von der Realität des Bezeichneten in einem beliebigen Abstande bleiben dürfte und gerade dadurch, wie sie vorgeben, seine treffende Kraft am besten darthun soll. Sie wagen es wohl gar, diese meistens bewußtlose Abweichung eine symbolische zu nennen und hinter dieser eingebildeten Brustwehr ihre Vertheidigung zu führen. Damit wird augenscheinlich die wesentliche Einerleiheit zwischen dem Darzustellenden und Dargestellten, die Angel aller Kunstwahrheit völlig aufgehoben, zu einem parodirenden Schattenspiel herabgesetzt. Es ist als ob jemand, der so denkt, Lust bezeugte, sich in der Chiromantie zu üben, um mit ihren Figuren der Welt verständlicher zu werden. Diese symbolische Wahrsageeei verhält sich ungefähr zu der Kunstwahrheit, wie die Karrikatur zum Charakter.

Bisher ist nicht ohne Vorbedacht ausschließend von dem Scheine die Rede gewesen, welcher dem Kunstwahren insofern anhängt, als es das Allgemeine auf dem Wege des Besondern darstellt. Bei jeder Kunstbetrachtung tritt der unvermeidliche Uebelstand ein, daß sie Dinge trennen muß, die unmittelbar zusammengehören und nur in ihrer vollkommenen Eintracht richtig aufgefaßt werden können. So möchte dann leicht jener Schein, für sich genommen, den Verdacht eines fliegenden Phantasma erregen, welches, nachdem es lange genug in der Theorie herumgespuckt habe, für die Unterhaltung endlich zu alt, zu grau geworden sey. Um einer solchen Stimmung nach Kräften entgegenzuwirken, wird es nothwendig, die Einheit der Anschauung als vermittelnde Hülfsmacht nachrücken zu lassen, auf welcher jener Schein in allen Punkten seines Daseyns beruht. Wenn es frei steht, von der Wirkung auf die Ursache zurückzuschließen, so ist die Einheit der Anschauung das ursprüngliche Richtmaß alles Kunstwahren, mithin auch jenes Scheins, wodurch sich dasselbe so wunderbar von der Presse eines bloßen Nachdrucks unterscheidet. Zuvörderst wirkt die Einheit der Anschauung auf jede Theilvorstellung des Ganzen mit der Entschiedenheit einer leitenden Kraft, wobei für jetzt noch von allen Bezügen einer umfassenden Verbindung abgesehen werden mag. An und für sich

Digitized by Google

ist diese Annahme freilich unstatthaft, da jede Theilvorstellung, wie verschieden ihr Umfang sey, von dem Zusammenhange des Ganzen eigens bedingt wird. Daß sie aber, sobald sie irgend etwas Zusammengehöriges unter sich begreift, das ja ihre gedachte Vereinzelung keineswegs aufhebt, auf keine andere Weise ausgeführt werden kann, als wenn die Einheit der Anschauung dem Künstler fortwährend die Hand führt, ist sonnenklar, folgt nothwendig aus der Sache selbst. Es gibt indessen leitende Ansichten, denen zwar in ihrer Art die Einheit der Anschauung nicht abgeht, desto mehr hingegen die Fülle der Wahrheit; sie gleichen neckischen Irrlichtern, die von dem rechten Wege in Sumpf und Moor abführen. Wodurch unterscheidet sich nun die rechte Einheit der Anschauung von jener falschen? Durch das oftererwähnte Allgemeine, auf dessen abgeschlossenem Grunde sie sich übereinstimmend bewegt, wie der Spiralzug einer stillen Nothwendigkeit. Hat sie es lediglich mit einem bestimmten Gegenstande der Wirklichkeit zu thun, so saugt sie ihm das Mark seines Daseyns so vollständig aus, daß sein Allgemeines in einem verkörperten Gedankenbilde dasteht. Will sie denselben zu einer Transfiguration des Uebersinnlichen brauchen, so formt sie den rein aufgefaßten Bestand seines Wesens dergestalt um, daß er auch in dem Ueberguße der geistigen Analogie noch irdisch fortlebt. Man erkennt darin, so zu sagen, mit dem einen Auge das Schattenbild des Herkules, wie es in der Unterwelt schwebt, und mit dem andern seine verschönte Gestalt im Kreise der unsterblichen Götter. Die Zugabe des Besonderen ist eben das Menschliche, worin sich das Allgemeine kundthut; es heißt auch der Geist des Künstlers, eine eben so einfache als treffende Bezeichnung für die Natur des Kunstwahren. Es versteht sich von selbst, daß die Theilvorstellung ihrerseits auch wieder in eigene Gliederungen ausgehen kann, wo dann das scheinbare Verfahren ebenfalls stattfindet. Verwandt mit den Theilvorstellungen und in gewissem Betracht auch wieder von ihnen verschieden sind die Zustände des Lichts, des Schattens, der Farbe. Lassen wir ihr Hinstreben zum Ganzen vor der Hand wiederum außer Acht, schränken wir die Aufmerksamkeit vorläufig auf ihre Wirksamkeit innerhalb besonderer Grenzen ein. Bei ihnen äußert sich die Einheit der Anschauung am deutlichsten in der Einheit der Empfindung; letztere macht gewissermaßen das stehende Behältniß aus, worin jene die mannichfaltigsten Abstufungen überblickt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kunstausstellungen.

Die Kunstausstellung in Paris für das Jahr 1835 ist bereits angekündigt. Sie wird am 1sten März beginnen, und das königl. Museum wird zum Behuf der Vorbereitungen am 10. Januar geschlossen. Noch sind nicht alle Werke zurückgefordert, die sich auf der diesjährigen Ausstellung befanden.

Berichtigung.

In der Anzeige des Kunstvereins in Hannover, Nr. 87 des Kunstblatts, ist statt 24. Januar zu lesen: 24. Februar, als an welchem Tage die Kunstausstellung definit eröffnet werden wird.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[679] **Kunst-Anzeige.**

In der Prägeanstalt von M. H. Wilkens in Bremen sind in der letzten Zeit folgende Medaillen zu Tage gefördert:

1) Medaille auf den Abschied des Bischofs Dr. Dräfecke (jetzt in Magdeburg) von Bremen am 20. Mai 1834,
in fein Silber per Exemplar . 3 Rthlr. Gold.
in Bronce . . . . . 1 „ „

2) Medaille auf das Jubiläum des Prof. Dr. Heineken in Bremen am 16. August 1833,
in feinem Silber per Exemplar 5 Rthlr. Gold.
in Bronce . . . . . 1½ „ „

3) Medaille zum Andenken an Dr. Olbers in Bremen,
in feinem Silber per Exemplar 3½ Rthlr. Gold.
in Bronce . . . . . 1 „ „

4) Medaille zum Andenken an G. Menken, weil. Pastor zu Bremen,
in feinem Silber per Exemplar 3½ Rthlr. Gold.
in Bronce . . . . . 1 „ „

Der ausgebreitete Ruf, begründet durch literarische Arbeiten und anderweitige Verdienste, dessen sich Männer wie Dräfecke, Heineken, Olbers und Menken jeder in seiner Art zu erfreuen haben, gab dem Künstler die Idee an die Hand, den zahlreichen Freunden und Verehrern derselben ein Erinnerungszeichen zu bieten, was um so mehr seine Zwecke erfüllen wird, da jeder dieser Medaillen das wohlgetroffene Brustbild mit enthält.

Der alleinige Debit für Auswärts ist der Buchhandlung von W. Kaiser in Bremen übertragen und der es auch möglich gemacht ist, zu oben bemerkten Preisen die Bestellungen (die durch jede Buchhandlung geschehen können) abzuliefern.

[711] Durch alle soliden Buchhandlungen ist zu beziehen:

Bilder
aus
Griechenland.

Ein Beitrag zur Länderkunde, zugleich als Hülfsmittel zum bessern Verständnisse der Schriftsteller.

Erstes Heft: 28 Abbildungen in Stahlstich.

Frankfurt am Main bei Siegmund Schmerber.

№ 98.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 9. December 1834.

Ueber die öffentlichen Bauten in Paris.

Von Eduard Collow.

(Fortsetzung und Schluß von Nro. 98.)

Verfolgen wir von der Madeleine an die Boulevards bis da, wo die Straße Lafitte einmündet, so gelangen wir nach der Kirche Notre-Dame-de-Lorette, deren Bau, seit neun oder zehn Jahren begonnen, im Laufe dieses und des nächsten Jahres gewiß geendigt seyn wird. Sie wurde auf Kosten der Stadt Paris und nach dem von Lebas entworfenen Plane erbaut; die Leitung des Baues hatte Domey übernommen. Ihre Bauart ist wie die der meisten römischen Kirchen; von außen hat sie die Gestalt eines länglichen Vierecks; das Innere derselben ist abgetheilt in 3 Schiffe, ein Hauptschiff und zwei Seitenschiffe, und geht an dem der Eingangsthür entgegengesetzten Ende in einen Halbkreis aus, der für den Hauptaltar bestimmt ist. Der Schmuck dieser Kirche soll in einer Art von Oelgemälden bestehen, deren Ausführung sich unmittelbar auf der Mauer bewerkstelligt und wie sie Gros zuerst im Pantheon versucht hat. Hinsichtlich der äußeren Vollendung stehen diese Gemälde den Freskobildern bei weitem nach, und daß sie die Dauer dieser letzteren nicht erreichen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Die Wahl der Künstler, welche diese Arbeiten übernehmen sollen, ist auch nicht die glücklichste gewesen. Mit der Ausführung der Gemälde, welche zu beiden Seiten des Thors angebracht werden sollen, sind Heim und Droiling beauftragt; zur Linken über dem Eingang wird Ersterer die Darstellung Jesu im Tempel und zur Rechten Letzterer Jesus im Tempel unter den Schriftgelehrten malen. Die Malereien der Hauptkuppel und ihrer vier überhängenden Bogen sind Delorme anvertraut, welcher zum Gegenstand seiner Darstellung die vier Evangelisten und die Wunderlegende von der Loretokapelle gewählt hat. Zwölf andere Gemälde hat man für den noch übrigen Theil der Decke des Hauptschiffs bestimmt, von denen vier, Propheten des alten Testaments vorstellend, von Schnetz gemalt werden sollen. Außerdem werden noch ausgeführt: die Geburt Mariens von Mouvoisin, die Vorstellung im Tempel von Vinchon, die Verlobung der Jungfrau Maria von Langlois, die Verkündigung der Geburt Christi von Dubois, der evangelische Gruß von Caminade, die Anbetung der Hirten von Herfe, die Anbetung der Magier von Grangé und die Himmelfahrt Christi von Jninne. Ich kann nicht sagen, wie weit alle diese Gemälde schon ausgeführt oder der Ausführung nahe sind, und ein nur flüchtiger Anblick von einigen derselben gestattet mir nicht, ein genauer begründetes Urtheil zu fällen. Im Allgemeinen, muß ich gestehen, sind mir die Kompositionen schwach vorgekommen, unter den angefangenen habe ich keine Gelegenheit gehabt, eine kräftige Zeichnung und Auffassung zu bemerken, und ich fürchte sehr, daß, wenn die Decke der Kirche noch mit Reliefs und vergoldeten Zierrathen ausgeschmückt werden soll, wie man die Absicht hat, die Gemälde nicht die erwünschte Wirkung hervorbringen mögen. Doch läßt sich, wie schon gesagt, nach einem ersten Entwurf und einer leichthin angelegten Zeichnung kein vollgültiges Urtheil fällen.

Ein ähnliches System der Verzierung will man auch für die 4 Kapellen in den Seitenschiffen befolgen; Kuppeln, Mauern, Alles soll mit Oelgemälden ebiger Art versehen werden. Hinsichtlich der Gegenstände hat man der Wahl und Phantasie der Maler freien Spielraum gestattet. Roger, Orsel, Perrin und De la Roche sind die Künstler, denen die Vollendung dieser Arbeiten übergeben ist. Es steht zu erwarten, ob der Letztere, mit eignen und mit Arbeiten für die Madeleine beschäftigt, Zeit und Muße gewinnen wird, um sein Talent an einer der vier Kapellen zu bereichern. Ingres hatte Anfangs die Malereien an der Mauer und dem Gewölbe des Halbkreises um den Hauptaltar übernommen; doch wie man hört, hat derselbe den Anfang dieser Arbeiten fortwährend verzögert, und seine in Kurzem

Digitized by Google

bevorstehende Abreise aus Paris, um die Stelle als Direktor der französischen Akademie in Rom anzutreten, wird wahrscheinlich die Kirche der Arbeiten dieses Meisters für immer berauben.

Das Aeußere der Kirche kündigt sich bald sonderbar bald großartig durch einen Portikus von 4 Säulen korinthischer Ordnung an, welche ein mit den Statuen des Glaubens, der Liebe und Hoffnung geziertes Fronton überragt. Im Verhältniß zu der Ausdehnung der Kirche ist dieser Portikus viel zu groß und harmonirt durchaus nicht mit dem Ganzen, welcher Uebelstand um so auffallender hervortritt, da gleichfalls das Gesims der beiden Seitenflügel mit dem Hauptschiff nicht zusammenstimmt. Den entgegengesetzten Fehler hat der hinter dem Hauptaltar sich erhebende Thurm, welcher im Vergleich zu den ihm als Grundmauer dienenden Massen unverhältnißmäßig klein und winzig erscheint.

Im Innern ist der Charakter des Gebäudes seiner Bestimmung nicht entsprechend. Das Licht dringt zu reichlich in die kleinen Räume und verbreitet über das Ganze eine zu heitere Helle, welche hier sehr übel angebracht ist. Es mag seyn, daß diese Art der Lichtvertheilung den religiösen Bedürfnissen der Gegenwart anpassend ist, welche sich nicht so weit erheben kann, daß sie die Sinnenwelt mit ihren Umgebungen auf einen Augenblick vergäße; nichts desto weniger hat aber der Architekt gefehlt, welcher bei seinem Kirchenbau auf die Ausdehnung des neueren Glaubens Rücksicht nahm. Ich zweifle nicht, daß, um weltlich zu sprechen, diese Kirche bei den Gläubigen von der Chaussée d'Antin sehr in Vogue kommen wird, denn die Symbolik des Gemüths gilt ihnen für eine Dichterfabel aus vergangenen Zeiten, welche man heutigen Tags nur noch anwendet, um den unwissenden Pöbel zu zügeln, und die weibliche Welt liebt nicht mehr das geheimnißvolle Dunkel eines gothischen Domes, weil sie weniger ihre Herzen, als den Putz über ihrem Herzen in's Gotteshaus zu tragen gewohnt sind. Wenn die Aufklärung unsers Jahrhunderts in dem Maße wie bisher fortschreitet, werden die Enkel der niedlichen Pariserinnen in der Notre-Dame-de-Lorette, wie ihre Voreltern im Jardin Turc auf die neuen Opernarien horchen und ein Feuilletonist oder sonst ein extravaganter Schöngeist wird auf die Kanzel treten und eine gescheidene Abhandlung über's Theater und die neuesten Moden ablesen.

Verfolgen wir unsern Weg und wenden uns weiter gegen Westen, so stoßen wir auf die Kirche St. Vincent-de-Paule, Rue Lafayette. Der Bau dieser Kirche wurde gleichfalls auf Kosten der Stadt Paris unternommen, und die Arbeiten daran schienen eine Zeitlang eifrig betrieben zu werden, sind aber gegenwärtig fast ganz eingestellt. Die Architekten, welche dabei angestellt sind, heißen Lepère und Hittorf. Die Kirche ist zwar in einem dem vorigen ähnlichen Baustyle angefangen, doch ist der Plan erweitert und läßt mehr hoffen. Die Mauern und der Peristyl sind beendigt; mit dem Bauen des Dachs hat man noch nicht den Anfang gemacht.

In demselben Stadttheile, am Ufer des Kanals Saint-Martin, ist ein neues Entrepot gebaut worden, nach dem Plan der von Napoleon ausgeführten Weinhalle, wie dieser überhaupt zuerst für die Einrichtung von dergleichen, für Paris so nothwendigen Gebäuden sorgte. Von außen haben diese Waarenniederlagen das Ansehen von Wagenschoppen und sind im Innern ganz vortrefflich für ihren Gebrauch eingerichtet. Das neue Entrepot ist von Grpon.

Auf dem Bastilleplatz hat man Gerüste aufgerichtet, um die Julissäule zum Andenken der „glorreichen drei Tage" zu bauen. Sie soll nach dem Plane von Alavoine ausgeführt werden und wird in mancher Hinsicht mit der Vendomesäule übereinstimmen. Wie diese, soll sie rundum bis an ihre Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeit bedeckt werden, welche die Siege des Volks im Jahr 1830 verherrlichen. Die Spitze der Säule wird eine Kuppel krönen, auf welche die Oppositionsblätter die Statue Lafayette's gestellt wissen wollen. Seit längerer Zeit hat man die an dieser Säule angefangenen Arbeiten unterbrochen, und viele Leute meinen, daß sie dasselbe Schicksal wie der Arc de l'Etoile unter der Restauration haben werde. Der in ihrer Nähe befindliche Elephant, den Napoleon als Gypsmodell *gießen* ließ, um ihn als Fontaine zu benutzen, ist *seinem gänzlichen* Verfalle nahe.

Inmitten der Stadt hat man an der k. Bibliothek Veränderungen vorgenommen; eine neue Treppe ist angelegt worden und die Arbeiten gehen noch immer fort, was glauben machen könnte, daß der Plan Fontaine's, welcher durch eine Quergalerie das Louvre und die Tuilerien verbinden und diese zum Bibliothekgebäude bestimmt wissen wollte, aufgegeben sey; denn in diesem Falle wären die gegenwärtigen Arbeiten ganz unnütz. Auch weiß ich nicht, ob die Journale gut unterrichtet sind, wenn sie von einer neuen Straße sprechen, welche vom Louvre aus nach der Barriere du Trone hin geöffnet werden soll. Den Plan dieser Straße hat zuerst Perrault, der Baumeister von der Façade des Louvre, angegeben, und an die Ausführung desselben wurde später unter Napoleon gedacht, welcher Fontaine damit beauftragte. Die jetzige französische Regierung scheint wieder um die Verwirklichung dieses Bauplans zu beabsichtigen.

Auf dem linken Seineufer haben wir nicht viel zu erwähnen und zu besprechen. Sehr wohl thut man daran, daß man im Jardin des Plantes neue Gebäude für die verschiedenen Sammlungen aufführen läßt. Mehrere

Digitized by Google

Gewächshäuser sind im Werke, welche durch Dampf gewärmt werden sollen nach dem englischen System, weßhalb die HH. de Mirbel und Ch. Rohault nach England geschickt worden sind. Das größte Gebäude wird für die mineralogische Sammlung gemacht; es ist 500 Fuß lang und läuft längs der Rue Buffon hin.

Am Pantheon hat man schon lange ununterbrochen gearbeitet und es von außen her mit einem zuschauenden Gitter umgeben, an dessen vier Ecken weißmarmorne Candelaber aufgestellt werden sollen. Man ist gegenwärtig damit beschäftigt, die Stiege zu legen und den Boden innerhalb des Gitters mit Quadersteinen zu pflastern. Die Basreliefs auf dem Fronton sind noch nicht angefangen, die bereits seit einiger Zeit angebrachten Gerüste deuten darauf, daß man im Begriffe steht, sie auszuführen. Der Bildhauer David ist damit beauftragt. Die Arbeiten in den unterirdischen Gängen sind geendet; die Grabsteine Manuel's, Foy's und Lamarque's sieht man indessen noch nicht, so wie auch der obere Raum des Pantheons bis jetzt noch aller dafür bestimmten Statuen entbehret. Auf die oberste Kuppel des Gebäudes beabsichtigt man eine kolossale Statue der Fama, in der einen Hand die Posaune, in der anderen eine Palme oder Krone haltend, zu stellen. Ein zu diesem Behuf verfertigtes hölzernes Probebild scheint bei einem angestellten Versuch Beifall gefunden zu haben. Der Architekt Destouches leitet diese Arbeiten.

Das Palais auf dem Quai d'Orsay, welches zum Handelsministerium bestimmt ist und dessen Arbeiten lange unterbrochen waren, schreitet jetzt rasch voran, und der Architekt Lacornée hat den Auftrag, das Gebäude zu vollenden.

Damit schließen wir die Aufzählung der öffentlichen Werke der Baukunst, welche zu Paris im Laufe des verwichenen und des gegenwärtigen Jahrs theils im Interesse des öffentlichen Wohls, theils im Interesse der Wissenschaft und Kunst unternommen worden sind, und hoffen, späterhin noch einige ergänzende Nachträge zu vorstehenden Bemerkungen geben zu können.

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit.

(Fortsetzung.)

Das künstlerische Verfahren ist im erwähnten Falle abermals ein doppeltes; entweder hält es sich gewissenhaft an die Forderungen der Wirklichkeit oder es zieht sich auf einem Nebenpfade in die Welt der Einbildung zurück, wohin es jedoch erst wahrhaft gelangen kann, wenn es überall auf die Punkte seines ursprünglichen Ausgangs durch unverkennbare Zwischensignale zurückweist. Wiederum ist das Allgemeine nach beiden Beziehungen mit den Grundbedingungen der darzustellenden Zustände völlig dasselbe, wie denn auch das Besondere in der Auffassung ebenfalls der eigenthümliche Beitrag von menschlicher Seite ist. Denn wie könnte je ein herrschender Zustand durch objektive Nachpünktelei wiedergegeben werden? Weil jener Beitrag eine ungewöhnliche Feinheit der Empfindung voraussetzt, zumal bei Gewächsen, deren Früchte zu ihrer Zeitigung die mildeste Sonnenwärme verlangen, so ist er vorzugsweise geeignet, das Unmögliche möglich zu machen. In ihm verflößt sich das Allgemeine mit dem Besondern so unauflöslich, daß alle Zeugnisse einer zusammengetragenen Erfahrung davor verschwinden; es kündigt sich darin eine unbedingte Herrschermacht an, der Reiz des Kunstwahren im Strome der Seele. Goethe hat darüber in seiner Farbenlehre Entdeckungen niedergeschrieben, die es wohl verdienten, eifrigee benützt zu werden; denn bleibt auch in diesen Dingen zuletzt jeder Einzelne den Weisungen seines Gefühls überlassen, so ist doch gewiß vor allen Zeitgenossen die Erklärung eines Mannes reiflich zu erwägen, der keinen geringen Theil seines Lebens daran setzte, jenes Gefühl zur Wissenschaft zu erheben, dabei an Tiefe eines durchgängigen Natursinns unter den heutigen Künstlern schwerlich seines Gleichen hat.

Nun werde das einzelne Theil- und Zustandswesen aus seinen unnatürlichen Fesseln befreit und gehe von allen Seiten in den Fluß der Verbindung über, damit die Einheit der Anschauung in ihren fortgesetzten Schwingungen den Sieg des Kunstwahren vollende. Je mehr die Betrachtung sich erweitert, desto klarer wird der Unterschied zwischen der unverfälschten Gleichnißschrift des Geistes und dem starren Alphabet, der ersonnenen Hieroglyphik, worin die Ohnmacht sich gefällt. Je nachdem die Bedeutung des Gegenstandes, die Grundlage seiner Bestimmungen sich ändert, wird ihr die Kunstwahrheit treulich nachfolgen; letztere versteht ihren Vortheil zu gut, um verschrumpfte Hülsen mit abergläubischer Hoffnung auszusäen oder in den Wolken eines verblasenen Idealismus hinzuschweben, sie ist umgekehrt überall darauf bedacht, und zwar aus Grundsatz, allen Launen eines gleichförmigen Zwangs vorzubeugen, um neuen Beweisen ihrer ewig jungen Freiheit Platz zu machen. Ihre Freiheit ist darum nicht ohne Gesetz, sie hat es dem suchenden Blicke im Einzelnen vorgewiesen, als er genöthigt war, ihr Werk zu zerstücken, um sich dasselbe einigermaßen näher zu erklären; sie fordert ihn zuletzt auf, was er bei dem Versuchen der Theilung gefunden hat, zu sammeln, demselben das Recht seiner vollen Beziehung zurückzugeben, so von einer Anschauung zur andern über-

Digitized by Google

zugehen und in allen die einmüthige Lebensregung, den Geist des Ganzen, die Einheit der Einheiten wahrzunehmen. Dann gestaltet sich das Allgemeine, ergriffen in seinen kleineren Räumen, umfaßt von den Banden der Umgebung, gehoben von den Fortschritten des Zusammenhangs in das Bild einer hochbegünstigten Organisation, worin die verschiedenen Systeme der Wirksamkeit, stufenweise aufsteigend, in wechselweitigem Verkehr einen Bau der Ordnung darstellen. Es trägt dabei nichts aus, ob der Künstler sich darauf beschränkte, in das Auge der reinen Wirklichkeit zu blicken, oder ob er an ihrer Hand, wenn auch nicht in ihrem unbedingten Dienst, eine freiere Richtung nahm, da er ihr schlechterdings nicht entrinnen kann, wohin er sich wende, denn überall umfängt sie ihn mit dem Netze des gefüllten Raums und erhebt von da aus Fragen, die er beantworten muß. Unmöglich könnte aber das Allgemeine eine so feine Organisation annehmen, spräche nicht in ihr der Menschengeist seine eigenthümliche Schöpferkraft aus, und diesmal, am Ziele seiner Laufbahn zur Bekräftigung aller aufgezählten Thaten in der stärksten Potenz. Darum können selbst leise Abweichungen von der Richtschnur der Natur, seyen sie unbewußt oder gestissentlich eingemischt, den Vorzug des Kunstwahren nicht aufheben; dieser wohnt im Ganzen. Vernehmen wir hier sein Wesen, so gelingt es keiner tüpfelnden Zergliederung, den Anhauch seiner Gegenwart verdächtig zu machen. Ja, selbst jene einzelnen Abweichungen dürften in ihrer Verbindung, an der Stelle, wo sie gerade vorkommen, auf eine versteckte Regel des Nothwendigen hinweisen, die in der scheinbaren Ausnahme eine wesentliche Bestätigung findet. Die Streitigkeiten des Niedern und Höhern müssen im Geiste der Consequenz geschlichtet werden; dafür trägt die Kunstwahrheit Sorge, indem sie das Unbedeutende, Haldzufällige aufopfert, damit das Bedeutende reicher werde, das Allgemeine im Besondern obsiege. Sie ist berechtigt, dabei die Beschaffenheit des Gegenstandes um Rath zu fragen und nach diesem ihr Verhalten einzurichten. Denn in dem Maße, als der Gehalt des Dargestellten wächst, seine ausgebreiteten Schätze köstlicher werden, sie das Außerordentliche, ja die fernsten Spitzen der Dinge hervorzuheben suchen, erweitert sich nothwendig auch der Spielraum der Kunstwahrheit; sie kann bei der Gewißheit ihres Vorsprungs von dem Maßstabe der Wirklichkeit weniger genau erreicht werden; sie darf sich zuversichtlicher auf die Selbstmacht ihrer Gesetzgebung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Akademien und Vereine.

Halle. Der thüringisch-sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums feierte am 18. Oct. das Geburtsfest des Kronprinzen durch eine Generalversammlung. Es wurden darin die von der königl. Oberbau-Deputation zu Berlin erbetenen, von dem Bauconducteur Beck angefertigten trefflichen Zeichnungen der Ruinen des bekannten Klosters auf dem Petersberge bei Halle vorgelegt. Auch wurde über die Vermehrung der Sammlungen des Vereins Bericht erstattet.

Petersburg. Am 9. Oct. hielt die kaiserl. Akademie der Künste ihre feierliche Jahresversammlung. Nachdem der Konferenzsekretär den Bericht über die vorjährigen Leistungen der Akademie, aus welchem sich unter Anderem ergibt, daß die Zahl der Schüler von 147 auf 270 gestiegen ist, verlesen hatte, wurden die Namen der auserwählten Mitglieder publicirt. Zu Ehrenkunstfreunden wurden ernannt: der General Graf P. von Suchteten, der General Fürst D. Gotleyn, der wirkliche Geheimerath Nowossilzoff und der General Graf G. Canerin; zu Ehrenmitgliedern der Fürst W. Trubezkoi und Hr. A. Demidoff. Im Auslande wurden als freie Ehrentheilnehmer erwählt: Schinkel in Berlin, Matthäi in Dresden, Cornelius und Klenze in München, Horace Vernet und Granet in Paris und der englische Kupferstecher Robinson. Außerdem hat die Akademie beschlossen, dem Kaiser vorzuschlagen, daß für den ausgezeichneten russischen Maler Brüloff eine besondere akademische Würde kreirt werde.

Ausgrabungen.

Bei Marbué, zwischen Chartres und Chateaudun, hat man ein Musaik von 40 Fuß Länge und 24 Fuß Breite gefunden, welches die Figur eines Genius, der eine räthselhafte Inschrift trägt, mehrere Thierfiguren und eine große Menge von Ornamenten enthält. Die Würfel, woraus es besteht, sind große Stücke weißen und schwarzen, gelben und blauen Marmors und rothe Backsteine, die Arbeit roh. Später, am 11. September, fand man ein zweites weniger erhaltenes aber zum Theil besser gearbeitetes Stück. Beide mögen entweder einem gallischen Tempel oder römischen Thermen angehört haben.

Der Kapitän Cautley, Inspektor des Doabkanals in Bengalen, hat die Trümmer einer Stadt aufgefunden, welche sich 16 Fuß unter der gegenwärtigen allgemeinen Oberfläche des Bodens und 25 Fuß unter dem Niveau einer in der Nähe gelegenen Stadt befinden. Man hat mehrere indisch-scythische und einige andere ganz unbekannte Münzen daselbst ausgegraben.

Plastik.

Der Bildhauer David in Paris hat das Modell zu der Statue vollendet, welche dem verstorbenen Cuvier in Mömpelgard, seinem Geburtsorte, errichtet werden soll. Die Figur ist in nachdenklicher Stellung, in der einen Hand den Bleistift, in der andern ein Blatt Papier haltend, auf welchem das Mastodon in seiner ganzen Gestalt und als Skelett gezeichnet ist. Auf einem nebenstehenden Clypus liegt die Kinnlade des Thiers, aus welcher Cuvier den ganzen Bau dieses antediluvianischen Geschöpfes errieth. Der Künstler hat diese Vorstellung gewählt, um den Anfang der ruhmvollen Laufbahn des großen Naturforschers zu bezeichnen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 99.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 11. December 1834.

Ueber Marc-Antonio Raimondi von Bologna.

Der interessanteste unter den frühesten Kupferstechern Italiens, der allen Neueren in dem schönen Style der Zeichnung, der gediegenen Festigkeit in der Führung des Grabstichels und vorzüglich in dem einfachen und wahren Ausdrucke überlegen seyn dürfte, ist Marc-Antonio, wie er mit Weglassung seines Geschlechtsnamens gewöhnlich genannt wird und wie er sich in seinen Monogrammen mit den Anfangsbuchstaben MF (fecit) oder dem bekannten Täfelchen bezeichnete.

Obgleich die sehr seltenen Blätter dieses Meisters vorzüglich nach den zu diesem Zwecke verfertigten eigenhändigen Zeichnungen Rafael's gestochen sind, so spricht sich doch darin, außer dem Geiste des Erfinders, eine unverkennbare eigene Kraft und Selbstständigkeit aus, welche den Uebertragungen, unter der sorgfältigen Leitung und der unmittelbaren, selbst, wie man glaubt, handanlegenden Einwirkung Rafael's auf die Kupferplatten, den ganzen Werth und Reiz der Originale geben. Diese Kunstwerke, im wahren und ganzen Sinne des Wortes, sind seit ihrer Entstehung zu allen Zeiten geschätzt, gesucht, gesammelt und theuer bezahlt worden, wie sie denn schon bei Rafael's Lebzeiten durch den Unterhändler Baviera und Marc-Antonio selbst, gewiß in den vollkommensten Abdrücken, verkauft wurden, bis sie später aufgestochen und retouchirt in die Hände der Kunsthändler Salamanka, Rossi u. s. w. kamen und bis jetzt noch in ganz schwachen abgenutzten Abdrücken einen Handelsartikel der päbstlichen Druckerei zu Rom ausmachen. Künstler, Kenner und Liebhaber brachten sie von ihren italienischen Reisen in alle Länder Europa's zurück, und frühe schon kam man auf die Idee, vollständige Sammlungen von Marc-Anton's und seiner Schüler Werken anzulegen, wozu der kenntnißreiche Marietre sehr Vieles beitrug.

Die ganze Schönheit und der volle Werth dieser vereinten Schöpfungen Rafael's und Marc-Anton's läßt sich aber auch nur nach den ältesten guten Abdrücken vor den Retouchen und den Adressen Salamanka's ganz empfinden und beurtheilen.

Viele der ältern Künstler studirten diese mit dem großartigen Geiste Rafael's erfüllten Blätter, und die beiden vorzüglichen französischen Künstler, der Maler Eustache le Sueur und der Zeichner Raimond le Sage dankten ihnen ihre Ausbildung, wodurch le Sueur, ohne Italien besucht zu haben, doch der französische Rafael wurde.

Noch jetzt ist dem Historienmaler, nach der Natur und den Antiken, kein besseres Studium zu empfehlen, und wenn der Lehrer mit wenigen Worten dem Schüler eindringlich machen wollte, wie ein Karton zu einem historischen Bilde zu behandeln wäre, so dürfte er nur auf den Kindermord von Marc-Anton nach Rafael deuten und sagen: in diesem Geist, so nur mit der Hauptsache, der reinen Zeichnung und dem tiefen Ausdruck der Charaktere erfüllt, ohne zu viel Werth auf Nebendinge oder einen glänzenden geleckten Vortrag zu legen, zeichne deine vorher wohl durchdachte und klar vor die Phantasie geführte Hauptidee als Karton, und alsdann wirst du, wenn die äußern Formen feststehen, mit Leichtigkeit, Sicherheit und Lust ausführen. Anstatt des ewigen kalten Zeichnens nach Gypsabgüssen und den oft unsinnig gestellten, durch Arbeiten und Ausschweifungen verdorbenen Modellen, ohne Auswahl und Schönheit, wie es auf Akademien hergebrachte Sitte ist, lasse man nach den kleinen, aber höchst genauen und strengen Blättern Marc-Anton's größere Zeichnungen oder Kartons ausführen, und der Nutzen eines solchen Studiums wird bald sichtbar seyn. Ein talentvoller Schüler zeichnete nach dem Abdruck von Marc-Anton: „Maria beweint den todten Christus," die beiden kleinen Köpfchen kolossal, brachte Zeichnungen von einer herrlichen Wirkung hervor und hatte sehr viel dabei gelernt. Zu

Digitized by Google

diesem Zwecke wäre folgende Auswahl von Arbeiten Marc-Antonio's nach Rafael vorzüglich zu empfehlen, obgleich sich auch in vielen andern Blättern einzelne hiezu geeignete Figuren und Gruppen drfinden.

(Nach den Nummern und der Folge des Peintre-graveur von A. Bartsch.)

Nro. 3. Gott befiehlt dem Noa, die Arche zu bauen.
10. David und Goliath.
18. Der Kindermord (mit dem Bäumchen).
20. Die Wiederholung drsselben Blattes (ohne Bäumchen).
26. Das Abendmahl.
32. Die Kreuzabnehmung.
33. Die drei Frauen. Nach Michel Angelo Buonaroti.
34. Maria beweint den todten Christus.
35. Die Wiederholung desselben Blattes.
43. Paulus predigt zu Athen.

---

57. Die Madonna mit dem langen Schenkel.
62. Die Madonna vom Palmbaum.
63. Die Madonna von der Wiege.

---

64 bis 76. Christus und die zwölf Apostel.
113. Das Blatt mit den fünf Heiligen.
116. Die heilige Cäcilia.
207. Alexander läßt die Bücher des Homer verschließen.
245. Das Urtheil des Paris.
247. Der Parnaß.
250. Die Galathea.
361. Das Basrelief des Trajan.
417. Die Pest (il morbetto).

Wo können einfache und edle Gewänder, schöne Formen, Ausdruck der Köpfe, Komposition und vor Allem der großartigste Styl der Historienmalerei in weiser Einfachheit und mit Weglassung alles Ueberflüssigen und Ungehörigen besser studirt werden, als in diesen Ueberbleibseln echter Kunst, in denen Rafael's auch nicht ausgeführte oder in größeren Gemälden geänderte Gedanken enthalten sind. Gewiß ist es wieder an der Zeit, auf den großen Werth dieser ersten Entwürfe des größten Malers wiederholt aufmerksam zu machen.

Man ist bei der Anlegung von Gemälde- und Kupferstichsammlungen häufig von der Ansicht ausgegangen, nur Vieles und aus allen Schulen und Manieren zu haben, woder die Menge des Mittelmäßigen und selbst des Trödels in so manchen Kunstsammlungen dieser Art; wogegen es für das Studium und für den Genuß besser wäre, nur wenige, aber auserlesene bedeutende Kunstwerke zu besitzen.

Wenn bei der Anlegung einer zum Studium und zur Uebersicht der Geschichte der bildenden Künste bestimmten und geeigneten Kupferstichsammlung ein begrenztes festes System befolgt wird, wenn die Vorsteher mit den nöthigen Kenntnissen und mit einem gewissen, durch keine Gelehrtheit zu ersetzenden, einsichtsvollen Blick begabt, die dazu passenden Anschaffungen in Vorschlag brächten und die Befugniß hätten, das Ungeeignete und Unnöthige auszuschließen, selbst das darin Vorhandene (durch Uebernahme von ganzen Collektionen, Doubletten u. s. w. entstanden) gegen Besseres und zum Ganzen Passendes zu veräußern und zu vertauschen, so würde man auf diesem Wege schneller und mit bei weitem weniger großen Kosten zu einem abgeschlossenen, belehrenden und genußreichen Ganzen gelangen können.

Man müßte von den Niello's und den ersten Anfängen der Kunst bis auf Dürer, Marc-Anton, Rembrandt u. s. w., sowie von den neuern und den neuesten guten Erscheinungen in der Kupferstecherei, mit einer gewissen Einschränkung, nur das Vortrefflichste und Nöthigste anschaffen und die ganze Menge des dazwischen liegenden Mittelmäßigen und Schlechten dem Antiquar und dem Privatbesitz überlassen. Keine Bibliothek, keine Kupferstsammlung kann alles Gedruckte besitzen; aber eine Auswahl des Bessern und Besten zu erhalten, wäre möglich zu machen. Da hiebei auf die Güte des Abdrucks so sehr viel ankömmt, indem sich oft der eine zum andern wie 1 zu 1000 verhält oder gar keinen Vergleich zuläßt, so müßte jedes Exemplar, was noch zu wünschen übrig ließe, durch ein besseres ersetzt und eingetauscht werden können, wozu die Einstimmung von 3 Sach- und Kunstverständigen, nicht bloß Gelehrten, hinreichend wäre.

Eigen ist die Bemerkung, daß das Sinken der Kunst nach den großen italienischen Meistern mit der oft irrthümlich so genannten Vervollkommnung der Kupferstecherkunst beinahe gleichen Schritt hält. Sobald man anfing Zeichnungen und Kupferstiche nicht als bloße Hülfsmittel, als die reine Aussprache einer Idee in der Form, sondern als für sich bestehende Kunstwerke zu betrachten, nahmen diese Bestrebungen eine ganz andere Richtung, und anstatt bloß auf reine Zeichnung und Ausdruck zu sehen, wurden diese Hauptzwecke andern untergeordnet, man strebte nach gekünstelten Taillen und allen möglichen Verirrungen einer manierirten Darstellungsweise, wozu schon frühe Goltzius, Sadeler und so viele andere weniger ausgezeichnete Arbeiter das Beispiel gaben, bis uns in der neuesten Zeit die vielen Almanach- und Bücherverzierungen, womit die deutschen Künstler fast allein beschäftigt sind, und die übertrieben kleinen, geleckten Stahlstiche das Aufgeben aller ernsten Manier und den Verfall und die Verflachung dieser Kunst erst recht zeigten.

Die großen Meister ihrer Kunst, Edelinck, Gerh. Audran, die herrlichen Niederländer Boiswert, Vorstermann und so manche andere gaben das glänzende und lobenswerthe Vorbild, Farbe und Effekt der Gemälde ohne Vernachlässigung der Zeichnung und des Charakters nachzuahmen. In den Arbeiten der Genannten ist die schöne wohlverstandene Zeichnung und das Wiedergeben des Originals die Hauptsache, und die Schraffirungen und das Streben nach Effekt sind noch immer mit vieler Moderation dem Charakter und Ausdruck untergeordnet. Edelinck, Masson, Drevet, Robert Nanteuil sind in ihrer Weise noch nicht übertroffen worden. Von dieser Zeit an machten sich die Kupferstiche unter Glas und Rahmen als Zimmerverzierungen geltend und verdrängten die Malereien und den Geschmack daran aus den Wohnungen der Kunstliebenden, was jedenfalls einen bedeutenden Einfluß auf die bildenden Künste gehabt hat. Nach dieser Periode war aber auch die Verbreitung des Glänzenden, Manierirten und Schlechten bis in unsere Zeit hinein grenzenlos, und neben und unter den größten Verirrungen sah man selten eine gute Erscheinung, welche an die besten Muster erinnerte, zum Vorschein kommen. Rafael Morghen, die Krone der neuern Kupferstecher, hatte den Vortrag bis zur höchsten Eleganz, Zartheit, Weichheit und Liedlichkeit ausgebildet, nur die Zeichnung und der wahre Ausdruck ließen in manchen seiner Blätter Wünsche übrig.

In der neuesten Zeit fingen die Franzosen nach dem Beispiele David's zuerst wieder an, einen strengeren Styl und eine festere Zeichnung auch in die Kupferstechertunst wieder einzuführen. Viele Produktionen von Denoyers, Richomme, Massard u. a. m. erinnern trotz der moderuen Behandlung durch Gediegenheit und schöne Zeichnung an die der besseren früherer Zeit. Müller der Sohn unter den Deutschen vereinigte eine glänzende kunstreiche Behandlung mit einer guten Zeichnung, obgleich die Madonna del Sisto doch dem Originale nicht genug entspricht.

Die Lösung der Frage, ob sich neben Auffassung der Wirkung der Gemälde im Kupferstiche nicht auch für dazu geeignete Gegenstände die Art und Weise Mare-Anton's anwenden ließe, ist theoretisch und praktisch schon untersucht und versucht worden.

Amsler, Ruscheweih und Barth haben darin lobenswerthe Versuche gemacht; indem sie offenbar darnach strebten, die Manier Mare-Anton's nachzuahmen, erreichten sie den Haupteindruck desselben nicht, sofern Mare-Anton mit den einfachsten Mitteln, mit wenigen sichern und kräftigen Taillen der größten Wirkung gewiß ist und man in den Blättern seiner neuesten Nachahmer, beim redlichsten Fleiß und Wollen, oft nur ängliche, mit dünnen und zu engen Taillen überladene, mehr der flachen und kalten Behandlungsart des Lucas von Leyden entsprechende, den neueren oft beliebten Bleistiftzeichnungen ähnliche Stiche bemerkt. Doch sind manche Arbeiten dieser geschickten Männer sehr verdienstlich; es ist sehr zu wünschen, daß sie damit fortfahren und noch mehr versuchen möchten, ganz in den Geist Mare-Anton's einzudringen. Der oft genannte große Künstler kannte die Aetzmittel und andere Kunstgriffe der neueren Zeit nicht, er war genöthigt, auf der polirten Platte nach der Uebertragung der Umrisse gleich den Stahl zu gebrauchen; aber mit welcher Sicherheit, Kühnheit und Gediegenheit geschah dieses, die Seele, das Gefühl der Zeichnung und das Verständniß des Originals hatte er in der Gewalt seiner festen, kunstgeübten Hand. Nur eine solche sich-selbst bewußte Gewandtheit, welche alle Schwierigkeiten der Technik sicher und spielend besiegt, ist Kunstfertigkeit zu nennen, alles Geleckte, mühsam Gedrechselte, durch Drehen und Schieben Erzielte dagegen Machwerk.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit.

(Fortsetzung.)

Zu ihrem Glück vereinigen sich noch zwei Umstände; jeder einzelne ist wichtig genug, um eine nähere Beachtung zu verdienen. Zuvörderst leistet der Kunstwahrheit die Gleichzeitigkeit ihrer Wirkungen einen Beistand, um den die Künste der Rede sie beneiden dürfen, so schmerzlich sie es oft empfindet, daß sie innerhalb eines und desselben Werks auf die Enge des Augenblicks beschränkt ist, worüber sie nur durch geistreiche oder gewagte Andeutungen einigermaßen hinauskommen kann. Dafür gewährt ihr indessen der Blitzstral des Eindrucks, unter dessen leuchtenden Flügeln ihre Schöpfung dem Auge plötzlich und von allen Seiten entgegentritt, vollkommenen Ersatz. Durch ihn entsteht hauptsächlich, nach Goethe's Ausdruck, das Bild einer kleinen Welt, deren Gebiete einander ihr Bestes zubringen, während sie, vermittelst ihrer ungetheilten, überschaulichen Allgegenwart, spottend über den trägen Gang der Zeit, den Schein der Kunstwahrheit auf eine Höhe treiben, daß er das Leben, man möchte beinahe sagen, die Substanz des Menschengeistes in seinen Gebilden unwiderstehlich darthut. In gewisser Beziehung erinnert jene kleine Welt an eine krystallene Kugel, aus deren Kern, wie aus dem Sitze einer entfernten Entzündung, ein voller Glanzstrom hervordringt, die Oberfläche mit sprühenden

Funken, die Zwischenräume mit ruhigen Flammen erfüllt und dem Schimmer des Tages zur Beschämung seine höhere Glut entgegenhält; allein diese Aehnlichkeit ist doch nur ein Streiflicht, abgleitend an den Vorzügen des Mannichfaltigen, worin die Kunstwahrheit sich wieder eigens in ein Ganzes zusammenfaßt. Deßhalb ist denn auch jedes ihrer vollendeten Werke der Bescheidung unerreichbar, da derselben weder ein bestimmter Anfang noch ein bestimmtes Ende, überhaupt keine feste Richtung vorliegt; zur Rettung ihrer Würde steht ihr der einzige Weg offen, mit ihrem Gedanken die Stelle des verborgenen Herdes aufzusuchen, von dem das Feuer der Wahrheit ausgeht, und demselben ihre verwandten Strahlen nachzusenden. Unstreitig liegt in der Gleichzeitigkeit sämmtlicher Wirkungen, von denen die Anschauung unmittelbar überfallen und in einem bestimmten Raume gleichmäßig umstrickt wird, die mächtigste Anziehungskraft für den Reiz des Kunstwahren. Denn was erst nach und nach, unter den Einschränkungen eines längern, schärfern Zeitverlaufs in seinen Vollwerth übergeht, kann die Seele auf der Stelle nicht so gewaltig ergreifen, so ganz ausfüllen, als ein Anderes, was sie augenblicklich von seinen vortheilhaftesten Seiten zu umfassen vermag. Daraus erklärt sich, warum der erste Eindruck für die Erkenntniß des Kunstwahren von so großem Belang ist. Nicht als ob er an und für sich hinreichte, dasselbe zu ergründen, aber schwerlich wird es spätethin je in seiner Eigenheit lebendig empfunden werden, wofern es sich nicht gleich anfänglich in diesem Sinne ankündigte, die rechte Empfänglichkeit dafür vorausgesetzt.

Neben der Gleichzeitigkeit ihrer Wirkungen kommt der Kunstwahrheit noch ein anderer Vortheil zu Statten, dieser nämlich, daß ihr Geist sich auf eine fremdartigere Weise mittheilt, als bei den übrigen Genüssen des Schönen der Fall ist. Eine flüchtige Vergleichung wird das Räthsel zwar nicht lösen, aber doch vielleicht zeigen, daß eines vorhanden ist. In den redenden Künsten trifft der Geist unmittelbar auf Geist, sein Element ist das Wort, das geschriebene oder gehörte. So wenig uns die Gewohnheit an dem Sprachvermögen überhaupt etwas Außerordentliches wahrnehmen läßt, so wenig erstaunen wir darüber, daß der Geist der Menschheit unter der Gestalt der Kunst uns unmittelbar im Worte anredet; wir erwidern sofort Gleiches mit Gleichem, da all unser Denken auf ein heimliches Sprechen hinausläuft. Dieses gemeinschaftliche Geisterleben kommt uns so natürlich vor, als das Athmen. Hingegen dringt die Musik, so stark sie die Empfindung erregt, schon auf einem mechanischen Umwege in die Seele, lange nicht so geradeaus, als Poesie und Beredsamkeit, indem sie für die Verständlichkeit ihrer Töne zwischendurch eine daemonische Uebersetzung verlangt, zu welcher die Klangfiguren der Sprache theils offen, theils insgeheim herbeigezogen, die vielfältige Instrumentation der äußern Natur, dabei abgesehen von allen malerischen Besonderheiten, das einfallende Saitenspiel des Herzens, aufgezogen von den Stimmungen der Affekte, vielleicht auch verschiedene Zuflüsterungen unsees körperlichen Organismus, die vorbildlichen Schriftzüge hergeben. Kurz, es geht dabei eine verdeckte Umschaffung vor sich, unter welcher der Geist der Musik erst wahrhaft lebendig wird. Da derselbe beständig im Fluge fortschreitet, nach einem Gesetze unbekannter Nothwendigkeit, worin zugleich das Bewußtseyn der Freiheit in seiner ganzen Unerschöpflichkeit hervortritt: so waltet die Musik in einem Helldunkel, auf dessen wundersame Reize die Künste der Rede in ihrer lichten Richtung Verzicht leisten müssen. Darin wird sie aber wieder von dem Geiste der bildenden Kunst weit übertroffen; seine räumliche Verkörperung ist ungleich zarter, sinniger und trotz aller äußern Klarheit zurückgezogener als jene Umschaffung, wobei sich das Material von selbst und im Ueberfluß aufdrängt. Den Geist der Kunstwahrheit in den Grenzen einer bestimmten Anschauung aussprechen, hat Aehnlichkeit mit einer Geisterbeschwörung; es ist, als ob die inwohnende Seele der Formen und Zustände gezwungen werden sollte, sich zu versichtbaren, über ihr Thun und Lassen Rechenschaft zu geben, ihr mangelloses Daseyn öffentlich zu verkündigen. Dies Verhältniß scheint von der einen Seite etwas Unmeßbares in sich zu tragen, wobei die sinnliche Bezugnahme nicht ausreichen will, das gewissermaßen ihren Schranken widerspricht, *wogegen* auf der andern Seite wieder eine sichere *Bürgschaft* aussagt, daß der Zweifelsknoten glücklich gelöst ist. Die Plastik gibt darüber nähern Aufschluß. Vermöge ihrer vollkommenen Raumerfüllung steht sie der Wirklichkeit näher als die Malerei; eben darum muß sie sich aber auch wieder geflissentlich von ihr entfernen, damit sie ihren Werken nicht die Treue des Larvenhaften ertheile. Eben jene gehaltene Entfernung ist der wahre Geisterbann, die edelste Offenbarung der Kunstwahrheit. Daraus ergibt sich deutlich, wie sehr sie ihren übernatürlichen Schein verstärkt durch die Eigenthümlichkeit ihrer Mittheilung, verglichen mit Poesie, Beredsamkeit und Musik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Am 16. Juni ist zu Moskau der Architekt, Collegienrath Joseph Bouvais gestorben; sodann am 17. September zu Paris der Bildhauer Marin, 71 Jahre alt; am 12. Oktober zu Mainz der Biograph Rafael's, Professor Dr. Georg Christ. Braun, und am 9. November der rühmlichst bekannte Kupferstecher Friedrich Fleischmann im 55sten Lebensjahre zu München, wohin er vor wenigen Jahren aus Nürnberg gezogen war.

Digitized by Google

№ 100.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 16. December 1834.

Ueber Marc-Antonio Raimondi von Bologna.

(Fortsetzung.)

In den Entwürfen und Zeichnungen der großen alten Meister der Kunst, von denen wir nur leider eine zu geringe wohlerhaltene Anzahl kennen und wovon das Bedeutendste und die Mehrzahl wohl unwiederbringlich verloren seyn dürfte, ist im Gegensatze zu denen der spätern und der neuesten Zeit eine große Verschiedenheit wahrzunehmen.

Die Skizzen und Entwürfe der hervorragenden besten alten Künstler tragen fast alle einen ganz anspruchslosen Charakter, sie dienten nur als Mittel zu dem Zwecke, vor der Ausführung des Gemäldes die Hauptidee desselben auf die einfachste Weise auszusprechen, dagegen die der spätern und neueren Künstler, besonders von der Zeit des Rafael Mengs anfangend, umgekehrt meistens als etwas für sich Bestehendes gelten wollen und auf den Vortrag oft eine gesuchte Manier, viel Fleiß, Zeit und Eleganz verwenden, was bei den Alten selten der Fall war. Sie verschleuderten ihre ganze Kraft nicht an die Studien, sondern sie sparten dieselbe mehr für das darzustellende Werk auf, dagegen manche jetzige Künstler sich mit Darstellung einer Idee bis zum Ueberdruß abgequält haben, ehe sie bis zur Ausführung des Gemäldes gelangen, wodurch immer Vieles von der augenblicklichen, schnell zu benutzenden Begeisterung verloren geht. Auch dürfte man mit größerem Nutzen die Natur unmittelbar mehr bei der Ausführung der Gemälde, als bei den Entwürfen und Kartons gebrauchen; sie inspirirt augenblicklich in der Führung des Pinsels, wie denn z. B. erfundene Haarpartien nie jene Zufälligkeiten und die Wahrheit der nach der Natur gemalten erhalten; und so dürfte es mit den meisten Gegenständen und Vorwürfen der Malerei der Fall seyn. Daher sieht man im Durchschnitt mehr gelungene Bildnisse als erfundene Köpfe in historischen Bildern. Auf manchen Votivgemälden ist außer den Bildnissen der Donatarien fast Alles schlecht oder mittelmäßig, indem diese oft bloß ausnahmsweise nach dem Leben gemacht sind. In der sinnvollen Auswahl und der geistreichen Auffassung und Anwendung der Naturgegenstände liegt eine große Kunst, welche fast immer anspricht und sich zur bloßen Manier wie das Leben zum Tode verhält.

Wir haben, besonders in Deutschland, geist- und talentvolle Künstler, welche sich aber eine, nach ihren akademischen Studien gebildete Manier im schlimmen Sinne des Wortes so ein- und festgearbeitet haben, daß sie bei ihren Erfindungen die Natur entbehren zu können glauben, ja diese zu gebrauchen und anzuwenden nicht einmal im Stande sind, daher ihre Werke, wenn auch von manchen Seiten betrachtet noch so schätzbar, in einem hohen Grade manierirt, des wahren innern Lebens und der Seele entbehren. Rafael, der durch die innigste Auffassung im Sinne der Natur zu erfinden und zu schaffen wußte, brauchte lebende Modelle bei vielen seiner Arbeiten, wie es uns in manchen übrig gebliebenen Zeichnungen ganz klar bewiesen ist. In dem Werke von Crozat sind solche Studien nach den Originalzeichnungen nachgeahmt; man sieht z. B. aus der Schule von Athen und aus der schönen Composition: Alexander der Rorane die Krone überreichend, ganze Gruppen nackt gezeichnet, worin er zu den meisten Stellungen ein und dasselbe Modell gebraucht hat; eben so erkennt man in ausgeführten Bildern die Fornarina wieder.

Das viele unbestimmte Zeichnen nach den ohne bestimmte Zwecke „in's Blaue" gestellten akademischen Akten, wie das zu lange Abschreiben der Gypsabgüsse, führt häufig zu manierirten Darstellungen. Besser wäre es, daß solche Studien nach dem Leben eine Handlung aussprächen und zu kleinen Aufgaben in der Kunst dienten, auch daß man dabei mit mehr Auswahl auf Schönheit, Charakter und Mannichfaltigkeit der Modelle sähe. So hat man in

Digitized by Google

einigen Schulen außer der gewöhnlichen Aktstellung noch irgend einen bärtigen Juden aufgetrieben, der aber auch zu allen möglichen Darstellungen, Propheten, Heiden, Türken und Christen Jahrelang herhalten muß, und wir man gesehen hat aus Mangel anderer bedarteten Häupter auf eine Leinwand mehrere Male angebracht wurde. An die Abstufungen des Alters in beiden Geschlechtern, vom Säuglinge bis durch alle Nuancen hindurch, denkt man nicht, und in dieser Hinsicht wird so ziemlich Alles aus einem Topfe gemalt und nach dem Herkömmlichen verfahren.

Gewisse Arten im Vortrage seelenvoller Zeichnungen, wie die ältern Maler sie leicht und mit wenigen Mitteln oft wie hingehaucht, gewöhnlich in Rothstein und mit der Feder, mit und ohne Lichterhöhungen verfertigten, sind beinahe ganz verloren gegangen. Man übertreibt jetzt die Ausführung der Zeichnungen bis in's Geleckte und Gesuchte, oder macht Kartons, nach einer gewissen überlieferten Manier, mit übertriebener affektirter, Albrecht Dürer überbietender Härte und Bestimmtheit der Umrisse, die sich in der Auffassung und Behandlung alle ähnlich sehen und worin oft altdeutsche Härte und Unkunde mit chinesischer Schwäche und Flachheit gekünstelt und zusammengequält wird. In den emsigen Nachahmungen und Uebertreibungen der Fehler und Unvollkommenheiten der alten Künstler vor Rafael hat die neuere Kunstgeschichte die größten, oft lächerlichen Verirrungen aufzuweisen, wenn gleich die Rückkehr zum Ernsten und Gediegenen auch zugleich die Wiederherstellung der Kunst-Blüthe bewirkt hat.

Der hier und da aufgefrischte Karton der Schule von Athen in der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand ist für den strebenden Künstler in höchstem Grade lehrreich. Mit Kohle und schwarzer Kreide und wenigen Lichtblicken auf einem gelblichen Tone des Papiers sind die Gruppen mit Leichtigkeit und Grazie flüchtig hingeworfen, zum Zwecke der Ausführung in Fresko ist in der Behandlung nicht zu wenig oder zu viel gethan und nur einige Stellen, welche besser dem flüchtig zufälligen Spiele des Pinsels überlassen werden konnten, Haarpartien u. a. m. sind übergangen. *) Solche Reliquien, mit eindringendem Sinn, Gemüth und Verstand betrachtet, sind für den Künstler belehrender als die zu großen Sammlungen, wo oft Eins das Andere stört durch eine die verschiedenartigsten Gegenstände und Behandlungen verwirrende Zusammenstellung.

In der erwähnten Bibliothek befindet sich noch ein kleiner Rest des Kartons von der Schlacht des Konstantin aus den Stanzen im päbstlichen Palaste, von der Behandlung des oben erwähnten aber so verschieden und abweichend, daß er wohl eher von der Hand des Giulio Romano nach einer kleinen Zeichnung Rafael's ausgeführt scheint. Mehrere Zeichnungen ebendaselbst, von Michel Angelo, da Vinci, Luini und anderen seiner Schüler, in schwarzer Kreide und Rothstift, sind köstlich und belehrend, sowie einige Studien in Oel in der der lombardischen Schule ganz eigenthümlichen Behandlung.

Graf Caylus, Prestel, die Düsseldorfer und Münchner Akademie unter Direktor Krahe und Langer d. ä. haben schon frühe Zeichnungen alter Meister, durch meistens in Kupfer radirte und einige in Holz geschnittene Nachahmungen bekannt gemacht, und es wäre zu wünschen, daß man nur mit besserer Auswahl und genauerer Wiedergebung der verschiedenen eigenthümlichen Darstellungsweisen darin fortfahre, indem die Lithographie wie dazu geschaffen erscheint, um vermittelst der Tonplatten die Lichterhöhungen mit allen Feinheiten wiederzugeben.

Wie anziehend, lehr- und genußreich wäre nicht die Herausgabe einer solchen Sammlung der vorzüglichsten in Europa zerstreuten Handzeichnungen von Rafael, Michel Angelo, da Vinci, Dürer, kurz den ersten Meistern der Kunst, und um wie viel mehr Theilnahme werden Kenner und Verehrer daran, als an den Ueberschwemmungen der fadesten Modenerzeugnisse der Lithographie erzeugen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Hieher und zur Vergleichung gehören die Federzeichnungen im Werke Crozat's.

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit.

(Fortsetzung.)

Ohne indessen ein gewisses Entgegenkommen der Stimmung und eine daraus entspringende Mitwirkung von Seiten des Anschauenden vorauszusetzen, wird es auch dem begabtesten Künstler unmöglich seyn, jene Stufe zu erreichen, wo das Kunstwahre in seinen vollen Vorzügen erkennbar wird. Schon um seinen eigenen, darauf gerichteten Anforderungen zu genügen, fühlt er sich gezwungen, die geselligen Akkorde der Menschheit in seinen Werken nachtönen zu lassen; noch viel weniger ist er im Stande, hartnäckig auf sich selbst beschränkt, eine Anerkennung zu finden, wie sie ihm am Herzen liegt. Um jede Schöpfung des Kunstwahren ist ein unsichtbarer Kreis gezogen, worin die nähere Verständigung mit dem Angeschauten auf mannichfaltige Weise betrieben wird. Letzteres entspricht nach den vorgestellten Bedingungen seiner Natur irgend einem gegebenen Punkte der mensch-

Digitized by Google

lichen Entwickelung in dieser oder jener Beziehung; daher verlangt es von dem Genießenden eine verwandte Empfänglichkeit, eine Art von stiller Uebereinkunft, die desto nothwendiger wird und sich um so stärker äußert, je mehr die Bedeutung des Gegenstandes und dessen Behandlungsweise den tiefern Gehalt unseres Wesens aufschließt. Muthet uns der Künstler eine Hinneigung zu, welche über die rechtmäßige Ordnung des gegenseitigen Wechselverkehrs hinausgeht, so bestraft ihn dafür die kalte Aufnahme seines verfehlten Werkes; darum ist jedoch das Wesen jenes ursprünglichen Vertrags, von den Beschaffenheiten des Raums und der Zeit vielfach gefährdt, keineswegs aufgehoben, weil die Kunst sonst aufhören müßte, ein Gemeingut der Menschheit zu seyn. Gerade das Größte in ihr ist unter dem Beistande jener durchgängigen Vermittelung hervorgebracht worden; gewährt es nebenher auch eine Augenlust, die sich wohlfeiler abzufinden weiß, so steht eine so oberflächliche Theilnahme doch weit hinter dem Interesse zurück, welches den Werth des Geleisteten ganz nachzuempfinden sucht. Wenn die wohlbekannte Forderung, daß jeder Gegenstand der Kunst sich selbst vollständig aussprechen müsse, in einem Sinne genommen wird, wornach jede Hinweisung auf die Mithülfe eines voraufgehenden Einverständnisses als eine Ueberschreitung handgreiflicher Klarheit rund abzuweisen ist, dann dürfte eine Anzahl vorzüglicher Werke auf der Grundlage einer so knappen Begrenzung nicht minder schwer zu rechtfertigen seyn, als die ganze Lehre vom Kunstwahren. Die Stufen der nothwendigen Mitwirkung sind so verschieden, sie bedingen den Sinn der aufgestellten Forderung so mannichfaltig, daß die Unerläßlichkeit der Nebenbestimmungen die Allgemeinheit der Regel ziemlich verdächtig macht, obwohl sie unter billigen Einschränkungen jederzeit ihr Recht behaupten wird.

Aus der Art und Weise, wie die Betrachtung ihre verwandte Mitwirkung bereit hält, die in einem vollkommenen Wiederklange des Angeschauten bis zu der Höhe einer geistigen Nachschöpfung steigen kann, läßt sich dann auch allein die Befugniß erklären, von dem Uebernatürlichen der Kunstwahrheit mit dem Gefühle statthafter Ueberzeugung reden zu dürfen. In Absicht auf den Betrachtenden hat der Künstler meistens die lebendige Erkenntniß der Natur voraus; das Vermögen, dieselbe geistig zu verkörpern, macht ihn zu dem, was er ist, wodurch er sich von seinen Genossen eigenthümlich, von den Nichtkünstlern durchaus wesentlich unterscheidet. Dessenungeachtet verdankt er, genau erwogen, nicht dem besondern Grade seiner Meisterschaft die Fähigkeit, den Reiz des Uebernatürlichen darzustellen, sondern einer Kraft des Bewußtseyns, die in allen wohlentwickelten Seelen lebt und die sich in der seinigen mit der Gabe der Produktion dergestalt verbindet, daß sie den Ausschlag des Gelingens sichert. Es fragt sich jetzt, worin das ursprüngliche Band der Vereinigung besteht, welches den Künstler bei dem Entwurfe, der Ausführung seines Werks in den Himmel der Wahrheit erhebt und die Betrachtung ermächtigt, ihm bis dahin zu folgen.

Was ist zuletzt alles Uebernatürliche anders als ein Unfaßliches, dessen Daseyn in dem unvertilgbaren Gegensatze des Endlichen und Unendlichen liegt? Im metaphysischen Sinne dürfte dieser ungefähren Erklärung nichts Sonderliches entgegenstehen, desto anstößiger mag es auf den ersten Blick scheinen, die bildliche Bezeichnung des Uebernatürlichen in eine ähnliche Gedankenverbindung hinüberziehen zu wollen. Wenn aber die bildliche Redeweise, insofern sie sich auf dem Zwischengebiete des Endlichen und Unendlichen bewegt, die gehörigen Schranken beobachtet, ohne über die Verhältnisse des Kunstwahren nachweislich hinauszugehen, so kann ein solcher Versuch an und für sich keine Bedenklichkeiten erwecken. Ein allegorischer Schein haftet nun einmal der Kunstwahrheit unzertrennlich an, sobald sie auf die sichtbare Welt bezogen wird; sie stellt gleichsam eine zweite Natur in der ersten dar, worauf, näher besehen, auch Goethe's Worte hinführen, wofern man nicht annehmen will, er habe bloß mit einer Blume des Ausdrucks müßig getändelt und dabei nichts Festes im Sinne gehabt. Seine figürliche Vorstellungsweise ist darum beibehalten worden, weil sie einen allgemeinen Haltpunkt darbietet und nicht leicht mißdeutet werden kann, hat man sich überhaupt mit ihr näher befreundet.

Um sie auf die obige Frage anzuwenden, reicht es hin, auf den Zustand des Gemüths zu achten, in dem das Gefühl des Kunstwahren sich entwickelt. Wie das Erhabene nicht in der Unermeßlichkeit des Raumes wohnt, wenn er es gleich mit den Erscheinungen seiner Herrlichkeit von außen in Bewegung setzt, sondern in der Macht der Vorstellung, die dem Ueberdrange der sinnlichen Wahrnehmung den Maßstab einer höhern umfassenden Einheit entgegenhält, an ihm sich innerlich aufrichtet und mit vorüberfliehenden Blicken die grenzenlosen Tiefen der Gedankenwelt ermißt; so leistet die Phantasie, erschüttert von dem Zauber der Kunst, während die Erfahrung weder ihn noch sich selbst zu fassen weiß, dieser einen ähnlichen Dienst, indem sie mit ihrem Schlüssel das Reich des Unendlichen eröffnet, um von dort die Vorwürfe zu entnehmen, in denen sie die Umrisse des Endlichen ausgeprägt sieht. Es würde leicht seyn, den beschriebenen Prozeß lächerlich zu machen, spräche nicht für ihn eine innere Beglaubigung, die eine bloße Berechnung äußerer Thatsachen weder geben noch nehmen kann. Jene Vorwürfe, oder wie man sie sonst nennen will, denn der Name ließe sich auf Verlangen leicht ändern, sind begreiflicherweise keine bestimmten Abdrücke des Unend-

Digitized by Google

lichen, die in angeborenen Vertiefungen der Seele schichtenweise eingeklemmt sind, wo sie so lange unthätig ruhen, bis sie unversehens aufgeschüttelt werden und nun plötzlich nach ihrem Ursprunge zurückverlangen; geberdeten sie sich wirklich so seltsam, dann thäten sie wohl, im Schooße des Endlichen fortzuschlummern. Es wird aber in und mit ihnen nichts weiter ausgesagt, als daß die Phantasie, getroffen von einer großen Berührung, unaufhaltsam in ein geistiges All versetzt wird, worin das angeschaute Werk eine besondere Stelle einnimmt, so daß es sichtbar den Uebergang bahnt zu allen Kunsterscheinungen, die in einem ähnlichen Sinne entweder wirklich bestehen oder vorstellungsweise bestehen könnten. Da der gegebene Gegenstand sich in der Phantasie zu einem Vorbilde ablöst, das die vollbrachte Verkörperung wieder vergeistigt, so sucht die Seele im Wege der Ideenassociation dasselbe Geschäft fortzusetzen, heller oder dunkler, nach Maßgabe ihres Vermögens. Indem sie diesem innern Bildungsdrange folgt, ihm das Gesammtreich des Kunstwahren unterwirft, gleichviel, ob in einer hinblitzenden Ahnung oder in einer nachdaltigen Stimmung, erwacht in ihr das Bewußtseyn einer allgemeinen Regelmäßigkeit, eines kanonischen Zusammenhangs, kraft dessen sie nicht umhin kann, gewisse Vorbilder anzunehmen, die Wirkliches und Mögliches unter sich befassen, sollten es auch nur heuristische Hypothesen seyn, in denen sie die Gesetzlichkeit der erkannten Ordnung andeutet. Die Einwürfe, Fragen, Spöttereien der äußern Erfahrung machen sie nicht irre; letztere ist bloß Richterin auf ihrem eigenen Gebiete und kann darüber nicht hinaus. Der Knoten der Entscheidung scheint ganz anderswo zu liegen, in der geheimen Zusammenwirkung der Vernunft und Phantasie. Jene gibt die systematischen Fäden zu dem Gewebe her, diese überspinnt sie mit ihrer schaffenden oder nachahmenden Kraft.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

Wenn von Einfalt, Würde, höchster Tiefe die Rede ist, so denke, daß sie den berühmtesten Meistern einer spätern Zeit nicht zugestanden werden will, daß selbst ein Raphael, hätte er länger gelebt, diesen hohen Forderungen wahrscheinlich untreu geworden wäre.

Welche sorgfältige Untersuchung gehört also dazu, diese künstlerischen Eigenschaften aufzufinden, zu würdigen; — welche Strenge gegen sich selbst, sie sich anzueignen?

Nur in den allerschönsten Werken ist von Stoff gerade nur das Erforderliche, Nothwendigste angewandt, und dieses auf's möglichste durch die Kunst vergeistigt.

Solchem strebe Jeder an seinem Theile nach.

*

In allen bedeutenden Landschaftgemälden und historischen Bildern sah ich stets beim Vorgrund die stärkste Kraft und markigste Tiefe angewandt, bei den Abstufungen der Ferne aber die delikateste, sanfteste Verschmelzung gleichsam hingehauchter Töne.

Bei dem, was viele Neuere dichten, ist es umgekehrt. Sie trauen sich mit ihrer Nähe nicht in tiefes Helldunkel hinein; dagegen sind ihre Fernen, ihre Lüfte recht handgreiflich, so, daß die Phantasie durch derbe Farben ganz außer Thätigkeit gesetzt wird.

Bildnerei.

Der Bildhauer David hat im August zu Paris die Statue eines jungen griechischen Mädchens, welches am Grabe des Markos Bozzaris trauert, ausgestellt und das Werk sodann nach Griechenland abgesendet, wo es auf dem Grabe des Helden seinen Platz finden soll. Hr. David befand sich im October zu Berlin, wo er die kolossale Büste Rauch's modellirte. Sie ist etwas kleiner als die vor mehreren Jahren von ihm in Weimar gearbeitete Büste Goethe's, welche in Marmor ausgeführt als ein Geschenk des Künstlers in der dortigen großherz. Bibliothek aufgestellt ist. Von Berlin ist Hr. David nach Dresden gegangen, wo er die Kolossalbüste von Ludwig Tieck modellirt hat. Mit seltener Gewandtheit in der Porträtbildnerei hat er auch seit längerer Zeit eine große Anzahl Medaillons von 5 bis 6 Zoll im Durchmesser gefertigt, welche die berühmtesten seiner französischen und auswärtigen Zeitgenossen auf eine sehr geistvolle Weise darstellen.

Zu Triancourt (Dep. de la Meuse) hat man dem verstorbenen Lemaire, Herausgeber der Sammlung lateinischer Klassiker, ein Denkmal errichtet, welches aus seiner Büste unter einer von vier Säulen getragenen Bedachung besteht. Die Basis des Monuments bildet einen Brunnen. Die Zeichnung ist von dem Architekten Peyre und die Ausführung in Marmor von Dericke.

Nekrolog.

Am 27. April d. J. starb zu London der englische Künstler Stothart, im 79sten Jahre. Er war 1755 in London geboren und gehört zu den Geistern, die sich aus der Tiefe heraufarbeiten mußten. Im vierzehnten Jahre kam er zu einem Kattundrucker in die Lehre, und blieb nach dem Tode des Meisters bei der Wittwe, der er zum Spaß Zeichnungen machte, welche sie auf dem Kamin aufstellte. Dies fiel einem Besucher der Fabrik auf, und von da an bekam Stothart Anträge von den Buchhändlern, denen er Vignetten und Anderes zu vielen Meisterwerken zeichnete. 5000 Zeichnungen hat er gefertigt, und 3000 davon sind gestochen worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 101.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 18. December 1834.

Ueber Marc-Antonio Raimondi von Bologna.

(Beschluß.)

Von den Zeichnungen Rafael's, welche dem Marc-Anton als Vorbilder dienten, haben sich noch mehrere, sowie retouchirte Probeabdrücke erhalten. Man sieht auch aus ihnen, daß eine ganz eigenthümliche Art des Vortrags, welche man wohl Styl nennen könnte und worin er die Gedanken Rafael's übertrug, dem Marc-Antonio eigen war. Marc-Anton hatte sich seine ganz eigene Art und Weise, nachdem er erst bei dem Maler und Goldschmid Francesco Francia Raibolini durch Arbeiten in Niello eine gewiß strenge und gute Schule durchgemacht hatte, aus der glücklichen Nachahmung der Holzschnitte und Kupferstiche von A. Dürer und Lucas von Leiden gebildet, und als Rafael dieses große Talent erkannte und es sich aneignend in seine belehrende und höchst einflußreiche Nähe zog, entstanden unter seiner unmittelbaren, vielleicht selbst handanlegenden Leitung und Einwirkung jene herrlichen, von dem Geiste des „Göttlichen" erfüllten Blätter, welche noch immer die Bewunderung aller wahren Kunstkenner erwecken und unterhalten.

Die Tradition sagt uns, daß Rafael oft selbst die Umrisse auf den Platten Marc-Anton's verbesserte und feiner zog, und es ist bei dem großen Antheil, welchen er an der Verbreitung seiner eigenen Schöpfungen nahm, auch wahrscheinlich; allein daß Marc-Antonio in seinen Leistungen groß und selbstständig war, ist daraus zu ersehen, daß er auch nach dem Tode Rafael's meisterhafte Werke lieferte. Ein Beleg hiezu ist das große Blatt, die Marterung des heil. Laurentius nach Baccio Bandinelli, wovon man beinahe mit Gewißheit vermuthen kann, daß die Arbeit des Kupferstechers besser als die Originalzeichnung war, wenn man auch Papst Clemens VII. nicht als entscheidenden Kunstkenner gelten lassen will. *)

Die beiden vorzüglichsten Schüler Marc-Antonio's, Augustin Venetus und Marco di Ravenna, scheinen nur unter seinen Augen ausgezeichnet gut gearbeitet zu haben, und man kann der Meinung des geistreichen Kenners Bartsch in seinem Peintre graveur, daß Marc-Ravenna die Wiederholung des Kindermordes ohne Bäumchen gemacht habe, T. XIV. Nro. 20. Repetition de Nro. 18, p. 21, im Vergleich mit seinen übrigen Arbeiten nicht

*) Anmerkung zu der Beschreibung des erwähnten Blattes nach B. Bandinelli im Peintre graveur von A. Bartsch, T. XIV. Nro. 104, p. 89. Le martyre de St. Laurent. Dieses Blatt ist eins von denen, worin Marc-Antonio gezeigt hat, wozu er in seiner größten Kraft fähig war. Es war nach dem Tode Rafael's, als er dasselbe für den Cavalier Baccio Bandinelli mit solchem Erfolge stach, daß, als dieser Bildhauer sich beim Pabst Clemens VII. über den Kupferstecher beklagte, indem er viele Fehler gemacht und sich nicht treu an sein Vorbild gehalten hätte, der Pabst als Kenner, nachdem er die Zeichnung mit dem Kupferstiche verglichen hatte, urtheilte: daß Marc-Antonio nicht allein keine Fehler gemacht, sondern daß er mit vieler Umsicht deren verschiedene und nicht unbedeutende Bandinelli's verbessert und daß er im Ganzen die Originalzeichnung übertroffen hätte. (S. Vasari vita di Marc-Antonio. T. VII. p. 150.)

Man bemerkt in der That, daß Marc-Antonio, an die Grazie Rafael's gewöhnt, seinem Werke etwas von der schönen Manier dieses herrlichen Meisters hinzugefügt und daß er, so zu sagen, den etwas wilden und manierirten Styl Bandinelli's gemildert hat. Bei diesem Blatte kann man über den Unterschied der Anordnung und Behandlung eines Gegenstandes, von einem Maler oder Bildhauer ausgeführt, urtheilen, so wie über denjenigen der florentinischen und römischen Schule, was den Faltenwurf der Gewänder, die Art des Kopfputzes, den Ausdruck und besonders die Kenntniß der Muskeln und Anatomie betrifft, woraus die Florentiner zu allen Zeiten ihr Hauptstudium gemacht haben.

Digitized by Google

theilen. Beide Blätter des Kindermordes, so verschieden wie geistreich behandelt und jedes unübertrefflich in seiner Art, müssen von Marc-Antonio gestochen seyn, indem Marc-Ravenna in seinen bekannten, ihm ganz zugeschriebenen Arbeiten diese Vortrefflichkeit nirgendwo erreicht hat.

In München befand sich ein Abdruck von dem Kindermord mit dem Bäumchen (Bartsch, p. graveur, T. XIV. Nro. 18, p. 19) in Privathänden, welcher auf eine so köstliche Art mit Bister ausgetuscht und in der Lichtpartien mit Weiß gehöht war, daß man wohl darin die Hand Rafael's oder Marc-Antonio's vermuthen konnte. Zweifelhaft schien es nur zu seyn, ob der mit Absicht etwas mattgehaltene Abdruck von der noch unvollendeten oder sehr oft abgezogenen Platte genommen war. Letzteres würde ganz für die obige Annahme gesprochen haben, sowie dafür, daß dieses Hülfsmittel dem Marc-Antonio zur Vollendung seiner Platte gedient habe. *)

Die vorzüglichsten, vollständigsten Sammlungen von Marc-Antonio's und seiner Schüler Werken, wozu noch Jakob Caraglio, Julius Bonasone, der Meister vom Würfel (au dé), Nikolaus Beatrizet, Aeneas Vicus und Johann, Georg, Adam und Diana Ghisi zu gehören scheinen, mögen wohl in Wien und Paris seyn. Von Marc-Antonio und seinen vorzüglichsten Schülern, Venetus und Ravenna, beschreibt Bartsch im P. gr. T. XIV. 652 Blätter, die drei- und vierfach oft vorkommenden verschiedenen Kopien anderer gleichzeitigen Kupferstecher ungerechnet. Von den übrigen wahrscheinlich zu Marc-Antonio's Schule gehörenden Meistern werden in T. XV. dem Jakob Caraglio 64, Bonasone 353, dem Meister vom Würfel 5, Beatrizet 108, Aeneas Vicus 491, den Ghisi 266, Anonymen 87 und weniger Ausgezeichneten 154, in Summa 1612 Blätter zugeschrieben, so daß die ganze zusammenhängende Schule 2264 Blätter ohne die Kopien umfassen wird. In München, Dresden, Frankfurt bei Hrn. Brentano sieht man schöne Sammlungen mit manchen ausgezeichneten Exemplaren, doch fehlt an der Vollzahl noch Vieles. Das Meiste ist im Kunsthandel und in Privathänden zerstreut.

Gewiß wäre auch in Berlin, wie in den andern deutschen Hauptstädten, wo sich so viele darauf Bezug habende Kunstwerke befinden, eine ausgezeichnete Kupfersammlung von den ältesten Kunstbestrebungen bis zur neuesten Zeit für Kenner, Künstler und Liebhaber zu wünschen, wozu auch gewiß schon viele Materialien vorhanden sind.

Ein großer Uebelstand, besonders bei unersetzlichen Exemplaren, ist das viele Anfassen und Uebereinanderschieben derselben von unkundigen und ungeschickten Händen, wodurch schon so manches schöne Blatt ruinirt worden ist. Eine nach der Kunstgeschichte systematisch und chronologisch geordnete, nacheinander durch mehrere Zimmer fortgesetzte Folge des Ausgezeichnetsten aus jeder Schule und allen Zeiten, unter Glas und Rahmen ausgestellt, würde den Besuchenden einer solchen Sammlung eben so unterrichtend als angenehm seyn, und manchen Ungeweihten von dem Durchsehen der Mappen *abhalten*, auch das beste Mittel zur Erhaltung *ganz vorzüglicher* Werke seyn. Die ganze Geschichte der Kupferstecherkunst, mit ihren Vorzügen und Verirrungen, ließe sich auf die Weise besser und ohne Lücken als wie in Gemälden darstellen und übersehen. Wahrscheinlich ist dieser Vorschlag noch nirgendwo im Großen und Ganzen ausgeführt worden, und die geschmackvolle Realisirung desselben würde gewiß einen ungemein angenehmen Eindruck hervorbringen. Bei ganz vorzüglich zarten alten Handzeichnungen, wo oft eine matte Bleistiftspur einen Entwurf verständlich macht, wäre eine solche Art der Aufbewahrung noch mehr zu empfehlen.

Unserer Zeit ist es mehr wie jeder andern gegeben, in der Anlage solcher Sammlungen mit Klarheit und Umsicht zu verfahren, um Mitlebende und Nachkommen dadurch zu erfreuen und zu beleben.

Mögen diese flüchtigen, wohlmeinenden Gedanken hie und da Anklang und Uebereinstimmung und eine wohlwollende Aufnahme finden!

Franz Kühlen.

---

*) Anmerkung von A. Bartsch, Peintre-graveur, T. XIV. Nro. 350, p. 262, Galathée. Dieses Blatt ist nach Rafael von Marc-Antonio gestochen und eins der schönsten und seltensten in seinem Werke. Das Täfelchen ohne die Buchstaben M F befindet sich unten rechts.

Die kaiserliche Bibliothek in Wien besitzt einen Abdruck von diesem Stiche von unschätzbarem Werthe. Rafael hat ihn mit der Feder und einer wunderbaren Geduld retouchirt; es ist nicht eine Stelle darin, worin er nicht gearbeitet hätte, vorzüglich in den Uebergängen vom Schatten in's Licht. Er hat sich hier der Punkte bedient, um die Schatten mehr verlaufen zu machen und zugleich dem Gegenstande mehr Rundung zu geben. Wenn man von der andern Seite die Umrisse untersucht, so findet man nicht einen einzigen, den er nicht korrigirt hätte; einige sind erweitert, andere verengert, so wie es nöthig schien, sie eleganter und richtiger zu machen. Nach dem Berichte Marielle's kam dieser Abdruck aus einer Sammlung, welche von Frankreich nach Spanien genommen war, und man vermuthete, daß er ein Geschenk Rafael's an einen Großen dieses Hofes war.

Digitized by Google

Ueber den scheinbaren Widerstreit zwischen Kunst- und Naturwahrheit.

(Beschluß.)

Ihr Verfahren hat insofern den Bestand der Wahrheit, weil ihr der Anstoß dazu von der Macht eines empfundenen Wirklichen kommt, dessen Werth sie in ihre überirdischen Zeichen umschreibt. Da sie dies mit dem Bewußtseyn innerer Nothwendigkeit thut, so erhält jener Werth von ihr den Stempel der Bestimmtheit, er ist nur eine abgeschlossene Größe, die sich dadurch genau abmißt, daß es ihr überhaupt möglich war, die Zuerkennung eines so seltenen Preises zu erringen. Was das unterlaufende Spiel der Täuschung betrifft, so verdiente es wohl einen unverdächtigeren Namen, wüßten wir nicht, wie gut er ihr ansteht, wie glücklich wir uns dabei befinden. Jedermann ist mit einer Täuschung zufrieden, deren Netz ihn so leise umfaßt, daß er es im augenblicklichen Genuß übersieht, deren Einwirkung so natürlich erfolgt, daß ihr Reiz sogar die Kälte der Untersuchung überdauert, durch die Einsicht in den Grund ihres Entstehens noch gewinnt, anstatt zu verlieren. Sie wandelt scheinbar am Himmel daher wie die Sonne, erwärmt geistig mit ähnlicher Kraft, gehört in den Kreis der Kunst so nothwendig, als jene zum Systeme der Welt; so ist es ja wohl billig anzunehmen, daß sie ebenfalls zu dem Bunde der erfahrungsmäßigen Wahrheiten gehört, die zu ihrer Einfassung die Annehmlichkeiten eines gewissen Scheins unumgänglich bedürfen.

Wie dem nun auch seyn mag, soviel erhellt unumstößlich, daß jeder Versuch, das Daseyn, die Gültigkeit des Kunstwahren lediglich aus den Beschaffenheiten des angeschauten Gegenstandes erklären zu wollen, ohne dabei auf irgend eine Weise der Phantasie in ihren eingelegten Bezügen auf das Unendliche nachzublicken, an der Unmöglichkeit der Aufgabe scheitern muß. Jede Entscheidung über den Gehalt des Kunstwahren, die ihn einzig und allein aus dem Indegriffe und Zusammenhange der äußern Dinge an dem Leitfaden eines summarischen Ueberschlags entwickeln will, setzt eine vollkommene Erkenntniß der augenfälligen Erscheinungen voraus; ist diese nun mangelhaft, wie sie es in den Grenzen der Menschheit immer bleiben wird, so stellt sich die Anmaßung ein, etwas über das Wirkliche zu erheben, das vielleicht nicht einmal an dasselbe hinanreicht; die Beschränktheit wagt einen heroischen Ausfall und ertheilt sich eigenmächtig auf dem Felde der Unehre den Ritterschlag der Wissenschaft. Mithin ist jenes objektive Zusammenklauben, das trockne Erbsen zählt, um grüne Schoten daraus zu machen, eigentlich eine stille Schwärmerei, so gutes Ansehen sie auch bei den Liebhabern eines hausbackenen Verstandes genießt. Gesetzt, sie wollten die Appellation an den Gesammtumfang der äußern Dinge umschleichen mit der bescheidenern Versicherung, daß nach ihrer Meinung das Kunstwahre in dem Durchschnitte des natürlichen Mittelgutes bestehe, allenfalls auch, wo dieses nicht zu haben sey, in der treufleißigen Darstellung einzelner Natürlichkeiten; können sie mit diesen Krümmungen, diesen Windungen der selbstgelegten Schlinge entgehen? Unmöglich; denn das Eine wie das Andere setzt ein Ausscheiden und Zusammenfassen des Hauptsächlichen nach den Grundsätzen der natürlichen Einheit voraus, und so schwimmen wieder mitten im breiten Flusse der Sächlichkeiten die ideellen Lichtstreifen vor ihren Augen. Den härtesten Stand haben sie endlich mit den idealischen Geistesgeburten; ehrenhalber, schon aus Ehrfurcht vor dem Alterthume, können sie dieselben nicht geradezu vor den Kopf stoßen, ebensowenig mit ihnen auf einem freundschaftlichen Fuß leben. Aus Schonung wurden diese verrufenen Gespenster bisher nicht vorgeladen; es war einige Hoffnung vorhanden, sie unter dem weiten Deckmantel des Uebernatürlichen nebenher unerkannt durchzudringen; jetzt mögen sie getrost aus den Falten hervorschauen, um ihre falschen Freunde und heimlichen Feinde ein wenig zu necken. Was sollen die natürlichen Kinder der Theorie mit den Idealen beginnen? Einestheils fehlt es ihnen an Muth, letztere schlechthin zu verwerfen, anderntheils an Platz, sie unter dem Obdach ihres Systems in irgend einem durchregneten Winkel aufzustellen. Das Ideal erfordert ein Maximum zum Zielpunkt, wäre es auch nur auf dem Wege der Annäherung. Hier ist die unheimliche Stelle, an welcher das bloße Umhertappen der ausschließenden Handlangerei der Erfahrung nothwendig zu Schanden wird.

Die vorangestellte Ansicht kann deßfalls nicht in's Stocken gerathen, weil es ihr überall gar nicht beikommt, ihre Urtheile von der Wagschale des Wirklichen handgreiflichermaßen abzunehmen; selbst da, wo sie von dem Wesen eines sichtbaren Einzelnen im Tone der Zuverlässigkeit redet, meint sie nicht dessen sinnlich beschränkten Abdruck, sondern den Nervensaft seines geistigen Daseyns, wie er in den Gefäßen des Endlichen kreisend umherfließt. Schaute sie in solchen bestimmten Fällen nicht auf etwas Unendliches zurück, das aus der Fülle des aufgeschlossenen Gegenstandes hervorquillt, wie der Duft einer Blüthe im Augenblicke ihres schönsten Seyns, so hätte sie ihre Ansprüche auf das Kunstwahre in ihrem Sinne völlig verscherzt; und wollte sie davon nicht abstehen, so müßte sie wissentlich ihre Kraft an das verkehrte Geschäft setzen, Lügen zu erfinden, an welche sie gern glauben möchte, wenn sie könnte.

....er.

Digitized by Google

Aphorismen.

Drei Worte nenn' ich dir inhaltsschwer: Kraft! Mannichfaltigkeit! Harmonie! —

Wie oft denke ich bei neuerer Musik an Malerei! Sind denn Reihen von Tönen, Accorden, Wohllauten schon Musik? Ist denn nicht in all dieser Leyer doch eine Monotonie, so daß uns nichts im Gedächtniß bleiben will? Ja, wenn uns eine melodische Bewegung erfreuen will, bringt uns nicht der unerwartet eintretende ausweichende Accord einer heterogenen Modulation um das eben erweckte Gefühl und in Verzweiflung?

So mit Gemälden. Ganze Farben sind keine Kraft; Buntheit ist keine Mannichfaltigkeit, und ein ohne richtigen Sinn hingesetzter Ton schreit aus dem Bild heraus und bringt uns um den Genuß.

Plastik.

Odessa. Hr. Krukoff, unter dessen Leitung in der Krimm die Vorarbeiten zur Bohrung artesischer Brunnen ausgeführt werden, entdeckte im vorigen Jahre in den Gebirgen dieser Halbinsel unter anderen Steinarten auch graugrünen Porphyr, aus welchem auf Befehl des Generalgouverneurs von Neurußland und Bessarabien zwei Vasen verfertigt wurden, die man nach St. Petersburg schickte. Der Kaiser befahl, sie in der Eremitage aufzubewahren.

Persönliches.

Der Architekt Stier zu Berlin ist zum Professor bei der königl. allgemeinen Bauschule daselbst ernannt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

[743] Anzeige.

Thorwaldsen's Alexanderzug.

In der Unterzeichneten wird nächstens erscheinen:

Alexanders des Großen Einzug in Babylon, Marmorfries im königl. dänischen Schlosse Christiansburg, von Bertel Thorwaldsen. Nach Zeichnungen von Fr. Overbeck u. A. gestochen von Samuel Amsler. Mit Erläuterungen von Ludwig Schorn. XXII Kupfertafeln mit Text in groß Quer-Folio.

Bekanntlich war das Relief des Alexanderzuges, welches Thorwaldsen im Jahr 1811 für den päbstlichen Palast auf dem Quirinal verfertigte, das erste Werk dieser Art, welches den reinen Styl der Antike, in Hinsicht auf Anordnung und geschmackvolle Behandlung der Figuren in die neuere Plastik einführte. Man war so allgemein über die hohe Schönheit des in der kurzen Zeit von drei Monaten entstandenen Werkes erstaunt, daß ein schon damals ausgezeichneter deutscher Künstler, Fr. Overbeck, sich kurz nach Vollendung desselben entschloß, ausgeführte Zeichnungen davon zu machen, und es erschien nach denselben ein Werk, gestochen von zwei Italienern, Bettelini und Marchetti, welche diese Gruppen in leichtschattirten Nachbildungen vor Augen stellen. Jedoch wünschte Thorwaldsen später selbst, daß ein deutscher Künstler, welcher sich durch vortreffliche Kupferstiche nach mehreren seiner Statuen einen großen Ruhm erworben hatte, Hr. Samuel Amsler, eine nachmalige Ausgabe des Alexanderzuges unternehmen möchte, in welcher das plastische Verdienst seines Werks mit größter Treue wiedergegeben würde. Hr. Amsler unterzog sich, im Einverständniß mit der unterzeichneten Verlagshandlung, dieser Arbeit um so lieber, da indessen von Kopenhagen aus an Thorwaldsen der Auftrag ergangen war, dieses Relief in Marmor für das Schloß Christiansburg auszuführen, und die Größe des zur Aufnahme desselben bestimmten Saales eine bedeutende Erweiterung des Ganzen durch Einschaltung mehrerer ganz neuen Gruppen und Figuren nöthig gemacht hatte. Zwar dienten auch Hrn. Amsler die vortrefflichen Overbeck'schen Zeichnungen als Vorbilder für die älteren Theile, und nur nach den neuen wurden einige Zeichnungen von italienischen Künstlern gefertigt; er wußte aber, nach vertrauter Bekanntschaft mit dem plastischen Originale, den Charakter desselben aus den zartesten Andeutungen aufzufinden und durch den Grabstichel vor Augen zu bringen. Wie bekannt, ist seine Behandlung einfach, aber höchst sorgfältig und kräftig, streng auf Form und Charakter des Gegenstandes und die ausgeführteste Modellirung des Einzelnen gerichtet; lauter Eigenschaften, welche an diesen Blättern auf eine so ausgezeichnete Weise hervortreten, daß der erste Blick des Kenners für die Vortrefflichkeit der Leistung entscheiden wird. Wir dürfen daher wohl *sagen*, daß wir hier dem Kunstfreund ein Werk *darbieten*, welches eine ehrenvolle Stelle unter den besten *einnehmen* und gleich sehr dem Meister der dazu Veranlassung gab, wie dem, der es gefertigt, zur Ehre gereichen wird, als Erscheinung im Gebiete der heutigen Kunstleistungen aber von dem glücklichen Fortschreiten einer in Deutschland verhältnißmäßig nur wenig unterstützten Kunst gewiß ein höchst erfreuliches Zeugniß gibt. Für genügende Erläuterungen in verschiedenen Sprachen, sowie für angemessene typographische Ausstattung ist ebenfalls Sorge getragen worden.

München, im December. 1834.

Literarisch-artistische Anstalt
der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

[729] Im Verlage der Anton Weber'schen Buchhandlung (J. Bayer) in München ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Bildniß Seiner Königlichen Hoheit

Maximilian,

Kronprinz von Bayern.

Nach der Natur lithographirt

von

Franz Hanfstängel.

Pendant zu den bisher erschienenen Familien-Porträten.

Subscriptionspreis: chin. Pap. 1 Rthlr. 8 Gr. od. 2 fl. 48 kr.
weiß Pap. 1 Rthlr. — od. 1 fl. 24 kr.

№ 102.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 23. December 1834.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834.

(Fortsetzung von Nro. 69.)

Der neue Königsbau.

Zu den bedeutendsten neueen Bauten in München gehört die doppeitr Ceweiterung des alten Schlosses. Nach dee Nordseitr wird der Flügel, der in kleines Gebäu ausging, zu einem Palast im spätrömischen Pracht-Styl umgewandelt. Ein geoßer Theil davon ist unter Dach und wird deceits im Innern ausgebaut, dessen groß Gemächer voezugsweise für Festlichkeiten bestimmt sind. Hohe Bogenhallen bilden den Eingang und tragen einen breiten Söllee mit jonischer Säulenstellung, deren Gesims kolossale Statuen tragen wird. Das Ganze ist von edlem Gevräge und imponirt schon jetzt durch die äußeest glücklichen Veehältnisse der Theilr zum Ganzen und unteeeinandee. Da es indessen noch zu weit in der Ausführung zueück ist, wenden wir uns zu dem andeen an dee Südseite angebauten Theil des Schlosses, der unter dem Namen des neuen Königsbaues bekannt ist. Derselbe eehebt sich, in einee Längenausdehnung von 430′, 150′ hoch in der Mitte über den Boden, hat das Theater zur Linken und wird als Gegenüber das neue Postgebäude erhalten, zu dessen Aufführung bereits die nöthigen Anstalten getroffen werden.

Wer in Floeenz war, dem wird vor unserem neuen Schloß sogleich der Palast des dortigen Geoßherzogs (Palazzo Pitti) einfallen; jedoch beruht die Aehnlichkeit nue in der allgemeinen Uebeeeinstimmung beider Façaden, an denen das Charakteeistische das über der Mitte des eesten Stockwerks befindlichr zweite, in einer Längenausdehnung von nur drm dritten Theil des Ganzen, und das starke Rustico der äußern Bekleidung ist. Uebeigens weicht nicht nue die ganze innere Einrichtung, sondern schon äußerlich Form und Verhältniß der Fenster, Portale ꝛc. von den des florentinischen Palastes ab, und wenn dort die an der Frontr vor den Fenstern des ersten Stockweekes fortlaufende offene Galeeie (Balkon) rtwas sehr Erfeeuliches seyn mag, so nehmen wir füe den Ruhm unseres Schlosses die geößere Einheit und Konsequenz in Anspench, in welcher dasselbe in allen seinen Theilen von seinem Baumeister, Hrn. Geh. Obeebauraih von Klenze, durchgeführt ist.

Drei hohe Thore nebeneinander bilden den Eingang; Säulen von geanitähnlichem Marmor mit Kapitellen von cararischem tragen das Tonnengewölbe desselben. Zur Linken führt eine breite Stiege in dir obern Stockwerke, die Stufen sind von Granit, die Stiegenfelder mit schwarz und weißem Marmor musivisch ausgelegt. Die vordere Ansicht des Gebäudes deutet nur auf zwei Stockweeke, da aber nur der voedeee Theil zu Wohnungen füe die höchsten Herrschaften bestimmt ist, so blieb dem Aechitekten die Freiheit, an der Hofseite die ganze Höhr in vier Theilr zu theilen, um die für den Hofdienst und Hofstaat nöthigen Zimmer zu gewinnen. Das Erdgeschoß zur Rechten vom Eingang enthält die Küchen und alles dahin Gehörige. Zur Linken nehmen uns sogleich die ausschließlich der Kunst geweihten Räumr auf, dir fünf Säle, welche nach des Königs Bestimmung der Professoe Julius Schnoer von Karolsfeld mit Darstellungen zu dem Nibelungenliede al Fresko ausmalt. Schnorr arbeitet gegenwäetig am dritten groß Bildr des zweiten Saales. In Betreff seiner Werke aber verweisen wir auf frühere Aufsätze im Kunstblatt und auf das, was noch jüngst (Nr. 81 ff.) darüber in demselben mitgetheilt worden, und wenden uns sogleich nach dem reichen Bilderschmuck des obeen Stockweeks, zu den Wohnzimmern des Königs und dee Königin. Bei der Küche vorbei geht man zu einer kleinen Treppe, die nach einem Gange führt, von wo aus man zum Peacht-Stiegenbaus des Palastes gelangt. Da die 20—22 Fuß breitr Treppe desselben nur den genannten sehr schmalen

Digitized by Google

Zugang und einen zweiten, nicht breitern (verschlossenen) durch die Zimmer des alten Schlosses hat, so ist zu vermuthen, daß sie nur der Theil eines größern Ganzen ist, dessen Ausführung der Zukunft vorbehalten seyn dürfte. Von da aus kommt man zu den Vorzimmern des Königs, und der ununterbrochenen Folge von (im Ganzen) 16 größern und kleinern Appartements, deren hohe und kostbare Fenster sämmtlich nach dem Schloßplatz und der Straße sehen. Diesen Räumen einen nicht nur glänzenden, oder bloß heitern, sondern zugleich sinnreichen Schmuck zu geben, verordnete der König, daß statt der üblichen Tapeten oder sonstigen Wandbekleidungen bildliche Darstellungen aus griechischen und deutschen Dichtern die Wände zieren sollten, und zwar so, daß auf je ein Zimmer oder einen Sal nur eines Dichters Werke kämen. Für die Wohnung der Königin wurden die deutschen, für die des Königs die griechischen Dichter bestimmt. Ohne weitläufige Erklärung leuchtet es deutlich hervor, wie sehr dieser Gedanke mit dem Geist der neuern deutschen Kunst, wie wir ihn früher bezeichnet haben, in Verbindung stehe. Wenn irgend, so gilt es hier, den Gegenstand in seiner Totalität erfassen, wo eine Reihenfolge von Denkmälern errichtet werden soll für die ausgezeichnetsten Geister zweier großen Nationen, und zwar mit Hülfe der Anschauungen ihres eigenen Geistes. Von der einen Seite sollte die Götter- und Heldenwelt der Griechen, wie sie uns durch Orpheus, Hesiod, Homer, Pindar, Aeschylos, Sophokles, und sie selbst, wie sie uns durch Aristophanes und Theokrit überliefert worden, geschildert, von der andern die poetischen Anschauungen des Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Bürger, Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller und Tieck wiedergegeben, und somit ein Werk hergestellt werden, das an Reichhaltigkeit und Interesse kaum seines Gleichen haben könnte.

Inzwischen tritt bei diesem Werk ein Umstand ein, der dasselbe aus dem Gebiet, wo es die durch unsere Gewohnheiten bestimmte Phantasie suchen würde, in ein anderes versetzt. Nämlich, wenn in den Sälen des Erdgeschoßes, bei dem Nibelungenlied, der Zweck im Kunstwerk selbst zu suchen ist, und dieses also selbstständig sich geltend macht, so daß man sieht, um seinetwillen sind die Räume da, so liegt dagegen im obern Stockwerk der Zweck außerhalb des Kunstwerks; dieses dient nur mit andern Dingen zum Schmuck von Wohnzimmern, und zwar in Verbindung mit architektonischen, der Antike verwandten Ornamenten. Hier bleiben der Kunst nur kleine, oft sehr unbequeme Räume, sie befindet sich in steter Rücksichtnahme auf die (für sie eigentlich) ganz zufällige Nachbarschaft von bunten und mannichfaltigen Arabesken, und muß auf die freie Aeußerung ihrer Kräfte Verzicht leisten. Dieser Umstand, daß sie hier im Dienstverhältniß sich an die Architektur anschließt, schreibt ihr ihre Gesetze vor. Sehen wir uns um, wo auf ähnliche Weise die Ornamente in's Gebiet der höhern Kunst hereinreichen, so ist es vornämlich das Relief, welches diesen Zwecken dient. In ihm also haben wir die Vorschriften für gleichartige malerische Arbeiten zu suchen. Das Haupterforderniß ist ganz plane Darstellung in der Fläche, weil jede Tiefe das Bild aus der architektonischen Verbindung reißen würde; ebenso größtmöglichste Einfachheit der Auffassung, aus demselben Grunde. Zu diesem Behuf werden die Gestalten auf verschiedenfarbige (selbst sehr brillante, hellblaue, zinnoberrothe oder grasgrüne ꝛc.) Gründe gemalt, gleichsam nur wie Verzierungen, so daß selbst ihre Basis nicht immer mit dem Rand des Rahmens in Verbindung steht. Offenbar ist diese Gattung von Gemälden, die man als bunte Reliefs bezeichnen könnte, in nur geringer Verbindung mit der Malerei als selbstständiger Kunst, wie wir sie in der romantischen Zeit vollendet und in neuerer wieder angefangen sehen. Der eine Vereinigungspunkt ist die *größtmöglichste Klarheit der Darstellung* und *Adel und Schönheit der Form*, dagegen bleibt fast ganz ausgeschlossen Reichthum der Gedanken, Fülle von Anschauungen aus dem Leben und der Natur, mannichfaltige Beziehungen und vor Allem die Tiefe einer harmonischen Farbenstimmung, an deren Stelle Lieblichkeit, Heiterkeit, Leichtigkeit, Anmuth und alles Verwandte sich geltend machen. Die Fähigkeit, in den angezeigten Grenzen sich frei und leicht und sicher zu bewegen, konnte man nicht bei allen Künstlern voraussetzen, deren Kräfte man in Anspruch zu nehmen gedachte. Woezüglich erschien es wünschenswerth, daß alle Bilder zu griechischen Dichtern streng in bezeichneter Weise aufgefaßt würden. Man wandte sich deßhalb an die Sculptur, und es wurde einem Bildhauer, über dessen Gewandtheit kein Zweifel möglich, Ludwig Schwanthaler, der Auftrag, die Kompositionen zu sämmtlichen griechischen Dichtern (mit Ausnahme von zweien, welche man den HH. Professoren Schnorr und Heß übertrug) zu machen. Die Ausführung mit Farbe und Pinsel blieb sodann größtentheils der Malerei. Bei den deutschen Dichtern war eine Abweichung nach dem Romantischen hinüber fast nicht zu vermeiden, und wurde auch gestattet. Hier hat Wilhelm Kaulbach sein besonderes Talent, das ihn zwischen der Antike und dem Romantischen sich frei bewegen läßt, gezeigt, in Bearbeitung von Klopstock, Goethe und Einigem von Wieland. Weniger an die obengenannten Sculpturgesetze haben sich Gassen, Hermann und Neureuther gebunden bei ihrem Bilderkreis aus Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und dem Oberon von Wieland, und endlich gar nicht Lindenschmitt und Foltz bei

den Darstellungen aus Schiller, und vorzüglich Letzterer bei denen aus Bürger, wobei durchaus das Malerische erstrebt worden ist.

Nach diesem allgemeinen Ueberblick, aus dem man bereits auf den Reichthum künstlerischer Produktionen schließen kann, wenden wir uns zu diesen selbst.

Das Prachtstiegenhaus schmücken außer den gewöhnlichen arabeskischen Ornamenten in Stukko die acht Kreise des Königreichs, allegorische Figuren in modernem Kostüme, und einer Bavaria, nach L. Schwanthalers Zeichnungen von K. Mayer in Gyps ausgeführt, den Eingang zum ersten Vorzimmer aber zwei kolossale karyatidische Gestalten der Dike apteros und der Nemesis (ebenfalls von Schwanthaler in Gyps) als die Bezeichnungen vom Wahlspruche des Königs:

„Gerecht und beharrlich!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Pariser Kunst-Arabesken.

Von Eduard Colkow.

(Fortsetzung von Nummer 87.)

4.

Das in der Nähe von Paris gelegene Schloß von Meudon wird jetzt häufig von Fremden und Kunstfreunden besucht. Nach der Krönung Karl's X. sind die kostbaren Teppiche, welche, ehemals zu Rheims in der Kathedrale aufbewahrt, für diese Feierlichkeit dienten, in den Zimmern dieses Schlosses angebracht worden. In manchen Sälen bemerkt man auch Werke der Sculptur, und die Gemäldezahl in den verschiedenen Zimmern beläuft sich leicht auf 300, unter denen mehrere gute Teniers, sowie einige Arbeiten der neuesten französischen Maler sich befinden. — Die zahlreichen Säle des Schlosses in Saint-Cloud sind gehäuft voll von Kunstgegenständen der verschiedensten Art, die ohne Ordnung durcheinander und untereinander zerstreut herumliegen und umherhängen. Malereien, Werke der Sculptur, Teppiche, Tapeten, Vasen, Lüstres, Candelaber, kurz Zierrath aller und jeder Art liegt in bunter, babylonischer Verwirrung in den Gemächern dieses königlichen Schlosses. Man könnte damit zehn Sammlungen füllen, und es lohnte sich wohl der Mühe, Ordnung in diesen Wirrwarr zu bringen. Jeder Kunststyl hat hier eines oder mehrere seiner Produkte niedergelegt; der egyptische, der orientalische, der romantische, der klassische, der mittelalterliche und endlich auch der zopfzeitliche und zwar in reicher Fülle. Angebliche Michel Angelo, Raphael, Titian, Rubens, Teniers, Mignard, Lebrün, Lesueur, David und noch Neuere liegen hier friedlich bei einander. Man sagt, der König beabsichtige eine historische Galerie in Saint-Cloud, wie eine dergleichen im Palais royal existirt, anzulegen, welche besonders aus Gemälden, die geschichtlichen Ereignisse des Schlosses darstellend, bestehen soll. An den Plafonds des Salon de Mars und der Galerie Apollo's und Dianen's liest man die alte Devise des Hauses Orleans auf einem himmelblauen Grunde mit silbernen Buchstaben:

Alter post fulmina terror.

Seit der letzten Anwesenheit des Königs in Fontainebleau hat man auch an dem dortigen Schlosse neue Arbeiten vorgenommen, welche sehr eifrig betrieben zu werden scheinen. Architekten sind beauftragt, namentlich die alte Schloßkapelle wieder in ihren früheren Stand zu setzen; auch im Innern des Schlosses wird viel ausgebessert, und Blaur und einige andere junge Maler haben Auftrag, die alten Deckengemälde aufzufrischen, neue zu machen, und die verwischten Arabesken wieder zu ergänzen. — Das historische Museum in Versailles ist, so viel ich weiß, noch nicht eröffnet worden.

5.

Die französische Regierung läßt bedeutende Arbeiten im Depôt des marbres, auf dem Quai d'Orsay, in der Nähe vom Champ de Mars ausführen. Man hat große, geräumige Ateliers für Bildhauer gemacht und mehrere französische Künstler sind gegenwärtig darin beschäftigt. Unter andern ist der Bildhauer Dumont von der Regierung beauftragt, die Ausführung der Statue, welche die Julisäule auf dem Bastilleplatz krönen soll, zu übernehmen. Diese Statue soll den Genius der Freiheit, in der rechten Hand eine zerbrochene Kette und in der linken eine Fackel haltend, vorstellen. Außer diesen Ateliers für Sculpturarbeiten sieht man in dem Depôt des marbres viele Trümmer von älteren Kunstwerken, unter andern das alte Fronton vom Pantheon, ferner noch verschiedene Basreliefs, Modelle ꝛc. Der Marmor vom Piedestal des Obelisken von Luxor ist auch hier deponirt.

6.

Man scheint beschlossen zu haben, — denn fast alle Journale versichern es — den Obelisk von Luxor nicht in die Mitte des Place de la Concorde zu stellen, sondern ihn auf dem in der Mitte der Champs-Elysées befindlichen Rondell aufzurichten, wo er die doppelte Perspektive von den Tuilerien und dem Triumphbogen weniger beeinträchtigen und überdies im Freien zwischen grünen Bäumen einen angemessenern Platz haben wird,

Digitized by Google

als auf einem öffentlichen Platze zwischen lauter Denkmälern der neueren Kunst. — Die zwölf Statuen vom Pont de la Concorde, welche im Verhältniß zu der Brücke viel zu kolossal sind und die Deputirtenkammer gleichsam verdecken und erdrücken, sollen in die große Avenue von Neuilly zwischen dem Rondell und den Tuilerien aufgestellt werden, und endlich beabsichtigt man, die an den äußersten Gartenmauern des Concorde-Platzes befindlichen Gräben auszufüllen und an ihrer Statt kleine Terrassen anzulegen.

7.

Auf den Triumphbogen des Karrousselplatzes hat man in jüngsten Tagen zwei Figuren in übergoldeter Bronze zu beiden Seiten des Siegeswagens gestellt, welche die Pferde in ihrem Siegeslauf zu zügeln scheinen. Der Gedanke ist unglücklich, doch die Wirkung der beiden Figuren für's Auge erfreulich. Es sind dieselben Figuren, sagt man, welche ehemals die berühmten Pferde des Lysippus von vergoldeter Bronze auf dem Portal der Markuskirche zu Venedig begleiteten, die während der kaiserlichen Herrschaft auf eben diesem Triumphbogen standen und der Siegesgöttin vom Brandenburger Thor in Berlin zur Seite stehen sollten.

8.

Die bronzene Statue Jean-Jacques Rousseau's von Pradier, für einen der öffentlichen Plätze von Rousseau's Vaterstadt, Genf, bestimmt, war mehrere Tage lang im Eingangshofe des Institut de France ausgestellt. Das Standbild bietet in einzelnen Theilen vorzügliche Schönheiten dar und hat viel Würde. Rousseau ist sizend, mit Schreiben beschäftigt, die Beine mit einem Mantel überdeckt, den Oberleib bloß mit dem Hemde bekleidet, dargestellt.

9.

Ein Kunstliebhaber in Valenciennes hat, wie es heißt, ein Gemälde von Rubens, die Befreiung Andromeda's durch Perseus darstellend, aufgefunden. Wenn der sogenannte Chapeau de paille von Rubens seinem Entdecker vor einigen Jahren 60,000 Franken eingetragen hat, wie viel wird erst dieser wichtige Fund gelten?

10.

Zwei neue Brücken sind in diesem Jahre über die Seine gebaut worden: Pont Louis Philippe und Pont du Caroussel. Die erstere geht über zwei Arme der Seine und verbindet den Quai vom Grèveplatz mit der Ile St.-Louis und der Cité.

Kunstlitteratur.

Numismata antiqua inedita. Commentariis ac tabulis illustravit M. Pinder. Particula prima. 4to. 1 Thlr.

Neues allgemeines Künstler-Lexicon, oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleurs, Zeichner, Lithographen etc. Unter Mitwirkung von Gelehrten, Künstlern, Kunstkennern und Kunstfreunden bearbeitet von Dr. G. K. Nagler. Sechs Bände nebst Monogrammen. München, Fleischmann, 1835. 8. Erste Lieferung. Diesem fleissig gesammelten Werke sind zahlreiche biographische Beiträge zu wünschen, besonders werden die Künstler selbst zu gefälliger Mittheilung ihrer Lebensbeschreibungen aufgefordert, ohne welche Irrthümer nicht zu vermeiden sind.

Zinkographie.

Die Lithographie hat durch die sinnreiche Erfindung eines Franzosen, Hr. Breuguot, eine gefährliche Nebenbuhlerin erhalten. Die Platten, die er bereitet, bestehen aus einer Metallkomposition, von welcher Zink die Basis bildet, und es läßt sich auf ihnen nicht nur eben so leicht, wo nicht leichter, als auf Stein zeichnen und schreiben, sondern man kann sich auch derselben Instrumente wie zur Lithographie bedienen, vor welcher die Zinkographie noch mehrere weitere Vortheile voraus haben soll. Einer der ersten ist die größere Leichtigkeit und Wohlfeilheit der Zinkplatten gegen die theureren und plumperen Steine, und man kann sie so dünn und klein herstellen, daß sie in einer Briefstasche Platz finden. Die Erfindung hat die Sanction der königlichen Akademie zu Paris erhalten und Herr Breugnot hat, wie englische Blätter berichten, das Patent seiner Erfindung für Großbrittanien, einem Hrn. Chapman in Cornhill überlassen, der dieselbe auf jeden Zweig der Gravirkunst anzuwenden gedenkt. Es sollen auch Versuche gemacht worden seyn, sich dieser Platten zur Steden- und Kattundruckerei zu bedienen. (Wie verhält sich diese Erfindung zu der schon seit zwölf Jahren bekannten Benuzung der Zinkplatten zu ähnlichen Zwecken? Bekanntlich sind die bei Leske in Darmstadt erschienenen deutschen Ausgaben von Stuart's Alterthümern von Athen, der Alterthümer von Attika und Jonien, des Museum Worsleyanum, alle auf Zink gravirt.)

Akademie.

Brüssel. Der Regierungsrath in Lüttich hat entschieden, daß dort eine Akademie der Malerei, der Bildhauerei, der Baukunst und der Kupferstecherkunst errichtet werden soll. Um die Kosten, welche sehr beträchtlich seyn müssen, zu bestreiten, hat die Verwaltung sich an die Regierung um Unterstüzung gewendet.

Neues Denkmal.

London. Eine Subscription ist eröffnet, dem Schauspieler Kean ein Denkmal in der Westminsterhalle zu sezzen. Er soll dargestellt werden als Hamlet, Yorick's Schädel betrachtend. Dies Werk ist dem Bildhauer Carew übertragen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

№ 103.

Kunst-Blatt.

Donnerstag, 25. December 1834.

Archäologie.

The Elgin and Phigaleian Marbles. Vol. II. London 1833. 271 S. 8. *)

Die Verschiedenheit der Meinungen der Alterthumsforscher über die Figuren, welche die beiden Giebelfelder — ἀέτοι — des Parthenons füllten, ist bekannt. Als Jacques Carrey auf Veranlassung des Marquis von Nointel, welcher 1674—78 Konstantinopel und die Levante besuchte, die Zeichnungen entwarf, welche sich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris befinden und für uns immer einen großen Werth behalten, obgleich die wenige Genauigkeit der einzelnen Theile von Manchen, namentlich von Cockerell, unwiderruflich nachgewiesen worden ist: war der Giebel der östlichen Seite, die später von Stuart mit Recht als die Vorder-Seite des Tempels bezeichnet wurde, schon sehr beschädigt; besser erhalten war die westliche. Quatremère de Quincy **) und Cockerell haben die Wiederherstellung der Statuen und Gruppen versucht, welche die Giebelfelder zierten: die Darstellung des Letztern möchte wohl den Vorzug verdienen, obgleich sie großentheils auch nur auf Conjekturen beruht. Millingen lieferte neben sehr schätzbaren Bemerkungen über diese Sculpturen ***) eine Zusammenstellung der Erklärungen der einzelnen Bildsäulen durch Visconti (1816), den Obersten Leake (1821), Quatremère de Quincy (1825), K. O. Müller (1827), Bröndsted (1830) und Cockerell (in dem von diesem besorgten IV. Theile der Ancient marbles of the British Museum. 1830). Der Letztere bezeichnet die verschiedenen Figuren folgendermaßen: I. Oestlicher Giebel (Geburt der Minerva): Hyperion, Hyperion's Rosse, Theseus oder Herkules, Proserpina, Ceres, Iris, der Sieg (die ἀγαθὴ τύχη bei Bröndsted), die Parzen, der Wagen der Nacht. II. Westlicher Giebel (Kampf Minervens mit Neptun): Thesens (der Ilissus des Visconti, Quatremère, Müller und Bröndsted, Theseus bei Leake), Cecrops, Pandrosos (Venus bei Visconti, Aglauros bei Leake, Hebe bei Quatremère, Herse bei Müller und Bröndsted), Ceres, Jacchus, Proserpina, Viktoria, Erechtheus, Minervens Rosse, Minerva, Neptun, Meergöttin, Amphitrite, Latona mit Apoll und Diana (die γῆ κουροτρόφος bei Bröndsted), Venus und Thalassa, Thetis, Mars oder Cephisus, Vesta oder Kalirrhoe. — Der vor uns liegende Band liefert die Abbildungen der Bildsäulen und Fragmente (Nr. 91—106, 256 der Elgin Rooms) nach den Kupferstichen des Museums-Werkes, welche von H. Corbould sehr sorgfältig gezeichnet wurden; die Holzschnitte mit Schattirungen sind weniger lobenswerth als die deutlicher gehaltenen Umrisse des ersten Theiles. Hrn. Westmacott's Erläuterungen, sowie der die Abbildungen begleitende Text, sind genügend. Die Serie der Monumente der Akropolis wird beschlossen durch Notizen über die von Lord Elgin erworbenen (Architektur-) Fragmente vom Erechtheum und Pandrosium (eine der Caryatiden), von den Propyläen (Capitell einer dorischen Säule und Bruchstücke des Gesimses) und von dem schon vor Stuart's Zeit verschwundenen kleinen jonischen Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin (Νίκη ἄπτερος), welchen Stuart, Chandler, Visconti u. A. für das Aglaeium hielten — eine Meinung, deren Unhaltbarkeit Leake erwiesen, — von welchem C. R. Cockerell den Plan entwarf, und dessen Reliefs Kämpfe der Athener gegen die Perser und gegen griechische Völkerschaften darstellt, wovon vier ansehnliche aber bedeutend beschädigte Fragmente (Nr. 158—161) vorhanden sind.

Vom Theseium, der jetzigen St. Georgskirche, konnte

*) Ueber den ersten Band vergleiche Kunstblatt, 1834, Nr. 17.

**) Restitution des deux frontons du temple de Minerve; in seinen Wiederherstellungen klassischer Bauwerke.

***) Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica T. IV. (1832) pag. 198.

Digitized by Google

Lord Elgin nur Gypsabgüsse der Reste des Frieses und eines Theiles der Metopen erlangen, welche mehr gelitten als die des Parthenon, und die Kämpfe des Herkules und Theseus zum Gegenstande haben. Sie sind in 21 Abbildungen dargestellt (Nr. 136 u. ff. der Elgin Rooms). Zunächst folgen: ein Basrelief vom dionysischen Theater (Bacchus mit mit zwei Faunen und der Göttin der Trunkenheit, Nr. 193, zu Stuart's Zeit in der Wohnung des englischen Konsuls); Gypsabgüsse von dem eleganten und phantastischen Friese des choragischen Monuments des Lysikrates (Phanari des Demosthenes), welcher den Sieg des Bacchus über die tyrrhenischen Seeräuber darstellt und von Stuart und Revett in ihrem großen Werke bekannt gemacht wurde (Nr. 352—360); die kolossale Statue vom choragischen Monumente des Thrasyllus (Nr. 111), gewöhnlich für Bacchus gehalten, Stuart's Meinung zufolge Deceleia, nach Chandler Niobe ꝛc.; die Votivopfer von der Pnyx, die Sonnenuhr des Phädrus, und die vielen Fragmente, Grabsteine, Urnen, Inschriften (darunter die Sigeische und die von Potidäa) ꝛc., welche Lord Elgin zu Athen, Eleusis, Rhamnus, Mycenä und an andern Orten sammelte. Die Erläuterungen sind zwar, namentlich in philologischer Hinsicht, nicht erschöpfend genug, aber sie reichen doch hin, eine Andeutung des Gegenstandes und einen Begriff von dem unschätzbaren Reichthum zu geben, den das britische Museum in dieser einzigen Sammlung besitzt.

Ueber den Tempel des Apollo Epicurius auf dem Berge Cotylium bei Vassä in Arkadien, dessen Beschreibung den zweiten Haupttheil des Werkes ausmacht, sind wir durch die graphischen Werke J. M. Wagner's (1814) und des Freiherrn von Stackelberg (1826) und den dritten Theil der Description of the Marbles of the British Museum, sowie durch die Bemerkungen des Obersten Leake (Travels in the Morea. Vol. I.) vollständig unterrichtet. Die Basreliefs des Friefes, in zwei Abtheilungen den Kampf der Centauren und Lapithen, und jenen der Athener mit den Amazonen darstellend, wurden 1812 von einer Gesellschaft englischer und deutscher Reisenden unter dem Schutt gefunden und im Jahr 1814 durch den Prinz-Regenten für die Summe von 19,000 Pfund angekauft. Sie finden sich seitdem im britischen Museum, wo später (1816 und 1824) drei andere Fragmente durch J. Spencer, Stanhope und Bröndsted der ursprünglichen Sammlung beigefügt wurden. Der Styl dieser aus bräunlichem Kalkstein gearbeiteten Basreliefs nähert sich bekanntlich sehr dem der Sculpturen des Parthenon (das, wie man weiß, von demselben Architekten — Ictinus — erbaut wurde), ohne indeß die Vollendung dieser letzteren, welche überdies den Vortheil des bei weitem schönern Materials, des herrlichen pentelischen Marmors haben, zu erreichen. Der Fries ist in 23 Stücken dargestellt, wovon elf der ersten, die übrigen der zweiten Abtheilung angehören, außer welchen das Museum noch zehn Fragmente der Metopen des Portikus des Pronaos und einiges Architektonische enthält.

Gerne wird der Leser mit dem englischen Herausgeber in seiner Ansicht von dem unberechenbaren Einflusse übereinstimmen, welchen das Studium dieser unübertrefflich schönen Reste der blühendsten und reinsten Kunst-Epoche auf die Rückkehr zum Edeln und Wahren in den zeichnenden Künsten geübt haben; und mit ihm die Hoffnung hegen, daß sie ferner noch immer mehr dazu beitragen werden, jede Spur des verderbten und ausschweifenden Geschmacks eines artistisch-verwahrlosten Zeitalters in den Hervorbringungen unserer wie der kommenden Tage zu verwischen.

Alfr. Reumont.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834.

(Fortsetzung.)

Das erste Vorzimmer des Königs

ist geschmückt mit einem Friese, auf welchem der Argonautenzug nach dem Gedicht des (angeblichen) Orpheus in monochromatischer Weise abgebildet ist. Voran steht hier, wie im Gedicht, Apollo, der Gott des Gesanges, und neben ihm der Sänger Orpheus, den Gesang anstimmend, dessen Inhalt weiterhin folgt: wie nämlich Pelias dem Jason die Fahrt nach Kolchis aufgibt, wie diesem die Götter und vorzüglich Athene günstig. Mit Hülfe des Herakles und der andern theilnehmenden Helden wird die Argo in's Meer gezogen; über ihnen sind die günstigen Winde angedeutet. Nun sehen wir die Argonauten bei Chiron und dessen Wettgesang mit Orpheus; nächstdem auf Lemnos (deren männermordende Frauen sich ihnen ergeben), Hypsipile in den Armen Jasons. Daran schließt sich das Gastmahl bei Cyzikos und der Kampf mit den Doliern, in welchem Herakles den Cyzikos tödtet, der Tod von dessen Gattin am Strang, sein Begräbniß und die Entsühnung der durch den Kampf beleidigten Rhea. Nach diesem sehen wir Herakles der Jagd nachgehen, und Hylas von den Nymphen in die Quelle gezogen; ferner den Faustkampf zwischen Amykos und Polydeukes und mit den Bebrykern überhaupt;

darnach die Heilung der beiden von ihrem Vater geblendeten Söhne des Phineus, den Boreas in die Wälder jagt, die Schiffahrt durch die cyaneischen Felsen und die Ankunft in Kolchis. Jason pflügt mit den feuerschnaubenden Rossen, tödtet die aus der Drachensaat aufgegangenen Streiter und nimmt das Vließ, nachdem zuvor Orpheus die Erynnien mit Hekate und Pandora und dem Gotte des Schlafs, der dem Drachen die Augen schließt, aus der Unterwelt heraufbeschworen. Nach dieser Scene sehen wir die Argonauten auf der Rückkehr an der Insel der Circe vorüberschiffen, aus dem Schlunde der Charybdis (die als ein großer wassersprudelnder Kopf aus dem Meere ragt) errettet, durch Orpheus vor dem Gesang der Sirenen geschützt, zum Phäakenkönig Alkinoos kommen und daselbst auf dem Schiff ihr Beilager halten. Das Ganze schließt mit dem Sühnopfer, durch welches sie die durch die Ermordung des Absyrtus erbitterten Götter bestimmen, ihnen die Heimkehr zu gewähren.

Die Composition ist äußerst lebendig, obschon sehr einfach gehalten, die Figuren sind nicht ganz halbe Lebensgröße; die Ausführung geschah in der sogenannten enkaustischen Weise.

Zweites Vorzimmer des Königs.

Der Bilderschmuck wurde hier aus des Hesiodos Werken entnommen. Unter der Hohlkehle läuft ohne Unterbrechung ein ungefähr 4 Fuß hoher Fries, auf welchem die Hauptpunkte der Theogonie einfach dargestellt sind. Wie im vorhergehenden Gedicht hat der Künstler, L. Schwanthaler, sich an den Gedankengang des Sängers gehalten, und die pierischen Musen mit dem Flußgott Parmesos, wie sie dem Hesiodos heilige Gesänge lehren, vorausgestellt. Nach diesem folgt die Darstellung des Chaos, aus welchem Eros Festes und Flüssiges scheidet, Himmel und Erde mit Aether und Hemera, und den unterirdischen Gottheiten Tartaros, Erebos und der Nacht. Als ältestes Götter-Herrscherpaar sieht man dann an diesem Friese Uranos und Gäa mit den Hekatonchiren, den in die Tiefe verbannten Chronos und seine am Vater genommene blutige Rache, nebst den dieser That folgenden Erscheinungen der Eumeniden, der meliischen Nymphen und der schaumgeborenen Aphrodite, welche letztere von Eros und Himeros begleitet zum Olymp getragen wird.

Der Fries der zweiten Wand ist mit der Titanenwelt ausgefüllt. Voran steht, um das Zeitalter zu bezeichnen, Chronos, doch in dem Moment, wo seine Herrschaft ihre Höhe überschreitet, nämlich wo er den eingewindelten Stein statt des neugeborenen Zeus zum Verschlingen annimmt, der in der Ferne mit den Kureten und der Ziege Amalthea vorgestellt ist. Auf eine höchst überraschende, originelle und wir dürfen wohl sagen lustige Weise führt der Künstler die Gäa, von der die gegen Chronos angewandte List stammte, auf, nämlich als riesiges, monströses Kopf-Schattenbild. Hinter, über und unter einander folgen sich Okeanos und Thetis, Nereus mit Doris, Thaumas mit Elektra, die Harpyen, Iris und alle titanischen Gräuelgeburten, meist nur — wegen der Menge und auch wohl der Abscheulichkeit derselben — bloß angedeutet. Wir läugnen nicht, daß es uns passender erschienen wäre, diese ganze Gesellschaft in die Ecke gerückt, Chronos dagegen, ähnlich wie Uranos an der ersten Wand, als Herrscher in der Mitte sitzend zu sehen. Aber sey es, daß der Künstler das leicht lästige Einerlei der Wiederholung vermeiden oder mit den nun folgenden milden und schönen Gestalten eine wohlthuende Wirkung erreichen wollte, er hat hier sich nicht streng an den Gang des Originals gehalten. Die Schlußfiguren dieser Seite sind Hyperion und Theia, Japetos und Klymene, Koios Phöbe, Leto, Asteria, Hekate, Mnemosyne und Themis, in einzelne Gruppen schön und lebendig gestellt.

Die Bilder am Fries der dritten Wand stellen den Kampf der jüngern Götter gegen die Titanen vor, Darstellungen, in welchen sich die eigenthümliche Kraft des Künstlers am sichersten bewegt. Am Schluß derselben ist noch Zeus Alkanor, von seinen Thaten ausruhend dargestellt. Die ganze vierte Seite endlich zeigt die Heerschaft der jüngeren Götter, das Geschlecht der Olympier. Aehnlich wie Gäa mehrmals durch eine bloße Riesensilhouette ist hier Atlas durch seine beiden gewaltigen Hände an beiden Seiten des Friefes angedeutet.

An den Wänden unterhalb der Friese sind noch mehrere Bilder aus Ἔργα καὶ ἡμέραι und aus dem Schild des Herakles angebracht, aus den ersteren die Schöpfung der Pandora und ihr verderbliches Oeffnen der Büchse, eine Ehe, ein Opfer, die Weltalter und die Jahreszeiten; aus dem Schild des Herakles aber, die Erzeugung desselben und seines Halbbruders Iphikles, und seine Trophäen.

Diese genannten Bilder sind größtentheils polychromatisch durch Hiltensperger und Streidel und zwar in enkaustischer Weise ausgeführt.

Ueber letztere ist eine kurze Erklärung nöthig. Jedermann weiß, wie unsägliche Mühe man sich seit dem Ausgraben Pompeji's gegeben, die Technik der dortigen Wandgemälde, die antike Enkaustik, wieder zu gewinnen. Die im neuen Königsbau zu München angewendete sogenannte enkaustische Weise unterscheidet sich jedenfalls wesentlich von der alten, da dabei das Eindrennen als ganz unwesentlich, als ganz ohne Einfluß, allmählig unterlassen worden ist: sie ist aber — im Falle ihre Dauer verbürgt ist, — von außerordentlichem Werth; die Farben, die ganz die Tiefe, Wärme und den Glanz der Oelfarben haben, trocknen auf der Stelle, so daß man

Digitized by Google

ohne Unterbrechung bis zu Ende fortmalen und also prima ganz ausführen kann. Das Unangenehme ist der sehr starke Glanz, wodurch ihre Anwendung im Großen in Verbindung mit der Architektur bis jetzt noch unzureichend ist, und der Freskomalerei ihr großes Vorrecht ungeschmälert bleibt.

Servire-Saal des Königs.

Die Bilder für diesen Saal waren dem Prof. Julius Schnorr übertragen; als Unterlage waren die Homerischen Hymnen festgestellt. Vollauf beschäftigt mit den Nibelungen, blieb dem Künstler nur Zeit zu den Entwürfen, die sodann unter seinem fortwährenden Einflusse von dem jüngern Olivier (Friedrich), von Hiltensperger, Schulz (aus Wien) und Streidel ausgeführt wurden. Auch hier wurde hauptsächlich der Fries zur Aufnahme der Bilder bestimmt; doch ist auch die Decke, sowie jede der untern Mauerflächen noch mit Gemälden geschmückt.

An der Decke sind (und zwar al Fresko, wie durchgehend die Deckenbilder im neuen Königsbau) die Hauptgottheiten, an welche die Hymnen gerichtet sind, abgebildet, und zwar bloß statuarisch: Zeus, Here, Pallas und Aides, dagegen handelnd eingeführt Poseidon, Artemis (auf der Jagd), Dionysos (die falschen Schiffer in wilde Thiere verwandelnd) und Hephästos (in seiner Schmiede mit den Cyklopen). Die Friese nun (höher als die der vorhergehenden Zimmer) fassen nicht fortgehende, sondern in einzelne Rahmen abgeschlossene Bilder und zwar immer drei Bilder an jeder Wand.

An der ersten sehen wir, aus dem Hymnus an die Aphrodite, den Zeus wie er Eros bestimmt, das Herz von jener einem Sterblichen zuzuwenden; dann Aphrodite von den Grazien geschmückt zu Anchises gehend und die Geburt des Aeneas. Die zweite Wand schmückt der Mythos der Demeter, der Raub ihrer Tochter, ihr Suchen und Klagen und die Auffindung derselben. Die dritte Wand enthält den Hymnus an Apollon. Apollon verläßt den Himmel und kommt zu den Menschen als ihr Lehrer des göttlichen Wortes und des Gesanges, als Schlangenwürger, Gründer des Tempels und Orakels zu Delphi.

In den Bildern des Frieses sehen wir aus der Mythe des Hermes die Geburt desselben, sowie seine ersten Kunststücke und Spitzbubenstreiche, die Erfindung der Lyra, den Raub der geheiligten Rinder und seine Aussöhnung mit Apollo.

Die untern Räume werden noch einige auf die obern Bilder bezügliche Darstellungen erhalten, als die Geburt der Aphrodite, Apoll unter den Heroen u. s. w.

Das eigenthümliche Gepräge dieser Bilder ist, daß sie sich zwischen der antiken Allgemeinheit (in Form, Bewegung, Charakter, Affekt u. s. w. der Gestalten), die Schwanthaler beobachtet, und der durchgeführten Individualität, die wir an Cornelius wahrnehmen, in der Mitte halten, ohne die oben angedeuteten Beziehungen zur Dekoration zu verletzen. Die Ausführung ist nicht wie bei den vorhergehenden Sälen, jene alte, einfache Weise illuminirter Kontoure, sondern die gewöhnliche. Vorzüglich glücklich coloriert sind mehrere Bilder an der Decke.

(Der Beschluß folgt.)

Plastik.

Stuttgart. Ein kunstreicher Pokal, von dem Historienmaler von Schnitzer entworfen und von Herrn Friedrich Sick in Silber ausgeführt, ist dem Abgeordneten Uhland von hiesigen Bürgern verehrt worden. Auf einem zierlich gearbeiteten, mit der Inschrift, den Namen der Geber und des Tages der Ueberreichung, versehenen Fußgestell erhebt sich eine männliche Gestalt mit Schild und entblößtem Schwert; sie lehnt sich an einen Eichenstamm, woran die Leyer aufgehängt ist, und über ihr wölbt sich eine reiche, schöne Eichenkrone, aus welcher Zweige und Blätter sich erheben, um die Trinkschale zu tragen, an deren Seiten Basreliefs in Medaillenform, die Künste, Wissenschaften und Gewerbe darstellend, zwischen Eichenlaub hervortreten. Den Deckel umgibt ein reicher Weinkranz, und um den oberen Knopf, den eine geschmackvolle Lyra ziert, schlingt sich ein goldener Lorbeer. Das Ganze macht einen überaus gefälligen Eindruck, der sowohl auf der sinnvollen Mannichfaltigkeit als auf der weisen Anordnung, und nicht minder auf der meisterhaften Ausführung der Composition beruht.

Bauwerke.

München. Das Gräflich von Törring'sche Gebäude, gegenüber dem Königsbau auf dem Theaterplatze, wird abgebrochen; zugleich zwei andere herrschaftliche Häuser, und so hört die letzte Entstellung dieses schönen Platzes auf. Dadurch wird dann auch das stattliche Münzgebäude besser hervorgehoben, welches im Oktober 1835 vollendet seyn soll, bis wohin auch das Maximilian-Josephs-Denkmal auf dem Theaterplatz aufgestellt seyn wird. Auch der Residenzbau schreitet rasch voran. Ueberseits läßt es auch die Stadtgemeinde an Verschönerung der Hauptstadt nicht fehlen. Im Laufe dieses Jahres ist das Aeußere mehrerer Kirchen wiederhergestellt worden, so namentlich das der großartigen Michaeliskirche.

Neues Denkmal.

Halle. Der thüringisch-sächsische Musikverein fordert zu freiwilligen Beiträgen auf, um mit deren Hülfe in einem künstlerischen Leistungen gewidmeten Gebäude eine kolossale Nachbildung der betreffenden Halle der Westminsterabtei in London mit dem Ehrendenkmale Händel's durch Meisterhand herstellen zu lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schoen.

Digitized by Google

№ 104.

Kunst-Blatt.

Dienstag, 30. December 1834.

Allgemeiner Ueberblick des Standes der bildenden Künste in München im Jahr 1834.

(Beschluß.)

Der Thronsaal des Königs,

mit Ausnahme der Rahmen und Pilaster von weißem stucco lustro, ganz vergoldet, ist mit bildlichen Darstellungen in Relief geschmückt, deren Stoff aus dem Pindar entlehnt ist. Hier haben wir Gelegenheit, L. Schwanthaler näher kennen zu lernen und uns an seinem Geist und seiner Kunst zu erfreuen, da alles hier Vorkommende von ihm selbst oder unter seiner Leitung (in Gyps) ausgeführt worden ist. Pindar bietet nicht irgend einen einzelnen zusammenhängenden Stoff, der sich cyklisch durchführen ließe. Hier galt es also allgemein interessante Beziehungen herauszufinden, von denen wenigstens einige unter sich zusammen gehören.

Für den Fries boten sich als der geeignetste Stoff die Kampfspiele selbst dar, mit der Preisvertheilung.

In der Mitte, oberhalb des Thrones, sehen wir Pindar vor dem versammelten Volk seine Gesänge mit Lyra-Begleitung vortragen; rechts davon erscheint der Wettstreit in der Dichtkunst, links in der Kunst des Gesanges oder der Musik überhaupt. Dazwischen stehen einzelne symbolische Gestalten, durch welche die olympischen und pythischen Spiele bezeichnet werden, Olympias und Pythias.

Daran reihet sich an der östlichen Wand das Wagenrennen und der Wettlauf zu Fuß, an der südlichen das Ringen und der Faustkampf, an der westlichen der Wettlauf mit Panithieren und das Pferderennen. Dazwischen wiederholt sich noch mehrmals Preisvertheilung und den beiden Allegorien gegenüber zwei ähnliche, Isthmias und Nemeas. In allen Vorstellungen, wo es auf Handlung ankommt, herrscht eine ungemeine Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit der Bewegungen; das Rennen, Fehlen, Stürzen, das Siegen und Besiegtwerden und alles Verwandte ist auf eine Weise dargestellt, die uns das Kunstwerk vergessen macht; es ist überall der Moment ergriffen, der die That bezeichnet. Nach unserer Ansicht besteht hierin die Stärke des Künstlers.

Die Wandbilder können wir als eine eigene Gattung betrachten. Das Relief dient gewöhnlich nur als Schmuck eines architektonischen Gliedes; die Wände bleiben sonst der Malerei. Wie wir aber bei den genannten und noch anzuführenden Gemälden gesehen haben, daß sie sich auf die Basis des Reliefs gestellt, so sehen wie hier umgekehrt dieses sich in maleeische Räume einschließen. Größere und kleinere Rahmen an den Wänden fassen auf vergoldetem Grunde verschiedene Darstellungen aus dem Mythos der Heroen Herakles, Achilleus, Jason und der Dioskuren, und andere, die mit denselben in Verbindung stehen. Wir sehen Herakles, wie er als Kind zur Verwunderung der Eltern und zur Rettung des Bruders die Schlangen erdrosselt, seinen Kampf mit Antäus, und dann ausruhend von seinen Thaten. Dies an der einen Seite des Thrones; an der anderen Achilleus, seine Herkunft von Peleus und Thetis, welche letztere durch allerhand Verwandlungen sich den Umarmungen ihres Gatten zu entziehen strebte, und seine Freundschaft mit Patroklos. Außerdem ist noch die Erbauung Thebens und der Tod der Medusa, ferner die Richtung der olympischen Spiele durch Herakles, und Bellerophon den Pegasus zähmend an dieser Wand abgebildet.

Die zweite Wand gibt eine größere Vorstellung der Here Ilithyia, die (nach Pindar) mit den Parzen in Verbindung gebracht ist; darüber die Musen mit Typhöus, ferner Klytemnestra's Tod durch Oreste's, Ajas' Selbstmord, Apollon Chiron und Cyrene, und des Neoptolemos Tod durch Macareus.

An der dritten Wand folgen sich wieder in einzelnen Rahmen Jason und Medea, Jason, mit dem einen verhängnißvollen Schuh bekleidet, vor Pelias, und dann derselbe mit den feurigen Stieren; ferner Kastor und

Polydeukes, dieselben als Rossebändiger und Kastor's Tod durch Idas und Lynceus.

Auf der vierten Wand endlich ist die Wiedergeburt des Menschengeschlechtes durch Deukalion und Pyrrha, ferner das Leben im Elysium, die Horen, die Errichtung eines Apollotempels, die Grazien und die Bewirthung der Dioskuren vorgestellt.

Die Absicht, auf die einfachste Weise das Gepräge einer heitern Pracht diesem Saal zu geben, ist vollkommen erreicht, und stimmt dazu auch die cassettirte Decke mit den vergoldeten Waffenbündeln.

Der Speisesaal,

welcher nicht in der Reihenfolge der übrigen Gemächer liegt, sondern seine Fenster nach dem Hof hin hat, ist durch Prof. Zimmermann (und nach seinen Zeichnungen durch Anschütz und Nilson) mit Gemälden zu Anakreon's Gedichten geschmückt worden. Unverkennbar ist hier die Absicht, den Eindruck der Fröhlichkeit zu machen, vom dargestellten Stoff bis zur vorherrschenden Buntheit der Farben, vorzüglich in der Dekoration.

Im Ganzen sind 34 Bilder an der Decke und den Wänden angebracht, wovon ein Theil nur dem allgemeinen Thema des Dichters, Wein, Liebe und Gesang, entspricht, ein anderer aus den Gedichten selbst entlehnt ist. An der Decke ist Anakreon abgebildet als Sänger der Liebesgötter, dann Amor verwundet, dann wieder seine Taube fütternd. An den Wänden sieht man zuerst Anakreon am Altare des Bacchus, die Leyer spielend, daneben denselben als König des Schmauses, sein Kelterlied, Amor von einer Biene gestochen, ferner Anakreon's Traum, in welchem ihn Mädchen foppen, und Venus und Adonis; die Aufforderung zur Freude, Amor's Wettstreit mit Mars, der mäßige Trinker und die Aufnahme des durchnäßten und frierenden Amor, endlich der Dichter noch einmal unter scherzenden Mädchen, sein Handel mit einem Dorer um einen wächsernen Amor und Bacchus und Ariadne.

Das Empfangzimmer des Königs.

Die Kompositionen zu diesem, wie zu den folgenden Zimmern des Königs (mit Ausnahme des Schlafgemachs) sind wieder von Schwanthaler. So sehr uns der darin herrschende Geist, die Lebendigkeit, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Darstellung auffordern, näher auf das Einzelne einzugehen, so müssen wir uns doch hier in den angegebenen Grenzen halten, und begnügen uns mit der allgemeinen Aufzählung des Inhalts. Die 24 Bilder zu Aeschylos' Tragödien in diesem Zimmer sind von Schnitzen gemalt. An der Decke sind drei Bilder aus den Persern; nämlich der Traum des Atossa, die Seeschlacht bei Salamis und die Rückkehr des Xerxes. Darunter folgen 5 Bilder aus den Sieben vor Theben, der Schwur der belagernden Feldherren, Eteokles' Zoen gegen die jammernden Thebanerinnen, und der gegenseitige Mord der beiden Brüder. Dem gegenüber ist aus den Schutzgenossinnen die Ankunft des Danaos mit seinen Töchtern in Argos, der Tod des hundertäugigen Hüters der Jo, und des Pelasgos an den Danaiden erwiesenes Schützerrecht gegen des Aegyptos Abgesandte abgebildet. Das zweite Bild steht mit der eigentlichen Geschichte nur in entfernter Beziehung, insofern Argos die Heimath der Jo, der Großmutter des Danaos, ist. Diese Bilder sind auf grünem und rothem Grunde gemalt; diejenigen an den Wänden aber auf lichtgelbem. Letztere, von ganz leichten Verzierungen, die auf demselben Grunde stehen, eingefaßt, sind aus Agamemnon, dem Todtenopfer und den Eumeniden.

Auf dem erstern sehen wir zuerst die Rückkehr des Agamemnon (Klytemnestra empfängt ihn mit erkünstelter Freude, Kassandra bleibt im Wagen zurück); dann die Prophezeiung der letzteren über das dem Agamemnon nahe Schicksal, die Ermordung desselben, und Klytemnestra's Rechtfertigung vor dem Volk (dem Chor) über den Leichen ihres Gemahls und der Kassandra. Aus dem Todtenopfer ist abgebildet, wie Orestes und Pylades auf das Grab des Agamemnon Haarlocken streuen, ferner wie jener den Mord seines Vaters an seiner Mutter und Aegisthos gerächt hat. Aus den Eumeniden endlich ist Orestes abgebildet, den Schutz des delphischen Apollo *anrufend*, dann der Schatten Klytemnestra's, die Furien *zur Verfolgung* des Orest anrufend, ferner die Verfolgung *selbst*, und die Entsühnung durch Apollon und Athene. Ueber dem Fenster haben die Eumeniden noch einen besondern Platz erhalten, gleichsam die Wiederholung der Gunst, die ihnen am Schluß der Tragödie zugestanden wird. Noch drei kleinere Bilder aus Prometheus werden die Wände schmücken, sind aber bis jetzt noch nicht gemalt; über der Thüre sieht man den Dichter am Ufer des Meeres, dem Gesange der tragischen Muse zuhörend.

Das Schreibzimmer des Königs,

ausgemalt mit 21 Bildern aus den Tragödien des Sophokles, nach Schwanthaler von W. Röckel. An der Decke ist in zwölf Bildern die Geschichte des Oedipus und seines Stammes nach den drei Trauerspielen König Oedipus, Oedipus in Kolonos und Antigone durchgeführt. Den Anfang macht die von Apollo über Theben verhängte Pest; dann wird uns Oedipus als Kind gezeigt, wie er von einem Knechte des Laios dem korinthischen Hirten übergeben wird; hierauf folgt der Selbstmord der Jokaste und die Selbstblendung des Oedipus, dann die Selbstverbannung des letztern; aus Oedipus in Kolonos ist zuerst Ismene's Ankunft aus

Digitized by Google

Theben beim Vater abgebildet, sodann Kreon, der demselben die Tochter entreißen will, ferner der sterbende Oedipus, wie er dem Theseus seine Töchter empfiehlt, und sein wunderbarer Tod; endlich aus der Antigone sehen wir diese ihrem erschlagenen Bruder Polyneikes die Ehre der Beerdigung erweisen, ferner Tiresias dem Kreon Unheil verkündend, Hämon's Selbstmord neben der geliebten Antigone, die sich in der Felsluft am eigenen Schleier erhenkt, und Kreon's Klage über den Verlust des Sohnes und der Gattin Eurydike, die sich im Jammer das Herz zerschlagen.

An den Wänden sind zuerst zwei Bilder aus den Trachinierinnen, wie Dejanira dem Lichas das verhängnißvolle Hemd für Herakles gibt, und des Letztern selbstgewählter Tod auf dem Scheiterhaufen; ferner zwei Bilder aus Elektra, die Erkennungsscene zwischen dieser und Orestes, und des letztern Gewaltthat an Aegisthos neben der Leiche der Mutter. Aus Philoktet ist abgebildet, wie dieser, von Neoptolemos und Odysseus hintergangen, dem letztern die zur Eroberung Troja's nöthigen Pfeile des Herakles gibt, und dann, wie er auf Zureden von diesem, der als Geist erscheint, mit nach Troja geht. Endlich aus dem rasenden Ajas ist dessen gegen die Böcke und Schafe ausbrechende Wuth und sein Selbstmord vorgestellt. Außerdem ist der Dichter selbst noch, in Begleitung der tragischen Muse, über der Thüre abgebildet. Sechs Sprüche der griechischen Weisen, und zwar in griechischer Sprache mit großen vergoldeten Lettern auf blauem Grunde in rundem Rahmen, bilden einen weiteren sinnreichen Schmuck dieses Arbeitzimmers des denkenden Fürsten.

Das Ankleidezimmer des Königs,

mit 27 Bildern aus dem Aristophanes nach Schwanthaler gemalt von G. Hiltensperger. Die Schwierigkeit der Aufgabe, welche Schwanthaler zu lösen hatte, in wenigen Darstellungen von geringem Umfange die inhaltreichen Dichtungen der Alten vorzutragen, wächst in's Unglaubliche bei den Lustspielen des Aristophanes, deren körnige Satyre entweder gar nicht oder wenigstens nicht an diesem Orte darzustellen ist. Bei Sophokles und Aeschylos hat der Künstler unverkennbar allemal den entscheidenden Punkt getroffen, bei Aristophanes können wir ihm dies nicht unbedingt zugestehen; nichts desto weniger aber gehören diese Kompositionen zu dem Werthvollsten in der ganzen Reihenfolge. Dazu trägt aber die Ausführung wesentlich bei. Hiltensperger ist es gelungen, fremde Kompositionen zu eignen zu machen, ohne der eigentlichen Seele derselben im mindesten zu nahe zu treten. Alles, was Schwanthaler nur angedeutet, hat Hiltensperger kräftig ausgesprochen und die komischen Charaktere mit bewundernswürdiger Feinheit und Leichtigkeit durchgeführt. Dazu kommt, daß diese Bilder, namentlich die Fresken darunter, hinsichtlich des Kolorits zu den gelungensten Werken neuerer Kunst zu rechnen sind, so daß uns vor ihnen die behaglichste Freude erfüllt, der wir am wenigsten da gewärtig sind, wo Erfindung und Ausführung verschiedene Quellen haben.

Die Decke des Zimmers, ein cassettirtes Tonnengewölbe, ist mit vier Bildern aus dem Frieden geschmückt. Das erste ist des Winzers Trygäos abenteuerliche Himmelfahrt auf einem durch Eselsdreck gemästeten Roßkäfer; das zweite zeigt denselben, wie er mit Hermes' Hülfe die vergrabene Friedensgöttin ausscharrt; das dritte den Opferpriester Hierokles, der von Trygäos beim Friedensmahle geprügelt wird; das vierte die Waffenschmiede, wie sie, durch den Frieden brodlos gemacht, dem Trygäos Vorwürfe machen.

Unter dem Frieden sind an der einen Wand drei Bilder aus der Lysistrata; erstlich die Verschwörung der Frauen wider ihre Männer; zweitens ihr offenbarer Kampf (mit Küchen- und Hausgeschirren) gegen dieselben, und drittens die Versöhnungsfeier. Darunter kommen noch drei Bilder aus den Rittern. Im ersten begrüßen Nikias und Demosthenes den Wursthändler als Kleon's vorherbestimmten Nachfolger. Im zweiten wird Kleon mit jenem vor den Demos geführt, um dessen Gunst beide buhlen; im dritten wird der Wursthändler vom Demos mit dem dem Kleon entrissenen Kranze gekrönt.

Diesen sechs Bildern gegenüber sind erstlich drei aus den Wolken: die Schule des Sokrates, der aus einem Korbe herab den Pferdehändler Strepsiades belehrt; ferner die Einführung vom Sohne des letztern, Pheidippides, bei Sokrates, und endlich die Verjagung des Strepsiades durch seinen Sohn, als das Resultat philosophischer Studien; zweitens drei Bilder aus den Acharnern: im ersten sieht man Lamachos vor Dikaiopolis seine Waffen ablegen; im zweiten bringt der arme Mann aus Megara seine beiden Töchter als Schweinchen zu Markt; im dritten ist der Gegensatz zwischen dem verwundeten Lamachos und dem schmausenden Dikaiopolis vorgestellt.

Ueber dem Fenster sind drei Scenen aus den Fröschen, nämlich zuerst die von Aeacus an Xanthias und Dionysos vorgenommene Prügelprobe, dann das literarische Gericht in der Unterwelt über Aeschylos und Euripides, und drittens die Rückkehr des Dionysos nach Athen in Begleitung des Aeschylos. Darunter kommen zwei Bilder aus den Vögeln: erstlich die Vertreibung der Menschen aus der neuerbauten Vogelstadt, und zweitens der Friedensschmaus der Vögel mit den Göttern. Endlich unter diese werden noch zwei Bilder aus den Wespen gemalt werden, zuerst, wie der alte Philokleon

abgehalten wird, nach dem Pnyx zu gehen, und dann sein häusliches Gericht über die beiden Hunde.

Der Fensterwand gegenüber ist zuoberst ein Bild aus Plutos: links sitzt der von seiner Blindheit geheilte Gott, neben ihm der durch ihn reichgemachte Chremylos; rechts bindet sein Knecht Karion dem armgewordenen Auflaurer die zerrissenen Kleider eines Gerechten an. Neben diesem Bilde, unterhalb, ist eine Darstellung aus den Thesmophorien, die Befreiung des Mnesilochos durch Euripides, und daneben noch eine aus der Weiberherrschaft, wo die in Männer verkleideten Frauen beschließen, in die Volksversammlung zu gehen. Ueber der Thüre dieser Wand ist Aristophanes selbst, in Begleitung des mit Wurst und der Flasche behängten Demos, mit der komischen Muse tanzend abgebildet. Hiltensperger arbeitet noch an den am weitesten unten angebrachten Gemälden, wird sie aber bis gegen April des nächsten Jahres alle beendigt haben.

Das Schlafgemach des Königs

mit Bildern aus dem Theokrit. Die Kompositionen zu diesem Saal sind zum Theil von Professor H. Heß, zum größern Theil aber von Schulz aus Wien und Bruckmann aus Heilbronn; an der Ausführung hat überdies noch Röckel einigen Theil.

An der Decke der Fensterwand sind drei Bilder aus der Zauberin, Simätha bereitet mit Thestylis den Liebestrank, Thestylis bringt den Delphis zu ihr, sie zeigt ihr denselben im Arm eines andern Mädchens. Darunter Hylas von den Nymphen in die Quelle gezogen und dann von ihnen getröstet.

An der Decke der zweiten Wand ist oben Polyphem auf der Syrinx um Galatea klagend, ferner aus den Fischern der Traum vom goldenen Fische in zwei Bildern. Diesen gegenüber sind drei Bilder aus dem Erntefest, der Gang des Theokrit zu Halens und dem Demeterfest, sein Wettgesang mit Lykidas und das Festgelag. Darunter sind an beiden Wänden, außer vier kleinern unbedeutendern Bildchen, zwei größere Darstellungen aus den Dioskuren, nämlich der Kampf des Kastor mit Lynkeus am Grabmale des Aphareus, und dem gegenüber der Faustwettkampf zwischen Polydeukes und dem Bebryker Amykos. Daneben finden sich noch vier Bilder aus dem kleinen Herakles, wie er die Schlangen würgt, wie Tiresias über ihn prophezeit, wie er die Leyer spielen und den Bogen führen lernt. An der Decke der dritten Wand ist zuoberst ein Bild aus der Vertraulichkeit, wo Daphnis um die Hirtin wirbt, links davon aus den Waldhirten der Wettgesang des Komatas und Lakon, und rechts aus dem Rinderhirt die vergebliche Werbung bei der Städterin. Darunter sind drei Bilder aus dem Brautlied der Helena, die Königin mit ihrem Gemahl im Brautgemache, zu beiden Seiten tanzende und Kränze windende Jungfrauen.

Außer den genannten Bildern sind noch vier monochromatische aus den Syrakuserinnen in diesem Zimmer.

Baukunst.

Pesth. Der Sinn für Fortschritte in der Baukunst, den wir in den leztern Jahren sich in Ungarn an sehr bedeutenden architektonischen Unternehmungen, wie z. B. dem Bau der Domkirche zu Gran, des Ludoviceums, denen des Patriarchen Erzbischofs von Erlau, der Börse, des Schauspielhauses in Pesth, als an öffentlichen Gebäuden beurkunden sahen, hat sich in der neuesten Zeit in einer, zugleich dem Menschenfreunde erfreulichen Erscheinung geäußert. Ein ungarischer Magnat, Baron Ferdinand Palotsay, der den deutschen Architekten Dr. Zanth zur Aufführung einer Villa auf seinen Besitzungen unweit Pesth berufen hatte, beauftragte diesen Künstler zugleich mit der neuen Anlage zum Wiederaufbaue seines durch den Brand zerstörten Marktfleckens Palotsa, Scharoscher Komitats in Ober-Ungarn, welcher auf Kosten des Grundherrn ausgeführt wird, der dabei vor Allem die möglichste Verbesserung der physischen und moralischen Existenz seiner Unterthanen beabsichtigte. Von diesem Grundgedanken ausgehend, hat der Architekt, dem Wunsche des Bauherrn entsprechend, seinen Plan nach dem Systeme des Sonnenbaues angeordnet, durch welchen sämmtliche Wohnungen gegen Süden gerichtet sind und folglich in einem schon rauhen Klima die gesündeste Lage erhalten. Außerdem ist durch zweckmäßige Anlage der Haupt- und Nebenstraßen für Schönheit und Reinlichkeit gesorgt worden, mit steter Berücksichtigung der Wirthschafts-bequemlichkeit jedes Bewohners, welche durch ökonomische, zugleich Feuersgefahr möglichst vermindernde Stellung der Scheunen und Stallungen gefördert wird, während die mit gleicher Rücksicht zwischen den Gruppen der einfachen, aber freundlichen Häuser vertheilten Gärten und Baumpflanzungen diese verschiedenen, nicht durchaus ästhetischen Elemente zu einem gefälligen, die Landschaft zierenden Ganzen gestalten helfen. Es ist dies um so mehr interessant, als der hier in den modernsten Bedürfnissen und Ansprüchen des bäuerlichen Lebens einsichtsvoll thätige Baumeister derselbe ist, dessen veröffentlichte Studien des klassischen Alterthums ihm bereits einen bedeutenden Ruf erworben haben.

Ausgrabung.

Luxemburg. Ein Bauer aus der Gemeine Hoscheid im Bezirke Arlon, fand auf einem Stück Land, das er bestellte, ein kleines kupfernes Kästchen von einem halben Fuß Länge, 3″ Höhe und 5 — 5″ Breite, in dem sich einige goldene Münzen befanden, die auf der einen Seite ein Brustbild, das man für dasjenige des Julius Cäsar hält, und auf der andern einen Elephanten mit einer Krone und die Buchstaben P. P. X. R. 56. zeigen. Man stellt weitere Nachgrabungen an.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Schorn.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 122. 1. December 1834.

Biographie.

Sir Isaak Newtons Leben, nebst einer Darstellung seiner Entdeckungen, von Sir David Brewster, Mitglied der königlichen Societät. Uebersezt von B. M. Goldberg, mit Anmerkungen von Brandes, Professor zu Leipzig. Leipzig, Göschen, 1833. gr. 8. Mit Newtons (sehr sauberem) Porträt und einer Kupfertafel.

(Schluß.)

Unter Newtons akademischen Freunden befand sich Karl Montague, Enkel des Grafen von Manchester und ein ausgezeichneter junger Mann, der, nach dem Abgange von Cambridge, bald bedeutende Stufen im Staatsdienste erstieg, und endlich Kanzler des Finanz-Kollegiums wurde. In dieser Stellung bildete er den Plan zu einer Münzumprägung und schlug Newton zum Münzaufseher vor; der Plan ging durch, und Montague zeigte seinem alten Freunde seine Ernennung in einem herzlichen Billet an, welches unser Verfasser mittheilt. In diesem Posten, welcher gegen 600 Pfund eintrug, wurde Newton dem Staate durch Anwendung seiner mathematischen und chemischen Kenntnisse auf das neue Münzsystem sehr nützlich, und also ernannte man ihn kurze Zeit nachher (1699) zum Münzmeister mit einem Gehalte von 1500 Pfund, was er bis zu seinem Tode blieb. Seine amtlichen Arbeiten waren nicht übertrieben und ließen ihm hinreichende Muße zu wissenschaftlichen Beschäftigungen; gleichwohl konnte oder mochte er sich mit einer damals nöthig werdenden zweiten Ausgabe der Principia nicht befassen, sondern übertrug dieselbe an Cotes, Professor der Astronomie zu Cambridge. Auf diese Veranlassung entspann sich eine, fast aus 500 Briefen bestehende Korrespondenz zwischen beiden Gelehrten, welche noch in der Bibliothek des Trinity-Kollegiums aufbewahrt wird und aus welcher unser Werk höchst interessante Bruchstücke mittheilt.

Jezt (1714) bestieg Georg I. den englischen Thron, und bei der Neigung dieses Fürsten zu den Wissenschaften fing Sir Isaak Newton an, ein Gegenstand des Interesses der Höflinge zu werden. Seine amtliche Stellung, sein gelehrter Ruhm, noch mehr aber vielleicht sein moralischer Charakter und seine ungeheuchelte Gottesfurcht sicherten ihm besonders die Achtung und Freundschaft der Prinzessin von Wales. Da diese hochgebildete Dame aber zugleich mit Leibnitz in briefischer Verbindung stand, so nuzte Lezterer diesen Umstand, um seinem Rival bei einer so mächtigen Gönnerin zu schaden, und

der Kampf zwischen den beidrn Hrcorn wurde, wie vorläufig schon früher erwähnt worden ist, dadurch von Neurm angefacht. Wir gehen indeß darüber, gleichwie übee mehrrrr anderr literarische Angriffe, welche Newton in drr nämlichrn Zeit zu erteagen hattr, weg, um uns zu den theologischrn Studien zu wendrn, denen sich der große Weltweisr jezt, bei vorrückendem Altee, zu rrgebrn anfing. Die Apastel des Unglaubrns haben genug übrr diese nrue Tendrnz rines so ausgrzeichneten Mathematikers gespöttelt; wir finden es dagegen fast unausbleiblich, daß sich das tiefere Wissen lrtlich auf den Ursprung des Wissens zurückziehe. Unser V. theilt darüber dir interessantesten Details mit, und gebt dann in einem besondern Abschnitte noch zu Newtons kleinerrn Entdeckungrn und Erfindungrn, seinrn Forschungen in dee Wärmelehre, seinrn Ansichten von Wahlerziehung, Struktur dee Köeper u. s. w. über, deren Auseinandersetzung uns hirr zu weit führen würde. Dagegen müssen wie aus drm folgenden, dem häuslichen Lrbrn des großen Mannes gewidmeten Kapitel noch Einiges ausheben. Nachdem Nrwton seinen Aufenthalt zu London genommen hatte, machte er ein recht angenehmes Haus, hirlt sich Wagen und Pfrede, drei männliche und ebensoviel weibliche Domestiken. Dabei unterstützr er seine Familir und dir Armen auf das freigebigste, und sammelte dennoch ein ziemlich bedeutrndes Vermögrn, weil er große Ordnung in seinen Finanzen hielt. Selbst aber im Familienleben zeigten sich die Folgrn seiner Gewöhnung an rin tiefes Nachdenken. In Meditationen verloren pflegte er nach dem Aufstehen aus dem Brtt oft noch Stunden lang sitzen zu bleibrn; ja oft vergaß er über seinrn Forschungen Essen und Trinken und mußte an seine Mahlzeiten erinnert werden.

Von Person war Newton nicht über die mittlere Größr; in seinen spätern Jahren fing er an stark zu werden. Er hatte ein lrbhaftes, wiewohl nicht dir ganze Stärke seines Geistes verrathendes Augr, rin angenehmes und grfälligrs Aeußere, und noch als Greis starkes silberweißrs Haar, welches ihm, wenn er das bloße Haupt zeigte, ein ehrwürdiges Ansehrn gab.

Seine Gesundhrit schrint, mit Ausnahme drs oben erwähnten hypochondrischrn Leidens, immer gut gewesrn zu seyn; erst im Jahre 1722, als er also das 80ste Jahr erreicht hatte, fing ee an, an Steinschmerzen zu liden. Damals gab er den Gebrauch seines Wagens auf und bedientr sich forthin nur riner Sänftr. Drei Jahre später wurdr er von einem hestigrn Husten und riner Lungenentzündung brfallen, welches ihn veranlaßte, London zu verlassrn und seinrn Aufenthalt zu Kensington zu nehmrn, wo sich sein Befinden entschieden besserte. Allein hierdurch verführt, begab er sich am 28. Februar 1727 nach London, um einer Sitzung der Societät zu peäsidiern; diese Anstrengung erschöpfte seine lezten Kräfte. Er konntr zwar noch nach Kensington zurückkehren, litt aber fortwährend an Strinschmerzen, ohne darum seine Geistesheiterkeit einzubüßen, und verschied endlich sehr sanft am 20. März darauf, im 85sten Jahre seines Alters.

Srin Leichnam wurde von Kensington nach London grbracht und in drm Jerusalem Chamber mit großer Pracht ausgestellt, diernächst aber in der Westminster-Abtei, nahe am Eingangr in das Chor, zur linken Seite, beigesrzt. Das Leichentuch ward vom Lord Ober-Kanzler, den Herzögen von Rorburgh und Wortroph und den Grafen von Pembroke, Susser und Wacclesfield getragen, welche sämmtlich Mitglieder der königlichen Societät waren: das Grfolgr bestand ebenfalls aus den angesehensten Personen; — und wir gefallen uns in der Mittheilung dieser Paticularitätrn, da sie den Grad der Achtung bezeichnen, welche man dem Weltweisen noch im Tode schenkte.

Newtons Vrrwandte und Erben seines nicht unbedeutenden Nachlasses bestimmten überdies 500 Pfund zur Errichtung eines Monuments für ihn, dessen Beschreibung wir aber übergehrn, da die meisten Reisebeschriber Meldung davon thun; und späterhin wurde ihm noch ein anderes prächtiges Standbild errichtet.

Von mehrerrn, diesrm interessanten Werke beigegebenen Anhängrn handelt der erstrre über Newtons Familir, oder vielmehr über sein Geschlechtsregister, und scheint der überflüssigste, indem uns Tacitus bekanntes „Ex se videtur natus“ lebhaft dabei eingefallen ist. Wichtiger, ja mitunter vortrefflich, sind die Anmerkungen, welche der wackre Herausgeber oder vielleicht Mäcen des Werkes, Brandrs, in einem andern Anhange über rinige Sätze der Newton'schrn Philosophie hinzugefügt hat, und darunter besonders eine Analysr des ganzrn unsterblichen Werkes der Principia. Durch dirse, bemerktermaßrn auch in der Biographie selbst schon vorherrschende beständigr, wissrnschaftlichr Bezirhung und Aufklärung erhält dieses Buch rinen viel höheeen, als den bloß historischen Werth, wie hoch wir diesen auch anschlagen; und wir dürfen dasselbr dahrr mit vollkommenem Rechte einem Jrden empfehlrn, welcher neben den äußeren Lebensumständrn des großen Weisrn zugleich den Geist seiner wissrnschaftlichen Leistungen kennen lernen will.

Dr. Nürnberger.

Jugendschrift.

Ein Büchlein für die Jugend. Vom Verfasser des Volksbüchleins (Prof. Auerbacher). München, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1834.

Je mehr sich die Flut der Jugendschriften alljährlich anhäuft, und je weniger wahrhaft Gediegenes und Gedeihliches man leider darunter antrifft, desto erfreulicher mußte allen wahren Freunden der Jugend dieses Büchlein seyn, welches allen Anforderungen einer vernünftigen, Kopf und Herz bildenden Unterhaltung auf eine so ausgezeichnete Weise entspricht.

Wir sehen aber das Wesentliche eines guten Volks- und Jugendbüchleins in die Gemüthlichkeit. Denn darin versehen es die meisten Jugendschriften, daß sie entweder einseitig die beiden für Volk und Kinder engverbundenen Zwecke der Belehrung und Unterhaltung trennen und somit theils durch ewiges Belehren und Moralisiren langweilig, theils durch seichte, aller tiefern Gefühle der Ideenwelt entbehrende Empfindeleien und schiefe, unwahre Sentimentalitäten abgeschmackt werden; oder daß sie mit gänzlicher Verkennung der Bildungsstufe, auf welcher nothwendig das Kind noch steht und wohl ewig stehen wird, bald die jugendliche Phantasie beider theilweise mit schlüpfrigen und weil zweideutigen, mit um so gefährlichern Bildern erfüllen, bald, sie als reine Vernunftmenschen und balde Philosophen erfassend, ihren Verstand mit ganzen Systemen ihrer rationalen Weisheit füttern wollen. Man ist daher alljährlich trotz der großen Auswahl von Jugendschriften, die jedesmal den Meßkatalog anfüllen, in nicht geringer Verlegenheit, aus der Masse geschmackloser oder gar gefährlicher Volks- und Jugendschriften ein Büchlein herauszufinden, das man in moralischer und ästhetischer Beziehung ohne Bedenken seinen Kindern und Angehörigen zur belehrenden Unterhaltung in die Hände geben möchte.

Kinder sind der Hauptsache nach noch lauter Gemüth, das sich vorzüglich in froher, lebendiger und schöner Phantasieentwicklung bewegt. Wer also zu ihnen mit Erfolg sprechen will, der muß an ihr Gemüth durch heitere, ideenreiche und schöngebildete Phantasie sprechen. Es ist ihm aber ein höchstwichtiges Pfand, das Gemüth der Jugend, in die Hand gelegt, welches mißbraucht ihn unter diejenige Klasse von Menschen stellt, von denen der größte Menschen- und Kinderfreund sagt, daß es besser wäre, man versenkte ihn mit dem Mühlsteine um den Hals in die Tiefen der Meere.

Die wahre Gemüthlichkeit hat aber eine durchaus heitere und freundliche Miene, sie mischt überall Scherz mit Ernst und mildert die zu strengen Gesichtszüge des Letztern zu dem mildlächelnden und schalkhaftfreundlichen Antlitz der liebenden Mutter. Darum hüllt sie sich so gerne in das bunte, aber liebliche Frühlingskleid der Phantasie und spielt noch als unschuldiges Kind unter den Blumen ihrer freundlichen Bilderwelt, mit Mährchen, Parabeln, Legenden, Fabeln und Geschichtchen aller Art, hinter denen sie, wie durch einen leichten Flor, überall die tiefern Wahrheiten und höchsten Gefühle durchschimmern läßt. Ihr ist noch Arbeit Spiel, und Spiel Vorarbeit tieferer Weisheit, die dereinst in That und Gesinnung sich als der eine Haltpunkt des tiefern Charakters der Menschheit darstellen soll. Sie ist daher bei großem Ernste stets heiter und froh, ja spielend sogar, wie z. B. in diesem Büchlein in der Legende des Placidus, des heil. Antonius und des Schwaben; aber ihr ist das Heilige immer heilig, das Ehrwürdige immer ehrwürdig, das Religiössittliche überall die Hauptsache, ohne marktschreierisch überall Meilenzeiger und Ausrufer hinzustellen, — „hier ist heiliger Boden." Das wahre Gemüth findet das überall selbst, weil es sich überall sowohl dem innern Geiste nach als im Charakter der Darstellung klar ausspricht. Für das rohe oder verdorbene oder falsche Gemüth nützt aber weder Meilenstein noch Ausrufer.

Und das ist es nun, was wir an diesem Jugendbüchlein vorzüglich und mit Auszeichnung zu rühmen haben, die tiefe, wahre und innige Gemüthlichkeit, die so ächt volks- und jugendgemäß sich auf allen Blättern von „Placidus" bis zum „Dummrian" hinab ausspricht. Für die Jugend bedarf es nicht so fast origineller Erfindung, obgleich es auch daran in diesem Büchelchen, besonders was die Scenen aus dem Familienleben betrifft, nicht fehlt, als vielmehr des eigenen, schönen Hauches der Gemüthlichkeit, womit in der Darstellung das Einzelne wie das Ganze durchdrungen ist, so daß selbst das Längstbekannte wieder ganz neu und eigenthümlich erscheint. Man vergleiche nur; Placidus, das Hirtenbüblein, Marianne, die Volkssagen vom Untersberg, das Zaunköniglein, das Märlenkind ꝛc. Was aber in jedem Falle ganz neu und dem Verfasser eigenthümlich angehörig ist, außer einigen Mährlein, wie z. B. von den Kücheln, das Fränlein von Schroffenstein ꝛc., ist besonders die eben so kunstreiche, als einfache Anordnung und Einkleidung des Ganzen in das frische und charakteristische Leben eines ächt süddeutschen, ich möchte lieber sagen bayrisch-schwäbischen Familienkreises. Der Verfasser fühlte richtig, daß die Kinder Alles gerne in Leben und Handlung, und zwar aus ihrem Kreise, gesetzt wissen wollen, daß sie daher immer und überall Alles gerne dramatisiren. Diese Familien sind aber keine sentimentalen Popanze oder leere Ideale von superfeiner und übernatürlicher Sittlichkeit; es sind frische und wahre, aus der lebendigen Wirklichkeit des Volkes aufgegriffene Familien-

Charaktere, die daher überall ihre kräftige und lebendige Individualität behaupten und in keine gehaltlose Allgemeinheiten verschwimmen. Es wechseln darum die Charaktere nach Alter, Stand und Geschlecht, jeder Charakter ist mit großer Sicherheit und Konsequenz gehalten, und sie werden eben darum ächtdrastische Charaktere, die an sich alle sittlich gut, doch nach Alter und Bildung und Lebensverhältnissen jeglicher wieder seine menschlichen Schwächen und „Klämperla" haben. So entwickeln sich dann auch die wechselnden Verhältnisse der Gesellschaft auf eine leichte und ungezwungene Art, jedem Charakter schließt sich wieder passend die ihm zuertheilte Erzählung oder Mährchen an, und der Verfasser gewann überdies den Vortheil über manche in Bezug auf Mährchen und Kindererziehung herrschende Vorurtheile, seine Meinung im Wechselgespräche darzulegen.

Was endlich die Naturschilderungen eines der lieblichsten Thäler Bayerns im Hochlande (Werdenfels) betrifft, so können wir nicht genug die Lebendigkeit der Schilderung, die Feinheit der Zeichnung und das richtig gehaltene Maaß in der Detaillirung loben, so daß es nicht nur in jedem Freund dieser Gegend, welcher aus eigner Anschauung sie kennt, die freundlichsten Erinnerungen erweckt, sondern auch jeden Unbekannten in den lieblichsten Traum einer idealschönen Landschaft versetzt.

Daß Religion und Sittlichkeit überall strengstens gewahrt und genährt sind, daß die zärtesten und heiligsten Gefühle der Jugend überall nicht nur geschont, sondern erweckt und belebt sind, bedarf nach dem Vorausgegangenen wohl keiner Erwähnung mehr.

Seelenlehre.

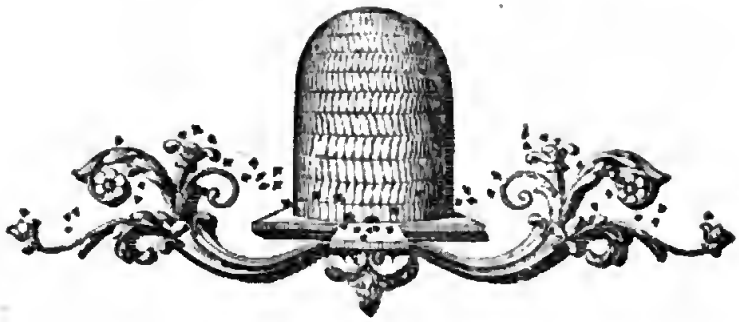
37) Mittheilungen aus Dr. Valentin Ernst Löschers ausserl. Sammlung von Schriften aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert über den Zustand der Seele nach dem Tode. Nebst Zugaben aus dem röm. Katechismus und Leibnitzens System der Theologie. Herausgeg. von Dr. Hubert Beckers. Augsburg, Kollmann, 1835.

Voran steht ein ansehnliches Verzeichniß von Büchern, die in dieses Fach einschlagen und aus denen sich die ängstlichen Leute, die für ihre arme Seele so gar besorgt sind, Trost schöpfen können. Diese liebe Noth kommt mir zuweilen komisch vor. Hat das mittelmäßige Volk nicht eine Angst, die Welt möchte nicht fortdauern können, ohne sie? Will sich da nicht jedes kleine eitle Exemplar von Seele, das kaum den Werth einer Mücke unter Millarden Mücken hat, in einem ganz besondern Spiritus aufbewahren lassen? Man könnte in der That zum Scherz versucht werden, die Unsterblichkeit der Seele zu läugnen, weil sich so viele Thoren etwas darauf zu gute thun und eine Angelegenheit ihrer eignen Eitelkeit zu einer der Religion machen, und der ewigen Allmacht sogar deßfalls Gesetze vorzuschreiben sich unterfangen.

Das vorliegende Buch hat das Verdienst, die verschiedensten Meinungen über den Zustand nach dem Tode zusammenzustellen; Meinungen, welche die Thoren keineswegs für bloße Meinungen zu halten sich bescheideten, sondern welche sie dem lieben Gott als dessen vermeintliche Gesetze aufdrangen und sofort im Namen Gottes die Andersmeinenden verfolgten. Beckers citirt Löscher, Löscher den noch ältern Dr. Meisner und dieser gibt eine recht gute Uebersicht über vielleicht zwanzig närrische Meinungen, um sie durch eine ein- und zwanzigste eben so närrische vermeintlich zu widerlegen. Man kann schon von vorn herein alle möglichen Meinungen ausrechnen. Die Seele kommt entweder sogleich oder erst nach einem Zwischenzustand zu ihrer künftigen Bestimmung; dieser Zwischenzustand ist Schlaf bis zum jüngsten Gericht, oder das Purgatorium; die Bestimmung selbst ist Seligkeit oder Verdammniß, Beides mehr sinnlich oder geistig gedacht, je nach der Bildungsstufe und dem Temperament der Völker, und endlich nehmen Einige einen bleibenden Zustand, Andere einen Fortschritt zu noch höhern Graden der Seligkeit und Verdammniß an. Auf dieser letztern Annahme beruht auch der Glauben an die Seelenwanderung, in welcher die Seele verschiedene Grade passirt. Im Umkreis dieser Möglichkeiten nun bewegen sich alle bisherigen Meinungen der Priester und Philosophen alter und neuer Völker, wobei die einen sich allzeit auf die göttliche Offenbarung, die andern auf die Vernunft berufen haben, so oft sie sich auch widersprachen. Die Zusammenstellungen von Dr. Meisner liefern den Beweis davon. Leicht ließe sich aber auch der Beweis führen, daß die christliche Liebe und Moral, auf die es für dieses Leben allein ankommt, ganz unabhängig von den Vorstellungen sind, die man von einem andern Leben hegt; denn eine Liebe, die man bloß aus Furcht vor künftiger Strafe oder Hoffnung künftiger Belohnung ausübte, wäre keine christliche, wäre überhaupt keine Liebe mehr, und es ist nur einer von den vielen Mißbräuchen, die man zu allen Zeiten mit der heiligen Lehre Jesu getrieben hat, daß man in ihr hat den Deckmantel für allerlei eitlen Aberglauben in Bezug auf das Jenseits finden wollen. Christus hat uns nicht das Reich des Wissens, sondern nur des Wollens aufgeschlossen. Er verlangt edle Handlungen für diese Welt, nicht albernes Geschwätz über Gespenster und Jenseits.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 123. 3. December 1834

Seelenlehre.

38) Grundzüge einer Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten, mit kritischem Rückblicke auf die bisher bestandenen Lehren. Von Ludwig Buzorini, Dr. Med. in Ebingen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1832.

Ein aufrichtiges kräftiges Bekenntniß der ärztlichen Fehler, und Ermahnung und Anweisung zur künftigen Vermeidung derselben. An den Irren ist die Arzneikunde vielleicht am schlimmsten mißbraucht worden. „Der Arzt gibt Arzneimittel, nur um nicht unthätig zu seyn und zu scheinen. Hinter der Verordnung von Medikamenten, die er ohne Indikation, ohne Sicherheit wie sie in dieser Krankheit wirken, selbst ohne die Hoffnung, daß er dadurch nützen werde, gibt, verbirgt er seine Unwissenheit. Verderbendringend waltet hier die roheste Empirie; Purgirmittel, wie Aloëtika, Helleborus, Aderlässe, flüchtige Reizmittel aller Art, narkotische Mittel, äußerliche Reize ꝛc., werden ohne Ordnung, ohne Anzeige gereicht und gewechselt, und dies somatische Verfahren, wozu keine bestimmten, von dem körperlichen Zustande entnommenen Anzeigen vorhanden waren, steigert die Krankheit und macht den Unglücklichen, den es heilen soll, unheilbar. Wenn nun dieses alles fruchtlos geblieben, dann räthet der Arzt, wo die Umstände es erlauben, Entfernung des Kranken aus seiner Umgebung, Reisen, oder einen Heilversuch in einer Irrenanstalt, wo solche sind; oder er sendet ihn als unheilbar in jene Anstalten, nur um den Kranken los zu werden, in dessen Zustand er den Vorwurf der Schwäche seiner Kunst und seines Wissens sieht. Daß es unter den Aerzten Ausnahmen gibt, brauche ich wohl nicht zu erinnern, allein im Allgemeinen ist den Aerzten die Behandlung solcher Kranken zuwider und lästig, und nur wenige sind es, die nicht in den medicinischen Schriften die psychische Krankheiten betreffenden Gegenstände als eine odiose Sache überschlagen. Es ist überhaupt zu rathen, daß da, wo der Arzt nicht bestimmte Indikationen zu einem somatischen Heilplane findet, derselbe sich bloß auf eine psychische Behandlungsweise beschränkt, die nicht den Schaden stiften kann, wie unzeitiges Eingreifen mit Arzneien, wozu keine Indikation vorhanden ist.“

Der Verfasser bezeichnet als die zwei Grundirrthümer: 1) daß man theoretisiren wollte, ehe man Erfahrungen gesammelt hatte, und 2) daß man das Gehirn ausschließlich für das Organ der Seele hielt. Dann bestreitet er die bisherigen Ansichten und geht auf die Mittheilung seiner eigenen Beobachtungen über. Aus

den angeführten Fällen bestätigt sich die Erfahrung, daß die sogenannten psychischen Krankheiten nur Supplemente oder Reflexe und polare Gegengesetze körperlicher Krankheiten sind, an deren Stelle sie treten oder mit denen sie abwechseln. Man wird versucht, an ein Ueberspringen der Krankheit von der materiellen auf die geistige Seite zu denken. Der Verfasser führt Beispiele von Kranken an, bei denen ein körperliches Uebel sich verlor, indem es in eine tiefe Melancholie überging, ja er bezeichnet diese Erscheinung als eine allgemeine, den psychischen Krankheiten wesentliche. Aber er tadelt die Aerzte, welche dieses Verhältniß mißkennen und die Krankheit, die nur die Stelle gewechselt hat, als nicht mehr vorhanden annehmen. Er ist überzeugt, daß in dem nur verborgenen, nur zurückgetretenen körperlichen Uebel der Grund des geistigen liege, und verlangt, daß man trotz seines scheinbaren Verschwindens gegen dasselbe arbeite. „Es wird wohl jedem Arzte schon vorgekommen seyn, daß Kranke mit andern fieberhaften Uebelseynsformen plötzlich sich als gesund und wohl, und keine Arznei mehr zu bedürfen, erklären; dies ist der Zeitpunkt, wo die Krankheit in's Nervöse übergeht und mit diesem Delirium eintritt. Diese Analgesia finden wir während des ganzen Verlaufes des Typhus, so lange Delirium vorhanden ist; der Kranke klagt nicht über die größten Wunden, welche der brandige Decubitus erzeugt, nicht über seinen Kopf, seinen Bauch und seine Brust, wo der Typhus sich hin koncentrirt hat. Verschwindet aber mit Abnahme des typhosen Processes das Delirium, so bekommt der Kranke wieder die Empfindung von sich und seinem Körperzustande. Ganz der gleiche Fall tritt nun bei denjenigen Körperkrankheiten ein, welche die Ursachen der psychisch-krankhaften Erscheinungen sind, denn auch diese sind, wie das acute Delirium, nur Symptome einer Körperkrankheit, was ich weiter unten mehr aus einander setzen werde. Die bedeutendsten Veränderungen in allen Organen wurden bei Leichen von Irren aufgefunden, wovon der Arzt nichts vermuthete, da der Irre nie geklagt hatte — der Tod erst brachte die körperliche Krankheit an's Licht, welche der ursprüngliche Herd und Sitz der psychischen Störung war."

Auch ist der Verfasser durchaus nicht der Meinung, daß man die psychischen Krankheiten allein im Gehirn suchen müsse. „Körperliche Ursachen wirken nichts weniger als alle unmittelbar auf die Funktion des Gehirns, und Georget hat selbst seine Erfahrung angegeben, daß Schläge auf den Kopf, Apoplexien u. s. w. selten oder höchstens Blödsinn erregen, sondern weit häufiger befallen sie die Organe der Brust und des Unterleibs, und erregen von diesen aus verschiedene Formen von psychischen Störungen. Eben so verhält es sich mit den psychischen Ursachen; unter allen ergreift heftige Anstrengung des Geistes unmittelbar das Gehirn, aber Gefühle und Leidenschaften, durch welche weit am häufigsten unter den psychischen Ursachen diese Krankheiten hervorgerufen werden, wirken unmittelbar und weit sichtbarer auf die Funktionen der Organe der Brust und des Unterleibes. Kummer, Sorge, Trauer, Furcht, Schrecken, Zorn, Stolz u. s. w. verändern die Funktionen und sogar das organische Gebilde der Organe der Brust und der Bauchhöhle."

Nachdem der Verfasser im Allgemeinen festgestellt hat, daß es keine einfache Seelenkrankheit gibt, sondern daß jede Seelenstörung nothwendig nur Symptom einer Körperkrankheit sey, versucht er diese Symptome näher zu klassificiren. Er findet Hämorrhoiden mit Mißtrauen, Geschlechtskrankheiten mit religiöser Schwärmerei, Leberkrankheiten mit Zorn ꝛc. gepaart. Ueberhaupt aber stellt er fest, daß Störungen in den Vorstellungen mit Krankheiten des Gehirns, in den Gefühlen mit solchen der Brust und im Begehrungsvermögen mit solchen des Unterleibs zusammenhängen.

Was die Heilart betrifft, so empfiehlt Herr Buzorini die Anwendung sowohl der psychischen als somatischen Kur, kurz die Anwendung alles dessen, was indirekt durch Beruhigung des Geistes oder direkt durch Gegenwirkung gegen den körperlichen Grund der Krankheit wirken kann, und er versehlt nicht, nochmals die Aerzte vor den beliebten heroischen Kuren zu warnen und sie zur Mäßigung zu ermahnen.

Zuletzt gibt er noch eine Menge specieller Beobachtungen, wodurch er die oben angedeutete Klassifikation erläutert und zwar über:

1) Störungen des Vorstellungsvermögens,
2) Störungen des Gefühls,
3) Störungen des Begehrungsvermögens,

und jedes wieder entweder mit dem Charakter erhöhter oder herabgestimmter Thätigkeit und mit ganzer oder nur partieller Störung, endlich Störungen mehrerer oder aller dieser Vermögen zugleich. In jedem Fall werden die Symptome der Krankheit und die Mittel der Heilung bezeichnet.

39) Beiträge zur Lehre von den Geisteskrankheiten. Herausgegeben von Fr. Amelung, Arzt am Irrenhause Hofheim bei Darmstadt, und Fr. Bird, Arzt an der Irrenanstalt Siegburg. Erster Band. Darmstadt und Leipzig, Leske, 1832.

Auch Bird sagt: „Nirgends haben die Theorien mehr geschadet, als indem sie eine psychische Medizin

schusen, die mit dem Körper nichts will zu schaffen haben.“ Aber er ist dennoch anderer Ansicht als Buzorini, denn er macht das Hirn zum wesentlichen und nothwendigen Organ aller Geisteskrankheiten, ohne jedoch die „sekundäre“ Mitwirkung von Brust- und Unterleibsübeln zu läugnen. Dazu liefert er eine Menge zum Theil sehr interessanter Krankheitsgeschichten.

Dr. Amelung gibt eine interessante Uebersicht der verschiedenen Meinungen und Systeme in Betreff der Geisteskrankheiten: „Nachdem bereits J. F. Ebrhard, Langermann, Hoffbauer, Haindorf und Steffens ein unmittelbares Leiden der Seele angenommen, oder wenigstens das körperliche Erkranken, welches jenem zu Grunde liegt, nicht in dem Maaße gewürdigt haben, wie es gewürdigt werden muß, steht bekanntlich heutzutage Heinroth an der Spitze dieser Ansicht. Er hatte sich vor 14 Jahren mit den erwähnten Theoremen eine neue Bahn gebrochen, ist aber dadurch auf Abwege gerathen, die ihn von dem Ziele der Wahrheit weiter entfernten, als viele seiner Vorgänger bereits gekommen waren. Sein System erregte Anfangs Aufsehen, fand zum Theil Beifall und stand einige Zeit im Rufe und gleichsam als der Endpunkt alles Studiums der psychischen Krankheiten da, ja es fehlte nicht an Bewunderern, die durch seinen beredten Styl geblendet und von einigen, die Masse von Scheingründen hindurch schimmernden Wahrheiten angezogen wurden. Indessen stritten seine Theoreme doch allzusehr gegen die Erfahrung und standen selbst gegen die Gesetze auch der strengsten Moralität in zu großem Widerspruch, als daß sie hätten lange bestehen und ihnen lange ein entschiedener Beifall hätte gezollt werden können. Wohl mag es nur noch wenige mit der Pathologie der Geisteskranken nicht ganz unkundige Aerzte geben, die seinen Ansichten huldigen. — Es ist bekannt, daß Windischmann Heinroths Ansicht von der sündigen Quelle der Seelenstörungen auf alle Krankheiten ausdehnte, welche den armen Menschen betreffen können, und zu ihrer Vertilgung und Heilung, gleich Gaßner und Hohenlohe seligen Andenkens, seine Zuflucht zu Gebeten und zu einem wahren Exorcismus nahm. — Ohne gerade Geisteskranke mit Verbrechern und Sündern unter eine Kategorie zu stellen, hielt doch auch Beneke dafür, daß das Wesen und die nächste Ursache der Seelenkrankheiten in dem Psychischen, mithin in der Seele selbst zu suchen sey.“

„Die zweite Hauptansicht ist diejenige, welche die Geisteskrankheiten oder die sogenannten Seelenstörungen lediglich als Reflexe organischer oder körperlicher Anomalien betrachtet, wobei das Wesen der Seele selbst an und für sich unversehrt bleibe. Ihr Hauptaxiom ist: nur der Körper, nicht die Seele kann erkranken und diese erscheint nur in ihren Thätigkeitsäußerungen alienirt, weil das Organ, das Instrument, an welches ihre Thätigkeiten gebunden sind, erkrankt ist oder eine solche Veränderung erlitten hat, daß es zur normalen Thätigkeitsäußerung der psychischen Vermögen nicht mehr tauglich erscheint. — Zu dieser Ansicht bekennt sich heutzutage bei weitem die Mehrzahl der Aerzte und Philosophen, und außer Heinroth und Beneke finden wir keinen bedeutenden Namen unter ihren Gegnern. Hohnbaum, welcher früher der Annahme eines mehr unmittelbaren Erkrankens der Seele huldigte, scheint davon zurückgekommen zu seyn, wenigstens lassen dessen interessante psychologische Fragmente in Nasse's Jahrbüchern für Anthropologie, I. B. S. 122, darauf schließen. — Unter denjenigen, welche den Körper als den eigentlichen Grund und Boden betrachten, auf welchem die psychischen Störungen Wurzel fassen, finden wir nun wieder zwei Hauptansichten herrschend. Die einen und zwar bei weitem die Mehrzahl, wie unter den neueren namentlich Gall, Spurzheim, Wering, Neumann, Ennemoser, Frank, Georget, Bayle, Guislain, Burrows, Knight, Diez, Oegg, Bird, Friedreich u. A., halten das Gehirn für dasjenige Organ, in welchem die nächste Ursache oder der Sitz der psychischen Störungen aufzusuchen sey, indem sie annehmen, daß dieses die Aeußerungen des Denkvermögens und der höheren Seelenvermögen überhaupt vermittele. Und allerdings ist der Schluß sehr einfach und sachgemäß, daß wir da die nächste Ursache eines Gebrechens aufsuchen, wo wir im gesunden Zustande den Sitz der Funktionen annehmen, die wir jetzo gestört erblicken. — Die anderen dagegen, und diese bilden die dritte Klasse, behaupten, dieser Sitz oder die unmittelbare Ursache der psychischen Störungen seyen nicht immer im Gehirn zu suchen, sondern auch in andern Organen des menschlichen Körpers. Aber auch hier finden wieder Verschiedenheiten in den Ansichten statt, die man als Unterarten betrachten kann. — Mehrere nämlich halten dafür, daß nicht bloß der Kopf, sondern auch namentlich die Eingeweide oder die Nervengeflechte der Brust und des Unterleibs der unmittelbare Sitz krankhafter psychischer Thätigkeitsäußerungen werden können. Sie gehen von der psycho-physiologischen Ansicht aus, daß das Gehirn der unmittelbare Sitz oder das Organ der Intelligenz sey, daß die Nervengeflechte der Brust das Gefühlsvermögen vermittelten, während endlich das Begehrungsvermögen, oder auch das Willensvermögen sich hauptsächlich durch die Ganglien und Nervengeflechte des Unterleibs kund gäben. Nachdem bereits Plato diese Ansicht aufgestellt, benuzten sie heutzutage Nasse, Grohmann, Groos, Buzzorini u. A. zur Auffindung und Erklärung des unmittelbaren Grundes der psychischen Störungen. Von Eschenmayer nähert sich dieser Ansicht,

Digitized by Google

hält aber doch das Gehirn für dasjenige Organ, durch welches unmittelbar alle Thätigkeitsäußerungen der höheren Seelenvermögen vermittelt werden, mögen diese nun normal seyn oder krankhaft gestört erscheinen. — Von dieser Ansicht, welche den Sitz und die wesentliche Ursache in den drei Haupthöhlen des Körpers aufsucht, unterscheidet sich endlich diejenige, als deren Verfechter heutzutage besonders Jacobi aufgetreten ist. Dieser nimmt nämlich an, daß nicht bloß das Gehirn oder die Organe der Brust und des Unterleibs als der unmittelbare Sitz der gestörten psychischen Funktionen anzusehen seyen, sondern daß alle Organe des menschlichen Körpers überhaupt den Sitz und die wesentliche Ursache solcher Störungen enthalten könnten. Indem er allen Organen eine psychische Bedeutung unterlegt, ist er der Meinung, daß eine krankhafte Störung ihrer Funktionen auch jedesmal ein psychisches Leiden zur Folge habe. Indem er somit in jedem einzelnen Falle die Verzweigungen des körperlichen Leiden in den verschiedenen Organen verfolgt, ist er dahin gekommen, die Verrücktheit, oder die psychischen Störungen überhaupt als keine idiopathische Leiden zu betrachten, sondern als Reflexe somatischer Anomalien, die nicht sowohl im Gehirn (und zwar in diesem gerade am seltensten), sondern gleichmäßig in allen übrigen Organen des menschlichen Leibes ihren Grund und Boden oder ihre nächste Ursache haben könnten."

Der Verfasser widerlegt dann mit vieler Laune Heinroths unsinnige Ansicht, gegen die auch wir schon einigemal in diesen Blättern angekämpft haben. Dieser finstere Mann will alle Seelenkrankheiten aus der Sünde herleiten. Also: „hinweg du alter Krieger! ruft Amelung, nicht die Kugel, die dir den Schädel zerschmetterte, ist Schuld daran, daß du nun in Blödsinn versunken bist, es ist einzig und allein dein früheres lasterhaftes Leben! Und du alberne Närrin, glaubst du eine zweite Ophelia spielen zu wollen, weil dich der verlassen hat, dem du deine Liebe schenktest und von welchem du mit heuchlerischen Worten hintergangen wurdest? Weißt du nicht, daß der Mensch Vernunft besitzt, die ihn mahnt, sich keiner Leidenschaft allzusehr hinzugeben? Du hast den Vorschriften der Vernunft nicht gefolgt, du hast somit dem Laster gefröhnt und büßest nun mit Recht durch den Verlust deines Verstandes. Auch du armer Vater findest bei mir kein Erbarmen, obgleich ich weiß, daß du bloß deßwegen in Wahnsinn gefallen bist, weil du dein Weib und deine fünf Kinder nicht hungern lassen wolltest und deinen Kopf allzusehr anstrengtest, so daß sich dein schwaches Gehirn entzündete und die zum Lohne deiner Anstrengungen verschiedene fixe Ideen zurückließ, die, wenn du nicht bald auf den Pfad der Tugend zurückkehrst, dir noch mit in's Grab folgen. Und endlich ihr, ihr Blödsinnigen, die ihr mit Wasser statt Gehirn im Kopfe auf die Welt gekommen seyd, oder so thöricht waret, als Kind einmal heftig zu erschrecken oder höchst unvorsichtigerweise vom Arme der Wärterin herunter zu fallen, — hinweg mit euch, ihr seyd die größten Sünder, denn ihr seyd es von zarter Kindheit an, wo doch der Mensch noch unschuldig seyn soll. — Niemand wird läugnen, daß dieses ganz einfache Folgerungen aus Heinroths Begriffe vom kranken Seelenleben sind."

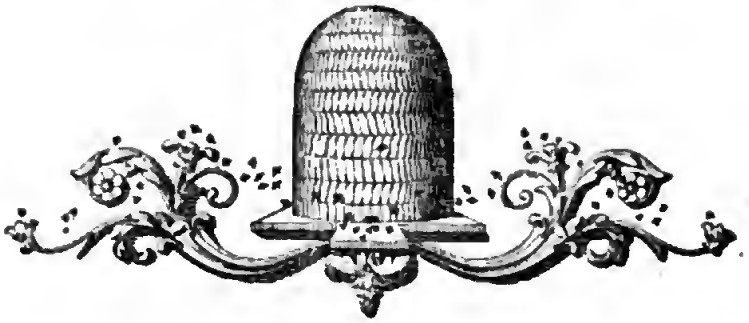
Dann sucht auch Amelung wie Bird sich dafür aus, daß die nächste Ursache der Seelenstörungen nur im Gehirn zu suchen sey. Es wäre theoretisch ganz gleichgültig, ob im Gehirn oder nicht, wenn die Frage nicht praktisch wichtig würde. Soll nämlich auch die Kur zunächst auf das Gehirn wirken oder wohin anders? Sofern nun Bird und Amelung zugeben, daß die Seelenkrankheit allerdings ihre erste Veranlassung in der Krankheit eines andern körperlichen Organs haben kann, so ist dadurch der Heilkunst volle Freiheit gelassen, ja sie ist aufgefordert, auf diese anderweitigen Organe und somit indirekt auf Gehirn und Geist zu wirken, für welche Heilart, wie auch die Aerzte sich über das Primitive und Sekundäre des Krankheitssymptoms streiten mögen, die meisten Erfahrungen übereinstimmen.

40) Mittheilungen zur Aufklärung der Kriminal-Psychologie und des Strafrechts. Auch Lesefrüchte für Heinroths Kriminal-Psychologie. Von Professor Dr. Grohmann. Heidelberg, Groos, 1833. S. 96.

Ein neues Aktenstück in dem schon ältern und noch nicht beendigten Streite, ausschließlich gegen Heinroths bekannte und oben erwähnte Ansicht gerichtet. Wir haben uns schon bei Gelegenheit der früheren Streitschriften über denselben Gegenstand entschieden gegen Heinroth ausgesprochen, dessen Ansicht uns kaß, inhuman und inquisitorisch erscheint. Der Richter geht schon zu weit, wenn er dem Priester in's Handwerk pfuscht und im Verbrecher nicht die bürgerliche, sondern die moralische Pflichtverletzung bestrafen will. Aber noch viel tyrannischer ist seine Anmaßung, wenn er auch das Gebiet des Arztes usurpiren und bloße Krankheiten zu Verbrechen stempeln will. Man würde nicht Unrecht haben, Herrn Heinroth selbst einer bedeutenden Geisteskrankheit anzuklagen, denn die Sucht, überall das moralische Böse zu sehn, gehört ohne Zweifel zur Demonomanie, obgleich von einem deutschen Professor zu erwarten ist, daß er den Teufel nie in Person, sondern nur in Abstrakto sieht.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 124. 5. December 1834.

Ueber Eisenbahnen.

1) Dr. Pinhas, Bemerkungen über Handelsstraßen und Eisenwegbau. Cassel, Hotop, 1833. S. 14.
2) J. W. Schmitz, Abhandlung über Eisenbahnen und Dampftransporte, nebst einer Denkschrift an den h. Bundestag. Leipzig, Fest, 1834. S. 156.
3) Zur Eisenbahn von Cöln nach Antwerpen. Cöln, Schmitz, 1833. S. 43.
4) Eisenbahnen, aber keine Dampfwagen. Berlin, Heebig, 1834. S. 76.

Die Verfasser der erstgenannten beiden Werke kommen darin überein, daß der Rhein immerdar die große Wasserstraße zwischen Süd und Nord bleiben werde, daß es aber noch einer Straße zwischen dem Westen und Osten bedürfe. Dr. Pinhas sagt: „Ohne Zweifel wird der vorderste Träger der Handelsverbindungen des südlichen und nördlichen Europa der Rhein mit den mannichfaltigen Natur- und Kunststraßen seyn, die sich ihm anschließen. Aber eine zweite Kommunikation wird erfoderlich werden von Nordwesten nach Südosten, von der Nordsee nach der Donau, einer Kommunikation zwischen Hamburg und Wien, zwischen Hamburg und Triest. Diese ist es, welche alle Zeichen zuerst herbeirufen. Die Begebenheiten bauen schon alle Tage an dieser Kommunikation, während wir noch über ihr Daseyn debattiren; es handelt sich nur darum, ihren Weg näher zu bestimmen.“ Der Verfasser will nun eine Eisenbahn durch Kassel führen und macht die praktische Bemerkung, die auch für jede andere Stadt im Mitteldeutschland passen würde: „Für uns gilt es also bloß, zu erwägen, ob, wenn die Eisenbahn einmal entstanden ist, wir besser versorgt seyn werden, wenn wir frühzeitig einen ihrer vornehmsten Punkte abgeben, oder wenn wir neugierig abwarten, ob wir etwa rechts oder links zur Seite liegen bleiben.“

Herr Schmitz erklärt sich noch ausführlicher: „Wenn man berechnet, welche Massen von Frucht aus den Häfen der Ostsee, dieses im Winter unsahbaren Meeres, auf dem Umwege der Nordsee den südlichen Ländern jährlich zugeführt werden, und wie viele Weine der süd- und westlichen Länder die nördlichen konsumiren, und bedenkt, daß wahrscheinlich diese Unmassen von Frucht und Weinen zu Lande transportirt werden, sobald eine Kontinental-Eisenbahn Frankreich mit Rußland verbindet, so ist leicht vorher zu sehen, daß über eine solche Eisenbahn mehr Waaren und Reisende mit des Feuers Schnelle und Kraft dahin rollen werden, als je zu Schiffe auf

dem größten Strome der Erde zu sehen waren. Wenn man ferner bedenkt, daß Deutschland eine solche Kontinental-Eisenbahn auf Kosten aller Länder erbaut, deren Landkommunikation sich in seiner Mitte durchkreuzen, und daß die Kosten dieser Werke, welche die arbeitende Klasse Deutschlands verdient, für andere Länder keine Last sind, diese vielmehr deren Anlegung dem Mittellande verdanken und es durch Handel und Spedition bereichern werden, so hat Deutschland mehr Ursache als andere Länder, Eisenbahnen zu bauen, und diese seine Unternehmungen werden bis in die entferntesten Gegenden des Nordens und Südens Theilnahme finden. Eine große Bahn von Westen nach Norden und Osten kann Deutschland nicht besser durchschneiden, als in der Richtung von Frankfurt auf Leipzig; denn indem diese Bahn sich durch die Mitte und den bevölkertsten Theil Deutschlands hinzieht, sezt sie die zwei bedeutendsten Meß- und Handelsplätze Deutschlands mit einander in Verbindung. Als Theil der größten Eisenbahn, die unser Festland haben kann, wird diese Bahn durch jede Erweiterung des Verkehrs verbessert und ihre Einnahme vermehrt. Jede Bahn, die ferner angelegt wird, führt auch dieser Bahn der Mitte Deutschlands einen Zuwachs von Transporten und Geschäften zu. Diese Bahn geht allen Handelsverbindungen, welche die französischen, belgischen, holländischen und rheinländischen Bahnen schon zu bieten anfangen, entgegen; sie nimmt den Verkehr der betriebsamen westlichen Länder auf und führt ihn in's Innere Deutschlands bis Leipzig, dem Mittelpunkte des deutschen und des ausländischen Handels." Dann projektirt der Verfasser noch Nebenstraßen zwischen den bedeutendsten Städten, z. B. Hamburg und Berlin ꝛc. Die Kosten hofft der Verfasser durch folgendes Mittel herauszuschlagen: „Es werden z. B. Transportbillets zu 5 Thaler vor der Hand zu 1 Thaler ausgegeben. Die Reise einer Person oder der Transport von 12 Centner Waaren soll nun auf 30 Meilen 5 Thaler kosten, so werden nach Eröffnung der Bahn die zuvor für 1 Thaler ausgegebenen Billets mit Nachzahlung von 3 Thaler für 5 Thaler in Zahlung angenommen. Die Inhaber erhalten so 2 Thaler für einen, den sie vorgeschossen hatten, zurück, oder gewinnen 100 Procent ihres Vorschusses. Dieses scheint beim ersten Anblicke übertrieben; wenn man aber bedenkt, daß die Unternehmer für den Verkauf von 100,000 solcher Billets Anfangs zwar nur 100,000 Thaler eingenommen haben, sie nun aber auch der Einnahme der übrigen 300,000 Thaler gewiß sind; indem kein Billet, worauf ein Thaler gezahlt und einer gewonnen worden ist, und das nun mit 5 Thaler zu 5 verausgabt werden kann, zurück bleiben wird, so sieht man, daß durch den Verkauf der 100,000 Billets, nach Abzug der Kosten, die Einnahme eines Baukapitals von 400,000 Thaler, wo nicht baar einezahlt, dessen Tilgung jedoch gesichert worden ist, und daß der Inhaber eines Billets wirklich mit 4 Thaler zu der Erbauung der Eisenstraße beigetragen hat, wofür er nicht 100 Procent, sondern mit 1 Thaler auf vier nur 25 Procent genießt, wie ihm dieses für Beitrag zur Begründung des gemeinnützigen Werks gebührt. Man müßte sich sehr täuschen, wenn nicht für jede neue Bahn Transport- und Reisebillets für sehr bedeutende Summen zu verkaufen wären. Wer z. B. die Reise nach einem 10 Meilen entlegenen Orte jährlich einmal zu machen hat, kann für sechs Jahre — hin und wieder 120 Meilen machend — 4 Billets zu 4 Thaler kaufen: wird für 12 Thaler einigermaßen Schuldner des Geschäfts und hat im Ganzen für 16 Thaler 6 Reisen hin und zurück, die ihn sonst doppelt so viel kosten würden. Ein großes Handlungshaus aber, welches verschiedene Reisende hält, die z. B. zusammen das Jahr hindurch hin und wieder 100 Meilen machen, während die Familie von mehrern Personen selbst auch einige Reisen macht, kann z. B. für 15 Jahre oder 1500 Meilen 500 Billets zu 500 Thaler mit Gewinn von gleicher Summe einlösen, ohne für den Nichtgebrauch derselben besorgt zu seyn, indem die Billets statt des Personen- auch für Waarentransport, der für manches Haus viele Tausende beträgt, in Zahlung gegeben und überhaupt mit Gewinn in Umlauf gesezt werden können. Da die Hauptschwierigkeit darin besteht, daß eine Eisenbahn während der Erbauung keine Zinsen trägt und in der ersten Zeit die Dividende nicht sicher ist, so wäre es eine große Erleichterung, wenn die Auszahlung der Zinsen und des Gewinns auf spätere Jahre verschoben würde. Dies geschähe durch die Ausgabe von kleinen Aktien als wachsende Scheine. Ein Billet z. B. von 15 Thaler, das für Zinsen und Gewinnantheil etwa 6½ Procent Zinsen jährlich genießen soll, würde diese erst nach Verlauf von 10 Jahren in einem Male erhalten und für 25 eingelöst werden." Ich besorge, daß er auf diese Weise nicht zum Zweck kommen wird, und er hat daher gut gethan, sich an den Bund, ja er hätte noch besser gethan, sich kurzweg erst an eine, etwa die preußische Regierung zu wenden, denn ohne den kräftigen Vorgang einer Centralgewalt kommt in so großen Dingen nichts zu Stande.

Die dritte Schrift legt mit Recht großen Werth auf die Eisenbahn zwischen Cöln und Antwerpen und sezt deren Vortheile auseinander.

Während man in neuester Zeit mit Chaussée-Dampfwagen nicht unglückliche Versuche gemacht hat, die großen Kosten der Eisenbahnen zu ersparen, stellt umgekehrt der

Digitized by Google

Verf. der vierten Schrift den Satz auf: Eisenbahnen, aber keine Dampfwagen. Er will, daß man nur die allereinfachsten Gesetze der Schwerkraft und des Falls benutze, er verlangt daher nur Rutschbahnen, die einem (ohne Dampf, nur von oben durch seine eigene Schwere getriebenen) Körper den schnellsten Lauf gestatten. „Wenn das System der schiefen Flächen wirklich sich als vortheilhafter bewährt, so würden die bei wagrechten Bahnen so bedeutenden Planirungskosten geradezu weggeworfen seyn, und es nur darauf ankommen, die natürlichen Unebenheiten der Erdoberfläche zweckgemäß zu benutzen und zu reguliren, ja öfters auf von Natur wagerechten Straßen künstliche Hügel aufzuwerfen ꝛc.“ Die Breite des Weges und der Geleise kann daher auch sehr ausgedehnt seyn: „Wenn zum Waarentransport die Eisenschienen, wie wir glauben, nicht ganz entbehrlich sind, so werden diese, um größere Lasten auf einmal fortschaffen zu können und eine unbequeme Länge der Fuhrwerke zu vermeiden, viel breiter auseinander gelegt, und erforderlichen Falles ein drittes Zwischenrad angebracht werden können, was vielleicht nicht einmal einen Schienengang mehr nöthig machen würde, wenn die Straße tüchtig zusammengewalzt ist. Auch für militärische Zwecke scheint dies nicht unwichtig, da sich leicht Fahrzeuge mit mehreren Sitzreihen über einander konstruiren ließen, vermittelst welcher z. B. eine ganze Compagnie auf einmal, und Massen von Bekleidungs-, Verpflegungs-, Munitions-, Armatur-Gegenständen, Pferden ꝛc. fortgeschafft werden könnten. Es können Fälle eintreten, wo es von höchster Wichtigkeit seyn dürfte, ein Korps von 20,000 Mann ganz frisch und streitfertig in etwa 4 Tagen von Berlin bis an den Rhein zu werfen, was mit einigen hundert Bockwagen auszuführen seyn wird! Sollte man Fahrstraßen ausschließlich für Militairtransporte angemessen finden, so würden natürlich einfache Straßen von der Hauptstadt aus nach der Landesgrenze genügen, da es nicht räthlich seyn dürfte, durch Rückstraßen dem Feinde dieselben Vortheile darzubieten. Auch können diese Straßen durch Zerstörung der Hebestellen leichter als andere unbrauchbar gemacht werden.“ Unter den Hebestellen versteht der Verfasser die Abschnitte, wo die allmählige Senkung des Weges plötzlich wieder aufsteigt. Diese Abschnitte sind nothwendig, um die Fallkraft aufzuhalten, und natürlich, weil der Weg ohnedin nicht immer bergab geht. An jedem solchen Abschnitt muß aber die herabgerutschte Last wieder in die Höhe gehoben werden. „Wenn 2000 Fuß mit einer Senkung von 6 Fuß in 3 Minuten gefahren werden, so wird die Meile mit 12 ähnlichen Strecken und einer Senkung von 72 Fuß in 36 Minuten zurückzulegen seyn, eine Schnelligkeit, die zwar hinter dem Durchschnittssatz zurückbleibt, worauf es aber bei dieser Beispielsrechnung ohne Fundament nicht ankommt. — Eine Vorrichtung, um Lasten von mehreren hundert Centnern ohne bedeutenden Zeitverlust um 72 Fuß zu heben, würde kaum ausführbar seyn. Wenn man aber die Hebevorrichtungen von 6000 zu 6000 Fuß, also für jede Mile statt einer deren vier anbringt, so werden die Lasten nur 18 Fuß hoch zu heben seyn, was sich vielleicht erreichen lassen wird. — Die Angabe solcher Hebevorrichtungen bleibt zwar den Technikern überlassen, indessen mögen uns einige allgemeine Bemerkungen gestattet seyn. Sehr wichtig ist dabei Schnelligkeit. Wenn man zu jeder Hebung nur 5 Minuten verwenden wollte, würde dies auf 4 Hebestellen für eine Meile allein 20 Minuten absorbiren. Viele sehr lästige Maschinen, Flaschenzüge, Räder, Schrauben u. s. w. sind hier nicht anwendbar, indem sie zu langsam arbeiten, und Alles wird vorzugsweise durch Hebel und Gewichte gethan werden müssen. Wir denken uns z. B. unmittelbar vor der Hebestelle eine starke lose, viereckige Platte, groß genug den belasteten Wagen aufzunehmen, an den 4 Ecken 4 etwa 22 Fuß hohe unbewegliche Ständer, mit vertikalen Rollen an den Spitzen. Ueber diese Rollen Taue mit einem Ende in 4 Ecken der Platte eingehackt, am anderen mit zureichenden Gewichten versehen, welche, sobald man deren Unterlage entfernt, die Platte mit dem Wagen in einem Moment hoch genug heben und eben so rasch zu neuen Hebungen zurücksinken lassen ꝛc. Für leichtere Personenwagen würden vielleicht starke kompeimirte Spiralfedern unter der Platte genügen, die, sobald der Wagen aufgefahren ist, sich auslösen und denselben in die Höhe schnellen ꝛc.“

Hier scheint sich der Verfasser gerade die Hauptsache etwas zu leicht gedacht zu haben. Das Aufheben großer Lasten würde in jedem Fall mühsame Anstalten und eine Akkuratesse erfordern, deren kleinste Vernachläßigung den Weg sperren, wo nicht die Waare verderben würde. Ueberdies aber ist das Terrain fast nirgends in der Welt gerade so wellenförmig, wie es der Verfasser verlangt, und welche Kosten würden erfordert, in der glatten Ebene Berge aufzuwerfen, oder in hohen Gebirgen die Lasten mit bloßer Hebelkraft aufwärts zu bringen! Es scheint, das Terrain sollte alleedings stellenweise, wo es gerade günstig ist, nach Art der Rutschberge und der hölzernen Rinnen, die in Gebirgsgegenden zum Hinabgleiten der Baumstämme dienen, benutzt werden, aber eben nur stellenweise, denn eine fortgeführte Kette solcher Rutschbahnen ist bei den Launen des Terrains unausführbar, weil der Weg jeden Augenblick zu steil oder zu eben läuft.

Doch kann geholfen werden, wenn Herr Hofrath Link seine Erfindung, Flüsse dergauf zu leiten, der Welt nicht länger vorenthält. Dann wäre der Hebel gefunden, durch den man die Lasten dergauf brächte: abwärts könnte man sie dann in Gottes Namen rutschen lassen.

Seelenlehre.

41) Stille Wege zwischen Menschenwelt und Engelwelt, oder: Mein Uebertritt vom römisch-katholischen Glauben zu der treuen Kirche des Herrn, in Begleitung übersinnlicher Erscheinungen, von Wilhelm Oegger, gewesenen Ober-Vikar der Kathedrale zu Paris. Aus dem Französischen mit erläuterndem Schlüssel übertragen von Ludwig Hofacker. Tübingen, Zu Gutteuberg, 1835.

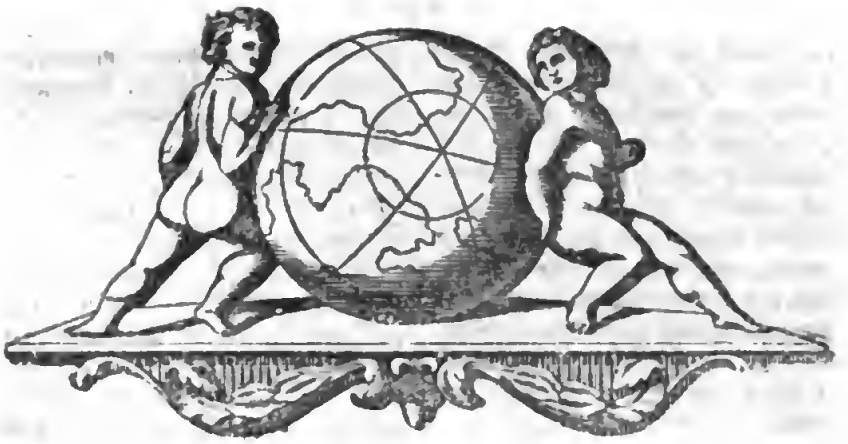
Referent kann nicht verhehlen, daß es ihm lieber gewesen wäre, wenn Herr Hofacker seine Uebersetzungen der Swedenborgischen Originalwerke fortgesezt hätte, statt daß er dieselben jezt unterbricht, um minder bedeutende Werke moderner Anhänger des großen schwedischen Propheten herauszugeben. Das vorliegende Werk ist zwar äußerst pikant, allein der Reiz desselben besteht eben nur in einer Uebertreibung, die gewiß nicht geeignet ist, für Swedenborg einzunehmen, sofern man vom Schüler auf den Meister zurückschließt. Wie gesagt, es wäre besser, uns den ganzen Swedenborg zu geben, der, man mag an ihn glauben oder nicht, immer einer der größten und eigenthümlichsten Denker, einer der respektabelsten Koryphäen des 18ten Jahrhunderts bleibt, und mit dem Herr Oegger sich wohl nicht vergleichen, und über den er am allerwenigsten, wie er doch thut, sich erheben sollte.

Die Sache ist kurz diese. Herr Oegger erklärt naiv, Swedenborg sey bloß sein Vorläufer, er selbst, Oegger, gründe erst die neue Kirche, er sey der neue Prophet, durch den Alles anders werden soll, von ihm an beginne eine neue Aera, und das Alles, weil ihm der Herr selbst in der Mitte seiner Apostel erschienen sey und ihm feierlich wie einst dem Petrus gesagt habe: „auf dich will ich meine Kirche gründen.“ Von den Mitteln, wodurch dies geschehen soll, ist weiter keine Rede. Herr Oegger stelle keine neue Lehre auf, er beruft sich nur auf die des Swedenborg, behauptet aber dennoch, die Sache sey jezt die seinige und nicht mehr die Swedenborgs. Man kann sich in der That auf keine ungenirtere Weise die Verdienste eines Andern aneignen, aber auch nicht deutlicher beweisen, in welcher Wahlverwandtschaft Hochmuth und Kirchenthum stehen. Die Alten waren klüger, sie stifteten nicht eher eine Kirche, als bis sie sich durch ihre Demuth Freunde genug erworben hatten. Die Neuern fangen gleich mit der Kirche und ihrem ganzen Hochmuth an. Wie soll man sich da nicht abgeschreckt fühlen? wie wollen sie da die Lehre ausbreiten? Oder hat Herr Oegger die Franzosen im Auge gehabt? Muß man diese vielleicht bruskiren, um auf ihren abgestumpften Sinn zu wirken? Muß es dort die Kirche machen, wie das Theater, um die Nerven noch einmal aufzureizen?

Bei alledem scheint Herr Oegger kein Betrüger zu seyn, er hat einen heißen Kopf, fieberische Träume, man hat ihn, wie er selbst erzählt, in ein Irrenhaus gesperrt, und wer die Lebensbeschreibung Tenhardts gelesen hat, wird zwischen diesem und Oegger eine ziemliche Uebereinstimmung finden. Auch Tenhardt nämlich wurde durch seine äußerst lebhaften Träume aus einem anspruchslosen Leben aufgejagt, das Prophetische in ihm zu kultiviren, und Beide dürften, wenn sie auch keine große Rolle in der Kirchengeschichte spielen werden, doch für den Psychologen interessant bleiben.

Der Anhang enthält einen schätzenswerthen Beitrag, nämlich Mittheilungen aus den merkwürdigen *Visionen* der berühmten heiligen Brigitte von *Schweden*, mit dem dieselben erklärenden *Swedenborgischen* Schlüssel. Ich muß indeß bekennen, daß mir die Mannichfaltigkeit der Bilder, hinter denen sich ein noch eigenthümlicher Sinn ahnen läßt, lieber ist, als die Einfachheit einer Erklärungsweise, die am Ende immer nur auf die beiden Swedenborgischen Prinzipe „Gut und Wahr“ und deren gleichsam arithmetische Kombinationen hinausläuft. Wenn mir am Ende mit dem schönsten und seltensten Bilde, das meine Einbildungskraft wunderbar anregt, nicht mehr gesagt ist, als mit einer längst bekannten Phrase, z. B. gut handeln ist mehr als richtig denken, das Wahre ist der Weg zum Guten, das Gute soll sich mit dem Wahren verbinden ꝛc., so hätte es der Bildersprache gar nicht erst bedurft, so wie überhaupt alle exaltirten Zustände und Entzückungen überflüssig wären, wenn sie nur bestimmt wären, um längst bekannte Vernunftwahrheiten mitzutheilen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 125. 8. December 1834.

Niederländische Geschichte.

1) Geschichte der Niederlande, von N. G. van Kampen. Zwei Bände. Hamburg, Perthes, 1831—33.
2) Essai sur la nécessité du retablissement du royaume des Pays-Bas sous le rapport politique, connu sous le nom de système de la Barrière. La Haye, J. Frank, 1833.
3) Ueber den Ursprung und die Fortschritte des revolutionären Geistes, von einem ehemaligen Minister des Königs von Frankreich. Aus dem Franz. übersezt von W. C. Gautzsch, Lektor an der königl. niederl. Universität zu Leyden. Haag, J. Frank, 1833.
4) Essai historique et politique sur la révolution belge, par Nothomb. Bruxelles, J. P. Melline, 1833. *)

Wenige Länder haben in neuerer Zeit das Schicksal gehabt, so viel besprochen, so verschieden beurtheilt und so selten unbefangen gewürdigt zu werden, als Belgien und Holland, und nicht leicht haben zwei so verwandte Völker einander mit herzlicherem Haß verfolgt, eifriger alles mögliche Böse angethan oder nachgesagt. In Frankreich, England, Deutschland, überall hat die belgisch-holländische Frage ihre besondere Ansichten hervorgerufen, weil sie meist nicht sowohl aus einer ruhigen Prüfung des innern thatsächlichen Verhältnisses der Niederlande hervorgingen, als nach Eingebungen politischer Vorliebe und Leidenschaft, nach Maßgabe wirklicher oder vermeintlicher auswärtigen Interessen geschaffen wurden. Zwar kann heutzutage keine irgend bedeutende Staatsveränderung auch in dem entferntesten Winkel von Europa geschehen, ohne als eine Angelegenheit betrachtet zu werden, welche nicht bloß das Volk angeht, das dieselbe bei sich vornimmt, sondern den ganzen Welttheil. Europas Völker machen zusammen eine große Staatenfamilie aus, geregelt durch das öffentliche Recht der Verträge und durch mannichfaltige Beziehungen des Verkehrs und des moralischen Einflusses verbunden. Es ist natürlich, daß kein Glied aus der allgemeinen Kette losgerissen, kein Standpunkt verrückt werden kann, ohne daß das Ganze die Wirkung davon verspürt. Und wenn nun daraus folgt, daß die Intervention im europäischen Staatsrecht ein wesentliches Kapitel ist, so wird freilich diese sich sehr verschieden gestalten, je nachdem es einer der größern oder kleinern Staaten seyn wird, mit dessen Separatismus es die Andern zu thun haben, — es wird

*) Von obigem Werk erscheint in kurzer Zeit eine deutsche Uebersetzung im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

eine lange Stufenleiter geben von Intriken, Unterhandeln, freundlichem Rath bis zu Drohungen, Acht und Aberacht und endlich dem bewaffneten Exekutionsverfahren. Aber wie zehnfach verwickelt hat sich dies Alles in den niederländischen Händeln! Intervention und Nicht-Intervention, offizieller Frieden und wirklicher Krieg, garantirter Waffenstillstand und Invasion, Protokolle ohne Ende, Verträge ohne definitive Ratifikation, ausgesprochene Trennung und die ungeheuersten militärischen Anstalten, dort um eine Restauration herbeizuführen, hier um sie zu verhindern, — welch ein Chaos zum Theil widersprechender Erscheinungen, in das man wie unaufhaltsam hineingeräth.

Noch ist der Knäul nicht entwirrt; während aber einstweilen eine diplomatische Stille eingetreten ist, indem die Unterhandlungen von dem geräuschvollen Schauplatz der englischen Hauptstadt nach Frankfurt und Biberich entrückt worden sind, wo diese europäischen Verlegenheiten durch ein friedliches Familienarrangement der Agnaten des Hauses Nassau ihre letzte Erledigung finden sollen, dauert der kleine Federnkrieg zwischen den beiden Fraktionen des Königreichs der Niederlande fort. Die Belgier sind in diesem Kampf ursprünglich stark im Nachtheil gewesen. Da sie sich der Sympathien des französischen und wohl auch im Ganzen des englischen Volks sicher wußten, haben sie versäumt, die Meinung in Deutschland für sich zu gewinnen, ob ihnen gleich, wenn sie einen unabhängigen Staat bilden wollen, an der guten Nachbarschaft mit Deutschland Alles gelegen seyn muß, abgesehen davon, daß dieses in der Konferenz zwei Stimmen zählte, denen auch eine dritte folgen mochte. Nicht so die Holländer: ihnen standen alle deutschen Blätter offen, und von den vielen Deutschen und Schweizern, die vom König Wilhelm hauptsächlich zur Aufklärung der Belgier nach den Niederlanden berufen worden waren, muß man es rühmen, daß sie wenigstens die Pflicht der Dankbarkeit redlich erfüllten, sofern es ihren Bemühungen zu verdanken ist, daß die holländische Sache eine Zeitlang in Deutschland populär werden oder daß die Belgier in's Gehege kommen konnten, als wären sie schlechterdings (etwa wie die Polen) ein „turbulentes, anarchisches" Volk, welches die Aufnahme in die europäische Familie nicht verdiene. Es war ihnen nichts Leichtes gelungen, denn die Deutschen hatten nicht Ursache, mit jener beharrlich egoistischen Politik sonderlich zufrieden zu seyn, die uns auf den Grund einer jesuitischen Wortverdrehung die stipulirte Freiheit des Hauptkanals unsers Handels vorenthielt, die, obgleich in allen deutschen Angelegenheiten im Namen Luxemburgs ein Wort mitredend, durch die Einverleibung Luxemburgs mit einer nichtdeutschen Legislatur und dadurch, daß sie keine der mitberathenen und beschlossenen Bundesmaßregeln in diesem deutschen Großherzogthum vollzog, beweisen zu wollen schien, daß das Königreich der Niederlande nebst Zugehör sich als eine Macht ansehe, die Deutschland nichts angeht. Sollte Deutschland für das holländische Interesse sich begeistern lassen, um es nöthigen Falls durch Waffengewalt zu schützen, so mußte es vergessen, daß Holland durch Entnationalisirung desjenigen deutschen Grenzlandes, mittelst dessen es mit seinem alten Mutterlande noch zusammenhing, sich um das letztere eben so wenig verdient gemacht hatte, als dieses es für ein Glück halten konnte, durch Holland zu einem Binnenland gemacht zu werden und die Mündung seiner Hauptflüsse zu verlieren, wie ihm im Süden sein natürliches Bollwerk, die Alpengrenze, verloren gegangen war.

Nach und nach ist in Deutschland die niederländische Frage auf eine selbstständigere Betrachtungsweise herübergeführt, die Gesichtspunkte nationaler gestellt worden. Die holländischen Publizisten sind in der deutschen Journalistik verstummt; die durch sie gegen Belgien unterhaltene Gereiztheit hat sich gemildert und gewichtige Stimmen haben angefangen, die reindeutschen Interessen zu verfechten. Annäherung, Befreundung mit Belgien wurde möglich und nützlich, selbst dessen Aufnahme in die deutsche Konföderation, wenn nicht in den allgemeineren Verhältnissen unüberwindliche Hindernisse im Weg stunden, wurde wünschenswerth gefunden. Die Belgier selbst haben, statt früher fast ausschließlich nach Frankreich und England, jetzt ihre Blicke mehr nach *Deutschland* gerichtet.

Dagegen hat, wie es scheint, in der Stellung der Nord- und Südniederländer sich wenig oder nichts verändert. Beide Theile fahren fort, ihrem frühern Gesichtspunkt gemäß ihre Sache vor dem Forum der europäischen Meinung zu vertheidigen. Die in ein Königreich verwandelte Republik mit ihrer Legitimität von fünfzehn Jahren geriet sich als Stütze der monarchischen Stabilität gegen die Revolution, Belgien vindizirt das Recht eines Volks, Selbstzweck zu seyn. Jenes also behauptet seinen universell europäischen, dieses seinen individuell nationalen Gesichtspunkt. Doch ist es erfreulich, wahrzunehmen, daß auch hier der Meinungskampf nachgerade einen ruhigeren, Schimpfartikel in Zeitungen verschmähenden, wenn auch leidenschaftliche Rekriminationen noch nicht ausschließenden Ton angenommen hat.

Blicken wir auf die Art, wie beide Völker plädiren, so fällt uns ein wichtiger Unterschied auf: Holland appellirt an die Staatsklugheit der Höfe, Belgien an den Gerechtigkeitssinn der Völker, jenes an die statuarische Politik der Verträge, dieses an eine Politik im Sinn des französischen Julisprinzips. Die auch für Holland sehr

Digitized by Google

nationalen Momente der Frage treten in seinen Argumentationen mehr in den Hintergrund.

So spricht man nicht gern von Etwas, was in erster Linie stehen sollte; wir meinen das holländische Monopolsystem. Dieses System forderte nach dem großen Befreiungskrieg der vereinigten Provinzen von Spanien die Schließung der Schelde und beraubte Belgien anderthalb Jahrhunderte lang der Segnungen seines reichen, edeln Stromes; dasselbe bekämpfte in dem ersten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts Belgiens Wohlstand in der Kompagnie von Ostende, und ruhte nicht eher, als bis auch dieser Nebenbuhler vernichtet war; dasselbe brachte Antwerpen dem Neid der Amsterdamer Kaufherren zum Opfer, war die Ursache, daß jene Stadt nicht mit der Republik vereinigt werden durfte, richtete vielleicht auch in neuester Zeit Chassé's Bomben; dasselbe rottete auf vielen der indischen Gewürzinseln die Muskaten- und Zimmtbäume aus, damit die Preise durch den Ueberfluß der Ernten nicht vermindert würden; dasselbe verdammte die freien Bewohner dieser Inseln zur Heloternarbeit für holländische Rechnung, die sich nun durch immerwährende Aufstände rächen und Holland mit dem Verlust seiner Kolonien bedrohen. Durch dasselbe ist Holland reich und mächtig geworden: darum soll es beibehalten werden, so unnatürlich grausam es ist, und ob es gleich nur unter Voraussetzung, daß ein Theil der Menschen ewig unwissend und unterdrückt bleibt, verwirklicht werden kann. In all diesen Dingen erkennt Holland sein gutes altes Recht; sollte der Geist der Zeit eine so arge Sünde begangen haben, wenn er sich mit Diesem und Jenem nicht mehr vertragen wollte? So scheint es auch, habe Holland in der Bürde seiner ungeheuren Nationalschuld und seines kostbaren Wasserbauwesens einen bedeutenden Grund, um für die Vereinigung mit einem Volk eingenommen zu seyn, welches durch den Grundsatz der gleichen Vertheilung der Staatslasten in eine ganz unverhältnißmäßige Mitleidenschaft gezogen werden mußte, und dem von vornherein diese Vereinigung nicht anders als widerwärtig seyn konnte, nachdem es so lange Zeit hindurch die schlimmsten aller Tyranneien, die Tyrannei einer Handelsrepublik, erfahren hatte, deren einflußreicher Politik es gelungen war, in seinen festen Plätzen sich das Besatzungsrecht zu erwerben und ihm den nützlichen Gebrauch seiner eigenen Häfen zu verbieten. Nicht bloß die Verschiedenheit des Volkscharakters der Niederländer des Norden und des Süden war es, was das Unternehmen des Wiener Kongresses, beide zu verschmelzen, mißlich machte, die von den Holländern provocirten und genährten Antipathien haben noch einen weit größern Antheil an dieser Schwierigkeit. Und wenn nur zu einer wirklichen Verschmelzung Vorkehrung getroffen gewesen wäre? So aber wurden Belgier und Holländer, während sie ein Königreich bilden sollten, durch die von den leztern angenommene, den erstern aufgenöthigte Verfassung, welche der Minderzahl dieselben Rechte verlieh wie der Mehrzahl, als zwei fortwährend neben einander bestehende Völker konstituirt, so daß die vier Millionen Belgier, mit den zwei Millionen Holländern gleichgestellt, nothwendig dem holländischen Interesse, von einer holländischen Dynastie immerhin mit Vorliebe gepflegt, dienstbar werden mußten. Konnten diese offenbaren materiellen Nachtheile durch die verdienstvollen Bemühungen der Regierung für Verbreitung von Bildung und Aufklärung in Belgien in den Augen des Volks aufgewogen werden? Konnte der materielle Vortheil, welchen die Holländer den Belgiern durch Zulassung in ihren Kolonien dagegen boten, für diese von sonderlichem Werth seyn, da sie keine Marine besaßen, durch holländische Veranstaltung keine hatten besitzen können?

Allein die holländischen Sprecher entfernen die Frage lieber vom Gebiet der innern Politik auf das der europäischen Diplomatie, und da durchlaufen sie die ganze Geschichte des Vertragsrechts, um zu zeigen, daß nach dem Urtheil der angesehensten Staatsmänner für die Erhaltung der allgemeinen Ruhe ein mächtiges Grenzbollwerk gegen Frankreich nothwendig sey. Ein solches finden sie in dem Königreich der Niederlande, der Vollendung des Barrierensystems vom 15. November 1715. Wir sind, rufen sie Europa zu, bestimmt, eine Schutzmacht gegen die Eroberungen zu seyn. Stellt uns wieder her: sonst gibt es keine Unabhängigkeit von Europa, kein Gleichgewicht weder zu Land noch zur See. Die guten Holländer, sie erinnern sich, daß sie einst ohne Belgien ein mächtiger Staat waren, und nachdem sie aufgehört, es zu seyn, möchten sie es mit Hülfe der Belgier wieder werden. Aber gerade darin liegt die große Veränderung der Zeit zu Tage. Holland mit seinen großen Seehelden, einem Tromp, de Ruyter, de Witt, Everts, war allerdings im Fall, jenen Ansprüchen Geltung zu verschaffen; aber nachdem dieser Staat seine Seemacht hatte so zerfallen lassen, daß die That Van Speyks nur an eine ferne Vergangenheit angeknüpft werden konnte, daß gegen die neueste Blokade keine Maßregel des Widerstands möglich schienen, nachdem seine Landmacht so wenig heißen wollte, daß die Intervention weniger Bataillone Preußen einige Jahre vor der Katastrophe der Republik hinreichten, eine mißbeliebte Ordnung der Dinge herzustellen, so kann man fragen, wo denn bei der Reorganisation der europäischen Verhältnisse durch den Wiener Kongreß jene alten Elemente niederländischer Kraft und Selbstständigkeit noch gewesen, um auf dieser Basis das Königreich der Niederlande als europäisches Bollwerk aufzurichten? Waren die Elemente in Holland allein nicht, so mußten sie in der Vereinigung

mit Belgien liegen; dann durfte dieſe aber kein gezwungener Akt ſeyn, weil ein Staat, der ſo zuſammengekittet werden muß, das Prinzip der Schwäche in ſich trägt, und leicht einer Armee gleicht, die durch Furcht vor dem Korporalsſtock zuſammengehalten wird, was zwar in gewöhnlichen Lagen angeht, allein wenn es zum Treffen kommt, Auflöſung und Schande erwarten läßt. In den ſonderbarſten Widerſpruch verwickelt ſich indeß der holländiſche Patriotismus, wenn er, um darzuthun, daß Belgien als Staat für ſich keine Bürgſchaften darbiete, den Charakter der Belgier herabzuwürdigen, ihnen jeden Nationalgeiſt abzuſprechen ſucht, höchſtens den unbotmäßigen Municipalfreiheitsſinn des fünfzehnten Jahrhunderts zuerkennt. Holland erwartet von Belgien Befeſtigung und gleichwohl wäre dieſes Volk jeder bürgerlichen und politiſchen Tugend baar! Wäre es wirklich eine ſolche abſolute Nullität, wie die Holländer beſonders in ihrer Freude über den Erfolg der Ueberrumpelung im Auguſt 1831 glauben machten, ſo müßten ſie beſſer daran thun, ſich hinter ihren Kanälen und Dämmen zu verſchanzen, als ſich mit einem nichtswürdigen Anhängſel zugleich die Laſt der Bewachung einer unſichern Grenze, die an die großen Militärmächte anſtößt und ihre Konflikte hindern ſoll, aufzuladen.

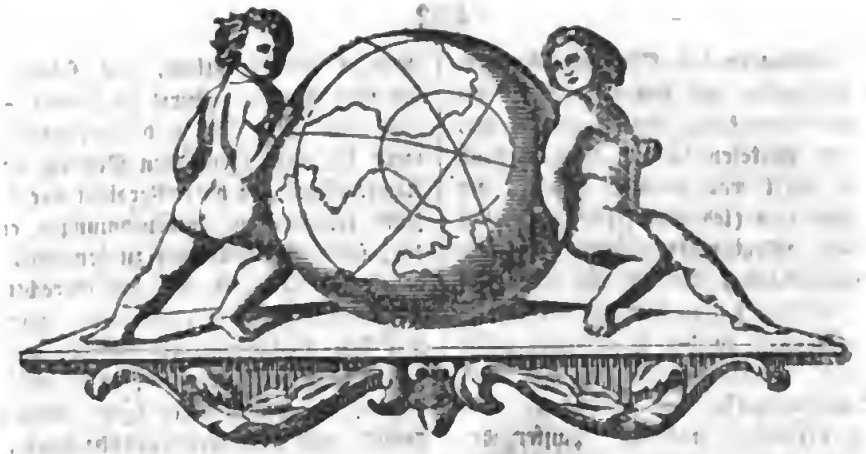
An eine aufrichtige Verſtändigung iſt wohl ſo bald noch nicht zu denken. Hören wir den Verfaſſer des Urſprungs des revolutionären Geiſtes, ſo war die belgiſche Revolution nichts als das Werk von Emiſſären der Pariſer Propaganda; hören wir den Anwald des Barrierenſyſtems, ſo war die angebliche Abneigung beider Völker als Grund der Trennung gar nicht vorhanden, vorhanden war nur die Antipathie zwiſchen Licht und Finſterniß, Ordnung und Anarchie. Er findet die Spuren ihres gemeinſchaftlichen Urſprungs ſelbſt in ihren Fehlern, nur mit dem Unterſchied, daß die Holländer alle Vorzüge des Geiſtes, des Charakters und der Geſchichte in ſich vereinigen, um die kräftige Organiſation einer Nation zu bilden, auf welcher die Grundlagen des koloſſalen Gebäudes des europäiſchen Gleichgewichts ruhen können, während die Belgier den beweglichen, unverbundenen Atomen des Sandes zu vergleichen ſeyen. Allein ſonach müßten die Belgier doch, um das zu erlangen, was ihnen abgeht, Holländer werden; und eine Wiedervereinigung, wobei den Beſchwerden der erſtern abgeholfen würde, ſcheint Keiner vorzuſchlagen zu wiſſen. Holland kann Belgien nur brauchen, wie es daſſelbe gebabt hat, mit entſchiedenem Uebergewicht des holländiſchen Intereſſes. Die Länge der Zeit hätte vielleicht auch unter dieſen Umſtänden die „innige und vollſtändige Verſchmelzung“, welche der Londoner Traktat vom 21. Juli 1814 poſtulirte, nach und nach bewirkt; nur hätte die Zeit eine andere ſeyn müſſen, als die, in welcher wir jetzt leben. Wie weit aber das holländiſche Uebergewicht ſich erſtreckte, beweiſt Rothomb durch ein ſchlagendes Beiſpiel. Unter 76 Generalen in der niederländiſchen Armee waren im Jahr 1830 bloß 7 Belgier, unter 45 Generalſtabsoffizieren waren es deren 8, unter 1454 Infanterieoffizieren 259, unter 316 Kavallerieoffizieren 84, unter 360 Artillerieoffizieren 33, unter 128 Genieoffizieren 9, und von ſämmtlichen Belgiern blieben nach der Revolution bloß 17 in holländiſchem Dienſt zurück. Auf ähnliche Weiſe wurde es in allen Zweigen der Verwaltung gehalten.

Der franzöſiſche Exminiſter tadelt die Konferenz heftig, daß ſie die Trennung ausſprach. Er ſchiebt die Schuld davon auf Talleyrand, der die Furcht vor einem allgemeinen Krieg benuzt habe, um Holland zu opfern und England zu einem engen Bündniſſe mit Frankreich zu bewegen, welches durch die revolutionären Grundſätze ſollte befeſtigt werden, zu deren Annahme man Großbritannien geneigt zu machen hoffte. Damit habe er den geheimen und weitausſehenden Entwurf zu einer großen Koalition gegen Rußland verbunden, ſcheinbar in der Abſicht, den für die Unabhängigkeit Europas gefährlichen Koloß zu ſchwächen, im Weſen aber, um die Macht niederzudrücken, die bei dem begonnenen Kampfe am meiſten im Stande ſey, Europa vor der Umwälzung zu ſichern. Dieſer Plan ſey ſchon vor 40 Jahren, um die Zeit der Hinrichtung Ludwigs XVI., als Talleyrand als untergeordneter Diplomatiker, aber geheimer Leiter der franzöſiſchen Geſandtſchaft ſich in London befand, mit Grey beſprochen und von dem Reformator, welcher damals ſeinen Ruf in den Volksgeſellſchaften legte, gutgeheißen worden. Dieſen Aufſchluß kann man annehmen; ehe man aber ſich erlaubt, zwei Staatsmänner, von denen der eine gleichſam der Erfinder des Legitimitäts-Prinzips war, der andere durch ſeinen freiwilligen Rücktritt von der Gewalt ſeine Anhänglichkeit an die Grundſätze einer mehr ſteten als zu raſchen Reform bethätigt hat, für ſyſtematiſche Revolutionäre zu erklären, möchte man fragen, ob nicht vielleicht ihrer Vorausſicht die Nothwendigkeit erſchienen, gegen eine Gefahr anderer Art ſich zu wappnen, gegen welche noch kein Barrieren-Vertrag abgeſchloſſen war? Ob ſie nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß, nachdem Belgien als ſpaniſche und öſterreichiſche Provinz mit eigener Verwaltung ſo lange beſtanden hatte, daſſelbe wohl auch als eigener Staat müßte beſtehen können?

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 126. 12. December 1834.

Niederländische Geschichte.

(Schluß.)

Ohne Zweifel haben sie nicht unerwogen gelassen, daß es gefährlich sey, die Unabhängigkeit eines Staats auf dessen Neutralität zu gründen, weil allerdings ein Prinzip ohne materielle Kraft wenig Garantie darbietet, wahrscheinlich haben sie es aber noch bedenklicher gefunden, gegen den kundgegebenen Willen des Volks die Wiedervereinigung zu dekretiren. Ueberhaupt mag ihnen auch der Gedanke der Erfahrung vorgeschwebt haben, daß schon manchmal Revolutionen verhütet worden seyn möchten, wenn man bei den politischen Schöpfungen die Wünsche der Völker, über die man verfügte, mehr berücksichtigt hätte.

Noch ein Wort über van Kampen. Dieses Werk gehört, wie schon der Titel zeigt, nicht dieser Tagliteratur an, in deren Gesellschaft wir es hier aufführen. Es ist im Geist wissenschaftlicher Forschung geschrieben, Volks-, Kultur-, Verfassungs-, Literatur- und Handelsgeschichte mit ihren periodischen Veränderungen umfassend. Schade, daß es sich der Eindrücke der Zeit, so freimüthig und unparteiisch es auch im Ganzen ist, nicht hat durchaus erwehren können. Die südlichen Provinzen behandelt der Verfasser kurz, und bei vielen Gelegenheiten mit einer unverkennbaren Bitterkeit. Doch bleiben auch die Schattenseiten seiner Landsleute, z. B. die gräulichen Barbareien, die sie auf den Kolonien, namentlich der vorübergehenden Besetzung Brasiliens verübten, nicht unerwähnt. Sein Oranje boven! kommt nicht selten in Kollision mit einer Gesinnung, die dem aristokratischen Republikanismus eines Oldenbarneveit und de Witt gerne huldigt, deren Tod er übrigens auf eine Art erzählt, wobei das Statthalterthum, das gegen diese gefeierten Staatsmänner im Namen der Demokratie auftrat, nicht geschont wird. So sehr er ein Gegner der revolutionären Prinzipien ist, so nimmt er gleichwohl die Ehre der Erfindung des Grundsatzes der Volkssouveränität oder der praktischen Anwendung desselben für die holländisch-oranisch Gesinnten der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vor Rousseau in Anspruch, wenn er meldet: „Man stellte das Prinzip auf, daß, wenn die Regierung durch ein verkehrtes Betragen das Recht und die Macht der Verwaltung verliere, diese in den Schooß des Volks zurückkehrt, welches sodann das Recht der Souveränität hat und sowohl eine neue Regierungsform einrichten als das Personal der Regenten verändern kann. Das Volk hat das Recht des Aufstandes und darf als ursprünglicher Herrscher für sich Alles nach seinem Willen einrichten; dies gilt für allerlei Regierungen, doch vorzüglich für die Republiken.“ Wie

diese Lehre von den Anhängern des Statthalters gepredigt werden konnte, ist freilich auf den ersten Blick etwas befremdend; es wird aber klar, wenn man bedenkt, wie die Beziehungen der Parteien in dem alten Holland waren. Das gemeine Volk war oranisch gesinnt, die auf die städtischen Aristokraten (lebenslängliche sich selbst ergänzende, fast erbliche Magistrate) gestützte Staatenpartei oder die Provinzialstände, die sich als Souverän betrachteten, und ihr Anhang hatten die Regierung und Verwaltung in den Händen; da der Statthalter gerne mit ihnen die Gewalt getheilt hätte, so sah man die Prinzen von Oranien häufig mit der demokratisch gesinnten Menge sich verbinden und das Panier der Freiheit aufstecken. So haben also die Belgier nicht alles Revolutionäre von den Franzosen lernen müssen. Wenn sie auch den Begriff der Volkssouveränität nicht aus dem alten Kodex der Freiheiten Brabants (joyeuse entrée) schöpfen wollten, welcher, wie in Aragon, dem Volk das Recht gab, einem Herzog, der wider die Gesetze handelte, den Gehorsam aufzukünden, und wenn sie nicht daran erinnert wurden durch einen Sprachgebrauch, welcher die Abgabenansinnen der Regierung als „Bitten" bezeichnete, so durften sie nur bei den Holländern selbst in die Schule gehen. So ungerecht ist es als unhistorisch, wenn man alle Verirrungen der Zeit aus einer Quelle ableiten will!

Schwedische Geschichte.

1) Auszüge aus den zu Stockholm im Druck erscheinenden Handschriften, die ältere, neuere und neueste Schwedische Geschichte, so wie auch geschichtliche Personen betreffend. Aus dem Schwedischen übersezt von E. E. v. S. Erster Band. Berlin, Mittler, 1833.

Von der ältern Geschichte Schwedens ist in diesem ersten Bande nicht die Rede. Es handelt sich hier bloß von Gustav III., Karl XIII. und Gustav IV. Adolph. Der Text ist durchgängig von den Parteimännern Karls XIII. und besonders gegen Gustav IV., die Anmerkungen dagegen sind von einem enthusiastischen Anhänger der legitimen Dynastie, und ihre Tendenz erhellt aus folgenden Worten der Einleitung: „Es werden durch diese Anmerkungen zwar die, welche Hauptrollen in jener scheußlichen Katastrophe gespielt haben, zur Schau gestellt: aber können sie sich mit Recht darüber beklagen, da sie zum Theil selbst ihre verbrecherischen Thaten mit einem Staunen weckenden Uebermuthe offenkundig gemacht und als ein Verdienst sich angerechnet haben, ihren König verrathen, ihre Hände an ihn gelegt und ihn vom Throne gestürzt zu haben? — da sie selbst kein Hehl aus ihrer Eid- und Treubrüchigkeit gemacht, vielmehr die unzweideutigsten Beweise davon zu allgemeiner Kenntniß gebracht hat? Verdient der Schonung, der, statt jener frevelhaften Unternehmungen entgegen zu wirken, der, statt seine Stellung zu benutzen, seinen König und dessen Familie, so wie die Gerechtsame des legitimen Thronfolgers, zu vertheidigen, gemeinschaftliche Sache mit den Hochverräthern machte, die Hände zur Ausführung ihrer Pläne bot, und nachdem dies gelungen, sich auf den Thron derer sezte, die ohne allen rechtlichen Grund und den Reichsgrundgesetzen, so wie den heilig beschwornen Erbverträgen, gerade zuwider, durch sein Zuthun von demselben gestürzt und verdrängt worden sind? — Nimmermehr!"

Man hat freilich über alle diese Vorfälle, den Parteimord Gustavs III. und die Parteientsetzung Gustavs IV. auch nur Parteinachrichten. Gleichwohl ist es unerfreulich, auch jezt noch, wo ein ruhigeres Urtheil eintreten könnte, nur immer noch die Uebertreibungen der Parteien hören zu müssen. Der Text der hier gelieferten Nachrichten befleckt mit in der That schamlosem Hohn die Talente Gustavs III. und das Unglück Gustavs IV.; aber die Anmerkungen machen aus jenen Märtyrern der Parteisucht auch wieder gar zu große Heilige. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Man kann die Verbrechen auf der revolutionären Seite so wenig läugnen als die Fehler auf der legitimen.

Sofern indeß beide Parteien hier ihre Ansichten einander gegenübergestellt haben, ist das Werk eine sehr interessante Aktensammlung, aus der man über den ganzen Prozeß wohl instruirt wird. In die verwickelten und langwierigen Einzelnheiten wollen wir nicht näher eingehn. Sie gehören der schwedischen Spezialgeschichte an. Von welthistorischem Interesse aber ist die Lehre, welche darin liegt. Man kann hier deutlich sehen, was dabei herauskommt, wenn König und Adel Alles allein thun, wenn dem Volk kein Einfluß mehr zusteht. Der Mangel einer populären Kontrole läßt den König Fehler begehn, welche der Adel benuzt, und da der König mit jener Kontrole auch des populären Schutzes ermangelt, kann ihn der Adel mißhandeln und sogar vom Thron jagen, ohne daß das Volk davon Notiz nimmt. Hier haben wir das traurige Beispiel eines Volks, das, weil es nicht mehr gefragt wird, auch selbst nicht mehr fragt. Hätte dies der königliche Revolutionär von 1772 bedacht, so würde er nicht ermordet, sein Nachfolger nicht entthront worden seyn durch einen Adel, dem man die Macht nicht nimmt, wenn man ihm politische Formen nimmt.

Digitized by Google

Sollte sich auch die Entsetzung Gustavs IV. rechtfertigen lassen, so findet doch die Ausschließung seines Sohnes im legitimen Gesichtspunkt keine Entschuldigung. „Edel wäre es gewesen, wenn Karl XIII. seine Bruderliebe dadurch an den Tag gelegt hätte, daß er den ihm von dem Vater anvertrauten Sohn auf dem diesem rechtlich zustehenden und durch Nichts verwirkten Thron zu erhalten Alles angewendet hätte, und, wenn ihm dieses gegen alles Erwarten nicht geglückt, doch dahin gestrebt hätte, die Rechte des rechten Thronfolgers geltend zu machen. Aber statt alles dessen machte Karl XIII. gemeinschaftliche Sache mit den Empörern, ließ nicht allein die Mißhandlungen, die Gustav IV. Adolph von Majestäts-Verbrechern erdulden mußte, ungestraft, sondern belohnte sie sogar; er sezte seine eigenen Unterthanspflichten aus den Augen, ward mit seinen Mitunterthanen eidbrüchig, stürzte den Sohn seines Bruders von dem Throne, verbannte ihn und seine Familie aus dem Reiche, vernichtete die Rechte des legitimen Thronfolgers und bestieg den Thron, den er den Nachkommen seines Bruders ungekränkt zu erhalten geschworen hatte. Man sage nicht, daß Lezteres durch die Beschlüsse der Reichsstände geschehen sey; denn diese Beschlüsse würden kraftlos geblieben seyn, wenn Karl XIII. in der Eigenschaft als Reichsverweser ihnen seine Zustimmung versagt, wenn er standhaft sich geweigert hätte, sich ihnen zu fügen. Nur durch seine Genehmigung wurden sie sanktionirt, und wie wissen es, daß, wenn er darauf bestanden, den Sohn Gustavs IV. auf den Thron zu sezen, die Mehrheit dafür gestimmt haben würde. — Man sage ferner nicht, daß unter den obgewalteten Umständen Karl XIII. es nicht habe ablehnen können, den schwedischen Thron einzunehmen; denn alles das, was er that, um Frieden mit Rußland zu erlangen, konnte auch eben so gut erreicht werden, wenn er sich damit begnügte, bis zur Volljährigkeit des Kronprinzen Gustav die Regentschaft zu übernehmen; aber freilich konnte dann die bestehende Regierungsform nicht umgestoßen werden, und dies war es besonders mit, wonach die Empörer strebten. — Was nun die Entthronung Gustavs IV. Adolph insonderheit betrifft, so werden wir aus den Berichten der Anstifter der Empörung gegen ihn und Anderer deutlich und unwidersprechlich daethun, daß die Revolution im Jahre 1809, welche sich mit der Entthronung dieses Königs endigte, einzig und allein das Werk jener Anstifter war, und daß zwischen diesen und Karl XIII. schon Alles abgemacht war, bevor die Stände des Reichs Kenntniß davon erhielten und sich versammelten. — Als einen hauptsächlichen Grund zu der Revolution des Jahrs 1809 hat man angegeben, daß der König nicht zu bewegen gewesen sey, Frieden mit Rußland zu machen. Wir haben schon an einer andern Stelle diesem Vorgeben widersprochen, und thun es auch hier. Der König war keineswegs einem Frieden abgeneigt, nur wollte er nicht zu einem solchen sich verstehen, dessen conditio sine qua non die Abtretung Finnlands mit dessen Inseln war, — der Schwedens Selbstständigkeit und Sicherheit für die Zukunft auf's Spiel sezte, und außerdem Nebenbedingungen enthielt, die mit dem wahren Interesse Schwedens und dem zwischen diesem Reiche und England bestehenden Bündnisse nicht zu vereinbaren waren. Für Karl XIII. freilich blieb nichts Anderes übrig, als den Friedensbedingungen sich zu unterwerfen, die ihm der Kaiser Alexander diktirte, wenn er sich auf dem schwedischen Thron erhalten wollte. Solche Rücksichten hatte Gustav IV. nicht zu nehmen, und daher wollte er keinen andern Frieden, als den, der mit der Ehre und dem Interesse des Reichs übereinkam, und wobei ihm die heiligsten Rechte zur Seite standen. Ueberdem konnte durch die Fortsetzung des Krieges, wenn dieser auch noch so unglücklich ausfiel, ein Mehreres nicht verloren werden, als was Karl XIII. durch den Frieden, den er mit Rußland abschloß, hinopferte; und wer mag es solchergestalt Gustav IV. mit Recht verdenken, daß, bevor er einen solchen Frieden einging, er noch einen neuen Feldzug versuchen wollte, und dies um so mehr, da England zu einer kräftigeren Einwirkung sich verbindlich gemacht hatte, wie denn auch wirklich eine englische Flotte in den finnländischen Gewässeen erschien, welche die russischen Häfen dermaßen bedrohte, daß die russische Armee zu deren Vertheidigung sich zurückziehen mußte, und da es keineswegs weder an materiellen, noch an finanziellen Mitteln zur nachdrücklichen Fortsetzung des Krieges mangelte, welches schon daraus zur Genüge hervorgeht, daß der Krieg nach der schenßlichen Katastrophe des 13. März wirklich und bis im September 1809 fortgesezt ward, und nur dann erst mit dem Frieden endete, als Karl XIII. in die Arme Napoleons sich warf, und die englische Flotte demnach sich zurückzog. Ja, man kann es für gewiß annehmen, daß der König Gustav IV., wäre jene frevelvolle Katastrophe nicht dazwischen gekommen, unterstüzt von der englischen Flotte, einer seiner gerechten Sache entsprechenden Frieden erzielt haben würde, insonderheit da der Kaiser Alexander, des Napoleon'schen Joches überdrüßig, schon im Jahre 1810 auf einen Krieg gegen Frankreich bedacht war, und ihm also darum zu thun seyn mußte, mit Schweden Frieden zu machen. — Es ist dem König Gustav IV. auch der Vorwurf gemacht worden, daß er den Krieg in Finnland herbeigeführt habe, indem er dem 1807 zu Tilsit abgeschlossenen Frieden nicht beitreten wollen. Außerdem aber, daß dieser Friede zu Stande gebracht war ohne Zuziehung dieses Königs, so steht jene Behauptung in offenbarem Widerspruche mit dem, was

Digitized by Google

die Verschwornen überall verbreiteten und was in öffentlichen Denkschriften für gewiß ausgegeben worden ist, nämlich: daß in dem Tilsiter Friedensschlusse zwischen den Kaisern Napoleon und Alexander festgestellt worden sey, Finnland solle dem russischen Reich einverleibt werden, wie auch, daß diese beiden Monarchen zu Erfurt übereingekommen seyen, das schwedische Reich zwischen Rußland und Dänemark zu theilen. Es hat freilich seine Richtigkeit, daß zur Beschönigung des feindlichen Einfalles von Seiten Rußlands in das schwedische Finnland vorgegeben ward, er geschehe, um den König zu zwingen, von der Allianz mit England abzugehen und dem Kontinentalsystem beizutreten; aber eben so gewiß ist es, daß es dem Kaiser Alexander gar nicht darum gewesen, den König zur Theilnahme an diesem Systeme zu vermögen, sondern daß er es vielmehr sehr gern gesehen, daß der König sich nicht dazu verstanden, weil die russischen Unterthanen solchergestalt ihren Handel und Verkehr mit England vermittelst der schwedischen Häfen ungehindert betreiben konnten und auch wirklich betrieben." Das ist alles sehr einleuchtend und die Rechtfertigung des Königs gegen die ausländischen und inländischen Intriguen ist nicht mehr als billig. Nur hätte der Verfasser andeuten sollen, daß der König die Kunst nicht verstanden habe, sich populär zu machen, daß er das Volk indifferent ließ, und daß er sich dadurch dem Spiel der feindlichen Intrigue bloß gab. Sonst würde man ja seine Absetzung mitten unter seinem Volk gar nicht zu erklären wissen.

Taschenbücher auf 1835.

Vesta.

Auch dieser Jahrgang des bekannten Wiener Taschenbuchs zeichnet sich wieder durch einige schöne Kupfer aus. Grillparzer theilt eine ziemliche Anzahl lorischer Gedichte unter dem Titel: Tristia ex Ponto, Willibald Alexis eine Novelle, Vogl, Ritter v. Leitner, Meerhofer, Pitt, G. v. Preneck andere Beiträge mit. Die Gedichte Grillparzers haben den meisten poetischen Werth und entsprechen sämmtlich der melancholischen Ueberschrift, z. B. in folgender origineller Auffassung der Natur.

Naturscene.

Das Wasser rinnt vom Felsgestein,
Und furcht die moos'ge Bank,
Die Gräser, hellgrün, schmal und klein,
Sie steh'n umher und saugen's ein,
Gesättigt ohne Dank.
Und an die Blumen unterm Grün,
Wie Bürgerstöchter stolz,
In blau und roth und gold'ner Tracht,
Hat sich der Schmetterling gemacht;
Der saugt und küßt und schaukelt sich,
Und fliegt zuletzt davon,
So achtlos, daß am nächsten Tag
Er kaum noch mehr erkennen mag,
Wo er genossen schon.
Und drüber rauscht der Baum, als ob
Nichts unter ihm geschäh',
Nach rückwärts strebt der Fels empor,
Schaut g'radaus in die Höh'.
Die Wolken aber allzuhöchst
Zieh'n hin mit Sturmesgewalt,
Sie weilen nicht, sie säumen nicht,
Rasch wechselnd die Gestalt.
Und durch das All voll Eigensucht
Geh' ich mit finst'rer Brust,
Vordem genoß'ner Treu und Lieb
Halb wie im Traum bewußt.

Frauenlob.

Dieses neue, ebenfalls in Wien von Vogl und auf Kosten des Herausgebers der Vesta besorgte Taschenbuch steht in Bezug auf die Kupfer der Vesta bedeutend nach. Der poetische Inhalt beweist, daß auch die österreichischen Dichter, was Industrie betreifft, nicht länger hinter den sächsischen zurückbleiben wollen, denn sie liefern uns bereits Almanachssuttee von jeder Façon, im modernen Konversationston, im romantischen Mondscheins-Elfenton, im ironisch-humoristischen Ton, im gemüthlich-sentimentalen Ton, Antikes, Altdeutsches, Italienisches, Nordisches, Orientalisches, kurz ein wohlassortirtes poetisches Waarenlager.

Rheinisches Taschenbuch.

Kupfer zu Byrons Werken in bekannter Manier. Eine italienische Novelle von Stoech, eine nordische von Blumenhagen, eine altdeutsch-romantische von Duller, und zwei englische Tableaux von dem Herausgeber Adrian. Keine Gedichte, außer eingestreut in Dullers Tanhäuser, der sehr an die verwandten lieblichen Dichtungen Tiecks erinnert.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 127. 15. December 1834.

Theologie.

Arcana coelestia, quae in scriptura sacra sunt, detecta: hic primum, quae in Genesi. Una cum mirabilibus, quae visa sunt in mundo spirituum et in coelo angelorum. Opus Emanuelis Swedenborg. Ad fidem editionis principis 1749 denuo castigatius edidit Dr. J. Fr. Im. Tafel. Partis primae Vol. I et II. Tubingae, Zu-Guttenberg, 1833. 8.

Ueber den Inhalt dieses Swedenboegischen Hauptwerks, seiner Auslegung der Geneſis, läßt ſich zu viel ſagen, als daß es hier in der Kürze abgethan werden könnte. Genug, wenn wir den Ununtereichteten andeuten, daß Swedenboeg dier nicht nue die Haemonie ſeines Syſtems mit der heiligen Schrift nachweist, ſondeen auch in demſelben Sinn, wie Moſes der Prophet vor Cheiſtus wae, ſo als Pheophet nach Cheiſtus aus eigner überiedlſchee Anſchauung das Gegenbild zu der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte, nämlich das geiſtige Weeſtändniß, die geiſtige Koeeeſpondenz beeſelben, überhaupt das Geiſterreich uns mitzutheilen eeklärt. Dieſes Week iſt der Geundſtein der „Neuen Kieche des Herrn“, und alle übrigen Werke Swedenboegs ſind eigentlich nur Reſumés odee weiteee Ausführungen einzelner Theile deſſelben.

Die Herausgabe dieſes wichtigen Werkes, das auch die Nichtanhänger Swedenboegs wenigſtens als das Hauptwerk eines der ausgezeichnetſten und merkwürdigſten Denkee anerkennen, iſt ein um ſo größeres Verdienſt des um Swedenboeg ſchon ſo vielfach bemühten Dr. Tafel, als ein Exemplar dee erſten und einzigen Londoner Ausgabe voe meheeeen Jahren das leztemal für 53 Pfund Steeling verkauft wurde und ſeitdem gar auch für das größte Angebot nirgends mehe zu haben wae. Neben der Wohlfeilheit hat dieſe neue Ausgabe auch den Vorzug der gewiſſenhafteſten Teeue. Dee Herausgebee iſt der eifrigſte Anhängee Swedenboegs in Deutſchland, jedes Woet ſeines Meiſtees iſt ihm heilig. Kann es eine beſſere Gaeantie für die diplomatiſche Teeue des Abdrucks geben? Dee Herausgeber hat abee auch durch die genaueſte Angabe ſelbſt der unbedeutendſten Varianten alle die Stellen geeechtfertigt, in denen er den Londoner Abdeuck als irrig erkannte und demſelben den noch ueſprünglicheeen Text ſubſtituiren zu müſſen glaubte.

Schwedische Geschichte.

2) Geschichte Schwedens von Erik Gustav Geijers. Aus der schwedischen Handschrift des Verfassers übersezt von Swen P. Leffler. Erster und zweiter Band. Hamburg, Perthes, 1832 und 1834. (Zur Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert gehörig.)

Für die altheidnische Periode ist Norwegen, für das christliche Mittelalter Dänemark und erst für die neuere Geschichte seit der Reformation Schweden der wichtigste unter den drei skandinavischen Staaten. Der Verfasser hat daher nur das Nöthige über die altschwedische Geschichte beigebracht, indem er die ausführliche Darstellung der nordischen Götterlehre und Alterthümer unsern Andern überläßt und sich mehr mit dem Verhältniß der alten Volksstämme zu einander und ihrer politischen Stellung beschäftigt. Was er über den Gegensatz der ältern Gothen und der erst später eingewanderten Schweden (Inglinger) sagt, verdient Beherzigung und eine noch weitere Forschung. Referent (der Redakteur dieser Blätter) hat in seiner „Geschichte der Deutschen" sich bereits ausführlich über die Wahrscheinlichkeit einer westlichen Einwanderung der Inglinger im Gegensatz gegen eine ältere östliche Einwanderung der Gothen, und über eine diesen zwei Zeiten entsprechende doppelte Gestaltung der Odinsverehrung ausgesprochen. Da uns erst der zweite Band von Geijers Werk vorliegt, so fehlt freilich noch der interessante Theil der schwedischen Geschichte; er schildert uns zwar schon die Reformation unter Gustav Wasa und die Eroberung der gegenüberliegenden Ostseeküsten; aber weit interessanter dürfte die Geschichte der Folgen seyn, die Geschichte Gustav Adolphs, Karls XII. ꝛc., deren unsterblicher Ruhm nicht gehindert hat, daß die Unnatur der auswärtigen Politik Schwedens sich auf eine so klägliche Weise geächt hat, wie wir es heute vor Augen sehn. Anstatt sich, wie England, in seiner glücklichen insulaeischen Lage, dem Kontinent gegenüber, abzuschließen und durch die Herrschaft der Meere und große Kolonien sich zu stärken, verpeudete Schweden seine Kräfte in nutzlosen Versuchen, von seiner Halbinsel aus auf dem Kontinent zu erobern, wo zulezt die ungeheuern Bevölkerungen und die Menge mächtiger und eifersüchtiger Staaten ihm alle die Vortheile wieder rauben mußten, die es Anfangs von Glück und Muth begünstigt erlangt hatte. Die Schweden waren vielleicht Macedonier an Tapferkeit und hatten auch ihren Alexander; aber das Festland von Europa war kein persisches Reich, und umsonst brach sich die wilde schwedische Brandung an unsern und Polens Nordküsten. Die Politik Schwedens gegen Polen hat viel Aehnliches mit der frühern Englands gegen Frankreich; jede insularische Seemacht operire auf diese Weise einmal gegen die ihr gegenüberliegende Kontinentalmacht. Ohne den Hussitenkrieg und das Reformationsfieber würde das deutsche Reich den Zwist und die wechselseitige Erschöpfung Frankreichs und Englands eben so gut haben benutzen können, als Rußland später das Verhältniß Schwedens zu Polen zum Verderben beider ausbeutete. Möchte der Verfasser die so lehrreiche und interessante neuere Schwedische Geschichte ganz wahr und ohne ängstliche Beschönigungen zu schildern im Stande seyn.

3) La Journée du 13 Mars, ou les faits essentiels de la révolution de 1809, redigés par le colonel Gustafsson. St. Gall, Berne, chez Huber et Comp. Hambourg, Perthes et Besser, 1835.

4) Der dreizehnte März, oder die wichtigsten Thatsachen der Revolution von 1809. Von Demselben, Daselbst (die Uebersetzung des vorigen).

In diesem kleinen Schriftchen spricht sich der vom Thron gestoßene König über die oben gedachten Thatsachen selbst aus und zeigt ziemlich einleuchtend, daß er nothwendigerweise das Opfer einer so mächtigen Allianz, als es die von Erfurt 1809 war, werden mußte. Napoleon wollte einen geschmeidigen, halbrevolutionären König in Schweden, Alexander wollte Finnland; Beiden war der König zuwider, dessen Legitimität und Anhänglichkeit an die englische Partei dem französischen, und dessen eben so legitimes Recht auf Finnland dem russischen Kaiser im Wege lag. Die Parteien im Lande selbst, die den Staatsstreich vollbrachten, waren nur das Mittel, waren nur gefällige Diener eines nicht schwedischen Interesses. Der Oberst Gustavsson sagt, warum man denn schon 1812 in Schweden dasselbe System (die englische Allianz) wieder aufgenommen habe, um dessentwillen man ihn doch entsezt hatte? Freilich, wenn es sich nur um ein Prinzip gehandelt hätte, so möchte der Herr Oberst wohl den Schluß ziehn, daß, wenn das Prinzip restaurirt wird, es auch eben so konsequent die Dynastie werden könnte; aber er wagt nicht auszusprechen, daß es sich um ein Interesse handelte, nämlich um Finnland.

Wir theilen hier die eigenhändige Beschreibung mit, die der König von seiner Gefangennehmung entworfen

hat: „Der Feldmaeschall Graf von Klingsporr, Oberbefehlshaber der finnländischen Armee, war seit einigen Monaten in Stockholm zurück, nach ihm war auch der General von Adlercreuz von der nämlichen Armee, mit Lorbeern bedeckt, angekommen, allein es fehlten ihm noch diejenigen der Revolution. Diese Generale sollten die Befehle des Königs erhalten, ehe sie an ihre Posten zurückkehrten; sie waren mit verschiedenen Offizieren und andern bürgerlichen Angestellten, wovon einige schon beim Könige zugelassen waren, im Vorzimmer versammelt, und nachdem er nun auch den Feldmarschall von Klingsporr rufen ließ, öffnete dieser während der Unterredung dem General Adlercreuz und dem General-Adjutant von Silfversparee heimlicherweise die Thüee; diese Herren traten sogleich herein, um den König zu beschwören, die Hauptstadt nicht zu verlassen. Der König, welcher sah, daß verschiedene Stabsoffiziere denselben folgten und den Eingang mit Gewalt durchbrachen, zog seinen Degen, ausrufend: „Verrätherei!“ Die wachthabenden Offiziere eilten zwar herbei, allein statt diesem Frevel ein schnelles Ende zu machen, ließen sie sich durch diejenigen entwaffnen, welche es durch sie hätten seyn sollen. Der König, welcher von einer großen Anzahl Offiziere umzingelt war, konnte allein nicht widerstehen; der Herr von Silfversparre fiel rückwärts über ihn her und entriß mit beiden Händen und mit aller Gewalt dem König den Degen, worauf dann durch Schlagen die Verwirrung den höchsten Grad erreichte. Während sich die Verschwornen der Person des Königs bemeistern wollten und deßwegen die Thüre seines Zimmers zuschlossen, suchten andere Offizieee und getreue Diener dieselbe aufzubrechen, um ihn zu befreien; die Eingangsthüre wurde dabei von oben bis unten gespalten und man sah auf dem Boden des Zimmers eine Ofengabel, welche aus den Händen von Jemanden gefallen oder entrissen worden war, ferner Kristallstücke, welche zu dem Leuchter gehörten, sowie auch kleine blaue und gelbe Federn, die einen Theil der Federbüsche der Stabsoffiziere ausmachten, wooon die Bruchstücke, wie in Folge des heftigsten Sturmwindes (Orkans), auf dem Teppich zerstreut herumlagen. Als der König sah, daß sich die Verschwornen der Thüre bemächtigt hatten, rief er laut: „Rettet mich im Namen Jesus Christus!“ und strengte sich an, um sich zu befreien; er ergriff den Degen eines Generals von Strömfeldt mit Gewalt, der mit der Menge hereingekommen war, allein von den Verschwornen ganz umringt, ward er bald wieder entwaffnet. Als die Ruhe wieder einigermaßen hergestellt ward und der größte Theil der verschwoenen Offiziere fortgegangen waren, blieben nur noch der Feldmarschall von Klingsporr und einige andere Personen bei dem König. Der General von Adlercreuz, der es für schicklich gefunden hatte, sich des Kommandostabs des Generaladjutants zu bemächtigen, glaubte es eben so anständig, seinen Rapport S. K. H. dem Herzoge von Südermannland über das zu machen, was eben bei dem Könige vorgefallen war; er ließ sich von seinem neuen Waffenbruder, dem Generaladjutant von Silfversparre dahin begleiten; die Herren suchten den Herzog zu bewegen, sich als Reichsverweser an die Spitze der Regierung zu stellen, wozu S. K. H. seine Einwilligung geben zu müssen glaubte.“

„In dem Zimmer, in welchem der König arretirt wurde, befanden sich zwei Seitenthüren, jede mit ihren verschiedenen Ausgängen; die erstere war jene, welche man erbrochen hatte und durch welche man den König beobachtete; Niemand von den Verschwornen dachte daran, auch die andere zu bewachen. Ehe diese Gewaltthätigkeit ihren Anfang nahm, hatte der König sie selbst mit dem Schlüssel geschlossen; wie durch ein Wunder ging aber die Thüre von selbst auf. Da der König es allein bemerkte und sah, daß der Degen des Generals, dessen er sich bedient hatte, aus Unachtsamkeit im Zimmer zurückgelassen wurde, bemächtigte er sich desselben, setzte seinen Hut auf den Kopf, ging durch die obengenannte Thüre und schloß sie mit dem Schlüssel wieder zu. Der General von Adlercreuz, welcher von dem Herzoge von Südermannland zurückkam, wurde sogleich davon unterrichtet und setzte denn auch mit mehrern Offizieren dem König nach. Der König, nachdem er die Thüre mit dem Schlüssel verschlossen hatte, ging eine Wendeltreppe hinauf, welche zu dem obern Stocke führete; er sah den General hereintreten, welcher die beiden Thürflügel mit Heftigkeit erbrach, und hatte nur Zeit, den noch in Händen habenden Schlüssel gegen ihn zu werfen, worauf er seinen Weg springend fortsetzte, so daß er allen denjenigen zuvorkam, welche ihm nachjagten; indem der König durch die Zimmer der Königin eilte, befahl er einigen seiner Dienerschaft die Thüren nach ihm zu schließen; allein diese Leute, welche ihn von so vielen Offizieren verfolgt sahen, hatten den Muth nicht, ihm zu gehorchen. — Während der Verfolgung fiel der General von Adlercreuz oder einer seiner Offiziere auf der Treppe und rollte von oben bis unten; der König erhielt dadurch einen solchen Vorsprung, daß er Hoffnung hatte, bei der Hauptwache des Schlosses anzukommen, um daselbst der Revolution oder seinen Tagen ein Ziel zu setzen! Nachdem er die große Treppe erreicht hatte, fiel der König auch, mit dem Fuß gegen eine Stufe anstoßend, wodurch er eine starke Quetschung am rechten Arm erhielt; inzwischen stund er wieder auf und verfolgte seinen Weg durch

Digitized by Google

den Korridor bis zu dem Gewölbe der nördlichen Thüre, mit dem Vorsatze, über den innern Schloßhof nach der westlichen Thüre zu gehen, vor welcher die Hauptwache stand. Allein die Vorsehung, deren Rathschlüsse oft so undurchdringlich sind, wollte es anders; die umherirrenden Schritte der beiden Verschwornen richteten sich gerade in dem Augenblicke nach der nördlichen Thüre, als auch der König daselbst ankam; einer derselben war ein alter Offizier und starker, rüstiger Mann, Namens von Geeif, der bei der königlichen Jagd mit dem Majorgrade angestellt war; der andere dagegen ein junger, im Civilfache angestellter Mann; jener floh davon, als er den König mit dem Degen in der Hand auf den Offizier zueilen sah, um ihm denselben durch den Leib zu stoßen, allein er wich dem Stoße aus und wurde nur am linken Arm leicht verwundet; und da der Degen in dem Aermel seines Ueberrocks stecken geblieben, so benuzte er diesen Umstand, um den König zu ergreifen und mit all seinen Kräften festzuhalten. Der König, entkräftet, ermüdet und außer Athem, konnte sich nicht losmachen; ein für den Schloßdienst angestellter Holztrager kam unvermuthet dazu, der vorwärts schritt und zu dem Offizier sagte: „Was wollt ihr dem König thun?“ Der Offizier erwiderte ganz ruhig: „Ich will dem König nichts Leides thun;“ der König, welcher die Sprache verloren hatte, konnte kein einziges Wort herausbringen, und der Holztrager, ganz bestürzt von dem, was er eben sah, rettete sich, als die andern Verschwornen ankamen, um sich des Königs zu bemächtigen. Sie führten ihn mit Gewalt durch die große Treppe zu dem ersten Stock, in die Zimmer der Königin; der König konnte nicht mehr gehen; er sagte ihnen mit einer schwachen Stimme: „Tragt mich.“ Bei zwei deutschen Wachen vorbeigehend, strengte er sich an, um ihnen zu sagen, sie sollten ihn retten und ihm folgen; allein der General von Adlerkreuz, der ihm zur Seite war, protestirte wie begreiflich dagegen. Als sie in dem ersten Saal des großen Stockes angekommen waren, fühlte der König seine Kräfte ein wenig zurückkommen und sagte, daß er wieder gehen wolle; von den Verschwornen umringt, die ihn festhielten, sezte er seinen Weg auf diese Weise fort. Im zweiten Saal sah man zwei Leibtrabanten des Herzogs von Südermanuland in Funktion, welche die Gewehre präsentirten, als der König vorbeiging; in der dritten Gallerie angekommen, waren die Verschwornen unschlüssig, auf welche Seite sie sich wenden sollten; der König wies ihnen die nahe Thüre des Zimmers, das weiße genannt, an, worauf sie ihm gehorchten. Sie sezten den König auf einen Stuhl bei der Fensteröffnung, der Gallerietüre gegenüber, wo er während mehrern Stunden in einem Zustande der tiefsten Erniedrigung (Vernichtung) blieb, dem Anblick der Personen ausgesezt, welche Antheil an der Revolution genommen hatten, oder welche die Verhältnisse des Augenblicks im Schlosse vereinigt hatten.“

Taschenbücher auf 1835.

Serena's Brautmorgen von G. Friedrich.

Obgleich wir der höfischen Erbauungs- oder frommen Unterhaltungsliteratur nicht hold sind, weil der vorherrschend pekuniäre Zweck, den Lesern und besonders den Leserinnen die Religion recht bequem und gefällig zu machen, dem heiligen Ernst religiöser Dinge widerspricht, müssen wir doch dem vorliegenden Büchlein die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es sich von dem gewöhnlichen Schönreden, seichten Moralisiren und heuchlerischen Augenaufschlagen unsrer Modepfäfflein möglichst fern hält und statt des lyrisch-didaktischen Tons den epischen wählt, die Erzählung, mit reichlich eingestreuten historischen und Reiseberichten, wobei die Moral und Erbauung nur mittelbar, oder nur durch passend zwischen die Erzählung geschobene Ermahnungen und Reden erzielt wird, was gewiß besser und zweckmäßiger ist, als ein unaufhörliches Predigen oder Singen.

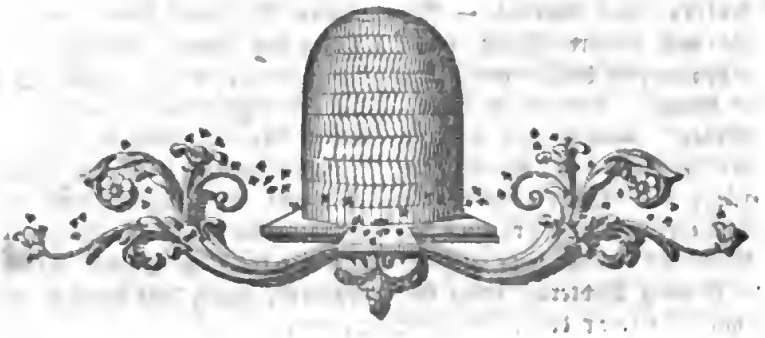
Vermischte Schriften.

Englische Bibliothek. Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften. Herausgegeben von K. v. Kreling. Erster Band. Kaelsruhe, Braun.

Schon früher pflegte Herr von Alvensleben in Leipzig die englischen Almanachs-Erzählungen zu übertragen. Gewiß ist in diesen kleinen Novellen, Skizzen und poetischen Genrebildern viel Anziehendes. Es beurkundet sich darin die reiche, in Kontrasten sich gefallende Phantasie des vielgereisten Engländers; Bilder aus allen Weltgegenden, wohin der Britte kommt, werden in einer Art von epigrammatischem Landschaftsstyl kurz und prägnant wiedergegeben, und ebenso Sittenzüge, kleine Leidens- und Unglücksfälle. Daher wir diese Gattung immer geschäzt haben.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google



Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Mittwoch, № 128. 17. December 1834.

Die Leipziger Büchermesse, Michaelis 1834.

Da uns das Buchhändler-Börsenblatt der langjährigen Mühe, aus dem Meßkatalog statistische Uebersichten auszuziehn, endlich überhoben hat, so beschränken wir uns hier auf eine kleine Musterung des Inhalts. Die Zahl der Herbst-Meßartikel beträgt 3092. *)

Die poetische Literatur ist diesmal nicht zahlreich, enthält aber doch manches Ausgezeichnete. Die lyrischen Sammlungen haben auffallend abgenommen, was kein Wunder ist, da jeder Krieger erschrickt, wenn er nur Gedichte im Manuscript sieht, und in neuerer Zeit die Redaktionen von Zeitschriften und Taschenbüchern sich die Zusendung lyrischer Produkte ausdrücklich zu verbitten pflegen. Wer ist Schuld an dieser Mißachtung der Lyrik? Die Poeten selbst, die uns mit unzähligen schlechten Nachahmungen weniger guter Dichter überschwemmt und alle Empfindungen, Formen und Phrasen ausgebeutet und trivial gemacht haben. Ist aber dieser augenblickliche Mißkredit der Lyrik ein Schaden? Gewiß nicht, er gereicht der Lyrik selbst zur Reinigung und Erholung. Man muß erst die Uebersättigung überwinden, um wieder frischen Hunger und Geschmack zu bekommen. Ueberdies wird durch die Ungnade des Publikums nicht das, was gut, ächt und schön an der Lyrik ist, unterdrückt, sondern nur das Gemeine, der Ueberfluß von Nachäffungen; das Gute erhält sich unter allen Umständen seine Anerkennung. Von Uhlands Gedichten erscheint die achte vermehrte Auflage mit des Dichters Bildniß; desgleichen neue Auflagen der Gedichte von Justinus Kerner und Lenau; die Sammlung der sämmtlichen poetischen Werke des Freiherrn von Wessenberg. Das berühmte indische Gedicht Bhagawad-Ghita ist von Peiper übersetzt worden; Schönhuth hat eine neue Ausgabe der Nibelungen nach der ältesten Handschrift des Herrn von Laßberg besorgt; Freiherr von Gaudy eine Uebertragung des Romans von Rollo. Auch erscheinen sämmtliche Werke des Pater Abraham a Santa Clara. Erfreulich ist die Erscheinung, daß die Dichtungen des edlen Mickiewicz, der unzweifelhaft der größte Dichter der jungen Generation ist, immer mehr Eingang bei uns finden. Außer seinem neuesten Werke, der lieblichen Idylle „Herr Thaddäus“ erscheinen mehrere seiner ältern Gedichte auch gesammelt in dem „polnischen Parnaß“ und den „Nordlichtern.“ Auch die Werke des

*) In die Zeitungen hat sich in Betreff der J. G. Cottaschen Buchhandlung ein Druckfehler eingeschlichen. Von derselben sind nämlich in diesem Herbstkatalog nur 34 (nicht 110) Artikel verzeichnet, und aus Versehen ist Dinglers polytechnisches Journal weggelassen.

edlen Grafen Sylvio Pellico sind übersezt. — Der berühmte Verstorbene gibt drei weitere Theile seiner Tutti Frutti, Heine den zweiten Theil seines Salon, Saphir „dumme Briefe“ heraus. Des Edgar Quinet Ahasverus ist übersezt worden. Romane und Novellen erhalten wir von den Herren von Rumohr, von Sternberg, Spindler, Wolff, von Eichendorf, von Heeringen, Bechstein, Kruse, Scheffel, Stoerk, von Schaden ꝛc. Auch Bilderdeck kündigt seine „lezten“ Novellen an. Unter den fremden Dichtern, deren Romane übersezt werden, nimmt Bulwer den ersten Rang ein. Dramatisches erschien wenig Erfreuliches, von bedeutenden Namen finden wir nur Raupach, Zedlitz, Deinhardstein, Bauernfeld. Immermann gibt (noch ziemlich jung) bereits seine sämmtlichen Werke heraus.

Zur Geschichte der Sprache und Literatur gehört eine Uebersetzung von Cunningbams Geschichte der englischen, und Gervinus Geschichte der poetischen deutschen Literatur, ferner Sumerlaten, eine mittelhochdeutsche Glosse von Hoffmann von Fallersleben, und die von Maßmann herausgegebene gothische (in Mailand gefundene) Auslegung des Evangeliums Johannis. — Zur Kunstgeschichte: Heer von Klenze schreibt über die Architektur des christlichen Kultus; in München erscheint ferner eine Geschichte der deutschen Steinmetzen, und von Kiesewetter haben wir eine vortreffliche Geschichte der Musik erhalten, die beste, die es bis jezt gibt.

Ohne uns in die Tiefen und noch weniger in die Breiten der theologischen Literatur stürzen zu wollen, heben wir nur einige nicht alltägliche Erscheinungen hervor, den ersten Band der dritten Abtheilung von Neanders bewundernswürdigem kirchengeschichtlichem Werke, ein kleines Werk von Baumgarten-Crusius gegen die Worte eines Gläubigen von de la Mennais und über Schleiermacher; ein Buch über „die Waldenser in unsern Tagen“ von Mayerhof, und die neue Ausgabe der Arcana coelestia von Swedenborg. — Die philosophische Literatur ist diesmal arm. Außer der Fortsetzung der sämmtlichen Werke Hegels und Tafels Geschichte des Scepticismus ist da wenig Ausgezeichnetes zu finden, und es geht der Philosophie in mancher Beziehung wie der Lyrik: sie muß sich von ihren übermäßigen Ausschweifungen erholen, muß ausruhen.

Unter den naturwissenschaftlichen Werken bemerken wir die Fortsetzung von Okens Naturgeschichte, Lehrbücher der Geologie von Lyell, der Physiologie von Magendie, ein Werk von Landgrebe über das Licht, von Hoff über die Veränderungen der Erdoberfläche, eine Beschreibung der in der schwäbischen Alp neuentdeckten Erpfinger Höhle; mehrere Werke über die Kometen von Fischer, Möbius ꝛc., ein kurioses Buch von Benzenberg, worin derselbe zu beweisen verspricht, daß die Sternschnuppen Mondsteine aus Mondvulkanen seyen. Unter den ärztlichen Schriften finden sich wieder viele homöopathische, sogar Hahnemanns Tochter kündigt eine an; von vorzüglichstem Interesse aber ist die über „Allöopathie und Homöopathie“ von Eschenmayer. Die merkwürdige Schrift Kerners: „Geschichten Besessener“, haben wir kürzlich erst in diesen Blättern angezeigt.

Auch die Länder- und Völkerkunde bietet wieder einige interessante Erscheinungen dar; eine Reise um die Welt von dem preußischen Seefahrer Meyen, nach der Bokhara von Buene (übersezt), eine Beschreibung der kaukasischen Länder von Spldenstädt, eine Reise nach Konstantinopel und der Krimm von v. Behr, die erst jezt von Littrow in Wien herausgegebene ältere Reise Hells nach Waedoe bei Lappland, um den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten; die Reise des Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg nach Nordamerika, Skizzen aus Nordamerika von Adelan; Pavies Reisebilder aus Canada; Bechers Meriko; Coots Skizzen aus Spanien; Flecks Reise in Italien und Frankreich; Nicolais italienische Reise (worin der Verfasser alle Welt beschwört, ihm ja nicht nachzureisen, und über Italien das übellaunigste und bärteste Urtheil fällt); die Fortsetzung der vortrefflichen Beschreibung Roms von Platner, Bunsen ꝛc., Ludwighs ungarische Reise, der Mrs. Trollope Belgien und Westdeutschland und eine neue Auflage der ausgezeichneten Briefe Weders über Deutschland in dessen gesammelten Werken.

Die politische Literatur ist durch die vermischten Schriften von Gans in Berlin, durch einen fünften Band der Restauration der Staatswissenschaft von Herrn von Haller, durch eine Uebersetzung der Werke Benjamin Constants, durch Coustantins interessante Geschichte der englischen Civilliste bereichert werden. Hieher scheinen auch Welkers Briefe vom Rhein zu gehören.

Für Geschichte ist wieder verhältnißmäßig viel geleistet. Dies ist gegenwärtig die starke Seite unsrer Literatur. Die historischen Forschungen der lezten zwanzig Jahre sind nicht genug zu schätzen. Wir erhalten diesmal die 4te Abtheilung des 5ten Bandes von Schlossers alter Geschichte, Wehses Geschichtstabellen, eine Uebersetzung von Michelets Einleitung in die allgemeine Ges...te, den 3ten Band der Geschichte des Mittelalters von Rehm, den 9ten von Ludens deutscher Geschichte, eine neue deutsche Geschichte von Halling

Digitized by Google

(der erste Band handelt bloß von den Skythen) von Weigand (hauptsächlich Geschichte von Trier und den Rheinlanden); die zweite Auflage der Geschichte der Deutschen von Wolfgang Menzel und eine neue deutsche Geschichte von Böttiger. Von Depping, dem Deutschen in Paris, erhalten wir eine Preisschrift über die Juden im Mittelalter; von v. Freiberg das erste Heft des 4ten Bandes seiner Sammlungen historischer Schriften und Urkunden; von Hesse Beiträge zur deutschen Geschichte des Mittelalters; die alten Gesetze der Thüringer von Gaupp; den 2ten Theil der interessanten Geschichte des Papsts Innocenz III. von Hurter; Königs Geschichte der Domkirche zu Speier; Warnkönigs Geschichte von Flandern, eine neue Ausgabe der trefflichen alten Pommerschen Chronik von Kantzow; eine Geschichte Kurlands unter den Herzögen von Kruse; eine Chronik Dresdens von Klemm; eine Geschichte Zittaus von Peschek, der Grafen von Leuchtenberg von Brenner, St. Gallens von Wiedmann; den 5ten Band der großen Geschichte Europas seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von Friedrich von Raumer; Pallavicinis Conciliums von Trident; von der Deckers Geschichte des Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg zur Zeit des 30jährigen Krieges; den 5ten Band der Geschichte Friedrichs des Großen von Preuß und eine kleinere Ausgabe desselben Werks, das Leben des Reichsgrafen von der Schulenburg; den 7ten Theil der militärischen Schriften des Herrn von Clausewitz (den russischen Feldzug von 1812 enthaltend); die Geschichte des jetzt regierenden Kaisers von Oesterreich Franz I. von Meynert; eine Geschichte des Kriegs zwischen Brasilien und Buenos Ayres (bei Reimer in Berlin erschienen); Uebersetzungen der Memoiren der Königin Hortense, der Mlle. Avrillon über die Kaiserin Josephine, des Vicekönig Eugene; die Fortsetzung der zweiten Auflage von Spaziers Geschichte der polnischen Revolution; ein Buch über den Magyarismus, eine Geschichte der Zigeuner von Tetzner; Venturinis Chronik, endlich die historischen Taschenbücher von F. Raumer, v. Hormayr und W. Menzel.

Praktische Handbücher.

1) Das Hauslexikon. Vollständiges Handbuch praktischer Lebenskenntnisse für alle Stände. Erstes bis sechstes Heft. Bogen 1—54. Aachner Heilquellen bis Brüten. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1834. gr. 8.

Dieses von einem geistreichen Manne redigirte Werk ist nach einem durchaus zweckmäßigen Plane angelegt. Für das praktische Leben bestimmt, enthält es freilich eine ungemein große Menge von Artikeln aus der Naturkunde, Geographie, Oekonomie ꝛc. Doch ist es in Vergleich gegen Krünitz ꝛc. gedrängt und in der Masse nicht zu ausgedehnt, auch außerordentlich wohlfeil, denn jedes Heft kostet nur 6 Groschen. Die Artikel sind von einem ordnenden Geiste verfaßt oder revidirt, nach Verhältniß kurz und lichtvoll und ersetzen das, was ihnen zu noch größerer Ausführlichkeit fehlen sollte, durch Hinweisung auf die Literatur des betreffenden Gegenstandes. Bei allen ärztlichen Artikeln ist die Homöopathie mit berücksichtigt.

2) Damen-Konversations-Lexikon. Herausgegeben im Verein mit einer Gesellschaft von Gelehrten und Schriftstellerinnen von C. Herloßsohn. Erster Band. Zweiter Band, erstes und zweites Heft. A bis Camoens. Leipzig, in Kommission bei Volckmar, 1834.

Außerordentlich elegant ausgestattet, auf schönem Papier reiner Druck, also schon in dieser Beziehung für zarte Damenhände gemacht. Auch der Inhalt zeigt, daß es dem Herausgeber aufrichtig darum zu thun war, sich den Damen gefällig zu beweisen, denn er hat dem Zeitgeist gehuldigt, und der spirituellen Seite das Uebergewicht über die materielle gegeben. Das ist nun freilich betrübt. Nehme ich mein altes „Nützbares, galantes und kurioses Frauenzimmer-Lexikon von Amaranthes“ zur Hand, und finde da gleich die schmackhaften Rubriken: Aal — Aal gesottener — Aal gebratener — Aal gespickter mit Citronen — Aal weiß in einer Pastete — Aal braun in einer Pastete — Aal mit Sardellen Sosse weiß — Aal mit einer Sosse braun — Aal mariniet — Aal geräucherter mit durchstrichenen Erbsen — Aal geräucherter zu kochen und zuzurichten mit Braunkohl ꝛc., so wässert einem gleich der Mund und die Seele lacht, sie mag wollen oder nicht. Dagegen wird in dem modernen Damenlexikon der arme Aal ganz kahl abgefertigt und drüber hinweggeeilt, als ob man sich schämen müßte, gern Aal zu essen, und einem artigen Frauenzimmer zuzumuthen, ihn uns in so liebenswürdiger Mannichfaltigkeit, wie Amaranthes räth, kunstgerecht zuzubereiten. Doch was sage ich? Ein Damenlexikon und ein Kochbuch ist auch ein himmelweiter Unterschied. Männer müssen kochen, Damen Bücher schreiben. In jedes gute Haus gehört ein Koch und eine geistreiche Dame. Der alte Amaranthes hat inzwischen kein bloßes Kochbuch geschrieben, er hat zur Ehre des Frauenzimmers auch alle mythologische und historische, gelehrte und ungelehrte Frauen und Jungfrauen namhaft gemacht,

Digitized by Google

die sich in der Welt ausgezeichnet haben, und das hat Herr Herloßsohn auch gethan. Aber der ehrliche Amaranthes hat keine falsche Scham gehabt, und in einem Buche, das Frauenzimmern nützlich seyn soll und das sie ja ohnehin nicht in Gegenwart von Mannspersonen und laut, sondern nur allein und still zu lesen brauchen, auch ärztliche Gegenstände besprochen. Dies hat Herr Herloßsohn nicht gewagt. Warum nicht? Will er sich denn zu den blüthrudonigsüßen mondschwindsüchtigzarten romantischen Dichtern gesellen, die es sich nicht verzeihen würden, wenn sie zu glauben schienen, daß Frauenzimmer einen Körper haben? Soll denn dieses Damenlexikon nur sogenannten gebildeten schönmittendenden Individuen, die geistige Wesen schlechthin, und durch keinerlei Unwissenheit von den Männern geschieden seyn wollen, gewidmet seyn? warum nicht lieber einfachen Frauen und Mädchen, welche dieses Buch als Hausbuch, als Noth- und Hülfsbuch im praktischen Leben gebrauchen wollen, und nicht auf den vornehmen Schein, sondern auf das wesentliche Bedürfniß weiblicher Bildung sehn. Nicht vom Ave Agnano, sondern von der Suppe; nicht von der Abplattung der Erde, sondern von der des Nudelteigs, nicht von der Banda oriental, sondern von dem Verbande bei Verletzungen und Krankheiten, nicht von den Augurn, sondern von der Huth der Augen ꝛc. sollte die Rede seyn, wenn man deutsche Mädchen zu Frauen bilden, oder dem Gedächtniß der Frauen nachhelfen will. Geht die Frauenliteratur auf diesem Wege fort, so wird das Körperliche und Praktische immer mehr leiden, und die gute alte Hauswissenschafe der Mütter wird verloren gehn unter der gelehrten Vielwisserei und Schönfederei der Töchter. Doch es soll ja auch keine Frauen und Mütter mehr geben, sondern nur Damen.

Bilderwerk.

Bilder-Magazin für allgemeine Weltkunde, oder Abbildungen merkwürdiger Gegenden, Städte, Gebäude ꝛc., mit einer ausführlichen Beschreibung desselben. In Heften von je 3 Bogen und eben so viel Stahl- oder Kupferplatten mit 6—9 Abbildungen. Erstes bis sechstes Heft. Leipzig, Hartleben, 1834. Klein Folio. Subscriptionspreis für das Heft 12 Gr.

Unter der großen Menge von Pfennig- und Heller-Magazinen und Bilderwerken dieser Art, wie sie jetzt in die Mode gekommen sind, zeichnet sich das vorliegende durch besondere Eleganz und glückliche Wahl der Stahl- und Kupferstiche aus. Im saubersten und feinsten Stich finden wir hier schöne Landschaftsgemälde: die liebliche Alpengegend bei Feldkirch, Navarin und seine Bai, die Einfahrt in den Hafen von Monembasi und Mistra, Sapienza und den Hafen von Navarin, Isola bella, eine brasilianischer Landschafe, den Gipfel des Sinai und andere arabische Gegenden; sodann Prospekte von Städten und deren berühmtesten Gebäuden, so von Lissabon, Oporto, Rio de Janeiro, London, Paris, Moskau, Florenz, Verona, Bordeaux, New-York, Edinburg, Toledo, das Escurial. Der Text ist den besten Reisebeschreibungen entlehnt und erkläre die Bilder. — Diese Auswahl schöner und merkwürdiger Gegenden und Städte in guten Bildern scheint ungleich mehr Theilnahme zu verdienen, als jenes sonderbare Sammelsurium von Portraiten, technischen Gerätschaften, Busten, Architekturen ꝛc., die im schmutzigsten Holzschnitt, wie mit Kohle überschmiere, oder umgekehrt in mondscheinbleichen Steindrücken der Menge dargeboten werden. Es ist indeß wohl nicht nöthig, über diese neue Ausartung der Industrie zu klagen, sie wird sich von selbst bestrafen durch die übertriebene Konkurrenz und Liederlichkeit der Waare.

Weltkunde.

Prachtwerke der Unterwelt, d. i. Freskogemälde aller Merkwürdigkeiten, Seltenheiten ꝛc., die unter der Erde entdeckt worden sind. Nach dem englischen Werke des Dr. Clarke bearbeitet von Andreas Engelhardt. Drei Theile. Zweite Auflage. Wien, Mayer, 1833.

Eine malerische Schilderung aller berühmten Vulkane und ihrer Ausbrüche, aller großen Erdbeben, Erdfälle, berühmter Quellen, Höhlen, Versteinerungen, Bergwerke und Katakomben, nach den besten Quellen. Diese unterirdischen Wunder gehören zu den größten der Natur und gewähren eine allzeit unterhaltende und belehrende Lektüre. Der Verfasser hat das richtige Maaß gehalten und nicht zu viel prognostische, mineralogische und metallurgische Gelehrsamkeit einfließen lassen, was den Leser, der nicht vom Fach ist, gewiß ermüdet hätte. Nur eins ist bei diesem reichhaltigen Buche Schade, daß es nämlich nur drei Titelkupfer hat. Gerade bei Gegenständen dieser Art wünscht man mehr Kupfer, wünscht man die Anschauung, die der Phantasie nachhelfen soll.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 129. 19. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Gesammtmasse dieser Komödien von verschiedenen Verfassern, von sehr verschiedenen Fähigkeiten, so werden wir zuerst zu der Bemerkung geführt: wie wenig von dem Allen auf die wirkliche Schaubühne übergegangen ist, oder durch die Darstellung eigentliches Leben erhalten hat.

Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung in Deutschland, Schauspiele bloß für den Druck gedichtet zu sehen. Man nennt sie gewöhnlich die poetischen, und bildet sich ein, das Theater, die Schauspieler, oder wohl gar das Publikum seyen zu schlecht, zu roh und ungebildet, um so hohe Vortrefflichkeit in sich aufzunehmen. Hier wollen wir es aber mit einer Gattung zu thun haben, die uns ein Spiegelbild unsers Lebens zurückstrahlen soll, und wenn auch dies von der Bühne herab auf die Menge keine Wirkung hervorzubringen im Stande ist, so müssen wir die Gründe lediglich darin suchen, daß die Verhältnisse unserer Gesellschaft weder charakteristisch, noch mannichfaltig, noch tief genug sind, daß es ihren Individuen an Schärfe und Bestimmtheit fehlt, und daß daher nirgend sich Elemente darin finden, die wahrhaft dramatisches Leben zeigen. Wir deuten hiemit vorläufig unsere Absicht an, einen großen Theil der Vorwürfe, die unsern jetzigen Bühnendichtern im Fache des Lustspiels gemacht werden, auf das Bestimmteste von ihnen abzuwälzen.

Wie sehr unser Leben einer eigentlich nationellen Färbung entbehrt, mag der Umstand zeigen, daß man seit Kotzebue's erstem, glücklichem Wurfe immer wieder nach Krähwinkel zurückkehrt, um die alte Geschichte vom Bürgermeister und den Rathsherren, von den Titelwürdigen Kleinstädtern und den klatschsüchtigen Muhmen aufzuwärmen, ohne dabei zu bedenken, daß seit den dreißig Jahren, wo der Schwank zum ersten Male erschien, nicht nur mit dem Geschmacke des Publikums, sondern selbst in den Verhältnissen Krähwinkels eine große Veränderung vorgegangen ist.

Mag nun aber der Schauplatz in einer Residenz, in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande gewählt seyn, immer stoßen wir auf Marionetten, und von einem Scheinleben durchdrungen, die von irgend einer Narrheit, Sucht oder Manie zu einer übertriebenen Rührsamkeit angehetzt werden, wodurch sie närrische, mitunter komische Seitensprünge machen, die dann zu Abgängen, Aktschlüssen u. s. w. angewandt werden. Eine solche Narrheit, Angewöhnung oder andere Abnormität soll dann einzig und allein Interesse einflößen, ein dummes

Sprichwort, das Dee oder Jener im Mundr führet, das Gespräch beleben, und jene abgedroschenen Erfindungen, die nun so lange schon Gemeingut der nüchternsten Köpfe geworden sind, dir für das Theater schrieben, wie: Entführung, Rausch, Verkleidung, Gespensterfurcht, eingebildetr Krankheit u. s. w., Dinge die im gewöhnlichen Leben, unter gebildeten Leuten, in höhern Ständen gar nicht mehr angetroffen werden, zeigen sich uns immer und immer wieder, und sind natürlicherweise nicht im Stande, uns die kleinste Täuschung zu bereiten, viel weniger uns nur anhaltende, geistige Unterhaltung zu gewähren.

Wie vieles Andere, wovon sich kein vernünftiger Grund angeben läßt, so ist es auch unter uns Mode geworden, auf Scribe und seine zahlreichen Mitarbeiter zu schimpfen, sie seicht, flach, schlüpfrig, abenteuerlich zu nennen, obgleich wir seit Kotzebur nichts besitzen, was sich ihnen in der Mannichfaltigkeit der Erfindung und der Wirkung von der Bühne herab an dir Seite setzen ließe. Damals entlehnten Franzosen, Engländer und Italiener von uns, während wir jezt — um nur dem Drange nach Neuem zu begegnen — oft unser Eigenthum aus der zweiten Hand mit großem Vergnügen wieder annehmen, wie Kotzebue's Stricknadeln, in Delavigne's Schule der Alten, und die zahllosen Uebertragungen französischer Vaudevilles hinlänglich beweisen mögen.

Die nachfolgende kurze Revue der Erscheinungen auf diesem Felde, aus den lezten Jahren, in Beziehung zu dem gesezt, was uns mit mehr oder minderem Glücke die Bühne zur Anschauung brachte, wird es deutlich zeigen, ob sich unsere stolze Abweisung des Fremden rechtfertigen läßt, indem sie unsern Reichthum, dem innern und äußern Gehalte nach, entwickeln soll. Ueberflüssig wäre es jedoch, hier darthun zu wollen, wie sehr die Gesellschaft in Paris, nach ihren verschiedenartigsten Richtungen zu Kunst, Literatur und Politik, wie sehr selbst die mächtige Göttin Mode, die bei uns zur bloßen Putzmacherin und Schneidermamsell herabsinkt, und die uneingeschränkteste Oeffentlichkeit, den Scribe's und Consorten vorarbeitet und unter die Arme greift. Endlich ist die Allgemeinheit der Form in Frankreich, weit entfernt die Gesellschaft zu verflachen, wie man uns so gern überreden möchte, vielmehr recht geeignet, ihre Höhen und Tiefen, Schatten und Licht, Bildung und Rohheit anschaulich zu machen. Alle Elemente finden sich in der Gesellschaft vereinigt, und die übereinstimmende Form ist Allen verständlich; während bei uns ein wahrer Sittenzeichner von Talent, wenn es einen geben sollte, seiner Komposition bald einen Ton verleiht, den die höhere Societät nicht begreift, bald — will er diese treu wiedergeben — Fäden mischen wird, die den sogenannten Mittelklassen ganz unverständlich werden müssen.

Dieser Uebelstand gab daher der sogenannten theatralischen Konvenienz ihr Daseyn, und wer diese am strengsten zu beobachten versteht, wird der wirksamste Bühnendichter unter uns seyn. Es ist dies die Form, die es unserm gänzlich formlosen gesellschaftlichen Leben umhängt, wie das Kostüm dem Schauspieler. Und hierin liegt nun eben die Unnatur, die uns ankelt und langweilt, und auf die wie auch in den meisten jener Stücke stießen, die wir hier näher bezeichnen wollen, und von denen die aufgeführten eben so wenig von der Bühne herab eine dauernde Wirkung hervorzubringen vermochten, als beim Lesen auch dem Genügsamsten die Unterhaltung zu gewähren, die man von einem Buche aus der Leihbibliothek gewöhnlich zu erwarten berechtigt ist.

1) Die feindlichen Brüder oder Homöopath und Allopath. Possenspiel in drei Aufzügen von Dr. Ernst Raupach. Hamburg, bei Hoffmann und Campe, 1834.

Raupach sagt Possenspiel für Posse; die Benennung wäre in diesem Falle unwesentlich an und für sich, wenn das neue Possenspiel überhaupt nur dem alten Begriffe davon ganz gehörig entspräche. Das Stück ist so nüchtern und trocken wie jedes seiner Lustspiele; und von der muthwilligen Losgebundenheit, von der schäckernden Laune, die mit Blumen und Witzpfeilen schießt, immer trifft, doch nie verwundet, von einem gesunden Humor in übersprudelnder Kraft ist nichts darin zu finden. Dabei ist Erfindung und Ausführung weder besonders phantastisch, noch muthwillig, noch ausschweifend. Der Verfasser nannte sein Stück: Possenspiel, weil er den oft dagewesenen Einfall wiederholte, zwei alte närrische Leute zum Fenster hinausspringen zu lassen. Der theatralischen Konvenienz wegen konnte dies in keinem Lustspiele geschehen. Wir besitzen in der That keine Form, dafür aber viel Förmlichkeit! Jene ist indeß so nothwendig als diese unnütz ist. Ein so fein verständiger, haushälterischer und dabei alternder Schriftsteller wie Raupach, ist nur wenig dazu geeignet, eine Posse zu schreiben. All seinen Witz und Humor koncentrirt er in der Figur des Till, statt sie sich über das ganze Werk ergießen zu lassen. Daß dieser Till die Bedeutung nicht erreiche, die ihm sein Schöpfer gern geben möchte, liegt klar am Tage. Sein trockener Spaß soll an den Hanswurst erinnern, aber seine Absichtlichkeit zerstört jede Annäherung an jenen alten, hingeopferten nationalen Possencharakter, für den wir noch immer keinen Ersatz haben, und der nur mit dem Wiederaufblühen eines poetischen Theaters zurück in's Leben gerufen werden kann. Wir erblicken im Till nur immer die weise Sparsamkeit Raupachs, der seine Mittel wohl bemißt, damit die

Digitized by Google

Zuschauer nicht auf Einmal vor Lustigkeit aus der Haut fahren und er noch viele Jahre ihnen Spaß machen könne. Ist er bei besonders guter Laune, so gestattet er ihnen ein extraordinaires Gaudium, und läßt seinen Schelle auch los. Aber in dem vorliegenden Possenspiel ist Schelle nicht einmal losgelassen und Till allein ist da, um statt einer raschen, lustigen Exposition seinen Witz tropfenweise, und weitab vom Wege, den wir zu wandeln haben, mit wichtiger Miene fallen zu lassen. So ganz kunstlos nimmt dies Possenspiel seinen Anfang. Nach der Mitte hin sind einige gute Scenen, doch hätte sich aus dem Streite der Allopathen und Homöopathen, und bei dem Antheil, den das ganze Publikum daran nimmt, ein sehr wirksames Stück machen lassen. Hiezu wäre es aber nöthig gewesen, den Streit zum eigentlichen Mittelpunkt zu machen, und aus ihm die Handlung sich entwickeln zu lassen. Alle Personen des Stücks hätten Allopathen oder Homöopathen seyn müssen; Allopathie und Homöopathie müßten auf alle Verhältnisse darin einwirken. Statt den Stoff mit dieser Idee zu durchdringen, ist sie ihm jezt wie ein Farbenstaub nur an einer Seite angeflogen und diese Oberflächlichkeit finden wir in den meisten Raupach'schen Lust- und Possenspielen wieder, wie die Scottmanie in den Schleichhändlern, die Shakespearmanie in Keltik und Antikritik u. s. w. Darin liegt aber das Unbefriedigende, das wir sowohl beim Lesen, wie bei der Darstellung empfinden. Diese Stücke werden ein paar Mal gegeben und dann nur aus Verlegenheit wieder hervorgesucht; würde Raupach sich durch Neues nicht selbst immer wieder in das Gedächtniß des Publikums zurückrufen, er wäre längst schon unter uns vergessen worden.

2) Der Wechsler, Lustspiel in drei Akten, von Demf. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Ein Stoff zu einem Almanachstückchen, wie sie Kotzebue zu Dutzenden lieferte, hier zu einem dreiaktigen Lustspiele ausgedehnt. Die Intrigue ist an sich fade und bis zur Ungebühr abgenützt. Lebrün hat etwas Aehnliches in seinem „Nummer 777", viel lustiger und kürzer behandelt. Raupachs „Wechsler" ist für die Darstellung nicht zu empfehlen.

3) Denk' an Cäsar! Possenspiel in fünf Akten, von Demf. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1832.

Eine Krähwinkliade! Aber die alten Kotzebue'schen Kleinstädter sind todt, und wir lernen ganz neue Leute dort kennen. Bloß des Bürgermeisters Quantus Töchterlein heißt noch Sabine, wie bei Kotzebue, um dem Autor zu einem Witze zu verhelfen, der den verliebten Schulmeister in Entzückung gerathen läßt, wenn die Jungen Quanta Sabina deklíniren. Die alten Verkleidungen und Foppereien, wozu die Krähwinkler sonst immer herhalten mußten, sind in diesem Stücke nicht da, und es ist ein nicht eben unglücklicher Gedanke zu nennen, die Freiheitsschwindelperiode in Krähwinkel, und auf Krähwinkler angewendet, zu zeigen, und dabei das in lächerlicher Angst vergehende Stadtoberhaupt. Obgleich in diesem Possenspiel neben dem Till auch Schelle auftritt, und es an recht grellen Uebertreibungen nicht fehlt, so gebricht es doch an jener liebenswürdigen Laune, die Alles mit sich fortreißt, was in ihr Gebiet läuft. Zu den unnöthigen Uebertreibungen zählen wir z. B. Schelle's Anrede an das Parterre: „Bin ich Schelle? — Alles still und stumm, u. s. w." Ferner, wenn der geängstigte Bürgermeister seiner Tochter zuruft: „Gut, ich will aufmachen; aber sey ein frommes Kind! lege alle Waffen von Dir, Stecknadeln und Alles!" und endlich S. 177 Schelle's Rede: „Ja, es ist kein Hund; die Kette lag auch schon da. Indem wir nun noch über Klingel und Schelle sehr gelehrt mit einander stritten, kommen Euch wirklich Maurer, Schlosser, Zimmerleute, Stockknechte, an die zwanzig Kerle, um mich abzuholen. Aber Ihr kennt meine Geistesgegenwart: ich ergreife einen Grosbatestuhl, schlage damit herum wie Simson mit dem Kinnbacken, schlage mich durch die dreißig Kerle durch, sprenge alle Thüren und laufe bis hieher. Keiner von den fünfzig Kerlen hat das Herz, mir zu folgen u. s. w." — Die Erinnerung an den prächtigen Falstaff wirkt hier geradezu verstimmend, und es ist Herrn Raupach freundlich zu rathen, lieber, wie er bis jezt gethan, seinen tragischen Figuren, namentlich den Liebespärchen, ganze Tiraden aus Romeo und Julie, Cimbelyn u. s. w. in den Mund zu legen, als für seine Schellen und Tillen bei Falstaff, Schaal und Stille zu borgen. Die Scene, worin der Bürgermeister und Till die geheime Polizei in Krähwinkel organisiren, ist eine der gelungensten. Einer, der schlecht hört, soll erhorchen, was die Leute in den Bier- und Weinhäusern sprechen, ein Anderer, der nicht gut sieht, soll sehen, was sie dort machen. „Ei," spricht der Eine, „Herr Rathsschreiber, wäre es nicht besser, ich tauschte mit meinem Kameraden, weil ich doch schlecht sehe, und er schwer hört." — Aber Till erwidert: „Desto besser und kühner werdet Ihr erdichten. Die geheime Polizei kann nicht bestehen ohne Poesie: denn das Bischen Wahrheit in der Welt reicht zu einem stattlichen Berichte nicht hin."

4) Die Freier. Lustspiel in drei Aufzügen von Jos. Freiherrn von Eichendorff. Stuttgart, Brodhagsche Buchhandlung, 1833.

Wir haben es hier mit einem Dichter zu thun, der sehr anmuthige, heitere und rührende Lieder zu singen

weiß. Hier gibt er ein Luſtſpiel, eines von den ſogenannten „poetiſchen“, und es konnte des Dichters Abſicht wohl nicht ſeyn, unſere Schauſpieler auf der Bühne daran ihre Kräfte verſuchen zu ſehen. Die gemiſchte Geſellſchaft, die ſich zu dieſen alltäglichen Feſten, gewöhnlich einzuſtellen pflegt, bringt keinen Sinn mit für Spiele dieſer Art. Eines Theils iſt die Poeſie darin wirklich ein gar zu flüchtiges Element, das die Nerven der meiſten durch die dicke Haut nicht erreicht, auf der andern Seite ſind es die derben und grotesken Späße, womit das Ganze nach Art eines hochgeliebten Muſters durchwebt iſt, welche dazu einen zu grellen Kontraſt bilden. Eine wirklich liebenswürdige Laune durchzieht das Ganze, und es iſt nur zu beklagen, daß die Verwickelung ſich nicht klar genug darſtellt, und daß eine Anhäufung von gezwungenen und abgeſchmackten Wortſpielen dem Leſer vollends die Freude verdirbt. Kann ſich heutzutage wohl noch Jemand überreden, daß Shakeſpeare's hohe Schönheit nur in den Wortſpielen zu ſuchen ſey? Es iſt wahrlich nicht ſchwer, ihn gerade hierin zu erreichen, wenn nur Jemand das Herz hätte, Alles was ihm von dieſer Art einfällt, niederzuſchreiben und drucken zu laſſen. Wer die poetiſchen Luſtſpiele: „Was Ihr wollt“, und „Wie es Euch gefällt“, ihrem innern Werthe nach ganz erkannt hat; wer die ſchwere Aufgabe ſich ſtellte, Aehnliches zu erreichen, wird gern die Wortſpiele bei Seite laſſen, die noch überdies in neuerer Zeit zur wohlfeilſten Waare am literariſchen Markte geworden ſind. Ein Dichter, der Shakeſpeare bloß in ſeinen Wortſpielen nachzuahmen ſtrebte, wäre nicht höher zu ſtellen als das Heer mittelmäßiger Schauſpieler, die Iffland's mangelhaftes Organ und Devrient's von der Gicht gekrümmte Finger nachahmen, und ſo glauben, uns ein Bild ſeines Spiels zu geben.

Hier ein paar Beiſpiele, um unſern Ausſpruch zu belegen:

Knoll (tritt ein). Von ſchnur, Beſtiö's! Was macht ihr da ſchon wieder für Lärm, bei ſo frühem, nachtſchwärmenden Tage?

Flitt. Von ſchnur? — häng' dich daran, alter Gallmathias. Vorher aber gib uns noch von deinem ſchlechten franzöſiſchen Weine auf unſer gutes deutſches Wort.

Knoll. Paraßol d'honneur! ein Wort iſt ein Wind, und ein Wind iſt nichts, und auf nichts geb' ich nichts mehr.

Flitt. Hör', Knoll, ich habe einen durſtigen Einfall. Hör' einmal, wenn du durch deinen Speck noch Vernunft hören kannſt.

Knoll. Nun, kretipleti, Beſtiö's? u. ſ. w.

Schlender. So darf mir Niemand kommen, und wenn er noch ſo dick wäre! Was? hab' ich nicht Anno dreizehn den ganzen deutſchen Patriotismus mitgemacht und bin als freiwilliger Janitſchar vor dem Feinde ausgezogen und habe neben der Leipziger Schlacht die Becken geſchlagen und bin —

Knoll. Kalbaunen, Katabomben und Sonaten!

Schlender. O ich fürcht' mich nicht! ich fürcht' mich gar nicht! ich geb' nicht ſo viel auf ein Ochſenmaul voll Worte; es hat ſchon manch dickerer Kerl, als du biſt, mich durchgeprügelt —

Flitt (ihn nach der Thür drängend). Ich bitt' dich, Schlender, ſey doch vergnügt, wenn du zur Thüre hinausgeſchmiſſen wirſt. Willſt du hier ſitzen und alle Striche bezahlen, die wir hier an die Wand getrunken haben?

Schlender. Betrunken? Was! — wer iſt betrunken?

Flitt (ſchiebt ihn zur Thüre hinaus). Ach, frag' nicht ſo viel! fort!

Knoll. Von Pakagel Behüt' euch Gott, daß ihr in euern Unternehmungen nicht wieder zurück kommt!

Flitt. Möchte uns unſer Weg recht bald wieder weit an dir vorbeiführen!

Zum Schluſſe geben wir hier noch eine der vielen poetiſchen Stellen als Probe:

Flora. Die Jäger kehren heim ſchon von den Bergen,
Wie luſtig geht der Widerhall durch's Thal!

Adele. Aus der Verwirrung dieſer Töne taucht
Ein langverſunk'nes Bild mir wieder auf. —
Denkſt du des Abends noch in Heidelberg?
So ſtanden auf dem Söller wir der Burg,
Bis Alles ſtill, und nur die Wälder rauſchten
Noch über uns, und unter uns der Neckar.
Da kam ein Schifflein auf dem Strom gezogen.
Wie Waldhornsklang und Fackelſchein, der ſeltſam
Sich ſpiegelt' rings am Fels und in der Flut —

Flora. Und auf des Schiffes Spitze, über alle
Hochragend, ſtand ein fröhlicher Geſell.

Adele. Und als das Schiff vorüber rauſcht' am Schloſſe,
Da wandt' er plötzlich ſich und grüßt' die Burg.
Sein Windlicht ſchwingend, daß gleich einem Feuer
Die herrliche Geſtalt im Dunkel aufſtieg. —
So iſt das wunderbare Bild uns ſchnell
Erſchienen und verſchwunden, wie bei Nacht
Ein ſchöner, wilder Grund im Wetterleuchten.

Flora. Wir ſtiegen voll Gedanken drauf hinab,
Wo Alles wieder dunkel war und ſtill —
Und bei dem erſten Strahl ſah'n wir ſchon weit
Vom Reiſewagen wieder Strom und Burg
Im Morgenrothe hinter uns verſinken. —

Wie iſt es möglich, daß ein Dichter wie Eichendorff ſich darin gefallen kann, den gröbſten Ungeſchmack in ſolche Geſellſchaft zu bringen, und ſich überreden zu wollen, daß dieſer Kontraſt eine erfreuliche Wirkung mache? Hierin das Weſen des romantiſchen Luſtſpiels zu ſuchen, iſt eben ſo verfehlt, und ſelbſt große Beiſpiele ſollten Niemand vermögen können, ſeines beſſern Gefühls, ſeines edlern Geſchmacks ſich zu entäußern.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 130. 22. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

b) Garrick in Bristol, Lustspiel in vier Aufzügen, von Deinhardstein. Wien, Druck und Verlag von J. B. Wallishauser, 1834.

Der Verfasser hat sein Stück dem Könige von Dänemark, Friedrich VI., gewidmet, und belehrt uns in der Vorrede, daß es auf den meisten deutschen Bühnen zur Darstellung gekommen, von George Hoare in's Englische und von „einem der größten Dichter unserer Zeit", von Oehlenschläger, in's Dänische übersezt worden sey. Es scheint wohl ein wenig Selbstzufriedenheit mit der Arbeit aus allem diesen hervorzuleuchten und der Verf. scheint andeuten zu wollen, daß die Kritik nichts mehr dabei zu thun habe. Wir gestehen gern, daß es in der That ein Lustspiel sey, das zwar weder der Idee noch ihrer Ausführung nach, auf hohen Werth Anspruch machen darf, jedoch von guten Schauspielern fleißig dargestellt, einen vorübergehenden Eindruck wohl hervorzubringen im Stande ist. Da Herr Deinhardstein nun aber seinen Erfolg lediglich den guten Schauspielern zu danken hat, so hätte er sich bestreben sollen, ihnen das Memoriren leichter zu machen, denn es ist nicht möglich, eine verrenktere und geschraubtere Sprache vernünftigen Menschen in den Mund zu legen. Der junge Dichter Frondham sagt z. B. von dem Vater seiner Geliebten:

Er
Begegnet mir seit ein'ger Zeit mehr freundlich (freundlicher)
Als sonst — auffallend fast — daß fast ich glaubte,
Er habe mich durchschaut; doch wie ich mich
Anschicken will zu reden, fehlt der Muth mir;
Denn nähm' er's übel auf, so dürft' ich sie
Nicht einmal seh'n mehr.

Oder Sara, indem sie von ihrem Vater spricht:

Ja, nicht einmal zu zweifeln dürft' ich wagen,
Daß recht, was nur er thut. —
S. 61. Was Mond und Sonne! das ist mir zu hoch.
Sie überzeugen mich nicht; weiß ich doch,
Daß all' ihr Herr'n die Kunst nicht gelten laßt,
Die Künstler groß gezogen doch, wie man
In keiner Kunst sie besser finden kann.
S. 65. Wahrscheinlich ist es — wie ich ihn durchschaue, —
Daß, fällt es durch, die Autorschaft er läugnet,
Dich, da du nicht Beweise hast, nicht fürchtet,
Du seinen Ruf verunglimpft hast und doch
Das Mädchen nicht erhältst.

Digitized by Google

Uf! die armen Schauſpieler! dazu gehört guter Athem, geläufige Zunge und — ſtarke Geduld! Man könnte übrigens auf jeder Seite ähnliche Beiſpiele zeigen. Einmal heißt es:

Der arme Vater! heute iſt er ganz
Auf ſeinem Pferde.

Iſt Jemand zu beklagen, der auf ſeinem eigenen Pferde ſitzt? Hier iſt aber das Steckenpferd gemeint.

S. 55 drückt der gewandte Garrick ſelbſt ſich auf folgende Weiſe ungehobelt aus:

Vor Allem muß ich bitten, daß Sie mir
Erlauben, daß ich meine Meinung frei,
Ganz frei erklären darf.

Er will nämlich ſagen:

Vor Allem muß ich bitten, daß Sie mir
Erlauben, meine Meinung frei zu ſagen.

Es iſt faſt nicht zu glauben, daß in unſern Tagen, wo es ſo leicht iſt, gut zu ſchreiben, da unſere Sprache ihre verborgenſten Reichthümer bereits zur Schau gelegt hat und gänzlich durchgebildet iſt, irgend Jemand, der ſich mit der Schriftſtellerei abgibt, ſo ungelenk in Verſen ſchreiben kann. Und wollte es denn mit den Verſen nicht rechts vorwärts, warum eben Verſe machen? Um es auf den Titel ſetzen zu können, wie hier geſchehen? Das iſt überhaupt eine gar alte Mode und eine recht einfältige Mode, wo von Verſen wie die im Garrick in Briſtol die Rede iſt, die durchaus ohne allen Werth ſind. Eine gute kräftige Proſa hätte ſich für dieſe Engländer weit beſſer geſchickt, dann aber hätte der Witz nicht wegbleiben dürfen, von dem jetzt im ganzen Stücke keine Spur anzutreffen iſt, nach Hild's eigenen Worten S. 30:

Den Witz hab' ich
Verſchmäht, der ſchickt ſich nicht für mich.

Uebrigens fehlt es auch nicht an Uebertreibungen, um komiſche Wirkung hervorzubringen. Z. B. wenn Hild in Johnſon's neueſtem Werke lieſt und ſeinem Bedienten zuruft:

Stell' er ſich hinter mir da. Er kann
Auch Theil daran nehmen.

Oder wenn Hild die Arme ausbreitet, um den Dichter an's Herz zu drücken, und der Bediente, „meinend, dies ginge ihn an, Hild umarmt, der ihn heftig an ſich preßt.“ Eben ſo wäre es in der fünften Scene des dritten Aktes gar nicht nothwendig, daß Sara den Pavillon von außen ſchlöſſe, geſchähe es nicht bloß um Lord einen Augenblick in Verlegenheit zu ſetzen, damit er den ganz neuen Theatercoup ausübe, aus dem Fenſter des Pavillons zu ſpringen.

Wie geſagt, die leichte Wirkung, die dies Luſtſpiel von der Bühne herab hie und da erregt haben mag, muß lediglich den guten Schauſpielern zugeſchrieben werden, die, von dem Namen Garrick begeiſtert, etwas mehr gaben, als Herr Deinhardſtein zu fordern ſchien; dafür iſt er ihnen aber zu aufrichtigem Danke verpflichtet, den er bei ſeiner nächſten Arbeit durch fleißigeres Beſtreben, einen guten Dialog zu bilden, an den Tag legen müßte.

6) Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von J. W. Gubitz. 11ter Jahrgang für 1832. Berlin, Vereinsbuchhandlung, 1832.

Der Herausgeber ſagt in einem Vorworte, daß Herr von Holtei, der frühere Redakteur, ſich nicht ferner damit befaſſen wolle und er darum die Redaktion übernommen habe: „weil er glaube, dieſe Sammlung ſey nicht ganz ohne Nutzen für deutſche Dramatik, ſchon deßhalb, weil ſie den Verfaſſern von Theaterſtücken doch auch zu einiger Anregung dient, die in unſerer Zeit nur ſpärlich von den Bühnendirektionen gegeben wird.“ Ferner bekennt Herr Gubitz, daß dies Jahrbuch bis jetzt der Verlagshandlung keinen Vortheil brachte, verſpricht jedoch dieſe Redaktion bei ſeinen vielen Geſchäften einſtweilen mit aller Sorgfalt zu führen, will aber übrigens froh ſeyn, ſie einem Andern überlaſſen zu können, der mehr Beruf dazu hat.

Das iſt wohl Alles recht ehrlich und offenherzig, ſchickt ſich aber keineswegs als neuangetretener Redakteur, und ſtimmt den Leſer nicht eben vortheilhaft für die folgende Sammlung von Theaterſtücken, die man ohnedies mit einigen Zweifeln in die Hand nimmt. In dieſem Jahrgange ſind fünf Stücke enthalten, deren Verfaſſer P. A. Wolff, Dr. Schiff, Albini, J. C. Mand und C. Norbeck ſind. Nur zwei davon, Wolff's Kammerdiener und Mand's Demoiſelle Bock, ſind auf namhaften Bühnen zur Aufführung gekommen. Wir wollen dieſen Inhalt jetzt näher betrachten, vielleicht gelingt es uns, den Grund aufzufinden, warum dies Jahrbuch der Verlagshandlung keinen Vortheil bringt und warum Herr Gubitz gar ſo gern ſähe, daß ihn ein Anderer von dem Redaktionsgeſchäfte erlöſe.

a) Der Kammerdiener. Poſſe in vier Akten, von P. A. Wolff. Eine nicht ganz neue Variation auf das hundertmal ſchon da geweſene Judenthema. Das Stück hat die größte Aehnlichkeit mit Kotzebue's blinder Liebe, mit ſeinem deutſchen Mann u. a. Der Verfaſſer, der unlängſt verſtorbene berühmte Schauſpieler, verſtand ſich auf den Bühneneffekt und hat auch in dieſer leichten Arbeit ein paar ſehr wirkſame Scenen angebracht. Der Dialog iſt lebendig und heiter; Längen ſind nirgends bemerkbar.

b) Der gefährliche Harniſch oder das April-Mährchen. Phantaſtiſches Luſtſpiel in vier Akten,

von Dr. Schiff. Uns hat nicht sogleich recht klar werden wollen, warum Herr Schiff sein Lustspiel ein phantastisches genannt hat; für ein gutes Lustspiel können wir es nicht erkennen. Der Hauptspaß darin, daß der Feige in der Rüstung des Tapfern steckt und für den Helden selbst gehalten wird, ist eben so wenig phantastisch als originell, denn er ist aus einem sehr mittelmäßigen Stücke von Holbein: das Turnier von Kronstein, entlehnt. Geist ist es jedoch hauptsächlich, was diesem Produkte abgeht. Was soll man zu einem Gespräche sagen wie folgendes:

Seneschall. Geruhen Eure Hoheit nur aus jenem Fenster zu schauen.

Rosamunde (thut es). Nun?

Seneschall. Sehen Ihre Hoheit wohl?

Rosamunde. Ich sehe nichts!

Seneschall. Ihre Hoheit scherzen!

Rosamunde. Ich sehe wahrlich nichts!

Seneschall. Ihre Hoheit sehen also nicht den großen hölzernen Esel?

Rosamunde (sieht ihn scharf an). Draußen?

Seneschall. Ja draußen, hier im Zimmer nicht.

Rosamunde. Und was ist's damit?

Seneschall. Ihre Hoheit wissen, wie ich gestern Dero Gedanken errieth, bevor Höchstdieselben sie gehegt; — weßhalb auch der große hölzerne Esel hier vor Dero Fenster steht. Der Schuldige indessen hat sich diese Nacht davon gemacht, weßhalb ich Ihre Hoheit ersuche, mit meinem guten Willen sammt dem großen hölzernen Esel an sich vorlieb zu nehmen!

Rosamunde. Ich verstehe kein Wort von Allem!

Seneschall. Nicht, Ihre Hoheit? —

Rosamunde. Was soll der große hölzerne Esel?

Seneschall. Für mich reden, denn ich bin unschuldig!

Rosamunde. Der große hölzerne Esel soll für Euch reden?

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Aber nun seyd Ihr hier, um für den großen hölzernen Esel zu reden.

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Ja! Ja! Gut gesprochen für einen großen Esel und besser als für einen hölzernen sich erwarten läßt.

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Habt Ihr sonst noch was für den großen hölzernen Esel zu sagen?

Seneschall. Ja!

Rosamunde. Dies ist das herrlichste Gespräch, das ich Zeit meines Lebens geführt habe! —

Wir fragen: ist das witzig, geistreich, unterhaltend, heiter, komisch? Die Antwort des Herrn Schiff lautet: phantastisch. — Und von dergleichen wimmelt das ganze Stück. — Eben so phantastisch sind auch die Anordnungen und Angaben, die der Verfasser hinsichtlich der Darstellung vorschreibt. Einmal muß sich z. B. der Held die Schläfe durch das Visier seines Helms reiben, das nach Vorschrift aus einem Gitter bestehen soll. Ein andermal wird ein leerer Harnisch vor den Augen des Publikums so auf dem Theater aufgestellt, daß man ihn für einen Menschen halten kann. Dies ist aber so phantastisch, daß es rein unmöglich wird. Ein Harnisch besteht aus Schienen, Bruststück und andern gegliederten Theilen, die ohne Gerüst und besondere Vorkehrungen nicht wohl feststehen würden. Am Schlusse des Ganzen wird das Publikum mit folgenden Worten angesprochen: „Meine Herren und Damen! sagen sie, was ist ein Held? — Ein hohler Haenisch! — Allein er wird gefürchtet, mithin gewinnt er Schlachten. — Was ist ein Liebender? — Ein hohler Harnisch! — Allein er wird geliebt, mithin gewinnt er eines holden Weibes Hand! — Was ist ein Dichter, was ist Schauspielerkunst? — Ein leerer Name ohne Klang, wird nicht durch eurer Hände Klang ihm Klang gegeben! —

Nachdem ich dieses phantastische Lustspiel gelesen hatte, wurde die klägliche Vorrede des Herrn Gubitz mir um ein Bedeutendes verständlicher! —

c) Frauenliebe. Schauspiel in vier Akten, von Albini.

„Einen schönen guten Morgen, gnädiger Herr!“

„„Sehr wohl! gnädiger Herr! — und wer ist der gnädige Herr?““

„Nun, der gnädige Herr ist der gnädige Herr.“

„„Ganz recht, der bin ich!““

So fängt Frauenliebe an. Man muß gestehen, daß Steigerung darin ist.

„Gut, ich war verheirathet.“ —

„„Sie waren verheirathet, gut.““

„Oder eigentlich nicht gut, denn meine Frau war von einer etwas penetranten Gemüthsbeschaffenheit.“

„„Das haben Sie mir gesagt.““

„Richtig. Als sie starb“ —

„„War sie todt““ —

„Richtig. Ich aber lebte“ —

„„Das freut mich.““

Da ist Natur darin! Man kann denken, daß zwei grundsade Kerle sich auf solche Weise unterhalten. — Dazwischen adee möchte Herr Albini mehr noch für die Erschütterung des Zwerchfells vordringen, und da kommt er denn auch auf den guten Gedanken, den so viele Lustspieldichter schon vor ihm gehabt haben und läßt Rapacität statt Capacität, stupend für stupid, Partikel für Artikel sagen. Wo die Leute nur all den Witz herkriegen! Ja, und um uns gar nicht aus dem erschütterndsten

Digitized by Google

Lachen herauskommen zu lassen, muß sogar Jemand auf dem Theater das Wort Champ-de-bataille nach Herrn Albini's ausdrücklicher Verordnung lesen, als wären es deutsche Worte. Die Franzosen und Scribe an der Spitze sind im Vergleich mit solchen Heroen wahrlich nur elende, oberflächliche Sittenzeichner, ohne Witz, Geist und Erfindungsgabe, Stümper mit einem Worte! Aber die Jeremiade des guten Herrn Gubitz, „der die Verfasser deutscher Theaterstücke einigermaßen anregen will und dennoch in elf Jahren keinen Vortheil von diesem Beginnen zog," wird mir immer verständlicher, je weniger ich dennoch sein Beginnen begreife.

d) Demoiselle Bock. Lustspiel in einem Akt, von J. C. Mand. Hier stoßen wir einmal auf einen gesunden Kern, nachdem wir jene tauben Nüsse aufgeknackt haben. Der Dialog enthält Witz, und die Idee der Schubladenstücke ist hier auf eine eben so treffende Weise persiflirt, als die Theatromanie gewisser Leute. Bei geschickter Aufführung wird diese Kleinigkeit überall Beifall erregen. Schade, daß die zweite Hälfte des Stücks, die den eigentlich unterhaltenden Theil bildet, durch die erste Hälfte, welche nur die Vorbereitungen dazu enthält, zu sehr beeinträchtigt wird. Hier war der Verfasser im „Charakterisirenwollen" ein wenig zu umständlich, und die ganz alltäglichen Personnagen wie Schraube und Mamsell Nagel entschädigen nicht dafür.

e) Er hat den Hals gebrochen. Schwank in einem Akt, von E. Nordeck. Dieser Schwank beschließt das Jahrbuch und rechtfertigt die Jeremiade des Herausgebers am vollkommensten. Eine unwitzige, langweilige Bluette, ohne alle Bühnenkenntniß, entworfen, voller Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten.

7) Dasselbe Jahrbuch für 1833.

a) Der Empfehlungsbrief. Lustspiel in vier Aufzügen, von Dr. Carl Töpfer. Alter Zuschnitt, Unwahrscheinlichkeiten, schwabhafter Dialog, theatralisch, ohne Laune, ohne Witz, geistreichen Fluß und charakteristische Färbung. Alle Personen des Stücks sprechen auf gleiche Weise. Gegen das Ende verwirrt sich die Sache zu sehr, ohne daß es nöthig wäre, noch sonst ein übergroßer Spaß daraus erwüchse. Daß zwei Leute Vollerfeld heißen und zwei Mädchen Emmy Brecht, dies baut das ganze Lustspiel, worin noch die verbrauchten Masken zweier eingebildeten Kranken vorkommen, doch gar nicht einmal von der belustigenden Seite aufgefaßt. Ein pinselhafter Bedienter und das fade Sprichwort: „Wie es auch nicht anders ist," sind die hors d'oeuvres und Würze dieser magern Schüssel.

b) Künstler-Liebe, oder die moderne Galathe. Lustspiel in einem Akt, von W. F. Seidel. Nach dem alten guten Régime in Alexandrinern! In dem ersten Monologe freut sich ein Bildhauer, daß er eine Skizze der Minerva zur Ausstellung beendet hat. Er freut sich so sehr, daß er es in den ersten fünfzehn Zeilen dreimal wiederholt:

3te Zeile: Pallas Athene, nun die Wahl däucht mir nicht schlecht. —
6te Zeile: Will mir Minervens Bild am rechten Ort erscheinen, —
15te Zeile: Minervens Bild — fürwahr, ein würd'ger Gegenstand! —

In Prosa hätt' es uns der gute Mann einmal recht kräftig versichert und wir würden ihm geglaubt haben; in Versen — und nun gar in Alexandrinern — muß er es des Reimes wegen dreimal thun. Für Stücke, wie die Laune des Verliebten, das Räthsel und dergleichen, eignete sich der Alexandriner wohl, warum aber eines, wie das gegenwärtige, uns darin aufgetischt wurde, ist nicht einzusehen. Die Idee, daß ein Bildhauer während einer kurzen Abwesenheit seiner Gattin, ihr Bild in Wachs formt und ganz verliebt damit thut, mußte ganz anders aufgefaßt und ausgeführt werden. Entweder wäre es ganz als Burleske zu behandeln gewesen, etwa wie der Guido mit seiner verwandelten Katze von Scribe, oder mit einem unendlich tiefen Gefühle in einer wahrhaft glühenden Künstlerbrust, und zwar dann noch wirksamer. Aber zu beiden Ausführungen reichte die Kraft dieses Verfassers nicht hin, der es sich so leicht als möglich machen wollte und deßhalb die weite Hülle der Erfindung ganz gemächlich mit leichten Alexandrinern ausstopfte. Wie es jetzt ist, haben wir etwas Aehnliches von Eifersucht in vielen Stücken schon viel besser gehabt, und die Idee mit der Wachsfigur ist uns in dem Ballete: „das Schweizer Milchmädchen" auch zweckmäßiger behandelt erschienen. Ein Ausdruck, wie S. 107: „Ih so ein arger Schwietenbacher," riecht zu sehr nach der Berliner Straße, als daß er in ein Lustspiel in Alexandrinern hingehörte. So etwas nimmt sich nicht auf dem Hoftheater Berlins, viel weniger aber in einem gedruckten Stücke gut aus, das nicht in die Katzegoele der „Nante" und „Handwerker" gehört. In Berlin ist dies Stück oft gegeben worden; es scheint Beifall gefunden zu haben, und eben dort ist es, wo man die dübschen Vorstellungen der französischen Schauspieler goutirt. Sonderbarer Geschmack! Die „Künstlerliebe" des Herrn Seidel wäre in Frankreich nicht zu ertragen; die Pariser würden sie ohne Spottgelächter und Zischen nicht hinnehmen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Freitag, № 131. 26. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

c) Margarethe. Possenspiel in einem Akt, von Karl von Holtei. Unsere Theaterdichter können selten dem Drange widerstehen, ihre Lieblingsfiguren verrückt werden zu lassen. Sie bilden sich ordentlich etwas darauf ein und versprechen sich wahrscheinlich große Wirkung davon. Hier z. B. wird ein alter Hofrath mit einem Male, ohne rechte Ursache, übermäßig furchtsam, und glaubt, daß sein Bedienter, den er recht gut kennen muß, wahnsinnig geworden sey. Darüber wird er es fast selbst. „Also, er geht nicht, Flegel!“ — so spricht der Herr Hofrath noch ganz vernünftig — „Schlingel! — Johann! — Hört er nicht! — Er singt wie eine Nachtigall! — Der Mensch ist betrunken! — Was er für Blicke auf mich richtet! — Förmlich als ob er drohen wollte? — (Furchtsam.) Ich glaube gar, er ist wahnsinnig geworden? — Ich will ihm doch lieber ausweichen — er könnte sich vergreifen in seiner Wuth — ich werde zu Peter Hartmann gehen und ihn bitten, daß er sich des Rebellen bemächtige. Mein Engel, mir fällt eben ein, daß ich mit deinem Vater etwas zu verabreden habe, ich will hernach wieder — (leise) bleib' nicht allein mit dem; er ist toll, — — hernach wiederkommen — leb' indeß wohl, Liebe, Kleine, Zarte, Süße! (Streichelt sie. Johann vergessend; da Johann hinzutritt, zurückprallend.) Gleich wiederkommen! — Nur zwei Worte mit deinem Vater! — (Im Laufen.) Peter Hartmann! Peter Hartmann!“ — Welche Uebertreibung! Hätte Holtei nicht schon Besseres geliefert, man sollte glauben, daß er das Wesen der Posse schlecht begriffen habe! — Lokalismen wie „strambulsteig, der Teufel!“ und Witze: „ich leg' mich jetzt auf's Saufen,“ dürften besser ungedruckt. — Im Lesen ist dieses Stückchen unerhört langweilig, es soll auch bei der Aufführung nicht gefallen haben.

d) Der Mystiker oder die Schuld. Lustspiel in einem Aufzuge, von Wilhelm von Lüdemann. Auch hier kommen Verrückte vor, oder Leute, die sich so stellen. In keinem dieser Stücke trifft man reinmenschliche Verhältnisse; immer nur verschrobenes, verzerrtes, karrikirtes Thun und Treiben; dabei die seltsamsten Angewöhnungen, Neigungen und Phantasien, und das ist das Lustspielleben des deutschen Theaters. Hierin finden wir eine wirklich unausstehliche Familienähnlichkeit aller unserer Dichter, die für das Theater schreiben. So wie überall, so kommt auch hier ein närrischer Bedienter vor, der dabei doch gescheiter als seine Herrschaft ist; bald heißt er Johann, Adam, Kaspar oder Balthasar,

immer aber ist er derselbe. Als Pröbchen von abgeschmackter Uebertreibung Folgendes:

Ein junger Mensch gibt einem Frauenzimmer den Rath: „Sie müssen handeln — Sie müssen ein Heer kommandiren — Sie müssen nach Waeschau, nach Algier, zum Dey von Tittery.“ — Sie antwortet: „Ja, das will ich — wenn die Köpfe der Ungläubigen fliegen, die nichts von Mystik wissen, da wird mir wieder wohl werden!“ — Ach! wenn man viele solcher Stücke hintereinander zu lesen hat, so kann einem wahehaftig nicht wohl werden!

e) Die Gefangene. Trauerspiel in einem Aufzuge, von W. Itter. Skizze, nichts weitee, die aber von Talent zeugt. Die Verse schön, dramatisch und poetisch zugleich. Jedenfalls in seiner theatralischen Unbedeutenheit dennoch das Bedeutendste des ganzen Buchs.

f) Der Graf und der Bürger. Traueespiei in vier Akten, von Dr. Schiff. Obgleich der Stoff schon in einer komischen Oper von Scribe und Auber wiksamer bearbeitet war, so ist ee doch auch in dieser Gestalt nicht ganz ohne Interesse. Der Dialog des Verfassers ist, wenn er Schwung nehmen will, seltsam steif und ungeienk und das Ganze leidet an ungebührlichen Längen.

8) Camaleonti, oder der Beiefwechsel durch die Caputze. Lustspiei in fünf Aufzügen, mit einer historisch-kritischen Einleitung von E. P. U. Erfurt und Gotha, Hennings'sche Buchhandlung, 1832.

Die Idee zu diesem Lustspiele hat der Verfasser nicht länger als fünfzig Jahee mit sich heeumgetragen. Ein merkwüdiger Fall! Dies erzählt er selbst in seiner historeisch-kritischen Einleitung, welcher er noch „erläuternde und beweisende“ Anmerkungen hinzufügt. Zuerst gibt er hierin Historie, wie sich von selbst versteht, dann nicht nur die keitische Auseinandersetzung des Plans, sondern er eezählt diesen ganz und gibt also die Ueberraschung des Leseers von vorn herein für verloren. Als Beweis, wie sehr man sich täuschen kann, füheen wir des Verfassers Meinung von seinem Lustspiele hier an: „er steht nämlich keinen Augenblick an, dieses sein jüngstes Werk, unter die Lustspiele im strengsten Sinne des Worts, die überhaupt in unsern Tagen selten gewoeden sind, zu zählen. Die komische Muse lacht und lächelt hiee überall, selbst bei den ernstesten Auftritten, und spottet der Thorheit, der Verführenden und der Verführten auch selbst dann, wenn sie die Mienen der Gravität anzunehmen beflissen sind. Die possierliche Verzweiflung der Eisenbrecher erregt lautes Gelächter. Ohne Frohsinn wird kein Zuschauer das Theater verlassen, wenn er sich nicht etwa von der Geißel der Satire getroffen fühlt u. s. w.“ Weiteehin gibt der Veefasser die genauesten Vorschriften über Spiel, Kostüm, ja selbst über das Alter seiner spielenden Personen, und meint, es werde den Theater-Diectoren, sowie dem Publikum gleich angenehm seyn, daß er in Hinsicht der Scenerie das Stück so einfach als möglich gehalten habe. Zum Schlusse spricht er noch von einem Epiloge, den er einem rechtlichen Theologen und einem gottseligen Rechtsgelehrten in den Mund gelegt haben will, fügt aber hinzu: „daß es kaum zu zweifeln seyn düefte, daß nicht manche Theateedirektion auf den Einfall gerathen könnte, zur Abwechslung, vielleicht auch zur Anlockung, der geistreichen Amalie, wenn sich diese anders duech schöne Deklamation auszeichnet, den Epilog sprechen zu lassen!“

Zu den Merkwüedigkeiten, die diesem Buche anhängen, gehört auch die, daß der Epilog in der Feder geblieben ist und nirgend darin angetroffen wird. Teotz der hohen Meinung des Verfassees ist das Stück noch nicht aufgeführet und wird es auch nie werden. Wir halten es für gänzlich verfehlt. Der gleisnerische Haupt-Charakter Camaleonti will einen edeln Mann, einen Geistlichen und Schulinspektor fangen und spricht zu ihm: „Hier ist der Fichtelbeeg zu schauen!“ Der Schulinspektor ist so neugierig, den Fichtelbeeg zu seben, daß er nicht nur mit seinem Erzfeinde geht, sondeen auch ganz gutwillig den Kopf duech ein Loch steckt. Jener läßt ein Gitter fallen und der Schulinspektor ist im Kerker. Von solchen Unziemlichkeiten wimmelt das ganze Stück, doch gehören sie wohl alle einer ältern Theateeperiode an, und die Jamben abgerechnet, merkt man's auf jeder Seite, daß der Verfasser dieses Lustspiei bereits seit fünfzig Jahren entworfen hatte.

9) Die Zeitalter. Drei flüchtige Skizzen zu einem Charaktergemälde, von Dr. C. M. Heigel.

Eine allerdings glückliche Idee, doch zu oberflächlich behandelt. Wenn dee Verfasser in der Vorrede meint: diese fast dreißig Jahee alte Neuigkeit wäre von Ducange und Dümas, in „Stockholm, Fontainebleau und Rom,“ und im „Leben eines Spielers“, erst ganz kürzlich nachgeahmt woeden, so lebt er wohl im Irrthum, da ohne seine Bemühung diese „Skizzen“ im Druck erscheinen zu lassen, wohl Niemand mehr in Deutschland, viel weniger noch in Frankreich daran gedacht haben wüede. Uebrigens erzählt uns der Verfasser noch, daß er „eitei sey, das Ende des ersten Stücks am Anfange des zweiten aus einer alten Chronik vorlesen zu lassen, und daß er sich auf die Erscheinung des tenukenen Bero etwas zu gute thue.“ — Diese Selbstzufriedenheit finden wir jedoch keineswegs gegründet. — Schade ist's, daß die angenehme, recht wiekfame Idee in so leicht zusammengewürfelten Stücken verloren geht. Es wäre besser gewesen,

wenn der Verf. sich's etwas schwerer gemacht hätte. Der Dialog ist fließend und nicht entblößt von dem, was die Franzosen esprit nennen, was aber deßungeachtet noch nicht unserm „Geist“ vollkommen entsprechend ist. Die dritte Skizze: „So sind sie,“ hätte umgearbeitet werden müssen. Männliche Karrikaturen wie Louis und auch Malvinen, Pepi's u. s. w. finden sich nicht mehr vor, dafür fehlt es uns Gottlob nicht an zeitgemäßen Narrheiten und ihren würdigen Repräsentanten.

10) Vor- und Nachspiele für die Bühne, von C. Lebrün. Mainz, Kupferberg, 1833.

a) Vielliebchen, oder das Tagebuch. Spiel in Versen in einem Akt, von C. Lebrün. Ein anspruchloser Schwank aus einer sehr bekannten Anekdote gemacht, die ursprünglich morgenländisch ist. Die Verse sind in der ehemals so beliebten Kotzebue'schen Manier und lassen sich gut sprechen, nur wird ihnen, oder vielmehr dem Reime zu Liebe, gleich auf der ersten Seite die Sonne zu einem Planeten gemacht.

b) Die Fledermäuse, oder Klug soll leben!“ Schwank in einem Aufzuge, von Demselben. Die Laune in diesem kleinen Stücke ist nicht eben besonders. Ganz alltägliche Lustspielfiguren: ein windiger Lieutenant, ein überstudirter junger Doktor, ein kurzangebundener Landmann, ein Jude u. s. w. Die Intrigue ist eben so gewöhnlich. Ausfälle auf die Kritik und die Tendenzen der Zeit, das Alte, vielmehr Vormalige in Schutz genommen, doch Alles zahm und hergebrachtermaßen.

c) Dominique, oder der Besessene. Lustspiel in 3 Abthl. nach dem Franz., von Demselben. Dieses Stück erregte in dem Winter 1831—32, bei seiner Darstellung im Théâtre-français die lebhafteste Sensation. Die neue Idee, die zum Grunde lag, das Abenteuerliche des Planes, die Zeit worin es spielte, Alles dies zog mächtig an; und überdies schien die Verwaltung jenes Theaters, durch den günstigen Erfolg bewogen, sich von nun an den jüngern Talenten eines d'Epagny, de la Touche u. A. anvertrauen zu wollen, was auch nicht wenig im Stande war, das Interesse der Theaterfreunde in hohem Grade zu erregen. Zu dem Allen kam eine treffliche Aufführung, wie sie nur dort gesehen werden kann, und Monrose, der für den Charakter des Dominique wie geschaffen war. Die jungen Kritiker, mit den jungen Dichtern auf das Engste verbunden, ließen es an nichts fehlen, Alles dies in's günstigste Licht darzustellen, und so mußte es kommen, daß das Stück einen bedeutenden Ruf erlangte. Wer wird sich darüber wundern, daß ein Heer von Uebersetzern in Deutschland darüber herfiel? Es sind uns davon mehrere zu Gesicht gekommen und wir müssen der vorliegenden des Hrn. Lebrün einen bedeutenden Vorzug einräumen, da er Uebung und Gewandtheit besitzt und es daher den Andern in der Diktion zuvorthut. Bei der Aufführung hat das Stück übrigens in Deutschland nicht so allgemein, wie in seinem Vaterlande, angesprochen, weil ein Theil jener Beziehungen mangelte, welche dort sein Glück machen halfen.

d) Brief und Antwort. Lustspiel in einem Akt, von Demselben. Der Stoff ist einem französischen Singspiel entnommen. Eine artige Kleinigkeit, die bereits auf allen Bühnen gegeben worden ist.

e) Sympathie. Lustspiel in zwei Akten, von Demselben. Der Verfasser bittet den Leser, in einem kurzen Vorworte, „er möge hier keine scharfsinnige Untersuchung, sondern nur einen bescheidenen, anständigen Scherz erwarten.“ Dessen hätte es wahrlich nicht bedurft, da er seine Arbeit selbst ein Lustspiel benennet und seine Art und Weise ja hinlänglich bekannt sind. Aber die alltägliche Lustspielsprache hätte er vermeiden sollen, diesen abstoßenden, zerhackten Jargon, den die Schauspieler gewöhnlich, Konversationston nennen, wenn sie von einem eigentlichen Konversationston keinen Begriff haben.

— Deine Braut ist doch hübsch —
— Deine ist hübscher —
— Immer besser!
— Aber sie spricht kein Wort, ist so blöde —
— Weil du zu blöde bist, meine spricht zu viel.
— Weil du zu viel sprichst —
— Wir werden den ganzen Tag zanken —
— Wir werden gähnen; das wird ein Leben werden —
— Juchhe!
— O weh! — —

Oder in einer andern Scene:

— Sagen Sie gerade heraus, Sie könnten die gnädigen Fräulein —
— Nun?
— Nicht ausstehen —
— Was?
— Warum nicht gar!
— Complette Aversion.
— Ist er toll —
— Verrückt —
— Meine eignen Ohren —
— Eselsohren —
— Unterthänigst —
Und so fort — und so fort! —

Wie durchikos, ungebildet, den Zuhörer peinigend! Man verlangt von den Schauspielern, daß sie das rasch, ineinandergreifend hersagen sollen, und wenn dies im höchsten Grade erreicht wird, macht es ungefähr den Eindruck, wie das bekannte Gesellschaftsspiel, wo jeder eine Sylbe zu sagen hat, und das mit den Worten

endigt: „Jakob hin, Jakob her, Jakob ist ein Zottelbär!“ — Nein, darin besteht nicht der eigentliche Reiz des Lustspieldialogs, nicht im schnellen Hersagen dieser abgerissenen Redensarten ruht die ächte Höhe des Konversationstons auf dem Theater. Von allen überlästigen Erscheinungen auf unserer Bühne sind mir die sogenannten bon-vivants, die in diesen schnellgeschnatterten Scenen excelliren und dabei eine aufdringliche, ungeniete und plumpe Lustigkeit an den Tag legen, die widerwärtigsten. Ein Stück zu schreiben, worin Alles sich in diesem Tone wohlgefällt und harmlos darin bewegt, und ein solches Stück noch in einem eigenen Vorworte „einen anständigen, bescheidenen Scherz“ nennen, mag als ein schwacher Beweis von Selbstkeritik gelten. Meine Sympathie konnten diese „Sympathien“ nicht erregen.

f) Der Weiberfeind, Posse in zwei Akten, von Demselben. Unbedeutend. Weil der alte Pantomimenschwank darin vorkommt, daß Einer sich in einen Kasten verbirgt, wird das Stück eine Posse genannt; sonst ist nichts besonders Possenhaftes darin, und gibt daher nicht viel Gelegenheit zum Lachen.

11) Lustspiele von Wilhelm Fricke. München, gedruckt bei G. Franz, 1834.

Die Kranken. Lustspiel in einem Akt.
Peter und Paul. Posse in zwei Akten.

Hier tritt uns ein ganz unbekannter Autor entgegen. Die Anlage in diesen beiden Stücken ist zu flüchtig und locker, doch sind Spuren eines nicht ganz gewöhnlichen Talents unverkennbar. Der Dialog ist nicht eben witzig zu nennen, doch erscheint er gerundet und fließend.

12) Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben, von Lady Morgan. Uebersezt von Louis Lar. 2 Bände. Aachen und Leipzig, J. A. Mayer. (Brüssel, J. A. Mayer und Sommerhausen.) 1834.

Diese Scenen bilden drei größere Tableaux. Schloß Sackville; das Temperament und die Osterferien oder die Tapisserierarbeiterinnen.

Das erstere ist das bedeutendste. Es zeigt uns in einer mit den lebhaftesten Lokaltinten gesättigten Skizze die schreckliche Zerrüttung von Irland und den Kampf der Parteien in diesem unglücklichen Lande. Ein junger Engländer, Mitglied des Unterhauses von der vornehmsten Klasse, liberal, aufgeklärt und Menschenfreund, hat kürzlich zu seinem ungeheuern Erbeigenthum ein Besitzthum in Irland von 10,000 Pfund jährlich von seiner Tante und Mutter bekommen, die Beide zusammen Repräsentantinnen und Erbinnen der alten Familie Sackville waren. So charakterisirt Lady Morgan die Hauptperson ihres Bildes, Henry Lumley Sackville, Esq. Er reist mit seiner schönen und lebenslustigen Gattin, einem Schooßkinde der Natur und des Glücks, nach Irland, das lange schon ein Gegenstand ihrer enthusiastischen Bewunderung war. Sie kommen in Begleitung einiger eleganten Herren und Damen in Schloß Sackville an, das sie ganz herrlich finden, obgleich eine alte böse Haushälterin im Verein mit Jeremias Galbraith, Esq., dem Geschäftsführer und Unteragenten des verstorbenen Besitzers des Schlosses, Alles thut, der neuangekommenen Herrschaft den Aufenthalt zu verleiden, um sie bald zum Abzuge zu zwingen. Aber Alles, was sie unternehmen mögen, verfehlt diesen Zweck. Die junge Dame findet Alles schön und interessant, selbst bis auf die veralteten, wurmstichigen und halb zerbrochenen Möbel, bei deren Anblick sie ausruft: „O wie köstlich! ich habe zehn Guineen für einen alten Arbeitstisch in der Villa in Regents Park gegeben, der nicht halb so zerfressen war.“ Gleich im Anfange lernen wir das Innere einer irländischen Wirthschaft kennen, das seltsam kontrastirt mit dem heitern, buntfarbigen Treiben der eleganten Gesellschaft des neuen Schloßherrn. In dem Augenblicke, wo diese in altväterischem Kostüm, das sie in einem Schranke gefunden hat, allerlei Kurzweil treibt, werden Honoratioren der Umgegend gemeldet, die man ohne Weiteres in der Verkleidung annimmt. — Die Frühstücksscene, welche nun folgt, ist höchst ergötzlich und von frappanter Wahrheit. Es finden sich dabei Repräsentanten der englischen Kirche, der ehrenwerthe und ehrwürdige Herr Pastor Polypus, der ein Einkommen von 4000 Pfund jährlich bezieht, mit seiner Familie und seinen Anhängern, und die junge und schöne Wittwe Alicia, Baronin von Roßtrevor, eine Heilige, mit einer starken Neigung, eine neue Religion zu stiften, und einige lächerliche Exemplare von Mitgliedern dieser Kongregation. Sackville und seine Gattin sind von dem besten Willen beseelt, das Schicksal der armen Irländer zu verbessern, und wenn sie gleich Manches ganz verkehrt anfangen, so zeugen doch ihre Bestrebungen von Edelmuth und wahrem Wohlthätigkeitssinn. So hat Lady Sackville z. B. vor, die armen nackten Leute so zu kleiden, wie sie es auf ihren Reisen in Italien und sonstwo gesehen hat, und hat zu diesem Ende Muster mitgebracht u. s. w. Dies Alles schreiet nun an dem störrischen Geist der Einwohner selbst, die sich jeder Neuerung gern widersetzen mögen und an den Einflüsterungen und lauten Vorbringungen der Gegenpartei, die eben aus allen Jenen besteht, die durch die Neuerungen beeinträchtigt zu werden fürchten.

(Der Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel.

Montag, № 132. 29. December 1834.

Lustspiele und Possen.

Von A. L.

12) Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben, von Lady Morgan. Uebersezt von Louis Lar.

(Schluß.)

Dies bringt am Ende einen vollständigen, ganz offenen Aufstand gegen Herrn Sackville zuwege, der nur mit Mühe einem verzweifelten Anschlage entgeht, ihm das Leben zu nehmen, und froh seyn muß, mit heiler Haut nach London zurückzukehren. Dies Alles führt uns nun eine Reihe irländischer Genrebilder vor Augen, die mit großer Geschicklichkeit verzeichnet sind und ein lebhaftes Interesse bei jedem Leser anregen müssen. Neben der schon citirten Frühstücksscene auf Schloß Sackville führen wir noch den Jahrmarkt in Sally-Noggin und den Auftritt im Laden des Herrn Bralaghan zu Mogherow an. Von großer kräftig dramatischer Wirkung sind noch überdies die Scenen in der Abtei; und die Zeichnung von O'Brian und seinem hohen starken Weibe Honor ist wirklich meisterhaft zu nennen.

Das Temperament ist weniger bedeutend, obgleich es uns den Spleen auf eine neue originelle Weise zur Anschauung bringt. Es fehlt in diesem Gemälde nicht an ächtkomischen Details. Der dumme irische Diener ist eine drollige Figur; am Schlusse sagt er von seinem launenhaften, vom Spleen geplagten Herrn: „der arme Herr thut mir leid! Kein Bissen und kein Tropfen ist den ganzen Tag über die Schwelle seines Mundes gekommen, außer einem Stück Brod zum Frühstück. Ach, die Doktoren mögen sagen, was sie wollen, der Speck und der Whisky hätten ihm die Mattigkeit aus dem Herzen vertrieben und ihn durch und durch kurirt."

Die Osterferien oder die Tapisseriearbeiterinnen, heißt das dritte Tableaux, das eine eben so lebendige Schilderung der vornehmen Lebensweise auf dem Lande und in London enthält. Wir müssen hier eine Gruppe von Leuten bewundern, die mit großem Talente gezeichnet sind; Miß O'Neil, die Schriftstellerin, der geniale Sir Howard, Lord Damer, der Nabob, die alte Lady Elisabeth, der Heraldiker Lord Mount Twaddledum, die jungen Mädchen, die Bonne, wie wahr und treu das Alles ist! Hier in der That könnten unsere Lustspieldichter mit Erfolg studiren, wie man originelle Lustspiel-Charaktere ohne Uebertreibung schildern müsse.

13) Russische Bibliothek für Deutsche, von Karl von Knorring. Drittes Heft. Reval, gedruckt bei Lindfors Erben, 1831.

Das vorliegende Heft enthält ein Lustspiel, betitelt: Leiden durch Bildung. Seltsam, daß ein Russe

schon jezt sich über zu viel Bildung beklagt und daraus ein lehrreiches Theaterstück verfertigt. Das Original ist von Gribojedow, demselben, der als Gesandtee in Persien ermoedet wurde. Der Uebersetzer versichert uns, daß dieses Stück sowohl in Petersburg, als in Moskau stets mit dem größten Beifall aufgeführt wird. Es soll darin eine große Fülle von Witz mit großer Leichtigkeit hingeworfen seyn. Wir haben in der deutschen Uebertragung nichts mehr davon antreffen können. Die Weise, worin diese abgefaßt ist, sind nur den Sylben nach abgezählt, ohne Längen und Kürzen, und ohne die Cäsur zu berücksichtigen. Im Russischen soll eine noch größere Willkür und Kunstlosigkeit herrschen, und der Uebersetzer ist der Meinung, daß sie dem deutschen Ohre unangenehm auffallen müßten. Wie er es verstehe, dem deutschen Ohre zu schmeicheln, mag man aus folgenden Versen ersehen, welche Lise, das Kammermädchen, gleich zu Anfange spricht:

Verliebten, Fräulein, dienen, nenn' ich das!
Trennen Sie sich! Es ist Morgen; Tag, was? —

Dies Lustspiel ist, trotz aller Mängel russischer Kunst, uns doch nicht uninteressant gewesen, da es russische Sitten schildert. Man sieht deutlich durch den Firniß von vornehmem Wesen und feinem Ton, den rohen und ungebildeten Kern. Das Stück spielt in dem Hause eines reichen Mannes, des Oberforstmeisters Famussow in Moskau, und beginnt damit, daß das Kammermädchen Lise ihrer Dame Sophia Pawlowna, der Tochter des Oberforstmeisters, durch Klopfen an die Thür zu verstehen gibt: der Tag sey angebrochen und Herr Moltschalin, der Sekretär, der die Nacht bei dem Fräulein zubrachte, möge sich entfernen. Man höret hierauf Sophiens Stimme fragen:

„Was ist die Uhr?"

Lise.

Schon auf wird Alles seyn.

Stimme.

Was ist die Uhr?

Lise.

Sieben, acht, ja schon neun!

Stimme.

Das ist nicht wahr!

Lise.

Ach, das verdammte Lieben ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Sie rückt die Uhr vorwärts, um die Liebenden zum Aufbruche zu bewegen; die Uhr spielt und dies lockt den Oberforstmeister selbst herbei. Es entspinnt sich eine grelle Scene zwischen ihm und dem Kammermädchen. Später, als Sophie und Moltschalin, erstere mit einem Lichte in der Hand, aus dem Seitenzimmer treten, ruft der Vater verwundert aus:

Moltschalin, wie? welch ein Zufall! Freund, Ihr?

Moltschalin.

Ich, Herr!

Famussow.

Was macht in dieser Stund' Ihr hier?
Und Du, Sophie! — guten Tag! weßwegen
Bist Du so früh auf? Welcher Sorge wegen?
— — Und Fräulein Du! Kaum aus dem Bett gesprungen,
Find' ich mit einem Mann Dich, einem jungen? ꝛc.

Eben dieses Fräulein ist eine der naivsten Erscheinungen, die je auf dem Theater ihr Wesen trieben. In einer spätern Scene mit ihrem Kammermädchen sagt sie:

Mit wem denn auch in solcher Sicherheit
Vermöchte man die Nacht wohl hinzubringen?
Wir sitzen, bis des Tages Strahlen dringen
Erhellend durch die Dunkelheit der Nacht;
Was meinst Du, was wir bei einander machen?

Lise.

Gott weiß, Fräulein, sind das wohl meine Sachen?

Sophie.

Kein freies Wort, so wird die Zeit vollbracht;
Er nimmt die Hand, die an sein Herz er drückt,
Seufzt aus des Herzens Tiefe; still entzückt,
Und Hand in Hand, nicht wendet er von mir
Das Auge ab ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Der einzige, wahrhaft Gebildete im Stücke ist ein junger, von Reisen zurückgekehrter Mann, der ein wenig an Schwatzhaftigkeit laboriet und den die Andern in den Ruf bringen, daß er verrückt sey. Er heißt Tschatzki und sein vollständiger Name gibt zu folgendem harmonischen Verse die Veranlassung:

„Wer wär' so witzig, so voll heit'rer List,
Als Alexand'r Andrewitsch Tschatzki ist? —

Wie denn auch die andern furchtbaren, langen Namen: Pawl Affonassewitsch Famussow, Alexej Stepanowitsch Moltschalin, Peter Iljitsch Tugoukowskoi, Serjej Serjeewitsch Skalosub u. s. w. nicht wenig dazu beitragen, den fremdartigen Eindruck des Ganzen zu erhöhen und den Versen ganz eigenthümliche Reize zu geben, wie z. B.

Mein Gott! die Awarows und auch die Drianskys,
Dann die Schtatschkows auch noch und die Warmianskys! —

Der Dichter zeigt uns einen glänzenden Ball, Fürst und Fürstin erscheinen, Militärpersonen, Beamte; wir belauschen den Ton der vornehmen Welt und dazwischen die Klätschereien der alten Chlössow. Ein Obrist erzählt, da von seinem Orden die Rede ist, er habe ihn erhalten:

„Für den dritten August: da wir gestellt
In den Trausche'n uns hatten; da erhält
Er mit der Schleife, um den Hals gar ich."

Sonst sagt er nichts und für sein Publikum ist mehr auch nicht von Nöthen. Für ein deutsches aber muß ich

bemerken, daß hier von dem Wladimirorden gesprochen wird, wie man das alltäglich von russischen Offizieren hören kann. Um den Hals, bedeutet das Kommandeurkreuz, mit der Schleife, für die Tapferkeit.

Später heißt es:

Erlauben Sie, so theil' ich Ihnen mit
Was Neues: Eine Fürstin Lossow hier,
Wittwe, Reit'rinn; nicht weiß ich, daß mit ihr
Ein Kavalier je in die Wette ritt —

Oder:

Schlaf brauchst Du nach der Reise, gib doch her
Die Hand, krank bist Du; den Puls fühlen laß. —

Das ist treffliches Russisch-Deutsch! Man glaubt sich in das Jahr 1813 zurückversezt.

Dame Natalie sagt zu ihrem Manne Platon Michailowitsch:

Ach, Lieber: es ist so kühl ja hier,
Daß man es kaum erträgt, und Du hast Dir
Gilet und Alles aufgeknöpft dazu.

Platon Michailowitsch.

Ich bin derselbe nicht.

Natalie.

Hör' doch in Ruh',
Geliebter Freund, und knöpfe schnell Dir zu.

Wie dem nun aber sey! Aufgeknöpft oder zugeknöpft, sind dies Russen, ächte moskowitische Russen der neuesten Zeit, von ihrem Landsmann Gribojedow nach dem Leben geschildert, die von ihrem Bischen Bildung schon so große Leiden auszustehen haben. Wie wird das erst werden, wenn sie weitere Fortschritte machen sollten? Es war uns nicht uninteressant, die vorübergehende Bekanntschaft, zu der uns Herr von Knorring verhalf, zu machen, obgleich wir nicht gedenken, sie so bald wieder zu erneuern.

14) Neueste Polterabendscherze und Strohkranzreden, von Dr. L. Grosse. Mit drei Musikbeilagen. Stettin, Hessenland, 1833.

Zum Theil recht anmuthig versifizirt und in allerlei Formen und Gestalten. Wo man diese häuslichen Feste noch häufig feiert, möge daher diese Sammlung empfohlen seyn.

15) Israels Verkehr und Geist von Itzig Veitel Stern, herausgegeben von David Löw Drachenfels. Meißen, bei F. W. Göbsche, 1830. Pesth, bei Otto Wigand.

In der bekannten Art. Ein unverständlicher Jargon, dessen Erklärung in einem Anhange versucht wird. Die Sache ist aber nicht werth, mit dem Nachschlagen viel Zeit hinzubringen. Von allen diesen Judenpossen war „Unser Verkehr" von Sessa die gelungenste, die von keinem der Nachahmer bisher erreicht werden konnte.

16) Thalia. Allegorisch-dramatische Spiele, verfaßt von August Held. Ratibor, 1834, gedruckt bei Schlögel. In Commission in der Fuhe'schen Buchhandlung in Ratibor.

Kleine, liebe Alltäglichkeiten in Versen und Prosa. In Ratibor gedruckt, dort in Commission gegeben und von einer Anzahl Honoratioren in und um Ratibor, die in einer Subscribentenliste vorgedruckt sind, an's Tageslicht befördert. Das Büchlein steht außer dem Buchhandel und so gewissermaßen auch außerhalb der öffentlichen Kritik.

Geschichte.

Geschichte der Kämpfe Frankreichs in Italien unter Karl VIII. Von Wilhelm Havemann. Hannover, Hahn, 1833.

Nach dem Untergange der Hohenstaufen hatte Frankreich, im Bunde mit dem Papste, ein solches Uebergewicht erhalten, daß es schien, als sey der französische König der eigentliche Kaiser. So lange die Päpste zu Avignon waren, handelten sie mit den Königen im Wesentlichen einig, oder vielmehr, sie standen unter dem Einfluß derselben; sobald sie sich aber emancipirt hatten und nach Rom zurückgekehrt waren, kamen sie in dieselbe Spannung mit den französischen Königen, wie früher mit den deutschen Kaisern, und um die Aehnlichkeit vollständig zu machen, unternahmen jezt diese Könige eben solche kriegerische Romfahrten, um den Papst sich zu unterwerfen und Italien ihrem Reich zu assimiliren, wie dies früher die deutschen Kaiser gethan hatten.

Den ersten dieser Römerzüge unternahm Karl VIII., ein ächter Franzose, galant im Pallast, Held in der Schlacht, noch jung und abenteuerlich. Seine Plane gingen noch weiter. Er wollte nicht nur Italien, sondern auch die europäische Türkei erobern. Das deutsche Reich, damals unter Maximilian I. keinem Ruf der Ehre, keinem Befehl gehorchend, eine träge Masse kleiner egoistischer Einzelheiten, die sich um den Bestand des Ganzen nicht bekümmerten und von einer deutschen Politik auch nicht das ABC verstanden, dieses deutsche Reich war dem Franzosenkönig nicht im geringsten hinderlich. In Italien selbst war ihm Vieles günstig. Papst war damals der berüchtigte sechste Alexander, der weder kirchliches Ansehen, noch ausdauernden Muth besaß und nur durch Intrigue und Verrath schaden konnte. Neapel, unter dem harten Ferdinand von Arragonien,

Digitized by Google

trachtete nach Empörung, und die noch vorhandenen Anhänger des Hauses Anjou wünschten die Franzosen herbei. Venedig war zwar einig und mächtig, aber eifersüchtig auf Mailand. Mailand gehoechte dem Ludovico Moro, der seinen Neffen Johann Galeazzo Sforza vertrieben hatte, und war wieder eifersüchtig theils auf Venedig, theils auf Florenz. Floeenz haßte die Mediceer und hatte außerdem Pisa, das nicht von ihm abhängig seyn wollte, zu fürchten.

Das Einverständniß des Papstes mit Ferdinand von Neapel und das Schwanken Venedigs ließ Ludovico für seine Herrschaft bangen, und um ein neues Gewicht in die Waagschale zu weefen, lud er den König von Frankreich ein, sich Neapels, als des alten Erbes von Anjou, zu bemächtigen. Wer sollte es glauben, daß sich Kaiser Maximilian durch die Hand dee Blanca Maria, des Galeazzo Schwester, die ihm Ludovico nebst 400,000 Dukaten gab, bestechen ließ, dee französischen Usurpation in Italien ruhig zuzusehen! Auch ganz Odeeitalien dielt sich still, Venedig, weil es von seiner Neutralität Vortheil zieden wollte. Nur Bologna unter den Bentivoglios, den Nachkommen der Hohenstaufen, wies die Anteäge und Drohungen Karls mit Stolz zurück. Karl nahm sofort den Titel eines Königs nicht nur von Neapel, sondern auch von Jerusalem an, und rüstete nicht nur ein Heer gegen Neapel, wozu er besonders viel Schweizer ward, sondern leitete auch zugleich eine Empörung der Griechen gegen die Türken ein und unterhandelte mit dem nach Rom geflüchteten Gemen, Bruder des Sultan Bajazet, um ihn gegen den leztern zu unterstützen. Der Papst aber, der die Uebermacht Frankeeichs fürchtete, unterrichtete heimlich den Sultan von diesen Umtrieben und verspeach ihm gegen eine große Summe Geldes, Gemen unschädlich zu machen.

Im Jahr 1494 brach Karl nach Italien auf, schlug schon in Ligurien eine Abtheilung Neapolitaner, die an dee Küste gelandet waren, und rückte ungehindert weiter vor. Die Florentiner würdeten zwar gegen den Vertrag, den Pietro Medici mit Karl geschlossen hatte, jagten die Medici aus der Stadt und bildeten unter dem mystischen Seher Savanorola eine Demokratie, wagten aber doch nicht, dem französischen Heere zu widerstehen, sondern vertrugen sich mit ihm. Der König machte strenge Bedingungen, aber fogleich trat ein Floeentiner Bürger hervor, zerriß den Veetrag und drohte, die ganze Stadt zu den Waffen zu rufen, worauf der König gemäßigtere Vorschläge machte. Nun stand ihm der Weg nach Rom offen. Der Papst, bis dahin Ferdinand treu, ließ den Muth sinken, fürchtete wegen seiner Schändlichkeiten Absetzung und eine neue Papstwahl, unterhandelte also öffentlich mit Karl und ließ ihn in Rom ein, während er ihm jedoch heimlich deſto bitteeee grollte. Der unglückliche Gemen wurde umgebracht; der Papst selbst ließ ihn umbeingen, damit sich der allerchristlichste König seiner nicht gegen das Haupt dee Ungläubigen bedienen könne. Der Papst und der Sultan Hand in Hand! Inzwischen verfolgte Karl sein Glück und rückte fast ungehindert auch in Neapel ein, da der alte Ferdinand gestorben war und sein Sodn Alfonso die Krone freiwillig niederlegte und Mönch wurde. Der Sohn des leztern, der jüngere Ferdinand, konnte die Keone nicht behaupten und entfloh mit der Flotte; der alte Feldherr Trivulcio ging zu Karl über.

Nun aber begannen Venedig und Mailand vor des Königs Glück zu zittern und für ihre eigene Selbstständigkeit besorgt zu weeden. Der Papst schürte das Feuer. Karl selbst schwächte sein Heer durch die vielen Besatzungen, die er vertheilen mußte, und erkältete den Enthusiasmus der Neapolitaner, indem er in den Genüssen ihres Landes schweigte, sich um Geschäfte wenig kümmerte und alle einträglichen Aemter Franzosen überließ, deeen Uebeemuth und zügellose Frechheit die Ehre und das Eigenthum der Männer und die Keuschheit der Frauen gefährdete. Auch Spanien wurde jezt thätig, da es die arragonische Erbschaft in Italien nicht verlieren wollte, und selbst der arme Kaiser Max wurde pro forma in's Vertrauen gezogen, obgleich man nichts von ihm hoffte, noch fürchtete. So kam Anno 1495 die Ligne zwischen dem Papst, Kaiser Max, Ferdinand von Spanien, Venedig, Mailand und Bologna zu Stande, wodurch Karl genöthigt wurde, den Rückweg duech Frankreich zu suchen, devor ihm derselde abgeschnitten würde. Florenz blieb ihm treu. Durch die siegreiche Schlacht bei Fornovo bahnte er sich den Weg durch die Appeninnen, und ehe es zu einer zweiten Schlacht bei Novara kam, brachte er den auf seine Verbündeten schon wieder eifersüchtig gewordenen Ludovico von Mailand zu einem Separatfrieden, worauf er ungehindert nach Frankreich heimkehrte. Neapel fiel an Ferdinand zurück, nur Florenz widerstand noch. Da ließ sich Kaiser Max im Interesse Mailands zu einem für einen deutschen Kaiser wahrhaft lächerlichen Zug gegen die Florentiner verleiten, wurde aber vor Livorno zurückgeschlagen. Erst als der Papst den frommen Savanorola in den Bann that, den digotten Pöbel gegen ihn aufdezte und die Unterwerfung Pisa's als Friedenspfand anbot, versöhnte sich Florenz mit den Ligisten, und der unglückliche Savanoeola wurde verbrannt.

Dies ist kurzgefaßt der Inhalt vorliegender trefflich geschriebener Schrift. Der Verfasser hat nicht nur in der Gruppirung des Stoffes, sondern auch in dem gewiegten Styl ein ausgezeichnetes historiographisches Talent bewährt, und wir bemerken nur eine kleine Nachlässigkeit Seite 66, wo es heißt, Karl sey „an der Spitze seines Heers“ in Florenz eingezogen, indeß gleich darauf der Zug selbst beschrieben wird, in welchem der König zuletzt kommt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. W. Menzel.

Digitized by Google

32101 064054776